

„Selbst wenn Fehler gemacht werden, sollten sie geschlossen gemacht werden [...]. Deshalb war es ein unkluges, politisch sehr schädliches Beginnen, daß die 'unabhängige' Partei sich gegründet hat.“

Die Spaltung der bayerischen Sozialdemokratie im Ersten Weltkrieg und die Entstehung der USPD. Vorgeschichte – Verlauf - Ursachen

Dissertation

zur Erlangung des Doktorgrades an der

Philologisch-Historischen Fakultät

der Universität Augsburg

vorgelegt von

Bernward ANTON

2015

Erstgutachter: Prof. Dr. Wolfgang E. J. Weber

Zweitgutachter: Prof. Dr. Günther Kronenbitter

Tag der mündlichen Prüfung: 28.11.2012

Inhaltsverzeichnis

ABKÜRZUNGSVERZEICHNIS	6
EINLEITUNG	8
1 EINFÜHRUNG	21
1.1 FORSCHUNGSSTAND	21
1.2 QUELLENLAGE	69
1.3 METHODISCHER ANSATZ UND FRAGESTELLUNG.....	72
2 HISTORISCHE AUSGANGSBEDINGUNGEN FÜR DIE SPALTUNG DER BAYERISCHEN SOZIALDEMOKRATIE	118
2.1 DAS DEUTSCHE KAISERREICH.....	118
2.2 DIE DEUTSCHE SOZIALDEMOKRATIE BIS 1914.....	160
2.2.1 <i>Die SPD nach dem Sozialistengesetz</i>	160
2.2.2 <i>Erfurter Programm, Revisionismustreit und Flügelbildung in der Partei</i>	163
2.2.3 <i>Ausbau der Organisation, Lebensverhältnisse der Arbeiterschaft, Entstehung einer „Arbeiterbewegungs-Kultur“</i>	197
2.2.4 <i>SPD und Freie Gewerkschaften</i>	209
2.2.5 <i>Die Verfestigung der Parteiströmungen</i>	235
2.2.6 <i>SPD und monarchischer Obrigkeitsstaat</i>	250
2.2.7 <i>Die Debatte über die Militär- und Außenpolitik: Die Genese der „Integrationsstrategie“ und die Vorbereitung der Burgfriedenspolitik</i>	261
2.2.7.1 Voraussetzungen	261
2.2.7.2 Die Anfänge der „Kompensationsstrategie“: Die Debatte um die Vorschläge von Schippel und Heine	274
2.2.7.3 Vordenker und Gegner des „Opportunismus“	286
2.2.7.4 1907: Das Jahr der (vor-)entscheidenden Weichenstellungen.....	307
2.2.7.5 SPD und Internationale	318
2.2.7.6 Die reformorientierte Militärkritik und die Ausgestaltung der Integrationsstrategie	323
2.2.7.7 Die „Generalprobe“: Die Reaktion der SPD auf die 2. Marokkokrise (1911).....	330
2.2.7.8 Maßnahmen gegen den Krieg? – Die vergebliche und die verweigerte Suche nach einem Ausweg	338
2.2.7.9 Annäherung zwischen Reichsleitung und SPD	355
2.2.7.10 Praktische Mitarbeit und programmatische Defizite	362
2.2.8 <i>Die letzten Vorkriegsjahre: Fragmentierung, Stagnation und das Fehlen einer Parteistrategie</i>	368
2.2.9 <i>Die Lage der SPD 1914: Mit dem Rücken zur Wand oder auf dem Weg in die Sackgasse?</i>	400
2.3 DIE INNENPOLITISCHE ENTWICKLUNG IN BAYERN BIS 1914	418
2.4 DIE BAYERISCHE SOZIALDEMOKRATIE BIS 1914	431
2.4.1 <i>Die Entstehung des bayerischen Landesverbandes und der Reformismus Georg von Vollmars</i>	431
2.4.2 <i>„Münchner“ und „Nürnberger“</i>	440
2.4.3 <i>Der Budgetstreit 1908/10 und die Rolle des bayerischen Landesverbandes</i>	449
2.4.4 <i>Josef Simon – ein unabhängiger Sozialdemokrat und Gewerkschaftsführer</i>	481
2.4.5 <i>Stellungnahmen zur Außen- und Militärpolitik sowie zum Verhalten im Kriegsfall</i>	492
2.4.6 <i>Ausbau der Parteiorganisation, ideologische Kontinuität und Aufschub der Probleme</i>	502
2.4.7 <i>Die Verfestigung einer oppositionellen Strömung in Franken</i>	517
2.4.8 <i>Der Kurswechsel des Landesvorstandes findet nicht statt</i>	535
3 DIE SPD BEI KRIEGSAUSBRUCH: BURGFRIEDEN UND INTEGRATIONSSTRATEGIE	542
3.1 DIE ENTWICKLUNG IM REICH	542
3.1.1 <i>Alte Mythen und neue Forschungsergebnisse zum Kriegsausbruch</i>	542
3.1.2 <i>SPD und Reichsregierung in der Julikrise</i>	555
3.1.3 <i>Die Entscheidung der SPD für den „Burgfrieden“</i>	564
3.1.4 <i>Ursachen und Motive für die „Politik des 4. August“</i>	569
3.1.5 <i>Burgfrieden, Innenpolitik und militärische Entwicklung in der ersten Kriegsphase</i>	582
3.1.6 <i>Anpassungsprozesse in der SPD</i>	588
3.2 DIE ENTWICKLUNG IN BAYERN	598
3.2.1 <i>Die Rezeption der Julikrise und das „Augusterlebnis“ in Bayern</i>	598
3.2.2 <i>Der SPD-Landesparteitag in Neustadt/Haardt</i>	603
3.2.3 <i>Die Haltung der bayerischen SPD gegenüber dem drohenden Krieg und ihre Friedenskundgebungen</i>	607
3.2.4 <i>Die Stimmung in der SPD und in der Arbeiterschaft</i>	618

3.2.5	<i>Der Kurs der Landesleitung und seine Durchsetzung</i>	626
3.2.6	<i>Das informelle Bündnis zwischen SPD und Staatsregierung</i>	637
3.2.7	<i>Der Kriegszustand in Bayern und seine Folgen für die SPD</i>	645
3.3	ZWISCHENBILANZ	651
4	DIE SPD AUF DEM WEG ZUR PARTEISPALTUNG	668
4.1	DIE POLITIK IM REICH UND DIE RADIKALISIERUNG DER KRIEGSFÜHRUNG 1915/16	668
4.2	DER PARTEISTREIT IM REICH UND IN BAYERN IM JAHR 1915	683
4.2.1	<i>Das Wirken der Parteiopposition im Verborgenen und der Vormarsch des rechten Parteiflügels</i> ..	683
4.2.2	<i>Die Frühphase des Parteistreits in Bayern</i>	700
4.2.3	<i>„Das Gebot der Stunde“ und die Folgen</i>	710
4.2.4	<i>Der Streit um die „Kriegsziele“ und der Pakt mit der Regierung</i>	721
4.2.5	<i>Die Parteiopposition bezieht im Reichstag Stellung</i>	733
4.3	VERSCHÄRFUNG DER PARTEIKRISE: DIE BILDUNG DER SAG, POSITIONSBESTIMMUNGEN DER PARTEIFLÜGEL UND BAYERISCHE LANDESKONFERENZ (APRIL 1916)	740
4.4	DIE SPD UND DIE POLITISCHE ENTWICKLUNG IN BAYERN BIS ENDE 1916	753
4.5	FORMIERUNG DER LAGER UND AUSGLEICHSBEMÜHUNGEN	767
4.6	FRIEDENSPETITIONSBEWEGUNG UND REICHSKONFERENZ (SEPTEMBER 1916).....	774
4.7	KURT EISNERS LANGER MARSCH ZUR LINKSOPPOSITION	792
4.8	DIE HERAUSBILDUNG DER PARTEIOPPOSITION IN MÜNCHEN.....	828
4.9	ZWISCHENBILANZ	842
5	DIE PARTEISPALTUNG IM JAHR 1917	855
5.1	DIE LETZTEN ETAPPEN AUF DEM WEG ZUR SPALTUNG DER BAYERISCHEN SPD UND DIE GRÜNDUNG DER USPD IN GOTHA (6.-8. APRIL 1917)	855
5.2	DIE ENTSTEHUNG DER ERSTEN BAYERISCHEN ORTSVERBÄNDE DER USPD	872
5.2.1	<i>Aschaffenburg</i>	872
5.2.2	<i>Schweinfurt</i>	878
5.2.3	<i>Würzburg und Umgebung</i>	884
5.2.4	<i>Hof und Umgebung</i>	888
5.2.5	<i>Nürnberg</i>	897
5.2.6	<i>Fürth</i>	906
5.2.7	<i>München</i>	907
5.2.8	<i>Übriges Südbayern</i>	918
5.3	DIE REAKTION DER BEHÖRDEN AUF DIE GRÜNDUNG DER USPD	918
5.4	DIE BAYERISCHE MEHRHEITSSOZIALDEMOKRATIE	923
5.5	DIE INNENPOLITISCHE UND MILITÄRISCHE ENTWICKLUNG 1917	941
5.6	DIE BAYERISCHE USPD BIS ZUM VORABEND DES JANUARSTREIKS.....	965
5.7	EXKURS I: PARTEIOPPOSITION BZW. USPD UND GEWERKSCHAFTEN	970
5.8	ZWISCHENBILANZ	996
6	VOM JANUARSTREIK BIS ZUR NOVEMBERREVOLUTION	1013
6.1	DER JANUARSTREIK IN BAYERN	1013
6.1.1	<i>Die Ausgangsbedingungen</i>	1013
6.1.2	<i>Nürnberg</i>	1017
6.1.3	<i>Fürth</i>	1023
6.1.4	<i>Schweinfurt</i>	1024
6.1.5	<i>Übriges Nordbayern</i>	1025
6.1.6	<i>München</i>	1025
6.2	DIE BILANZ DES STREIKS IN BAYERN	1045
6.2.1	<i>Die Sicht der Behörden</i>	1045
6.2.2	<i>Die Folgen für die USPD</i>	1048
6.2.3	<i>Die Folgen für das Verhältnis zwischen MSPD und USPD</i>	1057
6.3	DIE ANFÄNGE DES LANDESVERBANDES DER BAYERISCHEN USPD: DIE NÜRNBERGER LANDESKONFERENZ AM 31. MÄRZ 1918.....	1059
6.4	DIE ENTWICKLUNG DER PARTEIORGANISATION: STAGNATION UNTER VERSCHLECHTERTEN RAHMENBEDINGUNGEN	1062
6.5	DIE POLITIK AUF REICHSEBENE UND DIE MILITÄRISCHE ENTSCHEIDUNG AN DER WESTFRONT	1084
6.6	EXKURS II: GRUNDRISS EINES PROGRAMMATISCHEN PROFILS, POLITISCHE DEUTUNGSMUSTER UND IDEALISTISCHE MOTIVE	1108

6.7	EXKURS III: DIE USPD UND DER KAMPF UM DIE DEUTUNGSHOHEIT – „FRONTERLEBNIS“, „DOLCHSTOßLEGENDE“ UND „KRIEGSUNSCHULDLEGENDE“	1119
6.8	SOZIALDEMOKRATIE UND BAYERISCHE INNENPOLITIK BIS OKTOBER 1918	1157
6.9	DER REVOLUTION ENTGEGEN: STIMMUNGSVERSCHLECHTERUNG, INNENPOLITISCHE KRISE UND LETZTE REFORMBEMÜHUNGEN IN BAYERN	1172
6.10	ZWISCHENBILANZ	1195
7	RÜCKBLICK UND AUSBLICK: SONDERWEGE UND IRRWEGE DER BAYERISCHEN SOZIALDEMOKRATIE. ODER: DIE BURGRIEDENSPOLITIK ALS TEIL DER „DEUTSCHEN KATASTROPHE“ – ERGEBNISSE, THESEN, FRAGEN	1205
	QUELLENVERZEICHNIS	1285
1	ARCHIVALIEN	1285
1.1	BAYERISCHES HAUPTSTAATSARCHIV MÜNCHEN	1285
1.1.1	Abteilung II:	1285
1.1.2	Abteilung IV (Kriegsarchiv):	1285
1.2	STAATSARCHIV AMBERG	1286
1.3	STAATSARCHIV AUGSBURG	1286
1.4	STAATSARCHIV BAMBERG	1287
1.5	STAATSARCHIV MÜNCHEN	1287
1.6	STAATSARCHIV NÜRNBERG	1287
1.7	STAATSARCHIV WÜRZBURG	1288
1.8	STADTARCHIV NÜRNBERG	1288
1.9	ARCHIV DER SOZIALEN DEMOKRATIE (BONN)	1288
1.10	POLITISCHES ARCHIV AUSWÄRTIGES AMT	1288
1.11	SAPMO/BUNDESARCHIV (BERLIN)	1288
1.12	ARCHIV DER MÜNCHNER ARBEITERBEWEGUNG	1289
2	GEDRUCKTE QUELLEN	1289
2.1	BERICHTE UND PROTOKOLLE	1289
2.1.1	Parlamente	1289
2.1.2	Rätekongresse	1289
2.1.3	Sozialdemokratie	1290
2.1.4	Internationale	1292
2.1.5	Gewerkschaften	1293
2.2	TAGEBÜCHER, ERINNERUNGEN UND AUTOBIOGRAPHIEN	1293
2.3	SONSTIGE QUELLENEDITIONEN UND DOKUMENTENSAMMLUNGEN	1295
3	ZEITUNGEN UND ZEITSCHRIFTEN	1302
3.1	SOZIALDEMOKRATIE	1302
3.2	GEWERKSCHAFTEN	1303
3.3	SONSTIGE	1303
	LITERATURVERZEICHNIS	1304
1	BIOGRAPHISCHE NACHSCHLAGEWERKE	1304
2	SONSTIGE NACHSCHLAGEWERKE	1305
3	ZEITGENÖSSISCHE LITERATUR	1306
4	SEKUNDÄRLITERATUR NACH 1945	1309
5	SOZIALDEMOKRATISCHE FESTSCHRIFTEN	1366
6	SONSTIGE LITERATUR	1366

Abkürzungsverzeichnis

ADAV	Allgemeiner Deutscher Arbeiterverein
ADGB	Allgemeiner Deutscher Gewerkschaftsbund
AdsD	Archiv der sozialen Demokratie (Bonn)
AfS	Archiv für Sozialgeschichte
AK	Armeekorps
APZ	Aus Politik und Zeitgeschichte
ASP	Alte Sozialdemokratische Partei
BA	Bezirksamt
BayWo	Bayerisches Wochenblatt
BBB	Bayerischer Bauernbund
BSZ	Bayerische Staatszeitung
BzG	Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung
DDP	Deutsche Demokratische Partei
DGB	Deutscher Gewerkschaftsbund
DMV	Deutscher Metallarbeiter-Verband
DTV	Deutscher Textilarbeiter-Verband
FT	Fränkische Tagespost
FV	Fränkischer Volksfreund
FVP	Fortschrittliche Volkspartei
FVt	Fränkische Volkstribüne
GG	Geschichte und Gesellschaft
GWU	Geschichte in Wissenschaft und Unterricht
HGZ	Handlungsgehilfen-Zeitung
HstAM	Hauptstaatsarchiv München
IWK	Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung
KAPD	Kommunistische Arbeiterpartei Deutschlands
KAG	Kommunistische Arbeitsgemeinschaft
Kast	Kriegsamtstelle
KdAbg	Kammer der Abgeordneten des bayerischen Landtages
K. d. I.	Kammer des Innern
KI	Kommunistische Internationale
KPO	Kommunistische Parteiopposition
KrA	Kriegsarchiv München (=HstAM, Abt. IV)
Krs	Kreis
LVZ	Leipziger Volkszeitung
MA	Bayerisches Ministerium des Äußern und des Königlichen Hauses
MBer	Monatsbericht
MdL	Mitglied des Landtages
MdR	Mitglied des Reichstages
MetZ	Metallarbeiter-Zeitung
MInn	Bayerisches Ministerium des Innern
Mfr	Mittelfranken
MGM	Militärgeschichtliche Mitteilungen
MK	Bayerisches Kultusministerium
MKr	Bayerisches Kriegsministerium
MNN	Münchner Neueste Nachrichten

MP	Münchener Post
MSPD	Mehrheitssozialdemokratische Partei Deutschlands
Nabt	Nachrichtenabteilung
NDP	Neue Donau-Post
NPL	Neue Politische Literatur
NüVZ	Nürnberger Volkszeitung
Ofr	Oberfranken
OKK	Ortskrankenkasse
OVZ	Oberfränkische Volkszeitung
PA	Parteiausschuss
PolArchivAA	Politisches Archiv Auswärtiges Amt
PoldirM	Polizeidirektion München
PrRef	Pressereferat
PVS	Politische Vierteljahresschrift
RAR	Revolutionärer Arbeiterrat
RB	Regierungsbezirk
Reg	Regierung
RegPräs	Regierungspräsidium/-präsident
RwGrKdo	Reichswehrgruppenkommando
SAG	Sozialistische Arbeitsgemeinschaft
SAP	Sozialistische Arbeiterpartei Deutschlands (1875-1890)
SAPD	Sozialistische Arbeiterpartei Deutschlands (ab 1931)
SAPMO-BArch	Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv
Schw	Schwaben
SDAP	Sozialdemokratische Arbeiterpartei Deutschlands (1869-1875)
SPD	Sozialdemokratische Partei Deutschlands (ab 1890)
StAA	Staatsarchiv Augsburg
StAAm	Staatsarchiv Amberg
StABa	Staatsarchiv Bamberg
StAM	Staatsarchiv München
StANü	Staatsarchiv Nürnberg
StAWü	Staatsarchiv Würzburg
StdANü	Stadtarchiv Nürnberg
StdMag	Stadtmagistrat
StellvGenKdo	Stellvertretendes Generalkommando
StenBer	Stenographische Berichte
SVZ	Schwäbische Volkszeitung
Ufr	Unterfranken
USPD	Unabhängige Sozialdemokratische Partei Deutschlands
VfZ	Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte
VSPD	Vereinigte Sozialdemokratische Partei Deutschlands
WBer	Wochenbericht
ZBLG	Zeitschrift für Bayerische Landesgeschichte
ZdH	Zentralverband der Handlungsgehilfen
ZfG	Zeitschrift für Geschichtswissenschaft
ZpolstB	Zentralpolizeistelle Bayern

Einleitung

„Weil Oesterreich unbedingt Serbien bekriegen will, weil Oesterreich-Ungarn das weitgehendste Entgegenkommen Serbiens für ungenügend erklärt hat [...] – dafür soll Deutschland in einen Krieg ziehen, bei dem es nur verliert, bei dem es nichts, aber gar nichts gewinnt.“¹ Mit dieser prophetischen Einschätzung wartete das in Nürnberg erscheinende SPD-Organ, die *Fränkische Tagespost*, am 30. Juli 1914 auf - zwei Tage bevor Deutschland offiziell in den Krieg eintrat, der als „Erster Weltkrieg“ oder als „Großer Krieg“ in die Geschichte eingehen sollte. Der Urheber dieser Vorhersage konnte nicht wissen, dass der deutsche Botschafter in London, Karl Max von Lichnowsky, kurz zuvor an das Auswärtige Amt telegraphiert hatte, er „möchte dringend davor warnen, an die Möglichkeit einer Lokalisierung auch fernerhin zu glauben, und die gehorsamste Bitte aussprechen, unsere Haltung einzig und allein von der Notwendigkeit leiten zu lassen, dem deutschen Volke einen Kampf zu ersparen, bei dem es nichts zu gewinnen und alles zu verlieren hat.“² Doch die maßgeblichen Stellen in Berlin schlugen auch diese gut begründete Warnung in den Wind; innerhalb weniger Tage weitete sich der Konflikt, der auf dem Balkan begonnen hatte, zum Kontinental- und dann zum Weltkrieg aus.

Der Beginn des Ersten Weltkrieges, der Auftakt des „Kurzen 20. Jahrhunderts“³, stellt eine der bedeutendsten Zäsuren der jüngeren deutschen und europäischen Geschichte dar. So wenig umstritten diese Einschätzung ist, so heftig wogt seit jeher der politische und wissenschaftliche Streit um Ursachen, Verantwortlichkeiten und Folgen des Ersten Weltkrieges. George F. Kennan nannte ihn „die Ur-Katastrophe dieses Jahrhunderts, das Ereignis, in dem stärker als in irgendeinem anderen – mit Ausnahme der Entdeckung von Kernwaffen und der Entwicklung der Bevölkerungs- und Umweltkrise – Versagen und Niedergang unserer westlichen Zivilisation begründet liegen.“⁴ Über diese Grunderkenntnis hinausgehend zeichnet sich inzwischen ab, dass die tieferen Ursachen für die Eruption an Destruktivität, die der Erste Weltkrieg darstellte, weit zurückreichen; diese Ursachen haben mit den sozialen und ideologischen Gegensätzen und Widersprüchen der modernen Gesellschaften zu tun, die langfristiger Natur sind und für die weder das Jahr 1914 noch das Jahr 1918 eine entscheidende Zäsur darstellen. (Auf diese Kontinuitätsproblematik wird am Schluss noch zurückzukommen sein.)

¹ FT Nr. 175 vom 30.7.1914.

² Lüder MEYER-ARNDT, *Die Julikrise 1914. Wie Deutschland in den Ersten Weltkrieg stolperte*, Köln – Weimar – Wien 2006, Zitat: S. 135.

³ Zu diesem Begriff siehe Hans-Ulrich WEHLER, *Gibt es das „Kurze 20. Jahrhundert“?*, in: Ders., *Notizen zur deutschen Geschichte*, München 2007, S. 40-49.

⁴ George F. KENNAN, *Bismarcks europäisches System in der Auflösung. Die französisch-russische Annäherung 1875 bis 1890*, Frankfurt am Main – Berlin – Wien 1981, S. 12. (*Hervorhebungen* in Zitaten sind im Folgenden stets aus dem Original übernommen).

Während die „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts“ - so die verkürzte Formel, die inzwischen eine zum Allgemeingut gewordene Beurteilung darstellt - in Großbritannien „in vielfacher Weise den Zweiten Weltkrieg im öffentlichen Bewußtsein in den Schatten stellt“⁵, verhält es sich in Deutschland aus zwingenden Gründen genau umgekehrt; hier ist, wie Gerd Krumeich anmerkte, „die Erinnerung an den Ersten Weltkrieg [...] während vieler Jahrzehnte nahezu verloren gegangen“⁶. Gerade für das Verständnis des Nationalsozialismus und seiner Ursachen, die einen Großteil der Aufmerksamkeit in der öffentlichen Debatte um die jüngere Vergangenheit auf sich ziehen, wäre es dabei aber nur förderlich, wenn die Jahrzehnte vor 1933 eine größere Berücksichtigung fänden. Dies unterblieb bislang nicht zuletzt deshalb, weil die inzwischen etablierte Debattenroutine - sobald es sich um tatsächliche oder vermeintliche „Skandale“ im Zusammenhang mit der Beurteilung des Dritten Reiches handelt - meist ein Abweichen von den eingefahrenen, reflexhaft abgerufenen Ritualen verhindert und die Selbstdarstellung der Protagonisten einer produktiven Debatte im Sinne der Aufklärung den Weg versperrt. Dies geht nicht nur auf Kosten der nötigen Sachlichkeit und Ergebnisoffenheit der Diskussion; auch weiter zurückliegende Ereignisse – für die eben keine (fernsehkompatiblen) „Zeitzeugen“ zur Verfügung stehen – geraten dabei an den Rand der Wahrnehmung. Folglich findet sich im politischen Feuilleton nur selten die berechtigte Klage: „Was vor dem Ersten Weltkrieg geschah, scheint völlig einer Art von ästhetischem Historismus überlassen, hübsch präsentiert, kenntnisreich kommentiert, aber der Debatte, des Streits, der kontroversen Deutungen nicht recht würdig.“⁷

Mutatis mutandis gilt diese Feststellung auch für den Ersten Weltkrieg selbst, ebenso für die Revolution von 1918/19 und die Weimarer Republik, die im geschichtspolitischen Diskurs der wiedervereinigten Bundesrepublik keine Rolle (mehr) spielen. Ein weiteres Problem hat Eric Hobsbawm einmal mit der beiläufigen Bemerkung angesprochen, dass „sich jeder, der je von einem intelligenten amerikanischen Studenten gefragt wurde, ob die Bezeichnung `Zweiter Weltkrieg` bedeute, daß es auch einen `Ersten Weltkrieg` gegeben habe, bewußt sein muß, daß nicht einmal die Kenntnis der grundlegendsten Fakten dieses Jahrhunderts vorausgesetzt werden kann.“⁸ Mit gewissen Verschiebungen im Detail gilt dies für Deutschland ebenso wie für andere westliche Länder. Quer zu allen (partei-)politischen Fronten ist damit eine Schiefelage im historischen Bewusstsein entstanden, der entgegenzutreten zu den vornehmeren Aufgaben der zeitgeschichtlichen Forschung gehört.

⁵ Niall FERGUSON, *Der falsche Krieg. Der Erste Weltkrieg und das 20. Jahrhundert*, München 2001, S. 8f.

⁶ Gerd KRUMEICH, Einleitung zu der Sektion: 1918: Das Ende des Weltkrieges?, in: Marie-Luise RECKER/Doris EIZENHÖFER/Stefan KAMP, *Intentionen – Wirklichkeiten. 42. Deutscher Historikertag in Frankfurt am Main, 8. bis 11. September 1998. Berichtsband*, München 1999, S. 230-236, hier: S. 230.

⁷ So Jens Bisky in seinem Artikel „Im Kabuff der Zeitgeschichte. Degussa, Breker, Grass & Co. – Vom Erblinden durch Skandale“. (*Süddeutsche Zeitung* Nr. 201 vom 1.9.2006).

⁸ Eric HOBSBAWM, *Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts*, München (9) 2009, S. 17.

Zudem gilt: „Aufgrund seines Ausmaßes und seiner Mehrdimensionalität ist der Erste Weltkrieg wahrscheinlich das beste Beispiel für die Komplexität, die Historiker immer wieder herausfordert und in Erstaunen versetzt.“⁹

Obwohl sie genügend Anlass für Erstaunen bieten, sind auch die Spaltung der Arbeiterbewegung im Ersten Weltkrieg und die revolutionären Umbrüche in seinem Gefolge im politischen Kollektivgedächtnis Deutschlands kaum verankert; diese Vorgänge waren kaum Ausgangspunkt für wirkungsmächtige Mythen.¹⁰ Die Unabhängige Sozialdemokratische Partei Deutschlands (USPD)¹¹, immerhin „die größte zwischen Sozialdemokratie und Kommunismus angesiedelte Massenpartei, die es je gab“¹², taucht nur in unregelmäßigen Abständen als politischer Wiedergänger in der tagespolitischen Debatte auf; und das meist ohne tiefer gehende Reflexionen auszulösen,¹³ in der Regel auch ohne das nötige Faktenwissen im Hintergrund.¹⁴ Und doch schimmert gelegentlich die Faszination dieses in der deutschen Parteiengeschichte singulären Phänomens durch,¹⁵ was aber nicht

⁹ David FROMKIN, *Europas letzter Sommer. Die scheinbar friedlichen Wochen vor dem Ersten Weltkrieg*, München 2005, S. 25.

¹⁰ Herfried Münkler urteilte allerdings über die Linkspartei: Sie „stellt ein gesamtdeutsches Projekt dar und ist – in mythenpolitischer Reminiszenz formuliert – eine Wiederauflage der USPD“. (Herfried MÜNKLER, *Die Deutschen und ihre Mythen*, Berlin 2009, S. 494, Anm. 9). Diese Deutung müsste allerdings erst noch genauer diskutiert werden.

¹¹ Im Folgenden wird durchgehend die Abkürzung USPD verwendet, die sich auch in der wissenschaftlichen Literatur durchgesetzt hat, während im zeitgenössischen Sprachgebrauch die Abkürzungen USP bzw. U.S.P. dominieren. Um Unklarheiten zu vermeiden, steht für die Mehrheitssozialdemokratie konsequent MSPD, in den Quellen hingegen MSP oder SPD.

¹² Susanne MILLER, *Die Geschichte der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei Deutschlands*, in: *Afs* 17 (1977), S. 467-473, hier: S. 467.

¹³ Jüngster Anlass hierfür war das Auftreten der so genannten „Wahlalternative Arbeit und soziale Gerechtigkeit“ (WASG) - faktisch eine Abspaltung von der SPD - und deren Kooperation mit der Linkspartei/PDS im Vorfeld der Bundestagswahl von 2005. Dazu merkte der vergleichsweise gut informierte Heribert Prantl an: „eine Wiedererweckung der USPD, also eine Linksabspaltung der SPD, diesmal unter der Führung von Gregor Gysi und Oskar Lafontaine, würde so wenig Erfolg haben wie vor neunzig Jahren unter Barth und Ledebour.“ (Hört die Signale; *Süddeutsche Zeitung* Nr. 116 vom 23.5.2005). Einige Zeit später ergänzte Prantl noch in einem Rückblick auf die Geschichte der Parteiausschlussverfahren innerhalb der Sozialdemokratie angesichts des aktuellen Falles Wolfgang Clement: „Haase gründete dann die USPD; diese wuchs schnell, getragen von gewaltiger Sympathie an der sozialdemokratischen Basis. Eine der vielen Seelen der Sozialdemokratie hatte sich so einen neuen politischen Körper gesucht.“ (Die heilige Inquisition der SPD. Clement ist eine Ausnahme: Meist wurden die Linken verbannt, weil sie den Weg der Partei in die Mitte störten; *Süddeutsche Zeitung* Nr. 179 vom 2./3.8.2008).

¹⁴ Hans-Ulrich Wehler sah angesichts der seiner Meinung nach zu schwachen Abgrenzungsversuche der SPD gegenüber der Partei der *Linken* bereits einen Hauch von Weimar durch Berlin wehen (vgl. Hans-Ulrich WEHLER, *Wird Berlin doch noch Weimar?*, in: Ders., *Land ohne Unterschichten? Neue Essays zur deutschen Geschichte*, München 2010, S. 24-28). Dabei zeigte er sich erstaunlich wenig sachkundig mit der Behauptung: „Als sich die USPD 1922 auflöste, schlossen sich zwei Drittel der Mitglieder der KPD an, die dadurch, bisher nur politische Sekte, die Grundlage für eine Massenpartei gewann“. (Ebd., S. 26). Tatsächlich wanderte bei der Spaltung der USPD im Herbst 1920 nur ca. ein Drittel der Mitglieder zur KPD ab (ein erheblicher Teil davon verließ die Partei wenig später wieder), ein Drittel schloss sich keiner Partei mehr an, das verbliebene knappe Drittel vereinigte sich dann zwei Jahre später (bis auf einen winzigen Rest) mit der MSPD zur VSPD (Zahlenangaben siehe bei Hartfrid KRAUSE, *USPD. Zur Geschichte der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei Deutschlands*, Frankfurt a. M. – Köln 1975, S. 303).

¹⁵ Dazu noch einmal Prantl: „Ihre Zerrissenheit in der Weimarer Zeit ist bis heute ein Trauma der Sozialdemokratie. Und trotzdem lockt die kurzlebige, ewige USPD – als scheinbar erfolgreiches Vorbild.“ (Luzifer Lafontaine. Die ewige USPD: Wieder einmal suchen sich die zwei Seelen der Sozialdemokratie unterschiedliche Körper; *Süddeutsche Zeitung* Nr. 119 vom 27.5.2005). Nach dem Sieg der von Oskar Lafontaine angeführten *Linken* bei der Landtagswahl im Saarland im August 2009 kam Prantl erneut auf das Thema zurück; in einem differenzierten Porträt Lafontaines merkte Prantl an: „Die Spaltung gehört zu den großen Traumata der Sozialdemokratie. Es ist ein Trauma, das im Jahr 1917 begann, als im Streit über die Kriegspolitik, die von der Mehrheits-SPD mitgetragen wurde, die USPD, die Unabhängige Sozialdemokratische Partei, sich von ihr lossagte und als linke Alternative zur SPD schnell zur zweiten Massenpartei des Sozialismus wurde. Die zwei Seelen der deutschen Arbeiterbewegung hatten sich unterschiedliche politi-

heißt, dass im Zusammenhang mit dem Ersten Weltkrieg stehende Themen wirklich breite Beachtung finden.

Den Weg aus den Diskussionszirkeln der Fachwissenschaft in die Wahrnehmung einer größeren Öffentlichkeit fand bisher lediglich die Auseinandersetzung um die „Schuld“ bzw. Verantwortlichkeit für den Ausbruch des Ersten Weltkrieges, d. h. die berühmte Fischer-Kontroverse der 1960er Jahre (deren Folgen bis heute reichen). Bei der Formulierung eines aktuellen Zwischenergebnisses der immer noch andauernden Ursachenforschung ist mit Recht vom „Reich des Absurden“ (Stig Förster) gesprochen worden.¹⁶ Dahinter verbirgt sich auch der Tatbestand, dass viele irrationale und destruktive Handlungen und Vorstellungen der am Ersten Weltkrieg (an leitender Stelle) beteiligten Personen – vor allem auf deutscher Seite - eben nur psychologisch erklärt werden könn(t)en – und eben allzu oft bislang nur unzureichend erklärt werden konnten. Nicht zuletzt daraus ergibt sich die besondere Anziehungskraft und Schwierigkeit dieses Forschungsgegenstandes.

Nichts Anderes gilt auch für die Sozialdemokratie, deren Verhalten in diesem Krieg kaum weniger umstritten ist bzw. von psychologischen Faktoren bestimmt war als das der militärischen und politischen Führung des Reiches. Letztere ging, wie erst spät herausgearbeitet worden ist, „mit vollem Bewußtsein in die Katastrophe“¹⁷, die sie dann doch auslöste. Die Frage drängt sich auf: Mit welchem „Bewusstsein“ ging die SPD in den Weltkrieg? War die „Burgfriedenspolitik“ Ergebnis längerer Vorausplanung oder spontaner Improvisation, gezieltes Kalkül oder unerwartete Folge von Ad-hoc-Entscheidungen? Angesichts der seinerzeit (auch wegen der kriegerischen Wirren auf dem Balkan) angespannten internationalen Lage hatte der SPD-Vorsitzende Hugo Haase auf dem Chemnitzer Parteitag im September 1912 noch verkündet: „Das Proletariat erneuert den entschlossenen Willen, alles daran zu setzen, daß der Weltkrieg [sic!] vermieden wird.“¹⁸ Dieses Vorhaben scheiterte, als es keine zwei Jahre später, nach dem Attentat von Sarajevo, zur „Julikrise“ kam. Die SPD organisierte erst große Friedenskundgebungen und schwenkte dann, als der Krieg „da war“, auf den „Burgfrieden“ ein und gab ihre Rolle als Opposition (vorerst) auf. Die Folgen dieses für viele vollkommen überraschenden Schrittes waren kaum zu überblicken. Friedhelm Boll hat zu Recht darauf hingewiesen: „Daß der Erste Weltkrieg erst durch das Mitmachen der Sozialdemokratie die neue

sche Körper gesucht. Ähnlich ist es heute.“ Die fällige „Wiederannäherung der gespaltenen Linken“ bezeichnete Prantl schließlich als die noch ausstehende „Meisterleistung“ Lafontaines . . . (Die Dampfmaschine; *Süddeutsche Zeitung* Nr. 200 vom 1.9.2009).

¹⁶ Stig FÖRSTER, Im Reich des Absurden. Die Ursachen des Ersten Weltkrieges, in: Bernd WEGNER (Hrsg.), *Wie Kriege entstehen. Zum historischen Hintergrund von Staatenkonflikten*, Paderborn 2000, S. 211-252.

¹⁷ So eine Kapitelüberschrift in dem wegweisenden Aufsatz von Stig FÖRSTER, Der deutsche Generalstab und die Illusion des kurzen Krieges, 1871-1914. Metakritik eines Mythos, in: Ders./Johannes BURKHARDT/Josef BECKER/Günther KRONENBITTER, *Lange und kurze Wege in den Ersten Weltkrieg. Vier Augsburger Beiträge zur Kriegsursachenforschung*, München 1996, S. 115-158, hier: S. 151.

¹⁸ Protokoll über die Verhandlungen des Parteitages der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands. Abgehalten zu Chemnitz vom 15. bis 21. September 1912, Berlin 1912, S. 414.

Qualität des Volkskrieges erreichen konnte, wird häufig viel zu wenig berücksichtigt und tritt zurück hinter dem Aspekt, daß die Sozialdemokratie angeblich nicht anders konnte als den Burgfrieden zu akzeptieren.“¹⁹

Für die vorhandenen oder auch nur vermeintlichen Alternativen zum Burgfriedenskurs der SPD-Führung stand eine zunächst kleine, dann aber stetig wachsende Minderheit in der Partei. Deren Kritik und ihr eigenmächtiges Vorgehen sowie die von der Parteimehrheit betriebene Politik der Disziplinierung und Ausgrenzung führten schließlich zur Spaltung, d. h. zur Gründung der USPD im April 1917. Die Entstehungsgeschichte dieser Partei in Bayern und ihre Tätigkeit bis zum Vorabend der Revolution, die in München bereits am 7. November 1918 stattfand, bilden den Gegenstand der vorliegenden Untersuchung; es soll im überschaubaren bayerischen Rahmen aufgezeigt werden, wie scheinbar stabile soziale Formationen – die sozialdemokratische Partei ebenso wie die Gesellschaft des Kaiserreiches als Ganzes – mit frappanter Geschwindigkeit einen Prozess der Desintegration durchliefen, der zur Revolution von 1918/19 führte. Es geht dabei nicht nur um die Geschichte einer politischen Großorganisation, ihrer Spaltung und Neuformierung, sondern auch um die Einbettung dieser Prozesse in einen größeren gesellschaftlichen Kontext. Fundamentale Fragen hierzu wurden bereits gestellt: „Barg der August 1914 die Möglichkeit, durch eine entschiedene, radikale Verweigerung die deutsche Geschichte auf ein anderes, auf ein revolutionäres Gleis zu schieben? Und wenn die Sozialdemokratie stattdessen den entgegengesetzten Weg ging und sich in die patriotische Front einreihete: Ließen sich auf diese Weise die erstarrten und verkeilten Fronten in Deutschland wieder in Bewegung bringen? Gab es die Möglichkeit, statt durch Verweigerung gerade durch Mitmachen Wandel zu schaffen, Reformen einzuleiten?“²⁰

Letztlich läuft alles auf die Frage hinaus, ob es sich beim Kriegsausbruch im August 1914 auch innenpolitisch für Deutschland um einen historischen Wendepunkt handelte. Dies zu beurteilen, verlangt zweierlei: Den Blick auf das „davor“ und das „danach“. Von den wirklich entscheidenden Schalthebeln der Macht wurde die SPD bis zur Parlamentarisierung im Oktober 1918, genau genommen bis zur Revolution im November, ferngehalten. Und doch: Wohl selten in der Geschichte hing von einer Partei, die in das bestehende politische System nur unzureichend integriert und an der Macht nicht beteiligt war (und dazu unter den gegebenen Umständen auch gar keine Chance hatte), so viel ab. Auch ohne das Glatteis kontrafaktischer Spekulationen allzu leichtfertig zu betre-

¹⁹ Friedhelm BOLL, *Frieden ohne Revolution? Friedensstrategien der deutschen Sozialdemokratie vom Erfurter Programm 1891 bis zur Revolution 1918*, Bonn-Bad Godesberg 1980, S. 150, Fn. 16.

²⁰ Gottfried SCHRAMM, 1914: Sozialdemokraten am Scheideweg, in: Carola STERN/Heinrich August WINKLER (Hrsg.), *Wendepunkte deutscher Geschichte 1848-1945*, Frankfurt/Main 1979, S. 63-85, hier: S. 63f.

ten, gilt es Möglichkeiten und Alternativen aufzuzeigen, die vorhanden waren – aber eben *nicht* genutzt wurden.

Im Selbstverständnis und im Traditionserbe der deutschen Sozialdemokratie, selbst in großen Teilen der wissenschaftlichen Rezeption der Ereignisse, tauchen diese Alternativen meist kaum oder nur verzerrt auf. Allzu oft wird zudem übersehen, dass das Schisma der sozialistischen Arbeiterbewegung *nicht* mit der Spaltung in Sozialdemokratie und Kommunismus begann. Ursächlich war vielmehr das Zerbrechen der SPD über der Haltung zur Burgfriedenspolitik im Ersten Weltkrieg in zwei Teile, die beide für sich in Anspruch nahmen, die „eigentliche“ Partei zu sein, von deren geheiligtem Traditionserbe sich der „andere“ Teil abgewandt habe. Gerade weil mit dem Untergang des „real existierenden Sozialismus“ die jahrzehntelang geführten ideologischen Grabenkämpfe obsolet geworden sind, bietet sich inzwischen ein freierer Blick auf die Geschichte der Arbeiterbewegung, v. a. auf die Kämpfe *innerhalb* dieser Bewegung. Ob heute in den hochentwickelten Industriestaaten überhaupt noch von einer „Arbeiterbewegung“ im klassischen Sinne gesprochen werden kann, ist mehr als fraglich. Dies ändert aber nichts an den Verdiensten dieser politischen Formation, die Dieter Groh auf den Punkt gebracht hat: „Nur starke gesellschaftliche und politische Kräfte, nämlich die Organisationen der Arbeiterklasse, später im Verein mit staatlicher Gesetzgebung, haben in der Vergangenheit das kapitalistische Wirtschaftssystem zu seinem eigenen – und unser aller – Nutzen in eine humane Bahn zu lenken vermocht.“²¹

Wie sehr die Sehnsucht nach Wiederherstellung der verloren gegangenen Einheit der Arbeiterbewegung Denken und Handeln der Zeitgenossen bestimmte, zeigte sich dann vor allem in den Jahren nach 1918, die hier nicht mehr behandelt werden. Die mythengleiche Wunschvorstellung von der „Wiedervereinigung“ des linken Lagers bricht sich erstaunlicherweise mitunter heute noch Bahn, etwa als der damalige Bundeskanzler und SPD-Vorsitzende Gerhard Schröder, tieferer historischer Kenntnisse unverdächtig, das Ergebnis der Bundestagswahl vom September 2002 auch als Chance, „die Spaltung der Arbeiterbewegung“²² zu überwinden, interpretierte. (So gern – und berechtigt – die SPD in diesem Zusammenhang klärende Worte der PDS bzw. der Linkspartei etwa zur Zwangsvereinigung von SPD und KPD zur SED einfordert, so wenig war sie bislang bereit, ihrerseits Galionsfiguren wie Friedrich Ebert der nötigen Kritik zu unterziehen;²³ und dies trotz der be-

²¹ Dieter GROH, Einleitung, in: Ders., Emanzipation und Integration. Beiträge zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der deutschen Arbeiterbewegung und des 2. Reiches, Konstanz 1999, S. 9-14, hier: S. 10. Zu ergänzen wäre bei Grohs Diktum noch, dass bei dieser „Zähmung“ des Kapitalismus auch die patriarchalisch eingestellten Teile der Unternehmerschaft und v. a. die sozialpolitisch engagierten Teile der beiden großen Kirchen sowie ihre politischen und sozialen Organisationen maßgeblich mitgewirkt haben.

²² So auf dem Berliner SPD-Parteitag im Oktober 2002. (*Süddeutsche Zeitung* Nr. 243 vom 21.10.2002).

²³ Das bisher erreichte Niveau kritischer Auseinandersetzung geht in der Regel nicht über das hinaus, was Johannes Rau in der Einleitung eines Sammelbandes über Friedrich Ebert zugab: „Gewiß hat auch der Sozialdemokrat Friedrich Ebert Konzessionen an das überzogene nationale Empfinden seiner Zeit gemacht.“ Aber: „Es entsprach Eberts lauterer Absicht, durch die Berufung auf ein

eindruckenden Bemühungen der SPD, die wissenschaftliche Untersuchung der Arbeiterbewegung zu fördern.²⁴) Die von Schröder erhoffte Überwindung der Spaltung gelang bekanntlich nicht; bei der Verteidigung gegen Angriffe von „links“ war bei der SPD fünf Jahre später stattdessen wieder die Rede vom „Fluch der Spaltung der Arbeiterbewegung, die in der deutschen und europäischen Geschichte nur Unheil angerichtet hat.“²⁵ Das schwierige und widersprüchliche Verhältnis zu ihrer eigenen Geschichte, das die deutsche Sozialdemokratie zu Beginn des 21. Jahrhunderts hat, zeigt sich auch in solchen Aussagen.²⁶ Nachdem sich die Partei „Die Linke“ vorerst als gesamtdeutsches Phänomen etabliert hat, gerät die SPD nicht nur in der Tagespolitik, sondern teilweise auch im geschichtspolitischen Diskurs unter Druck;²⁷ Oskar Lafontaine, seinerzeit der Vorsitzende der Linken, vereinnahmte dabei auch Kurt Eisner für seine Partei, ohne auf nennenswerten Widerspruch zu stoßen.²⁸ Durch eine solche parteipolitische Instrumentalisierung werden auch im Kollektivgedächtnis wenig präasente historische Ereignisse wieder thematisiert; der Aufklärung der Sachverhalte ist dadurch aber nur begrenzt gedient.

wohlverstandenes nationales Interesse die breiten politischen Gräben zwischen Bürgertum und Arbeiterbewegung in Deutschland zu überbrücken. Ebert wollte zusammenführen, was sich in Krieg, Niederlage und Zusammenbruch so tief entzweit hatte.“ (Johannes RAU, Einleitung, in: Rudolf KÖNIG/Hartmut SOELL/Hermann WEBER (Hrsg.), Friedrich Ebert und seine Zeit. Bilanz und Perspektiven der Forschung, München 21991, S. 7-10, hier: S. 9). Zur Verantwortung Eberts und der MSPD für den brutalen Bürgerkrieg, der 1919 Tausende Menschenleben kostete, findet sich auch bei Rau kein Wort. Immer noch wird diese apologetische Haltung von einem nennenswerten Teil der Historiker aktiv oder zumindest passiv unterstützt. Heinrich August Winkler, der wohl beste Kenner der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung im 20. Jahrhundert, etwa hielt der PDS mit besten Argumenten ihr verqueres und selektives Geschichtsbild vor, blieb gegenüber der SPD aber merkwürdig unkritisch. Er attestierte der SPD, dass sie sich „mit ihrer Geschichte seit Jahrzehnten selbstkritisch, ja oft selbstquälerisch auseinandersetzt.“ (Heinrich August WINKLER, Kein Bruch mit Lenin. Die Weimarer Republik im Geschichtsbild von SED und PDS, in: Ders., Streitfragen deutscher Geschichte. Essays zum 19. und 20. Jahrhundert, München 1997, S. 107-122, hier: S. 116). Die erstzunehmenden Vorwürfe an die SPD - in Bezug auf ihr Verhalten im August 1914, ihre Verantwortung für die Ermordung Karl Liebknechts und Rosa Luxemburgs sowie für weitere Fälle brutaler Gewaltanwendung - tat Winkler mit wenig überzeugenden und noch weniger sachkundigen Allgemeinplätzen ab.

²⁴ Zu nennen sind hier zunächst das zur Friedrich-Ebert-Stiftung gehörende Archiv der sozialen Demokratie in Bonn und die 1982 gegründete „Historische Kommission der SPD“. (Vgl. Susanne MILLER, Zum Selbstverständnis der Historischen Kommission der SPD, in: Dies. (Hrsg.), Geschichte in der demokratischen Gesellschaft. Eine Dokumentation, Düsseldorf 1985, S. 11-15).

²⁵ So der damalige bayerische SPD-Vorsitzende und stellvertretende Fraktionsvorsitzende im Bundestag Ludwig Stiegler im Mai 2007 in seiner Reaktion auf die Angriffe Oskar Lafontaines, den er mit dem „gefallenen Engel Luzifer“ verglich. (*Süddeutsche Zeitung* Nr. 121 vom 29.5.2007).

²⁶ Till Schelz-Brandenburg bemerkte hierzu: „Mit dem Rückzug der Sozialdemokratie vom Feld der gesellschaftlichen Normenbildung wird ihre eigene Konsistenz erschüttert, der Entsolidarisierungsprozeß trifft sie existenziell. Bei einer Partei, die seit eineinhalb Jahrhunderten integraler, wenn auch oft nicht integrierter Bestandteil der deutschen Gesellschaft in ihren extrem unterschiedlichen Ausprägungen ist, bleibt eine solche Krise kein organisationsinternes Problem. Denn die Sozialdemokratie beeinflusste die deutsche Geschichte wie keine andere gesellschaftliche Organisation, weil sie als die politische Form der Arbeiterbewegung die Heimat der Demokratie in Deutschland war.“ (Till SCHELZ-BRANDENBURG, Unzeitgemäße Tradition? Einige Überlegungen zur Rolle der Sozialdemokratie in der deutschen Geschichte, in: Ders./Inge MARSSOLEK (Hrsg.), Soziale Demokratie und sozialistische Theorie. Festschrift für Hans-Josef Steinberg zum 60. Geburtstag, Bremen 1995, S. 8-17, hier: S. 17).

²⁷ Auf dem Parteitag der Partei „Die Linke“ im Mai 2008 forderte Oskar Lafontaine, man müsse „aus der Geschichte und den Erfahrungen der Arbeiterbewegung lernen“, und warf der SPD vor, 1919 die Revolution verraten zu haben. (*Süddeutsche Zeitung* Nr. 120 vom 26.5.2008).

²⁸ Während eines Besuches in München im Zuge des bayerischen Landtagswahlkampfes legte Lafontaine gemeinsam mit Gregor Gysi einen Kranz an der Gedenkplatte nieder, die an den ermordeten Kurt Eisner erinnert; Lafontaine erklärte dabei, Eisner „hat unsere Ziele vertreten“. (*Süddeutsche Zeitung* Nr. 212 vom 11.9.2008).

Die gegenwärtige Krise der deutschen Sozialdemokratie beschäftigt seit einiger Zeit die Feuilletons der Republik, wobei auch historische Rückblicke Konjunktur haben. Dabei wird nur selten das „Vergessen ihrer historischen Verdienste beklagt“ und darauf hingewiesen: „Zur Langzeitgeschichte der SPD gehört, dass jeder Deutsche, unabhängig davon, ob er Mitglied der SPD ist, ihrer langen Geschichte als historischem Bildungsstoff begegnet, dass Schulbücher, Lehrer, Vorlesungen an ihrer `großen Erzählung` partizipieren.“²⁹ Dem kann hier nur zugestimmt werden. Oft bleibt es jedoch bei Vereinfachungen, die einen wahren Kern in sich tragen, aber dem vielfältigen Innenleben der Partei nicht gerecht werden; so urteilte DER SPIEGEL: „Die historische Spaltung der Sozialdemokratie zwischen links und rechts hat sich nie wieder auflösen lassen. [...] Seit Eduard Bernstein und Karl Kautsky vor über hundert Jahren darum rangen, ob man die Verhältnisse mit einer Revolution oder besser mit vielen kleinen Reformen überwinden sollte, ringen in der SPD zwei Flügel miteinander. So leidenschaftlich und selbstzerstörerisch wie nirgendwo sonst.“³⁰ Derartige historische Reminiszenzen werden, wie auch in einem Leitartikel der *Süddeutschen Zeitung*, dabei gern als Aufhänger für politische Ratschläge genutzt: „Aus der Geschichte von der Abspaltung, dem Aufstieg und dem Ende der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei (USPD) beispielsweise – eine Geschichte die 1917 begann, glänzende Wahlerfolge verzeichnete, und schon 1922 wieder endete -, ließe sich für die SPD Gelassenheit lernen im Umgang mit der neuen USPD, die jetzt Linkspartei heißt, und die Überzeugung gewinnen, dass die SPD einen linken Flügel braucht: erstens zum fruchtbaren Streiten und zweitens, um höher fliegen zu können als bis zu zwanzig Prozent.“³¹

Immerhin: In diesen Beiträgen liegt der Fokus auf der Auseinandersetzung *innerhalb* der Sozialdemokratie. Nicht selten wird allerdings der kritische Blick bis heute getrübt durch das fehlende Bewusstsein dafür, dass Ursache und Ergebnis der Spaltung der SPD (bzw. der „sozialistischen“ Bewegung) wie bereits angesprochen *nicht* einfach in einer Scheidung zwischen der „sozialdemokratischen“ und der *totalitären* „kommunistischen“ (d. h. antidemokratischen) Strömung begründet liegen. Die tatsächliche Entwicklung war weit komplexer als es die „große Erzählung“ der SPD – und auch ihr Gegenstück bei der Linken – suggerieren. Im Weltkrieg wurde eine sich lange zuvor abzeichnende Fragmentierung der Sozialdemokratie in verschiedene Richtungen offenbar, die von einem rechten Flügel, der nationalistisch-imperialistischem Gedankengut mehr als wohlwollend gegenüberstand, über diverse Abstufungen bis zu einem (sehr kleinen) radikal linken, im eigentlichen Sin-

²⁹ Lothar Müller, Radieschen – harmlos, doof und leise. Das Unglück der Sozialdemokraten I: Vom Vergessen ihrer historischen Verdienste. (*Süddeutsche Zeitung* Nr. 152 vom 2.7.2008).

³⁰ Markus Feldenkirchen/Roland Nelles, Sozialdemokraten. *Im Ausnahmezustand*. Ein wütender Vorsitzender, schlechte Umfragewerte – die SPD rutscht immer tiefer in die Krise. Die Parteiflügel bereiten sich auf die Zeit nach Kurt Beck vor. Die Linken träumen von einem Kanzler Wowereit, die Rechten von einem Vorsitzenden Steinmeier, in: DER SPIEGEL, Nr. 26 vom 23.6.2008, S. 22-25, hier: S. 22f.

³¹ Heribert Prantl, Verzagte Volkspartei. (*Süddeutsche Zeitung* Nr. 197 vom 25.8.2008).

ne kommunistischen, Flügel reichte. Welche Motive für diese Ausdifferenzierung ausschlaggebend waren, wie sehr sich oft programmatische und organisatorische Scheidelinien überschneiden, soll Gegenstand der vorliegenden Analyse sein. Welche rational kaum zu erklärenden Überlegungen die Beteiligten mitunter antrieben, zeigt die Aussage des MSPD-Reichstagsabgeordneten Michael Hierl auf der nordbayerischen Gaukonferenz seiner Partei im Juni 1918, wo er anmahnte: „Selbst wenn Fehler gemacht werden, sollten sie geschlossen gemacht werden. Das Pflichtgefühl muß voranstehen. Deshalb war es ein unkluges, politisch sehr schädliches Beginnen, daß die ‘unabhängige’ Partei sich gegründet hat.“³²

Insgesamt gilt es eine oft fehlende Differenzierung in Bezug auf die Geschichte der deutschen Sozialdemokratie im Ersten Weltkrieg nachzuholen, um gängige Deutungen zu hinterfragen. Dafür ist eine Untersuchung von Vorgeschichte und Herausbildung der USPD besonders geeignet. Dadurch können auch stereotype (Vor-)Urteile hinsichtlich der politischen Entwicklung in Bayern insgesamt sowie die veralteten Ansichten über die Vorgeschichte der Revolution von 1918/19 korrigiert werden, die durch prominente Vertreter des Faches eingeführt worden sind. Michael Doeberl, Ordinarius für bayerische Geschichte an der Münchner Universität, hatte noch während des Weltkrieges die bayerische Verfassungsentwicklung als „die Geschichte einer stetig fortschreitenden Demokratisierung des Staates“³³ verklärt; zur Novemberrevolution meinte er lapidar: „Die Bewegung ging von einigen wenigen, großenteils nichtbayerischen Mitgliedern der unabhängigen sozialdemokratischen Partei aus. [...] Es waren neben Eisner und Ludwig Gandorfer meist Mitglieder der von Eisner geleiteten Diskussionsabende: Unterleitner, Toller, Fechenbach, Kröpelin mit Frau [d. i. Emilie Landauer; B. A.], Schröder, Sauber, Staimer und wahrscheinlich Jaffé.“³⁴

Während Kurt Eisner, Felix Fechenbach und Ernst Toller (der sich zum Zeitpunkt des Umsturzes allerdings gar nicht in München aufhielt) ihre Biographen inzwischen gefunden haben, sind die übrigen Mitglieder des kleinen revolutionären Zirkels um Eisner (neben den oben Genannten wären hier noch unbedingt zu erwähnen Hedwig und Richard Kaempfer, während Fritz Sauber und Josef Staimer diesem Kreis eigentlich gar nicht angehörten) bislang kaum auf näheres Interesse der Forschung gestoßen. Das Gleiche gilt für das übrige Bayern: Haben Josef Simon und Max Blumtritt, die 1917 ebenfalls zur USPD umschwenkten, in der Literatur wenigstens eine ansatzweise Würdigung erfahren, tauchen Namen wie August Karsten, Fritz Soldmann, Johann Baier, Fritz Puchta und Kaspar Starz auch in neueren Darstellungen über die bayerische Sozialdemokratie - wenn

³² FT Nr. 144 vom 22.6.1918.

³³ Christoph WEISZ, *Geschichtsauffassung und politisches Denken Münchener Historiker der Weimarer Zeit*. Konrad Beyerle, Max Buchner, Michael Doeberl, Erich Marcks, Karl Alexander von Müller, Hermann Oncken, Berlin 1970, Zitat: S. 31.

³⁴ Michael DOEBERL, *Sozialismus, soziale Revolution, sozialer Volksstaat*, München 1920, S. 29.

überhaupt - allenfalls am Rande auf. Die hier genannten Personen, die sich biographisch zumindest in groben Umrissen erfassen lassen, stehen wiederum stellvertretend für Tausende von Parteimitgliedern und –anhängern, deren Spur nachzuverfolgen heute kaum noch möglich ist. (Beim Nachzeichnen dieser Lebensläufe geht es nicht zuletzt darum, zu überprüfen, ob auch die USPD das „Spiegelbild einer eigenartigen bayerischen Entwicklung“³⁵ war, die Karl Bosl einmal konstatierte.) Dazu passt eine Bemerkung von Arno Klönne:

„Es ist weithin üblich und dennoch falsch, die Geschichte einer Partei als Personengeschichte vom Ende her zu sortieren. Die Geschichte der Sozialdemokratie – das ist auch die Geschichte der zahllosen Menschen, die während des Ersten Weltkrieges das Zutrauen in die kriegführende Partei verloren, sich aus dieser lösten oder als Opponenten verdrängt wurden [...]. Die gängige Geschichtsschreibung erwähnt manchmal noch `Abtrünnige`, wenn diese prominent waren; von den Namenlosen ist meist gar keine Rede, obwohl viele von ihnen lange Zeit politische Energie für ihre Partei eingesetzt, deren politisches Leben bereichert, Erfolge der Partei mitbewirkt haben. Unter diesem Aspekt betrachtet, ist die Geschichte der Sozialdemokratie auch eine Geschichte enttäuschter Hoffnungen, zorniger und resignierter Abwendungen, politisch gebrochener Biographien.“³⁶

Diese Art von Biographien hat die Geschichte der USPD und ihrer Mitglieder reichlich zu bieten, wobei auffällig ist, wie selten diese Biographien – allen Brüchen und Rückschlägen zum Trotz – in einer völligen Abkehr vom politischen Engagement endeten. Dennoch: Lange Zeit, bis in die 1970er Jahre, hatte die kurzlebige Partei keine gute Presse. Arthur Rosenberg, einer der wenigen „Linken“ unter den Historikern der Weimarer Zeit, sah sie schlicht als „Produkt der vorübergehenden Kriegslage“³⁷. Für Max Weber war die USPD nur ein „jämmerlicher Mischmasch, [...] ein Kompromiß von Leuten, von denen jeder einen Kopf für sich hat, darunter viel jugendliche Schwärmer, die dem rauhen Alltag nicht gewachsen sind, die den Furchtbarkeiten des Krieges nicht gewachsen waren.“³⁸ Gerhard Ritter, selbst Frontoffizier des Weltkrieges, sprach noch Jahrzehnte später angewidert von der „Wühlarbeit der Linksozialisten, der `Unabhängigen`, mit ihrer beständigen Opposition gegen alle militärische und staatliche Autorität“³⁹. Im Ton moderater, aber ähnlich verständnislos äußerte sich zu dieser Zeit Hans Herzfeld⁴⁰ (der nach dem Ersten Weltkrieg

³⁵ Karl BOSL, Gesellschaft und Politik in Bayern vor dem Ende der Monarchie. Beiträge zu einer sozialen und politischen Strukturanalyse, in: ZBLG 28 (1965), S. 1-31, hier: S. 1.

³⁶ Arno KLÖNNE, Thesen für eine Jahrhundertbilanz der SPD, in: Ders./Eckart SPOO/Rainer BUTENSCHÖN (Hrsg.), Der lange Abschied vom Sozialismus. Eine Jahrhundertbilanz der SPD, Hamburg 1999, S. 9-16, hier: S. 11f.

³⁷ Arthur ROSENBERG, Entstehung der Weimarer Republik. Herausgegeben und eingeleitet von Kurt Kersten, Frankfurt am Main 1983, S. 108.

³⁸ Wolfgang J. MOMMSEN, Max Weber und die deutsche Revolution 1918/19, Heidelberg 1994, Zitat: S. 15.

³⁹ Gerhard RITTER, Staatskunst und Kriegshandwerk. Das Problem des „Militarismus“ in Deutschland. Vierter Band: Die Herrschaft des deutschen Militarismus und die Katastrophe von 1918, München 1968, S. 451.

allerdings noch offen die Dolchstoßlegende unterstützt hatte). Aber nicht nur diese antiquierten konservativen Deutungen,⁴¹ auch neuere Untersuchungen zur Arbeiterbewegung regen hinreichend zu Widerspruch und Auseinandersetzung an.

Selbst ein so profunder Kenner der Materie wie Wolfgang J. Mommsen, lange Jahre der Doyen der deutschen Geschichtsschreibung zum Ersten Weltkrieg, reduzierte die USPD auf den Status einer „reine[n] Protestpartei“⁴². Diese Einschätzung mutet nun doch recht kühn an eingedenk des Umstandes, dass sie sich nicht auf eine hinreichende Anzahl von Untersuchungen stützen kann, die erklären, wie und warum die Spaltung der SPD an der Basis überhaupt vorstättenging. Michael Salewski hat mit besten Gründen festgestellt: „Der Erste Weltkrieg, genauer: die kollektiven Erinnerungen an den Ersten Weltkrieg wimmeln überhaupt von Klischees; kein Krieg zuvor und wohl auch keiner danach ist derart durch die Mühle der Dichter und Denker gedreht worden wie dieser – bis er zu einem antiseptisch wirkenden Kunstwerk sui generis gerann oder, um es mit Ranke zu sagen: einer rätselhaften Hieroglyphe.“⁴³ Die Sammlung der Klischees erweiterte Salewski dabei unfreiwillig gleich selbst mit der abstrusen Behauptung: „Als die USPD mit Liebknecht und Luxemburg an der Spitze [sic] unverhohlen mit einer sowjetischen Diktatur drohte, versuchten die Mehrheitssozialisten eine Politik der Umarmung, um das Schlimmste zu verhindern: einen Bürgerkrieg wie in Rußland“⁴⁴.

Solange derartiger Unfug (im Jahr 2004!) verbreitet und auch in wissenschaftlichen Qualifikationsarbeiten toleriert wird,⁴⁵ steckt die nötige Aufklärungsarbeit noch in ihren ersten Anfängen. Doch gerade die Entwicklung der letzten Jahre gibt hier auch Anlass zu Zuversicht. Lange Zeit sah es weit düsterer aus. Im Jahr 1964, angesichts des 50. Jahrestages des Kriegsausbruchs und der diesem An-

⁴⁰ In seiner weit verbreiteten Überblicksdarstellung zum Ersten Weltkrieg meinte Herzfeld zu den unterschiedlichen Positionen der beiden sozialdemokratischen Parteien: „Auch die Mehrheitssozialdemokratie ist im einzelnen manchmal erstaunlich weitgehend – besonders in den Fragen der Ostgrenzen gegen Rußland – bereit gewesen, ‚Sicherungen‘ als notwendig zu akzeptieren, deren Problematik durch die Unterscheidung von bloßen ‚Grenzkorrekturen‘ und Annexionen keineswegs völlig behoben werden konnte und die für die strenger doktrinäre USPD Anathema blieben.“ (Hans HERZFELD, *Der Erste Weltkrieg*, München 1968, S. 286).

⁴¹ Walther Hubatsch etwa schrieb zur Parteispaltung der Sozialdemokratie: „Forthin trugen die Unabhängigen, die offen auf einen Umsturz der Regierungsgewalt und Beendigung des Krieges mit allen Mitteln hinsteuerten, zur Radikalisierung des politischen Lebens in Deutschland bei und zwangen die Mehrheitssozialisten, den extremen Strömungen auch ihrer Anhängerschaft mehr und mehr nachzugeben.“ (Walther HUBATSCH, *Deutschland im Weltkrieg 1914-1918*, Bonn 1984, S. 136).

⁴² Wolfgang J. MOMMSEN, *Die deutsche Revolution 1918-1920. Politische Revolution und soziale Protestbewegung*, in: GG 4 (1978), S. 362-391, hier: S. 385.

⁴³ Michael SALEWSKI, *Der Erste Weltkrieg*, Paderborn – München – Wien – Zürich 2004, S. 99.

⁴⁴ Ebd., S. 342.

⁴⁵ In einer 2003 erschienenen Dissertation heißt es beispielsweise: „Kurt Eisner (* 1867), auf dessen ursprünglichen Namen Kosmanowski wohl im Hinblick auf seine slawische und jüdische Konnotation gerne hingewiesen wurde, wurde 1917 Vorsitzender der bayerischen USPD.“ (Rainer SAMMET, „Dolchstoß“. *Deutschland und die Auseinandersetzung mit der Niederlage im Ersten Weltkrieg (1918-1933)*, Berlin 2003, S. 129). Tatsächlich übte Eisner innerhalb der USPD nie ein Parteiamt aus; die Legende hinsichtlich seines angeblichen Namens „Kosmanowski“ geht auf eine antisemitische Hetzkampagne zurück und entbehrt jeder Grundlage, hält sich aber nach wie vor hartnäckig (siehe dazu auch unten Kap. 4.7.).

lass geschuldeten publizistischen Beiträge, bemerkte Sebastian Haffner noch resignierend: „Deutschland ist mit dem Erlebnis des Ersten Weltkrieges nicht fertig geworden. Es liegt ihm unverdaut und unverdaulich im Magen wie eh und je. Aus dem Erlebnis ist keine Erfahrung geworden. Die Erinnerung bringt nicht Einsichten und Erkenntnisse herauf, sondern Gefühle und Stimmungen.“⁴⁶ Wie zur Bestätigung dieser Aussage verkündete Bundeskanzler Ludwig Erhard im gleichen Jahr (als Reaktion auf die Thesen Fritz Fischers), dass 1914 keine der beteiligten Regierungen – und damit auch nicht die deutsche – den Willen zum Krieg gehabt habe.⁴⁷

Seitdem sind nun wiederum fast fünfzig Jahre vergangen, in denen epochale Entwicklungen das Antlitz Europas wie auch Deutschlands verändert haben. „Erinnerungskultur“ und „Geschichtspolitik“ haben sich weiterentwickelt; um „Geschichte als Waffe“⁴⁸ im politischen Tageskampf zu benutzen, bietet der Erste Weltkrieg kaum noch Anlass. So hat die Geschichtswissenschaft, nach der großen Fischer-Kontroverse und einer daran anschließenden Stagnationsphase, in den letzten Jahren mit neuem Elan und geringerer ideologischer Vorbelastung begonnen, immer noch wirkungsmächtige Mythen und Legenden zu entschleiern, sowie ein faszinierendes Bild dieser Epoche gezeichnet, das komplexer ist als je zuvor. Dieser Prozess wissenschaftlichen Fortschritts, dessen Ergebnisse noch längst nicht in die Schulbücher oder in die Wahrnehmung der politischen Öffentlichkeit vorgedrungen sind, verdient es, mit unvermindertem Einsatz fortgeführt zu werden. Dazu soll die vorliegende Untersuchung einen kleinen Beitrag liefern.

Wissenschaft, zumal solche mit genuin politischem Untersuchungsgegenstand, muss am Beginn des 21. Jahrhunderts - implizit oder explizit - zu den Gefahren Stellung nehmen, denen das Projekt der Aufklärung aktuell ausgesetzt ist. Mit dem Schlagwort „Intelligent Design“, das für eine pseudowissenschaftliche Ideologie steht, und der in den USA inzwischen erfolgten Legalisierung der Folter sind dabei nur zwei der offenkundigsten und medienwirksamsten Bedrohungen genannt, denen mit defensiven Reaktionen nicht beizukommen ist. Nur mit einer aktiven Rolle werden die Geisteswissenschaften ihrer gesellschaftlichen Verantwortung gerecht, denn: „Relevanz bekommt man nicht zugeteilt, sondern man definiert sie, indem man sich als Teil einer gesellschaftlichen Praxis versteht, die sich verändert.“⁴⁹ Die sich heutzutage der Geschichtsschreibung bietenden Chancen sind dabei keineswegs kleiner als in früheren Zeiten. Alois Schmid, der Vorsitzende der Kommission für Lan-

⁴⁶ Sebastian HAFFNER, Die sieben Todsünden des Deutschen Reiches im Ersten Weltkrieg. Überarbeitete und erweiterte Fassung, Bergisch Gladbach 1981, S. 7.

⁴⁷ Vgl. Edgar WOLFRUM, Geschichtspolitik in der Bundesrepublik Deutschland 1949-1989. Phasen und Kontroversen, in: APZ H. 45/1998, S. 3-15, hier: S. 9.

⁴⁸ So der Titel einer Schrift von Edgar WOLFRUM, Geschichte als Waffe. Vom Kaiserreich bis zu Wiedervereinigung, Göttingen 2001.

⁴⁹ Harald Welzer, Wozu Geisteswissenschaften? Die Kavallerie kommt nicht. (*Süddeutsche Zeitung* Nr. 60 vom 12.3.2004).

desgeschichte an der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, stellte jüngst fest: „Das wachsende Interesse an der Landesgeschichte stellt eine Komplementärentwicklung zur Globalisierung dar: Die Leute wollen wissen, wo sie herkommen.“⁵⁰

Um die Möglichkeiten, die die Wissenschaften bieten, ausschöpfen zu können, gilt es zunächst deren Grenzen zu erkennen; oder wie es Karl R. Popper - der den Kriegsausbruch 1914 noch bewusst miterlebt hat (und eine eigene Theorie über die seinerzeit herrschende Stimmung entwickelte⁵¹) - ausgedrückt hat: „Ich glaube, daß es der Mühe Wert ist, den Versuch zu machen, mehr über die Welt zu erfahren, selbst wenn alles, was bei dem Versuch herauskommt, nichts ist als die Erkenntnis, wie wenig wir wissen. Es dürfte uns gut tun, uns manchmal daran zu erinnern, daß wir zwar in dem Wenigen, das wir wissen, recht verschieden sein mögen, daß wir aber in unserer grenzenlosen Unwissenheit alle gleich sind.“⁵²

Diese auf alle Fachdisziplinen gemünzte Maxime soll noch ergänzt werden durch ein Memento, das sich ausdrücklich an die Geschichtswissenschaft richtet; Hans-Ulrich Wehler hat - in der ihm eigenen Diktion - seiner Zunft ins Stammbuch geschrieben:

„Sinnstiftung` [...], wie sie seit einiger Zeit von Neokonservativen den Historikern als Priestern der Clio angesonnen wird, kann von der Geschichtswissenschaft nicht übernommen werden. Dafür sind die großen und kleinen Propheten des Alten und Neuen Testaments, andere Erlösungsreligionen oder Gurus zuständig. Wohl aber kann eine an zeitgemäß formulierten Ideen der Aufklärung orientierte Geschichtswissenschaft dazu beitragen, ein historisch fundiertes, rationales Orientierungswissen zur Verfügung zu stellen. Sie kann auf Leistungen und Grenzen menschlichen Handelns hinweisen, das Gefühl für restriktive Bedingungen schärfen, Maßstäbe des Urteils präzisieren und mit Argumenten für unverzichtbare Werte und Normen eintreten. Gelingt ihr das, ist diese Leistung nicht gering zu schätzen.“⁵³

Diesem Anspruch sieht sich die vorliegende Studie verpflichtet.

⁵⁰ So in einem Interview mit Hans Kratzer und Rudolf Neumeier für die *Süddeutsche Zeitung*. (*Süddeutsche Zeitung* Nr. 229 vom 4.10.2010).

⁵¹ „Und so kommt es zu einem inneren Konflikt [...]: zu dem nicht eingestandenem Gefühl dafür, daß wir ja in Wirklichkeit nichts oder nur sehr wenig wissen. Da das Bedürfnis nach Sicherheit – oder nach Sicherung durch die Kameraden, die Helfer – stark ist, wird das Bedürfnis stark sein, ein *gemeinsames Dogma* zu haben und sich gegenseitig die Wahrheit dieses Dogmas zu suggerieren. Es ist ein Bedürfnis nach Suggestion, ein Suggestionenbedürfnis. Die Unsicherheit wird gefürchtet, und das Dogma wird zum fanatischen Glauben. So kam es zur Kriegspsychose, zur Kriegsbegeisterung am Anfang des Ersten Weltkriegs.“ (Karl R. POPPER, *Wissen und Sprache*, in: Ders., *Alle Menschen sind Philosophen*, München 2006, S. 188-196, hier: S. 196).

⁵² Karl R. POPPER, *Über die sogenannten Quellen der Erkenntnis*, in: Ders., *Auf der Suche nach einer besseren Welt. Vorträge und Aufsätze aus dreißig Jahren*, München (8) 1995, S. 55-64, hier: S. 63.

⁵³ Hans-Ulrich WEHLER, *Geschichtswissenschaft heutzutage: Aufklärung oder „Sinnstiftung“*, in: Ders., *Die Gegenwart als Geschichte. Essays*, München 1995, S. 189-201, hier: S. 201.

1 Einführung

1.1 Forschungsstand

„Die Geschichte der Jahre 1914 bis 1918 ist so gut erforscht wie kaum eine andere Epoche. Der Historiker bewegt sich überall auf sicherem Boden.“¹ Mit dieser Einschätzung beginnt eine von Walther Hubatsch verfasste Überblicksdarstellung aus dem Jahr 1955. Verleitet dieses Urteil aus heutiger Sicht auch allzu leicht zu Amüsement oder Herablassung – nicht nur weil es durch die wenige Jahre später einsetzende Fischer-Kontroverse pulverisiert wurde –, so liegt darin doch vor allem eine Warnung, die Debatte um ein so komplexes Ereignis, wie es der Erste Weltkrieg gewesen ist, für „abgeschlossen“ zu erklären. Nichts spricht aus heutiger Sicht dafür, dass dieser Punkt in absehbarer Zeit erreicht werden könnte.

Der Erste Weltkrieg bildet nach wie vor eines der wichtigsten Forschungsfelder der neuesten deutschen Geschichte.² Über den „historischen Ort“ dieses Ereignisses als einer „Urkatastrophe“ besteht dabei kein Zweifel, allen Meinungsverschiedenheiten und einer nicht immer übersichtlichen

¹ Walther HUBATSCH, *Der Weltkrieg 1914/18*, Konstanz 1955, S. 2.

² Einen ersten Überblick über die neuere Literatur bieten Michael EPKENHANS, *Neuere Forschungen zur Geschichte des Ersten Weltkrieges*, in: AfS 38 (1998), S. 458-487; Aribert REIMANN, *Von der Mentalität zur Spezialität? Neuere Forschungen zur Geschichte des Ersten Weltkriegs*, in: NPL 49 (2004), S. 220-246; Guido THIEMEYER, *Der Erste Weltkrieg. Ein Forschungsbericht*, in: AfS 47 (2007), S. 683-694 und Bruno THOSS, *Militärische Entscheidung und politisch-gesellschaftlicher Umbruch. Das Jahr 1918 in der neueren Weltkriegsforschung*, in: Jörg DUPPLER/Gerhard P. GROSS (Hrsg.), *Kriegsende 1918. Ereignis, Wirkung, Nachwirkung*, München 1999, S. 17-37. Einen raschen Einstieg und Orientierung in nahezu allen Problemfeldern und Forschungskontroversen sowie Hinweise auf die weiterführende Literatur bieten Arnd BAUERKÄMPER/Elise JULIEN (Hrsg.), *Durchhalten! Krieg und Gesellschaft im Vergleich 1914-1918*, Göttingen 2010; Jean-Jacques BECKER/Gerd KRUMEICH, *Der Große Krieg. Deutschland und Frankreich im Ersten Weltkrieg 1914-1918*, Essen 2010; Wolfdieter BIHL, *Der Erste Weltkrieg 1914-1918. Chronik – Daten – Fakten*, Wien – Köln – Weimar 2010; Helmut BÖHME/Fritz KALLENBERG (Hrsg.), *Deutschland und der Erste Weltkrieg. Ringvorlesung an der Technischen Hochschule Darmstadt im Wintersemester 1984/85*, Darmstadt 1987; Stephan BURGDORFF/Klaus WIEGREFE (Hrsg.), *Der Erste Weltkrieg. Die Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts*, München 2004; Roger CHICKERING, *Das Deutsche Reich und der Erste Weltkrieg*, München 2002; Imanuel GEISS, *Das Deutsche Reich und der Erste Weltkrieg*, München 1985; Brigitte HAMANN, *Der Erste Weltkrieg. Wahrheit und Lüge in Bildern und Texten*, München 2008; Gerhard HIRSCHFELD/Gerd KRUMEICH/Irina RENZ (Hrsg.), *Enzyklopädie Erster Weltkrieg. Aktualisierte und erweiterte Studienausgabe*, Paderborn – München – Wien – Zürich 2009; Wolfgang KRUSE (Hrsg.), *Eine Welt von Feinden. Der Große Krieg 1914-1918*, Frankfurt a. M. 1997; Gunther MAI, *Das Ende des Kaiserreiches. Politik und Kriegführung im Ersten Weltkrieg*, München 1987; Wolfgang MICHALKA (Hrsg.), *Der Erste Weltkrieg. Wirkung, Wahrnehmung, Analyse*, München 1994; Wolfgang J. MOMMSEN, *Die Urkatastrophe Deutschlands. Der Erste Weltkrieg 1914-1918*, Stuttgart 2002; Verena MORITZ/Hannes LEIDINGER, *Die Nacht des Kirpitschnikow. Eine andere Geschichte des Ersten Weltkrieges*, München 2008; Sönke NEITZEL, *Blut und Eisen. Deutschland im Ersten Weltkrieg*, Zürich 2003; Ders., *Weltkrieg und Revolution 1914-1918/19*, Berlin 2008; Rainer ROTHER (Hrsg.), *Die letzten Tage der Menschheit. Bilder des Ersten Weltkrieges. Eine Ausstellung des Deutschen Historischen Museums, Berlin, der Barbican Art Gallery, London, und der Staatlichen Museen zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz in Verbindung mit dem Imperial War Museum, London, Berlin 1994*; SALEWSKI, *Der Erste Weltkrieg*; Wolfgang SCHIEDER (Hrsg.), *Erster Weltkrieg. Ursachen, Entstehung und Kriegsziele*, Köln – Berlin 1969; Joachim SCHOLTYSECK, *Deutsches Kaiserreich 1871 bis 1918*, in: GWU 47 (1996), S. 693-706 u. 753-764; Rolf SPILKER/Bernd ULRICH (Hrsg.), *Der Tod als Maschinist. Der industrialisierte Krieg 1914-1918. Eine Ausstellung des Museums Industriekultur Osnabrück im Rahmen des Jubiläums „350 Jahre Westfälischer Friede“*; 17. Mai – 23. August 1998; Katalog, Bramsche 1998; Bruno THOSS, *Weltkrieg und Systemkrise. Der Erste Weltkrieg in der westdeutschen Forschung 1945-1984*, in: Jürgen ROHWER (Hrsg.), *Neue Forschungen zum Ersten Weltkrieg. Literaturbericht und Bibliographien*, Koblenz 1985, S. 31-89; Heinrich August WINKLER, *Geschichte des Westens. Die Zeit der Weltkriege 1914-1945*, München 2011, S. 15-132 und Jay WINTER/Geoffrey PARKER/Mary R. HABECK (Hrsg.), *Der Erste Weltkrieg und das 20. Jahrhundert*, Hamburg 2002.

Debattenlage zum Trotz.³ Aus nachvollziehbaren Gründen stand der Erste Weltkrieg nach 1945 im Forschungsinteresse – erst recht in der Wahrnehmung der breiteren Öffentlichkeit – allerdings stets im Schatten von Drittem Reich und Zweitem Weltkrieg. Die Fischer-Kontroverse der 1960er Jahre konnte diese Hierarchie zumindest vorübergehend aufbrechen und im Übrigen erstmals thematisieren, in welchem Maße die beiden Themenkomplexe miteinander zu tun haben.

Auslöser der Kontroverse war Fritz Fischers damals revolutionär – inzwischen eher moderat - wirkende These: „Da Deutschland den österreichisch-serbischen Krieg gewollt, gewünscht und gedeckt hat und, im Vertrauen auf die deutsche militärische Überlegenheit, es im Jahre 1914 bewußt auf einen Konflikt mit Rußland und Frankreich ankommen ließ, trägt die deutsche Reichsführung einen erheblichen Teil der historischen Verantwortung für den Ausbruch des allgemeinen Krieges.“⁴ Im Laufe der weiteren Auseinandersetzung präziserte und verschärfte Fischer seine Vorwürfe allerdings noch.⁵ In einem Beitrag für *DIE ZEIT* vertrat er 1965 die Ansicht: „Deutschland hat

³ Zur Einordnung des Ersten Weltkrieges siehe einleitend Dirk BLASIUS, 4. August 1914. Beginn des Ersten Weltkrieges, in: Ders./Wilfried LOTH (Hrsg.), *Tage deutscher Geschichte im 20. Jahrhundert*, Göttingen 2006, S. 11-26; Modris EKSTEINS, Deutschland und der Große Krieg, in: APZ H. 50-51/2008, S. 3-6; ders., Der Große Krieg. Versuch einer Interpretation, in: ROTHER (Hrsg.), *Die letzten Tage der Menschheit*, S. 13-22; Petra ERNST/Sabine A. HARING/Werner SUPPANZ, Der Erste Weltkrieg – Zeitenbruch und Kontinuität. Einleitende Bemerkungen, in: Dies. (Hrsg.), *Aggression und Katharsis. Der Erste Weltkrieg im Diskurs der Moderne*, Wien 2004, S. 15-41; Fritz FISCHER, Der Stellenwert des Ersten Weltkrieges in der Kontinuitätsproblematik der deutschen Geschichte, in: HZ(229) 1979, S. 25-53; Andreas HILLGRUBER, Der historische Ort des Ersten Weltkrieges: Eine Urkatastrophe, in: Gregor SCHÖLLGEN (Hrsg.), *Bereit zum Krieg? Die Außenpolitik des kaiserlichen Deutschland*, Darmstadt 1991, S. 230-249; Michael GEYER, Urkatastrophe, europäischer Bürgerkrieg, Menschenschlachthaus – Wie Historiker dem Epochenbruch des Ersten Weltkrieges Sinn geben, in: Rainer ROTHER (Hrsg.), *Der Weltkrieg 1914-1918. Ereignis und Erinnerung*, Berlin 2004, S. 24-33; Hannes LEIDINGER, Der Erste Weltkrieg – Ein Hauptereignis im Blickfeld der Geschichtswissenschaft, in: Ders./MORITZ, *Die Nacht des Kirpitschnikow*, S. 37-64; Gunther MAI, Der Erste Weltkrieg, in: Hans-Ulrich WEHLER (Hrsg.), *Scheidewege der deutschen Geschichte. Von der Reformation bis zur Wende 1517-1989*, München 1995, S. 159-170; Aribert REIMANN, Der Erste Weltkrieg – Urkatastrophe oder Katalysator?, in: APZ, H. 29-30/2004, S. 30-38; Ernst SCHULIN, Die Urkatastrophe des zwanzigsten Jahrhunderts, in: MICHALKA (Hrsg.), *Der Erste Weltkrieg*, S. 3-27; Cora STEPHAN, Der große Krieg und das kurze Jahrhundert, in: Karsten RUDOLPH/Christl WICKERT (Hrsg.), *Geschichte als Möglichkeit. Über die Chancen von Demokratie. Festschrift für Helga Grebing*, Essen 1995, S. 55-69; Bruno THOSS, Die Zeit der Weltkriege – Epochen als Erfahrungseinheit?, in: Ders./Hans-Erich VOLKMANN (Hrsg.), *Erster Weltkrieg – Zweiter Weltkrieg. Ein Vergleich. Krieg, Kriegserlebnis, Kriegserfahrung in Deutschland*, Paderborn – München – Wien – Zürich 2002, S. 7-30; Hans-Ulrich WEHLER, Der erste Totale Krieg: Deutschland im Weltkrieg von 1914 bis 1918, in: Ders., *Umbruch und Kontinuität. Essays zum 20. Jahrhundert*, München 2000, S. 122-137; ders., Die „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts“ – der Erste Weltkrieg als Auftakt und Vorbild für den Zweiten Weltkrieg, in: Ders., *Notizen zur deutschen Geschichte*, S. 28-40 und Andreas WIRSCHING, Der Erste Weltkrieg und die Entwicklungsdynamik totalitärer Ideologien, in: Rüdiger VOIGT (Hrsg.), *Krieg – Instrument der Politik? Bewaffnete Konflikte im Übergang vom 20. zum 21. Jahrhundert*, Baden-Baden 2002, S. 37-58. Eine brillante Einordnung des Ersten Weltkrieges in einen größeren historischen Kontext bietet zudem Volker R. BERGHAIN, *Sarajevo, 28. Juni 1914. Der Untergang des alten Europa*, München 1997.

⁴ Fritz FISCHER, *Griff nach der Weltmacht. Die Kriegszielpolitik des kaiserlichen Deutschland 1914/18*, Düsseldorf 1961, S. 97.

⁵ Zu den Grundlagen der Fischer-Kontroverse siehe Fritz FISCHER, Deutsche Kriegsziele, Revolutionierung und Separatfrieden im Osten 1914-1918, in: HZ 188 (1959), S. 249-310; ders., *Griff nach der Weltmacht*; ders., *Weltmacht oder Niedergang. Deutschland im ersten Weltkrieg*, Frankfurt am Main 1965; ders., *Krieg der Illusionen. Die deutsche Politik von 1911 bis 1914*, Düsseldorf 1969; ders., *Weltpolitik, Weltmachtstreben und deutsche Kriegsziele*, in: SCHIEDER (Hrsg.), *Erster Weltkrieg*, S. 71-87; Fritz FISCHER, *Der Erste Weltkrieg und das deutsche Geschichtsbild. Beiträge zur Bewältigung eines historischen Tabus. Aufsätze und Vorträge aus drei Jahrzehnten*, Düsseldorf 1977; ders., *Juli 1914: Wir sind nicht hineingeschlittert. Das Staatsgeheimnis um die Riezler-Tagebücher. Eine Streitschrift*, Reinbek bei Hamburg 1983; ders., *Hitler war kein Betriebsunfall. Aufsätze*, München 1992; ders., *Die Außenpolitik des kaiserlichen Deutschland und der Ausbruch des Ersten Weltkrieges*, in: SCHÖLLGEN (Hrsg.), *Flucht in den Krieg?*, S. 25-67. Zu den Gegenpositionen siehe v. a. Gerhard Ritters vierbändiges opus magnum (*Staatskunst und Kriegshandwerk*), als „Kurzfassung“ auch Gerhard RITTER, *Der Erste Weltkrieg. Studien zum deutschen Geschichtsbild*, Bonn 1964 sowie Egmont ZECHLIN, *Krieg und Kriegsrisiko. Zur deutschen Politik im Ersten Weltkrieg. Aufsätze*, Düsseldorf 1979 und ders., *Zum Kriegsausbruch 1914. Die Kontroverse*, in: GWU 35 (1984), S. 211-221. Zur Hinführung zum Thema siehe auch Ernst Wilhelm

im Juli 1914 nicht nur das Risiko eines eventuell über den österreichisch-serbischen Krieg ausbrechenden großen Krieges bejaht, sondern die deutsche Reichsleitung hat diesen großen Krieg gewollt, dementsprechend vorbereitet und herbeigeführt.“⁶

Der Hamburger Ordinarius unterstellte dem deutschen Imperialismus insgesamt ein außergewöhnliches, letztlich systemsprengendes Maß an Aggressivität; als Erklärung führte er den verspäteten Eintritt des Reiches in den Kreis der Großmächte an sowie den Versuch, gesellschaftliche Spannungen nach außen abzuleiten (in seinen späteren Arbeiten griff Fischer auch auf sozialgeschichtliche Methoden und Argumente zurück). Implizit wurde dabei auch die Frage der Kontinuität zwischen Kaiserreich und Drittem Reich aufgeworfen, was der in der damaligen Bundesrepublik vorherrschenden konservativen Geschichtsschreibung, deren geistige Fundamente noch aus dem 19. Jahrhundert stammten, als unverzeihlicher Affront erschien. Die daraus folgenden Reaktionen (persönliche Angriffe, Intrigen, sabotageartige Maßnahmen gegen Konkurrenten, Quellenmanipulationen) sprengten häufig den Rahmen der wissenschaftlichen Seriosität; die Folgen fielen aber letztlich auf die Urheber zurück, die dadurch nachhaltig die nationalkonservative Deutungshoheit über die jüngere deutsche Geschichte diskreditierten.⁷

Diese Vorgänge sind inzwischen recht gut untersucht; dabei hat sich herausgestellt: „Die seit diesen Jahren bekannt gewordenen Zeugnisse, Briefe, Reste legen die Vermutung nahe, dass es weniger die

Graf LYNAR (Hrsg.), *Deutsche Kriegsziele 1914-1918. Eine Diskussion*, Frankfurt/M – Berlin 1964 und Ulrich HEINEMANN, *Die verdrängte Niederlage. Politische Öffentlichkeit und Kriegsschuldfrage in der Weimarer Republik*, Göttingen 1983.

⁶ Wolfgang JÄGER, *Historische Forschung und politische Kultur in Deutschland. Die Debatte 1914-1980 über den Ausbruch des Ersten Weltkrieges*, Göttingen 1984, Zitat: S. 136.

⁷ Zur Fischer-Kontroverse selbst, zu ihrem Verlauf, ihrer Bedeutung für die Geschichtswissenschaft und die politische Öffentlichkeit der Bundesrepublik gibt es inzwischen eine umfangreiche Literatur. Zur Einführung siehe Volker BERGHAIN, *Die Fischerkontroverse - 15 Jahre danach*, in: GG 6 (1980), S. 403-419; Agnes BLÄNSDORF, *Der Weg der Riezler-Tagebücher. Zur Kontroverse über die Echtheit der Tagebücher Kurt Riezlers*, in: GWU 35 (1984), S. 651-684; Christoph CORNELISSEN, *Gerhard Ritter. Geschichtswissenschaft und Politik im 20. Jahrhundert*, Düsseldorf 2001, S. 597-622; Ewald FRIE, *Das Deutsche Kaiserreich*, Darmstadt 2004, S. 81-94; Imanuel GEISS, *Die Fischer-Kontroverse. Ein kritischer Beitrag zum Verhältnis zwischen Historiographie und Politik in der Bundesrepublik*, in: Ders., *Studien über Geschichte und Geschichtswissenschaft*, Frankfurt am Main 1972, S. 108-198; ders., *Zur Fischer-Kontroverse - 40 Jahre danach*, in: Martin SABROW/Ralph JESSEN/Klaus GROSSE KRACHT (Hrsg.), *Zeitgeschichte als Streitgeschichte. Große Kontroversen seit 1945*, München 2003, S. 41-57; Konrad H. JARAUSCH, *Der nationale Tabubruch. Wissenschaft, Öffentlichkeit und Politik in der Fischer-Kontroverse*, in: Ebd., S. 20-40; Klaus GROSSE KRACHT, „An das gute Gewissen der Deutschen ist eine Mine gelegt“. Fritz Fischer und die Kontinuitäten deutscher Geschichte, in: Jürgen DANYEL/Jan-Holger KIRSCH/Martin SABROW (Hrsg.), *50 Klassiker der Zeitgeschichte*, Göttingen 2007, S. 66-70; W. JÄGER, *Historische Forschung*, S. 132-157; „Ein Buch wie ein Sprengsatz“. Gespräch mit dem Historiker Konrad H. Jarausch über den Streit um die These von der deutschen Alleinschuld, in: BURGDORFF/WIEGREFE (Hrsg.), *Der Erste Weltkrieg*, S. 256-262; Gregor SCHÖLLGEN, *Griff nach der Weltmacht? 25 Jahre Fischer-Kontroverse*, in: *Historisches Jahrbuch* 106 (1986), S. 386-406; Bernd F. SCHULTE, *Die Verfälschung der Riezler-Tagebücher. Ein Beitrag zur Wissenschaftsgeschichte der 50iger und 60iger Jahre*, Frankfurt am Main – Bern – New York 1985; Arnold SYWOTTEK, *Die Fischer-Kontroverse. Ein Beitrag zur Entwicklung historisch-politischen Bewußtseins in der Bundesrepublik*, in: Imanuel GEISS/Bernd Jürgen WENDT (Hrsg.), *Deutschland in der Weltpolitik des 19. und 20. Jahrhunderts*, Düsseldorf 1973, S. 19-47 und Lothar WIELAND, *Der deutsche Griff nach der Weltmacht: Die Fischer-Kontroverse in historischer Perspektive*, in: *Blätter für deutsche und internationale Politik* 37 (1992), S. 742-752. Zu einem Teil der an der Kontroverse beteiligten Historiker sehr aufschlussreich sind die Bände von Christoph CORNELISSEN (Hrsg.), *Geschichtswissenschaft im Geist der Demokratie. Wolfgang J. Mommsen und seine Generation*, Berlin 2010 und Rüdiger HOHLS/Konrad H. JARAUSCH (Hrsg.), *Versäumte Fragen. Deutsche Historiker im Schatten des Nationalsozialismus*, Stuttgart – München 2000.

historische, sondern eher die politische Argumentation war, die den Widerspruch zu Fischers Thesen begründete und so – sicherlich von den Geschichtspolitikverwaltern ungewollt – der Debatte den richtigen Schwung gab.“⁸ Das Besondere an der Fischer-Kontroverse waren also ihre „politische[n] Implikationen, die der Historiker gar nicht beabsichtigt hatte: Sie war der Türöffner für eine neue Sonderwegsthese von links und verband sich mit neuen sozialliberalen Axiomen in der Innen- und Außenpolitik.“⁹

Bereits 1962 hatte Golo Mann anerkannt, Fischer habe seine Thesen belegt „mit einer Überfülle von Dokumenten, von Zitaten, die man nur mit Staunen lesen kann; sie erwecken den Eindruck, als sei die Nation in nahezu allen ihren Klassen, allen Meinungsgruppen in jenen Jahren recht eigentlich verrückt gewesen. Aber was da schwarz auf weiss steht, lässt sich nicht ableugnen“¹⁰. Aus gebührendem zeitlichem Abstand urteilte Hans-Ulrich Wehler: „Da kann man sagen, was man will: In gewisser Hinsicht schien uns Fischer ja methodisch relativ naiv zu sein, aber er hatte den richtigen Riecher, daß man das Kontinuitätsproblem noch einmal neu aufwerfen mußte. Das ist ganz unbestreitbar. [...] Der Streit war schon ergiebig, es gab auch einen ungeheuren Sprung an Wissensvermehrung.“¹¹ Die Auseinandersetzung um Fischers Thesen war nicht zuletzt, mit den Worten von Wolfgang J. Mommsen, auch „der Schwanengesang der älteren Formen einer nationalpolitischen Historiographie, wie sie in der deutschen Tradition lange vorgeherrscht hat.“¹² Konrad H. Jarausch schließlich attestierte der Fischer-Kontroverse, sie habe „entscheidend dazu beigetragen, dass sich in Deutschland bei den Intellektuellen, in den Medien und bei den Politikern ein selbstkritisches Geschichtsbild entwickeln konnte. Ein größeres Lob kann es für die Arbeit eines Historikers kaum geben.“¹³ Die Nachwirkungen dieser lange anhaltenden Debatte reichen bis in die heutige Zeit, was für sich allein schon die Bedeutung von Fischers Werk belegt.

Bei der Fischer-Kontroverse handelt es sich nicht zuletzt auch um ein zeitloses Lehrstück aus dem Bereich der Wechselwirkung zwischen Geschichtswissenschaft und politischer Öffentlichkeit. Zudem hat dieser Streit - nicht nur in der Sache, sondern auch in den teilweise bizarren Formen - für das Selbstverständnis des Faches insgesamt unveränderte Bedeutung. Wissenschaftsgeschichtlich

⁸ Helmut BÖHME, „Primat“ und „Paradigmata“. Zur Entwicklung einer bundesdeutschen Zeitgeschichtsschreibung am Beispiel des Ersten Weltkrieges, in: Hartmut LEHMANN (Hrsg.), *Historikerkontroversen*, Göttingen 2000, S. 87-139, hier: S. 120.

⁹ WOLFRUM, *Geschichtspolitik in der Bundesrepublik Deutschland*, in: APZ H. 45/1998, S. 3-15, hier: S. 9.

¹⁰ Adolf GASSER, *Preussischer Militärgeist und Kriegsentfesselung 1914. Drei Studien zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges*, Basel – Frankfurt am Main 1985, Zitat: S. 73.

¹¹ Hans-Ulrich WEHLER, *„Eine lebhaftige Kampfsituation“*. Ein Gespräch mit Manfred Hettling und Cornelius Torp, München 2006, S. 196f.

¹² Wolfgang J. MOMMSEN, *Gegenwärtige Tendenzen in der Geschichtsschreibung der Bundesrepublik*, in: GG 7 (1981), S. 149-188, hier: S. 162.

¹³ „Ein Buch wie ein Sprengsatz“, in: BURGENDORFF/WIEGREFFE (Hrsg.), *Der Erste Weltkrieg*, S. 256-262, hier: S. 262.

betrachtet ist der deutschen Historikerzunft bei der Behandlung des Ersten Weltkrieges bis in die 1960er Jahre kein gutes Zeugnis auszustellen. Die renommiertesten Vertreter des Faches sahen „die Bekämpfung der `Kriegsschuldlüge` als ihre nationalpolitische Aufgabe“ an. „Nicht das Bemühen um eine vorbehaltlose Klärung der Kriegsursachen, sondern die Suche nach Argumenten für den politischen Kampf beherrschte durchweg die historiographische Auseinandersetzung.“¹⁴ Mehr noch: „Die Forschung war“, wie Theodor Schieder später feststellte, „im Ursprung geradezu eine Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln.“¹⁵ An dieser jahrzehntelang geübten Praxis änderte sich nach 1945 zunächst wenig. Nur vereinzelte Vertreter des Faches gelangten wie Fritz Hartung zu der Erkenntnis, dass die deutsche Geschichtswissenschaft verantwortlich dafür sei, „daß das deutsche Volk aus dem Zusammenbruch von 1918 nichts gelernt“¹⁶ habe.

Es befremdet dabei immer wieder, zu sehen, „wie viel Selbstgefälligkeit, verbissene Rechthaberei, illiberale Beschränktheit und durchweg nationale Verengung des Blickwinkels die Szene beherrschten.“¹⁷ Die Brisanz, die der durch Fritz Fischer ausgelöste Kampf gegen alte Zöpfe naturgemäß entfaltete, fehlt den Debatten der letzten Jahre. Volker Ullrich stellte dazu jüngst fest: „Die Zeichen stehen heute eher auf Konsens denn auf Konflikt. Die konfrontativen Lagerbildungen haben sich aufgelöst; unter der nachrückenden Historikergeneration ist die Streitlust deutlich geringer ausgeprägt. Auch in den Medien sind Ermüdungserscheinungen unverkennbar.“¹⁸ Eine Vertreterin der universitären Geschichtsschreibung urteilte wenig später ganz ähnlich: „Der geschichtswissenschaftliche Diskurs in Deutschland ist gegenwärtig durch eine bemerkenswerte Gelassenheit gekennzeichnet.“¹⁹ Diese wertfreien Feststellungen gilt es zunächst einmal zur Kenntnis zu nehmen. Wer befürchtet, bei der Debatte um den Ersten Weltkrieg könnte sich nun Langeweile ausbreiten, wird durch einen genaueren Blick auf die aktuelle Forschungslage indes schnell beruhigt.

Obwohl der Schwerpunkt der vorliegenden Untersuchung eindeutig auf der Innenpolitik liegt, muss hier noch einmal auf diese Kontroverse, die sich vor allem mit außenpolitischen Aspekten befasste, aus mehreren Gründen hingewiesen werden. Die Ergebnisse der damit verbundenen Arbeiten sind zunächst auch einmal für das hier bearbeitete Thema von hoher Relevanz, sind die parteipolitischen

¹⁴ W. JÄGER, *Historische Forschung*, S. 38 u. 68.

¹⁵ FRIE, *Das Deutsche Kaiserreich*, Zitat: S. 83.

¹⁶ Winfried SCHULZE, *Deutsche Geschichtswissenschaft nach 1945*, München 1989, Zitat: S. 208.

¹⁷ Ulrich HEINEMANN, *Kriegsschuld 1914. Nach wie vor ein publizistischer Dauerbrenner*. Neue Literatur zur Kriegsschulddiskussion, in: Wolfgang MICHALKA (Hrsg.), *Die Deutsche Frage in der Weltpolitik*, Stuttgart 1986, S. 127-135, hier: S. 133.

¹⁸ Volker ULLRICH, *Zeitgeschichte als Streitgeschichte. Zur Rolle der Geschichte in den Printmedien*, in: Ders., *Das erhabene Ungeheuer. Napoleon und andere historische Reportagen*, München 2008, S. 168-178, hier: S. 174.

¹⁹ Silvia Serena TSCHOPP, *Forschungskontroversen*, in: Dies./Wolfgang E. J. WEBER, *Grundfragen der Kulturgeschichte*, Darmstadt 2007, S. 24-122, hier: S. 81.

Entwicklungen doch häufig nur aus der Perzeption außenpolitischer bzw. militärischer Vorgänge heraus zu verstehen. Mehr noch: „Was bei Fritz Fischer Aufsehen erregte, war, daß er aufgrund neu erschlossenen Materials die bis dahin geltende Trennungslinie zwischen alldeutschen Extremisten einerseits und Bethmann Hollwegs `Politik der Diagonalen` andererseits, die auch die Mehrheitssozialdemokraten in das nationale Bündnis einzuschließen suchte, nicht mehr akzeptierte.“²⁰ Damit stand unausgesprochen auch die Behauptung im Raum, die markanteste Trennlinie der deutschen Innenpolitik im Ersten Weltkrieg sei zwischen Mehrheit und Minderheit der Sozialdemokratie, zwischen Befürwortern und Gegnern des Burgfriedens verlaufen. Allerdings hatte Fischer „der linken sozialistischen Opposition gegen die Kriegszielpolitik kaum eine politische Bedeutung zugesprochen und die überwältigende Mehrheit der sozialistischen Arbeiterschaft in jene innenpolitische Einheitsfront eingereiht, welche die Regierungspolitik mitgetragen habe.“²¹ Damit ist schon ein direkter Bezug zur vorliegenden Untersuchung hergestellt. Schließlich: Es gilt, sich noch einmal vor Augen zu halten, „daß die gesamte Tektonik der deutschen Geschichtsschreibung für die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts durch die Suche nach den Ursachen der beiden großen Kriege geprägt worden ist.“²² Die großen Bruchzonen (zumindest bei den Debatten über den Ersten Weltkrieg) sind inzwischen nicht mehr so deutlich sichtbar wie früher; bei tieferem Eindringen in die Materie werden jedoch rasch die alten Gräben – und auch einige neue, etwas weniger spektakuläre – sichtbar. Unabhängig davon, welchen Ausschnitt aus diesem „weiten Feld“ sich der einzelne Historiker zu beackern vornimmt, er tut gut daran, den Blick auf benachbarte Gebiete sowie zurück in die Geschichte des eigenen Faches nicht zu vergessen.

Dies bedarf heutzutage keiner „unzumutbaren“ Anstrengung mehr, schließlich ist bereits vor längerer Zeit eine „breite Publikationswelle zur historiographischen Rück- und Selbstvergewisserung des eigenen Faches“²³ in Gang gekommen. Gerade die Geschichtsschreibung zum Ersten Weltkrieg ist mittlerweile selbst Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen;²⁴ an den methodischen Zugän-

²⁰ BÖHME, Zur Entwicklung einer bundesdeutschen Zeitgeschichtsschreibung, in: LEHMANN (Hrsg.), Historikerkontroversen, S. 87-139, hier: S. 121.

²¹ W. JÄGER, Historische Forschung, S. 182.

²² SALEWSKI, Der Erste Weltkrieg, S. 23.

²³ Christoph CORNELISSEN, Geschichtswissenschaft und Politik im Gleichschritt? Zur Geschichte der deutschen Geschichtswissenschaft im 20. Jahrhundert, in: NPL 42 (1997), S. 275-309, hier: S. 275.

²⁴ Zu diesem Themenkomplex siehe einführend Helmut BÖHME, Die deutsche Geschichtswissenschaft und der Erste Weltkrieg, in: Ders./KALLENBERG (Hrsg.), Deutschland und der Erste Weltkrieg, S. 11-74; BÖHME, Zur Entwicklung einer bundesdeutschen Zeitgeschichtsschreibung, in: LEHMANN (Hrsg.), Historikerkontroversen, S. 87-139; Roger CHICKERING, Ein Krieg, der nicht vergehen will. Zur Frage des methodischen Fortschritts in der Historiographie des Ersten Weltkriegs, in: Sven Oliver MÜLLER/Cornelius TORP (Hrsg.), Das Deutsche Kaiserreich in der Kontroverse, Göttingen 2009, S. 281-289; Gerhard HIRSCHFELD, Der Erste Weltkrieg in der deutschen und internationalen Geschichtsschreibung, in: APZ, H. 29-30/2004, S. 3-12; Ders./Gerd KRUMEICH, Die Geschichtsschreibung zum Ersten Weltkrieg, in: Enzyklopädie Erster Weltkrieg, S. 304-315; W. JÄGER, Historische Forschung; Fritz KLEIN, Die Weltkriegsforschung der DDR, in: Enzyklopädie Erster Weltkrieg, S. 316-319; Wolfgang J. MOMMSEN, Der große Krieg und die Historiker. Neue Wege der Geschichtsschreibung über den Ersten Weltkrieg, Essen 2002; Gideon REUVENI, Geschichtsdiskurs und Krisenbewußtsein: Deutsche Historiographie nach dem Ersten Weltkrieg,

gen zu diesem Thema lassen sich im Übrigen die Paradigmenwechsel der Zunft besonders plastisch erkennen und nachvollziehen. Von der klassischen Politik-, Militär- und Diplomatiegeschichte mit ihrer Fokussierung auf einzelne Ereignisse und Personen über die Wirtschafts- und Sozialgeschichte mit ihrer strukturanalytischen Ausrichtung und ihren quantifizierenden Methoden bis hin zur Alltags-, Mentalitäts- und Geschlechtergeschichte, d. h. dem kulturgeschichtlichen Ansatz jüngerer Datums „als der methodisch und konzeptionell anspruchsvollste und umstrittenste“²⁵. Gerade diese neueste Herangehensweise und ihre vielfältigen Formen, die sich nicht unter einem Rubrum subsummieren lassen, haben die Weltkriegsforschung der beiden letzten Jahrzehnte inhaltlich und methodisch auf ein höheres Niveau gehoben.²⁶ Wie fruchtbar der kulturgeschichtliche Ansatz und seine unorthodoxen Fragestellungen gerade in Bezug auf den Ersten Weltkrieg sind, haben, um nur einige Beispiele zu nennen, erst jüngst wieder die Untersuchungen von Julia Encke und Aribert Reimann bewiesen;²⁷ dies gilt auch für die Studie von Anne Schmidt, die sich der amtlichen „Kommunikationspolitik“ in Deutschland angenommen hat.²⁸

Als logische Folge einer bunten Vielzahl von Einzelstudien, die sich nicht mehr alle auf einen übergreifenden methodischen Nenner bringen lassen,²⁹ erschien in jüngerer Zeit eine ganze Reihe von Gesamtdarstellungen, die den aktuellen Stand der Forschung komprimiert wiederzugeben versuchen.³⁰ Dieser Stand ist das Ergebnis des Forscherfleißes und der Diskussionsbereitschaft (gelegent-

in: *Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte* XXV (1996), S. 155-186; Ernst SCHULIN, *Weltkriegserfahrung und Historikerreaktion*, in: Ders./Wolfgang KÜTTLER/Jörn RÜSEN (Hrsg.), *Geschichtsdiskurs. Band 4: Krisenbewußtsein, Katastrophenerfahrungen und Innovationen 1880-1945*, Frankfurt am Main 1997, S. 165-188; Fritz STERN, *Die Historiker und der Erste Weltkrieg. Eigenes Erleben und öffentliche Deutung*, in: Ders., *Verspielte Größe. Essays zur deutschen Geschichte*, München 1996, S. 37-68; STEVENSON, *Der Erste Weltkrieg*, S. 676-689 und Bruno THOSS, *Der Erste Weltkrieg als Ereignis und Erlebnis. Paradigmenwechsel in der westdeutschen Weltkriegsforschung seit der Fischer-Kontroverse*, in: MICHALKA (Hrsg.), *Der Erste Weltkrieg*, S. 1012-1043.

²⁵ Lutz RAPHAEL, *Geschichtswissenschaft im Zeitalter der Extreme. Theorien, Methoden, Tendenzen von 1900 bis zur Gegenwart*, München 2003, S. 156.

²⁶ Vgl. Gerd KRUMEICH, *Kriegsgeschichte im Wandel*, in: Ders./Gerhard HIRSCHFELD/Irina RENZ (Hrsg.), „Keiner fühlt sich hier mehr als Mensch . . .“ *Erlebnis und Wirkung des Ersten Weltkrieges*, Frankfurt/Main 1996, S. 11-29 und Anne LIPP, *Diskurs und Praxis. Militärgeschichte als Kulturgeschichte*, in: Thomas KÜHNE/Benjamin ZIEMANN (Hrsg.), *Was ist Militärgeschichte?*, Paderborn – München – Wien – Zürich 2000, S. 211-227.

²⁷ Julia ENCKE, *Augenblicke der Gefahr. Der Krieg und die Sinne. 1914-1934*, Paderborn 2006; Aribert REIMANN, *Der große Krieg der Sprachen. Untersuchungen zur historischen Semantik in Deutschland und England zur Zeit des Ersten Weltkriegs*, Essen 2000. Als Beispiel für den mentalitätsgeschichtlichen Zugang: Sven Oliver MÜLLER, *Die Nation als Waffe und Vorstellung. Nationalismus in Deutschland und Großbritannien im Ersten Weltkrieg*, Göttingen 2002. Die inzwischen erreichte Breite der Themenpalette illustriert der Sammelband von ERNST/HARING/SUPPANZ (Hrsg.), *Aggression und Katharsis*.

²⁸ Anne SCHMIDT, *Belehrung – Propaganda – Vertrauensarbeit. Zum Wandel amtlicher Kommunikationspolitik in Deutschland 1914-1918*, Essen 2006.

²⁹ Aribert Reimann konstatierte dazu: „In der spezialisierten Einzelforschung zur Geschichte des Ersten Weltkriegs hat sich in den vergangenen Jahren ein stark diversifiziertes und nur noch schwer überschaubares Publikationsfeld entwickelt, das keinem identifizierbaren Generaltrend mehr zu folgen scheint.“ (*Von der Mentalität zur Spezialität?*, in: NPL 49 (2004), S. 220-246, hier: S. 225).

³⁰ Für das Deutsche Reich sind hier zu nennen die folgenden Darstellungen: Volker BERGHAHN, *Der Erste Weltkrieg*, München 2004; CHICKERING, *Das Deutsche Reich und der Erste Weltkrieg*; Ludger GREVELHÖRSTER, *Der Erste Weltkrieg und das Ende des Kaiserreiches. Geschichte und Wirkung*, Münster 2004; Wolfgang KRUSE, *Der Erste Weltkrieg*, Darmstadt 2009; Peter MÄRZ, *Der Erste Weltkrieg. Deutschland zwischen dem langen 19. Jahrhundert und dem kurzen 20. Jahrhundert*, München 2004;

lich auch der Streitsucht) mehrerer Historikergenerationen – und ist doch weiterhin eine „offene Baustelle“, auf der noch viel zu tun bleibt. Die in einem Forschungsbericht zum Ersten Weltkrieg 1985 aufgestellte Behauptung, „daß quellen- wie themenmäßig von der operativen Seite her kaum noch Herausragendes zu erwarten sein dürfte“³¹, wirkt heute schon kurios. Nichts spricht dafür, dass die seitdem erzielten fundamentalen Fortschritte in der Weltkriegsforschung bereits die Grenze des Möglichen markieren. In einer 2005 erschienenen Bibliographie war denn auch keine Rede mehr davon, dass das Thema „ausgereizt“ sein könnte.³² Sicher ist: Jede weitere Auseinandersetzung mit der Geschichte Deutschlands im Ersten Weltkrieg, die sich nicht den Vorwurf selbstbezogener Eindimensionalität zuziehen will, hat sich - sei es bewusst oder unbewusst - auseinanderzusetzen mit bzw. eine Haltung einzunehmen zu den Forschungen der letzten Jahrzehnte, v. a. zu den Arbeiten von Gerhard Ritter und Fritz Fischer, Gerald D. Feldman und Jürgen Kocka sowie Boris Barth, Ute Daniel und Anne Lipp.

Trotz der wissenschaftlich und massenmedial intensivierten Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus ist seit Anfang der 1990er Jahre auch die Geschichte Deutschlands im Ersten Weltkrieg mit wachsendem Interesse bedacht worden. Das Jahr 2004 brachte dann einen vorläufigen Höhepunkt der Rezeption der daraus hervorgegangenen wissenschaftlichen Ergebnisse durch ein breiteres Publikum.³³ Es wurde gar – wohl etwas übertrieben, vergleicht man dazu andere geschichtspolitische Debatten - von einer „publizistische[n] Großoffensive“³⁴, von „einem regelrechten Mediengewitter, wie man es wohl zum 100., aber kaum zum 90. Jahrestag erwartet hätte“³⁵, gesprochen. (Inzwischen richtet sich der Blick bereits auf das Jubiläumsjahr 2014.³⁶) Angemessen würdigen lässt

NEITZEL, Blut und Eisen sowie SALEWSKI, Der Erste Weltkrieg. Nicht auf Deutschland fokussiert ist die Darstellung von Daniel Marc SEGESSER, Der Erste Weltkrieg in globaler Perspektive, Wiesbaden 2010. Für die nach wie vor inspirierende britische Weltkriegsforschung seien nur erwähnt die inzwischen in deutscher Sprache erschienenen Werke: FERGUSON, Der falsche Krieg; Michael HOWARD, Kurze Geschichte des Ersten Weltkriegs, München 2005; John KEEGAN, Der Erste Weltkrieg. Eine europäische Tragödie, Hamburg 2001; David STEVENSON, 1914-1918. Der Erste Weltkrieg, Düsseldorf 2006; Hew STRACHAN, Der Erste Weltkrieg. Eine neue illustrierte Geschichte, München 2004 und H. P. WILLMOTT, Der Erste Weltkrieg, München 2009.

³¹ THOSS, Weltkrieg und Systemkrise, in: ROHWER (Hrsg.), Neue Forschungen zum Ersten Weltkrieg, S. 31-89, hier: S. 58.

³² Siehe dazu die Einleitung bei Christoph REGULSKI, Bibliographie zum Ersten Weltkrieg, Marburg 2005, hier: S. 1-3.

³³ Genannt seien hier nur die Ausstellung im Deutschen Historischen Museum in Berlin vom 13. Mai bis 16. August 2004 (Katalog: ROTHER (Hrsg.), Der Weltkrieg), die fünfteilige Serie der ARD über den Ersten Weltkrieg (dazu das Begleitbuch von Christine BEIL u. a., Der Erste Weltkrieg, Reinbek bei Hamburg 2006). *Der Spiegel* beschäftigte sich ausführlich mit dem Thema, beginnend mit einer Serie (ab *Der Spiegel* Nr. 8 vom 16.2.2004), die in einem *Spiegel spezial* zusammengefasst wurde (*Spiegel spezial* Nr. 1/2004, Die Ur-Katastrophe des 20. Jahrhunderts) und in erweiterter Fassung als Buch erschien (BURGDORFF/WIEGREFE (Hrsg.), Der Erste Weltkrieg). *DIE ZEIT* widmete dem Thema ein *DOSSIER* (vgl. *DIE ZEIT* Nr. 32 vom 29.7.2004). Daneben noch zahlreiche andere Publikationen (etwa *GEO* Epoche Nr. 14, Der Erste Weltkrieg. Von Sarajevo bis Versailles: die Zeitenwende 1914-1918).

³⁴ A. REIMANN, Der Erste Weltkrieg, in: APZ, H. 29-30/2004, S. 30-38, hier: S. 30.

³⁵ ULLRICH, Zeitgeschichte als Streitgeschichte, in: Ders., Das erhabene Ungeheuer, S. 168-178, hier: S. 170.

³⁶ Dazu schrieb Robert Gerwarth jüngst: „Spätestens zum 100. Jahrestag des Kriegsausbruchs in zweieinhalb Jahren werden die ‚Julikrise‘ und ‚Verdun‘, Ernst Jünger und Arnold Zweig wieder in aller Munde sein. Tatsächlich gibt es wohl keinen Fernsehsender, der nicht schon jetzt über Dokumentarfilme zur ‚Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts‘ nachdenkt, keinen deutschen Verlag, der nicht dabei ist, fieberhaft Sachbücher zum großen Jahrestag zu kommissionieren.“ (Robert Gerwarth, Stahlgewitter, Bücherfluten. Warum der Erste Weltkrieg wieder so beachtet wird und was wir heute aus ihm lernen; *Süddeutsche Zeitung* Nr. 252 vom 2.11.2011).

sich dieser Schub an öffentlicher Aufmerksamkeit für den Ersten Weltkrieg erst, wenn man noch einmal auf die Zeit davor zurückblickt: „Politische Gesten und wissenschaftliche Detailinteressen dominierten, bis die Presse zu Beginn der Neunzigerjahre den Ersten Weltkrieg wieder aus jenem Antiquariatseck holte, in dem er sich aus der Perspektive der Bevölkerungsmehrheit bereits befand.“³⁷ Als Forschungsthema hat der Erste Weltkrieg jedenfalls weiterhin Konjunktur, ein Abschwung ist dabei nicht in Sicht: „Gerade im Hinblick auf die Ursachen dieses Krieges wirft jede Antwort neue Fragen auf, so daß die Debatte auf höherer Ebene immer wieder von vorne beginnt. Dies kann auch nicht überraschen, handelt es sich doch um eine höchst komplexe Materie.“³⁸

Zu den fruchtbarsten erkenntnisleitenden Fragestellungen gehört der Vergleich zwischen dem Ersten und dem Zweiten Weltkrieg, damit auch zwischen Kaiserreich und Drittem Reich.³⁹ „Mit der zunehmenden Historisierung der Ereignisse in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts werden beide Weltkriege aufeinander bezogen und gemeinsam `erinnert`.“⁴⁰ Es gehört inzwischen zum Standard der modernen Forschung, Ergebnisse aus der Untersuchung des Ersten Weltkrieges auch in Beziehung zu den nachfolgenden Ereignissen, insbesondere zum Zweiten Weltkrieg, zu setzen. Konkret geht es um die Frage: „Welche Grundlinien des Ersten Weltkriegs verweisen vielleicht doch, so unbestritten die Neuartigkeit der deutschen Vernichtungspolitik seit 1939 auch ist, auf Kontinuitätsbrücken, ohne deren Kenntnis man den zweiten totalen Krieg leicht als isoliertes Unikat hinstellt?“⁴¹ Die Formel von einem neuen bzw. zweiten „Dreißigjährigen Krieg“⁴², die bis auf Charles de Gaulle und das Jahr 1941 zurückgeht⁴³ (und auch von Joseph Goebbels schon wenig später verwendet wurde⁴⁴), ist inzwischen auf dem besten Wege, sich als Epochenbezeichnung für den Abschnitt zwischen 1914 und 1945 durchzusetzen; ob man sinnvollerweise von einem „europäischen Bürgerkrieg“ sprechen kann – eine Formulierung, die bereits 1915 auftauchte – bleibt hingegen

³⁷ Hannes LEIDINGER, Knotenpunkte – Der historische Moment oder eine Geschichte der kurzen Dauer, in: Ders./MORITZ, Die Nacht des Kirpitschnikow, S. 244-270, hier: S. 251.

³⁸ FÖRSTER, Die Ursachen des Ersten Weltkrieges, in: WEGNER (Hrsg.), Wie Kriege entstehen, S. 211-252, hier: S. 212.

³⁹ Vgl. THOSS/VOLKMANN (Hrsg.), Erster Weltkrieg – Zweiter Weltkrieg.

⁴⁰ HIRSCHFELD, Der Erste Weltkrieg in der deutschen und internationalen Geschichtsschreibung, in: APZ, H. 29-30/2004, S. 3-12, hier: S. 3.

⁴¹ WEHLER, Die „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts“, in: Ders., Notizen zur deutschen Geschichte, S. 28-40, hier: S. 29.

⁴² Vgl. Hans-Ulrich WEHLER, Der zweite dreißigjährige Krieg. Der Erste Weltkrieg als Auftakt und Vorbild für den Zweiten Weltkrieg, in: BURGENDORFF/WIEGREFFE (Hrsg.), Der Erste Weltkrieg, S. 23-35. Zu dieser Debatte siehe auch Jörg ECHTERNKAMP, 1914-1945: Ein zweiter Dreißigjähriger Krieg? Vom Nutzen und Nachteil eines Deutungsmodells der Zeitgeschichte, in: MÜLLER/TORP (Hrsg.), Das Deutsche Kaiserreich in der Kontroverse, S. 265-280.

⁴³ Vgl. A. REIMANN, Von der Mentalität zur Spezialität?, in: NPL 49 (2004), S. 220-246, hier: S. 241 und Matthias WAECHTER, De Gaulles 30jähriger Krieg: Die Résistance und die Erinnerung an 1918, in: RECKER u. a., Intentionen – Wirklichkeiten, S. 235f.

⁴⁴ Vgl. Bernd SÖSEMANN, Der Erste Weltkrieg im propagandistischen Kalkül von Joseph Goebbels, in: Gerd KRUMEICH (Hrsg.), Nationalsozialismus und Erster Weltkrieg, Essen 2010, S. 53-75, hier: S. 74.

umstritten.⁴⁵ So problematisch derartige Etikettierungen und Abgrenzungen auch sind: Gerade das „Zeitalter der Extreme“ (Eric J. Hobsbawm) lässt sich ohne Vergleiche und nachträglich eingezogene Raster kaum erfassen.

Bevor auf die personen-, organisations- und ideologiegeschichtlich angelegten Arbeiten zur Sozialdemokratie eingegangen wird, sollen zunächst die großen politischen und wissenschaftlichen Kontroversen kurz erwähnt werden, die sich um Beginn und Ende des Weltkrieges drehen. Zum einen geht es dabei um das so genannte „Augusterlebnis“ und die damit angeblich erreichte kriegsbegeisterte „Volksgemeinschaft“ und den „Geist von 1914“,⁴⁶ die wiederum eng mit der Überzeugung bzw. Behauptung, Deutschland führe einen Verteidigungskrieg, verbunden waren;⁴⁷ zum anderen geht es um Streit um die Ursache der deutschen Niederlage, der sich um das Schlagwort „Dolchstoßlegende“ drehte.⁴⁸ Diese beiden Komplexe wiederum lassen sich nur aufeinander bezogen richtig verstehen: „tatsächlich kehren in der Dolchstoßlegende alle Elemente des ideologisierten `Augusterlebnisses` wieder; allerdings wurde ihre kausale Verknüpfung umgekehrt und den neuen Verhältnissen in Folge der Kriegsniederlage angepasst.“⁴⁹ Exemplarisch hierfür stehen die Ausführungen von Hans Herzfeld, der gleich auch die Rolle der USPD im Gesamtgeschehen festzuschreiben versuchte:

„das Wirken der Unabhängigen Partei [hat] vor allem dem moralischen Zusammenhalt der deutschen Nation geradezu tödliche Wunden geschlagen. Die Partei hat mit fanatischem Haß die Gerechtigkeit der deutschen Sache im Kriege in Zweifel gestellt. Sie traf mit diesem Angriff die Grundlage der deutschen Einheitsfront. Die Geschlossenheit, mit der sich die Nation im August 1914 zur Abwehr des feindlichen Angriffs erhoben hatte, beruhte auf der festen und, wie alle spätere Forschung immer mehr erhärtet hat, berechtigten Überzeugung, daß Deutschland den Ausbruch des Krieges nicht gewollt hatte. Die Unabhängigen haben die Schuldfrage einseitig zu Deutschlands Ungunsten beantwortet und sie in einer Weise zum Mittelpunkt ihrer zersetzenden Agitation erhoben, die es schwer macht, ihnen durchweg den guten Glauben an die Richtigkeit ihrer Argumentation zuzugestehen.“⁵⁰

⁴⁵ Siehe dazu jetzt auch Enzo TRAVERSO, *Im Bann der Gewalt. Der europäische Bürgerkrieg 1914-1945*, München 2008, v. a. S. 40-52. Eine kritische Auseinandersetzung mit den dortigen Thesen siehe bei Hans-Ulrich WEHLER, *Gab es von 1914 bis 1945 einen „europäischen Bürgerkrieg“?*, in: Ders., *Land ohne Unterschichten?*, S. 111-113. Als Epocheneinheit wertet auch Heinrich August Winkler in seinem neuesten Werk zur „Geschichte des Westens“ die Zeit zwischen 1914 und 1945.

⁴⁶ Dazu jetzt umfassend Thomas RAITHEL, *Das „Wunder“ der inneren Einheit. Studien zur deutschen und französischen Öffentlichkeit bei Beginn des Ersten Weltkrieges*, Bonn 1996 und Jeffrey VERHEY, *Der „Geist von 1914“ und die Erfindung der Volksgemeinschaft*, Hamburg 2000.

⁴⁷ Zum politischen Diskurs in Deutschland im Ersten Weltkrieg siehe auch Steffen BRUENDEL, *Volksgemeinschaft oder Volksstaat. Die „Ideen von 1914“ und die Neuordnung Deutschlands im Ersten Weltkrieg*, Berlin 2003 und Marcus LLANQUE, *Demokratisches Denken im Krieg. Die deutsche Debatte im Ersten Weltkrieg*, Berlin 2000.

⁴⁸ Dazu mit gebührender Ausführlichkeit Boris BARTH, *Dolchstoßlegenden und politische Desintegration. Das Trauma der deutschen Niederlage im Ersten Weltkrieg 1914-1933*, Düsseldorf 2003.

⁴⁹ Andreas WIRSCHING, „Augusterlebnis“ 1914 und „Dolchstoß“ 1918 – zwei Versionen derselben Legende?, in: Volker DOTTERWEICH (Hrsg.), *Mythen und Legenden in der Geschichte*, München 2004, S. 187-202, hier: S. 199.

⁵⁰ Hans HERZFELD, *Die deutsche Sozialdemokratie und die Auflösung der nationalen Einheitsfront im Weltkriege*, Leipzig 1928, S. 173.

Damit hatte Herzfeld, im Ersten Weltkrieg selbst Frontoffizier, nicht nur ein vernichtendes Urteil über die USPD gesprochen, sondern auch die „klassische Form“ der deutschen Weltkriegsdeutung in einem Absatz zusammengefasst. Diese Deutung blieb lange Zeit dominierend, hat inzwischen allerdings jede Überzeugungskraft eingebüßt.

Bis dahin war es ein langer Weg. Die Vorgänge im Sommer 1914 eigneten sich schließlich seit eh und je als Gegenstand epischer Darstellungen.⁵¹ Friedrich Meinecke erinnerte sich später: „Die Erhebung der Augusttage 1914 gehört für alle, die sie mit erlebt haben, zu den unverlierbaren Erinnerungswerten höchster Art, - trotz ihres ephemeren Charakters. Alle Risse, die im deutschen Menschentum, sowohl innerhalb des Bürgertums wie zwischen Bürgertum und Arbeiterschaft bisher bestanden hatten, überwölbten sich plötzlich durch die gemeinsame Gefahr, die über uns gekommen war und uns aus der bisher genossenen Sekurität materiellen Gedeihens herausriß.“⁵² Egmont Zechlin, ebenfalls Mitglied der „Erlebnisgeneration“, sah eines der „merkwürdigsten Phänomene der deutschen und europäischen Geschichte“ darin, dass im August 1914 überall „die Völker mit Begeisterung in den Krieg zogen“⁵³. Diese Einschätzung prägte lange Zeit nahezu unangefochten die Wahrnehmung in Wissenschaft sowie politischer Öffentlichkeit und ist in ihrer Zählebigkeit ein Lehrstück für erfolgreiche politische Mythenbildung (der auch aktuellste Lehrbücher für den Geschichtsunterricht in Schulen nichts entgegenzusetzen versuchen⁵⁴). Erste Ansätze, hier eine Korrektur vorzunehmen (etwa von Gerd Krumeich⁵⁵ und Volker Ullrich⁵⁶, der früher als andere darauf hinwies, „daß das Bild einer kollektiven Kriegspsychose der Wirklichkeit nicht entspricht“⁵⁷), fan-

⁵¹ Klassisch, wenn auch in wichtigen Teilen überholt: Barbara TUCHMAN, August 1914, Frankfurt am Main 2004 (erstmal erschienen 1962); eine moderne Darstellung bietet David Fromkin (Europas letzter Sommer).

⁵² Friedrich MEINECKE, Die deutsche Katastrophe. Betrachtungen und Erinnerungen, Wiesbaden 1946, S. 43.

⁵³ Egmont ZECHLIN, Bethmann Hollweg, Kriegsrisiko und SPD 1914, in: SCHIEDER (Hrsg.), Erster Weltkrieg, S. 165-190, hier: S. 165.

⁵⁴ Hier nur zwei Beispiele. Folgender Abschnitt leitet das Kapitel über den Ersten Weltkrieg in einem gängigen Schulbuch ein: „Der Ausbruch des Ersten Weltkrieges hatte im Deutschen Reich eine Woge nationaler Begeisterung ausgelöst. Über eineinhalb Millionen Kriegsgedichte in den ersten Wochen der Kämpfe zeugen von der patriotischen Euphorie dieser Tage. Die Nation galt jetzt als höchster Wert, den man unter Einsatz des Lebens zu verteidigen bereit war. Allein im August 1914 meldeten sich mehr als eine Million Freiwillige zum Kriegsdienst. [...] Alle gesellschaftlichen Spannungen und innenpolitischen Gegensätze der Vorkriegszeit traten in den Hintergrund.“ (Heinrich HIRSCHFELDER u. a., Reich – Republik – Diktatur. Buchners Kolleg Geschichte – Ausgabe B, Bamberg (3) 2004, S. 195). Mit keinem Wort wird diese einseitige Charakterisierung des Stimmungsbildes vom Sommer 1914 relativiert. Dabei handelt es sich nicht um einen Einzelfall (vgl. Michael EPKENHANS u. a., Geschichte und Geschehen, Leipzig 2007, S. 246).

⁵⁵ Krumeich erkannte bereits 1994: „Der Krieg wurde keineswegs so allgemein jubelnd begrüßt, wie es die ‚Legende vom Augusterlebnis‘ in den Nachkriegsjahrzehnten zur falschen Gewißheit hat werden lassen.“ (Gerd KRUMEICH, Bilder vom Krieg vor 1914, in: ROTHER (Hrsg.), Die letzten Tage der Menschheit, S. 37-46, hier: S. 37).

⁵⁶ Vgl. Volker ULLRICH, Kriegsalltag. Hamburg im ersten Weltkrieg, Köln 1982, S. 10-21.

⁵⁷ Volker ULLRICH, Kriegsalltag. Zur inneren Revolutionierung der wilhelminischen Gesellschaft, in: MICHALKA (Hrsg.), Der Erste Weltkrieg, S. 603-621, hier: S. 603.

den nicht die adäquate Resonanz. Dass Richard Müller bereits 1924 ein differenziertes Stimmungsbild bei Kriegsbeginn gezeichnet hatte (das unserem heutigen Kenntnisstand recht nahe kam), war in Vergessenheit geraten.⁵⁸

Noch im Jahr 1994 konnte eine Dissertation mit dem Satz eingeleitet werden: „Das Ereignis eines neuen Krieges wurde im Sommer 1914 von der überragenden Mehrheit der deutschen Bevölkerung mit großer Erleichterung und Zustimmung aufgenommen, weithin sogar mit offener Begeisterung.“⁵⁹ Die „überragende Mehrheit“ der Historiker war davon tatsächlich überzeugt; in einem zeitgleich erschienenen Sammelband wurden die bis dahin erreichten Forschungsergebnisse zusammengefasst mit der Formulierung, es habe 1914 „eine fast allgemeine Akzeptanz des Krieges und eine weit verbreitete Begeisterung über ihn“⁶⁰ geherrscht. Die Beispiele für dieses Fehlurteil reichen bis in die jüngste Zeit.⁶¹ Die Debatte über das „Augusterlebnis“ wurde neu angestoßen durch die vergleichende Studie von Thomas Raithel, der (bei starker methodischer Konzentration auf die Hauptstädte Paris und Berlin) für die letzten Wochen vor Kriegsbeginn zu dem Fazit kam:

„Das traditionelle Klischee der breiten und freudigen `Kriegsbegeisterung` vermittelt für diese Tage ein verzerrtes Bild.“ Und: „während der ersten Kriegswochen [...] ist das Bild einer breiten und freudigen `Kriegsbegeisterung` - mit Ausnahme der deutschen Siegesfreude Ende August und Anfang September – in der Regel nicht angebracht. Doch die intensive Anteilnahme am beginnenden Krieg, eine auch die Arbeiterschaft erfassende patriotische Identifikation und ein unter dem Druck der Ereignisse ausgebildetes zwischenmenschliches Gemeinschaftsgefühl förderten in deutschen wie französischen Städten ein Klima der Gemeinschaft, in dem die bisherigen sozialen Schranken zeitweilig verblaßten, das freilich auch eine Kehrseite feindseliger, gewalttätiger und teilweise geradezu hysterischer Ab- und Ausgrenzung besaß. [...] Zurückzuweisen ist die in der Literatur gelegentlich geäußerte und mit der Vorstellung einer breiten `Kriegsbegeisterung` verbundene Annah-

⁵⁸ Müller, der den Kriegsbeginn in Berlin miterlebt hatte, schrieb: „Bei Ausbruch des Weltkrieges schlugen die Wogen der Begeisterung sehr hoch. Straßen und Restaurants waren gefüllt mit schreienden, singenden, jubelnden Menschen. Wer dazwischengeriet und nicht in den patriotischen Lärm einstimmt, konnte froh sein, wenn er ohne Prügel davonkam. [...] Ganz anders sah es dort aus, wo die Masse des Volkes zu finden ist, in den Fabriken, Büros und auf dem Lande. Die Masse der Arbeiter und Angestellten verhielt sich gegenüber der aufgeputzten Kriegsstimmung sehr reserviert. Mißtrauisch gegen die offiziellen sich oftmals widersprechenden Nachrichten, angewidert von dem chauvinistischen Lärm der Prozentpatrioten ließ das Ungewisse der Zukunft keine feste und klare Stimmung und Haltung aufkommen. Soweit diese breiten Volkskreise bereits vor dem Krieg unter dem Einfluß der sozialistischen und gewerkschaftlichen Presse zu bestimmten Grundanschauungen über Staat und Gesellschaft erzogen worden waren, zeigte sich, wenn auch zunächst nicht offen, eine direkte Ablehnung der Kriegspropaganda und des Krieges. Innerhalb der Industriearbeiterschaft befand sich ein kleiner Kern von Proletariern, die den Krieg nicht nur als solchen ablehnten, sondern auch willens waren, seinen Ausbruch mit allen Mitteln zu verhindern; und als der Krieg zur Tatsache geworden, hielten sie es für ihre Pflicht, mit allen Mitteln sein Ende herbeizuführen. Die Zahl war klein.“ (Richard MÜLLER, Geschichte der deutschen Revolution. Band I. Vom Kaiserreich zur Republik. Mit einer Einleitung von Frank Dingel, (Nachdruck) Berlin 1979 [1924], S. 69-71).

⁵⁹ Helmut FRIES, Die große Katharsis. Der Erste Weltkrieg in der Sicht deutscher Dichter und Gelehrter. Band 1. Die Kriegsbegeisterung von 1914: Ursprünge – Denkweisen – Auflösung, Konstanz 1994, S. 1.

⁶⁰ Thomas ROHKRÄMER August 1914 – Kriegsmentalität und ihre Voraussetzungen, in: MICHALKA (Hrsg.), Der Erste Weltkrieg, S. 759-777, hier: S. 760.

⁶¹ In einer jüngst erschienenen Dissertation ist zu lesen: „Als die deutsche Regierung am Mittag des 31. Juli 1914 in Reaktion auf die russische Mobilmachung den `Zustand der drohenden Kriegsgefahr` ausruft, bewirkt diese Mitteilung des drohenden Krieges unter den Deutschen weniger Angst und Sorge, sondern katapultiert eine seit dem österreichischen Ultimatum an Serbien vom 24. Juli um sich greifende euphorische Kriegserwartung auf die Höhe eines patriotischen Taumels.“ (Timm GENETT, Der Fremde im Kriege. Zur politischen Theorie und Biographie von Robert Michels 1876-1936, Berlin 2008, S. 589).

me, Ende Juli hätten irrational-nationalistische `Massen` den politischen Spielraum der Verantwortlichen eingeschränkt.“⁶²

Die Kernthese von Jeffrey Verhey, der sich der Problemstellung noch vertiefter widmete, besagt:

„Das Gefühl, das im `Augusterlebnis` von allen geteilt wurde, war nicht Begeisterung, sondern Erregung, ein tiefes Empfinden, ein intensives Fühlen. Da die Empfindungen oft zwiespältig und widersprüchlich waren, dürften viele Menschen gar nicht in der Lage gewesen sein, sich diese Erregung zu erklären, und das `Augusterlebnis` führte auch nicht zu merklichen Veränderungen von Verhaltensweisen und Standpunkten. Die Arbeiterklasse nahm den Krieg hin in der Hoffnung, Deutschland werde gewinnen, doch sie blieb skeptisch. [...] Seine besondere Kraft bezieht der Mythos vom `Geist von 1914` in gewissem Maße daraus, daß die Regierung und alle politischen Parteien mit Ausnahme der USPD in groben Zügen das Narrativ teilten, daß die Erfahrungen von 1914 die Deutschen zusammengeschmiedet hätten.“⁶³

An dieser Stelle ist der uns hier interessierende Punkt bereits explizit erwähnt: Die USPD als einzige Partei, die sich dem politischen „mainstream“ und seiner Deutungshoheit aktiv widersetzte.

Eine weitere Konkretisierung dieses Ansatzes gelang Christian Geinitz mit seiner Fallstudie zum „Augusterlebnis“ in Freiburg/Breisgau, in der er die komplexen kollektivpsychologischen Mechanismen nachzuvollziehen versuchte.⁶⁴ Einige Jahre zuvor hatte Michael Stöcker in einer Untersuchung über Darmstadt festgestellt, „daß es *das einheitliche Augusterlebnis* nicht gab, sondern allenfalls viele verschiedene Augusterlebnisse.“⁶⁵ Damit zeigte sich: „Je schärfer die Historiker hinschauen, desto verschwommener wird das Bild der Kriegsbegeisterung.“⁶⁶ Es stellte sich vielmehr heraus: „Der Kriegsausbruch präsentiert sich also als ein gemischtes Phänomen, das vorwiegend durch den Dilettantismus der Verantwortlichen und die romantische Naivität und Ignoranz der kriegsfreiwilli-

⁶² RAITHEL, Das „Wunder“ der inneren Einheit, S. 498f. u. 506.

⁶³ VERHEY, Der „Geist von 1914“, S. 376f.

⁶⁴ Diese Untersuchung kam zu dem Ergebnis: „Der Kriegsbeginn bedeutete nicht nur materiell, sondern auch mental eine große Belastung für die Bevölkerung. Es ist absurd zu glauben, daß der einzelne den Krieg nicht fürchtete. Sowohl von Seiten der Soldaten wie der Zivilisten gab es große Ängste – vor dem Tod, der Verwundung, der Trennung, der Einsamkeit, der Armut, vor all dem, was Kriege immer mit sich bringen, egal wie falsch man im einzelnen ihre Dauer oder Heftigkeit einschätzen mag. Was das Kriegserlebnis im August 1914 so außergewöhnlich machte und vielleicht deshalb soviel Anlaß für Fehlinterpretationen bot, war die große psychische Verdrängungsleistung der Betroffenen. Die Ängste und Zweifel mussten – wie in jedem Fall von psychischer Unsicherheit, wie in jedem Krieg – von einzelnen bekämpft, ja ausgeschaltet werden. Im August 1914 geschah dies u. a. durch öffentliche Zurschaustellung der eigenen Kriegsüberzeugung und Kriegsbereitschaft, durch den überbordenden Arbeitseinsatz, die Flucht in die Gemeinschaftsaktivitäten und durch Begeisterungskundgebungen. [...] Dort, wo sich die Verarbeitung der Kriegsrealität in konkretem Handeln niederschlug [...] hat die vorliegende Untersuchung eine Synchronie von positiv-kriegsbegeisterten und negativ-kriegsfürchtenden Gemütslagen festgestellt, die sich nicht in eine dichotomische Gegenüberstellung von Kriegsfurcht und individuellem Leiden einerseits und kollektiver Kriegsbegeisterung andererseits pressen lassen. Vielmehr wurden diese uns Nachgeborenen widerstreitend erscheinenden emotionalen Extreme, diese Kakophonie der Gefühle, im Rahmen des öffentlichen Kriegsdiskurses zusammengeführt und gleichsam zu einer Kriegsstimmung synthetisiert.“ (Christian GEINITZ, Kriegsfurcht und Kampfbereitschaft. Das Augusterlebnis in Freiburg. Eine Studie zum Kriegsbeginn 1914, Essen 1998, S. 410-412).

⁶⁵ Michael STÖCKER, „Augusterlebnis 1914“ in Darmstadt. Legende und Wirklichkeit, Darmstadt 1994, S. 9.

⁶⁶ Peter FRITZSCHE, Wie aus Deutschen Nazis wurden, München 2002, S. 34.

gen Bürgersöhne den Charakter einer historischen Zäsur erhielt, obwohl realistische Prognosen und Erwartungshaltungen nachweislich im Bereich des zeitgenössisch Denkbaren lagen.“⁶⁷ Die hier angesprochene Realitätsverweigerung, sowohl beim Blick in die Zukunft, als auch später beim Blick in die Vergangenheit, wirft noch zahlreiche Fragen psychologischer Art auf, die zu beantworten einigen Aufwand erfordern wird.⁶⁸

Heutiger Stand der Forschung ist, „daß das viel beschworene `Augusterlebnis` von vornherein Züge einer ideologischen Konstruktion trug und in seiner sozialen und regionalen Reichweite sehr viel stärker begrenzt blieb, als man lange Zeit glaubte“⁶⁹, bzw. „dass die Massenstimmung bei Kriegsbeginn sehr unterschiedliche Ausprägungen hatte. Weit wichtiger als die nur für Teile der Bevölkerung insbesondere im Bürgertum feststellbare Begeisterung für Krieg und nationale Erneuerung war es jedoch, dass die Menschen in der Regel nach anfänglichem Zögern bereit waren, den auf allen Seiten proklamierten `Verteidigungskrieg` erst einmal zu akzeptieren und – oft ohne Begeisterung, aber doch mit einer gewissen Entschlossenheit – für den Sieg einzutreten; nicht zuletzt in der Erwartung allerdings, der Krieg könne schnell, spätestens bis zum Jahresende siegreich beendet werden.“⁷⁰

Die hier ausgesprochene Unterstellung, dass eben diese Erwartung hinsichtlich der *Kriegsdauer* vorherrschend war, ist – zumindest, was Deutschland betrifft – alles andere als eine bewiesene Tatsache (auch wenn sie meist als solche dargestellt wird). Den logischen Anschluss an die Entzauberung des „Augusterlebnisses“ würde demnach eine kritische Untersuchung zu den Vorstellungen über einen zukünftigen Krieg bilden, die sich bis 1914 herausgebildet hatten. Nach einem vielversprechenden Auftakt⁷¹ hat die Forschung dieses Problem bisher nicht intensiv genug weiter verfolgt.

⁶⁷ A. REIMANN, Der Erste Weltkrieg, in: APZ, H. 29-30/2004, S. 30-38, hier: S. 32.

⁶⁸ Die Forderungen an die Forschung fasste Wolfgang Kruse zusammen: „Zukünftige Untersuchungen der Massenstimmung bei Kriegsbeginn und im weiteren Verlauf des Krieges werden intensiver nach prägenden gesellschaftlichen Kategorien, vor allem Klassenzugehörigkeit, politische Orientierung, Konfession, Alter, Region und Geschlecht zu differenzieren haben. Aber auch das Zusammenspiel verschiedenartiger Empfindungen und Gedanken, die Dynamik sozialer Prozesse, das Verhältnis zwischen sozialer Lage, Kriegsverlauf und Stimmung sowie nicht zuletzt die Wirkungen von Kriegsideologie und Propaganda müssen noch genauer analysiert werden.“ (KRUSE, Kriegsbegeisterung? Zur Massenstimmung bei Kriegsbeginn, in: Ders. (Hrsg.), Eine Welt von Feinden, S. 159-166, hier: S. 166).

⁶⁹ Andreas WIRSCHING, Deutsche Geschichte im 20. Jahrhundert, München 2005, S. 26.

⁷⁰ KRUSE, Der Erste Weltkrieg, S. 22f.

⁷¹ Vgl. FÖRSTER, Die Illusion des kurzen Krieges, in: BURKHARDT u. a., Lange und kurze Wege in den Krieg, S. 115-158. Bereits vor dem Erscheinen des Aufsatzes von Förster hat Gerd Krumeich die Ansicht darauf hingewiesen, „daß in Wirklichkeit kein so großer Mangel an Realitätssinn vorherrschte, sondern daß es durchaus korrekte Einschätzungen dessen gab, was ein Krieg aktuell sein konnte. Tatsächlich entsprach der Krieg, wie er sich im Jahr 1914 präsentierte und wie er in den ersten Monaten geführt wurde, ganz dem, was sich die Politiker und Militärs vorgestellt hatten. Was indessen weder Politiker noch Militärs hinreichend beachteten, war die Tatsache, daß der Krieg in gewisser Weise wie alle menschlichen Handlungen und Einrichtungen entwicklungsfähig war und dazu tendierte, über sich hinauszuwachsen, seine ursprüngliche Form zu verlieren und unter Umständen auch zu etwas qualitativ Neuem zu werden.“ (KRUMEICH, Bilder vom Krieg vor 1914, in: ROTHER (Hrsg.), Die letzten Tage der Menschheit, S. 37-46, hier: S. 37f).

Auch in neuesten Darstellungen werden nur die gängigen Klischees repetiert;⁷² der fast überall anzutreffende „herrschende Konsens“ lautet: „Bis zu ihrem jähen Eintritt war den Zeitgenossen die drohende Katastrophe des Weltkrieges verborgen geblieben. Nichts wies auf ihr Bevorstehen hin. Am Wahrnehmungshorizont der Vorkriegszeit zeichnete sich nichts Entsprechendes ab. Nur wenige wagten eine Vorstellung vom Krieg der Zukunft.“⁷³ Hier sind erhebliche Zweifel angebracht, die sich (nicht nur) durch einschlägige zeitgenössische Diskussionsbeiträge aus der Sozialdemokratie untermauern lassen.

Das komplexe Verhältnis zwischen Ereignissen „an sich“ und deren Interpretation, Verarbeitung, Verfremdung und Erinnerung durch Individuen und Kollektive lässt sich anhand des „Augusterlebnisses“ besonders gewinnbringend untersuchen. Was für den *Kriegsbeginn* gilt, gilt auch für das *Kriegsende*: Die zur „Erklärung“ der deutschen Niederlage konstruierte „Dolchstoßlegende“ war noch mehr ein Mythos, der sich mit den nüchternen Fakten nicht vertrug, aber dafür ebenfalls tiefsitzende emotionale Bedürfnisse befriedigte. Mit der monumentalen Studie von Boris Barth hat dieses Phänomen inzwischen seine bislang ausführlichste Entschlüsselung gefunden. Barth ging dabei von der Grundthese aus,

„daß die sogenannte `Dolchstoßlegende` in ihrer Entstehungs- und Wirkungsgeschichte nicht nur sehr viel komplexer war, als meistens in der Literatur angenommen, sondern daß sie auch in der bisher meist in der Forschung verwendeten Form nur einen ganz kleinen Teil derjenigen innenpolitischen Feindbilder und Stereotypen zusammenfaßte, die bereits während des Weltkrieges seit 1916/17 neu entstanden und die die politische Atmosphäre der jungen Weimarer Demokratie von Anfang an vergifteten. Ohne die Einbeziehung dieser Stereotypen und weiterer genereller Deutungsmuster von Krieg und Niederlage in die Analyse aber ist die große Wirkung kaum zu erfassen, die die Dolchstoßlegende und ähnliche Mythen während der gesamten Weimarer Zeit entfalteten. Eine `Legende` stellt selbst keine analytische Kategorie dar, sondern wird unter dem Oberbegriff eines politisch wirkenden Mythos gefaßt [...].

Die Annahme, daß es bei der Niederlage des Kaiserreiches nicht mit rechten Dingen zugegangen sei, beruhte [sic] auf Perzeptionen, die während des Krieges aus ganz unterschiedlichen Vorstellungen entstanden und die sich in verschiedenen sozialen Gruppen und gesellschaftlichen Submilieus verbreiteten. Eben weil diejenigen Auffassungen, die zeitweise in der Weimarer Zeit plakativ mit dem Terminus des `Dolchstoßes` belegt wurden, seit 1916/17 so differenzierte Rezeptionswege gingen, ist es sinnvoll, diesen Begriff im Plural zu verwenden.“⁷⁴

Die Folgen der Mythenbildungen waren gravierend; man kann sogar behaupten: „Eine `Urkatastrophe` war der Erste Weltkrieg wohl nicht von Anfang an, sondern er wurde durch strukturelle Be-

⁷² In einer aktuellen Einführung in die Militärgeschichte heißt es ganz unreflektiert: „So zogen die europäischen Armeen ins Feld, orientiert am Bild der Kriege des 19. Jahrhunderts und in der Erwartung, nach einem kurzen Schlagabtausch den Sieg an ihre Fahnen heften zu können.“ (Rolf-Dieter MÜLLER, *Militärgeschichte*, Köln – Weimar – Wien 2009, S. 231).

⁷³ Dan DINER, *Das Jahrhundert verstehen. Eine universalhistorische Deutung*, München 1999, S. 38.

⁷⁴ BARTH, *Dolchstoßlegenden*, S. 6.

dingungen der Kriegsverarbeitung in bestimmten Gesellschaften erst zu einer solchen gemacht, die darauf den Kontinent abermals und mit weitaus verheerenderen Konsequenzen überzog.⁷⁵ Dafür waren die Nationalsozialisten und ihre Steigbügelhalter verantwortlich, die nicht zuletzt deshalb an die Macht gelangten, weil sie ihre Deutung des Ersten Weltkrieges durchsetzen konnten. Ob es dazu realistische Alternativen gab, bleibt die große Frage.⁷⁶

Die zentralen Probleme zur Verlaufs- und Wirkungsgeschichte des Ersten Weltkrieges sind auf jeden Fall aufs Engste verknüpft mit der Geschichte der sozialdemokratischen Parteiopposition:

„Eine ideologisch ausgereifte und groß angelegte Opposition fiel nicht einfach vom Himmel. Sie entwickelte sich indirekt aus der Not des Krieges, formierte sich spontan aus ganz konkreten Beschwerden über `Brot-und-Butter`-Fragen wie Preise, Brennstoff- und Lebensmittelknappheit, Arbeitsbedingungen oder die Zensur. Dennoch richtete sich dieser Unmut nicht spontan gegen den Krieg oder die bestehenden Machtstrukturen. Diffuser Dissens war auf die Ressourcen etablierter Organisationen angewiesen, um die Geschlossenheit, das Selbstbewußtsein und die politische Schlagkraft zu gewinnen, die mit dem Wort `Ideologie` assoziiert werden. [...] Den Ausschlag für das Reifen eines wirkungsvollen Protestes gab daher die Spaltung der deutschen Arbeiterbewegung.“⁷⁷

Die aus der Spaltung hervorgegangene USPD entzog sich als einzige relevante politische Kraft der im „Burgfrieden“ angeblich erreichten „Volksgemeinschaft“ und sie wurde von den Urhebern der Dolchstoßlegende für die deutsche Niederlage verantwortlich gemacht (nicht nur sie, aber sie vor allem). Wie Opposition innerhalb eines halbautoritären Systems wie dem Deutschen Kaiserreich unter den Extrembedingungen des Krieges entstehen und „funktionieren“ konnte, dies zu erklären, ist eine (Vor-)Geschichte der USPD besonders geeignet. Damit soll auch ein Korrektiv zur bisherigen Erforschung des politischen Diskurses im Weltkrieg eingeführt werden, die doch stark auf die bürgerlichen Eliten konzentriert war und die Perspektive der breiten Bevölkerung meist ausblendete.

Die für einen mentalitätsgeschichtlichen Zugang sinnvolle Untersuchung der hier geschilderten, kontrovers gedeuteten Phänomene auf breiterer Grundlage führt bereits zum landes- bzw. lokalge-

⁷⁵ A. REIMANN, Von der Mentalität zur Spezialität?, in: NPL 49 (2004), S. 220-246, hier: S. 242.

⁷⁶ Boris Barth kam zu dem Ergebnis: „die rechtsradikalen Stereotypen der Niederlage [wirkten], unabhängig davon, ob der Dolchstoß offensiv angeprangert wurde, oder ob er nur indirekt angedeutet wurde, sozial integrativ bezogen auf die jeweiligen gesellschaftlichen Gruppen, gesamtgesellschaftlich aber desintegrierend und destruktiv. Allerdings ist [...] zu bezweifeln, daß sich Gesellschaften insgesamt jemals über Kriegserinnerungen integriert haben, allen zeitgenössischen subjektiven Einschätzungen zum Trotz. Bestenfalls trugen individuelle oder kollektive Kriegserinnerungen nicht dazu bei, bereits bestehende destruktive gesellschaftliche Tendenzen zu verstärken. Dies war im deutschen Fall aber nach 1918 nicht möglich, weil diejenigen gesellschaftlichen Gruppen und Submilieus, die den `Dolchstoß` und andere Stereotypen der Niederlage offensiv gegen die Republik benutzten, letztlich politisch zu einflußreich und in der Lage waren, die symbolische Ebene des Kriegsendes weitgehend zu besetzen.“ (Dolchstoßlegenden, S. 560).

⁷⁷ CHICKERING, Das Deutsche Reich und der Erste Weltkrieg, S. 184.

schichtlichen Ansatz. Frühzeitig forderte Klaus Tenfelde, dass „dem `Augusterlebnis` der deutschen Arbeiterbewegung gerade auf lokaler/regionaler Ebene vermehrt nachgegangen werden [sollte], um auch die psychologische Qualität des Stimmungsumschwungs präziser umgreifen zu können.“⁷⁸ Mit einiger Verspätung lässt sich inzwischen bei der neueren Forschung zum Ersten Weltkrieg auch ein Trend zu Regional- und Lokalstudien ausmachen,⁷⁹ der auf Bayern - nicht nur in Bezug auf das „Augusterlebnis“, sondern auch allgemein – allerdings noch nicht wirklich übergegriffen hat.

Dennoch beginnt eine Untersuchung der bayerischen Sozialdemokratie zwischen 1914 und 1918 keineswegs am Nullpunkt. Zu den Ursachen und Folgen der Spaltung der deutschen Sozialdemokratie im Ersten Weltkrieg liegt eine umfangreiche Literatur vor, die allerdings keineswegs alle Problembereiche abdeckt. Vor der Parteigeschichte im engeren Sinne soll zunächst der politische Handlungsraum des Landesverbandes, nämlich Staat und Gesellschaft in Bayern, kurz gestreift werden.

Berücksichtigt man den in Bayern überdurchschnittlichen Grad an Aufmerksamkeit, der der Landesgeschichte gewidmet wird (der auch auf der außerordentlichen Fähigkeit dieses Landes zur politischen Identitätsstiftung sowie zur Integration – durchaus vorhandener – auseinanderstrebender Kräfte beruht), dann liegt zunächst der Verdacht nahe, dass nur noch im Bereich abgelegener Nischen die Möglichkeit besteht, echtes wissenschaftliches Neuland zu betreten und bislang unbeachtetes Quellenmaterial zu erschließen. Die zu verzeichnende regionalgeschichtliche Ausrichtung der neueren Weltkriegsforschung hat indes bislang auf die bayerische Landesgeschichte, ohnehin ein „Sonderfall“⁸⁰ innerhalb des Faches in Deutschland, nur sehr begrenzt durchgeschlagen. Obwohl das Fach (noch) fest in der Forschungslandschaft von Universitäten und sonstigen Einrichtungen verankert ist, da sich das kulturelle und staatliche Sonderbewusstsein auch in diesem Bereich niederschlägt, kamen von dieser Seite kaum nennenswerte Impulse zum hier behandelten Themenkomplex. Dies verwundert umso mehr, als dass die Quellenlage durchaus nicht ungünstig ist, im Gegenteil, vor allem die Bestände des Bayerischen Kriegsarchivs beherbergen noch etliche „verborgene Schätze“. Nachdem aus der Schule Karl Bosls eine Reihe von Arbeiten hervorgegangen war – zu nennen sind hier vor allem die Werke von Karl-Ludwig Ay und Willy Albrecht -, die zur Politik in

⁷⁸ Klaus TENFELDE, Wege zur Sozialgeschichte der Arbeiterschaft und Arbeiterbewegung. Regional- und lokalgeschichtliche Forschungen (1945-1975) zur deutschen Arbeiterbewegung bis 1914, in: Hans-Ulrich WEHLER (Hrsg.), Die moderne deutsche Geschichte in der internationalen Forschung 1945-1975, Göttingen 1978, S. 197-255, hier: S. 241.

⁷⁹ Vgl. Gerd KRUMEICH, Kriegsalltag vor Ort. Regionalgeschichtliche Neuerscheinungen zum Ersten Weltkrieg in Deutschland, in: NPL 39 (1994), S. 187-202.

⁸⁰ Ludwig Holzfurtner bemerkte dazu: „Die Bayerische Geschichte [...] stellt auch insofern innerhalb der Landesgeschichte in Deutschland bis zu einem gewissen Grad einen Sonderfall dar, als sie in wesentlichen Teilen einen allgemeinhistorischen – das heißt, politisch-historischen – Charakter hat, ohne freilich darüber den im eigentlichen Sinne landeshistorischen – i. e. landeskundlichen – Charakter zu vernachlässigen.“ (Landesgeschichte, in: Michael MAURER (Hrsg.), Aufriß der historischen Wissenschaften. Band 2: Räume, Stuttgart 2001, S. 348-415, hier: S. 353).

Bayern während des Ersten Weltkrieges grundlegend Neues erbrachten,⁸¹ herrscht inzwischen seit Jahrzehnten Stagnation. Wertvolle Lokalstudien wie die von Klaus-Dieter Schwarz zu Nürnberg⁸² wurden kaum durch weitere ergänzt;⁸³ der in den 1970er Jahren erreichte Erkenntnisstand wurde seither nicht nennenswert überschritten.⁸⁴

Dies zeigt auch die aktuelle Auflage des Handbuches der bayerischen Geschichte.⁸⁵ Bei dem mit der Zeit des Ersten Weltkrieges befassten, von Dieter Albrecht bearbeiteten Abschnitt bilden ältere und älteste Untersuchungen und Quellensammlungen nach wie vor das Rückgrat der Darstellung; entsprechend unbefriedigend sind einige Lücken und Urteile dieses Kapitels, worauf noch zurückzukommen sein wird. Insgesamt lässt sich an diesem Standardwerk erkennen, dass die bayerische Landesgeschichte, was den Ersten Weltkrieg anbelangt, noch nicht den andernorts gesetzten Standard erreicht hat; eine Art „nachholende Modernisierung“ ist hier längst überfällig. (Was eine moderne Landesgeschichtsschreibung zur Erforschung des Kaiserreiches beizutragen vermag, wurde am Beispiel Sachsens inzwischen eindrucksvoll demonstriert.⁸⁶)

Eine integrierte Gesamtdarstellung, wie sie für Baden vorliegt,⁸⁷ oder ein Sammelband, der die Ergebnisse der neueren methodischen Ansätze der Weltkriegsforschung widerspiegelt, wie er etwa für

⁸¹ Willy ALBRECHT, Landtag und Regierung in Bayern am Vorabend der Revolution von 1918. Studien zur gesellschaftlichen und staatlichen Entwicklung Deutschlands von 1912-1918, Berlin 1968; Karl-Ludwig AY, Die Entstehung einer Revolution. Die Volksstimmung in Bayern während des Ersten Weltkrieges, Berlin 1968. Siehe dazu auch Karl BOSL (Hrsg.), Bayern im Umbruch. Die Revolution von 1918, ihre Voraussetzungen, ihr Verlauf und ihre Folgen, München 1969.

⁸² Klaus-Dieter SCHWARZ, Weltkrieg und Revolution in Nürnberg. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, Stuttgart 1971.

⁸³ Als weitere Lokalstudie wäre noch zu nennen Werner SCHÄFER, Straubing im Ersten Weltkrieg. Ein Beitrag zur Vorgeschichte der Revolution von 1918/19 in Bayern, Straubing 1979.

⁸⁴ Zu den wenigen Beiträgen gehörten Doris FISCHER, Die Münchner Zensurstelle während des Ersten Weltkrieges. Alfons Falkner von Sonnenburg als Pressereferent im Bayerischen Kriegsministerium in den Jahren 1914 bis 1918/19, München 1973 und Anneliese SEIDEL, Frauenarbeit im Ersten Weltkrieg als Problem der staatlichen Sozialpolitik. Dargestellt am Beispiel Bayerns, Frankfurt/Main 1979; zu ergänzen wären noch Hermann ALTMANN u. a., Kriegsöffentlichkeit und Kriegserlebnis. Eine Ausstellung zum 1. Weltkrieg, Regensburg 1978; Merith NIEHUSS, Arbeiterschaft in Krieg und Inflation. Soziale Schichtung und Lage der Arbeiter in Augsburg und Linz 1910 bis 1925, Berlin – New York 1985 und Gabriela SPERL, Wirtschaft und Staat in Bayern 1914-1924, Berlin 1996. Hinzugekommen ist jüngst noch die militärgeschichtlich angelegte Arbeit von Christian STACHELBECK, Militärische Effektivität im Ersten Weltkrieg. Die 11. Bayerische Infanteriedivision 1915 bis 1918, Paderborn – München – Wien – Zürich 2010.

⁸⁵ Vgl. Dieter ALBRECHT, Von der Reichsgründung bis zum Ende des Ersten Weltkrieges, in: Alois SCHMID (Hrsg.), Handbuch der bayerischen Geschichte. Vierter Band. Das neue Bayern. Von 1800 bis zur Gegenwart. Erster Teilband: Staat und Politik, München 2003, S. 319-438, hier: S. 413-438.

⁸⁶ Siehe dazu den Sammelband von Simone LÄSSIG/Karl Heinrich POHL (Hrsg.), Sachsen im Kaiserreich. Politik, Wirtschaft und Gesellschaft im Umbruch, Weimar – Köln – Wien 1997.

⁸⁷ Klaus-Peter MÜLLER, Politik und Gesellschaft im Krieg. Der Legitimitätsverlust des badischen Staates 1914-1918, Stuttgart 1988. Als weitere Beispiele für die Landesgeschichtsschreibung zum Ersten Weltkrieg seien noch genannt Hans-Ulrich LUDEWIG, Das Herzogtum Braunschweig im Ersten Weltkrieg. Wirtschaft – Gesellschaft – Staat, Braunschweig 1984 und Gunther MAI, Kriegswirtschaft und Arbeiterbewegung in Württemberg 1914-1918, Stuttgart 1983.

Baden-Württemberg längst existiert,⁸⁸ fehlen für Bayern (mit Ausnahme der Pfalz⁸⁹). Eine mentalitätsgeschichtliche Untersuchung liegt für die ländlichen Kriegserfahrungen im südlichen Bayern vor;⁹⁰ in den regional nicht eingegrenzten Studien von Ute Daniel und Anne Lipp spielen die Bestände des Bayerischen Kriegsarchivs eine erhebliche Rolle,⁹¹ die Ergebnisse sind folglich auch aus landesgeschichtlicher Perspektive von Interesse. Insgesamt bleiben in der Mentalitäts- wie in der Sozialgeschichte noch zahlreiche Lücken offen, auch wenn inzwischen etwa für die Stadt München großzügig angelegte Studien unterschiedlicher Ausrichtung vorliegen.⁹² Klaus Tenfeldes Monitum, das „auf den beklagenswerten Zustand der bayerischen Industrialisierungsforschung und der allgemeinen Sozialgeschichte Bayerns im 19. und 20. Jahrhundert“⁹³ hinwies, bleibt aktuell.

Bei der Beurteilung der Strategie der bayerischen SPD vor dem und vor allem im Ersten Weltkrieg hat die Frage entscheidende Bedeutung, wie reformfähig das herrschende politische System war, in welchem Maße es sich auf dem Wege der Demokratisierung befand. Hier liegt eine entscheidende Querverbindung zur „Integrationsstrategie“, die die Gesamtpartei bei Kriegsbeginn einschlug. In seiner gewichtigen Studie zur Münchner Arbeiterbewegung im Zeitraum 1890-1914 fragte Karl Heinrich Pohl pointiert: „Stellte der verlorene Erste Weltkrieg nur einen Katalysator für eine bereits 1914 unlösbar gewordene Situation dar, die in jedem Falle zur Revolution geführt hätte, oder aber behielt das politische System, anders als in Preußen, trotz nicht zu verkennender Spannungen, die sich mit der Installierung der konservativen Regierung Hertling verschärften, seine tendenzielle Reformfähigkeit bis 1914 bei? Wurde eine Entwicklung zur parlamentarischen Monarchie 1912 nur zwischenzeitlich unterbrochen, um erst durch den Krieg und seine Bedingungen umfunktioniert zu werden oder wurde der Weg der Reformen schon 1912 beendet?“⁹⁴

Während Pohl der Reformfähigkeit Bayerns ein verhalten optimistisches Zeugnis ausstellte,⁹⁵ ging die ältere Landesgeschichtsschreibung, inspiriert von Karl Bosl, davon aus, dass die Revolution von

⁸⁸ Gerhard HIRSCHFELD/Gerd KRUMEICH/Dieter LANGEWIESCHE/Hans-Peter ULLMANN (Hrsg.), *Kriegserfahrungen. Studien zur Sozial- und Mentalitätsgeschichte des Ersten Weltkriegs*, Essen 1997.

⁸⁹ Heinrich THALMANN, *Die Pfalz im Ersten Weltkrieg. Der ehemalige bayerische Regierungskreis bis zur Besetzung Anfang Dezember 1918*, Kaiserslautern 1990.

⁹⁰ Benjamin ZIEMANN, *Front und Heimat: Ländliche Kriegserfahrungen im südlichen Bayern 1914-1923*, Essen 1997.

⁹¹ Ute DANIEL, *Arbeiterfrauen in der Kriegsgesellschaft. Beruf, Familie und Politik im Ersten Weltkrieg*, Göttingen 1989; Anne LIPP, *Meinunglenkung im Krieg. Kriegserfahrungen deutscher Soldaten und ihre Deutung 1914-1918*, Göttingen 2003.

⁹² Martin H. GEYER, *Verkehrte Welt. Revolution, Inflation und Moderne: München 1914-1924*, Göttingen 1998; Wilfried RUDLOFF, *Die Wohlfahrtsstadt. Kommunale Ernährungs-, Fürsorge- und Wohnungspolitik am Beispiel Münchens 1910 bis 1933*, 2 Bände, München 1998.

⁹³ Klaus TENFELDE, *Bayerische Industrialisierung und Entwicklung der Sozialdemokratie*, in: Gerhard A. RITTER (Hrsg.), *Der Aufstieg der deutschen Arbeiterbewegung. Sozialdemokratie und Freie Gewerkschaften im Parteiensystem und Sozialmilieu des Kaiserreichs*, München 1990, S. 135-137, hier: S. 135.

⁹⁴ POHL, *Münchener Arbeiterbewegung*, S. 481.

⁹⁵ Vgl. ebd., S. 510f. u. 521.

1918/19 in der Vorkriegszeit nicht nur angelegt, sondern bereits damals eine latent revolutionäre Situation entstanden war.⁹⁶ Wurde diese Interpretation mitunter auch in etwas zu überspitzter Form vertreten,⁹⁷ so lässt sich das Ergebnis von Karl Möckls detailreicher Studie über die Prinzregentenzeit (1886-1912) nicht so leicht von der Hand weisen. Dem zufolge war seit der konservativen Wende von 1912 „die sich um die Jahrhundertwende abzeichnende demokratisch-evolutionäre staatliche Entwicklung in Bayern endgültig verbaut“⁹⁸. Möckl ging noch weiter und behauptete, mit der Berufung Georg von Hertlings zum Ministerpräsidenten, die diese Wende einleitete, sei es den dahinter stehenden politischen Kräften gelungen, „das in Widerspruch zu den gesellschaftlichen Verhältnissen stehende Regierungssystem funktionsfähig zu halten. [...] Der Ausbruch des Ersten Weltkriegs ließ die Entwicklung nicht in normalen Bahnen verlaufen. Das Ergebnis – der Umbruch von 1918 – wäre aber vermutlich das gleiche gewesen.“⁹⁹

Selbstredend kann hier genauso wenig wie andernorts entschieden werden, welche verfassungspolitische Entwicklung Bayern genommen hätte, wäre der Krieg später oder überhaupt nicht ausgebrochen. Eingehend zu untersuchen wird gleichwohl sein, wie sich die reformistische bayerische Sozialdemokratie zu den im Krieg ganz neu konfigurierten politischen Fragen positionierte und wie die bayerischen Behörden wiederum darauf reagierten. Rückschlüsse auf die Beurteilung der Vorkriegspolitik können und sollen sich dabei dann en passant ergeben und zu weiteren Debatten anregen.

Im Mittelpunkt dieser Untersuchung steht ein Teil der deutschen Sozialdemokratie; deren unbestrittene Meriten hat Hans Mommsen zusammengefasst: „Als entschiedener Gegenspieler des bürgerlichen Liberalismus hat die Arbeiterbewegung das Verdienst, den Gedanken der egalitären Demokratie mit der Erkämpfung des allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrechts politisch durchgesetzt und zugleich sozial realisiert zu haben. Erst ihre politische und gewerkschaftliche Organisationsarbeit hat die politischen und sozialen Vorbedingungen geschaffen, um das demokratisch-parlamentarische System im modernen Massenstaat funktionsfähig zu machen und zu erhalten.“¹⁰⁰ Dieses Urteil deckt sich frappierend mit einer Prognose, die Adolf Braun, langjähriger Redakteur der SPD in Nürnberg und anderen Städten, im Jahr 1902 aufgestellt hat: „Wenn einmal, befreit von allen Klassenvorurteilen des bürgerlichen Historikers, von allen Rücksichten auf die Mächtigen, die

⁹⁶ Den Ursprung dieser Forschungsrichtung bildete der Aufsatz von BOSL, *Gesellschaft und Politik in Bayern*, in: ZBLG 28 (1965), S. 1-31.

⁹⁷ Etwa bei Ludwig M. SCHNEIDER, *Die populäre Kritik an Staat und Gesellschaft in München (1886-1914). Ein Beitrag zur Vorgeschichte der Münchner Revolution von 1918/19*, München 1975.

⁹⁸ Karl MÖCKL, *Die Prinzregentenzeit. Gesellschaft und Politik während der Ära des Prinzregenten Luitpold in Bayern*, München – Wien 1972, S. 17.

⁹⁹ Ebd., S. 558.

¹⁰⁰ Hans MOMMSEN, *Typologie der Arbeiterbewegung*, in: Ders., *Arbeiterbewegung und Nationale Frage. Ausgewählte Aufsätze*, Göttingen 1979, S. 211-259, hier: S. 257.

Geschichte des deutschen Volkes in den letzten Jahrzehnten des 19. und in den ersten des 20. Jahrhunderts geschrieben werden wird, dann wird die Erweckung der breiten Massen, ihr Aufstieg zu höherer Kultur, das Wirken und die Erziehung der Gewerkschaften als ein Ruhmesblatt deutscher Geschichte erscheinen, das weit heller leuchten wird als alles, was sich das offizielle Deutschland in der gleichen Periode zum Ruhm und zum Stolze anrechnete.“¹⁰¹ Die Verdienste, die sich die SPD um die Demokratie in Deutschland erworben hat, sollen hier keinesfalls bestritten werden, im Gegenteil; das in der Partei *auch* vorhandene autoritäre, nationalistische, teilweise imperialistische ideologische Potenzial wird dabei allerdings allzu oft übersehen. Erst im Kontrast zu diesen „düsteren Seiten“ der Sozialdemokratie kann die Rolle der linken Minderheit richtig beurteilt werden.

Auch wenn die allgemeinen verfassungs- und gesellschaftspolitischen Entwicklungen stets mitberücksichtigt werden sollen, geht es bei der hier vorliegenden Untersuchung im Kern um die bayerische Sozialdemokratie in einem eng und klar umrissenen Zeitraum. Vordergründig betrachtet ist bei einer Thematik, die sich mit der Arbeiterbewegung und ihren handlungsbestimmenden Rahmenbedingungen im Ersten Weltkrieg befasst, die Annahme naheliegend, dass die bereits vorhandene Literatur kaum Wünsche offen lässt. Nicht von ungefähr gelangte schließlich Kocka zu der Feststellung: „Über keine soziale Bewegung des 19. und 20. Jahrhunderts wissen die Historiker besser Bescheid als über die Arbeiterbewegung.“¹⁰²

Dies lässt sich konkret belegen: Es liegt bereits eine Vielzahl von lokal- und regionalgeschichtlichen Untersuchungen zur Arbeiterbewegung während des Ersten Weltkrieges vor (teilweise einschließlich der Berücksichtigung des Zeitraums davor und/oder danach).¹⁰³ Dennoch gilt nach wie vor: „Trotz der Bemühungen der Kommission für Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien klaffen im Bereich der Parteiengeschichte für die Kriegszeit erhebliche Lücken, da die meisten Darstellungen vor 1914 enden oder mit 1918 einsetzen.“¹⁰⁴ Dies gilt bislang auch für die

¹⁰¹ Klaus SCHÖNHOFEN *Expansion und Konzentration. Studien zur Entwicklung der Freien Gewerkschaften im Wilhelminischen Deutschland 1890 bis 1914*, Stuttgart 1980, Zitat: S. 23f.

¹⁰² Jürgen KOCKA, *Lohnarbeit und Klassenbildung. Arbeiter und Arbeiterbewegung in Deutschland 1800-1875*, Berlin – Bonn 1983, S. 11.

¹⁰³ Thomas ADAM, *Arbeitermilieu und Arbeiterbewegung in Leipzig 1871-1933*, Köln – Weimar - Wien 1999; Jörg BERLIN, *Die Arbeiterbewegung in den Küstenstädten der Nordsee zwischen Ems und Elbe vom Vorabend des Ersten Weltkrieges bis zum Ausbruch der Revolution 1918/19*, Hamburg 1981; Friedhelm BOLL, *Massenbewegungen in Niedersachsen 1906-1920. Eine sozialgeschichtliche Untersuchung zu den unterschiedlichen Entwicklungstypen Braunschweig und Hannover*, Bonn 1981; Manfred FAUST, *Sozialer Burgfrieden im Ersten Weltkrieg. Sozialistische und christliche Arbeiterbewegung in Köln, Essen 1992*; Detlef JOSZOK, *Die Entwicklung der sozialistischen Arbeiterbewegung in Düsseldorf während des 1. Weltkrieges*, Reinbek bei Hamburg 1980; Torsten KUPFER/Bernd ROTHER, *Der Weg zur Spaltung: Die Ursachen der Richtungskämpfe in der deutschen Sozialdemokratie 1890-1920 am Beispiel der Länder Anhalt und Braunschweig*, in: *IWK 29* (1993), S. 139-177; Erhard LUCAS, *Die Sozialdemokratie in Bremen während des Ersten Weltkrieges*, Bremen 1969; Manfred SCHECK *Zwischen Weltkrieg und Revolution. Zur Geschichte der Arbeiterbewegung in Württemberg 1914-1920*, Köln - Wien 1981 und Volker ULLRICH, *Die Hamburger Arbeiterbewegung vom Vorabend des ersten Weltkrieges bis zur Revolution 1918/19*, 2 Bände, Hamburg 1976.

¹⁰⁴ MAI, *Ende des Kaiserreichs*, S. 216.

von Gerhard A. Ritter herausgegebene Reihe zur Geschichte der Arbeiter und der Arbeiterbewegung in Deutschland seit dem Ende des 18. Jahrhunderts.¹⁰⁵ Der hier eigens für die Kriegszeit eingeplante Band wird zweifellos eine außergewöhnliche Fähigkeit zur Synthese erfordern; mit Spannung darf seinem Erscheinen entgegengesehen werden.

Bis dahin gilt es, sich v. a. an Bewährtes zu halten. Was die Vorgeschichte der Gründung der USPD ab 1905 anbelangt, hat Carl E. Schorskes 1955 erstmals erschienenen Werk „Die große Spaltung“ an inspirierender Kraft bis heute nichts eingebüßt; ebenso prägnant wie umstritten bleibt die Kernthese dieses Buches: „Der Prozeß, in dessen Verlauf die Spaltung [der SPD; B. A.] heranreifte, verlief nicht immer klar und säuberlich, aber er war unaufhaltsam. Von 1905 an waren die äußeren ökonomischen und politischen Zwangsmaßnahmen, die gegen die deutsche Arbeiterklasse angewandt wurden, solcherart, daß durch sie die Entschlossenheit der Revolutionäre gestärkt wurde, während sie gleichzeitig die Kräfte der Reform mit Zuckerbrot und Peitsche anstachelten. Der Polarisationsprozeß gewann innerhalb der Arbeiterbewegung seine eigene Dynamik. Der Krieg bedeutete nur den letzten Schlag, der die Spaltung, die vor 1914 völlig ausgereift war, vollendete.“¹⁰⁶ Alle nachfolgenden Untersuchungen zur Parteisplaltung der SPD hatten - und haben immer noch - dazu Stellung zu beziehen.

Zu den ersten Kritikern Schorskes gehörte Erich Matthias, der bei der Erklärung der Parteisplaltung die Kontinuitäten zur Vorkriegszeit weit geringer veranschlagte und die These vertrat, „daß die Gegensätze zwischen Mehrheitssozialdemokratie und Unabhängigen mehr taktischer als prinzipieller Art waren.“ Dieser Interpretation zufolge, die später zahlreiche Anhänger fand, „verlief die eigentliche Scheidelinie zwischen Mehrheitssozialdemokratie und offizieller USPD auf der einen und den linksextremen revolutionären Elementen – Spartakusbund, Bremer Linke, Lichtstrahlengruppe – auf der anderen Seite.“¹⁰⁷ Damit waren die beiden wichtigsten Fragenkomplexe umrissen, die die Diskussion zum Thema bis heute bestimmen:

1. Wie weit und wie tief reichen die Ursachen des Auseinanderfallens der Sozialdemokratie in die Zeit vor den August 1914 zurück?

¹⁰⁵ Bereits erschienen sind die Bände Nr. 5 (Gerhard A. RITTER/Klaus TENFELDE, Arbeiter im Deutschen Kaiserreich 1871 bis 1914, Bonn 1992) und Nr. 9 (Heinrich August WINKLER, Von der Revolution zur Stabilisierung. Arbeiter und Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik 1918-1924, Berlin – Bonn 1984). Der die Zeit des Ersten Weltkrieges behandelnde Band Nr. 8 steht noch aus. Zu dieser Reihe siehe auch Hans-Ulrich WEHLER, Das Ende der Legenden: Arbeiterklassen im kaiserlichen Deutschland, in: Ders., Die Gegenwart als Geschichte, S. 117-123.

¹⁰⁶ Carl E. SCHORSKE, Die große Spaltung. Die deutsche Sozialdemokratie 1905-1917, Berlin 1981, S. 403.

¹⁰⁷ Erich MATTHIAS, Die Rückwirkungen der russischen Oktoberrevolution auf die deutsche Arbeiterbewegung, in: Helmut NEUBAUER (Hrsg.), Deutschland und die Russische Revolution, Stuttgart – Berlin – Köln – Mainz 1968, S. 69-93, hier: S. 74.

2. Wo lagen die „richtigen“ bzw. „falschen“ Scheidelinien innerhalb der Parteiorganisation(en)?

An diesen Problemen hat sich inzwischen eine kaum noch zu überblickende Forschungsliteratur abgearbeitet, deren (Zwischen-)Ergebnis Helga Grebing zusammenfasste: „Die sich in Etappen vollziehende Spaltung der Partei in MSPD und USPD im April 1917 folgte nicht den Vorkriegskonstellationen, und sie hätte auch anders erfolgen können: Abspaltungen an den rechten und linken Rändern erschienen nicht unwahrscheinlich. Wie die Spaltung dann erfolgte, dafür setzte der Krieg durchaus die Akzente“¹⁰⁸. Diese scheinbar gut belegte These gilt es noch einmal genauer zu hinterfragen, vor allem weil die bisherige Literatur durchaus noch erhebliche Lücken aufweist. Gerade die sich bis 1914 herausbildenden innerparteilichen Strömungen und deren institutionalisierte sowie informelle Organisationsbemühungen sind noch nicht hinreichend untersucht. Auch eine „Ideologiegeschichte“ des rechten Parteiflügels steht noch aus; im Bereich der Lokalgeschichte und der Biographien besteht ebenfalls nach wie vor Nachholbedarf.

Den Status von Standardwerken haben mit einigen Einschränkungen inzwischen – bzw. immer noch – die großen Studien von Dieter Groh und Susanne Miller über die SPD vor dem bzw. im Weltkrieg,¹⁰⁹ deren Detailreichtum von kaum einer der seither erschienenen Darstellungen zum Thema erreicht wurde.¹¹⁰ Diese Arbeiten dienen als Basis und Bezugspunkt für alle weiterführenden Untersuchungen mit regionaler Ausrichtung, am Vergleich mit ihnen lässt sich jeder Erkenntnisgewinn am besten ablesen.¹¹¹ Wenn es um die SPD im Ersten Weltkrieg geht, ist davon abgesehen immer noch Pflichtlektüre der erste Teil von Richard Müllers dreibändiger Geschichte der Revolution von 1918/19. In einer selten gelungenen Mischung aus Autobiographie und wissenschaftlicher Darstellung äußerte sich hier der ehemalige Vorsitzende der Berliner Revolutionären Obleute, der zum linken Flügel der USPD zählte. Müller kam hier zu dem Urteil:

¹⁰⁸ Helga GREBING, *Die deutsche Arbeiterbewegung zwischen Revolution, Reform und Etatismus*, Mannheim – Leipzig – Wien – Zürich 1993, S. 30.

¹⁰⁹ Dieter GROH, *Negative Integration und revolutionärer Attentismus. Die deutsche Sozialdemokratie am Vorabend des Ersten Weltkrieges*, Frankfurt/M. – Berlin – Wien 1973; Susanne MILLER, *Burgfrieden und Klassenkampf. Die deutsche Sozialdemokratie im Ersten Weltkrieg*, Düsseldorf 1974. Eine kurze Zusammenfassung des bis dahin erreichten Forschungsstandes zur Sozialdemokratie im Ersten Weltkrieg bietet Walter MÜHLHAUSEN, *Die Sozialdemokratie am Scheideweg – Burgfrieden, Parteikrise und Spaltung im Ersten Weltkrieg*, in: MICHALKA (Hrsg.), *Der Erste Weltkrieg*, S. 649-671.

¹¹⁰ Zu der Arbeit von Groh siehe auch Gerhard A. RITTER, *Sozialdemokratie und Sozialgeschichte 1909-1914*. Zu einer neueren Darstellung, in: *AfS* 17 (1977), S. 458-466.

¹¹¹ Die Untersuchung der pfälzischen USPD kam zu dem Ergebnis: „Die USPD war [...] nicht nur die Partei des ehemaligen pazifistischen Flügels der SPD, sondern auch diejenige des während des Krieges neu geschaffenen proletarischen Protestpotenzials.“ (Alfred HERMANN, *Die Geschichte der pfälzischen USPD*, Neustadt 1989, S. 319). Hier zeigt sich bereits, wie problematisch viele Urteile der bisherigen Literatur sind. Von einem „pazifistischen“ Flügel in der Vorkriegs-SPD zu sprechen, ist wenig sinnvoll; die Vertreter des „linken Zentrums“, d. h. der Kern der späteren USPD, befürworteten durchaus die Vaterlandsverteidigung, lehnten indes eine risikoreiche, expansive Außenpolitik ab.

„Die [Sozialistische] Arbeitsgemeinschaft stand allen Fragen unentschlossen gegenüber. Wenn sie schließlich handelte, so weniger aus klarer Erkenntnis und eigener Entschlußkraft, sondern mehr aus Abwehr und weil ihr das Handeln vom Gegner aufgezwungen wurde. Die Vereinigung vieler widerstrebender Elemente konnte nichts anderes bringen.

Und doch lag in dieser bunt durcheinander geworfenen Arbeitsgemeinschaft und späteren U.S.P.D. eine gewaltige Zugkraft. Sie war ein gutes Sammelbecken für alle die, die aus irgend einem Grunde mit der Mehrheitspolitik nicht zufrieden waren. Ihre illegalen Flugblätter und Flugschriften, ihr Auftreten im Parlament behandelten die brennenden Tagesfragen in einer Art, die der großen Masse verständlicher erschien als die theoretischen Abhandlungen der Spartakusgruppe. Darauf beruhte ihr gewaltiges Anwachsen, ihre zahlenmäßige Größe, aber auch ihr Verhängnis.“¹¹²

Die hier gegebene Vorlage für eine differenzierte Beurteilung der USPD wurde nicht genutzt. Negativ wirkte sich lange Zeit auch „der Mangel an Interesse [aus], den Friedens- und Kriegskonzepten der deutschen Arbeiterbewegung vor 1914 mit einer thematischen Schwerpunktsetzung nachzuforschen“; dies lag (und liegt teilweise immer noch) daran, „daß diese Frage einem anderen Thema gewissermaßen untergeordnet wird, nämlich der Untersuchung des Richtungsstreits zwischen `Marxisten` und `Revisionisten`, zwischen `Revolutionären` und `Reformisten` im politischen Terrain der Sozialdemokratie unter dem Wilhelminismus“¹¹³. Erst die Verknüpfung dieser beiden Themenkomplexe verspricht hier einen entscheidenden Durchbruch.

Ergänzungen zum Forschungsstand der 1970er Jahre, insbesondere hinsichtlich der Vorgeschichte der „Politik des 4. August“, lieferten einige monothematische Studien; zu nennen ist hier zunächst diejenige von Karl-Heinz Rambke über die sozialdemokratische Wehrpolitik bis 1914.¹¹⁴ Trotz etwas unstrukturierter Aufbereitung des Materials kommt Rambke dabei zu bedenkenswerten Thesen, die das Verhältnis der Sozialdemokratie zur Frage nach Krieg und Frieden in den Vordergrund rücken, und gelangt zu einem kritischen Urteil über die Sozialdemokratie: „Die Unfähigkeit, aus der Verabscheuung des Krieges, aus der Ablehnung der kapitalistischen Gesellschaftsordnung sowie aus der internationalen Solidarität der Arbeiterklasse, nicht die Konsequenz zu ziehen, daß die Kriegsverhinderung die höchste Maxime darstellen müsse, muß m. E. als ein entscheidendes Kriterium für ihr späteres Verhalten bei Kriegsausbruch angesehen werden.“¹¹⁵ Dabei führt er überzeugend Parallelen zwischen der Zustimmung der SPD-Reichstagsfraktion zur Deckungsvorlage für die Heeresvermehrung im Juni 1913 und der Bewilligung von Kriegskrediten im August 1914 an:

¹¹² R. MÜLLER, Vom Kaiserreich zur Republik, S. 111.

¹¹³ Arno KLÖNNE, Die deutsche Arbeiterbewegung vor 1914 – eine Friedensbewegung?, in: Gernot HEISS/Heinrich LUTZ (Hrsg.), Friedensbewegungen: Bedingungen und Wirkungen, München 1984, S. 136-151, hier: S. 136.

¹¹⁴ Karl-Heinz RAMBKE, Diesem System keinen Mann und keinen Groschen? Sozialdemokratische Wehrpolitik 1907-1914, Würzburg 1983. Gleichzeitig erschien auch die thematisch ähnlich gelagerte Studie von Detlef HARTZ, Zwischen Miliz und stehendem Heer. Der Milizgedanke in der sozialdemokratischen Militärtheorie 1848 bis 1917, Berlin 1983.

¹¹⁵ RAMBKE, Diesem System keinen Mann und keinen Groschen?, S. 269.

- „1. Grundlage der Mehrheitsentscheidung war die Überzeugung, daß die deutsche Regierung den Frieden bewahren wolle.
2. Die Mehrheit der Fraktion konnte sich auf das Votum des Parteivorstands stützen.
3. Die Abstimmung wurde durch eine besondere Erklärung erläutert.
4. Es bestand Fraktionszwang, so daß die Reichstagsfraktion nach außen hin geschlossen auftrat.
5. Die Minderheit war in sich nicht geschlossen und sollte auch später zu keiner Einigkeit gelangen.
6. Bis auf Liebknecht und Haase, die wegen Erkrankung nicht am Parteitag 1913 teilnehmen konnte[n], stimmten alle Kriegskreditgegner für die Minderheitsresolution, die [Friedrich] Geyer beantragt hatte. Ihr Abstimmungsverhalten in der Fraktion dürfte gleich gewesen sein.
7. Die Spaltung der Partei war bereits in dem Abstimmungsergebnis des Parteitags sowohl über die Steuerfrage als auch über den Massenstreik ablesbar.“¹¹⁶

Damit ist die entscheidende Zäsur, die den Weg zur Parteispaltung wies, auf 1913 festgelegt. Die Burgfriedenspolitik ergibt sich in dieser Argumentation folgerichtig aus bereits zuvor getroffenen Weichenstellungen. Als Kardinalfehler der SPD hielt Rambke fest:

„Die Überzeugung, daß die eigene Regierung den Krieg nicht wollte, muß als Hauptursache für die halbherzigen Bemühungen zur Friedenserhaltung gesehen werden. Das Meinungsmonopol der Regierung und die sich hieraus ergebenden Manipulationsmöglichkeiten nicht erkannt zu haben, müssen als gravierender Fehler konstatiert werden. Die mangelhafte Beschäftigung mit der Kriegsfrage in der Parteispitze und in der Partei selbst mußte in Krisensituationen zu Verhaltensweisen führen, die weniger durch sozialistische Grundüberzeugungen, sondern weit mehr durch Emotionen, Stimmungen und Vorurteile bestimmt waren.“¹¹⁷

Bis zu den Neubewertungen Kruses blieben die von Rambke aufgestellten Thesen Stand der Forschung.¹¹⁸ Jüngst hat Bernhard Neff in seiner Untersuchung zur reformorientierten Militärkritik der SPD vor 1914 den Faden Rambkes wieder aufgenommen und interessante neue Perspektiven eröffnet, die die Entscheidung für den Burgfrieden besser erklären können. Die Quintessenz von Neffs differenziert abwägender Studie lautet: „Die Kombination aus Russophobie und Praktizismus in Militärfragen bewirkte schließlich das sozialdemokratische Desaster des August 1914, als sich die Mehrheit der SPD-Fraktion teils kläglich, teils willentlich von der Reichsleitung an der Nase herumführen ließ. Die Zustimmung zu den Kriegskrediten belegt letztlich, wie sehr sich die SPD mittlerweile im Kaiserreich eingerichtet hatte. Das `missing link` zwischen unversöhnlicher Militarismus-

¹¹⁶ Ebd., S. 160f.

¹¹⁷ Ebd., S. 288.

¹¹⁸ Als Vorbedingungen für die Entscheidung zur Kreditbewilligung am 3./4. August 1914 nannte Rambke: „1. Die Reichstagsfraktion war in sich gespalten. Der `revisionistische` Flügel besaß seit 1912 gegenüber der `radikalen` Gruppierung eine knappe Mehrheit. 2. Die modifizierte Wehrpolitik seit 1907 war Basis des sozialdemokratischen Verhaltens in der Julikrise und bei der Abstimmung am 3. und 4. August. Die Stellung zur Kriegsfrage war durch Beschlüsse nicht festgelegt. 3. Die Bereitschaft zur Landesverteidigung und nicht die Bereitschaft zur Kriegsverhinderung wurde als größte Pflicht angesehen. 4. Die konkrete historische Situation – Fehleinschätzung der deutschen Regierung, Manipulierung der Sozialdemokratie – bedingte die Solidarisierung mit dem ganzen Volk und die Aufgabe einer strikten Oppositionspolitik.“ (Ebd., S. 304).

kritik und Integration der SPD [...] stellt ihre reformorientierte und konstruktive Detailkritik des wilhelminischen Militärwesens dar.¹¹⁹

Angesichts der Komplexität der zugrunde liegenden Vorgänge scheint es etwas hoch gegriffen, von dem „missing link“ auf dem Weg zur „Politik des 4. August“ zu sprechen; *ein* (sehr wichtiges) Verbindungsstück wurde hier auf jeden Fall hinzugefügt. Es werden noch weitere folgen (müssen), bis sich ein abgerundetes Gesamtbild ergibt.¹²⁰ Dessen Konturen zeichnen sich inzwischen gleichwohl immer deutlicher ab. Der Politikwissenschaftler Peter Strutynski hat bereits vor einigen Jahren die Richtung gewiesen, in der weiterführende Erkenntnisse zu erwarten sind; er äußerte die Vermutung: „Einmal dürfte es starke personelle Verbindungslinien und Überschneidungen zwischen Kriegsbefürwortern und Revisionisten/Reformisten gegeben haben – Zusammenhänge, die auf theoretisch-ideologischen Übereinstimmungen in wesentlichen Fragen sozialdemokratischer Strategie und Taktik beruhen. Zum anderen kam der 4. August 1914 natürlich nicht so überraschend oder plötzlich, wie es vielleicht schien, hatte es doch in den Jahren und Jahrzehnten davor zahlreiche Vorläufer und Versuche gegeben, die ursprüngliche, grundsätzlich antimilitaristische Haltung der Sozialdemokratie in Frage zu stellen.“¹²¹ Die im Folgenden aufgeführten Quellenbefunde stützen diese Annahme auf der ganzen Linie.

Für den in der Forschung lange Zeit dominierenden ideologiegeschichtlichen Zugriff seien hier stellvertretend nur genannt Hans-Josef Steinbergs 1967 erschienene Arbeit zum Thema „Sozialismus und deutsche Sozialdemokratie“¹²² und Detlef Lehnerts Untersuchung über „Reform und Revolution in den Strategiediskussionen der klassischen Sozialdemokratie“¹²³, die beide den Zeitraum bis 1914 behandelten. Auch wenn gerade Steinberg die Vorstellungswelt der Parteibasis mit einbezog,¹²⁴ so steht doch auch hier - wie bei den anderen genannten Werken - die oberste Führungsebene von SPD und Freien Gewerkschaften im Mittelpunkt des Interesses. Die Vorgänge in den einzelnen Ortsvereinen - geprägt von den „einfachen“ Parteimitgliedern und größtenteils neben-

¹¹⁹ Bernhard NEFF, „Wir wollen keine Paradedruppe, wir wollen eine Kriegstruppe . . .“ Die reformorientierte Militärkritik der SPD unter Wilhelm II. 1890-1913, Köln 2004, S. 253.

¹²⁰ Problematisch an der Studie von Neff ist, dass sie ebenfalls nur die Diskussionen in der obersten Führungsspitze der Partei nachzeichnet und die Landes-, erst recht die einzelnen Ortsverbände praktisch völlig ausklammert.

¹²¹ Peter STRUTYNSKI, Wegbereiter sozialdemokratischer Kriegsbefürwortung, in: KLÖNNE/SPOO/BUTENSCHÖN (Hrsg.), Der lange Abschied vom Sozialismus, S. 26-38, hier: S. 27.

¹²² Hans-Josef STEINBERG, Sozialismus und deutsche Sozialdemokratie. Zur Ideologie der Partei vor dem 1. Weltkrieg, Berlin – Bonn (5) 1979.

¹²³ Detlef LEHNERT, Reform und Revolution in den Strategiediskussionen der klassischen Sozialdemokratie. Zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung von den Ursprüngen bis zum Ausbruch des 1. Weltkriegs, Bonn - Bad Godesberg 1977.

¹²⁴ Vgl. STEINBERG, Sozialismus und Sozialdemokratie, S. 127-142.

amtlichen Funktionsträgern - tauchte hier, wenn überhaupt, nur ganz am Rande auf. (Nur selten wurde diese eingeengte Perspektive in den einschlägigen Studien offen eingeräumt.¹²⁵)

Dies gilt auch, zum Teil allerdings wegen des Themas zwangsläufig, für die Studie von Veli-Matti Rautio, in der noch einmal der Revisionismustreit aufgerollt und (mit allerdings nicht immer klarer Begrifflichkeit) die Entwicklung der Parteiströmungen zwischen 1898 und 1903 anschaulich nachgezeichnet wird, deren Folgen bis in den Weltkrieg hineinreichten. Rautio kam zu dem Ergebnis:

„die Reaktionen auf Bernsteins Revisionismus beschleunigten die Spaltung der Partei in eine orthodox-marxistische und eine reformistisch-revisionistische Strömung. [...]. Das Bild von einer einheitlichen marxistischen Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, die durch die Bernstein-Debatte zerfiel, ist irreführend. Man kann mit gutem Grund behaupten, daß die sozialdemokratische Partei in keiner Phase, weder vor der Aufhebung des Sozialistengesetzes noch danach, eine ideologisch einheitliche sog. marxistische Partei war. Die Bernstein-Debatte machte deutlich, daß man das 1891 einstimmig verabschiedete Erfurter Parteiprogramm in völlig verschiedenen Weisen interpretieren konnte. [...] Von den orthodoxen Marxisten spaltet sich während der ersten Phase der Bernstein-Debatte eine gesonderte `Linke` ab, die einen aktiven Widerstand gegen Bernstein und den `Opportunismus` von der Partei forderte. Die Auffassung der `Linken` vom Inhalt des Revisionismus und der Gefährlichkeit des `Opportunismus` wich jedoch nicht von der Auffassung der übrigen orthodoxen Marxisten ab“¹²⁶.

Im Gegensatz zu dieser eher traditionellen Interpretation soll später, im Rahmen der Vorgeschichte der USPD, die These entwickelt werden, dass Bernsteins Revisionismus gar nicht der zentrale Streitpunkt war, um den sich die verschiedenen Parteiströmungen gruppierten; deren Analyse bildet die Voraussetzung zum Verständnis der Parteispaltung. Dabei soll zeitlich weiter zurückgegriffen werden als dies bislang meist der Fall gewesen ist.

Trotz aller methodischen Einwände, die sich dagegen vorbringen lassen, kam Susanne Miller zu Ergebnissen, mit denen sich eine Erforschung der Parteispaltung auf regionaler und lokaler Ebene auseinandersetzen hat; Millers Kernthese lautete dabei:

„Bei aller Anerkennung ihrer Bedeutung als Oppositionspartei und ihrer Rolle in den Protestbewegungen während des Krieges sowie der moralischen und politischen Qualitäten mancher ihrer führenden Männer und Frauen, kann man dennoch die Geburtsfehler der USPD nicht übersehen. Ha-

¹²⁵ Eine Ausnahme bildeten hier Dieter Groh und Peter Brandt, die in der Einleitung ihres Gemeinschaftswerkes eingestehen bzw. voraussetzen: „Natürlich wäre es wünschenswert gewesen, die Entwicklung an der Basis der Partei zu verfolgen. Das wäre jedoch nur im Rahmen eines größeren, langfristigen Forschungsprojekts zu leisten. Es ist allerdings zu bezweifeln, daß die Quellen ausreichen würden, ein repräsentatives Bild auf den unteren Ebenen der sozialdemokratischen Bewegung zu zeichnen. Wenn wir uns hier im wesentlichen auf die Äußerungen von Parteigremien und von führenden Politikern beschränken, dann steht dahinter die Annahme, daß sich – wie viele Indizien zeigen – in ihnen auch die Auffassungen einer breiteren Funktionärs-, Mitglieder und Anhängerschicht spiegeln.“ (Dieter GROH/Peter BRANDT, „Vaterlandslose Gesellen“. Sozialdemokratie und Nation 1860-1990, München 1992, S. 7).

¹²⁶ Veli-Matti RAUTIO, Die Bernstein-Debatte. Die politisch-ideologischen Strömungen und die Parteideologie in der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands 1898-1903, Helsinki 1994, S. 319-321 u. 323.

ben sie doch auch zu ihrem eigenen frühen Ende entscheidend beigetragen. Ihre größte Schwäche bestand in ihrer inneren Zerrissenheit und ihrer Konzeptionslosigkeit in Fragen einer realistischen Politik nach dem Kriege. Es waren hauptsächlich diese Mängel, die die USPD nach kurzer Zeit zu einem Tummelplatz wirklichkeitsfremder und verantwortungsloser Radikaler werden ließen.¹²⁷

Die Abspaltung der USPD ging Miller zufolge *nicht* auf unüberbrückbare inhaltliche Differenzen zurück, sondern auf das Beharren der Mehrheit auf einem unflexiblen Disziplinverständnis.¹²⁸

Auf die tatsächlichen inhaltlichen Differenzen zwischen den verschiedenen Parteiströmungen wird an entsprechender Stelle zurückzukommen sein. Zu ergänzen ist noch, dass diese Strömungen Teil eines dynamischen Prozesses waren, d. h. die parteiinternen Verschiebungen *vor* und *während* des Krieges mitberücksichtigt werden müssen.¹²⁹ Bei dieser Binnenperspektive blieb die Forschung jedoch nicht stehen. In einem wegweisenden Aufsatz hatten wenige Jahre vor dem Erscheinen von Millers Arbeit Gerald D. Feldman, Eberhard Kolb und Reinhard Rürup für die Analyse der Spaltung der Arbeiterschaft einen weiter gehenden Ansatz gewählt und die ab 1917 auftretenden neuartigen Massenbewegungen analysiert. Dabei waren sie zu dem Resultat gekommen:

„Während die organisierten und disziplinierten Massen vor 1914 von ihren Führern mobilisiert und in ihren Aktionen gelenkt wurden, war es das Kennzeichen dieser neuen Massenbewegungen, daß sie spontan und initiativ waren und den Führern ihren Willen aufzuzwingen suchten, statt sich weiterhin auf bloße politische Gefolgschaft zu beschränken. Sie durchbrachen den durch Partei und Gewerkschaft abgesteckten politischen und organisatorischen Rahmen, ja sie entstanden gerade als Ausdruck der Kritik oder Negation der traditionellen Form einer institutionalisierten sozialistischen Massenbewegung und stellten insofern in der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung etwas qualitativ Neues dar. Massenspontaneität und –aktivität richteten sich nunmehr gleichermaßen gegen die bestehenden Organisationen wie auch gegen die von diesen repräsentierte politische Strategie und Taktik. Man wird ganz allgemein sagen können, daß Massenbewegungen solcher Art nicht nur eine Krise des bestehenden Herrschafts- und Gesellschaftssystems, sondern auch und vor allem der bestehenden Oppositionsformen deutlich machen. Sie sind zumindest potentiell revolutionär, da ihre Opposition die gegebenen Spielregeln durchbricht. Ihre Stärke liegt in der unmittelbaren Kritik, in der negativen Aktion, ihre Schwäche offenbart sich im Erfolg: sie sind entschieden in der Negation, aber unklar und unentschlossen im Hinblick auf das Neue – ihre ideologische und praktische Einheit zerfällt mit dem Erfolg.“¹³⁰

¹²⁷ MILLER, Burgfrieden und Klassenkampf, S. 397.

¹²⁸ Vgl. ebd., S. 112 u. 154-156.

¹²⁹ Aus den parteiinternen Verschiebungen bei Kriegsbeginn zog Robert Sigel das Fazit: „Im gesamten Spektrum der SPD bewirkte die Existenz einer Gruppe wie die der Lensch, Cunow und Haenisch, die den neuen, äußersten rechten Flügel bildete, eine Verschiebung des Zentrums nach rechts: das ehemalige Parteizentrum um Kautsky und Haase gehört nun zum linken Flügel, während die ehemals Rechten nun mit Ebert und Scheidemann die neue Mitte bildeten. Der Ausschluß der Linken und die Gründung der USPD, eine Folge schon dieser Verschiebung, befestigte diese neue Gewichtung.“ (Robert SIGEL, Die Lensch-Cunow-Haenisch-Gruppe. Eine Studie zum rechten Flügel der SPD im Ersten Weltkrieg, Berlin 1976, S. 139).

¹³⁰ Gerald D. FELDMAN/Eberhard KOLB/Reinhard RÜRUP, Die Massenbewegungen der Arbeiterschaft in Deutschland am Ende des Ersten Weltkrieges (1917-1920), in: PVS 13 (1972), S. 84-105, hier: S. 85.

Die USPD als sichtbarstes politisches Ergebnis dieser Veränderungen nahm demnach eine Doppelrolle ein: Einerseits war sie Ausdruck des Protestes gegen die erstarrte Organisation der Sozialdemokratie, andererseits bildete sie selbst wiederum eine - von Ort zu Ort unterschiedlich homogene und gefestigte - eigene Organisation, die sich früher oder später mit der Kritik einer aktivistischen Basis auseinandersetzen musste. Diese Problematik, die eben auch auf dem eigenen Erfolg beruhte, wurde erst nach Kriegsende voll sichtbar; ihre verschiedenen Facetten sind noch nicht hinreichend analysiert worden. Hier kann erst die Untersuchung der bayerischen USPD in der Phase ihrer organisatorischen Konsolidierung nach dem Krieg (v. a. nach der Revolution) weiteren Aufschluss geben.

Als notwendige Ergänzung zur Geschichte der Sozialdemokratie wurden auch die mit ihr eng verbundenen Freien Gewerkschaften eingehend untersucht; genannt seien hier nur die Arbeiten von Hans-Joachim Bieber, Günther Högl und Fritz Opel.¹³¹ Högl kam in seiner Untersuchung des Verhältnisses zwischen USPD und Gewerkschaften zu dem Ergebnis: „Erst mit dem Anwachsen der Rüstungsindustrie, der dadurch bedingten Konzentration von Massen junger, meist ungelernter Arbeiter in den industriellen Zentren des Reichs, entstand ein neues Potential für radikale Anschauungen in den Gewerkschaften.“¹³² Diese „radikalen Anschauungen“, d. h. der Nährboden der USPD, waren demnach ein direktes Produkt des Krieges.

Ähnlich wie bei der SPD dominierte auch bei den Gewerkschaften in der Forschung ein Ansatz, der sich auf die zentralen Instanzen konzentrierte und noch keine ausreichende Ergänzung durch Studien gefunden hat, die an der Mitgliederbasis und bei den lokalen Organisationen ansetzen. Es gilt immer noch die Feststellung von Klaus Schönhoven: „Über die zahlenmäßige Stärke und das Verbreitungsgebiet der innergewerkschaftlichen Kritik am Kriegspatriotismus der Führungsinstanzen lassen sich [...] keine zuverlässigen Gesamtangaben machen, weil es an lokalen und regionalen Detailuntersuchungen mangelt und weil erst wenige auf Einzelverbände konzentrierte Studien vorliegen.“¹³³ Hier gilt es, für Bayern einen ersten Anfang zu machen.

Hinsichtlich der so umstrittenen Haltung der SPD bei Kriegsausbruch, aus der sich dann die Kette von Ereignissen ergab, die zur Spaltung führte, hatte sich bis Anfang der 1980er Jahre ein Konsens in der Forschung herausgebildet, der sich wie folgt zusammenfassen lässt: „Die Furcht vor den

¹³¹ Hans-Joachim BIEBER, Gewerkschaften in Krieg und Revolution. Arbeiterbewegung, Industrie, Staat und Militär in Deutschland 1914-1920, 2 Teile, Hamburg 1981; Günther HÖGL, Gewerkschaften und USPD von 1916-1922. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung unter besonderer Berücksichtigung des Deutschen Metallarbeiter-, Textilarbeiter- und Schuhmacherverbandes, München 1982; Fritz OPEL, Der Deutsche Metallarbeiter-Verband während des Ersten Weltkrieges und der Revolution, Köln (4) 1980.

¹³² HÖGL, Gewerkschaften und USPD, S. 433.

¹³³ Klaus SCHÖNHOVEN, Die deutschen Gewerkschaften, Frankfurt am Main 1987, S. 102f.

staatlich-militärischen Repressionsmöglichkeiten gegenüber den Organisationen, die Sorge um die Erhaltung der Voraussetzungen für den materiellen Status-quo der Arbeiterschaft und die künftige Verbesserung ihrer materiellen Lebensbedingungen sowie die Hoffnung auf innere Reformen bezeichnen also die Hauptmotive, die die Politik der SPD und der Freien Gewerkschaften bei Ausbruch des Ersten Weltkriegs bestimmten.¹³⁴

Ganz anders sah das naturgemäß die (partei-)kommunistische Geschichtsschreibung, der die (M)SPD-Führer als „Arbeiterverräter“ galten, die USPD als Halbheit ohne jede Perspektive und die Kommunisten bzw. Anhänger der Spartakusgruppe als heroische Bannerträger des historischen Fortschritts.¹³⁵ In dieser simplifizierenden Weltsicht standen die Urteile von vornherein fest; sie konnten sich berufen auf ein von Wladimir I. Lenin Anfang 1915 geschriebenes Diktum: „Das Wort `Südekum` hat die Bedeutung eines Gattungsnamens erhalten: Es bezeichnet den Typus des selbstzufriedenen, gewissenlosen Opportunisten und Sozialchauvinisten.“¹³⁶ Offizielle Aufgabe der DDR-Geschichtsschreibung war es, die „Rolle der rechten sozialdemokratischen Führer als Agentur des Imperialismus in den Reihen der Arbeiterklasse“ aufzudecken und den „Verrat“¹³⁷ der SPD-Spitze durch die Kriegskreditbewilligung vom August 1914 anzuprangern.

Zu den Anführern der SPD-Mehrheit hieß es demnach in der kommunistischen Forschungsliteratur apodiktisch: „Die Feinde der Arbeiterklasse, die Klassegegner innerhalb des Parteivorstandes lassen sich in zwei Gruppen aufgliedern: in Schufte und in solide Verräter.“ Die Anführer der USPD konnten wenigstens auf einige Nachsicht rechnen: „Ganz anders sind Männer wie Haase und Ledebour von ihrer objektiven und subjektiven Rolle zu beurteilen. Auf sie trifft voll und ganz der erste Teil der Definition von Lenin zu: sie schwanken zwischen der Rechten und der Linken, zwischen den Klassenfeinden und Klassenführern, zwischen den Verrätern und den besten Vertretern

¹³⁴ BIEBER, Gewerkschaften (Teil I), S. 85.

¹³⁵ So etwa bei Walter BARTEL, Die Linken in der deutschen Sozialdemokratie im Kampf gegen Militarismus und Krieg, Berlin 1958. Typisch für die von oben verordnete vereinfachende Interpretation der SPD-Politik und die dahinter stehende kommunistische Geschichtsteologie folgende Passage: „Mit Kriegsbeginn wurde die ganze innere Krise der Partei offen aufgedeckt: Während Massen der sozialdemokratischen Arbeiter darauf warteten, vom Parteivorstand gegen den imperialistischen Raubkrieg ins Gefecht geführt zu werden, verhandelten ihre `Führer` mit der Regierung und sicherten dieser den `Burgfrieden` zu. Ihr Verrat war komplett. Sie nutzten nicht einmal die von ihnen so verherrlichten parlamentarischen Möglichkeiten, durch Verweigerung der Kriegskredite und kraftvolle Verurteilung des imperialistischen Völkermordes die Beschlüsse der Internationale zu erfüllen, der imperialistischen Regierung damit wenigstens die Faust zu zeigen, die zwar im Augenblick noch in der Tasche bleiben mußte wegen des Kriegszustandes, bald jedoch den Frieden erzwingen konnte. Einzig die wirklichen sozialistischen Internationalisten um Karl Liebknecht waren gewillt, alle Mittel gegen den Krieg einzusetzen, parlamentarische wie auch revolutionäre Aktionen durchzuführen. Ihnen fehlte jedoch die notwendige Organisation dazu. Diese musste erst in harten, illegalen, opferreichen Kämpfen aufgebaut werden. Sie bildete die Grundlage für die Kommunistische Partei Deutschlands, deren Gründung zu einem Wendepunkt in der Geschichte unseres Volkes wurde.“ (Walter WITWER, Streit um Schicksalsfragen. Die deutsche Sozialdemokratie zu Krieg und Vaterlandsverteidigung 1907-1914, Berlin 1967, S. 119f.).

¹³⁶ Annelies LASCHITZA/Jan PETERS, Südekums Auftrag in Schweden. Dokumente zur sozialchauvinistischen Funktion Albert Südekums im ersten Weltkrieg, in: BzG 16 (1974), S. 600-620, Zitat: S. 600.

¹³⁷ W. JÄGER, Historische Forschung, Zitat: S. 125.

der Arbeiterklasse.¹³⁸ Für Differenzierungen im Detail, die gerade bei diesem Gegenstand nötig gewesen wären – und immer noch sind –, war hier kein Platz.¹³⁹ Sachfremde tagespolitische Überlegungen verstärkten noch diese eindimensionale Sichtweise.¹⁴⁰ Das Urteil über die „opportunistische“ USPD blieb ideologisch bedingt grobschlächtig und statisch,¹⁴¹ bis zum Untergang der DDR gab es hier keinen sichtbaren Fortschritt.¹⁴² Damit wurde auch der teilweise betriebene erhebliche Forschungsaufwand entwertet und die sachlich berechnete Kritik an der (M)SPD-Führung diskreditiert (nicht vergessen werden sollte allerdings auch, dass die Kontinuitäten zwischen Erstem und Zweitem Weltkrieg und die Verantwortung der Reichsleitung für die Eskalation der Julikrise von den Historikern der DDR weit früher erkannt wurden als von ihren Kollegen in der Bundesrepublik).¹⁴³

¹³⁸ Jürgen KUCZYNSKI, *Der Ausbruch des Ersten Weltkrieges und die deutsche Sozialdemokratie. Chronik und Analyse*, Berlin 1957, S. 151 u. 155.

¹³⁹ Das Buch von Kuczynski war wegen seiner Beurteilung der Rolle der „Arbeitermassen“ innerhalb der DDR-Wissenschaft allerdings sehr wohl umstritten. (Vgl. W. JÄGER, *Historische Forschung*, S. 125-127).

¹⁴⁰ Dieter Fricke, jahrzehntelang der führende Experte der DDR zur Arbeiterbewegung im Kaiserreich, schrieb in einer Rezension: „Gegenwärtig ist es für die weitere Entfaltung der Volksbewegung gegen die Atompolitik des Bonner NATO-Staates von entscheidender Bedeutung, daß von den westdeutschen Arbeitern die richtigen Lehren und Schlußfolgerungen aus der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung gezogen werden. Das erfordert u. a. auch die restlose Entlarvung der opportunistischen Führer von gestern und heute, die Brandmarkung ihrer arbeiterfeindlichen und antinationalen Politik, ihrer demagogischen Einflußnahme auf die Arbeiter und die Würdigung des Kampfes der revolutionären Kräfte gegen diese schädlichen Tendenzen.“ (Dieter FRICKE, Reinhard Jansen: *Georg von Vollmar. Eine politische Biographie*, in: *ZfG VI* (1958), S. 1158-1165, hier: S. 1158).

¹⁴¹ Die quasi offizielle Sicht lautete: „Die Gründung der USPD wird von den unterschiedlichsten Gesichtspunkten bestimmt: Erstens war ihre Entstehung Ausdruck der Linksentwicklung der Massen; zweitens der Versuch rechter zentristischer Führer, große Teile der revolutionären Arbeiterschaft aufzufangen, um sie nicht auf die Positionen der deutschen Linken übergehen zu lassen; drittens glaubten viele klassenbewußte Arbeiter, die Partei gefunden zu haben, die sich grundsätzlich von der alten Sozialdemokratie unterscheidet, ohne zu erkennen, daß diese Partei sowohl in der Führung wie in der Mitgliedschaft außerordentlich uneinheitlich war; viertens mußte durch den Beitritt der Spartakusgruppe zur USPD der Eindruck hervorgerufen werden, als ob es sich um eine wirklich revolutionäre Arbeiterpartei handle, wobei der Eindruck noch dadurch verstärkt wurde, daß sich in den Orten häufig die Grenzen zwischen der Spartakusgruppe und den anderen Mitgliedern der USPD verschoben beziehungsweise ganze USPD-Ortsgruppen in Wahrheit Spartakus-Ortsgruppen waren; fünftens trug auch die Tätigkeit linker zentristischer Führer, die wohl die Bedeutung der revolutionären Strategie und Taktik insgesamt nicht begriffen, im einzelnen aber Schritte gingen, die objektiv die Revolutionierung der Mitgliedschaft der USPD begünstigten, dazu bei, den Eindruck zu verstärken, daß es sich bei der USPD um eine revolutionäre Partei handle. Diese und sicher noch andere, näher zu untersuchende Faktoren waren es, die zur Folge hatten, daß sich die Mehrheit der klassenbewußten sozialdemokratischen Arbeiter und Funktionäre in der USPD zusammenfanden und glaubten, nun auf dem richtigen Weg zum Sozialismus zu sein.“ (Heinz WOHLGEMUTH, *Die Entstehung der Kommunistischen Partei Deutschlands 1914 bis 1918. Überblick*, Berlin 1968, S. 207f.).

¹⁴² In einem Beitrag für einen 1988 in Bremen abgehaltenen Kongress schrieb Annelies Laschitzka: „In einem widerspruchsvollen Prozeß wandelte sich Karl Kautsky 1905 bis 1914 bzw. bis 1917/18 aus einem marxistischen Theoretiker von internationaler Ausstrahlungskraft zum theoretischen Begründer des Zentrismus, einer schwer erkennbaren und deshalb immer wieder in ihrer Existenz angezweifelten opportunistischen Strömung, deren selbständige Parteigründung USPD nur wenige Jahre existierte, weil sie keinen Ausweg aus der Krise der Sozialdemokratie von 1914 bot und an der Unmöglichkeit der Zurückdrängung bzw. der Verwischung der Gegensätze zwischen Marxismus und Opportunismus, zwischen revolutionärer und reformistischer Politik im antiimperialistischen Kampf scheiterte.“ (Annelies LASCHITZA, *Karl Kautsky im Widerstreit zwischen Marxismus und Opportunismus 1905 bis 1914*, in: Jürgen ROJAHN/Till SCHELZ/Hans-Josef STEINBERG (Hrsg.), *Marxismus und Demokratie. Karl Kautskys Bedeutung in der sozialistischen Arbeiterbewegung*, Frankfurt/Main – New York 1992, S. 126-139, hier: S. 139).

¹⁴³ Einen guten Überblick über die Ergebnisse der DDR-Forschung zum Ersten Weltkrieg geben die jüngst wieder aufgelegten, 1968/69 erstmals erschienenen Bände, denen Fritz Klein ein aktuelles Vorwort vorangestellt hat (Fritz KLEIN u. a., *Deutschland im Ersten Weltkrieg. Band 1. Vorbereitung, Entfesselung und Verlauf des Krieges bis Ende 1914*, Leipzig 2004; Willibald GUTSCHE u. a., *Deutschland im Ersten Weltkrieg. Band 2. Januar 1915 bis Oktober 1917*, Leipzig 2004 und Joachim PETZOLD u. a., *Deutschland im Ersten Weltkrieg. Band 3. November 1917 bis November 1918*, Leipzig 2004). Zur Rolle der USPD wird auch hier das aus dieser Richtung Übliche geboten: „Mit der Gründung der USPD hemmten die rechten zentristischen Parteiführer Kautsky,

Mit der in der Regel grotesken Überschätzung der politischen Bedeutung der Gruppe um Rosa Luxemburg, Franz Mehring und Karl Liebknecht traf sich die Historiographie dieser Couleur, die auch in der Bundesrepublik ihre Vertreter hatte,¹⁴⁴ oft mit (rechts-)sozialdemokratischen und/oder konservativen Interpretationen; der hierbei unfreiwillig erreichte Gleichschritt führte zwangsläufig in eine Sackgasse. Aus ihr fand sich kein Weg mehr heraus; noch zwei Jahre vor dem Untergang des „real existierenden Sozialismus“ in der DDR dekretierte Dieter Fricke in seinem materialreichen „Handbuch zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung“: „Die USPD diente objektiv dazu, die sich von den Rechtsopportunisten abwendenden revolutionären Arbeiter wieder dem Imperialismus unterzuordnen.“¹⁴⁵ Hier zeigte sich ein erstarrtes Denken, das sich an Lenins Theoreme klammerte, auf aufgeblasene Feindbilder fixiert blieb und mit dem sich deshalb die komplexe Realität der Entwicklung der Sozialdemokratie nicht abbilden ließ. „Verglichen mit den Fortschritten der DDR-Historiker bei der genaueren Bestimmung des Sondercharakters des deutschen Imperialismus blieb der Erkenntniszuwachs auf dem ureigensten Gebiet der marxistisch-leninistischen Forschung, der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, außerordentlich gering.“¹⁴⁶

Obwohl zum Problembereich Sozialdemokratie und Nationalismus frühzeitig Untersuchungen erschienen,¹⁴⁷ wurde gerade der rechte Flügel der SPD, wo sich vor dem und vermehrt im Ersten Weltkrieg eine radikale Form des Nationalismus breit machte, lange Zeit von der Forschung kaum

Haase, Dittmann und ihre Gesinnungsgenossen, zu denen sich außerdem der Stammvater des Revisionismus, Eduard Bernstein, gesellt hatte, die revolutionäre Entwicklung in Deutschland, aber aufhalten konnten sie diese nicht. Die Spartakusgruppe wahrte ihre politisch-ideologische Selbständigkeit, kämpfte weiterhin gegen den Sozialpazifismus und behielt sich auch eine eigene organisatorische Tätigkeit vor. Deshalb blieb sie trotz ihres Anschlusses an die USPD nach wie vor die ideologisch führende Kraft der deutschen Linken und, getüzt auf ein wissenschaftliches Programm zur revolutionären Beendigung des Krieges, die Avantgarde der revolutionären Antikriegsbewegung.“ (GUTSCHE u. a., Deutschland im Ersten Weltkrieg, Bd. 2, S. 540f.). Zur Ergänzung siehe noch Klaus DORST/Wolfgang WUNSCH, *Der erste Weltkrieg. Erscheinung und Wesen*, Berlin 1989 und Wilfried KALK, *Die Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung von 1890 bis 1914 im Spiegel der Historiographie der DDR*, Erlangen 1973.

¹⁴⁴ Für den vulgärmarxistischen Jargon der Zeit und die Sympathien mit leninistischen Ansichten typisch folgende Passage: „Aber innerhalb der revolutionären Sozialdemokratie gab es auch reformistische Bestrebungen. Die Vertreter klassenversöhnlicher Auffassungen waren zwar bisher stets zurückgeschlagen worden, wenn sie offen gegen marxistische Prinzipien auftraten, aber sie waren nicht aus der Partei entfernt worden. So konnten sie ihre zielbewußte Infiltration fortsetzen und sich bestimmte Positionen, vor allem in der Reichstagsfraktion und in den Gewerkschaften erobern. [...] Um der ‚Einheit der Partei‘ willen haben die Zentristen, die sich dabei einer marxistisch anmutenden Phraseologie bedienten, sowohl die Auseinandersetzung mit dem Revisionismus als auch seine Entlarvung und Vertreibung aus der Partei verhindert. Objektiv unterstützten sie damit die offenen Opportunisten und ebneten ihnen den Weg zur Eroberung der Sozialdemokratie, zur allmählichen Umwandlung der Partei in eine kleinbürgerliche Reformpartei. Die revolutionären Sozialdemokraten verurteilten den Zentrismus als eine raffiniert getarnte und deshalb besonders gefährliche Strömung des Opportunismus in der Partei.“ (Georg FÜLBERTH, *Die Wandlung der deutschen Sozialdemokratie vom Erfurter Parteitag 1891 bis zum Ersten Weltkrieg*, Köln 1974, S. 21 u. 36).

¹⁴⁵ Dieter FRICKE, *Handbuch zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung 1869 bis 1917 in zwei Bänden*, Band 1, Berlin 1987, S. 407.

¹⁴⁶ W. JÄGER, *Historische Forschung*, S. 185f.

¹⁴⁷ Zum Beispiel von Hans-Ulrich WEHLER, *Sozialdemokratie und Nationalstaat. Die deutsche Sozialdemokratie und die Nationalitätenfragen in Deutschland von Karl Marx bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges*, Würzburg 1962 und Hans MOMMSEN, *Der Nationalismus als weltgeschichtlicher Faktor. Probleme einer Theorie des Nationalismus*, in: Ders., *Arbeiterbewegung und Nationale Frage*, S. 15-60.

beachtet.¹⁴⁸ Hier sollte der Schlüssel für den nächsten Quantensprung liegen, der auf eine neue Erkenntnisebene führte. Nach einer wenig ergiebigen Phase, in der allerdings bereits die Arbeit von Friedhelm Boll kritische neue Akzente setzte,¹⁴⁹ verstärkte sich wieder das Interesse an der Sozialdemokratie im Ersten Weltkrieg, welches nun den lange Zeit sträflich vernachlässigten rechten Parteiflügel¹⁵⁰ genauer unter die Lupe nahm (die wenig zielführende Fixierung auf die radikale Linke in der sozialistischen Arbeiterbewegung, die streckenweise auch in der Bundesrepublik zu beobachten war, ist spätestens seit dem Untergang der DDR und ihrer Geschichtsschreibung hinfällig).

Insbesondere Wolfgang Kruse und Karl Ludwig Rintelen gelang es seit Ende der 1980er Jahre, mit einer Reihe von Untersuchungen ein neues Bild zu zeichnen, das erst allmählich eine breitere Wahrnehmung – und damit auch die nötige kritische Diskussion – erfährt.¹⁵¹ (Eine prägnante Zusammenfassung des bis zu diesem Zeitpunkt erreichten Forschungsstandes zur Friedens- und Militärpolitik der SPD legten Dieter Groh und Peter Brandt 1992 vor.¹⁵²) Von einer Übernahme in die gängigen Hand-, aber auch Schulbücher kann bei diesen mitunter provokant vorgetragenen Thesen noch keine Rede sein, was ihre weitere Überprüfung umso notwendiger macht.¹⁵³

¹⁴⁸ Überfällig wäre hier zunächst eine Studie über den Reichstagsabgeordneten und späteren preußischen Minister Wolfgang Heine, für die eine solide Quellenbasis vorliegt. Auch zu den süddeutschen Reformisten Eduard David, Ludwig Frank und Wilhelm Kolb liegen keine bzw. nur veraltete Darstellungen vor. Jüngst erschienen ist eine Biographie über Albert Südekum, die trotz ausführlicher Quellenauswertung zu Thesen gelangt, die hier nicht gestützt werden können (Max BLOCH, Albert Südekum (1871-1944). Ein deutscher Sozialdemokrat zwischen Kaiserreich und Diktatur. Eine politische Biographie, Düsseldorf 2009).

¹⁴⁹ Friedhelm BOLL, Frieden ohne Revolution? Friedensstrategien der deutschen Sozialdemokratie vom Erfurter Programm 1891 bis zur Revolution 1918, Bonn-Bad Godesberg 1980.

¹⁵⁰ Zu den wenigen Ausnahmen zählt vor allem SIGEL, Die Lensch-Cunow-Haenisch-Gruppe; Gegenstand dieser Untersuchung sind die drei so genannten „Umlerner“ Paul Lensch, Heinrich Cunow und Konrad Haenisch, die im Krieg einen Wechsel vom linken zum äußersten rechten Parteiflügel vollzogen hatten.

¹⁵¹ Wolfgang KRUSE, „Welche Wendung durch des Weltkrieges Schickung“. Die SPD und der Beginn des Ersten Weltkrieges, in: BERLINER GESCHICHSWERKSTATT (Hrsg.), August 1914: Ein Volk zieht in den Krieg, Berlin 1989, S. 115-126; Wolfgang KRUSE, Krieg, Neuorientierung und Spaltung. Die politische Entwicklung der deutschen Sozialdemokratie 1914-1918 im Lichte der Vorstellungen ihrer revisionistisch-reformistisch geprägten Kritiker, in: IWK 23 (1987), S. 1-27 und ders., Krieg und nationale Integration. Eine Neuinterpretation des sozialdemokratischen Burgfriedenschlusses 1914/15, Essen 1994; Karl Ludwig RINTELEN, Der David-Kreis und die linke Minderheit. Anmerkungen zum Problem des „Handlungsspielraums“ der Mehrheitssozialdemokratischen Führung 1918/19, in: IWK 26 (1990), S. 14-34; ders., Arbeiterführer und Reichsleitung vor und bei Inszenierung des ersten Weltkrieges, in: BzG 33 (1991), S. 723-735; ders., Ein undemokratischer Demokrat: Gustav Bauer; Gewerkschaftsführer – Freund Friedrich Eberts – Reichskanzler; eine politische Biographie, Frankfurt a. M. – Berlin – Bern – New York – Paris – Wien 1993 und ders., Es steckt „im Wesen der Partei eine schwere Krankheit“. Anmerkungen zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung 1913-1933 und zu einigen ihrer Darstellungen in Ost und West, in: BzG 36 (1994), H. 2, S. 57-74.

¹⁵² Zum Kalkül des rechten Parteiflügels heißt es dort: „Indem sie im Krieg bedingungslos ihre nationale Pflicht erfüllte, sollte die Sozialdemokratie den Vorwurf der Reichsfeindschaft widerlegen, mit dem Ausgrenzung und Diskriminierung bisher begründet worden waren und der auch potentielle Kooperations- und Koalitionspartner der SPD nicht unbeeindruckt gelassen hatte.“ (GROH/BRANDT, „Vaterlandslose Gesellen“, S. 161. Der von Groh verfasste Abschnitt befasst sich mit der Entwicklung bis 1914, Peter Brandt behandelt den übrigen Untersuchungszeitraum).

¹⁵³ Eine 20 Jahre nach dem Erscheinen von Fritz Fischers „Griff nach der Weltmacht“ durchgeführte Untersuchung kam zu dem (eher negativ bewerteten) Ergebnis, dass die dort aufgestellten Thesen inzwischen in den meisten Schulbüchern die dominierende Interpretation darstellten (vgl. Klaus BRUCKMANN, Erster Weltkrieg – Ursachen, Kriegsziele, Kriegsschuld. Fritz Fischers Thesen in deutschen Schulgeschichtsbüchern, in: GWU 32 (1981), S. 600-617). Da die Neubewertung des Augusterlebnisses und der Burgfriedenspolitik der SPD inzwischen mehr als ein Jahrzehnt zurückliegt – genauer gesagt: seitdem andauert –, wäre es sinnvoll, im Laufe der nächsten Jahre eine vergleichbare Untersuchung an aktuellem Lehrmaterial durchzuführen.

Kruse hat vor allem die Politik der SPD bei Kriegsausbruch einer Neubewertung unterzogen; mit dem Ergebnis:

- Die Zustimmung der SPD-Reichstagsfraktion zu den Kriegskrediten am 4. August 1914 basierte keineswegs (wie in der bisherigen meist Literatur angenommen) auf der festen Überzeugung, Deutschland führe einen Verteidigungskrieg. „Wer es nicht wollte, der mußte nicht auf die Phrase vom Verteidigungskrieg hereinfliegen.“¹⁵⁴ (Zumindest für den rechten Parteiflügel spielte diese Frage gar keine entscheidende Rolle, ihm ging es darum, endlich die Integration in den bestehenden Staat zu erreichen.)

- Der in den Tagen zuvor bei der Fraktionsmehrheit eingetretene Stimmungsumschwung ist *nicht* auf Druck von Seiten der vermeintlich kriegsbegeisterten Parteibasis zurückzuführen; der große Anklang, den die Antikriegsdemonstrationen im Juli 1914 bei der Mitgliedschaft fanden, hätten der Parteiführung auch andere Optionen eröffnet. „Diese Chance wurde jedoch von einer zur ängstlichen Anpassung tendierenden Parteiführung nicht zu nutzen versucht.“¹⁵⁵ Die daraus entstehende Unzufriedenheit an der Parteibasis war eine wesentliche Voraussetzung der späteren Parteispaltung.

- Die Parteimehrheit flüchtete sich von Anfang an in substanzlose Hoffnungen hinsichtlich der Bereitschaft der Reichsleitung, innenpolitische Reformen und einen moderaten Friedensschluss herbeizuführen. Den Hintergrund hierfür bildete folgender Wirkungszusammenhang:

„Der Hauptgrund dafür, daß die Sozialdemokratie nicht nur, wie es abzusehen war, die Pflicht zur Landesverteidigung akzeptierte, sondern darüber hinaus auch jede eigenständige Politik aufgab, lag in der integrativen Perspektive, die sich in den Zusammenhängen des Kriegsbeginns herausbildete. Es handelte sich dabei um den ihrer negativen Integration entspringenden Versuch, durch die Unterstützung der nationalen Kriegspolitik endlich das Stigma der Reichsfeindschaft ablegen zu können und so die Voraussetzungen für eine positive, auf gesellschaftspolitischer Gleichberechtigung basierende nationale Integration zu schaffen. [...] Die integrative Perspektive aber hatte den Verzicht auf politische Eigenständigkeit notwendig zur Voraussetzung. Denn jede kritische Distanz konnte dem Vorwurf der Reichsfeindschaft neue Nahrung bieten und damit die Grundlage der Fortschrittshoffnungen, die Anerkennung als nationale Kraft, gefährden.“¹⁵⁶

- Die Burgfriedensgegner in der SPD einte nicht nur die Ablehnung des Krieges, sondern die Gegnerschaft zur innenpolitischen Neuausrichtung bzw. Selbstentmündigung der Partei insgesamt, der

¹⁵⁴ KRUSE, Krieg, Neuorientierung und Spaltung, in: IWK 23 (1987), S. 1-27, hier: S. 5.

¹⁵⁵ KRUSE, Krieg und nationale Integration, S. 223.

¹⁵⁶ Ebd., S. 224.

eine „ideologische Umwertung der herrschenden Ordnung“¹⁵⁷ sowie eine Adaption bürgerlich-nationalistischer Vorstellungen zugrunde lag, die die Opposition nicht mitzumachen bereit war.

- „Es wäre allerdings ein Irrtum, die Entwicklung der sozialdemokratischen Opposition als einen Prozess zu betrachten, der sich primär auf der Ebene agitierender Politiker vollzog. Sie wurde vielmehr von einer wachsenden Unzufriedenheit und Protestbereitschaft der Parteibasis angetrieben.“¹⁵⁸ Die Spaltung erfolgte demnach eher von „unten nach oben“ als umgekehrt.

- Der organisatorischen Trennung der SPD lagen nicht nur ein übersteigerter Disziplin- und Geschlossenheitsbegriff, sondern ganz konkrete inhaltliche Differenzen zugrunde: Während sich die Mehrheit mit der Übernahme der durch das „Augusterlebnis“ vorgegebenen Sinnstiftungen „auf einem langfristig angelegten Integrationskurs in ein nur partiell reformfähiges politisches System befand“¹⁵⁹, lehnte die Minderheit – bei aller inneren Fraktionierung – eben dies entschieden ab und berief sich dabei auf die tradierten weltanschaulichen Positionen der Sozialdemokratie.

- Da die Minderheit mit ihrer Politik die angestrebte Integration gefährdete, versuchte die Mehrheit mit wachsender Intransigenz die opponierenden Kräfte zunächst zu unterdrücken, später aus der Partei hinauszudrängen.

Mit einem Wort: „Integration in die bestehende Ordnung durch die prinzipielle Unterstützung ihres Krieges oder Opposition gegen den Krieg und seine Träger, so lautete die Gretchenfrage der sozialdemokratischen Kriegspolitik.“¹⁶⁰ Mit dem Schlüsselbegriff der „Integrationsstrategie“ lieferte Kruse ein wichtiges Hilfsmittel, um die Ursachen der Parteispaltung besser verstehen zu können als zuvor. Was in seinen Studien allerdings fehlt, ist die Entstehungsgeschichte dieser Strategie in den Jahren vor dem Weltkrieg (dabei würde sich auch ein Vergleich zwischen SPD und Zentrumspartei anbieten¹⁶¹).

¹⁵⁷ Ebd.

¹⁵⁸ KRUSE, Die SPD und der Beginn des Ersten Weltkrieges, in: BERLINER GESCHICHTSWERKSTATT (Hrsg.), August 1914, S. 115-126, hier: S. 122.

¹⁵⁹ KRUSE, Krieg, Neuorientierung und Spaltung, in: IWK 23 (1987), S. 1-27, hier: S. 24.

¹⁶⁰ KRUSE, Krieg und nationale Integration, S. 225.

¹⁶¹ Ein Konzept, das mit der Integrationsstrategie der SPD durchaus vergleichbar ist, hatte sich innerhalb der Zentrumspartei entwickelt; für den Zeitraum vor 1914 konstatierte Wilfried Loth: „Selbst die Arbeiterführer [der Zentrumspartei; B. A.] rückten, jedenfalls was ihre Koalitionsstrategien und ihre ideologische Artikulation betraf, deutlich nach rechts: Auf der einen Seite wegen ihrer unvermeidlichen Apologie der Haltung der Zentrumsmehrheit in der Steuer- und Wahlrechtsfrage unter scharfem Beschuß durch die sozialdemokratische Konkurrenz und vom jähen Verlust ihrer Massenbasis bedroht, auf der anderen Seite von der integralistischen Bewegung in ihrer Legitimitätsgrundlage in Frage gestellt, glaubten sie, ihre Organisation nur dadurch vor dem Untergang bewahren zu können, daß sie dem Zentrum und der Reichsleitung gegenüber `nationale` Zuverlässigkeit demonstrierten und ihren Mitgliedern gegenüber die Unterschiede zur sozialdemokratischen Arbeiterbewegung mit äußerster Schärfe akzentuierten.“ (Wilfried

Eine wertvolle Ergänzung zum Befund Kruses liefern die Ergebnisse von Rintelen über die Wortführer des rechten Parteiflügels in der Reichstagsfraktion (die Gewerkschaftsführer Carl Legien, Gustav Bauer und Robert Schmidt sowie die drei führenden Reformisten Albert Südekum, Eduard David und Wolfgang Heine). Diese Gruppe hat demnach bereits ab 1913 „mehr oder weniger verhüllt die Bereitschaft öffentlich bekundet, die Arbeiterbewegung bei drohender Kriegsgefahr oder bei Kriegsbeginn den herrschenden Gruppen in jedem Fall, also nicht nur bei der Verteidigung gegen einen russischen Angriff, zur Verfügung zu stellen.“¹⁶² Damit hinterfragte Rintelen auch

„die Zwecklegende, die Sozialdemokratie habe gehandelt im festen Glauben, es gelte, dem bedrohten Vaterland zu Hilfe zu eilen. Das mögen, manipuliert von der offiziellen Propaganda, tatsächlich viele geglaubt haben. Die maßgeblichen Arbeiterführer jedoch wußten es besser. Diese Oligarchen verfolgten ohne nationales Pathos, ohne `patriotischen Klimbim` im wesentlichen zwei Ziele. Erstens, und das ist eine sozialpsychologische Deutung, wollten sie endlich integriert sein in die bestehende Gesellschaftsordnung, endlich von den Herrschenden als möglichst gleichberechtigter Partner angesehen werden. Sie wollten damit auch – ob bewußt oder nicht – ihren erstaunlichen sozialen Aufstieg dauerhaft sichern. Sie waren im Begriff, sich sogar in einer Phase beginnenden Massenmordens, als in einer Phase *totaler* Anarchie der kapitalistischen `Sauerei`, wie zu Hause zu fühlen. Zweitens aber, und das ist belegbare Tatsache, sahen sie, wie Bauer das ausdrückte, den Krieg als `warmes Eisen` an, das `solange es warm ist` geschmiedet werden müsse. Zu `schmieden` waren dabei in dieser Sicht vorrangig sozialpolitische Reformen im Interesse der Arbeiterklasse.“¹⁶³

Anders als ihre Kontrahenten vom linken Parteiflügel konnte diese Gruppe von Reichstagsabgeordneten und Gewerkschaftsführern dann bei Kriegsausbruch auf ein vorliegendes Handlungskonzept zurückgreifen und dieses mit Hilfe der Mehrheit in der Fraktion umsetzen, ohne dass dies in der (Partei-)Öffentlichkeit richtig wahrgenommen wurde. Die „kooperative Tauschhandelsformel der Mehrheitssozialdemokratie“ lautete Rintelen zufolge: „Praktische` Konzessionen der Herrschenden gegen Annullierung der sozialistischen `Prinzipien`. Dabei nach außen Behutsamkeit, damit die linke Opposition nicht noch stärker werde. Dabei aber auch billigende Inkaufnahme des Todes von Hunderttausenden, alsbald von Millionen, auf den Schlachtfeldern.“¹⁶⁴ Dem lange Zeit kaum beachteten Zirkel um David, der sich spätestens ab 1909 gebildet hatte, gelang es „seit Beginn des Krieges zunehmend, die Politik der SPD, dann der MSPD nachhaltig zu beeinflussen – und

LOTH, Katholiken im Kaiserreich. Der politische Katholizismus in der Krise des wilhelminischen Deutschlands, Düsseldorf 1984, S. 194).

¹⁶² RINTELEN, Arbeiterführer und Reichsleitung, in: BzG 33 (1991), S. 723-735., hier: S. 725.

¹⁶³ Karl Ludwig RINTELEN, Links blinken und rechts abbiegen. Von der marxistischen Gesellschaftsanalyse zum Massenmorden, in: Sebastian HAFFNER/Stephan HERMLIN/Kurt TUCHOLSKY u. a., Zwecklegenden. Die SPD und das Scheitern der Arbeiterbewegung, Berlin 1996, S. 57-74, hier: S. 74.

¹⁶⁴ RINTELEN, Es steckt „im Wesen der Partei eine schwere Krankheit“, in: BzG 36 (1994), H. 2, S. 57-74, hier: S. 67.

zwar in erster Linie mit dem Ziel und Ergebnis, eine Politik der Bündnisse nach rechts sowie die ideologische und faktische Ausgrenzung der linken Minderheiten durchzusetzen.¹⁶⁵

Der Weg zur Befürwortung oder zumindest Tolerierung einer offensiven Außenpolitik wurde folglich schon vor 1914 in der SPD skizziert und beschritten. In der Julikrise setzten die Anführer des rechten Parteiflügels dann die Unterstützung der Regierungspolitik durch, noch bevor die russische Mobilmachung einsetzte, d. h. es bedurfte dazu gar nicht der Fiktion des Verteidigungskampfes gegen den reaktionären Zarismus; die Annäherung an die nationalistischen und bellizistischen Denkmuster der herrschenden Eliten reichte dafür vollkommen aus. Auf diese mentalitätsgeschichtliche Komponente wird im Folgenden explizit einzugehen sein. Welchen direkten und indirekten Einfluss die Ideologie der „neuen Rechten“, die inzwischen gut erforscht ist,¹⁶⁶ bis in die SPD hinein hatte, ist bisher noch nicht hinreichend untersucht worden; hier könnten sich noch Überraschungen ergeben.

Eindeutig ist bereits das Urteil über den Kurs der Mehrheitssozialdemokratie im Reich, das Friedhelm Boll folgendermaßen formulierte:

Noch vor dem Eintreten der deutschen Niederlage musste „die Politik der MSPD als eine immense Fehlkalkulation bezeichnet werden, da sie [von] ihrem eigenen Anspruch, dem Frieden der Verständigung nach außen und der `positiven Mitarbeit` im Innern weiter denn je entfernt war. [...] Zu dieser Fehlkalkulation gesellte sich dann auch die Selbsttäuschung, die Sozialdemokratie könne nach einem militärischen Sieg mäßigend auf den Friedensschluß einwirken. Die Entwicklung im Sommer 1918 sowie im Herbst 1918 bewies das Gegenteil: Die MSPD konnte sich nur dann positiv in die Reichspolitik einschalten, wenn es militärisch schlecht stand und man sie brauchte, um das Schlimmste, den inneren Zusammenbruch, zu verhüten. [...] Die Mehrheitssozialdemokratie unterschätzte die Macht der politischen Kräfte, für die der Krieg auch eine Art von Klassenkampf darstellte, mit dessen Hilfe die bestehende Klassengesellschaft erhalten und im Falle des Sieges gefestigt werden sollte.“¹⁶⁷

Und: „Die Hoffnungen der neuen Mehrheit [in der SPD; B. A.] hätten nur dann in Erfüllung gehen können, wenn es sich deutscherseits wirklich um einen Verteidigungskrieg gehandelt hätte und wenn das Wilhelminische Deutschland zu einer wirklichen inneren Demokratisierung als Anerkennung für die sozialdemokratische Gefolgschaftstreue bereit gewesen wäre. Beide Annahmen erwiesen sich während des Krieges immer wieder als völlig wirklichkeitsfremd.“¹⁶⁸

¹⁶⁵ RINTELEN, Der David-Kreis, in: IWK 26 (1990), S. 14-34, hier: S. 17.

¹⁶⁶ Siehe dazu z. B. Stefan BREUER, Die Völkischen in Deutschland. Kaiserreich und Weimarer Republik, Darmstadt 2008; Massimo FERRARI ZUMBINI, Die Wurzeln des Bösen. Gründerjahre des Antisemitismus: Von der Bismarckzeit zu Hitler, Frankfurt am Main 2003 und Peter WALKENHORST, Nation – Volk – Rasse. Nationalismus im Deutschen Kaiserreich 1890-1914, Göttingen 2008.

¹⁶⁷ BOLL, Frieden ohne Revolution?, S. 252 u. 268.

¹⁶⁸ Friedhelm BOLL, Im Schatten des Krieges. Die deutsche Sozialdemokratie von der Jahrhundertwende bis zur Revolution, in: Dieter DOWE/Kurt KLOTZBACH (Hrsg.), Kämpfe – Krisen – Kompromisse. Kritische Beiträge zum 125jährigen Jubiläum der SPD, Bonn 1989, S. 33-54, hier: S. 47.

Mit den hier zusammengefassten Thesen für eine Neuinterpretation der Politik der SPD im Ersten Weltkrieg wurde die Debatte auf ein neues Niveau gehoben, das Raum für weiter gehende Untersuchungen bietet, diese geradezu einfordert.¹⁶⁹ Obwohl die Kritik von Boll, Kruse und Rintelen am Verhalten der SPD im Weltkrieg quellenmäßig gut abgesichert ist, ist das ganze Ausmaß des selbst verschuldeten Desasters noch nicht ins herrschende Geschichtsbild vorgedrungen, trotz der längst überwundenen Vorherrschaft konservativer Deutungen. Nur an den Rändern der akademischen Debatte wird auf den entscheidenden Punkt hingewiesen:

„So bleibt die SPD – wie es scheint: auf ewig – die Gefangene ihrer Entscheidung vom 4. August 1914. [...] Die Zustimmung zu den Kriegskrediten war kein Zufall, sondern eine bewußte Entscheidung, der alle anderen – im Wortsinne – katastrophalen Entscheidungen mit logischer Konsequenz nachfolgten. [...] Heute steht man fassungslos vor dieser (fast) unbekanntem Bilanz der SPD, die einmal `die stärkste der Partei'n` war. Das zutiefst merkwürdige, ja verstörende an dieser Bilanz ist, daß die Partei die Rolle, die sie gespielt hat, noch nicht einmal im Ansatz verstanden hat, daß sie sie gar nicht kennt, ja: daß sie sich nicht einmal dafür zu interessieren scheint.“¹⁷⁰

Gerade die Ungeheuerlichkeit der Vorgänge, v. a. die wissentliche Unterstützung der SPD-Führung für eine verantwortungslose Weltmachtspolitik, erschwert die Erkenntnis darüber, welche Folgen daraus erwachsen. Dazu gehörte in erster Linie ein blutig geführter Bürgerkrieg gegen alle „revolutionären Elemente“, im Bündnis mit den demokratiefeindlichen Eliten des Kaiserreiches, in dem Ebert, Noske und Heine auch vor Mord und Terror nicht zurückschreckten.¹⁷¹ Inzwischen wurde der

„Nachweis des strategischen Bündnisses zwischen der Sozialdemokratie und der Militärkaste in den Jahren des `Burgfriedens` und der Konterrevolution [erbracht]. Dabei war die gemeinsame Frontstellung gegen die außer Kontrolle geratenen Unterklassen, denen die Militärs und die Funktionsschichten der Arbeiterbürokratien mit einem entschiedenen Vernichtungswillen entgegentraten, die entscheidende Klammer. Dies war nur möglich, weil es zwischen dem völkisch-nationalistischen Flügel der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung und den Berufsoffizieren des kaiserlichen Heers gemeinsame mentale Strukturen und Verhaltensweisen gab: einen bedingungslosen Führungs- und Gehorsamsanspruch gegenüber der Masse der Arbeiter und Soldaten; einen ausgeprägten Antisemitismus; ein entschiedenes Eintreten für die Überwindung des Klassenkonflikts und den Aufbau einer `Volksgemeinschaft`; die Ablehnung aller Ansätze zur internationalen Verständigung und zu

¹⁶⁹ Zum linken Flügel der Sozialdemokratie siehe die später entstandene Untersuchung von Lothar WIELAND, Die Verteidigungslüge: Pazifisten in der deutschen Sozialdemokratie 1914-1918, Bremen 1998.

¹⁷⁰ Uwe SOUKUP, Vorwort, in: HAFFNER u. a., Zwecklegenden, S. 7-12, hier: S. 8 u. 11f.

¹⁷¹ Zur Illustration sei hier nur erwähnt die Verstrickung der Genannten in die Ermordung Rosa Luxemburgs; die Hintergründe wurden erst sehr spät aufgedeckt, bezeichnenderweise nicht von einem Fachhistoriker. (Vgl. Klaus GIETINGER, Eine Leiche im Landwehrkanal. Die Ermordung der Rosa Luxemburg, Hamburg 2009). Eine kritische Bewertung Noskes siehe auch bei Rainer BUTENSCHÖN/Eckart SPOO (Hrsg.), Wozu muß einer der Bluthund sein? Der Mehrheitssozialdemokrat Gustav Noske und der deutsche Militarismus des 20. Jahrhunderts, Heilbronn 1997.

nicht-militärischen Konfliktlösungen; und ihr kompromissloses Vorgehen gegen Oppositionelle und Dissidenten.“¹⁷²

Die umfangreiche Geschichtsschreibung zur SPD hat zur „Erklärung“ dieser Ereignisse und Mentalitäten insgesamt bisher erschreckend wenig beigetragen. Auf die gut begründete Feststellung, die Politik der MSPD, die sich aus dem Burgfrieden ergab, habe – ob beabsichtigt oder nicht – den Gegnern der Republik systematisch in die Hände gearbeitet, reagiert(e) die „herrschende Lehre“ unisono: Mit dem Hinweis auf die kommunistische „Verräter“- und „Sozialfaschismus“-Theorie (die sich ja durch ihre durchsichtigen Motive von selbst entlarve) und persönliche Polemik.¹⁷³ Sachliche Argumente wurden dadurch in den Hintergrund gedrängt. Erstaunlicherweise waren die großen Zusammenhänge zwischen der vor 1914 etablierten Haltung des rechten SPD-Flügels, der Kriegspolitik der Partei, dem Verlauf der Revolution von 1918/19 und der Rolle der SPD in der Weimarer Republik bis hin zur Niederlage gegen den Nationalsozialismus einigen kritischen Sozialdemokraten – etwa dem 19-jährigen Exilanten Willy Brandt¹⁷⁴ - durchaus bewusst. Die professio-

¹⁷² Karl Heinz ROTH, Vorwort, in: Klaus GIETINGER, Der Konterrevolutionär. Waldemar Papst – eine deutsche Karriere, Hamburg 2009, S. 5-11, hier: S. 10f.

¹⁷³ In ihrer „Rezension“ der von Jürgen Rojahn herausgegebenen und akribisch kommentierten Erinnerungen von Wilhelm Dittmann – eine Quelle, der die vorliegende Untersuchung sehr viel zu verdanken hat - kommentierte Helga Grebing die Leistung des Herausgebers mit den Worten: „Die Verselbständigung eines schlichten, seinerzeit, d. h. Mitte der 50er Jahre, noch ganz selbstverständlich erscheinenden Editionsversprechens zu einem gigantischen Druckwerk gibt der Urtext jedenfalls nicht her. Und so ist das Endprodukt zu einem Menetekel geworden: Sammeln (von Informationen) als Ersatz für *Nachdenken*, zu dem Wissenschaft anzuregen in der Lage sein sollte.“ Die Kritik Dittmanns an der Politik der MSPD während der Revolution von 1918/19 trennte ihn nach Grebing „nur um semantische Barrieren vom Diktum der `verratenen Revolution`, vom agitatorischen `Wer hat uns verraten, Sozialdemokraten`, das diesen noch heute um die Ohren fliegt von jedem, dem es wohlfeil erscheint. Dittmann führt auf diese Weise die unfruchtbare, selbstzerstörerische Auseinandersetzung, die sich MSPD und USPD 1918/19 lieferten und die die demokratischen Kräfte der revolutionären Arbeiterbewegung lähmte, fort und wirkt damit kontraproduktiv.“ (Helga GREBING, Wilhelm Dittmanns Erinnerungen, in: IWK 31 (1995), S. 532-537, hier: S. 535f.). Diese abstruse Argumentation kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass Grebing jeden sachlich begründeten Einwand gegen die Grundthese Dittmanns schuldig bleibt. Eine genauere Untersuchung der Rolle der USPD (und auch der MSPD) während der Revolution wird auf derartige Kontroversen noch einzugehen haben.

¹⁷⁴ In einer im Juni 1933 auf norwegisch erschienenen Broschüre mit dem Titel „Warum hat Hitler in Deutschland gesiegt?“ trug Brandt eine erstaunliche Gesamtanalyse der Ursachen des Scheiterns der deutschen Sozialdemokratie vor: „Bereits vor dem Krieg traten in der deutschen Arbeiterbewegung Propheten auf, die verkündeten, dass die alten Parolen erneuert werden müssten. Die alten Theorien wären von den Tatsachen widerlegt. Und hatten diese Propheten nicht scheinbar Recht? – Marx hatte vorausgesagt, dass die Krisen immer härter werden würden und das Elend des Proletariats immer größer. Aber so war es ja überhaupt nicht. Die Löhne der Arbeiter stiegen, die sozialen Reformen schützten die Arbeiter vor dem Elend. Also hatte Marx dennoch Unrecht? `Und deshalb muss die sozialdemokratische Politik revidiert werden. Wir müssen uns auf den Kampf um immer weitergehende Reformen einstellen, bis wir das sozialistische Ziel erreicht haben.` - So predigten die neuen Propheten, deren Einfluss immer mehr wuchs. Es war eine logische Folge dieser Theorie, dass die deutsche Sozialdemokratie im Jahre 1914 und in den darauf folgenden Jahren Burgfrieden mit der Bourgeoisie schloss und für die Verteidigung der Nation eintrat. Karl Liebknecht wurde ein unwürdiger Aufwiegler genannt, ein Landesverräter, ebenso wie die Propheten des Revisionismus von dem `radikalen Wahnsinn` tuschelten, wenn Rosa Luxemburg sprach. Dem Verrat von 1914 folgte der Verrat von 1918. Ebert `hasste die Revolution wie die Sünde`. Im Namen der Demokratie schlug Noske die ehrlichen Proletarier nieder, die die Sozialisierung im wirklichen Leben und nicht nur auf den Plakaten wollten. Die deutsche Sozialdemokratie hat die Macht aus den Händen der Arbeiterklasse in die der Bourgeoisie übergeben. Sie hat Regierungen zusammen mit der Reaktion gebildet, sie hat die Regierungen der Reaktion unterstützt. Hart war sie nur gegen die Arbeiter, die sich gegen die Unterdrückung und das Elend zur Wehr setzten. Diese Bündnispolitik mit der Bourgeoisie wurde bis zu jenem denkwürdigen 20. Juli 1932 betrieben, als die preußische Regierung Braun-Severing im Auftrag des Herrn Papen von einem Leutnant und zwei Mann abgesetzt wurde. Ohne jedes Aufheben gingen sie, während die gesamte Arbeiterklasse kampfbereit war. [...] Nach Ansicht der Sozialdemokratie musste der Kampf der Arbeiterklasse im Kampf um Verbesserungen und Reformen bestehen. Durch sie würde man in den Sozialismus hineinwachsen. Diese Richtung in der Arbeiterbewegung nennen wir Reformismus.“

nelle Geschichtsschreibung hingegen drang erst in den 1990er Jahren auf breiterer Front zu den neuralgischen Punkten vor, die längst noch nicht ausdiskutiert sind. Von der „völkischen SPD“¹⁷⁵ zu sprechen, ist immer noch gewöhnungsbedürftig; genauere mentalitätsgeschichtliche Analysen – v. a. unter Berücksichtigung der vielfältigen Binnenstruktur der Partei – sind hier gefragt.

Schließlich: Die übliche Perspektivverengung liegt auch den fundierten Studien von Kruse und Rintelen insofern zugrunde, als dass hier nahezu ausschließlich die Führungsgruppen von Partei und Gewerkschaften auf Reichsebene (Reichstagsfraktion, Parteivorstand/-ausschuss, Generalkommission) berücksichtigt wurden. Die einzelnen Landesverbände, erst recht die Basis in den einzelnen Ortsverbänden, kommen kaum in den Blick.¹⁷⁶ (Dies gilt für die meisten der hier angeführten Werke; über die Stimmung in der Arbeiterschaft bei Kriegsausbruch finden sich bei Raithel immerhin erste Ergebnisse.¹⁷⁷) Über die tieferen, vor allem auch ideologischen und „mental“ Ursachen der von der SPD-Mehrheit im Krieg eingeschlagenen Politik wurde hier dennoch substanziell Neues zutage gefördert, wobei der bayerische Landesverband, der vor 1914 eine ausgeprägte Sonderrolle gespielt hatte, wenn überhaupt, nur ganz am Rande berücksichtigt wurde. Ähnliches gilt für die Untersuchungen zur USPD selbst.

Bereits 1921, noch zu „Lebzeiten“ der USPD, legte der Parteiredakteur Eugen Prager eine Chronik der Partei vor,¹⁷⁸ die ausführlich auf die Entstehungsgeschichte einging und noch heute wertvolles Quellenmaterial enthielt.¹⁷⁹ Dabei blieb es dann für lange Zeit. Im Jahr 1974 konstatierte Kurt Klotzbach zum Forschungsstand bezüglich der Arbeiterbewegung im Ersten Weltkrieg: „Es fehlt vor allem eine umfassende moderne Geschichte der Unabhängigen Sozialdemokratie.“¹⁸⁰ Dies änderte sich schon wenig später durch die Arbeiten von David W. Morgan, Robert F. Wheeler und

Es ist eine Tatsache, dass die reformistische Politik auf keinem Gebiet irgendwelche Verbesserungen erreicht hat. Den Fortschritt, den das deutsche Proletariat vorweisen kann, hat es sich mit der Waffe in der Hand im Jahre 1918 erkämpft. Die Sozialdemokratie hat langsam aber sicher diese Fortschritte verspielt.“ (Abgedruckt in: Willy BRANDT, Hitler ist nicht Deutschland: Jugend in Lübeck – Exil in Norwegen; 1928-1940. Bearbeitet von Einhart Lorenz, Bonn 2002, S. 135-156, hier: S. 141f.).

¹⁷⁵ GIETINGER, Der Konterrevolutionär, S. 32.

¹⁷⁶ Siehe dazu unten Kap. 1.3.

¹⁷⁷ „Wenig sagen die untersuchten Quellen über die anfänglichen Stimmungen in der Arbeiterbevölkerung aus. Die allgemeine Stimmungslage, einzelne Bemerkungen sozialdemokratischer Zeitungen zur gedrückten Atmosphäre in Arbeitervierteln, sowie die Stimmungsentwicklung innerhalb der Arbeiterschaft Ende August lassen darauf schließen, dass die ernste Akzeptanz, die sich seit Ende Juli in der deutschen Arbeiterschaft abgezeichnet hatte, auch nach Kriegsbeginn andauerte und dass von Ablehnung des Krieges ebenso wenig die Rede sein kann wie von einem raschen Umschwenken zu Kriegsbegeisterung und Nationalismus. Im Laufe der ersten Kriegswochen hat sich die patriotische Identifikation dann trotz der sozialen Notlage vermutlich gesteigert.“ (RAITHEL, Das „Wunder“ der inneren Einheit, S. 426).

¹⁷⁸ Eugen PRAGER, Das Gebot der Stunde. Geschichte der USPD, Berlin – Bonn 1980 [1921].

¹⁷⁹ Siehe dazu Ilse FISCHER/Rüdiger ZIMMERMANN, „Unsere Sehnsucht in Worte kleiden“. Eugen Prager (1876-1942). Der Lebensweg eines sozialdemokratischen Journalisten, Bonn 2005, S. 90-96.

¹⁸⁰ Kurt KLOTZBACH, Bibliographie zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung 1914-1945. Sozialdemokratie, Freie Gewerkschaften, Christlich-Soziale Bewegungen, Kommunistische Bewegung und linke Splittergruppen. Mit einer forschungsgeschichtlichen Einleitung, Bonn – Bad Godesberg 1974, S. 23.

Hartfrid Krause.¹⁸¹ Eine wichtige Ergänzung, gerade zur Vorgeschichte der USPD, lieferte die zeitgleich erschienene Darstellung von Guido Knopp zur „Einigungsdebatte“ in SPD und USPD.¹⁸² Krause, der die bis dahin vorliegende Literatur zur USPD einleitend vorstellte,¹⁸³ versuchte „eine Schnappschussaufnahme der wichtigsten Stationen des von der USPD von der Wiege bis zum organisatorischen Ende zurückgelegten Weges.“¹⁸⁴ Dabei gestand er ein: „Hier soll nicht eine neue Geschichte der USPD geschrieben werden. Dazu bedürfte es noch umfangreicher Vorarbeiten, hauptsächlich [...] in Regional- und Lokalstudien, ohne die auch die sozioökonomischen Rahmenbedingungen der politischen Ereignisse und ihrer innen- und außenpolitischen Verzahnung schwerlich herausgearbeitet werden können.“¹⁸⁵ Die strukturelle Sonderstellung der USPD als Gegenstand der Forschung und des allgemeinen politischen Interesses hat Krause angemessen deutlich benannt.¹⁸⁶ An ihnen hat sich bis heute wenig geändert, der „Nachholbedarf“ bei der Erforschung der USPD ist noch längst nicht gedeckt.

Eine über den vor vier Jahrzehnten erreichten Stand hinausgehende Gesamtdarstellung der USPD liegt bis heute nicht vor (daran änderten auch die Arbeiten von Dieter Engelmann und Horst Naumann wenig¹⁸⁷). Einige Untersuchungen haben sich in unterschiedlicher Ausführlichkeit Teilorganisationen der USPD gewidmet;¹⁸⁸ große Lücken, gerade bei den Hochburgen der Partei in den industriellen Zentren Norddeutschlands, bleiben auch hier offen. Was vollkommen fehlt, ist eine

¹⁸¹ KRAUSE, USPD; ders., Kontinuität und Wandel. Zur Geschichte der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, Glashütten im Taunus 1976; David W. MORGAN, The Socialist Left and the German Revolution. A History of the German Independent Social Democratic Party, 1917-1922, Ithaca – London 1975; Robert F. WHEELER, USPD und Internationale. Sozialistischer Internationalismus in der Zeit der Revolution, Frankfurt a. M. – Berlin – Wien 1975. Siehe dazu auch MILLER, Die Geschichte der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, in: AFS 17 (1977), S. 467-473.

¹⁸² Guido KNOPP, Einigungsdebatte und Einigungsaktion in SPD und USPD 1917 bis 1920. Unter besonderer Berücksichtigung der „Zentralstelle für Einigung der Sozialdemokratie“, Würzburg 1975.

¹⁸³ Vgl. KRAUSE, USPD, S. 5-29.

¹⁸⁴ Ebd., S. 26.

¹⁸⁵ Ebd., S. 25.

¹⁸⁶ „Daß die USPD im Schatten blieb [...], hängt mit ihrer inneren Struktur zusammen, von der später weder in der wiedergeeinten SPD noch in der KPD etwas übrigblieb. Unter der Perspektive des Erfolgs war die USPD auch nach ihrem Untergang immer noch ein provokantes und warnendes Beispiel: für die Kommunisten als die Partei der `unzuverlässigen Zentristen`, für die Sozialdemokraten als Sammelbecken `verdächtiger Halb-Kommunisten`. Weder der einen noch der anderen Partei war es später möglich, sich mit *diesem* Teil ihrer eigenen Geschichte auch nur annäherungsweise zu identifizieren. So war auch das Interesse der Forschung vor allem auf die `erfolgreichen` Traditionslinien der Arbeiterbewegung gerichtet. Die USPD blieb weitgehend unberücksichtigt. Daraus ergibt sich vordringlicher `Nachholbedarf`“ (Ebd., S. 28).

¹⁸⁷ Dieter ENGELMANN/Horst NAUMANN, Zwischen Spaltung und Vereinigung. Die Unabhängige Sozialdemokratische Partei Deutschlands in den Jahren 1917-1922, Berlin 1993. Von denselben Autoren siehe auch Hugo Haase. Lebensweg und politisches Vermächtnis eines streitbaren Sozialisten, Berlin 1999.

¹⁸⁸ HERMANN, Die Geschichte der pfälzischen USPD; Sylvia NEUSCHL, Geschichte der USPD in Württemberg oder über die Unmöglichkeit einig zu bleiben, Esslingen 1983; Hans-Dieter KLEIN, Zwischen Burgfrieden und Komintern. Die Unabhängige Sozialdemokratie in Halle-Merseburg 1917-1920, in: Helga GREBING/Hans MOMMSEN/Karsten RUDOLPH (Hrsg.), Demokratie und Emanzipation zwischen Saale und Elbe. Beiträge zur Geschichte der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung bis 1933, Essen 1993, S. 181-195; Volker ULLRICH, Sammelbecken der Kriegsgegner. Die USPD in Hamburg und im Bezirk Wasserkante, in: Ders., Vom Augusterlebnis zur Novemberrevolution. Beiträge zur Sozialgeschichte Hamburgs und Norddeutschlands im Ersten Weltkrieg, Bremen 1999, S. 68-91.

moderne Überblicksdarstellung der radikalen Linken (Gruppe Internationale/Spartakusgruppe sowie diverse Kleinstgruppierungen) im Ersten Weltkrieg, bei der sich zahlreiche Berührungspunkte zur (Vor-)Geschichte der USPD ergeben würden.¹⁸⁹

Gerhard A. Ritter hat bereits 1973 die Leitfrage zur Vor- und Frühgeschichte der USPD formuliert:

„Die Vorgeschichte der Spaltung der Sozialdemokratie im Kriege ist vor allem auf lokaler Ebene noch nicht im Detail untersucht worden. Erst dann wird man entscheiden können, ob es sich nur um eine Zuspitzung der Vorkriegsspannungen handelte oder erst das Auftreten neuer Kontroversfragen, die Schwächung der Partei durch die Einberufung der meisten der alten Mitglieder, die Ansammlung von weitgehend aus familiären Bindungen und traditionellen Loyalitäten losgelösten Arbeitermassen in den rapide ausgebauten Zentren der Rüstungsindustrie sowie die Entbehnungen des Krieges den Boden für die Abwendung von der alten Partei bereitet haben.“¹⁹⁰

Das gleiche Problem thematisierte auch Wolfgang J. Mommsen: „Die Spaltung der Arbeiterschaft in zwei einander radikal entgegenstehende Richtungen, nämlich die sozialdemokratischen Parteien, die eine Emanzipation der Arbeiterschaft auf evolutionärem Wege im Rahmen einer demokratischen Ordnung zu erreichen suchten, und die kommunistische Bewegung, die eine sozialistische Revolution als Folge des Zusammenbruchs des Kapitalismus kraft seiner immanenten Gegensätze erwartete, hatte sich in Ansätzen lange vor 1914 angekündigt. Es ist freilich die Frage, ob sie ohne den Ersten Weltkrieg jemals eine solch folgenreiche Ausprägung erhalten haben würde.“¹⁹¹ So richtig und grundlegend diese Fragestellung ist, so greift Mommsen an einer Stelle entschieden zu kurz: Die Spaltung der deutschen sozialistischen Arbeiterbewegung im Ersten Weltkrieg ließ eben *nicht* einfach nur die beiden hier begrifflich so klar geschiedenen Strömungen entstehen, sondern verlief viel komplexer und lokal ganz unterschiedlich.

Das zugrundeliegende Fehlurteil, von der kommunistischen Geschichtsschreibung aus durchschaubaren Gründen als feststehende Tatsache akzeptiert, erweist sich als ausgesprochen langlebig. Hier die nötige Differenzierung einzufordern und zu begründen, wird vorerst Daueraufgabe der Erforschung der Arbeiterbewegung bleiben. An kritisch zu hinterfragenden Urteilen besteht auch sonst kein Mangel; so behauptete etwa Michael Salewski: „Nicht ihre Ziele waren verdammenswert, wohl aber die bloße Existenz der USPD selbst: sie nämlich schwächte die Sozialdemokratie in einer kritischen Phase ihrer und der deutschen Geschichte. Und das wäre gar nicht nötig gewesen. Sieht man sich die Absichten der USPD, wie sie am Anfang formuliert wurden, genauer an, so läßt sich ver-

¹⁸⁹ Aus parteikommunistischer Sicht siehe dazu WOHLGEMUTH, Die Entstehung der Kommunistischen Partei.

¹⁹⁰ Gerhard A. RITTER (Hrsg.), Deutsche Parteien vor 1918, Köln 1973, S. 313.

¹⁹¹ Wolfgang J. MOMMSEN, Der Erste Weltkrieg und die Krise Europas, in: HIRSCHFELD u. a. (Hrsg.), „Keiner fühlt sich hier mehr als Mensch . . .“, S. 30-52, hier: S. 40.

muten, daß sie auch innerhalb des großen SPD-Parteirahmens (vielleicht in Form eines `Arbeitskreises`) artikuliert und verfolgt hätten werden können.“¹⁹² Was von dieser Mutmaßung zu halten ist, wird im Rahmen der folgenden Untersuchung noch deutlich werden.

Die häufig zu beobachtende Überschätzung von Spartakusgruppe bzw. KPD ist ein für die konservative Geschichtsschreibung typischer Hemmschuh bei der Erfassung des Phänomens USPD bzw. für die Erklärung der Ursachen der Spaltung der SPD. Die kommunistische Strömung – in sich zudem weiter fragmentiert – stellte tatsächlich innerhalb des oppositionellen Lagers auf Reichsebene nur eine kleine Minderheit dar und war in Bayern ohnehin bis Kriegsende praktisch nicht existent. Dass sich diese Minderheit als programmatische und organisatorische Speerspitze gerierte, was von der kommunistischen Geschichtsschreibung nie kritisch hinterfragt wurde, darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass der überwiegende Teil der Burgfriedensgegner sich keineswegs im Fahrwasser der russischen Bolschewiki bewegte, sondern eine politische Bewegung sui generis formierte (zumindest in Bayern).

Was die Bedeutung der USPD für die Arbeiterbewegung insgesamt angeht, gilt nach wie vor das von Susanne Miller getroffene Urteil: „Sie war, im internationalen Maßstab gesehen, die einzige von der Sozialdemokratie abgespaltene Partei, der es gelang, vor ihrem Anschluß an die Kommunistische Internationale einen Massenanhang zu gewinnen. Nicht die Spartakisten, sondern die Unabhängigen waren in der kurzen Zeit, in der die Mehrheitssozialdemokraten Regierungsverantwortung in der neugegründeten Republik trugen, deren eigentliche Gegenspieler im linken Lager. Und nur durch den Zusammenschluß der Mehrheit der USPD mit der KPD wurde diese zu einer Massenpartei.“¹⁹³

Hat es diese unbestreitbare Tatsache immer noch schwer, sich in der Wahrnehmung der Öffentlichkeit gegen überholte Vorstellungen durchzusetzen, so gilt dies erst recht für Kruses wirklich innovative Neuinterpretation der sozialdemokratischen Politik im Krieg:

„In Bezug auf eine erfolgversprechendere sozialdemokratische Antikriegs-, Demokratisierungs- und Revolutionspolitik [...] wäre wohl doch eine ganz andere Entwicklung wünschenswert gewesen: eine frühe Mehrheit für eine oppositionelle Politik in der Reichstagsfraktion der SPD; eine Politik, wie sie vor dem Ersten Weltkrieg von der SPD trotz aller Integrationsmomente noch zu erwarten gewesen war. Sie wäre zwar nicht entschieden pazifistisch oder gar revolutionär gewesen und hätte möglicherweise zu Abspaltungen am rechten und linken Rand des Parteispektrums geführt, die Voraussetzungen für eine langfristige Durchsetzung kriegsgegnerischer und systemverändernder Positionen aber wären so gewachsen, da ein weit größerer Teil der Sozialdemokratie seine Handlungsfähigkeit nicht durch eine weitgehende Integration in das politische System des Deutschen

¹⁹² Michael SALEWSKI, Einleitung, in: Ders. (Hrsg.), Die Deutschen und die Revolution, Göttingen 1984, S. 7-30, hier: S. 27.

¹⁹³ Susanne MILLER, Die USPD in der Revolution 1918, in: Ebd., S. 346-359, hier: S. 347.

Reiches aufgegeben hätte. Verhindert wurde eine solche Politik nicht nur durch den organisationsbezogenen Praktizismus des rechten Parteizentrums, sondern vor allem auch durch die bei Kriegsbeginn damit in Verbindung tretenden, vom `Geist von 1914` genährten und in der sozialdemokratischen Weltkriegsideologie vertieften ideologischen Erwartungen: Demokratisierung und Sozialismus schienen durch die Kriegspolitik der SPD in greifbare Nähe zu rücken.¹⁹⁴

Für dieses Urteil sprechen momentan die meisten Argumente. Hinzukommen muss die genauere Untersuchung der Vorgeschichte der Spaltung. Diese bildet den Gegenstand der Untersuchung von Schorske, der zu dem Ergebnis kam: „Der Kern der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei wurde von Organisationen gestellt, die vor 1914 radikaler Kontrolle unterstanden und die mit Kind und Kegel zur neuen Partei übergingen. War die Unabhängige Sozialdemokratische Partei 1913 in organisatorischer Hinsicht ein gut entwickelter Kern, so galt dasselbe auch von ihrem politischen Charakter. Die unabhängige Partei ist zu oft als das Produkt einer zeitweiligen Kriegssituation betrachtet worden, wobei die Opposition gegen die Kriegspolitik als ihr Daseinsgrund galt.“¹⁹⁵ Groh legte dazu Widerspruch ein: „Daß im Laufe des Weltkrieges die Abspaltung nach links und nicht nach rechts erfolgte, ist nicht, wie Schorske und andere nahelegten, das Resultat einer seit 1905 sich abzeichnenden historischen Notwendigkeit, sondern ein Ergebnis der in der sozialistischen Theorie am wenigsten reflektierten historischen Kontingenz, nämlich des Krieges. Er begünstigte das Zusammenrücken von Parteimitte und reformistisch-revisionistischem Flügel.“¹⁹⁶ Diese Deutung hat sich inzwischen weitgehend durchgesetzt; eine jüngst erschienene populärwissenschaftliche Darstellung zur Geschichte der SPD des Parteienforschers Franz Walter lieferte eine prägnante Zusammenfassung der „herrschenden Meinung“ hinsichtlich der Parteisplaltung und ihrer Vorgeschichte.¹⁹⁷ Diese eingefahrenen Thesen und (Vor-)Urteile gilt es nun (v. a. im bayerischen Rahmen) auf den Prüfstand zu stellen.

Dazu sollen die Vorgänge in den einzelnen Ortsverbänden – soweit möglich – untersucht werden. In ihrer immer noch grundlegenden Untersuchung zur SPD im Ersten Weltkrieg hat Susanne Miller

¹⁹⁴ KRUSE, Krieg, Neuorientierung und Spaltung, in: IWK 23 (1987), S. 1-27, hier: S. 26.

¹⁹⁵ SCHORSKE, Die große Spaltung, S. 355-357.

¹⁹⁶ GROH, Negative Integration, S. 166.

¹⁹⁷ „Mit der Gründung der USPD war die deutsche Arbeiterbewegung auf lange Zeit gespalten. In erster Linie war das eine Folge des Krieges, denn schließlich hatte es [...] auch schon vor 1914 zwei Grundströmungen – die reformistische und die revolutionäre – in der Sozialdemokratie gegeben. Zur Zerreißprobe hatte diese doppelte Identität trotz der Härte des Revisionismusstreits nie geführt; eine Sezession stand zu keinem Zeitpunkt ernsthaft zur Debatte. Erst 1917, erst durch die Schubkraft des Krieges, suchten sich die zwei Seelen der deutschen Arbeiterbewegung unterschiedliche politische Körper, wemgleich man die USPD nicht einfach als die organisatorische Fortsetzung der Parteilinken aus der Vorkriegszeit sehen kann. Zunächst war die USPD lediglich Dachverband der sozialdemokratischen Pazifisten und Anti-Annexionisten, sodass hier Karl Kautsky, der alte Zentrist und Theoriefapst, ebenso unterkommen konnte wie Eduard Bernstein, sein Widerpart vom rechten Flügel.“ (Franz WALTER, Die SPD. Biographie einer Partei, Reinbek bei Hamburg 2009, S. 47).

vier Faktoren herausgearbeitet, die für einen Wechsel der Parteiorganisation zur USPD ausschlaggebend waren:¹⁹⁸

- Die Sozialstruktur: Die USPD konnte sich demnach vor allem in stark industrialisierten Regionen durchsetzen, in denen sich schon vor 1914 eine gefestigte sozialdemokratische Organisation herausgebildet hatte; von dieser Regel gab es allerdings eine Reihe von Ausnahmen, insbesondere in Süddeutschland.
- „Bei der Austragung des Richtungsstreits in den Parteiorganisationen gab die lokale oder regionale Führungspersönlichkeit, ganz gleich in welcher Funktion – Reichstags- oder Landtagsabgeordneter, Partei- oder Gewerkschaftssekretär, Vorsitzender der Parteiorganisation, Redakteur des Parteiblattes, meist jedoch Träger einer Kombination dieser Ämter –, häufig den Ausschlag.“¹⁹⁹
- Die Haltung der lokalen und regionalen Parteipresse, die oft im Mittelpunkt des Parteistreits stand.
- Die lokale Parteigeschichte, die mit den übrigen Faktoren in Wechselwirkung stand und die es teilweise, allerdings keineswegs immer, ermöglichte, die Entwicklung während des Krieges auf längerfristige Prozesse zurückzuführen.

Anhand dieses Katalogs von Einflussgrößen kann auch die Parteispaltung in Bayern analysiert werden; dabei soll für die einzelnen Lokalfälle die unterschiedliche Gewichtung der einzelnen Faktoren ebenso herausgearbeitet werden wie auf die eventuellen Grenzen dieses Argumentationsrahmens hingewiesen werden. Um den Vorgang der Parteispaltung insgesamt beurteilen zu können, sind weitere regionale Studien, die dann auch untereinander verglichen werden könnten, notwendig.

Oft interessant, teilweise auch verblüffend und Ärgernis erregend bleibt dabei zu beobachten, mit welchen normativen Ausgangsbedingungen die einzelnen Forscher an den Gegenstand herangehen.²⁰⁰ Noch in neueren Darstellungen mit wissenschaftlichem Anspruch lassen sich skurril anmu-

¹⁹⁸ Vgl. MILLER, Burgfrieden und Klassenkampf, S. 169-176.

¹⁹⁹ Ebd., S. 169.

²⁰⁰ Auf manierierte Weise „staatstragend“ gibt sich der Biograph von Eduard David: „Jede Partei, die eine starke Minderheit in sich birgt, die sich taktisch und in gewichtigen politischen Fragen von der Mehrheit so entscheidend distanziert, wie das bei der Sozialdemokratie im Krieg der Fall war, tut gut daran, sich von dieser Minderheit zu lösen. Rücksichten auf das namentlich in der Sozialdemokratie gepflegte Trugbild der Parteeinheit sind nutzlos und politisch hemmend. Eine Partei, auch wenn sie demokratisch ist und den Grundsätzen parteiinterner Demokratie im Prinzip eine Heimstätte bilden will, kann nur einen bestimmten Fächer von Meinungen umfassen, wenn sie konsequente Politik treiben will. Ist ein Minimum an Übereinstimmung zwischen der Mehrheit und der Minderheit in einer Partei nicht mehr gegeben und schreitet die Minderheit zu Sonderaktionen bzw. wird sie durch öffentliche und parteiinterne Agitation zu einer Belastung, so wird sich jede Partei von einer solchen Minderheit trennen müssen, wenn die

tende Urteile finden wie das folgende: „Dem 1914 beschworenen ‚Burgfrieden‘ kam so noch im vierten Kriegsjahr eine Geltung zu, um die Regensburg alle jene Städte beneidet haben mochten, deren Entwicklung längst ganz im Bann der politischen Bedrohung stand, die von der Unabhängigen Sozialdemokratie (USPD) ausging.“²⁰¹ Dort, wo der Kampf der USPD gegen den Krieg als „politische Bedrohung“ interpretiert wird, bleibt für eine sachliche Würdigung der Partei und ihrer Mitglieder nur wenig Raum.

Eine Untersuchung zur bayerischen Sozialdemokratie in der Epoche des Ersten Weltkrieges ist bislang ein Desiderat der Forschung, gebildet durch die Lücke zwischen den Darstellungen von Heinrich Hirschfelder, der die Frühgeschichte bis 1914 abhandelte, und Peter Kritzer, der den Zeitraum 1918-1923 bearbeitete.²⁰² (Beiden gemeinsam ist die Schilderung der Ereignisse aus der Perspektive der Landesleitung der Partei.) Diese nicht mehr ganz neuen Darstellungen wurden bislang nicht aktualisiert bzw. überholt. Die vorhandenen kursorischen Abhandlungen der Weltkriegsphase - und damit des Spaltungsprozesses der Partei - sind wenig detailliert und/oder bieten keinen übergreifenden Ansatz.²⁰³ (Eine ausführlichere Beschreibung der Vorgänge in der bayerischen SPD im Weltkrieg bot bereits die 1945 erschienene Arbeit von Harold J. Hurwitz.²⁰⁴) In Bezug auf die Vorkriegszeit bieten hier noch Lokalstudien über die Arbeiterbewegung in Nürnberg und München eine unverzichtbare Ergänzung zur Klärung der bis 1914 eingetretenen Entwicklungen in der bayerischen SPD.²⁰⁵ Veröffentlichte Arbeiten über die SPD in anderen bayerischen Städten vor und

Minderheit selbst nicht die Konsequenz aufbringt, den Schlußstrich zu ziehen. [...] Eine Partei ist immer auch ein politisches Machtgebilde, Instrument zur Durchsetzung von Interessen. Als solches muß sie ein Mindestmaß an Straffheit und Geschlossenheit besitzen, selbst wenn man ein Maximum an Meinungspluralismus für sie verlangen darf und muß. Niemals aber darf eine politische Partei das Mindestmaß an Geschlossenheit und damit Aktionsfähigkeit dem Einheitsfetischismus opfern, wie dies eine Zeitlang in der Sozialdemokratie während des ersten Weltkrieges geschehen ist.“ (Gerd SCHWIEGER, *Zwischen Obstruktion und Kooperation. Eduard David und die SPD im Kriege*, Kiel 1970, S. 177).

²⁰¹ Gerhard REINDL, *Zwischen Tradition und Moderne. Regensburg in der Weimarer Republik*, in: Peter SCHMID (Hrsg.), *Geschichte der Stadt Regensburg*, Regensburg 2000, S. 373-418, hier: S. 373.

²⁰² Heinrich HIRSCHFELDER, *Die bayerische Sozialdemokratie 1864-1914. Teil II: 1878-1914*, Erlangen 1979; Peter KRITZER, *Die bayerische Sozialdemokratie und die bayerische Politik in den Jahren 1918 bis 1923*, München 1969.

²⁰³ Willy ALBRECHT, *Zwischen Reformismus und Revolution. Die bayerische SPD von den Anfängen bis zur revolutionären Umbruchphase (1918-1920)*, in: Rainer OSTERMANN (Hrsg.), *Freiheit für den Freistaat. Kleine Geschichte der bayerischen SPD*, Essen 1994, S. 17-59; Hartmut MEHRINGER, *Die bayerische Sozialdemokratie bis zum Ende des NS-Regimes. Vorgeschichte, Verfolgung und Widerstand*, in: Ders./Martin BROZAT (Hrsg.), *Bayern in der NS-Zeit. Band V. Die Parteien KPD, SPD, BVP in Verfolgung und Widerstand*, München – Wien 1983, S. 287-432, hier: S. 310-312. Einen guten Einstieg bilden die entsprechenden Beiträge in dem Sammelband von Hartmut MEHRINGER (Hrsg.), *Von der Klassenbewegung zur Volkspartei. Wegmarken der bayerischen Sozialdemokratie 1892-1992*, München – London – New York – Paris 1992.

²⁰⁴ Hurwitz konnte bei seiner Arbeit nicht auf die deutschen Archive zurückgreifen, wertete aber die zugänglichen gedruckten Quellen intensiv aus und hatte den einmaligen Vorteil, einige der Beteiligten an der bayerischen Revolution, die in die USA emigriert waren (darunter Hans Unterleitner), zu befragen. Damit konnte Hurwitz in seiner ersten wissenschaftlichen Arbeit viele der heute bekannten Vorgänge aus der bayerischen SPD bereits erstaunlich gut rekonstruieren und bewerten. (Vgl. Harold J. HURWITZ, *The bavarian revolution and its meaning to the sociology of revolution and national development*, o. O. 1945, S. 72-186).

²⁰⁵ Karl Heinrich POHL, *Die Münchener Arbeiterbewegung. Sozialdemokratische Partei, Freie Gewerkschaften, Staat und Gesellschaft in München 1890-1914*, München – London – New York – Paris 1992; Dieter ROSSMEISSL, *Arbeiterschaft und Sozialdemokratie in Nürnberg 1890-1914*, Nürnberg 1977.

während des Ersten Weltkrieges, die wissenschaftlichen Ansprüchen genügen, sind weiterhin Mangelware.²⁰⁶

Der daraus folgende unbefriedigende Forschungsstand zur bayerischen Sozialdemokratie im Weltkrieg wird schon durch wenige Sätze aus der aktuellen Auflage des Handbuches der bayerischen Geschichte unfreiwillig belegt, wo es heißt: „Die in der bayerischen Sozialdemokratie schon stets bestehende Scheidung zwischen einem großen gemäßigten und einem kleinen radikalen Flügel war durch den Krieg verstärkt worden. Entsprechend spaltete auch sie sich, analog dem gleichzeitigen Vorgang auf Reichsebene, im Frühjahr und Sommer 1917 in die Mehrheitssozialdemokratie (MSPD) und Unabhängige Sozialdemokratie (USPD).“²⁰⁷ Dieses (Fehl-)Urteil, das aus der vorhergehenden Ausgabe unverändert übernommen wurde, lässt sich allerdings bereits durch die älteren Darstellungen von Hirschfelder und Franz Schade nicht belegen.²⁰⁸

Unhaltbar ist ebenso die Behauptung, dass Erhard Auer „seit dem Zurücktreten Vollmars der starke Mann und der eigentliche Gegner Eisners innerhalb der bayerischen Sozialdemokratie [war]“; ebenso problematisch, um das Mindeste zu sagen, ist die Einschätzung, Auer habe versucht die bayerische MSPD „auf einer mittleren Linie zu halten.“²⁰⁹ Was von diesem Urteil zu halten ist, wird noch ausführlich zu erörtern sein; zudem wurde bislang häufig „übersehen“, dass Vollmar (formal bis Oktober 1918 Landesvorsitzender) sich bereits einige Jahre vor 1914 aus dem operativen Geschäft weitgehend zurückgezogen hatte und seine Aufgaben bis Anfang 1917 faktisch von Adolf Müller wahrgenommen wurden, ehe dann (erst) Auer in den Vordergrund trat. Dieser Tatbestand wurde bereits vor längerer Zeit von Karl Heinrich Pohl beschrieben; womit nicht nur auf die Zählbarkeit alter Legenden und Irrtümer hingewiesen, sondern unser Durchgang auch bei der biographischen Literatur angekommen ist.

Hier ergaben sich seit Anfang der 1990er Jahre erhebliche Fortschritte,²¹⁰ ohne dass alle Lücken geschlossen werden konnten. Im Hinblick auf die Mehrheitssozialdemokratie sind hier zu nennen

²⁰⁶ Vermutlich existieren zum Thema noch unveröffentlichte Fach-, Magister- und Diplomarbeiten. Eine oft hilfreiche Ergänzung, gerade im Hinblick auf biographische Angaben, bieten die Jubiläumsfestschriften sozialdemokratischer Ortsvereine, die – von Ausnahmen abgesehen – wissenschaftlichen Ansprüchen natürlich nicht genügen. Dies gilt auch für das umfangreiche Werk von Rudolf Macht zur Hofer Arbeiterbewegung, das als Quellensammlung durchaus ergiebig ist (für den hier behandelten Zeitraum relevant: Rudolf MACHT, *Bewahrung. Geschichte der Hofer Arbeiterbewegung*, Band II (1891-1918), Hof 1991).

²⁰⁷ D. SCHWARZ, *Von der Reichsgründung bis zum Ende des Ersten Weltkrieges*, in: SCHMID (Hrsg.), *Handbuch der bayerischen Geschichte*, Bd. 4/I, S. 319-438, hier: S. 435.

²⁰⁸ Vgl. HIRSCHFELDER, *Bayerische Sozialdemokratie (Teil II) und Franz SCHADE, Kurt Eisner und die bayerische Sozialdemokratie*, Hannover 1961.

²⁰⁹ D. SCHWARZ, *Von der Reichsgründung bis zum Ende des Ersten Weltkrieges*, in: SCHMID (Hrsg.), *Handbuch der bayerischen Geschichte*, Bd. 4/I, S. 319-438, hier S. 436.

²¹⁰ Die einzige Ausnahme in diesem bis dahin vernachlässigten Genre bildete Reinhard JANSEN, *Georg von Vollmar – Eine politische Biographie*, Düsseldorf 1958.

die Studien über den späteren Ministerpräsidenten Johannes Hoffmann, den Chefredakteur der *Fränkischen Tagespost* Adolf Braun und dessen Münchner Kollegen Adolf Müller (seit dem Rückzug Georg von Vollmars die – bis vor kurzem sträflich unterschätzte – „Graue Eminenz“ der bayerischen Sozialdemokratie); dazu kommt noch der spätere Münchner Bürgermeister, Parteiredakteur und Landtagsabgeordnete Eduard Schmid.²¹¹ Die dringendste Ergänzung hierzu stellte lange Zeit die ausstehende Biographie über Erhard Auer dar, ungeachtet der diffizilen Quellenlage.²¹² Inzwischen ist diese Lücke gefüllt.²¹³ Darüber hinaus wären auch biographische Skizzen über die späteren Minister Martin Segitz, Ernst Schnepfenhorst, Albert Roßhaupter, Johannes Timm und Fritz Endres wünschenswert (dieser Kreis ließe sich noch erweitern um wichtige Parlamentarier und Funktionäre wie Franz Schmitt, Max Walther und Max Süßheim).

Auf Seiten der USPD wurde mit der Eisner-Biographie von Bernhard Grau der wichtigsten Persönlichkeit eine allen Anforderungen und Wünschen entsprechende Würdigung zu Teil.²¹⁴ Eisners enger Mitarbeiter Felix Fechenbach sowie Ernst Toller können als insgesamt hinreichend erforscht gelten,²¹⁵ wenn auch punktuell noch einige Ergänzungen und Differenzierungen möglich sind. Eine detaillierte Biographie existiert schließlich auch noch über Felix Boenheim, der in der bayerischen USPD allerdings nur ein kurzes Intermezzo gab.²¹⁶ Für den ungleich wichtigeren Gewerkschaftsvorsitzenden Josef Simon liegt zumindest ein kurzer biographischer Abriss vor.²¹⁷ Vergleichbar ausführliche Untersuchungen über weitere maßgebliche Persönlichkeiten der bayerischen USPD (Unterleitner, Soldmann, Baier, Karsten) dürfte die ungünstige Quellenbasis nur in wenigen Fällen

²¹¹ Diethard HENNIG, Johannes Hoffmann – Sozialdemokrat und Bayerischer Ministerpräsident, München – New York – London – Paris 1990; Peter FASEL, Dr. Adolf Braun (1862-1929). Grundriß zu einer politischen Biographie, Würzburg 1990; Karl Heinrich POHL, Adolf Müller. Geheimagent und Gesandter in Kaiserreich und Weimarer Republik, Köln 1995; Elisabeth ANGERMAIR, Eduard Schmid (1861-1933). Ein sozialdemokratischer Bürgermeister in schwerer Zeit, München 2001.

²¹² Keinen Ersatz bot hier das aus der Bavarica-Ecke stammende Werk von Georg LOHMEIER, „Wer Knecht ist, soll Knecht bleiben!“ „Die königlich-bayerischen Sozialdemokraten“ Erhard Auer, Ignaz Auer und Georg von Vollmar, München 2000, das wissenschaftlichen Anforderungen nicht genügt und sich in der Aneinanderreihung skurriler Anekdoten weitgehend erschöpft. Das bis dahin Bekannte zu Auer ist noch einmal zusammengefasst bei Michaela KARL, Erhard Auer (1874-1945). Vom Dorfarmenkind zum königlich-bayerischen Sozialdemokraten, in: Dies., Die Münchener Räterepublik. Porträts einer Revolution, Düsseldorf 2008, S. 41-58.

²¹³ Markus SCHMALZL, Erhard Auer. Wegbereiter der parlamentarischen Demokratie in Bayern, Kallmünz 2013. Diese Darstellung konnte für die vorliegende Arbeit leider nicht mehr berücksichtigt werden.

²¹⁴ Bernhard GRAU, Kurt Eisner 1867-1919. Eine Biographie, München 2001.

²¹⁵ Zu Fechenbach siehe Hermann SCHUELER, Auf der Flucht erschossen. Felix Fechenbach 1894-1933. Eine Biographie, Frankfurt/Main – Berlin – Wien 1984 sowie die unten in Kap. 4.8. angegebene Literatur. Zu Toller siehe Dieter DISTL, Ernst Toller. Eine politische Biographie, Schrobenuhausen 1993; Richard DOVE, Ernst Toller. Ein Leben in Deutschland, Göttingen 1993; Andreas LIXL, Ernst Toller und die Weimarer Republik 1918-1933, Heidelberg 1986; Stefan NEUHAUS/Rolf SELBMANN/Thorsten UNGER (Hrsg.), Ernst Toller und die Weimarer Republik. Ein Autor im Spannungsfeld von Literatur und Politik, Würzburg 1999; Wolfgang ROTHE, Ernst Toller in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, Reinbek b. Hamburg 1983 sowie die unten in Kap. 6.1.6. genannte Literatur.

²¹⁶ Thomas Michael RUPRECHT, Felix Boenheim. Arzt, Politiker, Historiker. Eine Biographie, Hildesheim – Zürich – New York 1992.

²¹⁷ Adolf MIRKES, Über Josef Simon und seine Familie, in: Ders. (Hrsg.), Josef Simon. Schuhmacher, Gewerkschafter, Sozialist mit Ecken und Kanten, Köln 1985, S. 203-216.

zulassen, obgleich es an schillernden Figuren nicht mangelt. Für die Gruppe der wichtigsten Führungsfiguren der bayerischen USPD soll im Laufe dieser Darstellung wenigstens ein kurzer biographischer Überblick gegeben werden, der unter Umständen auch zur Grundlage weiter gehender Untersuchungen werden könnte. Wohin der Trend der Forschung tatsächlich gehen wird, werden die nächsten Jahre zeigen. Wissenschaftlich ausgeschöpft sind die vorhandenen Quellenbestände zur bayerischen Sozialdemokratie jedenfalls noch nicht.

1.2 Quellenlage

Als besonders günstig ist die Quellenlage in diesem Bereich allerdings keineswegs zu bezeichnen.²¹⁸ „Leider muß festgestellt werden, daß in den Jahren nach dem Kriege bis zur Einigung weder von der früheren USPD, noch von der SPD, Unterlagen über die Parteigeschichte in Franken vorhanden sind.“²¹⁹ Diese lapidare Bestandsaufnahme aus dem Jahre 1925 gilt ebenso für das übrige Bayern, erst recht für die Kriegszeit selbst, d. h. für die Phase der Spaltung der Sozialdemokratie bzw. der Gründung der USPD. Die Quellenlage zur Geschichte (und Vorgeschichte) der bayerischen USPD ist somit nicht anders als disparat zu bezeichnen. Das praktisch völlige Fehlen einer Überlieferung von Beständen eines Parteiarchivs schafft zunächst eine wenig euphorisch stimmende Ausgangslage, die zu überwinden es nötig macht, die anderweitigen, mit mehr Aufwand verbundenen Möglichkeiten zur Quellenerschließung möglichst erschöpfend auszunutzen.

Als archivalische Quellen stehen solche staatlicher Provenienz im Mittelpunkt, bei denen die Überlieferungslage insgesamt gesehen sehr gut ist. Zu nennen ist hier die Fülle von Anweisungen, Erlassen, Anfragen, Berichten und Korrespondenzen zwischen diversen zivilen und militärischen Behörden, die auf die USPD bzw. die Parteiopposition in der SPD direkt oder indirekt Bezug nahmen. Urheber waren hier insbesondere Außen-, Innen- und v. a. das Kriegsministerium Bayerns, die Zentralpolizeistelle in München sowie die Stellvertretenden Generalkommandos in München, Würzburg und Nürnberg. Die leitenden Stellen in der Landeshauptstadt standen wiederum in Verbindung mit den übergeordneten Instanzen in Berlin, woraus sich weitere Zeugnisse ergeben, die Informationen bereithalten.

Ebenfalls aufschlussreich ist der Schriftverkehr zwischen Vertretern der Sozialdemokratie und Repräsentanten von Staatsorganen. Zentrale Bedeutung bei der Rekonstruktion der innerparteilichen

²¹⁸ Als Vorgriff auf den nachfolgenden Abschnitt zur Theorie eine Feststellung von Richard Evans, der hier vollinhaltlich gefolgt wird: „Die Unterscheidung zwischen Quellen und Sekundärliteratur hat, alles in allem, den vernichtenden Theoriehagel, den die postmodernen Denker auf sie niederprasseln ließen, überlebt. Die Vergangenheit spricht durch die Quellen und läßt sich durch diese rekonstruieren. Es gibt einen qualitativen Unterschied zwischen Quellen, von Menschen in der Vergangenheit zu ihren eigenen Zwecken geschrieben, und den Interpretationen der Vergangenheit, die von späteren Historikern stammen.“ (Richard J. EVANS, *Fakten und Fiktionen. Über die Grundlagen historischer Erkenntnis*, Frankfurt/Main – New York 1998, S. 125).

²¹⁹ SOZIALDEMOKRATISCHE PARTEI DEUTSCHLANDS – BEZIRK FRANKEN (Hrsg.), *Geschäftsbericht vom 1. Oktober 1922 bis 31. März 1925*, Nürnberg 1925, S. 3.

Vorgänge haben die Berichte diverser staatlicher Instanzen, die der im Krieg intensivierten Überwachung der Arbeiterbewegung entsprangen; die neu gegründete USPD stand dabei von Anfang an im Fokus des behördlichen Interesses. Der intensiven Postüberwachung ist die Überlieferung einer Reihe von Briefen – teils im Original, teils in Abschrift – führender Unabhängiger Sozialdemokraten zu verdanken, die weit verstreut im amtlichen Schriftgut enthalten sind. Gleiches gilt für Flugblätter und Handzettel der Partei, die wenigstens eine teilweise Kompensation für das Fehlen eines eigenen Parteiarchivgutes bieten.

Eine in ihrer Bedeutung mindestens gleichgeordnete Quellengattung stellt die zeitgenössische Presse dar; dabei gilt es sich klarzumachen, „daß sie damals das einzige Medium der Massenkommunikation war.“²²⁰ Die Presselandschaft im Kaiserreich war geprägt von einer für heutige Verhältnisse außerordentlich großen Anzahl und Vielfältigkeit von eigenständigen Tageszeitungen, die zum weit überwiegenden Teil mit den verschiedenen politischen Parteien in engster Verbindung standen bzw. direkt in deren Besitz waren. Dies galt vor allem für die sozialdemokratische Presse, die für die Rekonstruktion zahlreicher hier geschilderter Vorgänge unerlässlich ist, nahm hier doch das innerparteiliche Geschehen auf lokaler und regionaler Ebene einen breiten Raum ein (insbesondere die Berichterstattung über Versammlungen, Konferenzen und Parteitage mit ihrer ausführlichen Wiedergabe der Redebeiträge ist dabei hervorzuheben). Die ausgezeichnete Überlieferungslage fordert bei dieser Gattung geradezu zwingend eine systematische Auswertung,²²¹ die bislang überraschenderweise noch nicht erfolgt ist.²²² (Was für die sozialdemokratische Regionalpresse gilt, trifft auf die führenden Theorieorgane, d. h. *Die Neue Zeit* und die *Sozialistischen Monatshefte* nicht zu; dennoch fand sich auch hier bei erneuter Durchsicht aussagekräftiges Material in erheblicher Menge.) Daneben bietet aber auch die bürgerliche Presse eine Fülle von Zeugnissen über die lokale Entwicklung von USPD-Organisationen. Wegen der starken parteipolitischen Ausrichtung des Pressewesens gelten hier ganz besonders die Vorsichtsmaßnahmen der Quellenkritik.

Bei den gedruckten Quellen sind zunächst aufzuführen die Protokolle von Sitzungen der Parlamente (Landtag und Reichstag). Die Verhandlungen der Parteitage und –konferenzen der Sozialdemokratie beider Richtungen auf Reichsebene liegen ebenfalls gedruckt vor (zu nennen sind hier auch

²²⁰ Bernhard ROSENBERGER, *Zeitungen als Kriegstreiber? Die Rolle der Presse im Vorfeld des Ersten Weltkrieges*, Köln – Weimar – Wien 1998, S. 69.

²²¹ Die Presse von bayerischer (M)SPD und USPD ist nahezu vollständig überliefert; lediglich vom Nürnberger USPD-Organ *Sozialdemokrat* fehlen der Jahrgang 1919 und die erste Hälfte des Jahrganges 1920.

²²² Rautio hat dazu treffend angemerkt: „Es ist seltsam, in welchem geringem Maße sozialdemokratische Regionalzeitungen in der Forschung (einige Regional- und Lokalstudien ausgenommen) benutzt worden sind. Erst eine Analyse der Regionalpresse würde zu einer allgemeinen Aussage zu der Entwicklung der sozialdemokratischen Partei berechtigen. Es hat sich unter den Forschern eingebürgert, die Auswahl nur aus einer kleinen Gruppe [...] der sozialdemokratischen Parteipresse zu wählen.“ (Die Bernstein-Debatte, S. 26, Fn. 31).

noch die Protokolle des Parteiausschusses²²³); auf Landesebene gilt dies nur punktuell (für die USPD muss hier auf Presseberichte zurückgegriffen werden). Die von der „Kommission für Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien“ herausgegebenen Quellenbände zum Ersten Weltkrieg bieten nach wie vor ein unverzichtbares Hilfsmittel.²²⁴ Die Publizistik der Gewerkschaften (Kongressprotokolle und Periodika einzelner Verbände) und diverse Quelleneditionen unterschiedlichster Art bieten in einigen Bereichen ebenso nützliche Ergänzungen wie die gedruckten Protokolle der Internationale der sozialistischen Parteien.

Sehr bescheiden ist bedauerlicherweise die Ausgangslage hinsichtlich der Memoirenliteratur, obwohl zahlreiche der Protagonisten noch bis weit nach dem Zweiten Weltkrieg lebten. Nur in wenigen Fällen liegen – teils gedruckte (Curt Geyer, Felix Fechenbach, Josef Simon, Ernst Toller), teils ungedruckte (August Karsten) – Erinnerungen vor.²²⁵ Mitunter ebenso ergiebig sind die Aufzeichnungen von nicht der *bayerischen* Sozialdemokratie angehörenden Persönlichkeiten wie Wilhelm Dittmann oder Eduard David.²²⁶ Die Edition der Erinnerungen von Philipp Loewenfeld, die wertvolle und detaillierte Informationen liefern (allerdings v. a. für die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg), beweist, dass punktuell immer noch neues Material dieser Gattung erschlossen werden kann.²²⁷

Von kleineren Ausnahmen abgesehen (Karsten, Carl Kröpelin, Jean Stock) ist die Überlieferungslage im Bereich der Nachlässe zu Vertretern der bayerischen USPD ausgesprochen unergiebig, Gleiches gilt für die Protagonisten der Mehrheitspartei.²²⁸ Die für den Gesamtkontext oft illustrativen Korrespondenzen führender Sozialdemokraten wurden mittels der wichtigsten Briefeditionen sowie der vorhandenen ausführlichen Sekundärliteratur ausgewertet, die hier eine reiche Fundgrube bieten.

²²³ SOZIALDEMOKRATISCHE PARTEI DEUTSCHLANDS (Hrsg.), Protokolle der Sitzungen des Parteiausschusses der SPD, 2 Bände, Berlin - Bonn 1980.

²²⁴ Genannt seien hier nur die von Wilhelm Deist herausgegebenen Bände über Militär und Innenpolitik (Wilhelm DEIST (Bearb.), Militär und Innenpolitik im Weltkrieg 1914-1918. 2 Teile, Düsseldorf 1970) sowie die Dokumente der SPD-Reichstagsfraktion (Erich MATTHIAS/Wilhelm PIKART (Bearb.), Die Reichstagsfraktion der deutschen Sozialdemokratie 1898 bis 1918. 2 Teile, Düsseldorf 1966).

²²⁵ Wolfgang BENZ/Hermann GRAML (Hrsg.), Die revolutionäre Illusion. Zur Geschichte des linken Flügels der USPD. Erinnerungen von Curt Geyer, Stuttgart 1976; Felix FECHENBACH, Der Revolutionär Kurt Eisner. Aus persönlichen Erlebnissen von Felix Fechenbach, Berlin 1929; Josef SIMON, Erinnerungen aus meinem Leben, in: MIRKES (Hrsg.), Josef Simon, S. 11-202, hier auch ein umfangreicher Quellenanhang, ebd., S. 225-424; Ernst TOLLER, Eine Jugend in Deutschland, Reinbek bei Hamburg 1988.

²²⁶ Wilhelm DITTMANN, Erinnerungen. Bearbeitet und eingeleitet von Jürgen Rojahn, 3 Bände, Frankfurt/Main – New York 1995; Erich MATTHIAS/Susanne MILLER (Bearb.), Das Kriegstagebuch des Reichstagsabgeordneten Eduard David 1914 bis 1918, Düsseldorf 1966.

²²⁷ Peter LANDAU/Rolf RIESS (Hrsg.), Recht und Politik in Bayern zwischen Prinzregentenzeit und Nationalsozialismus. Die Erinnerungen von Philipp Loewenfeld, Ebelsbach am Main 2004.

²²⁸ Die Nachlässe von Adolf Müller und Georg von Vollmar wurden nicht neuerlich ausgewertet, sondern es wurde lediglich auf die einschlägigen gedruckten Werke zurückgegriffen.

Das zeitgenössische Schrifttum von Vertretern der (späteren) USPD, aber auch von sonstigen handelnden Personen bzw. Chronisten, schließt die Zusammenschau der zur Verfügung stehenden Quellen ab. Insgesamt gesehen lässt sich so eine überraschend breite und vielschichtige – wenn auch ungemein weit verstreute – Quellenbasis erschließen, die über den ganzen Untersuchungszeitraum hinweg eine kontinuierliche Rekonstruktion der Ereignisse ermöglicht. Nicht zu bestreiten bleibt jedoch auch, dass für eine ganze Reihe von Geschehnissen, Entwicklungen und Lebensläufen nur äußerst unzulängliche Zeugnisse überliefert sind, was in erster Linie an den direkten und indirekten Folgen der NS-Herrschaft liegt. Nach der Öffnung der ostdeutschen Archive dürfte keine weitere schlagartige Verbesserung der Quellenlage mehr zu erwarten sein; interessante Einzelfunde bzw. -veröffentlichungen bislang unzugänglichen oder unbeachteten Materials sind nach wie vor denkbar und zu erhoffen.

1.3 Methodischer Ansatz und Fragestellung

Mit der Erschließung einer möglichst breiten Quellenbasis ist nur der erste Schritt vollzogen. Zu den Problemen, die nun auftreten, bemerkte Sebastian Haffner: „Die `Quellen` - du lieber Gott! Die Quellen sind hauptsächlich die Zwecklügen von verstorbenen Politikern und Höflingen. Politische Geschichte ist ja, ähnlich wie Kriminalistik, immer mit der Sisyphus-Arbeit beschäftigt, Taten aufzuklären, deren Täter alles Interesse daran hatten, sie der Aufklärung zu entziehen; während Sozialgeschichte und Ideengeschichte wiederum nachträglich wissen und verstehen möchten, was die Leute damals, als sie es erlebten, selbst nicht wußten und nicht verstanden. Im Grunde versucht `Geschichtswissenschaft` ständig das Unmögliche.“²²⁹ Wie dieses „Unmögliche“ dennoch (wenigstens annähernd) erreicht werden kann, darüber haben sich die Größen des Faches von jeher Gedanken gemacht; auch hier war lange Zeit Wolfgang J. Mommsen führend beteiligt, der erkannte:

„Aus den historischen Data, die uns in den Quellen überliefert sind, werden historische Tatsachen erst dadurch, daß sie in bestimmte Bezugssysteme gestellt werden; letztere sind zwar an sich objektiv vorgegeben, werden aber sichtbar nur unter dem Blickwinkel bestimmter Perspektiven, in die unser eigenes gegenwärtiges Vorverständnis ebenso eingegangen zu sein pflegt wie unsere erkenntnisleitenden Interessen. Mit anderen Worten, die Vergangenheit ist nicht ein uns einfach vorgegebenes Kontinuum von Tatsachen, das wir voraussetzungslos erforschen und dessen Strukturen wir aufdecken können, sondern sie erschließt sich uns nur, wenn wir bestimmte Fragen und eine bestimmte Begrifflichkeit mitbringen.“²³⁰

Damit wäre hinreichend begründet, dass seriöse Geschichtswissenschaft nicht um ein Mindestmaß an Theorie, d. h. die Klärung von Methoden, vorwissenschaftlichen Voraussetzungen, Fragestellun-

²²⁹ Sebastian HAFFNER, Über Geschichtsschreibung, in: Ders., Zur Zeitgeschichte. 36 Essays, München 1982, S. 9-13, hier: S. 9.

²³⁰ Wolfgang J. MOMMSEN, Gesellschaftliche Bedingtheit und gesellschaftliche Relevanz historischer Aussagen, in: Eberhard JÄCKEL/Ernst WEYMAR (Hrsg.), Die Funktion der Geschichte in unserer Zeit, Stuttgart 1975, S. 208-224, hier: S. 210f.

gen und Begriffen herunkommt, sie letztlich nur in permanenter Selbstreflexion, also v. a. durch Anwendung der historischen Perspektive auf sich selbst, gelingen kann. Golo Mann hat darauf verwiesen, dass die theoretische Metaebene per se nicht ausgeblendet werden kann: „Jeder Historiker ist, ob er es weiß oder nicht, auch ein Geschichtsphilosoph, wenn er nämlich ein Mann von Geist ist und seinen Geist gebraucht. Jeder Historiker stößt mitunter auf eigentlich geschichtsphilosophische Fragen.“²³¹ Die grundsätzlichsste Frage lautet dabei: „Können wir überhaupt eine Geschichte schreiben, die politisch nützlich ist und dennoch keine wesentlichen Verzerrungen und Voreingenommenheiten aufweist?“²³²

Um hier eine Antwort zu finden, bedarf es einer kritischen Betrachtung der Besonderheiten des Faches. Die fundamentalen Unterschiede gegenüber den Naturwissenschaften sind dabei evident; so „muß auch im Bereich der nichtexakten Wissenschaften wie der Geschichtswissenschaft erwartet werden können, daß weniger rationale als im weitesten Sinne irrationale Faktoren wesentliche Bedeutung haben, wenn es um Annahme oder Zurückweisung von methodischen Konstrukten und empirischen Erkenntnissen geht. Denn hier ist das Wissen ja viel weniger systematisch, bauen neue Erkenntnisse viel weniger unmittelbar auf vorhergehenden auf, sind ihre annähernd objektive Falsifikation und die Prüfung vorgefaßter Methoden- und Deutungskonzepte nur auf dem Niveau relativer Plausibilität möglich.“²³³ Sich dies offen einzugestehen, stellt einen markanten Fortschritt gegenüber dem Selbstverständnis des Faches, wie es sich im 19. Jahrhundert herausgebildet hatte, dar.

Galt die Geschichtsschreibung im Deutschen Kaiserreich noch als Leitwissenschaft, so befindet sie sich inzwischen längst mit anderen, alten und neuen, Disziplinen in einem harten Kampf um Aufmerksamkeit, Deutungshoheit und Ressourcenverteilung. Sich Gedanken über die „gesellschaftliche Relevanz“ der Geschichtswissenschaft, vor allem über die Vermittlung zwischen der Sphäre der akademischen Experten und der politischen Öffentlichkeit, zu machen, scheint gerade in einer immer unübersichtlicheren, ausgesprochen schnelllebigen Zeit zwingend notwendig (wobei schon Mitte der 1970er Jahre von der „immer wieder beklagte[n] Krise der Geschichtswissenschaft“²³⁴ gesprochen wurde). Der in diesem Zusammenhang gern vorgebrachte Einwand, dass derjenige, der seine „Bedeutung“ meint nachweisen zu müssen, diese schon verloren habe, ist nicht ganz falsch,

²³¹ Golo MANN, Die Grundprobleme der Geschichtsphilosophie von Plato bis Hegel, in: Leonhard REINISCH (Hrsg.), Der Sinn der Geschichte, München 1961, S. 11-30, hier: S. 14.

²³² EVANS, Fakten und Fiktionen, S. 9.

²³³ Wolfgang WEBER, Priester der Klio. Historisch-sozialwissenschaftliche Studien zur Herkunft und Karriere deutscher Historiker und zur Geschichte der Geschichtswissenschaft 1800-1970, Frankfurt am Main – Bern – New York 1984, S. 19.

²³⁴ Imanuel GEISS, Der Ort der Geschichtswissenschaft in der Gesellschaft oder Die Funktion des Historikers, in: JÄCKEL/WEYMAR (Hrsg.), Die Funktion der Geschichte, S. 192-207, hier: S. 192. Nahezu zeitgleich stellte diese Diagnose auch Wolfgang J. Mommsen (vgl. Die Geschichtswissenschaft in der modernen Industriegesellschaft, in: VfZ 22 (1974), S. 1-17, hier: S. 2).

kann aber nicht das Ende der Diskussion bedeuten. Deshalb sollen hier einige Gedanken renommierter Historiker angeführt werden, deren intellektuelle Autorität auf einer beeindruckenden wissenschaftlichen Lebensleistung beruht.

Zunächst soll erst einmal auf die Grenzen des Faches hingewiesen werden, die Thomas Nipperdey überzeugend „definiert“ hat.²³⁵ Aus einer ganz anderen Richtung kommend, vertritt Hans-Ulrich Wehler die Ansicht: „Geschichte kann nicht als Handlungs- und Herrschaftswissen dienen. Sie vermag nur als Orientierungswissen behilflich zu sein, das den Problemen historische Tiefenschärfe gibt. Zur Realitätsnähe anzuhalten, dazu ist allerdings die genaue Kenntnis der Geschichte unübertrefflich geeignet.“²³⁶ Mit diesen Positionen vereinbar, aber noch konkreter ist der Standpunkt von Wolfgang J. Mommsen:

„Geschichte als Denkform ist nicht dazu da, extreme Positionen aus dem Spektrum der Meinungen herauszufiltern und die verschiedenen vorhandenen Meinungen und Positionen auf das Mittelmaß einer Vernunft oder gar einer liberal-demokratischen Politik herauszufiltern“; sondern: „Sie kann nur auf ein größeres Maß der Rationalisierung der Positionen der jeweiligen politischen Gruppen – im Lichte der von diesen selbst jeweils vorgegebenen politischen Werte – hinwirken. Das führt keineswegs notwendig und nicht immer zu einer Mäßigung der jeweiligen Haltung. Prinzipiell kann geschichtliches Denken ebenso revolutionierende wie konservierende Folgen haben. Wohl aber kann es zwischen widerstreitenden gesellschaftlichen und politischen Gruppen den Weg gewaltloser Auseinandersetzung und pragmatischer Kompromisse bahnen helfen, und zwar indem es die Voraussetzungen für ein Maximum an Kommunikation über die Grenzpfähle der jeweiligen ideologischen Positionen hinweg verbessert oder gar erst hervorbringt.“²³⁷

Unter wechselnden Voraussetzungen und „Bündniskonstellationen“ hat die Geschichtswissenschaft dabei weiterhin einen Kampf um gesellschaftliche Anerkennung und – nicht zu vergessen – die Verteilung von knappen Mitteln zu führen. Bereits 1973 hatte der Verband der Historiker Deutschlands konstatiert: „Unverkennbar ist heute die Tendenz zu einer Zurückdrängung der Geschichte an Schulen und Hochschulen.“²³⁸ Kenner der Verhältnisse werden sich auf diese inzwischen selbst „historische“ Aussage ihren eigenen Reim machen. Unter den veränderten Bedingungen einer mo-

²³⁵ Nipperdey schrieb dazu: „Was die Gesellschaft [...] von der Geschichte erwarten kann, [...] ist nicht der pragmatische Nutzen der Parteinahme, der Aussage über das Richtige. Wenn die Geschichte frei ist davon, gesellschaftlichen Zwecken direkt dienen zu müssen, kann sie ihre eigentliche Aufgabe, die Verfolgung der unverzerrten Wahrheit über die Vergangenheit erfüllen. Gerade aber damit dient sie der Gesellschaft. Sie belehrt sie nämlich wirklich über die Gründe, warum die Gegenwart so geworden ist, wie sie ist, und darüber, was die voraussichtlichen Folgen unserer Handlungen sein werden., welche Werte miteinander verträglich sind, wie das Verhältnis der Werte zu den Mitteln ist, was eine Nation ist, was es mit der Identität und der Identitätskrise, der Stabilität und der Stabilitätskrise unserer Gesellschaft auf sich hat und zuletzt mit der Endlichkeit des Menschen.“ (Thomas NIPPERDEY, Kann Geschichte objektiv sein?, in: GWU 30 (1979), S. 329-342, hier: S. 342).

²³⁶ Hans-Ulrich WEHLER, Zur Situation der Geisteswissenschaften, in: Ders., Umbruch und Kontinuität, S. 289-300, hier: S. 297.

²³⁷ W. MOMMSEN, Relevanz historischer Aussagen, in: JÄCKEL/WEYMAR (Hrsg.), Die Funktion der Geschichte, S. 208-224, hier: S. 223f.

²³⁸ Erklärung des Verbandes der Historiker Deutschlands: Gesellschaftliche Aufgaben der Geschichtswissenschaft in der Gegenwart, in: GWU 24 (1973), S. 354-356, hier: S. 354.

deren Mediengesellschaft wird jedenfalls der Legitimationsdruck auf alle Mitspieler beim Ringen um öffentliche Aufmerksamkeit nicht geringer werden. Angesichts der weitgehenden Abhängigkeit von staatlicher Alimentierung bietet der Rückzug in den Elfenbeinturm für das Fach ohnehin keine aussichtsreiche Perspektive; eine Abschottung von der Gesellschaft ist weder wünschenswert noch überhaupt möglich: „Die wissenschaftliche Rationalität des Erklärens und des Verstehens ist nicht auf die Kommunikation zwischen den Wissenschaftlern beschränkt. Sie erstreckt sich – zumindest tendenziell – *auf alle Individuen*, die mit der Wissenschaft in Berührung kommen. Unter diesem Anspruch sind szientifische und politische Öffentlichkeit aufeinander bezogen. Beide bewegen sich im Medium des Begründens, und beide haben [...] sowohl historisch wie auch systematisch viel miteinander zu tun.“²³⁹

Das „Phänomen der relativen Geschichtsfremdheit der modernen, technologisch hochentwickelten und politisch-gesellschaftlich äußerst komplexen industriellen Gesellschaften“²⁴⁰ muss in Rechnung stellen, wer Anspruch auf Ernsthaftigkeit erhebt - in Zeiten von Globalisierung und Internet eher stärker als noch vor wenigen Jahrzehnten. Dabei nützt es auch nicht viel, sich darauf zu berufen, dass der Wissenschaftsrat Anfang 2006 in seinen „Empfehlungen zur Entwicklung und Förderung der Geisteswissenschaften in Deutschland“ forderte, die wissenschaftliche Forschung dürfe nicht „an ihrer unmittelbaren gesellschaftlichen Relevanz“²⁴¹ gemessen werden, es gehe nur um die wissenschaftliche Qualität (der dabei zugleich ein gutes Zeugnis ausgestellt wurde). So häufig die Gewichtsverlagerung von den Geistes- zu den Naturwissenschaften von den nachteilig Betroffenen beklagt wird, so selten sind selbstkritische Analysen, die sich mit der Frage auseinandersetzen,

„welche von den Terrainverlusten und wie viele Grade auf der nach unten offenen Skala der Bedeutungslosigkeit die Geistes- und Kulturwissenschaften sich selbst zuzuschreiben haben. Haben wir nicht einen Strukturwandel der Öffentlichkeit zur Kenntnis zu nehmen, der durch einen Mangel staatsbürgerlich motivierter Analyse und einen infektiösen Überfluss von inhaltsfreiem Geblubber (Reform, Innovation, Cluster, Exzellenz, Hochtechnologie etc.) charakterisiert ist? [...] Die Agonie der Geisteswissenschaften ist hausgemacht, und wenn man ihre Vertreter klagen hört, weiß man auch, warum. Die Rhetorik der Larmoyanz und die Methodik der Schuldzuweisung verraten, dass man sich selbst nicht als Teil einer sich verändernden Landschaft von Aufgaben und Prioritäten versteht, sondern das eigene Wissenschaftsparadigma als museal, also erhaltenswert an sich begreift. [...] Der Wunsch, die Gesellschaft möge doch, bitte sehr, die Bedeutung der Geisteswissenschaften anerkennen, muss unerfüllt bleiben. Wenn man erklären muss, warum man wichtig ist, ist man es nicht. Und man ist es deswegen nicht, weil eine Bedeutung, die man sich selbst nicht zuschreibt, nicht von außen zugewiesen werden kann.“²⁴²

²³⁹ Volker GERHARDT, Die Einheit des Wissens, in: APZ H. 46/2007, S. 6-14, hier: S. 7.

²⁴⁰ W. MOMMSEN, Die Geschichtswissenschaft in der modernen Industriegesellschaft, in: VfZ 22 (1974), S. 1-17, hier: S. 3.

²⁴¹ Zitat in Christine Burtscheidt, Forschung hui, Lehre pfui. Die Geisteswissenschaften sind erfolgreich – doch sie werden erdrückt von Überlast und Finanznot. (*Süddeutsche Zeitung*, Nr. 24 vom 30.1.2006).

Diese Kritik, verbunden mit dem Appell zum Umdenken, spitzte Harald Welzer einige Zeit später noch zu:

„In den Nischen ihrer Spezialisierung haben viele Geistes- und Kulturwissenschaftler verlernt, die wichtigen von den unwichtigen Dingen zu unterscheiden, wofür sie konsequenterweise mit Desinteresse abgestraft werden. [...] und es ist höchste Zeit, dass diese Wissenschaften so modernisiert werden, dass sie aus der Welt der Diskurse und Systeme zurück zu den Strategien finden, mit denen soziale Wesen versuchen, ihr Dasein zu bewältigen. [...] Die Frage nach der Verantwortung der Geistes- und Kulturwissenschaften stellt sich neu und dringend gerade unter den Bedingungen eines weltumspannenden ökologischen Wandels und einer globalisierten Klassengesellschaft, in der weder eine Umwelt- noch eine Sozial- noch eine Sicherheitspolitik zukunftsfähig sein kann, die nationalstaatlich gedacht wird. Insofern wird das neue Rollenverständnis der Geistes- und Kulturwissenschaften sich auch zumuten müssen, wieder politischer zu sein.“²⁴³

Bei aller (finanziellen) Abhängigkeit von „der“ Politik: Der Ball liegt im Feld der Geisteswissenschaften; ihn aufzunehmen, ist längst überfällig.²⁴⁴ Mit diesen Anmerkungen zur Wechselwirkung zwischen Politik und Geschichtswissenschaft ergibt sich schon der Übergang zu einer anderen Ebene, nämlich zur Geschichtstheorie, zur Reflexion des Faches über sich und seine eigene Entwicklung. Da der Erste Weltkrieg wie wenige andere Ereignisse Deutungen und Kontroversen hervorbrachte, die direkt in den (tages-)politischen Bereich hineinwirkten, ja zeitweise das Selbstverständnis der deutschen Nation maßgeblich bestimmten, sind hier nähere Ausführungen nötig.

Heute, zu Beginn des 21. Jahrhunderts, wird „nur“ noch von engstirnigen Dogmatikern (und religiös und/oder politisch motivierten Fanatikern) bestritten, dass es „ohne Gewaltsamkeit und selektive Willkür auch nicht möglich [ist], die Vielfalt der Wirklichkeitsformationen in einer Gesamtschau zu ordnen, wie es die Philosophien und Theorien der Geschichte früher immer wieder versucht haben. Die Zeit der großen historischen Weltformeln ist vorbei.“²⁴⁵ Ähnlich unstrittig dürfte inzwischen sein, dass weder die Beschwörung von Hegels metaphysischem „Weltgeist“, noch die Reanimation eines vulgärmarxistischen Determinismus, ja überhaupt jede teleologische Weltsicht durch empirische Befunde nicht abgestützt werden kann und in den Bereich der vorwissenschaftlichen Aussagen gerückt werden muss.

²⁴² Harald Welzer, Wozu Geisteswissenschaften? Die Kavallerie kommt nicht. (*Süddeutsche Zeitung* Nr. 60 vom 12.3.2004).

²⁴³ Harald WELZER, Die Verkürzung mentaler Bremswege als Aufgabe der Geisteswissenschaften, in: APZ H. 46/2007, S. 3-6, hier: S. 4 u. 6.

²⁴⁴ Erfrischend zum Thema: Albrecht KOSCHORKE, Über die angebliche Krise der Geisteswissenschaften, in: APZ H. 42/2007, S. 21-25.

²⁴⁵ Peter SCHULZ-HAGELEIT, Die historischen Tatsachen und ihre Bedeutung. Plädoyer für die interdisziplinäre „Geschichtsanalyse“, in: Bedrich LOEWENSTEIN (Hrsg.), *Geschichte und Psychologie. Annäherungsversuche*, Pfaffenweiler 1992, S. 75-97, hier: S. 75.

Das ist vor allem die Konsequenz der Katastrophen und Umbrüche des 20. Jahrhunderts; diese untergruben und zerstörten lange Zeit stabile Deutungen, die sich in der Geschichtsschreibung der Metanarrative bedienten.²⁴⁶ Im akademischen Bereich blieb lange Zeit die preußisch-deutsche Nationalgeschichte mit ihrer affirmativen Fixierung auf das Bismarckreich, zu deren selbst gestellten Aufgaben auch die metaphysische „Sinnstiftung“ gehörte, nahezu konkurrenzlos.²⁴⁷ Gerhard Ritter (Jahrgang 1888), der zur „Frontkämpfergeneration unter den Historikern [gehörte], für die ihre aktiven soldatischen Erfahrungen von zentraler Bedeutung für ihr wissenschaftliches Werk geworden“²⁴⁸ war, wurde einer der einflussreichsten Vertreter dieser Richtung. Er blickte 1949, bei seinem Versuch einer Neupositionierung und –orientierung der deutschen Geschichtswissenschaft auf dem Münchner Historikertag, nicht von ungefähr auch auf das Kriegsende von 1918 zurück: „Damals war zunächst alles wie betäubt vom Schlag der unerwarteten Niederlage und des unerwarteten Zusammenbruchs unserer konstitutionellen Monarchie [...] Aber dann begann die Wiederaufrichtung des erschütterten nationalen Selbstbewußtseins, und wenn die Historiker dabei mithalfen, so wiederholten sie nur in anderer Form ihre traditionelle Rolle als Herolde deutscher Einheit und Macht.“²⁴⁹ Die Katastrophe des Nationalsozialismus, auf die Ritter nur oberflächlich einging, wirkte auf diese Sicht verstörend, aber nicht wirklich umstürzend. „Wir deutschen Historiker werden gewiß viel zu tun haben“, so Ritter weiter, „um unsere deutsche Geschichte vor ungerechter Verunglimpfung zu schützen, und unsere wenigen, wahrhaft großen Staatsmänner, wie Friedrich der Große und Bismarck werden dabei keine geringe Rolle spielen. [...] Versäumen wir nicht eine nüchtern-verantwortliche Kritik an uns selbst! Wenn man uns heute vorwirft, wir hätten als politische Berater der Nation versagt, so können wir wohl erwidern, es habe uns niemand um unseren Rat gefragt, und wir hätten uns auch nicht frei äußern können.“²⁵⁰

Mit kritischen Nachfragen aus den eigenen Reihen mussten derartige apologetische Äußerungen vorerst nicht rechnen; die kaum fassbaren Verbrechen, die die Deutschen während des Dritten Rei-

²⁴⁶ Konstitutiv für diese Metanarrative ist: „Sie verfolgen langfristige, übergeordnete Entwicklungslinien; sie reduzieren komplexe Zusammenhänge auf ein einfaches Grundmuster; sie bieten eine dramatische Darstellung in Form einer leicht erzählbaren Geschichte; sie transportieren eine ideologische Botschaft mit konkreten Handlungsanweisungen; sie schlagen eine Brücke zwischen wissenschaftlichen Forschungen und allgemeingesellschaftlichen Geschichtsbildern; und sie dienen durch emotionale Appelle schließlich der kollektiven Identitätsbildung.“ (Konrad H. JARAUSCH, *Die Krise der nationalen Meistererzählungen. Ein Plädoyer für plurale, interdependente Narrative*, in: Ders./Martin SABROW (Hrsg.), *Die historische Meistererzählung. Deutungslinien der deutschen Nationalgeschichte nach 1945*, Göttingen 2002, S. 140-162, hier: S. 142).

²⁴⁷ Hier ist, wenn nicht anders vermerkt, nur von der Forschung in Deutschland die Rede; auf die konstruktiven und unverzichtbaren Beiträge, die etwa die britische und amerikanische Historiographie zur deutschen Geschichte des 2. Reiches geleistet haben, und die dahinter stehenden methodischen Ansätze kann hier nur am Rande eingegangen werden.

²⁴⁸ Christoph CORNELISSEN, *Politische Historiker und politische Kultur. Die Schriften und Reden von Georg v. Below, Hermann Oncken und Gerhard Ritter im Ersten Weltkrieg*, in: Wolfgang J. MOMMSEN (Hrsg.), *Kultur und Krieg: Die Rolle der Intellektuellen, Künstler und Schriftsteller im Ersten Weltkrieg*, München 1996, S. 119-142, hier: S. 122.

²⁴⁹ Gerhard RITTER, *Gegenwärtige Lage und Zukunftsaufgaben deutscher Geschichtswissenschaft. Eröffnungsvortrag des 20. Deutschen Historikertages in München am 12. September 1949*, in: *HZ* 170 (1950), S. 1-22, hier: S. 16.

²⁵⁰ Ebd., S. 20.

ches begangen hatten, wurden von den maßgeblichen Zunftvertretern allgemein den „politischen Ereignissen (sic!) der letzten Jahrzehnte“²⁵¹ zugeschlagen; kein Wort angemessenen Entsetzens oder Bedauerns angesichts des vorangegangenen Zivilisationsbruchs begleitete die Reorganisation der Geschichtswissenschaft im Nachkriegsdeutschland. Bis zur Aufarbeitung der Rolle der Historiker im Nationalsozialismus und der Kontinuitäten, die noch weit in die Bundesrepublik hineinreichten, sollte noch viel Zeit vergehen (sie setzte eigentlich erst in den 1990er Jahren ein).²⁵² Hans Mommsen hat zu Recht festgestellt, dass das Jahr 1945 für die Geschichtswissenschaft „keineswegs eine so tiefgreifende Zäsur [darstellte], wie das von den Historikern damals empfunden wurde“²⁵³. Ritter sollte allerdings noch erleben, dass die konservativ-nationalstaatsfixierte Weltsicht (die von der deutschen Unschuld am Kriegsausbruch von 1914 felsenfest überzeugt war²⁵⁴) von verschiedenen Seiten mit Erfolg infrage gestellt wurde.

Zum einen etablierte sich in der DDR als Gegenpol eine dogmatisch am historischen Materialismus orientierte, staatlich durchreglementierte Geschichtswissenschaft; in der Bundesrepublik selbst machte sich zum anderen bald der Einfluss verschiedener neuer Strömungen aus dem westlichen Ausland bemerkbar. Seit den 1960er Jahren trat hier ein strukturgeschichtlicher Ansatz in den Vordergrund – als neue „nationale Meistererzählung“ –, der sich hauptsächlich mit dem Problem der Modernisierung im Zeitalter der Industrialisierung beschäftigte und auf die Theorie des (nun negativ verstandenen) „deutschen Sonderweges“ zurückgriff. Der unbestreitbare Prozess der ökonomischen und kulturellen Modernisierung des Okzidents seit der frühen Neuzeit hatte zuvor schon eine Vielzahl von theoretischen Erklärungen hervorgebracht, von Karl Marx über Max Weber bis zu den neueren Vertretern von Nationalökonomie, Kulturanthropologie und anderen Fächern.²⁵⁵ Nun ging es um die Erklärung der Besonderheiten der deutschen (Fehl-)Entwicklung vor dem Hintergrund der (vermeintlich) „normalen“ Entwicklung in anderen Ländern (v. a. in Frankreich und Großbritannien).

Bei allen hier feststellbaren Unterschieden ist gleichwohl evident, dass gerade die epochalen Veränderungen am Ende des 20. Jahrhunderts eine konvergente Entwicklung der europäischen Staaten

²⁵¹ W. SCHULZE, Deutsche Geschichtswissenschaft nach 1945, Zitat: S. 174.

²⁵² Zu diesem hochinteressanten Themenkomplex siehe einleitend HOHLS/JARAUSCH (Hrsg.), *Versäumte Fragen*; Karen SCHÖNWALDER, *Historiker und Politik. Geschichtswissenschaft im Nationalsozialismus*, Frankfurt/Main – New York 1992; Winfried SCHULZE/Otto Gerhardt OEXLE (Hrsg.), *Deutsche Historiker im Nationalsozialismus*, Frankfurt am Main 2000 und W. SCHULZE, *Deutsche Geschichtswissenschaft nach 1945*, S. 31-76 u. passim.

²⁵³ Ebd., Zitat: S. 20.

²⁵⁴ Vgl. G. RITTER, *Gegenwärtige Lage und Zukunftsaufgaben deutscher Geschichtswissenschaft*, in: HZ 170 (1950), S. 1-22, hier: S. 16.

²⁵⁵ Vgl. Hans-Ulrich WEHLER, *Modernisierung und Modernisierungstheorien*, in: Ders., *Umbruch und Kontinuität*, S. 214-250 und ders., *Modernisierungstheorie und Geschichte*, in: Ders., *Die Gegenwart als Geschichte*, S. 13-59.

(mit der gravierenden Ausnahme Rußlands und einiger seiner Satelliten) hervorgebracht haben, die die parlamentarische Demokratie – bei allen Abweichungen in der jeweiligen Ausgestaltung – zu dem Modell werden ließ, in dem sich industrialisierte Nationalstaaten nicht nur am effektivsten organisieren lassen, sondern das auch die Einigung des Kontinents auf friedlicher Basis als einziges herbeizuführen vermag. Die Frage nach den strukturellen Ursachen dafür, dass Deutschland (das in das 20. Jahrhundert an der Spitze der ökonomischen und wissenschaftlichen Entwicklung eingetreten war) nicht aus eigener Kraft in der Lage war, eine demokratische Staatsform dauerhaft zu etablieren, sondern stattdessen den Nationalsozialismus und seine singulären Verbrechen hervorbrachte, soll bei der folgenden Untersuchung im Hintergrund stets präsent bleiben. Trotz aller inzwischen vorgebrachten Kritik wird die daraus entstandene Theorie des deutschen „Sonderweges“ hier als wertvolles heuristisches Instrument betrachtet.²⁵⁶ Die von Hans-Ulrich Wehler hierfür angeführten Argumente haben an Überzeugungskraft bislang nichts eingebüßt (auch wenn sich gute Gründe dafür anführen lassen, die „Sonderwegsthese“ nicht zu hoch zu hängen, sich „endlich von dem Leitbild eines einheitlichen Metanarrativs [zu] verabschieden und deutsche Geschichte eher als Geschichten der Deutschen im doppelten Plural [zu] verstehen“²⁵⁷).

Ausgangs- und Zielpunkt der Debatte um den „Sonderweg“ ist dabei die Frage: „Warum hat Deutschland als einziges westliches Industrie- und Kulturland einen Radikalfaschismus mit seinen mörderischen Konsequenzen des Genozids und Vernichtungskrieges hervorgebracht?“²⁵⁸ Bei der Suche nach Antworten bietet die Sonderwegsthese nach wie vor unersetzliche analytische Hilfestellung: „Noch immer bewährt sich die modernisierungstheoretische Denkfigur von einem explosiven Spannungsverhältnis zwischen traditionalem Erbe und mächtigen sozialökonomischen und politischen Antriebskräften. So sehr manche Vorstellung von deutschen ‚Eigentümlichkeiten‘ inzwischen in Frage gestellt worden ist, bleibt doch ein Geflecht von sozialstrukturellen und vor allem

²⁵⁶ Zur Debatte um den deutschen „Sonderweg“ siehe einleitend Bernd FAULENBACH, „Deutscher Sonderweg“. Zur Geschichte und Problematik einer zentralen Kategorie des deutschen geschichtlichen Bewußtseins, in: APZ, H. 33/1981, S. 3-21; ders., Die Frage nach den Spezifika der deutschen Entwicklung. Zu neueren Interpretationen des 19. Jahrhunderts, in: MICHALKA (Hrsg.), Die Deutsche Frage in der Weltpolitik, S. 69-82; Helga GREBING, Der „deutsche Sonderweg“ in Europa 1806-1945. Eine Kritik, Stuttgart 1986; Dieter GROH, Der „Sonderweg“ der deutschen Geschichte zwischen 1848 und 1945: Mythos oder Realität?, in: Ders., Emanzipation und Integration, S. 171-202; Jürgen KOCKA, Deutsche Geschichte vor Hitler. Zur Diskussion über den „deutschen Sonderweg“, in: Ders., Geschichte und Aufklärung. Aufsätze, Göttingen 1989, S. 101-113; Helmut WALSER SMITH, Jenseits der Sonderweg-Debatte, in: MÜLLER/TORP (Hrsg.), Das Deutsche Kaiserreich in der Kontroverse, S. 31-50; Hans-Ulrich WEHLER, „Deutscher Sonderweg“ oder allgemeine Probleme des westlichen Kapitalismus?, in: Ders., Politik in der Geschichte. Essays, München 1998, S. 78-92; ders., Raus aus der Sackgasse des „deutschen Sonderwegs“?, in: Ders., Die Gegenwart als Geschichte, S. 181-185; ders., Das Ende des deutschen „Sonderwegs“, in: Ders., Umbruch und Kontinuität, S. 84-89; ders., Der deutsche „Sonderweg“, in: Ders., Konflikte zu Beginn des 21. Jahrhunderts, S. 112-116; Thomas WELSKOPP, Identität *ex negativo*. Der „deutsche Sonderweg“ als Metaerzählung in der bundesdeutschen Geschichtswissenschaft der siebziger und achtziger Jahre, in: JARAUSCH/SABROW (Hrsg.), Die historische Meistererzählung, S. 109-139 und WIRSCHING, Deutsche Geschichte im 20. Jahrhundert, S. 7-23.

²⁵⁷ JARAUSCH, Die Krise der nationalen Meistererzählungen, in: Ders./SABROW (Hrsg.), Die historische Meistererzählung, S. 140-162, hier: S. 159.

²⁵⁸ WEHLER, Der deutsche „Sonderweg“, in: Ders., Konflikte zu Beginn des 21. Jahrhunderts, S. 112-116, hier: S. 112.

politischen Sonderbedingungen bestehen, die ihre dramatische Wirkung erst seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entfaltet haben.²⁵⁹ Die Kernelemente des deutschen Sonderweges bilden die verspätete Nationalstaatsbildung durch eine autoritär-bürokratische Militärmonarchie sowie das ausgeprägte Spannungsverhältnis zwischen ökonomisch-technischer Modernität und politisch-sozialer Rückständigkeit. Heinrich August Winkler brachte das Problem jüngst auf die Formel: „In gewisser Weise ist alle Geschichte eine Geschichte von Sonderwegen, aber einige sind offenbar noch besonderer als die anderen. Bemerkenswert an der deutschen Geschichte ist, dass Deutschland die Entwicklung des Westens über viele Jahrhunderte nicht nur mitgemacht, sondern entscheidend geprägt hat, von den vormodernen Formen der Gewaltenteilung im Mittelalter – der Trennung von geistlicher und weltlicher sowie von fürstlicher und ständischer Gewalt – über die Reformation bis hin zur Aufklärung. Dann aber verweigerte sich Deutschland den politischen Konsequenzen der Aufklärung, und das ist das Spezifische des deutschen Weges.“²⁶⁰

Der Kern der Sonderwegstheorie, d. h. der komparative Ansatz, der die Unterschiede zwischen Deutschland und den westlichen Industrieländern betont, bietet sich für eine Erweiterung an, nämlich den Vergleich zwischen Preußen (und/oder dem Reich) und Bayern. Trotz durchaus berechtigter Einwände soll hier deshalb am Interpretationsmodell „deutscher Sonderweg“ festgehalten werden, nicht zuletzt weil sich nur vor dieser Folie der bayerische „Sonderweg im Sonderweg“ (Karl Heinrich Pohl) verstehen und bewerten lässt. Schließlich: Auch in Bezug auf die (sozialistische) Arbeiterbewegung kann von einem deutschen Sonderweg gesprochen werden. Dies liegt daran,

„daß sich die besondere Entwicklung der deutschen Arbeiterbewegung, die in den Jahren nach der Jahrhundertwende in einer Diskrepanz ohnegleichen zwischen organisatorischer Macht und politischer Ohnmacht gipfelte, nicht oder doch nicht in erster Linie aus wirtschaftlichen und sozialen Besonderheiten erklärte. Der Sonderweg der deutschen Arbeiterbewegung [...] war ein Reflex des deutschen Sonderweges schlechthin, und er bestärkte diesen. Das reform- und zukunftsunfähige Verfassungsgebilde ‚Konstitutionalismus‘, jene halbherzige, rechthaberische Anpassung des Gottesgnadentums an die Moderne, brachte eine Arbeiterbewegung hervor, die nicht anders konnte als revolutionär zu sein, die aber doch zugleich den Reformismus in sich nährte, ohne sich seinen Einsichten beugen zu dürfen.“²⁶¹

Diese Gedanken von Klaus Tenfelde sind genauerer Überlegung wert, gerade im Hinblick auf die Entwicklung im Ersten Weltkrieg. Selbst ein dezidierter Gegner der Sonderwegsthese wie Thomas Nipperdey – zudem unverdächtig, Adept einer einseitig sozialwissenschaftlich argumentierenden

²⁵⁹ Ebd., S. 114.

²⁶⁰ So Winkler in einem Interview mit Christian Staas und Volker Ullrich. (*ZEITGeschichte* 3/2010, S. 25f.).

²⁶¹ Klaus TENFELDE, Geschichte der deutschen Arbeiter und der Arbeiterbewegung – ein Sonderweg, in: Der Aquädukt. Ein Almanach aus dem Verlag C. H. Beck im 225. Jahr seines Bestehens, München 1988, S. 469-483, hier: S. 480f.

Schule zu sein – gesteht am Ende seiner Analyse des Kaiserreiches zu: „bei der überwiegenden Ähnlichkeit der deutschen mit den `westlichen` Gesellschaften bleibt die `Diskrepanz` ein Schlüsselbegriff aller Interpretation. Und die Frage nach den Bedingungen für den Aufstieg Adolf Hitlers führt bekanntlich nicht in die Widersprüche des Kapitalismus, sondern in die Überhänge der Macht von vorindustriellen Traditionseliten und Traditionsmentalitäten in Deutschland und von Modernisierungsängsten, die aus dem Fehlen bürgerlicher Liberalität stammen.“ Nipperdeys Schlussfolgerung für die Historiographie lautet dann: „Die Frage ist, warum die vorindustriellen Eliten so stark waren, warum die bürgerlich-industriellen Eliten politisch schwach waren oder gar auf jenen Umbau [des politischen Systems; B. A.] Verzicht leisteten.“²⁶²

Eben diese Fragestellung soll hier modifiziert bzw. erweitert werden: Warum gelang es der einzigen parteipolitisch organisierten Verfechterin demokratischer Verfassungsvorstellungen im Kaiserreich, der Sozialdemokratie, nicht, den Kernbestand ihrer verfassungspolitischen Programmatik – der über die Ziele der „bürgerlichen“ Revolution von 1848 nur wenig hinausreichte – durchzusetzen und damit den Anschluss Deutschlands an die westeuropäische Entwicklung herzustellen? Genauer gefragt: Welche Strategien entwickelte die Sozialdemokratie in der Ausnahme- und Extremsituation des Weltkrieges um entweder ihre soziale und politische Ausgrenzung zu überwinden, die Integration in das bestehende politische System zu erreichen und dieses damit indirekt, aber nachhaltig zu verändern – oder eben dieses System auf „revolutionärem“ Wege umzustürzen? In letzter Konsequenz: Wie stellte sie sich zur Machtfrage in einem halbkonstitutionellen Klassenstaat, der ab 1916 allmählich zur Militärdiktatur mutierte? Schließlich gilt es Erklärungen zu finden für „das offensichtliche Unvermögen der deutschen Sozialdemokratie, den zur Katastrophe treibenden Kurs der politischen und militärischen Führung des Reichs zu beeinflussen“²⁶³. Diesen Leitfragen haben sich die übrigen Überlegungen unterzuordnen.

Zunächst sollen noch einige Anmerkungen zur „Theorie“ folgen. „Es zeigt sich immer wieder, dass in der Geschichtswissenschaft der Bezug auf theoriegeleitete Erklärungsmodelle, gar auf wissenschaftstheoretische Reflexionen eher nachrangige Bedeutung besitzt, zuweilen geradezu zufällig erscheint. Die Lässigkeit der Historiker in Fragen der Theorie stützt sich auf einen fachspezifischen Empirismus, der immer wieder darauf setzt, induktiv die eigenen leitenden Begriffe und Erklärungsmodelle zu entwickeln.“²⁶⁴ Mit dieser Feststellung von Lutz Raphael ist bereits der entscheidende Punkt angesprochen: Erörterungen über die Theorie des Faches haben in der Geschichtswis-

²⁶² Thomas NIPPERDEY, *Deutsche Geschichte 1866-1918. Band 2. Machtstaat vor der Demokratie*, München 1992, S. 902f.

²⁶³ MILLER, *Burgfrieden und Klassenkampf*, S. 179.

²⁶⁴ RAPHAEL, *Geschichtswissenschaft im Zeitalter der Extreme*, S. 16.

senschaft gegenüber der „eigentlichen“ Forschung eine dienende Funktion einzunehmen – was sie keineswegs überflüssig macht.

Auch beim Willen, übertriebene Theorielastigkeit einerseits, die Verwendung ausgesprochen abstrakter Theoreme und Termini (wie sie von der Soziologie phasenweise auf die Geschichtswissenschaft übergegriffen haben²⁶⁵) andererseits zu vermeiden, kommt die Beschäftigung mit einem historischen Gegenstand nicht ganz ohne eine Reflexion über das Selbstverständnis ihres Vorgehens aus; es sei denn, sie betrachtete sich a priori als Selbstzweck oder als Zweig der Literatur, der sich keinen wissenschaftlichen Kriterien unterzuordnen hat. Die Vorstellung von einer „Sinnhaftigkeit“ (und „Zielgerichtetheit“) des historischen Prozesses, von der Leopold von Ranke und seine Epigonen im 19. Jahrhundert noch ausgehen zu können glaubten, kann spätestens seit den Verbrechen der totalitären Regime des 20. Jahrhunderts nicht mehr aufrechterhalten werden. Vom Postulat eines für den Historiker erkennbaren „Sinnes“ der Geschichte hatte sich im Übrigen bereits Max Weber verabschiedet, als er erkannte: „Das Schicksal einer Kulturepoche, die vom Baum der Erkenntnis gegessen hat, ist es, wissen zu müssen, daß wir den *Sinn* des Weltgeschehens nicht aus dem noch so vervollkommenen Ergebnis seiner Durchforstung ablesen können, sondern ihn selbst zu schaffen imstande sein müssen . . .“²⁶⁶

Damit hat sich die Geschichtswissenschaft eines Ballasts entledigt, der für den Erkenntnisgewinn letztlich kontraproduktiv war und sie auf die schiefe Bahn der Instrumentalisierung durch undemokratische Regierungen und totalitäre Ideologien geführt hatte; der Alleinvertretungs- und –erklärungsanspruch hatte die Geschichtswissenschaft in die Sackgasse der Metaphysik geführt, die mit heilsgeschichtlichen und pseudoreligiösen Kategorien operiert. Gesicherter Boden lässt sich auch hier wieder durch Bescheidenheit im Anspruch und die Konzentration auf die „Kernkompetenzen“ erreichen: „Der Beitrag der Historiographie kann nicht in der Entwicklung von generellen Aussagen gesetzmäßiger Art oder gar in Form von mittel- oder langfristigen Prognosen hinsichtlich der zukünftigen gesellschaftlichen Entwicklung bestehen.“ Sondern: „Die gesellschaftliche Bedeu-

²⁶⁵ Als kleines Beispiel folgende Passage: „Differenzierung wird im Kontext der Systemtheorie als Anwendung der Systembildung auf sich selbst betrachtet. Demnach gibt es kein starres Schema mehr, dem ein als universal unterstellter Differenzierungstyp zu Grunde liegt. Diese Annahme wird ersetzt durch die Untersuchung verschiedener Formen der Systemdifferenzierung. Von diesen ist sowohl für die historische Erforschung der modernen Gesellschaft als auch für die weitere Rezeption dieses Theorieangebots wohl funktionale Differenzierung die ‚Schlüsselkategorie‘. Deren analytischer Wert steht auch dann außer Frage, wenn man nicht alle oder gar keine der Prämissen und Thesen der Systemtheorie teilt. In diesem Differenzierungsmuster dominieren nicht aufeinander reduzierbare Makrosysteme, die jeweils über einen Mechanismus der selbstreferentiellen Informationsverarbeitung, über einen für ihre Operationen leitenden Code, über Muster der inneren Strukturbildung und über eigene Reflexionstheorien verfügen. In historischer Perspektive kann verfolgt werden, wie sich die Ausdifferenzierung vollzogen hat, wobei eine Offenheit für künftige Systembildungen besteht. Entscheidend ist, dass diese Systeme nicht in eine Hierarchie gebracht oder von einem Zentrum aus gesteuert werden können.“ (Benjamin ZIEMANN, Überlegungen zur Form der Gesellschaftsgeschichte angesichts des „cultural turn“, in: AfS 43 (2002), S. 600-616, hier: S. 605f.).

²⁶⁶ Wolfgang J. MOMMSEN, Die Geschichtswissenschaft jenseits des Historismus, Düsseldorf 1972, Zitat: S. 19.

tung der Geschichtswissenschaft als einer kritischen Sozialwissenschaft liegt darin, dazu beizutragen, daß die jeweils gegenwärtige Gesellschaft sich selbst in Perspektive sieht, vor dem Hintergrund sowohl ihrer eigenen Vergangenheit wie auch ganz andersartiger historischer Kulturen, und sie dazu instand zu setzen, zum Bewußtsein ihres eigenen Seins und ihres eigenen Tuns zu gelangen.²⁶⁷ Der epochale Umbruch von 1989/91 hat die Ansicht untermauert: „Gerade weil die künftigen Zielrichtungen des historischen Prozesses weniger denn je zuverlässig antizipierbar sind, bedarf es in einer Welt, in der die bisherigen herrschenden Ideologien weithin ihre Überzeugungskraft verloren haben, geschichtlicher Orientierung.“²⁶⁸

Unter dem Schlagwort „Posthistoire“ wurde der Verzicht auf Sinnstiftung überspitzt zu der Vorstellung, die Weltgesellschaft sei inzwischen in ein „nachgeschichtliches“ Zeitalter eingetreten.²⁶⁹ Daraus folgte die Frage, ob ein kohärenter theoretischer Rahmen für die Geschichtsschreibung als solche überhaupt noch möglich und sinnvoll ist, selbst wenn er a priori auf teleologische Elemente verzichtet; im Extremfall wurde sogar die Möglichkeit wissenschaftlicher Erkenntnis und historischer Wahrheit an sich bezweifelt. In dem „postmodernen“ Raunen über „Diskurse“ und „Texte“ gerieten die klassischen Aufgaben und Fähigkeiten der Geschichtswissenschaften unter Erklärungsdruck und wurden mitunter auf den Status derjenigen der Literaturwissenschaft reduziert. Gegen den um sich greifenden Relativismus und Nihilismus einer selbstreferentiellen Geisteswissenschaft meldeten sich allerdings auch Gegenstimmen. Richard J. Evans stellte klar: „aus der Tatsache, daß es historische Kontroversen gibt, folgt nicht, daß es keine definitiv ermittelbaren historischen Fakten gibt.“²⁷⁰ Den sich modisch gerierenden Ikonoklasten der Zunft hielt er entgegen: „Wenn Historiker damit anfangen, sich für wichtiger zu halten als die Leute, über die sie schreiben, wenn sie anfangen, sich mehr aufeinander und auf sich selbst zu beziehen als auf die Vergangenheit [...], dann kann dies nur zu aufgeblasener Wichtigtuerei, Solipsismus und Anmaßung führen. Hier ist gewiß eine Rückkehr zur Bescheidenheit des Forschers angebracht.“²⁷¹

Diese gesunde Portion von britischem Pragmatismus immunisiert gegen diverse Verirrungen des Zeitgeistes und verkennt gleichzeitig nicht, dass es den Historikern gut ansteht, ihre bisherigen Konzepte immer wieder zu hinterfragen und Anregungen aus benachbarten Disziplinen dankbar

²⁶⁷ Ebd., S. 29 u. 33.

²⁶⁸ Wolfgang J. MOMMSEN, Die Geschichtswissenschaft am Ende des 20. Jahrhunderts, in: Christoph CORNELISSEN (Hrsg.), *Geschichtswissenschaften. Eine Einführung*, S. 26-38, hier: S. 27.

²⁶⁹ Siehe dazu einführend Lutz NIETHAMMER, *Posthistoire. Ist die Geschichte zu Ende?*, Reinbek bei Hamburg 1989.

²⁷⁰ EVANS, *Fakten und Fiktionen*, S. 93f.

²⁷¹ Ebd., S. 191.

aufzunehmen.²⁷² Bei dem Versuch, im Rückblick auf das „Jahrhundert der Extreme“ für die Geschichtswissenschaft wieder festen Boden unter den Füßen zu gewinnen, kam Georg G. Iggers zu dem Ergebnis:

„Die postmoderne Theorie machte die Komplexitäten des Wissensprozesses, die ideologischen Komponenten in allen Texten und die Widersprüche im Denken jedes Einzelnen (Widersprüche, die die Vorstellung einer integrierten Persönlichkeit in Frage stellen) zum Gegenstand der Diskussion. Sie schoß über ihr Ziel in dem Moment hinaus, als sie nicht nur zeigte, wie schwierig es ist, die Wirklichkeit in all ihren Widersprüchen zu verstehen, sondern radikal verneinte, daß es überhaupt eine Wirklichkeit gebe. Die Geschichtswissenschaft ist durch sie zu größerer Umsicht gezwungen worden. Sie braucht aber nicht ihren Anspruch aufzugeben, daß sie wirkliches Leben, wie perspektivisch auch immer, rekonstruiert.“²⁷³

Die Kritik an der Geschichtsphilosophie der Aufklärung wie am Historismus als solche war und ist demnach keineswegs substanzlos und lähmende Selbstzufriedenheit kann sich das Fach zu Beginn des 21. Jahrhunderts weniger denn je leisten, womit sich erneut die Frage nach den theoretischen und methodischen Grundlagen stellt. Hat das katastrophenreiche 20. Jahrhundert auch nahezu alle moralischen, philosophischen und ideologischen Gewissheiten nachhaltig erschüttert, so bleibt *eine* Konstante davon unberührt: „Die Gegenwart bildet das vorläufige Ende, aus dessen Sicht die historischen Ereignisse geordnet und interpretiert werden. Erst im Rückblick erhalten sie ihren Sinn und ihre spezifisch historische Bedeutung. Wenn Geschichte nun einmal nicht anders geschrieben werden kann, dann verfährt die Historiographie in diesem schwachen Sinn immer `teleologisch`. Die Teleologie steht für den finalen Standpunkt, von dem aus Geschichte rückblickend erzählt wird; sie verleiht der Historie eine narrative Synthesis.“²⁷⁴

Hiermit wird ein Mindestmaß an Geschlossenheit und Zielgerichtetheit des historischen Prozesses zugestanden, das eine schriftliche, d. h. narrative Abhandlung überhaupt erst sinnvoll macht, ohne auf ein universales Welterklärungsmodell zurückgreifen zu müssen und ohne einen historischen Fortschritt auch dort zu postulieren, wo er mit bestem Willen nicht erkennbar ist. Schon der flüchtige Blick auf die politischen Entwicklungen seit dem Umbruch von 1989/1991 lehrt, dass von einem „Ende der Geschichte“ im Übrigen gar keine Rede sein kann, vielmehr, „daß es nicht *die* Ge-

²⁷² Einen plausiblen mittleren Standpunkt vertritt dazu Silvia Serena Tschopp: „Die Neue Kulturgeschichte tut demnach gut daran, sich auf eine gemäßigt konstruktivistische Auffassung zu verständigen, eine Auffassung, die insofern konstruktivistisch ist, als ihr jene erhöhte Sensibilität für die erkenntnistheoretische Problematik historischer Analyse eignet, welche überhaupt erst eine hinreichend differenzierte Erfassung geschichtlicher Tatbestände sichert, und insofern als gemäßigt erscheint, als sie die Möglichkeit einer mittels wissenschaftlicher Hermeneutik bewerkstelligten Annäherung an Wirklichkeit nicht grundsätzlich leugnet.“ (Silvia Serena TSCHOPP, Die Neue Kulturgeschichte – eine (Zwischen-)Bilanz, in: HZ 289 (2009), S. 573-605, hier: S. 601).

²⁷³ Georg G. IGGERS, Geschichtswissenschaft im 20. Jahrhundert. Ein kritischer Überblick im internationalen Zusammenhang, Göttingen 1993, S. 95f.

²⁷⁴ Johannes ROHBECK, Geschichtsphilosophie zur Einführung, Hamburg 2004, S. 152f.

schichte, sondern eine Vielfalt von Geschichten gibt.“²⁷⁵ Auch die Geschichtswissenschaft ist keineswegs an ihr „Ende“ angelangt, sondern – wie ihr Gegenstand – nur als dynamischer Prozess verstehbar. Die nicht zu leugnenden Veränderungen gegenüber der „goldenen“ Epoche des Historismus sollten dabei nicht kurzfristig als Verlust von Deutungshoheit, sondern als Chance für größeren Erkenntnisgewinn begriffen werden. Denn:

„Das Verhältnis des Historikers zum Gegenstand seiner Forschung ist sehr viel komplizierter geworden als es in der herkömmlichen historistischen oder sozialwissenschaftlichen Geschichtswissenschaft der Fall war. Dies hat dazu beigetragen, daß die Möglichkeit eines wissenschaftlichen Zugangs zur Geschichte überhaupt radikal angezweifelt worden ist. Tatsächlich hat dieses neue Bewusstsein in der Praxis nicht zu einer Auflösung, sondern zu einer Erweiterung der wissenschaftlichen Beschäftigung mit der Geschichte geführt. [...] Das Ziel der wissenschaftlichen Beschäftigung mit der Geschichte ist die Annäherung, wie partiell sie auch sein mag, an eine Vergangenheit, wie wirkliche Menschen sie erfahren und gemacht haben. Die Erforschung der Geschichte erscheint uns daher als ein fortdauernder Dialog, der weder ausschließlich rational noch rein willkürlich geführt werden kann, sich aber stets an der Wirklichkeit orientieren muß. Die Vielfalt von Forschungsstrategien und Erkenntnisperspektiven im späten 20. Jahrhundert sind ein Gewinn und haben unseren Zugang zur historischen Welt bereichert.“²⁷⁶

Nachdem nun eine angemessen bescheidene, gleichzeitig aber konstruktive und optimistische „Definition“ für die Grenzen des Faches formuliert ist, gilt es kurz auf das Problem von Objektivität und Parteilichkeit des Historikers einzugehen.

In seinem berühmten „Gründungs-Manifest“ hat Hans Rothfels, ebenfalls Frontsoldat im Ersten Weltkrieg, der im Aufbau befindlichen deutschen Zeitgeschichtsschreibung (auch unter dem Eindruck seiner Erfahrungen im amerikanischen Exil) 1953 mit auf den Weg gegeben:

„Sie wird gewiss keinem naiven Realismus huldigen dürfen, als ob je Geschichte im Sinne geistiger Vergegenwärtigung Geschichte im Sinne des Geschehenen `abbilde`. Wir wissen, daß zu anderen Bedingtheiten hinzu ein subjektiver Faktor in alle geschichtliche Erkenntnis eintritt. Aber wir wissen auch, daß das nicht nur ein Anzeichen der Begrenztheit unseres Vermögens, sondern sehr wesentlich der Tatsache ist, daß Geschichte eben kein wertfreies Gegenüber, sondern etwas für den Menschen Bedeutsames, eine Begegnung mit seiner Vergangenheit wie mit seiner Zukunft darstellt. Auf der Möglichkeit solcher Wechselwirkung beruht die Würde der Bemühung um sie. Objektivität auf diesem Felde der Erkenntnis heißt daher ganz gewiß disziplinierte Wahrheitssuche, Ausschaltung von Vorurteilen soweit möglich, aber nicht Neutralität in Fragen, die uns wesenhaft betreffen.“²⁷⁷

Maßgebliche Überlegungen steuerte auch hier wieder Wolfgang J. Mommsen bei: „Die Situation, die jeweils die Art des perspektivischen Zugriffs des Historikers auf seinen Gegenstand bestimmt,

²⁷⁵ Ebd., S. 98.

²⁷⁶ Ebd., S. 101 u. 104f.

²⁷⁷ Hans ROTHFELS, Zeitgeschichte als Aufgabe, in: V&Z 1 (1953), S. 1-8, hier: S. 5.

ist in aller Regel bereits selbst perspektivisch verformt, und zwar durch ein bestimmtes historisches Vorverständnis, mit anderen Worten, durch ein bestimmtes Geschichtsbild (unbeschadet der Frage, ob dieses Geschichtsbild in der Folge durch den Erkenntnisprozeß selbst modifiziert oder bestätigt oder möglicherweise ganz im Gegenteil noch bekräftigt wird).²⁷⁸ Anders gesagt: „Die Fragestellungen sowie die Kategorien, mit denen der Historiker an seinen Gegenstand herantritt, sind bezogen auf das Bewußtsein und die konkrete historische Situation derjenigen gesellschaftlichen Gruppe bzw. Mehrzahl von Gruppen, denen er angehört und für welche er spricht.“²⁷⁹

Ohne „Fundamentalprämissen“ ist eine von Menschen betriebene Wissenschaft a priori nicht möglich.²⁸⁰ Zielgerichtete Anstrengungen haben sich darauf zu konzentrieren, diesen Umstand kritisch zu reflektieren und damit die aus ihm folgenden Einschränkungen historischer Erkenntnis möglichst gering zu halten. Pure Negation, krampfhaftes Ignorieren immanenter Voraussetzungen subjektiver Urteile können nicht weiterführen. Die berechtigten Einwände gegen den rigorosen Anspruch der Objektivität hat Thomas Nipperdey zusammengefasst; in Anlehnung an den kritischen Rationalismus von Karl R. Popper stellte er zunächst klar, „daß Objektivität nicht ein Faktum, sondern eine Norm, ein Ideal ist.“²⁸¹ Auch wenn dieses Ideal nie erreicht werden kann, besteht der wissenschaftliche Fortschritt eben darin, eine möglichst weite Annäherung daran zu erreichen: „Eine historische Aussage ist besser als eine andere, wenn sie von mehr Quellen, von unterschiedlichen Quellen bestätigt wird, wenn sie die Widersprüche zwischen den Quellen auflösen kann, wenn sie es ermöglicht, neue Quellen zu finden. Der Bezug auf die Quellen sichert die Historie doch vor dem subjektiven Relativismus: er macht die Unterscheidung zwischen größerer und geringerer Objektivität möglich.“²⁸² Tacitus folgend kann die Devise demnach nur „ad fontes“ lauten; nur das „Veto-recht der Quellen“ (Reinhart Koselleck) kann bei der Falsifizierung umstrittener Theorien Gewissheit bringen.

²⁷⁸ Wolfgang J. MOMMSEN, Der perspektivische Charakter historischer Aussagen und das Problem von Parteilichkeit und Objektivität historischer Erkenntnis, in: Ders./Reinhart KOSELLECK/Jörn RÜSEN (Hrsg.), Objektivität und Parteilichkeit in der Geschichtswissenschaft, München 1977, S. 441-468, hier: S. 451. Siehe dort auch den Beitrag von Hans Michael BAUMGARTNER, Die subjektiven Voraussetzungen der Historie und der Sinn von Parteilichkeit, ebd., S. 425-440.

²⁷⁹ W. MOMMSEN, Geschichtswissenschaft, S. 29.

²⁸⁰ Dazu wiederum Wolfgang J. Mommsen: „Es lassen sich fast stets drei Gruppen von Fundamentalprämissen in den perspektivischen Konzeptionen ausmachen, die Träger der `erkenntnisleitenden Interessen` des Historikers sind und die übergreifenden Hypothesen, Paradigmata oder Theorien maßgeblich beeinflussen, gleichviel ob diese explizit formuliert werden oder der jeweiligen Darstellung implizit zugrunde liegen, nämlich 1. eine bestimmte Auffassung vom Wesen des Menschen, 2. eine bestimmte Konzeption von sozialem Wandel, einschließlich der Bedingungen, unter denen ein solcher eintritt oder auch nicht eintritt, 3. bestimmte Erwartungen über die zukünftige Entwicklung der jeweils gegenwärtigen Gesellschaft, gleichviel ob diese Erwartungen hypothetischen oder fundamentalistischen Charakter besitzen.“ (Der perspektivische Charakter historischer Aussagen, in: KOSELLECK u. a. (Hrsg.), Objektivität und Parteilichkeit in der Geschichtswissenschaft, S. 441-468, hier: S. 452).

²⁸¹ NIPPERDEY, Kann Geschichte objektiv sein?, in: GWU 30 (1979), S. 329-342, hier: S. 336.

²⁸² Ebd., S. 339.

Einsichten aus dem antiken Griechenland aufgreifend, hat Popper bereits vor dem Zweiten Weltkrieg ein klares, einfaches, Bescheidenheit einforderndes und gleichzeitig doch den wissenschaftlichen Fortschritt umgreifendes epistemologisches Konzept entwickelt, das er wie folgt zusammenfasste:

„1. Es gibt kein Kriterium der Wahrheit; nicht einmal wenn wir die Wahrheit erreicht haben, können wir dessen sicher sein. 2. Es gibt ein rationales Kriterium des Fortschritts in der Wahrheitssuche, und daher ein Kriterium des wissenschaftlichen Fortschritts. [...] Wir halten eine Hypothese – zum Beispiel eine neue Hypothese – für besser als eine andere, wenn sie die folgenden drei Forderungen erfüllt: Erstens muß die neue Hypothese alle jene Dinge erklären, die die alte Hypothese erfolgreich erklärt hat. Das ist der erste und wichtigste Punkt. Zweitens soll sie zumindest einige der Fehler der alten Hypothese vermeiden: Das heißt, sie soll womöglich einigen der kritischen Prüfungen standhalten, denen die alte Hypothese nicht standgehalten hat. Drittens soll sie womöglich Dinge erklären, die die alte Hypothese nicht erklären oder voraussagen konnte. Das ist also das Kriterium des wissenschaftlichen Fortschritts.“²⁸³

Obwohl keineswegs nur auf die Geisteswissenschaften ausgelegt, lässt sich Poppers Theorie auch auf die Geschichtsschreibung gewinnbringend anwenden.²⁸⁴ Genau dies soll hier versucht werden.

Der Rekurs auf die Erkenntnistheorie des Philosophen Popper deutet es bereits an: Geschichtswissenschaft als die Analyse menschlichen Handelns in seiner Gesamtheit kommt nicht herum um grundsätzliche Fragen, die in verschiedene Disziplinen wie Anthropologie, Psychologie, Soziologie, Ethologie und Religionswissenschaften hineinragen. So unmöglich, gar fatal es wäre, ein bestimmte Menschenbild „verordnen“ zu wollen, so sinnvoll ist der Versuch, sich auf eine Basis zu verständigen wie sie der Verband der Historiker Deutschlands formuliert hat: „Die Geschichtswissenschaft hat es stets mit beidem zu tun: mit den relativ dauerhaften sozialen Strukturen als Bedingungen menschlichen Handelns und mit konkreten politischen Entscheidungen. Eine ihrer Grundfragen ist die nach dem Verhältnis von kollektiven Kräften und individueller Verantwortung, von Zwang und

²⁸³ Karl R. POPPER, Über Wissen und Nichtwissen, in: Ders., Auf der Suche nach einer besseren Welt, S. 41-54, hier: S. 50f.

²⁸⁴ Dazu merkte Wolfgang J. Mommsen, wohl inspiriert von Poppers „kritischem Rationalismus“, an: „Systematisch betrachtet, sind Systeme von historischen Aussagen, gleichviel ob sich diese in die Form einer erzählenden Darstellung oder einer typologischen Konstruktion kleiden: 1. *intersubjektiv verständlich*, und zwar auch dann, wenn, wie es nicht selten der Fall ist, keinerlei Gemeinsamkeit hinsichtlich der Prämissen und der angewandten Erklärungsmodelle besteht; 2. *intersubjektiv überprüfbar*, und zwar a) im Hinblick auf den Grad der Berücksichtigung der einschlägigen Informationen (Quellen) und der bisherigen wissenschaftlichen Forschung; b) gemessen an dem denkbaren Optimum einer plausiblen Integration aller bekannten historischen Data; c) im Hinblick auf die logische Stringenz des zugrundegelegten Erklärungsmodells (insbesondere was die Widerspruchsfreiheit und Konsistenz desselben anbetrifft). [...] Damit sind zunächst die Voraussetzungen gegeben, um innerhalb bestimmter Grenzen wissenschaftlichen Fortschritt zu ermöglichen. Es ist die Möglichkeit sowohl beliebigen Austausches wissenschaftlicher Informationen als auch beständiger Kritik historischer Aussagen, ungeachtet ihrer jeweiligen gesellschaftlichen Bezogenheit, gewährleistet. Infolgedessen pflegt sich im Zuge des Forschungsprozesses eine beständige Läuterung und Abklärung der Probleme einzustellen, so daß sich im Laufe der Zeit Bestände von gesichertem, allgemein anerkanntem historischen Wissen herausbilden, die als solche nicht mehr Gegenstand von Kontroversen sind.“ (Relevanz historischer Aussagen, in: JÄCKEL/WEYMAR (Hrsg.), Die Funktion der Geschichte, S. 208-224, hier: S. 221f.).

Freiheit. Indem der Historiker nach dem jeweiligen Spielraum der Handelnden fragt, widersetzt er sich gleichermaßen einem unhistorischen Moralismus wie einem zynischen Determinismus.“²⁸⁵

Auf die zeitlosen Fragen von Plan- und Gestaltbarkeit historischer Prozesse hat Johannes Rohbeck eine überlegenswerte Antwort gegeben:

„Denkbar ist eine Vorstellung von Geschichte, die weder von den Menschen geplant noch von einer höheren Macht geleitet und gleichwohl nicht als Verhängnis empfunden wird. [...] Obwohl die Geschichte im Ganzen nicht planbar ist, eröffnen sich zu jedem Zeitpunkt begrenzte Spielräume für praktische Eingriffe in das historische Geschehen. Dazu sind moralische Maßstäbe erforderlich, die das praktische Verhalten der Menschen anleiten. [...] die Geschichte ist zwar nicht als linearer Fortschritt, wohl aber als Entwicklungszusammenhang vorzustellen, in dem Alternativen konzipierbar und realisierbar sind. Es kommt nicht darauf an, die Kontinuität als solche aufzubrechen, sondern alternative Traditionslinien zu erschließen. Eine solche Reflexion auf genutzte und versäumte Möglichkeiten kann dazu dienen, in der Gegenwart mehr Sensibilität für Handlungsalternativen zu fördern.“²⁸⁶

Gerade eine Geschichte der USPD kann „alternative Traditionslinien“ aufzeigen, die bislang hinter der Strahlkraft des Faktischen oft verborgen sind. Das Mittel der kontrafaktischen Spekulation vermittelt – behutsam eingesetzt – neue Perspektiven. „Die Frage ‚Was wäre gewesen, wenn?‘ kann uns anleiten, altvertraute Annahmen in Frage zu stellen. Sie kann echte Wendepunkte aufzeigen.“²⁸⁷

Nach diesen Vorbemerkungen zur Theorie geht es nun daran, die verschiedenen methodischen Herangehensweisen kurz vorzustellen, die sich im Laufe der letzten Jahrzehnte entwickelt und etabliert haben. Hier gilt das Wort von Ute Daniel: Letztlich „liegt der Wert des Nachdenkens und Streitens über Theorien und Methoden nicht darin, das Spektrum des wissenschaftlich Legitimen und Gebotenen auf einige wenige Möglichkeiten (und die sie propagierenden Autoritäten) einzuengen, sondern vielmehr darin, das Wissen um die Vielfalt des Machbaren zu erweitern und zur begründeten eigenständigen Auswahl daraus zu befähigen.“²⁸⁸ Eine kritische Selbstvergewisserung über den aktuellen Stand der Methoden des Faches erfordert einen kursorischen Überblick über die im letzten halben Jahrhundert erfolgten Entwicklungszyklen. In den ersten Jahrzehnten nach 1945 dominierten in der deutschen Geschichtswissenschaft zunächst noch konservativ-traditionelle Ansätze, die dem Geist Rankes verhaftet blieben und wenig Innovatives boten. In seinem vierbändigen „Alterswerk“ zum Ersten Weltkrieg bemühte sich Gerhard Ritter noch, „in sorgsamer Analyse des

²⁸⁵ Erklärung des Verbandes der Historiker Deutschlands, in: GWU 24 (1973), S. 354-356, hier: S. 356.

²⁸⁶ ROHBECK, *Geschichtsphilosophie*, S. 154 u. 162f.

²⁸⁷ Robert COWLEY, Einleitung, in: Ders. (Hrsg.), *Was wäre gewesen, wenn? Wendepunkte der Weltgeschichte*, München 2002, S. 9-12, hier: S. 10.

²⁸⁸ Ute DANIEL, *Geschichte schreiben nach der „kulturalistischen Wende“*, in: AfS 43 (2003), S. 576-599, hier: S. 579.

Quellenbefundes und besinnlicher [sic] Einfühlung in die jeweilige Situation der geschichtlichen Wirklichkeit so nahe als möglich zu kommen.“²⁸⁹ Diese „Wirklichkeit“ setzte sich meist zusammen aus von „großen“ - oder zumindest mächtigen bzw. bedeutenden - Männern bestimmten Ereignissen.

Erst seit Ende der 1960er Jahre - im Zuge größerer gesellschaftlicher Veränderungen, die auch vor den Hochschulen nicht Halt machten - gelang dann in Deutschland der Anschluss an internationale Standards des Faches. Er wurde ermöglicht durch „ein relativ hohes Maß an Bereitschaft zur Revision traditioneller Positionen und eine bemerkenswerte Offenheit gegenüber Innovationen verschiedenster Art“; diese Leistung war allerdings auch die Folge der Tatsache, „daß die deutsche Geschichtswissenschaft nach 1945 höhere ideologische Schuttberge hat abtragen müssen, als jemals in der Geschichte ihrer Disziplin zuvor.“²⁹⁰ Im Mittelpunkt der Neuausrichtung stand dabei die „Sozialgeschichte“, an deren Spitze wiederum das Projekt der „Gesellschaftsgeschichte“, vor allem konzipiert und popularisiert von Hans-Ulrich Wehler.²⁹¹ Bei diesem neuen Konzept, dessen geistige Wurzeln allerdings weiter zurückreichen,²⁹² handelte es sich nicht nur um eine Erweiterung der als untersuchenswert erachteten Gegenstände, sondern auch um einen neuen perspektivischen Ansatz, der sich als außerordentlich fruchtbar erweisen sollte. Hinzu kamen „ihr politischer Aufklärungsanspruch, systemisches Denken und eine Orientierung an modernisierungstheoretischen Perspektiven.“²⁹³ Der Durchbruch der Sozialgeschichte liegt inzwischen so weit zurück, dass er selbst als historisches Phänomen analysiert werden kann; die Vertreter der neuen Richtung vermochten es zwar, „mittels ihrer Selbststilisierung zur methodisch fortgeschrittensten, jungen, innovationsfreudigen, genuinen Geschichtswissenschaft der modernen, demokratischen Industriegesellschaft wesentliche fachinterne und externe Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Auf dieser modernisierungseu-

²⁸⁹ Gerhard RITTER, Staatskunst und Kriegshandwerk. Das Problem des „Militarismus“ in Deutschland. Dritter Band: Die Tragödie der Staatskunst. Bethmann Hollweg als Kriegskanzler (1914-1917), München 1964, S. 9.

²⁹⁰ W. MOMMSEN, Gegenwärtige Tendenzen, in: GG 7 (1981), S. 149-188, hier: S. 149f.

²⁹¹ Siehe dazu einleitend Christoph CORNELISSEN, Auftakt zur Historisierung der Sozialgeschichte in der Bundesrepublik, in: NPL 47 (2002), S. 185-191; W. JÄGER, Historische Forschung, S. 157-178; Friedrich LENGGER, „Historische Sozialwissenschaft“: Aufbruch oder Sackgasse?, in: CORNELISSEN (Hrsg.), Geschichtswissenschaft im Geist der Demokratie, S. 115-132; Paul NOLTE/Manfred HETTLING/Frank-Michael KUHLEMANN/Hans-Walter SCHMUHL (Hrsg.), Perspektiven der Gesellschaftsgeschichte, München 2000; Hans-Ulrich WEHLER, Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Erster Band. Vom Feudalismus des Alten Reiches bis zur Defensiven Modernisierung der Reformära 1700-1815, München 1987, S. 6-30; ders., Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Vierter Band. Vom Beginn des Ersten Weltkrieges bis zur Gründung der beiden deutschen Staaten 1914-1949, München 2003, S. XVII-XXIV; ders., Was ist Gesellschaftsgeschichte?, in: Ders., Aus der Geschichte lernen? Essays, München 1988, S. 115-129; ders., Modernisierungstheorie und Gesellschaftsgeschichte – Einwände gegen Chris Lorenz' kritische Überlegungen, in: Ders., Notizen zur deutschen Geschichte, S. 107-118; ders., „Eine lebhaftige Kampfsituation“, S. 69-105; ders., Was ist und was will Gesellschaftsgeschichte?, in: Ders., Land ohne Unterschichten?, S. 133-151 und Thomas WELSKOPP, Die Sozialgeschichte der Väter. Grenzen und Perspektiven der Historischen Sozialwissenschaft, in: GG 24 (1998), S. 173-198.

²⁹² Die „Gesellschaftsgeschichte“ konnte nicht nur auf der „Sozialgeschichte“ aufbauen, die v. a. von Werner Conze in den 1950er Jahren befördert worden war, sondern nahm auch Impulse der „Volksgeschichte“ der 1930er und 1940er Jahre auf. (Vgl. W. SCHULZE, Deutsche Geschichtswissenschaft nach 1945, S. 281-301).

²⁹³ CORNELISSEN, Historisierung der Sozialgeschichte, in: NPL 47 (2002), S. 185-192, hier: S. 186.

phorisch unterfütterten Basis und begünstigt durch den Ausbau der Universitätslandschaft konnte sie die ältere, im Kern erfolgreich restaurierte, freilich keineswegs völlig versteinerte, sondern partiell durchaus ihrerseits innovative Politikgeschichte in die Defensive drängen und maßgebliche Fachpositionen erobern.²⁹⁴ Auf der anderen Seite blieben konkurrierende Ansätze allerdings stets präsent, die Sozialgeschichte konnte keineswegs einen „Monopolanspruch“ durchsetzen. Deren Vertreter orientierten sich an „einem aufklärerisch-emanzipatorischen Erkenntnisinteresse. Eine der zentralen Aufgaben der Historie wird damit Ideologiekritik: Es gilt, möglichst viele der den Menschen nicht bewußten und von ihnen nicht beherrschten Dimensionen der Wirklichkeit aufzudecken. Damit erscheint Geschichte als ein Prozeß, der durch vernünftiges Handeln zu beeinflussen sei; die gesellschaftliche Wirklichkeit wird als veränderbar interpretiert.“²⁹⁵

Entscheidend war, dass die Wirtschafts- und Sozialgeschichte, deren Bedeutung von der *Annales*-Schule längst erkannt worden war, nun in den Mittelpunkt rückte, ohne andere Bereiche auszuschließen. Wehlers Ansatz, mit dem er in seiner mehrbändigen Gesamtdarstellung der deutschen Geschichte seit 1700 die riesige Materialmenge strukturierte, sah vier zentrale „Achsen“ vor, nämlich politische Herrschaft, Kultur, Wirtschaft und soziale Ungleichheit.²⁹⁶ Die konkrete Ausgestaltung dieses Konzepts stellte keinen radikalen Bruch mit der erzählenden Darstellungsweise des Historismus dar, distanzierte sich aber entschieden von dessen Prämissen und wurde für weite Teile der Zunft stilbildend, gerade weil sie bestehende Traditionen fortführte.²⁹⁷ Dennoch vorgebrachte Kritik an der Gesellschaftsgeschichte²⁹⁸ löste neue Debatten aus, was inzwischen dazu führte, dass ein Großteil der einstigen „Meinungsführerschaft“ dieser Richtung an die neueren kulturgeschichtlichen Zugänge verloren ging. Bei durchaus vorhandenen (und auch eingestandenen) Mängeln²⁹⁹ bestand – und besteht – die Stärke der Gesellschaftsgeschichte mit ihrem „Komplexitätsan-

²⁹⁴ Wolfgang E. J. WEBER, Kulturgeschichte in der Bundesrepublik Deutschland, in: Bärbel KUHN/Susanne POPP (Hrsg.), Kulturgeschichtliche Traditionen der Geschichtsdidaktik, St. Ingbert 2011, S. 79-100 [Manuskriptfassung: S. 10].

²⁹⁵ W. JÄGER, Historische Forschung, S. 158.

²⁹⁶ Vgl. WEHLER, Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 1, S. 9-11.

²⁹⁷ Zur scheinbaren Paradoxie des gesellschaftsgeschichtlichen Paradigmas merkte Paul Nolte an: „Die Bedeutung der `Gesellschaftsgeschichte` liegt nicht in ihrer Theorie, in ihrem Anspruch auf sozialwissenschaftliche Begriffsbildung und ähnlichem, sondern in ihrem `narrativen Entwurf` und ihrer erzählerischen Kraft. Ihre Bedeutung liegt nicht so sehr in ihrer Neu- oder Andersartigkeit – denn so neu oder anders ist diese Geschichtsschreibung gar nicht, wenn man eine auch nur *etwas* distanzierte Beobachterperspektive wählt –, sondern gewissermaßen in ihrer `Konventionalität`: nämlich darin, dass sie an eine historiographische Tradition anknüpft und diese durch bestimmte Modifikationen für das späte 20. Jahrhundert lebensfähig erhält.“ (Paul NOLTE, Darstellungsweisen deutscher Geschichte. Erzählstrukturen und „master narratives“ bei Nipperdey und Wehler, in: Christoph CONRAD/Sebastian CONRAD (Hrsg.), Die Nation schreiben. Geschichtswissenschaft im internationalen Vergleich, Göttingen 2002, S. 236-268, hier: S. 264).

²⁹⁸ Siehe dazu beispielsweise Rüdiger HACHTMANN, Bürgertum, Revolution, Diktatur – zum vierten Band von Hans-Ulrich Wehlers „Gesellschaftsgeschichte“, in: Sozial.Geschichte, H. 3/2004, S. 60-87 und ZIEMANN, Überlegungen zur Form der Gesellschaftsgeschichte angesichts des „cultural turn“, in: AfS 43 (2002), S. 600-616.

²⁹⁹ „Der zentrale Mangel dieser ersten deutschsprachigen Welle von strukturgeschichtlichen Analysen [...] lag aus heutiger Sicht in der weitgehenden Vernachlässigung der Perspektiven der Subjekte, d. h. ihrer Deutungen, Handlungen und Erfahrungen.“ (Reinhard SIEDER, Sozialgeschichte auf dem Weg zu einer historischen Sozialwissenschaft, in: GG 20 (1994), S. 445-468, hier: S. 446).

spruch³⁰⁰ indes eben gerade darin, dass sie auf thematische Verengungen verzichtet, und dass sie sich - ohne von ihren konstitutiven Grundlagen abrücken zu müssen – auch gegenüber den Leitfragen der neueren Kulturgeschichte zu öffnen verstanden und deren Berechtigung anerkannt hat. Das wachsende Gewicht dieser neuen Fragestellungen im wissenschaftlichen Diskurs hat die Bedeutung der Gesellschaftsgeschichte denn auch nicht unberührt gelassen hat, ungeachtet aller Abgrenzungs- und Rechtfertigungsbemühungen.³⁰¹ (Gerade die kaum zu bestreitende Anschlussfähigkeit der Gesellschaftsgeschichte gegenüber der „modernerer“ Kulturgeschichte nimmt der Kritik an der mangelnden Differenziertheit des Wehlerschen Ansatzes allerdings einen erheblichen Teil ihrer Berechtigung.)

Nicht zu übersehen ist, „daß die Gesellschaftsgeschichte in eine defensive Stellung geraten ist, in der sie auf ihre unzweifelhaften Verdienste pocht, ohne selbst die Agenda der Debatte weiter bestimmen zu können.“³⁰² Dafür sind auch strukturelle Veränderungen verantwortlich: „Angesichts des neuen Pluralismus der historiographischen Richtungen ist ein konsensstiftendes Paradigma, das noch einmal eine ähnliche Bedeutung entfalten könnte wie die modernisierungstheoretisch fundierte Historische Sozialwissenschaft der siebziger Jahre, kaum mehr zu erwarten.“³⁰³ Nicht zu Unrecht wurde andererseits darauf hingewiesen, dass in den (geschichts-)politischen Debatten der letzten Jahrzehnte, vom „Historikerstreit“ bis heute, die Vertreter der Kulturgeschichte keine Rolle gespielt haben.³⁰⁴ Daneben erwies sich die auch unter der Leitformel der Geschichte als „Historische Sozialwissenschaft“ antretende Richtung in der Lage, in einen konstruktiven Dialog mit benachbarten Disziplinen einzutreten.³⁰⁵ Die Art der Zusammenarbeit hing dabei auch von den jeweiligen wissenschaftlichen und politischen Konjunkturen ab; die Abgrenzung der einzelnen Fächer und die Foren der Kooperation sind inzwischen weitgehend etabliert. Dennoch ergaben sich wichtige Verschiebungen: „Während die Historiker das Interesse an der politischen Geschichte zunehmend verlieren, insbesondere an der Geschichte politischer Institutionen, scheinen die Politikwissenschaftler diesen Bereich übernommen zu haben.“³⁰⁶ Unter der Parole „Politikgeschichte ist wieder im Kommen“³⁰⁷

³⁰⁰ WEHLER, Was ist Gesellschaftsgeschichte?, in: Ders., Aus der Geschichte lernen?, S. 115-129, hier: S. 128.

³⁰¹ Vgl. Hans-Ulrich WEHLER, Das Duell zwischen Sozialgeschichte und Kulturgeschichte, in: Ders., Konflikte zu Beginn des 21. Jahrhunderts, S. 167-177.

³⁰² JARAUSCH, Die Krise der nationalen Meistererzählungen, in: Ders./SABROW (Hrsg.), Die historische Meistererzählung, S. 140-162, hier: S. 149.

³⁰³ Thomas KROLL, Sozialgeschichte, in: CORNELISSEN (Hrsg.), Geschichtswissenschaften, S. 149-161, hier: S. 159.

³⁰⁴ Vgl. Hans-Ulrich WEHLER, Historisches Denken am Ende des 20. Jahrhunderts, in: Ders., Umbruch und Kontinuität, S. 301-326, hier: S. 324f.

³⁰⁵ Vgl. Jürgen KOCKA, Annäherung und neue Distanz. Historiker und Sozialwissenschaftler seit den fünfziger Jahren, in: Manfred HETTLING/Paul NOLTE (Hrsg.), Nation und Gesellschaft in Deutschland. Historische Essays, München 1996, S. 15-31.

³⁰⁶ Ebd., S. 22.

erfolgte vor einiger Zeit allerdings aus Richtung Bielefeld ein Vorstoß, um überkommene Gegensätze zu überwinden und ein neues Verständnis einer modernen Politikgeschichte zu entwickeln.³⁰⁸ Die hier eingeleitete Renaissance der Politikgeschichte mit erweitertem methodischem Instrumentarium wird in einigen Jahren an ihren Ergebnissen gemessen werden müssen.³⁰⁹

Als Zwischenbilanz kann das salopp formulierte Diktum von Thomas Welskopp Gültigkeit beanspruchen: „Die *Historische Sozialwissenschaft* und die *Gesellschaftsgeschichte* zeigen Alterserscheinungen. Als Plattform für die innovative Weiterentwicklung der Sozialgeschichte haben sie sich aber nicht überlebt. Notwendig ist allerdings mehr als Fassadenlifting oder eine nur äußerliche Verschönerung strukturalistischen Waschbetons durch kulturhistorische `Kunst am Bau`-Ornamente. Gefragt ist die theoretische Entkernung ihres Begriffsskeletts. [...] eine gezielte, intensiv diskutierte Weiterentwicklung ist die notwendige Voraussetzung dafür, daß das Unternehmen *Historische Gesellschaftswissenschaft* lebendig, ausbaufähig und konkurrenzfähig bleibt.“³¹⁰ (Von Seiten der Vertreter der Kulturgeschichte kam allerdings auch weniger wohlwollende Kritik.³¹¹)

Wehler wiederum legte sein „Vermächtnis“ in der Frage der Herangehensweise des Historikers wie folgt dar:

„Fraglos ist die analytische Geschichtswissenschaft ein Kind des Rationalismus. Denn sie baut darauf, mit präzisen erkenntnisleitenden Interessen, überzeugender Analyse der restriktiven Bedingungen und der von den Individuen perzipierten Welt in klarer Prosa den Leser oder Hörer zu erreichen. Sie will ihn mit der Kraft ihrer Argumente überzeugen oder zumindest doch seinen Widerspruch präzisieren. Sie baut im Grunde auf einen durch und durch argumentativen Dialog, verlässt sich mithin auf die Überzeugungskraft des rationalen Denkens. Damit sind auch Grenzen vorgegeben, da sie zum Beispiel nicht wie die seltene große literarische Geschichtsschreibung Emotionen mobilisieren kann. Aber wenn man eine Bilanz zieht, sehe ich noch immer keine überzeugende

³⁰⁷ Ute FREVERT, Neue Politikgeschichte: Konzepte und Herausforderungen, in: Dies./Heinz-Gerhard HAUPT (Hrsg.), Neue Politikgeschichte. Perspektiven einer historischen Politikforschung, Frankfurt – New York 2005, S. 7-26, hier: S. 7.

³⁰⁸ Ute Frevert schrieb dazu: „Ein solches dynamisches und konstruktivistisches Verständnis des Politischen unterminiert den üblichen Gegenstandsbereich einer klassischen Politikgeschichte und leitet gewissermaßen eine `Modernisierung` zweiter Ordnung ein, die die sozialgeschichtlichen Anregungen der siebziger Jahre zugleich aufnimmt und im Sinne neuerer kulturwissenschaftlicher Konzepte weiterentwickelt. Es geht ihm letztlich nicht um eine Erweiterung des Themenkanons oder um eine gesellschaftsgeschichtliche Zentrierung, sondern um eine neue, themenoffene Perspektivierung des Politischen jenseits fester institutioneller Zuschreibungen und Engführungen.“ (Ebd., S. 26).

³⁰⁹ Einen einführenden kritischen Überblick zum Thema gibt Andreas RÖDDER, Klios neue Kleider. Theoriedebatten um eine Kulturgeschichte der Politik in der Moderne, in: HZ 283 (2006), S. 657-688.

³¹⁰ WELSKOPP, Die Sozialgeschichte der Väter, in: GG 24 (1998), S. 173-198, hier: S. 189 u. 198.

³¹¹ Michael Maurer meinte hierzu: „Da man sich in den Jahrzehnten der `Geschichte als Historische Sozialwissenschaft` an die Arbeitsteilung zwischen denen, welche Sozialgeschichte forschend treiben, und anderen, welche (mit geringerem Ansehen) die Tradition der eigenen Wissenschaft und der Geschichtsschreibung aufarbeiten, gewöhnt hatte, mußte man sich mit einer habituellen Reflexionsblindheit bezüglich der wissenschaftsgeschichtlichen wie auch lebensweltlichen Verankerung der eigenen Position abfinden. Diese Ahnungslosigkeit in bezug auf die eigene Herkunft kontrastiert markant mit dem demonstrativen Gestus der `Geschichte als Aufklärung` und dem wissenschaftlichen Programm der Explikation der eigenen methodischen Grundlagen.“ (Michael MAURER, Alte Kulturgeschichte – Neue Kulturgeschichte?, in: HZ 280 (2005), S. 281-304, hier: S. 290).

Alternative. Wenn es sie denn gäbe, würde man mit fliegenden Fahnen zu ihr übergehen. Aber noch ist diese Alternative nicht einmal von ferne zu erkennen.“³¹²

Ein „unleugbares handlungstheoretisches Defizit der westdeutschen Sozialgeschichte“ hat ihr Nestor offen eingeräumt; es handelt sich dabei um das Ignorieren der „doppelte[n] Konstituierung von Wirklichkeit: einerseits durch `realhistorische` Bedingungen, andererseits aber auch durch Perzeption und Sinndeutung“³¹³. Hier bieten die Fragestellungen der Kulturgeschichte Möglichkeiten, vorhandene Mängel zu beseitigen. Ohne einer Renaissance des Historismus das Wort zu reden, forderte Wehler auf der anderen Seite eine gewisse Rückbesinnung: „Politikgeschichte darf nicht ihr Hauptthema, den unablässigen Kampf um politische Herrschaft und um ihre Legitimationsbasis aus dem Auge verlieren.“³¹⁴ Und: „Die konventionelle Politikgeschichte hat trotz aller deklamatorischer Behauptungen noch längst nicht zu einer `modernen` Politikgeschichte gefunden, die diesen Namen verdiente.“³¹⁵

Hier wird der Antagonismus thematisiert, der die Theoriedebatte innerhalb der deutschen Geschichtswissenschaft lange Zeit dominierte: Klassische Politikgeschichte, d. h. „die älteste Form der Geschichtsschreibung“³¹⁶ überhaupt, nämlich Ereignis-, Personen- und Ideengeschichte in der Tradition des Rankeschen Historismus, versus Strukturgeschichte, d. h. Wirtschafts- und Sozialgeschichte, deren konzeptioneller Unterbau überwiegend marxistischer (teils parteikommunistischer, meist aber weniger orthodox-dogmatischer) Provenienz war und teilweise noch ist. Dass es sich hier um einen Scheingegensatz handelt, wurde bereits häufig genug konstatiert.³¹⁷ Der beim Kampf um Begriffe und Methoden aufgewirbelte Staub vernebelte wie so oft die Sicht auf die eigentlich erkenntnisfördernden Fragestellungen und drängte dem Außenstehenden nicht selten die Frage nach dem Stand der Debattenkultur innerhalb der Zunft auf. Haben sich die ideologisch aufgeladenen Konflikte auch auf diesem Feld inzwischen deutlich entschärft (dazu Wehler jüngst: „aus der Kontroverse ist ein wenig der Dampf raus“³¹⁸), so bleibt selbstredend die Frage, wie in der Forschungs-

³¹² Hans-Ulrich WEHLER, *Literarische Erzählung oder kritische Analyse? Ein Duell in der gegenwärtigen Geschichtswissenschaft*, Wien 2007, S. 50.

³¹³ Hans-Ulrich WEHLER, *Historisches Denken am Ende des 20. Jahrhunderts. 1945-2000*, Göttingen 2001, S. 63.

³¹⁴ Ebd., S. 74.

³¹⁵ Hans-Ulrich WEHLER, *Aus der Geschichte lernen?*, in: Ders., *Aus der Geschichte lernen?*, S. 11-18, hier: S. 17.

³¹⁶ CORNELISSEN, *Politische Geschichte*, in: Ders. (Hrsg.), *Geschichtswissenschaften*, S. 133-148, hier: S. 135.

³¹⁷ Jürgen Kocka hat in diesem Zusammenhang treffend festgestellt: „Es geht darum, den *Zusammenhang* von Strukturen und Prozessen einerseits, vom Handlungen und Erfahrungen andererseits als historisch variables Verhältnis der Brechung und Nicht-Kongruenz zu begreifen, nicht aber darum, diesen Zusammenhang zu leugnen oder zu vernachlässigen.“ (*Sozialgeschichte zwischen Struktur und Erfahrung*, in: Ders., *Geschichte und Aufklärung*, S. 29-44, hier: S. 41).

³¹⁸ So in einem Interview mit Jens Bisky und Johan Schloemann in der *Süddeutschen Zeitung* anlässlich des Erscheinens des fünften und (vorerst) letzten Bandes der „Deutschen Gesellschaftsgeschichte“. (*Süddeutsche Zeitung* Nr. 161 vom 12./13.7.2008).

praxis der Dichotomie zwischen herrschenden Rahmenbedingungen und handelnder Einzelperson Rechnung zu tragen ist, für jede Untersuchung neu zu klären. Das Verhältnis zwischen Struktur- und Ereignisgeschichte ist nicht von ungefähr weiterhin Gegenstand eingehender Überlegungen und Kontroversen.³¹⁹ Inzwischen wird schon von der „(Wieder-)Geburt des Ereignisses“³²⁰ gesprochen.

Einen immer noch plausiblen „Minimalkonsens“ zu dieser Problematik formulierte Imanuel Geiss:

„So polar sich Individuum und Gesellschaft in der Geschichte für die theoretische Diskussion ausnehmen, so wenig sind sie praktisch von sich einander ausschließender Gegensätzlichkeit. Vielmehr bilden beide zusammen erst die Gesamtheit des historischen Prozesses: Die Menschheit als lebendiges Substrat der Geschichte setzt sich nun einmal aus Individuen zusammen, die jedes für sich genommen, unverwechselbare Eigenschaften, eben Individualitäten aufweisen. Das ist eine elementare Tatsache, der sich kein Verfechter einer kollektive Phänomene ganz oder überwiegend in den Vordergrund rückenden Geschichtsauffassung entziehen kann. Damit sollte dem Individuum in der Geschichte auch von vornherein ein gewisser Spielraum eingeräumt sein. Wie weit oder eng er ist, ist allerdings sehr die Frage, und darauf ist sicher keine pauschale Antwort möglich, weder in die eine noch in die andere Richtung. Die Antwort hängt vielmehr immer von der konkreten historischen Situation und vom konkreten historischen Individuum ab.“³²¹

Dem lässt sich hinzufügen: „Es ist gerade die Interaktion zwischen dem Individuum und den Umständen, die das Studium der Menschen in der Vergangenheit so faszinierend macht. Die Rückkehr der postmodernen Geschichtsschreibung zum Individuum, zum menschlichen Element auf allen Ebenen der Geschichte, rückt die Balance wieder zurecht und ist in dieser Hinsicht ein unbedingter Gewinn.“³²²

Selbst Historiker, die mit guten Gründen einer strukturgeschichtlichen Herangehensweise das Wort reden, sind sich der Unabdingbarkeit eines personen- und ereignisgeschichtlichen Rahmens bewusst, soll der Rückfall in einen kruden Determinismus vermieden werden.³²³ Es kann allerdings auch nicht darum gehen, im Sinne der anachronistischen Parole „Männer machen Geschichte“ an

³¹⁹ Vgl. Frank BUSKOTTE, Anmerkungen zur Kontroverse „Struktur- oder Ereignisgeschichte“, in: AfS 43 (2002), S. 617-621.

³²⁰ Hannes LEIDINGER, Historische Zeiten – Eine Einleitung, in: Ders./MORITZ, Die Nacht des Kirpitschnikow, S. 13-35, hier: S. 23.

³²¹ Imanuel GEISS, Die Rolle der Persönlichkeit in der Geschichte: Zwischen Überbewerten und Verdrängen, in: Michael BOSCH (Hrsg.), Persönlichkeit und Struktur in der Geschichte. Historische Bestandsaufnahme und didaktische Implikationen, Düsseldorf 1977, S. 10-24, hier: S. 16.

³²² EVANS, Fakten und Fiktionen, S. 181.

³²³ So stellt etwa Jürgen Kocka sachlich fest: „Daß durch das Ablenden der Handlungen leicht auch der *Veränderbarkeitsaspekt* historischer Wirklichkeit aus dem Blick geraten und die Vorstellung von einem *quasi* sachgesetzlichen, vom Menschen bewußt nicht zu beeinflussenden Geschichtsprozeß entstehen könnte, mag hier nur als politisch wenig wünschenswerte Folge einer rein strukturgeschichtlichen Betrachtungsweise angedeutet werden.“ (Struktur und Persönlichkeit als methodologisches Problem der Geschichtswissenschaft, in: BOSCH (Hrsg.), Persönlichkeit und Struktur, S. 152-169, hier: S. 164f).

neuen Heldenlegenden zu stricken, sondern es soll im konkreten Fall versucht werden, der bayerischen USPD ein „Gesicht“ zu geben, die handelnden Personen nicht als Werkzeuge einer irgendwie zu bestimmenden „historischen Notwendigkeit“ zu definieren, sondern als Teilnehmer an und Mitgestalter von besonders dramatischen Ereignissen der jüngeren bayerischen Geschichte. Zu diesem Zweck sollen immer wieder Kurzbiographien der für den Handlungsablauf wichtigen Persönlichkeiten eingestreut werden, denn: „Die Biografie bildet das Scharnier zwischen Individuum und Typus, zwischen Akteur und Milieu, zwischen individueller und kollektiver Praxis und zwischen der Selbstreflexion im Bewusstsein des Einzelnen und dem breiteren intersubjektiven Diskurs.“³²⁴

Da es sich beim Ersten Weltkrieg nach weit verbreiteter, wenn auch nicht unumstrittener Wahrnehmung um den ersten „totalen“ Krieg handelte (ein Begriff, um dessen Definition immer noch gerungen wird³²⁵), wird hier das von der *Annales*-Historiographie erstmals formulierte Postulat einer „histoire totale“, einer Gesamtgeschichte, die alle einzelnen Teilbereiche einbezieht, offenkundig aktuell. Dieser Ansatz ist zugegebenermaßen „mit extrem hohen Ansprüchen befrachtet.“³²⁶ Das muss jedoch nicht zwangsläufig heißen, dass der dahinter stehende Begriff illegitim ist. Der amerikanische Historiker Roger Chickering brachte es auf den Punkt: „Der totale Krieg erfordert eine Totalgeschichtsschreibung.“ Für diese „ist im Prinzip nichts irrelevant. Sie muß sowohl die Auswirkungen des Krieges auf die Strukturen der Wirtschaft, Gesellschaft und Politik, als auch die bunte Vielfaltigkeit der Kriegserfahrungen, wie diese ideologisch und in kulturellen Praxen verarbeitet und ausgedrückt wurden, aufeinander beziehen.“³²⁷ Chickering, der bei der Umsetzung dieser Forderungen selbst Maßstäbe gesetzt hat,³²⁸ gesteht fairerweise ein, dass dieses Konzept von einem einzelnen Historiker nicht vollständig umzusetzen ist, sondern nur der mikrohistorische Zugang praktikabel ist.

Für die Forschungstätigkeit selbst bleibt somit ein kleinteiliges Vorgehen zwingend; die dabei gewonnenen Erkenntnisse müssen jedoch – gerade wenn es sich um ein so komplexes Phänomen wie den Ersten Weltkrieg handelt, der bis dahin separierte Phänomene in engste Beziehung brachte – in einen Gesamtzusammenhang gestellt werden, der sich auch aus den Forschungen zu weiter entfernt

³²⁴ Thomas WELSKOPP, *Das Banner der Brüderlichkeit. Die deutsche Sozialdemokratie vom Vormärz bis zum Sozialistengesetz*, Bonn 2000, S. 28.

³²⁵ Siehe hierzu einfühend Roger CHICKERING, *Der totale Krieg. Vom Nutzen und Nachteil eines Begriffs*, in: Ders., *Krieg, Frieden und Geschichte. Gesammelte Aufsätze über patriotischen Aktionismus, Geschichtskultur und totalen Krieg*, Stuttgart 2007, S. 241-258 und Stig FÖRSTER, *Das Zeitalter des totalen Krieges 1861-1945. Konzeptionelle Überlegungen für einen historischen Strukturvergleich*, in: *Mittelweg* 36 8 (1999), S. 12-29.

³²⁶ WEHLER, *Was ist Gesellschaftsgeschichte?*, in: Ders., *Aus der Geschichte lernen?*, S. 115-129, hier: S. 116.

³²⁷ Roger CHICKERING, *Militärsgeschichte als Totalgeschichte im Zeitalter des totalen Krieges*, in: KÜHNE/ZIEMANN (Hrsg.), *Was ist Militärsgeschichte?*, S. 301-312, hier: S. 308 u. 310.

³²⁸ Vgl. Roger CHICKERING, *Freiburg im Ersten Weltkrieg. Totaler Krieg und städtischer Alltag 1914-1918*, Paderborn – München – Wien – Zürich 2009.

liegenden Themen und anderen methodischen Zugängen ergibt. Es geht darum, „dass man nämlich Gesellschaftsgeschichte immer als Kontext, als Rahmen vor Augen hat, wenn man spezielle Monographien schreibt“, d. h. „die Kontextualisierung, also die Herstellung des historischen Zusammenhangs, in dem man seine Probleme analysiert.“³²⁹ Zeitlos aktuell ist die von Fritz Fischer vor drei Jahrzehnten aufgestellte Forderung, „zu einer Verbindung der sozialgeschichtlich-wirtschaftlich-innenpolitischen Faktoren mit den außenpolitisch-militärischen und den ideellen Elementen“³³⁰ zu gelangen, sowie dessen Bestreben, den Ablauf von Erstem Weltkrieg und Revolution anhand der erkenntnisleitenden Fragestellung nach der Kontinuität der deutschen Geschichte von der Reichsgründung bis zum Zweiten Weltkrieg zu untersuchen.

Genau in diesen doppelten Kontext soll die Geschichte der Spaltung der bayerischen SPD und der Gründung der USPD gestellt werden: Sowohl in einen erweiterten zeitlichen Gesamtrahmen als auch in Bezug zu den mit ihr wechselwirkenden gesellschaftlichen Rahmenbedingungen. Erst dadurch ist es möglich, Emergenz herzustellen, die nicht nur von wenigen Spezialisten nachvollzogen werden kann. Die Schwierigkeiten, den kulturgeschichtlichen Zugang mit der klassischen personen- und ereignis- sowie der wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Herangehensweise unter einen Hut zu bringen, sollen dabei nicht verschwiegen werden.³³¹ An diesen Schwierigkeiten führt allerdings kein vernünftiger Weg vorbei, denn: „Die Geschichte der Arbeiterbewegung als Geschichte des Kampfes um Erringung und Sicherung ökonomischer, sozialer, politischer und kultureller Freiheitsrechte für die industrielle Arbeiterklasse sowie [...] mehr und mehr auch für alle Arbeitnehmerschichten ist kein isoliertes Phänomen, sondern Teil eines auf Emanzipation und Demokratisierung gerichteten gesamtgesellschaftlichen Wandlungsprozesses. Der Historiker dieser Bewegung wird sich deshalb nicht mit einer Darstellung der Organisations- und Ideengeschichte der Arbeiterorganisationen begnügen können.“³³²

Da es sich beim hier behandelten Gegenstand v. a. um ein Teilproblem der Geschichte der Arbeiterbewegung handelt, kann hier zunächst auf die von Gerhard A. Ritter angestellten methodischen Vorüberlegungen für das von ihm und Klaus Tenfelde herausgegebene Monumentalwerk zum Thema zurückgegriffen werden. Ritter stellte dabei vier Kernforderungen auf³³³:

³²⁹ WEHLER, Was ist und was will Gesellschaftsgeschichte?, in: Ders., Land ohne Unterschichten?, S. 133-151, hier: S. 147.

³³⁰ Fritz FISCHER, Zum Problem der Kontinuität in der deutschen Geschichte von Bismarck bis Hitler, in: Ders., Der Erste Weltkrieg und das deutsche Geschichtsbild, S. 350-361, hier: S. 351.

³³¹ Vgl. Heinz Dieter KITTSTEINER, Was heißt und zu welchem Ende studiert man Kulturgeschichte?, in: GG 23 (1997), S. 5-27, hier: S. 17-19.

³³² KLOTZBACH, Bibliographie zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, S. 17.

³³³ Vgl. Gerhard A. RITTER, Zum Gesamtwerk, in: Jürgen KOCKA, Weder Klasse noch Stand. Unterschichten um 1800, Bonn 1990, S. 11-21, hier: S. 11-15.

- Die enge Verknüpfung der Geschichte der Arbeiter als sozialer Schicht mit der Geschichte der (politisch und gewerkschaftlich organisierten) Arbeiterbewegung, die allerdings mit besonderen methodischen Problemen verbunden ist, da eine kausale Wirkung oft schwer nachzuweisen ist.
- Die möglichst umfassende Einbeziehung der verschiedenen Facetten der Lebenswelt der Arbeiter sowie der diversen Tätigkeitsfelder der Arbeiterbewegung: „Ihre Rolle in politischen und sozialen Konflikten – Protestbewegungen, Revolutionen, Streiks und Wahlkämpfen -, ihre Arbeit in Regierungen, Parlamenten, Gemeindevertretungen und den Organen der Sozialpolitik und ihr Streben nach Weiterbildung und sozialer Sicherung ihrer Mitglieder.“³³⁴
- Die Einbettung all dieser Erscheinungen in die allgemeine Geschichte, genauer: die Berücksichtigung der Wechselwirkung zwischen Arbeiterschaft/-bewegung und Gesamtgesellschaft.
- Die Auswertung von Quellen und Literatur sowohl hinsichtlich der *objektiven* Veränderungen der Gesellschaft, die sich in statistischen Daten niederschlagen, als auch der *subjektiven* Wahrnehmung durch die Betroffenen, die sich weit schwieriger erfassen lässt.

Um der Forderung nach einem multidimensionalen Ansatz gerecht zu werden, soll vorliegende Untersuchung allerdings nicht nur einen Beitrag zur Geschichte der Arbeiterbewegung im engeren Sinne leisten, sondern auch zur Militärgeschichte (womit Punkt drei der von Ritter aufgestellten Anforderungen Rechnung getragen wird). Orientiert an den vor allem durch die Arbeiten von Wilhelm Deist vorgegebenen Standards einer modernen Militärgeschichtsschreibung soll hier das politische Wirken des Militärs in den zivilen Bereich hinein ebenso analysiert werden wie die dahinterstehenden Mentalitäten und Wahrnehmungen.³³⁵ Dies ist für ein Verständnis des Phänomens USPD schlichtweg unabdingbar, handelte die Partei doch nicht nur unter in erster Linie von Militärs vorgegebenen Rahmenbedingungen, sondern definierte sich nicht zuletzt als Antithese zur Politik der 3. Obersten Heeresleitung. Die Akzentuierung der militärgeschichtlichen Aspekte ist daneben auch dem Umstand geschuldet, dass der größte Teil der hier verwendeten archivalischen Quellen militärbehördlicher Provenienz ist. Seit Anfang der 1990er Jahre sind gerade zum Ersten Weltkrieg zahlreiche Studien entstanden, die den Anforderungen einer zeitgemäßen Militärgeschichtsschreibung gerecht werden und damit neue Perspektiven aufgezeigt haben. Die hier gewonnenen

³³⁴ Ebd., S. 13.

³³⁵ Zur Einführung siehe Wilhelm DEIST, *Militär, Staat und Gesellschaft. Studien zur preußisch-deutschen Militärgeschichte*, München 1991; Gerd KRUMEICH, *Militärgeschichte für eine zivile Gesellschaft*, in: CORNELISSEN (Hrsg.), *Geschichtswissenschaften*, S. 178-193; R.-D. MÜLLER, *Militärgeschichte* und Thomas KÜHNE/Benjamin ZIEMANN, *Militärgeschichte in der Erweiterung. Konjunktoren, Interpretationen, Konzepte*, in: Dies. (Hrsg.), *Was ist Militärgeschichte?*, S. 9-46. In diesem Sammelband sind noch mehrere weiterführende Aufsätze sowie ein aktuelles Literaturverzeichnis enthalten. Zu den methodischen Grundlagen der modernen Militärgeschichtsschreibung siehe Heinz HÜRTEU u. a., *Zielsetzung und Methode der Militärgeschichtsschreibung*, in: MGM 20 (1976), S. 9-17.

Erkenntnisse sollen im Rahmen der durch das Thema vorgegebenen Anforderungen mitberücksichtigt werden.

Inzwischen zeichnet sich „ein Trend in der Forschung ab, der sozialgeschichtliche Erklärungsmodelle nicht länger als die letztendliche Ebene historischen Erklärens ansieht, sondern vielmehr die Untersuchung der mentalen Strukturen und deren Wandlungen im Kriege als den eigentlichen Schlüssel zum Verständnis der Ereignisse betrachten.“³³⁶ Der größte Teil der innovativen neueren Arbeiten zum Ersten Weltkrieg steht denn auch im Zusammenhang mit der Konjunktur der „Neuen Kulturgeschichte“, die sich in den letzten beiden Jahrzehnten in Deutschland in den Vordergrund geschoben hat.³³⁷ Dabei erfolgte eine Art nachholender Entwicklung, die die Impulse v. a. aus Frankreich aufnahm, wo sich schon länger der Begriff einer „Kulturgeschichte des Krieges“ („guerre et cultures“) entwickelt hatte (eine allerdings nicht ganz unproblematische Adaption angesichts der besonderen Konnotationen des Begriffs „Kultur“ in Deutschland).³³⁸

Bei der „neuen“ Kulturgeschichte, die gerade in Deutschland auf eine weit zurück reichende Tradition rekurrieren kann, handelt es sich (wie seinerzeit bei der neuen Sozialgeschichte) ebenfalls nicht um eine bloße Ausdehnung des historischen Areals, das der Untersuchung für würdig befunden wird, sondern um eine veränderte Blickrichtung auf selbiges. Subjektive Wahrnehmungen, Empfindungen, Erlebnisse und Verarbeitungsprozesse kommen nun in den Blick, etwa bei der Untersuchung des „Fronterlebnisses“, wobei auch und gerade die „einfachen“ Menschen im Mittelpunkt des Interesses stehen. Die klassischen Themen der Politikgeschichte werden dabei explizit in den neuen Ansatz einbezogen. Thomas Mergel kam bei seinen „Überlegungen“ zum Thema zu dem Fazit: „Der kulturhistorische Blick [...] versteht Politik als soziales Handeln, als ein Netz von Be-

³³⁶ W. MOMMSEN, *Der große Krieg*, S. 22.

³³⁷ Zu diesem Ansatz siehe einleitend Peter BURKE, *Was ist Kulturgeschichte?*, Frankfurt am Main 2005; Ute DANIEL, „Kultur“ und „Gesellschaft“. Überlegungen zum Gegenstandsbereich der Sozialgeschichte, in: GG 19 (1993), S. 69-99; dies., *Clio unter Kulturschock*. Zu den aktuellen Debatten der Geschichtswissenschaft, in: GWU 48 (1997), S. 195-218 u. 259-278; dies., *Geschichte schreiben nach der „kulturalistischen Wende“*, in: AfS 43 (2003), S. 576-599; Wolfgang HARDTWIG/Hans-Ulrich WEHLER (Hrsg.), *Kulturgeschichte heute*, Göttingen 1996; Gangolf HÜBINGER, *Konzepte und Typen der Kulturgeschichte*, in: KÜTTLER u. a. (Hrsg.), *Geschichtsdiskurs*, Bd. 4, S. 136-152; Gangolf HÜBINGER, *Die „Rückkehr“ der Kulturgeschichte*, in: CORNELISSEN (Hrsg.), *Geschichtswissenschaften*, S. 162-177; MAURER, *Alte Kulturgeschichte – Neue Kulturgeschichte?*, in: HZ 280 (2005), S. 281-304; Thomas MERGEL/Thomas WELSKOPP (Hrsg.), *Geschichte zwischen Kultur und Gesellschaft*. Beiträge zur Theoriedebatte, München 1997; SIEDER, *Sozialgeschichte auf dem Weg zu einer historischen Kulturwissenschaft?*, in: GG 20 (1994), S. 445-468; Barbara STOLLBERG-RILINGER, *Einleitung: Was heißt Kulturgeschichte des Politischen?*, in: Dies. (Hrsg.), *Was heißt Kulturgeschichte des Politischen?*, Berlin 2005, S. 9-24; TSCHOPP/WEBER, *Grundfragen der Kulturgeschichte*; TSCHOPP, *Die Neue Kulturgeschichte*, in: HZ 289 (2009), S. 573-605; Wolfgang E. J. WEBER, *Kulturhistorische Perspektiven der Landesgeschichte*, in: Johannes BURKHARDT/Thomas Max SAFLEY/Sabine ULLMANN (Hrsg.), *Geschichte in Räumen*. Festschrift für Rolf Kießling zum 65. Geburtstag, Konstanz 2006, S. 323-344 und W. WEBER, *Kulturgeschichte in der Bundesrepublik Deutschland*, in: KUHN/POPP (Hrsg.), *Kulturgeschichtliche Traditionen*, S. 79-100.

³³⁸ Siehe dazu HIRSCHFELD, *Der Erste Weltkrieg in der deutschen und internationalen Geschichtsschreibung*, in: APZ, H. 29-30/2004, S. 3-12, hier: S. 10-12; Ders./Gerd KRUMEICH, *Wozu eine „Kulturgeschichte“ des Ersten Weltkriegs?*, in: BAUER-KÄMPER/JULIEN (Hrsg.), *Durchhalten!*, S. 31-53 und Gerd KRUMEICH, *Kriegs-(Un-)Kultur? Zur deutschen und französischen Forschung über eine Kulturgeschichte des Ersten Weltkriegs*, in: CORNELISSEN (Hrsg.), *Geschichtswissenschaft im Geist der Demokratie*, S. 99-113.

deutungen, Symbolen, Diskursen, in dem – oft widersprüchliche – Realitäten konstruiert werden. [...] Kulturgeschichte der Politik: das bedeutet, den Blick des Fremden einzuüben, nicht nur Worte, sondern auch Anzüge und Sitzordnungen als politische `Taten` zur Kenntnis zu nehmen, keine Geste und Floskel für selbstverständlich zu halten.³³⁹ Die hier eingeforderte Sensibilisierung für die Wahrnehmung scheinbar nebensächlicher Phänomene verspricht in der Tat neue Erkenntnismöglichkeiten, allen (zum Teil berechtigten) Warnungen vor neuen Einseitigkeiten zum Trotz.³⁴⁰

Eines der konstitutiven Merkmale des kulturgeschichtlichen Ansatzes besteht zweifellos darin, dass er wegen seiner geringeren Kohärenz leichter den Anschluss an konkurrierende Methoden und andere Disziplinen ermöglicht. Auch engagierte Vertreter der Neuen Kulturgeschichte wie Silvia Serena Tschopp und Wolfgang E. J. Weber gestehen den diffusen Charakter dieses Konzepts offen ein. „Der rasche Wechsel der Ansätze und Methoden sowie deren vielfach zu beobachtende, jeweils schnelle Absolutsetzung lassen die Kulturgeschichte als im Ganzen chamäleonhaft, modeabhängig erscheinen.“³⁴¹ Und: „Zwar zeichnet sich [...] innerhalb der Neuen Kulturgeschichte die Tendenz zur Bildung von Kanones ab, die deren theoretisches Selbstverständnis maßgeblich beeinflussen, dennoch kann entschiedener Theorie- und Methodenpluralismus weiterhin als eines der hervorstechendsten Charakteristika der sich als kulturalistisch definierten Geschichtswissenschaft gelten.“³⁴² Diese scheinbare Schwäche wird durch einige handfeste Vorteile mehr als wett gemacht. Dazu zählt u. a. die Tatsache, dass die Kulturgeschichte „der wissenschaftlichen Geschichtsbefassung ein neues Bewußtsein über die Vielfalt historischer Quellen verschaffte.“³⁴³ Zudem kann von einer „Verdrängung“ bewährter Methoden durch die Kulturgeschichte nicht wirklich die Rede sein; deren Intention ist ohnehin eine andere:

„Ohne das Anregungspotenzial `traditioneller` Formen der Historiographie zu leugnen, strebt sie [d. h. die Neue Kulturgeschichte] danach, ihren Gegenstand - `die Geschichte` - in all seiner Komplexität noch präziser zu begreifen. Eine so verstandene Kulturgeschichte stellt keine Bedrohung für die Politik- und Sozialgeschichte dar; sie erweist sich vielmehr als deren notwendiges Komple-

³³⁹ Thomas MERGEL, Überlegungen zu einer Kulturgeschichte der Politik, in: GG 28 (2002), S. 574-606, hier: S. 605f.

³⁴⁰ Zur „Neuen Kulturgeschichte“ merkte Hans-Ulrich Wehler an: „Auch an der Politik interessiert sie nicht mehr die Analyse von Entscheidungsprozessen, der unablässige Kampf um Macht und Herrschaft. Vielmehr geht es hier primär um die symbolische Handhabung von Politik, überhaupt um Rituale und Symbole, um Feste und Zeremonien, um die politischen Implikationen der Geschlechterdefinitionen, um den Zwang der sprachlichen Konventionen und Diskursregeln. Aber zahlreiche brennende Probleme werden bestenfalls von der Seite her angestrahlt.“ (Das Duell zwischen Sozial- und Kulturgeschichte, in: Ders., Konflikte zu Beginn des 21. Jahrhunderts, S. 167-177, hier: S. 175). Passend dazu auch der Einwurf von Richard Evans: „In dieser Situation ist es gewiß nicht fehl am Platz, für ein bißchen intellektuelle Toleranz zu plädieren und jede Subdisziplin vor der anmaßenden Annahme zu warnen, die jeweils eigenen Methoden und Vorgehensweisen seien notwendig besser als diejenigen der Rivalen.“ (Fakten und Fiktionen, S. 174).

³⁴¹ W. WEBER, Kulturhistorische Perspektiven der Landesgeschichte, in: BURKHARDT u. a. (Hrsg.), Geschichte in Räumen, S. 323-344, hier: S. 334.

³⁴² TSCHOPP, Die Neue Kulturgeschichte, in: HZ 289 (2009), S. 573-605, hier: S. 594.

³⁴³ W. WEBER, Kulturhistorische Perspektiven der Landesgeschichte, in: BURKHARDT u. a. (Hrsg.), Geschichte in Räumen, S. 323-344, hier: S. 334.

ment. Darüber nachzudenken, wie unterschiedliche Perspektiven geschichtlicher Betrachtung auf sinnvolle, die wissenschaftliche Erkenntnis fördernde Weise verbunden werden können, scheint unter dieser Prämisse die spannendere Herausforderung zu sein als die, sich in theoretischen Abgrenzungsbemühungen im doppelten Wortsinn zu erschöpfen. [...]

Es spricht viel dafür, daß ein weiter theoretischer Horizont wissenschaftlichen Fortschritt im Sinne sich stetig vertiefender Einsicht in historische Zusammenhänge nicht behindert, sondern im Gegenteil beflügelt, ermöglicht er es doch, die jeweils zu analysierenden Phänomene nach unterschiedlichsten Gesichtspunkten zu untersuchen und dadurch ein differenzierteres Bild geschichtlichen Geschehens zu gewinnen.³⁴⁴

Die methodische Offenheit der Kulturgeschichte entspricht nicht zuletzt dem postideologischen Zeitgeist des beginnenden 21. Jahrhunderts und der gar nicht mehr so neuen „Unübersichtlichkeit“ moderner Industriegesellschaften. Der Erfolg in der Wissenschaftspraxis gibt der Renaissance der Kulturgeschichte in den letzten beiden Jahrzehnten jedenfalls Recht. Und die lange Zeit verbreitete Auffassung, „Kulturgeschichte sei dasjenige, was übrig bleibt, wenn man Politikgeschichte sowie Wirtschafts- und Sozialgeschichte aus dem geschichtswissenschaftlichen Erfassungsspektrum abzieht“³⁴⁵, sollte als überwunden gelten. Die moderne Kulturgeschichte versteht sich vielmehr als Zusammenfassung aller Ansätze, „die sich gezielt – also nicht nur nebenher – und analytisch hinreichend reflektiert mit den Voraussetzungen, Erscheinungsformen und Wirkungen individueller und kollektiver Wahrnehmung, Einschätzung, Sinnstiftung und Verhaltensgestaltung in deren historischem Wandel befassen, menschliches Verhalten mithin nicht krude von überzeitlich seelisch-geistigen bzw. biologischen Voraussetzungen oder von historisch als kaum variabel angesehenen materiellen Bedürfnissen oder sozialen Interessen ableiten.“³⁴⁶ Die Gegensätze zwischen den Lagern der Sozialgeschichte und der Kulturgeschichte haben sich inzwischen deutlich entspannt. „Der Macht des Faktischen verdankt die Kulturgeschichte zunehmende Akzeptanz und eine im Moment noch unebrochene Strahlkraft.“³⁴⁷ Gerade wenn es darum geht, die Gesamtheit menschlicher Hervorbringungen zu erfassen und zu erklären, kann die Kulturgeschichte mit ihrem inzwischen erreichten Reflexionsniveau ihre Stärken ausspielen und einem reduktionistischen Menschenbild, wie es Biologie und Wirtschaftswissenschaften mitunter vertreten, mit stichhaltigen Argumenten widersprechen.³⁴⁸ Dies gerade auch deshalb, weil sich die Kulturgeschichte der Objektivitätsproblematik mehr als andere Methoden bewusst ist; Michael Maurer forderte: „Eine hohe Bewußtheit

³⁴⁴ TSCHOPP, Die Neue Kulturgeschichte, in: HZ 289 (2009), S. 573-605, hier: S. 594f.

³⁴⁵ W. WEBER, Kulturhistorische Perspektiven der Landesgeschichte, in: BURKHARDT u. a. (Hrsg.), Geschichte in Räumen, S. 323-344, hier: S. 324.

³⁴⁶ W. WEBER, Kulturgeschichte in der Bundesrepublik Deutschland, in: KUHN/POPP (Hrsg.), Kulturgeschichtliche Traditionen, S. 79-100 [Manuskriptfassung, S. 1f.].

³⁴⁷ TSCHOPP, Forschungskontroversen, in: Dies./WEBER, Grundfragen der Kulturgeschichte, S. 24-122, hier: S. 78.

³⁴⁸ Siehe dazu W. WEBER, Einführung und allgemeiner Überblick, in: Ders./TSCHOPP, Grundfragen der Kulturgeschichte, S. 1-23, hier: S. 21-23.

der Subjektzentriertheit, des eigenen Standortes (nicht nur des methodologischen, auch des politischen, religiösen usw.) sollte gerade für Kulturhistoriker selbstverständlich sein. Sie können differenziert Stellung nehmen und verschiedene Perspektiven einnehmen, aber sie können nicht ihr Objekt gewissermaßen zu einem neutralen, abgerückten Gegenstand machen, der mit ihnen als forschenden Subjekten nichts zu tun hat. (Im `Historismus` war das eine Selbstverständlichkeit!)³⁴⁹

Auf einem anderen Blatt steht dabei, dass sich die Vertreter der Kulturgeschichte weniger lautstark in geschichtspolitische Debatten einschalten als die meinungsstarken Vertreter der Sozialgeschichte und auch deshalb die öffentliche Deutungshoheit nicht in dem Maße errungen haben, wie sie etwa Hans-Ulrich Wehler und Heinrich August Winkler in ihren monumentalen Alterswerken noch einmal einfordern.³⁵⁰ Eine Etage unterhalb dieser „Großen Erzählungen“ setzt sich der Siegeszug der neuen Kulturgeschichte gleichwohl fort. Zum wohl ergiebigsten, wenn auch nicht mehr ganz neuen methodischen Ansatz hat sich dabei der mentalitätsgeschichtliche Zugang entwickelt, dessen Möglichkeiten noch bei weitem nicht ausgeschöpft sind.³⁵¹ Der Wesensgehalt der Mentalitätsgeschichte lässt sich dabei wie folgt zusammenfassen:

„Erforscht werden kollektive kognitive, ethische und affektive Dispositionen in ihrer Vernetzung und wechselseitigen Bedingtheit. Der Blick richtet sich auf ihre internen Kohärenzen, Spannungen und Brüche, auf die Reichweite und Wirkung innerhalb von sozial, religiös, ethnisch oder geschlechterspezifisch bestimmten Gruppen und über Gruppen hinaus, oder auf ihren Wandel. Mentale und psychische Strukturen werden dadurch ebenso historisiert wie Schnittstellen zwischen Individuen und Kollektiven gesucht.

Die komplexen Zusammenhänge von Erlebnissen und ihrer nachträglichen Interpretation, von religiösen oder politischen Meinungen und ideologischen Versatzstücken, von leidenschaftlichen oder vagen Gefühlen und nicht explizit reflektierten Hintergrundüberzeugungen müssen dabei nicht in sich kohärent oder widerspruchsfrei sein. Was uns als Widerspruch erscheinen mag, verweist uns möglicherweise auf die Mentalität der Zeit, auf die Denkstrukturen und Gefühlsmuster, die den Zeitgenossen ihre eigenen Überzeugungen als schlüssig erscheinen ließen. Wichtig ist, nach dem jeweils Denkmöglichen, den Grenzen des Denkbaren sowie potentiellen Denkwiderständen zu fragen. Weltanschauungen und kollektive Sensibilitäten schlagen sich zudem nicht nur in Verhaltensweisen und Ausdrucksformen nieder, sondern auch in Formen des Schweigens.“³⁵²

Es liegt auf der Hand, dass diese Fragestellungen im Ersten Weltkrieg einen besonders lohnenden Gegenstand finden, wobei die Probleme dieses Zuganges nicht verschwiegen werden sollen.³⁵³ Nur

³⁴⁹ MAURER, Alte Kulturgeschichte – Neue Kulturgeschichte?, in: HZ 280 (2005), S. 281-304, hier: S. 293.

³⁵⁰ Gemeint sind hier Wehlers fünfbandige „Deutsche Gesellschaftsgeschichte“ und Winklers (noch nicht abgeschlossene) „Geschichte des Westens“.

³⁵¹ Zur Einführung siehe Ulrich RAULFF (Hrsg.), Mentalitäten-Geschichte. Zur historischen Rekonstruktion geistiger Prozesse, Berlin 1987.

³⁵² Martina KESSEL, Mentalitätengeschichte, in: CORNELISSEN (Hrsg.), Geschichtswissenschaften, S. 235-246, hier: S. 236.

³⁵³ Wolfgang J. Mommsen bemerkte hierzu: „Es steht außer Frage, daß die Rekonstruktion von kollektiven Erfahrungen, Erinnerungen, Einstellungen und geistigen Dispositionen, die gleichsam einer Metaebene vergangener Wirklichkeit angehören, neue Dimensi-

wenn der Beschreibung der subjektiven Wahrnehmungen und Erinnerungen die Untersuchung der „realhistorischen Ebene“, die dafür den „Unterbau“ bietet, vorgeschaltet wird, können die Kriterien seriöser Wissenschaft erfüllt werden. Dabei gilt es sich zunächst noch einmal die Tatsache zu vergegenwärtigen, dass es sich beim Ersten Weltkrieg um einen bis dahin nicht gekannten Zivilisationsbruch handelte:

„Anders als frühere Kriege erfaßte er die orientierenden Strukturen der westlichen Zivilisation und erschütterte sie in ihren Fundamenten. Die Gewalt des modernen technologischen Kriegs und die Erfahrung einer prinzipiellen Disproportionalität zwischen seinen Zerstörungsmitteln und den legitimierenden Kriegszielen führten zu einem Zerfall der kulturellen Sinnstrukturen, der den einzelnen letztlich mit nichts als nackten individuellen Erlebnissen zurückließ. Indem dieser Krieg die Menschheit mit einem Geschehen konfrontierte, das das Interpretationspotential der kulturellen Tradition überstieg, zerstörte er die Fundamente des Zeitalters der Sekurität und des Fortschritts.“³⁵⁴

Welche Folgen all dies für eine Bewegung wie die Sozialdemokratie hatte, die – wenn auch in ganz unterschiedlichen Ausprägungen – einen heute fremdartig anmutenden Fortschrittsglauben verinnerlicht hatte, der religiösen Charakter annehmen konnte, ist noch nicht annähernd erforscht. Hierzu können nur erste Bausteine zusammengetragen werden, die sich mit den Ergebnissen weiterer Studien später zu einem größeren Torso zusammenfügen lassen sollten. Damit soll ein Brückenschlag zwischen klassischer Politik- und moderner Mentalitätsgeschichte versucht werden. Gerade bei der zentralen Achse dieser Untersuchung, der Entstehung und Entwicklung der Integrationsstrategie in der SPD und der dadurch hervorgerufenen Reaktionen, zeigt sich exemplarisch die Herausbildung einer bestimmten Ideologie bzw. Mentalität, die dann ganz konkrete, „messbare“ politische Folgen nach sich zog. Um diesen Prozess zu entschlüsseln, müssen die Vorgänge in einem bestimmten „Denkkollektiv“ nachvollzogen werden; ein solches ist zu verstehen als „*Gemeinschaft der Menschen, die im Gedankenaustausch oder in gedanklicher Wechselwirkung stehen*“, d. h. als „*Träger geschichtlicher Entwicklung eines Denkgebietes, eines bestimmten Wissensbestandes und Kulturstandes, also eines besonderen Denkstiles*.“³⁵⁵

Aktiv teilgenommen an der Debatte um die Integrationsstrategie haben nur ganz wenige Mitglieder der SPD; dementsprechend konventionell bleibt der methodische Zugriff in diesem Bereich. Dazu

onen der historischen Erkenntnis erschließt. Aber die Gefahr ist nicht von der Hand zu weisen, daß im Zuge solcher Forschungen die realhistorische Ebene gleichsam außer Sicht gerät und sich auf diese Weise Defizite hinsichtlich der rationalen Überprüfbarkeit ihrer Ergebnisse einstellen können.“ (Die Geschichtswissenschaft am Ende des 20. Jahrhunderts, in: Ebd., S. 26-38, hier: S. 36).

³⁵⁴ Bernd HÜPPAUF, Der Erste Weltkrieg und die Destruktion von Zeit, in: Hartmut EGGERT/Ulrich PROFTLICH/ Klaus R. SCHERPE (Hrsg.), Geschichte als Literatur. Formen und Grenzen der Repräsentation der Vergangenheit, Stuttgart 1990, S. 207-225, hier: S. 207f.

³⁵⁵ Ludwik FLECK, Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv, Frankfurt am Main 1980 [1935], S. 54f.

passt allerdings, dass nach der Hochphase der Wirtschafts- und Sozialgeschichte in den 1970er Jahren im Zuge der Kulturgeschichte auch „die Rückkehr des Individuums auf die historische Bühne“³⁵⁶ erfolgte, eine Entwicklung, der auch hier Raum gegeben werden soll. Damit schließt sich der Kreis: Inzwischen hat sich wieder stärker die Vorstellung durchgesetzt, dass Einzelpersonen und auch Gruppen nicht allein aufgrund sozioökonomischer Faktoren politische Entscheidungen treffen, sondern hierfür auch andere, „persönliche“, „immaterielle“ Beweggründe eine Rolle spielen. „Der politische Handlungsraum wird somit erst durch die Wahrnehmungen und Interpretationen der Wirklichkeit von den Entscheidungsträgern konstituiert.“³⁵⁷ Diesen Prozess zu erfassen, fällt v. a. in das Ressort der Mentalitätsgeschichte, die noch längst nicht an ihre Grenzen gestoßen ist.

Die Frage nach der Handlungsfreiheit des Individuums in der Epoche von Weltkrieg und Revolution mit ihren – erfolgten und unterbliebenen – folgenschweren Weichenstellungen ist besonders für eine kleine, revolutionäre Partei, wie die bayerische USPD es war, relevant, der sich anzuschließen mindestens bis Kriegsende ein erhebliches persönliches Risiko bedeutete. Mit dem Sturz der Monarchie gelang der Münchner Ortsgruppe zumindest *ein* nachhaltiger Eingriff in die „große Politik“, der für eine Organisation mit solch begrenzter Machtbasis „eigentlich“ nicht zu erwarten war. Hier gilt es Erklärungen zu finden.

Worauf soll das vorgestellte methodische Instrumentarium nun konkret angewendet werden? Die Eingrenzung des Untersuchungsgegenstandes lässt sich im vorliegenden Fall bezüglich der räumlichen und zeitlichen Dimension recht einfach bewerkstelligen. Da ein Verständnis der Ursachen der Spaltung der Sozialdemokratie – eine der Leitfragen dieser Untersuchung – ohne deren Vorgeschichte nicht möglich ist, muss auch der Zeitraum vor der Parteispaltung im April 1917 mit einbezogen werden. Die quellengestützte Analyse im engeren Sinne setzt dabei mit Ausbruch des Ersten Weltkrieges ein,³⁵⁸ die diesem vorangehenden Jahrzehnte werden anhand der vorliegenden Sekundärliteratur, ergänzt durch einige Quellenbefunde, mit der nötigen Intensität abgehandelt. Es wurde bereits der Nachweis erbracht, dass der Erste Weltkrieg auch für die Geschichte der bayerischen Arbeiterbewegung einen eigenständigen Abschnitt darstellt, da der Krieg nicht nur bestehende Trends akzentuiert und beschleunigt, sondern ganz neue Entwicklungen in Gang gesetzt hat.³⁵⁹ Das Fundamentalereignis des Weltkrieges hat auch und besonders für die sozialdemokratische Arbeiter-

³⁵⁶ HIRSCHFELD, Der Erste Weltkrieg in der deutschen und internationalen Geschichtsschreibung, in: APZ, H. 29-30/2004, S. 3-12, hier: S. 8.

³⁵⁷ SCHMIDT, Belehrung – Propaganda – Vertrauensarbeit, S. 19.

³⁵⁸ Zur Bedeutung des Jahres 1914 als Epochengrenze siehe auch Michael SALEWSKI, Möglichkeiten und Grenzen historischer Vergleiche in politischer Absicht oder: Was hat es mit den Jahreszahlen 1914 und 1938 auf sich, in: GWU 32 (1981), S. 585-599, v. a. S. 590-594.

³⁵⁹ Vgl. POHL, Münchener Arbeiterbewegung, S. 26f.

bewegung die Voraussetzungen ihres Handelns fundamental verändert, ihren Handlungsspielraum teils erweitert (durch die neuartige Zusammenarbeit mit Behörden und Unternehmern), teils eingeschränkt (durch die restriktiven Bestimmungen des Belagerungszustandes). Eine entsprechende Abgrenzung ist demnach nur konsequent. Die Darstellung endet folglich (fast) zeitgleich mit dem Krieg.³⁶⁰

Der äußere Rahmen wird zunächst gesetzt durch die Beschränkung auf das Königreich Bayern mit Ausnahme des Sonderfalls der Pfalz.³⁶¹ Durch die Kongruenz der Grenzen der Länder des Reiches und der Parteigliederungen der SPD bzw. USPD ist dieser sich ohnehin aufdrängende Ansatz praktikabel und sinnvoll. Da Bayern auch im hier behandelten Zeitabschnitt eine politische Einheit mit ausgeprägter Eigenständigkeit, Identität und klarer geographischer Abgrenzung war, bedarf die räumliche Begrenzung weder einer Definition noch einer methodischen Begründung (dabei bleibt zu bedenken, dass Bayern innerhalb des Kaiserreiches nur einen Teilstaat bildete, in dem etwa ein Zehntel der Gesamtbevölkerung lebte). Sind die Zeiten einer borusso-zentrierten Geschichtsschreibung auch längst vorbei, so geht es hier doch auch darum, „die `süddeutsche` Kontinuität in der deutschen Geschichte nicht länger zu vernachlässigen und ihr Gewicht stärker herauszuarbeiten.“³⁶² Die Wahl des landesgeschichtlichen Zugriffs (einem – positiv zu bewertenden – Spezifikum der deutschen Forschung zum Ersten Weltkrieg³⁶³) ist dabei geleitet von dessen besonderen Erkenntnismöglichkeiten. Sie beruhen darauf, dass die Landesgeschichte „sowohl als Weitwinkel für die lokale und regionale Geschichte wie auch als Teleobjektiv der allgemeinen Geschichte eingesetzt“³⁶⁴ werden kann; außerdem auf der „engere[n] Verzahnung“³⁶⁵ zwischen Landes- und Kulturgeschichte im Vergleich zur Kombination aus National- und Kulturgeschichte.

Der landesgeschichtliche Zugang wird bei Untersuchungen zur Arbeiterbewegung häufig gewählt, theoretische Überlegungen zu dieser Verknüpfung sind indes eher selten. Einen Katalog erkenntnisleitender Fragestellungen zur Regionalgeschichtsschreibung der Arbeiterbewegung hat bereits Detlev Peukert zusammengestellt; darin heißt es:

³⁶⁰ Der Waffenstillstand, der den Krieg (in Europa) beendete, trat am 11.11.1918 in Kraft; vier Tage zuvor, am 7. 11., war jedoch bereits der von Kurt Eisner und der örtlichen USPD angeführte Umsturz in München erfolgreich. Folglich endet der Gang der Erzählung am Abend des Vortages.

³⁶¹ Zu den Monographien über die pfälzische USPD bzw. die Pfalz im Ersten Weltkrieg siehe oben Kap. 1.1.

³⁶² POHL, Münchener Arbeiterbewegung, S. 509.

³⁶³ Dazu hat Gerhard Hirschfeld angemerkt: „Vielleicht lässt sich in der regionalgeschichtlichen Orientierung, in der Diskussion allgemeiner Thesen in einem überschaubaren geographischen Kontext, der zentrale Beitrag der deutschen Geschichtswissenschaft zur Historiographie des Ersten Weltkriegs erkennen.“ (Der Erste Weltkrieg in der deutschen und internationalen Geschichtsschreibung, in: APZ, H. 29-30/2004, S. 3-12, hier: S. 11).

³⁶⁴ HOLZFURTNER, Landesgeschichte, in: MAURER (Hrsg.), Aufriß der historischen Wissenschaften, S. 348-415, hier: S. 350.

³⁶⁵ W. WEBER, Kulturhistorische Perspektiven der Landesgeschichte, in: BURKHARDT u. a. (Hrsg.), Geschichte in Räumen, S. 323-344, hier: S. 337.

- „- Wie entstehen die sogenannten Hochburgen der Arbeiterbewegung? [...]
- Wer ist innerhalb des Proletariats eigentlich der Träger der revolutionären Traditionen, bzw. Basis einer besonders gemäßigten, beharrenden Strömung? [...]
 - Welche Faktoren lösen Kämpfe für soziale und politische Forderungen aus? Was bestimmt die Motive und Zielsetzungen der Kämpfenden? Wovon hängen Durchschlagskraft und Durchhaltevermögen ab?
 - Warum weisen benachbarte Orte/Wohnsiedlungen/Landschaften mit weitgehend übereinstimmender sozialer Struktur signifikant unterschiedliche politische Verhaltensmuster auf? [...]
 - Nicht zuletzt stellt sich die Frage, welche Organisations- und Aktionstypen die Arbeiterschaft in den verschiedenen örtlich/zeitlichen Situationen hervorgebracht hat, auf welche spezifischen Bedürfnisse damit geantwortet wurde und welche Ziele damit angestrebt und realisiert wurden.
 - Aber nicht nur der innere Aufbau der Arbeiterbewegung gewinnt im regionalen Ausschnitt an Konkretheit, sondern auch ihr Verhältnis zu ihrer Umgebung, den anderen Klassen und Schichten, und der vor Ort fassbaren Struktur und Funktion des Staatsapparates.“³⁶⁶

Die bis dahin nicht ausreichend genutzten Chancen des regionalgeschichtlichen Zugangs wurden auch von Vertretern der Bielefelder Schule wie Klaus Tenfelde erkannt: „Nicht zufällig sind im Hinblick auf die Flügelbildungen zentrale Fragen wie jene nach den regional-landschaftlichen und gewerbestrukturellen Ursachen für gegensätzliche Positionen innerhalb der Arbeiterbewegung und nach der Resonanz der großen Diskussionen in Mitglied- und Anhängerschaft sowie nach dem Zusammenhang von gesellschaftlicher Isolation und Ideologieentwicklung bisher nur cursorisch behandelt worden, und es ist wiederum die Regionalforschung, die solche Kenntnismängel schrittweise abbauen könnte.“³⁶⁷

Der große methodische Vorteil des landesgeschichtlichen Zugangs liegt dabei auf der Hand: Er ist eng genug gefasst, um auf die Entwicklung in den einzelnen (größeren) Ortsverbänden einzugehen; er bietet im Unterschied zur (reinen) Lokalgeschichtsschreibung aber die Möglichkeit des Vergleichs der Varianten eines parallel ablaufenden Prozesses, d. h. der Parteispaltung bzw. des (vorläufigen) Ausbleibens derselben. Dies ist deshalb so bedeutsam, weil „der konsequent durchgeführte Vergleich den einzigen Ersatz bildet, den die Geschichtswissenschaft für das Experiment in den Natur- und bestimmten Sozialwissenschaften besitzt.“³⁶⁸ Genauer gesagt: „Vergleiche können [...] das `Testen von Hypothesen` ermöglichen“, wobei der Vergleich auch bei der „Zurückweisung generalisierender Pseudoerklärungen“³⁶⁹ nützlich sein kann. Dabei gilt:

³⁶⁶ PEUKERT, Zur Regionalgeschichtsschreibung der Arbeiterbewegung, in: Das Argument 110 (1978), S. 546-565, hier: S. 548.

³⁶⁷ TENFELDE, Wege zur Sozialgeschichte, in: WEHLER (Hrsg.), Internationale Forschung, S. 197-255, hier: S. 253.

³⁶⁸ WEHLER, Was ist Gesellschaftsgeschichte?, in: Ders., Aus der Geschichte lernen?, S. 115-129, hier: S. 122.

³⁶⁹ Heinz-Gerhard HAUPT/Jürgen KOCKA, Historischer Vergleich: Methoden, Aufgaben, Probleme. Eine Einleitung, in: Dies. (Hrsg.), Geschichte und Vergleich. Ansätze und Ergebnisse international vergleichender Geschichtsschreibung, Frankfurt/Main – New York 1996, S. 9-45, hier: S. 13.

„Auch der reflektierte Vergleich ist kein Selbstzweck. Er ist vielmehr für den Historiker wie für jeden anderen nicht experimentell arbeitenden Sozialwissenschaftler die einzige Möglichkeit, mittels eines gewissermaßen `indirekten Experiments` (Emile Durkheim)

1. generalisierende Annahmen und Hypothesen konkret zu überprüfen, zu modifizieren oder zu verwerfen,
2. Gemeinsamkeiten und Unterschiede der verglichenen Einzelfälle oder Einzelphänomene herauszuarbeiten,
3. Kriterien und Vorschläge zur Periodisierung anzuregen und zu überprüfen und
4. die offenen Fragen und die Richtung der weiteren Forschungsstrategie zu präzisieren, was nicht nur (wenn auch besonders) im Falle der Falsifizierung der Ausgangshypothese wichtig ist.“³⁷⁰

Bei der Untersuchung der Arbeiterbewegung wurde das Instrument des Vergleichs bislang nur unzureichend genutzt³⁷¹ (wobei auch hier Ausnahmen die Regel bestätigen³⁷²); die Potenziale dieser Methode sollen für den vorliegenden bayerischen Fall genutzt werden. Von diesen theoretischen Vorüberlegungen ausgehend soll am Ende eine kleine Typologie der Entwicklung der sozialdemokratischen Ortsverbände des Landes stehen; der Abgleich mit den strukturellen Voraussetzungen, die vor Ort jeweils gegeben waren, führt dann zu einer Eingrenzung der für den Gesamtprozess relevanten Faktoren.

Auf welche perspektivischen Ansätze kann dabei zurückgegriffen werden? Das immer noch grundlegende Werk von Dieter Groh über die Sozialdemokratie vor 1914 konzentriert seinen Blick, wie viele andere Studien auch, auf die Denk- und Handlungsweisen der *Partei spitze*. Bei aller unstrittigen Bedeutung, die der Führung in einer bürokratisch-zentralistisch organisierten Partei zukommt, erhob sich früh der Ruf nach der Untersuchung der „eigentlichen Arbeiterbewegung“, ein Begriff, der bis auf Friedrich Engels zurückgeht.³⁷³ Vereinzelt wurde bereits die Gedankenwelt der „einfachen“ Mitglieder untersucht,³⁷⁴ ohne dass es zu einem wirklich integrierten Ansatz gekommen wäre.

Der bereits aus der landesgeschichtlichen Perspektive abgeleitete Ansatz der Verklammerung von lokaler und regionaler (Partei-)Ebene soll schließlich noch durchgehend ergänzt werden durch die Einbeziehung der Vorgänge auf der Ebene des Deutschen Reiches sowie von deren Interdepen-

³⁷⁰ Hans-Jürgen PUHLE, Theorien in der Praxis des vergleichenden Historikers, in: Jürgen KOCKA/Thomas NIPPERDEY (Hrsg.), Theorie und Erzählung in der Geschichte, München 1979, S. 119-136, hier: S. 122.

³⁷¹ Jürgen Kocka hat dazu 1994 festgestellt: „Die *historische Komparatistik* hat die Arbeiter- und Arbeiterbewegungsgeschichte trotz mancher Ansätze in zurückliegenden Jahren noch nicht erobert. Viel Lohnendes bleibt hier zu tun, in Form interregionaler und internationaler Vergleiche.“ (Jürgen KOCKA, Arbeiterbewegung in der Bürgergesellschaft. Überlegungen zum deutschen Fall, in: GG 20 (1994), S. 487-496, hier: S. 488).

³⁷² Als Beispiele zu nennen wären Stefan BERGER, Ungleiche Schwestern? Die britische Labour Party und die deutsche Sozialdemokratie im Vergleich. 1900-1931, Bonn 1997 und BOLL, Massenbewegungen in Niedersachsen.

³⁷³ Siehe dazu Hannes HEER/Dirk HEMJE-OLTMANS/Volker ULLRICH, Organisationsgeschichte oder Geschichte der „eigentlichen Arbeiterbewegung“? Zu neueren Veröffentlichungen über die Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, in: Das Argument 106 (1977), S. 860-880.

³⁷⁴ So beispielsweise bei STEINBERG, Sozialismus und deutsche Sozialdemokratie, S. 129-142.

denzen mit der bayerischen Entwicklung. Um dies von Anfang an ebenso gewährleisten zu können wie die Verortung der Sozialdemokratie im gesellschaftlichen und politischen System insgesamt, ist der Darstellung der Parteispaltung in Bayern noch eine Synopsis der Erkenntnisse über die Sozialdemokratie auf Reichsebene parallel geschaltet. Die dadurch entstehende Verknüpfung von lokaler, regionaler und nationaler Ebene (d. h. von Ortsgruppe, Landesverband und Gesamtpartei) ist als solche wenig originell, erfordert aber einigen Aufwand und wurde in der bisherigen Forschung ausgesprochen selten versucht.

Über den engeren Rahmen einer Parteigeschichte hinausgehend soll die (Vor-)Geschichte der USPD auch als Vorgeschichte der Revolution in Bayern verstanden werden. Da die SPD-Parteioption/USPD als Gegnerin des Burgfriedens nahezu eine Monopolstellung einnahm, können hier auch in geeigneter Weise die Entstehung oppositionellen Denkens und Handelns in einem autoritären Obrigkeitsstaat unter Kriegsbedingungen sowie der Reaktion der Staatsorgane hierauf nachgezeichnet werden.

Das Binnenleben der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung ist schon seit der einschlägigen Untersuchung von Robert Michels,³⁷⁵ d. h. bereits seit der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg, Gegenstand soziologischer Analysen; umso erklärungsbedürftiger muten die Defizite an, die es in der Geschichtsschreibung hier nach wie vor gibt. Robert Wheeler sprach vor drei Jahrzehnten diesen wunden Punkt an: „Im Grunde ist es eine der größten Paradoxien der Geschichtsschreibung, daß gerade solche Historiker, die über fortschrittliche Bewegungen forschen, sehr konservativ in der Wahl ihrer Mittel und Methoden sind. [...] Eine Folge dieses erstaunlichen Tatbestandes ist, daß die `Arbeiter`-Bewegung größtenteils von der Spitze her untersucht wird. Während Persönlichkeiten, Programme und Theorien im gewissen Sinne überbewertet werden, wird die Basis kaum berührt oder aus der Sicht der zeitgenössischen Herrschenden bzw. Etablierten gesehen.“³⁷⁶

Dieser Kritik ist der Boden noch längst nicht völlig entzogen worden; im Fokus steht meist die Führungsschicht der Sozialdemokratie, die häufig mit Hilfe der Theoreme von Michels analysiert wurde.³⁷⁷ Obwohl das wissenschaftliche Interesse an Michels inzwischen wieder erwacht ist,³⁷⁸

³⁷⁵ Vgl. Robert MICHELS, Zur Soziologie des Parteiwesens in der modernen Demokratie. Untersuchungen über die oligarchischen Tendenzen des Gruppenlebens. Neudruck der zweiten Auflage [1925]. Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Werner Conze, Stuttgart 1957.

³⁷⁶ Robert WHEELER, Quantitative Methoden und die Geschichte der Arbeiterbewegung: Möglichkeiten und Grenzen, in: IWK 10 (1974), S. 40-51, hier: S. 41f.

³⁷⁷ Siehe dazu beispielsweise Günter KÖNKE, Organisierter Kapitalismus, Sozialdemokratie und Staat. Eine Studie zur Ideologie der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik (1924-1933), Stuttgart 1987, S. 19-23 oder Wilhelm Heinz SCHRÖDER, Politik als Beruf? Ausbildung und Karrieren von sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten im Kaiserreich und in der Weimarer Republik, in: Dieter DOWE/Jürgen KOCCA/Heinrich August WINKLER (Hrsg.), Parteien im Wandel. Vom Kaiserreich zur Weimarer Republik, München 1999, S. 27-84, hier: S. 30-34.

wurden seine mitunter brillanten Analysen des Innenlebens der Sozialdemokratie bisher noch nicht in angemessener Weise herangezogen, um die Parteispaltung zu erklären.³⁷⁹ Michels` 1908/9³⁸⁰ formulierte Kernthese lautete:

„Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß in der Partei im letzten Grunde das demokratische System zu dem Recht der Massen zusammengeschrumpft ist, sich an gegebenen Zeitpunkten die Herren selbst zu wählen, denen sie in der Zwischenzeit absoluten Gehorsam schulden, also zu einem System, wie wir es in der Staatengeschichte im plebiszitären Bonapartismus kennengelernt haben.

Die Allmacht der unverantwortlich gewordenen Bureaucratie wächst zur Diktatur aus, da sie als Verwalterin des Parteivermögens auch über die Machtmittel verfügt – die Presse, die Kassen, der Schriftenverlag und -vertrieb, die Aufnahme in die Listen der bezahlten Redner, – die sie unliebsamen Konkurrenten oder unzufriedenen Elementen aus der Masse jederzeit sperren kann und tatsächlich jederzeit sperrt. [...]

Die Bildung von Oligarchien im Schoße der modernen Formen der Demokratien ist eine organische, also eine Tendenz, der jede Organisation, auch die sozialistische, selbst die libertäre, unterliegen muß. Sie erklärt sich teils psychologisch, d. h. durch die Veränderungen des Seelenlebens, die die einzelnen Persönlichkeiten in der Bewegung im Laufe der Entwicklung erfahren, teils aber auch, und zwar in primärer Weise, aus dem, was man als *Psychologie der Organisation selbst* bezeichnen möchte, d. h. aus den Notwendigkeiten taktischer und technischer Natur, die aus dem Erstarren jedes sich auf politischer Bahn sich bewegenden disziplinierten Aggregats hervorgehen. Wenn es ein soziologisches Gesetz gibt, dem die politischen Parteien – das Wort Politik hier im weitesten Sinne genommen – unterworfen sind, so mag es, auf seine kürzeste Formel gebracht, etwa so lauten: die Organisation ist die Mutter der Herrschaft der Gewählten über die Wähler.

Jede Parteiorganisation stellt eine mächtige auf demokratischen Füßen ruhende Oligarchie dar. Allüberall Wähler und Gewählte. Aber auch allüberall fast unumschränkte Macht der gewählten Führerschaft über die wählenden Massen. Die oligarchische Struktur des Aufbaues verdeckt die demokratische Basis. [...]

Als oberstes Gesetz der Partei bildet sich die Tendenz, alles von sich fernzuhalten, was in die Speichen ihres Räderwerkes eingreifen, ihren Organismus oder doch wenigstens dessen äußere Form, die Organisation, die immer mehr zu ihrem Lebensnerv wird, bedrohen könnte. Selbst in die Defensive gedrängt, wird sie es vorziehen, wertvolle eroberte Positionen zu verlieren und alte Rechte aufzugeben als der Offensive des Gegners mit Abwehrmitteln zu begegnen, die sie `kompromittieren` könnten.“³⁸¹

Das Auftreten oppositioneller Strömungen wurde in diesem Konzept durchaus berücksichtigt, ihnen wurde aber eine ernüchternde Prognose gestellt:

³⁷⁸ Vgl. GENETT, Der Fremde im Kriege.

³⁷⁹ Der *Vornwärts*-Redakteur Heinrich Ströbel hat allerdings bereits 1915 die auf die Spaltung zusteuende Krise der SPD in einer Weise mit dem Umstand der eingetretenen „Bürokratisierung“ erklärt, die eindeutig auf die Analysen von Michels zurückgreift, allerdings ohne diesen namentlich zu nennen. (Vgl. Heinrich Ströbel, Die Ursachen der sozialistischen Krise, in: *Die Neue Zeit*, Nr. 12 vom 17.12.1915, S. 353-361, hier: S. 357-359).

³⁸⁰ Die folgenden Zitate entstammen der 1909 erschienenen Schrift „Der konservative Grundzug der Partei-Organisation“; der Kern dieser Thesen ist bereits im Jahr zuvor veröffentlicht worden. (Vgl. Robert Michels, Einige Randbemerkungen zum Problem der Demokratie. Eine Erwiderung, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 25 vom 17.12.1908, S. 1615-1621, hier v. a. S. 1617 u. 1621).

³⁸¹ Robert MICHELS, Der konservative Grundzug der Partei-Organisation, in: Ders., *Soziale Bewegungen zwischen Dynamik und Erstarrung. Essays zur Arbeiter-, Frauen- und nationalen Frage*. Herausgegeben von Timm Genett, Berlin 2008, S. 198-213, hier: S. 208f. u. 212.

„Bisweilen sehen wir allerdings die Oligarchie der Führer jäh durchbrochen. Die Massen lehnen sich auf und kündigen den Gehorsam. Fast immer steht hinter diesen Vorgängen aber lediglich der Kampf einer Führergruppe mit einer anderen Führergruppe um die Macht. Den Massen allein unterliegt der Führer nie. Nur, wenn die Massen einen neuen und gewaltigeren Führer finden, ist es möglich, daß er niedergerungen wird. [...]

Die Unabhängigkeit der Führer wächst im gleichen Maße mit ihrer Unentbehrlichkeit, und die Macht und ökonomische Sicherheit ihrer Stellung wirkt immer mehr faszinierend auf die Massen und stachelt den Ehrgeiz gerade der begabtesten Elemente zum Eintritt in die privilegierte Bürokratie der Arbeiterbewegung an, die auf diese Weise immer unfähiger wird, die latente Opposition gegen die alten Führer durch neue begabte Kräfte leiten zu lassen. Die Massen werden gewiß noch ab und zu revoltieren, aber der Energie der Massen wird von den Führern immer wieder der Zügel angelegt werden. Nur eine Politik der herrschenden Klassen, die in jäher Verblendung den Bogen überspannt, wird die Parteimassen als aktive Schauspieler auf die Bühne der Geschichte bringen und die Macht der Parteioligarchen aufheben können. Aber ein direktes Eingreifen der Masse wird stets gegen den Willen der Führer stattfinden. Von diesen vorübergehenden Unterbrechungen abgesehen, wird die natürliche und normale Entwicklung der Organisation auch der sozialrevolutionärsten Partei nach wie vor den dauerhaften Stempel der Beharrung aufdrücken.“³⁸²

Nun: Die „jäh Verblendung“ der herrschenden Klassen führte Deutschland in den Ersten Weltkrieg, dessen Auswirkungen den inneren Zusammenhalt der Gesellschaft insgesamt und auch denjenigen der Sozialdemokratie zerstörten. Daraus entstanden eine immer stärker werdende Oppositionsströmung, schließlich die USPD und die – mit ihr verflochtene, aber nicht deckungsgleiche – Rätebewegung. Die 1917/18 entstehende „revolutionäre Massenbewegung“³⁸³ kann auch als die von Michels zumindest für möglich gehaltene Rückkehr der „Massen“ auf die „Bühne der Geschichte“ interpretiert werden. Vorschnelle Urteile oder gar Glorifizierungen verbieten sich jedoch, schließlich benötigte die neu entstandene USPD ebenso wie die Rätebewegung auch ihr eigenes Führungspersonal, das sich dem „ehernen Gesetz der Oligarchie“ nicht a priori entziehen konnte. Näheren Aufschluss kann hier nur ein Blick auf die „Basis“ erbringen, d. h. ein Blick auf die einzelnen sozialdemokratischen Ortsverbände (während des Januarstreiks auch auf die einzelnen Fabrikbelegschaften) und deren Wechselwirkung mit der Parteiführung. Bei allen Verdiensten blieben hier die bisherigen Untersuchungen zur Landes-SPD methodisch unbefriedigend, da sie den Fokus auf die professionelle Führungsspitze der Partei richteten, die sich aus den Reichstags- und Landtagsabgeordneten sowie den Gewerkschafts- und Parteifunktionären und –redakteuren zusammensetzte, die sich hauptberuflich der Politik widmete. Daran hatte sich frühzeitig Kritik entzündet.³⁸⁴

³⁸² Ebd., S. 212f.

³⁸³ Vgl. FELDMAN u. a., Massenbewegungen der Arbeiterschaft, in: PVS 13 (1972), S. 84-105.

³⁸⁴ So etwa von Detlev Peukert: „Auch die innere Struktur der Arbeiterorganisationen, Parteien und Gewerkschaften, das Verhältnis von Führungskern, Funktionärsstamm, Mitgliedschaft und Wählerschaft, oder die Beziehung verschiedener regionaler, sozialer und ideologischer Gruppierungen innerhalb einer Partei oder Gewerkschaft ist noch weitgehend eher Gegenstand generalisierender Aussagen als von sorgfältigen monographischen Studien. [...] Hingegen ist gerade die Analyse der Vermittlungen zwischen der Gesamtbewegung, ihrer Führung und Basis notwendig, um das spezifische Gefüge der Arbeiterbewegung in den Griff zu bekommen; denn weder Organisationsblindheit noch Hypostasierung einer autonomen Basis vermögen den Charakter der Arbeiterbewegung als

Eine Verengung des Blickwinkels auf wenige Führungspersönlichkeiten soll hier vermieden werden durch die Einbeziehung des Mittelbaus der Partei, d. h. derjenigen Mitglieder, die nicht zur Gruppe der „Berufspolitiker“ zählten, sondern gewissermaßen das „Rückgrat“ der Partei, ihren aktiven Kern darstellten, der das Parteileben auf Ortsvereinebene trug (und eine Partei mit dem Charakter der SPD, die eben keine „Honoratiorenpartei“ war, überhaupt erst ermöglichte). Dieser Kern umfasste natürlich nur einen (kleineren) Teil der Mitgliedschaft, diese wiederum nur einen Teil der Wählerschaft (wenn auch festzustellen ist, dass der Organisationsgrad der Sozialdemokratie zumindest vor 1914 mitunter extrem hoch war³⁸⁵).

Gerade unter den Bedingungen des Ersten Weltkrieges hatten sich die Meinungsbildungsprozesse innerhalb der Sozialdemokratie in einen weniger öffentlichen Bereich verlagert, was einen spezifischen Untersuchungsansatz erfordert.³⁸⁶ (Davon abgesehen war die Mitgliedschaft durch die zahlreichen Einberufungen, aber auch durch Neueintritte einer erheblichen Umformung ausgesetzt.) Die Wechselwirkung zwischen lokaler Ebene (Ortsverein), Landesleitung/Landtagsfraktion und auch den Führungsgremien der Gesamtpartei (Parteivorstand und –ausschuss, Reichstagsfraktion) gilt es aufzudecken, um zu klären, wie die folgenschweren Richtungsentscheidungen in der SPD im Weltkrieg zustande gekommen bzw. vermittelt worden sind. Damit wird die traditionelle zentralistische Perspektive „von oben“ aufgebrochen und die Parteiorganisation in ihrer ganzen Komplexität einbezogen. Neben der Beschreibung der Richtungskämpfe in den einzelnen (größeren) Ortsvereinen soll dabei gleichzeitig der prosopographische Ansatz auf einen weiteren Kreis von Personen ausgedehnt werden, der in der bisherigen Forschung kaum berücksichtigt wurde und/oder nicht zur Gruppe der Berufspolitiker zählte.

In den Werken zur Sozialdemokratie auf Reichsebene nimmt die bayerische Entwicklung eine meist marginale Nebenrolle ein. Dies kommt nicht von ungefähr, lag der Schwerpunkt der sozialdemokratischen Organisationen doch eindeutig in Norddeutschland, bildete Berlin mit dem Sitz von Parteivorstand und Reichstagsfraktion den Mittelpunkt der programmatischen Debatten und der Macht in der Partei. Dennoch hat Karl Heinrich Pohl für den Zeitraum vor dem Ersten Weltkrieg zu Recht festgestellt:

Artikulation jener Klasse herauszuarbeiten, die aus ihrer Stellung im kapitalistischen Produktionsprozeß heraus die Kraft zur gesellschaftlichen Alternative und zur Erringung der Führungsrolle in Gesellschaft, Kultur und Politik entfaltet.“ (Detlev PEUKERT, Zur Regionalgeschichtsschreibung der Arbeiterbewegung, in: Das Argument 110 (1978), S. 546-565, hier: S. 546f.).

³⁸⁵ In Nordbayern gehörte 1914 jeder dritte Wähler der SPD der Partei an, in Südbayern immerhin noch ein knappes Viertel und damit etwas weniger als im Reichsdurchschnitt. (Angabe aus HIRSCHFELDER, Bayerische Sozialdemokratie (Teil II), S. 542).

³⁸⁶ „Dem Funktionsverlust der öffentlichen Meinungsbildung auf Parteitag und in den Leitungsgremien der Partei entsprach eine stärkere Bedeutung der betrieblichen und innerorganisatorischen Meinungsführer auf der lokalen Ebene und damit auch der lokalen Presse.“ (BOLL, Frieden ohne Revolution?, S. 192).

„Wenn in der Geschichte des Wilhelminischen Reiches und der deutschen Sozialdemokratie nach den Wurzeln für die Anfänge einer Parlamentarisierung gesucht wird, für Ansätze einer Umgestaltung der Parteien zu Volksparteien, für die allmähliche Integration der Arbeiter in den Staat sowie für kampflose Konfliktbewältigung in wirtschaftlichen Bereichen, bietet – so überraschend das auch aus heutiger Perspektive erscheinen mag – das Bayern des ausgehenden Jahrhunderts mit seiner sozialdemokratischen ‚Landespartei‘ ein Feld, dessen Bedeutung noch lange nicht erkannt, geschweige denn gewürdigt worden ist. Das gilt nicht zuletzt auch für die Parteigeschichtsschreibung der deutschen Sozialdemokratie.“³⁸⁷

Die Fragestellungen des Historikers und das methodische Vorgehen bei der Suche nach Antworten sind das eine, die Aufbereitung der Ergebnisse – sei es für den engen Kreis der Fachgelehrten oder für eine breitere interessierte Öffentlichkeit – ist das andere. Bereits Johann Gustav Droysen hat auf den Unterschied zwischen Forschung und Darstellung hingewiesen.³⁸⁸ Die Zahl der nur mühsam oder kaum lesbaren Arbeiten ist jedenfalls groß genug, um zu belegen, dass die gründliche Durchdringung des Stoffes keine hinreichende Voraussetzung für eine allgemeinverständliche Vermittlung wissenschaftlicher Ergebnisse bietet. Unter dem Schlagwort „Erzählung“ gibt es hierzu eine eigenständige Debatte innerhalb des Faches, die weit zurückreicht.³⁸⁹

Bedarf der historische Vergleich auch gewiss „expliziter Kategorien und konsistenter Begriffssysteme, die nicht aus den Quellen abgeleitet werden können, d. h. [...] der [...] Theoriebildung und des Theoriegebrauchs“³⁹⁰, so gilt es darüber nicht die narrative Komponente der Geschichtsschreibung zu vernachlässigen. Denn: „Geschichtsschreibung ist in allen ihren Spielarten – gleich ob strukturanalytisch, quantifizierend oder qualitativ-interpretierend – narrativ, denn sie fußt in jedem Fall auf der Konstruktion von Zusammenhängen in Zeit und Raum, die nicht anders als in der Form der Erzählung berichtet und nicht anders als *erzählend erklärt* werden können.“³⁹¹

Noch unter dem Eindruck der Hochphase des sozialgeschichtlichen Ansatzes mit seinen quantifizierenden Methoden wurde in den 1980er Jahren die „Rückkehr der Erzählkunst“ eingefordert.³⁹² Gemeint war damit eine kritische Betrachtung der Ergebnisse strukturgegeschichtlich orientierter Arbeiten und eine Rückbesinnung auf die Analyse individueller Entscheidungen und Wahrnehmungen

³⁸⁷ Karl Heinrich POHL, Der Sondercharakter der bayerischen Sozialdemokratie vor dem Ersten Weltkrieg, in: MEHRINGER (Hrsg.), Von der Klassenbewegung zur Volkspartei, S. 20-33, hier: S. 31.

³⁸⁸ Vgl. Wolfgang HARDTWIG, Theorie und Erzählung – eine falsche Alternative, in: KOCKA/NIPPERDEY (Hrsg.), Theorie, S. 290-299.

³⁸⁹ Bereits in den 1950er Jahren wurde die Debatte um das Verhältnis zwischen „Analyse“ und „Erzählung“ im Arbeitskreis für moderne Sozialgeschichte geführt. (Vgl. W. SCHULZE, Deutsche Geschichtswissenschaft nach 1945, S. 262).

³⁹⁰ PUHLE, Theorien in der Praxis des vergleichenden Historikers, in: Ebd., S. 119-136, hier: S. 123.

³⁹¹ SIEDER, Sozialgeschichte auf dem Weg zu einer historischen Kulturwissenschaft?, in: GG 20 (1994), S. 445-468, hier: S. 459.

³⁹² Vgl. Lawrence STONE, Die Rückkehr der Erzählkunst. Gedanken zu einer neuen alten Geschichtsschreibung, in: Ulrich RAULFF (Hrsg.), Vom Umschreiben der Geschichte. Neue historische Perspektiven, Berlin 1986, S. 88-102.

handelnder Personen; dahinter steht die Überzeugung, „daß die Kultur einer Gruppe oder gar der Wille eines Individuums als Determinanten des Wandels mindestens ebenso wichtig genommen werden müssen wie die unpersönlichen Kräfte der materiellen Produktion und des demographischen Wachstums.“³⁹³

Den auf breiterer Front – gerade im Zusammenhang mit der „geistig-moralischen Wende“ von 1982 – vorgetragenen Forderungen nach mehr „Erzählung“ trat, stellvertretend für die Sozialgeschichtsschreibung, Jürgen Kocka mit der Behauptung entgegen: „Das, was durch mehr Erzählung ersetzt, verändert oder doch in seiner vermeintlichen Dominanz zurückgedrängt werden soll, ist eine stärker strukturgeschichtlich, stärker theoretisch, stärker analytisch orientierte Geschichtswissenschaft. In diesem Verständnis stehen Erzählung und Theorie durchaus in Gegensatz, zumindest in Spannung miteinander.“ Aber: „Die der theoretisch orientierten Geschichtswissenschaft angemessene Darstellungsform ist weder die Tabelle noch die Erzählung, sondern – die historische Argumentation.“³⁹⁴ Die theorieorientierte „Gesellschaftsgeschichte“ (durchaus fähig zur Selbstkritik) wandte sich damit nicht gegen narrative Elemente per se, sondern gegen deren Überbetonung zu Lasten begrifflicher Klarheit und gegen den Verzicht auf analytische Elemente zu Gunsten „mundgerechter“ Darstellung. Dazu noch einmal Wehler: „Man sucht beim Erklären explizit nach kausalfunktionalen Ursachen, die eine Handlung, einen Prozeß überzeugend erklären. Dagegen tritt das zentrale Element des Verstehens, die Intuition (wie geschickt sie auch sein mag), zurück.“³⁹⁵ Die Balance zwischen ausreichender theoretischer Unterfütterung und verbindlicher Form wird hier bereits implizit postuliert – an der Gültigkeit dieses Zieles hat sich bis heute nichts geändert.

Der stärker erzählerische Ansatz kommt sicherlich dem Bedürfnis entgegen, die „Ergebnisse einem intelligenten, aber nicht professionellen Publikum zugänglich zu machen, das zwar begierig ist, sich die Erkenntnisse anzueignen, die mit den neuen Fragestellungen, Methoden und Daten gewonnen wurden, sich aber außerstande fühlt, unlesbare statistische Tabellen, trockene analytische Beweisführung und die Prosa des technischen Jargons zu verdauen.“³⁹⁶ Es gilt also immer wieder erneut das beliebte Vorurteil zu widerlegen, wonach sich Seriosität und Verständlichkeit der Darstellung weitgehend ausschließen. Dass dem mitnichten so sein muss, demonstriert die angelsächsische Kultur der Wissenschaftsprosa – auch und gerade bei der Behandlung des Ersten Weltkrieges – seit langem. Sie soll hier als Vorbild dienen. Mit welchen sprachlichen Mitteln einem so monumentalen, ja monströsen Ereignis wie dem Ersten Weltkrieg am besten zu Leibe zu rücken ist, wird sich indes

³⁹³ Ebd., S. 89.

³⁹⁴ Jürgen KOCKA, Zurück zur Erzählung? Plädoyer für historische Argumentation, in: GG 10 (1984), S. 395-408, hier: S. 397 u. 401.

³⁹⁵ WEHLER, „Eine lebhaftige Kampfsituation“, S. 133.

³⁹⁶ STONE, Die Rückkehr der Erzählkunst, in: RAULFF (Hrsg.), Vom Umschreiben der Geschichte, S. 88-102, hier: S. 96f.

nie im Konsens klären lassen. Schwer zu widersprechen ist die Behauptung Salewskis: „man kann den Krieg nicht gefühllos und glatt heruntererzählen. Nicht weil dies herzlos, sondern unwissenschaftlich wäre, denn glatt und gefühllos war er eben nicht, der Krieg.“³⁹⁷

Spätestens an diesem Punkt stellen sich grundsätzliche Fragen:

„Was also ist dann Geschichte? Was tun die Historiker, bei Thukydides angefangen bis zu Max Weber oder Marc Bloch, was tun sie wirklich, wenn sie erst einmal aus ihren Dokumenten aufgetaucht sind und zur `Synthese` schreiten? Betreiben sie die wissenschaftliche Untersuchung der verschiedenen Aktivitäten und Schöpfungen der Menschen früherer Zeiten? Die Wissenschaft vom Menschen in Gesellschaft? Von den menschlichen Gesellschaften? Sie tun etwas weitaus Bescheideneres. Die Antwort auf diese Frage hat sich auch seit zweitausend-zweihundert Jahren nicht geändert, seit sie von den Nachfolgern des Aristoteles gefunden wurde: Die Historiker erzählen wahre Ereignisse, deren Akteur der Mensch ist. Geschichte ist ein wahrer Roman. Eine Antwort, die auf den ersten Blick belanglos erscheint . . .“³⁹⁸

Zwischen dieser extrem reduktionistischen Sicht und dem analytischen Ansatz, wie ihn Wehler und Kocka vertreten, liegt eine riesige Bandbreite, die die methodische Differenzierung innerhalb der Geschichtswissenschaft repräsentiert und v. a. auch die schier unendliche Vielfalt ihrer Gegenstände. Da Form und Inhalt der Geschichtsschreibung eng zusammenhängen, hat die Akzentverschiebung der letzten Jahre zu einer Aufwertung der narrativen Darstellungsweise geführt. Gerade die neuere Forschung zum Ersten Weltkrieg verweist darauf, dass wichtige Handlungen politischer Akteure und die dahinter waltende Irrationalität (wenn überhaupt) nur mit einer mentalitätsgeschichtlichen Analyse erklärt werden können.³⁹⁹ „Sozioökonomische Interpretationen des sozialen, politischen und kulturellen Lebens haben an Popularität verloren. Demgegenüber erlebt der Begriff der `Kultur` eine beeindruckende Karriere, es wimmelt nur so von kulturellen Interpretationen und kulturellen Ansätzen.“ Der Trend in der Geschichtsschreibung der letzten Jahre geht also weg von der Analyse „objektiv“ meßbarer Parameter, hin zur „subjektiv“ wahrgenommenen Dimension, d. h. zu „Erfahrung und Handlung, [...] Sinnzurechnung und Mentalität.“⁴⁰⁰ Damit kommt die Geschichtsschreibung in den Grenzbereich zur Psychologie, auf deren Erkenntnisse hier nicht explizit eingegangen werden soll und kann. Ein zentrales Phänomen bei der – auch retrospektiven - Wahrnehmung und Verarbeitung des Ersten Weltkrieges muss hier allerdings zur Sprache kommen: Die Herausbildung von wirkungsmächtigen Mythen.

³⁹⁷ SALEWSKI, Der Erste Weltkrieg, S. 19.

³⁹⁸ Paul VEYNE, Geschichtsschreibung – Und was sie nicht ist, Frankfurt am Main 1990, S. 10.

³⁹⁹ Vgl. FÖRSTER, Die Ursachen des Ersten Weltkrieges, in: WEGNER (Hrsg.), Wie Kriege entstehen, S. 211-252.

⁴⁰⁰ KOCKA, Annäherung und neue Distanz, in: HETTLING/NOLTE (Hrsg.), Nation und Gesellschaft, S. 15-31, hier: S. 20 u. 25.

An der Bedeutung von Mythen für die Politik und die Mechanismen der Erinnerung kann kein Zweifel bestehen, gerade weil sie mit den Prinzipien der Vereinfachung und der Überzeichnung operieren.⁴⁰¹ Boris Barth definierte politisch wirkende Mythen „als sinntragende mentale Konstrukte, bei denen ein eindeutig feststellbarer Widerspruch zwischen einem historisch als real definierbaren Vorgang und seiner ganz anderen Verarbeitung in der späteren kollektiven Erinnerung feststellbar ist.“⁴⁰² Zusammenfassend lässt sich festhalten:

„Politische Mythen sind Subjekt und Objekt von Geschichte, vor allem, weil sie sinngebend wirken. Damit sind sie als Instrument der Kommunikation mit den Massen ein wichtiges Medium der Politischen Psychologie. [...] Somit kann man einen politischen Mythos als emotional aufgeladene Narration definieren, die historische Wirklichkeit nicht den Tatsachen gemäß, sondern in einer selektiven und stereotypisierten Weise interpretiert und dieser ‚mythischen Lesart der Geschichte‘ (Jean Pouillon) einen Anschein von Historizität verleiht. Charakteristisch für einen politischen Mythos ist, dass er sich durch komprimierte, mitreißende Bilder bzw. Erzählungen auszeichnet. Dies führt dazu, dass andere Sachverhalte von der mythischen Narration ‚übersehen‘ bzw. vernachlässigt werden.“⁴⁰³

In Deutschland, lange Zeit „ein regelrechtes Dorado der Mythographie“⁴⁰⁴, hat 1945 (und nicht bereits 1918/19) in dieser Hinsicht ein tiefer und längst überfälliger Einschnitt stattgefunden, d. h. die nahezu völlige Entwertung der bis dahin als kanonisch geltenden Mythen. Aus heutiger Sicht lautet dazu das Urteil: „Das Defizit politischer Mythen in Deutschland hat also einen Preis, und der besteht im Fehlen von Groß Erzählungen, die Zutrauen und Mut erzeugen und politische Reformen begleiten und absichern können. Der Befund mag überraschen: Mangel an politischen Mythen und struktureller Konservatismus gehen offenbar Hand in Hand. Nun hat aber, wie die deutsche Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts zeigt, ein überbordender Reichtum an politischen Mythen ebenfalls seinen Preis, und der war mit Sicherheit größer als der, den die Bonner und Berliner Republik für ihre Mythenfeindlichkeit bisher zu zahlen hatten.“⁴⁰⁵

⁴⁰¹ „Im Gegensatz zu dem schwer durchschaubaren Netzwerk konkurrierender Einflüsse in der empirischen Welt ist die Welt der Mythen einfach beschaffen: sie dreht sich um feindliche Ränkeschmiede und wohlmeinende Führergestalten, wobei beide Lager die Zukunft sorgfältig planen und imstande sind, sie entsprechend ihren Plänen zu gestalten. Die Sprache politischer Diskussionen, Analysen und Debatten evoziert diese Motive häufig, indem sie beobachtete, befürchtete oder erwünschte Trends personifiziert zu Ränkeschmieden und Helden. Die Mythen wecken häufig ein starkes emotionales Echo, das scheinbar in keinem Verhältnis zu dem steht, was der Beobachter erwarten konnte. Hierin ist z. T. der Grund für die Universalität von Mythen in politischen Erklärungen zu sehen. Wenn ein paar klassische Motive als narrensicheres Instrument ausreichen, um die Emotionen großer Zuhörerscharen zu reizen, dann kann man damit rechnen, daß führende Politiker Ereignisse in dieser Weise interpretieren, und das Publikum wird bereitwillig mitwirken, die Welt in derselben Konfiguration zu rekonstruieren.“ (Murray EDELMAN, Politik als Ritual. Die symbolische Funktion staatlicher Institutionen und politischen Handelns, Frankfurt – New York 1976, S. 159).

⁴⁰² BARTH, Dolchstoßlegenden, S. 487.

⁴⁰³ Heidi HEIN-KIRCHER, Politische Mythen, in: APZ H. 11/2007, S. 26-31, hier: S. 26f.

⁴⁰⁴ MÜNKLER, Die Deutschen und ihre Mythen, S. 17.

⁴⁰⁵ Ebd., S. 12.

Damit kommen wir wieder zum Ersten Weltkrieg, der sich bekanntlich mehr als andere historische Ereignisse als Nährboden für Mythenbildungen entpuppt hat, was den besonderen Reiz ebenso wie die Schwierigkeit dieses wissenschaftlichen Gegenstandes ausmacht. Letztere wird nicht geringer dadurch, dass die methodisch-theoretische Auseinandersetzung mit dem Verhältnis zwischen Historiographie und Mythographie immer noch in den Anfängen steckt,⁴⁰⁶ obwohl es sich hierbei um einen Kernpunkt von Arbeit und Selbstverständnis des Historikers handelt.⁴⁰⁷ Von einer breiten Debatte, geschweige denn von daraus hervorgegangenen konsensfähigen Ergebnissen kann hier nicht gesprochen werden. Betrachtet man es nicht als Aufgabe der Geschichtswissenschaft, konjunkturrell wechselnde Bedürfnisse nach Sinnstiftung und Vereinfachung zu befriedigen, sondern „die Ermöglichung des Begreifens und der Verarbeitung von Komplexität“, dann „erscheint eine wie immer geartete Zusammenführung von Mythos und Geschichtswissenschaft keinesfalls wünschenswert, sondern ergibt sich die Verpflichtung zur anhaltenden, im Blick auf die zahlreichen Remythisierungsschübe der Gegenwart noch gesteigerten Kritik und Destruktion jeglicher Mythologie, auch wenn dieses konstitutive Geschäft des Historikers [...] erheblich schwieriger geworden ist.“⁴⁰⁸

Trotz allem ist hier Optimismus angebracht, denn: „Der Erste Weltkrieg ist inzwischen durch den Generationswechsel so sehr aus der politischen Emotion und Erinnerung herausgenommen und in die Geschichte gerückt worden, daß es u. a. möglich wurde, die damals vorwaltenden Mentalitäten, die Identifikationen, Feindbilder, Zukunftsängste und –erwartungen, sehr viel stärker aus sich selber heraus - `verstehend` - zu interpretieren, als die früher möglich bzw. sinnvoll war.“⁴⁰⁹ Aus der „*Époque der Mittelebenden*“⁴¹⁰, die Hans Rothfels als Gegenstand der Zeitgeschichte definierte, ist der Erste Weltkrieg inzwischen endgültig herausgerückt (Anfang 2008 starben die letzten beiden aktiven Kriegsteilnehmer Frankreichs, im Mai 2011 der wohl letzte noch lebende Veteran überhaupt⁴¹¹).

⁴⁰⁶ Zum „Mythensystem“ des Deutschen Kaiserreiches siehe Wulf WÜLFING/Karin BRUNS/Rolf PARR, *Historische Mythologie der Deutschen 1798-1918*, München 1991, S. 154-209.

⁴⁰⁷ Vgl. Wolfgang WEBER, *Historiographie und Mythographie. Oder: Wie kann und soll der Historiker mit Mythen umgehen?*, in: Anette VÖLKER-RASOR/Wolfgang SCHMALE (Hrsg.), *MythenMächte – Mythen als Argument*, Berlin 1998, S. 65-87.

⁴⁰⁸ Ebd., S. 85f.

⁴⁰⁹ KRUMEICH, *Militärsgeschichte*, in: CORNELISSEN (Hrsg.), *Geschichtswissenschaften*, S. 178-193, hier: S. 190.

⁴¹⁰ ROTHFELS, *Zeitgeschichte als Aufgabe*, in: VfZ 1 (1953), S. 1-8, hier: S. 2.

⁴¹¹ Im Alter von 110 Jahren starb im Januar 2008 Louis de Cazenave, der im Frühjahr 1917 noch an der Schlacht am Chemin des Dames teilgenommen hatte (das ihm schon von Präsident Jacques Chirac in Aussicht gestellte Staatsbegräbnis hatte er abgelehnt); der *Süddeutschen Zeitung* war dieses Ereignis immerhin einen Dreispalter wert (vgl. *Süddeutsche Zeitung* Nr. 18 vom 22.1.2008). Ebenso der Tod des letzten Weltkriegsveteranen der französischen Armee, des gebürtigen Italieners Lazare Ponticelli zwei Monate später (vgl. *Süddeutsche Zeitung* Nr. 62 vom 13.3.2008). Eine vergleichbar herausgehobene Berichterstattung über deutsche Veteranen des Ersten Weltkrieges findet sich kaum, wodurch die ganz unterschiedliche Erinnerungskultur des Krieges in Deutschland und Frankreich illustriert wird. Der vermutlich letzte noch lebende Soldat, der auf deutscher Seite gekämpft hat, war der 2004 107 Jahre alte Elsässer Charles Kuentz (vgl. Alexander SMOLTCZYK, *Der letzte Mann. Charles Kuentz aus Colmar ist der einzige noch lebende Frontkämpfer der deutschen Armee*, in: BURGDORFF/WIEGREFE (Hrsg.), *Der Erste Weltkrieg*, S. 91-96). An den Feierlichkeiten zum 90. Jahrestag des Kriegsendes im November 2008 nahmen drei der vier noch lebenden Veteranen der britischen Armee teil

Allerdings hat Karl Dietrich Bracher schon vor längerer Zeit den Begriff der „doppelten Zeitgeschichte“ eingeführt, der eine „ältere Zeitgeschichte“ (1914-1945) und eine „neuere Zeitgeschichte“ (ab 1945) unterscheidet.⁴¹² In dieser Sicht markiert der Beginn des Ersten Weltkrieges weiterhin eine Epochengrenze.

Der größer gewordene (zeitliche) Abstand führte in der Tat zu klarerer Sicht: Gerade durch die Untersuchung der bekanntesten Mythen zum Ersten Weltkrieg wurde deren Entzauberung jüngst erfolgreich vorangetrieben. Die neuere Forschung hat außerdem gezeigt, dass die, teils gleichzeitige, teils erst nachfolgende Mythenbildung und Sinnstiftung durch politisch motivierte Deutungsangebote die zeitgenössische Wahrnehmung der Beteiligten überlagerte und abweichende Interpretationen in den Hintergrund zu drängen vermochte. Insbesondere die Studien von Anne Lipp und Boris Barth über die „Meinunglenkung“ im Krieg und die „Dolchstoßlegenden“ haben hier neue Erkenntnisse gebracht, die der „Verarbeitung“ des Kriegserlebnisses ihre entsprechende Bedeutung zumessen. Auch das lange Zeit viel zu wenig hinterfragte, angeblich homogene „Augusterlebnis“ kann inzwischen als dekonstruiert gelten.

Die Methode für derartige Dekonstruktionsleistungen hat Robert Michels, der bedeutendste Kritiker der Sozialdemokratie im Kaiserreich, vor über hundert Jahren beschrieben: „Aufgabe der Wissenschaft ist es, alles zu zersetzen und zu zerlegen. Selbst vor den `heiligsten Gütern` der öffentlichen Meinung darf sie nicht Halt machen. Natürlich ist diese Zerlegung nicht Selbstzweck, sondern dient lediglich als Erkenntniskritik. Nicht eine Zertrümmerung des untersuchten Gegenstandes an und für sich, sondern ein, nach [...] geschehener teilweiser oder vollständiger kritischer Demolierung, Wiederaufbau – Schaffung einer neuen Norm, eines neuen Begriffs – ist als das Endziel jeder Einzeluntersuchung zu betrachten.“⁴¹³

Festzuhalten bleibt für die zukünftige Beschäftigung mit einem so legendenumwobenen Ereignis wie dem Ersten Weltkrieg: „Bei der Herausbildung von Nationen spielen mehr noch als gemeinsame Erfahrungen die gemeinsamen Erinnerungen, die kollektiven Narrative und die nationalen Mythen eine wichtige Rolle. In Kriegszeiten brauchen alle Nationen Mythen – als Symbole der gesellschaftlichen Identität, als Erklärung des Kollektivs, für das man kämpft, und als individuelle Erklä-

(vgl. *Süddeutsche Zeitung* Nr. 263 vom 12.11.2008). Frank Buckles, der letzte noch lebende amerikanische Kriegsteilnehmer, starb im Februar 2001 in West-Virginia (vgl. *Süddeutsche Zeitung* Nr. 49 vom 1.3.2011). Zur gleichen Zeit feierte der gebürtige Brite Claude Stanley Choules, der sich mit 14 Jahren zur Marine gemeldet hatte, in Australien als einer der allerletzten Zeitzeugen seinen 110. Geburtstag (vgl. *Süddeutsche Zeitung* Nr. 52 vom 4.3.2011); er starb – als (mutmaßlich) letzter Veteran des Ersten Weltkrieges – zwei Monate später in einem Pflegeheim in Perth (vgl. *Süddeutsche Zeitung* Nr. 104 vom 6.5.2011).

⁴¹² Vgl. Hans Günter HOCKERTS, Zeitgeschichte in Deutschland. Begriffe, Methoden, Themenfelder, in: APZ H. 29-30/1993, S. 3-19, hier: S. 6f.

⁴¹³ GENETT, Der Fremde im Kriege, Zitat: S. 106.

rung für die Heiligkeit der Pflichterfüllung.“⁴¹⁴ Zu den genannten, inzwischen ausführlich untersuchten Mythen („Augusterlebnis“, „Kriegsunschuldlegende“, „Fronterlebnis“, „Dolchstoßlegende“) soll hier ein indirekter Beitrag geliefert werden, nämlich mit der Untersuchung *derjenigen* politischen Strömung, die sich der vorherrschenden Deutung des Krieges nicht nur entzog, sondern offensiv Alternativen vertrat und damit über ein echtes Alleinstellungsmerkmal verfügte. Damit soll ein Komplementär(teil)stück zu den genannten Arbeiten geliefert werden, die in den letzten Jahren die Diskussion über den Ersten Weltkrieg nachhaltig befruchtet haben.

Bevor es an die Beschreibung der Geschehnisse im Ersten Weltkrieg selbst geht, stehen zunächst Rahmenbedingungen und Vorgeschichte unseres Untersuchungsgegenstandes im Mittelpunkt.

⁴¹⁴ VERHEY, Der „Geist von 1914“, S. 223.

2 Historische Ausgangsbedingungen für die Spaltung der bayerischen Sozialdemokratie

2.1 Das Deutsche Kaiserreich

Dem 1871 gegründeten Deutschen Kaiserreich einen eigenen Abschnitt zu widmen, ist nicht nur der Notwendigkeit geschuldet, die Kulisse des hier zu schildernden Dramas zu zeichnen.¹ Von einem solchen zu sprechen, gebieten allein schon die Millionen Opfer des Ersten Weltkrieges. Die Spaltung der europäischen Arbeiterbewegung, um die es hier (in einem kleinen Ausschnitt) geht, ist zweifelsohne ein Vorgang mit historisch zu nennenden Folgen, die das ganze 20. Jahrhundert geprägt haben. Das Kaiserreich ist schließlich auch *die* „Epoche, die erkennbar am Anfang des Weges in die Katastrophe des Dritten Reiches steht und gleichzeitig für die Identität der Deutschen von zentraler Bedeutung ist.“²

Die in der Forschung kontrovers beurteilten Wesenszüge und Defizite dieses Staatsgebildes stehen in direktem Zusammenhang mit den Ursachen der Spaltung der bayerischen Sozialdemokratie, deren Beschreibung und Erklärung das Hauptanliegen dieser Untersuchung bilden. Aus diesem Grund muss eine (Vor-)Geschichte der USPD – auch wenn sie sich auf den bayerischen Rahmen beschränkt – beginnen mit dem Blick auf die Erträge, die die Forschung der letzten Jahrzehnte zum Kaiserreich erbracht hat. Dabei lässt sich feststellen, dass die lange Zeit hitzig geführten Debatten – etwa über die Frage nach dem Primat von Innen- oder Außenpolitik – „inzwischen einer ruhigeren Betrachtungsweise Platz gemacht haben, ohne daß man bereits von Beschaulichkeit sprechen mag.“³

¹ Zum Kaiserreich (vor 1914) im Allgemeinen siehe Volker R. BERGHAIN, *Das Kaiserreich 1871-1914. Industriegesellschaft, bürgerliche Kultur und autoritärer Staat*, Stuttgart 2003; ders., Sarajevo, S. 16-107; Jost DÜLFFER, *Sackgassen, Wendeschleifen und Durchgangsstraßen – Zum deutschen Kaiserreich*, in: MICHALKA (Hrsg.), *Die Deutsche Frage in der Weltpolitik*, S. 83-103; Jost DÜLFFER/Karl HOLL (Hrsg.), *Bereit zum Krieg. Kriegsmentalität im wilhelminischen Deutschland 1890-1914. Beiträge zur historischen Friedensforschung*, Göttingen 1986; Geoff ELEY, *Die deutsche Geschichte und die Widersprüche der Moderne. Das Beispiel des Kaiserreiches*, in: Frank BAJOHHR/Werner JOHE/Uwe LOHALM (Hrsg.), *Zivilisation und Barbarei: Die widersprüchlichen Potentiale der Moderne. Detlev Peukert zum Gedenken*, Hamburg 1991, S. 17-65; FRIE, *Das Deutsche Kaiserreich*; Winfried HALDER, *Innenpolitik im Kaiserreich 1871-1914*, Darmstadt 2006, S. 79-150; Dieter HERTZ-EICHENRODE, *Deutsche Geschichte 1890-1918. Das Kaiserreich in der Wilhelminischen Zeit*, Stuttgart – Berlin – Köln 1996, S. 7-191; Wilfried LOTH, *Das Kaiserreich. Obrigkeitsstaat und politische Mobilisierung*, München 1996; Wolfgang J. MOMMSEN, *Die latente Krise des Wilhelminischen Reiches. Staat und Gesellschaft in Deutschland 1890-1914*; in: MGM 25 (1974), S. 7-28; ders., *War der Kaiser an allem schuld? Wilhelm II. und die preußisch-deutschen Machteliten*, Berlin 2005, S. 27-221; Gerhard A. RITTER, *Gesellschaft und Politik im Kaiserreich*, in: Ders., *Arbeiterbewegung, Parteien und Parlamentarismus. Aufsätze zur deutschen Sozial- und Verfassungsgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts*, Göttingen 1976, S. 10-20; Dirk STEGMANN, *Die Erben Bismarcks. Parteien und Verbände in der Spätphase des Wilhelminischen Deutschlands. Sammlungspolitik 1897-1918*, Köln – Berlin 1970, S. 20-448; Hans-Peter ULLMANN, *Das Deutsche Kaiserreich 1871-1918*, Frankfurt 1995; ders., *Politik im Deutschen Kaiserreich 1871-1918*, München 1999; Heinrich August WINKLER, *Der lange Weg nach Westen. Erster Band. Deutsche Geschichte vom Ende des Alten Reiches bis zum Untergang der Weimarer Republik*, München 2000, S. 266-329 und Volker ULLRICH, *Die nervöse Großmacht. Aufstieg und Untergang des deutschen Kaiserreiches 1871-1918*, Frankfurt/Main 2001, S. 127-404. Siehe zudem auch die in diesem Kapitel unter Fußnote 15 aufgeführten Titel.

² LOTH, *Kaiserreich*, S. 7.

³ SCHOLTYSECK, *Deutsches Kaiserreich*, in: GWU 47 (1996), S. 693-706 u. 753-764, hier: S. 693.

Während die kaum noch zu überblickende Debatte über den deutschen „Sonderweg“ keinen Konsens darüber erbrachte, wann genau dieser denn – wenn überhaupt – eingeschlagen wurde⁴ (bzw., ob es überhaupt sinnvoll ist, einen „Normalweg“ zu postulieren), so lässt sich leichter Einigkeit dahingehend erzielen, dass es sich bei der Verfassungsordnung des 1871 begründeten Deutschen Kaiserreiches um ein nicht ganz einfach zu verortendes System handelt.⁵ Nachdem es bis in die Frühphase der Bundesrepublik unter den deutschen Historikern die vorherrschende Auffassung gewesen war, dass das Kaiserreich in seiner 1871 geschaffenen Form der logische und notwendige Zielpunkt einer langen, durch und durch positiv gewerteten Entwicklung gewesen sei – dem nur wenige „Schönheitsfehler“ zu attestieren waren –, ergaben sich im Zuge einer Veränderung des politischen Meinungsklimas auch hier neue, d. h. kritische Bewertungen der „gescheiterten Großmacht“ (Andreas Hillgruber). Diese wandten sich gegen ein nach 1945 von Größen des Faches wie Gerhard Ritter und Theodor Schieder restauriertes konservatives Geschichtsbild,⁶ das daran festhielt: „`Gutes` Bismarckreich und `schlechtes` `Drittes Reich` waren durch hermetisch voneinander abgeriegelte Schotten getrennt, keinerlei Kontinuität verband die eine Periode mit der anderen“⁷. Dieses Kernelement konservativer Geschichtsschreibung wurde verbissen verteidigt; Flankenschutz bot auch der gerade aus dem Exil zurückgekehrte Hans Rothfels, der 1949 in seinem Vortrag auf dem Münchner Historikertag das Bismarckreich „im Entscheidenden und in prinzipieller Grenzsetzung“ gegen all das sah, „was das Dritte Reich propagierte oder tat“⁸.

Diese „herrschende Meinung“ zu hinterfragen, bildete die Voraussetzung für eine neue Sicht auf die jüngere deutsche Geschichte. Bereits in den 1960er Jahren formulierte Hans Rosenberg den Deutungsansatz, der die Suche nach den strukturellen Fehlern des Deutschen Kaiserreiches letztlich bis heute bestimmt und befruchtet hat. Die Kurzlebigkeit dieses historischen Phänomens ging seiner Meinung nach „in erster Linie auf das Mißverhältnis zwischen ökonomischer und soziopolitischer Modernisierung zurück. Der Weltkrieg von 1914 bis 1918 schuf nicht den Riß in der deutschen Nation, er verstärkte ihn nur.“⁹ Diese These wurde von Hans-Ulrich Wehler wenig später unter dem Paradigma der Modernisierungstheorie weiter vertieft und differenziert in seinem berühmten,

⁴ Zur Debatte um den deutschen „Sonderweg“ siehe die oben in Kap. 1.3. angegebene Literatur.

⁵ Siehe dazu Peter BRANDT, War das Deutsche Kaiserreich reformierbar? Parteien, politisches System und Gesellschaftsordnung vor 1914, in: RUDOLPH/WICKERT (Hrsg.), Geschichte als Möglichkeit, S. 190-210.

⁶ Nur ein Beispiel: Siegfried A. Kaehler sah eine der wichtigsten Aufgaben der Kriegsursachenforschung 1949 darin, „die durch 1939 und seine Folgen zerstörte Glaubwürdigkeit von 1914 wiederherzustellen“ (W. JÄGER, Historische Forschung, Zitat: S. 109).

⁷ WOLFRUM, Geschichte als Waffe, S. 83.

⁸ W. SCHULZE, Deutsche Geschichtswissenschaft nach 1945, Zitat: S. 175.

⁹ Hans ROSENBERG, Große Depression und Bismarckzeit. Wirtschaftsablauf, Gesellschaft und Politik in Mitteleuropa, Berlin 1967, S. 59.

ebenso übersichtlichen wie meinungsfreudigen Werk über das Kaiserreich;¹⁰ bei allem seither erfolgten Fortschritt in der Erforschung dieses Gegenstandes – und trotz der Modifizierung der in diesem Buch enthaltenen Thesen durch den Autor selbst – bleibt diese Interpretation ein Fixpunkt in der einschlägigen Debatte.¹¹ Der Konnex zwischen den aus dem Kaiserreich herrührenden strukturellen Vorbelastungen und der Katastrophe des Nationalsozialismus wird kaum noch per se bestritten; dennoch bleibt noch genügend Raum für Kontroversen.

Wehlers Kernthese zum Kaiserreich lautete:

Die „notwendige Synchronisierung von sozialökonomischer und politischer Entwicklung ist im Kaiserreich bis zuletzt vereitelt worden. Ob sie freilich im Kräftefeld der Zeit überhaupt zu realisieren war, wird noch eingehender zu prüfen sein. Vielleicht liegt hierin: im realen Stärkeverhältnis der gesellschaftlichen Antagonisten das eigentliche Dilemma der deutschen Politik. Eine partielle Modernisierung unter konservativer Ägide ist auch im Gehäuse des Kaiserreichs möglich gewesen, jedoch um den Preis ungeheurer Disparitäten in Sozial- und Machtstruktur, mit Konsequenzen bis 1945. Gerade eine ökonomisch erfolgreiche Modernisierung ohne die Ausbildung einer freiheitlichen Sozial- und Staatsverfassung wirft aber auf die Dauer Probleme auf, die auf dem Wege friedlicher Evolution kaum mehr gelöst werden können. Daran, und nicht nur an dem verlorenen Weltkrieg, den seine Führung auf der Flucht vor innerer Veränderung bewußt riskiert hat, ist das Kaiserreich zerbrochen. Kriegsauslösung, Niederlage und Revolution, die sein Ende besiegelt haben, resultierten aus der Unfähigkeit, im Frieden die Staats- und Gesellschaftsstruktur den Bedingungen eines modernen Industriestaates anzupassen.“¹²

Mit dieser „klassischen“ Interpretation¹³, die durchaus vieles für sich hat, war nicht ein End-, sondern der Ausgangspunkt für die Debatten gesetzt, die in all ihren Verzweigungen nur noch schwer zu überblicken sind. Auch ohne einem Determinismus das Wort zu reden, sind die Ursprünge für das Scheitern der ersten deutschen Demokratie in den Defiziten des Kaiserreiches zu suchen. Die Frage, ob dieses Scheitern durch das „Fortwirken vormoderner Traditionen“ oder „aus den Konflikten, die eine rasche Modernisierung hervorgerufen“¹⁴ hat, erklärt werden kann, wird wohl kaum

¹⁰ Hans-Ulrich WEHLER, *Das Deutsche Kaiserreich 1871-1918*, Göttingen 1971.

¹¹ Zur Debatte um Wehlers „Kaiserreich“ siehe Thomas HAUSSMANN, *Erklären und Verstehen: Zur Theorie und Pragmatik der Geschichtswissenschaft. Mit einer Fallstudie über die Geschichtsschreibung zum Deutschen Kaiserreich von 1871 bis 1918*, Frankfurt a. M. 1991, S. 244-322.

¹² WEHLER, *Das Deutsche Kaiserreich*, S. 17f.

¹³ In den Worten von Dieter Groh: „Die technologischen und sozioökonomischen Innovationen konnten zwar innerhalb der bestehenden politischen Verfassung aufgefangen werden, ohne daß das Gesamtsystem reformiert wurde; aber die psycho-sozialen und letztlich auch politischen Kosten, die die herrschenden Klassen dem gesamten Volk dadurch aufbürdeten, daß sie die notwendigen Reformen verweigerten, bildeten für den weiteren Verlauf der deutschen Geschichte eine schwere Hypothek: Verspätete Parlamentarisierung behinderte die Aneignung von Verhaltensmustern für rationale Konfliktlösung, verspätete Demokratisierung der Gesellschaft begünstigte die Regression in autoritäre Verhaltensweisen in Krisensituationen, die Verweigerung der nationalen Identität der sozialdemokratischen Arbeiterschaft und die bewußte Manipulation des Antisozialismus zugunsten der Integration der Nichtarbeiterbevölkerung förderte unter anderem die Anfälligkeit für Sündenbockstereotypen und für rechtsradikale Ideologien.“ (Die Sozialdemokratie im Verfassungssystem des 2. Reiches, in: Hans MOMMSEN (Hrsg.), *Sozialdemokratie zwischen Klassenbewegung und Volkspartei*, Frankfurt/Main 1974, S. 62-83, hier: S. 66).

¹⁴ ULLMANN, *Politik im Kaiserreich*, S. 58.

letztgültig zu beantworten sein. Seit Mitte der 1990er Jahre ist durch die ambitionierten und Maßstäbe setzenden Synthesen der „Groß-Historiker“ Wolfgang J. Mommsen, Thomas Nipperdey und Hans-Ulrich Wehler eine Bilanz des bisher Erreichten und der darauf aufbauenden Interpretationsmöglichkeiten gezogen worden.¹⁵ Jedes weitere Urteil zum Charakter des Kaiserreiches hat zu diesen Werken Stellung zu beziehen, deren Format unstrittig ist, ohne dass sich eine der unterschiedlichen Interpretationslinien als kanonisch durchsetzen konnte.¹⁶ Auf die verschiedenen Bewertungen wird nach einem kurzen Abriss über die politischen Besonderheiten des Kaiserreiches zurückzukommen sein.

Der von Otto von Bismarck in mehreren Kriegen zusammengeschmiedete „autoritäre Nationalstaat“ (Wolfgang J. Mommsen) warf in seiner komplexen Verfassungswirklichkeit und den tatsächlich oder vermeintlich in ihm enthaltenen Entwicklungspotenzialen von jeher vielfältige Fragen auf. Unstrittig ist, dass durch die Reichsgründung von 1871 – wenn auch nur im kleindeutschen Rahmen – die „nationale Frage“, die schon 1848/49 auf der Tagesordnung gestanden hatte, durch das entschlossene Vorgehen der preußischen Militärmonarchie „gelöst“ worden war, zumindest auf staatsrechtlicher Ebene. Von der Entstehungsgeschichte und den Intentionen Bismarcks her handelte es sich bei dem neuen Staat zunächst um einen Fürstenbund, bei dessen Grundlegung jegliches demokratische Beiwerk strikt vermieden worden war. Gewannen der aus allgemeinen, gleichen und direkten Wahlen hervorgegangene Reichstag und die allmählich entstehende zentrale Reichsbürokratie auch bald ein Eigengewicht, das nicht vorgesehen gewesen war, so war es dem ersten Reichskanzler doch mit Geschick und Erfolg gelungen, die Machtgrundlagen der traditionellen Eliten ebenso zu verteidigen wie jede Art von durchgreifender Liberalisierung und Parlamentarisierung zu verhindern. Dies hatte dauerhafte Folgen. „Durch seine Neigung, gesellschaftspolitische Konflikte zu dramatisieren und nach dem Freund-Feind-Schema zu polarisieren, trug Bismarck ein gewalttätiges Element in die innere Politik, das die politische Kultur des Kaiserreiches nachhaltig vergiftete.“¹⁷

¹⁵ Wolfgang J. MOMMSEN, *Das Ringen um den Nationalstaat. Die Gründung und der innere Ausbau des Deutschen Reiches unter Otto von Bismarck 1850 bis 1890*, Berlin 1993; ders., *Bürgerstolz und Weltmachtstreben. Deutschland unter Wilhelm II. 1890 bis 1918*, Berlin 1995; Thomas NIPPERDEY, *Deutsche Geschichte 1866-1918. Band 1. Arbeitswelt und Bürgergeist*, München 1990; ders., *Machtstaat vor der Demokratie*; Hans-Ulrich WEHLER, *Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Dritter Band. Von der „Deutschen Doppelrevolution“ bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1849-1914*, München 1995; ders., *Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 4. Zur Gesamtdebatte um das Kaiserreich siehe auch WEHLER, Aufbruch oder Sackgasse? Das Kaiserreich auf dem Prüfstand*, in: Ders., *Politik in der Geschichte*, S. 98-136.

¹⁶ Zur Reaktion auf die genannten Darstellungen siehe einleitend Roger CHICKERING, *Drei Gesichter des Kaiserreiches. Zu den großen Synthesen von Wolfgang J. Mommsen, Hans-Ulrich Wehler und Thomas Nipperdey*, in: NPL 41 (1996), S. 364-375; Thomas KÜHNE, *Das Deutsche Kaiserreich 1871-1918 und seine politische Kultur: Demokratisierung, Segmentierung, Militarisierung*, in: NPL 43 (1998), S. 206-263, hier: S. 206-213 und NOLTE, *Darstellungsweisen deutscher Geschichte*, in: C. CONRAD/S. CONRAD (Hrsg.), *Die Nation schreiben*, S. 236-268.

¹⁷ ULLRICH, *Die nervöse Großmacht*, S. 120f.

Die Fernhaltung der durch Volkswahl legitimierten Reichstagsabgeordneten von den Schalthebeln der Macht führte zudem zur „Herausbildung eines Typus von Politiker bei allen Parteien, der, da er die Interessen seiner Partei nie als Mitglied der Regierung oder der Opposition verantworten mußte, es nicht gelernt hatte, die Interessen der von ihm vertretenen Gruppen mit denen der konkurrierenden auszugleichen oder gegen sie im Rahmen der verfassungsmäßig gegebenen Möglichkeiten durchzusetzen. Die Parteien und die hinter ihnen stehenden Interessengruppen trieben Politik mit weitreichenden Konsequenzen, ohne daß diese Konsequenzen auf sie zurückfielen: Sie hatten Macht ohne Verantwortung.“¹⁸ Das waren schlechte Voraussetzungen, um die Spielregeln demokratischer Machtausübung einzustudieren.

Bei all diesen Mängeln und Problemen darf aber nicht übersehen werden: „Und doch spielt unser Parlament eine große Rolle im Geistesleben der Nation, und zwar, weil es das Theater ist, auf dessen Bühne sich die sozialen Bewegungen und die großen Strömungen des deutschen Geistes offen darstellen. `Wirf einen Blick auf das deutsche Parlament und du wirst die inneren Nervenfasern erkennen, die die Massen jenes Landes durchdringen`, könnte man ohne Emphase sagen. Kein anderes Parlament, außer vielleicht das Englische, spiegelt so wunderbar das Denken und das Leben wider, die Vergangenheit und die Zukunft, das Mittelalter und die Hoffnung eines ganzen Volkes.“¹⁹ Im Ersten Weltkrieg sollte sich – im Guten wie im Schlechten – diese von Robert Michels²⁰ im Jahr 1903 getroffene Feststellung mehr als bestätigen.

Neben den Demokratiedefiziten hatte das Kaiserreich zudem von Anfang an einen deutlichen Mangel an innerer Homogenität zu verzeichnen gehabt. Konfessionelle, landsmannschaftliche, nationale und soziale Bruchlinien waren als politische Faktoren relevant, ohne dass es institutionalisierte Mechanismen zu ihrer Überwindung gegeben hätte. Dadurch, dass im Laufe der Industrialisierung die Arbeiterschaft immer mehr anwuchs, drängten sich vor 1914 insbesondere die sozialen Konflikte in den Vordergrund, die ihren Ausdruck in der seit 1890 deutlich steigenden Anzahl von Streiks und Aussperrungen fanden. Der Antagonismus zwischen Sozialdemokratie und Freien Ge-

¹⁸ Dieter GROH, Die Sozialdemokratie zwischen Miquels Sammlungs- und Bülow's Großblockpolitik (1897-1909), in: Ders., Emanzipation und Integration, S. 253-566, hier: S. 457.

¹⁹ GENE'IT, Der Fremde im Kriege, Zitat: S. 86.

²⁰ Michels, Robert, geb. 9.1.1876 in Köln, Besuch des Collège Français in Berlin, Gymnasium in Eisenach, Militärdienst, 1896-1900 Studium von Geschichte und Nationalökonomie in Paris, München, Leipzig und Halle, 1900 Promotion zum Dr. phil., Auslandsaufenthalte in Frankreich, Belgien und v. a. in Italien, Beitritt zur Partito Socialista Italiana (PSI), 1903 Beitritt zur SPD, 1903-1905 Dozentur an der Universität Brüssel, 1907 Habilitation in Turin, dort bis 1914 Privatdozent, 1907 Austritt aus der SPD, 1909 Austritt aus der PSI, Hinwendung zum Syndikalismus, 1913 Annahme der italien. Staatsbürgerschaft, 1914-1928 Professor der Nationalökonomie an der Universität Basel und Titularprofessor der Nationalökonomie an der Universität Turin, 1927 Gastprofessuren an den Universitäten Chicago und Williamstown, Juni 1928 Beitritt zur „Partito Nazionale Fascista“, ab 1928 Ordinarius für Nationalökonomie an den Universitäten Perugia und Rom sowie an der faschistischen Parteihochschule in Perugia, Verfasser zahlreicher wissenschaftlicher Schriften, gest. 3.5.1936 in Rom.

werkschaften einerseits sowie den sich zunehmend besser organisierenden Unternehmern und der Staatsgewalt andererseits stellte den gesellschaftlichen Frieden immer mehr infrage.

Unter der Ägide Wilhelms II., die hier im Mittelpunkt steht, kam verschärfend noch eine erratische und großmannssüchtige Außen- und Flottenpolitik hinzu, die unter dem Schlagwort „Weltpolitik“ die von Bismarck vorgegebene moderate Linie verließ. Getragen und angestachelt wurde dieser „neue Kurs“ durch eine Mitte der 1890er Jahre einsetzende außerordentliche wirtschaftliche Dynamik in Deutschland und durch einen radikalisierten Nationalismus, der sich in diversen Verbänden organisierte und „das eigentliche Novum in der Geschichte des Kaiserreiches“²¹ darstellte. Dieser neue Extremnationalismus „von unten“ ging immer mehr dazu über, die Reichsleitung „rechts zu überholen“, was diese zu Konzessionen zwang, um die eigene prekäre politische Basis abzusichern.

Zu den ausgesprochen modernen Elementen der Verfassung von 1867/1871 gehörte das allgemeine, gleiche, direkte und geheime (Männer-)Wahlrecht; von der Entstehungsgeschichte her wurde im Zusammenhang mit diesem Wahlrecht von einer „ungewollten Modernität“²² gesprochen. Gleichzeitig bestand die altertümliche preußische Verfassung mit ihrem extrem antidemokratischen Dreiklassenwahlrecht fort.²³ Dieser institutionalisierte Widerspruch zeigte schon, dass bei der Reichsgründung kein politischer Minimalkonsens geherrscht, sondern Bismarck versucht hatte, aus den gegebenen Verhältnissen für sich ein Maximum an Entscheidungsbefugnissen herauszuschlagen. Damit hatte er erheblichen Erfolg gehabt: Militär, Verwaltung, Außenpolitik und Regierungsbildung blieben dem Zugriff der gewählten Volksvertreter nahezu völlig entzogen; dem Reichstag verblieben die Gesetzgebungskompetenz, ein eingeschränktes Budgetrecht und eine oberflächliche Kontrollfunktion durch Anfragen und Interpellationen. Das bedeutete: Der Reichstag hatte eine gewisse Macht, trug aber keine Verantwortung für die Regierungsbildung und damit auch nicht für die Regierungspolitik. Der Reichstag wurde nicht zu dem Ort, an dem sich die gesellschaftlichen Kräfte zur Debatte und Konsensbildung fanden, da er von Bismarck systematisch entwertet worden war.

Die „folgenreiche charismatische Herrschaft“²⁴ Bismarcks stützte sich nicht zuletzt auf geschickt konstruierte Feindbilder. Während Zentrum und Teile der Liberalen „nur“ zeitweise als „Reichsfeinde“ denunziert und entsprechend behandelt wurden, galt dies für die Sozialdemokratie prinzipi-

²¹ Otto DANN, *Nation und Nationalismus in Deutschland 1770-1990*, München 1993, S. 185.

²² Andreas BIEFANG, *Modernität wider Willen. Bemerkungen zur Entstehung des demokratischen Wahlrechts im Kaiserreich*, in: Wolfgang PYTA/Ludwig RICHTER (Hrsg.), *Gestaltungskraft des Politischen. Festschrift für Eberhard Kolb*, Berlin 1998, S. 239-259, hier: S. 259.

²³ Dieses Zensuswahlrecht hatte zur Folge, dass die SPD bei den Wahlen von 1903 keinen Sitz im Abgeordnetenhaus erhielt (obwohl sie auf 18,8% der Stimmen gekommen war), 1908 errang sie 7 (von 443) Mandate mit 23,9% Stimmenanteil. (Angabe aus WINKLER, *Der lange Weg nach Westen*, Bd. 1, S. 302).

²⁴ WEHLER, *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*, Bd. 3, S. 1284.

ell; sie und ihre Anhänger wurden von den herrschenden Eliten aus der Staatsnation ausgeschlossen; der an Wirksamkeit zunehmende Nationalismus gewann dadurch in Deutschland eine stärker antisozialistische Komponente als andernorts. Dies erschwerte auch ein denkbares Bündnis zwischen der SPD und fortschrittlichen bürgerlichen Kräften. Zu berücksichtigen ist dabei auch der fortbestehende Klassengegensatz zwischen Bürgertum und Arbeiterschaft. Da sich der Liberalismus immer weiter von den demokratischen Forderungen von 1848 entfernte, galt es für die SPD, die Emanzipationsfunktion des Bürgertums mit zu übernehmen.

„Die Schwäche der deutschen Parteien und die dadurch bedingte weitgehende Lähmung des Reichstages bedeutete letztlich jedoch auch die Schwächung der Regierung, der für jede langfristige, nicht nur den politisch-sozialen Status quo bewahrende Politik die stabile Basis einer Mehrheitskoalition fehlte.“²⁵ Eben diese Schwäche zeigte sich besonders im Fehlen einer von bürgerlichen Kräften getragenen, entschieden demokratischen und emanzipatorischen politischen Bewegung in Deutschland. Die Kluft zwischen der SPD und den Parteien der bürgerlichen Mitte blieb so groß, dass eine „Koalition“ der gemäßigten Reformkräfte rechnerisch zwar ab einem bestimmten Zeitpunkt möglich, letztlich aber nicht realisierbar war (gerade Zentrum und Nationalliberalen war eine nationalistische und rüstungsfreundliche Politik viel mehr Einsatz wert als eine Demokratisierung der Verfassung).

Infolge der so genannten *Daily-Telegraph*-Affäre, in der Wilhelm II. durch für ihn typische unbedachte Äußerungen in einem Zeitungsinterview (dessen Kontrolle Reichskanzler Bernhard von Bülow verschluppt hatte) dem Ansehen der Monarchie schweren Schaden zugefügt hatte, schien 1908 kurzzeitig eine Parlamentarisierung der Reichsverfassung auf der Tagesordnung zu stehen. Obwohl der „Verdacht, dass es in der Regierungszentrale der mächtigsten Industrienation auf dem Kontinent nicht mit rechten Dingen zugehen könne“²⁶, sich zur sicheren Gewissheit verdichtet hatte, unterblieben Konsequenzen, nicht zuletzt wegen der mangelnden Entschlossenheit der bürgerlichen Parteien. Dies kam einer „Bankrotterklärung“ gleich, „die sich nur damit erklären lässt, dass es ihnen wichtiger erschien, eine starke Monarchie als Gegengewicht zur Sozialdemokratie zu stützen, als auf die Herstellung angemessener verfassungspolitischer Verhältnisse zu dringen.“²⁷

Dazu kamen weitere Schwierigkeiten, die sich den Befürwortern demokratischer Reformen entgegenstellten. Gesellschaftlicher Wandel und Massenpolitisierung arbeiteten nicht zwangsläufig einer

²⁵ Gerhard A. RITTER, Kontinuität und Umformung des deutschen Parteiensystems 1918-1920, in: Eberhard KOLB (Hrsg.), Vom Kaiserreich zur Weimarer Republik, Köln 1972, S. 244-275, hier: S. 247.

²⁶ Volker ULLRICH, Ein Totentanz, ein Menetekel. Die „Daily-Telegraph“-Affäre vom November 1908 erschütterte das Kaiserreich in seinen Grundfesten, in: Ders., Das erhabene Ungeheuer, S. 103-119, hier: S. 109.

²⁷ W. MOMMSEN, War der Kaiser an allem Schuld?, S. 150.

Parlamentarisierung entgegen; konservativen Parteien und Interessenverbänden gelang es vielmehr, sich eine breite Massenbasis zu verschaffen, die die ohnehin schon starke Position der reaktionären Kräfte weiter absicherte. „Die biologisierte Kampfesideologie der Agrarier mit dem ihr innewohnenden Absolutheitsanspruch und plebiszitären Impuls, vermittelt durch einen präzisen und nach dem neuesten Stand der technischen Möglichkeiten und praktischen massenpsychologischen Erkenntnissen organisierten Apparat, der immer einsatzbereit war, trug nachhaltig zur Brutalisierung der Vorkriegspolitik bei als alle kleinen Mittelstandsbewegungen oder die Arbeiterbewegung, die immer noch stärker an den Intellekt appellierte.“²⁸ In einem mit ungleichen Mitteln geführten Kampf machte die SPD beim Ausbau ihrer Mitglieder- und Wählerschaft zwar Fortschritte, stieß jedoch noch vor dem Krieg an kaum zu überwindende Grenzen.

Die Bestrebungen der Reichskanzler Bülow, der von 1900 bis 1909 amtierte, und seines Nachfolgers Theobald von Bethmann Hollweg um eine moderate Modernisierung der staatlichen Ordnung tangierten nie den harten Kern des Einflusses der vordemokratischen Eliten, ja es gelang nicht einmal, die absurdesten Auswüchse des „persönlichen Regiments“ Wilhelms II. einzudämmen. Dies hatte bei der Machtstellung des Monarchen fatale gesamtgesellschaftliche Folgen. „Zweifelloso begünstigte diese Struktur der wilhelminischen Hofgesellschaft die Herausbildung einer Mentalität des Opportunismus und des Kriechertums. Wie da intrigiert, finassiert, um Pöstchen geschachert und um die Gunst des Monarchen gebuhlt wurde, erinnert stark an die Hofschranzenwelt des 18. Jahrhunderts; jedenfalls würde man diesen Sumpf aus Kabale und Korruption, Byzantinismus und Vetterwirtschaft kaum für die Schaltstelle der Macht in einer der führenden Industrienationen zu Beginn dieses [d. h. des 20.] Jahrhunderts halten. Wilhelm II. offen zu widersprechen, wagte bald keiner mehr, weil in kaiserliche Ungnade zu fallen hieß, allen Karriereambitionen zu entsagen.“²⁹ In seiner Analyse der Kriegsursachen brachte es Karl Kautsky³⁰, der Cheftheoretiker der SPD, später auf den Punkt; zwar könne keine Verfassung verhindern, „daß Schurken an die Spitze des Staates kommen“, aber „daß gelegentlich nicht bloß Halunken, sondern auch Trottel oder Verrückte den Staat beherrschen, das wird nur möglich in der Erbmonarchie“³¹.

²⁸ Hans-Jürgen PUHLE, Radikalisierung und Wandel des deutschen Konservatismus vor dem Ersten Weltkrieg, in: G. A. RITTER (Hrsg.), Parteien vor 1918, S. 165-187, hier: S. 176.

²⁹ ULLRICH, Die nervöse Großmacht, S. 151.

³⁰ Kautsky, Karl, geb. 18.10.1854 in Prag, ab 1863 in Wien, dort Studium von Geschichte, Philosophie und Nationalökonomie, kein Abschluss, Tätigkeit als Schriftsteller und Maler, 1875 Beitritt zur österreichischen Sozialdemokratie, 1880-1882 in Zürich, 1883-1917 Herausgeber der Zeitschrift „Die Neue Zeit“, 1885-1890 in London, danach in Stuttgart, ab 1897 in Berlin wohnhaft, Verfasser zahlreicher politischer Schriften, 1917 Übertritt zur USPD, 1918/19 beigeordneter Staatssekretär im Auswärtigen Amt, 1922 Rückkehr zur SPD, 1924 Umzug nach Wien, 1938 Emigration in die Niederlande, gest. 17.10.1938 in Amsterdam.

³¹ W. JÄGER, Historische Forschung, Zitat: S. 38.

Bei aller Modernität in Wirtschaft, Wissenschaft und Technik leistete sich das kaiserliche Deutschland den „Luxus“ einer in erheblichem Maße degenerierten, anachronistisch strukturierten, inkompetent agierenden politischen Führungsspitze, die den zunehmenden Anforderungen rein sachlich gar nicht mehr gewachsen war. Dies umso mehr, als im Zeichen des sich auflösenden Bismarckschen Bündnissystems und des sich beschleunigenden Wettlaufes um Kolonien und Einflusszonen sowie um Vorteile bei der militärischen Rüstung die prekäre halb-hegemoniale Stellung Deutschlands seit der Jahrhundertwende in Gefahr geriet und die Möglichkeit eines europäischen Krieges reale Gestalt annahm. Die Reichsleitung reagierte darauf mit der Fortsetzung der völlig irrationalen Flottenrüstung und gleichzeitiger Heeresvermehrung, vermochte es jedoch nicht – insbesondere im Zuge der beiden Marokkokrisen – die sich abzeichnende „Einkreisung“ Deutschlands, d. h. das Bündnis zwischen England, Frankreich und Rußland, aufzubrechen, ja festigte dieses vielmehr noch durch denkbar ungeschicktes diplomatisches Vorgehen. Die Vorstellung eines unabwendbaren, „je eher, desto besser“³² – wie Generalstabschef Helmuth von Moltke (der Jüngere) es am 1. Juni 1914 noch einmal ausdrückte - zu führenden Krieges verfestigte sich in den Köpfen der zivilen und militärischen Führung Deutschlands immer mehr.³³ Dazu trugen – sei es bewusst oder unbewusst – auch innenpolitische Motive mit bei.

Bis 1914 war im Deutschen Reich eine nahezu stetig wachsende Beteiligung der Bevölkerung am politischen Geschehen zu verzeichnen, die bis dahin ohne Beispiel war; dies drückte sich aus in steigender Wahlbeteiligung, wachsender Zahl von Mitgliedern in Parteien, Gewerkschaften und Interessenverbänden, durch die Herausbildung einer mittels neuer Techniken und Massenmedien bestimmten politischen Debattenkultur. Aus diesen Veränderungen folgte allerdings nicht zwangsläufig eine durchschlagende Demokratisierung der in etlichen Bereichen noch archaisch geprägten Gesellschaft (die bis 1918 gültige preußische Gesindeordnung räumte den Gutsherren ein körperliches Züchtigungsrecht gegenüber ihren Untergebenen ein). „Denn die Fundamentalpolitisierung, die nicht zuletzt auf einer durch das Reichstagswahlrecht herbeigeführten ‚Teildemokratisierung‘ beruhte, nutzte emanzipatorischen Bewegungen ebenso wie demokratiefeindlichen, zielte deshalb nicht allein auf eine Parlamentarisierung des politischen Systems, geschweige denn auf eine Demokratisierung von Staat und Gesellschaft, vollzog sich zudem innerhalb sozialer Milieus und festigte

³² Gegenüber dem Diplomaten Hermann von Eckardstein äußerte Moltke: „Wenns doch endlich überbrodeln wollte – wir sind bereit: Je eher, desto besser für uns“. (GASSER, Preussischer Militärgeist, Zitat: S. 87).

³³ Siehe dazu auch Dieter GROH, „Je eher, desto besser!“ Innenpolitische Faktoren für die Präventivkriegsbereitschaft des Deutschen Reiches 1913/14, in: PVS 13 (1972), S. 501-521 und Thomas LINDEMANN, Die Macht der Perzeptionen und Perzeptionen von Mächten, Berlin 2000.

sie dadurch.³⁴ Die öffentliche, v. a. die veröffentlichte Meinung übte keinen breit wirksamen Druck in Richtung Demokratisierung aus.

Die unter diesen Auspizien seit der Jahrhundertwende einsetzende „Fundamentalpolitisierung“ bot folglich zwar theoretisch Möglichkeiten für eine Demokratisierung der Gesellschaft, evozierte diese jedoch nicht zwangsläufig. Nutznießer dieses Prozesses waren nämlich nicht nur Sozialdemokratie und Freie Gewerkschaften, sondern auch die sich in einer Vielzahl von Agitationsverbänden organisierende „neue“ Rechte. Diese verfügte anders als die Arbeiterbewegung über den entscheidenden strukturellen Vorteil der Bündnisfähigkeit gegenüber der „alten“ Rechten. Blieb diese heterogene „Koalition“ auch unfähig, ein konkretes politisches Programm zu erarbeiten, so war ihr destruktives Potenzial bezüglich einer Fortentwicklung der Verfassung im demokratischen Sinne immens, womit insbesondere die Sozialdemokratie zu rechnen hatte. Deren großer Erfolg bei den Reichstagswahlen von 1912 überdeckte noch einmal die fundamentalen Strategiedefizite der Partei, war aber gleichzeitig geeignet, in den Führungsschichten des Reiches bestehende Bedrohungsvorstellungen zu verschärfen und verstärkte dort das Gefühl, dass das labile Gleichgewicht der halbkonstitutionellen Verfassung bald ins Rutschen geraten könnte.

Wie gefährdet selbst der bescheidene Grad an parlamentarischer Mitwirkung auf Reichsebene stets blieb, zeigen allein schon die während der gesamten Dauer des Kaiserreiches zirkulierenden Staatsstreichpläne.³⁵ Nachdem die latente Drohung mit einem „Putsch von oben“ von Bismarck als Herrschaftspraxis kultiviert worden war, waren derartige Pläne unter seinen Nachfolgern in den Hintergrund getreten, ohne aus dem Bewusstsein der herrschenden Eliten ganz zu verschwinden. Dieses Bedrohungsszenario hing weiterhin „wie ein Damoklesschwert über den Entscheidungen des Reichstages“³⁶, erst recht, nachdem die Wahlen von 1912 eine Mehrheit ergeben hatten, die den Zielen des Monarchen und seiner Regierung nicht mehr willfährig zu folgen bereit war. Vor allem die außerparlamentarisch agierende „nationale Opposition“, speziell der Alldeutsche Verband, ventilierte nun Konzepte für einen rabiāt durchzusetzenden Umbau der Verfassung im autoritären Sinne.³⁷ Der Kaiser und Bethmann Hollweg hielten derartige Planspiele vorerst für inopportun und unrealistisch, lehnten sie aber nicht unter allen Umständen ab.

³⁴ ULLMANN, Politik im Kaiserreich, S. 83.

³⁵ Siehe dazu auch Hartmut POGGE-V. STRANDMANN/Immanuel GEISS, Die Erforderlichkeit des Unmöglichen. Deutschland am Vorabend des ersten Weltkrieges, Frankfurt am Main 1965, S. 7-31; Klaus SAUL, Staat, Industrie, Arbeiterbewegung im Kaiserreich. Zur Innen- und Außenpolitik des Wilhelminischen Deutschland 1903-1914, Düsseldorf 1974, passim.

³⁶ POGGE-V. STRANDMANN/GEISS, Die Erforderlichkeit des Unmöglichen, S. 10.

³⁷ Zu den rechten Agitationsverbänden siehe auch Roger CHICKERING, Krieg, Frieden und soziale Mobilisierung im Deutschen Kaiserreich. Vaterländische Verbände, die Friedensbewegung und sozialistische Arbeiter, in: Ders., Krieg, Frieden und Geschichte, S. 132-148, hier: S. 134-140 und Michael PETERS, Der Alldeutsche Verband am Vorabend des Ersten Weltkrieges (1908-1914).

In den letzten Vorkriegsjahren, gekennzeichnet von wachsender sozialer Polarisierung bei gleichzeitiger innenpolitischer Lähmung, hatten die nie verschwundenen Staatsstreichideen wieder Konjunktur. Dafür sorgten mächtige Befürworter; Octavio von Zedlitz, der Anführer der Freikonservativen Partei, gab für das Jahr 1914 die Devise aus, es gelte nun, „die soziale wie die bürgerliche Demokratie mit aller Kraft und mit allen Mitteln als den gefährlichen Feind unserer nationalen staatlichen Einigung zu bekämpfen.“³⁸ (Einige Zeit zuvor hatte Zedlitz bereits eine „Gewissensschärfung“ - d. h. eine Art geistiger Mobilisierung für den kommenden Krieg - des deutschen Volkes verlangt, zumal die mächtige „jüdisch-demokratische Presse in nationaler Flaumcherei sich gefällt“³⁹.) Für Putschpläne waren die gemäßigeren Parteien zwar nicht zu gewinnen - ihre Mitwirkung wäre ohnehin verzichtbar gewesen -, sie teilten aber überwiegend die Einschätzung, dass die Sozialdemokratie die in erster Linie zu bekämpfende Gefahr sei. „Von allen denkbaren Möglichkeiten, die sich verschärfenden Widersprüche zwischen der in wachsendem Maße industriegesellschaftlich orientierten Sozialstruktur und der auf die agrarisch-feudalen Leitbilder ihrer konservativen Führungsschicht zugeschnittenen Verfassungsstruktur Preußen-Deutschlands zu lösen, hatte der Staatsstreich von rechts mit Hilfe der Armee die meisten Verwirklichungschancen.“⁴⁰

Es wurden explizit Pläne vorbereitet, um die Armee in einem Bürgerkrieg gegen die Arbeiterschaft einzusetzen. Hier sei nur genannt die 1899 erlassene „Vorschrift über den Waffengebrauch des Militärs und seine Mitwirkung zur Unterdrückung innerer Unruhen.“⁴¹ Diese vom Preußischen Kriegsministerium erlassene Vorschrift, die nebenbei verfassungswidrig war, ermächtigte das Militär zur gewaltsamen Niederschlagung von Unruhen. Auch die Verhaftung von Parlamentsabgeordneten ohne Rücksicht auf deren Immunität gehörte zu den vorgesehenen Maßnahmen. Der „innere Feind“, der in den Köpfen der Planer dieser Szenarien herum spukte, war dabei stets die Sozialdemokratie. Die permanente Staatsstreichdrohung wandte sich gegen alle Veränderungen, die auch nur ansatzweise in Richtung echter Parlamentarisierung gingen.

In der SPD mehrten sich die Stimmen, die vor einer staatsstreichartigen Verfassungsänderung im reaktionären Sinne warnten.⁴² Diese alles andere als abwegigen Befürchtungen bezüglich der Ab-

Ein Beitrag zur Geschichte des völkischen Nationalismus im spätwilhelminischen Deutschland, Frankfurt am Main – Bern – Paris – New York 1992.

³⁸ STEGMANN, Die Erben Bismarcks, Zitat: S. 432.

³⁹ PETERS, Der Aldeutsche Verband, Zitat: S. 144.

⁴⁰ GROH, Negative Integration, S. 525.

⁴¹ Stig FÖRSTER, Alter und neuer Militarismus im Kaiserreich. Heeresrüstungspolitik und Dispositionen zum Krieg zwischen Status-quo-Sicherung und imperialistischer Expansion, 1890-1913, in: DÜLFFER/HOLL (Hrsg.), Bereit zum Krieg, S. 122-145, Zitat: S. 129.

⁴² Siehe dazu unten Kap. 2.2.9.

sichten der konservativen Kreise und die daraus folgende äußerst gespannte Lage im Deutschen Reich, wie sie sich in den letzten Jahren vor Kriegsausbruch entwickelt hatte, gerieten später rasch in Vergessenheit und spielten auch in der Debatte um den Burgfrieden keinerlei Rolle. Der Topos von der „guten alten Zeit“ setzte sich gegenüber der Erinnerung an die tatsächlich herrschende krisenhafte Zuspitzung durch. Wie diese unter anderen Umständen aufgelöst worden wäre, bleibt eine geschichtswissenschaftlich nicht zu klärende Frage. Der Linksliberale Friedrich von Payer, 1917/18 Vizekanzler, stellte in seinen Erinnerungen die Frage, wie „lange es gedauert hätte, bis wir zum parlamentarischen System gekommen wären, wenn nicht der Krieg oder richtiger der unglückliche Verlauf des Kriegs entscheidend mitgewirkt hätte“; seine Antwort: „Meines Erachtens lange.“⁴³ Alle Erörterungen darüber, welchen Weg Deutschland verfassungspolitisch *ohne* den Weltkrieg eingeschlagen hätte, bleiben spekulativ. Der Glaube, es hätte sich eine evolutionäre Entwicklung in Richtung auf eine parlamentarische Monarchie, d. h. ein Übergewicht der demokratischen gegenüber den konservativ-reaktionären Kräften ergeben, steht - gelinde gesagt - auf schwachen Füßen. Wie es um die Reformfähigkeit des Kaiserreiches in Wahrheit bestellt war, sollte sich im Krieg zeigen. Die dann sichtbar werdenden verfassungspolitischen Defizite reichten viel weiter zurück; es lässt sich sogar belegen, „daß das Deutsche Reich im Prinzip bereits Anfang der 1890er Jahre ein nahezu unregierbares Gebilde geworden war, sofern dabei die verfassungsmäßig vorgesehene gleichmäßige Beteiligung aller Verfassungsorgane Beachtung fand. Diese Unregierbarkeit wurde nur dadurch nicht zu einer manifesten Realität, weil es im Reiche bis 1914 nicht zur Bildung einer reformwilligen Parteienmajorität gekommen ist, eine Tatsache, die freilich durch die Politik der Regierungen, die eben solches mit allen Mitteln zu verhindern trachteten, mit verursacht worden ist.“⁴⁴

Zu den Ambivalenzen des Kaiserreiches zählt vor allem die Tatsache, dass sich diese „Rückständigkeit“ in der verfassungspolitischen Entwicklung durchaus vertrag mit einer ganz außerordentlichen, in Europa nicht ihresgleichen findenden Dynamik bei der Entwicklung von Bevölkerung und Wirtschaft, Wissenschaft und Kultur; diese Dynamik schlug sich nicht nur in konkreten Anforderungen an die Tagespolitik nieder, sondern bestimmte auf vielfältige Weise die mentalen Strukturen der Gesellschaft. Fortschrittsoptimismus und übersteigertes Selbstbewusstsein gingen hier mit sozialen Bedrohungsängsten und Verunsicherung angesichts von Traditionsverlust eine diffuse und explosive Mischung ein. Dies galt vor allem für die Mittelschichten, deren Untergang Karl Marx prophezeit hatte - eine der wichtigsten Fehleinschätzungen, die ihm bei der Analyse der kapitalistischen Klassengesellschaft unterlaufen waren. Von diesem „Untergang“ konnte in Deutschland keine Rede

⁴³ Elfi PRACHT, *Parlamentarismus und deutsche Sozialdemokratie 1867-1914*, Pfaffenweiler 1990, Zitat: S. XVII.

⁴⁴ W. MOMMSEN, *Die latente Krise des Wilhelminischen Kaiserreiches*, in: *MGM* 25 (1974), S. 7-28, hier: S. 13.

sein: Der „alte“ Mittelstand – selbständige Handwerker, Kaufleute usw. – hielt sich bei aller wirtschaftlichen Bedrängnis überraschend beharrlich, der „neue“ Mittelstand – Angestellte und Beamte – wuchs im Zuge der Ausweitung der Staatstätigkeit und der wachsenden administrativen Aufgabenbereiche in der Industrie in ungeahntem Tempo. Diese in sich heterogene Mittelschicht war für die Sozialdemokratie nicht nur schwer zu gewinnen – was dem Wachstum der Partei natürliche Grenzen auferlegte –, hier verfestigte sich stattdessen eine Ideologie, die, gespeist von latenten Bedrohungs- und Abstiegsängsten, dezidiert antisozialistisch, antidemokratisch und oft auch antisemitisch ausgerichtet war.

Vorherrschend war hier eine starke Identifikation mit dem nationalen Staat und seiner imperialistischen Außenpolitik, die es den Verbänden von Großindustrie und –agrariern ermöglichte, führende Mittelstandsorganisationen in ihr antisozialistisches Bündnis einzureihen, das jegliche Demokratisierung verhindern sollte. Höhepunkt bildete hier das 1913 in Leipzig gegründete „Kartell der schaffenden Stände“, von seinen Kritikern treffend als „Kartell der raffenden Hände“ bezeichnet, bestehend aus dem Bund der Landwirte, der Vereinigung der Christlichen Bauernvereine, dem Centralverband Deutscher Industrieller und dem Reichsdeutschen Mittelstandsverband. Ziel des Kartells war die „Aufrechterhaltung der Autorität in allen wirtschaftlichen Betrieben“, „Schutz der nationalen Arbeit, Sicherung angemessener Preise und Schutz der Arbeitswilligen“ sowie „Bekämpfung der Sozialdemokratie und sozialistischer Irrlehren“⁴⁵. Bei der Integrationsleistung, die die Gründung des Kartells darstellte, handelte es sich nicht einfach um eine „Manipulation“ durch die herrschenden Eliten, denn: „Die deutschen Mittelschichten sind freiwillig und von sich aus imperialistisch geworden, haben sich vom Raum- und Machtrausch ergreifen lassen, und das hat bis ins kleine Bürgertum, bis in die Masse der Landbevölkerung und auch in Teile der Arbeiterschaft hineingewirkt.“⁴⁶

Die Wortführer des neuen „Kartells“ waren Reichskanzler Bethmann Hollweg in herzlicher Abneigung verbunden, die sich im Weltkrieg zur Verachtung steigern sollte. Über die rein destruktiv-reaktionären Ziele des Kartells waren sich kritische Beobachter wie Ernst Bassermann, der Anführer der Nationalliberalen, frühzeitig im Klaren.⁴⁷ Die Regierung, an sich demokratischer Absichten unverdächtig und den Konservativen gegenüber entgegenkommend bis zur Selbstverleugnung, geriet in der Folge noch mehr unter Druck „von rechts“, nicht nur in außen- und rüstungs-, son-

⁴⁵ WINKLER, Der lange Weg nach Westen, Bd. 1, Zitat: S. 323.

⁴⁶ NIPPERDEY, Machtstaat vor der Demokratie, S. 885.

⁴⁷ So schrieb Bassermann im Juli 1913: „Die konservativen Drahtzieher ruhen nicht, sie wollen die Verbindung herstellen zwischen Zentralverband, Bund der Landwirte und dem antisemitischen Reichsverband der Mittelständler. Das bedeutet allerhand: Hochschutzzoll, lückenloser Zolltarif, Sozialistengesetze, keine Wahlrechtsreform in Preußen, ein zunächst stiller Kampf gegen das Reichstagswahlrecht, Kampf gegen alles, was liberal ist, Kampf gegen Bethmann-Delbrück, die Hoffnung auf den starken Mann. Das ist natürlich alles Wahnsinn, allein bei uns ist natürlich alles möglich.“ (STEGMANN, Die Erben Bismarcks, Zitat: S. 365).

dern auch in innen- und sozialpolitischen Fragen. Sie reagierte mit einem Rechtsruck, der die Konservativen allerdings keineswegs „besänftigte“; in ihrem Bestreben, die Macht des Reichstags zu beschneiden, erschien diesen die Bethmannsche Politik des Lavierens als unverzeihliche Schwäche, man träumte von „radikalen“ Lösungen.

Ideologisch unterfüttert wurde diese Offensive von rechts durch den immer stärker artikulierten Nationalismus, der die „Zivilreligion des neuen Staates“⁴⁸ bildete. Damit lag Deutschland im europäischen Trend und doch entwickelte sich hier der Nationalismus auf spezifische Weise: Er hatte sich weiter als anderswo von seinen antimonarchischen, liberalen und emanzipatorischen Wurzeln entfernt und – nur folgerichtig – eine stärkere Ausschlussfunktion gegen „Reichsfeinde“ (d. h. vor allem gegen die Sozialdemokratie) sowie ethnische und konfessionelle Minderheiten (Elsässer, Juden) übernommen. Die Vorbehalte des altpreußischen Konservatismus gerieten immer mehr in den Hintergrund gegenüber den Vorteilen, die dieser relativ neue Faktor für die Stabilisierung der Gesellschaftsordnung lieferte. „Nationalismus und Militarismus waren die beiden einflußreichsten Ideologien im Deutschen Kaiserreich. Sie erfüllten die doppelte Funktion, einen integrativen Gruppenkonsens zu schaffen und Feindbilder für die Ableitung sozial bedingter Aggressionen zur Verfügung zu stellen. So leisteten sie einen wichtigen Beitrag zur Erhaltung eines unsozialen Ordnungsgefüges.“⁴⁹ Verstärkend hinzu kam noch der Antisemitismus, dessen (partei-)politischer Organisation kein dauerhafter Erfolg beschieden war, der aber in einer Vielzahl von Verbänden (v. a. im Bund der Landwirte und im Alldeutschen Verband) eine starke Rolle spielte und die politische Kultur des Kaiserreiches nachhaltig kontaminierte.⁵⁰ Dazu trugen, wie inzwischen herausgearbeitet wurde, auch die Kirchen nachhaltig bei, die den biologistischen Rassenantisemitismus zwar in der Regel (von der es auch Ausnahmen gab) mit guten (theo-)logischen verwarfen, aber eine christlich-konservativen Variante des Antisemitismus kultivierten, die über den traditionellen Antijudaismus deutlich hinausging.⁵¹ Dies v. a. deshalb, weil als bedrohlich wahrgenommene Tendenzen der Moderne wie Säkularisierung und Liberalisierung mit dem Judentum in Verbindung gebracht wurden,

⁴⁸ CHICKERING, Das Deutsche Reich und der Erste Weltkrieg, S. 13.

⁴⁹ Thomas ROHKRÄMER, Der Gesinnungsmilitarismus der „kleinen Leute“ im Deutschen Kaiserreich, in: Wolfram WETTE (Hrsg.), Der Krieg des kleinen Mannes. Eine Militärgeschichte von unten, München 1992, S. 95-109, hier: S. 99.

⁵⁰ Zur Organisationsgeschichte des Antisemitismus siehe Werner BERGMANN, Völkischer Antisemitismus im Kaiserreich, in: Uwe PUSCHNER/Walter SCHMITZ/Justus H. ULBRICHT (Hrsg.), Handbuch zur „Völkischen Bewegung“ 1871-1918, München – New Providence – London – Paris 1996, S. 449-463. Zum Antisemitismus im Alldeutschen Verband siehe PETERS, Der Alldeutsche Verband, v. a. S. 165-172. Zur Thematik allgemein siehe Werner JOCHMANN, Gesellschaftskrise und Judenfeindschaft in Deutschland 1870-1945, Hamburg 1988, S. 13-98 und Peter G. J. PULZER, Die Entstehung des politischen Antisemitismus in Deutschland und Österreich 1867 bis 1914. Mit einem Forschungsbericht des Autors, Göttingen 2004.

⁵¹ Siehe dazu auch Olaf BLASCHKE, Katholizismus und Antisemitismus im Deutschen Kaiserreich, Göttingen 1997 und Wolfgang E. HEINRICHS, Das Judenbild im Protestantismus im Deutschen Kaiserreich. Ein Beitrag zur Mentalitätsgeschichte des deutschen Bürgertums in der Krise der Moderne, Köln 2000.

das ebenso hinter dem Kapitalismus wie dem Sozialismus als treibende Kraft gesehen wurde.⁵² In den katholischen *Historisch-politischen Blättern* konnte 1912 auch offen die Ansicht vertreten werden: „In den Adern der Juden rollt anderes Blut, als es ihre Wirtsvölker haben.“⁵³ Für die Radikalisierung des Antisemitismus im Ersten Weltkrieg wurde hier der Boden bereitet.

Eine Betrachtung der politischen, ideologischen, wirtschaftlichen und sozialen Entwicklungen vor 1914 bedarf noch einer unverzichtbaren Ergänzung, um ein plastisches Bild des Kaiserreiches zu gewinnen. Bei dessen Beschreibung haben sich inzwischen Attribute wie „nervöse Großmacht“⁵⁴ oder „nervöses Zeitalter“⁵⁵ – ein Begriff, der bereits in den 1880er Jahren auftaucht – eingebürgert. Hans Rosenberg hatte bereits darauf hingewiesen: „In recht weitgehendem Maße war die Trendperiode von 1873 bis 1896 ein zu Wahnvorstellungen neigendes Zeitalter der Neurosen. Zu seinen hervorstechenden Merkmalen gehört die groteske Angst vor den ‘Roten’ und dem ‘Umsturz’, der Klassen- und der Judenhaß, die leidenschaftliche Verschärfung der konfessionellen Gegensätze, die wüste Hetze gegen das ‘mobile Kapital’ und den ‘kosmopolitischen’ Handel, die zunehmende Lautstärke des nationalistischen Gebrülls, die weitverzweigte Tendenz zur Radikalisierung, selbst bei den Konservativen, die Diskreditierung und das Zurückweichen der gemäßigten Mittelgruppen.“⁵⁶

Bei diesen Erscheinungen geht es um die schwer fassbare, zumindest indirekt auch politisch hoch wirksame mentale Disposition einer Gesellschaft, die sich mit technischen und sozialen Veränderungen bis dato ungekannten Ausmaßes konfrontiert sah. Darin bildete Deutschland keinen Einzelfall, wohl aber im Tempo, in dem sich dieser Prozess vollzog. Ob darin eine hinreichende Erklärung für die spezifischen Reaktionen in Deutschland liegt, bleibt noch zu überprüfen. Fest steht, dass die Epoche des Wilhelminismus geformt wurde durch innen- und außenpolitische Bedrohungsszenarien, deren Ausprägung in keinem Verhältnis zu den realen Gegebenheiten stand. Dies kann als kollektive Psychose gedeutet werden, mit der insbesondere Teile des Bürgertums auf die Herausforderungen der Moderne reagierten. Dazu noch einmal Rosenberg:

„Die alte Kontroverse um die Entfesselung des Ersten Weltkrieges führt letztlich zu der Frage der Tempobeschleunigung und der Simultanität disparater Ziele; denn historisch erklärungsbedürftig ist

⁵² In der katholischen Presse bestand weitgehend Konsens darüber, „daß das Wucher- und Schacherthum, der Aktien-, Wechsel- und Börsenhandel hauptsächlich von den Juden getrieben“ wird, andererseits auch darüber, dass die „Eiterbeule des Socialdemokratismus“ (Olaf BLASCHKE, *Wider die „Herrschaft des modern-jüdischen Geistes“: Der Katholizismus zwischen traditionellem Antijudaismus und modernem Antisemitismus*, in: Wilfried LOTH (Hrsg.), *Deutscher Katholizismus im Umbruch zur Moderne*, Stuttgart – Berlin – Köln 1991, S. 236-265, Zitat: S. 250 u. 252) eine jüdische Erfindung sei.

⁵³ Ebd., Zitat: S. 255.

⁵⁴ So der Titel von Volker Ullrichs brillanter Synthese zum Kaiserreich.

⁵⁵ Joachim RADKAU, *Die wilhelminische Ära als nervöses Zeitalter, oder: Die Nerven als Netz zwischen Tempo- und Körpergeschichte*, in: GG 20 (1994), S. 211-241.

⁵⁶ H. ROSENBERG, *Große Depression und Bismarckzeit*, S. 56f.

nicht so sehr das bloße Vorhandensein diverser imperialistischer Ambitionen im wilhelminischen Deutschland, sondern vielmehr das Vordringen der Zwangsvorstellung, man müsse diese Ziele alle auf einmal so schnell wie möglich zu erreichen versuchen und dies obwohl [...] die Zeit eigentlich für Deutschland arbeitete. Nicht nur die Wirksamkeit von Ideologien und Interessen, sondern auch die Dynamik sinnlicher Erfahrungen und Zwangsvorstellungen brachte Bewegung in die Zeit.⁵⁷

Und diese Bewegung ging ganz gewiss nicht in Richtung von Zivilisiertheit und Humanität oder einer kritischen Vernunft, wie sie die Aufklärung begründet hatte. Deren Fortschrittsoptimismus wurde spätestens seit der Jahrhundertwende in allen europäischen Ländern infrage gestellt durch irrationale und kulturpessimistische Strömungen.⁵⁸ Die dahinter stehende Gedankenwelt wurde von Teilen des Bildungsbürgertums entwickelt und propagiert und entfaltete seine Wirkung auf nahezu alle Kreise, die gesellschaftlich und politisch den Ton angaben. Im Weltbild der sozialistischen Arbeiterbewegung fehlte es nicht an Vorstellungen von bevorstehenden politischen Katastrophen, im Gegensatz zu ihren Gegnern sah sie sich jedoch letztlich als Profiteur der unvermeidlichen Veränderungen, die bevorstanden. Dies gilt es für den Fortgang dieser Darstellung im Gedächtnis zu behalten.

Psychologische Faktoren waren gerade im Bereich der Außenpolitik wirksam, die insgesamt als besonders gut erforscht gelten kann.⁵⁹ An Kontroversen besteht dennoch, oder eher deshalb, auch hier kein Mangel, genannt sei nur das Schlagwort „Sozialimperialismus“; die darunter subsummierten Theorieangebote betrachten die (expansive, destruktive) Außen- als Funktion der (dysfunktionalen) Innenpolitik.⁶⁰ Auf die damit verbundenen ideologisch aufgeladenen Debatten kann hier nicht eingegangen werden. Gerade unter Reichskanzler Bülow hatte die deutsche Politik zweifellos eine

⁵⁷ Ebd., S. 220.

⁵⁸ Zum europäischen Zeitgeist um 1900 siehe einleitend BERGHAIN, Sarajevo, S. 16-64; Philipp BLOM, Der taumelnde Kontinent. Europa 1900-1914, München 2009; Ute FREVERT (Hrsg.), Das Neue Jahrhundert. Europäische Zeitdiagnosen und Zukunftsentwürfe um 1900, Göttingen 2000 und Sönke NEITZEL (Hrsg.), 1900: Zukunftsvisionen der Großmächte, Paderborn – München – Wien – Zürich 2002.

⁵⁹ Einen ersten Überblick zur außenpolitischen Entwicklung vor 1914 bieten BERGHAIN, Sarajevo, S. 65-107; Gerd FESSER, Der Traum vom Platz an der Sonne. Deutsche „Weltpolitik“ 1897-1914, Bremen 1996; F. FISCHER, Krieg der Illusionen; FROMKIN, Europas letzter Sommer, S. 31-141; Imanuel GEISS, Das Deutsche Reich und die Vorgeschichte des Ersten Weltkriegs, München 1985; ders., Der lange Weg in die Katastrophe. Die Vorgeschichte des Ersten Weltkriegs 1815-1914, München 1990; James JOLL, Die Ursprünge des Ersten Weltkriegs, München 1988; Wolfgang KRUSE, Ursachen und Auslösung des Krieges, in: Ders. (Hrsg.), Eine Welt von Feinden, S. 11-25; Sönke NEITZEL, Kriegsausbruch. Deutschlands Weg in die Katastrophe 1900-1914, Zürich 2002, S. 71-160; SALEWSKI, Der Erste Weltkrieg, S. 22-88 und SCHÖLLGEN (Hrsg.), Flucht in den Krieg? Zur Einordnung in den größeren historischen Zusammenhang siehe einleitend Klaus HILDEBRAND, Das vergangene Reich. Deutsche Außenpolitik von Bismarck bis Hitler 1871-1945, Stuttgart 1995 und Andreas HILLGRUBER, Die gescheiterte Großmacht. Eine Skizze des Deutschen Reiches 1871-1945, Düsseldorf 1980.

⁶⁰ Hans-Ulrich Wehler urteilte dazu zusammenfassend: „Die wilhelminische ‚Weltpolitik‘ enthüllt erst unter dieser Perspektive des Sozialimperialismus ihren eigentlichen Sinn, ihre tieferen Antriebskräfte. Der un stetig-sprunghafte Charakter der ‚Weltpolitik‘ darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß ihr vorwiegend eine kühl kalkulierte Instrumentalisierung der Expansionspolitik zu innenpolitischen Zwecken zugrundelag. [...] Nur diese Herrschaftstechnik [d. h. der Sozialimperialismus; B. A.] schien es zu ermöglichen, die Modernisierung der politischen und sozialen Verfassung durch Reformen im notwendigen Ausmaß weiter zu blockieren.“ (Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 3, S. 1139).

stark sozialimperialistisch eingefärbte Note (mit ausdrücklicher Spitze gegen die Sozialdemokratie), ohne dass dessen Politik daraus eindimensional erklärt werden könnte.⁶¹ Eckart Kehr, der „Begründer“ der Lehre vom „Primat der Innenpolitik“⁶², hatte bereits 1930 erkannt, welche Aporie die Außenpolitik des Kaiserreiches nach der Jahrhundertwende bestimmte: „Die soziale Krise zwang die herrschenden Schichten zu außenpolitischen Erfolgen, aber dieselbe Krise zwang sie auch, auf das Risiko eines Krieges, der ihrer Herrschaft bei unglücklichem Ausgang ein Ende bereiten konnte, zu verzichten.“⁶³ (Letzteres setzte allerdings eine Rationalität voraus, die der deutschen Führung völlig abging.)

Die Ideen Kehrs wurden von wichtigen Interpreten des Kaiserreiches wie Wehler und Wolfgang J. Mommsen wieder aufgenommen und weiter ausdifferenziert, gleichzeitig hielt sich eine eher traditionell argumentierende Schule (Andreas Hillgruber, Klaus Hildebrand u. a.), die weiterhin eine nur wenig modifizierte klassische Diplomatiegeschichte betrieb und die „geopolitische“ Mittellage Deutschlands als konstituierendes Moment betrachtete. Eine weitere Denkschule entstand im angloamerikanischen Raum (David Blackbourn, Geoff Eley u. a.), die in Abgrenzung zu den auf die gesellschaftlichen Eliten fixierten Ansätzen von Wehler & Co. (Stichwort: „Manipulation von oben“) die Betonung auf die Selbstmobilisierung neuer Sozialgruppen „von unten“ (insbesondere bei der „neuen“ Rechten) legte. Nebenbei geriet dadurch auch die „Sonderweg“-Theorie in die Kritik, wurde doch die bürgerliche Moderne per se kritisch betrachtet, nicht nur ihre deutsche Variante.⁶⁴

Unabhängig davon, wie die Wechselwirkung zwischen Außen- und Innenpolitik beurteilt wird: Die Art und Weise, wie im Kaiserreich Politik theoretisch konzipiert und praktisch betrieben wurde, zeigte sich besonders verhängnisvoll in der auswärtigen Politik. Nach der Abwendung von der ausgleichenden Politik Bismarcks folgte nach einer Phase der Neuorientierung ab 1897 die mit großem Aplomb angekündigte „Weltpolitik“, die für Deutschland einen „Platz an der Sonne“ anstrebte. Symbolisiert wurde diese „Strategie“ durch das großsprecherische Auftreten Wilhelms II.; geplant worden war sie durch seine beiden Adlanten Bülow, der 1897 Staatssekretär im Auswärtigen Amt wurde (und 1900 dann zum Reichskanzler avancierte), und Alfred von Tirpitz, der zeitgleich das Reichsmarineamt übernahm. Schon vor seinem Amtsantritt hatte Tirpitz die innenpolitischen Moti-

⁶¹ Vgl. BERGHAHN, Sarajevo, S. 61f.

⁶² Vgl. Eckart KEHR, Der Primat der Innenpolitik. Gesammelte Aufsätze zur preußisch-deutschen Sozialgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert. Herausgegeben und eingeleitet von Hans-Ulrich Wehler, Berlin 1965.

⁶³ Jost DÜLFFER, Einleitung: Dispositionen zum Krieg im wilhelminischen Deutschland, in: Ders./HOLL (Hrsg.), Bereit zum Krieg, S. 9-19, Zitat: S. 11.

⁶⁴ Siehe dazu einführend David BLACKBOURN/Geoff ELEY, Mythen deutscher Geschichtsschreibung. Die gescheiterte bürgerliche Revolution von 1848, Frankfurt/Main – Berlin – Wien 1980.

ve des neuen Kurses beschrieben; demnach müsse Deutschland zur Weltpolitik übergehen „nicht zu geringem Grade auch deshalb, weil in der neuen großen nationalen Aufgabe und dem damit verbundenen Wirtschaftsgewinn ein starkes Palliativ gegen gebildete und ungebildete Sozialdemokraten liegt.“⁶⁵

Nicht nur diese Hoffnung ging nicht in Erfüllung. Nachdem die dilettantischen Versuche, mit einer Politik der „freien Hand“ zwischen den Weltmächten England und Rußland zu lavieren, viel Porzellan zerschlagen und wenig vorzeigbaren Gewinn gebracht hatten, sah sich das Reich ab 1905/6 einer zunehmenden „Einkreisung“ gegenüber (bei der es sich allerdings eher um eine selbstverschuldete „Auskreisung“ handelte).⁶⁶ Den Begriff „Einkreisung“ führte Reichskanzler Bülow im November 1906 in einer Reichstagsrede in die Debatte ein;⁶⁷ das Schlagwort machte – noch aufgeladen mit sozialdarwinistischen ideologischen Versatzstücken – rasch Karriere und prägte bald die Wahrnehmung der internationalen Konstellation in Deutschland. Auf die überhand nehmende Bedrohungsvorstellung, die einer „kollektiven deutschen Psychose“⁶⁸ gleichkam (vor der auch Teile der SPD nicht gefeit waren) antwortete die deutsche Diplomatie mit hektischem Aktionismus und kontraproduktiven, immer risikoreicheren Drohgebärden, die militärische Führung mit der Fortsetzung des finanziell ruinösen und strategisch sinnlosen Flottenbaus sowie einer ab 1912 massiv gesteigerten Heeresrüstung. Der Rüstungswettlauf zerstörte alle Ansätze zur Entspannung, die beiden europäischen Bündnisblöcke verfestigten sich immer mehr. Die politische Führung des Reiches vertraute blind auf die Planungen des preußischen Generalstabes, die sich allerdings mehr durch Tollkühnheit und Wunschdenken als durch Realitätssinn auszeichneten. Administrative Inkompetenz, Schicksalsgläubigkeit, passive Ergebenheit gegenüber selbstverschuldeten Sachzwängen und der Druck der stärker werdenden radikalnationalistischen Rechten drängten die Reichsleitung auf ein Gleis, das eine verantwortlich gestaltende Außenpolitik kaum noch erlaubte.⁶⁹ Aus ideologischer

⁶⁵ WINKLER, *Der lange Weg nach Westen*, Bd. 1, Zitat: S. 273.

⁶⁶ Siehe dazu auch Ute DANIEL, *Einkreisung und Kaiserdämmerung. Ein Versuch, der Kulturgeschichte der Politik vor dem Ersten Weltkrieg auf die Spur zu kommen*, in: STOLLBERG-RILINGER (Hrsg.), *Was heißt Kulturgeschichte des Politischen?*, S. 279-328 und Gerd KRUMEICH, *Einkreisung. Zur Entstehung und Bedeutung eines politischen Schlagwortes*, in: *Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht* 20/1 (1989), S. 99-104.

⁶⁷ Bülow erklärte: „Eine Politik, die darauf ausginge, Deutschland einzukreisen, einen Kreis von Mächten um Deutschland zu bilden, um es zu isolieren und lahmzulegen, wäre eine für den europäischen Frieden bedenkliche Politik. Eine solche Ringbildung ist nicht möglich ohne Ausübung eines gewissen Drucks. Druck erzeugt Gegendruck . . .“ (Ebd., Zitat: S. 99).

⁶⁸ BECKER/KRUMEICH, *Der Große Krieg*, S. 33.

⁶⁹ Zum Begriff des „Radikalnationalismus“ und der Rolle des Ersten Weltkrieges bei seiner Entwicklung siehe Hans-Ulrich WEHLER, *Radikalnationalismus – erklärt er das „Dritte Reich“ besser als der Nationalsozialismus?*, in: Ders., *Umbruch und Kontinuität*, S. 47-64 und Roger CHICKERING, *Sprache und soziale Grundlagen des Radikalnationalismus in der Wilhelminischen Ära*, in: Ders., *Krieg, Frieden und Geschichte*, S. 206-223.

Verblendung verschärfte die politische Führung, nicht zuletzt durch ihre gezielte Pressepolitik, eine Entwicklung, die ihre eigenen Spielräume immer mehr einengte.⁷⁰

Jost Dülffer fasste zusammen: „So verkam die deutsche Außenpolitik zu einem kurzatmigen Durchwursteln, um die momentane Situation taktisch zu verbessern, wenn die `Einkreisung` durch die Feinde selbst schon nicht zerstört werden konnte. Weil alle Versuche fehlschlagen, wandte man sich mehr und mehr potentiell gefährlichen Mitteln zu, wobei sich das Risiko erhöhte, die signalisierte Kriegsbereitschaft auch im Krieg einlösen zu müssen.“ Verschärfend wirkten sich noch innenpolitische Überlegungen aus, die zu dem Glauben führten, „daß ein großer Krieg eine neue Gesellschaftsordnung mit größerer Stabilität schaffen könne, indem alle entgegenstehenden `pazifistischen` politischen Strömungen im Lande beseitigt würden.“⁷¹ Gegenüber den drei potenziellen Hauptgegnern, nämlich England, Frankreich und Rußland, entwickelte sich in der politischen Kultur des Kaiserreiches gleichzeitig ein jeweils spezifisches Gemisch aus wirtschaftlich, historisch, politisch, kulturell und – im Falle Rußlands – auch „rassisch“ begründeten Ressentiments; dadurch wurde rationalen, zumindest auf teilweisen Ausgleich bedachten diplomatischen Erwägungen zunehmend die Basis entzogen, stattdessen hysterischen Überreaktionen Vorschub geleistet. Die fixe Idee vom unvermeidlichen, „schicksalhaften“ Charakter des bevorstehenden Kampfes um die Existenz des deutschen Volkes fand hier ihren fruchtbaren Boden.⁷² Namentlich die Initiativen Bethmann Hollwegs, das Verhältnis zu England zu verbessern, oder die Versuche des Kaisers, die Beziehungen zum Zarenreich wieder in ein anderes Fahrwasser zu bringen, wurden dadurch terkariert.

Eine Reihe von kaum steuerbaren Faktoren sorgte immer wieder dafür, dass es zu internationalen Krisen kam, die die potenzielle Gefahr eines Krieges beinhalteten: Wirtschaftliche Rivalitäten, verschärftes Wettrüsten, imperialistische Konkurrenz im Kampf um Kolonien und Einflussgebiete, sich verfestigende Bündnissysteme, sozialdarwinistische Ideologien, außenpolitische Profilierungsversuche im Dienste innenpolitischer Krisenbewältigung, Streit um ungelöste Nationalitätenfragen,

⁷⁰ Klaus Wernecke kam in seiner Untersuchung zu dem Ergebnis: „Die Pressepolitik der Reichsregierung trug, teils direkt, teils indirekt und in je nach Ressort unterschiedlicher Schärfe, *wesentlich* zur Steigerung des deutschen Chauvinismus bei. [...] Die Reichsleitung war nicht von vornherein Gefangene der öffentlichen Meinung, die sie ja selbst miterzeugt hatte. Natürlich konnte sie sich auch nicht ganz gegen sie stellen. Ihr Entscheidungsspielraum wurde seit 1911, durch die eigene Politik mitbedingt, immer enger.“ (Klaus WERNECKE, *Der Wille zur Weltgeltung. Außenpolitik und Öffentlichkeit im Kaiserreich am Vorabend des Ersten Weltkrieges*, Düsseldorf 1970, S. 312f.).

⁷¹ Jost DÜLFFER, *Die zivile Reichsleitung und der Krieg. Erwartungen und Bilder 1890-1914*, in: PYTA/RICHTER (Hrsg.), *Gestaltungskraft des Politischen*, S. 11-28, hier: S. 15.

⁷² In seinem stark rezipierten Werk „Deutschland und der nächste Krieg“ schrieb der General Friedrich von Bernhardi 1912: „Da dieser Kampf aber, wie es bei eingehender Prüfung der Weltlage erscheinen muß, notwendig und unvermeidlich ist, müssen wir ihn auch ausfechten, koste es was es wolle.“ (NEITZEL, *Kriegsausbruch*, Zitat: S. 147). Der Krieg war für Bernhardi „nicht nur eine biologische Notwendigkeit, sondern auch eine sittliche Forderung und als solche ein unentbehrlicher Faktor der Kultur.“ (WINKLER, *Der lange Weg nach Westen*, Bd. 1, Zitat: S. 314).

Druck radikaler Agitationsverbände und ihrer öffentlichkeitswirksamen Kampagnen auf die Regierung. Dabei erwiesen sich subjektive Wahrnehmungen, etwa bei der deutsch-britischen Handelsrivalität, als bedeutender als die objektiven Gegebenheiten.

Der berechtigte Hinweis auf all diese Einflussgrößen hat in der älteren Geschichtsschreibung allzu oft dazu geführt, eine persönliche Verantwortlichkeiten ausschließende „Zwangsläufigkeit“ der Entwicklung zum Krieg zu suggerieren, in den die Beteiligten dann schuldlos „hineingeschlittert“ (David Lloyd George) seien. Dem gilt es entgegenzutreten. In einer konzisen Zusammenfassung des bisherigen Forschungsstandes zu den Ursachen des Ersten Weltkrieges hat Stig Förster dazu einige bedenkenswerte Feststellungen getroffen.⁷³ Demnach war der Krieg *keineswegs* das Endprodukt einer unaufhaltsamen Entwicklung, so sehr der Geist der Zeit, nicht nur in Deutschland, von bellizistischem Gedankengut geprägt war.⁷⁴ Neben unreflektierter Kriegsverherrlichung mit sozialdarwinistischer Komponente hatte es in der öffentlichen Diskussion – auch von Seite der militärischen Experten – ebenso Stimmen gegeben, die vor der Destruktivität ganz neuer Qualität warnten, die ein Krieg zwischen den Großmächten unter den gegebenen (bündnis-)politischen und technologischen Bedingungen mit sich bringen musste. Besonders weist Förster auf den durchaus vorhandenen Handlungsspielraum der politischen und militärischen Eliten im Deutschen Reich wie auch in den anderen beteiligten Nationen hin, der die Alternative des Friedens ebenso erlaubt hätte – wenn dieser denn wirklich gewollt worden wäre.

An der Hauptverantwortung der in Berlin betriebenen Politik für den Kriegsausbruch im Sommer 1914 besteht dabei inzwischen kaum noch ernst zu nehmender Zweifel; „keine Großmacht hat während der Julikrise so konsequent auf eine Eskalation des Konflikts gesetzt wie Deutschland.“⁷⁵ Anders als die Anhänger der zugespitzten Thesen Fritz Fischers geht die Mehrheit der Zunft inzwischen allerdings nicht mehr davon aus, dass die deutsche Führung den Krieg von langer Hand geplant, vorbereitet und schließlich herbeigeführt habe, sondern sich quasi ad hoc, aus einer unübersichtlichen Gemengelage innen- wie außenpolitischer Erwägungen und psychologischer Faktoren heraus, für die Option des Krieges entschieden hat, dabei bewusst das Risiko der Ausweitung zum Weltkrieg billigend in Kauf nehmend.⁷⁶ Dieter Groh brachte dazu folgenden Gedankengang ein:

⁷³ Vgl. FÖRSTER, Die Ursachen des Ersten Weltkrieges, in: WEGNER (Hrsg.), Wie Kriege entstehen, S. 211-252.

⁷⁴ Gegen eine generalisierende Übertragung der den öffentlichen Diskurs dominierenden bellizistischen Publizistik auf das gesamte Bürgertum wendet sich auch Thomas Raithel. (Vgl. Das „Wunder“ der inneren Einheit, S. 136).

⁷⁵ WINKLER, Der lange Weg nach Westen, Bd. 1, S. 332.

⁷⁶ Zur Verquickung von innen- und außenpolitischen Faktoren ist anzumerken: „Erhaltung des innenpolitischen Status quo als nie in Frage gestellter Primat der Politik des Zweiten Reiches verhinderte: 1. die personelle Vermehrung der Armee, d. h. des Offiziers- und Unteroffizierskorps über den Stand der Heeresvorlage von 1913 hinaus. Eine solche Vermehrung hätte erstens der Gefahr der Demokratisierung, letzteres der Gefahr der Sozialdemokratisierung ausgesetzt. Womit 1.1 die Armee gegen den innenpolitischen Feind, die Sozialdemokratie, nicht mehr einsetzbar gewesen wäre; 1.2 die verfassungsrechtliche Sonderstellung der Armee, auf der das ganze politisch-soziale System des Zweiten Reiches aufruhte, angetastet worden wäre; 2. die finanzielle Deckung weiterer Wehr-

„Zu einem defensiven Präventivkrieg ist vor allem derjenige disponiert, dessen Datenaufnahme- und Datenverarbeitungssysteme einem pathologischen Lernprozeß in Richtung auf Auslese negativer Daten unterliegen; landläufig-psychopathologisch könnte man von depressiver Verarbeitung der Realität durch die Entscheidungsträger sprechen.“⁷⁷

Gerade das Fehlen einer Koordination zwischen den einzelnen zivilen und militärischen Leitungsgremien, einer konsistenten Strategie und realistischer Ziele ist kennzeichnend für das dysfunktionale politische System des Kaiserreiches.⁷⁸ Dieses System war zu rationalen Planungen und Entscheidungen kaum in der Lage und wurde von einem pessimistischen Fatalismus getrieben, der sich bis zur „Lust am Untergang“ steigern konnte. Weil die innen- wie außenpolitische Lage Deutschlands so festgefahren war, erschien in der Julikrise von 1914 der „Sprung ins Dunkle“ Bethmann Hollweg und seinen Beratern als die Lösung des vorhandenen Problemstaus und gleichzeitig als die Herbeiführung des ohnehin Unvermeidlichen. Anders als bei den vorangegangenen Krisen war die Reichsleitung nun nicht mehr bereit, auf einen friedlichen Interessenausgleich zu setzen, da der vermeintlich ohnehin nicht auf Dauer zu verhindernde Krieg jetzt noch mit Aussicht auf Erfolg zu führen war (so zumindest die Einschätzung der Spitzenmilitärs). „Der `Topos vom unvermeidlichen Krieg` hatte schließlich objektiv erzeugt, was er subjektiv vorausgesagt hatte. Die Reichsleitung war einem Fatalismus verfallen, der die Dinge nicht mehr kontrollierbar erscheinen ließ, obgleich die Schwarzmalerei größtenteils hausgemacht war.“⁷⁹

Vor allem dieser „Topos vom unvermeidlichen Krieg“⁸⁰ war es, der in den Jahren vor 1914, neben einem weit verbreiteten Radikalnationalismus und Sozialdarwinismus, immer mehr das Denken breiter Kreise der Bevölkerung und vor allem der politischen und militärischen Entscheidungsträger in Richtung der großen Katastrophe drängte. Die von den völkischen Ideologen geprägte Vorstel-

vorlagen über die von 1913 hinaus. Und zwar weil: 2.1 diese nur mit Hilfe einer Mitte-Links-Koalition im Reichstag möglich gewesen wäre, eine solche aber mit dem bestehenden System nicht vereinbar war, 2.2 eine Finanzierung durch Anleihen aufgrund der Parteienkonstellation, der Haltung der Reichsleitung selbst und der Lage des Kapitalmarkts unmöglich war, 2.3 eine Erhöhung der Steuern als Finanzierungsgrundlage unter Beibehaltung des bestehenden Wahlrechts ausschließlich der Sozialdemokratie zugute gekommen wäre, deren Position im Reichstag weiter gestärkt und die Politik der Reichsleitung noch mehr erschwert hätte; 2.4 die Konsumabschöpfung zugunsten großagrarischer Getreidezollinteressenten ein solches Ausmaß erreicht hatte, daß die besonders seit 1910 ständig zunehmende Lebensmittelteuerung es den Linksparteien erlaubt hätte, jeden Reichstagswahlkampf als `sozialpolitischen` Wahlkampf zu führen. Damit stand die Reichstagsauflösung als Mittel der Politik der Regierung in einem weit geringeren Maß als bisher zur Verfügung; 3. einen Rüstungsstopp oder eine Abrüstungsvereinbarung, weil die Mehrheit der öffentlichen Meinung und der Parteien, auf die der Reichskanzler sich stützte, dafür nicht zu gewinnen waren und er sich auf eine Mitte-Links-Koalition nicht stützen konnte.“ (GROH, „Je eher, desto besser!“, in: PVS 13 (1972), S. 501-531, hier: S. 503).

⁷⁷ Ebd., S. 502.

⁷⁸ Gerade in der Julikrise von 1914 stellte sich dann heraus: „Es gab keine Koordination der Entscheidungsträger; der Kaiser, dessen Aufgabe das gewesen wäre, versagte insofern vollkommen.“ (MEYER-ARNDT, Die Julikrise, S. 86).

⁷⁹ NEITZEL, Kriegsausbruch, S. 169.

⁸⁰ Vgl. Wolfgang J. MOMMSEN, Der Topos vom unvermeidlichen Krieg. Außenpolitik und öffentliche Meinung im Deutschen Reich im letzten Jahrzehnt vor 1914, in: DÜLFFER/HOLL (Hrsg.), Bereit zum Krieg, S. 194-224.

lung, das Reich sei von einem Ring missgünstiger, ja feindseliger Mächte umgeben, der das deutsche Volk an seinem ebenso notwendigen wie legitimen Wachstum hindere, griff auch bei den führenden Militärs und Politikern immer mehr um sich. Fatal wirkte sich dabei auch das halbkonstitutionelle politische System Deutschlands aus, das die Regierung anfällig und abhängig gegenüber Strömungen der öffentlichen Meinung machte, diesen aber keine Möglichkeiten bot, über einen politisch vermittelten Prozess parlamentarisch wirksam zu werden. Hier schlug die Stunde der außerparlamentarischen Agitations- und Interessenverbände, die der Regierung Bethmann Hollweg, etwa anlässlich der 2. Marokkokrise von 1911, vorwarfen, die imperialistischen Interessen des Reiches nicht entschlossen genug zu vertreten.

Auch im Reichstag geriet der Kanzler in der Debatte, die eine Woche nach der Beilegung der Krise stattfand, ins Kreuzfeuer der Kritik, nicht nur von Seiten der Konservativen. Der Fraktionsvorsitzende des Zentrums, Georg von Hertling, meinte, es würde „unter Umständen“ nichts schaden, „wenn einmal von autoritativer Seite gesagt würde, daß allerdings die Aufrechterhaltung des Friedens ein hohes Gut sei, daß es aber zu teuer erkaufte sei, wenn es nur auf Kosten unserer Weltgeltung geschehen kann.“ Für die Nationalliberalen sprach Bassermann von einer „Niederlage“ Deutschlands und warnte das Ausland, „es möge sich darüber im klaren sein, daß wir unserer nationalen Ehre nicht zu nahe treten lassen, und daß, wenn es darauf ankommt, mit den Waffen Deutschland zu verteidigen, das Ausland ein einiges Deutschland finden wird.“⁸¹ Der gescholtene Kanzler war in Wirklichkeit allerdings sehr wohl ein risikobereiter und gerissener Machtpolitiker; im Rückblick auf die Krise schrieb er: „Die Sendung des `Panther` ist ein gewagter Trick gewesen: er sollte, falls es zur Verwicklung mit Frankreich und England käme, als Angriffsobjekt dienen, so daß Deutschland als der angegriffene Teil der Unterstützung durch Österreich und Italien sicher gewesen wäre“⁸². Auch sein Berater Kurt Riezler (der im Ersten Weltkrieg und den sich später daran anschließenden Kontroversen noch eine wichtige Rolle spielen sollte⁸³) erkannte beim Kanzler „die echt deutsche und idealistische Überzeugung, daß das Volk einen Krieg nötig hat.“⁸⁴

In mehrfacher Hinsicht zeichneten sich hier bereits die Umriss der Konstellation von 1914 ab, nicht nur durch die Risikostrategie der Reichsleitung, sondern auch, weil Großbritannien klar machte, im Ernstfall Frankreich gegen Deutschland zu unterstützen. In dieser Krise hatte sich darüber hinaus der Druck einer aufgeputschten öffentlichen Meinung wie nie zuvor gezeigt, der sich nun

⁸¹ WINKLER, Der lange Weg nach Westen, Bd. 1, Zitat: S. 312.

⁸² T. v. Bethmann Hollweg an W. v. Oettingen vom 17.12.1911. (LINDEMANN, Die Macht der Perzeptionen, Zitat: S. 151).

⁸³ Vgl. Imanuel GEISS, Kurt Riezler und der Erste Weltkrieg, in: Ders./WENDT (Hrsg.), Deutschland in der Weltpolitik des 19. und 20. Jahrhunderts, S. 398-418.

⁸⁴ Kurt RIEZLER, Tagebücher, Aufsätze, Dokumente. Eingeleitet und herausgegeben von Karl Dietrich Erdmann, Göttingen 1972, S. 180.

auf die deutsche Außenpolitik nachteilig auswirkte. Die einschlägige Studie zur 2. Marokkokrise kommt zu dem Schluss: „Was sich die Reichsleitung nicht mehr leisten durfte nach all den Fehlschlägen und Enttäuschungen, das war ein weiterer Prestigeverlust im eigenen Land. Die politische Herrschaft im Deutschen Reich versuchte die Verweigerung liberaler Reformen im Innern durch weltpolitische Größe zu kompensieren. Diese Strategie aber scheiterte nahezu vollständig und destabilisierte das politische System.“⁸⁵ Nicht nur das: „Seit Agadir fand die These, dass ein Krieg für Deutschlands Entwicklung notwendig sei, bis ins linke politische Lager hinein Zustimmung.“⁸⁶

Der Kanzler geriet auch deshalb an allen politischen Fronten in die Defensive, aus der er nie mehr herauskommen sollte. Die von der radikalnationalistischen Rechten für das Überleben Deutschlands als notwendig erachtete Expansion war unzweifelhaft nur durch einen Krieg zu erreichen; hier „bildete sich eine von imperialistischer Begeisterung getragene geistige Disposition zur Anwendung von Gewalt und Krieg; Gewalt wurde zunehmend als ein notwendiges Element des Völkerlebens betrachtet, ja begrüßt. Umgekehrt entwickelte sich, gleichsam als Reflex dieser Auffassungen, eine fatalistische Grundstimmung heraus, die einen Weltkrieg als früher oder später unvermeidlich anzusehen begann.“⁸⁷ Den herrschenden Eliten war dabei bewusst, dass ein solcher Weltkrieg nur dann mit Aussicht auf Erfolg zu führen war, wenn es gelang, eine einheitliche Anstrengung der Nation ins Werk zu setzen. Hier lag das Scharnier zwischen Innen- und Außenpolitik, das im Ersten Weltkrieg so große Bedeutung erlangen sollte. Die innenpolitischen Bedrohungsszenarien kreisten dabei stets um die als „reichsfeindlich“ angesehene Sozialdemokratie, deren Zerschlagung auf konservativer Seite als willkommener Nebeneffekt eines Krieges in Betracht gezogen wurde. Besonnenere Kräfte in der Regierung machten sich hingegen Gedanken darüber, wie die Unterstützung der SPD im Kriegsfall gesichert werden könnte, ohne der Partei substantiell entgegenzukommen.

Die Erwartungshaltung gegenüber einem zukünftigen europäischen Krieg blieb ambivalent: Krieg wurde bis weit in die Mittelschichten hinein, vor allem bei den bürgerlichen Akademikern, weniger als Bedrohung denn als Verheißung betrachtet. „Besonders in den letzten drei Jahren vor 1914 wurde Krieg angesichts zunehmender Ängste mehr und mehr zum Allheilmittel für die Gesellschaft, erhielt geradezu die Bedeutung eines erlösenden Aktes für den weiteren Verlauf der Geschichte.“⁸⁸ Ernst Hasse, bis 1908 Vorsitzender des Alldeutschen Verbandes, vertrat den Standpunkt: „Das deutsche Volk braucht den Krieg, um sich jederzeit gegen eine Welt von Feinden ver-

⁸⁵ Thomas MEYER, „Endlich eine Tat, eine befreiende Tat . . .“ Alfred von Kiderlen-Wächters „Panthersprung nach Agadir“ unter dem Druck der öffentlichen Meinung, Husum 1996, S. 306.

⁸⁶ BECKER/KRUMEICH, Der Große Krieg, S. 58.

⁸⁷ W. MOMMSEN, Der Topos vom unvermeidlichen Krieg, in: DÜLFFER/HOLL (Hrsg.), Bereit zum Krieg, S. 194-224, hier: S. 196.

⁸⁸ DÜLFFER, Einleitung, in: Ebd., S. 9-19, hier: S. 13.

teidigen zu können. Feinde ringsum⁸⁹. Sein demagogisch talentierter Nachfolger Heinrich Claß verkündete: „Der Krieg sei uns heilig wie das läuternde Schicksal [...]. Willkommen sei er als als Arzt unserer Seelen, der mit stärksten Mitteln uns heilen wird.“⁹⁰ Und: „Die sogenannte `Humanität` im landläufigen Sinne mag wieder gelten, wenn wir politisch, sittlich, gesundheitlich und kulturell reformiert sind – bis dahin heißt es, aus Liebe hart sein, und danach wird sie ihre Grenzen immer finden müssen aus dem Gesetze, daß der Gesundheit des Volkes jedes Opfer gebracht werden muß“⁹¹.

Für Deutschland galt wohl mehr als für jedes andere europäische Land: „Was der Epoche [...] die ihr eigentümliche Stimmung und Atmosphäre verlieh, war der Umstand, daß jedermann die kommenden Katastrophen zugleich erwartete, mißverstand und einfach nicht daran glauben wollte. Ein Weltkrieg würde kommen, doch niemand, nicht einmal der beste aller prophetischen Geister, machte sich wirklich eine Vorstellung davon, wie dieser Krieg sein würde.“⁹² (Es gab allerdings durchaus einige „prophetische Geister“, deren Vorstellungen der zukünftigen Realität näher kamen als Hobsbawm hier unterstellte.) Andererseits wurde für eben diesen Zeitraum inzwischen herausgearbeitet, „daß Krieg zwischen Großmächten keineswegs als ein normales Mittel der Außenpolitik galt, sondern im Gegenteil als extremes Wagnis mit kaum abzuschätzenden Risiken.“⁹³ Wie auch die neueren Untersuchungen zur Volksstimmung im Juli und August 1914 zeigen, wurde die „Kriegsbegeisterung“ tatsächlich nur von *bestimmten* (minoritären) Bevölkerungsgruppen getragen, aber es waren eben diejenigen, die die öffentliche Meinung und die Politik insgesamt dominierten. Einen nicht geringen Anteil an der Ausprägung der bellizistischen politischen Kultur des Kaiserreiches hatte die gängige Interpretation der preußisch-deutschen (Erfolgs-)Geschichte mit ihren wenig demokratischen und sehr stark militärisch geprägten Traditionen; dieses Erbe ließ sich bei und nach Kriegsausbruch ganz hervorragend in die Propaganda von Regierung und Verbänden integrieren.⁹⁴

Aber auch dort, wo einem zukünftigen Krieg weniger enthusiastisch entgegen gesehen wurde, verbreitete sich doch immer mehr die Auffassung, dass zur Durchsetzung legitimer deutscher Interes-

⁸⁹ LINDEMANN, Die Macht der Perzeptionen, Zitat: S. 79.

⁹⁰ WINKLER, Der lange Weg nach Westen, Bd. 1, Zitat: S. 318.

⁹¹ LINDEMANN, Die Macht der Perzeptionen, Zitat: S. 53.

⁹² Eric J. HOBSBAWM, Das imperiale Zeitalter 1875-1914, Frankfurt am Main 2004, S. 21.

⁹³ Friedrich KIESSLING, Gegen den „großen Krieg“? Entspannung in den internationalen Beziehungen 1911-1914, München 2002, S. 43.

⁹⁴ Siehe dazu auch Johannes BURKHARDT, Kriegsgrund Geschichte? 1870, 1813, 1756 – historische Argumente und Orientierungen bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges, in: Ders. u. a., Lange und kurze Wege in den Ersten Weltkrieg, S. 9-86 und Johannes BURKHARDT, Die kriegstreibende Rolle historischer Jubiläen im Dreißigjährigen Krieg und im Ersten Weltkrieg, in: Ders. (Hrsg.), Krieg und Frieden in der historischen Gedächtniskultur. Studien zur friedenspolitischen Bedeutung historischer Argumente und Jubiläen von der Antike bis in die Gegenwart, München 2000, S. 91-102, hier: S. 94-98.

sen auch die ernstgemeinte Bereitschaft, einen großen Krieges in Kauf zu nehmen, gehöre; die Bereitschaft, Deutschland im Falle eines feindlichen Angriffs zu verteidigen, war ohnehin Allgemeinut. Der renommierte Historiker Friedrich Meinecke sprach 1913 sicher für viele Deutsche, als er bekundete: „Wir wollen den Frieden, aber wenn uns der Krieg durch unabwiesbare Notwendigkeit aufgedrängt wird, dann wollen und müssen wir siegen, um jeden Preis“⁹⁵. Mit dem nicht ganz belanglosen Problem wiederum, wie denn ein *Angriffs-* von einem *Verteidigungskrieg* zu unterscheiden wäre, wie überhaupt angesichts der herrschenden Geheimdiplomatie ein vernünftiges, d. h. kritisches Urteil über das Vorgehen der eigenen oder gar ausländischer Regierungen möglich war, damit setzte sich so gut wie niemand auseinander.⁹⁶

Zusätzlich ist zu berücksichtigen: „Alles in allem erschien der europäische Horizont aus der Perspektive eines weiten Bereichs der politischen Öffentlichkeit Deutschlands [...] keineswegs so dunkel, wie gelegentlich nach Kriegsbeginn behauptet. Eine verhalten optimistische Auffassung resultierte offenbar bereits aus der Gewöhnung an schwere Krisen und aus dem bisherigen Ausbleiben einer Eskalation. Die Krisenbewältigung während der Balkankriege hatte die Erfahrung vermittelt, daß regionale Konflikte nicht zum `großen` Krieg führen müssen und daß intensive diplomatische Bemühungen den Frieden sichern können.“⁹⁷ Dem ist entgegenzuhalten, dass das Wetterleuchten auf dem Balkan auch in Deutschland als bedrohlich eingeschätzt wurde. Gottlieb von Jagow, der Chef des Auswärtigen Amtes, erkannte im Februar 1913 klar: „Im Falle einer österreichisch-serbischen Auseinandersetzung wird Rußland nicht ruhig zusehen, und auch England und Frankreich werden nicht ruhig zusehen, wie es die herrschenden Kreise der Donaumonarchie annehmen“⁹⁸. Dennoch verkündete er wenige Monate später im Reichstag: „Muss also Österreich, gleichgültig aus welchem Grunde[!!!], um seine Großmachtstellung fechten, so müssen wir an seine Seite treten.“⁹⁹ Damit war bereits – in vollem Bewusstsein der möglichen bzw. sicheren Folgen - der „Blankoscheck“ aufgesetzt, der wenige Monate später ausgestellt und dann auch eingelöst werden sollte.

Eine Beschreibung der politischen Kultur des Kaiserreiches kann nicht darauf verzichten, das Phänomen des „Militarismus“ näher zu analysieren. In Abgrenzung gegenüber allzu einfachen Erklärungsmodellen gilt es noch einmal zu betonen, dass Militarismus keineswegs an eine bestimmte

⁹⁵ LINDEMANN, Die Macht der Perzeptionen, Zitat: S. 114f.

⁹⁶ Beim Problem der Unterscheidung von Angriffs- und Verteidigungskrieg ist zu berücksichtigen, dass es unmöglich ist, „die offensiven und defensiven Motivationen der deutschen Verantwortlichen auseinanderzuhalten, denn in der Optik des völkischen Darwinismus ist die territoriale Ausdehnung eine Bedingung der eigenen Sicherheit, d. h. des eigenen `Überlebens`.“ (Ebd., S. 253).

⁹⁷ RAITHEL, Das „Wunder“ der inneren Einheit, S. 75.

⁹⁸ G. v. Jagow an F. Pourtalès vom 6.2.1913. (LINDEMANN, Die Macht der Perzeptionen, Zitat: S. 151).

⁹⁹ FROMKIN, Europas letzter Sommer, Zitat: S. 115.

gesellschaftliche Ordnung gebunden ist, sich in aller Regel – so zumindest die traditionelle Anschauung - aber gegen die Veränderung der bestehenden Ordnung richtet.¹⁰⁰ Diese etablierte Sicht wurde durch den von Stig Förster in die Debatte eingeführten Begriff des „doppelten Militarismus“ für das deutsche Kaiserreich entscheidend erweitert und differenziert; für die Besonderheiten, die sich in Deutschland vor 1914 herausgebildet hatten, ergaben sich dadurch ganz neue Erklärungsmöglichkeiten.¹⁰¹

Förster, der Militarismus per definitionem als irrational betrachtet,¹⁰² unterscheidet ab den 1890er Jahren zwei unterschiedliche Formen.¹⁰³ Zum einen den „alten“, preußisch-konservativen, vom Adel und den mit diesem eng verbundenen großbürgerlichen Gruppen getragenen Militarismus, dessen Ziel in erster Linie in der Erhaltung des gesellschaftlichen Status quo mit seiner anachronistischen Privilegierung der Großagrarien bestand. Die außenpolitischen Ziele dieser Strömung blieben, wenn auch nicht nur defensiver Natur, begrenzt und bewegten sich noch in den Bahnen der Vorstellungen Bismarcks; gegenüber einem großen Krieg bestanden hier denn auch starke Bedenken. Dieser konservative Militarismus „von oben“ bediente sich dabei auch der Manipulationsmöglichkeiten, die die Flottenpolitik bot. Demgegenüber lässt sich noch vor der Jahrhundertwende ein „neuer“, radikalerer „bürgerlicher“ Militarismus ausmachen, der ideologisch und organisatorisch eng mit den rechtsradikalen Verbänden verflochten war. Seine wesentlichen Trägerschichten bildeten das kleine und mittlere Bürgertum, die sich nicht nur gegenüber der Arbeiterschaft abzugrenzen und ihre Vorrechte zu verteidigen suchten, sondern auch die überholte Stellung der vorindustriellen Eliten ablehnten. Diese Massenbewegung „von unten“, die die Regierung zunehmend unter Druck

¹⁰⁰ Vgl. Dieter SENGHAAS, Rüstung und Militarismus, Frankfurt/Main 1972, S. 23-27.

¹⁰¹ Zu diesem Themenkomplex siehe Stig FÖRSTER, Der doppelte Militarismus. Die deutsche Heeresrüstungspolitik zwischen Status-quo-Sicherung und Aggression 1890-1913, Stuttgart 1985; ders., Alter und neuer Militarismus, in: DÜLFFER/HOLL (Hrsg.), Bereit zum Krieg, S. 122-145. Inzwischen hat Förster eine Modifikation seiner Grundthese nachgeliefert, ohne sie ganz aufzugeben (vgl. Militär und Militarismus im Deutschen Kaiserreich. Versuch einer differenzierten Betrachtung, in: Wolfram WETTE (Hrsg.), Schule der Gewalt. Militarismus in Deutschland 1871 bis 1945, Berlin 2005, S. 33-54). Zum Militarismusproblem siehe auch Hans-Ulrich WEHLER, Aufbruch des Militärs in die Moderne 1860-1890, in: Ders., Konflikte zu Beginn des 21. Jahrhunderts, S. 126-137 und Wolfram WETTE, Der Militarismus und die deutschen Kriege, in: Ders. (Hrsg.), Schule der Gewalt, S. 9-30.

¹⁰² „Insgesamt ist demnach die allgemeine Definition des Begriffs `Militarismus` wie folgt zu fassen: Militarismus bedeutet die Zweckentfremdung der Streitkräfte für die innere Politik und/oder für die Aggression nach außen und damit eng zusammenhängend die Überbetonung der Militärpolitik gegenüber anderen Bereichen der Politik, die zwangsläufig den objektiven Interessen auch der Militäristen widerspricht und insofern irrational ist. Die Ursachen für die Entstehung eines militaristischen Typus sind in den inneren Verhältnissen jener Gesellschaft zu suchen, die ihn hervorbringt.“ (FÖRSTER, Der doppelte Militarismus, S. 6).

¹⁰³ Die grundlegende Analyse, die zu dieser Unterscheidung führte, findet sich bereits in einer Schrift, die das ehemalige USPD-Mitglied Albert Winter junior 1932 veröffentlicht hat; dort hieß es: „Von einer wirklichen Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht und Mobilisierung auch nur der ausgebildeten Reserven, konnte in dem Deutschland der Vorkriegszeit keine Rede sein. Da haben Ludendorff und sein Kreis [...] völlig recht, aber die Widerstände lagen viel weniger im Reichstag, der keinerlei Einfluss auf die Exekutive und die Militärgewalt hatte, sondern im Generalstab und Kriegsministerium [...] [.] wo jene militärische Richtung die Oberhand hatte, die das Schwergewicht der militärischen Entscheidung in die aktive Kasernenarmee verlegte, mit der offensive Operationen, wie sie der Schlieffenplan vorsah, freilich leichter durchzuführen waren. Eine strenge Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht und eine restlose Nutzbarmachung der Reserven hatte zur Voraussetzung, daß das herrschende System der Militärmarchie eine neue moralische, politische und soziale Basis in den breiten Volksmassen suchte, die durch die Industrialisierung und Technisierung immer selbstbewußter wurden. Das aber wollte man gerade nicht.“ (Albert WINTER, Deutsche Heeresreform. Reichswehr und Miliz, München 1932, S. 11).

setzte, war antigouvernemental ausgerichtet und vertrat aggressiv imperialistische Ziele, die ohne Krieg kaum erreicht werden konnten. Dieser wurde nicht nur für notwendig, sondern – auch aus innenpolitischen Motiven – sogar als wünschenswert erachtet.

Folgerichtig redete diese Strömung einer weitgehenden Ausweitung der Rüstungsanstrengungen mit all ihren Konsequenzen das Wort, die von konservativer Seite abgelehnt wurde, da dadurch die soziale Homogenität und damit die Einsatzfähigkeit des Heeres als bürgerkriegstaugliches Kampfinstrument gegen die Arbeiterschaft gefährdet erschien. Der daraus entstehende Dauerkonflikt, der sich insbesondere um die konsequente Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht drehte, bestimmte mit wechselnder Dominanz und Zusammensetzung der einzelnen Lager die deutsche Rüstungspolitik in den beiden Jahrzehnten vor 1914. Während die Konservativen - bis 1913 weitgehend erfolgreich – eine größere Aufrüstung (zu Lande) verhinderten, wurde gleichzeitig – vor allem unter dem Druck der extremnationalistischen Agitationsverbände – eine Außenpolitik betrieben, die „eigentlich“ eine weitaus stärkere Ausnutzung des deutschen Rüstungspotenzials erfordert hätte. Diese wäre auch notwendig gewesen, um dem so genannten Schlieffen-Plan (der eigentlich der Plan Moltkes war, sein Vorgänger Alfred von Schlieffen hatte 1905/6 nur eine wegweisende Denkschrift verfasst) wenigstens eine kleine Realisierungschance zu ermöglichen. „Die Heeresrüstungspolitik des wilhelminischen Kaiserreiches war somit insgesamt durch eine eigentümliche Mischung aus Aggressivität und Zurückhaltung gekennzeichnet.“¹⁰⁴

Zu all dem kamen noch militärstrategische Gesichtspunkte hinzu. Angesichts des sich in absehbarer Zeit weiter zu Ungunsten des Reiches verschiebenden Kräfteverhältnisse setzte sich in der militärischen Führung die Überzeugung durch, nur noch für begrenzte Zeit eine für Deutschland günstige Konstellation im Kriegsfall voraussetzen zu können. Hier traf man sich mit der von der Publizistik der extremen Nationalisten vorgebrachten Forderung, einen Krieg unter aussichtsreichen Bedingungen herbeizuführen, um den Durchbruch Deutschlands zur Weltmacht zu erreichen. Im Konzert der sich gegenseitig übertrumpfenden Expansionsforderungen, die mit der Konstruktion wirksamer Feindbilder einherging, konnten sich realistische oder auch nur mäßigende Stimmen immer weniger Gehör verschaffen. „All dies läßt die Folgerung zu, daß die Eventualität eines Präventivkrieges im Juni 1914 auf höchster Regierungsebene ernsthaft diskutiert worden ist. [...] Der Topos von der `Unvermeidlichkeit` eines großen europäischen Krieges war nun endgültig über die Ebene interessengeleiteter Propaganda und nationalistischer Agitation hinausgewachsen. Er hatte die Qua-

¹⁰⁴ FÖRSTER, Der doppelte Militarismus, S. 300.

lität einer *self-fulfilling prophecy* gewonnen, die eben das objektiv erzeugt, was sie subjektiv vorausagt.“¹⁰⁵

Zu den Legenden über den Ersten Weltkrieg, die erst in jüngster Zeit ernsthaft erschüttert wurden, zählt auch die „Illusion des kurzen Krieges“,¹⁰⁶ der angeblich die deutsche Militärführung – und nicht nur sie¹⁰⁷ - verfallen gewesen sei.¹⁰⁸ Gerade die mangelnde wirtschaftliche Vorbereitung des Reiches auf einen kommenden Krieg und der zum Dogma erhobene Aufmarschplan mit der darin vorgesehenen großen, rasch herbeizuführenden Vernichtungsschlacht in Frankreich schienen die Annahme zu stützen, dass die militärische und politische Führung von einem kurzen Krieg - in Anlehnung an das „Vorbild“ von 1870/71 - ausging. Dabei wurde allerdings außer Acht gelassen, dass der Diskurs in Fachkreisen weit differenzierteren Vorstellungen Raum bot. Bereits 1899 hatte der russisch-polnische Industrielle Jan Bloch in seinem Werk über „Die Zukunft des Krieges in technischer, wirtschaftlicher und politischer Relation“ vorausgesehen: „Es wird mit einem mörderischen Schlachten beginnen, so schrecklich, dass es unmöglich sein wird, die Truppen zu einem entscheidenden Schlag zu führen . . . Alle werden sich eingraben, und im nächsten Krieg wird der Spaten so unentbehrlich sein wie das Gewehr.“¹⁰⁹

Daneben stehen natürlich auch zahlreiche Prognosen, die aus heutiger Sicht nur noch skurril anmuten. So gab es „die immer wieder feststellbare Vermischung korrekter technischer Einschätzung und Beobachtung und den absurdesten Folgerungen, die hieraus geschlossen [wurden].“ Dabei wunderte sich Gerd Krumeich: „Wenn im Hinblick auf die Maschinerie des künftigen Krieges manches geahnt, verdrängt, genau gesehen, aber naiv unrealistisch bewertet wurde, so ist es erstaunlich, daß es nirgendwo Überlegungen gab, wie man das Volk `mental` auf den Krieg vorbereiten müsse. In all diesen vor 1914 angestellten Planungen und entwickelten Vorstellungen vom künftigen Krieg kommt das Problem psychologischer Kriegführung nicht vor. Propagandistische und

¹⁰⁵ W. MOMMSEN, Topos vom unvermeidlichen Krieg, in: DÜLFFER/HOLL (Hrsg.), Bereit zum Krieg, S. 194-224, Zitat: S. 217f.

¹⁰⁶ Die irrige Annahme, es sei nahezu allgemein ein kurzer Krieg erwartet worden, findet sich im größten Teil der Forschungsliteratur, etwa bei Jost Dülffer (Kriegserwartung und Kriegsbild in Deutschland vor 1914, in: MICHALKA (Hrsg.), Der Erste Weltkrieg, S. 778-798, hier: S. 794), Michael Salewski (Der Erste Weltkrieg, S. 107), Dirk Schumann (Der brüchige Frieden. Kriegserinnerungen, Kriegsszenarien und Kriegsbereitschaft, in: FREVERT (Hrsg.), Das Neue Jahrhundert, S. 113-145, hier: S. 119), Timm Genett (Der Fremde im Kriege, S. 590) Dieter Groh („Je eher, desto besser!“, in: PVS 13 (1972), S. 501-521, hier: S. 517) oder bei Fritz Stern (Die Historiker und der Erste Weltkrieg, in: Ders., Verspielte Größe, S. 37-68, hier: S. 38). Boris Barth behauptete: „In Deutschland machte sich das in ganz Europa fehlende realistische Kriegsbild besonders bemerkbar.“ (Dolchstoßlegenden, S. 99). Dass diese Vorstellung auch in der SPD Allgemeingut gewesen sei, wird ebenfalls immer noch verbreitet, z. B. bei Mühlhausen (Die Sozialdemokratie am Scheideweg, in: MICHALKA (Hrsg.), Der Erste Weltkrieg, S. 649-671, hier: S. 655) oder Groh (Negative Integration, S. 694).

¹⁰⁷ Zum Kriegsbild der SPD siehe unten Kap. 2.2.7.9. und 2.4.5.

¹⁰⁸ Vgl. FÖRSTER, Die Illusion des kurzen Krieges, in: BURKHARDT u. a., Lange und kurze Wege in den Krieg, S. 115-158.

¹⁰⁹ WILLMOTT, Der Erste Weltkrieg, Zitat: S. 13.

ideologische Vorbereitung, Festigung der Moral der Bevölkerung usw., scheinen von keinem irgendwie bedeutenden Interesse gewesen zu sein.“¹¹⁰

Auch dieses Urteil wird relativiert durch die Ausführungen, die Bethmann Hollweg im Reichstag im April 1913 machte: „Die Chancen eines Zukunftskrieges, in dem Millionenheere, ausgerüstet mit den modernsten Waffen, gegeneinander geführt werden, sind jetzt noch schwerer vor auszusehen als früher. Aber eins wird wahr bleiben: Sieger ist, solange die Welt steht, immer nur das Volk geblieben, das sich in den Stand gesetzt hat, mit dem letzten Mann einzustehen, wenn die ehernen Würfel um sein Schicksal geworfen werden, das mit der ganzen Wucht des Volkstums dem Feinde die Stirne bietet.“¹¹¹ Und: „Von den Dimensionen eines Weltbrandes, von dem Elend und der Zerstörung, die er über die Völker bringen würde, kann sich kein Mensch eine Vorstellung machen. Alle Kriege der Vergangenheit werden wahrscheinlich ein Kinderspiel dagegen sein.“¹¹²

Obwohl dies längst bekannt ist bzw. sein konnte, wurde die „herrschende Lehre“, die allgemein eine Illusion des kurzen Krieges unterstellte, lange Zeit nicht hinterfragt. Es schien kaum vorstellbar, dass die deutsche militärische und politische Führung einen Krieg ausgelöst oder zumindest leichtfertig zugelassen haben könnte, von dem sie annahm, dass er von langer Dauer und damit bei der zu erwartenden Bündniskonstellation kaum zu gewinnen war. Erst mit dem 1995 veröffentlichten wegweisenden Aufsatz von Stig Förster wurde das bis dahin Unvorstellbare ausgesprochen und auf Folgendes verwiesen: Generalstabschef Moltke baute auf den Überlegungen seines Vorgängers Schlieffen auf, ja schränkte die eigene Handlungsfähigkeit noch ein durch den Verzicht auf einen eigenen Aufmarschplan für einen Krieg nur gegen Rußland. In Anbetracht der militärtechnischen Neuerungen der jüngeren Zeit sowie der Erkenntnisse aus dem russisch-japanischen Krieg von 1904/5 kamen ihm erhebliche und mehr als berechtigte Zweifel an der Möglichkeit, Frankreich innerhalb weniger Wochen niederzuwerfen und sich dann mit aller Macht gegen Rußland wenden zu können. Die logische Folge würde ein langandauernder Zweifrontenkrieg sein, selbst wenn man von der ausgesprochen optimistischen Variante einer Neutralität Englands und Italiens ausging. Die Illusion des kurzen Krieges, von der Beherrschbarkeit eines europäischen Großkonfliktes überhaupt, wurde dem zufolge allenfalls von der politischen Öffentlichkeit gehegt (was allerdings auch erst noch einer näheren Klärung bedürfte). Generalstab und Reichskanzler sahen die Dinge defini-

¹¹⁰ KRUMEICH, Bilder vom Krieg vor 1914, in: ROTHER (Hrsg.), Die letzten Tage der Menschheit, S. 37-46, hier: S. 43 u. 45.

¹¹¹ DÜLFFER, Reichsleitung und Krieg, in: PYTA/RICHTER (Hrsg.), Gestaltungskraft, S. 11-28, Zitat: S. 27.

¹¹² SVZ Nr. 98 vom 28.4.1915.

tiv realistischer; sie schätzten die Siegeschancen Deutschlands pessimistisch ein und sahen auch die potenziell revolutionären Folgen einer Niederlage.¹¹³

Es wäre nun naheliegend gewesen, aus diesen gut begründeten Aussichten Konsequenzen zu ziehen. Das hieß: Entweder zu einer moderateren, auf Ausgleich und Gewinnung von Bündnispartnern bedachten Außenpolitik überzugehen, was überhaupt nie erwogen wurde. Oder zumindest das bei weitem noch nicht ausgeschöpfte Rüstungspotenzial Deutschlands stärker auszunutzen (was allerdings mit der Erhaltung der gesellschaftlichen Machtverhältnisse nicht vereinbar war) bzw. organisatorische und ökonomische Vorbereitungen für einen lang andauernden Krieg zu treffen, wozu sich die herrschende Bürokratie ebenfalls unfähig zeigte. Beide „Lösungen“ des Problems scheiterten an strukturellen Gegebenheiten und ideologischen Dispositionen der Eliten des Kaiserreiches, die rationales Regierungshandeln nicht zuließen. „In einer Art von blindem Machtrausch vergaben die konservative Führungsschicht und die Mehrheit des deutschen Bürgertums die Chance, aus der innenpolitischen Unmöglichkeit, weiter aufzurüsten, eine außenpolitische Tugend zu machen und Rüstungsvereinbarungen anzubahnen.“¹¹⁴

Verschärft wurden die Probleme noch dadurch, dass in diesem zentralen Politikbereich der Primat der Politik gegenüber den Militärs nicht durchgesetzt werden konnte. Dieser systemimmanente Defekt der Verfassungswirklichkeit des Kaiserreiches zeigte sich schon allein darin, dass der so folgenschwere militärische Aufmarschplan von der Reichsleitung überhaupt nie diskutiert, geschweige denn beschlossen wurde. Die Ungeheuerlichkeit dieses Vorganges wurde von der zivilen Seite gar nicht wahrgenommen; Bethmann Hollweg erklärte dazu lapidar: „Unmöglich konnte sich der militärische Laie anmaßen [...] militärische Notwendigkeiten zu beurteilen.“¹¹⁵ Damit hatte sich die Reichsleitung selbst des Großteils ihrer Handlungsmöglichkeiten für den Fall einer eskalierenden europäischen Krise beraubt.

Was blieb übrig? Angesichts der wachsenden Stärke Rußlands und der sich nicht nur deshalb ungünstig verschiebenden Kräfteverhältnisse zwischen den beiden Bündnisblöcken geriet Deutschland nach der herrschenden Logik unter zunehmenden Druck. Die ohnehin geringen Aussichten, einen Mehrfrontenkrieg zu gewinnen, würden mit jedem Jahr noch geringer werden. Der General-

¹¹³ Generalstabschef Moltke schrieb bereits 1905 an den Kaiser über einen zukünftigen Krieg gegen Frankreich und nur (!) gegen diesen einen Gegner: „Es wird ein Volkskrieg werden, der nicht mit einer entscheidenden Schlacht abzumachen sein wird, sondern der ein langes, mühevolleres Ringen mit einem Lande sein wird, das sich nicht eher überwunden geben wird, als bis seine ganze Volkskraft gebrochen ist, und der auch unser Volk, selbst wenn wir Sieger sein sollten, bis aufs äußerste erschöpfen wird.“ (FÖRSTER, Die Illusion des kurzen Krieges, in: BURKHARDT u. a., Lange und kurze Wege in den Krieg, S. 115-158, Zitat: S. 144).

¹¹⁴ GROH, „Je eher, desto besser!“, in: PVS 13 (1972), S. 501-521, hier: S. 515.

¹¹⁵ WEHLER, Aufbruch des Militärs in die Moderne 1860-1890, in: Ders., Konflikte zu Beginn des 21. Jahrhunderts, S. 126-137, Zitat: S. 132.

stab klammerte sich weiter an die zweifelhaften Prämissen, auf denen der Schlieffen-Plan aufgebaut hatte, an dessen Undurchführbarkeit kaum noch Zweifel bestanden. Die politischen Implikationen des Planes, vor allem die zwingend notwendige schnelle Besetzung des neutralen Belgien, schränkten auch den Spielraum der Reichsleitung im Ernstfall extrem ein und machten den Kriegseintritt Englands so gut wie unausweichlich. Die daraus folgende Seeblockade und ihre Konsequenzen für die Versorgungslage Deutschlands im Falle einer längeren Kriegsdauer wurden in internen Regierungspapieren sehr wohl durchdekliniert, ohne eine „Lösung“ zu finden. Wegen der befürchteten Auswirkungen auf die öffentliche Stimmung drang davon allerdings nichts nach außen.

Kann man hier noch ein zumindest vordergründig rationales Kalkül zugrunde legen, so scheidet dieser Versuch bei der Beurteilung des weiteren Verhaltens von Moltke. Obwohl er die Erfolgsaussichten seiner Armee in einem europäischen Krieg negativ beurteilte, war er ab 1912 einer der eifrigsten Kriegstreiber. In dem in der Wissenschaft umstrittenen Kriegsrat vom 8. Dezember jenes Jahres äußerte der Generalstabschef: „Ich halte einen Krieg für unvermeidlich und: je eher, desto besser.“¹¹⁶ Im März 1914 drang er gegenüber Jagow darauf, einen Präventivkrieg herbeizuführen. Als die Gelegenheit wenige Monate später da war, ging Moltke „mit vollem Bewußtsein in die Katastrophe“¹¹⁷, was ihn aber nicht daran hinderte, alle Versuche, den Frieden zu bewahren, zu bekämpfen. Dies „als nahezu verbrecherische Unverantwortlichkeit“¹¹⁸ zu bezeichnen, wie Förster es getan hat, dürfte im Rahmen zivilisierter Normen wohl das Mindeste sein – es sei denn man verzichtet gänzlich auf Bewertungen, die von irgendeiner Seite den Vorwurf des Moralisierens auf sich ziehen könnten. Die Frage bleibt, wie sich eine derart selbsterstörerische Mentalität in der militärischen Führung hat durchsetzen können (mit all ihren Auswirkungen in den politischen Raum hinein), und wie eine in weiten Bereichen unbestritten moderne Gesellschaft trotzdem (oder deshalb?) ihren uniformierten „Halbgöttern“ einen solch gewaltigen Nimbus zugestehen konnte, der selbst noch über die selbstverschuldete Niederlage hinaus in erheblichen Teilen wirksam blieb. Hier eröffnet sich den neueren historiographischen Ansätzen noch ein weites Feld, das in Bezug auf die Sozialdemokratie noch gestreift werden wird.

In allen Betrachtungen zur Vorgeschichte des Ersten Weltkrieges wird auf die „öffentliche Meinung“ als bedeutender Faktor eingegangen, wobei es sich dabei um einen methodisch nur sehr schwer zu fassenden Begriff handelt, der meist ohne nähere Definition verwendet wird. In seiner

¹¹⁶ FÖRSTER, Die Illusion des kurzen Krieges, in: BURKHARDT u. a., Lange und kurze Wege in den Krieg, S. 115-158, Zitat: S. 156.

¹¹⁷ Ebd., S. 151.

¹¹⁸ Ebd., S. 157.

Untersuchung über die Rolle der Presse – das einzige Massenmedium der Zeit – im Vorfeld des Krieges kam Bernhard Rosenberger zu dem Ergebnis:

„Zentral erscheint die Feststellung, daß es zwischen 1905 und 1914 primär eine indirekte Kriegsvorbereitung durch die Presse gegeben hat. Sie war dadurch gekennzeichnet, daß in zunehmendem Maße die internationalen Konfliktstrukturen als hoffnungslos verhärtet und friedliche Mechanismen der Konfliktlösung als ungeeignet dargestellt wurden. Vor allem der Nachrichtenfaktor Negativismus trug wahrscheinlich entscheidend dazu bei, die Lage bis 1914 aussichtslos wirken zu lassen. Da selbst der sozialdemokratische *Vorwärts* mit stark negativen Vorzeichen über die internationale Lage berichtete, läßt sich in dieser Hinsicht ein konsonanter Medientenor registrieren. Dies hatte zur Folge, daß der Krieg in der Öffentlichkeit 1914 überwiegend als einzige Handlungsoption erschien. Hierfür bietet sich auch die Unterscheidung zwischen manifest und latent an: Die deutschen Zeitungen haben – laut Inhaltsanalyse – den Krieg manifest abgelehnt, aber latent gefördert bzw. befürwortet.“¹¹⁹

Dieser Befund passt komplementär zu den neueren Forschungsergebnissen über die politische Öffentlichkeit im Juli/August 1914.

An dieser Stelle ist noch auf die Verknüpfung von innen- und militärpolitischen Fragen in der Vorkriegszeit hinzuweisen. Gerade in der Rüstungspolitik zeigten sich die Grenzen, die die Verfassung (in Theorie und Praxis) der Entwicklung des Reiches setzte. Die Deckungsvorlage für die große Heeresvermehrung von 1913 wurde gegen die Stimmen der Konservativen, aber mit Unterstützung der SPD verabschiedet, die es als Erfolg verbuchte, direkte Steuern durchgesetzt zu haben, was ihr – d. h. einer Mehrheit der Reichstagsfraktion - die Zustimmung zu Militärausgaben in diesem Fall gerechtfertigt erscheinen ließ. Da sich die Interessenvertreter der besitzenden Schichten hartnäckig weigerten, einen angemessenen Beitrag (d. h. direkte Steuern) zu der – von ihnen selbst lautstark geforderten – immer kostspieliger werdenden Aufrüstung zu leisten, und der Flottenbau weiterhin Unsummen verschlang, waren der deutschen Heeresrüstung engere Grenzen gesetzt, als es das vorhandene demographische und volkswirtschaftliche Potenzial verlangt hätten. (Eine weitere Erhöhung der indirekten Steuern wäre bei Wahlen der Sozialdemokratie zugutegekommen und wurde deshalb ebenfalls verworfen.) Hinzu kam, dass die Konservativen eine weitere Heeresvermehrung wegen der damit verbundenen „Demokratisierung“ des Offizierskorps ablehnten.

Um diese Blockade zu brechen, hätte es einer Parlamentarisierung des Reiches und Preußens bedurft, wozu Reichskanzler Bethmann Hollweg nicht bereit und angesichts der zu erwartenden Widerstände auch gar nicht in der Lage war (privat räumte der Kanzler ein, „eigentlich müsse das parlamentarische System bei uns doch kommen“¹²⁰). Natürliches Eigeninteresse hätte es der Regierung

¹¹⁹ ROSENBERGER, *Zeitungen als Kriegstreiber?*, S. 325.

¹²⁰ HERTZ-EICHENRODE, *Deutsche Geschichte 1890-1918*, Zitat: S. 180.

nun geboten, sich um Maßnahmen zur Rüstungskontrolle zu bemühen. Daran war angesichts des herrschenden Bellizismus, der von schlagkräftigen Agitationsverbänden geschürt wurde und die in Steuerfragen über Kreuz liegenden Konservativen und Liberalen wieder zusammen führte, allerdings gar nicht zu denken. Gerade die Heeresvermehrung von 1913, für die sich mit dem Wehrverein eine weitere Propagandavereinigung gebildet hatte, wurde flankiert von einer wirksamen Kampagne gegen Frankreich und Rußland.

Auf der anderen Seite zeichnete sich frühzeitig ab, dass Deutschland den maritimen Rüstungswettlauf mit England verlieren würde und angesichts der dadurch gebundenen erheblichen Ressourcen auch bei der Heeresrüstung immer mehr gegenüber den potenziellen Gegnern ins Hintertreffen geraten musste. Trotz erster Anläufe waren zudem die Vorbereitungen für einen länger andauernden Krieg rasch im bürokratischen Räderwerk zerrieben worden, ohne Ergebnisse zu zeitigen. Die realen gesellschaftlichen Folgen eines langen, „totalen“ Krieges waren weniger „unvorstellbar“ als lange vermutet wurde; an Vorhersagen außergewöhnlicher Zerstörungen und Verwerfungen fehlte es nicht. Auch die düsteren Prophezeiungen blieben jedoch eher abstrakt; es fehlten die Erfahrungswerte für einen industriellen Großkrieg, was nicht bedeutet, dass gar keine wirksamen Maßnahmen hätten getroffen werden können. Eine konzise Planung zur Bewältigung der (ökonomischen) Folgen eines möglicherweise länger andauernden Krieges brachte die „autoritäre Polykratie“ des Kaiserreiches indes nicht zuwege, auch nicht in ersten Ansätzen. Die sich so patriotisch gerierenden Herrschaftseliten standen sich mit ihrem ideologischen Dünkel und ihren selbstsüchtigen materiellen Interessen selbst im Wege.

Die Regierung geriet deshalb immer mehr in eine Sackgasse, aus der sich zu befreien nur noch mit riskanten Veränderungen möglich war. Entweder Parlamentarisierung, d. h. „Revolution von oben“ und zukünftiges Regieren mit Verantwortlichkeit der Regierung gegenüber dem Reichstag (Pläne hierfür gab es keine) oder Staatsstreich, d. h. mehr oder weniger gewaltsames Ausschalten des Reichstages und Errichtung einer militärgestützten Rechtsdiktatur, die die Interessen der Konservativen ungehemmt durchsetzte (Pläne hierfür lagen vor). Schließlich bot sich noch ein „Dritter Weg“ an: Die Stabilisierung der herrschenden Verhältnisse durch einen erfolgreich abgeschlossenen Krieg.

Ab 1912 verknoteten sich die innen- und außenpolitischen, sozialen und ideologischen Entwicklungsstränge so zu einem Problembündel, das immer weniger lösbar war. Die Reichstagswahlen jenes Jahres führten (bei sehr hoher Wahlbeteiligung) zu einem Linksrutsch, erbrachten aber für kein politisches Lager eine Mehrheit, sodass Bethmann Hollweg seine Politik des Lavierens ungehindert fortsetzen konnte; echte (verfassungs-)politische Fortschritte blieben unter diesen Umständen unmöglich. Gerade die gewachsene Stärke der SPD erleichterte es dem Kanzler, immer wieder eine

Mehrheit der übrigen Parteien hinter der Regierung zu versammeln. Bei Fortsetzung des bisherigen Trends war indessen absehbar, wann SPD und Linksliberale im Reichstag eine Stärke erreichen würden, gegen die zu regieren nicht mehr möglich war. Als Antwort auf diese wenig erbauliche Aussicht versuchte sich die Rechte an einem außerparlamentarischen Bündnis der beharrenden Kräfte, das den propagandistischen Kampf gegen die Sozialdemokratie weiter verschärfte und außenpolitisch auf Expansion setzte.

Die Interessenverbände der Industrie forderten, flankiert von den konservativen Parteien, zudem eine scharfe gesetzliche Einschränkung des Handlungsspielraums der Gewerkschaften, insbesondere bei Streiks. Da die Reichsregierung bei ihrer zögerlichen Haltung blieb - die Mehrheit des Reichstages lehnte eine Einschränkung des Koalitionsrechts ohnehin ab - kam es hier zu keinem Durchbruch der reaktionären Kräfte. Allerdings erwies „sich die schleichende, etappenweise Aushöhlung des Koalitionsrechts durch Verwaltung und Justiz [...] als eine wesentlich ernstere Gefahr.“¹²¹ Die Arbeiterbewegung geriet somit immer mehr in die Defensive; dies obwohl die parlamentarische Stellung der SPD stärker als je zuvor war. Der große Wahlsieg der SPD von 1912 erhöhte „paradoxerweise [...] den informellen Einfluß von Gruppen im außerparlamentarischen Raum: des Militärs, der Staatsbürokratie, der Hofkamarilla, nicht zuletzt auch der nationalen Verbände“¹²², stellte mittelfristig aber dennoch die Frage, welche verfassungspolitischen Konsequenzen zu ziehen wären, sollte eine vom Kaiser eingesetzte Regierung dauerhaft keine ausreichende Unterstützung im Parlament finden.

Für optimistische Annahmen bestand wenig Anlass. In der Zabern-Affäre hatte sich im Herbst 1913 mehr denn je gezeigt, dass das Militär außerhalb von Recht und Gesetz agieren konnte, auch bei eigenmächtigen Eingriffen in den zivilen Bereich. Der Reichstag missbilligte zwar mit großer Mehrheit das blamable Verhalten des Reichskanzlers in dieser Angelegenheit; die von der SPD konsequenterweise eingebrachte Forderung nach Parlamentarisierung der Reichsverfassung wurde aber von keiner der bürgerlichen Parteien unterstützt. Mit diesem Armutszeugnis zementierte das Parlament seine subalterne Stellung gegenüber der selbstherrlichen Armeeführung, die sich weiter auf die archaische kaiserliche Kommandogewalt berufen konnte. „Der Absolutismus war im zivilen Leben überwunden. Auf dem Gebiet der Militärs lebte er fort.“¹²³

Damit nicht genug: Die Bestrebungen zu einem verfassungspolitischen „roll-back“, der die konstitutionellen Zugeständnisse von 1871 infrage stellte, nahmen immer konkretere Formen an. Es kam

¹²¹ SAUL, Staat, Industrie, Arbeiterbewegung im Kaiserreich, S. 385.

¹²² ULLRICH, Die nervöse Großmacht, S. 244.

¹²³ WINKLER, Der lange Weg nach Westen, Bd. 1, Zitat: S. 329.

zur „Entstehung einer altpreußisch-konservativen und alledeutsch-rechtsradikalen Fronde, die sich in dem Bestreben, den Kanzler zu stürzen und die Macht des Reichstags notfalls durch einen Staatsstreich zu beschneiden, 1913 zu gemeinsamem Vorgehen vereinigte.“¹²⁴ Dieses informelle Bündnis zwischen der „alten“ (d. h. konservativen Parteien, Hofkamarilla, Militär, Staatsbürokratie und Interessenverbänden) und der „neuen“ Rechten, das nicht frei von Interessengegensätzen war, bestimmte letztlich den Kurs des Reiches. Es steuerte nicht nur sehenden Auges – und gleichzeitig planlos – auf den Weltkrieg zu, seine Entwicklung lässt sich auch bis (mindestens) 1933 verfolgen. Ab den 1890er Jahren hatte sich ein Extremnationalismus zur Massenmobilisierung im antidemokratischen Sinne etabliert, der in der politischen Öffentlichkeit wachsenden Einfluss gewann und sich zu einem relevanten Faktor im Machtgefüge des Reiches entwickelte. Es entstand eine außerparlamentarische Sammlungsbewegung gegen die Demokratisierung Preußens und das Vordringen der Sozialdemokratie; die Führung übernahmen dabei die Interessenvertreter von Großindustrie und –landwirtschaft.

Bethmann Hollweg versuchte mit seiner „Politik der Diagonale“ weiterhin eine Stabilisierung der antiquierten Ordnung zu erreichen; er konnte und wollte nicht mit den Konservativen brechen, denen er wegen seiner angeblichen „Schlappheit“ suspekt war und die seine Politik sabotierten, ja sogar auf seinen Sturz hinarbeiteten. Der Kanzler, für den eine echte Parlamentarisierung keine Alternative darstellte, zog ein „Weiterwursteln“ im bisherigen Stil vor, es blieb ihm im Rahmen seiner beschränkten politischen Möglichkeiten gar nichts anderes übrig. Diese prekäre innenpolitische Lage, in der spektakuläre Reformprojekte keine Chance hatten, erhöhte auch den Druck auf die Regierung, wenigstens durch außenpolitische Erfolge ihre Legitimationsbasis zu festigen. Zu den hierfür geeigneten Mitteln zählte seit längerem die Drohung mit einem Krieg (umgekehrt erschien es den atavistischen Ehrbegriffen der Zeit als unakzeptabel, einem „aufgezwungenen“ Krieg aus dem Wege zu gehen); der viel zu leichtfertige Umgang mit diesem Instrument führte das politische System des Kaiserreiches schließlich in den Untergang.

In teilweiser Abgrenzung zu den Thesen Fritz Fischers, aber noch deutlicher im Gegensatz zu dessen konservativen Gegnern, urteilte Wolfgang J. Mommsen: „Der Erste Weltkrieg war, was Deutschland angeht, weniger das Produkt zielbewussten Handelns und eiskalten Kalküls, als vielmehr der Unfähigkeit einer Führungsschicht, mit den wachsenden Problemen einer sich rasch demokratisierenden Welt fertig zu werden, und der Unreife der wirtschaftlich und politisch tonangebenden Schichten, die in der Propagierung eines nationalistischen Imperialismus ein allzu probates Mittel sahen, um ihre eigenen begrenzten Interessen zu fördern und den Aufstieg der Sozialdemo-

¹²⁴ GROH, Negative Integration, S. 510.

kratie zu bremsen.“¹²⁵ Hinzuzufügen ist: „Gerade die halbherzigen, steckengebliebenen Reformen milderten, weil sie keine Seite zufriedenstellten, die Spannungen nicht, verschärfte sie im Gegenteil und mit ihnen die Sperre im politischen System. Dieser weitgehende Immobilismus, die begrenzte Handlungsfähigkeit von Reichsleitung wie Reichstag und die wachsende Unzufriedenheit mit diesem Zustand scheinen die Bereitschaft gefördert zu haben, einen Krieg als Weg aus der Krise zu akzeptieren.“¹²⁶ Die demgegenüber angestellten kontrafaktischen Überlegungen sind nicht ohne Reiz;¹²⁷ bei der „Urteilsfindung“ gilt es jedoch sich an die „harten Fakten“ zu halten.

Wie ist nun die so umstrittene „Reformfähigkeit“ bzw. Modernität des Kaiserreiches im Lichte der neueren Forschungsergebnisse zu bewerten? Für Thomas Nipperdey ist die Geschichte des Deutschen Kaiserreiches bis 1914 „eine Geschichte gemeineuropäischer Normalität“¹²⁸, für ihn steht die Offenheit der Entwicklung im Vordergrund; das Reich von 1871 hatte demnach „trotz aller Weichenstellungen eine offene Zukunft, nichts war auf Dauer und unwiderruflich blockiert, vieles war und blieb möglich.“¹²⁹ Der (vollkommen berechnete) Hinweis auf die außergewöhnliche kulturelle, wissenschaftliche und technisch-industrielle Entwicklungsfähigkeit der deutschen Gesellschaft in dieser Epoche wirft allerdings letztlich ein umso greller Licht auf das Defizit an politischen Partizipationsmöglichkeiten, das bei aller vordergründigen „Massenmobilisierung“ eben nicht wirklich überwunden werden konnte. Mit Nipperdey das Kaiserreich „nicht primär als konservative Systemerhaltung zu charakterisieren“¹³⁰, wirkt aus der Rückschau kaum überzeugend.¹³¹ Entwicklungsmöglichkeiten waren zweifelsohne vorhanden - sie wurden eben nur konsequent ignoriert, verschlampt, sabotiert oder zerredet. Gerade im Ersten Weltkrieg, als eine Demokratisierung der Verfassung (auch und besonders im Sinne der Selbsterhaltung des Systems) notwendiger denn je war - und durch den Burgfriedenskurs der SPD „billiger“ denn je zu haben gewesen wäre -, geschah hier nichts. Als die alten Eliten im Oktober 1918 die Parlamentarisierung in Gang setzten, erfolgte dies

¹²⁵ Wolfgang J. MOMMSEN, Die deutsche Weltpolitik und der Erste Weltkrieg, in: NPL 16 (1971), S. 482-493, hier: S. 493.

¹²⁶ ULLMANN, Politik im Kaiserreich, S. 42.

¹²⁷ „Aber die Tatsache, daß das Reich imstande war, die Kosten für einen totalen Krieg an drei Fronten drei Jahre hinweg zu tragen, legt nahe, daß es ohne Schwierigkeiten fähig gewesen wäre, die weit geringeren Kosten der *Verhütung* eines Krieges ohne weiteres aufzubringen. Die Tatsache, daß dies sich ohne die Atmosphäre der nationalen Solidarität, wie sie durch den Krieg geschaffen wurde, als politisch unmöglich erwies, zeugt von der Schwäche des so sehr kritisierten Militarismus des wilhelminischen Deutschland, wenn es um praktische Dinge ging. Die paradoxe Schlußfolgerung aus all dem lautet, daß höhere Militärausgaben Deutschlands vor dem Juli 1914 – in anderen Worten: ein *stärker* militaristisches Deutschland – keineswegs den Ersten Weltkrieg hätten verursachen müssen, sondern ihn hätten verhüten können.“ (FERGUSON, Der falsche Krieg, S. 186f.).

¹²⁸ NIPPERDEY, Machtstaat vor der Demokratie, S. 891.

¹²⁹ Ebd., S. 889.

¹³⁰ Ebd., S. 890.

¹³¹ Ähnlich Nipperdey kam auch Dieter Hertz-Eichenrode zu einem eher optimistischen Urteil, das er allerdings gleich selbst wieder relativierte. (Vgl. Deutsche Geschichte 1890-1918, S. 191).

nur, um die eigene Verantwortung für den politischen und militärischen Bankrott des Landes anderen aufzubürden.

Weitaus skeptischer als Nipperdey betrachtet Wehler die demokratischen Entwicklungspotenziale des Kaiserreiches und kommt zu dem Ergebnis:

„Fast allen vordringlichen Problemen der Reichspolitik lag das strukturelle Modernisierungsdilemma zugrunde, daß die Spannung zwischen der rasant voraneilenden ökonomischen und sozialen Entwicklung zur industriekapitalistischen Marktgesellschaft auf der einen Seite und der Verteidigung der überkommenen politischen Machthierarchie auf der andern Seite nicht überwunden werden konnte – und nach der Auffassung der privilegierten Gesellschaftsklassen auch gar nicht überwunden werden sollte. [...] Die Herrschaftsinteressen – und die mit ihnen unauflöslich verzahnten wirtschaftlichen und sozialen Interessen – der traditionellen Führungseliten, aber auch der bürgerlichen Alliierten im sammlungspolitischen Machtkartell bildeten [...] die entscheidende Barriere, die einem [...] politischen Umbau entgegenstand. Aufgrund dieser Blockade ließ sich das Kaiserreich an eine zeitgemäße, die Parlamentarisierung, Liberalisierung und Demokratisierung schrittweise wagende politische Anpassung an die neuen gesamtgesellschaftlichen Verhältnisse nicht heranzuführen. Statt dessen wurde es durch die kurzlebigen Kompromisse der konkurrierenden Machtzentren in eine bedrohliche Erstarrung hineinmanövriert.“¹³²

Dabei gesteht Wehler die im Laufe der Zeit einsetzende Aufwertung des Reichstages durchaus ein. Aber:

„Die Bildung einer parlamentarischen Mehrheit aus eigener Kraft kam jedoch nie zustande, geschweige denn die erzwungene Übertragung der politischen Spitzenposition auf den Mehrheitskandidaten. Zugegeben, der Reichstag lernte es allmählich, mit seinem Machtgewinn zielstrebigere umzugehen, niemals aber riskierte er den Machtkampf um die Vorherrschaft, obwohl der klassische Parlamentarismus nirgendwo der Legislative in den Schoß gefallen ist. [...] Die Parteien blieben im Vorhof der Macht gefangen. Sie gewannen zwar eine Blockadefähigkeit negativer Art, ohne die Chance, aus eigener Kraft die Regierung zu stürzen, die Bürokratie und das Militär endlich zu kontrollieren, die preußische Herrschaft aufbrechen zu können.“

Dies alles mit den verheerendsten Folgen: „Ohne jede Lernwilligkeit übernahmen die traditionellen preußischen Machteliten 1914 das Risiko auch des `heißen Krieges` bis hin zum Weltkrieg, um durch den erhofften Triumph die Reformblockade verlängern zu können.“¹³³

Wolfgang J. Mommsen schließlich kam zu ähnlich kritischen Urteilen; die innenpolitische Entwicklung vor 1914 bot seiner Ansicht nach wenig Anlass zu Optimismus, im Gegenteil: „Der Riß, der

¹³² WEHLER, Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 3, S. 1003f.

¹³³ Hans Ulrich WEHLER, Sozialökonomischer Wandel – Politische Stagnation: Das Deutsche Kaiserreich am Vorabend des Ersten Weltkriegs, in: Ders., Politik in der Geschichte, S. 137-145, hier: S. 140, 142 u. 144.

durch die deutsche Gesellschaft ging, wurde immer größer.¹³⁴ Selbstblockade und Stagnation im Innern waren demnach dafür verantwortlich, dass die Reichsleitung in der Julikrise von 1914 sich „außerstande [sah], der Versuchung zu widerstehen, ihren schweren inneren Problemen durch die `Flucht nach vorn` in den Krieg zu entgehen.“¹³⁵ Die Ursache dafür, dass dieser „Lösungsweg“ eingeschlagen wurde, lag nicht nur in den Fehleinschätzungen und fatalen Absichten Einzelner, sondern in strukturellen Defiziten des Wilhelminischen Herrschaftssystems begründet. Zu diesen Defiziten gehörte besonders die Rekrutierung des Regierungspersonals, das sich den Anforderungen in der Julikrise nicht gewachsen zeigte: „Von denen, die den Krieg zuließen, fiel keiner durch Begabung, Weitsicht oder Intelligenz auf. Ja, man muß es kräftiger ausdrücken: sie waren sämtlich Fehlbesetzungen [...]. Man kommt an den Kern des Desasters, wenn man es auf die völlig verfehlte, ja unverantwortliche Personalpolitik des Regimes zurückführt.“¹³⁶

Wie groß der Einfluss des Monarchen im komplexen Machtgefüge des Reiches tatsächlich war, darüber gehen die Meinungen nach wie vor auseinander; es spricht einiges dafür, diesen Einfluss nicht zu gering zu veranschlagen, zumal wenn man auch indirekte Wirkungen und die Symbolkraft der höfischen Repräsentation miteinkalkuliert. Was den Charakter Wilhelms II. und die sich daraus ergebenden Folgen anbelangt, hat der britische Historiker John C. G. Röhl in jahrzehntelanger Forschungsarbeit die wenig erbaulichen Tatsachen nahezu restlos ans Licht befördert.¹³⁷ Während Röhl die reale Macht des Monarchen sehr hoch einschätzt, zogen andere Historiker abweichende Schlüsse.¹³⁸ Wolfgang J. Mommsen kam zu dem Ergebnis, dass „Wilhelm II. nicht ohne weiteres zum Hauptverantwortlichen für das Scheitern der deutschen Außenpolitik vor 1914 und die verhängnisvollen Entwicklungen im Innern erklärt werden kann.“¹³⁹ Dadurch rücken wieder das persönliche Umfeld des Monarchen und die Führungsgruppen des Reiches in den Vordergrund.

So wenig allzu eindeutige Urteile der Komplexität der politischen Verhältnisse Deutschlands vor 1914 gerecht werden, so richtig ist doch die Feststellung von Heinrich August Winkler: „Das deutsche Kaiserreich befand sich vor 1914 nicht, wie man das gelegentlich lesen kann, auf dem Weg einer `stillen Parlamentarisierung`. Es gab im Reichstag keine Mehrheit für den Übergang zu einer

¹³⁴ W. MOMMSEN, Bürgerstolz und Weltmachtstreben, S. 433.

¹³⁵ Ebd., S. 449.

¹³⁶ MEYER-ARNDT, Die Julikrise, S. 290.

¹³⁷ Zusammenfassend dargestellt in John C. G. RÖHL, Kaiser, Hof und Staat. Wilhelm II. und die deutsche Politik, München (4) 1995. Siehe dazu auch – denkbar detailliert – die Bände 2 und 3 von Röhl's Monumentalwerk über Wilhelm II. (Wilhelm II. Der Aufbau der Persönlichen Monarchie 1888-1900, München 2001 und Wilhelm II. Der Weg in den Abgrund 1900-1941, Nördlingen 2008).

¹³⁸ Zu dieser Kontroverse siehe FRIE, Das Deutsche Kaiserreich, S. 74-81.

¹³⁹ W. MOMMSEN, War der Kaiser an allem Schuld?, S. 8.

parlamentarisch verantwortlichen Regierung. [...] Die Parlamentarisierung erfolgte erst im Zeichen der Niederlage im Ersten Weltkrieg¹⁴⁰. Anders formuliert: „Die Skepsis gegenüber jedem absoluten Determinismus, namentlich bezüglich Deutschlands vor 1914, wo der politische Prozeß [...] viele Unwägbarkeiten enthielt, gebietet es, eine graduelle und reformerische Veränderung der Verfassungsordnung des Deutschen Reiches nicht a priori auszuschließen. Es spricht aber alles gegen die Vorstellung, selbst eine solche friedliche, quasi legale Transformation des politischen Systems hätte ohne Kampf, auch außerhalb von Parlament und Publizistik, vor sich gehen können.“¹⁴¹ Eine vorläufige Bilanz zog schließlich Volker Berghahn im einschlägigen Handbuch zum Kaiserreich: „Die Ergebnisse der Wirtschafts-, Sozial- und Kulturgeschichte machen es heute unabweisbar, die fortschreitende *Pluralisierung* der deutschen Gesellschaft in dieser Epoche hervorzuheben. Doch wer das Moment der Evolution nach dieser Richtung hin betont, darf die langsame Formierung von Klassenlinien, die zunehmende Versäulung des Kaiserreichs und die schließliche *Polarisierung* der Kräfte im sozialen und ideologisch-politischen Raum nicht ignorieren.“¹⁴²

Die unterschiedliche Einschätzung der Reformfähigkeit des Kaiserreiches bewegte schon die Zeitgenossen und war innerhalb der Sozialdemokratie der wohl wichtigste Impetus für die teilweise erbittert geführten Theorie- und Strategiedebatten; auch bei der Spaltung der Partei spielte diese Kontroverse eine wichtige Rolle. Wegen des Gewichtes der dahinter stehenden Argumente und Belege soll hier das kritische Urteil über das wilhelminische Herrschaftssystem (in Anlehnung an W. Mommsen und Wehler) als Arbeitshypothese zugrunde gelegt werden. Die Unfähigkeit bzw. Unwilligkeit der dominierenden Schichten des Kaiserreiches soll dabei nicht axiomatisch vorausgesetzt, sondern an Hand der bayerischen Verhältnisse noch einmal verifiziert werden. (In dieser essenziellen politischen Frage der Verfassungsentwicklung in Richtung auf den Ausbau von Partizipationsmöglichkeiten zeigten sich letztlich auch die Grenzen der bayerischen Sonderentwicklung der Vorkriegszeit.)

Zum Schluss sollen hier noch einmal die wesentlichen Strukturmerkmale des Kaiserreiches festgehalten werden, die für die folgende Erörterung relevant sind:

- Das Übergewicht Preußens, das 2/3 des Reiches umfasste, mit seiner durch das Dreiklassenwahlrecht zementierten Hegemonie des Adels, der in Staat und Gesellschaft einen dominierenden Einfluss ausübte.

¹⁴⁰ Heinrich August WINKLER, *Der lange Weg nach Westen*. Zweiter Band. Deutsche Geschichte vom „Dritten Reich“ bis zur Wiedervereinigung, München 2000, S. 641.

¹⁴¹ BRANDT, *War das Deutsche Kaiserreich reformierbar?*, in: RUDOLPH/WICKERT (Hrsg.), *Geschichte als Möglichkeit*, S. 190-210, hier: S. 210.

- Das Fehlen von Ansätzen einer Gewaltenverschränkung zwischen Volksvertretung und Regierungsapparat, woraus folgte, dass die Parteien und ihre Repräsentanten von nahezu sämtlichen Machtpositionen ferngehalten wurden sowie eine Regierungsbildung auf der Basis einer Reichstagsmehrheit unmöglich gemacht wurde.
- Ob man daraus die Theorie eines „Sonderweges“ ableiten will oder nicht: Fest steht, dass in Deutschland die Parlamentarisierung – und damit die demokratische Kultur insgesamt – nicht nur graduell, sondern gravierend der Entwicklung in vergleichbaren Ländern hinterherhinkte, woran auch das (trotz seiner Defizite) ausgesprochen fortschrittliche Reichstagswahlrecht nichts änderte. „Daß die Parlamentarisierung teils verweigert, teils nicht entschlossen genug begehrt wurde, hatte zur Folge, daß die reichsdeutsche Gesellschaft ihre politischen Konflikte nicht selbstverantwortlich austragen, die Praxis dieser Konfliktmeisterung in unumgänglich mühsamen Lernprozessen nicht einüben konnte.“¹⁴³ Unter diesen Bedingungen entwickelte sich eine an Umfang und Bedeutung stetig zunehmende Staatsbürokratie, die von demokratisch-parlamentarischer Kontrolle nahezu völlig abgeschottet, stattdessen ein willfähiges Instrument der monarchischen Obrigkeit blieb.
- Die nicht zu unterschätzende Machtstellung Wilhelms II.: „Und wenn auch keiner behaupten würde, seine Machtfülle sei der des Eisernen Kanzlers oder des `Führers` gleichzustellen, so ist es doch absurd, den komplexen Entscheidungsprozeß in diesem `heroisch-aristokratischen Kriegerstaat` verstehen zu wollen, ohne die Rolle des Monarchen zu berücksichtigen, der sowohl in der Theorie als auch in der Praxis seinen politischen und gesellschaftlichen Mittelpunkt darstellte, der im militärischen Bereich die absolute Kommandogewalt besaß und das Recht hatte, sämtliche Personalentscheidungen selbst zu treffen.“¹⁴⁴ Hier ist schon der nächste Punkt angeschnitten.
- Dabei handelte es sich um die besondere Stellung des Militärs im Herrschaftsgefüge des Kaiserreiches, die ihm einen weit über das eigentliche Zuständigkeitsgebiet hinausreichenden Einfluss sicherte. „Das Kaiserreich war nicht zuletzt ein Militärstaat. Denn das Militär, Droh- und Kampfinstrument für äußere Konflikte wie für innere Unruhen, stand als eigenständiger Machtfaktor weitgehend außerhalb von Verfassung, Verwaltung und Recht.“¹⁴⁵

¹⁴² BERGHAWN, Das Kaiserreich, S. 40.

¹⁴³ WEHLER, Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 3, S. 1287.

¹⁴⁴ RÖHL, Kaiser Wilhelm II. Eine Charakterskizze, in: Ders., Kaiser, Hof und Staat, S. 17-34, hier: S. 17.

¹⁴⁵ ULLMANN, Politik im Kaiserreich, S. 6.

- Ursache und gleichzeitig Folge dieses Zustandes war der dominante Militarismus in seinen verschiedenen Ausprägungen. „Mental und institutionell, im öffentlichen Meinungsklima und im privaten Verhalten war [...] der deutsche Militarismus so tief verankert, wie das zu dieser Zeit nirgendwo sonst der Fall war.“¹⁴⁶
- Last but not least bleibt noch zu ergänzen, „daß es eine einheitliche, die Regierung weitgehend unterstützende Rechte im Kaiserreich nicht gegeben hat. Vielmehr stand die Regierung nicht nur im Kampf gegen die fortschreitenden Parlamentarisierungs- und Demokratisierungstendenzen, sondern sah sich auch dem wachsenden Druck einer populistischen bürgerlichen Rechten ausgesetzt, die ähnlich wie die Linke die Beseitigung des traditionellen Herrschaftssystems anstrebte, freilich mit ganz anderen Zielvorstellungen.“¹⁴⁷ Die erratische Politik der Reichsleitung im Ersten Weltkrieg und das Scheitern Bethmann Hollwegs hatten hier ihre tiefere Ursache.

Diese tief verankerten Defizite sind in der Rückschau natürlich leichter erkennbar als für die Zeitgenossen, was jedoch nicht heißt, dass es keine besorgten Stimmen gab. Diese richteten ihre Kritik v. a. gegen Wilhelm II., der einmal bekannte: „Ich kenne keine Verfassung, ich kenne nur das, was ich will!“¹⁴⁸ Max Weber konstatierte auch deshalb 1906: „Das Maß von Verachtung, welches uns als Nation im Ausland [...] – mit *Recht* das ist entscheidend – entgegengebracht wird, *weil* wir uns *dieses* Regime *dieses* Mannes `gefallen lassen`, ist nachgerade ein Faktor von erstklassiger `weltpolitischer` Bedeutung für uns geworden [...] Wir werden `isoliert`, weil dieser Mann uns in dieser Weise regiert *und wir es dulden und beschönigen*.“¹⁴⁹ Im gleichen Jahr warnte Walther Rathenau (der Chef des AEG-Konzerns): „Bei einem Staat wie Deutschland kann ein Mißregiment vielleicht zwanzig Jahre ohne großen Schaden dauern, dann melden sich aber plötzlich überall die Folgen.“¹⁵⁰ Zur selben Zeit schrieb Michels: „Der hervorstechendste Zug des aktuellen Deutschland – Regierung, Diplomatie, Parlamentsmehrheit – ist die Eitelkeit. Daher rühren diese *parvenuehafte* Ruhmsucht und jene nicht geringe Dosis von Überheblichkeit, die jedem aufmerksamen Beobachter der deutschen Verhältnisse ins Auge springen.“¹⁵¹ Arthur Rosenberg stellte in seiner 1928 erstmals erschienenen Darstellung zur „Entstehung der Weimarer Republik“ fest, die Charakterdefizite des Kaisers hätten dazu geführt, dass „Deutschland eigentlich von 1890 bis 1916 überhaupt keine Regierung gehabt [hat],

¹⁴⁶ WEHLER, Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 3, S. 884.

¹⁴⁷ FÖRSTER, Der doppelte Militarismus, S. 300.

¹⁴⁸ HERTZ-EICHENRODE, Deutsche Geschichte 1890-1918, Zitat: S. 18.

¹⁴⁹ Wolfgang J. MOMMSEN, Wilhelm II. als König von Preußen und deutscher Kaiser, in: Ders., Der Erste Weltkrieg. Anfang vom Ende des bürgerlichen Zeitalters, München 2004, S. 61-78, Zitat: S. 73.

¹⁵⁰ MEYER-ARNDT, Die Julikrise, Zitat: S. 39.

¹⁵¹ GENETT, Der Fremde im Kriege, Zitat: S. 96.

sondern es wurden zufällig und prinzipienlos die laufenden Geschäfte erledigt.“¹⁵² Diese Befunde decken sich recht genau mit den Ergebnissen der neueren Forschung, die den deutschen Eliten kein gutes Zeugnis ausstellen, wobei die genaue Rolle und die tatsächliche Macht Wilhelms II. umstritten bleiben.

Wie dem auch sei: Unabhängig davon, wie groß der Einfluss des Kaisers im Deutschland vor 1914 einzuschätzen ist, war er das perfekte Symbol, ja die ausgesprochen populäre Verkörperung eines Zeitgeistes, der von der Mehrheit der Bevölkerung geteilt oder zumindest akzeptiert sowie von den herrschenden Eliten propagiert und vorgelebt wurde. Die Fixierung auf die bizarre Charakterstruktur des Kaisers darf dabei nicht den Blick darauf verstellen, dass die übrigen gekrönten Häupter des Reiches ebenfalls nicht das Maß an administrativen Fähigkeiten, Verantwortungsbewusstsein und politischem Durchblick verfügten, das notwendig gewesen wäre, um ihre umfangreichen Befugnisse angemessen wahrzunehmen. Das Problem bestand nicht einfach nur in den einzelnen Personen selbst, sondern in der monarchischen Staatsform an sich. Allerdings: „Warum vor gut einhundert Jahren noch so viele Menschen in den Monarchen eine Art von Halbgöttern sahen oder sehen wollten, sie jedenfalls nach allen Richtungen hin maßlos überschätzten, ist eine bis heute wissenschaftlich ungeklärte, weil kaum diskutierte Frage.“ Dabei hätte schon vor dem Krieg die Frage gestellt werden müssen, die dann 1918 nicht mehr aufgeschoben werden konnte: „Wie sollte Deutschland zur Modernität finden, solange seine große Politik sich derart archaisch an einem Herrschaftsmodell orientierte, das – personell betrachtet – ein einziges Macht- und Geistesvakuum war? Warum sollte das Land sich noch Herrscher leisten, die ihre herausgehobene Existenz auf Kosten der Wahrheit und der Zukunft fristeten?“¹⁵³

Die Führungsschichten Deutschlands - die aus ihren herausragenden Leistungen in Wirtschaft und Wissenschaft genügend Selbstbewusstsein hätten ziehen können, sich aber auf Realitätsverweigerung und politische Unmündigkeit zurückzogen - stellten diese drängenden Fragen jedenfalls nicht (auch nicht die akademischen Eliten einschließlich der Historiker, die hier auf ganzer Linie versagten). Sie teilten stattdessen mit Wilhelm II. (und den meisten seiner Standesgenossen) eine Starrsinnigkeit, Selbstsucht und Borniertheit, gepaart mit erheblichem Größenwahn, denen selbstzerstörerische Züge inhärent waren (die dann im Krieg virulent wurden). Mit den Worten von Röhl: „Das deutsche Volk hat nicht den Weltkrieg ausgelöst, aber es hat ein lächerliches `Operettenregiment` geduldet, dem 1914 nichts besseres einfiel, als alle innen- und außenpolitischen Probleme, die sich durch sein Tun und Nichttun über ein Vierteljahrhundert lang aufgestaut hatten, mit einem Säbelhieb zu lösen. In diesem unpolitischen Dulden, in dem blinden Vertrauen in den Obrigkeitsstaat

¹⁵² A. ROSENBERG, Entstehung der Weimarer Republik, S. 37.

[...] lagen seine Schuld und sein Verhängnis.¹⁵⁴ Deutschland, das „vermutlich der eindrucksvollste nationale Aufsteiger des 19. Jahrhunderts“¹⁵⁵ gewesen war – eine Tatsache, die aus dem kollektiven Gedächtnis inzwischen so gut wie völlig verschwunden ist – ruinierte sich im 20. Jahrhundert selbst und riss dabei den ganzen Kontinent mit in den Abgrund.

Angesichts des nahezu völligen Fehlens eines politisch wirksamen bürgerlichen Republikanismus in Deutschland besaß die Sozialdemokratie eine „Monopolstellung“ und damit eine besondere Verantwortung bei der Abwehr der gefährlichen Potenziale, die das eigentümliche Herrschaftssystem des Reiches in sich barg. Im Kampf gegen einen bellizistischen Zeitgeist, materiell bestens ausgestattete politische Gegner, die jeden Kompromiss verweigerten, und einen schier übermächtig erscheinenden Staatsapparat stand die SPD dabei vor gewaltigen Herausforderungen, die im Laufe der Zeit eher größer als kleiner wurden. Welche konzeptionellen Antworten auf diese schwierige Lage die Sozialdemokratie in den Jahrzehnten vor Ausbruch des Weltkrieges fand bzw. wo deren Grenzen lagen, soll nun (unter anderem) geschildert werden.

2.2 Die deutsche Sozialdemokratie bis 1914

2.2.1 Die SPD nach dem Sozialistengesetz

Um die Spaltung der deutschen Sozialdemokratie im Ersten Weltkrieg mit ihren Ursachen und Folgen verstehen zu können, muss eine genauere Analyse von Führungspersonal, Programm, Selbstverständnis, Anhängerschaft und innerer Verfassung dieser Partei vorgenommen werden.¹⁵⁶ Auch wenn die ersten organisatorischen Anfänge der Bewegung in den 1860er Jahren liegen, genügt es

¹⁵³ Lothar MACHTAN, Die Abdankung. Wie Deutschlands gekrönte Häupter aus der Geschichte fielen, Berlin 2008, S. 75f. u. 19.

¹⁵⁴ RÖHL, Vorwort, in: Ders., Kaiser, Hof und Staat, S. 9-16, hier: S. 16.

¹⁵⁵ HOBSBAWM, Das imperiale Zeitalter, S. 239.

¹⁵⁶ Zu diesem Abschnitt siehe BOLL, Frieden ohne Revolution?, S. 15-86; Helga GREBING, Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung. Ein Überblick, München 1981, S. 108-133; dies., Arbeiterbewegung. Sozialer Protest und kollektive Interessenvertretung bis 1914, München 1985; GROH, Negative Integration, S. 17-610; ders., Emanzipation und Integration; Eike HEMMER, 100 Jahre Erfurter Programm – Ist der Marxismus gescheitert?, in: BzG 34 (1992), S. 138-143; KRUSE, Krieg und nationale Integration, S. 17-29; Annelies LASCHITZA, Im Lebensrausch, trotz alledem. Rosa Luxemburg. Eine Biographie, Berlin 2002, S. 77-455; Detlef LEHNERT, Reform und Revolution; ders., Sozialdemokratie zwischen Protestbewegung und Regierungspartei 1848-1983, Frankfurt am Main 1983, S. 78-110; Virve MANNINEN, Sozialismus oder Barbarei? Der revolutionäre Sozialismus von Rosa Luxemburg 1899-1919, Helsinki 1996, S. 18-131; H. MOMMSEN (Hrsg.), Klassenbewegung; PRACHT, Parlamentarismus und deutsche Sozialdemokratie; RAMBKE, Diesem System keinen Mann und keinen Groschen?, S. 7-269; RAUTIO, Die Bernstein-Debatte; Ursula REUTER, Paul Singer (1844-1911). Eine politische Biographie, Düsseldorf 2004; RINTELEN, Gustav Bauer, S. 50-94; Gerhard A. RITTER, Die Arbeiterbewegung im Wilhelminischen Reich. Die Sozialdemokratische Partei und die Freien Gewerkschaften 1890-1900, Berlin 1963; ders., Die sozialdemokratische Arbeiterbewegung Deutschlands bis zum Ersten Weltkrieg, in: Ders., Arbeiter, Parteien und Parlamentarismus, S. 21-54; ders., Staat, Arbeiterschaft und Arbeiterbewegung in Deutschland. Vom Vormärz bis zum Ende der Weimarer Republik, Berlin – Bonn 1980, S. 13-81; ders./TENFELDE, Arbeiter im Kaiserreich; Manfred SCHARRER, Arbeiterbewegung im Obrigkeitsstaat. SPD und Gewerkschaft nach dem Sozialistengesetz, Berlin 1976; SCHORSKE, Die große Spaltung, S. 17-357; STEINBERG, Sozialismus und deutsche Sozialdemokratie; Hedwig WACHENHEIM, Die deutsche Arbeiterbewegung 1844 bis 1914, Köln – Opladen 1967, S. 321-584; Rudolf WALTHER, „... aber nach der Sündflut kommen wir und nur wir.“ „Zusammenbruchstheorie“, Marxismus und politisches Defizit in der SPD, 1890-1914, Frankfurt/M. – Berlin – Wien 1981 und Lothar WIELAND, „Wieder wie 1914!“ Heinrich Ströbel (1869-1944). Biografie eines vergessenen Sozialdemokraten, Bremen 2008, S. 30-56.

hier, mit der Betrachtung Mitte der 1890er Jahre zu beginnen, als der Aufschwung von SPD und Freien Gewerkschaften im großen Stil einsetzte. Auf den ersten Blick bot sich ein klares und beeindruckendes Bild: „Zu Beginn des 20. Jahrhunderts war die Sozialdemokratische Partei Deutschlands (SPD) die größte und am besten organisierte sozialistische Partei der Welt. Auf ihrem Programm standen der revolutionäre Umsturz aller grundlegenden sozialen und politischen Institutionen, die Ablösung des Kapitalismus und des Privateigentums durch den Sozialismus und die Errichtung einer demokratischen Regierung an Stelle des halbautoritären Herrschaftssystems in Deutschland.“¹⁵⁷

Im Jahr von Bismarcks Rücktritt (1890) verkündete August Bebel¹⁵⁸ im Reichstag selbstgewiss: „Die Dinge entwickeln sich zu unseren Gunsten ganz von selbst.“¹⁵⁹ Mit ihrer beispiellosen organisatorischen Stärke, ihren beeindruckenden Wahlerfolgen und der intensiv geführten theoretisch-programmatischen Debatte war die SPD in den Augen zahlreicher Zeitgenossen die führende Partei innerhalb der Zweiten Internationale, von deren Gesamtmitgliedschaft sie ein Viertel stellte.¹⁶⁰ Friedrich Engels gab hierfür 1892 den Kronzeugen ab, als er schrieb: „Das sozialistische Deutschland nimmt in der internationalen Arbeiterbewegung den vordersten, den ehrenvollsten, den verantwortlichsten Posten ein; es hat die Pflicht, diesen Posten gegen jeden Angreifer bis auf den letzten Mann zu verteidigen.“¹⁶¹

Ganz abgesehen von dieser martialischen Rhetorik: Bei genauerer Betrachtung ergibt sich ein ganz anderes Bild der SPD. Für einen kritischen Beobachter wie Michels war 1907 erkennbar,

„daß es auch immer mehr offenbar wurde, dass diese Partei trotz aller glänzenden äußeren Erfolge innerlich seit mehreren Dezennien in einer Periode der Stagnation verharrte, aus der es trotz aller

¹⁵⁷ CHICKERING, Das Deutsche Reich und der Erste Weltkrieg, S. 18.

¹⁵⁸ Bebel, August, geb. 22.2.1840 in Deutz (Krs. Köln), 1847-1854 Volksschule in Brauweiler (Rheinland), Volks- und Sonntagsschule in Wetzlar, 1854-1857 Drechslerlehre in Wetzlar, Wanderschaft, 1866 Mitbegründer der Sächsischen Volkspartei, 1869 Mitbegründer der SDAP, bis 1864 Drechslergeselle, 1864-1876 selbständiger Drechslermeister, 1876-1884 Mitinhaber einer kleinen Fabrik in Leipzig und 1884-1889 saisonweise Handlungsreisender für diese Firma, 1861 Mitglied, 1862 2. und 1865-1872 1. Vorsitzender des gewerblichen Bildungsvereins in Leipzig, 1864-1867 Mitglied des ständigen Ausschusses des Vereinstages Deutscher Arbeitervereine, 1867-1869 Präsident des Verbandes Deutscher Arbeitervereine, MdR 1867-1872, 1874-1881 und 1883 bis zu seinem Tod, MdL in Sachsen 1881-1890, 1872-1875 Festungshaft wegen „Hochverrats“ und „Majestätsbeleidigung“, später weitere Haftstrafen, 1875-1878 Vorsitzender der zentralen Kontrollkommission der SAP, 1878-1892 Kassierer im zentralen Parteivorstand bzw. Leiter des zentralen Unterstützungskomitees, 1881 Ausweisung aus Leipzig, Umzug nach Plauen, 1892 bis zu seinem Tod einer der Vorsitzenden im zentralen Parteivorstand der SPD, bis 1909 Vorstandsmitglied, 1909-1913 Vorsitzender der Reichstagsfraktion, Verfasser zahlreicher politischer Schriften, gest. 13.8.1913 in Passau (Schweiz).

¹⁵⁹ GROH, Die Sozialdemokratie 1897-1909, in: Ders., Emanzipation und Integration, S. 253-566, Zitat: S. 262.

¹⁶⁰ Trotz der unbestrittenen Führungsrolle der SPD innerhalb der Zweiten Internationale kann angesichts der unterschiedlichen jeweiligen Voraussetzungen nicht davon gesprochen werden, dass die deutsche Partei eine direkte „Vorbildfunktion“ für die Bruderparteien hatte. (Vgl. Jürgen ROJAHN, War die deutsche Sozialdemokratie ein Modell für die Parteien der Zweiten Internationale?, in: IWK 27 (1991), S. 291-303; anders beurteilt noch bei Georges HAUPT, Programm und Wirklichkeit. Die internationale Sozialdemokratie vor 1914, Neuwied – Berlin 1970, S. 176).

¹⁶¹ NEFF, „Wir wollen keine Paradedruppe . . .“, Zitat: S. 73, Fn. 253.

gelegentlichen Ansätze nicht gelang, einen Ausweg zu finden. Da ging das Vertrauen zur Modellpartei allmählich verloren. Und wie sollte es nicht? Die weitaus größte, mächtigste, reichste, straffstorganisierte Partei des internationalen Proletariats entbehrte so sehr jeglichen Einflusses auf den Werdegang und die innere Tendenz der Politik des Staates, in dem sie wirkte, daß der Ausländer, wenn er nicht ab und zu in seinen Zeitungen vernähme, daß ein deutscher Sozialdemokrat, meist Bebel, im deutschen Reichstag eine bemerkenswerte Rede gehalten habe, am Gang und der Tonart der auswärtigen Politik des Deutschen Reiches nicht ahnen könnte, dass eine Arbeiterpartei in Deutschland auch nur existiere!¹⁶²

In der Tat ist das Bild der Vorkriegssozialdemokratie geprägt von zahlreichen Widersprüchen, die den Schluss nahe legen, dass sie - trotz des unverkennbaren Aufschwungs, den die Bewegung bis 1914 genommen hatte - nahezu völlig machtlos blieb und dass sie auf diesen für eine politische Partei denkbar niederschmetternden Befund keine schlüssige Antwort gefunden hatte, ohne sich dies wirklich einzugestehen. Wie war es dazu gekommen?

Die wichtigste Erfahrung in der Frühgeschichte der sozialistischen Arbeiterbewegung hatte zweifelsohne in der staatlichen Verfolgung zur Zeit des Sozialistengesetzes ab 1878 dargestellt, als Reichskanzler Bismarck mit Gewalt versuchte, die Partei auszuschalten, die er als Gefahr für seine Schöpfung, das von Preußen dominierte Deutsche Reich, betrachtete. Während dieser zwölf Jahre der Bedrohung, später als heroische „Kampfzeit“ verklärt, ging es um den puren Erhalt der Partei als handlungsfähiger Organisation; kleinteilige tagespolitische oder parteitaktische Streitfragen blieben notgedrungen im Hintergrund. Durch das Sozialistengesetz wurde eine tiefe Kluft zwischen Staat und Arbeiterschaft begründet, die bis zum Ende des Kaiserreiches nicht überbrückt wurde; dafür sorgten v. a. Regierung und Behörden mit ihrem Verfolgungseifer, der sich in der so genannten Umsturzvorlage oder anderen repressiven Maßnahmen(-vorschlägen) zeigte.

Das Gedankengut von Ferdinand Lassalle war in der deutschen Sozialdemokratie nur ganz allmählich durch den – allerdings nur oberflächlich rezipierten - Marxismus und seine materialistische Geschichtsauffassung verdrängt worden,¹⁶³ deren Interpretation durch Kautsky eine scheinbar überlegene innere Geschlossenheit aufwies; dies allerdings nur, solange nicht wirklich die Gretchenfrage gestellt wurde, wie denn der Übergang zur Macht konkret aussehen und diese dann später genutzt werden sollte. Da diese Frage unter den Bedingungen des Sozialistengesetzes denkbar inaktuell war,

¹⁶² Robert MICHELS, Die deutsche Sozialdemokratie im internationalen Verbandsverbande. Eine kritische Untersuchung, in: Ders., Soziale Bewegungen, S. 135-197, hier: S. 152.

¹⁶³ Hier ist wieder Dieter Groh zuzustimmen, der die Ansicht vertrat: „Wenn auch der positive Einfluß von Marx und Engels – immer gemessen an ihrer Theorie und Strategie – auf die deutsche Arbeiterbewegung sowohl von in- und ausländischen Zeitgenossen als auch von Generationen von Historikern weit überschätzt worden ist, so ist andererseits ihr – von uns aus beurteilt – negatives Erbe kaum zu übersehen. Denn Marx und Engels teilten mit den meisten ihrer Zeitgenossen Geschichtsoptimismus, Technikbegeisterung und letztlich wohl auch die Bewunderung für die Leistungen der modernen Industrie.“ (Dieter GROH, Die „marxistische“ deutsche Arbeiterbewegung: ein wirkungsgeschichtliches Mißverständnis? Zur Theorie- und Rezeption in der Sozialdemokratie zwischen Reichsgründung und Jahrhundertwende, in: Ders., Emanzipation und Integration, S. 141-170, hier: S. 143).

blieb die Exegese der Schriften von Karl Marx und Friedrich Engels durch eine kleine Gruppe von Parteimitgliedern zunächst nur für Wenige von Interesse; nach 1887 war „die innerparteiliche Diskussion über Grundsatzfragen eingeschlafen.“¹⁶⁴ Mehr noch: „Es ist zu konstatieren, daß die offizielle Parteitheorie der deutschen Sozialdemokratie spätestens seit 1891 ein unübersehbares Utopiedefizit aufweist.“¹⁶⁵

Dieses Defizit wurde durch ganz reale Fortschritte lange Zeit überdeckt. Mit dem Ende des Sozialistengesetzes setzte 1890 ein kontinuierlicher organisatorischer Aufschwung der von Bebel und Paul Singer¹⁶⁶ angeführten Sozialdemokratie ein, die bereits unter dem Ausnahmezustand den Durchbruch zur Massenpartei geschafft hatte. Die Epoche der Verfolgung hatte auf die Partei Wirkungen gehabt, die zwiespältiger Natur waren. Die innere Homogenität der aus der Fusion von 1875 hervorgegangenen Partei¹⁶⁷ war gestiegen, die (wenigen) anarchistischen Elemente waren ausgeschieden worden, die Befürworter des Parlamentarismus hatten sich endgültig durchgesetzt, seine Gegner wurden bald an den Rand gedrängt. Andererseits hatte die von der Arbeiterschaft erlebte Ausgrenzung und Kriminalisierung eine kaum überbrückbare Kluft gegenüber der bürgerlichen Gesellschaft geschaffen, die durch den revolutionär getränkten Verbalradikalismus der SPD noch verbreitert wurde. Von der akuten Bedrohung staatlicher Verfolgung vorerst befreit, machte sich die SPD an die Debatte über Ziele und Strategie der Partei. Dies geschah allerdings bei weiterhin prekärem organisationsrechtlichem Status, fortdauernden Schikanen und Diskriminierungen sowie mit der latenten Staatsstreichdrohung im Nacken.¹⁶⁸

2.2.2 Erfurter Programm, Revisionismusstreit und Flügelbildung in der Partei

Auf diese Situation hatte sich die Sozialdemokratie einzustellen. Kautsky, mehr als drei Jahrzehnte lang der führende Vordenker der Partei und „Hohepriester des Marxismus“¹⁶⁹, hatte bereits 1880

¹⁶⁴ STEINBERG, Sozialismus und deutsche Sozialdemokratie, S. 39.

¹⁶⁵ Hans-Josef STEINBERG, Zukunftsvorstellungen innerhalb der deutschen Sozialdemokratie vor dem 1. Weltkrieg, in: Jahrbuch soziale Bewegungen 2 (1985), Auf dem Wege nach Utopia, S. 48-58, hier: S. 50.

¹⁶⁶ Singer, Paul, geb. 16.1.1844 in Berlin, 1851-1858 Realschule in Berlin, 1858-1961 kaufmänn. Lehre in Berlin, 1862 Beitritt zur Deutschen Fortschrittspartei, 1868 Mitbegründer des „Demokratischen Arbeitervereins“, 1869 Übertritt zur SDAP, bis 1869 Handlungsgehilfe, 1869-1887 Mitinhaber einer Damenmätelfabrik in Berlin, danach wohlhabender Privatier, Mitbegründer und zeitweise Leiter des Berliner Obdachlosenasyls, 1879 Mitbegründer des Parteizentralorgans *Der Sozialdemokrat*, 1884 bis zu seinem Tod Stadtverordneter in Berlin, 1884 Mitbegründer und Finanzier des *Berliner Volksblatts*, MdR 1884 bis zu seinem Tod, ab 1887 Vorsitzender der Stadtverordnetenfraktion, Juli 1886 aus politischen Gründen aus Berlin ausgewiesen, ab 1885 Vorstandsmitglied und ab 1890 (Ko-)Vorsitzender der Reichstagsfraktion, Feb. 1887 Ausweisung aus Offenbach, daraufhin bis 1890 Wohnsitz in Dresden, ab 1887 Mitglied und ab 1890 bis zu seinem Tod einer der beiden Vorsitzenden im zentralen Parteivorstand, ab 1900 Mitglied des Internationalen Sozialistischen Büros, gest. 31.1.1911 in Berlin.

¹⁶⁷ Der 1863 von Ferdinand Lassalle gegründete Allgemeine Deutsche Arbeiterverein (ADAV) und die 1869 von Bebel und Wilhelm Liebknecht gegründete Sozialdemokratische Arbeiterpartei (SDAP) hatten sich 1875 in Gotha zur Sozialistischen Arbeiterpartei (SAP) zusammengeschlossen, die sich 1890 dann in Sozialdemokratische Partei Deutschlands (SPD) umbenannte.

¹⁶⁸ Über die geheimen Pläne in der Umgebung des Kaisers, das allgemeine Wahlrecht zum Reichstag aufzuheben, wusste die SPD-Führung Bescheid; Bebel ging auf dem Hamburger Parteitag von 1897 darauf ein.

¹⁶⁹ Friedrich STAMPFER, Erfahrungen und Erkenntnisse. Aufzeichnungen aus meinem Leben, Köln 1957, S. 74.

eine entscheidende Frage gestellt: „Nehmen wir an, die Revolution bräche morgen los, die Staatsgewalt läge auf der Straße, und wir wären stark und energisch genug sie aufzuheben. Was werden wir tun . . . ?“¹⁷⁰ Da dieser Fall vorerst nicht eintrat, stellte sich die nächste Frage: Konnte die SPD etwas tun, um die Revolution herbeizuführen bzw. den Weg dorthin abzukürzen, und wenn ja: was? Oder waren dies alles rein fiktive Probleme, ohne Rückbindung an die politische Realität? „Man kann sagen, daß es sich bei allen theoretischen und taktischen Streitigkeiten in der Partei um das gleiche Problem gehandelt hat, nämlich wie eine Massenpartei in Theorie und Praxis das Endziel und die Bewegung miteinander in Einklang bringt. Also wie verbindet man die Eroberung der politischen Macht und die Vergesellschaftung der Produktionsmittel (das Endziel) mit der sozialreformerischen Tätigkeit (der Bewegung)?“¹⁷¹

Auf diese und andere anstehende Fragen sollte das 1891 verabschiedete Erfurter Programm, das von Kautsky zusammen mit Eduard Bernstein¹⁷² verfasst worden war, eine Antwort geben; der von Kautsky im Jahr darauf veröffentlichte Programmkommentar stellte die offizielle Interpretation der marxistischen Theorie in der SPD dar. Das Programm ging auf die auf dem Parteitag ein Jahr zuvor aufgestellten Forderungen ein,¹⁷³ es konkretisierte die bisherigen Verlautbarungen der Partei, ohne gänzlich Neues zu bieten.¹⁷⁴ Im grundsätzlichen Teil, der auf Kautsky zurückging, gab sich das Programm ausgesprochen revolutionär. Bei der Analyse der bestehenden kapitalistischen Gesellschaft wurde die marxistische Theorie angewandt, die dieser Ordnung keinerlei Zukunft zugestand; die zwangsläufige Steigerung der gesellschaftlichen Gegensätze konnte und musste dem zufolge im Übergang zum Sozialismus seine logische Auflösung finden. Dieser Übergang wurde nicht idealistisch oder moralisch begründet, sondern als geschichtliche Notwendigkeit betrachtet, die mit naturgesetzlicher Zwangsläufigkeit eintreten werde (diese Auffassung hatte Bebel schon etliche Jahre zuvor vertreten). Der praktische, von Bernstein verfasste Teil forderte die gesamtgesellschaftliche

¹⁷⁰ Lucian HÖLSCHER, *Weltgericht oder Revolution. Protestantische und sozialistische Zukunftsvorstellungen im deutschen Kaiserreich*, Stuttgart 1989, Zitat: S. 339.

¹⁷¹ RAUTIO, *Die Bernstein-Debatte*, S. 30.

¹⁷² Bernstein, Eduard, geb. 6.1.1850 in Berlin, 1857-1863 Bürgerschule und 1863-1866 Gymnasium in Berlin, 1866-1870 Bankhilfenlehre in Berlin, bis 1878 Tätigkeit als Bankgehilfe, 1872 Beitritt zur SDAP, 1878-1880 Privatsekretär bei Karl Höchberg und Mitarbeiter der Zeitschrift „Die Zukunft“, 1881-1890 Redakteur des *Sozialdemokrat* in Zürich, nach Ausweisung ab 1888 in London, ab 1890 Schriftsteller in London, 1901 Rückkehr nach Berlin, 1890-1899 ständiger Mitarbeiter der *Neuen Zeit* und 1901-1914 an den *Sozialistischen Monatsheften*, 1890-1900 Korrespondent des *Vorwärts* in London, ab 1901 ständiger Mitarbeiter des *Vorwärts*, MdR 1902-1907, 1912-1918 und 1920-1928, 1910-1918 Stadtverordneter und ab 1919 Stadtrat in Berlin, 1916 SAG, 1917 Übertritt zur USPD, 1919 Ausschluss aus der USPD und Übertritt zur MSPD, Nov. 1918 Beigeordneter im preuß. Finanzministerium, Verfasser zahlreicher politischer und historischer Schriften, gest. 18.12.1932 in Berlin.

¹⁷³ Der 1890 in Halle abgehaltene Parteitag hatte die Reichstagsfraktion aufgefordert, „wie bisher die prinzipiellen Forderungen der Sozialdemokratie gegenüber den bürgerlichen Parteien und dem Klassenstaat rücksichtslos zu vertreten; ebenso aber auch die auf dem Boden der heutigen Gesellschaft möglichen und im Interesse der Arbeiterklasse nötigen Reformen zu erstreben, ohne über die Bedeutung und die Tragweite dieser positiven Tätigkeit für die Klassenlage der Arbeiter in politischer wie ökonomischer Hinsicht Zweifel zu lassen oder Illusionen zu erwecken.“ (LEHNERT, *Protestbewegung*, Zitat: S. 81).

¹⁷⁴ Siehe dazu auch Georg FÜLBERTH, *Historische Einordnung des Erfurter Programms*, in: BzG 34 (1992), S. 144-146.

Demokratisierung, Sicherung des Koalitionsrechtes, Gleichstellung der Frau und soziale Reformen. Neben diesen Fernzielen, die vorerst nur durch eine erfolgreiche Revolution erreichbar schienen, sah das Programm aber auch eine praktische Politik zur allmählichen Verbesserung der Lebensbedingungen der Arbeiterschaft im bestehenden Staat vor. (Hinsichtlich der Außenpolitik bot das Programm ausgesprochen wenig, ohne dass dies von irgendeiner Seite moniert wurde.)

Die hier zum Ausdruck gekommene Dialektik zwischen Theorie und Praxis geriet jedoch bald in eine gefährliche Schieflage, da sich in der Folgezeit die deterministische Sicht Kautskys durchsetzte,¹⁷⁵ in der individuelles, willentlich gesteuertes Handeln eine untergeordnete Rolle gegenüber der „naturnotwendigen“ gesellschaftlichen Entwicklung spielte (was im Übrigen später den Kern des Streits zwischen Kautsky und Kurt Eisner¹⁷⁶ bilden sollte¹⁷⁷). Gleichzeitig zeichnete sich Kautsky, dessen Weltbild wohl nicht ganz so mechanistisch war, wie oft behauptet,¹⁷⁸ immer wieder durch seine hellsichtigen Analysen und Prognosen aus, etwa wenn er im Jahr 1893 schrieb: „Der Kampf um einen wirklichen Parlamentarismus wird meines Erachtens in Deutschland zum Entscheidungskampf der sozialen Revolution werden, denn ein parlamentarisches Regime bedeutet in Deutschland den politischen Sieg des Proletariats, aber auch umgekehrt.“¹⁷⁹

Den Kritikern seiner Marxinterpretation hatte Kautsky zwei Jahre zuvor entgegengehalten: „Man hat dieser Lehre vorgeworfen, sie führe zum Fatalismus, . . . Wenn es je eine Lehre gegeben hat, die mit dem Fatalismus unvereinbar war, so ist es die Marx'sche; sie lehrt allerdings, daß die Richtung der gesellschaftlichen Entwicklung nicht willkürlich gesetzt werden könne, sondern mit Notwendigkeit gegeben sei, sie lehrt aber auch, daß die Triebkraft dieser Entwicklung der *Kampf der Gegens-*

¹⁷⁵ Wie stark der Determinismus in Kautskys politischer Weltsicht tatsächlich ausgeprägt war, ist angesichts der ungeheuren Produktivität Kautskys schwer zu ermitteln, in der Forschung umstritten und kann hier nicht näher erörtert werden.

¹⁷⁶ Eisner, Kurt, geb. 14.5.1867 in Berlin, 1874-1886 Gymnasium in Berlin, 1886-1890 Studium von Philosophie und Germanistik in Berlin, ohne Abschluss beendet, ab 1890 Mitarbeiter des Depeschen-Büros „Herold“ in Berlin, 1891-1892 Redakteur der bürgerlichen *Frankfurter Zeitung*, 1892-1893 Schriftsteller in Eberswalde (bei Berlin), 1893-1897 Redakteur der bürgerlichen *Hessischen Landeszeitung* in Marburg, Nov. 1897 bis Aug. 1898 Haftstrafe in Berlin-Plötzensee wegen „Majestätsbeleidigung“, 1898 Austritt aus dem „Nationalsozialen Verein“ und Eintritt in die SPD, 1899-1905 Redakteur des *Vormärts* in Berlin, 1905-1907 erneut Schriftsteller, 1907-1910 Chefredakteur der *Fränkischen Tagespost* in Nürnberg, ab 1910 Schriftsteller in Großhadern (bei München), 1910-1914 ständiger Mitarbeiter der *Münchener Post*, 1910-1916 Herausgeber der Wochenschrift „Arbeiter-Feuilleton“, Delegierter auf dem USPD-Parteitag im April 1917, Übertritt zur USPD, 1918 am Januarstreik in München führend beteiligt, daraufhin verhaftet, 14. Okt. 1918 Freilassung, Okt./Nov. 1918 Kandidatur für die USPD in München bei der Reichstags-Ersatzwahl, 7.11.1918 Mitbegründer und 1. Vorsitzender des Arbeiter-, Soldaten- und Bauernrates in München, 7./8. Nov. 1918 bis zu seiner Ermordung Ministerpräsident und Minister des Äußern der provisor. bayerischen Regierung, Jan. 1919 in den bayer. Landtag gewählt, Verfasser einer Reihe von politischen und historischen Schriften, 21.2.1919 in München ermordet.

¹⁷⁷ Siehe dazu unten Kap. 4.7.

¹⁷⁸ In Entgegnung auf die Thesen Bernsteins schrieb Kautsky: „Allerdings, *mechanisch* vollzieht sich nirgends die soziale Entwicklung, sie ist das Produkt des Handelns und Strebens bewußter Menschen; sie vollzieht sich auch nicht *schablonenhaft*, überall in gleicher Weise.“ (RAUTIO, Die Bernstein-Debatte, Zitat: S. 187f).

¹⁷⁹ K. Kautsky an F. Mehring vom 8.7.1893. (WINKLER, Der lange Weg nach Westen, Bd. 1, Zitat: S. 289).

ätze ist, der Klassenkampf.¹⁸⁰ Sein Revolutionsverständnis hatte Kautsky 1893 wie folgt umrissen: „Die Sozialdemokratie ist eine *revolutionäre*, nicht aber eine *Revolution machende* Partei. Wir wissen, daß unsere Ziele nur durch eine Revolution erreicht werden können, wir wissen aber auch, daß es ebenso wenig in unserer Macht steht, diese Revolution zu *machen*, als in der unserer Gegner, sie zu *verhindern*. Es fällt uns daher auch gar nicht ein, eine Revolution anstiften oder vorbereiten zu wollen. Und da die Revolution von uns nicht willkürlich gemacht werden kann, können wir auch nicht das Mindeste darüber sagen, wann, unter welchen Bedingungen, und in welcher Form sie eintreten wird.“¹⁸¹

Von dieser eben doch fatalistisch klingenden Sicht bis zum Vorabend des Tages, an dem Eisner, ein Vierteljahrhundert später, mit seiner revolutionären Aktion in München den Beweis für seine ganz anders geartete, auf aktives Handeln ausgerichtete Politikauffassung antrat, zieht sich der rote Faden der folgenden Darstellung. Im Dezember 1918 fragte Eisner aus der Rückschau heraus rhetorisch: „Wie anders soll man denn ohne bestehende Demokratie eine herrschende Klasse stürzen, außer durch die revolutionäre Aktion?“¹⁸² Um genau dieses Problem wurden in der Vorkriegssozialdemokratie jahrzehntelang erbitterte Debatten geführt, deren Verlauf unter Einbeziehung der wichtigsten Protagonisten hier kursorisch nachgezeichnet werden soll.

Das Erfurter Programm krankte vordergründig an dem Grundwiderspruch, dass eine auf sozialpolitische Verbesserungen abzielende Politik der Partei genau *die* Klassengegensätze verringerte, deren Verschärfung doch als die Voraussetzung für den Zusammenbruch des kapitalistischen Systems betrachtet wurde. Diese Aporie wäre jedoch nur dann zu vermeiden gewesen, wenn die SPD entweder den Kampf um kleine Verbesserungen für die Arbeiterschaft aufgegeben hätte, was sie auf den Status einer kleinen Kaderpartei ohne Massenanhang zurückgeworfen hätte; oder durch den Verzicht auf eine Zukunftsutopie, die aber die Anziehungskraft einer innerweltlichen Heilslehre besaß. Diese Lehre sicherte auch den solidarischen Zusammenhalt des Kollektivs und gab einer stets diskriminierten Bevölkerungsminderheit überhaupt erst das Selbstbewusstsein, das die unabdingbare Voraussetzung für einen gesamtgesellschaftlichen Gestaltungsanspruch bildete.

Diese beiden Alternativen erschienen weniger attraktiv als das Arrangement mit dem genannten Grundwiderspruch. Das Erfurter Programm war demnach nicht nur ein einfaches Wahlprogramm, es war Ausdruck einer Weltanschauung, die einer politischen Bewegung Halt und Perspektive ver-

¹⁸⁰ RAUTIO, Die Bernstein-Debatte, Zitat: S. 247.

¹⁸¹ Karl Kautsky, Ein sozialdemokratischer Katechismus, in: *Die Neue Zeit* 12 (1893/94). (Abgedruckt in: GREBING, Arbeiterbewegung, S. 153-155, hier: S. 153).

¹⁸² Kurt EISNER, Wahlrede vor den „Unabhängigen“, abgedruckt in: Tankred DORST/Helmut NEUBAUER (Hrsg.), Die Münchner Räterepublik. Zeugnisse und Kommentar, Frankfurt am Main 1966, S. 23-44, hier: S. 30.

mitteln sollte; gleichzeitig signalisierte es den Sieg des Marxismus über die Vorstellungen von Lassalle. Dennoch kritisierte Engels das Programm, da es keinen Aufschluss darüber gab, *wie* die proklamierten Ziele im bzw. gegen den bestehenden Staat denn zu realisieren wären. Auch in der Forschung wird hier das entscheidende Defizit dieses Parteiprogramms gesehen: „Es enthielt keine klare politische Strategie zur Erringung der demokratischen Republik.“¹⁸³ Die Fairness gebietet es dabei, zu konzedieren, dass die „Lösung“ dieses Problems für die SPD unter den gegebenen ungünstigen macht- und verfassungspolitischen Bedingungen alles andere als einfach war. Entsprechend komplex und scharf, oft erbittert und polemisch entwickelten sich in der Folgezeit die Debatten. Über alle Parteiströmungen hinweg herrschte dabei ein tief verankerter Fortschrittsglaube, der sich aus der rasanten Entwicklung von Wissenschaft und Technik – der das Wachstum der Parteiorganisation parallel zu laufen schien – im Verlauf des 19. Jahrhunderts speiste. Noch vorhandene Widerstände auf dem Weg zum verklärten sozialistischen Zukunftsstaat wurden von der SPD einseitig dem politischen „Überbau“ zugeordnet. „Indem man die ökonomische Expansion und den technischen Fortschritt von ihren kapitalistischen Systemkontexten abkoppelte und sie als Produkte der Arbeit für das Proletariat und seine Bewegung reklamierte, konnte man sich mit den positiven Charakteristika des industriellen Zeitalters uneingeschränkt identifizieren und umgekehrt Probleme und krisenhafte Tendenzen einseitig dem kapitalistischen System zuweisen – als Folgen einer un gerechten politischen Überformung eigentlich durch und durch guter, zukunftsweisender Produktionspotentiale.“¹⁸⁴ Die daraus abgeleitete „Zwangsläufigkeit“ der zukünftigen Entwicklung, von der die Sozialdemokratie angeblich nur profitieren konnte, machte die Bewegung in erheblichem Maße blind für gegenläufige Tendenzen und die sich daraus ergebenden Herausforderungen. Die Folgen dieser Fehlwahrnehmung waren zunächst wenig spektakulär, gewannen aber auf Dauer eine Eigen dynamik.

Bebel konnte sich unterdessen breiter Zustimmung in der Partei sicher sein, wenn er behauptete: „Nun kann man über Marx und Engels denken wie man will, aber das Eine steht fest: Was Darwin für die Naturgeschichte, was Darwin feststellte in Bezug auf die Gesetze, die die Entwicklung der Lebewesen beherrschen, das hat Marx für die menschlichen Gesellschaften und ihre Einrichtungen geschaffen. [...] Die Gesetze der gesellschaftlichen Entwicklung sind von ihm entdeckt worden.“¹⁸⁵ Der Marxismus als solcher, egal ob in der Auslegung Kautskys oder Bernsteins, erscheint aus heutiger Sicht intellektuell unbefriedigend, dogmatisch, in seiner Begrifflichkeit abstrakt bis hölzern, in

¹⁸³ R. WALTHER, „Zusammenbruchstheorie“, S. 152.

¹⁸⁴ Thomas WELSKOPP, Im Bann des 19. Jahrhunderts. Die deutsche Arbeiterbewegung und ihre Zukunftsvorstellungen zu Gesellschaftspolitik und „sozialer Frage“, in: FREVERT (Hrsg.), Das Neue Jahrhundert, S. 15-46, hier: S. 18.

¹⁸⁵ Protokoll über die Verhandlungen des Parteitag der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands. Abgehalten zu Hannover vom 9. bis 14. Oktober 1899, Berlin 1899, S. 96f.

seinem breiten Geltungsanspruch anmaßend und als Instrument der historischen Prognostik nachweislich ungeeignet. Die Faszination, die diese Lehre einmal ausübte, sowie die intellektuellen und auch emotionalen Energien, die für ihre „richtige“ Interpretation aufgewendet wurden, bedürfen deshalb einer Erklärung. Dabei gilt es Eines nicht zu vergessen:

„Gewiss entsprang es der Tradition chiliastisch-eschatologischer Weltdeutung, dem Hauptleidtragenden des Industriekapitalismus, dem Proletariat, die Rolle des Demiurgen einer neuen Welt der Freien und Gerechten zu übertragen, ihm ganz auf der Linie auch der Hegelschen Geschichtsphilosophie eine historische Mission, eine wahrhaft weltbewegende, zuzuschreiben. Die Konstruktion ist daher leicht zu kritisieren. Aber: Wäre die größte Errungenschaft der politischen Kultur Europas im 20. Jahrhundert, der Sozialstaat, zu Stande gekommen, wenn nicht ein entscheidender politischer Akteur, die Arbeiterschaft, mit diesem Missionsgedanken, selber eine bessere Zukunft heraufführen zu können, erfüllt worden wäre?“¹⁸⁶

Handelt es sich bei diesem überlegenswerten Gedankengang Wehlers um eine Erkenntnis ex post, so hielt der Marxismus in den Augen seiner Anhänger zur Zeit des Kaiserreiches noch etwas anderes bereit: Er verband ein Heilsversprechen, wie es sonst nur die Religion zu bieten hatte, mit der Stringenz einer wissenschaftlichen Lehre, und das auf eine Weise, die konkurrenzlos war.¹⁸⁷ Diese ideologische Basis bot auch den nötigen moralischen Halt, blieb aber zu unkonkret, um den Herausforderungen erfolgreich zu begegnen, vor denen die SPD stand.

Weit wichtiger als die Streitigkeiten um die pure Theorie blieb vorerst die Frage nach der Strategie, mit der die Partei den Kampf gegen die herrschenden Kräfte im Deutschen Reich führen sollte. Kautsky gab 1898 als Antwort: „Solange der große Entscheidungskampf zwischen Proletariat und Reaktion nicht ausgefochten ist – und die Sozialdemokratie hat gar keinen Grund, diese Entscheidung vorzeitig zu provozieren – bleibt nach wie vor das Schwergewicht der praktischen Tätigkeit unserer Partei in der *Aufklärung* und *Organisation* des Proletariats.“¹⁸⁸ Im Hintergrund blieb allerdings stets die Frage präsent: Was war, wenn die Sozialdemokratie eines Tages die Mehrheit im Parlament erringen sollte, wovon ihre Anführer fest überzeugt waren. „1. Wie sollte der Übergang von der Eroberung der Macht zum Sieg des Sozialismus gestaltet werden? War für diesen Fall mit einer ge-

¹⁸⁶ Hans-Ulrich WEHLER, Ein Historiker in Ostdeutschland – vor und nach der „Wende“: Hartmut Zwahr, in: Ders., Notizen zur deutschen Geschichte, S. 199-210, hier: S. 207f.

¹⁸⁷ Arthur Rosenberg hat zu diesem Themenkomplex angemerkt: „Die Geste des Protests und der Isolierung gegenüber dem bürgerlichen Staat und der kapitalistischen Gesellschaft war nämlich für die Mehrheit der Arbeiter eine Lebensnotwendigkeit geworden. In großen nationalen Krisen brach zwar diese Isolierung zusammen. Aber für das Leben des Alltags war es das Klassenbewußtsein, das dem Arbeiter die notwendige Stütze in allen Sorgen und Nöten verlieh. Der populäre Marxismus hatte zwar alle seine revolutionären und praktisch-politischen Bestandteile eingebüßt, aber er gab dem sozialistischen Arbeiter ein Selbstbewußtsein, einen Trost und eine Hoffnung für die Zukunft, die fast an eine religiöse Bewegung erinnert.“ (Arthur ROSENBERG, Demokratie und Sozialismus. Zur politischen Geschichte der letzten 150 Jahre, Frankfurt am Main 1962, S. 265).

¹⁸⁸ K. Kautsky an E. Bernstein vom 30.8.1897. (Walter HOLZHEUER, Karl Kautskys Werk als Weltanschauung. Beitrag zur Ideologie der Sozialdemokratie vor dem Ersten Weltkrieg, München 1972, Zitat: S. 68f.).

waltsamen Reaktion der bisher Herrschenden zu rechnen? Würde der dann einsetzende Bürgerkrieg die Sozialdemokratie von ihrer Verpflichtung auf den Parlamentarismus befreien und zur `Diktatur des Proletariats` führen? 2. Würde nicht die parlamentarische und politische Praxis die Sozialdemokratie in eine Reformpartei par excellence verwandeln, falls der parlamentarische Sieg noch lange ausbliebe?¹⁸⁹

Die Parteileitung mit Bebel als charismatischem Anführer und Kautsky als Vordenker setzte, bei aller rhetorisch hochgehaltenen Revolutionserwartung, faktisch auf eine Strategie der Machtgewinnung durch Erringung der Parlamentsmehrheit, was Engels in seinen letzten Lebensjahren (er starb 1895) als illusorisch brandmarkte, da die herrschenden Klassen in Deutschland der SPD wohl kaum widerstandslos ihre Positionen räumen würden. Er sagte voraus, „die Aussichten stünden zehn zu eins dafür, daß die Herrschenden lange vor diesem Zeitpunkt gegen uns Gewalt anwenden werden; das aber würde uns vom Boden der Stimmenmehrheiten auf den Boden der Revolution führen.“¹⁹⁰ Da Bebel andererseits richtig erkannt hatte, dass die Sozialdemokratie im Falle eines Bürgerkrieges, ja auch nur gegenüber einem rigorosen Einsatz der polizeilichen Repressionsmittel kaum eine Chance haben würde, entschied er sich für einen Legalitätskurs, der mit der Vorbereitung des gewaltsamen Umsturzes nicht das Geringste gemein hatte (auch wenn die Gegner der Sozialdemokratie strikt das Gegenteil behaupteten und oft sogar glaubten).¹⁹¹ Dabei handelte es sich nicht nur um eine rein taktische Entscheidung, sondern um eine fundamentale Weichenstellung. Der Sieg des Sozialismus wurde anders als durch Barrikadenkampf erwartet: Der von Bebel und Kautsky konzipierte, von Dieter Groh so genannte „revolutionäre Attentismus“ bestand im Kern aus einer fatalistischen Haltung politischen Abwartens und dem festen Glauben an den irgendwann zwangsläufig eintretenden Umsturz der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung; diesen hatte Bebel 1884 prophezeit: „Schließlich stürzt der ganze Plunder durch einen tüchtigen Ruck wie ein Kartenhaus zusammen.“¹⁹²

Bereits zwei Jahre später sah er dieses Ereignis kurz bevorstehen, als er Kautsky mitteilte: „Ich freue mich zu sehen, wie alles sich zu einem großen Welt-Kladderadatsch zusammenzieht. [...] Kurz es geht nach Wunsch, und wenn´s einmal zum Krachen kommt, finden wir Bundesgenossen, wo wir

¹⁸⁹ BOLL, Frieden ohne Revolution?, S. 37.

¹⁹⁰ LEHNERT, Protestbewegung, Zitat: S. 86.

¹⁹¹ Dabei war völlig klar, dass im Konfliktfall nicht nur die Polizei, sondern auch das Militär notfalls mit Gewalt gegen die Arbeiterschaft vorgehen würde. Ab 1900 hatten die Kommandierenden Generale in den Großstädten eigene Instruktionen über das Verhalten bei Unruhen zur Hand. Bei großen Streiks, etwa 1912 im Ruhrbergbau, war der Weg zur Militarisierung des Konfliktes nicht weit.

¹⁹² A. Bebel an H. Schlüter vom 24.2.1884. (STEINBERG, Sozialismus und deutsche Sozialdemokratie, Zitat: S. 64, Fn. 137).

sie heute gar nicht ahnen.“¹⁹³ Anlässlich der Verabschiedung des Erfurter Programms ergänzte Bebel: „Die bürgerliche Gesellschaft arbeitet so kräftig auf ihren eigenen Untergang los, daß wir nur den Moment abzuwarten brauchen, in dem wir die ihren Händen entfallende Gewalt aufzunehmen haben.“¹⁹⁴ Für diesen Augenblick galt es gerüstet zu sein; der - unter Umständen recht lange - Zeitraum bis dahin sollte von der Sozialdemokratie zum Ausbau ihrer Organisation genutzt werden, was auch auf eindrucksvolle Weise geschah. Hier griff ein Aktionismus Platz, der das Fehlen konkreter politischer Eingriffsmöglichkeiten verschleierte. Zur Integration bzw. Beschwichtigung weniger geduldiger Gemüter diente ein rein verbaler Radikalismus, der so gut wie nirgends in der Partei mit echter Gewaltbereitschaft einherging; die vermeintlich ohnehin im Sinne der Partei laufende Entwicklung sollte nicht durch revolutionären Aktionismus gefährdet werden.

Sobald die Sozialdemokratie die Mehrheit des Volkes hinter sich versammelt haben würde, was angesichts ihrer Politik für die Massen nur als eine Frage der Zeit betrachtet wurde, würden – so die weit verbreitete Auffassung – die verfassungs- und damit machtpolitischen Verhältnisse schon in Bewegung geraten. Ein freiwilliger Rückzug der herrschenden Schichten war dabei freilich wenig wahrscheinlich; stattdessen drohten Staatsstreich und bürgerkriegsähnliche Verhältnisse. Für diesen Fall zog auch Bebel den – als defensiv betrachteten – Einsatz des Massenstreiks in Erwägung (worrüber erst viel später ausgiebig gestritten wurde). Konkretere Überlegungen dazu, wie sich diese letzte und entscheidende Phase zur Erringung der Macht gestalten könnte, wurden indessen nicht angestellt. Es blieb bei rhetorischen Leerformeln, „irgendwie“ würde die Sozialdemokratie während der Endkrise des Kapitalismus schon zur Macht gelangen. Carl Legien¹⁹⁵ (der Vorsitzende der Generalkommission der Gewerkschaften, der sich zu diesem Zeitpunkt noch im Gleichklang mit Bebel befand) verkündete 1895 im Reichstag: „Die Zukunft gehört uns unter allen Umständen.“¹⁹⁶

¹⁹³ A. Bebel an K. Kautsky vom 14.3.1886. (Abgedruckt in: Karl KAUTSKY JR. (Hrsg.), August Bebels Briefwechsel mit Karl Kautsky, Assen 1971, S. 51f., hier: S. 52).

¹⁹⁴ LEHNERT, Protestbewegung, Zitat: S. 83.

¹⁹⁵ Legien, Carl, geb. 1.12.1861 in Marienburg (RB Danzig), 1867-1875 Schule des Waisenhauses und Bürgerschule in Thorn, 1875-1880 Drechslerlehre in Thorn, Wanderschaft, 1881-1884 Militärdienst, 1885 Beitritt zur SAP, 1886 zur Gewerkschaft, bis 1888 Drechslergeselle, 1886-1887 Mitbegründer und kurz darauf Vorsitzender des Drechsler-Fachvereins in Hamburg, Aug. 1887 bis Dez. 1888 nebenamtlicher und Jan. 1889 bis 1891 hauptamtlicher Vorsitzender im Hauptvorstand des Drechslerverbandes mit Sitz in Hamburg, 1888-1892 Vorsitzender der Zentralkrankenkasse der Drechsler, Jan. 1891 bis zu seinem Tod Vorsitzender der Generalkommission der Gewerkschaften bzw. seit Juli 1919 des ADGB-Bundesvorstandes mit Sitz in Hamburg, ab 1902 in Berlin, zugleich Herausgeber des *Correspondenzblatts* der Generalkommission, MdR 1893-1898 und 1903 bis zu seinem Tode, 1903-1913 Sekretär der Internationalen Zentral-Stelle der gewerkschaftlichen Landeszentralen und 1913-1919 Präsident des Internationalen Gewerkschaftsbundes, Juni 1920 bis Dez. 1920 stellv. Vorsitzender des vorläufigen Reichswirtschaftsrates, gest. 26.12.1920 in Berlin.

¹⁹⁶ PRACTH, Parlamentarismus und deutsche Sozialdemokratie, Zitat: S. 543, Anm. 181.

Die enge Verbindung aus passivem Fatalismus sowie radikalem Pathos und Optimismus, der für die Sozialdemokratie bis 1914 kennzeichnend bleiben sollte, kam hier zum Ausdruck.¹⁹⁷

Dieses in der Rückschau wenig substantiiert anmutende Konzept bezog seine Plausibilität zunächst v. a. aus der Erwartung, die kapitalistische Gesellschaftsordnung würde ihren offensichtlichen inneren Krisen bald erliegen und im großen „Kladderadatsch“ untergehen; unter dem Eindruck der wirtschaftlichen Stagnation der 1880er Jahre rechneten die führenden Sozialdemokraten damit, dass dieses Ereignis, welches mit der Revolution meist unreflektiert gleichgesetzt wurde, in absehbarer Zeit einträte. In seiner Erläuterung zum Erfurter Programm erklärte Kautsky: „Wenn wir die Aufhebung des Privateigentums an den Produktionsmitteln für unvermeidlich halten, so meinen wir damit nicht, daß den Ausgebeuteten eines schönen Tages ohne ihr Zutun die gebratenen Tauben der sozialen Revolution in den Mund fliegen werden. Wir halten den Zusammenbruch der heutigen Gesellschaft für unvermeidlich, weil wir wissen, daß die ökonomische Entwicklung mit Naturnotwendigkeit Zustände erzeugt, welche die Ausgebeuteten zwingen, gegen das Privateigentum anzukämpfen.“¹⁹⁸ Nach dieser Logik konnten die Zukunftsaussichten für die SPD nur vielversprechend sein; nach wenigen Jahren bröckelte indes diese Grundprämisse.

Die „Zusammenbruchstheorie“, deren Bedeutung für die Sozialdemokratie immer noch umstritten ist,¹⁹⁹ stand nämlich seit der wirtschaftlichen Boomphase, die 1896 einsetzte, in unübersehbarem Gegensatz zu den sozioökonomischen Realitäten. Daraufhin wurde auf dieses Theorem stillschweigend verzichtet. Auf dem Parteitag von Hannover (1899) sprach Bebel im Hinblick auf seine früheren Vorhersagen der bald bevorstehenden Katastrophe nur noch von „ollen Kamellen“²⁰⁰ und musste zugeben, dass seine Naherwartung des Unterganges des Kapitalismus unrealistisch gewesen war.²⁰¹ Weder Bebel noch Kautsky gelang es in der Folgezeit, das nun entstandene Vakuum mit einer plausibleren Strategie zur Erreichung der Parteiziele auszufüllen. Dennoch blieb die naiv anmutende Gewissheit, auf der „richtigen“ Seite der historisch notwendigen Entwicklung zu stehen, weiter wirksam. Das stetige Anwachsen von Mitglieder- und Wählerschaft wurde bald als hinrei-

¹⁹⁷ Als Ursachen für diese Entwicklung nennt Steinberg: „1. Die evolutionistische Interpretation des Marxismus, 2. Das Bewußtsein, eine Taktik zu verfolgen, die mit mathematischer Sicherheit zum Sozialismus führen müsse, und 3. Die Tatsache, daß die Partei trotz stetig zunehmender Anhängerschaft einmal auf Grund der eigenen intransigenten Haltung und zum anderen wegen der politischen Struktur des Kaiserreichs keine Gelegenheit hatte, ihr Machtpotential in wirkliche Macht und politische Einflußnahme umzusetzen.“ (Sozialismus und deutsche Sozialdemokratie, S. 60).

¹⁹⁸ LEHNERT, Reform und Revolution, Zitat: S. 90.

¹⁹⁹ Siehe dazu RAUTIO, Die Bernstein-Debatte, S. 235-255

²⁰⁰ Protokoll SPD-Parteitag Hannover 1899, S. 226.

²⁰¹ Im Jahr 1908 schrieb Bebel resigniert: „Es ist scheußlich, was für Ressourcen der bürgerlichen Gesellschaft noch zur Verfügung stehen, ehe sie zum Abwirtschaften kommt. Das hätten wir vor 30 Jahren nicht erwartet, daß der Weg ein so langer sein werde. Es scheint, daß erst die ganze Welt durch den Kapitalismus in Aufruhr gebracht werden muß, ehe grundlegende Umgestaltungen erfolgen . . . Bei uns stinkt's in allen Ecken, aber das Volk gewöhnt sich an den Gestank.“ (A. Bebel an H. Schlüter vom 5.2.1908; GROH, Die Sozialdemokratie 1897-1909, in: Ders., Emanzipation und Integration, S. 253-566, Zitat: S. 525).

chender Beweis für die Richtigkeit des eingeschlagenen Kurses interpretiert, da es eine Erfolgsgeschichte suggerierte, die den Sieg des Sozialismus als sichere, mit mathematischer Präzision aus dem bisherigen historischen Ablauf abzuleitende Zukunftserwartung erscheinen ließ.

Dies erwies sich als Trugschluss. Weit weniger als mindestens drei Viertel der Bevölkerung, wie Kautsky geschätzt hatte, waren für die Sozialdemokratie zu gewinnen; der größte Teil der Landbevölkerung und des Bürgertums blieben für die Partei unerreichbar. Nicht nur das: Die gesellschaftliche Isolierung der Sozialdemokratie war – zumindest in Preußen – kaum zu durchbrechen; nur in Süddeutschland gelang es, Bundesgenossen im bürgerlichen Lager zu gewinnen, und auch dort nur vorübergehend. Letzteres hätte den Reformisten zu denken geben müssen, Ersteres vor allem Kautsky und seinen Mitstreitern. Um argumentativ wieder sicheren Boden unter den Füßen zu gewinnen, wäre eine grundsätzliche Neuausrichtung der Parteistrategie notwendig gewesen, die aber auch nach der Jahrhundertwende unterblieb. Die Versuche, neue Konzepte zu entwickeln, führten zur Herausbildung von eigenständigen Parteiflügeln, die der Parteiführung das Leben schwer machten. Deren dogmatische Erstarrung zeigte sich darin, dass Kautsky außer einer „Ermattungsstrategie“, die den Kapitalismus doch noch in die Knie zwingen sollte, nichts nennenswert Neues anzubieten hatte (wobei Kautsky beispielsweise nicht grundsätzlich gegen Wahlbündnisse mit bürgerlichen Parteien war). Gegen die Haltung des passiven Abwartens wurden vom rechten wie vom linken Parteiflügel her Alternativen ins Spiel gebracht, die auf ganz unterschiedliche Weise eine Umsetzung der Ziele der Partei schneller und direkter herbeizuführen versprachen.

Gegen die Kritik an der von Kautsky formulierten „reinen Lehre“ versuchten sich deren Anhänger mit einem Rigorismus zu wappnen, der nicht selten die Grenze zur Prinzipienreiterei überschritt und die Defizite der parteioffiziellen Strategie immer unzureichender überdeckte. Das führte dazu, dass um einzelne (Detail-)Fragen mit einer Erbitterung gestritten wurde, die dem Gegenstand oft überhaupt nicht mehr angemessen war. Das zeigte sich v. a. in der als „Revisionismusstreit“ in die Geschichte eingegangenen großen Auseinandersetzung.²⁰² Sie hatte Anfang 1898 eher unscheinbar mit einem in der *Neuen Zeit* veröffentlichten Aufsatz Bernsteins begonnen, der mit der Aussage provozierte: „Ich gestehe offen, ich habe für das, was man gemeinhin unter `Endziel des Sozialismus` versteht, außerordentlich wenig Sinn und Interesse. Dieses Ziel, was immer es sei, ist mir gar nichts, die Bewegung alles.“²⁰³ Damit rief Bernstein zwangsläufig den Gralshüter Kautsky, mit dem er

²⁰² Siehe dazu auch Christian GNEUSS, Die historischen und ideologischen Voraussetzungen für die Herausbildung des Revisionismus bei Eduard Bernstein, in: Horst HEIMANN/Thomas MEYER (Hrsg.), Bernstein und der Demokratische Sozialismus. Bericht über den wissenschaftlichen Kongreß „Die historische Leistung und aktuelle Bedeutung Eduard Bernsteins“, Berlin – Bonn 1978, S. 72-85 und Thomas MEYER, Karl Kautsky im Revisionismusstreit und sein Verhältnis zu Eduard Bernstein, in: ROJAHN u. a. (Hrsg.), Kautskys Bedeutung, S. 57-71.

²⁰³ RAUTIO, Die Bernstein-Debatte, Zitat: S. 13.

(noch) eng befreundet war, auf den Plan; dieser versuchte es zuerst mit Ermahnungen, merkte jedoch bald, dass er damit keinen Erfolg haben würde.

Auf dem anschließenden Parteitag in Stuttgart kam es – in Abwesenheit Bernsteins – zu einem Schlagabtausch über die Parteistrategie, in der sich Vertreter der Linken und der Rechten bereits recht unversöhnlich zeigten. Kautsky machte aus seiner Ansicht, dass die Überlegungen Bernsteins keine reale Grundlage aufwiesen, kein Geheimnis; Bebel verlas eine Erklärung Bernsteins, in der dieser seinen Standpunkt darlegte. Die fällige Debatte wurde allerdings vorzeitig abgebrochen, da die Parteiführung, d. h. in erster Linie Bebel, ein Ausufern des Streits (der sich nicht nur um Bernstein drehte) verhindern wollte. In der Auseinandersetzung um die Thesen Bernsteins wurde bald darauf ein „Waffenstillstand“ vereinbart, der so lange gelten sollte, bis der Hauptbetroffene seine Gedanken in ausgearbeiteter Form zur weiteren Diskussion vorlegen konnte.²⁰⁴

Das war wenige Monate später der Fall. Der Revisionismusstreit erreichte seinen ersten Höhepunkt mit dem von Bernstein im März 1899 veröffentlichten Buch „Die Voraussetzungen des Sozialismus und die Aufgaben der Sozialdemokratie“, in dem er behauptete: „Ihr Einfluß würde ein viel größerer sein als er heute ist, wenn die Sozialdemokratie den Mut fände, sich von einer Phraseologie zu emanzipieren, die tatsächlich überlebt ist, und das scheinen zu wollen, was sie in Wirklichkeit ist: eine demokratisch-sozialistische Reformpartei“²⁰⁵. Dahinter stand das Bestreben, die streng revolutionsorientierte, auf marxistische Begriffe fixierte *Theorie* der Partei ihrer eigentlich reformistischen, parlamentsbezogenen *Praxis* anzupassen, d. h. die dazwischen liegende Kluft zu schließen.

Die Formulierung letztgültiger Wahrheiten strebte Bernstein, der sich in der ganzen Debatte stets als Angegriffener, nicht als Angreifer fühlte, dabei bewusst nicht an. Er hatte, in Anlehnung an Gedanken des späten Engels und beeindruckt von der Entwicklung des englischen Parlamentarismus, bereits einige Jahre zuvor damit begonnen, sich gegen die immer schlechter zu begründende Zusammenbruchstheorie zu stellen, die das baldige Ende der bürgerlichen Gesellschaft erwartete (und davon auch die Taktik der Partei abhängig machte). Den dahinter stehenden Theoremen wie dem zwangsläufigen Verschwinden der Mittelschichten und der Kleinbetriebe oder der zunehmenden Verelendung des Proletariats maß Bernstein keinen prognostischen Wert bei; er verwarf damit den ökonomischen Determinismus Kautskys sowie den historischen Materialismus von Marx (und zweifelte die „Wissenschaftlichkeit“ des Sozialismus überhaupt an). Bernstein konstatierte die bis

²⁰⁴ Bebel schrieb dazu: „Mit Bernstein ist Waffenstillstand vereinbart, damit er seine Broschüre schreiben kann. Schreibt er in diese seine wahre Überzeugung, dann stellt er sich außerhalb der Partei.“ (A. Bebel an K. Haenisch vom 4.11.1898; Ebd., Zitat: S. 67).

²⁰⁵ LEHNERT, Protestbewegung, Zitat: S. 93.

auf weiteres gegebene Lebensfähigkeit des kapitalistischen Systems, das erst mittels eines langdauernden Transformationsprozesses in den Sozialismus übergeführt werden könne.

Obwohl Bernsteins Vorstellungen mit der herrschenden politischen Praxis der Partei weitgehend vereinbar waren, kam es zu einer heftigen Gegenreaktion, da seine Forderung nach einem Verzicht auf revolutionäre Parolen und seine Relativierung des „sozialistische Endziels“ sowie sein Eintreten für eine Zusammenarbeit mit fortschrittlichen bürgerlichen Kräften am Selbstverständnis der Partei rüttelten, die in weiten Teilen nicht bereit war, auf die neuen Vorschläge einzugehen. Dass Bernstein sich zwar von der materialistischen Geschichtsauffassung nach und nach löste, das Prinzip der Revolution aber keineswegs grundsätzlich verwarf,²⁰⁶ konnte an dieser Ablehnung nichts mehr ändern. Oft kreiste der Streit um schwer erklärbare Differenzen in der Textinterpretation und Begriffsdefinition, die nur von den Wenigsten nachvollzogen werden konnten und auch absichtlichen „Missverständnissen“ Raum boten.²⁰⁷ Der „Grundsatztreue“ seiner Gegner setzte Bernstein das offensive Bekenntnis zu einer aktiv gestaltenden Politik der kleinen Verbesserungsschritte entgegen, die sich von der passiven Einstellung Kautskys deutlich unterschied.²⁰⁸ Als Aufgabe der SPD betrachtete Bernstein es frühzeitig, „die Arbeiterklasse politisch zu organisieren und zur Demokratie auszubilden, und für alle Reformen im Staat zu kämpfen, welche geeignet sind, die Arbeiterklasse zu heben und das Staatswesen im Sinne der Demokratie umzugestalten.“²⁰⁹

Damit ergaben sich zwangsläufig Berührungspunkte zum süddeutschen Reformismus, wie ihn v. a. Georg von Vollmar²¹⁰ zu dieser Zeit bereits seit längerem vertrat. Um die theoretischen Probleme sowie die unterschiedliche Exegese der Werke von Marx und Engels, die Bernstein und Kautsky

²⁰⁶ So erklärte Bernstein: „So bin ich auch selbstverständlich nicht gegen die Revolution als Mittel. Sie kann unter Umständen sehr notwendig und wünschenswert sein. [...] Eine politische Umwälzung im heutigen Deutschland, d. h. ein Sturz der jetzt herrschenden Mächte ist auf lange hinaus nicht möglich, wenn Arbeiter-Demokratie und bürgerliche Demokratie sich als Todfeinde gegenüber stehen.“ (Zitat: Ebd.).

²⁰⁷ Vgl. RAUTIO, Die Bernstein-Debatte, S. 142. Bernstein beklagte sich bei Kautsky: „Du, August (Bebel) und Andre zieht Folgerungen aus meinen Erklärungen, die für mich nicht in ihnen liegen.“ (E. Bernstein an K. Kautsky vom 27.10.1898; ebd., Zitat: S. 277).

²⁰⁸ Charakteristisch hierfür Bernsteins folgende Bemerkung: „Alle geschichtliche Erfahrung spricht und viele Erscheinungen der Gegenwart zeugen dafür, daß die kapitalistische Produktionsweise so gut vergänglich ist wie frühere Produktionsweisen; aber hier handelt es sich um die Frage, ob ihr Ende ein Zusammenbruch sein wird, ob dieser Zusammenbruch in näherer Zukunft zu erwarten ist und ob er mit *Notwendigkeit* zum Sozialismus führt.“ (GNEUSS, Voraussetzungen des Sozialismus, in: HEIMANN/MEYER (Hrsg.), Bernstein und der Demokratische Sozialismus, S. 72-85, Zitat: S. 82).

²⁰⁹ Erklärung Bernsteins von 1897. (Abgedruckt in: GREBING, Arbeiterbewegung, sozialer Protest, S. 156f., hier: S. 157).

²¹⁰ Vollmar, Georg von, geb. 7.3.1850 in Veltheim (BA München), 1859-1865 Klosterschule in Augsburg, 1865-1866 Militärdienst in Bayern, 1866 Kriegsteilnehmer, 1866-1867 Studium in München, 1868 Offizier der päpstlichen Garde in Rom, 1869-1871 Beamter der Generaldirektion der Bayerischen Verkehrsanstalten, 1871 Kriegsteilnehmer, Entlassung als Vollinvalid, 1872 Beitritt zur SDAP, 1872-1877 Kriegsinvalidentrentner in Miesbach, 1877-1878 Redakteur des *Dresdener Volksboten* bzw. der *Dresdener Volkszeitung*, 1878 Verurteilung zu 12 Monaten Gefängnis wegen Majestätsbeleidigung, nach Haftverbüßung in Zwickau aus Sachsen ausgewiesen, 1879 Polytechnikum in München, 1879-1880 Redakteur des *Sozialdemokrat* in Zürich, 1879-1882 Studium in Zürich und Paris, danach Schriftsteller in Löbtau (bei Dresden), München und ab 1888 in Soiersaß/Walchensee, MdR 1881-1887 und 1890-1918, MdL 1883-1889 und 1893-1918, 1886 Verurteilung zu 9 Monaten Gefängnis im Freiburger Geheimbundprozess, 1886 Herausgeber der *Bayerischen Volksstimme* in München, 1892-1918 Vorsitzender der bayer. SPD, gest. 30.6.1922 in Soiersaß.

gleichzeitig beschäftigten, kümmerten sich die Reformisten, von wenigen Ausnahmen abgesehen, allerdings nicht im Geringsten und schon deshalb kann deren Ansatz nicht mit dem Revisionismus in eins gesetzt werden. Vollmar vertrat gar den Standpunkt: „Die sozialistische Bewegung ist vom Schicksal der über sie aufgestellten Theorien unabhängig.“²¹¹ Auf die Frage, was der „Revisionismus“ überhaupt sei, antwortete der badische Reformist Wilhelm Kolb²¹² 1903: „In letzter Linie doch nichts anderes, als die in die Theorie übersetzte *bisherige bewährte Taktik*, oder mit anderen Worten, die Beseitigung des Widerspruchs, der zwischen dieser *bewährten Taktik* und der von Kautsky und anderen proklamierten und verteidigten *Zusammenbruchstheorie* besteht. Dieser Widerspruch ist es, der zu Conflicten führt.“²¹³ Von dieser Seite, d. h. von den entschiedenen Reformisten, konnte Bernstein insgesamt nur oberflächliches Verständnis und, wenn es darauf ankam (d. h. in erster Linie bei Abstimmungen auf Parteitag), wenig Unterstützung erwarten.²¹⁴

Davon abgesehen krankte seine „Lehre“ an erheblichen Mängeln: „Der entscheidende Fehler Bernsteins in der Beurteilung der deutschen Situation liegt in der allzu positiven Beurteilung der Erfolgchancen der Sozialdemokratie, im wilhelminischen Kaiserreich die politische Demokratie auf parlamentarischem Weg durchzusetzen.“²¹⁵ Ein „Hineinwachsen der Gesellschaft in den Sozialismus“²¹⁶, wie er es propagierte, blieb illusorisch. Eindeutig den klareren Blick hatte hier Kautsky, der seinem Widersacher 1898 schrieb:

„In Deutschland bedarf’s einer politischen Revolution, um dorthin zu kommen, wo die Engländer sind, nicht zur sozialen Revolution, wohl aber zum freien Weg zur sozialen Entwicklung. [...] glaubst Du [...], daß, wenn im Reichstag 200 Sozialisten sitzen, wir ein sozialistisches Ministerium bekommen und nun die friedliche sozialistische Entwicklung beginnt? Ehe wir noch 100 Deputirte [sic] haben, wird der Kampf gegen uns losgehn – nicht um den Sozialismus, sondern um die Demokratie. Staatsstreich, Aufhebung des Wahlrechts, Ausnahmegesetze

²¹¹ So in einer von Vollmar eingebrachten Resolution, die eine Münchner Wahlkreisversammlung im Vorfeld des Parteitages von Hannover (1899) verabschiedete. (Horst BARTEL, *Marxismus und Opportunismus in der revolutionären deutschen Sozialdemokratie am Ende des 19. Jahrhunderts*, in: *ZfG XXXIII* (1985), S. 1067-1081, Zitat: S. 1078).

²¹² Kolb, Wilhelm, geb. 21.8.1870 in Karlsruhe, Volksschule in Karlsruhe, zunächst Bildhauerlehre, dann Malerlehre in Karlsruhe, Wanderschaft, 1888 Beitritt zur Gewerkschaft, 1891 Beitritt zur SPD, bis 1894 Maler und Tüncher, 1894-1897 Expedient und Berichterstatter des Offenburger *Volksfreundes* in Karlsruhe, 1897-1899 Arbeitersekretär in Karlsruhe, 1899 bis zu seinem Tode Redakteur des *Volksfreundes* in Karlsruhe, 1899-1908 Stadtverordneter und 1908 bis zu seinem Tod Stadtrat in Karlsruhe, MdL in Baden 1905 bis zu seinem Tod, ab 1905 Vorsitzender der SPD-Landtagsfraktion, langjähriger Vorsitzender der SPD in Karlsruhe, Vorsitzender des Vereins der Karlsruher Presse, ständiger Mitarbeiter der *Sozialistischen Monatshefte*, Verfasser einer Reihe von politischen Broschüren, gest. 18.4.1918 in Karlsruhe.

²¹³ Wilhelm Kolb, *Theorie und Taktik*, in: *Sozialistische Monatshefte*, Nr. 12 vom Dez. 1903, S. 902-909, hier: S. 902.

²¹⁴ Über sein Verhältnis zum reformistischen Flügel schrieb Bernstein: „Ich habe die Richtung nicht geschaffen und ich halte sie nicht zusammen. Ich habe nicht einmal direkte Fühlung mit ihren Hauptvertretern. Ich weiß nur, daß sie da ist, und bekomme hier und da Beweise ihrer Existenz zu Gesicht.“ (E. Bernstein an K. Kautsky vom 1.3.1899; abgedruckt in: Till SCHELZ-BRANDENBURG (Hrsg.), *Eduard Bernsteins Briefwechsel mit Karl Kautsky (1895-1905)*, Frankfurt/Main – New York 2003, S. 873-879, hier: S. 876).

²¹⁵ GNEUSS, *Voraussetzungen des Sozialismus*, in: HEIMANN/MEYER (Hrsg.), *Bernstein und der Demokratische Sozialismus*, S. 72-85, hier: S. 84. Ähnlich die Beurteilung bei RAUTIO, *Die Bernstein-Debatte*, S. 227.

²¹⁶ R. WALTHER, „Zusammenbruchstheorie“, Zitat: S. 123.

kommen dann, wenn nicht früher. Wie lang der Kampf dauert, welche Formen er annimmt, wie er endet, wer kann das wissen.“²¹⁷

Als die Sozialdemokratie dann bei den Reichstagswahlen von 1912 erstmals über 100 Mandate erlangte, erlebten die Staatsstreichpläne tatsächlich eine neue Konjunktur.²¹⁸

In Kautskys Wahrnehmung bildete die Herausforderung des Revisionismus einen „Generalangriff auf seine politische und persönliche Identität [...]. Er konnte infolgedessen die Auseinandersetzung nicht nach den Regeln des offenen Diskurses interpretieren, sondern nur in den Kategorien von Glauben und Abfall.“²¹⁹ Für eine rational geführte Debatte waren die Voraussetzungen damit von Anfang an schlecht; der rhetorische Furor Kautskys richtete sich nicht nur gegen vorhandene, sondern auch gegen vermeintliche Abweichler vom Königsweg, den das Erfurter Programm seiner Meinung nach gezeichnet hatte.²²⁰ Den dort formulierten umfassenden Erklärungsanspruch gedachte Kautsky auch nicht ansatzweise aufzugeben.²²¹

Die Angriffe auf den Revisionismus betrieb Kautsky - der schlichtweg bestritt, dass es die Zusammenbruchstheorie in der von Bernstein kritisierten Form überhaupt gab - dann mit einer völlig unangemessenen Heftigkeit, die oft die gebotene Sachlichkeit vermissen ließ. (Gleichzeitig war Kautsky frühzeitig klar, dass „die ganze Diskussion mit ihm [d. h. Bernstein] eine ungeheure Verschwendung von Kräften [ist], die man besser verwenden könnte.“²²²) Dass der Revisionismus die Axt an die Wurzel des Wahrheitsanspruches legte, der dem Marxismus eigen war, hatte auch Rosa Luxemburg²²³ früh erkannt: „Nimmt man jedoch mit Bernstein an, die kapitalistische Entwicklung gehe

²¹⁷ K. Kautsky an E. Bernstein vom 18.2.1898. (Abgedruckt in: SCHELZ-BRANDENBURG (Hrsg.), Eduard Bernsteins Briefwechsel, S. 548-556, hier: S. 552).

²¹⁸ Siehe oben Kap. 2.1.

²¹⁹ MEYER, Kautsky im Revisionismusstreit, in: ROJAHN u. a. (Hrsg.), Kautskys Bedeutung, S. 57-71, hier: S. 62.

²²⁰ Gemeint ist hier insbesondere Kurt Eisner in seiner Zeit als Redakteur des *Vornwärts*. (Siehe dazu ausführlich unten Kap. 4.7.).

²²¹ Das Erfurter Programm „bot eine evolutionär-sinnvoll zielgerichtete Weltdeutung, in der Entwicklung von Natur und Geschichte mittels objektiv-wissenschaftlicher Gesetzesaussagen erklärt wurde. Es trat damit, was seinen Welterklärungsanspruch anging, in Verbindlichkeit, Umfang und Reichweite in Konkurrenz zu den vorrangigen religiösen Weltdeutungen. Der Bruch zwischen der bestehenden und der künftigen sozialistischen Gesellschaft galt als eine dichotomische Scheidelinie zwischen unterschiedlichen Entitäten, zwischen denen nicht durch Teilveränderungen vermittelt werden konnte. Die Herbeikunft der sozialistischen Gesellschaft galt als notwendig im Sinne objektiver Gesetzmäßigkeiten. Die sozialistische Gesellschaft selbst galt als ein Sozialsystem, in dem durch die Vergesellschaftung der Produktionsmittel die sozialen Konflikte einer grundlegenden Versöhnung von Individuum und Gattung weichen würden. Nur in dieser umfassenden und anspruchsvollen Form konnte das parteimarkistische Paradigma seine politisch-sozialen Funktionen erfüllen.“ (MEYER, Kautsky im Revisionismusstreit, in: ROJAHN u. a. (Hrsg.), Kautskys Bedeutung, S. 57-71, hier: S. 64).

²²² K. Kautsky an V. Adler vom 23.12.1898. (Abgedruckt in: Friedrich ADLER (Hrsg.), Victor Adler. Briefwechsel mit August Bebel und Karl Kautsky, Wien 1954, S. 281f, hier: S. 282).

²²³ Luxemburg, Rosa, geb. 5.3.1871 in Zamosc (russ. Polen), ab 1873 in Warschau, 1880-1887 Mädchengymnasium in Warschau, 1887 Beitritt zur „Sozialdemokratie des Königreichs Polen“, flucht in die Provinz aus polit. Gründen, Feb. 1889 Umzug nach Zürich, ab Okt. 1889 Studium der Naturwissenschaften, 1891/1892 Studienunterbrechung, ab 1893 Studium der Staatswissenschaften und der Nationalökonomie, 1894-1896 Herausgeberin der Zeitschrift „Sprawa Robotnicza“, April 1897 Promotion, ab April 1898 preußi-

nicht in der Richtung zum eigenen Untergang, dann hört der Sozialismus auf, objektiv notwendig zu sein.“²²⁴

Kautsky und seinen Anhängern ging es in Abgrenzung zu Bernstein letztlich „um die Verteidigung eines umfassenden Paradigmas, das Verheißungen, Rechtfertigungen und Tröstungen bereitstellte und einen gleichwertigen materialistischen Ersatz für die verblassenden Religionen bot, gegen seine Ablösung durch ein relativistisches Paradigma, das Sozialismus als eine minimale ethische Strategie der Demokratisierung sah, für sie eine minimale ethische Legitimation und den Bezug auf fallibilistische Wissenschaft bot, aber gegenüber dem ganzen Rest der großen Menschheitsfragen skeptisch resignierte.“²²⁵ Von der Masse der Parteimitglieder, selbst von einem Großteil der hauptamtlichen Mandats- und Funktionsträger wurde der Revisionismusstreit mit all seinen philosophischen und epistemologischen Implikationen kaum nachvollzogen (Kautsky teilte Bernstein korrekt mit, dass „die Massen sich um unsere Diskussionen einfach nicht kümmern“²²⁶), was nicht bedeutete, dass es sich bei den zugrundeliegenden Fragen um reine Abstrakta handelte, die für die Praxis der Sozialdemokratie durchgehend irrelevant gewesen wären. Auf die Identität und Kohärenz stiftende Funktion einer allseits akzeptierten Weltdeutung für die Partei ist mit Recht immer wieder hingewiesen worden.

Ein offener, konstruktiver Diskurs war von Anfang an nahezu unmöglich. Bernsteins These, dass komplexe Industriegesellschaften nur eine allmähliche, graduelle Transformation erlauben, wurde mit dem Odium der Ketzerei belegt, sein Verzicht auf einen metaphysischen Überbau von den Gegnern als fundamentaler Mangel interpretiert. Das „große Scherbengericht“²²⁷, mit dem Angelegenheit aber nicht erledigt wurde, fand noch 1899 auf dem Parteitag in Hannover statt. Bebel widmete ein umfangreiches Referat der Widerlegung der revisionistischen Thesen und kam dabei zu

sche Staatsbürgerin, Mai 1898 Umzug nach Berlin, Beitritt zur SPD, Mitarbeit bei verschiedenen sozialdemokratischen Zeitungen und Zeitschriften, Sept.-Nov. 1898 Chefredakteurin der *Sächsischen Arbeiter-Zeitung* in Dresden, Rückkehr nach Berlin, ab April 1900 Mitglied der Pressekommission der *Gazeta Robotnicza*, 1900 Beitritt zur PPS (Polnische Sozialistische Partei in Preußen), Herausgeberin der Wochenzeitung *Gazeta Ludowa*, ab 1903 Mitglied des Internationalen Sozialistischen Büros, 1903 Ausschluss aus der PPS, Aug.-Okt. 1904 Haft im Amtsgerichtsgefängnis Zwickau wegen „Majestätsbeleidigung“, ab Okt. 1905 ständige Mitarbeiterin des *Vormwärts*, 1905/6 Teilnahme an der russischen Revolution, März 1906 in Warschau verhaftet, Juni 1906 Haftentlassung, Sept. 1906 Rückkehr nach Deutschland, Juni-Aug. 1907 Haftstrafe in Berliner Gefängnis, ab Okt. 1907 Lehrerin an der Parteschule der SPD in Berlin, Feb. 1914 Verurteilung zu 1 Jahr Gefängnis aus politischen Gründen (Haft ausgesetzt), ab Juni 1914 Mitglied im Zentralvorstand der SPD Groß-Berlin, Feb. 1915 bis Feb. 1916 Gefängnishaft in Berlin, 1915 Mitherausgeberin der Zeitschrift *Die Internationale*, ab 1916 Mitglied der Spartakusgruppe, ab Juni 1916 Mitglied im Kreisvorstand des Wahlkreises Teltow-Beeskow-Storkow-Charlottenburg und der Pressekommission der Berliner SPD, Juni 1916 kurzzeitig in Haft, Juli 1916 bis 7.11.1918 Gefängnishaft in Berlin, Wronke (Posen) und Breslau, ab Nov. 1918 Mitglied der Zentrale des Spartakus-Bundes und Redakteurin der *Roten Fabne* in Berlin, Dez. 1918 Mitbegründerin der KPD, Verfasserin zahlreicher politischer Schriften, 15.1.1919 von Regierungstruppen in Berlin ermordet.

²²⁴ LEHNERT, Reform und Revolution, Zitat: S. 211.

²²⁵ MEYER, Kautsky im Revisionismusstreit, in: ROJAHN u. a. (Hrsg.), Kautskys Bedeutung, S. 57-71, hier: S. 66f.

²²⁶ K. Kautsky an E. Bernstein vom 26.6.1899. (HOLZHEUER, Karl Kautskys Werk, Zitat: S. 104).

²²⁷ Francis L. CARSTEN, August Bebel und die Organisation der Massen, Berlin 1991, S. 183.

dem Ergebnis: „Wenn je etwas in der Parteiliteratur erschienen ist, das gegen alle Grundanschauungen der Partei sich wendet und sich dabei in der unsichersten und widerspruchsvollsten Weise ausläßt, dann ist es diese Broschüre [d. h. „Die Voraussetzungen des Sozialismus und die Aufgaben der Sozialdemokratie“; B. A.] von Bernstein.“²²⁸

Bernstein, der an dem Parteitag nicht teilnehmen konnte, fand Unterstützung u. a. bei Vollmar, Robert Schmidt²²⁹ und Eduard David²³⁰, der die Meinung vertrat, „daß auf dem Boden der gegenwärtigen Gesellschaft schon ein Stück Sozialismus verwirklicht werden kann.“²³¹ Schwer zu widerlegen war Vollmars Feststellung: „Durch Schuld von beiden Seiten ist die ganze Taktikfrage ein so unentwirrbares Knäuel geworden, daß jedes weitere Herumgreifen, jedes weitere Nesteln daran die Sache nicht besser, sondern schlechter machen würde.“²³² Am Ende der dreieinhalbtägigen Debatte zog Bebel das Fazit, „daß keine Meinungsverschiedenheiten über die großen Grundlagen unserer Auffassung bestehen.“²³³ Die von ihm eingebrachte Resolution, mit der er glaubte, „einen Keil zwischen Bernstein und seine Anhänger schlagen zu können“²³⁴, wurde mit 216 zu 21 Stimmen angenommen, brachte in ihrer Unverbindlichkeit allerdings keine nachhaltige Klärung.²³⁵ Im Namen der

²²⁸ Protokoll SPD-Parteitag Hannover 1899, S. 95.

²²⁹ Schmidt, Robert, geb. 15.5.1864 in Berlin, 1871-1878 Volksschule in Berlin, 1879-1883 Klaviermacherlehre und Fortbildungsschule in Berlin, 1883 Beitritt zur SAP und zur Gewerkschaft, bis 1893 Tätigkeit als Klaviermacher, 1887-1892 nebenamtlicher Mitarbeiter der *Berliner Volkstribüne* (Organ der „Jungen“), 1890-1893 Vorsitzender im Hauptvorstand des Klaviermacherverbandes in Berlin, ab 1893 Mitglied des zentralen Verbandsausschusses der Holzarbeiter, später Mitglied der Pressekommission, 1893-1902 Redakteur des *Vormwärts*, 1895 Verurteilung zu fünf und 1902 zu sechs Monaten Gefängnis wegen Pressevergehen, MdR 1893-1898 und 1903-1930, 1902-1919 Mitglied der Generalkommission der Gewerkschaften, 1903-1910 angestellter Leiter des Zentralarbeitersekretariats der Generalkommission in Berlin, ab 1908 Mitglied der Zentralstelle für die arbeitende Jugend, 1910-1919 angestellter Leiter der Sozialpolitischen Abteilung der Generalkommission in Berlin, Okt. 1918 bis Feb. 1919 Unterstaatssekretär im Kriegsernährungsamt, Feb. 1919 bis Sept. 1919 Reichsernährungsminister, Juli 1919 bis Juni 1920 Reichswirtschaftsminister, Jan.-Mai 1921 Sozialpolitischer Sekretär im Bundesbüro des ADGB in Berlin, Mai 1921 bis Nov. 1922 Reichswirtschaftsminister, Aug.-Okt. 1923 Reichsvizekanzler und Aug.-Nov. 1923 Reichsminister für den Wiederaufbau, Dez. 1929 bis März 1930 Reichswirtschaftsminister, gest. 16.9.1943 in Berlin.

²³⁰ David, Eduard, geb. 11.6.1863 in Ediger (Kr. Kochem), 1868-1873 Volksschule in Krodorf, 1874-1880 Gymnasium in Gießen und Bielefeld, 1881-1883 kaufmänn. Lehre in Berlin, 1883-1885 Handlungsgehilfe und Buchhalter, 1886-1890 Studium von Germanistik, Geschichte und Neueren Sprachen, 1890 Promotion zum Dr. phil., danach Tätigkeit als Lehrer und Schriftsteller, Beitritt zur SPD, Redakteur bei verschiedenen Parteiblättern, MdL in Hessen 1897-1908, MdR 1903 bis zu seinem Tod, 1900-1902 Mitglied der zentralen Kontrollkommission, 1905-1906 Landespartei sekretär für das Großherzogtum Hessen, 1912-1918 Vorstandsmitglied der SPD-Reichstagsfraktion, Okt. 1918 bis Feb. 1919 Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt, Feb. 1919 bis Juni 1920 Reichsminister (des Innern bzw. ohne Ressort), Feb. 1919 erster Präsident der Deutschen Nationalversammlung, 1921-1926 Gesandter des Reiches beim Freistaat Hessen, 1923-1927 Habilitation und Privatdozent in Darmstadt, 1925 Ehrendoktor der staatswissenschaftl. Fakultät der Universität München, gest. 24.12.1930 in Berlin.

²³¹ Protokoll SPD-Parteitag Hannover 1899, S. 131.

²³² Ebd., S. 212f.

²³³ Ebd., S. 239.

²³⁴ RAUTIO, Die Bernstein-Debatte, S. 80.

²³⁵ Die entscheidenden Passagen der Resolution lauteten: „Die Partei steht nach wie vor auf dem Boden des Klassenkampfes, wonach die Befreiung der Arbeiterklasse nur ihr eigenes Werk sein kann und betrachtet es demzufolge als geschichtliche Aufgabe der Arbeiterklasse, die politische Macht zu erobern, um mit Hilfe derselben durch Vergesellschaftung der Produktionsmittel und Einführung der sozialistischen Produktions- und Austauschweise die größtmögliche Wohlfahrt Aller zu begründen. [...] Nach all diesem liegt für die Partei kein Grund vor, weder ihre Grundsätze und Grundforderungen, noch ihre Taktik, noch ihren Namen zu ändern, d. h.

süddeutschen Reformisten hatte sich auch Vollmar „vollkommen mit der Bebelschen Resolution einverstanden“²³⁶ erklärt. Mit Bernsteins Revisionismus erlitt auch der so genannte „Opportunismus“ des rechten Parteiflügels in Hannover vordergründig eine Niederlage;²³⁷ „Strafmaßnahmen“ blieben allerdings aus und das angekratzte Bild der Parteinheit war wieder leidlich aufpoliert.

Der Dauerstreit in der Partei hatte eine Menge Überdruß hervorgerufen, was dazu führte, dass sich die Wogen zunächst etwas glätteten. Als Bernstein nach 22 Jahren im Exil Anfang 1901 nach Deutschland zurückgekehrt war, ging die Auseinandersetzung dann aber rasch in die nächste Runde. Ein öffentlicher Vortrag genügte Bernstein, um wieder ins Rampenlicht der Parteiöffentlichkeit zu treten. Das ehemals freundschaftliche Verhältnis zu Kautsky kühlte sich nun noch weiter ab. Auf dem Parteitag in Lübeck kam es auf Wunsch Bebels zu Debatten über Bernstein sowie die Parteipresse, zwei Themen, die eng miteinander zusammenhingen. Am Ende stand eine Resolution, die sich gegen Bernstein und seine Kritik wandte, aber keine weiteren Konsequenzen androhte.²³⁸ Der Schlusspunkt der Auseinandersetzung war damit noch nicht erreicht, er sollte erst zwei Jahre später in Dresden gesetzt werden.

Für die weitere Zukunft der SPD (bis in den Weltkrieg hinein) weit wichtiger als der Revisionismus sollte sich der Reformismus erweisen, der bereits in den 1890er Jahren durch den bayerischen SPD-Vorsitzenden Vollmar in den Rang einer „ernstzunehmenden Alternative zur offiziellen Parteideologie“²³⁹ gelangt war. Er wurde lange Zeit von der Parteispitze um Bebel bekämpft, was wiederholt zu schweren Turbulenzen in der Partei führte, die phasenweise zu einer schweren Bedrohung ihrer inneren Geschlossenheit anwuchsen. Kautsky hatte frühzeitig erkannt, dass ihm hier ein nicht zu unterschätzender Gegner entgegengetreten war.²⁴⁰ (Als solchen betrachteten Vollmar im Übrigen auch Vertreter der Regierung: Johannes Miquel, der Promotor der gegen die Sozialdemokratie ge-

aus der sozialdemokratischen Partei eine demokratisch-sozialistische Reformpartei zu werden, und sie weist jeden Versuch entschieden zurück, der darauf hinausgeht, ihre Stellung gegenüber der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung und den bürgerlichen Parteien zu verschleiern und zu verrücken.“ (Protokoll SPD-Parteitag Hannover 1899, S. 243f).

²³⁶ Ebd., S. 216.

²³⁷ Siehe dazu unten Kap. 2.2.7.3.

²³⁸ Vgl. Protokoll über die Verhandlungen des Parteitages der sozialdemokratischen Partei Deutschlands. Abgehalten zu Lübeck vom 22. bis 28. September 1901, Berlin 1901, S. 99.

²³⁹ Hans-Josef STEINBERG, Die deutsche Sozialdemokratie nach dem Fall des Sozialistengesetzes. Ideologie und Taktik der sozialistischen Massenpartei im Wilhelminischen Reich, in: H. MOMMSEN (Hrsg.), Klassenbewegung, S. 52-61, hier: S. 54.

²⁴⁰ Im November 1894 schrieb Kautsky dazu an Engels: „Was die heutige Situation von früher unterscheidet, ist, daß dies Philistertum einen *Kopf* gefunden hat in Vollmar. Bisher war das Philistertum viel zu schläfrig und zu unwissend, als daß es neben Leuten wie Bebel etc. hätte aufkommen können. Heute hat es in V[ollmar] einen ehrgeizigen, energischen und höchst klugen Führer gefunden.“ (STEINBERG, Sozialismus und deutsche Sozialdemokratie, Zitat: S. 109).

richteten „Sammlungspolitik“, bezeichnete 1894 Vollmar als den „klügsten, anscheinend gemäßigten, deshalb gefährlichsten“²⁴¹ Anführer seiner Partei.)

Die Reformisten gingen frühzeitig dazu über, ihre eigenen Strukturen aufzubauen (auf ihre „Sonderkonferenzen“ wird noch zurückzukommen sein). Zum Gegenpol der von Kautsky seit 1883 herausgegebenen *Neuen Zeit* entwickelten sich bald die ab 1897 von Joseph Bloch²⁴² herausgegebenen *Sozialistischen Monatshefte*, dem Selbstverständnis ihrer Macher nach der „Sammelpunkt der neuen Richtung innerhalb des Sozialismus.“²⁴³ Sie stellten, obwohl eigentlich kein Parteiorgan, bald *das* Diskussionsforum dar, auf dem die Vordenker des rechten Parteiflügels ihre Ideen präsentierten.²⁴⁴ (Zusätzlich bestand zwischen 1905 und 1907 noch die von Heinrich Braun²⁴⁵, dem älteren Bruder von Adolf Braun²⁴⁶, herausgegebene *Neue Gesellschaft*, die ebenfalls privater Natur war und vom Parteivorstand bekämpft wurde.²⁴⁷) Interessenkonflikte zwischen den konkurrierenden Organen konnten so nicht ausbleiben. Nicht nur der Parteitag in Lübeck, auch der nachfolgende in München (1902) beschäftigte sich ausführlich mit dem Antagonismus zwischen der *Neuen Zeit* und den *Sozialistischen Monatsheften*,²⁴⁸ der Antrag, Letztere zum zweiten offiziellen Theorieorgan der Partei aufzu-

²⁴¹ STEGMANN, Die Erben Bismarcks, Zitat: S. 101.

²⁴² Bloch, Joseph, geb. 1871 in Vilkiviali (Litauen/Rußland), Gymnasium in Königsberg, Studium von Mathematik und Physik in Königsberg und Berlin, Promotion, Beitritt zur SPD, Herausgeber der Zeitschrift *Der sozialistische Student*, ab 1895 Herausgeber des *Sozialistischen Akademikers*, 1897 umbenannt in *Sozialistische Monatshefte*, deren Herausgeber bis 1933, 1933 Emigration in die Tschechoslowakei, gest. 14.12.1936 in Prag.

²⁴³ J. Bloch an E. Bernstein vom 22.3.1900. (RAUTIO, Die Bernstein-Debatte, Zitat: S. 105).

²⁴⁴ Vgl. Dieter FRICKE, Eine Musterzeitschrift des Opportunismus. Die „Sozialistischen Monatshefte“ am Ende der relativ friedlichen Entwicklung des Kapitalismus in Deutschland, in: ZfG XXI (1973), S. 1209-1228 und Katja MARMETSCHKE, Die *Sozialistischen Monatshefte*: Gruppen- und Generationsbezüge einer unabhängigen Zeitschrift in der Weimarer Republik, in: Michel GRUNEWALD (Hrsg.), Das linke Intellektuellenmilieu in Deutschland, seine Presse und seine Netzwerke (1890-1960), Bern u. a. 2002, S. 335-361.

²⁴⁵ Braun, Heinrich, geb. 23.11.1854 in Budapest, Privatunterricht und Gymnasium in Leipzig und Wien, Studium (Jura, dann Staatswissenschaften und Nationalökonomie) in Wien, Göttingen, Berlin und Halle, Promotion in Halle zum Dr. phil., Beitritt zur SAP, ab 1880 Schriftsteller und Mitarbeiter an verschiedenen sozialdemokratischen Parteiblättern, 1883 Mitbegründer und Mitarbeiter der *Neuen Zeit*, 1888-1903 Gründer und Herausgeber des „Archivs für Soziale Gesetzgebung“, 1892-1895 Herausgeber der Wochenschrift „Social-Politisches Zentralblatt“ in Berlin, MdR 1903-1904, Herbst 1903 und Okt. 1905 bis Okt. 1907 Herausgeber der sozialdemokratischen Wochenzeitschrift *Die Neue Gesellschaft* in Berlin, ab 1911 Herausgeber der Halbjahresschrift „Annalen für soziale Politik und Gesetzgebung“ in Berlin, ab 1919 Versicherungssachverständiger in Berlin, gest. 9.2.1927 in Berlin.

²⁴⁶ Braun, Adolf, geb. 20.3.1862 in Laag (Steiermark), 1879-1881 Gymnasium in Wien, 1882-1885 Studium (Nationalökonomie, Statistik, Geschichte, Philosophie), 1886 Promotion zum Dr. phil. in Freiburg, ab 1889 Redakteur bei diversen sozialdemokratischen Zeitungen, darunter 1891-1892 bei der *Münchener Post*, 1893-1898 beim *Vorwärts*, 1899-1900 Arbeitersekretär in Nürnberg, 1900-1901 und 1907-1912 Redakteur bei der *Arbeiterzeitung* in Wien, 1902-1907 und 1913-1920 Redakteur bei der *Fränkischen Tagespost* in Nürnberg, 1918/19 Mitglied des Arbeiter- und Soldatenrates in Nürnberg, MdR 1919-1928, März-Okt. 1920 und Mai 1927 bis Mai 1929 Beisitzer und Okt. 1920 bis Mai 1927 Parteisekretär im zentralen Parteivorstand in Berlin, Verfasser zahlreicher sozialpolitischer und volkswirtschaftlicher Schriften, gest. 13.5.1929 in Berlin.

²⁴⁷ Zur *Neuen Gesellschaft* siehe Julie BRAUN-VOGELSTEIN, Heinrich Braun. Ein Leben für den Sozialismus, Stuttgart 1967, S. 175-198; Dieter FRICKE, Die Gründung der revisionistischen Zeitschrift „Die neue Gesellschaft“ 1900 bis 1909, in: BzG 16 (1974), S. 1052-1065; ders., Zur Rolle der revisionistischen Zeitschrift „Die Neue Gesellschaft“ in der deutschen Arbeiterbewegung 1905 bis 1907, in: BzG 17 (1975), S. 696-709 und Ingrid VOSS, Heinrich Braun und *Die Neue Gesellschaft*, in: GRUNEWALD (Hrsg.), Das linke Intellektuellenmilieu, S. 55-74.

²⁴⁸ Vgl. Protokoll über die Verhandlungen des Parteitages der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands. Abgehalten zu München vom 14. bis 20. September 1902, Berlin 1902, S. 119-147.

werten, wurde mit großer Mehrheit abgelehnt.²⁴⁹ Dessen ungeachtet entwickelten sich die beiden Blätter immer mehr zum jeweiligen Sprachrohr zweier gegensätzlicher Richtungen, wobei die *Sozialistischen Monatshefte* nicht nur den *Revisionisten* im engeren Sinne, sondern v. a. auch den immer selbstbewusster auftretenden *Reformisten* eine Plattform boten. Die Voraussetzungen zur späteren Umkehrung der Machtverhältnisse in der Partei wurden hier bereits frühzeitig geschaffen.

Den Reformisten, die in den süddeutschen Landesverbänden den Ton angaben, ging es, das sei nochmals betont, anders als Bernstein *nicht* um abweichende Interpretationen der marxistischen Parteitheorie, sondern um die konkrete Ausgestaltung der Tagespolitik. Da die beiden Strömungsbezeichnungen „Reformismus“ und „Revisionismus“ von einem Großteil der Zeitgenossen – selbst von Bebel –, oft sogar in der wissenschaftlichen Literatur,²⁵⁰ synonym verwendet wurden bzw. werden, entsteht hier schnell Verwirrung bzw. begriffliche Unschärfe. Diese lässt sich nicht in allen Fällen vermeiden, da einzelne Personen beiden Richtungen zugeordnet werden können. Dies gilt auch für den hessischen Reichstagsabgeordneten David, der 1905 klarstellte, „dass unter dem Begriff *Revisionismus* zwei Dinge zusammengeworfen werden, die zwar in innerer Beziehung zueinander stehen, aber keineswegs identisch sind: eine wissenschaftlich-theoretische Strömung, die gewisse Sätze und Prognosen der marxistischen Theorie einer Kritik unterzogen hat, und eine praktisch-politische Strömung, die der positiven Gegenwartsarbeit, der Reformarbeit auf politischem, wirtschaftlichem und sozialem Gebiet eine viel höhere, prinzipielle Wertung für die Emanzipationsbewegung des Proletariats zuspricht, als dies die sich *sozialrevolutionär* nennende Richtung tut.“²⁵¹

Diese korrekte Differenzierung wurde allerdings nur selten beachtet. Der Gewerkschaftsführer Adolph von Elm²⁵² warf Revisionismus und Reformismus in einen Topf zusammen²⁵³ und stellte

²⁴⁹ Zu den Unterstützern des Antrages gehörten Bernstein, Vollmar, Heine, David und Ignaz Auer.

²⁵⁰ So etwa durchgehend in der Bebel-Biographie von Francis Carsten und auch bei Helmut SCHMERSAL, Philipp Scheidemann 1865-1939. Ein vergessener Sozialdemokrat, Frankfurt/Main u. a. 1999, v. a. S. 35f. (zwischen den Ideen Vollmars und Bernsteins wird hier überhaupt keine Differenzierung mehr getroffen). Von einem „revisionistischen Dreigestirn Bernstein – Heine – Vollmar“ (Peter STRUTYNSKI, Die Auseinandersetzungen zwischen Marxisten und Revisionisten in der deutschen Arbeiterbewegung um die Jahrhundertwende, Köln 1976, S. 193) ist in einer anderen Arbeit die Rede, obwohl Heine wie auch Vollmar, bei aller partiellen Sympathie für die Ideen Bernsteins, keineswegs zu den Revisionisten gezählt werden können. Rautio bezeichnet in dem von ihm behandelten Zeitraum (1898-1903) nur zwei Parteiströmungen, die er „orthodox-marxistisch“ sowie „reformistisch-revisionistisch“ nennt, allerdings ergänzt: „Der verwendete Begriff `reformistisch-revisionistisch` deutet also darauf hin, daß zu der Bernstein unterstützenden Strömung sowohl Reformisten als auch Revisionisten gehörten, soweit eine solche Gruppeneinteilung wegen der Vorherrschaft von Mischtypen überhaupt möglich ist.“ (Die Bernstein-Debatte, S. 18f.).

²⁵¹ Eduard David, Der Reichskanzler und die Sozialdemokratie, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 1 vom Jan. 1905, S. 11-17, hier: S. 13.

²⁵² Elm, Adolph von, geb. 24.9.1857 in Hamburg, 1863-1865 Bürgerschule in Hamburg, 1865-1868 Volksschule und 1868-1872 Bürgerschule in Wandsbek, bis 1882 Zigarrensortierer, Wanderschaft (Deutschland, USA), 1873 Beitritt zur SDAP, Beitritt zur Gewerkschaft, 1878-1882 in den USA, dort u. a. Mitglied des Trade-Council in New York und Mitglied der Exekutive der Sozialistischen Arbeiterpartei in Detroit, 1882-1891 hauptamtlicher Geschäftsführer des Vereins der Zigarrensortierer in Hamburg, 1891-1896 Mitglied der Generalkommission der Gewerkschaften, März 1891 bis Sept. 1912 hauptamtlicher Geschäftsführer der Tabakarbeitergenossenschaft in Hamburg, bis Juni 1912 Vorsitzender im Hauptvorstand des Zigarrensortiererverbandes, MdR 1894-1907, 1899-1906 Mitbegründer und Mitglied sowie 1906-1916 Vorsitzender des Aufsichtsrates der Hamburger Konsumgenossenschaft „Produktion“, 1903 Mitbegründer des Zentralverbandes deutscher Konsumvereine und 1903-1916 Mitglied des zentralen Ver-

wenig später fest: „Das Scherzwort, welches auf dem Parteitag in Dresden geprägt wurde, ‚Revisionist ist, den ich nicht leiden kann‘, hat wieder Geltung in der Partei erlangt.“²⁵⁴ Die kleine Gruppe von überzeugten, „bewussten“ Revisionisten nahm die Sache ernster; ihrer Meinung war es inzwischen (d. h. 1907) „nachgerade Zeit, dass wir uns des großen Widerspruchs, in den wir immer wieder verfallen, entledigen und eine Basis für unser politisches Handeln uns schaffen, die uns die Gewähr der Sicherheit und Unzweideutigkeit bietet. [...] Sie [d. h. die SPD] sollte rund heraus erklären: Wir stehen, wie in der Praxis, so auch in der Theorie grundsätzlich auf dem Boden der Evolution. Unsere *reformistische* Praxis wird durch die *revolutionäre* Theorie gehemmt. [...] Nicht die Theorie zu entfernen gilt es, wie manche, angewidert durch den Dogmatismus, verlangen; sondern die falsche Theorie durch die richtige zu ersetzen.“²⁵⁵ Den „reinen“ Reformisten wiederum blieb die Theorie eher gleichgültig, sie konzentrierten sich ganz auf die Praxis nach dem Motto: „Das für die sozialdemokratische Politik notwendige Wissen erhielt man aus den äußeren Verhältnissen, nicht aus der marxistischen Theorie.“²⁵⁶ Rudolf Hilferding²⁵⁷ sprach schließlich 1909 nur noch von dem „Samensurium verschiedenster Meinungen, die man in Deutschland mit dem Namen Revisionismus belegt“²⁵⁸.

Hinter den oft akademisch klingenden Definitionsdebatten verbargen sich sehr wohl konkrete politische Meinungsdivergenzen. Der bedeutendste Grundsatzstreit im Hinblick auf die Praxis (der 1894

bandsausschusses, ab 1907 Mitglied des Zentralvorstandes des Internationalen Genossenschaftsbundes, Okt. 1912 bis zu seinem Tod Direktor der gewerkschaftlich-genossenschaftlichen Versicherungsgesellschaft „Volksfürsorge“ mit Sitz in Hamburg, gest. 19.9.1916 in Hamburg.

²⁵³ Elm hatte 1904 in der milieutypischen Syntax geschrieben: „Durch Evolution zur Revolution – durch fortgesetzte Demokratisierung und Socialisierung des Gesellschaftskörpers zur völligen Umgestaltung der kapitalistischen in die socialistische Gesellschaft; das ist, mit wenigen Worten gekennzeichnet, der Standpunkt der *Revisionisten* [!] in der Partei. Sie glauben nicht an das Wunder der plötzlichen *Katastrophe*, halten diejenigen, die die Massen durch diesen Wunderglauben, der in völligem Gegensatz steht zur materialistischen Geschichtsauffassung, zu elektrisieren, zu fanatisieren suchen, nicht für wirkliche Revolutionäre, sondern sind im Gegenteil der Anschauung, dass dieser unselige Wahn nur lähmend auf die Tätigkeit der Arbeiter, ihre Organisationen auf allen Gebieten auszubauen, wirken muss.“ (Adolf von Elm, *Die Revisionisten an der Arbeit*, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 1 vom Jan. 1904, S. 26-34, hier: S. 26).

²⁵⁴ Joachim EICHLER, Von Köln nach Mannheim. Die Debatten über Maifeier, Massenstreik und das Verhältnis der Freien Gewerkschaften zur deutschen Sozialdemokratie innerhalb der Arbeiterbewegung Deutschlands 1905/06. Zur Entstehung des „Mannheimer Abkommens“, Münster – Hamburg 1992, Zitat: S. 23.

²⁵⁵ Wilhelm Kolb, Von Dresden bis Essen, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 9 vom Sept. 1907, S. 702-706, hier: S. 704f.

²⁵⁶ RAUTIO, Die Bernstein-Debatte, S. 165.

²⁵⁷ Hilferding, Rudolf, geb. 10.8.1877 in Wien, Gymnasium und Medizinstudium in Wien, 1901 Promotion, 1901-1906 Kinderarzt in Wien, daneben volkswirtschaftl. Studien und schriftstellerische Tätigkeit, Beitritt zur SPD, 1906/7 Lehrer an der SPD-Parteischule in Berlin, 1907-1915 Redakteur beim *Vorwärts*, 1915-1918 Militärarzt in der österr. Armee, 1917 Übertritt zur USPD, Nov. 1918 bis März 1922 Redakteur des USPD-Zentralorgans *Freiheit*, Erwerb der deutschen Staatsbürgerschaft, 1920-1925 Mitglied des Reichswirtschaftsrates, Jan.-Sept. 1922 Beisitzer im zentralen USPD-Parteivorstand, nach Rückkehr zur SPD dort bis 1933 Beisitzer im zentralen Parteivorstand, Okt.-Nov. 1922 Unterstaatssekretär im Reichswirtschaftsministerium, MdR 1924-1932, Aug.-Okt. 1923 und Juni 1928 bis Dez. 1929 Reichsfinanzminister, 1933 Emigration nach Dänemark, danach Schweiz und Frankreich, 1941 Verhaftung und Auslieferung an die Gestapo, soll nach offiziellen Angaben am 12.2.1941 in Paris im Gefängnis Selbstmord begangen haben.

²⁵⁸ Rudolf Hilferding, Der Revisionismus und die Internationale, in: *Die Neue Zeit*, Nr. 32 vom 7.5.1909, S. 161-174, hier: S. 161.

erstmals ausbrach) drehte sich um die Budgetbewilligung.²⁵⁹ Bebel, gestützt von der Mehrheit der Partei, beharrte auf dem Standpunkt, dass die sozialdemokratischen Parlamentsfraktionen im Reich wie in den Ländern den jeweiligen Etat grundsätzlich abzulehnen hätten, um dadurch unzweideutig zum Ausdruck zu bringen, dass die Partei der bestehenden Staatsordnung in unversöhnlicher Opposition gegenüberstand. Vor allem Vertreter der süddeutschen Landesverbände hingegen, allen voran Vollmar aus Bayern, befürworteten - und praktizierten teilweise auch - ein flexibleres Vorgehen. Daran sollten sich immer wieder äußerst kontroverse Debatten in der Partei entzünden, die eine Spaltung nicht mehr völlig ausgeschlossen erscheinen ließen, da mehrere Landesverbände für sich das Recht beanspruchten, unter bestimmten Voraussetzungen einem Haushalt auch dann zuzustimmen, wenn sie damit der Beschlusslage der Gesamtpartei zuwiderhandelten – ein für viele in der Partei lange unvorstellbarer Affront.

Damit bekundeten die süddeutschen Reformisten offen ihre Hochschätzung der praktischen Tagespolitik gegenüber allen argumentativ noch so umfangreich abgestützten Zukunftserwartungen; sie ignorierten damit Kautskys um die Jahrhundertwende niedergeschriebenes Diktum: „Das Endziel ist kein bloßer Traum der Zukunft, es wird bestimmend für den praktischen Charakter der proletarischen Bewegung der Gegenwart, es gibt ihr Einheitlichkeit und Kraft; es wirkt auf sie nicht nur begeisternd, sondern auch organisierend.“²⁶⁰ David, neben Vollmar damals der strategische Kopf der reformistischen Strömung, schrieb 1904:

„Die Socialdemokratie wünscht nicht und noch weniger erstrebt sie eine Revolution im Sinne politischer Gewaltanwendung. Revolution ist für sie gleichbedeutend mit dem Begriff der *Evolution*, der organischen Umgestaltung unseres wirtschaftlichen Systems im Sinne der Durchsetzung eines andern, des socialistischen Productionsprincipis. In Übereinstimmung mit den Erklärungen der berufensten Wortführer der Partei sind wir überzeugt, dass diese fundamentale Umgestaltung auf friedlichem Wege durch planmässige, gründliche und ganze Reformen bewerkstelligt werden kann. Und darum verweisen wir die Herrschenden auf diesen Weg, in dem ehrlichen Bestreben, die Gewalt, die seit Jahrtausenden ein reactionärer Factor ist, in aller künftigen Entwicklung auszuschalten.“²⁶¹

Kernpunkt des reformistischen Ansatzes war die Überzeugung, es wäre möglich, den bestehenden Klassenstaat allmählich umzubauen (wozu auch der Appell an die Einsicht der „Herrschenden“ gehören konnte). Einen theoretisch unterfütterten Gegenentwurf zur Lehre Kautskys brachten die Reformisten nicht hervor, was in ihren Augen durchaus kein Defizit darstellte.

²⁵⁹ Siehe dazu ausführlich unten Kap. 2.4.3.

²⁶⁰ OPEL, Metallarbeiter-Verband, Zitat: S. 20.

²⁶¹ Eduard David, Die Eroberung der politischen Macht (III), in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 3 vom März 1904, S. 199-207, hier: S. 206f.

Ohne in die Niederungen der zeitgenössischen Debatten hinabzusteigen, soll folgende Umschreibung als praktikabel übernommen werden: „Unter `Reformismus` kann eine Richtung der Arbeiterbewegung verstanden werden, die eine Verbesserung und Stabilisierung der Arbeits- und Lebensbedingungen der Lohnabhängigen unter grundsätzlicher Beschränkung auf Reformen, die innerhalb der kapitalistischen Wirtschaftsordnung und ihrer politischen Verfassung ökonomisch möglich und juristisch erlaubt sind, herbeizuführen sucht.“²⁶² Der theoretisch-revolutionäre Teil des Erfurter Programms wurde von dieser Richtung dabei nicht allzu ernst genommen, aber auch nicht offen infrage gestellt, da seine integrative Wirkung durchaus geschätzt wurde. Sowohl Revisionisten wie Reformisten gingen – teilweise parallel – noch vor der Jahrhundertwende dazu über, ein Netz von Kontakten aufzubauen, das noch keinen formellen Charakter hatte, aber Entwicklungspotenzial besaß. Die Situation als Minorität und die teils überzogenen Angriffe von Seiten der in der Partei herrschenden Strömung verstärkten dabei den Gruppenzusammenhalt.

Mutatis mutandis galt dies auch für die radikale Linke, die sich allmählich immer deutlicher von der Lehre Kautskys absetzte und sich ab ungefähr 1905/6 als eigenständige Gruppierung herauskristallisierte. Sie besaß in Rosa Luxemburg, die seit Mai 1898 in Berlin lebte und dort bald im innersten Zirkel der Parteiführung verkehrte, eine ebenso wortgewandte wie messerscharf argumentierende Vordenkerin - was indes nicht über die zahlenmäßige Schwäche ihrer Anhängerschaft hinwegtäuschen konnte. In ihren zahlreichen Diskussionsbeiträgen ging es Luxemburg um die Klärung des Dualismus zwischen revolutionärer Theorie und reformistischer Praxis; sie beharrte auf dem Standpunkt: „Klipp und klar müssen wir sagen, wie der alte Cato: Im übrigen bin ich der Meinung, daß dieser Staat zerstört werden muß. Die Eroberung der politischen Macht bleibt das Endziel, und das Endziel bleibt die Seele des Kampfes.“²⁶³ Luxemburg setzte dabei auf Massenaktionen, um Bewegung in die Verfassungsfrage zu bringen und damit die Entwicklung hin zum Sozialismus zu beschleunigen. Dabei sollte nicht erst durch Festigung der Organisation die Voraussetzung für Aktionen geschaffen werden, sondern – umgekehrt – durch offensive Aktionen, etwa wie in der russischen Revolution von 1904/5 erfolgreich praktiziert, die Selbstorganisation des Proletariats befördert werden.

Für Kautsky war dies „revolutionäre Gymnastik“²⁶⁴, ungeeignet, die natürliche Entwicklung der Gesellschaft zu beeinflussen. Derartige akademische Selbstgerechtigkeit war Luxemburg fremd;

²⁶² Georg FÜLBERTH/Jürgen HARRER, Die deutsche Sozialdemokratie 1890-1933, Darmstadt – Neuwied 1974, S. 7.

²⁶³ LASCHITZA, Im Lebensrausch, Zitat: S. 103.

²⁶⁴ STEINBERG, Sozialismus und deutsche Sozialdemokratie, Zitat: S. 83.

ohne sich und andere zu schonen, nahm sie den Kampf gegen den „Opportunismus“ auf.²⁶⁵ Auf dem Parteitag von Hannover (1899) hatte sie ihren Gegner bereits markiert mit dem Ausruf: „Einige Genossen haben gefragt, ja, wo ist der Opportunismus, von dem Ihr gesprochen habt? Nun Genossen, in den Äußerungen Schippels, Heines und Vollmars über den Militarismus haben Sie die beste Antwort. Dort ist der Opportunismus in der krassesten Form zum Ausdruck gekommen. Dagegen müssen wir vorgehen.“²⁶⁶ Auf die Bedeutung der wehrpolitischen Vorstellungen des rechten Flügels, die der Partei in der Tat einen ganz neuen Weg wiesen, wird noch zurückzukommen sein.²⁶⁷

Ungeachtet der Streitigkeiten zwischen Befürwortern und Gegnern des Revisionismus gewann in der Partei, vor allem beim wachsenden Gewerkschaftsflügel, immer mehr eine Haltung an Raum, für die Hans-Josef Steinberg den Begriff des „Praktizismus“ geprägt hat. Dabei handelte es sich um eine ideologie- und theoriefeindliche Strömung, die sich allenfalls oberflächlich an der marxistischen Dogmatik orientierte und sich vor allem um den Ausbau der Organisation und konkrete Verbesserungen der bestehenden sozialen Verhältnisse bemühte, ohne langfristige Perspektiven zu entwickeln. Diese Denkrichtung nahm die pseudorevolutionäre Phraseologie der Partei nicht mehr wirklich ernst, sie akzeptierte die herrschende Gesellschaftsordnung als gegebene Tatsache (was bis zur Befürwortung der monarchischen Staatsform gehen konnte). Innerhalb der Partei entwickelte sich diese Strömung zunächst kaum wahrnehmbar und auch nicht in organisierter Form. Ihre Anhängerschaft ging weit über den Kreis der dezidierten Revisionisten sowie der süddeutschen Reformisten hinaus und nahm nicht nur in der Generalkommission der Gewerkschaften, sondern nach 1905 auch in der Parteispitze mit Friedrich Ebert²⁶⁸, Philipp Scheidemann²⁶⁹ und Hermann Molkenbuhr²⁷⁰ zentrale Positionen ein.

²⁶⁵ Für das politische Weltbild Luxemburgs in dieser Zeit aufschlussreich ist folgende Briefpassage: „Ich bewundere [...] auch die Sicherheit, mit der manche unserer radikalen Freunde stets nur für nötig halten, das verirrte Schaf – die Partei – wieder in den sicheren heimatlichen Stall der ‚Prinzipienfestigkeit‘ zurückzuführen und dabei nicht empfinden, daß wir auf diese rein negative Weise keinen Schritt vorwärts kommen. Und für eine revolutionäre Bewegung nicht vorwärts kommen heißt – zurückgehen. Das einzige Mittel, gegen den Opportunismus radikal zu kämpfen, ist selbst vorwärts zu gehen, die Taktik zu entwickeln, die revolutionäre Seite der Bewegung zu steigern. Der Opportunismus ist überhaupt eine Sumpfpflanze, die sich in stehendem Wasser der Bewegung rasch und üppig entwickelt; bei forschem starkem Strom verkümmert sie von selbst.“ (R. Luxemburg an H. Roland-Holst vom 17.12.1904; SCHORSKE, Die große Spaltung, Zitat: S. 56).

²⁶⁶ Protokoll SPD-Parteitag Hannover 1899, S. 267.

²⁶⁷ Siehe unten Kap. 2.2.7.

²⁶⁸ Ebert, Friedrich, geb. 4.2.1871 in Heidelberg, 1877-1885 Volksschule in Heidelberg, 1885-1888 Sattlerlehre in Heidelberg, Wanderschaft, 1889 Beitritt zur SAP und zur Gewerkschaft, bis 1891 Sattlergeselle, 1889-1891 Mitbegründer und kurzfristig Funktionär einer Reihe von örtlichen Sattlervereinen, 1891-1905 zeitweise Vorsitzender der Filiale des Sattlerverbandes und des Gewerkschaftskartells in Bremen, 1891-1893 selbständiger Sattlermeister in Bremen, 1893-1894 Redakteur der *Bürgerzeitung* in Bremen, 1894-1900 Gastwirt in Bremen, 1900-1905 Arbeitersekretär in Bremen, MdL in Bremen 1900-1905, 1900-1905 Vorsitzender der SPD-Bürgerschaftsfraktion in Bremen, 1905-1913 hauptamtlicher Sekretär (zugleich Vorsitzender der Zentralstelle für die arbeitende Jugend) und Sept. 1913 bis Feb. 1919 einer der Vorsitzenden im zentralen SPD-Parteivorstand mit Sitz in Berlin, MdR 1912-1919, 1916-1918 Mitvorsitzender der (M)SPD-Reichstagsfraktion, 1918 Vorsitzender des Hauptausschusses des Reichstages, Nov. 1918

Die Schlüsselrolle bei der Konsolidierung des rechten Parteiflügels, die die Voraussetzung für die Ausdehnung seines Einflusses in die Mitte der Partei hinein bildete, nahm frühzeitig der Reichstagsabgeordnete Wolfgang Heine²⁷¹ ein (der seine politische Karriere beim antisemitischen „Kyffhäuserverband“ begonnen hatte²⁷²). Er sprach wohl vielen aus der Seele, als er 1899 während des Revisionismusstreits räsionierte: „Theoretische Diskussionen haben die Eigenheit, dass Jeder am Anderen vorbeireden, Jeder widerlegen kann, was der Gegner nicht behauptet hatte, wovon er aber sich einredet, der Andere hätte es gesagt. So behält am Ende Jeder Recht, und die theoretischen Ringer drehen sich im Kreise herum, bis den Zuschauern der Streit langweilig wird. Bei praktischen Problemen aber, wo Jeder vor der bestimmten Frage steht: Thust [sic] Du Dies oder Jenes? sind gewöhnlich bald Klarheit und Einigkeit geschaffen.“²⁷³

Bei aller Zustimmung zu bestimmten revisionistischen Thesen – etwa der Ablehnung der Zusammenbruchstheorie – blieb Heine gegenüber Bernstein stets auf Distanz, dem er vorhielt, „die Bedeutung der Wissenschaft für die praktische Politik noch etwas zu überschätzen“²⁷⁴. Bebel wiederum hatte frühzeitig erkannt, dass die Gruppe um Heine, Vollmar, Heinrich Braun, Georg Gradnauer²⁷⁵ und Albert Südekum²⁷⁶ die „eigentlich gefährlichen“ Gegner seines Kurses waren, während

zunächst Reichskanzler und Nov. 1918 bis Feb. 1919 Vorsitzender des Rates der Volksbeauftragten, Feb. 1919 bis zu seinem Tod Reichspräsident, gest. 28.2.1925 in Berlin.

²⁶⁹ Scheidemann, Philipp, geb. 26.7.1865 in Kassel, 1871-1879 Bürgerschule und Höhere Bürgerschule in Kassel, 1879-1883 Schriftsetzerlehre, Wanderschaft, 1883 Beitritt zur SAP und zur Gewerkschaft, bis 1895 Schriftsetzergehilfe, Korrektor und Faktor, 1895-1900 Redakteur der *Mitteldutschen Sonntagszeitung* in Gießen, 1900-1902 Redakteur der *Fränkischen Tagespost* in Nürnberg, 1902-1905 Redakteur des *Abendblatts* in Offenbach, 1905-1911 Redakteur des *Volksblatts* in Kassel, MdR 1903-1933, 1906-1911 Stadtverordneter in Kassel, 1911-1918 Sekretär und seit 1917 einer der Vorsitzenden im zentralen Vorstand der (M)SPD, 1913-1918 Mitvorsitzender der SPD-Reichstagsfraktion, Okt./Nov. 1918 Staatssekretär ohne Portefeuille im Kabinett Max von Baden, Nov. 1918 bis Feb. 1919 Mitglied des Rates der Volksbeauftragten, Feb.-Juni 1919 Reichsministerpräsident, Juni-Dez. 1919 erneut Mitglied des Parteivorstandes, 1920-1925 Oberbürgermeister von Kassel, in der NS-Zeit Emigration (Österreich, Tschechoslowakei, Dänemark), gest. 29.11.1939 in Kopenhagen.

²⁷⁰ Molkenbuhr, Hermann, geb. 11.9.1851 in Wedel (Krs. Pinneberg), 1857-1862 Volksschule in Wedel, ab 1862 Arbeiter, 1871 Beitritt zum ADAV, 1881-1884 wegen Ausweisung aus Hamburg Aufenthalt in den USA, 1890-1904 Redakteur des *Hamburger Echos*, 1904 bis zu seinem Tod Parteisekretär im zentralen SPD-Parteivorstand mit Sitz in Berlin, MdR 1890-1924, 1907-1924 Mitglied des Vorstandes der SPD-Reichstagsfraktion, 1911-1918 einer von deren Fraktionsvorsitzenden, 1907-1915 Stadtverordneter und 1915-1919 Stadtrat in Schöneberg (bei Berlin), 1912-1918 Mitglied des Provinziallandtages Brandenburg, gest. 22.12.1927 in Berlin.

²⁷¹ Heine, Wolfgang, geb. 3.5.1861 in Posen, 1867-1869 Privatschule in Weimar und Hirschberg, 1871-1879 Gymnasium in Breslau, 1879-1884 Studium zunächst der Natur-, dann der Rechtswissenschaften in Breslau, Tübingen und Berlin, 1881 Mitglied des nationalistisch-antisemitischen „Vereins Deutscher Studenten“, u. a. Redner, Mitarbeiter und stellv. Redakteur der *Kyffhäuser-Zeitung*, 1882-1883 Militärdienst, 1887 Beitritt zur SAP, 1884-1889 Referendar im preuß. Justizdienst, 1889 Assessor, 1889-1918 und 1920-1933 Rechtsanwalt in Berlin, MdR 1898-1920, Nov. 1918 bis Juli 1919 Vorsitzender des Staatsrates in Anhalt, Dez. 1918 bis März 1919 Justizminister, anschließend bis März 1920 Innenminister in Preußen, 1923-1925 Mitglied des Staatsgerichtshofes zum Schutz der Republik, 1933 Emigration in die Schweiz, gest. 9.5.1944 in Ascona (Schweiz).

²⁷² Beim Kyffhäuserverband handelte es sich um einen Zusammenschluss nationalistischer Studentenverbände, der 1896 einen eigenen „Arierparagrafen“ einführte. (Vgl. BERGMANN, Völkischer Antisemitismus im Kaiserreich, in: Handbuch zur „Völkischen Bewegung“, S. 449-463, hier: S. 459f.).

²⁷³ Wolfgang Heine, Die Bernstein-Frage und die politische Praxis der Sozialdemokratie, in: *Sozialistische Monatshefte*, Nr. 10 vom Okt. 1899, S. 478-493, hier: S. 493.

²⁷⁴ Ebd., S. 483.

²⁷⁵ Gradnauer, Georg, geb. 16.11.1866 in Magdeburg, 1872-1876 Volksschule, 1876-1885 Gymnasium in Magdeburg, 1885-1889 Studium von Geschichte, Literatur und Philosophie in Genf, Berlin, Marburg und Halle, 1889 Promotion zum Dr. phil. in Halle,

er Bernstein für den „Harmloseste[n] von allen“²⁷⁷ hielt. Der rechte SPD-Flügel blieb vorerst ein sehr heterogenes Konglomerat von Strömungen, das erst 1913 gemeinsam in Aktion treten sollte (für den ideologischen, noch mehr für den organisatorischen Unterbau hierfür hatte Heine bis dahin mehr als jeder andere gesorgt, während Bernsteins Rolle nachrangig blieb). Wie stark die von Heine und David angeführte Richtung in der Partei tatsächlich geworden war - bzw. wie schwach und unvorbereitet ihre Gegner²⁷⁸ -, sollte sich erst bei Ausbruch des Krieges erweisen.

Doch soll hier nicht vorausgegriffen werden. Zunächst wurde die Orthodoxie mit ihrer durch Kautsky vertretenen Lehre scheinbar eindeutig bestätigt. Auf dem Dresdener Parteitag von 1903 kam es zum „show-down“, d. h. zur Abstimmung über die von Bernstein in den Jahren zuvor formulierte Alternative (vordergründiger Anlass war ein in den *Sozialistischen Monatsheften* erschienener Aufsatz Bernsteins). Bebel hatte schon vor dem Parteitag gedroht: „Ich belle aber nicht bloß, ich beiße. Bei mir kommt dieses Mal herunter, was ich auf dem Herzen habe, aber mit eiserner Ruhe. Die Partei soll wissen, bis zu welchem Stadium der Korruption und des Verrats an den Parteiiinteressen die Dinge gediehen sind.“²⁷⁹ Verantwortlich dafür war seiner Meinung nach der „revisionistische“ (d. h. der gesamte rechte) Parteiflügel, auf den gemünzt Bebel schrieb: „Dieses Mal haben wir die Gesellschaft im Schraubstock, und sie soll uns nicht entrinnen.“²⁸⁰

1888 Beitritt zur SPD, 1889-1890 Militärdienst, ab 1890 Schriftsteller, 1890 Redakteur des *Volksfreundes* in Riesa, 1891-1896 Redakteur der *Sächsischen Arbeiterzeitung* in Dresden, 1897-1905 Redakteur des *Vorwärts* in Berlin, MdR 1898-1907, 1912-1919 und 1920-1924, 1906-1918 Redakteur der *Volkszeitung* in Dresden, 1916-1918 Vorstandsmitglied der SPD-Reichstagsfraktion, Nov. 1918 Mitglied des Arbeiter- und Soldatenrates in Dresden, Nov. 1918 bis Jan. 1919 Justizminister in Sachsen, Jan.-März 1919 Innenminister in Sachsen, März 1919 bis April 1920 Ministerpräsident in Sachsen, Mai-Okt. 1921 Reichsminister des Innern, 1921 Beisitzer im vorläufigen Staatsgerichtshof beim Reichsgericht in Leipzig, 1921-1931 (außerordentlicher) Gesandter und stimmführender Bevollmächtigter der sächsischen Regierung in Berlin und Mitglied des Reichsrats, Mitglied des Reichsdisziplinarhofs, 1933 in Schutzhaft, Jan. 1944 bis 1945 im KZ Theresienstadt, Verfasser mehrerer staatsrechtlicher und volkswirtschaftlicher Studien, gest. 18.11.1946 in Berlin.

²⁷⁶ Südekum, Albert, geb. 25.1.1871 in Wolfenbüttel, 1879-1880 Volksschule in Weißenhasel (Hessen), 1880-1883 Bürgerschule und 1883-1890 Gymnasium in Wolfenbüttel, 1890-1893 Studium der Staatswissenschaften in Genf, München, Berlin und Kiel, 1891 Beitritt zur SPD, 1894 Promotion zum Dr. phil., 1894-1895 Militärdienst, seit 1894 Schriftsteller, 1895-1896 Redakteur beim *Vorwärts* in Berlin, 1896-1898 Redakteur bei der *Leipziger Volkszeitung*, Jan. 1898 bis April 1900 Chefredakteur der *Fränkischen Tagespost* in Nürnberg, Juni 1900 bis Juli 1903 Chefredakteur der *Sächsischen Arbeiterzeitung* in Dresden, danach in Berlin wohnhaft, seit 1900 Mitherausgeber der „Kommunalen Praxis“, MdR 1900-1918, 1908-1931 Mitherausgeber des „Kommunalen Jahrbuches“, ab Jan. 1915 Kriegsdienst, u. a. in Frankreich, Belgien und Rumänien, Jan. 1917 Rückkehr nach Berlin, Nov. 1918 bis März 1920 preuß. Finanzminister, 1920-1922 Staatskommissar für die Groß-Hamburg-Frage, danach Aufsichtsratsmitglied in zahlreichen Unternehmen, 1926 Mitbegründer und Vorstandsmitglied des Deutschen Zündholz-Syndikats, Vorsitzender des Deutschen Verbandes für Kinderschutz, Mitbegründer und teilweise Vorstandsmitglied der „Deutschen Gesellschaft von 1914“, Verfasser mehrerer politischer Schriften, März 1933 Austritt aus der SPD, gest. 18.2.1944 in Berlin.

²⁷⁷ A. Bebel an K. Kautsky vom 29.8.1903. (Abgedruckt in: KAUTSKY JR. (Hrsg.), *Bebels Briefwechsel*, S. 155-157, hier: S. 156f.)

²⁷⁸ Dass es mit der Machtstellung der Linken weniger weit her war, als meist angenommen, hatte Michels schon 1906 erkannt: „Die radikale und wissenschaftliche Fraktion, die die Partei literarisch dominiert [...] – die Kautsky, Rosa Luxemburg, Mehring, Clara Zetkin, Ledebour -, sind weit entfernt, einen Ton der sozialistischen Musik in Deutschland zu spielen. Sie bilden nur eine kleine Minderheit, die dem Gutdünken der Reformisten ausgeliefert ist und froh sein muß, solange ihr ihre Gegner erlauben, in der Partei zu vegetieren.“ (GENETT, *Der Fremde im Kriege*, Zitat: S. 364).

²⁷⁹ A. Bebel an K. Kautsky vom 9.9.1903. (Abgedruckt in: KAUTSKY JR. (Hrsg.), *Bebels Briefwechsel*, S. 160-162, hier: S. 161).

²⁸⁰ A. Bebel an K. Kautsky vom 29.8.1903. (Abgedruckt in: Ebd., S. 155-157, hier: S. 156).

Bebel, Singer und Kautsky hatten für den Parteitag einen Antrag formuliert, der in klassischer Rhetorik im Sinne des bisherigen Programmverständnisses Stellung bezog, aber gerade dadurch vage blieb und nicht „definierte“, welche Handlungen von Parteimitgliedern inkriminiert werden sollten.²⁸¹ Michels, der am Parteitag als Delegierter teilnahm, sprach später vom „kautschukartigen Charakter“²⁸² dieser Resolution. Kein Geringerer als Bebel demonstrierte in aller Öffentlichkeit, dass er gar keinen klaren Begriff vom „Revisionismus“ hatte; er verstand darunter nicht nur die Lehren Bernsteins, sondern ganz allgemein die auf dem rechten Parteiflügel verbreiteten Vorstellungen.²⁸³ In seiner großen Rede zur „Taktik der Partei“ war dem Parteivorsitzenden die Frustration über die Kämpfe der vorangegangenen Jahre anzumerken, die er nun zu einer Entscheidung zu führen gedachte. Er stellte fest: „nie und zu keiner Zeit waren wir uneiniger als gerade jetzt, nie und zu keiner Zeit waren die Differenzen größer als jetzt! [...] Ich habe seit zwölf Jahren, seit der großen Debatte mit Vollmar in Erfurt, so viel hinunterzuschlucken gehabt und oftmals mich geärgert und bin immer wieder darauf hineingefallen, die Hand zu bieten zur Ueberbrückung der Gegensätze, bis ich mir endlich sagte: So geht's nicht mehr weiter!“²⁸⁴ Bebel bekannte: „Ich will der Todfeind dieser bürgerlichen Gesellschaft und dieser Staatsordnung bleiben, um sie in ihren Existenzbedingungen zu untergraben und sie, wenn ich kann, beseitigen.“²⁸⁵ Zum Ziel der von ihm eingebrachten Resolution erklärte er:

„Das, was ich vorhin als die rechte Seite der [Reichstags-]Fraktion bezeichnet habe, wird im neuen Reichstage leichter die Oberhand gewinnen können als früher, und deshalb halte ich es für notwendig, daß sich die Partei über die Situation klar wird und sozusagen der Fraktion ihre Taktik vorschreibt. [...] Es ist natürlich undenkbar, daß der Parteitag definitiv für alle Fragen feststellt, wie sich die Fraktion zu verhalten hat. Der Parteitag kann nur Direktiven geben, er kann die Marschroute angeben. Tut er das, so muß die Fraktion danach marschieren, sie mag wollen oder nicht. (Heine: Sehr richtig!) Das werden Sie wohl müssen, Genosse Heine, das versteht sich ganz von selbst. Es wäre auch noch schöner, wenn es anders wäre, da würde es allerdings heißen: wer nicht pariert, fliegt hinaus.“²⁸⁶

²⁸¹ In der Resolution hieß es: „Der Parteitag verurteilt auf das entschiedenste die revisionistischen Bestrebungen, unsere bisher bewährte und sieggekürzte, auf dem Klassenkampf beruhende Taktik in dem Sinn zu ändern, daß an Stelle der Eroberung der politischen Macht durch Ueberwindung unsrer Gegner eine Politik des Entgegenkommens an die bestehende Ordnung der Dinge tritt. Die Folge einer derartigen revisionistischen Taktik wäre, daß aus einer Partei, die auf die möglichst rasche Umwandlung der bestehenden bürgerlichen in die sozialistische Gesellschaft hinarbeitet, also im besten Sinne des Wortes revolutionär ist, eine Partei tritt, die sich mit der Reformierung der bürgerlichen Gesellschaft begnügt. [...] Der Parteitag verurteilt ferner jedes Bestreben, die vorhandenen, stets wachsenden Klassengegensätze zu vertuschen, um eine Anlehnung an die bürgerlichen Parteien zu erleichtern.“ (Protokoll über die Verhandlungen des Parteitages der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands. Abgehalten zu Dresden vom 13. bis 20. September 1903, Berlin 1903, S. 133).

²⁸² MICHELS, Die deutsche Sozialdemokratie im internationalen Verbands, in: Ders., Soziale Bewegungen, S. 135-197, hier: S. 146.

²⁸³ So behauptete Bebel: „Der Revisionismus ist besonders bei den Süddeutschen zu Hause“ (Protokoll SPD-Parteitag Dresden 1903, S. 316); als Vollmar in Zweifel zog, selbst zu den Revisionisten zu gehören, rief Bebel dazwischen: „Du bist das Haupt!“ (Ebd., S. 340).

²⁸⁴ Ebd., S. 309.

²⁸⁵ Ebd., S. 313.

²⁸⁶ Ebd., S. 308.

In seinem Korreferat attestierte Vollmar seinem Vorredner die „Sprache eines Diktators“²⁸⁷, pochte auf das Recht der Meinungsfreiheit und versuchte es mit Ironie:

„Es ist neulich schon der Gedanke ausgesprochen worden, daß es eigentlich schade sei, daß wir noch keine Geschichte der Taktik haben. [...] Es würde außerordentlich interessant sein, daraus zu sehen, was bei uns im Laufe der Zeit alles als Verwässerung, Verbürgerlichung, Prinzipienverleugnung, Traditionsverletzung, Aufgabe des Klassenkampfstandpunktes usw. verdammt worden ist, und wie dann regelmäßig bald, nachdem ein solches Verdammungsurteil ergangen war, die Sozialdemokratie den vermeintlichen Giftbecher getrunken hat und sich hinterher sehr gut dabei befunden hat, worauf man dann die alte Giftetikette schleunigst einem neuen Glase umgehängt hat.“²⁸⁸

Bebels Attacken gingen nach Vollmars Meinung ohnehin ins Leere; aus der Sicht des süddeutschen Reformismus handelte es sich bei dem zum Feindbild aufgebauten Revisionismus nämlich nur um einen „Popanz“.²⁸⁹ Unterstützung erhielt Vollmar sogleich von Kolb, für den der Kampf gegen den Revisionismus ebenfalls eine Farce war, „nichts anderes als ein Streit um die Frage, ob ungelegte Eier ausgebrütet werden dürfen.“²⁹⁰ Einen Dissens sah Kolb allerdings zwischen den Anhängern einer „organischen Entwicklung“ und Kautskys Zusammenbruchstheorie.²⁹¹ Die Position seines Landesverbandes verteidigte auch der Münchner Delegierte Johannes Timm²⁹²: „Ich kann doch nicht gezwungen werden, etwas zu glauben, was meinem Gefühl zuwider läuft. Wir alle haben die Hoffnung, daß wir siegen werden, aber wenn man nun nicht glaubt, daß wir an der Weltenwende stehen, so darf man doch nicht aus dem Grunde als Revisionist bezeichnet werden. Im wesentlichen kommt es nur darauf an, daß man auf dem Boden der praktischen Forderungen der Partei steht.“ Bemerkenswert waren noch Timms Darlegungen zum Zustand der Partei:

²⁸⁷ Ebd., S. 335.

²⁸⁸ Ebd., S. 326.

²⁸⁹ Zu der von Bebel vorgelegten Resolution erklärte Vollmar: „Nun kommen die Sätze über die `revisionistischen Bestrebungen`. Was heißt das? Mit solchen vagen Begriffen vermag ich nichts anzufangen. Was mich betrifft, so habe ich mich sicherlich weder jemals als einen Bernsteinianer noch einen Bebelianer bezeichnet, ja nicht einmal einen Marxisten genannt; ich habe keine Neigung und kein Talent zu solchen `Isten` und `Anern` - mir genügt vollkommen, daß ich Sozialdemokrat bin. [...] Ich halte also diesen Ausdruck [d. i. der „Revisionismus“] für eine Verkehrtheit, wie überhaupt die ganzen Sätze ein Popanz sind, die sich der Verfasser zu recht gemacht hat, um auf ihn schlagen zu können. [...] Parteigenossen, ich halte hiernach die drei Absätze über den Revisionismus für außerordentlich verkehrt, weil ich niemand weiß – jedenfalls bin ich´s nicht -, der jemals etwas von dem hier Behaupteten vertreten hätte, und weil ich deshalb einen `Revisionismus`, auf den diese Schilderung passte, überhaupt nicht kenne.“ (Ebd., S. 342).

²⁹⁰ Ebd., S. 347.

²⁹¹ Vgl. ebd., S. 348.

²⁹² Timm, Johannes, geb. 13.4.1866 in Schashagen (bei Neustadt in Holstein, Kr. Oldenburg), Volksschule, 1882-1885 Schneiderlehre in Hamburg, Wanderschaft, bis 1891 Schneider, Beitritt zur SPD und zur Gewerkschaft, 1890-1891 Mitglied im Hauptvorstand des Schneiderverbandes, 1891-1898 Angestellter des Schneiderverbandes in Berlin, 1898-1911 Arbeitersekretär in München, 1904-1919 Vorsitzender der südbayr. SPD, MdL 1905-1933, 1908-1919 Mitglied der SPD-Kontrollkommission, 1911-1919 Vorsitzender des Gewerkschaftsvereins München, Nov. 1918 Mitglied des provisor. Nationalrates in Bayern, Nov. 1918 bis Feb. 1919 Justizminister,

„Aufgrund des Milieus, in dem er [d. h. Bebel] sich bewegt, bekommt er eine ganz falsche Auffassung. Jetzt ist ja deswegen keine Gefahr vorhanden; denn Bebel ist wenigstens ein genialer Diktator. Aber an seine Stelle könnte einmal ein Diktator treten, der nicht diese Befähigung hat, und das würde dann allerdings ein sehr bedenklicher Zustand sein. Ich bin der Ueberzeugung: daß wenn es so weiter geht, wir allerdings zu einer Spaltung kommen können (Unruhe und Oho!-Rufe.) Ich will keine Spaltung; ich kriegte sie auch nicht fertig (Sehr richtig! Unruhe.) Ich habe gar nicht das Bestreben, und wenn ich das hätte, dann würde ich dafür sein, daß man mich zuerst hinausschmeißt. (Lebhafte Zustimmung.)“²⁹³

Die Sache mit dem „Hinausschmeißen“²⁹⁴ sollte später doch etwas anders verlaufen, was nicht nur daran lag, dass sich Bernstein im Lager der linken Minderheit wiederfand. Nun, auf dem Parteitag in Dresden, bekannte Bernstein: „Ich nehme keinen Anstand Ihnen von vornherein zu erklären, ich bin Revisionist! (Bravo!), ja wenn Sie noch etwas mehr wollen, ich bin sogar Bernsteinianer!“²⁹⁵ Mit seinem souveränen Humor gehörte der Hauptbetroffene der ganzen Auseinandersetzung ebenfalls zu einer Minderheit; er versuchte noch, für etwas mehr Klarheit in der Debatte zu sorgen,²⁹⁶ drang damit in der aufgeheizten Atmosphäre aber nicht mehr durch. Das kleinliche Gezänk zwischen Heine, der seinen Gegnern einmal mehr vorwarf, die Meinungsfreiheit einschränken zu wollen,²⁹⁷ und Kautsky, der ebenso unnachgiebig blieb, brachte die Diskussion ohnehin nicht weiter. Heine versuchte noch den Nachweis zu führen, „daß der Revisionismus, gegen den sich die Resolution [von Bebel] richtet, *gar nicht existiert*.“²⁹⁸ Eine einvernehmliche Beilegung des Streits schien in weite Ferne gerückt zu sein.

Entscheidend für das Ergebnis der nun anstehenden Abstimmung wurde die auf Vollmar zurückgehende Volte, mit der die Gruppe der Reformisten - wenig prinzipienfest, aber taktisch geschickt - erklärte, *für* den Vorstandsantrag zu stimmen, da sie von den dort gegen den Revisionismus erhobe-

Jan. 1920 bis März 1931 Geschäftsführer der Reichszentrale für Heimatdienst (Landesabteilung Bayern), 1924-1928 Vorsitzender der SPD-Landtagsfraktion, Verfasser einer Reihe sozialpolitischer Schriften, gest. 3.12.1945 in München.

²⁹³ Protokoll SPD-Parteitag Dresden 1903, S. 361.

²⁹⁴ Timms politischer Mitstreiter Adolf Müller benutzte diese Formulierung dann 1917, als es darum ging, in Bayern die Linksopposition aus der Partei hinauszudrängen. (Siehe dazu unten Kap. 5.1.)

²⁹⁵ Protokoll SPD-Parteitag Dresden 1903, S. 390.

²⁹⁶ Bernstein erklärte: „Wenn alle diejenigen Leute, die früher oder jetzt eine von der Ansicht der großen Mehrheit der Parteigenossen abweichende Anschauung in praktischen oder theoretischen Fragen gehabt haben, generell Revisionisten genannt werden, so bekommt man eine große Schar zusammen, in der ganz verschiedenartige Anschauungen vertreten sind. [...] Nach meiner Auffassung liegt die Aufgabe der Revision auf dem Gebiete der Theorie und nicht auf dem der Praxis. Und zwar verdankt die Theorie der praktischen Bewegung viel mehr, als die Bewegung der Theorie verdankt. [...] Die Revisionisten zweifeln eins zunächst absolut nicht an, das ist der zweite Teil des [Erfurter] Programms, alle seine politischen und wirtschaftlichen Forderungen. [...] Deshalb behaupte ich, daß von Gefahren, die der Partei von unserer Arbeit drohen, kaum die Rede sein kann“ (Ebd., S. 391).

²⁹⁷ Vgl. ebd., S. 230.

²⁹⁸ Ebd., S. 415.

nen Vorwürfen gar nicht betroffen sei.²⁹⁹ Das daraus folgende zustimmende Votum von Kolb, Heine, Südekum und einigen weiteren Delegierten löste im Plenum „Heiterkeit“³⁰⁰ aus. Der Effekt des ganzen Manövers war, dass 288 Delegierte für, nur 11 (darunter außer Bernstein und Elm kein einziger Prominenter) gegen die Resolution stimmten, die den Revisionismus (in der dort dargestellten Form) verwarf. Singer, der wie üblich die Parteitageverhandlungen leitete, meinte abschließend feststellen zu können: „Die Massen in der Partei stehen nach wie vor auf dem Boden des revolutionären Klassenkampfes.“³⁰¹ Damit gab er der unangemessen vereinfachenden Sicht Ausdruck, die Partei bestehe aus einem großen „radikalen“ und einem kleinen „revisionistischen“ Lager.

Etwas differenzierter in der Analyse zeigte sich Kautskys Behauptung, in Dresden wäre „das Begräbnis des theoretischen [!] Revisionismus als *politischer Faktor*“³⁰² erfolgt. Im Gegensatz zu Bebel erkannte Kautsky immerhin, dass es sich bei ihren Gegnern um keinen homogenen Block handelte:

„Die revisionistische Bewegung der letzten Jahre ist nicht zu verstehen, wenn man nicht zwei Gruppen in ihr unterscheidet, die man vielleicht als *theoretischen* oder *bewußten* und *praktischen* oder *unbewußten* Revisionismus bezeichnen könnte. Nur die erstere der beiden Gruppen fühlte sich durch unsere Resolution getroffen, nur sie stimmte dagegen. Die zweite Gruppe dagegen repräsentiert keine bestimmte, durchdachte Richtung, sondern nur eine gewisse Stimmung, eine Stimmung, wie wir sie in der Partei immer wieder hatten und haben werden, die erst durch das Hinzutreten des bewußten Revisionismus sich mehr zu der geschlossenen Einheit einer bestimmten Richtung verdichtete, durch dessen Ausscheiden aber wieder in den losen Nebelzustand einer Stimmung aufgelöst wird. [...]

Durch diese praktischen Revisionisten, die den theoretischen Revisionismus nicht ausdrücklich anerkannten, sondern nur verteidigten und förderten, ist aber der theoretische Revisionismus erst zu einem politischen Faktor geworden [...]. Andererseits erhielt aber durch den theoretischen Revisionismus der praktische ein geistiges Band, das ihm früher fehlte. Aus einem Zusammenfließen lokaler und persönlicher Stimmungen wurde er zu einer besonderen Richtung mit einem besonderen Publikationsorgan [d. h. den *Sozialistischen Monatsheften*, B. A.].“³⁰³

So richtig die hier getroffene Unterscheidung war, so irrig waren die von Kautsky gezogenen Schlüsse. Der von Bernstein aufrecht verteidigte „theoretische“ Revisionismus war in Dresden zwar „besiegt“ worden, was auf den „praktischen“ Revisionismus – vulgo: den Reformismus –, wie ihn

²⁹⁹ Victor Adler kommentierte diesen Vorgang in der Wiener *Arbeiterzeitung*: „... Wiederholt hat Bernstein die Rolle des Karnickels, das angefangen hat, übernommen, was seiner innerlichen Bravheit mehr Ehre macht als seiner taktischen Geschicklichkeit und Klugheit, aber niemals ist sie ihm von seinen Leuten so übel gedankt worden wie diesmal. Sobald sich zeigte, daß die Masse der Partei für solche diplomatische Finessen nicht zu haben sei, sozusagen beim ersten Flintenschuß haben sie ihn sämtlich im Stich gelassen, von Vollmar bis Heine, und haben den armen Bernstein nach Bebels treffendem Wort von ihrem Fahnenträger zu ihrem Enfant terrible degradiert. Er wird von der Gruppe, die man sich gewöhnt hat, die *Revisionisten* zu nennen, unbarmherzig als Sündenbock in die Wüste geschickt, nicht weil sie anderer Meinung sind als er, ganz im Gegenteil, sondern weil er, nach Südekums geschmackvollem Ausdruck, 'das Wasser nicht halten kann', weil ihm jene rückhältige Vorsicht fehlt, die der revisionistischen Tapferkeit bester Teil ist.“ (KAUTSKY JR. (Hrsg.), *Bebels Briefwechsel*, Zitat: S. 156, Fn. 5).

³⁰⁰ Protokoll SPD-Parteitag Dresden 1903, S. 420.

³⁰¹ REUTER, Paul Singer, Zitat: S. 416.

³⁰² Karl Kautsky, Der Dresdener Parteitag, in: *Die Neue Zeit*, Nr. 52 vom 26.9.1903, S. 809-815, hier: S. 814.

³⁰³ Ebd., S. 810f. u. 813.

David, Kolb und Vollmar vertraten, jedoch keine nachhaltigen Auswirkungen hatte. Kautsky glaubte: „schließlich aber werden sich doch die aufgewühlten Wogen glätten und in ihnen wird die böse Episode des Revisionismus untergehen“³⁰⁴. Er übersah in seiner Parteitagbilanz jedoch - wie viele andere auch -, dass die Parteirechte (von dem kleinen aufrechten Häuflein um Bernstein abgesehen) sich nur geschmeidig dem drohenden „Strafgericht“ entzogen hatte und unter der Federführung von Heine weiter an ihrer „Kompensationsstrategie“³⁰⁵ bastelte, ohne sich mit Theoriedebatten allzu lange aufzuhalten. Ein Jahr nach Dresden zeigte sich Heinrich Braun, der „Geheimregisseur des Revisionismus“³⁰⁶, schon wieder sicher, „daß niemals die Gelegenheit besser war, um eine vernünftige und fruchtbare Politik zu verfolgen“³⁰⁷. Was Braun unter einer solchen Politik verstand, war kein Geheimnis.

Für die süddeutschen Reformisten, die eben nicht nur eine „Stimmung“ in der Partei verkörperten, verkündete Kolb selbstbewusst als Lehre aus Dresden: „Der Revisionismus ist nicht tot; er lebt und marschiert; er ist, so wie die Dinge nun einmal liegen, überhaupt nicht umzubringen. Selbst wenn man in Dresden den Wünschen einzelner Uebereifriger Folge gegeben und die sämtlichen als Revisionisten bekannten Genossen aus der Partei ausgeschlossen hätte, wäre mit einer solchen Operation für den *Radicalismus* nichts gewonnen worden. Die Zahl der nicht bekannten Revisionisten ist viel grösser, als die der bekannten“³⁰⁸. Damit waren die Grundlagen der innerparteilichen Entwicklung im darauffolgenden Jahrzehnt treffend beschrieben. Dabei nützte es dem linken Flügel auch nichts, dass Bebel gerade Kolb zu den Leuten rechnete, die „ihr proletarisches Bewusstsein so vollständig verloren haben, daß sie kaum noch ernsthaft als Parteigenossen angesehen werden können“³⁰⁹. Vor allem die Strategie von Bebel, der an „der Revolution“ abstrakt festhielt, im politischen Alltag aber überwiegend praktizistisch agierte, leistete dem Lager Kolbs Vorschub.

Das begriff auch Kautsky nicht, der zwei Jahre später über den Dresdener Parteitag urteilte: „er war ein welthistorisches Ereignis, aber auch ein peinlicher persönlicher Zank.“ Kautsky glaubte die Partei sehr wohl „einmütig [...] in dem Bewußtsein, daß die Klassengegensätze sich verschärfen und die politische Macht nicht stückweise erobert oder der herrschenden Klasse abgehandelt werden

³⁰⁴ Ebd., S. 815.

³⁰⁵ Siehe dazu unten Kap. 2.2.7.2.

³⁰⁶ So Stephan Grossmann in einem Nachruf auf Heinrich Braun. (VOSS, Heinrich Braun und *Die Neue Gesellschaft*, in: GRUNEWALD (Hrsg.), *Das linke Intellektuellenmilieu*, S. 55-74, Zitat: S. 58).

³⁰⁷ H. Braun an G. v. Vollmar vom 13.9.1904. (FRICKE, *Die Gründung der Zeitschrift „Die neue Gesellschaft“*, in: BzG 16 (1974), S. 1052-1065, Zitat: S. 1064).

³⁰⁸ Wilhelm Kolb, *Theorie und Taktik*, in: *Sozialistische Monatshefte*, Nr. 12 vom Dez. 1903, S. 902-909, hier: S. 902.

³⁰⁹ A. Bebel an W. Dittmann vom 21.10.1907. (GROH, *Die Sozialdemokratie 1897-1909*, in: Ders., *Emanzipation und Integration*, S. 253-566, Zitat: S. 500).

könne“³¹⁰. Genau dies galt aber für Kolb, Vollmar, Heine und andere keineswegs, die sich der „stückweisen Eroberung“ verschrieben hatten, und der Verlauf des Parteitages hatte daran nicht das Geringste geändert. August Müller³¹¹, ein Vertreter des offensiven Reformismus, urteilte aus der Perspektive des Jahres 1916 rückblickend:

„Sehr vielen Sozialdemokraten erscheinen die Dresdener Beschlüsse heute noch als eine Heldentat und der politischen Weisheit letzter Schluß. Tatsächlich waren sie mutlos und kurzsichtig. [...] Der Ersatz der sozialdemokratischen Parteiarbeit als Mittel zum Zweck durch die Partei als Selbstzweck ist noch nicht das Schlimmste. Der Fehler läßt sich korrigieren, er verschwindet, wenn es der Sozialdemokratie gelingt, sich von dem andern, viel schlimmeren Übel zu befreien, das seit den Dresdener Tagen an ihrem Mark zehrt: von der Scheu vor dem Positiven, wie ich es einmal nennen will. Nur darauf allein gründet sich die Herrschaft der Intransigenz und der Phrase, der Minderheit über die Mehrheit, die mit Dresden begann, am 4. August 1914 völlig überwunden schien und jetzt wiederum am Werk ist die verlorene Position zurückzugewinnen. [...]

Geben wir es doch einmal offen zu: das seit den Dresdener Tagen auf der Partei lastende drückende Gefühl, daß sie in einer entscheidenden Stunde einen falschen Weg eingeschlagen habe, wich am 4. August 1914 der frohen Hoffnung, daß der damals begangene Fehler nunmehr wieder gutgemacht und der Anschluß an die bewußt in den Vordergrund als entscheidend gestellte soziale Reformarbeit erreicht werden könne, deren Verdrängung durch einen leeren Wortradikalismus seit Dresden von weiten Parteikreisen als das schwerste Übel empfunden wurde.“³¹²

So einseitig diese Darstellung ist: Sie spannt den notwendigen weiten Bogen zwischen 1903 und 1914 und reduziert die Debatte von Dresden nicht auf Marginalien der Parteitheorie. Die Forschung hat sich zwar intensiv mit der Revisionismusdebatte befasst (worüber der viel wichtigere Dissens über die Konzepte Heines fast unterging), jedoch keinen vergleichbar großzügigen Ansatz gefunden. Der Bernstein-Biograph Francis L. Carsten fasste das Ergebnis des nun formal beendeten Streits zusammen: „Die lange Revisionismus-Debatte brachte wenig Neues. Aus heutiger Sicht haftete ihr etwas Steriles an, war sie ein Streit der `Schriftgelehrten` [...] über mehr oder minder theoretische Fragen, die wenig Bedeutung für den praktischen Kampf der Partei für demokratische Rechte und soziale Reformen hatten. Es wäre sicher besser gewesen, wenn man nicht so viel Zeit und Energie auf die Debatte verschwendet hätte. Aber der Marxismus und die Fragen seiner Auslegung waren das Erbe der Partei, das sie noch lange beschäftigen sollte.“³¹³

³¹⁰ Karl Kautsky, Der Parteitag von Jena, in: *Die Neue Zeit*, Nr. 1 vom 30.9.1905, S. 5-10, hier: S. 5.

³¹¹ Müller, August, geb. 20.11.1873 in Wiesbaden, Gärtnerlehre, Studium der Nationalökonomie, Promotion zum Dr. jur., Beitritt zur SPD, ab 1896 Gewerkschaftssekretär, ab 1898 Redakteur bei der *Magdeburger Volksstimme*, 1907-1916 Redakteur im Zentralverband der deutschen Konsumvereine, ab 1909 dort Vorstandsmitglied, ab 1916 im Vorstand des Kriegsernährungsamtes, Aug. 1917 bis Okt. 1918 Unterstaatssekretär im Kriegsernährungsamt, danach Unterstaatssekretär Nov. 1918 bis Feb. 1919 Staatssekretär im Reichswirtschaftsamt, 1920-1933 Mitglied des Vorläufigen Reichswirtschaftsrates, ab 1920 außerordentl. Professor in Berlin, 1925 Übertritt zur DDP, gest. 1946 in Berlin.

³¹² August Müller, Die Stellung der deutschen Sozialdemokratie zum Krieg und zu den Kriegsmassnahmen, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 14 vom 20.7.1916, S. 729-736, hier: S. 730f. und 732.

³¹³ Francis L. CARSTEN, Eduard Bernstein 1850-1932. Eine politische Biographie, München 1993, S. 107.

Veli-Matti Rautio stellte in der neuesten Gesamtdarstellung zum Revisionismusstreit lapidar fest, „daß die Einheit der Partei die Grenzen für den Kampf gegen den `Revisionismus` festsetzte. Falls die orthodoxen Marxisten wirklich die Lage in der Partei hätten klären wollen, hätten sie lediglich die Resolution so umformulieren müssen, daß es den Vertretern der reformistisch-revisionistischen Strömung unmöglich gewesen wäre, für sie zu stimmen.“³¹⁴ Warum die „orthodoxen Marxisten“ eben dies nicht tun wollten (oder konnten?) und was passiert wäre, wenn sie sich dazu doch durchgerungen hätten und es damit auf den Bruch, d. h. die Parteispaltung, hätten ankommen lassen - das sind die eigentlich wichtigen Fragen an die Forschung, die noch offen sind.

Eine befriedigende Antwort auf die strategischen Anforderungen an die Partei wurde jedenfalls auch nach dem Dresdener Parteitag nicht gefunden. (Im Übrigen „flog“ auch niemand aus der SPD hinaus, wie von Bebel angedroht.³¹⁵) Die Partei hatte ihren revolutionären Anspruch gewahrt, ohne ihn mit Substanz auszufüllen. Genau das erleichterte es Reformisten wie Kolb, zu fordern: „Die Frage *Revolution oder Evolution?* muss mit *allen* ihren Konsequenzen klipp und klar entschieden werden. Wir müssen uns entscheiden, ob die *Ausböhlung* der capitalistischen Gesellschaft erst *am Tage nach der Revolution* in Angriff genommen oder durch eine fortgesetzte energisch betriebene *Reformarbeit* heute schon erfolgen soll.“³¹⁶ (Zur gleichen Zeit bemühte sich Eisner darum, den Widerspruch zwischen praktischer Reformarbeit und revolutionärer Zukunftsperspektive zu überbrücken.³¹⁷) Die Befürworter einer Strategie, die statt auf Revolution auf Reform im Bündnis mit bürgerlichen Parteien setzte, hatten in Dresden nur vordergründig eine Niederlage erlitten. Wie sich in den kommenden Jahren herausstellen sollte, hatten sie nur einen taktischen Rückzug durchgeführt, der dazu genutzt wurde, einen neuen Anlauf zu nehmen; das Ziel war dabei, die Gesamtpartei auf ihren Kurs zu zwingen – notfalls um den Preis der Spaltung. Diese Entwicklung war zum Zeitpunkt des Dresdener Parteitages noch nicht absehbar, wohl aber die Defizite der dort scheinbar einmütig bestätigten Doktrin.

Ein Jahr später hielt Jean Jaurés, der Anführer der französischen Sozialisten, auf dem internationalen Sozialisten-Kongress in Amsterdam seinen deutschen Genossen vor: „Hinter der Starrheit eurer theoretischen Formulierungen (. . .) verbergt ihr vor eurem und dem internationalen Proletariat, daß

³¹⁴ RAUTIO, Die Bernstein-Debatte, S. 136.

³¹⁵ Nach der Jahrhundertwende hatte es immer wieder Versuche gegeben, Exponenten des rechten Parteiflügels auszuschließen; tatsächlich zum Ausschluss kam es allerdings lediglich 1912 im Falle des Parteiredakteurs Gerhard Hildebrand. (Vgl. Max BLOCH, Die Sozialistischen Monatshefte und die Akademikerdebatte in der deutschen Sozialdemokratie vor 1914: Die „Fälle“ Göhre, Schippel, Calver und Hildebrand, in: Mitteilungen des Instituts für soziale Bewegungen 40 (2008), S. 7-22).

³¹⁶ Wilhelm Kolb, Zur Frage des Generalstrikes, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 3 vom März 1904, S. 207-211, hier: S. 211.

³¹⁷ Siehe dazu unten Kap. 4.7.

ihr unfähig seid zu handeln.“³¹⁸ Das war aufmerksam beobachtet, übersah jedoch die – wenn auch nur kurzfristigen oder gar nur scheinbaren - Vorteile, die die offizielle Parteidoktrin bot. „Solange die Erreichung der eigentlichen sozialistischen Ziele, wie es der Struktur des Kaiserreichs entsprach, nicht ohne Systembruch denkbar erschien, solange die Mitglieder- und Wählerzahlen der Sozialdemokratie ständig stiegen, solange der Geschichtsprozeß insgesamt als ein Prozeß des Fortschritts gegen alle Widerstände und Zweifel erscheinen konnte und solange die Sozialdemokratie auf keinen ihrer programmatischen Ansprüche die Probe machen mußte, bot das von Kautsky repräsentierte marxistische Paradigma sozialpsychologische, intellektuelle und politische Gratifikationen, die denen der Bernsteinschen Ernüchterung weit überlegen erschienen.“³¹⁹ Und zumindest in *einer* Hinsicht sollte Kautsky dann auch Recht behalten: Der Übergang vom autoritären Konstitutionalismus des Kaiserreiches zu einer parlamentarischen Demokratie – für Kautsky nicht das „Endziel“, aber *die* Grundvoraussetzung des Sozialismus – war letztlich nur per Revolution möglich, die dann auch – zumindest in Berlin - ohne aktives Zutun der Sozialdemokratie ausbrach, als die Zeit dafür reif war. Dass es dafür eines vierjährigen Weltkrieges bedurft hatte, war so nicht voraussehbar gewesen.

Auf den ersten Blick behielten in den Theoriedebatten, die auf den Parteitag und in der Parteipresse geführt wurden, die Vertreter der revolutionären Orthodoxie auch bis 1914 stets gegenüber den Revisionisten (und denjenigen, die als solche bezeichnet wurden) die Oberhand. Entsprechend endete auch im Herbst 1905 der seit längerem schwelende so genannte *Vorwärts*-Konflikt: Die von Bebel und Kautsky immer wieder kritisierte Gruppe von „revisionistischen“ Redakteuren um Eisner und Gradnauer verließ das Zentralorgan, die linke Gruppe um Heinrich Ströbel³²⁰ und Heinrich Cunow³²¹ übernahm das Ruder.³²² In der Partei vollzog sich in den folgenden Jahren aber dennoch

³¹⁸ KRUSE, Krieg und nationale Integration, Zitat: S. 18.

³¹⁹ MEYER, Kautsky im Revisionismusstreit, in: ROJAHN u. a. (Hrsg.), Kautskys Bedeutung, S. 57-71, hier: S. 70.

³²⁰ Ströbel, Heinrich, geb. 7.6.1869 in Bad Nauheim, 1879-1886 Gymnasium in Marburg, kurzzeitig kaufmänn. Tätigkeit, Schauspieler, Militärdienst, 1889 Beitritt zur SAP, ab 1889 publizistische Tätigkeiten, 1892-1893 Redakteur des *Volksblatts* in Kassel, 1893-1900 Redakteur der *Schleswig-Holsteinischen Volkszeitung* in Kiel, 1893-1896 mehrfach aus politischen Gründen kurzzeitig in Haft, 1900-1916 Redakteur des *Vorwärts* in Berlin, dann Schriftsteller in Berlin, MdL in Preußen 1908-1918, 1917 Übertritt zur USPD, 11. Nov. 1918 bis Jan. 1919 Ko-Vorsitzender der provisor. Regierung in Preußen, ab 1918 Mitglied der „Deutschen Liga für Menschenrechte“, 1918-1922 Vorsitzender des „Bundes Neues Deutschland“, Mitte 1920 Ausschluss aus der USPD, daraufhin Beitritt zur MSPD, ab 1921 Mitglied der Geschäftsleitung und ab 1926 stellv. Vorsitzender der Deutschen Friedensgesellschaft, ab 1925 Mitarbeiter an deren Organ *Das andere Deutschland*, 1922 Mitglied der SPD-Programmkommission und 1928 der SPD-Wehrkommission, MdR 1924-1932, 1927-1931 Mitherausgeber von *Der Klassenkampf*, Mitarbeit bei diversen Zeitschriften, Sept. 1931 Austritt aus der SPD, Okt.-Dez. 1931 Mitbegründer und einer der Vorsitzenden der SAPD, dann Parteiaustritt, in der NS-Zeit Emigration (Schweiz), gest. 9.1.1944 in Zürich.

³²¹ Cunow, Heinrich, geb. 11.4.1862 in Schwerin, Volksschule und höhere Bürgerschule, 1877-1880 kaufmänn. Lehre in Hannover, Ende der 1880er Jahre Beitritt zur SAP, 1880-1898 Buchhalter in einer Tapetenfabrik in Hamburg, ab Anfang der 1890er Jahre Mitarbeiter am *Hamburger Echo*, ab 1894 Mitarbeiter und 1898-1904 Redakteur bei der *Neuen Zeit*, 1905-1914 Redakteur beim *Vorwärts*, 1907-1914 Lehrer an der zentralen Parteischule der SPD, bis 1916 Mitherausgeber der „Sozialdemokratischen Artikel-Korrespondenz“, Sept. 1917 bis Aug. 1923 Herausgeber und leitender Redakteur *Neuen Zeit*, Nov. 1918 Mitglied der Gutachterkommission für Sozialisierungsfragen, 1919-1924 Direktor des Museums für Völkerkunde in Berlin, MdL in Preußen 1919-1924, 1919-1930 außerordentlicher Professor für Staatswissenschaften an der Universität Berlin, Mitglied des zentralen Bildungsausschusses der SPD, ab 1920 Mitglied der Programmkommission, Verfasser zahlreicher politischer, volkswirtschaftlicher und volkskundlicher Schriften, gest. 20.8.1936 in Berlin.

- zunächst kaum merklich - eine tektonische Verschiebung, vor allem durch das Anschwellen der Strömung, die sich kaum mit theoretischen, dafür umso mehr mit praktischen Problemen befasste. Mit dem Anwachsen der Partei drängte sich schließlich immer mehr die Frage auf, auf welche Weise das vorhandene Potenzial ausgenutzt werden sollte. Andererseits führte gerade die Erschütterung der Gewissheit vom stetigen Ansteigen der sozialdemokratischen Wählerschaft, die durch die Reichstagswahlen von 1907 ausgelöst worden war, zu konkreteren Konzepten für eine aktive Politik. Die Impulse hierfür gingen von den beiden äußeren Flügeln der Partei aus. Dabei galt: „In letzter Linie concentrieren sich alle diese Differenzen [in der Partei; B. A.] auf eine Frage: wie und auf welchem Wege kommt das Proletariat in den Besitz der politischen Macht; wie wird der Socialismus sich verwirklichen?“³²³

Weder der reformistische noch der radikal-revolutionäre Flügel konnte sich in dem Richtungsstreit allerdings eindeutig durchsetzen, weder die aktive Vorbereitung der Revolution noch die Zusammenarbeit mit Teilen der bürgerlichen Parteien wurden von der Mehrheit der SPD befürwortet. Stattdessen setzte eine gewisse geistige Erstarrung ein, zu der Bernstein 1908 anmerkte: „In der Tat kann dem aufmerksamen Beobachter die Tatsache nicht entgehen, dass die deutsche Sozialdemokratie zwar eine Theorie, Grundsätze, Forderungen, allgemeine Ziele, eine bewunderungswürdige Organisation, kurz, fast alle Requisiten einer großen Partei hat, dass ihr aber ein wichtiges Erfordernis fehlt oder abhanden gekommen ist: sie hat keine, bestimmten, näheren Zielen systematisch zu steuernde *Politik*.“³²⁴

Im gleichen Tenor hat Thomas Welskopp für die neuere Forschung das Verdikt gesprochen:

„In der Tat war die deutsche Sozialdemokratie von der agilen Volksbewegung der 1860er und 1870er Jahre, die sich auf Engagement, `Selbstdenken` und Partizipation gründete, zu einem arbeitsteiligen `Deutungskonzern` mutiert, dessen Spitze die Politikformulierung und –bewertung in engen Zirkeln monopolisiert hatte und darüber entschied, welche gesellschaftspolitischen Deutungsforen der proletarischen Gegenöffentlichkeit überhaupt zur Verfügung standen. [...] Die übermächtige Existenz eines `Deutungskonzerns`, der anachronistische Weltbilder einfach fortschrieb und gegen jeden Erfahrungswandel immer aufs neue reproduzierte, lähmte die Fähigkeit der Arbeiterbewegung zu einer offenen Bestandsaufnahme und innovativen Zukunftsdiskussion insgesamt.“³²⁵

³²² Siehe dazu ausführlich unten Kap. 4.7.

³²³ Wilhelm Kolb, Zur Frage des Generalstrikes, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 3 vom März 1904, S. 207-211, hier: S. 208.

³²⁴ Eduard Bernstein, Zum Reformismus, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 22 vom 5.11.1908, S. 1398-1405, hier: S. 1398.

³²⁵ WELSKOPP, Im Bann des 19. Jahrhunderts, in: FREVERT (Hrsg.), *Das Neue Jahrhundert*, S. 15-46, hier: S. 23f.

Dadurch wurden Diskussionen in der Partei, die sich auf der Höhe der Zeit bewegten, ebenso erschwert wie eine ausreichende Partizipation der Parteibasis. Schließlich: „Die SPD richtete sich in der Lebenslüge ein, weiterhin eine revolutionäre Partei zu sein, obwohl es uneingestandenermaßen klar war, daß sie keine Revolution machen würde.“³²⁶ Erst unter den Ausnahmebedingungen des Weltkrieges eskalierten diese Probleme und Widersprüche bis hin zur Parteispaltung. Vorerst konnten die auseinanderstrebenden Kräfte noch durch ein gemeinsames Ziel zusammengehalten werden, v. a. durch die Fixierung auf den Ausbau der Organisation.

2.2.3 *Ausbau der Organisation, Lebensverhältnisse der Arbeiterschaft, Entstehung einer „Arbeiterbewegungs-Kultur“*

Die organisatorischen Erfolge der SPD lassen sich am besten am Wachstum der Mitgliederschaft ablesen: Sie stieg von 384327 im Jahr 1906 (erst ab diesem Zeitpunkt sind exakte Angaben vorhanden) auf 1085905 im Jahr 1914.³²⁷ Dabei war erst ab 1904/5 eine Straffung des Parteiapparates im Sinne einer zentralistischen, bürokratischen Organisation erfolgt; zuvor hatte lange Zeit die Furcht vor einer Erneuerung des Sozialistengesetzes einen solchen Schritt verhindert, der den hauptamtlichen Funktionären nun zusätzlichen Einfluss verschaffte. Welcher der Parteiflügel davon auf längere Sicht profitieren würde, blieb zunächst offen. In den Auseinandersetzungen zwischen Revisionisten und Reformisten einerseits sowie der Parteimehrheit andererseits hatte der rechte Flügel, v. a. die süddeutschen Landesverbände, föderal-dezentrale Prinzipien vertreten, während die Linke, eher zentralistisch orientiert, auf Unterordnung gegenüber Mehrheitsbeschlüssen pochte – ohne diese im Ernstfall mit allen Mitteln durchzusetzen. Die mit dem neuen Organisationsstatut von 1909 durchgeführten Reformen schienen zunächst ganz im Sinne der Linken zu sein, die sich gegen die Alleingänge der Süddeutschen zu wappnen versuchten. Langfristig entscheidend war jedoch, dass die nun einsetzende Herausbildung eines umfangreichen Korps von Funktionären v. a. von Ebert gesteuert wurde, der ab 1905 als Sekretär des Parteivorstandes tätig war. Mit seinen überragenden administrativen Fähigkeiten krepelte Ebert die Parteizentrale in wenigen Jahren um und schuf einen modernen, professionellen bürokratischen Apparat, der zum Vorbild für viele andere Institutionen wurde.

Dieser Wandel war gleichzeitig Ursache wie Folge des rasanten Mitgliederzuwachses, hat aber „auch die Durchlässigkeit der Parteihierarchie für politische Impulse aus der Mitgliederschaft entscheidend verringert.“ Die Kehrseite dieser „hervorragend entwickelten Organisation“ war, dass sie „zur Vernachlässigung aller anderen Faktoren politischen Erfolgs und zu einer maßlosen Überschätzung der Organisation als Machtfaktor führte. [...] Aufgrund der Fremd- und Selbstisolierung der Sozialdemokratie [...] gab es jenseits von Mandats- und Mitgliederzahlen keine Erfolgskriterien sozialdemo-

³²⁶ Ebd., S. 32.

kratischer Politik. Daraus folgt, daß Organisationspatriotismus und Organisationsfetischismus [...] durch Erfolge oder Mißerfolge nicht korrigiert werden konnten.³²⁸ (Diese unterbliebene Korrektur versuchte Eisner mit seinen Anhängern später nachzuholen.)

Mit der Einrichtung des Parteiausschusses aus Vertretern der regionalen Organisationen als zusätzliche Führungsinstanz neben dem Vorstand kam es 1912 zu einer weiteren grundlegenden Reform im Institutionengefüge der Partei. Das neue Gremium setzte sich aus Vertretern der einzelnen Landesverbände zusammen, war – nach dem etwas einseitigen Urteil von Schorske –,jedoch keine föderalisierende, sondern eine zentralisierende Institution. Seine föderale Zusammensetzung diente nur als Mittel, seinen konservativen Charakter zu stärken. Die neue Institution war nicht zum Schutz einer unglücklichen Minderheit vor der Tyrannei der Mehrheit ersonnen worden, sondern um den Vorstand bei der Verfolgung von Maßnahmen zu stärken, die in den großstädtischen Hochburgen des Radikalismus unpopulär waren.³²⁹

Entgegen dieser vereinfachenden Sicht lässt sich der Kampf für und wider den Zentralismus nicht in ein Links-rechts-Schema pressen. Die süddeutschen Reformisten kämpften - weniger aus Prinzip denn aus Eigennutz - für den Föderalismus in der Partei;³³⁰ die Parteilinke hingegen befürwortete lange Zeit den Zentralismus (Wilhelm Dittmann³³¹ hatte an der neuen Führungsstruktur maßgeblich mitgearbeitet). Dabei gab es allerdings signifikante Ausnahmen; Georg Ledebour³³² hatte schon 1911 kritisiert: „Es ist ein Unding, daß die politische Leitung einer großen Partei, der revolutionären

³²⁷ Angabe aus GREBING, Arbeiterbewegung, sozialer Protest, S. 100.

³²⁸ GROH, Die Sozialdemokratie 1897-1909, in: Ders., Emanzipation und Integration, S. 253-566, hier: S. 530 u. 535.

³²⁹ SCHORSKE, Die große Spaltung, S. 280.

³³⁰ Siehe dazu unten Kap. 2.4.3.

³³¹ Dittmann, Wilhelm, geb. 13.11.1874 in Eutin (Fürstentum Lübeck), 1881-1890 Volksschule in Eutin, 1890-1894 Tischlerlehre in Eutin, Wanderschaft, 1894 Beitritt zur SPD und zur Gewerkschaft, bis 1899 Tischlergeselle, 1894-1899 Vertrauensmann verschiedener Filialen des Holzarbeiter-Verbandes, 1899-1902 Redakteur der *Norddeutschen Volksstimme* in Bremerhaven, 1900 Vorsitzender der SPD in Bremerhaven, 1902-1904 Redakteur der *Bergischen Arbeiterstimme* in Solingen, 1904-1909 Parteisekretär in Frankfurt/Main und Bezirksvorsitzender der SPD, 1907-1909 Stadtverordneter in Frankfurt/Main, MdB 1912-1918 und 1920-1933, 1909-1917 erneut Redakteur der *Bergischen Arbeiterstimme*, dazwischen Okt. 1915 bis Nov. 1916 Kriegsteilnehmer, 1916 SAG, 1917 Übertritt zur USPD, April 1917 bis Sept. 1922 hauptamtlicher Sekretär im zentralen Parteivorstand der USPD mit Sitz in Berlin, Jan. 1918 wegen Mitwirkung am Streik in Berlin verhaftet, Feb. 1918 Verurteilung zu 5 Jahren Festungshaft, Okt. 1918 Amnestierung, Nov./Dez. 1918 Mitglied des Rates der Volksbeauftragten, Jan. -Sept. 1922 Vorsitzender im zentralen Parteivorstand der USPD, März-Sept. 1922 Chefredakteur der *Freiheit*, Sept. 1922 erneut SPD, Okt. 1922 bis 1933 Mitglied und Sekretär im zentralen Parteivorstand der SPD, zugleich geschäftsführender Vorsitzender der SPD-Reichstagsfraktion, 1920-1925 Vizepräsident des Deutschen Reichstages, 1921-1925 Stadtverordneter in Berlin, März 1933 Emigration in die Schweiz, 1951 Rückkehr nach Deutschland, 1951-1953 Mitarbeiter des SPD-Parteiarchivs in Bonn, gest. 7.8.1954 in Bonn.

³³² Ledebour, Georg, geb. 7.3.1850 in Hannover, Realschule und kaufmännische Lehre, 1870/71 Kriegsteilnehmer, 1871-1878 Sprachlehrer und Schriftsteller, 1878-1882 Korrespondent bürgerlicher Blätter in England, 1885 Mitbegründer der Demokratischen Partei, 1885-1890 Redakteur und Herausgeber verschiedener Blätter, ab 1890 Schriftsteller, 1890 Beitritt zur SPD, 1895-1900 Redakteur bei diversen Parteizeitungen, Mitarbeiter des *Vornwärts* und der *Neuen Zeit*, MdB 1900-1918 und 1920-1924, 1916 SAG, dort einer der Vorsitzenden, 1917 Übertritt zur USPD, 1917-1919 Mitglied des Zentralkomitees der USPD, Nov. 1918 bis Jan. 1919 Mitglied des Vollzugsrates der Arbeiter- und Soldatenräte-Räte in Berlin, Okt.1920 bis 1922 Parteivorsitzender, 1923 Abspaltung von der Rest-USPD und Gründung des Sozialistischen Bundes, dessen Vorsitzender bis zur Vereinigung mit der SAPD 1931, 1927 Mitbegründer der Weltliga gegen den Imperialismus, 1933 Emigration in die Schweiz, gest. 31.3.1947 in Bern.

Partei des Proletariats obendrein, in den Händen einer fast rein bürokratisch zusammengesetzten Behörde liegt.“³³³ Den neuen Parteiausschuss lehnte Ledebour wegen der „unverhältnismäßig stärkeren Vertretung der Landesteile mit schwachen Organisationen“ ab, da dadurch den Rechten „eine über ihre wirkliche Stärke in der Partei weit hinausgehende Machtposition“³³⁴ zuteilwürde. Um dies zu verhindern, ging die als linkes Zentrum zu bezeichnende Parteiströmung nun zu engerer Abstimmung über. An der weiteren Entwicklung änderte dies nichts, die autoritär-konservative Linie der Mehrheit im Parteivorstand setzte sich auch in der Organisationsfrage durch.

Der Ausbau des Partei- und Gewerkschaftsapparates nach der Jahrhundertwende entsprach den realen Bedürfnissen einer bald die Grenze von einer Million Mitgliedern übertreffenden Organisation und befriedigte auch mentale Wünsche einer zur Machtlosigkeit verurteilten Partei bzw. ihres aktivistischen Teils. Der badische Reformist Ludwig Frank³³⁵ konstatierte 1912: „Für den Bürger, welcher politischen Farbe immer, bedeutet die Partei ein Instrument, das seine Interessen wahrnimmt; die Arbeiterpartei ist für die Masse etwas Größeres, ja, ich möchte sagen, etwas Heiliges. Die Arbeiterpartei ist für die Jungen und Alten der Brennpunkt, in dem sich alle Strahlen treffen, ihre Kultursehnsucht, ihr Drängen aufwärts nach Teilnahme an all dem, was die Welt Großes und Gutes bringt und ihnen vorenthält. Sie dürfen deshalb ganz ruhig die Arbeiterbewegung eine religiöse Bewegung nennen, eine Bewegung von religiöser Inbrunst und Kraft, wenn auch nicht im kirchlichen Sinne.“³³⁶ Aus diesem Denken und Fühlen heraus entstand ein perfekt durchorganisiertes, hierarchisch gegliedertes System aus Ortsverbänden, Wahlkreisorganisationen, Landesverbänden, überwölbt von den Führungsgremien der Gesamtpartei (dazu kamen noch zahlreiche Nebenorganisationen, das Genossenschaftswesen, etc., etc.). Die Parallelen zum Militär waren dabei offensichtlich: „In der Partei selbst avancierte der einzelne Genosse gleichsam nach Maßgabe seiner Dienstjahre in die nächsthöhere Funktion und er trug bei Eintritt in die Partei den Marschallstab im

³³³ DITTMANN, Erinnerungen, Bd. 3, Zitat: S. 1439, Anm. 6.

³³⁴ SCHORSKE, Die große Spaltung, Zitat: S. 279.

³³⁵ Frank, Ludwig, geb. 25.5.1874 in Nonnenweier (Krs. Offenburg), 1880-1885 Volksschule in Nonnenweier, 1885-1893 Gymnasium in Lahr, 1893-1897 Studium der Volks- und Rechtswissenschaften in Freiburg i. Br. und Berlin, 1897 1. und 1900 2. Jurist. Staatsexamen, 1899 Promotion zum Dr. jur., 1894-1895 Militärdienst, 1895 Beitritt zur SPD, 1897-1900 Rechtspraktikant, ab 1900 Rechtsanwalt in Mannheim, 1904-1914 Stadtverordneter in Mannheim, Okt. 1904 Gründer des „Verbandes junger Arbeiter“ und 1906-1908 Redakteur der Zeitschrift *Die junge Garde*, MdL in Baden 1905 bis zu seinem Tod, 2. Vorsitzender der Landtagsfraktion, MdR 1907 bis zu seinem Tod, ab 1908 Vorsitzender der SPD in Mannheim, ab 1912 Mitglied des SPD-Landesvorstandes in Baden und des zentralen SPD-Parteiausschusses, August 1914 Kriegsfreiwilliger, 3.9.1914 beim Angriff auf Noissecourt (Lothringen) gefallen.

³³⁶ Brigitte EMIG, Die Veredelung des Arbeiters. Sozialdemokratie als Kulturbewegung, Frankfurt/Main – New York 1980, Zitat: S. 102.

Tornister, um eines Tages nach Durchlaufen aller Stationen in den Reichstag einziehen zu können.“³³⁷

Die seit 1890 jährlich im Oktober, ab 1900 im September abgehaltenen Parteitage (deren Bedeutung sich auch in dieser Darstellung widerspiegelt) waren Hochamt und Heerschau der Bewegung zugleich. „Die oberste Aufgabe der höchsten Instanz der größten demokratisch verwalteten Organisation der Welt“, so das Selbstverständnis der Partei, war „die Kritik ihrer Verwaltungsorgane und die Festsetzung ihrer Politik.“³³⁸ Hier, auf dem Parteitag, war der Ort für rituelle Selbstvergewisserung, aber auch für hart ausgetragene Kontroversen, bei denen persönliche und sachliche Differenzen untrennbar verschlungen waren. Der Stellenwert der Parteitage rief allerdings auch Kritik hervor; die *Leipziger Volkszeitung* beklagte schon 1897, „daß es nicht angeht, sich mit dogmatischer Starrheit auf Beschlüsse in taktischen und in anderen Fragen für immer festzulegen. Die Entscheidungen der Parteitage sind keine Kirchenkonzilsdekrete und keine päpstlichen Bullen, die der Gläubigen Sinn für alle Ewigkeit verstricken und binden“³³⁹. Unabhängig davon, wie sich die aktuellen Kräfteverhältnisse unter den Delegierten jeweils darstellten: Vorbereitung, Durchführung und Rezeption dieser Veranstaltungen stärkten das Eigengewicht der Parteiorganisation und ihrer Funktionäre weiter. Problematisch dabei war: Die Parteitage wurden „in ihrer Zusammensetzung immer mehr stabil. Mit anderen Worten: die Massen wählen immer wieder die gleichen Vertreter. Daher erscheinen die Kongresse als Führerkongresse, Beamtenkongresse.“³⁴⁰ (Die starke Reglementierung und Ritualisierung der Parteitage, die sich bereits vor der Jahrhundertwende verfestigt hatte, bedarf noch einer genaueren kulturgeschichtlichen Analyse unter dem Gesichtspunkt des „performative turn“.³⁴¹)

Michels sah im Prozess des Organisationswachstums der Sozialdemokratie Kräfte am Werk, die quasi zwangsläufig zu einer kaum noch überbrückbaren Kluft zwischen „Führern“ und „Massen“ führten:

„Der Parteiapparat, der mit seiner großen Zahl von Brotstellen und Ehrenstellen den Arbeitern eine Möglichkeit Karriere zu machen bietet, und deshalb eine nicht geringe Anziehungskraft ausübt, leitet die Umwandlung einer Reihe mehr oder weniger begabter Proletarier in kleinbürgerliche Exis-

³³⁷ Peter LÖSCHE, Arbeiterbewegung und Wilhelminismus. Sozialdemokratie zwischen Anpassung und Spaltung, in: GWU 20 (1969), S. 519-533, hier: S. 527.

³³⁸ Rudolf Hilferding, Der Parteitag in Magdeburg, in: *Die Neue Zeit*, Nr. 51 vom 16.9.1910, S. 892-900, hier: S. 892.

³³⁹ Tobias LIEBERT, Kommunikation und Organisation – historische und theoretische Aspekte. Rückblicke auf die sozialdemokratische Parteipresse anlässlich des 100. Jahrestages der Gründung der „Leipziger Volkszeitung“, in: Jürgen SCHLIMPER (Hrsg.), „Natürlich – die Tauchaer Straße!“ Beiträge zur Geschichte der „Leipziger Volkszeitung“, Leipzig 1997, S. 101-130, Zitat: S. 124.

³⁴⁰ MICHELS, Der konservative Grundzug der Partei-Organisation, in: Ders., *Soziale Bewegungen*, S. 198-213, hier: S. 205.

³⁴¹ Zu diesem methodischen Ansatz siehe einführend TSCHOPP, Forschungskontroversen, in: Dies./WEBER, *Grundfragen der Kulturgeschichte*, S. 24-122, hier: S. 111-122.

tenzbedingungen emporgehobene Beamte ein, indem er ihnen auf seine Kosten Muße und Gelegenheit verschafft, sich eine höhere Bildung und Einsicht in die Verhältnisse des öffentlichen Lebens zu erwerben. Hierdurch eignen sich die ehemaligen Arbeiter eine Routine an, die sie ihren Auftraggebern immer mehr überlegen macht, so daß sie schließlich des Gefühles der Gemeinsamkeit mit der Klasse, der sie entsprungen, verlustig gehen und ein wahrer Klassenunterschied zwischen den exproletarischen Führern und den proletarischen Geführten entsteht. So schaffen sich die Arbeiter selbst mit ihren eigenen Kräften neue Herren, in deren Arsenal der Herrschaftsmittel die erhöhte Bildung eine der mächtigsten Waffen ist.“³⁴²

Und: „Mit der Bildung des Führertums zugleich beginnt, durch die lange Amtsdauer begünstigt, sein kastenmäßiger Abschluß, der sich in der Tendenz nach Kooptation vollendet.“³⁴³ Wie an bayrischen Beispielen noch zu zeigen sein wird, rührte sich gegen die Tendenzen zur Oligarchisierung bald Unmut, der bis zum Krieg allerdings im Zaum gehalten werden konnte. Erst die nun verschärfte Anwendung disziplinarischer Mittel sprengte die Parteieinheit, die bis dahin kaum noch zu vereinbarende Meinungen unter einem Dach zusammengehalten hatte. Gerade die Entwicklung während des Krieges, als in der Partei die Unversöhnlichkeit divergierender Standpunkte mit dem tradierten Ethos von Disziplin und Geschlossenheit kollidierte, kann gar nicht erklärt werden, ohne diese psychologische Komponente einzubeziehen. Die Ausgangsbasis hat Dieter Groh zusammengefasst:

„Die einseitig im Sinn einer quantitativen Stärkung der Organisationen verstandene Parteiräson lähmte sowohl die Initiative der Führungsgruppen vom Parteivorstand bis hinunter in die kleinsten Zellen der sozialdemokratischen Organisationen als auch die der Mitglieder selbst. Regte sich dennoch irgendeine Initiative, so wurde sie als unerwünschtes, ja gefährliches `eigenmächtiges Vorgehen` verstanden, auch wenn sie völlig mit den Resolutionen, das heißt den Verhaltensrichtlinien konform ging. In Zeiten ökonomischer oder politischer Krisen konnte so strenggenommen jede politische Initiative als Gefährdung der Organisation angesehen werden. Deren politische Effizienz wurde stets nur von den Parteiflügeln in Zweifel gezogen, da eine gruppenspezifische Denkhemmung verhinderte, daß die Fetischisierung der Organisation im Sinne des Organisationspatriotismus von der Parteimehrheit in Frage gestellt wurde. Werthierarchie, Verhaltens- und Denkmuster der Sozialdemokratie gehörten zur Sozialpsychologie einer im höchsten Maß auf gruppeninterne Integration angewiesenen Emanzipationsbewegung. Ihre ökonomisch, gesellschaftlich und politisch unterprivilegierten Mitglieder konnten sich nur durch Vereinigung und Organisation ein Wir-Gefühl und ein Selbstbewußtsein vermitteln sowie die materiellen Voraussetzungen für ihre Befreiung schaffen.“³⁴⁴

Neben nicht zu leugnenden Sachzwängen hatte die autoritäre Organisationskultur der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung noch eine weitere Ursache: Sie lag in der Prägung durch die „eigentlich“ als feindlich empfundene kapitalistische Gesellschaft, deren Sozialisationsagenturen (Schule,

³⁴² MICHELS, Der konservative Grundzug der Partei-Organisation, in: Ders., Soziale Bewegungen, S. 198-213, hier: S. 203.

³⁴³ MICHELS, Zur Soziologie des Parteiwesens, S. 152.

³⁴⁴ GROH, Negative Integration, S. 573f.

Militär, Betrieb) auch die Arbeiter durchlaufen mussten. Hinzu kam der diffus wirkende Nimbus der staatlichen Institutionen (v. a. der preußischen Armee), die zwar „prinzipiell“ abgelehnt wurden, aber eben durch die von ihnen verkörperte (nicht eben geringe) Macht doch eine Faszination ausübten, die die Arbeiterbewegung zu (noch besserer) Organisation anstachelte. Dieser Ehrgeiz, bei dem latente Inferioritätsgefühle mitgespielt haben dürften, erwies sich später als höchst ambivalent (spätestens als 1919 die MSPD „Ordnung“ um jeden Preis, d. h. mit Militärgewalt durchzusetzen gewillt war); er sorgte dafür, dass wichtige (und wenig demokratische) Ordnungsprinzipien der Gesellschaft sich auch bei der „Fundamentalopposition“ reproduzierten.³⁴⁵

Das starke Wachstum der Mitgliederzahlen, das im europäischen Vergleich ohne Beispiel war, schien auf ein nahezu unbegrenztes Potenzial für die Partei hinzudeuten, was aber realiter keineswegs der Fall war. Selbst innerhalb der Arbeiterschaft gab es Teile, die von der SPD nicht als Mitglieder oder Wähler erfasst werden konnten, da sie sich christlichen, nationalen oder wirtschaftsfriedlichen Verbänden angeschlossen hatten (oder sich politisch völlig indifferent zeigten). Eine Einflussnahme auf das Landproletariat war unter den archaischen Verhältnissen Ostelbiens kaum möglich;³⁴⁶ die Versuche, bei der bäuerlichen Bevölkerung politische Aufklärung zu betreiben, waren phasenweise intensiv, blieben aber ohne durchschlagende Wirkung und wurden auch von der städtischen Klientel der SPD größtenteils abgelehnt. Die reformistisch geprägten Landesverbände Süddeutschlands vermochten es immerhin, auch Wähler aus dem Kleinbürgertum zu mobilisieren; die staatliche Mittelstandspolitik und die fortbestehende scharfe soziale Abgrenzung zwischen Proletariat und Mittelschicht setzten einer weiteren Ausweitung der Anhängerschaft der SPD aber schwer zu überwindende Grenzen. Das war schon deshalb von Belang, weil die Gruppe der Beamten und Angestellten, die „neue“ Mittelschicht, zahlenmäßig stark anstieg, während der Anteil der Industriearbeiter an der Gesamtbevölkerung ab einem gewissen Zeitpunkt nicht mehr weiter ansteigen konnte. Hier machte sich ein säkularer sozioökonomischer Trend bemerkbar, der die langfristigen Aussichten der Sozialdemokratie eintrübte. Es war eben *kein* Naturgesetz, dass die Entwicklung des Kapitalismus zwangsläufig der SPD überzeugte Anhänger zuführte. Sie blieb die Partei der (überwiegend protestantischen) Industriearbeiter; dabei handelte es sich um ein Potenzial, das sie 1912 weitgehend ausgeschöpft hatte.³⁴⁷

³⁴⁵ Der Historiker Otto Hintze hatte 1906 angemerkt, dass „selbst die Sozialdemokratie, die grundsätzlich gegen alles ist, was mit dem Militarismus zusammenhängt . . . ihm nicht nur die Disziplin (verdankt), sondern sie hat unbewußt auch in ihren Zukunftsidealen eine starke Zutat von jenem Zwang des Individuums durch die Gemeinschaft aufgenommen, der aus dem preußischen Militärstaat stammt.“ (ULLRICH, Die nervöse Großmacht, Zitat: S. 403).

³⁴⁶ Zur militanten Abwehr sozialdemokratischer Agitationsversuche, die in den konservativ beherrschten Landesteilen die Freiheit der Wahlen mehr als nur infrage stellten, siehe die Beispiele bei CARSTEN, August Bebel, S. 148f.

³⁴⁷ Vgl. GROH, Negative Integration, S. 278-289.

Einen weiteren Zuwachs an Wählern und Mitgliedern zu erreichen, hätte spätestens ab diesem Zeitpunkt verlangt, zusätzliche Bevölkerungsgruppen zu erschließen; die Ausweitung der sozialen Basis der SPD über die Arbeiterschaft hinaus blieb aber weiterhin eng begrenzt. „Nach allen vorliegenden Daten stellten mit Ausnahme von München, wo über 20% der Mitglieder zum Kleinbürgertum zählten, vor 1914 Arbeiter einschließlich der mit Arbeitern verheirateten Hausfrauen ca. 85-95% der Mitglieder.“³⁴⁸ Dabei ist noch zu ergänzen: „Den Kern der sozialdemokratischen Bewegung bildeten vorrangig die Facharbeiter und die Arbeiter mit speziellen Qualifikationen in gesicherter Stellung, nicht hingegen die Masse der ständig von Betrieb zu Betrieb fluktuierenden ungelerten beziehungsweise unständig beschäftigten Arbeitnehmer. Die Reichweite der organisierten Arbeiterbewegung nach unten hin war begrenzt. Die Ärmsten der Armen, die Heimarbeiter der sogenannten Hausindustrie, das ländliche Gesinde und das städtische Dienstpersonal, daneben die Landarbeiter, fanden hier keine politische Heimstatt.“³⁴⁹

Die Erweiterung der sozialen Basis „nach unten“ scheiterte vor allem an strukturellen Gründen, die einer Aktivierung der untersten Schichten entgegenstanden. Die Erweiterung „nach oben“ hätte die innere Kohärenz der Bewegung bedroht, war aber nicht von vornherein ausgeschlossen. Sie gestaltete sich aber als ausgesprochen schwierig. Eine Fülle von zum Teil bestens ausgestatteten Interessenverbänden und Organisationen, nicht zuletzt die „neue Rechte“ mit ihren extremnationalistischen Parolen, verbreitete eine strikt antisozialistische Integrationsideologie, die v. a. auf die Mittelschichten zielte. Die offizielle SPD-Doktrin prophezeite dem Mittelstand hingegen den sicheren sozialen Abstieg als notwendige Vorstufe zu den Verheißungen des Zukunftsstaates. Das war für die Betroffenen wenig attraktiv; die Ansprache durch die SPD scheiterte hier vor allem auch aus psychologischen Gründen.³⁵⁰ Ein Ausbruch aus der gesellschaftlichen Isolation gelang der Sozialdemokratie denn auch nur in einigen süddeutschen Staaten in ersten Ansätzen.

Die aktive Anhängerschaft der Partei rekrutierte sich nach wie vor aus einem bestimmten sozialen Milieu, für dessen Kohärenz die oben geschilderten Theorie- und Strategiedebatten nachrangig waren. Es galt: „Sozialdemokrat zu sein, hieß weniger Luxemburg und Bernstein lesen oder diskutieren, sondern vielmehr sozialdemokratische Freunde haben, auf sozialdemokratische Versammlun-

³⁴⁸ Gerhard A. RITTER, Sozialdemokratische Arbeiterbewegung und Bürgertum in Deutschland, in: HETTLING/NOLTE (Hrsg.), Nation und Gesellschaft, S. 171-191, hier: S. 177.

³⁴⁹ W. MOMMSEN, Bürgerstolz und Weltmachtstreben, S. 75.

³⁵⁰ Dieter Groh bemerkte dazu: „Da den mittelständischen Schichten ihr schichtspezifisches Bewußtsein nicht durch ihre soziale Lage, die zum Teil eine proletarische war, sondern durch ihre Mentalität vermittelt wurde, die sich gerade gegen die Proletarisierung sträubte, die Sozialdemokratie aber auf die rationale Einsicht in die objektive Lage setzte, enthüllt sich der Attentismus rückwirkender Betrachtung als entscheidende Fehlhaltung. Entscheidend deshalb, weil mit dem Schwinden der Möglichkeit, die Mehrheit der Bevölkerung zu gewinnen, das Warten aufs 'letzte Gefecht' ein Warten auf den St. Nimmerleinstag wurde.“ (Die Sozialdemokratie 1897-1909, in: GROH, Emanzipation und Integration, S. 253-566, hier: S. 261).

gen, Feste, Feiern zu gehen, sie vielleicht sogar mitorganisieren, einem sozialdemokratischen Verein anzugehören, eine sozialdemokratische Zeitung zu lesen und in sozialdemokratischen Wirtshäusern zu verkehren.“³⁵¹ Neben all den hier vorgestellten Debatten und organisatorischen Anstrengungen von SPD und Freien Gewerkschaften dürfen die Lebensverhältnisse ihrer bald nach Millionen zählenden Anhängerschaft nicht vergessen werden; sie stellten die Grundlage für die Wahrnehmung von Staat und Gesellschaft dar. Rasche Industrialisierung und Verstädterung bildeten die Voraussetzungen für die Entstehung einer Arbeiterklasse, die sich zunächst noch auf eine Vielzahl von Kleinbetrieben verteilte, später dann immer mehr in mittleren und großen Betrieben konzentrierte.³⁵² Dahinter stand nicht nur ein erhebliches Wachstum der Gesamtbevölkerung, sondern auch eine erhebliche Binnenwanderung vom Land in die Stadt mit all ihren sozialen und kulturellen Folgen.

In den Jahrzehnten zwischen Reichsgründung und Kriegsausbruch kam es zu einer allmählichen Verbesserung der Lebensverhältnisse der Arbeiterschaft, die das kaum vorstellbare Elend der Frühindustrialisierung überwand, sich aber immer noch auf niedrigem Niveau abspielte. Durch die Sozialversicherungsgesetze ab den 1880er Jahren wurden die Arbeiter vor den größten Lebensrisiken erstmals überhaupt zu schützen versucht; die dabei erreichten Standards waren allerdings – nicht nur aus heutiger Sicht – äußerst bescheiden.³⁵³ Obwohl die ökonomische Entwicklung seit der Reichsgründung zu materiellen Fortschritten auch für die unteren Gesellschaftsschichten führte, so blieb die soziale Schichtung als solche davon weitgehend unberührt. Und: „Seit der Jahrhundertwende werden [...] die Arbeiter zunehmend vom Wirtschaftswachstum und vom Zuwachs des nationalen Reichtums `abgekoppelt`. Und dies geschieht, obwohl die Zahl der gewerkschaftlich Organisierten in den einzelnen Industriegruppen mit Ausnahme des Bergbaus und der Metallherzeugung schneller wächst als die Zahl der Beschäftigten und obwohl die Zahl der Tarifverträge und die der von ihnen erfaßten Arbeiter in allen Branchen, wieder mit Ausnahme des Bergbaus, der Metallherzeugung sowie der relativ jungen Industrien wie Chemie und Elektroindustrie, ständig zunimmt.“³⁵⁴

Die materielle Situation der Arbeiterhaushalte blieb unter diesen Bedingungen nach wie vor ausgesprochen karg und wurde bei Eintritt von Arbeitslosigkeit, Krankheit oder Erwerbsunfähigkeit

³⁵¹ Martin SODER, *Hausarbeit und Stammtischsozialismus. Arbeiterfamilie und Alltag im Deutschen Kaiserreich*, Gießen 1980, S. 62.

³⁵² Vgl. Dieter GROH, *Überlegungen zur Bildung und Transformation der deutschen Arbeiterklasse in den Jahren 1895-1914 und darüber hinaus. Eine Übersicht*, in: Ders., *Emanzipation und Integration*, S. 17-48.

³⁵³ Die durchschnittliche jährliche Altersrente betrug 1914 167,99 Mark; die durchschnittlichen Ausgaben eines Arbeiterhaushaltes betragen im Vergleich dazu (1908) 1881,95 Mark. (Angabe aus HERTZ-EICHENRODE, *Deutsche Geschichte 1890-1918*, S. 175).

³⁵⁴ Dieter GROH, *Intensivierung der Arbeit und industrielle Konflikte in Deutschland 1896-1914*, in: Ders., *Emanzipation und Integration*, S. 49-115, hier: S. 59f.

schnell bedrohlich. Ein Arbeiterhaushalt gab in der Regel vier Fünftel seines Einkommens für Nahrung, Miete und Kleidung aus, nennenswerte Formen von Konsum und Rücklagenbildung schieden damit von vornherein aus. Dabei darf nicht übersehen werden, dass es sich bei der Arbeiterschaft um alles andere als einen homogenen Block, eine in sich konsistente „Klasse“ im vulgärmarxistischen Sinne handelte. „Viel spricht dafür, daß seit 1900 soziale Ungleichheit innerhalb der Unterschichten, und gerade auch in der Arbeiterklasse selbst, an Bedeutung gewann, während sich die Ungleichheit zwischen den Schichten stabilisierte oder leicht abschwächte. Die strukturelle Klassenbildung hielt [...] durch die weitere Zunahme der Lohnarbeit in Deutschland seit der Reichsgründung bis zum Ersten Weltkrieg durchgehend an. Absolut und relativ zählten immer mehr Menschen zur Arbeiterklasse, und diese bestimmte die Unterschicht schließlich beinahe ausschließlich.“³⁵⁵

Am Vorabend des Krieges war der materielle Wohlstand des Landes größer als je zuvor, jedoch weiterhin ausgesprochen ungleich verteilt: Fast drei Viertel der Bevölkerung blieben nach wie vor unter der Steuererhebungsgrenze.³⁵⁶ Auch für das Deutsche Reich gilt: „In der rückblickenden Mythologie der arbeitenden Klassen erscheinen die Jahrzehnte vor 1914 nicht als Goldenes Zeitalter wie in den Mythen der Reichen oder auch der weniger begüterten Mittelschichten“³⁵⁷. Bei allen sozialpolitischen Verbesserungen blieb die soziale Lage der Industriearbeiterschaft prekär, ja oft im existenziellen Sinne unzureichend. Ein Metallarbeiter klagte 1908: „Verurteilt zu sein, in seinem ganzen Leben vor der Unmöglichkeit zu stehen, seine materielle und geistige Lage trotz größter Anstrengung . . . nicht verbessern zu können, das ist hart“³⁵⁸. Zu den seinerzeit üblichen Standards bei der Arbeitssicherheit berichtete die *Oberfränkische Volkszeitung* (Hof) im März 1914:

„Die Ware Arbeitskraft ist so wohlfeil, daß stets Ersatz für eine entstandene Lücke vorhanden ist. Eine Karte oder ein Zettelchen genügen, um einen Ersatzmann an Stelle des von Transmissionen erfaßten und in blutige Fetzen zerstückelten, oder vom Gerüste gestürzten und mit zerschmetterten Gliedmaßen am Boden liegenden Arbeiters zu bekommen. Die industrielle Reservearmee sorgt für Ersatz. Kaum, daß eine kurze Pause des Entsetzens den Betrieb stehen läßt. Das Jagen nach Profit duldet keine Unterbrechung. In einem Meer von Blut und Tränen offenbart sich Jahr für Jahr für die arbeitende Klasse das Schlachtfeld der Arbeit und Tausende von Leichen und Krüppeln zeichnen den Weg des Kapitalismus. In den letzten zwanzig Jahren ergeben sich folgende furchtbare Zahlen: 10351652 Verletzte, 2312857 Schwerverletzte und 167638 Getötete. Noch immer schwillt das Blutmeer. Riesengroß wird das Meer der Krüppel. Hekatomben von Leichen bedecken die Wälder statt der Arbeit und noch ist kein Ende all dieser grausigen Massenvernichtung zu sehen.“³⁵⁹

³⁵⁵ G. A. RITTER/TENFELDE, Arbeiter im Deutschen Kaiserreich, S. 153.

³⁵⁶ Angabe aus BERGHAHN, Das Kaiserreich, S. 398.

³⁵⁷ HOBBSBAWM, Das imperiale Zeitalter, S. 76.

³⁵⁸ HERTZ-EICHENRODE, Deutsche Geschichte 1890-1918, Zitat: S. 41.

Die hier verwendete Sprache erinnert beklemmend an die (selten in der Presse vorkommende) kritische Berichterstattung über den Krieg, der einige Monate später begann.

Wie Kocka festhielt, blieb die Arbeiterschaft im Kaiserreich „eine nach Kleidung, Lebensgewohnheiten und Wohnverhalten, nach Aufstiegschancen, gesellschaftlichen Kontakten und politischen Rechten recht klar identifizierbare, ausgegrenzte und unterprivilegierte Gruppe.“³⁶⁰ Daran änderten weder die von SPD und Gewerkschaften erkämpften, noch die von der Regierung konzedierte Fortschritte etwas (die es, etwa bei der Verkürzung der Arbeitszeiten,³⁶¹ durchaus gab). Die sozialen Aufstiegschancen nahmen tendenziell eher zu, aber „dennoch war das Wilhelminische Deutschland immer noch eine autoritäre Gesellschaft mit einer fest gefügten Sozialordnung von beträchtlicher Rigidität.“³⁶² Pfl egten die hauptamtlichen Funktionäre der Sozialdemokratie und der Freien Gewerkschaften sowie die besser gestellten Teile der Arbeiterschaft, soweit ihnen dies möglich war, auch einen eher kleinbürgerlichen Lebensstil, so unterschied sich ihre Gedanken- und Lebenswelt ebenso wie diejenige der Masse der Arbeiterschaft doch eindeutig von derjenigen der übrigen Gesellschaft. Im Laufe der Jahrzehnte entstand eine „Arbeiterbewegungs-Kultur“,

„die aber nicht identisch gewesen ist mit Arbeiterkultur schlechthin. Diese Arbeiterbewegungs-Kultur enthielt viele Elemente der Eigenständigkeit in den Lebensgewohnheiten, Wertorientierungen, Aktionsformen, kollektiven Selbstäußerungen und Denkmustern. Diese Momente der Eigenständigkeit waren herausgewachsen aus den Lebensumständen, die der industrielle Kapitalismus den Arbeitern aufzwang; sie waren geprägt von den Formen der kollektiven Verarbeitung dieser Lebensumstände durch die Arbeiter. Die Inhalte der sozialdemokratischen Arbeiterbewegungs-Kultur standen indessen in der Kontinuität der kulturellen Bemühungen während der Anfänge der Arbeiterbewegung im Rahmen der bürgerlichen Emanzipationsbewegung.“³⁶³

Ihrem Selbstverständnis nach war die Sozialdemokratie demnach nicht nur politische und soziale Interessenvertretung, sondern auch eine Bildungs- und Kulturbewegung, die einer in vielerlei Belangen benachteiligten Bevölkerungsgruppe Möglichkeiten eröffnen wollte, die sonst nur Angehörigen bürgerlicher Schichten offen standen.³⁶⁴ Dieses Bestreben verstärkte noch die Herausbildung einer sozialdemokratischen „Parallelgesellschaft“. „Die Arbeiter schätzten die Isolierung der Partei, weil sie ihnen die Möglichkeit gab, sich mit politischen Fragen in ihrer eigenen Denkweise und ihrer

³⁵⁹ MACHT, Hofer Arbeiterbewegung, Bd. II, Zitat: S. 513.

³⁶⁰ Jürgen KOCKA, Klassengesellschaft im Krieg. Deutsche Sozialgeschichte 1914-1918, Göttingen 1973, S. 9.

³⁶¹ Bis 1914 war die durchschnittliche Wochenarbeitszeit der Industriearbeiter auf 60 Stunden gesunken.

³⁶² W. MOMMSEN, Bürgerstolz und Weltmachtstreben, S. 70f.

³⁶³ GREBING, Arbeiterbewegung, sozialer Protest, S. 105.

³⁶⁴ Zum Thema Arbeiterkultur siehe auch EMIG, Die Veredelung des Arbeiters; Gerhard A. RITTER, Arbeiterkultur im Deutschen Kaiserreich. Probleme und Forschungsansätze, in: Ders. (Hrsg.), Arbeiterkultur, Königstein/Ts. 1979, S. 15-39 und SODER, Hausarbeit und Stammtischsozialismus.

Sprache zu beschäftigen, sich auf diese Weise selbst zu erziehen und Selbstachtung zu gewinnen und am kulturellen Leben ihrer Zeit mittels der Partei teilzunehmen.“³⁶⁵ Die dabei erbrachten erheblichen Leistungen (durch die Parteipresse, Arbeiterbibliotheken, eigene Sportorganisationen, Theatergruppen und vieles mehr) konnten jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass der Prägekraft der hegemonialen bürgerlichen Kultur nichts Gleichwertiges entgegengestellt werden konnte. Dies lag nicht nur daran, dass das Bedürfnis nach Unterhaltung auch bei den Arbeitern der politischen Weiterbildung oft im Wege stand. Die innerhalb des sozialdemokratischen Milieus als erstrebenswert betrachteten Lebensentwürfe trugen nahezu immer kleinbürgerliche Züge.

Die „Konzeptionslosigkeit“ der Sozialdemokratie in kulturellen Belangen verhinderte auch eine adäquate Antwort auf fortschrittsfeindliche Zeitströmungen wie den Antisemitismus.³⁶⁶ Den in der Partei gängigen Standpunkt zu diesem Thema fasste Scheidemann 1906 zusammen: „Die Tatsache, daß die antisemitischen Gruppen überhaupt noch vegetieren können, beweist, wie politisch rückständig die kleinbürgerlichen und kleinbäuerlichen Schichten in Deutschland noch sind. Immerhin: durch die antisemitische Demagogie sind sie wenigstens politisch interessiert worden, und so kann es nicht ausbleiben, daß sie schließlich auch zu einer klaren Entscheidung kommen müssen: entweder reaktionär *sans phrase*, daß heißt konservativ müssen sie werden, oder aber sie werden den Antisemitismus in seiner ganzen Jämmerlichkeit erkennen und dann den Blick nach vorwärts richten. Das bedeutet dann politisch *denken* lernen und Sozialdemokrat werden.“³⁶⁷ Dementsprechend fällt das Urteil der Geschichtswissenschaft aus: „Die Sozialdemokraten, die sich im Besitz der alleingültigen Erkenntnis wußten, schauten mit Verachtung auf die theoretischen Stümpereien der Antisemiten herab. [...] In der Gewißheit, die überlegene Theorie zu besitzen, und vertrauend auf die Stärke und Aktivität der eigenen Organisation, haben auch sie den Antisemitismus als politische Kraft total

³⁶⁵ Hedwig WACHENHEIM, Vom Großbürgertum zur Sozialdemokratie. Memoiren einer Reformistin, Berlin 1973, S. 36.

³⁶⁶ Bebel hatte 1906 zum Thema geschrieben: „Der Antisemitismus, der nach seinem Wesen nur auf die niedrigsten Triebe und Instinkte einer rückständigen Gesellschaftsschicht sich stützen kann, repräsentiert die moralische Ver lumpung der ihm anhängenden Schichten. Tröstlich ist, daß er in Deutschland nie Aussicht hat, irgendeinen Einfluß auf das staatliche und soziale Leben auszuüben.“ (Rosemarie LEUSCHEN-SEPPEL, Sozialdemokratie und Antisemitismus im Kaiserreich. Die Auseinandersetzungen der Partei mit den konservativen und völkischen Strömungen des Antisemitismus 1871-1914, Bonn 1978, Zitat: S. 230). Aus einem schon dogmatisch wirkenden Fortschrittsglauben heraus wurde auch in diesem Bereich, ebenso wie in der Außenpolitik, von der Sozialdemokratie ein Gefahrenpotenzial wenig realistisch eingeschätzt. Offen antisemitische Äußerungen gab es vor 1914 in der parteiinternen Diskussion selten, sie fehlten aber nicht ganz, wie die Angriffe Heines auf dem Lübecker Parteitag von 1901 zeigten (vgl. ebd., S. 227-229). Das Urteil über die Haltung der SPD zum Antisemitismusproblem vor 1914 bleibt ambivalent: „Während die Tagespresse und die theoretischen Periodika darauf insistierten, daß die jüdische Minorität zu integrieren sei, weil sich eine Unterscheidung zwischen dem `deutschen` und dem `jüdischen` Wesen nicht rechtfertigen lasse, propagierte die Unterhaltungspresse de facto das genaue Gegenteil, weil sie diese Unterscheidung zementierte. So dürfte die Konzeptionslosigkeit der Partei in kulturellen Fragen dafür verantwortlich zu machen sein, daß sich das antisemitische Stereotyp in der Unterhaltungspresse erhalten konnte. [...] So war die sozialdemokratische Bildungsarbeit in bezug auf das antisemitische Stereotyp der bürgerlichen Gesellschaft von einer Kluft zwischen dem theoretischen Anspruch auf Emanzipation und Integration des Judentums und seiner praktischen Vermittlung geprägt. [...] die SPD konnte ihren theoretischen Anspruch in der praktischen Bildungsarbeit nur auf der politischen Ebene durchgängig einlösen, nicht aber auf der kulturellen Ebene.“ (Ebd., S. 278f.).

³⁶⁷ Philipp Scheidemann, Wandlungen des Antisemitismus, in: *Die Neue Zeit*, Nr. 45 vom 4.8.1906, S. 632-636, hier: S. 636.

verkannt und unterschätzt.“³⁶⁸ Dabei ist noch gar nicht berücksichtigt, wie stark antisemitisches Gedankengut unterschwellig in die SPD eingedrungen war;³⁶⁹ eine umfassende moderne Studie zu dieser Thematik steht noch aus.³⁷⁰

Die Partei setzte darauf, dass der Blick auf die eigene materielle Situation immer größer werdende Teile der Bevölkerung in ihr Lager trieb; die SPD-Führung beurteilte dabei die Wirkung mentaler und ideologischer Faktoren falsch. Letztlich wurde von der bestehenden Gesellschaft Chancengleichheit eingefordert; der große soziale Gegenentwurf blieb aber viel mehr utopische Zukunftsjektion als konkretes Vorbild. Entscheidend war, „daß bürgerliche Lebensweise und bürgerliche Werte und Normen, etwa die Hochachtung von Arbeit, Disziplin, Leistung und Familie, aber auch die bürgerliche Sexualmoral der Zeit nicht zuletzt über die Organisationen der Arbeiterbewegung besonders in die Facharbeiterschaft, weniger in die unteren proletarischen Gruppen der Ungelernten und so gut wie gar nicht bei den extrem mobilen Gelegenheitsarbeitern eingedrungen sind.“³⁷¹

Die schonungslose Analyse der „Arbeiterbewegungs-Kultur“ lieferte Michels schon den Zeitgenossen:

„Die Arbeiterschaft hat sich von dem gesellschaftlichen Milieu, in dem sie lebt, seelisch nicht lösen können. So hat auch der deutsche Arbeiter dieselbe Krankheit übernommen, die unserem Spießbürgertum im Blut liegt. Auch er ergibt sich häufig, sobald die Lohnhöhe es ihm nur irgendwie gestattet, mit Leib und Seele der Vereinsmeierei. In großen Städten, teilweise selbst in kleineren, wimmelt es förmlich von Arbeiterturnvereinen, Arbeitergesangvereinen, Arbeitertheatervereinen, ja, Arbeiterrauchklubs, Arbeiterkegelklubs, Arbeiter-Regattaver-einen, Athletenvereinen, alles Veranstaltungen, die wahrlich nicht dadurch an ihrem immanenten kleinbürgerlichen Geiste Abbruch erleiden, daß sie unter sozialdemokratischer Fahne segeln. Skatklub bleibt Skatklub, auch wenn er sich `Skatklub Freiheit` nennt.“³⁷²

³⁶⁸ Werner JOCHMANN, Struktur und Funktion des deutschen Antisemitismus 1878-1914, in: Wolfgang BENZ/Werner BERGMANN (Hrsg.), Vorurteil und Völkermord. Entwicklungslinien des Antisemitismus, Freiburg im Breisgau 1997, S. 177-218, hier: S. 214.

³⁶⁹ Bezeichnend dazu eine Passage aus den Erinnerungen Noskes: „Eine gewisse Ausländerei in der Sozialdemokratischen Partei ging einer ganzen Anzahl von Mitgliedern je länger je mehr auf die Nerven. [...] Es hat mit Antisemitismus nichts zu tun, wenn festgestellt wird, daß die ostjüdischen `Marxisten` eine besondere Veranlagung dafür besaßen, den Sozialismus zu einem Dogma auszubilden und Allgemeinplätze in Glaubensbekenntnisse zu verwandeln. Sie brüteten eine Geheimwissenschaft aus, die den deutschen Arbeitern stets unverstän-dlich geblieben ist.“ (Gustav NOSKE, Erlebtes aus Aufstieg und Niedergang einer Demokratie, Offenbach/Main 1947, S. 26f.).

³⁷⁰ Erschöpfend behandelt (unter Heranziehung einer breiten Quellenbasis) ist das Thema auch nicht durch die neue Darstellung von Lars FISCHER, *The socialist response to antisemitism in imperial Germany*, Cambridge 2007. Aus der älteren Literatur siehe dazu LEUSCHEN-SEPPEL, *Sozialdemokratie und Antisemitismus im Kaiserreich*; Susanne MILLER, *Sozialdemokratie und Antisemitismus*, in: Dies., *Sozialdemokratie als Lebenssinn. Aufsätze zur Geschichte und Gegenwart der SPD*. Zum 80. Geburtstag herausgegeben von Bernd Faulenbach, Bonn 1995, S. 345-350 und PULZER, *Die Entstehung des politischen Antisemitismus*, S. 270-280.

³⁷¹ G. A. RITTER, *Sozialdemokratische Arbeiterbewegung*, in: HETTLING/NOLTE (Hrsg.), *Nation und Gesellschaft*, S. 171-191, hier: S. 176.

Kurz gesagt: Die Ausgrenzung und Benachteiligung des sozialdemokratischen Lagers hatte eine in weiten Bereichen segregierte „Gegenkultur“ entstehen lassen, die Identifikations- und Entfaltungsmöglichkeiten zur Verfügung stellte, die die herrschende „Leitkultur“ verweigerte. Mit dem Streben nach Teilhabe der Arbeiterschaft an den kulturellen Errungenschaften der Gesellschaft erkannte die Sozialdemokratie – bewusst oder unbewusst - letztlich aber deren Legitimität und Eigenwert an. Im Endeffekt stabilisierte die „eigentlich“ oppositionelle Bewegung damit sogar das Gesellschaftssystem des Kaiserreiches, in dem sie das vorhandene Protestpotenzial kanalisierte, soziale Ordnungsmuster schuf und außerdem den aktivistischen Elementen einen Betätigungsräum und erhebliche, d. h. sonst so gut wie nicht vorhandene, Aufstiegschancen bot. Dafür sorgten neben der Partei vor allem die Freien Gewerkschaften.

2.2.4 SPD und Freie Gewerkschaften

Zwischen der SPD und den personell mit ihr eng verflochtenen Freien Gewerkschaften entstand bald eine komplexe Wechselwirkung, deren Entwicklung einer vertiefenden Betrachtung bedarf.³⁷³ Von den Hemmnissen des Sozialistengesetzes befreit, gelang es den Freien Gewerkschaften - anders als der SPD, deren Entwicklung stärker von den ökonomischen Bedingungen abgekoppelt war - nicht gleich, die neuen Freiheiten in Organisationserfolge umzumünzen; es folgte zunächst eine mehrjährige ernste Krise der Gewerkschaftsbewegung. Als Ergebnis ausgedehnter Debatten kam es dabei zu einer Reihe von organisatorischen Grundsatzentscheidungen, die für die folgende Epoche prägend wurden. Zum einen setzte sich das Zentralverbandsprinzip gegenüber dem Lokalismus (und Syndikalismus) durch, wodurch Schlagkraft mit einer stärkeren Hierarchisierung und einem Abbau von Basisdemokratie erkauft wurde. Beim Konflikt zwischen Branchen- und Berufsverbandsprinzip kam es zu einem „sowohl als auch“, das Entwicklungsmöglichkeiten für die Zukunft ließ. Darüber hinaus schlossen sich 1891 die einzelnen Verbände unter dem Dach der so genannten „Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands“ zusammen, an deren Spitze fast drei Jahrzehnte Carl Legien stand, der zusammen mit Gustav Bauer³⁷⁴ und Robert Schmidt bis zum

³⁷² GENETT, *Der Fremde im Kriege*, Zitat: S. 329.

³⁷³ Siehe dazu auch SCHÖNHOFEN, *Expansion und Konzentration*; ders., *Die deutschen Gewerkschaften*, S. 58-93; Hans-Josef STEINBERG, *Die Entwicklung des Verhältnisses von Gewerkschaften und Sozialdemokratie bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges*, in: Heinz Oskar VETTER (Hrsg.), *Vom Sozialistengesetz zur Mitbestimmung. Zum 100. Geburtstag von Hans Böckler*, Köln 1975, S. 121-134 und Heinz Josef VARAIN, *Freie Gewerkschaften, Sozialdemokratie und Staat. Die Politik der Generalkommission der Gewerkschaften unter der Führung Carl Legiens (1890-1920)*, Düsseldorf 1956, S. 7-70.

³⁷⁴ Bauer, Gustav, geb. 6.1.1870 in Darkehmen (RB Gumbinnen), 1876-1884 Volksschule in Königsberg, 1884-1887 Bürogehilfenlehre in Königsberg, bis 1893 Bürogehilfe, 1895 Beitritt zum Bürogehilfenverband, bis 1902 Bürovorsteher, Beitritt zur SPD, 1895-1908 1. und 1908-1918 2. Vorsitzender im Hauptvorstand des Bürogehilfenverbandes, 1895-1901 Redakteur des Verbandsorgans *Der Büro-Angestellte*, ab 1897 Vorstandsmitglied, ab 1903 Vorsitzender der OKK der Büroangestellten in Berlin, Jan. 1903 bis Juni 1908 Sekretär im Zentralarbeitersekretariat in Berlin, ab 1904 Mitglied des geschäftsführenden Ausschusses der Zentrale für das deutsche Krankenhauswesen, 1908-1918 hauptamtlicher 2. Vorsitzender der Generalkommission der Gewerkschaften, MdR 1912-1925, Okt. 1918 bis Feb. 1919 Staatssekretär im Reichsarbeitsamt, Feb.-Juni 1919 Reichsarbeitsminister, Juni 1919 bis März 1920 Reichskanzler, März-Juni 1920 Reichsschatz- und Reichsverkehrsminister, Mai 1921 bis Nov. 1922 Vizekanzler und Reichsschatzminister, Feb.

Ende des Weltkrieges den politischen Kurs der Freien Gewerkschaften vorgab. Damit war ein Gremium entstanden, „das sich im Laufe der Jahre von einem relativ einflußlosen statistischen Büro zur zentralen Instanz des Dachverbandes entwickelte, die schließlich innerhalb der Freien Gewerkschaften ebensoviel Autorität besaß wie der Parteivorstand innerhalb der SPD.“³⁷⁵

Von dieser zukünftigen Machtstellung war anfangs nur wenig zu erahnen. Angesichts der disparaten Lage der Gewerkschaften nahm die SPD-Führung die Generalkommission in den ersten Jahren ihres Bestehens als politischen Partner kaum ernst. Das angespannte Verhältnis zwischen Bebel und Legien tat ein Übriges, um die Beziehungen auf niedrigem Niveau zu halten; die Revolutionserwartung des Einen und die Reformbestrebungen des Anderen waren in der gegebenen Ausprägung nicht kompatibel. Das *Correspondenzblatt*, das Zentralorgan der Freien Gewerkschaften, hatte 1891 dekretiert: „Der Unterschied zwischen der politischen Tätigkeit, wie die Arbeiterpartei sie entwickelt, und der Aufgabe der Gewerkschaften liegt darin, daß die erstere eine Umgestaltung der gegenwärtigen Gesellschaftsorganisation anstrebt, während die letztere in ihren Bestrebungen, weil die Gesetze uns hierin Grenzen ziehen, auf dem Boden der heutigen bürgerlichen Gesellschaft steht.“³⁷⁶

Sein Verständnis der Aufgaben der Gewerkschaften hatte Legien 1897 in den *Sozialistischen Monatsheften* ausführlich dargelegt:

„Gegenüber der mächtig entwickelten politischen Arbeiterbewegung nehmen die Gewerkschaften anscheinend in Deutschland nur eine wenig bedeutungsvolle Stellung ein. Während die sozialdemokratische Partei von Jahr zu Jahr wachsend heute die stärkste Partei im Lande ist, entwickeln sich die Gewerkschaften nur in langsamem Tempo und sind im Verhältnis zur Zahl der industriellen Arbeiter noch weit von dem Zeitpunkte entfernt, in welchem sie einen bestimmenden Einfluss auf die Lohn- und Arbeitsbedingungen auszuüben vermögen. [...] Die Bedeutung, welche die Verbesserung der Lage der Arbeiter für die Erreichung des Zieles der Sozialdemokratie hat, darf aber nicht unterschätzt werden. Die Ideen des Sozialismus voll begreifen zu können, erfordert eine Intelligenz, wie sie bei in erbärmlicher Ernährung dahin vegetierenden Arbeitern nicht vorhanden ist und vorhanden sein kann. Die Träger der sozialistischen Propaganda sind nicht die auf tiefster Stufe der Lebenshaltung stehenden Arbeiter Osteliens, sondern die Arbeiterkreise, welche sich zu besserer Lebensstellung emporgerungen haben, denn die geistigen Fähigkeiten und die geistige Regsamkeit ist abhängig von der Ernährungsweise. [...]

Die Gewerkschaftsorganisation hat aber nicht nur die Wirkung, dass sie die Arbeiter zum Klassenkampf befähigt, sondern sie stellt selbst den Klassenkampf im ausgeprägtesten Sinne dar. Man kann den Begriff Klassenkampf nicht in dem engen Rahmen fassen, dass nur die auf Beseitigung der bestehenden Gesellschaftsordnung direkt gerichteten Bestrebungen gemeint seien, sondern wird jede geschlossene Tätigkeit der Arbeiterklasse, welche bewusst oder unbewusst dahin zielt, den

1925 im Zusammenhang mit der späteren Barmat-Affäre vorübergehender Parteiausschluss, später rehabilitiert, Juni-Juli 1933 in Haft, gest. 16.9.1944 in Hermsdorf (Krs. Niederbarnim).

³⁷⁵ SCHÖNHOFEN, Die deutschen Gewerkschaften, S. 63.

³⁷⁶ STEINBERG, Gewerkschaften und Sozialdemokratie, in: VETTER (Hrsg.), Vom Sozialistengesetz zur Mitbestimmung, S. 121-134, Zitat: S. 127.

Boden für eine Neuorganisation der Gesellschaft zu ebnet als zum Klassenkampf gehörig betrachten müssen. [...] Bei der die deutsche Arbeiterbewegung von Anbeginn beherrschenden Tendenz ist ein Abschwanken der Gewerkschaftsbewegung von der sozialdemokratischen Partei ausgeschlossen. Mag auch ein äußerer Zusammenhang zwischen den gewerkschaftlichen Organisationen und der politischen Bewegung infolge der bestehenden Vereinsgesetze nicht vorhanden sein, so gehören doch die Gewerkschaften im Geiste zu der einigen proletarischen Bewegung, die sich in der sozialdemokratischen Partei konzentriert.³⁷⁷

Im Jahr darauf ergänzte Legien noch: „In unserer Gesellschaft ist alles eine nackte Machtfrage. Die Macht der Arbeiter liegt in ihrer Organisation. Stärken sie diese, so stärken sie ihre Macht.“³⁷⁸ Am Primat des politischen Kampfes gegenüber der gewerkschaftlichen Arbeit wurde bis auf weiteres – zumindest offiziell – nicht gerüttelt.³⁷⁹ Das Verhältnis zwischen Partei und Gewerkschaften innerhalb der sozialistischen Arbeiterbewegung war damit vorläufig informell geklärt. Der Generalkommission fehlte zu diesem Zeitpunkt schlicht der Hebel, um an diesem Unterordnungsverhältnis etwas zu ändern, und setzte auch deshalb auf den Ausbau der eigenen Organisation.

Die Erfolge bei diesen Bemühungen ließen nicht lange auf sich warten. Der Mitgliederbestand der Gewerkschaften verhielt sich dabei stets in enger Korrelation zur konjunkturellen Entwicklung, die Phasen von Wachstum, Stagnation und Schrumpfung verliefen meist parallel. Nachdem 1896 eine lang andauernde, nur mehrmals kurz unterbrochene Expansionsphase der deutschen Wirtschaft eingesetzt hatte, begann ein nahezu stetiges Wachstum der Mitgliederzahlen der einzelnen Verbände. Ähnlich wie die SPD mussten die Freien Gewerkschaften dabei in einer Konkurrenzsituation agieren: Liberale und Christliche Gewerkschaften zielten (meist) auf die gleiche Klientel ab; obwohl sie im Laufe der Zeit immer mehr zurückfielen, sanken deren Organisationen nicht zur Bedeutungslosigkeit herab und blieben ein ständiger Beweis dafür, „daß objektive Lage und subjektive Einstel-

³⁷⁷ Carl Legien, Die Bedeutung der Gewerkschaftsorganisation für den Klassenkampf der Arbeiter, in: *Sozialistische Monatshefte*, Nr. 10/1897, S. 538-544, hier: S. 538, 540 u. 542.

³⁷⁸ VARAIN, Freie Gewerkschaften, Sozialdemokratie und Staat, Zitat: S. 38.

³⁷⁹ In einem Artikel im *Correspondenzblatt* hatte Legien im Mai 1891 seine Position klar gemacht: „Wir wissen ganz genau, daß eine endgültige Besserung in der Lage der Arbeiterklasse, daß die Beseitigung der Lohnarbeit, die Erringung des vollen Ertrages der Arbeit nur auf politischem Wege erzielt werden können. Andererseits aber muß die Masse der Arbeiter für diese Idee gewonnen werden, gewonnen werden durch den wirtschaftlichen Kampf in der heutigen bürgerlichen Gesellschaft, denn er, der Kampf um die Lebenshaltung gegen die Übergriffe der Unternehmer, gegen den Mißbrauch ihrer ökonomischen Machtstellung, er ist es, welcher dem Arbeiter, der noch nicht genügend für die politische Tätigkeit gewonnen ist, einen Einblick gibt in die Mißstände unserer heutigen Produktion, ihm zeigt, wie wenig er von den besitzenden Klassen zu erwarten hat und wieviel er für sich erreichen kann, wenn er seine eigene Macht durch den Anschluß an seine Leidensgefährten erhöht.“ Auf dem Kölner Parteitag der SPD erklärte Bebel 1893 zur Gewerkschaftsfrage: „Wir mögen gewerkschaftlich organisiert sein wie wir wollen, wenn das Kapital einmal allgemein eine solche Macht erobert hat wie Krupp und Stumm, in der Dortmunder Union, in den Kohlen- und Eisenindustriebezirken des Rheinlands und Westfalens, dann ist es mit der gewerkschaftlichen Bewegung aus, dann hilft nur noch der politische Kampf.“ (SCHÖNHOFEN, Expansion und Konzentration, Zitate: S. 279 u. S. 100, Fn. 28). Auf dem Parteitag wurde auch ein Antrag Legiens, der vorsah, Parteigenossen die Mitgliedschaft in einer Freien Gewerkschaft zur Pflicht zu machen, mit 169 zu 29 Stimmen abgelehnt; es blieb bei einer Sympathieerklärung für die Gewerkschaften. Legien gestand auf dem Parteitag ein: „In Deutschland ist es absolut unmöglich, die gewerkschaftliche Organisation zu solcher Bedeutung zu bringen, daß sie die politische zu überflügeln vermöchte, die ganze Bewegung geht ja von rein politischen Gesichtspunkten aus.“ (STEINBERG, Gewerkschaften und Sozialdemokratie, in: VETTER (Hrsg.), Vom Sozialistengesetz zur Mitbestimmung, S. 121-134, Zitat: S. 129).

lung den einzelnen Arbeiter nicht zwangsläufig zum Anhänger der sozialdemokratischen Bewegung werden ließen.³⁸⁰

Ausgangspunkt der (frei-)gewerkschaftlichen Organisationsbemühungen waren die größeren und mittleren Städte, bis 1914 gelang es allerdings auch, in den meisten kleineren Städten Stützpunkte zu bilden.³⁸¹ Die Attraktivität der Gewerkschaften beruhte nicht zuletzt auf einem immer besser ausgebauten Unterstützungswesen, das auch politisch weniger Interessierte anzog. Die Gesamtmitgliederszahl war – bei sehr hoher Fluktuation - von 277659 (1891) über 680427 (1900) und 1865506 (1907) auf 2584763 (1913) gestiegen.³⁸² Dabei entfielen 70% der Mitglieder auf die sieben großen Verbände, die restlichen 30% auf die 39 kleineren. Das lange Zeit herrschende Nord-Süd-Gefälle schwächte sich in den letzten Jahren vor dem Krieg deutlich ab; auch bei zunehmendem Industrialisierungsgrad blieb der in Süddeutschland lebende Teil der Mitgliederschaft aber eindeutig in der Minderheit.

Gut organisiert waren vor allem Facharbeiter im Handwerk und in mittelgroßen Betrieben mit ausgeprägtem Berufsbewusstsein und vergleichsweise hohem Einkommen, während die un- und angelesenen Arbeiter der großen Fabriken und Bergwerke nur schwer für die Freien Gewerkschaften zu gewinnen waren.³⁸³ Hohe Mobilität, schwierigste Lebensbedingungen, geringe Politisierung und der Druck der Arbeitgeber taten hier ihre Wirkung. Nicht nur bei den Ungelernten, sondern vor allem auch bei den Landarbeitern und den Angestellten erzielten die Freien Gewerkschaften kaum Resonanz. Dies war im ersten Fall vor allem bedingt durch patriarchalisch-feudale Verhältnisse in Ostelbien (dort besaßen drei Millionen Landarbeiter nicht einmal das Streik- und Koalitionsrecht) sowie die soziale Kontrolle und Integrationsfähigkeit der Grundbesitzer in den kleinbäuerlich strukturierten Gebieten; im zweiten Fall lag es an dem von unternehmerischer und staatlicher Seite gezielt geförderten Abgrenzungsbedürfnis der neuen Mittelschichten. So gut wie völlig verschlossen blieb auch der Kreis der staatlich Beschäftigten (Post, Eisenbahn), denen eine Mitgliedschaft bei SPD und Freien Gewerkschaften gesetzlich untersagt war. Schließlich: Die Bemühungen der Gewerkschaftsführung um eine Organisation der weiblichen Beschäftigten hatten nur mäßigen Erfolg (1914 betrug der Frauenanteil an der Gesamtmitgliederschaft 8,7%). Gut gemeinte Ansätze zum Abbau dieses Defizits trafen auch im vermeintlich progressiven sozialdemokratischen Milieu auf hohe soziale und kulturelle Hürden.

³⁸⁰ SCHÖNHOFEN, Die deutschen Gewerkschaften, S. 58.

³⁸¹ Im Jahr 1914 verfügten die Freien Gewerkschaften im Reich über 578 lokale Gewerkschaftskartelle und 130 Arbeitersekretariate.

³⁸² Angabe aus GROH, Negative Integration, S. 734.

³⁸³ Bei der Mitgliedschaft des Metallarbeiter-Verbandes stieg der Anteil der un- oder angelesenen Arbeiter nur von 10,9% (1902) auf 18,6% (1913). (Angabe aus SCHÖNHOFEN, Expansion und Konzentration, S. 54f.).

Der Ausbau der freigewerkschaftlichen Verbände stieß somit auf eine Reihe von Hindernissen, deren größtes die Abwehrmaßnahmen eines sich immer besser organisierenden, intransigenten Unternehmerlagers blieben. Insbesondere die Scharfmacher der Schwerindustrie, unterstützt von ihren publizistischen Hilfstruppen und dem gesamten staatlichen Repressionsapparat aus Polizei, Militär und Justiz, waren fest entschlossen, möglichst viele soziale und grundsätzlich alle mehr oder weniger politischen Konzessionen (etwa Tarifverträge) abzuwehren. Von ihrem „Herr-im-Haus-Standpunkt“ aus blieb(en) die Sozialdemokratie (und damit auch die Freien Gewerkschaften) der um jeden Preis auszuschaltende Feind der herrschenden Ordnung. Gerade in den zentralen Sektoren der Wirtschaft (Chemie, Elektro, Bergbau und Schwerindustrie) mit ihren autoritär durchorganisierten Riesenbetrieben blieben die Möglichkeiten für gewerkschaftliche Arbeit eng begrenzt. Der Ausgang der großen Bergarbeiterstreiks von 1905 und 1912 zeigte, wie die Machtverhältnisse zwischen Kapital und Arbeit gelagert waren; gegen den Unternehmerabsolutismus der Ruhrgebetsmagnaten blieben die Gewerkschaften machtlos. Auf die Strategie des „Klassenkampfes von oben“ fand die Gewerkschaftsführung keine adäquate Antwort, was ihre Legitimität an der Basis aber nicht im Kern gefährdete. Vor 1914 häuften sich allerdings spontane Streiks und Aktionen, die ohne die zuständigen gewerkschaftlichen Instanzen initiiert worden waren.

In der Auseinandersetzung mit den Unternehmerverbänden und den Behörden blieben die Gewerkschaften stets in einer grundsätzlich bedingten Defensive. Darüber konnten auch die zählbaren Erfolge für ihre Klientel nicht hinwegtäuschen. Allein ihr hoher Organisationsgrad (1913 waren 28% der in Lohnarbeit stehenden Männer und Frauen zwischen 16 und 60 Jahren Mitglied der Freien Gewerkschaften³⁸⁴) sicherte ihre Verhandlungsmacht. Diese kam teilweise durchaus zum Tragen, nämlich in Branchen (beispielsweise im Druckgewerbe), in denen die strukturellen Voraussetzungen den Gewerkschaften reale Verhandlungsmacht in die Hand spielte.³⁸⁵ Bis 1914 war es so immerhin gelungen, für ein Fünftel der Beschäftigten in der Industrie Tarifverträge durchzusetzen. Als indirekten Erfolg konnten die Gewerkschaften auch den Ausbau wohlfahrtsstaatlicher Elemente verbuchen.

Die Zahl der Streiks nahm auf der anderen Seite in den Jahrzehnten vor dem Krieg stetig zu, wobei sie zuletzt von den Aussperrungen übertroffen wurden, ein untrügliches Indiz für die Machtstellung der Unternehmer. Dennoch kam es in einer wachsenden Zahl von Fällen zu einer Konfliktregelung ohne Arbeitskampf. Weitere Ziele der Gewerkschaften, etwa der beherzte Ausbau des Sozialversi-

³⁸⁴ Angabe aus GREBING, Arbeiterbewegung, sozialer Protest, S. 123.

³⁸⁵ Der Organisationsgrad war dabei von Branche zu Branche sehr unterschiedlich: „Für die Zeit vor dem 1. Weltkrieg kann man als generelle Regel mit nur geringen Ausnahmen aufstellen: Je besser organisiert und organisierbar ein Industriezweig oder Sektor im Produktions- und Distributionsbereich in bezug auf die Arbeitgeberverbände war, desto kleiner war der Anteil der gewerkschaftlich organisierten Arbeiter.“ (GROH, Intensivierung der Arbeit, in: Ders., Emanzipation und Integration, S. 49-115, hier: S. 70).

cherungswesens oder ihre rechtliche Anerkennung als Tarifpartei, blieben utopisch. Rechtslage und Rechtsprechung behielten ihren die Arbeitnehmerinteressen diskriminierenden Charakter bei. Wie prekär das Verhältnis von Kapital und Arbeit blieb, belegen allein schon die permanenten, vor 1914 forcierten Versuche der Arbeitgeberorganisationen das ohnehin schwach abgesicherte Streikrecht einzuschränken; Alexander Schlicke³⁸⁶, der Vorsitzende des Metallarbeiter-Verbandes, sprach hier von „Unternehmerterrorismus“³⁸⁷.

Die Gewerkschaftsführung sah sich vor die Frage gestellt, wie sie auf die drohende Einschränkung ihrer Handlungsmöglichkeiten reagieren sollte. Vorerst agierte sie rein defensiv-legalistisch und legte ihre ganze Kraft in die tagespolitische Kleinarbeit und den Ausbau der Organisation. Dies erfolgte nach der von Legien auf dem Gothaer SPD-Parteitag 1896 ausgegebenen Parole: „Die Organisation ist alles!“³⁸⁸ Die Organisation zu stärken, erforderte zuerst, Führungspositionen mit solchen Kräften zu besetzen, die den Anforderungen gewachsen waren. Die dabei auftretenden Schwierigkeiten beklagte 1901 der Nürnberger Arbeitersekretär Martin Segitz³⁸⁹ auf dem Kongress des Metallarbeiter-Verbandes:

„Die Geschichte der meisten Gewerkschaftsführer ist eine wahre Leidensgeschichte. Zum Haß der Unternehmer, zur Verfolgung des politischen Gegners gesellt sich häufig noch der Unverstand und die Geringschätzung in den eigenen Reihen. In den ungezogenen Vorwurf, daß die Gewerkschaftsführer sich von den Groschen der Arbeiter mästen, wird vielfach stillvergnügt oder laut jubelnd seitens unverständiger Arbeiter eingestimmt. Ist es da ein Wunder, wenn so viele fähige und brauchbare Kräfte es vorziehen, als Vorarbeiter, Werkmeister, oder Komptoiristen [sic] der Unternehmer zu dienen, anstatt ihre Arbeitskraft der gewerkschaftlichen Organisation zu widmen?“³⁹⁰

Dieser Schilderung lagen sicherlich reale Vorgänge und Mechanismen zugrunde; insgesamt gelang es den Freien Gewerkschaften aber sehr wohl, aus dem Kreis der „klassenbewussten“, durchset-

³⁸⁶ Schlicke, Alexander, geb. 26.3.1863 in Berlin, 1870-1881 Volksschule und Gymnasium in Berlin, 1881-1884 Feinmechanikerlehre und Handwerksschule für Feinmechanik in Berlin, Wanderschaft, Beitritt zur Gewerkschaft, bis 1891 Feinmechaniker, 1889-1891 Vorstandsmitglied des Metallarbeiterfachvereins und 1890 Bezirksvertrauensmann der Metallarbeiter in Frankfurt/Main, Beitritt zur SPD, 1891 Vorstandsmitglied der SPD in Frankfurt/Main, 1890-1891 Hauptvertrauensmann der Mechaniker und verwandter Berufsgenossen Deutschlands, 1891-1895 hauptamtlicher Sekretär und 1895-1919 1. Vorsitzender im Hauptvorstand des Metallarbeiter-Verbandes mit Sitz in Stuttgart, 1905-1920 nebenamtlicher Sekretär des Internationalen Metallarbeiterbundes, 1917-1918 Sachverständiger der Gewerkschaften im Kriegs- und Demobilmachungsamt in Berlin, MdR 1919-1930, Jan.-Juni 1919 württembergischer Arbeitsminister, Juni 1919 bis Juni 1920 Reichsarbeitsminister, 1920-1928 hauptamtlicher Direktor des Zweigamts Berlin des Internationalen Arbeitsamts in Genf, gest. 6.2.1940 in Stuttgart.

³⁸⁷ So auf dem Gewerkschaftstag in München im Juni 1914. (WACHENHEIM, Die deutsche Arbeiterbewegung, Zitat: S. 582).

³⁸⁸ OPEL, Metallarbeiter-Verband, Zitat: S. 18.

³⁸⁹ Segitz, Martin, geb. 26.7.1853 in Fürth, 1860-1867 Volksschule in Fürth, 1867-1870 Hilfsarbeiter, 1870-1873 Zinngießerlehre in Fürth, 1874 Beitritt zur SDAP, Berufstätigkeit als Zinngießer, Flaschner und Gürtler, ab 1888 in der Gewerkschaftsbewegung aktiv, 1890-1894, 1908-1918 und von 1920 bis zu seinem Tod Redakteur bei der *Fränkischen Tagespost*, 1893-1919 Gemeindebevollmächtigter, 1919-1923 Stadtrat in Fürth, 1894-1908 Arbeitersekretär in Nürnberg, MdL 1897-1927, MdR 1898-1903 und 1912-1918, Nov. 1918 Mitglied des provisor. Nationalrates in Bayern, Nov. 1918 bis März 1919 Staatskommissar für Demobilmachung, gest. 31.7.1927 in Fürth.

zungsfähigen, leistungsorientierten und in der Regel überdurchschnittlich qualifizierten Arbeiter ihren Funktionärsnachwuchs zu rekrutieren.³⁹¹ Dabei spielte auch eine Rolle, dass ein hauptamtlicher Posten im Gewerkschaftsapparat in der nach Klassen segregierten Gesellschaft des Kaiserreiches für Arbeiter oft die einzige Möglichkeit eines beruflichen und sozialen Aufstiegs, ja überhaupt einer soliden materiellen Absicherung bildete.³⁹² Der Aufbau eines bürokratischen Apparates war dabei im Zuge der wachsenden Aufgaben und Mitgliederzahlen eine sachliche Notwendigkeit (die Zahl der hauptamtlichen Angestellten der Freien Gewerkschaften stieg von 1900 bis 1914 von 269 auf 2876³⁹³). Was dabei oft übersehen wird: „Im Hinblick auf die beträchtlichen Organisationsleistungen, welche SPD und Gewerkschaften zu erbringen hatten, war der Grad der formalen Bürokratisierung eher zu gering. Die im Kaiserreich immer wieder ausgemachten organisatorischen Defizite der Arbeiterbewegung mussten vielfach durch eine weitaus größere Zahl an ehrenamtlichen Funktionären ausgeglichen werden.“³⁹⁴

Die Folgen der dennoch unbestreitbaren Bürokratisierung für die politische Mentalität der Funktionäre, d. h. Formen einer eventuell eingetretenen „deformation professionnelle“, sind schwieriger zu erfassen als meist angenommen, was an Einzelbeispielen noch zu erläutern sein wird. Wenig schmeichelhaft war auch das Urteil von Michels über die Gewerkschaftsbewegung: „Mit dem Bürokratismus des preußischen Staates teilt sie das Ordnungsgefühl, die Beflissenheit und die guten Qualitäten von Finanzbeamten.“³⁹⁵ Insgesamt gesehen lässt sich auch kaum bestreiten, dass die Arbeit der Gewerkschaften mit der reformistischen Lehre in der SPD nicht nur vordergründig größere

³⁹⁰ SCHÖNHOFEN, Expansion und Konzentration, Zitat: S. 250f., Fn. 189.

³⁹¹ Zu den Anforderungen an einen Gewerkschaftsführer schrieb Josef Simon später: „Die Arbeitsleistung eines Spitzenfunktionärs der Gewerkschaften war immer sehr groß. Sie war vor allem dadurch gekennzeichnet, daß sie fortwährend von den Umständen abhing. Große Streiks führte der Vorsitzende in der Regel selbst, und da solche Streiks oft nicht isoliert, sondern wellenweise hintereinander ausbrachen, kann man sich vorstellen, wie in solchen Fällen die Tage mit Reisen, Verhandlungen, Versammlungen und wieder Reisen ausgefüllt waren. Ich erinnere mich, einmal drei Tage und drei Nächte nicht mehr zum Schlafen gekommen zu sein. Eine Vorbedingung für eine erfolgreiche Arbeit als Gewerkschaftsführer war zweifellos eine eiserne Gesundheit. Als weitere Vorbedingungen möchte ich nennen: Eine gründliche Berufskennntnis, die bis in alle Einzelheiten der Fabrikation gehen mußte, große Menschenkenntnis, Geduld und ausgesprochenes Verhandlungsgeschick und ein gutes Redetalent.“ (J. SIMON, Erinnerungen, in: MIRKES (Hrsg.), Josef Simon, S. 11-202, hier: S. 162).

³⁹² In welchem Maße es für Arbeiter tatsächlich auch anderweitige – evtl. attraktivere – Aufstiegsmöglichkeiten gab, wie dies Josef Simon behauptete (siehe unten Kap. 2.4.4.), kann an dieser Stelle nicht erörtert werden.

³⁹³ Während sich hier die Zahl der Stellen mehr als verzehnfachte, wuchs die Zahl der Mitglieder „nur“ auf das Vierfache an. (Angabe aus STEINBERG, Gewerkschaften und Sozialdemokratie, in: VETTER (Hrsg.), Vom Sozialistengesetz zur Mitbestimmung, S. 121-134, hier: S. 130).

³⁹⁴ Jürgen MITTAG, Zwischen Professionalisierung und Bürokratisierung: Der Typus des Arbeiterfunktionärs im Wilhelminischen Deutschland, in: Klaus SCHÖNHOFEN/Bernd BRAUN (Hrsg.), Generationen in der Arbeiterbewegung, München 2005, S. 107-143, hier: S. 136f).

³⁹⁵ GENETT, Der Fremde im Kriege, Zitat: S. 326.

Affinitäten aufwies als mit anderen Parteiströmungen. August Winnig³⁹⁶, der 2. Vorsitzende des Bauarbeiterverbandes, beschrieb 1909 den (oft) wirksamen Mechanismus:

„Es trifft zweifellos zu, dass der in vorderster Linie des Klassenkampfes stehende Arbeiterführer, also der Gewerkschaftsbeamte, ganz besonders für die Aufnahme reformistischer Ideen disponiert ist. [...] Die Vertragspolitik führt den Gewerkschaftsführer auf die eigentlich reformistische Auffassung des gesellschaftlichen Werdens überhaupt. Er kann nicht mehr an die große Sündflut glauben, die einmal hereinbrechen und allen Unrat ins Meer der ewigen Vergangenheit schwemmen soll. Er sieht den grossen kontinuierlichen Prozess der sozialistischen Durchdringung des Wirtschaftslebens, an dem ja auch seine Tätigkeit mitwirkt, plastisch vor sich abspielen. [...] Gerade die reformistische Auffassung weist den wirtschaftlichen Organisationen wichtige Aufgaben in dem Kampf für die Sozialisierung und Demokratisierung zu, während doch mancher *Radikale* die gewerkschaftlichen Erfolge mit Misstrauen betrachtet.“³⁹⁷

Der größere Teil der Gewerkschaftsführer stellte sich tatsächlich bei den innerparteilichen Auseinandersetzungen ab Mitte der 1890er Jahre auf die Seite der selbst ernannten Pragmatiker, die nicht mit einer unmittelbar bevorstehenden Revolution rechneten oder diese gar herbeiführen wollten und von utopischen Zukunftsentwürfen eher wenig hielten.³⁹⁸ Es bildete sich die Haltung des theoriefeindlichen „Praktizismus“ heraus, die ihr Fundament in der Alltagsarbeit der Funktionäre hatte und auf abstrakt-ideologische Unterfütterung nicht angewiesen war. Die Bündnispartner in den innerparteilichen Auseinandersetzungen fanden sich dabei von selbst, wobei beachtet werden muss, dass es innerhalb der Gewerkschaften stets oppositionelle Kräfte in erheblichem Umfang gab, die dem Kurs der Generalkommission kritisch gegenüberstanden. Für die Zeit des Weltkrieges wird

³⁹⁶ Winnig, August, geb. 31.3.1878 in Blankenburg am Harz, 1883-1892 Volksschule in Blankenburg, 1892-1895 Maurerlehre in Blankenburg, Wanderschaft, 1896 Beitritt zur SPD, Beitritt zur Gewerkschaft, 1900-1902 Militärdienst, bis 1904 Maurer, 1903-1904 Vorsitzender der SPD und der Filiale des Maurerverbandes in Blankenburg, 1904-1905 Geschäftsführer des Maurerverbandes in Gelsenkirchen, dort Vorstandsmitglied der SPD, 1905-1912 Redakteur des Verbandsorgans *Grundstein*, Jan. 1913 bis Nov. 1918 hauptamtl. 2. Vorsitzender und Leiter der Abteilung Literatur und Statistik im Hauptvorstand des Bauarbeiterverbandes mit Sitz in Hamburg, MdL in Hamburg 1913-1921, Vorstandsmitglied der SPD-Wahlkreisorganisation in Hamburg, 1915-1919 ständiger Mitarbeiter der Zeitschrift *Die Glocke*, 1916 Garnisonsdienst in Schleswig, Nov. 1918 Zivilkommissar der Arbeiter- und Soldatenräte des Gouvernements Libau, Nov. 1918 bis Jan. 1919 Generalbevollmächtigter des Reichs für die baltischen Lande und Dez. 1918 bis Jan. 1919 zugleich deutscher Gesandter bei den provisor. Regierungen von Estland und Livland, MdR 1919-1920, Jan. 1919 bis Juni 1920 Reichsbevollmächtigter für den Osten, Juli 1919 bis März 1920 Oberpräsident in Ostpreußen, 1920 Ausschluss aus der SPD wegen seiner Haltung während des Kapp-Putsches, ab 1920 Schriftsteller in Königsberg, Hamburg, Berlin und Potsdam, Okt. 1920 bis Dez. 1921 Herausgeber der Wochenschrift *Morgen*, 1923-1933 ständiger Mitarbeiter der *Berliner Börsenzeitung* und anderer bürgerlicher Zeitungen, 1922-1924 Studium der Geschichte und Volkswirtschaft in Berlin, 1923-1932 besoldeter Vorsitzender des aml. Schlichtungsausschusses für Brandenburg, Juni 1927 Beitritt zur ASP, einer der Spitzenkandidaten bei der Reichstagswahl von 1928, danach Rückzug aus der ASP, Juli 1930 Beitritt zur Konservativen Volkspartei, ab Nov. 1945 Schriftsteller in Vienenburg, ab 1948 in Wörlingerode am Harz, 1953 Ehrendoktor der Universität Göttingen, Verfasser mehrerer politischer und literarischer Werke, gest. 3.11.1956 in Bad Nauheim.

³⁹⁷ August Winnig, Die Gewerkschaftsbeamten in der Partei, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 11 vom 3.6.1909, S. 704-708, hier: S. 706 u. 708.

³⁹⁸ So erklärte Legien auf dem Gewerkschaftskongress von 1899: „Gerade wir, die gewerkschaftlich organisierten Arbeiter, wünschen nicht, daß es zum großen Kladderadatsch kommt und daß wir genötigt sind, auf den Trümmern der Gesellschaft Einrichtungen zu schaffen, gleichwohl ob sie besser oder schlechter sind wie die jetzigen. Wir wünschen den Zustand der ruhigen Entwicklung.“ (STEINBERG, Gewerkschaften und Sozialdemokratie, in: VETTER (Hrsg.), Vom Sozialistengesetz zur Mitbestimmung, S. 121-134, Zitat: S. 132).

dies am Beispiel von Josef Simon³⁹⁹, dem langjährigen Vorsitzenden des Schuhmacherverbandes, noch deutlich werden (den Weg zur USPD fanden neben Simon und Robert Dißmann⁴⁰⁰ noch einige weitere führende Gewerkschafter).

Kritik an den Tendenzen zur Bürokratisierung und „Verbürgerlichung“ des rasch expandierenden Gewerkschaftsapparates und seiner reformorientierten Strategie war bereits frühzeitig laut geworden. In ihrer 1899 erschienenen Schrift „Sozialreform oder Revolution?“ hatte Rosa Luxemburg die Notwendigkeit der gewerkschaftlichen „Sisyphusarbeit“⁴⁰¹ zur Verbesserung der Lage der Arbeiter anerkannt; gleichzeitig sagte sie den Gewerkschaften zunehmende Schwierigkeiten voraus, was durch das Wachstum der Organisationen nicht widerlegt werden sollte. Auch Kautsky kam in seinen Analysen (etwa 1909 in „Der Weg zur Macht“) zu dem Schluss, dass die Methode allmählicher sozialer Fortschritte innerhalb des bestehenden Gesellschaftssystems an ihre Grenze gelangt sei. Bei Ledebour hatte sich darüber hinaus bereits um die Jahrhundertwende die Befürchtung festgesetzt, „die Gewerkschaften könnten mit zunehmender realer Macht der Partei das Recht auf die Bestimmung der politischen Richtlinien streitig machen und eines Tages mit einem Superioritätsanspruch gegenüber der Partei hervortreten.“⁴⁰² Der Parteiredakteur Adolf Braun, selbst in der Gewerkschaftsbewegung fest verwurzelt, warnte 1904 gegenüber Kautsky: „Weit mehr als den Revisionismus haben wir geheime, jeder öffentlichen Diskussion aus dem Wege gehende Strebungen der Gewerkschaftsführer zu befürchten. Diese tragen die Fessel der Partei nur mit Ärger und Widerwillen,

³⁹⁹ Simon, Josef, geb. 23.5.1865 in Schnepfenbach (Krs. Alzenau/Unterfranken), 1871-1878 Volksschule in Ernstkirchen, Kleinkahl und Johannesberg (Unterfranken), 1878-1881 Schuhmacherlehre in Huckelheim, Wanderschaft, 1885 Beitritt zur SAP und zur Gewerkschaft, bis 1897 Schuhmachergeselle, Schuhfabrikarbeiter und Werkmeister, Nov. 1888 Ausweisung aus Frankfurt/Main, Jan. 1891 Verurteilung zu vierwöchiger Haftstrafe aus politischen Gründen, bis 1897 führender Funktionär des Schuhmacherverbandes, u. a. in Gelnhausen und Offenbach, 1894-1900 Vorsitzender des zentralen Verbandsausschusses des Schuhmacherverbandes, 1897-1899 Geschäftsführer einer genossenschaftlichen Schuhfabrik in Erfurt, 1897-1900 Gemeindebevollmächtigter in Ilversgehofen (bei Erfurt), 1900-1933 hauptamtlicher Vorsitzender im Hauptvorstand des Schuhmacherverbandes mit Sitz in Nürnberg, seit 1907 Internationaler Sekretär der Schuharbeiter, Mitglied des SPD-Landesvorstandes in Bayern, Kassier im Gauvorstand der nordbayer. SPD, MdL 1907-1918, 1908-1919 Gemeindebevollmächtigter und 1919-1928 Stadtrat in Nürnberg, MdB 1912-1918 und 1920-1932, Jan. 1919 Kandidatur für die USPD zum Landtag und zur deutschen Nationalversammlung, Jan. 1919 in die deutsche Nationalversammlung gewählt, Mandat jedoch wieder aberkannt, Okt. 1917 Übertritt zur USPD, 1918/1919 Mitglied des provisor. Nationalrates in Bayern, 18. März bis 7. April 1919 Minister für Handel und Gewerbe im Kabinett Hoffmann, ab Okt. 1919 2. Vorsitzender der USPD in Bayern, ab Dez. 1919 Mitglied der Programmkommission (auf Reichsebene), Mai 1921 bis Sept. 1922 Mitglied des USPD-Landesvorstandes, 1920-1933 Mitglied des Reichswirtschaftsrates, 1920-1922 Mitglied des USPD-Parteirates, Delegierter auf den USPD-Parteitag 1919 (Leipzig), 1920 und 1922 (Leipzig), 1922 Rückkehr zur SPD, Mai 1933 Verhaftung, Juli 1933 bis Jan. 1934 im KZ Dachau, danach Überwachung durch Gestapo, Rentner, Aug.-Dez. 1935 erneut Haft in Nürnberg, Fürth und Dachau, nach 1945 wieder in der Nürnberger SPD aktiv, dort Ehrenvorsitzender der Partei und der Gewerkschaft, Gründer und Aufsichtsratsvorsitzender der Konsumgenossenschaft Nürnberg-Fürth, gest. am 1.4.1949 in Kornwestheim (Württemberg) während der Teilnahme am Gründungskongress der Gewerkschaft Leder.

⁴⁰⁰ Dißmann, Robert, geb. 8.8.1878 in Hülsenbusch (Krs. Gummersbach), Volksschule, danach Dreher- und Maschinenbauerlehre, 1897 Beitritt zur SPD und zur Gewerkschaft, 1900-1905 Geschäftsführer des Metallarbeiter-Verbandes in Elberfeld-Barmen und 1905-1908 in Frankfurt/Main, 1908-1912 Parteisekretär in Hanau, 1912-1917 Bezirksparteisekretär für Hessen-Nassau, 1917 Übertritt zur USPD, 1917-1919 Parteisekretär der USPD in Frankfurt/Main, ab Nov. 1919 bis zu seinem Tod Vorsitzender des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes, MdB 1920 bis zu seinem Tod, 1922 Rückkehr zur SPD, gest. 30.10.1926 auf einer Schiffsreise.

⁴⁰¹ STEINBERG, Gewerkschaften und Sozialdemokratie, in: VETTER (Hrsg.), Vom Sozialistengesetz zur Mitbestimmung, S. 121-134, Zitat S. 130.

⁴⁰² Ursula RATZ, Georg Ledebour. Weg und Wirken eines sozialistischen Politikers, Berlin 1969, S. 62.

sie möchten gerne eine gewerkschaftliche Arbeiterpartei, eine Kontrolle der Gewerkschaftsführer in der Reichstagsfraktion durch die oberste Gewerkschaftsleitung durchsetzen.“⁴⁰³ Die Generalkommission antwortete auf die Vorwürfe der Parteilinken mit publizistischen Gegenattacken; dabei wurden Kautskys Urteile über die Grenzen der Reformierbarkeit der bestehenden Gesellschaft nicht mehr einfach als allgemeine Kritik am Kapitalismus, sondern speziell an der Tätigkeit der Gewerkschaften interpretiert. Hier verknüpften sich bald persönliche mit politischen Differenzen, was zu einer Entfremdung zwischen der Parteilinken und der Gewerkschaftsführung führte. Dies sollte im Laufe der Zeit auch Folgen für die Machtverteilung innerhalb der SPD haben.

In die mit wechselnden Frontstellungen geführten Streitigkeiten, die das Geschehen in der SPD prägten, wurden die Gewerkschaftsvertreter nach der Jahrhundertwende immer mehr hineingezogen. Besorgten Stimmen entgegnete Robert Schmidt 1906: „Es ist sehr interessant: Wir, die wir auf dem Boden der materialistischen Geschichtsauffassung stehen, die wir den Einfluß einzelner Personen auf große soziale Bewegungen ablehnen, die wir der Meinung sind, einzelne Personen können eine solche Bewegung nicht dirigieren, sondern das ganze soziale Milieu ergebe die ganze Richtung einer großen Bewegung, die großen Theoretiker der materialistischen Geschichtsauffassung sprechen nun auf einmal von dem unheilvollen Einfluß einzelner Gewerkschaftsbeamter.“⁴⁰⁴ Das klang logischer als es tatsächlich war, denn den angesprochenen Kritikern ging es zunächst wohl mehr um strukturelle Wirkungen als um einzelne Personen. Im Übrigen argumentierte Schmidt auf dem Boden der „materialistischen Geschichtsauffassung“ wenig überzeugend, da er und seine Gesinnungsgenossen in der Gewerkschaftsführung davon wenig verstanden und sich im Alltag noch weniger danach richteten. Der Rekurs auf marxistische Theoreme wurde bezeichnenderweise dennoch als geeignetes Instrument zur Verteidigung des eigenen Handelns betrachtet, auch wenn ihnen gegenüber Unkenntnis und Unglauben herrschte. Dialektik und Dilemma des in der Gewerkschaftsführung weit verbreiteten Denkens kamen hier zum Vorschein.

Bereits lange vor Kriegsausbruch zeigte sich, dass „die materiellen Interessen der Gewerkschaften und ihre praktische Tätigkeit die ursprüngliche Konzeption von der baldigen revolutionären Umgestaltung der Gesellschaft zumindest in den Köpfen der beamteten Funktionäre und der – zwar der Wahl unterliegenden, aber kontinuierlich wiedergewählten – Gewerkschaftsspitzen verblassen ließen.“⁴⁰⁵ Ähnlich wie in der SPD setzte auch in den Freien Gewerkschaften eine Entwicklung ein, die – bei formal weiter bestehender organisationsinterner Demokratie – zu einer spürbaren Oligar-

⁴⁰³ A. Braun an K. Kautsky vom 30.10.1904. (GROH, Die Sozialdemokratie 1897-1909, in: Ders., Emanzipation und Integration, S. 253-566, Zitat: S. 341).

⁴⁰⁴ SCHÖNHOFEN, Expansion und Konzentration, Zitat: S. 223.

⁴⁰⁵ OPEL, Metallarbeiter-Verband, S. 22.

chisierung führte; die Gewerkschaftsführung nutzte ihren Wissensvorsprung aus, gemäß der Devise: „Wir wären doch dumme Kerle, wenn wir nicht imstande wären, in Versammlungen einen uns richtig erscheinenden Beschluß herbeizuführen. Das müssen wir doch jeden Tag machen.“⁴⁰⁶ Dieses Verhalten wurde von der Mehrheit der Mitglieder zwar stillschweigend oder grollend akzeptiert, ließ oppositionellen Strömungen aber zu wenig Raum, um auf veränderte Rahmenbedingungen rechtzeitig reagieren zu können. Dem Wachstum der Freien Gewerkschaften tat dies vorerst keinen Abbruch. Der weit überwiegende Teil der organisierten Arbeiterschaft ging mit der wenig revolutionären Haltung der Generalkommission stillschweigend konform oder war zumindest nicht bereit bzw. in der Lage, dagegen wirksamen Widerstand zu organisieren.

Auch deshalb überwog in den Freien Gewerkschaften das Interesse an Fragen der aktuellen Taktik dasjenige an theoretischen Debatten über die langfristige Strategie der Arbeiterbewegung. Gestärkt wurde die Stellung der Generalkommission noch durch den Umstand, dass es innerhalb der Gewerkschaften keine Auseinandersetzungen gab, die an Heftigkeit etwa mit dem Revisionismusstreit innerhalb der SPD vergleichbar gewesen wären. „So begegneten sich bis zum Weltkrieg die Exponenten des Reformismus innerhalb der Partei, die – vorläufig nur in ihrer Praxis, noch nicht in ihrer Theorie – konservativ gewordene Parteiführung und die Gewerkschaftsführer auf einer gemeinsamen Linie.“⁴⁰⁷ Dies verschaffte der Linie des Parteivorstandes dann einen wichtigen Startvorteil im Parteistreit; kritische Stimmen innerhalb der Gewerkschaftsbewegung verstummten aber auch im Krieg nicht ganz.

Wie das Kräfte- bzw. Abhängigkeitsverhältnis zwischen Partei- und Gewerkschaftsführung inzwischen gelagert war, sollte sich 1905/6 im Zuge der so genannten Massenstreikdebatte zeigen.⁴⁰⁸ Bereits einige Jahre zuvor hatte die Generalkommission im *Correspondenzblatt* gefordert: „Selbst Kautsky gegenüber [...] müssen wir entschieden daran festhalten, daß die Taktik der Gewerkschaften lediglich durch Beschlüsse der deutschen Gewerkschaftskongresse bestimmt wird.“⁴⁰⁹ Inzwischen übertraf die Mitgliederzahl der Freien Gewerkschaften diejenige der SPD um das Vierfache;⁴¹⁰ noch größer war der Abstand bei den zur Verfügung stehenden Finanzmitteln.⁴¹¹ Zusätzlich

⁴⁰⁶ So der Verbandsvorsitzende Theodor Bömelburg 1906 in einer Vorstandskonferenz. (EICHLER, Von Köln nach Mannheim, Zitat: S. 18).

⁴⁰⁷ OPEL, Metallarbeiter-Verband, S. 25.

⁴⁰⁸ Siehe dazu auch EICHLER, Von Köln nach Mannheim, S. 264-290.

⁴⁰⁹ VARAIN, Freie Gewerkschaften, Sozialdemokratie und Staat, Zitat: S. 30.

⁴¹⁰ Im Jahr 1906 zählte die SPD 384327 Mitglieder, die Freien Gewerkschaften kamen auf 1689709. (Angabe aus GROH, Negative Integration, S. 733f).

⁴¹¹ Während die Jahreseinnahmen der SPD 1906 bei 811000 Mark lagen, wozu noch ca. 2 Millionen Mark der Ortsvereine kamen, verbuchten die Zentralverbände der Freien Gewerkschaften in diesem Jahr Einnahmen von 41602939 Mark. (Angabe aus STEIN-

wirkte noch ein gewachsenes Selbstvertrauen der Gewerkschaftsführer, die ihre Positionen in der Partei, wo sie zahlreiche Ämter und Mandate innehielten, offensiv vertraten. Eine Neujustierung des Verhältnisses zwischen den beiden Trägern der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung war ohnehin überfällig; es folgen kurze Bemerkungen zu ihrem Ablauf.

Den ersten Anstoß zur Diskussion des Massenstreiks hatte bereits 1903 ein Artikel von Hilferding in der *Neuen Zeit* gegeben, in dem er ihn als Abwehrmittel im Falle der Abschaffung des allgemeinen Wahlrechts propagierte; für den rechten Parteiflügel legte Kolb hier Widerspruch ein.⁴¹² Eine Zeit lang vermochte es der Parteivorstand noch, die längst notwendige Diskussion zu verhindern. Der entscheidende Impuls kam dann von außen: Angesichts der russischen Revolution von 1905 und der in Belgien, den Niederlanden und Schweden erfolgten Versuche zur Durchsetzung des allgemeinen Wahlrechts mit Hilfe des Generalstreiks wurde nun auch in der deutschen Sozialdemokratie offen diskutiert, ob dieses bislang oft als „anarchistisch“ oder „syndikalistisch“ verpönte Mittel zur Durchsetzung wichtiger Ziele – insbesondere zur Abschaffung des preußischen Dreiklassenwahlrechts – geeignet sein könnte bzw. zur Abwehr von Versuchen, das Reichstagswahlrecht zu verschlechtern.⁴¹³ „Offensiver“ oder „defensiver“ Einsatz dieses Kampfmittels – dies war nur eine der Fragen, die nun für Streit sorgten.

Kautsky hatte in mehreren Beiträgen eine Argumentation entwickelt, die für den Massenstreik so strenge Voraussetzungen forderte, dass seine Anwendung in eine fernere Zukunft verschoben wurde. Im August 1904 (auf dem internationalen Sozialisten-Kongress in Amsterdam) bezeichnete Robert Schmidt im Namen der deutschen Gewerkschaften den Massenstreik als „überhaupt nicht diskutabel“⁴¹⁴. Der Kölner Gewerkschaftskongress vom Mai 1905 beschloss folgerichtig (gegen sieben Stimmen): „Der Kongreß hält [...] auch alle Versuche, durch die Propagierung des politischen Massenstreiks eine bestimmte Taktik festlegen zu wollen, für verwerflich; er empfiehlt der organisierten Arbeiterschaft, solchen Versuchen energisch entgegenzutreten. Den Generalstreik, wie er von Anarchisten und Leuten ohne jegliche Erfahrung auf dem Gebiete wirtschaftlichen Kampfes vertreten wird, hält der Kongress für indiskutabel; er warnt die Arbeiterschaft, sich durch die Aufnahme und Verbreitung solcher Ideen von der täglichen Kleinarbeit zur Stärkung der Arbeiterorganisationen abhalten zu lassen.“⁴¹⁵ Was auf diese einseitige Stellungnahme folgte, war „eine wahre Schlacht

BERG, Gewerkschaften und Sozialdemokratie, in: VETTER (Hrsg.), Vom Sozialistengesetz zur Mitbestimmung, S. 121-134, hier: S. 133).

⁴¹² Vgl. Wilhelm Kolb, Zur Frage des Generalstrikes, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 3 vom März 1904, S. 207-211.

⁴¹³ Das Jahr 1905 hatte auch in Deutschland einen Höhepunkt der Streiktätigkeit gebracht, der die Gewerkschaften zu hohen Unterstützungszahlen zwang und damit ihre defensive Haltung zur Absicherung der Organisation bestärkte.

⁴¹⁴ GROH, Die Sozialdemokratie 1897-1909, in: Ders., Emanzipation und Integration, S. 253-566, Zitat: S. 366.

⁴¹⁵ Resolution abgedruckt in: GREBING, Arbeiterbewegung, sozialer Protest, S. 159.

zwischen Partei- und Gewerkschaftspresse.⁴¹⁶ Auch innerhalb der Gewerkschaften meldeten sich an mehreren Orten Kritiker zu Wort.

Die SPD musste nun auf den Kölner Beschluss reagieren. Auf dem rechten Parteiflügel gab es eine starke Strömung, die die Haltung der Generalkommission teilte. Deutlich davon abgesetzt war eine Gruppe von „radikalen Revisionisten“ (Dieter Groh), die den Massenstreik zwar nicht, wie Rosa Luxemburg, als Instrument zum Herbeiführen der Revolution betrachteten, aber sehr wohl als ein unter bestimmten Voraussetzungen geeignetes außerparlamentarisches Kampfmittel. Ströbel, der zur gemäßigten Linken zählte, befand: „Die Sache ist leider die, daß die *Masse* der Gewerkschaftler infolge der seit Jahren beobachteten `Neutralität` *politisch indifferent* geworden ist und die Gewerkschaftsbewegung tatsächlich nur vom Standpunkt des kleinlichsten Berufs- und Augenblicksinteresses aus beurteilt.“⁴¹⁷ Für die Gewerkschaftsführung drohte Elm: „Die Gewerkschaftsführer in Jena als ungeratene Schulbuben behandeln zu wollen, denen einmal ganz gehörig der Kopf zurecht gesetzt werden müsste, würde die Gefahr naherücken, daß das bisherige freundschaftliche Verhältnis zwischen Partei und Gewerkschaft aufs bedenklichste getrübt werden könnte.“⁴¹⁸

Auf dem Parteitag in Jena, der wenige Monate nach dem Kölner Kongress stattfand, stand der Massenstreik – und damit implizit das Verhältnis zwischen Partei und Gewerkschaften – im Mittelpunkt der Debatte. Bebel hatte sich vorgenommen, das „Feuer in Jena nach Möglichkeit zu dämpfen“⁴¹⁹; an diesem Ziel war seine Parteitagsstrategie ausgerichtet. In einer kurz zuvor abgehaltenen gemeinsamen Konferenz hatte der Parteivorstand der Gewerkschaftsführung bereits zugesichert, Angriffe auf sie zu unterlassen. Die Weichen waren so schon frühzeitig in Richtung auf einen Formelkompromiss gestellt. Bebel selbst brachte eine Resolution zur Massenstreikfrage ein, die vorsah, „daß es namentlich im Falle eines Anschlages auf das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht oder das Koalitionsrecht die Pflicht der gesamten Arbeiterklasse ist, jedes geeignet erscheinende Mittel zur Abwehr nachdrücklich anzuwenden. Als eines der wirksamsten Kampfmittel, um ein solches politisches Verbrechen an der Arbeiterklasse abzuwehren oder um sich ein wichtiges Grundrecht für ihre Befreiung zu erobern, betrachtet gegebenen Falles der Parteitag `die umfassendste Anwendung der Massenarbeitseinstellung`.“⁴²⁰

⁴¹⁶ SCHORSKE, Die große Spaltung, S. 65.

⁴¹⁷ Heinrich Ströbel, Gewerkschaften und „sozialistischer Geist“, in: *Die Neue Zeit*, Nr. 44 vom 29.7.1905, S. 561-569, hier: S. 564.

⁴¹⁸ EICHLER, Von Köln nach Mannheim, Zitat: S. 130.

⁴¹⁹ GROH, Die Sozialdemokratie 1897-1909, in: Ders., Emanzipation und Integration, S. 253-566, Zitat: S. 394.

⁴²⁰ Weiter hieß es noch: „Damit aber die Anwendung dieses Kampfmittels ermöglicht und möglichst wirksam wird, ist die größte Ausdehnung der politischen und gewerkschaftlichen Organisation der Arbeiterklasse und die unausgesetzte Belehrung und Aufklärung der Massen durch die Arbeiterpresse und die mündliche und schriftliche Agitation unumgänglich notwendig.“ (Protokoll über

In einer mehrstündigen Rede begründete Bebel seinen Antrag; darin erklärte er u. a.:

„Selbstverständlich kann davon nicht die Rede sein, daß, wie man auch häufig hört, der Generalstreik urplötzlich über Nacht kommen müsse, daß man nicht über ihn reden dürfe. Eine große demokratische Partei wie wir kann keine Geheimpolitik treiben. [...] Die muß am offenen Tage kämpfen. [...] Wie wollen wir die Massen eines Tages in der Hand haben, wenn wir sie nicht moralisch, geistig in unsere Gewalt gebracht, ihre Begeisterung, ihr Vertrauen erweckt haben, damit wir ihnen sagen können: Jetzt gibt es keinen anderen Weg mehr, jetzt in den Klassenkampf hinein, und wenn Ihr eure Schuldigkeit tut, so siegen wir! [...]

Wenn das allgemeine Wahlrecht flöten ist, dann ist auch das Vereins- und Versammlungsrecht flöten, dann ist das Koalitionsrecht flöten, dann sind alle die Rechte flöten, die wir brauchen. [...] Denn wenn unsere Feinde uns einmal das allgemeine Wahlrecht nehmen, dann wären sie geradezu Toren, wenn sie uns die übrigen politischen Rechte, mögen sie noch so gering sein, ließen.“⁴²¹

Der Parteivorsitzende betonte dabei die absolute Unversöhnlichkeit der Arbeiterschaft gegenüber den herrschenden Klassen. Revolution wie Massenstreik waren seiner Ansicht nach defensive Akte. „Mehr als von uns hängt der Gang der Entwicklung von dem Verhalten unserer Feinde ab. Deren Tun und Lassen schreibt uns unsere Taktik vor; diese allein haben es in der Hand, ob die Dinge sich friedlich, sozusagen naturgemäß entwickeln oder ob Katastrophen eintreten.“⁴²²

Mit seinem unnachahmlichen Gespür hatte Bebel wieder einmal die Stimmung der Delegierten getroffen; in der auf seine „außerordentlich geschickte Rede“⁴²³ folgenden Aussprache überwog die Zustimmung bei weitem. Heine kritisierte allerdings, dass Bebels Haltung zum Massenstreik nicht richtig deutlich geworden sei, und stellte fest: „Was wir brauchen, wäre aber eine klare, praktische Entscheidung: Wenn wir einen Entschluß fassen wollen, so müssen wir doch untersuchen: Kann die Sozialdemokratie in Deutschland auf einen Massenstreik rechnen? Wer kann mitgehen? Wer wird mitgehen? [...] Tastet man das Wahlrecht an, wahrlich schlimm! Erklären wir aber jetzt darauf mit dem Massenstreik antworten zu wollen, so ist das weit entfernt, die Gegner abzuschrecken. Es ist vielmehr das beste Mittel, sie zur Wahrentrechtung anzureizen, denn sie wünschen ja nichts sehnlicher als daß wir das Volk vor ihre Gewehre und Kanonen führen sollen.“⁴²⁴ Robert Schmidt beurteilte die eingebrachte Resolution im Gegensatz zu Heine als eindeutig (Massenstreik im Falle einer Verschlechterung des Reichstagswahlrechts), hielt aber ebenfalls nichts davon, „einen Verzweifelungskampf zu beginnen im Vertrauen darauf, daß das preußische Militär nicht schießen wird“⁴²⁵.

die Verhandlungen des Parteitages der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands. Abgehalten zu Jena vom 17. bis 23. September 1905, Berlin 1905, S. 143).

⁴²¹ Ebd., S. 308 u. 310.

⁴²² Ebd., S. 294.

⁴²³ CARSTEN, August Bebel, S. 202.

⁴²⁴ Protokoll SPD-Parteitag Jena 1905, S. 315f.

⁴²⁵ Ebd., S. 319.

Unter dem frischen Eindruck der Revolution in Rußland entgegnete Rosa Luxemburg: „Ja, sieht denn Robert Schmidt nicht, daß die Zeit gekommen ist, [...] wo die Evolution in Revolution umschlägt? [...] Es handelt sich augenblicklich nicht darum, die Revolution zu proklamieren, es handelt sich nicht einmal darum, den Massenstreik zu proklamieren. [...] Nein, nicht die Organisation vor allem, sondern vor allem der revolutionäre Geist der Aufklärung!“⁴²⁶

Bebel verwahrte sich allerdings gegen Versuche Luxemburgs, ihn für die radikale Linke zu vereinnahmen; ihm ging es darum, einen möglichst großen Teil der Delegierten hinter sich zu scharen und gleichzeitig die Gewerkschaftsführung nicht zu verprellen. Legien brachte schließlich einen Änderungsantrag ein, der den Begriff „Massenstreik“ (der nach Legiens Meinung „überflüssig“ war) aus der Vorstandsresolution streichen sollte und sich auf „jedes geeignete Mittel“ beschränkte; ansonsten stimmte er der Resolution „vollinhaltlich“⁴²⁷ zu. Verblüffend war noch die Gleichsetzung des obersten Gewerkschafters von Massenstreik und Beginn der Revolution (die er durchaus für möglich hielt).⁴²⁸ Darin unterschied er sich deutlich von David, der den Standpunkt des süddeutschen Reformismus vertrat: „Wir haben immer erklärt, daß wir, *was an uns liegt*, alles daran setzen werden, um auf *gesetzlichem* Boden unsere Ziele zu erreichen. Bei der Vervollkommnung der militärischen Mittel ist ein Waffengang mit dem Militarismus aussichtslos. [...] Die politische Macht zu erobern heißt gar nichts anderes, als die Mehrheit des Volkes für unsere Ideen gewinnen. Aber als Minderheitspartei etwas auf gewaltsamem Wege zu erreichen, ist nun und nimmer möglich.“⁴²⁹

In seinem Schlusswort präziserte Bebel noch einmal die Intentionen seiner Beschlussvorlage,⁴³⁰ die an sich auch eine Interpretation im Sinne eines „offensiven“ Massenstreiks zugelassen hätte. Dafür aber war Bebel, anders als Luxemburg, nicht zu gewinnen; stattdessen wiederholte er sein deterministisches Revolutionsverständnis (ein Kernelement des „revolutionären Attentismus“): „Revolutio-

⁴²⁶ Ebd., S. 320f.

⁴²⁷ Ebd., S. 322.

⁴²⁸ Legien erklärte dazu: „Kommt der Generalstreik, oder wie man ihn sonst nennen will, dann bedeutet das für mich den Anfang der Revolution. Gehen die Massen einmal auf die Straße, dann gibt's kein `Zurück` mehr. Dann heißt es: Biegen oder brechen. Man sucht eben in der Partei nach neuen Kampfmitteln, weil man fälschlicherweise die Idee des gewaltsamen Widerstandes preisgegeben hat. Ich habe die Auffassung, daß Revolutionen im alten Sinne heute nicht mehr möglich sind, nie geteilt. Ich bin überzeugt: Wenn unsere Macht so gewachsen ist, daß wir der Bourgeoisie gefährlich werden, dann setzt sie das Spiel auf eine Karte. Dann wird sie uns vor die Bajonette treiben. [...] Aber kommt dieser Zeitpunkt, dann versagen die Bajonette, dann versagt das Machtmittel, über das die Bourgeoisie verfügt (Ruf: Das ist die Frage!) Ist nicht der größte Teil unserer Leute Soldaten gewesen? Wissen sie nicht, mit den Gewehren umzugehen? Ich sage also: kommt es einmal zur Massenaktion, dann stehen wir tatsächlich vor der Revolution.“ (Ebd.).

⁴²⁹ Ebd., S. 328f.

⁴³⁰ Dabei führte er aus: „Der Parteitag soll sich nur im Prinzip dafür aussprechen, daß gegebenenfalls unter bestimmten Voraussetzungen – natürlich ist dabei auch die *Möglichkeit* des Streiks vorausgesetzt – die Parteiführer mit den Gewerkschaften zu beraten haben. [...] Es handelt sich auch heute nicht darum, die Partei schon heute auf den Massenstreik in einem gegebenen Falle festzulegen. Das würde ich für den größten Fehler halten, den wir machen könnten. Nein, wir haben ihn nur für den gegebenen Fall als ein Kampfmittel in Erwägung zu ziehen. Dazu ist es allerdings notwendig, Aufklärung über die Bedeutung dieser Waffe und der Rechte, die gegebenenfalls mit dieser Waffe verteidigt werden sollen, zu schaffen.“ (Ebd., S. 336 u. 338).

nen werden überhaupt nicht gemacht; wenn Revolutionen entstehen, dann sind immer diejenigen schuld, die dem notwendig aus der gesellschaftlichen und staatlichen Entwicklung [sic] hervortretenden Bedürfnis der großen Masse mit Gewalt entgegentreten und ihm nicht gerecht werden.“⁴³¹ Nach einigen „persönlichen Bemerkungen“ der in der Debatte Kritisierten folgte die Abstimmung. Zunächst wurde das Amendement Legien abgelehnt, danach die Resolution Bebels mit 287 zu 14 Stimmen (bei zwei Enthaltungen) angenommen. Zur kleinen „Opposition“ hatten sich u. a. Legien, Robert Schmidt, Heine und Kolb geschlagen, während David und Südekum, aber auch Luxemburg sich hinter den Vorstand stellten.⁴³²

Kautsky sah in seiner Parteitagbilanz die nötige Klärung erreicht:

„Die Resolution, die schließlich fast einstimmig angenommen wurde, sagt alles, was im jetzigen Moment über den Massenstreik als anerkannter Grundsatz der Partei festzulegen ist. Sie begründet damit keine neue Taktik, sondern umgekehrt, sie erst ermöglicht es, an unserer bisherigen Taktik festzuhalten. [...] Denn wenn die gesellschaftliche Entwicklung zur zunehmenden Verschärfung der Klassengegensätze führt und wir demgemäß auch mit einer wachsenden Verschärfung der politischen Gegensätze rechnen, dann müssen wir auf den Moment gefaßt sein, wo unsere Gegner uns die gesetzlichen Grundlagen entziehen, auf denen wir bisher so großartig gediehen. Dann bleibt uns aber kein anderes Machtmittel mehr übrig, als der Massenstreik.“⁴³³

In Wirklichkeit war mit der in Jena verabschiedeten Resolution der Streit keineswegs ausgestanden, dazu hatte sie in einer so gewichtigen Frage zu wenig Klarheit geschaffen. Während von Seiten der Gewerkschaftsführung die Resolution als Bestätigung der Kölner Beschlüsse interpretiert wurde, herrschte in weiten Teilen der Partei die gegenteilige Ansicht. Hier trafen zwei unterschiedliche Konzeptionen aufeinander: Bei den Gewerkschaften dominierte die Fixierung auf kurzfristige materielle Verbesserungen sowie auf den unbedingt zu sichernden Erhalt des Apparates; bei der Partei – allerdings aus ganz unterschiedlichen Motiven – eine weiträumigere politische Perspektive, der nicht nur sozial-, sondern auch verfassungspolitische Überlegungen zugrundelagen.

Mit der prinzipiellen Zustimmung zur stärksten Waffe der Arbeiterbewegung, dem Massenstreik, hatte der Parteitag auf den ersten Blick die Linke gestärkt. Luxemburg sah das revolutionäre Potenzial der Partei unter Beweis gestellt, sprach von einem „gewaltigen Sieg für uns auf der ganzen Linie“⁴³⁴. Dieser Eindruck täuschte, sah die Mehrheit der SPD doch weiterhin im Ausbau der Organisation sowie in der Verbesserung der Wahlergebnisse den geeigneten Weg zur Macht und nicht in

⁴³¹ Ebd., S. 340.

⁴³² Vgl. ebd., S. 342f.

⁴³³ Karl Kautsky, Der Parteitag von Jena, in: *Die Neue Zeit*, Nr. 1 vom 30.9.1905, S. 5-10, hier: S. 9.

⁴³⁴ R. Luxemburg an L. Jogiches vom 30.9.1905. (MANNINEN, Sozialismus oder Barbarei?, Zitat: S. 52).

den von Luxemburg geforderten offensiven Aktionen. Die in dieser Phase, d. h. 1905/6, herrschenden innenpolitischen Spannungen und die zunehmende Intensität der Arbeitskämpfe stärkten auf dem linken Parteiflügel weiter die Überzeugung, nun zu einer „Niederwerfungsstrategie“ übergehen zu können bzw. müssen. Der Verbandsvorsitzende Elm hingegen warnte vor einer „verderblichen Revolutionsromantik“⁴³⁵; im Ton moderater, aber in der Sache ähnlich ließ sich Bernstein vernehmen. Der Parteivorstand hielt sich öffentlich im Streit um die Auslegung der Resolution von Jena zurück und spielte auf Zeit. Partei- und Gewerkschaftspresse äußerten sich zufrieden über den Parteitagverlauf; die Angelegenheit war allerdings noch nicht ausgestanden.

Der Charakter des neu justierten Machtgefüges zeigte sich rasch. Im Februar 1906 war es zu Geheimverhandlungen zwischen Partei- und Gewerkschaftsspitze gekommen (die dann einige Monate später aber durch eine gezielte Indiskretion publik wurden und für einige Aufregung sorgten). Bebel, der von der Generalkommission unter Druck gesetzt wurde, wiederholte seinen bisherigen Standpunkt, d. h. seine Ablehnung des Massenstreiks zum gegenwärtigen Zeitpunkt (wegen der Überlegenheit der Staatsmacht); für den Fall eines Angriffes auf das Koalitionsrecht oder das Reichstagswahlrecht forderte der Parteivorsitzende jedoch den Einsatz des „äußersten“ Kampfmittels, auch bei geringen Erfolgsaussichten⁴³⁶ - allerdings sollte zuvor Einvernehmen mit der Generalkommission hergestellt werden.

In der Vorständekonferenz, die sich mit den Geheimverhandlungen befasste, meinte Legien, dass „doch für absehbare Zeit mit einem politischen Massenstreik nicht zu rechnen ist.“ Josef Simon ergänzte: „Wir sehen, dass die Partei Mittel und Wege sucht, um der Gewerkschaftsbewegung entgegenzukommen.“⁴³⁷ Auch die übrigen Verbandsvorstände zeigten sich beruhigt über Bebels Stellungnahme zum Massenstreik. In seinem Bericht über diese Konferenz arbeitete David noch einmal heraus, worauf es dem rechten Parteiflügel ankam: „Nicht, wie einzelne *ultraradikale* Blätter glauben machen wollten, gegen die Partei als solche wurde auf jener Konferenz Stellung genommen. Davon ist mit keinem Wort die Rede. Im Gegenteil. Allseits betont man den Wunsch und das Streben, die Einigkeit zwischen Partei und Gewerkschaft zu erhalten und zu festigen. Nur einer kleinen *Theoretiker*gruppe, die in einigen Parteiblättern das grosse Wort führt, erklärte man den Krieg. Und nichts kennzeichnet diese Situation besser, als die Art, wie einige weit links in der Partei stehende Konferenzteilnehmer [darunter auch Simon; B. A.] den Sturm des Unmuts zu beschwichtigen suchen.“⁴³⁸ Als Teil einer „Kriegserklärung“ konnte Legiens Schlusswort aufgefasst werden: „Die Verbandsver-

⁴³⁵ GROH, Die Sozialdemokratie 1897-1909, in: Ders., Emanzipation und Integration, S. 253-566, Zitat: S. 410.

⁴³⁶ Auch für den Fall eines spontan ausbrechenden Massenstreiks stellte Bebel die Unterstützung der Partei in Aussicht.

⁴³⁷ EICHLER, Von Köln nach Mannheim, Zitat: S. 194f.

⁴³⁸ Eduard David, Die Bedeutung von *Mannheim*, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 11 vom Nov. 1906, S. 907-914, hier: S. 909.

treter verpflichten sich, nicht mehr, wie bisher aus Zweckmässigkeitsgründen geschehen ist, auf Angriffe, die von der Parteipresse gegen die Gewerkschaften gerichtet werden, zu schweigen, sondern ihre Ansichten rückhaltlos zum Ausdruck zu bringen.⁴³⁹

Entgegen den Absichten Bebels bestimmte das Thema auch den Mannheimer Parteitag im September 1906. Den Delegierten lag ein von Parteivorstand und Generalkommission gemeinsam erarbeiteter Resolutionsentwurf vor, der die Gleichberechtigung der Gewerkschaften herausstrich.⁴⁴⁰ Legien brachte noch einen Zusatzantrag ein, der an der Substanz wenig änderte, der Sicht der Gewerkschaftsführung aber mehr Gewicht einräumte.⁴⁴¹ Eine von Kautsky angeführte Gruppe versuchte eine Modifikation durchzusetzen, die festhielt, dass die Sozialdemokratie „die höchste und umfassendste Form des proletarischen Klassenkampfes“⁴⁴² sei, was einen Führungsanspruch der Partei gegenüber den Gewerkschaften implizierte. Die Debatten, die sich um die verschiedenen Resolutionen und Abänderungen mit all ihren semantischen Feinheiten entwickelten, waren in Verlauf und Ergebnis typisch für die SPD dieser Epoche.

Bebel verwies in seinem einleitenden Referat auf die Erfolge der Bewegung, warb eindringlich für den vorgelegten Kompromiss und räumte ein, „daß ohne die Zustimmung der Gewerkschaftsführer und –Mitglieder an die Ausführbarkeit eines Massenstreiks nicht gedacht werden kann.“⁴⁴³ Im Namen der Parteiführung erklärte der Vorsitzende: „wir stehen auf dem Boden, daß zwar der Massenstreik *notwendig* sei, aber wir lassen uns nicht wider unsere Ueberzeugung in einen Massenstreik *hineinbetzen*, einerlei, von welcher Seite das geschieht. (Lebhafter Beifall.) Ich betrachte den Massenstreik als die *ultima ratio*, das letzte und zwar friedliche Mittel unserer Partei, als ein Kampfmittel, das wir mit aller Kraft und Disziplin und Selbstbeherrschung anwenden müssen, um es so zu gestalten, wie wir es im Interesse der Partei und des Volkes für notwendig halten (Sehr richtig!) Das können wir mit unserer jetzigen Organisation noch nicht riskieren. Hier optimistisch sein zu wollen, halte ich für falsch.“⁴⁴⁴ Für den Fall, dass das Koalitions- oder das Reichstagswahlrecht aufgehoben würde, hielt Bebel den Massenstreik weiter für zwingend; in diesem Falle könne „gar nicht mehr die

⁴³⁹ Zitat: Ebd.

⁴⁴⁰ Der entscheidende Passus lautete: „Sobald der Parteivorstand die Notwendigkeit eines politischen Massenstreiks für gegeben erachtet, hat derselbe sich mit der Generalkommission der Gewerkschaften in Verbindung zu setzen und alle Maßnahmen zu ergreifen, die erforderlich sind, um die Aktion erfolgreich durchzuführen. [...] Um bei Aktionen, die die Interessen der Gewerkschaften und der Partei gleichmäßig berühren, ein einheitliches Vorgehen herbeizuführen, sollen die Zentralleitungen der beiden Organisationen sich zu verständigen suchen.“ (Protokoll der Verhandlungen des Parteitages der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands. Abgehalten zu Mannheim vom 23. bis 29. September 1906, Berlin 1906, S. 131f.)

⁴⁴¹ Der Antrag wollte festgehalten wissen, dass der Beschluss des vorigen Parteitages zum Massenstreik mit dem Beschluss des Kölner Gewerkschaftstages vereinbar war. (Vgl. ebd., S. 138).

⁴⁴² Ebd.

⁴⁴³ Ebd., S. 231.

⁴⁴⁴ Ebd., S. 238.

Frage entstehen [...] ob wir *wollen*, sondern dann *müssen* wir. [...] Hier ist der Punkt, wo es kein Feilschen und kein Besinnen mehr gibt. Alsdann haben wir allesamt ins Feuer zu gehen und wenn wir auf der Strecke bleiben.“⁴⁴⁵

Ganz anders sah es seiner Meinung nach im Kriegsfall aus:

„Wer glaubt denn, daß man in einem Moment, wo eine gewaltige Aufregung, ein Fieber die Massen bis in die tiefsten Tiefen aufrüttelt, wo die Gefahr eines ungeheuren Krieges mit seinem entsetzlichen Elend uns vor Augen steht, wer glaubt, daß es in solchem Augenblick möglich ist, einen Massenstreik zu inszenieren? (Sehr richtig!) Das ist eine kindliche Idee. Beim Ausbruch eines solchen Krieges marschieren vom ersten Tage ab in Deutschland 5 Millionen unter den Waffen, darunter viele hunderttausend Parteigenossen. Die ganze Nation steht unter den Waffen! Furchtbares Elend, allgemeine Arbeitslosigkeit, Hunger, Stillstand der Fabriken, Sinken der Wertpapiere – glaubt man, man könne in einem solchen Moment, wo jeder nur an sich denkt, einen Massenstreik inszenieren?“⁴⁴⁶

Diese Position setzte sich in der Partei durch, ein Massenstreik bei Kriegsgefahr war bis 1914 nie eine wirklich ernsthaft verfolgte Option. Dieser „Sonderfall“ spielte bei den Beratungen in Mannheim nur eine marginale Rolle. In seinem Korreferat sparte Legien nicht mit Kritik am Parteivorstand, bezeichnete die Debatte um den Massenstreik als insgesamt schädlich für die Bewegung und suchte am Ende doch den Schulterchluss: „Da ist noch sehr viel zu erwägen und zu prüfen, ehe man zu diesem letzten Mittel greift, als welches Bebel den politischen Massenstreik bezeichnet hat und als welches ich ihn auch betrachte. In dieser Beziehung gibt es keine Differenz zwischen uns.“⁴⁴⁷ Wo sehr wohl Differenzen vorlagen, zeigte Ledebour auf: „Davon, daß die Gewerkschaften untergeordnet werden sollen, liegt nichts in der Resolution Kautsky. In ihren eigenen Angelegenheiten sollen sie selbständig sein, aber in politischen Angelegenheiten hat die Partei zu entscheiden und gerade die sogenannten gemeinschaftlichen Angelegenheiten sind im Kern ihres Wesens politische Angelegenheiten.“⁴⁴⁸

In seinem Schlusswort wies Bebel die Angriffe Legiens zurück, bat die Delegierten aber auch, gegen den entscheidenden Teil der Resolution Kautskys zu stimmen und „dadurch einen Stein des Anstoßes zu beseitigen, denn dadurch [d. h. durch die Zustimmung zur Resolution Kautskys; B. A.] werden unsere ganzen Verhandlungen einen unangenehmen und bitteren Beigeschmack erhalten, und das sollte im Interesse der Einheit und des Friedens zwischen Partei und Gewerkschaften, den wir

⁴⁴⁵ Ebd., S. 233.

⁴⁴⁶ Ebd., S. 241.

⁴⁴⁷ Ebd., S. 249.

⁴⁴⁸ Ebd., S. 287.

mit unserer Resolution besiegeln wollen, vermieden werden.“⁴⁴⁹ Am Ende einigten sich Bebel und Legien auf eine neue Version der Resolution (in der auch die entschärfte Version des Amendements Kautsky aufging).⁴⁵⁰ Diese bestätigte den Beschluss des vorangegangenen Parteitages und wurde in namentlicher Abstimmung mit 386 gegen 5 Stimmen angenommen. Der Massenstreik war damit faktisch als rein *defensiv* anzuwendendes Kampfinstrument anerkannt und damit, so Michels, „unter allgemeinem Beifall wieder in den äußersten Winkel der Partei-Waffenrumpelkammer relegiert worden“⁴⁵¹.

Der Beschluss von Mannheim gestand der Gewerkschaftsführung im Falle eines Massenstreiks das letzte und damit entscheidende Wort zu. Die Entschließung von Jena wurde dabei nicht als Gegensatz zum Kölner Gewerkschaftsbeschluss ausgelegt, was wohl eher der Gesichtswahrung diene. Damit hatte die Partei ihren Suprematieanspruch gegenüber den Gewerkschaften, den Kautsky noch zu retten versucht hatte, offiziell aufgegeben und durch das Prinzip der Gleichberechtigung ersetzt. Versuche der Parteilinken, die Vorrangstellung der Partei zu erhalten, waren vom Parteivorstand um Bebel geschickt abgewehrt worden, der sich hier gegen Kautsky stellte. Die Gewerkschaften wiederum gestanden zu, dass der Massenstreik, zumindest unter bestimmten Umständen, ein probates Kampfmittel sei, was sie letztlich zu nichts verpflichtete. Luxemburg verglich das nun festgelegte Verhältnis zwischen Partei und Gewerkschaften mit dem Ehevertrag, den eine Bäuerin mit ihrem Mann geschlossen hatte, in dem es hieß: „Wenn wir in einer Frage einverstanden sind, so soll Dein Wille geschehen; wenn wir auseinandergehen, so soll nach meinem Willen gehandelt werden.“⁴⁵² Damit traf sie den Nagel wieder einmal auf den Kopf, was an der nun erfolgten Weichenstellung indes nichts mehr änderte.

Der überwiegende Teil der Parteipresse äußerte sich ebenso wie Bebel zufrieden über die nun erreichte „Lösung“. „Es kann also keine Rede davon sein, daß die Partei das Mannheimer Abkommen als `bittere Niederlage` empfunden habe. [...] In der fehlenden Begeisterung für das Kampfmittel Massenstreik und die ganze diesbezügliche Debatte waren sich Partei- und Gewerkschaftsführer einig.“⁴⁵³ David erkannte in seiner Parteitagsbilanz, dass auf dem Vormarsch des rechten Parteiflügels ein wichtiger Teilerfolg errungen worden war (was auch Michels aus der entgegengesetzten Perspektive so sah⁴⁵⁴), und stellte fest: „Mit diesem Erfolg können die *Revisionisten* vollauf

⁴⁴⁹ Ebd., S. 297.

⁴⁵⁰ Vgl. ebd., S. 305.

⁴⁵¹ MICHELS, Die deutsche Sozialdemokratie im internationalen Verbands, in: Ders., Soziale Bewegungen, S. 135-197, hier: S. 158.

⁴⁵² Protokoll SPD-Parteitag Mannheim 1906, S. 315.

⁴⁵³ EICHLER, Von Köln nach Mannheim, S. 278 u. 281.

⁴⁵⁴ Michels schrieb: „Noch bevor der Kampf begonnen hat, kapituliert sie [die Partei] und übergibt ihr Schwert – ihr Prinzip, ihre *raison d'être* – dem Gegner: der Generalkommission der reformistisch-zentralistischen Gewerkschaften. Das Ruhmesfeld des

zufrieden sein. Die Behauptung, dass in Mannheim der *praktische Revisionismus* unterlegen sei, kann uns nur mit der aufrichtigsten Heiterkeit erfüllen. Und nicht minder erfüllt uns mit der gebührenden Heiterkeit Kautskys Versicherung, dass Dresden `das Ende des theoretischen *Revisionismus*` gewesen sei. Man muss dem ganzen praktischen Parteileben fern stehen, um nicht bemerkt zu haben, wie die theoretischen Positionen der marxistischen Orthodoxie, soweit sie für die *revisionistische* Kritik in Frage kamen, inzwischen sang- und klanglos aus der Agitation und dem geistigen Tagesleben der Partei verschwunden sind.“⁴⁵⁵

Carl E. Schorske bilanzierte gewohnt zugespitzt: „Die Mannheimer Resolution war ein Meilenstein in der Geschichte der deutschen Sozialdemokratie. Sie bedeutete eine Art Konterrevolution in der Partei, einen Rückzug der radikalen Sieger der Schlacht von Jena im Jahre zuvor. Die Gewerkschaften hatten ihre Macht gezeigt, indem sie die Partei zurück zur traditionellen reformistischen Taktik brachten. Aber Mannheim war mehr als eine Rückkehr zum Status quo ante. Die Gewerkschaften waren aus ihrer Zurückgezogenheit hervorgetreten, sie hatten ihre Neutralität aufgegeben, um mit ihrem ganzen Gewicht entscheidend in das Schicksal der Partei einzugreifen.“⁴⁵⁶ Vorsichtiger urteilte Joachim Eichler: „Das Mannheimer Abkommen war ein Kompromiß von Generalkommission und Parteivorstand. Die heftigen Auseinandersetzungen zwischen diesen Gremien waren wohl nicht vergessen, aber doch dem Zwang der Notwendigkeit folgend beiseite geschoben worden.“⁴⁵⁷

Dieter Groh stellte die Entscheidung in der Massenstreikfrage in einen größeren Kontext:

„Wenn die schärfste politisch-ökonomische Waffe der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung, ihr einziges außerparlamentarisches Kampfmittel, nur dazu dienen sollte, Wahl- und Koalitionsrechte *zu schützen*, so war damit der absolute Vorrang des Parlamentarismus und der Organisation, d. h. der Reform als Weg zum Sozialismus durch die Parteimehrheit anerkannt. [...] Bebels seit 1905 manifeste Tendenz, taktische ad-hoc-Entscheidungen anzustreben, ohne irgendwelche weiterreichenden politisch-strategischen Konzepte zu entwickeln, lief auf reinen Praktizismus, auf Praxis ohne Theorie hinaus. Dieser aber bildete nur das Gegenstück zum revolutionären Attentismus, der Theorie ohne Praxis, welcher [...] sich zur Rechtfertigung des Verzichts auf Übernahme des politischen Aktivismus sowie auf Entwicklung strategischer Vorstellungen trefflich eignete.“⁴⁵⁸

Mannheimer Kongresses ist mit Leichen und Verwundeten bedeckt. Gestorben, getötet, gemeuchelt der arme Embryo des Generalstreiks, der sich in Jena ein Jahr zuvor noch bewegt hatte [...] Und der Sozialismus selbst, erniedrigt, verhöhnt, degradiert zum Leben eines Müßiggängers und Tölpels.“ (GENETT, *Der Fremde im Kriege*, Zitat: S. 362f.).

⁴⁵⁵ Eduard David, Die Bedeutung von *Mannheim*, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 11 vom Nov. 1906, S. 907-914, hier: S. 913.

⁴⁵⁶ SCHORSKE, *Die große Spaltung*, S. 78f.

⁴⁵⁷ EICHLER, *Von Köln nach Mannheim*, S. 286.

⁴⁵⁸ GROH, *Die Sozialdemokratie 1897-1909*, in: Ders., *Emanzipation und Integration*, S. 253-566, hier: S. 453.

Wie auf den Parteitagen von 1903 und 1905 war auch in Mannheim eine Resolution des Parteivorstandes mit sehr großer Mehrheit angenommen worden, die den irrigen Eindruck weitgehender Einigkeit erweckte. Dabei gingen die Meinungen in der Massenstreikfrage nach wie vor weit auseinander. Hilferding vertrat die Ansicht: „Ohne Massenstreik aber als letztes Mittel ist zumal die deutsche Partei ja völlig machtlos.“⁴⁵⁹ Für Reformisten wie Kolb hingegen war die ganze Debatte zu diesem Thema „völlig überflüssig“⁴⁶⁰ gewesen. Kautsky verkannte die Lage und sah „allen Grund, auf die Verhandlungen des Mannheimer Parteitags mit Befriedigung zurückzublicken. Wenn sie trotzdem einen peinlichen Nachgeschmack in uns zurückließen, so ist daran nicht die Diskussion über das Verhältnis von Partei und Gewerkschaft schuld, sondern die damit eng verknüpfte über den politischen Massenstreik. [...] Dresden bedeutete das Ende des theoretischen Revisionismus. Aber um so größere Hoffnungen setzten unsere Gegner auf den `praktischen Revisionismus` der Gewerkschafter. Nun war die Signatur von Mannheim vor allem die eines entschiedenen Rucks der gewerkschaftlichen Welt nach links.“⁴⁶¹

Das war pure Illusion. Nicht die „gewerkschaftliche Welt“ hatte einen „Ruck nach links“ gemacht, sondern die „politische Welt“ einen „Ruck nach rechts“. Mit Genugtuung kommentierte das *Correspondenzblatt*: „Die Verhältnisse haben sich eben geändert, und niemand vermag eben heute noch, wie vor einem Jahrzehnt, den Gewerkschaften die Anerkennung der Gleichberechtigung zu versagen.“⁴⁶² Ähnlich zufrieden äußerte sich aus einer etwas anderen Perspektive *Die Neue Gesellschaft*: „Die Meinungsdivergenzen zwischen Partei und Gewerkschaften sind verschwunden, und die `Richtungen` in der Partei, die nach der Meinung bürgerlicher Gegner über kurz oder lang zur `Spaltung` führen mußten, erscheinen völlig aufgelöst.“⁴⁶³

Michels erkannte nach Mannheim ganz richtig: Die „Organisation der Mittel, um das verfolgte Ziel zu erreichen, ist – peu à peu und ohne dass sich die Organisierenden dessen selbst bewußt sind – zum *Ziel-an-sich* geworden.“⁴⁶⁴ Das reformistische Lager setzte nun mit bestem Recht seine Hoffnungen auf das weitere Erstarren der gewerkschaftlichen Kräfte innerhalb der SPD. Edmund Fischer⁴⁶⁵ schrieb 1908 an Heine: „Die Gewerkschaften [...] beherrschen zur Zeit auch unsere Bewe-

⁴⁵⁹ R. Hilferding an K. Kautsky vom 30.6.1906. (PRACHT, Parlamentarismus und deutsche Sozialdemokratie, Zitat: S. 364).

⁴⁶⁰ Wilhelm Kolb, Von Dresden bis Essen, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 9 vom Sept. 1907, S. 702-706, hier: S. 703.

⁴⁶¹ Karl Kautsky, Der Parteitag von Mannheim, in: *Die Neue Zeit*, Nr. 1 vom 6.10.1906, S. 4-10, hier: S. 8 u. 10.

⁴⁶² EICHLER, Von Köln nach Mannheim, Zitat: S. 283.

⁴⁶³ Mannheimer Epilog, in: *Die Neue Gesellschaft*, Nr. 1 vom 3.10.1906, S. 2f., hier: S. 2.

⁴⁶⁴ Timm GENETTI, Einleitung. Robert Michels – Pionier der sozialen Bewegungsforschung, in: MICHELS, Soziale Bewegungen, S. 11-69, Zitat: S. 19.

⁴⁶⁵ Fischer, Edmund, geb. 9.1.1864 in Darmstadt, 1870-1873 Volksschule und 1873-1878 Mittelschule in Darmstadt, 1878-1881 Holzbildhauerlehre und Gewerbeschule in Hornberg, Wanderschaft, 1882 Beitritt zur SAP und zur Gewerkschaft, bis 1892 Holzbildhauergeselle, Nov. 1890 Mitbegründer und Vorstandsmitglied, 1891-1892 Expedient, März-Dez. 1892 Vorsitzender der SPD in

gung und werden es immer mehr. Deshalb wird auch das `Fortwursteln` in unserer Partei in nicht allzu langer Zeit einmal ein Ende nehmen und wir wieder eine `moderne` Bewegung werden.“⁴⁶⁶ Hier deuteten sich die nächsten Kämpfe zur Strategiefrage an, die dann auf den Parteitag von 1910 und 1913 mit gewohnter Härte ausgetragen werden sollten.⁴⁶⁷

Nach der Entscheidung von Mannheim geriet die Massenstreikfrage für einige Zeit aus dem Blickfeld. In einer anderen besonders symbolträchtigen Frage gelang es der Gewerkschaftsführung bis 1909 ebenfalls, ihren Standpunkt gegenüber der Partei(-linken) durchzusetzen: Die traditionellen Feierlichkeiten zum 1. Mai wurden nicht mehr in Form eines Streiks organisiert, sondern in weniger konfliktträchtigen Formen. Als es 1910 erneut zu Massenprotesten der SPD gegen das preußische Dreiklassenwahlrecht kam, diesmal sogar in Zusammenarbeit mit bürgerlichen Kräften, wollte Rosa Luxemburg dieser Bewegung mit der Forderung nach der demokratischen Republik eine neue, d. h. revolutionäre Qualität geben, konnte sich aber gegen die nach wie vor übermächtigen Befürworter einer legalistischen Taktik nicht durchsetzen. Die Gewichte in der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung waren eindeutig anders verteilt. Dies lag zu einem nicht geringen Teil am Einfluss, den die Vertreter der Freien Gewerkschaften inzwischen in der Partei gewonnen hatten, wo sie in vielen Fragen faktisch über ein Vetorecht verfügten.

Die Motive, die das politische Verhalten der Generalkommission bestimmten, sind nicht leicht zu ergründen. Auf der einen Seite wurde Besonnenheit gepredigt, wie von Robert Schmidt, der schrieb: „Die beste Massenaktion, die uns bisher und sicher vorwärts geholfen hat, ist die Ausbreitung unserer Organisationen. Und darum wollen wir sie auch nicht leichtfertig aufs Spiel setzen. Nicht törichten Wagnissen wollen wir nachjagen sondern in voller Erkenntnis unserer Kräfte und ihrer Grenzen ruhig abwägen, wo und wann wir diese erfolgreich einsetzen können.“⁴⁶⁸ Theodor Leipart⁴⁶⁹, der Vorsitzende des Holzarbeiter-Verbandes, bot als „Lösungsformel“ an: „Man

Frankfurt/Main und dort Redakteur der *Volksstimme*, Jan. 1893 bis Okt. 1898 Redakteur der *Sächsischen Arbeiterzeitung* in Dresden, ab 1898 Schriftsteller in Briesnitz (bei Dresden), 1898-1908 Herausgeber und Redakteur der Wochenschrift *Der arme Teufel aus der Oberlausitz* und 1901-1904 der Zeitung *Der arme Lazarus aus dem Erzgebirge*, MdR 1898-1907 und 1912-1918, 1914-1922 ständiger Mitarbeiter der *Sozialistischen Monatshefte*, 1905-1912 Gemeinderat in Briesnitz, 1919 wissenschaftlicher Hilfsarbeiter im sächsischen Ministerium des Innern, Aug. 1919 bis zu seinem Tod Mitarbeiter, ab Dez. 1922 Direktor der Landesstelle für Gemeinwirtschaft in Sachsen, zugleich Redakteur der *Sächsischen Gemeindezeitung* in Dresden, 1919-1925 Stadtverordneter in Dresden, Verfasser zahlreicher politischer Schriften, gest. 11.6.1925 in Dresden.

⁴⁶⁶ E. Fischer an W. Heine vom 30.7.1908. (FRICKE, Handbuch (Bd. 2), Zitat: S. 932).

⁴⁶⁷ Siehe dazu unten Kap. 2.2.8.

⁴⁶⁸ Robert Schmidt, Massenaktionen, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 18-20 vom 12.9.1912, S. 1187-1191, hier: S. 1191.

⁴⁶⁹ Leipart, Theodor, geb. 17.5.1867 in Neubrandenburg, 1873-1881 Volks- und Mittelschule in Neubrandenburg, 1881-1885 Drechslerlehre in Hamburg, Wanderschaft, 1886 Beitritt zur Gewerkschaft, bis 1890 Drechslergeselle, 1886-1887 Vorstandsmitglied des Fachvereins der Drechsler in Hamburg, 1887-1888 Vorstandsmitglied der Filiale des Drechslerverbandes in Hamburg und 1888-1889 in Berlin, ab 1890 besoldeter Redakteur des Verbandsorganes *Fachzeitung für den Drechsler* und ab März 1891 zugleich Vorsitzender im Hauptvorstand des Drechslerverbandes, ab April 1893 Mitglied im Hauptvorstand des Drechslerverbandes mit Sitz in Hamburg, Beitritt zur SPD, April 1893 bis Mai 1908 hauptamtlicher 2. Vorsitzender und Mai 1908 bis Juli 1919 1. Vorsitzender im

kann das prinzipielle Ziel in aller Reinheit hochhalten und doch in der Praxis Konzessionen machen, gerade zu dem Zweck, um vielleicht schrittweise seine Theorie zu verwirklichen.“⁴⁷⁰ Gleichzeitig fehlte es bei der Generalkommission auch nicht an Verbalradikalismus; in seiner ersten Reichstagsrede im Dezember 1912 griff Gustav Bauer die einseitige Stellungnahme der Regierung für die Arbeitgeberseite scharf an. Er sprach vom „rücksichtslosesten Terrorismus“ um der „Heiligkeit des Profits“ willen; im Kern sei „die Frage des Koalitionsrechts [...] eine Machtfrage; und sie mögen sich noch so viel schöne Gründe zurecht machen, um Ihr ungesetzliches Verhalten zu rechtfertigen, die Arbeiterschaft wird sich aus eigener Kraft das Koalitionsrecht erobern“⁴⁷¹. Derartige Kraftmeierei stand in deutlichem Gegensatz zum Kurs der Gewerkschaftsführung in den vorangegangenen Jahren (und zur Rede Bauers auf dem Parteitag im Jahr darauf); und bei der hier zitierten Äußerung handelte es sich beileibe nicht um einen Einzelfall.

Wie lässt sich dieser Widerspruch erklären zwischen „marxistisch orientierte[r], radikale[r] Gesellschaftsanalyse“⁴⁷² in den Sonntagsreden und der „Bremserfunktion“ in der Alltagspraxis? Karl Ludwig Rintelen versuchte es mit einer psychologischen Deutung, um der mentalen Disposition der wichtigsten Gewerkschaftsführer, die dem rechten Flügel der SPD angehörten, auf die Spur zu kommen: „Antikapitalistische Intransigenz und antilinke Bereitschaft, die herrschenden Gruppen nicht zu behindern, stehen sich, widersprüchlich genug, gegenüber.“ Eine naheliegende Erklärung deutet den Verbalradikalismus als taktisches Mittel, dem keinerlei echte Überzeugung zugrunde lag. „Die Funktion der Attacken gegen Gesellschaft und Staat [...] hätte dann also darin bestanden, die eigene Massenbasis zu stabilisieren und damit der Parteilinken den Wind aus den Segeln zu nehmen. Diese Deutung kann zutreffen. Aber es könnte auch sein, daß die Empörung, wenigstens teilweise, echt war. So stünden denn Schein und Wirklichkeit, Schauspiel und Erbitterung, Verbalradikalismus und analytischer Scharfblick nebeneinander und gegeneinander.“⁴⁷³ Damit ist ein erster Anfang für eine notwendige Analyse des Verhaltens der Gewerkschaftsführung gemacht, der über die konventionellen Urteile und Methoden der Geschichtswissenschaft hinausgreift. Weitere Schritte müssen noch folgen; im Rahmen dieser Untersuchung geht es (auch) darum, weniger oder gar nicht be-

Hauptvorstand des Holzarbeiter-Verbandes mit Sitz in Stuttgart, ab 1919 in Berlin, 1904-1919 Sekretär der Internationalen Union der Holzarbeiter, 1894-1896 Mitglied des SPD-Bezirksvorstandes Stuttgart, 1896-1898 Vorsitzender des Gewerkschaftskartells Stuttgart, 1919 kurzfristig Gemeinderat in Mahlberg (bei Berlin), Juli 1919 bis Juli 1920 Arbeitsminister in Württemberg, MdL in Württemberg 1920-1921, Jan. 1921 bis Juni 1922 kommissarischer und Juni 1922 bis Mai 1933 Vorsitzender im ADGB-Bundesvorstand, 1922-1933 Vizepräsident des Internationalen Gewerkschaftsbundes, 1922-1933 Vorsitzender des vorl. Reichswirtschaftsrates, 1931-1933 Vorstandsmitglied der Gesellschaft für soziale Reform, zahlreiche weitere Spitzenämter, 1933 zeitweise in Haft, 1946 SED, Verfasser einer Reihe gewerkschaftlicher und sozialpolitischer Schriften, gest. 23.3.1947 in Berlin.

⁴⁷⁰ Theodor Leipart, Die gewerkschaftliche Praxis und der Klassenkampfgedanke, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 8 vom Aug. 1906, S. 642-648, hier: S. 648.

⁴⁷¹ RINTELEN, Gustav Bauer, Zitat: S. 63.

⁴⁷² Ebd.

⁴⁷³ Ebd., S. 92f.

kannte Gewerkschafter vorzustellen, die sich der vorherrschenden passiv-organisationsfixierten Richtung *innerhalb* der Organisation bewusst entgegenstellten – und damit real existierende Alternativen aufzeigten.

Da sich diese Alternativen nicht durchsetzen konnten, blieb es dabei: „Das Streikverhalten der deutschen Arbeiter war [...] primär defensiv.“⁴⁷⁴ Das hatte vor allem auch eine endogene Ursache:

„Die Gewerkschaftsführung versuchte oft, mit Hinweis auf den geringen Organisationsgrad und die ungünstige Kassen- und Konjunkturlage zuerst den Streik zu verhindern. War er einmal ausgebrochen, so versuchte sie, ihn durch Disziplinierung der Streikenden und durch maßvolle Forderungen tendenziell auch für die regulatorische Arena auszunutzen. Sie hatte die bürgerliche öffentliche Meinung und die Regierung stets als Mitagierende im Auge. Die öffentliche Meinung sollte nicht nur die Unternehmer moralisch unter Druck setzen, sondern auch die Reichstagsparteien für sozialpolitische Gesetze und insbesondere für Gesetze gewinnen, die die Arbeitszeit begrenzten. Die Regierung sollte, auch wiederum unter dem Druck der öffentlichen Meinung, schiedsrichterlich eingreifen. [...] Nicht der Reformismus der Gewerkschaften war die Ursache für die mangelnden Erfolge [...], sondern die Schwäche der Gewerkschaften gegenüber den Unternehmern war die Ursache für den Reformismus der Gewerkschaftsführung. Denn sie mußte sich strategisch und taktisch auf staatliche Instanzen und auf die öffentliche Meinung einstellen, damit diese nicht die Partei der Unternehmer ergriffen.“⁴⁷⁵

Die (auf wackeligen Füßen stehende) Hoffnung auf staatliches Eingreifen in sozialpolitische Konflikte auf Seiten der Arbeiterschaft war in der SPD schon frühzeitig formuliert worden;⁴⁷⁶ sie gewann bis 1914 immer mehr an Gewicht, auch deshalb, weil die Gewerkschaften gegen die übermächtigen Arbeitgeber nur noch defensiv zu agieren und keine grundlegenden Fortschritte mehr durchzusetzen, allenfalls Verschlechterungen zu verhindern vermochten (was auf dem Gewerkschaftskongress in München im Juni 1914 auch offen eingestanden wurde). Das daraus folgende Streben nach einem „Bündnis“ mit der Regierung wurde bei der Umsetzung der Burgfriedenspolitik dann virulent.

Damit geht der Blick bereits voraus in die Kriegszeit. Die dort von der SPD eingeschlagene Linie ist nicht zu verstehen ohne die Kenntnis der Vorgänge im Gewerkschaftsflügel. „Die bis 1914 mit der Verselbständigung einhergehende Entpolitisierung der Gewerkschaften erwies sich dann für den politischen Spielraum und die Aktionen der Partei als einer der entscheidenden Faktoren und wurde damit zu einem Politikum ersten Ranges. Viele Gewerkschaftsführer betrachteten die nur negative Integration zu unkritisch als Beginn der eigentlichen Integration der Arbeiter in Staat und Gesell-

⁴⁷⁴ GROH, Intensivierung der Arbeit, in: Ders., Emanzipation und Integration, S. 49-115, hier: S. 72.

⁴⁷⁵ Ebd., S. 75 u. 101.

schaft.⁴⁷⁷ Und: „Die Strategie der Gewerkschaften hatte aufgrund ökonomischer und politischer Bedingungen in eine Sackgasse, darüber hinaus aber auch noch zum Verlust jeglicher systemtranszendierender Perspektiven und Möglichkeiten geführt.“⁴⁷⁸ Für die Durchsetzung der Integrationsstrategie des rechten Parteiflügels war dies eine entscheidende Voraussetzung.

Seine eigenen Erfahrungen mit dem „Apparat“ reflektierend urteilte Richard Müller⁴⁷⁹ später:

„Die innere und äußere Politik der Gewerkschaftsführer, das Ziel wie die Methoden ihres Kampfes mußten den Mitgliedern jedes revolutionäre Denken und Empfinden nehmen und den Willen zu entscheidenden Kämpfen brechen. Wo sich unter dem Einfluß politischer Propaganda ein radikaler Geist bemerkbar machte, wurde er niedergedrückt und wenn gar in dem ungeheuer großen Verwaltungsapparat ein Angestellter als räudiges Schaf entdeckt wurde, der die von oben gegebene politische Weisheit nicht widerspruchslos schlucken wollte, traf ihn der Bannstrahl des heiligen Stuhls. Es war eine ganz natürliche Entwicklung, wenn schließlich die Führer den Massen keinen revolutionären Willen zutrauten, weil sie selbst keinen besaßen. Die Führer betrachteten sich als Hirn der Masse, mit dem Geldschrank und dem Verwaltungsapparat in der Hand.“⁴⁸⁰

Den bisherigen Ertrag der Historiographie fasste Klaus Schönhoven, einer der tiefsten Kenner der Geschichte der deutschen Gewerkschaften, zusammen:

„Bis zum Vorabend des ersten Weltkrieges hatten sich auch die Freien Gewerkschaften im Gefüge der Wilhelminischen Monarchie so weit eingerichtet, daß sie keine kompromißlose Verschärfung des Klassenkampfes predigten, sondern vielmehr auf eine friedliche Begrenzung und Beilegung der Konflikte hofften. Allerdings mußten sie immer noch im Spannungsfeld zwischen Kooperation und Konfrontation leben, weil die tonangebenden politischen und ökonomischen Eliten die sozialdemokratische Arbeiterbewegung an den Rand der Gesellschaft abzudrängen suchten und ihr die Gleichberechtigung verweigerten. Den für die Situation und das Verhalten von SPD und freien Gewerkschaften charakteristischen Schwebestand zwischen Repression und Integration konnte

⁴⁷⁶ Der Parteiredakteur Max Schippel, später einer der wichtigsten Vordenker des rechten Parteiflügels, hatte schon 1886 vorgeschlagen, „daß der Staat durch direktes Eingreifen in die Lohnfeststellung Schritt für Schritt den Lohn mit der Produktion zu heben versuchen müsse“. (CARSTEN, August Bebel, Zitat: S. 112). Bebel widersprach dieser Idee vehement.

⁴⁷⁷ GROH, Die Sozialdemokratie 1897-1909, in: Ders., Emanzipation und Integration, S. 253-566, hier: S. 341.

⁴⁷⁸ GROH, Intensivierung der Arbeit, in: Ebd., S. 49-115, hier: S. 103f.

⁴⁷⁹ Müller, Richard Louis, geb. 9.12.1880 in Weira (Sachsen-Weimar), Volksschule, Dreherlehre, 1902-1904 in Hannover, Umzug nach Berlin, 1906 Beitritt zum Metallarbeiter-Verband, Beitritt zur SPD, Vorsitzender der Agitationskommission des Berliner Metallarbeiter-Verbandes, ab 1914 Branchenleiter der Berliner Dreher, 1916 3 Monate Militärdienst, Juni 1916 am Streik in Berlin führend beteiligt, April 1917 verhaftet, anschließend bis Juli 1917 Militärdienst, ab 1917 einer der Führer der (Revolutionären) Obleute in Berlin, 1917 Übertritt zur USPD, am Januarstreik 1918 in Berlin führend beteiligt, Feb.-Sept. 1918 Militärdienst, Nov. 1918 bis Nov. 1919 Vorsitzender des Groß-Berliner Vollzugsrates der Arbeiter- und Soldatenräte, ab Feb. 1919 Mitarbeiter der Zeitschrift *Der Arbeiter-Rat*, März 1919 am Generalstreik in Berlin führend beteiligt, April 1919 einer der stellv. Vorsitzenden des 2. Reichsrätekongresses in Berlin, 1919 bis Ende 1920 leitende Tätigkeit bei der Betriebsrätezentrale in Berlin, Nov. 1919 bis Juni 1920 Chefredakteur der *Metallarbeiter-Zeitung*, Ende 1920 Übertritt zur KPD, Dez. 1920 bis April 1921 Vorsitzender der kommunistischen Reichsgewerkschaftszentrale und der KPD-Fraktion im Berliner DMV, Mitarbeiter der Zeitschrift *Der kommunistische Gewerkschafter*, April 1921 Parteiausschlussverfahren, Jan. 1922 aus der KPD ausgeschlossen, danach parteilos, kurzzeitig Mitarbeiter der russ. Außenhandelsvertretung in Berlin, ab 1925 Verlagsinhaber, ab Nov. 1927 Geschäftsführer einer Berliner Baugesellschaft, 1928/29 führende Tätigkeit beim linkskommunistischen Deutschen Industrie-Verband, ab 1929 Bauunternehmer, Verfasser mehrerer politischer Schriften, gest. 11.5.1943 in Berlin.

⁴⁸⁰ R. MÜLLER, Vom Kaiserreich zur Republik, S. 74.

die sozialdemokratische Arbeiterbewegung weder im Parlament noch auf dem Arbeitsmarkt aus eigener Kraft zu ihren Gunsten ändern.“⁴⁸¹

Einen anderen „Schwebezustand“ vermochte die Gewerkschaftsführung sehr wohl zu ändern: Nämlich den hinsichtlich der Frage, ob die Partei- oder die Gewerkschaftsführung in der Massenstreikfrage die letztgültige Entscheidung habe. Bei der erneuten Behandlung dieser Streitfrage auf dem Parteitag von 1913 setzte sich gleichzeitig erstmals die reformistische Strömung in der SPD offen durch. Es trat ein, was Elm schon 1906 vorausgesagt hatte: „Wenn die Gewerkschaften sich mehr um die Partei kümmern würden, dann würde diese Richtung (gemeint sind die radikalen Befürworter des Massenstreiks) auf einem einzigen Parteitag einfach hinweggefegt werden.“⁴⁸² Um zu erklären, wie es dazu dann (fast) tatsächlich kam, bedarf es noch eines Blickes auf die innerparteiliche Entwicklung, die sich in den folgenden Jahren abspielte.

2.2.5 Die Verfestigung der Parteiströmungen

Der Einfluss der Gewerkschaftsführung auf die programmatischen und politischen Entscheidungen der SPD nahm auch nach dem (vorläufigen) Ende der Massenstreikdebatte tendenziell zu, was sich auf mehreren Ebenen zeigte. An dieser Stelle soll ein kurzer Abriss über die in den letzten Jahren vor 1914 immer mehr an Kontur gewinnenden Parteiströmungen gegeben werden; erst danach lassen sich Kontinuität und Wandel der parteiinternen Fraktionierung vor und im Weltkrieg erkennen. Die für die Zeit um die Jahrhundertwende noch mit Einschränkungen praktikable Einteilung in revisionistische/reformistische Minderheit und „radikale“ Mehrheit⁴⁸³ bedarf nun einer genaueren Differenzierung. Mit nachvollziehbaren Argumenten wurde in der Forschung immer wieder darauf hingewiesen, wie problematisch eine strenge Abgrenzung bzw. Klassifizierung der einzelnen Strömungen ist und wie schwierig die exakte Zuordnung einzelner Personen.⁴⁸⁴ Gerade um die in diesem Zusammenhang oft angeführte Dynamik der innerparteilichen Prozesse erfassen zu können, ist eine Unterscheidung und Charakterisierung verschiedener Flügel sinnvoll, solange dabei präsent bleibt, dass dies nicht mit naturwissenschaftlicher Präzision erfolgen kann.⁴⁸⁵

⁴⁸¹ SCHÖNHOFEN, Die deutschen Gewerkschaften, S. 60.

⁴⁸² STEINBERG, Gewerkschaften und Sozialdemokratie, in: VETTER (Hrsg.), Vom Sozialistengesetz zur Mitbestimmung, S. 121-134, Zitat: S. 134.

⁴⁸³ Siehe dazu v. a. RAUTIO, Die Bernstein-Debatte.

⁴⁸⁴ Z. B. bei Helga GREBING, Abwehr gegen rechts und links. Zentrismus – ein aussagekräftiger Begriff?, in: ROJAHN u. a. (Hrsg.), Kautskys Bedeutung, S. 140-150.

⁴⁸⁵ Aus der Vielzahl der bisher erfolgten Kategorisierungsversuche seien hier nur einige genannt. Arno Klönne gab folgende Aufstellung: „eine sozialrevolutionäre Linke; eine republikanisch-antimilitaristische Linke; eine auf die Verbindung von Organisationspartei und Massenaktion hoffende ‚marxistische‘ Richtung; eine sozial-liberale, entschieden demokratische Richtung; eine gewerkschaftlich-sozialpolitisch orientierte, an politischen Systemalternativen wenig interessierte Mehrheit; eine staatssozialistisch, ‚national‘ eingestimmte Richtung.“ (Arno KLÖNNE, Die deutsche Arbeiterbewegung. Geschichte, Ziele, Wirkungen, Düsseldorf – Köln 1980,

Entscheidend war, dass es ab circa 1910 zu einer weiteren Verfestigung der parteiinternen Strömungen kam (wobei die Möglichkeit eines „Lagerwechsels“ für den Einzelnen weiterhin gegeben blieb). Die Schwierigkeit bzw. Notwendigkeit, zwischen diesen Lagern Kompromisse zu finden bzw. „Koalitionen“ zu schmieden, absorbierte einen großen Teil der Energie der Partei. Die offensichtliche Unfähigkeit der SPD, Wahlerfolge in politischen Einfluss umzusetzen, trug das ihre zu diesem Desintegrationsprozess bei. Friedrich Stampfer⁴⁸⁶ beklagte schon 1905:

„Das Wort `Richtung` war noch vor wenigen Jahren für jeden guten Sozialdemokraten ein Schlag ins Gesicht, heute hat man sich daran gewöhnt, von den beiden Richtungen zu reden, und wenn es so weiter geht, wird es nächstens auch die beiden – *Parteien* heißen.“ Er ergänzte: „aus der irreführenden Meinung, daß es innerhalb der deutschen Sozialdemokratie besondere Parteirichtungen und Gruppierungen geben könne und geben dürfe, sind die schweren Konflikte entstanden, die die Partei in den letzten Jahren erschüttert haben. Die Schuld daran trifft alle, die solche Gruppierungen gewünscht, gefördert, zusammengehetzt, die sie so lange an die Wand gemalt haben, bis sie beinahe wirklich da waren. Möchte doch die deutsche Arbeiterklasse des Schadens gewahr werden und den Taktiken und Praktiken aller Richtungsmeier, denen das Wohl ihrer `Richtung` über das Wohl der Partei geht, Einhalt gebieten, bevor es zu spät ist!“⁴⁸⁷

Wie wenig solche Appelle fruchteten, zeigten die kommenden Jahre. Der Reihe nach: Den äußersten linken Parteiflügel bildete weiterhin ein kleiner intellektueller Zirkel - mit einigem publizistischen Einfluss, aber ohne Hausmacht in der Partei- und Gewerkschaftsorganisation -, der die von Rosa Luxemburg propagierten offensiven Massenstreiks befürwortete. Luxemburg ging von der Überzeugung aus: „Das einzige Mittel, gegen den Opportunismus radikal zu kämpfen, ist selbst vorwärtszugehen, die Taktik zu entwickeln, die revolutionäre Seite der Bewegung zu steigern.“⁴⁸⁸ Un-

S. 123). Ähnliche Unterscheidungen traf Hedwig Wachenheim: „Die Weite der Meinungsverschiedenheiten hatte zur Herausbildung von fünf Gruppen geführt. Auf der äußersten Linken stand die radikale, von Rosa Luxemburg geführte Gruppe, die manchmal auch leitende Parteigenossen wie Emanuel Wurm, Hugo Haase und noch öfter Georg Ledebour in ihren Bann zog. Die Letzteren gehörten zur zweiten, sich anreihenden Gruppe, die Kautsky führte. Die durchschnittlichen Vulgärmarxisten folgten seinen doktrinär-theoretischen Analysen, wie auch seinen Schlußfolgerungen. Wenn man die politischen Haltungen der einzelnen und ihr Aktions- und Nichtaktionsprogramm als maßgebendes Einteilungsprinzip ansieht, so gehörte zu diesem Flügel der linken Mitte auch Hilferding [...]. Die dritte Gruppe, die Zentristen, die von Bebel geführt wurde, beherrschte den Parteivorstand und die Parteimaschine. Sie vertrat einen allmählich zur Tradition gewordenen Pragmatismus. Zur Rechten dieser Gruppe standen die Revisionisten und auch die Reformisten. Die letzteren kamen meistens aus den außerpreußischen Ländern, und weiter rechts die Gewerkschaftsbürokratie, geführt von Legien. Natürlich gab es in der Gewerkschaftsbürokratie auch einige weiter links stehende Männer.“ (Die deutsche Arbeiterbewegung, S. 548). Einen ganz anderen Ansatz wählte Dieter Groh, der behauptete: „Es wäre sinnvoller, [...] eine Gruppe, die Konzepte aktiver sozialdemokratischer Politik entwickelte [d. h. den äußersten linken und den rechten Parteiflügel gemeinsam; B. A.], von der attentistischen Mehrheit zu unterscheiden; und es wird weiter zu fragen sein, inwieweit hinter solchen strategischen und taktischen Gemeinsamkeiten und Differenzen die theoretischen zurücktreten.“ (Die Sozialdemokratie 1897-1909, in: GROH, Emanzipation und Integration, S. 253-566, hier: S. 369).

⁴⁸⁶ Stampfer, Friedrich, geb. 8.9.1874 in Brünn (Mähren), Gymnasium, Studium der Staatswissenschaften in Wien und Leipzig, Beitritt zur SPD, 1900-1902 Redakteur bei der *Leipziger Volkszeitung*, ab 1902 Schriftsteller in Berlin und ständiger Mitarbeiter des *Vorwärts*, 1915-1916 Kriegsteilnehmer (in der österreichischen Armee), Nov. 1916 bis Juni 1919 und Feb. 1920 bis 1933 Chefredakteur des *Vorwärts*, MdR 1920-1933, 1920-1933 Vorstandsmitglied der Reichstagsfraktion, Sept. 1925 bis Mai 1933 Mitglied des zentralen Parteivorstandes, Mai 1933 Emigration in die Tschechoslowakei, 1938 Frankreich, 1940 USA, 1948 Rückkehr nach Deutschland, gest. 1.12.1957 in Kronberg (Taunus).

⁴⁸⁷ Friedrich Stampfer, Richtung und Partei, in: *Die Neue Zeit*, Nr. 9 vom 25.11.1905, S. 292-295, hier: S. 293-295.

⁴⁸⁸ R. Luxemburg an H. Roland-Holst vom 17.12.1904. (MANNINEN, Sozialismus oder Barbarei?, Zitat: S. 55f).

terstützung fand dieses Konzept partiell bei den radikaleren Organisationen Norddeutschlands, etwa in Leipzig. (Die noch weiter links stehenden Kleinstgruppen können ohnehin vernachlässigt werden.) Luxemburg, die sich von Bebel und Kautsky allmählich immer mehr entfremdete, und ihre Gesinnungsgenossen wie Franz Mehring⁴⁸⁹ und Clara Zetkin⁴⁹⁰ propagierten auch nach der Mannheimer Entscheidung weiterhin eine letztlich unrealistische „Niederwerfungsstrategie“; diese sah vor, die aktuelle Demonstrationsbewegung gegen das preußische Dreiklassenwahlrecht zu verstärken und damit die Republik zu erzwingen – letztlich auch auf die Gefahr eines Bürgerkrieges hin. Bernsteins Theorie vom „Hineinwachsen in den Sozialismus“ war Luxemburg genauso zuwider wie Kautskys „Warten auf die Revolution“, sie wollte den Kampf mit der herrschenden Ordnung sofort forcieren. In dem 1906 veröffentlichten Werk „Massenstreik, Partei und Gewerkschaften“ formuliert sie ihr revolutionäres Credo, das von der SPD verlangte, sich an die Spitze der handlungsbereiten „Massen“ zu setzen und den Pfad der Bürokratisierung zu verlassen.

Karl Liebknecht⁴⁹¹, zu dieser Zeit in der Partei noch weitgehend als „Einzelkämpfer“ unterwegs, erklärte auf dem Parteitag von 1910:

⁴⁸⁹ Mehring, Franz, geb. 27.2.1846 in Schlawa (RB Köslin), Gymnasium in Greifenberg (Pommern), 1866-1870 Studium der Klassischen Philologie in Leipzig und Berlin, 1882 Promotion zum Dr. phil., seit 1870 Schriftsteller, bis 1891 Mitarbeiter bei verschiedenen bürgerlich-demokratischen Blättern, 1891 Beitritt zur SPD, 1891-1913 Mitarbeiter der *Neuen Zeit*, 1902-1907 Chefredakteur der *Leipziger Volkszeitung*, 1907-1913 deren Mitarbeiter, 1913-1914 Mitherausgeber der *Sozialdemokratischen Korrespondenz*, 1892-1895 Leiter des Vereins der Freien Volksbühne in Berlin, 1906-1911 Lehrer an der zentralen Parteischule der SPD in Berlin, ab April 1915 Mitherausgeber der Zeitschrift *Die Internationale*, ab 1916 Mitglied der Spartakusgruppe, MdL in Preußen 1917-1918, Dez. 1918 Gründungsmitglied der KPD, Herausgeber der *Sozialistischen Neudrucke*, Verfasser zahlreicher Werke zu Geschichte und Literatur, gest. 29.1.1919 in Berlin.

⁴⁹⁰ Zetkin, Clara (geb. Eißner), geb. 5.7.1857 in Wiederau, Volksschule, Gymnasium, 1874-1878 Lehrerinnenseminar in Leipzig, 1878 Beitritt zur SAP, 1878-1882 Hauslehrerin in Wermsdorf (Sachsen), Traunstein (Niederösterreich) und Zürich, 1882-1891 Aufenthalt in Paris, dort als Hauslehrerin, Sprachlehrerin und Übersetzerin tätig, 1891 Rückkehr nach Deutschland, Jan. 1892 bis Mai 1917 Redakteurin der Frauenzeitschrift *Die Gleichheit* in Stuttgart, 1895-1917 Mitglied der zentralen Kontrollkommission der SPD, in dieser Funktion 1895-1899 zugleich Mitglied des zentralen Parteivorstandes, 1907-1915 Sekretärin im Internationalen Frauensekretariat, 1915 Mitarbeiterin der Zeitschrift *Die Internationale*, 1916 Mitbegründerin der Spartakusgruppe, 1906-1917 Mitglied des Zentralbildungsausschusses der SPD, Juli-Okt. 1915 wegen „Landesverrats“ in Haft, 1917 Übertritt zur USPD, April 1917 bis März 1919 Mitglied der zentralen Kontrollkommission der USPD, Juni 1917 bis April 1919 Redakteurin der Frauenbeilage der *Leipziger Volkszeitung*, März 1919 Übertritt zur KPD, MdL in Württemberg 1919-1920, MdR 1920-1933, 1919-1921 Redakteurin der KPD-Frauenzeitschrift *Die Kommunistin*, 1921-1925 Herausgeberin der KPD-Zeitschrift *Die Kommunistische Fraueninternationale*, 1921-1924 (mit Unterbrechungen) Mitglied der KPD-Zentrale, ab 1923 überwiegend in der Sowjetunion, 1927-1929 Mitglied des KPD-Zentralkomitees, 1921-1933 Mitglied des Exekutivkomitees und des Präsidiums der Kommunistischen Internationale, 1924-1933 zugleich Leiterin des Frauensekretariats der Internationale, 1924-1925 Leiterin der Roten Hilfe Deutschlands und 1925-1933 Vorsitzende des Exekutivkomitees der Internationalen Roten Hilfe, ab 1925 Vorsitzende des Roten Frauen- und Mädchenbundes, Aug. 1932 Alterspräsidentin des Deutschen Reichstages, Verfasserin zahlreicher politischer Schriften, gest. 20.6.1933 in Archangelskoje (bei Moskau).

⁴⁹¹ Liebknecht, Karl, geb. 13.8.1871 in Leipzig, 1878-1881 Bürgerschule und 1881-1890 Gymnasium in Leipzig, 1890-1893 Studium der Philosophie, Rechts- und Staatswissenschaften in Leipzig und Berlin, 1897 Promotion zum Dr. jur. et rer. pol. in Würzburg, 1893-1894 Militärdienst, 1894-1898 Gerichtsreferendar in Arnberg, Paderborn und Hamm, 1898 Assessor, ab 1899 Rechtsanwalt in Berlin, 1900 Beitritt zur SPD, 1902-1913 Stadtverordneter in Berlin, 1907-1910 Mitbegründer und Präsident der Jugendinternationale sowie Mitglied des Internationalen Jugendsekretariats, 1907 Verurteilung zu 18 Monaten Festungshaft wegen Hochverrats, Okt. 1907 bis Mai 1909 Festungshaft in Glatz, MdL in Preußen 1908-1916, MdR 1913-1917 (Aberkennung des Mandats), Feb.-Nov. 1915 Armierungssoldat, Feb. 1915 Mitbegründer und Leiter der oppositionellen Gruppe „Internationale“ bzw. „Spartakus“, Jan. 1916 Ausschluss aus der SPD-Reichstagsfraktion, Jan.-Mai 1916 Herausgeber der Politischen Briefe der Gruppe „Internationale“, Mai-Nov. 1916 Untersuchungshaft, Nov. 1916 Verurteilung zu 49 Monaten Zuchthaus, Nov. 1916 bis Okt. 1918 (Amnestierung) Haft in Luckau, Okt.-Nov. 1918 Mitglied der Leitung des Vollzugsausschusses der „Revolutionären Obleute“ in Berlin, ab

„Die sogenannten Radikalen, das sind die eigentlichen Reformisten (Beifall), die echten Reformisten, die realpolitischen Reformisten, diejenigen Reformisten, die *nicht* den Wald vor den Bäumen übersehen. [...] Das wesentliche des sogenannten Radikalismus ist immer und eben nur, daß er die *Quelle* unserer Macht nie vergißt. Diese Quelle, das sind die Massen (stürmischer Beifall), und sie entspringt nicht im Parlament, sie mündet nur zum Teil auch da. Diese Quelle soll uns nicht verschüttet werden durch Geheimnistuerei, durch Diplomatisiererei, dadurch, daß man im verborgenen Stübchen parlamentarischer Staatsmännerei die Geschicke der Massen zu regulieren sucht, während die Massen nicht wissen, was da geschieht.“⁴⁹²

Anders als die russischen Bolschewiki schenkte die radikale Linke in Deutschland Fragen der Organisation wenig Aufmerksamkeit, ja sie misstraute der Parteibürokratie per se; dies nicht grundlos: Das autoritäre, oft militärische Züge annehmende Organisationsverständnis, das sich in der SPD etabliert hatte, spielte - je länger, je mehr - den Gegnern der Linken in die Hände. Unter dem wachsenden Druck schloss sich die Gruppe um Luxemburg immer enger zusammen, was ihrer Fähigkeit, innerparteiliche Bündnispartner zu finden, wenig förderlich war. Erst auf dem Parteitag von 1913 kam es zur „Wiedervereinigung der Linken“⁴⁹³, die sich dann aber einer starken rechten Mehrheit gegenüber sah.

Schon Jahre zuvor hatte sich, gefördert durch den Konflikt um den offensiven Massenstreik, unübersehbar die Trennung des orthodox marxistischen Lagers (lange Zeit die „radikale“ Mehrheit der Partei) in das von Kautsky beeinflusste „Zentrum“ und die radikale Linke vollzogen; diese Trennung, die sich schon seit 1905 abgezeichnet hatte, trat dann 1910 im Streit über die Wahlrechtsbewegung in Preußen offen in Erscheinung. Den Lehren Kautskys warf Luxemburg nun vor, sie verbänden „himmelstürmende Theorie und `Ermattung` in der Praxis, revolutionärste Perspektiven in den Wolken und Reichstagsmandate als einzige Perspektive in der Wirklichkeit.“⁴⁹⁴ Später fügte sie noch hinzu: „Wie seine Theorie auf die offizielle Beruhigung aller Skrupel und Rechtfertigung alles Bestehenden in der Partei hinausläuft, so seine Taktik auf das Bremsen der Bewegung auf dem alten ausgefahrenen Geleise des reinen Parlamentarismus; im übrigen auf die Hoffnung, daß die Geschichte schon die revolutionäre Entwicklung besorgen wird.“⁴⁹⁵

Nov. 1918 Mitglied der Zentrale des Spartakus-Bundes und Redakteur der *Roten Fabne*, Dez. 1918 Mitbegründer der KPD, Mitglied des Berliner Aktionsausschusses der KPD, Verfasser zahlreicher politischer Schriften, 15.1.1919 in Berlin von Regierungstruppen ermordet.

⁴⁹² Protokoll über die Verhandlungen des Parteitages der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands. Abgehalten zu Magdeburg vom 18. bis 24. September 1910, Berlin 1910, S. 335.

⁴⁹³ SCHORSKE, Die große Spaltung, S. 348.

⁴⁹⁴ GROH, Negative Integration, Zitat: S. 158.

⁴⁹⁵ HOLZHEUER, Karl Kautskys Werk, Zitat: S. 99.

Kautsky, der lange Zeit den „Revisionismus“ als Hauptgegner in der Partei betrachtet hatte, wandte sich nun gegen die radikale Linke. Die Folgen dieses Prozesses, der von der Parteibasis kaum nachvollzogen wurde, machten sich erst langfristig bemerkbar. Rückgängig zu machen war der 1910 erfolgte Bruch letztlich nicht mehr; er stellte – aus heutiger Sicht betrachtet – „eine Weggabelung für die deutsche Arbeiterbewegung“⁴⁹⁶ dar. Die radikale Linke blieb zahlenmäßig recht überschaubar, artikulierte sich in den innerparteilichen Debatten dennoch meist wortgewaltig, obwohl ihre Publikationsmöglichkeiten zunehmend beschränkt wurden.⁴⁹⁷ Das Verhältnis zum marxistischen Parteizentrum – in Luxemburgs Diktion der „Sumpf“⁴⁹⁸ – blieb ebenso wechselhaft wie ambivalent; die endgültige Trennung erfolgte erst nach dem Krieg, als sich die Spartakusgruppe von der USPD abspaltete und eine eigene Partei gründete.⁴⁹⁹ Die Uneinigkeit der Linken spielte bereits viel früher ihren Gegnern in die Hände. „Daß die Radikalen keine geschlossene Front halten können“, beklagte Zetkin 1911, „ist ihr Unglück und verwandelt immer wieder die revisionistische Minorität in die Siegerin.“⁵⁰⁰

Seit der Separierung des äußersten linken Flügels konnte überhaupt erst vom „marxistischen Zentrum“ gesprochen werden, welches, angeführt von Bebel und Singer, ideologisch geprägt durch Kautsky, die überwiegende Mehrheit der Partei repräsentierte. Das Parteizentrum lenkte zunächst unangefochten die Geschicke der Partei und versuchte, die zentrifugalen Kräfte zusammenzuhalten.⁵⁰¹ Die großen Mehrheiten, die die geschilderten Abstimmungen auf den Parteitag von 1903, 1905 und 1906 erbracht hatten, suggerierten dabei eine Homogenität der Meinungen in der SPD, die es so gar nicht gab.

⁴⁹⁶ GREBING, Abwehr gegen rechts und links, in: ROJAHN u. a. (Hrsg.), Kautskys Bedeutung, S. 140-150, hier: S. 144.

⁴⁹⁷ Bereits 1910 befürchtete Luxemburg: „Sie wollen mich mundtot machen!“ (R. Luxemburg an K. Zetkin vom 4.8.1910; LA-SCHITZA, Im Lebensrausch, Zitat: S. 353). Nachdem Luxemburg nicht mehr in der *Neuen Zeit* und sie sowie Mehring ab Herbst 1913 auch nicht mehr in der *Leipziger Volkszeitung* veröffentlichen konnte(n), gründete die radikale Linke im Dezember 1913 mit der *Sozialdemokratischen Korrespondenz* ein eigenes Organ, das dreimal wöchentlich in 150 Exemplaren erschien, in der übrigen Partei aber nur auf geringes Interesse stieß. Dabei handelte es sich um die erste im weiteren Sinne institutionalisierte Verselbständigung des äußersten linken Parteiflügels.

⁴⁹⁸ Den Begriff „Sumpf“ verwendete Bebel ursprünglich auf dem Dresdener Parteitag für *den* Teil der Partei, der sich in der Auseinandersetzung zwischen „Radikalen“ und „Revisionisten“ nicht deutlich auf eine Seite stellte. (Vgl. Protokoll SPD-Parteitag Dresden 1903, S. 319).

⁴⁹⁹ Die Kontinuität zwischen der sich 1910/13 herausbildenden radikalen Linken und der späteren KPD betont auch Groh (vgl. Negative Integration, S. 203).

⁵⁰⁰ C. Zetkin an J. F. Westmeyer vom 13.8.1911. (MANNINEN, Sozialismus oder Barbarei?, Zitat: S. 82).

⁵⁰¹ Kautsky selbst schrieb 1910 in der *Neuen Zeit* über die Dreiteilung der Partei: „Wenn wir auf der Landkarte die Großherzogtümer Baden und Luxemburg ansehen, finden wir, daß zwischen ihnen Trier liegt, die Stadt, aus der Karl Marx hervorging. Geht man von dort nach links über die Grenze, so kommt man nach Luxemburg. Geht man stark nach rechts bis über den Rhein, so erreicht man Baden [d. h. die Hochburg des süddeutschen Reformismus; B. A.]. Die Lage der Landkarte ist heute ein Symbol der Lage der deutschen Sozialdemokratie.“ (Karl Kautsky, Zwischen Baden und Luxemburg, in: *Die Neue Zeit*, Nr. 45 vom 5.8.1910, S. 652-667, hier: S. 667).

Der Parteivorstand, dominiert von Bebel, hatte mit seiner erprobten Führungstechnik (vorerst) noch Erfolg, die dabei angewandten Mittel blieben problematisch:

„Das Entweder-Oder einer reformistischen oder einer revolutionären Strategie war bereits seit längerer Zeit von der praktizistischen Parteiführung und Parteimehrheit im Zeichen des Organisationspatriotismus und Elektionismus in ein Weder-Noch umgeformt worden. Wurde der politische Immobilismus durch die Angst vor einer Zerstörung der Organisationen, so die Isolierung der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung [...] durch die Angst vor einer Zusammenarbeit mit nichtproletarischen bürgerlichen Gruppen stabilisiert. Parteimehrheit und Parteiführung konstituierten sich in den Debatten des Jahres 1910 endgültig als Parteizentrum mit Bebel an der Spitze und Kautsky als Theoretiker.“⁵⁰²

So offensichtlich dieses Ergebnis der Debatten um die Budgetbewilligung und den Massenstreik in diesem Jahr auch war, so wenig statisch erwies sich die Kräfteverteilung in der Partei.

Die Binnendifferenzierung, die sich innerhalb dieser „zentristischen“ Strömung unterschwellig vollzog, wurde erst im Weltkrieg in ihrer ganzen Tragweite sichtbar, bahnte sich jedoch schon länger vorher an. Die Überzeugung Kautskys, dass die Revolution „irgendwann“ und „irgendwie“ zwangsläufig kommen müsse, wurde von einem Großteil der maßgeblichen Führungskräfte - d. h. Leuten wie Ebert, Hermann Müller⁵⁰³, Molkenbuhr und Otto Wels⁵⁰⁴ - nicht mehr wirklich geteilt, wodurch sich mit der Zeit fast automatisch eine Annäherung an den rechten Parteiflügel ergab.⁵⁰⁵

⁵⁰² GROH, Negative Integration, S. 185.

⁵⁰³ Müller, Hermann, geb. 18.5.1876 in Mannheim, Volksschule und Gymnasium in Mannheim, Realgymnasium in Dresden-Neustadt, 1892-1895 Handlungsgehilfenlehre in Frankfurt/Main, 1893 Beitritt zur SPD, 1894 Beitritt zur Gewerkschaft, bis 1899 Handlungsgehilfe, 1899-1906 Redakteur der *Volkszeitung* in Görlitz, 1903-1906 Stadtverordneter in Görlitz, Vorstandsmitglied der SPD-Wahlkreisorganisation Liegnitz, Sept. 1906 bis Juni 1919 Sekretär, März 1919 bis Juni 1919 kommissarischer Vorsitzender und Juni 1919 bis Juni 1928 einer der Vorsitzenden im zentralen SPD-Parteivorstand, ab Dez. 1908 Mitglied der Zentralstelle für die arbeitende Jugend Deutschlands, MdR 1916 bis zu seinem Tod, ab April 1916 Zensor und ab Nov. 1916 zeitweise verantwortlicher Redakteur des *Vormärts*, Nov. 1918 bis Dez. 1918 Mitglied des Berliner Vollzugsrates, Dez. 1918 bis April 1919 stellv. Vorsitzender des Zentralrates der deutschen sozialistischen Republik, Juni 1919 bis März 1920 Reichsminister für Auswärtige Angelegenheiten, März 1920 bis Juni 1920 Reichskanzler, 1920-1928 Vorsitzender der SPD-Reichstagsfraktion, Juni 1928 bis März 1930 erneut Reichskanzler, Mai 1923 bis Juni 1929 Exekutivmitglied der Sozialistischen Arbeiter-Internationale, gest. 20.3.1931 in Berlin.

⁵⁰⁴ Wels, Otto, geb. 15.9.1873 in Berlin, 1879-1887 Volksschule in Berlin, 1887-1891 Tapeziererlehre in Berlin, Wanderschaft, 1895-1897 Militärdienst, 1891 Beitritt zur SPD und zur Gewerkschaft, bis 1906 Tapezierer, ab 1893 zeitweise Vorstandsmitglied bzw. Vorsitzender der SPD-Wahlkreisorganisation Berlin 5, 1898 Vorsitzender der Agitationskommission des Tapeziererverbandes in Berlin, 1900 Mitglied des zentralen Verbandsausschusses und 1902 Vorsitzender der Filiale des Verbandes in Berlin, Absolvent der zentralen Parteischule der SPD, 1906-1907 Angestellter des Tapeziererverbandes in Berlin, Juli 1907 bis März 1919 Bezirksparteisekretär für die Provinz Brandenburg mit Sitz in Berlin und Redakteur der Agitationszeitung *Die Fackel*, 1901-1913 Mitglied, ab 1906 Obmann der Pressekommission des *Vormärts*, MdR 1912-1933, Nov.-Dez. 1918 Stadtkommandant von Berlin, Sept. 1913 bis März 1919 Beisitzer, März-Juni 1919 hauptamtlicher Sekretär und ab Juni 1919 einer der hauptamtlichen Vorsitzenden im zentralen SPD-Parteivorstand mit Sitz in Berlin, 1919-1920 Mitglied und 1920-1933 geschäftsführendes Mitglied des Vorstandes der SPD-Reichstagsfraktion, 1923-1933 Mitglied der Exekutive und des Büros der Sozialistischen Arbeiter-Internationale, 1931-1933 Vorsitzender der „Eisernen Front“, in der NS-Zeit Emigration (Saargebiet, Tschechoslowakei, Dänemark, Frankreich), gest. 16.9.1939 in Paris.

⁵⁰⁵ Dieser Prozess lässt sich exemplarisch an der Entwicklung von Otto Wels veranschaulichen, der lange Zeit als Mitglied der „radikalen Mehrheit“ zu den entschiedenen Gegnern der vor der Jahrhundertwende aufgekommenen Strömungen des Revisionismus und des Reformismus gehört hatte (und auch dem Einfluss der Gewerkschaftsführung kritisch gegenübergestanden hatte); nach 1909 trat hier eine Veränderung ein, die dann 1911 bei Wels zum Bruch mit dem linken Parteiflügel und in der Folgezeit zu einer immer

„Seit der Massenstreikdebatte auf dem Jenaer Parteitag von 1905 begann sich eine Konstellation abzuzeichnen, in der sich der Parteivorstand zunehmend auf Genossen wie David, Südekum und Vollmar stützen musste, um seine Basis, die nach links stark abzubröckeln begann und die Kautsky bereits verlassen hatte, zu verbreitern.“⁵⁰⁶ Dass dieses „Abbröckeln“ nicht nur die radikale Linke, sondern auch den linken Teil des Parteizentrums erfasste, wurde erst nach 1910 deutlicher sichtbar.

Bis dahin schien das einmütige Parteizentrum den Kurs der SPD konkurrenzlos zu bestimmen. Die Hauptströmung der Partei war geprägt von einer ideologischen Verkrustung, die aufzubrechen verlangt hätte, Kautskys Dogma von der definitiv eintretenden, aber nicht aktiv herbeizuführenden Revolution zu hinterfragen bzw. konkreter zu formulieren. Da die Revolution nicht eintrat und auch nicht bevorzustehen schien, wurden die einst Identität und Kohärenz stiftenden Lehren für den rechten Teil des Zentrums bald vollends inhaltsleer und wirkungslos; was folgte, war im Krieg der (zuvor schon eingeleitete) Anschluss an die Integrationsideologie der Parteirechten. Das „Auseinanderbrechen“ des Zentrums vollzog sich schleichend, um sich dann auf dem Parteitag von 1913 erstmals ganz offen zu zeigen. Der Reichstagsabgeordnete Südekum, lange Zeit Rechtsaußen der Partei, hat aus dem Rückblick des Jahres 1918 das Parteizentrum mit nicht ganz unbegründeter Häme beschrieben: „... weil er klaren Entscheidungen aus dem Weg gehen wollte, deshalb fand sich dieser Teil in der Mitte zusammen . . . Man hing `theoretisch` an der alten Lehre und ihren Phrasen und stimmte `praktisch` vielfach für die Vorschläge der Rechten. Auf diese Weise half man dem Parteikarren vorwärts, ohne daß ein Bruch mit der `altbewährten, kampferprobten` Taktik und Lehre zu vollziehen gewesen wäre.“⁵⁰⁷

Die Bindewirkung, die das marxistische Zentrum als bei weitem größte Strömung in der Partei lange Zeit zusammengehalten hatte, beruhte einerseits auf der Autorität Bebels, andererseits auch auf der vermeintlichen Stringenz der von Kautsky geprägten Parteideologie. Diese deutete alle Krisenerscheinungen der kapitalistischen Gesellschaftsordnung als Beleg für die Unaufhaltsamkeit der sozialdemokratischen Bewegung. Im Vorfeld der Reichstagswahlen von 1903 schrieb Kautsky: „wir gehen einem Tohuwabohu entgegen, in dem unser Weizen blühen muß und umsomehr blühen wird, jemehr wir einheitlich und unerschrocken bleiben. Jetzt brauchen wir Männer und keine Leisetreter, und vor allem keine Staatsmänner à la Vollmar, die alles auf parlamentarische Intriguen reduzieren und vor jedem Präsidenten zusammenknicken.“⁵⁰⁸ Noch 1906 zeigte sich der Chefideo-

stärkeren Annäherung an den rechten Flügel um David führte. (Vgl. Hans J. L. ADOLPH, Otto Wels und die Politik der deutschen Sozialdemokratie 1894-1939. Eine politische Biographie, Berlin 1971, S. 11-42).

⁵⁰⁶ GROH/BRANDT, „Vaterlandslose Gesellen“, S. 137.

⁵⁰⁷ GROH, Negative Integration, Zitat: S. 191.

⁵⁰⁸ K. Kautsky an V. Adler vom 28.1.1903. (Abgedruckt in: F. ADLER (Hrsg.), Victor Adler: Briefwechsel, S. 409-412, hier: S. 412).

loge der SPD von keinerlei (Selbst-)Zweifeln angekränkt: „Die ganze historische Entwicklung arbeitet fieberhaft daran, die Klassengegensätze aufs äußerste zu verschärfen, und diese Entwicklung drängt das Proletariat mit Naturnotwendigkeit immer weiter nach links, erfüllt es mit immer revolutionärerem Geiste. Das ist eine Entwicklung, die ganz unabhängig ist von dem Wollen und Wünschen einzelner Personen, die den einzelnen mit sich reißt.“⁵⁰⁹ Die Revolution, die dann der SPD zur Macht verhelfen würde, war demnach unausweichlich.

Vertraulich gestand Kautsky 1909 dann allerdings ein, dass seine „Ermattungsstrategie“ gescheitert war und er nur noch auf „irgend ein Ereignis“ wartete, „das den Gleichgewichtszustand durchbricht und damit eine umso gewaltsamere Bewegung entfesselt“⁵¹⁰. Im gleichen Jahr legte er mit dem Werk „Der Weg zur Macht“ dennoch eine aktualisierte Version seiner Revolutionstheorie vor, über die ein heftiger Streit entbrannte; dem Parteivorstand ging es dabei darum, den Gegnern der SPD keine propagandistische Munition zu liefern; für Kautsky, der von den Linken in der Partei unterstützt wurde, war dies kein relevantes Argument. Über den genauen Verlauf der Revolution hielt Kautsky weiterhin keine Prognosen für möglich,⁵¹¹ nannte aber die seiner Meinung nach notwendigen Voraussetzungen;⁵¹² die Unausweichlichkeit der Revolution stand für ihn außerhalb jeden Zweifels: „wir wissen aber auch, daß es ebensowenig in unserer Macht steht, diese Revolution zu machen, als in der unserer Gegner, sie zu verhindern.“⁵¹³ Damit schrieb er der Sozialdemokratie eine eher passive Rolle zu, zumal er die von den Reformisten angestrebten Bündnisse mit bürgerlichen Parteien strikt ablehnte.⁵¹⁴

Damit blieb Kautsky nichts anderes übrig, als auf den „natürlichen“ Gang der Entwicklung zu vertrauen; ihm war bewusst, dass bald ein Erfolg eintreten musste, um die erodierende Überzeugungskraft seiner Theoreme wieder zu stabilisieren, deren prognostischen Wert er inzwischen selbst rela-

⁵⁰⁹ Karl Kautsky, Der Parteitag von Mannheim, in: *Die Neue Zeit*, Nr. 1 vom 6.10.1906, S. 4-10, hier: S. 9.

⁵¹⁰ K. Kautsky an V. Adler vom 26.9.1909. (Abgedruckt in: F. ADLER (Hrsg.), Victor Adler: Briefwechsel, S. 500-502, hier: S. 501).

⁵¹¹ So hieß es in dem Buch: „Da wir über die Entscheidungsschlachten des sozialen Krieges nichts wissen, können wir natürlich ebensowenig sagen, ob sie blutig sein werden, ob die physische Gewalt eine bedeutende Rolle in ihnen spielen oder ob man sie ausschließlich mit den Mitteln ökonomischer, legislativer und moralischer Pression ausfechten wird.“ (SCHORSKE, Die große Spaltung, Zitat: S. 152).

⁵¹² Diese lauteten: „1. Dieses Regime muß der Masse des Volkes entschieden feindselig gegenüberstehen. 2. Es muß eine große Partei unversöhnlicher Opposition mit organisierten Massen vorhanden sein. 3. Diese Partei muß die Interessen der großen Mehrheit der Bevölkerung vertreten und deren Vertrauen besitzen. 4. Das Vertrauen zum herrschenden Regime, in seine Kraft und Stabilität muß bei seinen eigenen Werkzeugen, bei Bürokratie und Armee erschüttert sein.“ (LASCHITZA, Kautsky im Widerstreit, in: ROJAHN u. a. (Hrsg.), Kautskys Bedeutung, S. 126-139, Zitat: S. 133).

⁵¹³ SCHORSKE, Die große Spaltung, Zitat: S. 152f.

⁵¹⁴ Eine Bündnispolitik gegenüber fortschrittlichen bürgerlichen Kräften vertraten auf offensive Weise etwa Wilhelm Kolb und Ludwig Quessel. (Vgl. Wilhelm Kolb, Probleme der deutschen Politik, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 9 vom 5.5.1910, S. 551-555, hier: S. 555 und Ludwig Quessel, Die Möglichkeit einer Änderung der deutschen Politik, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 14 vom 14.7.1910, S. 865-871, hier: S. 871).

tiviert hatte.⁵¹⁵ Die Formel vom sich „verschärfenden Klassenkampf“ zu betonen, war dabei nur eine notdürftige Ausflucht. 1911 bemerkte Kautsky: „Sind die Verhältnisse so, daß sie revisionistische Stimmungen begünstigen, dann gibt’s kein halten mehr, dann geht die Mehrheit zum Revisionismus über. Und umgekehrt.“⁵¹⁶ Aus seiner defensiven Position gegenüber den aktivistischen Strömungen an den beiden äußeren Rändern der Partei fand Kautsky nicht mehr heraus. Er zehrte noch von seinem in jahrzehntelanger Arbeit für die Partei (und vor allem für Bebel persönlich) geschaffenen Nimbus, der aber auch im Parteizentrum immer mehr an Wirkung verlor.

Insgesamt gesehen ist seine Rolle innerhalb der Vorkriegs-SPD kritisch zu bewerten, was auch an seinem geistigen Zuschnitt lag. „Kautsky liebte die klare Entscheidung nicht. Welches praktisch-politische Thema er auch anging, überall schien sich vor ihm ein Berg von Argumenten pro und contra aufzutürmen. Sein enzyklopädisches Wissen erleichterte es ihm nicht, das Für und Wider zu durchdringen, es hinderte ihn vielmehr daran.“⁵¹⁷ Zweifellos war Kautsky ein Solitär in der Geschichte des politischen Denkens in Deutschland: In ihm paarten sich intolerante Besserwisseri und doktrinäres Denken mit einer selten anzutreffenden prophetischen Gabe und umfassender philosophisch-historischer Bildung. Er behielt – auf lange Sicht - öfter Recht als fast alle seiner Gegner, letztlich sogar mit seiner Voraussage, dass die Revolution ohne großes Zutun der Sozialdemokratie kommen würde, wenn die Zeit dafür „reif“ sei; er trieb mit seiner rechthaberischen Art aber zahlreiche Angehörige des Parteizentrums dem rechten Flügel in die Arme, was den Richtungskampf in der SPD letztlich entschied. Was Kautsky seine Tätigkeit für die Sozialdemokratie bedeutete, bekannte er gegenüber seinem alten Freund und Gegner Bernstein: „Sollte aber einmal die materialistische Geschichtsauffassung und die Auffassung des Proletariats als der Triebkraft der

⁵¹⁵ Im Zusammenhang mit der neuerlichen Massenstreikdebatte schrieb Kautsky 1910: „Unter den eigenartigen Verhältnissen Deutschlands, wo auf der einen Seite die Machtmittel der politischen und ökonomischen Unterdrückung besonders stark sind und dabei das Proletariat doch politisch nicht völlig rechtlos ist, haben wir [...] einen politischen Massenstreik von siegreicher Wucht nur zu erwarten unter dem Eindruck eines überwältigenden Ereignisses, vielleicht nur unter Verhältnissen, bei denen es gilt, bestehende politische Rechte gegen ihre Vergewaltigung zu schützen. Die Aufgabe unserer Partei ist dabei eine sehr schwierige. Sie hat nicht bloß das Recht, sondern die Pflicht, ihre Organisation zu benutzen, um alle Versuche eines vorzeitigen Massenstreiks, der fehlschlagen müßte, nicht aufkommen zu lassen. Auf der anderen Seite wäre es aber verhängnisvoll, sobald die Erregung der Massen eine so gewaltige geworden ist, daß sie alles mit sich fortreißt, wenn die Sturmflut eine planlose würde, wenn nicht unsere Partei sich an die Spitze stellte und ihre Leitung in der Hand behielte. Denn nur unter dieser Bedingung kann der Massenstreik bei deutschen Verhältnissen zum Siege gelangen. Gegen die machtvollen Organisationen, die sich uns entgegenstellen, kann sich nicht ein regelloses ‚Durcheinander‘, sondern nur eine starke Organisation behaupten. Wann der richtige Moment für den Massenstreik gekommen ist, wann es gilt, nicht mehr zu bremsen, sondern sich vielmehr an die Spitze zum Angriff zu stellen, das kann die Theorie nicht von vornherein bestimmen“. (Karl Kautsky, Zwischen Baden und Luxemburg, in: *Die Neue Zeit*, Nr. 45 vom 5.8.1910, S. 652-667, hier: S. 666).

⁵¹⁶ HIRSCHFELDER, Bayerische Sozialdemokratie (Teil II), Zitat: S. 502.

⁵¹⁷ Wolfram WETTE, Kriegstheorien deutscher Sozialisten. Marx, Engels, Lassalle, Bernstein, Kautsky, Luxemburg. Ein Beitrag zur Friedensforschung, Stuttgart 1971, S. 162.

kommenden sozialen Revolution überwunden werden, dann müßte ich allerdings gestehen, dann wäre ich fertig, dann hätte mein Leben keinen Inhalt mehr.“⁵¹⁸

Befriedigen konnte das labile Konstrukt, das Kautsky mit immer neuen theoretischen Verstreungen zu stabilisieren trachtete, auf Dauer nur diejenigen, die sich von vornherein keine großen Gedanken darüber machten, auf welchem schwankendem Grund (d. h., auf welchen Prämissen, bei denen der Wunsch Vater des Gedankens war) es aufgebaut worden war. Erweitert wurde dieser Kreis durch diejenigen, die darauf vertrauten, dass Kautsky jeden innerhalb dieser Theorie auftretenden Widerspruch mit einem weiteren Traktat würde wegerklären können – so kompliziert und prekär die Gedankenführung dabei auch war. Das marxistische Zentrum, d. h. vor allem dessen linker Flügel um Hugo Haase⁵¹⁹, Hilferding, Ledebour, Ewald Vogtherr⁵²⁰ und andere, blieb weitgehend vom erstarrten Weltbild Kautsky geprägt. Diese Strömung suchte jedoch im Laufe der Zeit – ohne den revolutionären Anspruch per se aufzugeben – nach Auswegen aus der unbefriedigenden Situation, die sich mit dem Sinken der Revolutionshoffnungen abzeichnete. Hilferding hatte schon 1905 bemängelt: „Von allen politischen Ereignissen wird unsere Partei überrascht. Sie sieht nichts voraus, weiß nichts zu verhüten, sucht nie etwas zu beeinflussen, treibt mit einem Worte keine Politik, sondern eine rein schablonenmäßige Agitation.“⁵²¹

Die Versuche, den traditionellen Attentismus zu überwinden, waren in den letzten Vorkriegsjahren nicht mehr zu übersehen. Hilferding sah „Reform und Revolution [...] untrennbar verbunden wie Mittel und Zweck“⁵²² und versuchte, praktische Alltagsarbeit und revolutionäres Endziel unter einem Hut zu bekommen.⁵²³ Haase erinnerte 1912 daran: „Marx und Engels haben mit Recht immer

⁵¹⁸ K. Kautsky an E. Bernstein vom 30.8.1897. (HOLZHEUER, Karl Kautskys Werk, Zitat: S. 68f.).

⁵¹⁹ Haase, Hugo, geb. 29.9.1863 in Allenstein (Ostprien), 1869-1873 Volksschule in Wormditt (Ostprien), 1873-1882 Gymnasium in Rastenburg, 1882-1885 Studium der Rechts- und Staatswissenschaften in Königsberg, 1885-1889 Gerichtsreferendar in Königsberg, 1885 Beitritt zur SAP, März 1890 bis 1911 Rechtsanwalt in Königsberg, 1894-1910 Stadtverordneter, MdR 1897-1907 und 1912 bis zu seinem Tod, ab April 1912 Rechtsanwalt in Berlin, Sept. 1911 bis März 1916 einer der beiden Vorsitzenden der SPD im Zentralvorstand, 1912 bis Dez. 1915 Mitvorsitzender der Reichstagsfraktion, März 1916 SAG, einer von deren Vorsitzenden, April 1917 Übertritt zur USPD, ab April 1917 einer der Vorsitzenden im USPD-Zentralkomitee, Nov./Dez. 1918 Mitglied und Mitvorsitzender im Rat der Volksbeauftragten, gest. am 7.11.1919 an den Folgen eines Attentates.

⁵²⁰ Vogtherr, Ewald, geb. 2.11.1859 in Landeshut (Schlesien), Volks- und Realschule, Handlungsgehilfenlehre, 1888 Beitritt zur SAP, 1888-1910 selbständiger Kaufmann, danach Schriftsteller, Mitarbeiter diverser sozialdemokratischer Blätter, mehrmals zu Gefängnisstrafen wegen politischer Vergehen verurteilt, MdR 1893-1898, 1912-1918 und 1920-1923, 1916 SAG, 1917 Übertritt zur USPD, Nov. 1918 bis Jan. 1919 Unterstaatssekretär im Reichsmarineamt, Nov. 1922 bis zu seinem Tod Staatsminister in Braunschweig, Vorstandsmitglied der Deutschen Friedensgesellschaft, gest. 13.2.1923 in Berlin.

⁵²¹ R. Hilferding an K. Kautsky vom 30.10.1905. (PRACTH, Parlamentarismus und deutsche Sozialdemokratie, Zitat: S. 316).

⁵²² Rudolf Hilferding, Der Parteitag in Magdeburg, in: *Die Neue Zeit*, Nr. 51 vom 16.9.1910, S. 892-900, hier: S. 896.

⁵²³ Hilferding schrieb dazu: „Denn das Spezifische der marxistischen Politik ist, daß in ihr die Einseitigkeit der rein reformerischen und der rein `revolutionären` Richtung aufgehoben ist. Der Marxismus sieht in dem unablässigen Kampfe um Reformen das Mittel, die proletarische Revolution zum Siege zu führen. Im Kampfe um die Reformen lernt das Proletariat seine Organisationen aufbauen, die Waffe des Parlamentarismus benützen, die gesamte Politik des kapitalistischen Staates mit dem Inhalt seines Klassenkampfes erfüllen. Im Kampfe um die Reformen begegnet aber das Proletariat in wachsendem Grade der Feindschaft der bürgerlichen Parteien; es lernt dadurch seine Gegner kennen, lernt, daß es nur auf seine eigene Kraft angewiesen ist und daß der Reform durch den

wieder davor gewarnt, daß wir einer fatalistischen Geschichtsauffassung huldigen.⁵²⁴ Nur folgerichtig war es dann, wenn das linke Zentrum sich der radikalen Linken annäherte, die eine Strategie der offensiven Massenaktionen forderte. Bis es 1913 zu dieser Kooperation kam, konnte es jedoch im Einzelfall auch ein Zusammenwirken des geeinten Zentrums mit der radikalen Linken gegen die Rechte, oder umgekehrt mit den „Revisionisten“ gegen die radikale Linke geben. Die Dinge blieben in ständigem Fluss, so dass viele Entwicklungen erst in der Rückschau „folgerichtig“ oder gar „zwangsläufig“ erscheinen. Wie tief die Gräben auch innerhalb des marxistischen Zentrums in Wirklichkeit waren, offenbarte sich erst nach dem Tod Bebels und erst Recht bei Ausbruch des Krieges. Unstrittig blieb vorerst der hohe Stellenwert, der dem Ausbau der Organisation und den Wahlkämpfen eingeräumt wurde, was letzten Endes vor allem dem rechten Parteiflügel nutzte. An den Schalthebeln saßen in der Parteiführung nun vor allem Vertreter des praktizistisch orientierten rechten Zentrums, die gegenüber dem äußeren rechten Parteiflügel bald in ein schwer zu erfassendes Abhängigkeitsverhältnis gerieten, das auch für die moderate Linke in der Partei immer weniger Spielraum ließ.

Der sich schon vor der Jahrhundertwende herausbildende rechte Parteiflügel bildete ein schwer zu erfassendes Gebilde diverser, nicht immer eindeutig unterscheidbarer Gruppierungen: Die süddeutschen Reformisten, auf deren bayerischen Teil noch einzugehen sein wird; die Anhänger des Revisionismus Bernsteins, die sich ausgiebig Fragen der Parteitheorie widmeten; die „Praktizisten“, die in der Führung der Freien Gewerkschaften eine starke Stellung hatten; schließlich einige v. a. aus Preußen stammende Mandatsträger (allen voran der Reichstagsabgeordnete Heine), die diesen Strömungen verbunden waren – was Streit in Einzelfragen nicht ausschloss – und insbesondere im Bereich der Militärpolitik Konzepte entwickelten, die über eine Kooperation mit der Regierung der SPD neue Handlungsspielräume eröffnen sollten.

Der Verlauf des Dresdener Parteitages von 1903 schien allen Hoffnungen des rechten Flügels, in der Gesamtpartei bestimmenden Einfluss gewinnen zu können - den er in den süddeutschen Landesverbänden längst hatte -, den Boden entzogen zu haben. Doch die Zeit arbeitete für den Reformismus; Südekum hatte rasch erkannt: „Die Wogen haben sich geglättet, die bockigen Esel sind beruhigt. Nachdem die Partei nunmehr definitiv gerettet worden ist, *geht es im alten Trott weiter.*“⁵²⁵ Dementsprechend sah die Lage drei Jahre später schon wieder weit freundlicher aus. Als Ergebnis

unzerstörbaren Charakter der kapitalistischen Gesellschaft selbst bestimmte Grenzen gezogen sind, die nur überschritten werden können durch die Überwindung dieser Gesellschaft und ihre Umgestaltung zum sozialistischen Gemeinwesen. So weckt der Kampf um die Reformen die revolutionäre Einsicht und entzündet die Energie zur Revolution gerade an dem Kampfe um die Reform.“ (Ebd., S. 895f).

⁵²⁴ Protokoll SPD-Parteitag Chemnitz 1912, S. 411.

⁵²⁵ A. Südekum an G. v. Vollmar vom 21.12.1903. (R. JANSEN, G. v. Vollmar, Zitat: S. 88).

des Mannheimer Parteitages notierte David, eine weitere Schlüsselfigur der Parteilinken, zufrieden: „Mit der kurzen Maienblüte dieses *Revolutionarismus* ist es jetzt glücklicherweise wieder vorbei. Die Partei wird sich wieder mit *ungeteiltem Herzen* und voller Kraft der *positiven Ausnutzung und Erweiterung ihrer parlamentarischen Macht* hingeben.“⁵²⁶ Auf dem Parteitag hatte David den Kern des reformistischen Dogmas zusammengefasst:

„Auch ich übernehme keine Zusage für die Zukunft. Wir wollen aber aussprechen, daß *wir* unter Revolution jene *organische Entwicklung* verstehen [...], daß *wir, was an uns liegt, keine Gewalt provozieren wollen*. – Kautsky verspottet die Genossen, die glauben, daß es auf dem Wege der organischen Entwicklung mit dem Mittel der gewerkschaftlichen und parlamentarischen Kampfweise gehen *könne*; er meint, wir kommen nicht darum herum, und deshalb muß das der maßgebliche Gesichtspunkt unserer Taktik sein. Das ist jene Auffassung, gegen die ich mich wende. Wir müssen daran festhalten, daß die Erreichung unserer Ziele auf friedlichem Wege *möglich* ist, wenn nur unsere Gegner ernstlich entschlossen sind, den Weg der Reformen zu betreten.“⁵²⁷

Was David, Vollmar, Kolb und Gleichgesinnte nie begriffen (oder nicht begreifen wollten), war die Tatsache, dass der „Reformwille“ bei den Gegnern der Sozialdemokratie - spätestens, wenn es wirklich um Machtfragen ging - vollkommen fehlte. An der Entschlossenheit der Reformisten in der SPD änderte sich dadurch nichts und sie konnten ihre Positionen in der Partei Schritt für Schritt ausbauen. Wie die Niederlagen der Befürworter der Budgetbewilligung auf den Parteitagen von 1908 und 1910 zeigen sollten,⁵²⁸ standen dem Vormarsch dieser Strömung noch einige Hindernisse im Wege, was die eingeschlagene Entwicklung aber allenfalls zu verzögern vermochte:

„Weitgehend bestimmend für die politische Praxis der Sozialdemokratie wurde so der ‚Praktizismus‘, eine mit der Abwendung von Theorie und langfristiger Strategie verbundene Hinwendung zum jeweils konkret Machbaren, die vor allem im rechten Teil des Parteizentrums und in den Gewerkschaften ihre Basis hatte. Insbesondere die jüngere, nicht mehr von Erfahrungen aus der Zeit des Sozialistengesetzes, sondern von der zunehmenden Bürokratisierung der Arbeiterbewegung und ihrem Eindringen vor allem in die sozialpolitischen Institutionen des Kaiserreiches geprägte Generation sozialdemokratischer Funktionäre verband mit dem Praktizismus eine immer größere Bereitschaft zur politischen Anpassung. Die Oppositionshaltung der Sozialdemokratie basierte so vielfach mehr auf ihrer Ausgrenzung und Entrechtung als auf einer aktiven Politik der Systemveränderung.“⁵²⁹

Die in der Partei lange Zeit in die Defensive gedrängten Reformisten erkannten, wie sich mit der Zeit die Waagschale im innerparteilichen Kampf immer mehr auf ihre Seite neigte. Joseph Bloch,

⁵²⁶ Eduard David, Die Bedeutung von *Mannheim*, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 11 vom Nov. 1906, S. 907-914, hier: S. 914.

⁵²⁷ Protokoll SPD-Parteitag Mannheim 1906, S. 260.

⁵²⁸ Siehe dazu unten Kap. 2.4.3.

⁵²⁹ KRUSE, Krieg und nationale Integration, S. 20.

der „Impresario des deutschen Revisionismus“⁵³⁰, frohlockte bereits 1909: „Im Lauf der letzten 10 Jahre ist in einer Reihe von Einzelfragen schon ein Umschwung zugunsten der von den S[ozialistischen]. M[onatsheften]. vertretenen, früher heftig angegriffenen oder für `inopportun` erklärten Politik eingetreten. Ich denke, das wird auch in Zukunft der Fall sein.“⁵³¹ Kolb, der Fraktionsvorsitzende der SPD im badischen Landtag, hatte die Schwächen von Kautskys Theorien erkannt: „Was ist denn von all den Prophezeiungen, die im Laufe der Jahre gemacht wurden, eingetroffen? *So viel wie nichts*. Das Ende vom Liede war stets, daß man den Wechsel auf die Zukunft prolongieren lassen oder dem Sinne der Prophezeiung eine andere Deutung als die ursprünglich gemeinte geben mußte. Dagegen haben die viel verspotteten `Skeptiker` fast durchweg recht behalten.“⁵³² Kolb zeigte sich denn auch zuversichtlich, dass die 1903 bestätigte Parteilinie doch noch revidiert werden könnte: „In Dresden glaubte man die Entscheidung getroffen zu haben. Aber man konnte dort zwar eine Resolution gegen die Revisionisten annehmen, aber nicht den Revisionismus aus der Welt schaffen, das heisst jene Strömung in unserer Partei, die den Widerspruch zwischen unserer *revolutionären* Theorie und unserer reformistischen Praxis beseitigen möchte. Um die *Ziele* des Sozialismus hat sich der Streit nie gedreht sondern stets nur um die *Weg*.“⁵³³ Für Kolb war die Lage eindeutig:

„Der ganze Streit um die Taktik reduziert sich auf die Frage, ob die Partei ernsthafte revolutionäre oder ernsthafte reformistische Politik treiben soll. Das bedeutet, ob wir unsere Taktik der Zusammenbruchstheorie K. Kautskys anpassen, oder ob wir aus den offenkundigen Widersprüchen herauskommen wollen, in denen sich heute unsere faktische Reformpolitik bewegt. [...] Diese unheilvolle Theorie K. Kautskys fußt eben auf der irrigen Voraussetzung, daß der Klassenkampf sich notwendigerweise immer mehr zuspitzen und verschärfen wird, und daß es infolgedessen ebenso notwendig zu tiefgehenden Konflikten kommen muß, bei denen eine Entscheidungsschlacht zwischen der proletarischen und der kapitalistischen Macht geschlagen werden muß.“⁵³⁴

Schließlich: „Prüft man auch nur mit einiger Unvoreingenommenheit die gegen die reformistische Taktik ins Feld geführten Gründe, so bleibt nichts übrig als eine unverdauliche Phraseologie.“⁵³⁵ Einen Ausweg aus der machtpolitischen Sackgasse, in der sich die SPD befand, bot der Reformismus auch an, getragen von der Überzeugung, „dass eine taktische Verständigung zwischen Sozialdemokratie und Liberalismus in Preussen der einzige Weg ist, um unsere innere Politik aus der

⁵³⁰ Rudolf Hilferding, Der Revisionismus und die Internationale, in: *Die Neue Zeit*, Nr. 32 vom 7.5.1909, S. 161-174, hier: S. 165.

⁵³¹ J. Bloch an W. Heine vom 30.11.1909. (Abgedruckt in: FRICKE, Eine Musterzeitschrift des Opportunismus, in: *ZfG XXI* (1973), S. 1209-1228, hier: S. 1226-1228, Zitat: S. 1227).

⁵³² Wilhelm Kolb, Was nun?, in: *Die Neue Gesellschaft*, Nr. 26 vom 27.3.1907, S. 303f., hier: S. 303.

⁵³³ Wilhelm Kolb, Nord und Süd in der sozialdemokratischen Politik, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 18/19 vom 3.9.1908, S. 1140-1143, hier: S. 1143.

⁵³⁴ Wilhelm Kolb, Das Problem der Taktik, in: *Sozialistische Monatshefte*, Nr. 19/20 vom 8.9.1910, S. 1184-1189, hier: S. 1184f.

⁵³⁵ Ebd., S. 1188.

Stagnation zu reißen.“ Eingestanden wurde dabei, dass die „Fortschritte auf dem Gebiet der Verfassungsreform in den süddeutschen Staaten [...] gewiss an sich erfreulich“ sind, aber: „für die Politik im Reich fallen sie nicht erheblich ins Gewicht.“⁵³⁶ Deshalb sollte der Erfolg der reformistischen süddeutschen Landesverbände auf Preußen übertragen und damit auch der Kurs der SPD in ganz neue Bahnen gelenkt werden.⁵³⁷ Kolb empfahl seiner Partei immer wieder, „erst einmal den Gedanken eines plötzlichen Zusammenbruchs vollständig aufzugeben und den Weg der Reformen, den sie im Einzelfall so oft beschritt, nun auch mit Bewußtsein zu gehen und zuzugeben, daß die prinzipielle Verneinung der heutigen Ordnung zweck- und sinnlos ist; kurzum: als konsequent reformistische Partei zu handeln und auch zu erscheinen. Solange wir dazu den Mut nicht finden, bleiben wir in der politischen Sackgasse; kein Wahlergebnis, und wäre es noch so glänzend, würde daran etwas ändern.“⁵³⁸

Ähnlich selbstgewiss hinsichtlich des innerparteilichen Richtungsstreits zeigte sich Kolbs Gesinnungsgenosse Ludwig Quessel⁵³⁹: „Wer die innere Entwicklung der Sozialdemokratie seit 1907 miterlebt hat, der wird zugeben müssen, daß in den letzten Jahren vieles besser geworden ist. Die polemischen Ausschreitungen der *Sozialrevolutionäre*, die früher tosenden Beifall auslösten, finden heute nur noch vereinzelte Zustimmung. [...] Langsam und allmählich hat sich die Neigung Bahn gebrochen die reformistischen Anschauungen nicht abzuweisen sondern zu prüfen.“⁵⁴⁰ Für Quessel war es zudem „sinnlos, wenn die Reformisten im Interesse der Einheit der Partei ihren Gegensatz zu den Katastrophenpolitikern, die sich durch keinerlei Rücksichtnahme gebunden fühlen, irgendwie verschleiern oder abschwächen wollten. [...] Zur Verwirklichung ihrer Ziele braucht die Sozialde-

⁵³⁶ Wilhelm Kolb, Nord und Süd in der sozialdemokratischen Politik, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 18/19 vom 3.9.1908, S. 1140-1143, hier: S. 1140.

⁵³⁷ Kolb schrieb 1910: „Kein Politiker, am allerwenigsten ein sozialdemokratischer, wird sich darüber täuschen, daß es eine ungemein schwierige Aufgabe ist[,] in der aktuellen Haltung der Sozialdemokratie eine Änderung herbeizuführen. Gleichwohl hat der Prozeß in dieser Richtung schon lange begonnen. Daß er zu einem greifbaren Ergebnis bis jetzt noch nicht geführt hat, liegt nicht zum wenigsten daran, daß die Sozialdemokratie namentlich in Preußen politisch mindern Rechts ist. In dem Augenblick, wo in das preußische Wahlrecht Bresche gelegt ist, wird jener Prozeß sich in einem beschleunigten Tempo vollziehen. Bis dahin ist es Aufgabe der Sozialdemokratie in den übrigen deutschen Staaten die Richtlinien abzustecken, in der sich die Politik künftig bewegen könnte. Gewiß stehen einer Entwicklung der Sozialdemokratie zur stärkern Betonung positiven Wirkens noch große Hindernisse auch im Innern im Weg. Die Resolution des Parteitags von Dresden /1903/ hat seinerzeit der intransigenten Richtung einen starken Rückhalt gegeben. Allein sie ist von der politischen Realität längst durchlöchert, und sie wird auch in ihrer Gesamtheit stärkeren Notwendigkeiten nicht standhalten können.“ (Wilhelm Kolb, Probleme der deutschen Politik, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 9 vom 5.5.1910, S. 551-555, hier: S. 553).

⁵³⁸ Wilhelm Kolb, Einzel oder koaliert?, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 3 vom 9.2.1911, S. 162-165, hier: S. 163.

⁵³⁹ Quessel, Ludwig, geb. 1.7.1872 in Königsberg, 1879-1887 Volksschule in Königsberg, 1887-1891 Uhrmacherlehre in Königsberg, 1890 Beitritt zur SPD, bis 1897 Uhrmachergehilfe, 1897 Zulassungsprüfung an der Universität Zürich, 1898-1899 und 1900-1902 Studium (Nationalökonomie, Rechts- und Sozialwissenschaften) in Zürich, 1903 Promotion zum Dr. rer. pol., ab 1903 Schriftsteller, Mitarbeiter bei zahlreichen sozialdemokratischen und bürgerlichen Zeitungen und Zeitschriften, ab 1907 ständiger Mitarbeiter der *Sozialistischen Monatshefte*, 1903-1907 Redakteur der *Volkszeitung* in Königsberg, dann des *Abendblatts* in Offenbach und des *Volksboten* in Stettin, Okt. 1907 bis zu seinem Tod Redakteur des *Hessischen Volksfreundes* in Darmstadt, MdR 1912-1930, Verfasser mehrerer politischer und sozialwissenschaftl. Schriften, gest. 14.2.1931 in Darmstadt.

⁵⁴⁰ Ludwig Quessel, Die Möglichkeit einer Änderung der deutschen Politik, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 14 vom 14.7.1910, S. 865-871, hier: S. 866.

mokratie nicht die *soziale Revolution* sondern die Demokratie, die sich in allen Verfassungsstaaten auf gesetzlichem Weg durch Reformen erreichen läßt.⁵⁴¹ Mit ihren zunehmend offensiv vorgetragenen Thesen – und auch mit ihren Angriffen auf die Orthodoxie Kautskys – gelang es den Reformisten in dem Jahrzehnt vor dem Krieg langsam aber sicher, die Meinungsführerschaft in der Sozialdemokratie zu erringen, der sich der größere Teil des Parteivorstandes schließlich unspektakulär, aber doch willig unterwarf. Es setzte sich die fatale Hoffnung durch, letztlich „die Republik mit der Unterschrift des Kaisers proklamieren zu können“⁵⁴², wie Michels schon 1904 sarkastisch angemerkt hatte.

Nicht überall wurden diese Verschiebungen innerhalb der Partei klar erkannt, was auch daran lag, dass die Reformisten mit der radikalen Linken Gemeinsamkeiten hatten, vor allem das Eintreten für eine *aktive* Politik, die sich nicht damit begnügte, sich bis zur eines fernen Tages „von selbst“ eintretenden Revolution ausschließlich mit Wahlkämpfen und der Festigung der Organisation zu beschäftigen.⁵⁴³ Bereits der für die SPD unbefriedigende Ausgang der Reichstagswahl von 1907 hatte Reformisten wie radikale Linke in ihrer Kritik am eingeschlagenen Kurs bestärkt; der Zentrismus geriet in eine „politisch-strategische Identitätskrise“⁵⁴⁴, aus der er nicht mehr herausfinden sollte. Dennoch war das - in sich immer weniger geschlossene - Parteizentrum vorerst noch stark genug, um sich gegen die rivalisierenden Strömungen zu behaupten. Als 1910 erneut der Massenstreik im Zusammenhang mit der preußischen Wahlrechtsreform zur Diskussion stand, setzte sich der Zentrismus wieder gegen die aktionistische radikale Linke durch, was zu einem Bruch führte, der nie mehr ganz überwunden werden konnte. Auf der anderen Seite blieben die Befürworter einer Reformpolitik im Bündnis mit bürgerlichen Parteien (vorerst) ebenfalls in der Minderheit; der Magdeburger Parteitag im gleichen Jahr lehnte die Budgetbewilligung erneut prinzipiell ab und zeigte den Reformisten damit ihre Grenzen auf. In der Folgezeit organisierten sich die einzelnen Strömungen immer besser, was zu einer wachsenden „Versäulung“ der Partei führte, die sich als ausgesprochen problematisch erwies. Die zunehmende Eigenwilligkeit der Gewerkschaftsführung, die sich immer mehr absondernde radikale Linke, nicht zuletzt die sich der Parteidisziplin widersetzenen Gruppierungen auf der Rechten erforderten in ihrer Gesamtwirkung von der Parteileitung eine kaum noch

⁵⁴¹ Ludwig Quessel, Das Trugbild der sozialen Revolution, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 18-20 vom 7.9.1911, S. 1204-1212, hier: S. 1205.

⁵⁴² GENETT, Einleitung, in: MICHELS, Soziale Bewegungen, S. 11-69, Zitat: S. 17.

⁵⁴³ Friedrich Stampfer schrieb im Rückblick auf die Wahlrechtskämpfe von 1907/8: „Beinahe hätte sich sogar während dieser Kämpfe eine neue Gruppe innerhalb der Partei herausgebildet. Bis dahin hatten die sogenannten Radikalen – sehr mit Unrecht – als die revolutionären Rauhbeine, die Revisionisten als die sanften Heinriche gegolten. Nun bildete sich aus Elementen beider Richtungen eine neue aktivistische Gruppe, zu der Karl Liebknecht und Rudolf Hilferding sowohl wie Ludwig Frank und Max Maurenbrecher gehörten. Auf der anderen Seite fanden sich als `radikale` Führer wie Bebel und Singer in ihrer Abneigung gegen den neuen Aktivismus mit `revisionistischen` Gewerkschaftsführern wie Legien, Bömelburg und Hue.“ (GROH, Die Sozialdemokratie 1897-1909, in: Ders., Emanzipation und Integration, S. 253-566, Zitat: S. 528).

⁵⁴⁴ LEHNERT, Protestbewegung, S. 104.

zu erbringende Integrationsleistung. „Bei jeder wichtigen Entscheidung stand jetzt nicht nur die Einheit der Arbeiterbewegung auf dem Spiel, sondern, je näher der Weltkrieg kam, sogar die Einheit der Partei.“⁵⁴⁵

2.2.6 SPD und monarchischer Obrigkeitsstaat

Der Streit in der SPD hatte sich stets in erster Linie darum gedreht, wie die bestehende Staatsordnung umgestaltet werden könnte, wie mit den bis auf weiteres gegebenen Tatsachen der kapitalistischen Gesellschaft umzugehen sei. Was hatte die SPD nun vom reformfeindlichen Obrigkeitsstaat zu erwarten? Auch nach dem Ende des Sozialistengesetzes wirkte die traumatische Erfahrung der Ausnahmegesetzgebung in der SPD weiter. Die Umsturzvorlage (1894) und die Zuchthausvorlage (1899) bildeten erneute Versuche der Regierung (die dann im Reichstag scheiterten), den Aktionsradius der Partei (und v. a. auch der Gewerkschaften) mit juristischen Mitteln empfindlich einzuzengen, obwohl schon die bestehenden Gesetze und ihre einseitige Handhabung der SPD das Leben so schwer machten, dass von einer „Gleichberechtigung“ gegenüber anderen Parteien keine Rede sein konnte.⁵⁴⁶ Die dahinter stehenden Bedrohungsängste der herrschenden Eliten – aber auch in weiten Teilen der Mittelschichten – nahmen oft hysterische Züge an, waren aber in der Regel subjektiv aufrichtig; sie folgten einer nahezu krankhaft verzerrten Wahrnehmung der politischen Realität. (Die Absicht, diese Fehlwahrnehmung zu „korrigieren“, war eines der Hauptmotive der Burgfriedenspolitik der SPD im Weltkrieg, überhaupt ein Daueranliegen des rechten Parteiflügels.) Fester Bestandteil dieser Wahrnehmung war die Vorstellung von der drohenden „großen Abrechnung“, die zu einem Bürgerkrieg führen würde.⁵⁴⁷

Gegenüber seinem seinerzeitigen Staatssekretär Bülow hatte Wilhelm II. 1899 den Wunsch geäußert: „Ehe nicht die sozialdemokratischen Führer durch Soldaten aus dem Reichstag herausgeholt und fusiliert sind, ist keine Besserung zu erhoffen. Wir brauchen ein Gesetz, wonach es genügt,

⁵⁴⁵ GROH, Die Sozialdemokratie 1897-1909, in: Ders., Emanzipation und Integration, S. 253-566, hier: S. 395.

⁵⁴⁶ Zwischen 1890, d. h. dem Jahr, als das Sozialistengesetz auslief, und Anfang 1912 wurden wegen politischer Vergehen gegen Anhänger der Sozialdemokratie folgende Strafen verhängt (die Angaben müssen als Untergrenze gesehen werden): 164 Jahre und 2 Monate Zuchthaus, 1244 Jahre Gefängnis, 1 Jahr und 6 Monate Festungshaft und 557481 Mark Geldstrafe. (Angabe aus Dieter FRICKE, Zur Organisation und Tätigkeit der deutschen Arbeiterbewegung (1890-1914). Dokumente und Materialien, Leipzig 1962, S. 273).

⁵⁴⁷ Der ehemalige Generalstabschef Alfred von Waldersee schrieb im Februar 1897 in einer Denkschrift an den Kaiser: „Bei der gewaltigen Ausdehnung der sozialdemokratischen Organisation scheint es mir . . . unvermeidlich, daß der Zeitpunkt naht, an welchem die Machtmittel des Staates sich mit denen der Arbeitermassen werden messen müssen . . . Sollte der Kampf aber . . . unvermeidlich sein, so kann der Staat von einem Hinausschieben desselben nicht gewinnen. . . Ich meine, daß es im Interesse des Staates liegt, nicht den sozialdemokratischen Führern die Bestimmung des Zeitpunktes für den Beginn der großen Abrechnung zu überlassen, sondern diesen nach Möglichkeit zu beschleunigen! Noch ist der Staat mit Sicherheit in der Lage, jeden Aufstand niederzuschlagen.“ (Bernd F. SCHULTE, Europäische Krise und Erster Weltkrieg. Beiträge zur Militärpolitik des Kaiserreichs, 1871-1914, Frankfurt am Main – Bern 1983, Zitat: S. 75).

Sozialdemokrat zu sein, um nach den Karolinen verbannt zu werden.⁵⁴⁸ Zehn Jahre zuvor hatte der Monarch gegenüber dem Preußischen Staatsministerium angeordnet, die Schulen sollten sich darum bemühen, die Überzeugung zu vermitteln, dass „die Lehren der Sozialdemokratie nicht nur den göttlichen Geboten und der christlichen Sittenlehre widersprechen, sondern in Wirklichkeit unausführbar und in ihren Konsequenzen dem Einzelnen und dem Ganzen gleich verderblich sind.“⁵⁴⁹ Im Kampf gegen den „inneren Feind“ war Wilhelm II. jedes Mittel recht; in einer Ansprache vor Gardeoffizieren kündigte er an, „er werde – wenn es nötig werden sollte – nicht vor Anwendung von Kartätschen und Bajonetten zurückschrecken.“⁵⁵⁰ Gegenüber einem Staat, der einer solchen Herrschergestalt eine loyale Bürokratie zur Verfügung stellte, in einer Gesellschaft, die solche Tiraden nicht nur duldete, sondern in weiten Teilen sogar unterstützte, hatte die Sozialdemokratie ihre Rolle zu definieren.

Die von den Behörden praktizierte „Gleichsetzung von entschiedener Opposition mit Staatsfeindschaft“⁵⁵¹ setzte einer wirklichen Integration der SPD von Anfang an sehr enge Grenzen. Zudem hatte sich das noch von Lassalle vertretene positive Staatsverständnis unter der Wirkung des Sozialistengesetzes immer mehr abgeschwächt; im Erfurter Programm schlug sich dann die marxistische Auffassung vom Staat als Instrument der herrschenden Klassen nieder. Die damit bei Marx und Engels eng verbundene Vorstellung von der „Naturnotwendigkeit“ des Absterbens des Staates fand hingegen in der deutschen Sozialdemokratie keine nennenswerte Resonanz. „Nicht die Utopie einer zukünftigen herrschafts- und staatsfreien Gesellschaft oder einer auf dem Rätewesen aufbauenden neuen politischen und sozialen Ordnung – die erst nach dem praktischen Vorbild der russischen Revolutionen von 1917 ernsthaft diskutiert wurde –, sondern weiterhin das aus liberalen und demokratischen Traditionen entwickelte Konzept des freien Volksstaates bestimmte faktisch das Staatsideal und die konkrete Politik der Sozialdemokratie.“⁵⁵² In unterschiedlichen Ausformungen galt dies für alle Parteiflügel. Insbesondere für die Führung der Freien Gewerkschaften blieb der Staat auch in seiner bestehenden obrigkeitlichen Ausformung Ansprech- und gesuchter Bündnispartner im Kampf gegen die übermächtigen Unternehmer (diese Entwicklungslinie setzte sich im Ersten Weltkrieg und darüber hinaus verstärkt fort).

⁵⁴⁸ Jürgen LAMPE u. a., Diesem System keinen Mann und keinen Groschen. Militärpolitik der revolutionären deutschen Arbeiterbewegung 1830 bis 1917, Berlin 1990, Zitat: S. 257.

⁵⁴⁹ W. MOMMSEN, War der Kaiser an allem Schuld?, Zitat: S. 51.

⁵⁵⁰ SCHULTE, Europäische Krise und Erster Weltkrieg, Zitat: S. 85.

⁵⁵¹ H. ROSENBERG, Große Depression und Bismarckzeit, S. 205.

⁵⁵² G. A. RITTER, Staat und Arbeiterbewegung, S. 72.

Nachdem die anfänglichen sozialpolitischen Initiativen des Kaisers, hinter der die diffuse Idee eines „sozialen Kaisertums“ stand, die Arbeiterschaft nicht zur erwarteten Abkehr von der Sozialdemokratie gebracht hatten, verhärtete sich die Feindschaft des Monarchen gegenüber der wichtigsten Oppositionspartei. Wilhelm II. schrieb 1905 an Reichskanzler Bülow: „Erst die Sozialisten abschließen, köpfen und unschädlich machen, wenn nötig per Blutbad, und dann Krieg nach außen. Aber nicht vorher und nicht a tempo!“⁵⁵³ Bülow versuchte die Sache etwas anders anzugehen und verlangte: „Wir müssen um die Seelen unserer Arbeiter ringen, müssen suchen, den sozialdemokratischen Arbeiter dem Staat, der Monarchie zurückzugewinnen, den nichtsozialdemokratischen Arbeiter von der Sozialdemokratie fernzuhalten.“⁵⁵⁴ Ebenso wie der Kaiser und die Herrschaftsträger des Landes war Bülow in seiner Sicht auf die SPD von einer zwanghaften Bedrohungsvorstellung geprägt; vertraulich notierte er: „Der schläfrigen Vertrauensseligkeit des deutschen Philisters gegenüber den letzten Zielen der Sozialdemokratie wie des Auslandes muß ein Ende gemacht werden. Sonst kommt es schließlich zu einer Katastrophe.“⁵⁵⁵ Lange vor der Dolchstoßlegende wurde hier innerer und äußerer Feind zusammengefasst; auf eine auch nur annähernd sachliche Beurteilung durch die Regierung durfte die Sozialdemokratie im Kaiserreich nach Lage der Dinge bis auf weiteres nicht hoffen.⁵⁵⁶ Die unter Bülows Ägide inaugurierte „Weltpolitik“ hatte den Hauptzweck, das von archaischen Komponenten geprägte Herrschaftssystem des Kaiserreiches zu stabilisieren; dessen Hauptgegner bildete die Sozialdemokratie, von der nicht weniger als der „Untergang“ des Landes erwartet wurde, sollte sie jemals zur Macht gelangen. Als „Sündenbock“ für alle Fälle eignete sich die Partei unter dieser Voraussetzung perfekt.

Auch ein Vertreter des rechten SPD-Flügels wie Südekum bescheinigte Bülow, er verbinde „mecklenburgische Grundanschauungen mit den schlenkernden Manieren eines blasierten Globetrotters und hält seine überzeugungslose Mischung von Habgier, Unterdrückung, Streberei und Anpassungsfähigkeit [...] für die Blüte politischer Gesinnung“⁵⁵⁷. David stellte der Politik Bülows ebenfalls ein verheerendes Zeugnis aus:

⁵⁵³ GROH, Die Sozialdemokratie 1897-1909, in: Ders., Emanzipation und Integration, S. 253-566, Zitat: S. 421.

⁵⁵⁴ BERGHAIN, Sarajevo, Zitat: S. 61f.

⁵⁵⁵ GROH/BRANDT, „Vaterlandslose Gesellen“, Zitat: S. 102.

⁵⁵⁶ Bezeichnend eine Aktennotiz Bülows aus dem Jahr 1906: „Die Sozialdemokratie bietet nur drei Angriffsflächen, diese aber sind, wenn richtig aufs Korn genommen, sichere Blößen: 1. Die deutsche Sozialdemokratie ist vaterlandslos; die französische, englische, amerikanische, polnische usw. ist es nicht. Deshalb würde die Herrschaft der Sozialdemokratie in Deutschland die Beraubung des Landes, seine Mißhandlung und Ohnmacht bedeuten. 2. Die deutsche Sozialdemokratie ist doktrinärer wie jede andere; sie führt zu Zwang, Verkümmern der Individualität, Verlust aller Errungenschaften eines hundertjährigen Kampfes für bürgerliche Freiheit und Regierungsweise. 3. Die Sozialdemokratie würde unseren Wohlstand ruinieren in allen Schichten der Gesellschaft; man sehe, was sie in Rußland anrichtet.“ (Ebd., Zitat: S. 107).

⁵⁵⁷ M. BLOCH, Albert Südekum, Zitat: S. 83.

„PREUSSEN regiert das Reich, und in Preussen herrscht der Absolutismus, gestützt auf eine feudal-klerikal-kapitalistische Privilegiertenkaste, die die Verwaltung und Gesetzgebung in Händen hat und ihren Sonderinteressen unterwirft. Die gewaltige Mehrheit des Volkes, die gesamte werktätige Volksmasse, ohne deren tagtägliche Arbeitsleistung die ganze Herrlichkeit der preussisch-deutschen Kultur elend ins Nichts versinken würde, bleibt ausgeschlossen von der gesetzgebenden Körperschaft. Sie ist nur *Objekt der Gesetzgebung*, Besteuerungs- und Bevormundungsobjekt. [...] Die wirtschaftspolitische *Diktatur des Junkertums* hat ihren Höhepunkt erreicht unter der Ministerpräsidentenschaft des Grafen Bülow. *Eine verschärfte Politik zu gunsten der Reichen und Mächtigen auf Kosten der Armen und Gedrückten – das ist der spezielle Bülowkurs!*“⁵⁵⁸

Die tieferen Ursachen der Malaise ortete David dabei völlig richtig in der Sonderstellung Preußens:

„Die Reichsregierung ist faktisch nichts als eine Filiale des preussischen Staatsministeriums. Letzteres ist aber vollkommen in der Hand der feudal-klerikalen Mehrheit des Abgeordnetenhauses, die obendrein noch eine mächtige Rückendeckung im Herrenhause hat. Ihr Wille ist in Wahrheit das oberste Gesetz im Deutschen Reich.“⁵⁵⁹ Die Feindseligkeit gegenüber dem plutokratischen preußischen Dreiklassenwahlrecht kam bei der SPD nicht von ungefähr. Zu den Alternativen schrieb David: „Wir stellen dem Privilegien-Patriotismus bevorrechteter Personen und Kasten den *Patriotismus der Volksmündigkeit* entgegen. Auf das Geschrei des Geldsacks-Patriotismus antworten wir mit dem *Patriotismus der sozialen Gerechtigkeit*, und gegenüber der chauvinistischen Phrase des Hurra- und Säbelpatriotismus verweisen wir auf den *Patriotismus der nationalen Kultur*.“⁵⁶⁰

Mit solch hehren Worten allein war es allerdings nicht getan. Die imperialistische Außenpolitik, deren Wechselwirkung mit der Innenpolitik hier nicht diskutiert werden kann, blieb nicht das einzige Abwehrmittel gegenüber Forderungen, die Verfassung zu modernisieren: Auch die Sozialisationsagenturen Schule und Armee wurden mit schwer messbarem, aber doch sichtbarem Erfolg zur Bekämpfung und Domestizierung der Sozialdemokratie eingesetzt. Der Staatsapparat blieb ohnehin fast völlig frei von antimonarchischen Einflüssen. „Die Feindmarkierung `Sozialdemokrat` bildete eine der wichtigsten Konstanten der Innenpolitik des Reiches von seiner Gründung bis zum Ersten Weltkrieg: Seit 1871 wurden die Sozialdemokraten als `Reichsfeinde`, `Vaterlandslose` und `Antinationale` aus der Staatsnation, mit der sich das Bürgertum voll identifizierte, ausgeschlossen.“⁵⁶¹ Dabei nützte es der SPD auch nichts, wenn Bebel auf dem internationalen Sozialisten-Kongress von 1907 klarstellte: „Was wir bekämpfen ist nicht das Vaterland an sich, das gehört dem Proletariat weit mehr als den herrschenden Klassen, sondern die *Zustände*, die in diesem Vaterlande im Inter-

⁵⁵⁸ Eduard David, Der Reichskanzler und die Sozialdemokratie, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 1 vom Jan. 1905, S. 11-17, hier: S. 15.

⁵⁵⁹ Eduard David, Wo steht der Feind?, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 5 vom 5.3.1908, S. 291-294, hier: S. 291.

⁵⁶⁰ Eduard David, Sozialdemokratische Briefe über Vaterlandsliebe (II), in: *Die Neue Gesellschaft*, Nr. 7 vom 17.5.1905, S. 78f., hier: S. 79.

⁵⁶¹ GROH, Negative Integration, S. 17.

se der herrschenden Klassen vorhanden sind.⁵⁶² Ebenso wenig, dass sie in den Parlamenten – etwa bei der unten beschriebenen Wehrpolitik – konstruktiv, im besten Sinne staaterhaltend mitarbeitete. Der Ausweis von Politikfähigkeit, den die SPD damit erbrachte, verstärkte nur die Bedrohungsängste bei den herrschenden Eliten, deren Abschottungsbedürfnis und den Willen, die Ressourcen des Staates zum Kampf gegen die „Kräfte des Umsturzes“ zu mobilisieren.

Aktualisiert wurden diese Ängste durch die Welle erhöhter Streikaktivität von 1905/6, die von der russischen Revolution beeinflusst war und im Zusammenhang mit Wahlrechtsbewegungen in Hamburg, Sachsen und Preußen stand; dadurch trat der stark politische Charakter der Arbeitskämpfe in den Vordergrund. Die beeindruckenden Mobilisierungsleistungen der SPD verpufften weitgehend wirkungslos; der Parteivorstand scheute davor zurück, die Auseinandersetzung stärker zu forcieren, gegenüber den aktionistischen Teilen der Arbeiterschaft versuchte er „dämpfend“ zu wirken. Im Hintergrund stand dabei stets der drohende Einsatz staatlicher Gewaltmittel.⁵⁶³ Im Zuge der Massenstreikdebatte berichtete Kautsky: „Bebel und andere befürchten, daß, wenn wir die aggressive, revolutionäre Seite betonen, wir der Regierung einen *Vorwand* geben, Zwangsgesetze gegen uns zu schaffen. Man könnte unter Umständen sogar die Propaganda des Massenstreikes zu einem Akt des *Hochverrats* stempeln, der mit vieljährigem Kerker geahndet wird.“⁵⁶⁴ Aus dieser Erwägung heraus verwarf die Parteiführung den politischen Massenstreik, verzichtete aber keineswegs auf größere Aktionen.

Exemplarisch waren die Vorgänge um den so genannten „Roten Sonntag“ (21. Januar 1906), an dem die SPD und ihre Anhänger den ersten Jahrestag der russischen Revolution begehen und gegen das preußische Dreiklassenwahlrecht demonstrieren wollten. Die Reichsleitung, ebenso wie ein großer Teil der bürgerlichen Presse und das konservative Lager, fühlte(n) sich dadurch akut bedroht. Bülow einigte sich mit dem Kaiser darauf, in Preußen alle Wahlrechtsdemonstrationen „von vornherein zu verbieten und alle Versuche dazu im Keime zu ersticken“; auf Militär sollte dabei – so die Anweisung an die zuständigen Behörden – nur im Notfall zurückgegriffen werden, dann sei aber auch „sofort von der Schußwaffe Gebrauch zu machen“⁵⁶⁵. Der offene Bürgerkrieg – einschließlich des Einsatzes von Artillerie – galt damit als realistisches Szenario, auf das man sich akri-

⁵⁶² Internationaler Sozialisten-Kongreß zu Stuttgart. 18. bis 24. August 1907, Berlin 1907, S. 82.

⁵⁶³ Reichskanzler Bülow hatte die sächsische Regierung angewiesen, im Wahlrechtskampf auf keinen Fall nachzugeben, und verlangt, notfalls auch Militär gegen Demonstranten einzusetzen. Im Laufe der Auseinandersetzungen kam es hier zu blutigen Zusammenstößen zwischen Polizei und demonstrierenden Arbeitern.

⁵⁶⁴ K. Kautsky an H. Roland-Holst vom 31.1.1905. (LASCHITZA, Kautsky im Widerstreit, in: ROJAHN u. a. (Hrsg.), Kautskys Bedeutung, S. 126-139, Zitat: S. 127).

⁵⁶⁵ GROH, Die Sozialdemokratie 1897-1909, in: Ders., Emanzipation und Integration, S. 253-566, Zitat: S. 424.

bisch vorbereitete.⁵⁶⁶ An der Realität ging all das - vorerst⁵⁶⁷ - weit vorbei: Die geschlossenen Veranstaltungen der SPD am „Roten Sonntag“ nahmen einen vollkommen ruhigen Verlauf, die Parteiführung hatte ihren disziplinierten Anhang unter Kontrolle. An der beim politischen Gegner herrschenden Hysterie änderte dies wenig, dort fühlte man sich bestätigt in dem Irrglauben, erst die militärischen Abwehrmaßnahmen hätten einen Umsturzversuch verhindert. Gleichzeitig sah auch die SPD-Spitze allen Grund zur Zufriedenheit: Die Furcht der Regierung wurde als Beleg für die Stärke der Arbeiterbewegung interpretiert, die öffentlich demonstrierte Organisationsdisziplin als Erfolgswachweis der bisherigen Anstrengungen, die es verstärkt fortzusetzen galt, um „irgendwann“ die Machtfrage stellen zu können.

Dies führte zum, von Dieter Groh so benannten, Phänomen der „Negativen Integration“ der Sozialdemokratie; diese war „gekennzeichnet durch zunehmende ökonomische Besserstellung und Tendenzen zur rechtlichen und faktischen Gleichberechtigung einerseits, bei gleichzeitiger grundsätzlicher Verweigerung der Gleichberechtigung in Staat und Gesellschaft und Fortdauer der Ausbeutung und der Unterdrückungsmaßnahmen andererseits.“⁵⁶⁸ Diese Diskriminierung hatte nicht mehr die Intensität wie unter dem Sozialistengesetz, war aber doch allgegenwärtig.⁵⁶⁹ Obgleich sich immer wieder sozialreformerisch eingestellte prominente Persönlichkeiten zu Wort meldeten, fehlte eine bürgerliche politische Kraft, die von einer demokratischen Grundhaltung ausgehend dafür einzutreten bereit war, die Benachteiligung der Arbeiterschaft zu beenden oder doch nennenswert abzubauen. Wohlmeinende Pläne von fortschrittlich denkenden Sozialwissenschaftlern wie Lujo Brentano und Max Weber hatten keine Chance, in die Praxis umgesetzt zu werden. Der politische Einfluss der besonders sozialkonservativen Schwerindustrie ebenso wie der der preußischen Junker blieb ungebrochen. „An der militant-aggressiven Ablehnung der Arbeiterbewegung durch das `andere` Lager, in dem sich jene sammelten, die ihre gesellschaftliche und politische Hegemonialstellung durch die Arbeiterbewegung bedroht sahen und bis zum Ende des Kaiserreichs immer wieder negative Koalitionen (bei durchaus vorhandenen Differenzen) eingingen, änderte sich nichts.“⁵⁷⁰ Dieses nüchterne Urteil von Helga Grebing traf letztlich auch für die süddeutschen Staaten zu, deren Entwicklung phasenweise zu größeren Reformwartungen Anlass gegeben hatte.

⁵⁶⁶ Der Tagesbefehl des Oberkommandierenden in den Marken enthielt für den „Roten Sonntag“ Vorschriften für den Straßenkampf, u. a. hieß es dort: „Sollten Barrikaden entstehen, so sind sie durch Granaten zu beschießen, bevor Infanterie stürmt.“ (Ebd., Zitat: S. 428).

⁵⁶⁷ Hier drängt sich der Vergleich zu den 14 Jahren später eintretenden Ereignissen auf, als die MSPD-Regierung unter Ebert und Noske im Januar 1919 in Berlin mit militärischer Gewalt den (fälschlich so genannten) „Spartakusaufstand“ und zwei Monate später den Generalstreik niederwerfen ließen, was Hunderte von Toten kostete.

⁵⁶⁸ GROH, Sozialdemokratie im Verfassungssystem, in: H. MOMMSEN (Hrsg.), Klassenbewegung, S. 62-83, Zitat: S. 69.

⁵⁶⁹ Zur Illustration des herrschenden Klimas: Soldaten war es grundsätzlich verboten, im Urlaub sozialdemokratische Geschäfte, Gasthäuser oder Gewerkschaftshäuser, ja selbst Ärzte oder Rechtsanwälte, die der Partei angehörten, aufzusuchen.

⁵⁷⁰ GREBING, Arbeiterbewegung, sozialer Protest, S. 128.

Da die Sozialdemokratie eine (ohnehin aussichtslose) Putschpolitik ablehnte und andererseits für eine Demokratisierung des Staates keine Bündnispartner fand, blieb sie in einem Zustand der Machtlosigkeit gefangen, worüber auch der demonstrativ zur Schau gestellte Zukunftsoptimismus nicht hinwegtäuschen konnte. Bezeichnend war, dass der von der SPD-Reichstagsfraktion im November 1900 gestellte Antrag zur Einführung der Ministerverantwortlichkeit, d. h. der entscheidende Schritt zu Parlamentarisierung, von der Regierung jahrelang überhaupt nicht behandelt wurde.⁵⁷¹ Gustav von Schmoller, liberal-konservativer Nationalökonom, stellte nach dem großen Wahlsieg der SPD von 1912 sachlich fest: „Die Sozialdemokratie als politische Partei ist gewiß eine großartige politische Vereins-, Kassen- und Machtorganisation. . . Aber sie ist gegenüber unserer festfundierten, mit enormen Machtmitteln ausgestatteten Reichs-, Staats- und Beamtenorganisation, gegenüber unserer Heeresverfassung, gegenüber allen anderen erhaltenden Elementen und Organisationen unseres deutschen Vaterlandes doch nur eine mäßige Kraft.“⁵⁷²

Das Gefühl permanenter Unterdrückung und Ausgrenzung sowie der damit verbundene Wunsch nach radikaler Veränderung der Verhältnisse bildeten für die Betroffenen gleichzeitig die Grundlage der Identifikation mit der Sozialdemokratie. Diese versprach mit einem eigenständigen „Vaterlandsbegriff“⁵⁷³ und der Hoffnung auf den diffus imaginierten „sozialistischen Zukunftsstaat“ eine Projektionsfläche für verschiedene Zielvorstellungen, sie bot mit der ihr angeschlossenen Gegenkultur sozialen Halt und Orientierung, schließlich eröffnete sie politischem Aktivismus ein Betätigungsfeld, das sogar einen spürbaren sozialen Aufstieg in Aussicht stellte. Die Segregation eines eigenen sozialdemokratischen Milieus wurde verstärkt durch die hier gepflegten Werte wie Solidarität und Geschlossenheit; die Stabilität dieses Milieus bildete den Rückhalt der SPD in einem ihr durchgehend feindlich gesinnten Umfeld, führte allerdings auch zur sozialen und intellektuellen Abkapselung (v. a. in Preußen, weit weniger in Süddeutschland). Die durchaus vorhandenen Integrations-tendenzen änderten daran nicht wirklich etwas, da ein echter Systemwandel nicht stattfand und nicht in Aussicht stand. Die Regierungspolitik reduzierte sich letztlich auch hier aufs „Durchwursteln“, weder die Befürworter einer aktiven Reformpolitik, noch die Anhänger einer gewaltsamen Unterdrückung der Arbeiterbewegung konnten sich durchsetzen.

„Zwischen 1871 und 1914 hat sich das politische System wesentlich verändert, allerdings keineswegs ausschließlich in Richtung auf Parlamentarisierung und Demokratisierung. In der Dynamik

⁵⁷¹ Vgl. RAUTIO, Die Bernstein-Debatte, S. 287f.

⁵⁷² STEGMANN, Die Erben Bismarcks, Zitat: S. 299, Fn. 266.

⁵⁷³ Zur Definition: „Der Vaterlandsbegriff der deutschen Sozialdemokraten negiert einerseits die bestehenden Institutionen des preußisch-deutschen Reiches zugunsten eines künftigen, sozial, ökonomisch und politisch ideal verfassten Gemeinwesens. Andererseits stellt er den Anspruch der herrschenden Schichten und des Bürgertums in Frage, sich unter Ausschließung der sozialdemokratischen Arbeiterschaft als alleinige Vertreter des 1871 gegründeten Nationalstaats zu begreifen.“ (GROH/BRANDT, „Vaterlandslose Gesellen“, S. 9).

dieser Veränderungen erwies sich die Erhaltung des politischen und sozialen Status quo unter Ausklammerung brisanter Fragen immer wieder als der kleinste gemeinsame Nenner, auf den sich die Regierungen und eine Mehrheit in den Parlamenten Preußens und des Reiches noch am ehesten einigen konnten. Angesichts dieser Situation waren die Chancen der Sozialdemokratie, grundlegende soziale und politische Reformen durchzusetzen, im Reich und in Preußen – anders jedoch in den süddeutschen Staaten – eng begrenzt.⁵⁷⁴

Die im internationalen Vergleich ausgesprochen moderne Sozialversicherungspolitik wurde bereits erwähnt; sie gehört zweifellos zu den Pluspunkten bei der Beurteilung des Kaiserreiches. Den Betroffenen war allerdings sehr wohl bewusst, dass dieses Entgegenkommen der Regierung der Furcht vor der sozialistischen Bewegung, nicht etwa besserer Einsicht entsprungen war. Über die Motive der Regierung referierte Reichskanzler Bethmann Hollweg im Dezember 1910 im Reichstag:

„Unbekümmert um alle Agitationen und fast stets im Gegensatz zur Sozialdemokratie [...] haben die Regierungen mit dem Reichstage eine soziale Gesetzgebung geschaffen, die sehr viel weiter geht als die irgend eines anderen Landes der Welt. Wir werden uns darin auch in Zukunft nicht irremachen lassen. Aber soziale Fürsorge zum Schutz und Wohl der wirtschaftlich Schwächeren hat mit der Stellung des Staates zur Sozialdemokratie nicht das geringste zu schaffen. Ebenso [...] wie der Staat es als seine Pflicht erkannt hat, diese Fürsorge zu treiben, ebenso ist es seine Pflicht, alle gesetzwidrigen und gewaltsamen Angriffe auf seine Ordnung unter Anwendung aller zur Verfügung stehenden gesetzlichen Mittel mit nachdrücklicher Energie niederzuschlagen, und diese Energie wird wachsen mit der Heftigkeit der Angriffe.“⁵⁷⁵

Es versteht sich von selbst, dass in dieser Weltsicht eine Verfassungsänderung im demokratischen Sinne bereits als „gewaltsamer Angriff“ auf die Staatsordnung galt. Trotz aller sozialen Fortschritte lässt sich festhalten: In den Jahren vor 1914 verfestigte sich die Abwehrhaltung der „staatstragenden“ Kräfte gegenüber der Sozialdemokratie; es kam hier zu einer zunehmenden ideologischen Verhärtung, einem Ausbau der Kampforganisationen und zur Vorbereitung repressiver gesetzlicher Maßnahmen; selbst für den Fall eines Bürgerkrieges lagen spätestens ab 1907 konkrete Pläne vor (die dann erst 1919 – nun unter Führung der MSPD – umgesetzt wurden), die im „Ernstfall“ auf rücksichtslosen Waffengebrauch setzten.⁵⁷⁶ „Es zeigt[e] sich der Grad umfassender Vorbereitung

⁵⁷⁴ G. A. RITTER/TENFELDE, Arbeiter im Deutschen Kaiserreich, S. 100f.

⁵⁷⁵ W. MOMMSEN, Bürgerstolz und Weltmachtstreben, Zitat: S. 384f.

⁵⁷⁶ Der preußische Generalstab hatte 1907 eine Studie über den „Kampf in insurgierten Städten“ ausgearbeitet, die die Basis für weitgehende Planungen lieferte. Der Kommandierende General des VII. preußischen Armeekorps in Münster ordnete daraufhin zum „Verhalten bei Unruhen“ an: „Gegenüber Demonstrationen wird im Allgemeinen die Polizei ausreichen, um die Ordnung aufrecht zu erhalten. Lediglich zur Verstärkung der Polizei darf Militär nicht verwendet werden. [...] Wird bei solchen Gelegenheiten das Einschreiten mit der Waffe nötig, so muß die durch das Gesetz verlangte dreimalige Aufforderung so deutlich erfolgen, daß auch entfernt stehende Personen sie verstehen können, und es muß darüber kein Zweifel gelassen werden, daß auch schon beim Beharren auf passivem Widerstand die unbedingte Folge ein Eingreifen mit der Waffe ist. Tritt dann die Notwendigkeit des Gebrauchs der Schußwaffe ein, so ist es auch einer anscheinend unbewaffneten Menge gegenüber unangebracht, erst den Hochanschlag anzuwenden. Es ist vielmehr besser, frühzeitig den aufrührerischen Elementen den festen Willen zu zeigen, alle revolutionären Gelüste im Keim zu ersticken. Bei einem wirklichen Aufstand wird damit gerechnet werden müssen, daß die Aufständischen

von Staat und Armee auf den inneren Kampf und es wird deutlich, daß die deutsche Armee angesichts der latenten Aufstandsdrohung im Frieden wie im Krieg auch kurz vor dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges eine Armee für den inneren Kampf war. Keinesfalls unvorbereitet stand das Militär 1914 vor der Aufgabe, bei Kriegsbeginn einen etwaigen Aufstandsversuch niederzuschlagen.“⁵⁷⁷

Dazu kam noch: Auch nach dem Ende des Sozialistengesetzes blieb die rechtliche Lage der Arbeiterbewegung von Diskriminierung und Unsicherheit gekennzeichnet, die nicht nur den politischen Raum im engeren Sinne betraf, sondern zur Alltagserfahrung der Betroffenen zählte. Die „Klassenjustiz“ blieb für die Sozialdemokratie nicht nur ein Propagandabegriff, sondern ein tatsächlich vorhandenes, ernst zu nehmendes Hemmnis ihrer politischen Betätigung. Im Bericht an den SPD-Parteitag von 1902 hieß es: „Daß auch im abgelaufenen Parteijahre unserer agitatorischen Thätigkeit von den öffentlichen wie privaten Gewalten alle möglichen Hindernisse in den Weg gelegt wurden, bedarf wohl kaum des besonderen Hervorhebens. Versammlungsverbote aus den wichtigsten Gründen und Versammlungsaufösungen unter vollständiger Nichtachtung der bezüglichen gesetzlichen Vorschriften sind alltägliche Erscheinungen.“⁵⁷⁸ Auch noch 1913 konnte der Parteivorstand feststellen: „Die Arbeiterbewegung wäre längst abgetan, wenn man sie zu Tode schikanieren oder prozessieren könnte. Immer noch gibt es strebsame Staats- und Ordnungsstützen, die der merkwürdigen Einbildung leben, daß sie sich verdient um das Vaterland machen, wenn sie möglichst viele Verordnungen und Paragraphen gegen die Sozialdemokratie und ihre Veranstaltungen in Bewegung setzen.“⁵⁷⁹

gut organisiert sind; die überall bestehenden sozialdemokratischen Genossenschaften, Gewerkschaften pp. sind dazu gewissermaßen schon eine Vorbereitung. Auch mit Geldmitteln werden die Aufständischen reichlich versehen sein, ebenso wie mit guten modernen Waffen. [...] Die ersten Maßregeln, die gleichzeitig mit der Bekanntgabe des Belagerungszustandes getroffen werden müssen, sind die Unterdrückung aller aufrührerische Tendenzen verfolgenden Blätter und die Verhaftung der Redakteure, sowie überhaupt aller als Führer und Agitatoren bekannten Personen, ohne Rücksicht auf die Immunität der Reichstagsabgeordneten. [...] Alle Versammlungen werden verboten und gerade beim Beginn aufrührerischer Bewegungen müssen alle Versuche zu Widersetzlichkeiten im Keim erstickt werden. Nichts ist gefährlicher wie zögernde Maßnahmen, Abwarten bringt auch den Geist der besten Truppe ins Wanken, während Angriff und Kampf ihre Gesinnung festigt. [...] Unter keinen Umständen dürfen höhere oder niedere Befehlshaber auf Unterhandlungen mit Aufständischen eingehen, es gibt nur eine Bedingung `Unterwerfung auf Gnade oder Ungnade`. Eroberte Stadtteile sind genau abzusuchen, Gefangene sofort nach auswärts abzuschieben, falls sie nicht sofort an Ort und Stelle vor die Kriegsgerichte gestellt werden. Alle Rädelsführer oder wer mit der Waffe in der Hand gefangen wird, ist dem Tode verfallen. Die volle Strenge des Gesetzes ist unbarmherzig anzuwenden.“ (Abgedruckt in: Bernd ULRICH/Jakob VOGEL/Benjamin ZIE-MANN (Hrsg.), Untertan in Uniform. Militär und Militarismus im Kaiserreich 1871-1914. Quellen und Dokumente, Frankfurt am Main 2001, S. 163-165). Für das Ruhrgebiet war von den Behörden 1910 ein eigener „Mobilmachungskalender“ vorbereitet worden, um im Fall von Unruhen gegen die Arbeiterschaft gezielt, auch mit Militärgewalt, vorgehen zu können (vgl. SCHULTE, Europäische Krise und Erster Weltkrieg, S. 103).

⁵⁷⁷ Ebd., S. 122.

⁵⁷⁸ Protokoll SPD-Parteitag München 1902, S. 14.

⁵⁷⁹ SOZIALDEMOKRATISCHE PARTEI DEUTSCHLANDS (Hrsg.), Bericht des Parteivorstandes an den Parteitag zu Jena 1913, o. O. 1913, S. 41.

Geprägt blieb die politische Betätigung der SPD von einer eigentümlichen Ambivalenz. Einerseits verstand sich die Sozialdemokratie als Antithese zur kapitalistischen Gesellschaft und zum monarchisch-bürokratischen Staat; da sie diese (noch) nicht grundlegend umzugestalten vermochte, schuf sie sich einen eigenen sozialen und geistigen Mikrokosmos. Mit den Worten der Reformistin Hedwig Wachenheim: „Man lebte in der Partei gewissermaßen auf einer autarken Insel – das war politisch die Schwäche der Partei, gab aber, so paradox das klingen mag, dem einzelnen ein Gefühl großer Kraft.“⁵⁸⁰ Die Sozialdemokratie war „eines der großartigsten und merkwürdigsten Beispiele“ für „eine vom Leben der Gesellschaft isolierte Bewegung“⁵⁸¹. Dessen ungeachtet wuchs aber auch die Identifikation mit dem vorhandenen kleindeutschen Nationalstaat im Laufe der Zeit immer mehr an; er war schließlich der entscheidende Handlungsrahmen der Partei und prägte – bewusst oder unbewusst – auch das Denken ihrer Mitglieder. Für die mächtigste Integrationsideologie der Zeit, den Nationalismus, waren damit zumindest potenzielle Einfallstore in den „Gefühlshaushalt“ der Sozialdemokratie gegeben. „Mochte zwar die `antinationale` Haltung der SPD durch Staat, Militär und Bürgertum immer wieder verteufelt werden, so empfanden doch viele – gewiß nicht alle – Sozialdemokraten keinen Gegensatz darin, sich gleichzeitig zu ihrer Partei und zur Nation zu bekennen. Auch Arbeiter und auch Sozialdemokraten haben die Nation, mehr oder weniger bewußt, als eine Kultur- und Schicksalsgemeinschaft aufgefaßt.“⁵⁸² In welchem Umfang dies tatsächlich der Fall war, sollte sich nach Kriegsausbruch zeigen, wobei sich für die Basis der SPD nach wie vor weit schwieriger präzise Aussagen treffen lassen als für die Schicht der Parteifunktionäre und Mandatsträger, die schon früh kritisch beurteilt wurde.

Zum Einfluss des deutschen Obrigkeitsstaates auf das Wesen der Sozialdemokratie hat Robert Michels bereits 1907 eine Diagnose gestellt, die analytisch kaum noch zu übertreffen war:

„Die `politische Ohnmacht`, die die einst überwältigende Stellung der deutschen Sozialdemokratie in der Arbeiterinternationale untergraben hat, ist zum Teil eine Folgeerscheinung des straffen deutschen Staatswesens, dem alle sentimentalischen Anwandlungen von Gnade und Güte fremd sind, und das über eine ungemein selbstbewußte und politisch fähige feudale Klasse und einen treu ergebenden, ausgezeichnet funktionierenden Beamtenstand verfügt. Auch das Fehlen jedes wirklichen bürgerlichen Liberalismus, der ihr die Wege hätte ebnen können, musste auf das Tempo des Vormarsches der Arbeiterpartei störend einwirken. Aber das sind alles Widerstände und Mängel, die überwunden werden könnten. Der tiefste Grund für ihre Schwäche liegt in der parteipolitischen Quintessenz der Sozialdemokratie selber als einer ausschließlichen Zeitungsleser- und Wähler-Partei mit großem bürokratischem Apparat. Um die zentralisierte Macht des Staates zu überwinden, hat sie sich selbst zentralisiert, und da sie zur Ueberwindung dieser Macht nur ein Mittel anwendet, nämlich die Benutzung des einzigen demokratischen Elementes im deutschen Staatswesen, des Stimm-

⁵⁸⁰ WACHENHEIM, Vom Großbürgertum zur Sozialdemokratie, S. 48.

⁵⁸¹ WACHENHEIM, Die deutsche Arbeiterbewegung, S. 603.

⁵⁸² G. A. RITTER/TENFELDE, Arbeiter im Deutschen Kaiserreich, S. 745f.

rechts, ist ihr ganzer Mechanismus lediglich auf die Erringung von Wahlsiegen zugeschnitten und für sie geeignet. [...]

Sie wird denkfaul und träge, sowie unfähig zu allem, was von den Bahnen der `glorreichen Taktik`, d. h. dem fonctionnement bei Wahlgelegenheiten abweicht, und sie scheut es, das großartige Menschenmaterial, das ihr zur Verfügung steht, zu höheren Pflichten als einer im letzten Grunde ziemlich bleiernen und initiativlosen Disziplin zu erziehen. Sie scheut vor allem die Opfer und rät – exempla abundant – in Fällen, die sittliche Kraft erfordern, ihren Anhängern zur Feigheit. Sie erzieht nicht Menschen, sondern bemüht sich, Maschinenteilchen für ihre komplizierte Maschinerie zu gießen, disziplinierte Parteigenossen, deren höchste Eigenschaft in dem großen Plus – oder Minus? – des deutschen Volkscharakters, der organisationsfähigen Herdenqualität des Gehorchenkönnens, der Unterordnung im Verwaltungsfach, besteht.“⁵⁸³

Dabei war der Ausgangspunkt der SPD doch gerade der Kampf gegen den Obrigkeitsstaat und seine Auswüchse gewesen; David hatte noch 1905 optimistisch verkündet: „Das heutige System schließt die große Mehrheit des Volkes von der Anteilnahme an den wichtigsten Angelegenheiten der Nation aus; es hält das Volk im Stand der Unmündigkeit fest; es hemmt den Fortschritt in jeder Hinsicht. Darum *ist es eine Lebensfrage für das deutsche Volk, dieses System durch ein besseres zu ersetzen*. Und es wird diese Lebensfrage lösen, so wahr als in ihm die Kraft lebt, zur Stufe höchster allgemeiner Kultur emporzusteigen.“⁵⁸⁴

Was konnte die SPD tun, um diesen Prozess zu beschleunigen? Letztlich kreisten alle Auseinandersetzungen zwischen den verschiedenen Richtungen in der Partei um die Frage, die Bernstein 1908 formuliert hatte: „Kämpfen wir, der grundsätzlichen Auffassung nach, von *außen* her *gegen* den heutigen Staat, oder arbeiten wir von *innen* an seiner *Änderung* im Sinne der politischen, wirtschaftlichen und ethischen Bedürfnisse der Arbeiterklasse?“⁵⁸⁵ Die unübersehbare Stabilität, die der existierende Klassenstaat zeigte, der Aufschwung der kapitalistischen Wirtschaft, der die gängigen Untergangsszenarien Lügen strafte, und die offen demonstrierte Bereitschaft der Machthaber, einen Umsturzversuch mit Waffengewalt zu unterdrücken, forderten ihre Konsequenzen ein, die die SPD-Führung schließlich – wenn sie dies auch nicht offen eingestand - zog: „Die stetig zunehmende Vorsicht auf taktisch-politischem Gebiet wies darauf hin, daß man sich zumindest auf eine jahrzehntelange Stabilisierung der sozialen und politischen Strukturen einrichtete.“⁵⁸⁶

Mit aller im Rahmen einer prägnanten Zusammenfassung möglichen Genauigkeit hat Volker Ullrich das Verhältnis zwischen SPD und Obrigkeitsstaat beschrieben: „In viel stärkerem Maße, als es

⁵⁸³ MICHELS, Die deutsche Sozialdemokratie im internationalen Verbands, in: Ders., Soziale Bewegungen, S. 135-197, hier: S. 196f.

⁵⁸⁴ Eduard David, Sozialdemokratische Briefe über Vaterlandsliebe (V), in: *Die Neue Gesellschaft*, Nr. 15 vom 12.7.1905, S. 171-173, hier: S. 173.

⁵⁸⁵ Eduard Bernstein, Zum Reformismus, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 22 vom 5.11.1908, S. 1398-1405, hier: S. 1401.

⁵⁸⁶ GROH, Die Sozialdemokratie 1897-1909, in: Ders., Emanzipation und Integration, S. 253-566, hier: S. 443.

ihre revolutionär-klassenkämpferische Rhetorik vermuten lassen konnte, war die Sozialdemokratie in den Jahrzehnten vor 1914 in das gesellschaftliche System des Kaiserreiches hineingewachsen. Allen internationalistischen Bekenntnissen zum Trotz hatte sie begonnen, eine intensive Loyalität gegenüber dem nationalen Staat zu entwickeln. Daß sie sich im Verteidigungsfalle nicht verweigern dürfe, war allgemeine Überzeugung, und dies galt besonders dann, wenn das verhaßte zaristische Rußland – in den Augen wilhelminischer Sozialdemokraten ein Hort von Reaktion und Barbarei – das Deutsche Reich angreifen sollte.⁵⁸⁷ Die Staatsführung war sich dessen, wie noch zu zeigen sein wird, voll bewusst; sie bezog diesen Tatbestand in ihr planerisches Kalkül (zu dem sie in *diesem* Fall fähig war) ein.

2.2.7 Die Debatte über die Militär- und Außenpolitik: Die Genese der „Integrationsstrategie“ und die Vorbereitung der Burgfriedenspolitik

2.2.7.1 Voraussetzungen

Mit Blick auf die Geschehnisse bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges soll nun noch eine genauere Analyse der außen-, friedens- und auch militärpolitischen Vorstellungen in der Sozialdemokratie folgen.⁵⁸⁸ Das Spannungsverhältnis, welches daraus entstand, dass die *Staatsordnung* abgelehnt, gleichzeitig der Staat *an sich* als der Verteidigung wert betrachtet wurde, stellte an Programm und Strategie der Partei Anforderungen, die bis 1914 auch nicht annähernd erfüllt werden konnten. Genauer gesagt: Dieses Spannungsverhältnis wurde schon vor dem Krieg auf eine Art und Weise „aufgelöst“, die nie hinreichend diskutiert bzw. per Parteitagsbeschluss abgesegnet worden ist, aber doch die Weichen in Richtung Burgfrieden gestellt hat. Welche Mehrheitsmeinung sich beinahe stillschweigend – aber nicht ohne gezielte Einflussnahme – im Laufe der Zeit herausgebildet hatte, sollte sich dann erst im August 1914 in aller Deutlichkeit zeigen.

Zunächst gilt es festzuhalten, dass die Sozialdemokratie - von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen - *keine* pazifistisch gesinnte Bewegung war. Die Forderung, die männliche Jugend zur „Wehrhaftigkeit“ zu erziehen, war Bestandteil des Erfurter Programms, das erstaunlicherweise „weder eine Analyse der internationalen Beziehungen und Konflikte im Zeitalter des Kapitalismus noch Grundsätze einer sozialistischen Außenpolitik“⁵⁸⁹ enthielt. Die Bereitschaft, Deutschland gegen äußere Feinde zu verteidigen, erschien indes nicht nur aus der Logik der proletarischen Revolution heraus angezeigt (vor allem gegenüber dem reaktionären Rußland), sie beruhte auch auf dem natur-

⁵⁸⁷ ULLRICH, Die nervöse Großmacht, S. 446.

⁵⁸⁸ Zum folgenden Abschnitt siehe auch NEFF, „Wir wollen keine Paradedruppe . . .“; GROH/BRANDT, „Vaterlandslose Gesellen“, S. 54-157 und Jürgen ROJAHN, Arbeiterbewegung und Kriegsbegeisterung: Die deutsche Sozialdemokratie 1870-1914, in: Marcel van der LINDEN/Gottfried MERGNER (Hrsg.), Kriegsbegeisterung und mentale Kriegsvorbereitung: interdisziplinäre Studien, Berlin 1991, S. 57-71.

⁵⁸⁹ MILLER, Burgfrieden und Klassenkampf, S. 33.

rechtlich begründeten Notwehrprinzip; „patriotische“ Motive hatten in der SPD ebenfalls von Anfang an ihren Platz.⁵⁹⁰ Im Bericht der Reichstagsfraktion an den Parteitag hieß es 1899:

„Wir erklären es für ganz selbstverständlich, daß, so lange Zustände wie die gegenwärtigen bestehen, so lange ein böser Nachbar den Frieden zu stören vermag, jeder Staat verpflichtet ist, Einrichtungen zu treffen, die nach Möglichkeit vor Ueberrumpelungen, vor Schädigungen, vor Niederlagen schützen. Dies muß aber so geschehen, wie es die Rücksicht auf die kulturelle Entwicklung des Volkslebens erheischt. Das Volk darf für die Zwecke der Landesvertheidigung nicht mehr angespannt werden, als durchaus nothwendig ist, und muß in viel höherem Maße als jetzt seine Kräfte zur Förderung seiner eigenen Interessen nutzbar machen können. Deshalb lehnen wir unter den jetzigen Umständen jede Forderung für das Militär und die Marine ab und verlangen, daß im Anschluß an einander folgende und einschneidende Herabsetzungen der Dienstzeit eine fortgesetzte Demokratisierung und Umwandlung des jetzigen stehenden Heeres in ein wirkliches Volksherr [sic] herbeigeführt wird.“⁵⁹¹

Ursprünglich hatte die sozialistische Arbeiterbewegung das Wehrprogramm des Frühliberalismus nahezu unverändert übernommen, das die allgemeine Volksbewaffnung und ein Milizsystem (d. h. eine Wehrpflichtarmee ohne Stamm von Berufssoldaten) gefordert hatte. Das von Bebel verfochtene Konzept einer „Volkswehr“ (das im Erfurter Programm sowie in dessen beiden Vorläufern enthalten war) sah keine „Revolutionsarmee“ vor, sondern zielte auf ein wirksames Verteidigungsinstrument gegenüber äußeren Feinden. David schrieb 1905 dazu:

„Eine Volkswehr mit demokratischem Aufbau und mit modernem Recht, die das Werk der allgemeinen geistigen und körperlichen Volkserziehung nur vollendet, indem sie allen jungen waffenfähigen Männern die letzte Ausbildung für den Kriegsfall gibt – das ist unser System der nationalen Verteidigung. Ein so zur Wehrhaftigkeit erzogenes Volk braucht sich vor äußeren Bedrohungen seiner nationalen Freiheit nicht zu fürchten. Ein solches Volksherr ist aber auch die beste Schutzwehr gegen dynastische Bedrohungen der inneren Freiheit, gegen reaktionäre Attentate auf die höchsten Rechte der Nation.

Gerade darum freilich wollen die Vertreter des heutigen Systems von einem derartigen Heere nichts wissen. Sie lehnen es strikte ab. Naiv ist es nur, daß sie trotzdem von uns die Bewilligung der Mittel für ihr System verlangen. Sie brauchen uns ja gar nicht zur Bewilligung. Solange sie noch eine Mehrheit in der Volksvertretung haben, bekommen sie auch ohne uns die nötigen Millionen; von dem Tage ab aber, wo sich die Mehrheit des Volkes für unser System entscheidet, wird für die Wehrhaftigkeit des Vaterlandes von *unserer* Seite gesorgt werden. Uns zuzumuten, das gegenwärtige absolutistische System zu stützen, hieße uns zumuten, die Herbeiführung unseres besseren demo-

⁵⁹⁰ Ludwig Frank schrieb 1907 in der *Jungen Garde*, dem Organ der Parteijugend: „Trotzdem ist die Sozialdemokratie, falls Deutschland angegriffen würde, bereit, das Vaterland zu verteidigen . . . Aber wir sind weit entfernt von dem Radaupatriotismus der Kriegsvereinler. Dasjenige Land ist am sichersten nach außen, dessen innere Verhältnisse am freiheitlichsten sind. Dasjenige Volk ist patriotisch, dessen Massen wissen, wofür sie kämpfen. Durch den Achtstundentag, durch einen gesetzlichen Mindestlohn, durch die Abschaffung der Heimarbeit würde Deutschland besser geschützt als durch hundert neue Regimenter und Schiffe.“ (Abgedruckt in: Ludwig FRANK, Ludwig Frank. Ein Vorbild der deutschen Arbeiterjugend. Reden, Aufsätze und Briefe. Ausgewählt und eingeleitet von Hedwig Wachenheim, Berlin 1924, S. 27). Diese von Frank formulierte Position wurde von nahezu allen Parteiströmungen unterstützt; der Dissens zwischen den verschiedenen Lagern in der SPD, der sich in den folgenden Jahren abzeichnete und dann im Krieg voll ausbrach, bedarf einer genaueren Erklärung als einer Zweiteilung der Partei in „Pazifisten“ und ihre Gegner.

⁵⁹¹ Protokoll SPD-Parteitag Hannover 1899, S. 37.

kratischen Systems auf den St. Nimmerleinstag zu verschieben. Im Interesse des Vaterlandes lehnen wir das ab.“⁵⁹²

Zu diesem Zeitpunkt war die prinzipielle Ablehnung der Militärausgaben, die der Berliner Parteitag von 1892 festgelegt hatte, längst infrage gestellt worden. Das ganze Modell der Volkswehr wurde zudem innerparteilich noch vor der Jahrhundertwende von Seiten der Revisionisten/Reformisten Bernstein, Heine und Max Schippel⁵⁹³ in Zweifel gezogen, die mit Recht monierten, dass die Umsetzung dieser Idee bis auf weiteres völlig unrealistisch war, und diesem System darüber hinaus mangelnde Effektivität unterstellten (gleichzeitig kamen auch Ideen für eine völlige Neuausrichtung der sozialdemokratischen Wehrpolitik auf⁵⁹⁴). Dafür gab es durchaus gute Gründe: „Ihren realen historischen Bezugspunkt hatte diese Konzeption in Erfahrungen der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts; den um die Jahrhundertwende sich durchsetzenden Formen imperialistischer Kriegsvorbereitung und chauvinistischer Mobilisierung der Massen gegenüber erwies sie sich als hilflos.“⁵⁹⁵ Bebel, dem eine Affinität zu militärischem Denken nicht fremd war, und mit ihm die Mehrheit der Partei blieben (zumindest vordergründig) dennoch bei der Auffassung, dass die Volkswehr billiger, effektiver und demokratischer als das bestehende Heer wäre. Auf dem Parteitag von 1898 formulierte Emanuel Wurm⁵⁹⁶ - in einer Entgegnung auf David - noch einmal die bisherige Position der Partei:

„wir haben auf den Zusammenhang zwischen Kapitalismus und Militarismus hin[z]uweisen. Beide sind Geschwisterkinder, und wenn auch der Kapitalismus nach außen abrüsten sollte, weil er die

⁵⁹² Eduard David, Sozialdemokratische Briefe über Vaterlandsliebe (IV), in: *Die Neue Gesellschaft*, Nr. 14 vom 14.6.1905, S. 125-127, hier: S. 127.

⁵⁹³ Schippel, Max, geb. 6.12.1859 in Chemnitz, 1869-1877 Realgymnasium in Chemnitz, 1877-1884 Studium der Philosophie und Staatswissenschaften in Leipzig, Berlin und Basel, 1884 Beitritt zur SAP, 1885-1886 Anstellung bei der Handelskammer in Dresden, ab 1884 Schriftsteller, 1886-1887 Redakteur des *Volksblatts* in Berlin, 1887-1890 Redakteur und Herausgeber der *Volkstribüne* in Berlin, 1890-1894 ständiger Mitarbeiter der *Neuen Zeit* und 1897-1928 bei den *Sozialistischen Monatsheften*, MdR 1890-1905, 1894-1895 Redakteur des Wochenblatts *Sozialdemokrat* in Berlin, Verurteilung zu 14 Monaten Gefängnis wegen politischer Vergehen, 1911-1919 angestellter Leiter der sozialpolitischen Abteilung der Generalkommission der Gewerkschaften in Berlin, 1919-1922 angestellter Leiter der „Landesstelle für Gemeinwirtschaft“ in Dresden, 1923 bis zu seinem Tode ordentlicher Professor für wirtschaftliche Staatswissenschaften an der TH Dresden, Verfasser zahlreicher Schriften, insbesondere zur Wirtschafts- und Sozialpolitik, gest. 6.6.1928 in Dresden.

⁵⁹⁴ Zu den von Wolfgang Heine und Max Schippel angestellten Überlegungen siehe die folgenden Abschnitte.

⁵⁹⁵ KLÖNNE, Die deutsche Arbeiterbewegung vor 1914, in: HEISS/LUTZ (Hrsg.), *Friedensbewegungen*, S. 136-151, hier: S. 144.

⁵⁹⁶ Wurm, Emanuel, geb. 16.9.1857 in Breslau, 1864-1876 Volksschule und Gymnasium in Breslau und Berlin, 1876-1880 Studium (Naturwissenschaften, Chemie) in Breslau, 1876 Beitritt zur SAP, bis 1883 Chemiker, 1880-1883 Fabrikleiter in Deutschland und Rußland, 1883-1884 Redakteur in Wien, ab 1884 Schriftsteller in Dresden, ab 1894 in Berlin, 1887-1888 Herausgeber der Wochenschrift *Der Volksfreund* in Dresden, 1888-1890 Gründer und Geschäftsführer des Konsumvereins „Vorwärts“ in Dresden, MdR 1890-1907 und 1912 bis zu seinem Tod, 1890-1893 Redakteur des *Volkswillens* in Hannover, 1894-1898 Herausgeber eines Volkslexikons, 1902-1917 Redakteur der *Neuen Zeit*, 1907-1914 Lehrer an der zentralen Parteischule der SPD in Berlin, 1907-1920 Vorsitzender des „Vereins Arbeiterpresse“, 1900-1919 Stadtverordneter, 1919-1920 Stadtrat in Berlin, 1916 SAG, 1917 Übertritt zur USPD, Nov. 1918 bis Feb. 1919 Staatssekretär im Reichsernährungsamt, 1919 Mitglied der zentralen USPD-Programmkommission, Verfasser zahlreicher naturwissenschaftlicher sowie sozial- und finanzpolitischer Schriften, gest. 3.5.1920 in Berlin.

Lasten nicht mehr tragen will, nach innen behält er den Militarismus, weil er ihn schützen soll gegen die Arbeiter. (Sehr richtig.) Demgegenüber hat die Arbeiterklasse, hat die Sozialdemokratie die Forderung zu erheben: Demokratisierung des Heerwesens. Nicht wehrlos wollen wir das Land machen; wir wissen sehr gut, daß, bis die Zeit kommen wird, wo die Streitfragen auf friedlichem Wege geschlichtet werden, die Rüstungen unvermeidlich sind, aber wir verlangen, daß diese Rüstungen nicht ein Werkzeug sind, das in erster Linie gerichtet ist gegen die, die sie bezahlen müssen, zu deren Schutze sie angeblich gemacht werden. *Nicht Kanonen für die Regierung, Kanonen für das Volk* wollen wir haben. Das *Volk in Waffen*, die bewaffnete Miliz, welche die grauenhaften Zusammenstöße zwischen Kindern desselben Volkes unmöglich macht, die wir unter allen Staatsformen gesehen haben.⁵⁹⁷

Bis Kriegsausbruch blieb die Forderung nach einer milizartigen „Volkswehr“ offizielle Parteidoctrin, die nach der Jahrhundertwende aber immer mehr in den Hintergrund geriet. (Hilferding räumte 1913 dann offen ein, dass innerhalb des bestehenden politischen Systems an einen Übergang zum Milizsystem gar nicht zu denken war.⁵⁹⁸)

Das führte zu dem Ergebnis: „In der offiziellen sozialdemokratischen Militärpolitik der Parteiführung wurde der Revisionismus zwar tabuisiert, in der politischen Praxis allerdings diente er immer häufiger als handlungsleitende Maxime.“⁵⁹⁹ Das war in anderen Politikbereichen ähnlich, mit der Verschärfung der internationalen Lage, der damit verbundenen Aufrüstung und den Fortschritten der Waffentechnik gewann die Militärpolitik allerdings eine herausgehobene Bedeutung. Der oft unvermeidliche Widerspruch zwischen patriotischen Motiven und internationalistischen Parolen (hinter denen mitunter durchaus entsprechende Überzeugungen standen) blieb dabei ein Dauerproblem, das der rechte Parteiflügel geschickter als andere zu behandeln verstand.

Die Ausgangslage für die Mitwirkung der SPD in der Wehrpolitik schien dabei denkbar ungünstig. Die preußisch-deutsche Armee als Hauptstütze eines monarchisch-autoritären Herrschaftssystems und der hier verinnerlichte Militarismus, der (in seinen verschiedenen Ausprägungen) nahezu das gesamte Bürgertum integrativ erfasste, bildeten den natürlichen Gegner der aufsteigenden Sozialdemokratie, mit dem zunächst keine Zusammenarbeit infrage kam. Die kaiserliche Kommandogewalt stand nicht umsonst außerhalb konstitutioneller Kontrolle und bildete das stärkste Bollwerk gegen jede Demokratisierung der Verfassung. Das deutsche Offizierskorps war der „schärfste Geg-

⁵⁹⁷ Protokoll über die Verhandlungen des Parteitag der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands. Abgehalten zu Stuttgart vom 3. bis 8. Oktober 1898, Berlin 1898, S. 153.

⁵⁹⁸ Von den Vorgängen in Frankreich ausgehend schrieb Hilferding dazu: „Kein Zweifel, daß die Einführung des Milizsystems die Wehrfähigkeit des Landes außerordentlich stärkt, seine Verteidigungskraft allen Angriffen gegenüber geradezu unberechenbar macht. Aber einmal handelt es sich im Zeitalter imperialistischer Politik für alle Staaten nicht nur um Verteidigung, sondern um Ausdehnung. [...] Sodann bedeutet aber das Milizsystem die Herrschaft des Volkes über die Waffen und nicht mehr die Herrschaft der Waffen über das Volk. Und daher der politische Widerstand der herrschenden Klassen gegen die Miliz.“ (Rudolf Hilferding, Taumel, in: *Die Neue Zeit*, Nr. 24 vom 14.3.1913, S. 849-854, hier: S. 850).

⁵⁹⁹ NEFF, „Wir wollen keine Paradedruppe . . .“, S. 169.

ner der politischen Arbeiterbewegung“ und sein Nachwuchs „in diesem Sinne erzogen“⁶⁰⁰ worden (Sozialdemokraten wurden dementsprechend in der Armee nicht befördert). General Wilhelm Groener bekannte 1910: „Wir treiben keine Politik im Heere d. h. keine Parteipolitik. Für das monarchische Heer gibt es nur *eine politische* Aufgabe. D[as]. i[st]. die Bekämpfung der Sozialdemokratie durch Erziehung des Volkes zum kriegerischen Geiste u[nd]. zum nationalen Staatsbürgertum mit monarchischer Grundlage.“⁶⁰¹ (Überlegungen darüber, welche Rolle die „moralischen Faktoren“ im nächsten Krieg spielen würden, schloss Groener bei dieser Gelegenheit gleich an.)

In der SPD war bekannt, welche Vorbereitungen das Militär für den Fall innerer Unruhen getroffen hatte. Auf dem Magdeburger Parteitag zitierte ein Delegierter aus einem Rundschreiben eines Kommandierenden Generals über Maßnahmen bei Verhängung des Belagerungszustandes; darin hieß es: „Die ersten Maßregeln [...] sind die Unterdrückung aller aufrührerische Tendenzen verfolgenden Blätter und die Verhaftung der Redakteure [...], sowie überhaupt aller als Führer und Agitatoren bekannten Personen [...] ohne Rücksicht auf die Immunität der Reichstagsabgeordneten [...]. Die Festnahme dieser Personen wird vielleicht noch von der Polizei durchgeführt werden können, wahrscheinlich wird sie zum mindesten durch Militär gedeckt werden müssen. Jedenfalls müssen die Festgenommenen der Militärbehörde übergeben und von diesen sobald als möglich in Sicherheit gebracht werden.“⁶⁰² Der Erlass zeigte:

„Die militärische Führung war gewillt, mit allen ihr zur Verfügung stehenden Mitteln den `inneren Feind` niederzuhalten. Auch Verfassungsbruch und Staatsstreich waren von den Herrschenden zu erwarten. Diesem möglichen illegalen Verhalten stellte die Sozialdemokratie ihre Loyalität gegenüber der Verfassung und den Gesetzen gegenüber. Zugleich betonte sie, daß sie ihre Agitation fortsetzen werde, und daß das Volk über die Aufrechterhaltung oder den revolutionären Umsturz dieser Ordnung entscheiden werde. [...] Ihr Bemühen, die ständigen Anschuldigungen, antinational und vaterlandslos zu sein, ad absurdum zu führen, wurde durch die drohenden militärischen Zwangsmaßnahmen noch verstärkt. Die Sozialdemokratie versuchte zu beweisen, daß sie die nationalen Interessen besser vertrete und daß sie den Zwang und die Unterdrückung in der Kaserne und in der Gesellschaft beseitigen wolle. Der strengen Disziplin in der Kaserne, die durch die Androhung härtester Strafen aufrechterhalten werde, setzte sie ihre mustergültige, auf Freiwilligkeit beruhende Disziplin bei Massendemonstrationen entgegen. Dem System der unbedingten Unterordnung stellte sie ihr Ideal des selbstdenkenden Menschen gegenüber.“⁶⁰³

⁶⁰⁰ Wilhelm DEIST, *Armee und Arbeiterschaft 1905-1918*, in: *Francia* 2 (1974), S. 458-481, hier: S. 466.

⁶⁰¹ SCHULTE, *Europäische Krise und Erster Weltkrieg*, Zitat: S. 39, Fn. 114.

⁶⁰² Protokoll SPD-Parteitag Magdeburg 1910, Zitat: S. 430.

⁶⁰³ RAMBKE, *Diesem System keinen Mann und keinen Groschen?*, S. 104.

Bei diesem „Wettbewerb“ wurde die Sozialdemokratie dem Militärapparat bald ähnlicher als es der Durchsetzung ihrer Ziele gut tat⁶⁰⁴ (die langfristigen psychologischen Folgen dieser Entwicklung waren gravierend⁶⁰⁵). Dass die SPD das bestehende Militärsystem mit seiner explizit gegen die Arbeiterbewegung gerichteten innenpolitischen Funktion strikt ablehnte, stand dabei außerhalb jeglicher Diskussion. Ebenso unstrittig schien, dass erst die Überwindung der kapitalistischen Klassengesellschaft zu einer friedlichen Weltordnung führen könne. Da vorerst mit dem Weiterbestehen des gegenwärtigen Herrschaftssystems zu rechnen war und die Gefahren der internationalen Lage nicht zu leugnen waren, kam die SPD nicht darum herum, zu den aktuellen Problemen der Wehrpolitik und des Militarismus Stellung zu beziehen.

Das Handbuch für den sozialdemokratischen Wähler von 1903 verstand unter Militarismus „nicht nur das bestehende Militärsystem, sondern auch den Geist, die Sitten und Gewohnheiten, die der Einfluß des bestehenden Militärsystems auf das gesamte öffentliche Leben hervorgerufen hat.“⁶⁰⁶ Von diesen mentalen Einflüssen wurde auch die Arbeiterschaft stärker geprägt als die Sozialdemokratie meist zuzugeben bereit war. Gern redeten sich die Parteimitglieder ein, der Militarismus würde mit seinen abschreckenden Wirkungen der Sozialdemokratie nur entgegenarbeiten, ohne die Anziehungskraft dieser Ideologie hinreichend zu berücksichtigen. Auch hier stimmte die „Zusammenbruchstheorie“ nicht. Zu einer kohärenten Theorie des Militarismus brachte es die Partei nicht; die Komplexität des Phänomens überforderte ihre Vordenker ohne Ausnahme. Die in der Forschung eingeführte Unterscheidung zwischen „altem“ und „neuem“ Militarismus erbrachte inzwischen mehr analytische Klarheit und erhellt auch die schwierige Lage der SPD: Mit den Vertretern des *alten* Militarismus, die in der Armee ein Instrument zur notfalls gewaltsamen Unterdrückung der Arbeiterschaft sahen, konnte es keine Gemeinsamkeit geben. Die Protagonisten des *neuen* Militarismus standen der SPD und ihrem Emanzipationsanspruch letztlich ebenso feindlich gegenüber, allen

⁶⁰⁴ Bei der Haltung gegenüber dem preußischen Militärapparat mischten sich in der SPD oft Ablehnung und Bewunderung auf wunderliche Weise; eine gewisse Anerkennung schwang durchaus mit, wenn Bebel schrieb: „Ein Ding wie den preußischen Staat gibt es in der Welt nicht zum zweiten Mal.“ (A. Bebel an W. Dittmann vom 16.3.1906; GROH, *Die Sozialdemokratie 1897-1909*, in: Ders., *Emanzipation und Integration*, S. 253-566, Zitat: S. 435).

⁶⁰⁵ Anna Siemsen, die dem linken SPD-Flügel um die so genannte *Klassenkampf*-Gruppe angehörte, schrieb dazu 1931: „Solche Menschen, welche von der Wiege bis zum Grabe, in Schule, Kaserne und Betrieb, auf der Straße und in der Versammlung, vor Gericht und auf dem Turn- und Sportplatz, in Verein und Familie stets der einen Auffassung begegnen, daß der Mensch sich nur dann anständig und ordnungsgemäß benimmt, wenn er nach Befehl und Vorschrift handelt, und daß jedes Handeln aus eigener Überzeugung und Verantwortung an und für sich anrühlig und bedenklich sei, nehmen solche zu Instinkt und unbewußter Gewohnheit gewordene Ansicht auch in oppositionelle und sogar revolutionäre Organisationen mit hinein. Sie werden vielleicht theoretisch bereit sein, eine Gesellschaftsordnung zu stürzen, aber praktisch sehr bedenklich, gegen einen Polizeibefehl zu verstoßen. Dieser Geist wirkt in allen Organisationen. Er macht die deutschen Revolutionäre so organisationsfähig, so leicht disziplinierbar und zu so ausgezeichnet eingeschulten, geduldfähigen und einheitlichen Massen. Er erleichtert jedem proletarischen Führer seine Aufgabe ebenso sehr, wie er sie den weiland Hohenzollern bis zum bitteren Ende erleichterte. Denn instinktmäßig vertraut die große Masse aller Deutschen der jeweils zuständigen Instanz, erwartet von ihr den Befehl zum Stillstehen wie zum Handeln und mißtraut allem, was wie eigene Überlegung, selbständige Verantwortung oder persönlicher Entschluß aussieht“ (KÖNKE, *Organisierter Kapitalismus*, Zitat: S. 22). Diese Analyse hätte praktisch wortgleich der Feder Eisners entstammen können, der einige Jahrzehnte zuvor zu gleichen Schlüssen gelangt war.

⁶⁰⁶ RAMBKE, *Diesem System keinen Mann und keinen Groschen?*, Zitat: S. 10f.

punktuellen Übereinstimmungen in Sachfragen zum Trotz. Umso schwerer wog der Umstand, den Michels 1907 kritisiert hatte: „Deutschland ist das *einzig*e Land geblieben, in welchem noch keine Spur einer antimilitaristischen Bewegung in der sozialistischen Partei zu entdecken ist.“⁶⁰⁷

Welche Konzepte wurden nun von der Partei erarbeitet und diskutiert? Für die Doppelaufgabe der Pazifizierung der internationalen Beziehungen (der auch die Einrichtung einer handlungsfähigen Schiedsgerichtsbarkeit dienen sollte) und der Absicherung einer Demokratisierung im Innern propagierte die SPD bekanntlich lange Zeit die Errichtung einer Volkswehr. Eine genauere Ausgestaltung dieser Idee unter organisatorischen und militärtechnischen Gesichtspunkten unterblieb dabei, nicht zuletzt weil den führenden Theoretikern der Partei eingeständenermaßen die militärische Expertise hierzu fehlte. In einem Punkt war sich Kautsky allerdings sicher: „Was ist notwendig, um dies Heer in ein wirkliches Volksheer, in eine Miliz zu verwandeln? Vor allem bedarf es dazu der *Verkürzung der Dienstzeit* in der Kaserne, des Verkürzens der Dauer der Abschließung der Soldaten von der Masse des Volkes.“⁶⁰⁸ Eine Abschaffung der Berufssoldaten, wie sie ein reines Milizsystem erfordert hätte, hielt Kautsky dabei nicht für nötig, wohl aber die Aufhebung der ständischen Abschließung des Offizierskorps (die Ersetzung der kaiserlichen Kommandogewalt durch parlamentarische Kontrolle verstand sich für die SPD von selbst).

Allerdings hatte schon Engels darauf hingewiesen, dass unter den gegebenen innen- und außenpolitischen Rahmenbedingungen die SPD keinerlei Chance hatte, ihre wehrpolitischen Vorstellungen umzusetzen. Das sah auch Kautsky so: „der Schritt zum achtzehnmonatlichen Dienste [statt der geltenden zweijährigen Dienstpflicht; B. A.] ist ein Schritt zur Miliz [...] und daran, daß die herrschenden Klassen diesen Schritt aus *eigener Initiative* thun, daß sie den Ast absägen, auf dem sie sitzen, *daran glaube ich nicht*.“⁶⁰⁹ Die daraus folgende Aussichtslosigkeit der sozialdemokratischen Pläne wurde weitgehend kaschiert durch die sich ausbreitende Überzeugung, dass im Zuge der wiederholten Heeresvermehrungen und des Anwachsens der Sozialdemokratie das Militär „automatisch“ seine Funktion als loyale Stütze der herrschenden Ordnung verlieren würde, da der Anteil der sozialistisch denkenden Rekruten bald ein das System von innen heraus aufweichendes Maß erreichen würde⁶¹⁰ (mit umgekehrten Vorzeichen gab es diese Erwartungen auch in der Militärführung,⁶¹¹

⁶⁰⁷ MICHELS, Die deutsche Sozialdemokratie im internationalen Verbannde, in: Ders., Soziale Bewegungen, S. 135-197, hier: S. 165.

⁶⁰⁸ Karl Kautsky, Schippel und der Militarismus, in: *Die Neue Zeit*, Nr. 21 vom 8.2.1899, S. 644-654, hier: S. 646.

⁶⁰⁹ Karl Kautsky, Schippel und der Militarismus, in: *Die Neue Zeit*, Nr. 22 vom 15.2.1899, S. 686-691, hier: S. 689.

⁶¹⁰ Siehe dazu etwa die Ausführungen Legiens auf dem Parteitag von 1905 (oben Kap. 2.2.4.). Engels hatte 1893 in einem Interview geäußert: „An dem Tage, an dem wir in der Mehrheit sein werden, wird sich das, was die französische Armee instinktiv getan hat, als sie nicht auf das Volk schoß, bei uns in bewußter Weise wiederholen.“ (Nikolaj OVCARENKO, Zum Militärprogramm der deutschen Sozialdemokratie an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert, in: *Jahrbuch für Geschichte* 10 (1974), S. 295-341, Zitat: S. 333). Ein Leitartikel des *Vorwärts* hatte im Mai 1899 diese Theorie wie folgt formuliert: „Die Armeen der allgemeinen Wehrpflicht verlieren an ‚Zuverlässigkeit‘, je mehr der Dienst verallgemeinert und je mehr die Dienstzeit – was bei der fortdauernden Vermehrung der Truppen unvermeidlich – verkürzt wird. Um diesen von den Völkern geforderten und wirklich zum Völkerfriedensziel,

wodurch sich die SPD noch bestärkt fühlte). Dies erwies sich jedoch als Trugschluss: „Das Militärsystem blieb stabil, die Militarisierung der Gesellschaft nahm eher noch zu. Nur wenige Sozialdemokraten erkannten diese Entwicklung, ohne jedoch hieraus Schlussfolgerungen zu ziehen.“⁶¹²

Neben einem ganz unangebrachten Optimismus kam hier wieder die Denkfalle des Attentismus zur Wirkung, nämlich der Glaube, der allgemeine Trend der gesellschaftlichen Entwicklung würde die Interessen der Sozialdemokratie ganz „automatisch“ befördern. Eine derartige Gesetzmäßigkeit existierte keineswegs, wurde aber von Vertretern verschiedener Parteiflügel wie Gustav Noske⁶¹³ und Paul Lensch⁶¹⁴ noch 1913/14 unterstellt. Hilferding setzte dem entgegen: „Auch dem Militarismus gegenüber versagt jede `Zusammenbruchstheorie`. Nicht durch seine eigenen Tendenzen, sondern nur nach Überwindung dieser Tendenzen durch die Kraft des Proletariats kann der Militarismus überwunden werden.“⁶¹⁵ Trotz dieser Erkenntnis gelang es der Parteilinken nicht mehr, eine eigene Theorie zum Militarismusproblem zu entwickeln. Den gegebenen Problemstellungen wurden die SPD somit nicht gerecht; sie konzentrierte ihren Kampf gegen das bestehende Militärsystem auf die Budgetdebatten im Reichstag. Eine gezielte antimilitaristische Agitation unter den Rekruten unterblieb weitgehend. Die 1904 verstärkten einsetzenden Versuche Karl Liebknechts auf diesem Gebiet blieben ohne größere Unterstützung in der Partei⁶¹⁶ (auf dem Parteitag in Bremen wurde ein einschlägiger Antrag Liebknechts nicht behandelt⁶¹⁷). Vor allem Bebel wollte den Behörden

aber zugleich zur Demokratisierung der Armee und zum Sturz der kapitalistischen Privilegien führenden Weg zu vermeiden, trägt sich die Diplomatie mit dem Vorschlag: nicht Verkürzung der Dienstzeit sondern Verminderung der Truppenzahl. Eine verminderte Truppenzahl kann ohne Kostenerhöhung materiell besser gestellt werden als es heute der Fall ist und so fester mit den Interessen der herrschenden Klassen verbunden werden.“ (Max Schippel, Kein Mann und kein Groschen oder Reformismus?, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 8 vom 20.4.1911, S. 486-492, Zitat: S. 489f).

⁶¹¹ Der preußische Kriegsminister Carl von Einem fürchtete 1905 genau dies. (Siehe dazu das Zitat bei GROH, Die Sozialdemokratie 1897-1909, in: Ders., Emanzipation und Integration, S. 253-566, hier: S. 425).

⁶¹² RAMBKE, Diesem System keinen Mann und keinen Groschen?, S. 32.

⁶¹³ Noske, Gustav, geb. 9.7.1868 in Brandenburg a. d. H., Volks- und Bürgerschule in Brandenburg, Korbmacherlehre, militärfrei, 1884 Beitritt zur SAP und zur Gewerkschaft, 1892 Vorsitzender der Parteiorganisation in Brandenburg, ab 1896 Redakteur bei verschiedenen sozialdemokratischen Zeitungen, 1906-1918 Stadtverordneter in Chemnitz, MdR 1906-1920, Dez. 1918 bis Feb. 1919 Mitglied des Rates der Volksbeauftragten, Feb. 1919 bis März 1920 Reichswehrminister, Juli 1920 bis März 1933 Oberpräsident der Provinz Hannover, in der NS-Zeit mehrmals in Haft, gest. 30.11.1946 in Hannover.

⁶¹⁴ Lensch, Paul, geb. 31.3.1873 in Potsdam, Gymnasium in Potsdam, 1895-1900 Studium der Nationalökonomie und der Staatswissenschaften in Berlin und Straßburg, 1900 Promotion zum Dr. rer. pol. in Straßburg, 1895-1896 Militärdienst, 1900 Beitritt zur SPD, seit 1900 Schriftsteller, 1900-1901 Redakteur der *Freien Presse* in Straßburg, 1901-1902 Studienaufenthalte in England und Frankreich, 1902-1913 Redakteur der *Leipziger Volkszeitung*, MdR 1912-1918, Nov. 1918 Vertreter des Rates der Volksbeauftragten bei der OHL, 1919-1925 außerordentlicher Professor für Wirtschaftsgeschichte an der Universität Berlin, 1921-1922 und 1925-1926 Mitarbeiter sowie 1922-1925 Redakteur der bürgerlichen *Deutschen Allgemeinen Zeitung*, Aug. 1922 Ausschluss aus der SPD, Verfasser einer Reihe von politischen Schriften, gest. 17.11.1926 in Berlin.

⁶¹⁵ Rudolf Hilferding, Taumel, in: *Die Neue Zeit*, Nr. 24 vom 14.3.1913, S. 849-854, hier: S. 851.

⁶¹⁶ Zu Liebknechts Agitation siehe auch Helmut TROTNOW, Karl Liebknecht. Eine politische Biographie, München 1982, S. 73-95.

⁶¹⁷ Der Antrag mit dem Ziel, „zur Tagesordnung überzugehen“, war von Martin Segitz, Südekum und Vollmar eingebracht worden. (Vgl. Protokoll über die Verhandlungen des Parteitages der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands. Abgehalten zu Bremen vom 18. bis 24. September 1904, Berlin 1904, S. 189).

keinen Vorwand für polizeiliche Maßnahmen liefern und vertrat darüber hinaus ganz allgemein den Standpunkt, dass der Militarismus mit dem Kapitalismus zum baldigen Untergang verdammt war.

Rambke urteilte noch: „Die von der Kriegspolitik geprägte bewaffnete Macht war durch die Forderung ‘Umwandlung des stehenden Heeres in die Volkswehr’ nicht zu bekämpfen. Das Manko der sozialdemokratischen Wehrpolitik war die Vernachlässigung der Entwicklung einer Strategie, wie ihre Gegenwartsforderungen im bestehenden Staat durchzusetzen waren. Die Bedeutung von Militärreformen als einem Vehikel zur Vorbereitung der revolutionären Auseinandersetzung hatte sie nicht erfaßt.“⁶¹⁸ Wie jüngst die Untersuchung von Neff ergab, entwickelte die SPD durchaus Konzepte für Militärreformen (allerdings kaum als Vehikel zur Beschleunigung der Revolution). Die Abschaffung der herrschenden Wehrverfassung und des sie tragenden Militarismus war langfristig nur im Zuge einer Erringung der Macht zu bewerkstelligen. Kurzfristig galt es für die SPD eine Antwort auf die expansive Rüstungs- und die erratische Außenpolitik der Reichsleitung zu finden. Angesichts der sich in Etappen verschärfenden internationalen Lage wäre es vor allem notwendig gewesen, sich für die verschiedenen Szenarien eines Kriegsausbruches Handlungsalternativen zu überlegen – was jedoch nicht geschah. Insgesamt blieb die Partei auch auf diesem Gebiet stets auf den reaktiven Part festgelegt. Obwohl in der Sozialdemokratie auch die Vorstellung herrschte, dass ein Krieg der sozialistischen Revolution letztlich förderlich wäre, blieb sie bei ihrer ablehnenden Haltung gegenüber einem Krieg, was „auf ökonomischen und auf moralisch-humanistischen Beweggründen“⁶¹⁹ beruhte. (Allerdings wurde dieses Tabu bereits vor dem Krieg gebrochen, ohne dass dies eine entsprechende Debatte ausgelöst hätte.)

Die entscheidende Frage war nun, wie ein Krieg verhindert werden konnte. Nach dem Wahlsieg der SPD von 1903 hatte sich Bebel in dieser Hinsicht noch sehr gelassen gegeben.⁶²⁰ Seit der 1. Marokkokrise von 1905/6 bemühten sich die Vordenker der SPD endlich, der wachsenden Gefahr gerecht zu werden; die direkte Reaktion der Partei auf die aggressive Politik der Reichsleitung war einigermaßen hilf- und planlos gewesen.⁶²¹ Die Krise hatte die Möglichkeit eines großen Krieges aktuell werden lassen und für klar denkende Beobachter hatte diese Gefahr ihren „genetischen Schwerpunkt [...] exklusiv im offiziellen Deutschland“⁶²². Im Reichstag beklagte Vollmar, dass in

⁶¹⁸ RAMBKE, Diesem System keinen Mann und keinen Groschen?, S. 35.

⁶¹⁹ Ebd., S. 22.

⁶²⁰ Im Juni 1903 hatte Bebel in Karlsruhe öffentlich verkündet: „Wer jetzt noch einen Krieg heraufbeschwören würde, dessen letztes Stündlein hat geschlagen, ja, dann hat auch die letzte Stunde der bürgerlichen Gesellschaft geschlagen.“ (GROH, Die Sozialdemokratie 1897-1909, in: Ders., Emanzipation und Integration, S. 253-566, Zitat: S. 351).

⁶²¹ Prägnant wieder das Urteil von Robert Michels: „Die Ohnmacht der deutschen Sozialdemokratie entblößte sich in den Tagen des Marokkokonfliktes ebenso wie das geringe internationale Empfinden der Partei.“ (MICHELS, Die deutsche Sozialdemokratie im internationalen Verbands, in: Ders., Soziale Bewegungen, S. 135-197, hier: S. 167).

⁶²² So Michels in einem unmittelbar auf die Krise reagierenden Zeitschriftenartikel. (GENETT, Der Fremde im Kriege, Zitat: S. 340).

der Marokkokrise „ein vollständiger Zusammenbruch der deutschen auswärtigen Politik“ eingetreten sei; tiefere Ursache sei die quasi absolutistische Regierungsweise in Deutschland, weshalb dahingehend Veränderungen erreicht werden müssten, dass „die deutsche Politik endlich das Organ des Willens des deutschen Volkes“⁶²³ werde.

Allmählich setzte nun in der SPD eine nennenswerte Debatte zur Außen- und Friedenspolitik ein.⁶²⁴ *Die Neue Gesellschaft* Heinrich Brauns reagierte mit einer eigenen Artikelserie zum Thema. Stampfer, der zunächst die Defizite der Partei auf diesem Gebiet schonungslos benannt hatte,⁶²⁵ stellte in einem weiteren Beitrag fest: „*Wie weit* das Proletariat überhaupt imstande sei, den Ausbruch eines Krieges zu verhüten, ist heute keine theoretische Streitfrage, deren Lösung man getrost für ein Jahr oder zwei verschieben kann, sondern sie kann an jedem Morgen, an dem wir aufwachen, die augenblickliche Schicksalsfrage Europas sein, darum verlangt sie eine augenblickliche Antwort.“⁶²⁶ Stampfer, im Weltkrieg einer der entschiedensten Verfechter der Burgfriedenspolitik, gab diese Antwort gleich selbst:

„Droht ein Krieg wirklich auszubrechen oder ist er schon ausgebrochen, dann kann es die Aufgabe der internationalen Sozialdemokratie nicht sein, sich in das Schicksal zu ergeben, und zwischen den Artilleriesalven tränenreiche Betrachtungen anzustellen, sondern sie muß *Partei* ergreifen. Sie muß offen aussprechen, welchem Teil sie den größeren Teil der Schuld beimißt, und wessen Sieg sie am allerwenigsten wünschen würde. Ihre ganze Antipathie würde dann dem Weltprovokateur, dem Störenfried, dem reaktionären Staatswesen, ihre ganze Sympathie dem friedliebenden, auf die Verteidigung sich beschränkenden und demokratischen Staatswesen gehören.

Nach dem Ausbruch des Krieges kann eine solche Taktik gewiß einzelne nationale Organisationen einer harten Belastungsprobe unterwerfen. [...] Ihre wichtigste und erfolgreichste Tätigkeit aber kann die internationale Sozialdemokratie zweifellos *vor* Ausbruch eines drohenden Krieges entfalten. Auch da kann es ihre Aufgabe nicht sein, sich in das Kommende zu schicken, sie darf den Ausbruch eines Krieges auch nicht fatalistisch als eine notwendige Folge der kapitalistischen Gesellschaftsordnung auffassen, sie darf sich der wirklichen Entscheidung und Stellungnahme nicht entziehen durch den billigen Vorwand, daß die streitenden Mächte als kapitalistische Klassenstaaten gleich schlecht seien und an dem Ausbruch des Streites gleiche Schuld tragen. Vielmehr muß sie daran festhalten, daß ein großer grundsätzlicher Unterschied besteht zwischen Staaten, die das Selbstbestimmungsrecht der Nation anerkennen und solchen, die es nicht tun; zwischen Regierungen, die gegnerische Ueberzeugungen mit Gründen bekämpfen und solchen, die Gewaltmaßregeln verfolgen. Und sie [d. h. die internationale Sozialdemokratie; B. A.] muß ferner genau unterscheiden, inwieweit ein Staat in einem Streitfalle Recht und inwieweit er Unrecht hat, ob er der Provokateur oder der Provozierte ist. Hat sie diese Entscheidung getroffen, dann muß sie ihren moralischen Einfluß *ungeteilt* jener Macht entgegensetzen, welche die international gültigen Prinzipien der De-

⁶²³ HERTZ-EICHENRODE, Deutsche Geschichte 1890-1918, Zitat: S. 140.

⁶²⁴ Roger Chickering hat dazu die Ansicht vertreten: „Die deutsche Arbeiterbewegung beschäftigte sich erst am Vorabend des Ersten Weltkrieges aktiv mit dem Thema Krieg und Frieden“ (CHICKERING, Krieg, Frieden und soziale Mobilisierung, in: Ders., Krieg, Frieden und Geschichte, S. 132-148, hier: S. 147). Arno Klönne bescheinigte der Sozialdemokratie der Vorkriegszeit, „daß deren außenpolitisches Interesse nur schwach entwickelt war“ (Die deutsche Arbeiterbewegung vor 1914, in: HEISS/LUTZ (Hrsg.), Friedensbewegungen, S. 136-151, hier: S. 143). Dieses Urteil läßt sich so uneingeschränkt nicht aufrechterhalten.

⁶²⁵ Vgl. Friedrich Stampfer, Die auswärtige Politik der Sozialdemokratie, in: *Die Neue Gesellschaft*, Nr. 28 vom 11.10.1905, S. 332-334.

⁶²⁶ Friedrich Stampfer, Die Weltpolitik des Proletariats, in: *Die Neue Gesellschaft*, Nr. 11 vom 14.3.1906, S. 125f., hier: S. 125.

mokratie und des Friedens am schwersten verletzt hat; sie muß dann das Ihre dazu beitragen, um solche Freiheitsfeinde und Friedensstörer von den andern Mächten *und dem eigenen Volke* rechtzeitig zu isolieren.“⁶²⁷

Umgehend veröffentlichte *Die Neue Gesellschaft* eine Replik, verfasst von dem österreichischen Sozialisten Karl Leuthner, ein alter Freund von Heinrich Braun und außenpolitischer Redakteur bei der Wiener *Arbeiter-Zeitung*, der in der SPD-internen Debatte zur internationalen Politik noch einige maßgebliche Akzente setzen sollte; er entgegnete Stampfers Loblied auf die Internationale:

„Es kann unter Umständen hohe Wichtigkeit haben, daß aller Welt wieder einmal verkündigt wird, wie einmütig das Proletariat aller Länder zu dem Friedensgedanken steht, aber die eigentliche Aufgabe, die Friedensgefahr unter den wechselnden, nie voraussehbaren Schwankungen der inneren und äußeren Politik zu verteidigen, fällt der sozialdemokratischen Partei in jedem einzelnen Lande zu. Ihre Erfüllung ist von verschiedenartigen Umständen abhängig, unter denen von Land zu Land das Proletariat durch sein soziales Gewicht, durch seine Presse, durch seine parlamentarische Macht, durch seine Stellung im Gemeinwesen die öffentliche Meinung und die Staatspolitik beeinflussen kann, außerdem durch Verhältnisse und Gelegenheiten einer unbekannteren Zukunft so sehr bedingt, daß dieses vielverflochtene System von Mitteln und Möglichkeiten kein Delegierter in Formeln und Beschlußanträgen auszusprechen vermag.“⁶²⁸

Nach dieser Demontage jeglicher Möglichkeit der Sozialistischen Internationale, sinnvolle Beschlüsse zur Friedenssicherung zu fällen, folgte der nächste Schritt. Stampfers Forderung, die Internationale gegen „Freiheitsfeinde und Friedensstörer“ in Stellung zu bringen, bedeutete für Leuthner „in der Tat und Wahrheit nichts als die Mobilmachung der Sozialdemokratie gegen Deutschland.“⁶²⁹ Das Problem der *Verhinderung* eines Krieges trat dabei völlig zurück hinter die Frage, wie im Falle eines - wie auch immer – *zustande gekommenen* Krieges Schaden von der deutschen Arbeiterschaft abgewendet werden könnte. Leuthner sorgte sich vor allem um die materiellen und ideellen Güter Deutschlands:

„Hier im pulsierenden Herzpunkt der europäischen Industrie, am Orte der stärksten Verdichtung proletarischer Interessen haben Proletariat und Kultur wohl fünfmal mehr zu verlieren als auf dem Wege von Belfort nach Paris. Auch wenn es für uns als deutsche Sozialdemokraten nicht verdammte Pflicht und Schuldigkeit wäre, zuerst und wieder und noch einmal für den deutschen Arbeiter und sein Wohl zu sorgen: sogar vom allgemeinen proletarischen Standpunkt aus ist kein größeres Unheil denkbar, als eine Niederlage und wirtschaftliche Zerstörung Deutschlands – des Landes der zahlreichsten Arbeiterschaft. [...] Die günstigste Folge eines französischen Sieges wäre die Zurückdrängung aller demokratischen Elemente innerhalb der mühsam aufrechterhaltenen Republik, in

⁶²⁷ Ebd., S. 126.

⁶²⁸ Karl Leuthner, Die Internationale und der Krieg, in: *Die Neue Gesellschaft*, Nr. 12 vom 21.3.1906, S. 137-140, hier: S. 138.

⁶²⁹ Ebd., S. 139.

Deutschland aber der Massenabfall von der Sozialdemokratie, der man alle Schuld an der Niederlage aufbürden würde. Eine allgemeine Verwüstung also . . .“⁶³⁰

Diese Überlegungen reichten weit in die Zukunft. Der Gedanke an die friedenswahrende Solidarität zwischen den Arbeiterparteien der einzelnen Länder wurde hier durch die Konzentration auf rein nationale Interessen eliminiert; in einer Art von sozialdemokratischer Adaption des Schlieffen-Planes sollten die Zerstörungen des nächsten Krieges ins nordöstliche Frankreich verlagert werden. Nicht nur die spätere Burgfriedenspolitik, sogar die Dolchstoßlegende wurde hier bereits antizipiert. In den folgenden Jahren trieb Leuthner diese Gedankengänge noch weiter voran,⁶³¹ ohne die überfällige Großdebatte in der SPD auszulösen. In der *Neuen Gesellschaft* ging die Diskussion zunächst noch weiter; Stampfer legte kurz darauf nach und behandelte in einem weiteren Artikel

„die grundsätzliche Frage, ob die Entscheidung über die rechtlich-moralische Seite auswärtiger Unternehmungen einzig und allein den Verfassern offiziöser Kriegsproklamationen und ihren Auftraggebern überlassen bleiben soll, oder ob auch sie ein Gegenstand freier kritischer Erörterung sein kann; ob der Verstand und das Rechtsgefühl der Einzelnen, die die Massen bilden, untergehen muß im wütenden Strom des Kriegsfuror oder ob sie sich vereinigen dürfen in der Erkenntnis, daß das Recht bei den Gegnern und das Unrecht bei der eigenen regierenden Zwangsgewalt sei, ob sie im Gegner nur den verhaßten Feind oder ob sie in ihm auch das brüderlich geliebte Volk sehen dürfen. [...]

Es scheint mir nicht nur die internationale, sondern auch die *patriotische* Pflicht besonders der *deutschen* Sozialdemokratie zu sein, offen auszusprechen, daß Deutschland durch seine politische Rückständigkeit auch in der auswärtigen Politik ins Hintertreffen gelange, und mit zunehmender Verleumdung des demokratischen Gedankens in Europa – bei gleichzeitig fortschreitender oder beharrender Reaktion in Preußen-Deutschland – sich täglich mehr in Nachteil setze. [...]

Und darum nochmals: die internationale Sozialdemokratie *ist* ein selbständiger Faktor der auswärtigen Politik, sie muß einer sein, und, wenn sie noch keiner wäre, so müßte sie erst recht einer werden wollen.“⁶³²

Diese bestechende Analyse der Möglichkeiten bzw. Schwierigkeiten sozialdemokratischer Friedenspolitik, die Stampfer hier in zwei wenig rezipierten Artikeln lieferte, blieb bis 1914 unübertroffen. Sie liest sich wie ein kritischer Kommentar zur verfehlten Politik der (M)SPD im Weltkrieg, die Leuthner mit seiner Entgegnung bereits vorwegnahm. Das bislang kaum beachtete publizistische Duell,⁶³³ in dem sich wie in einem Brennglas alle Probleme sozialdemokratischer Außen- und Friedenspolitik konzentrierten, ging noch eine Runde weiter. Leuthner verschärfte noch einmal den

⁶³⁰ Ebd., S. 139f.

⁶³¹ Siehe unten Kap. 2.2.7.6.

⁶³² Friedrich Stampfer, Weltgeschichte und Volksgericht, in: *Die Neue Gesellschaft*, Nr. 14 vom 4.4.1906, S. 160f., hier: S. 160.

⁶³³ Die hier angeführten einschlägigen Artikel aus der *Neuen Gesellschaft* werden auch von Ingrid Voss herangezogen (Vgl. Heinrich Braun und *Die Neue Gesellschaft*, in: GRUNEWALD (Hrsg.), *Das linke Intellektuellenmilieu*, S. 55-74, hier: S. 69-74), allerdings ohne eine Verbindung zur Burgfriedenspolitik herzustellen.

Ton,⁶³⁴ ehe Stampfer den vorläufigen Endpunkt setzte.⁶³⁵ Die notwendige Fortsetzung dieser brisanten und überfälligen Debatte unterblieb in der Folgezeit. Welche Probleme auf die internationale Sozialdemokratie, speziell auf deren deutschen Teil, im „Ernstfall“ zukommen würden, war jedenfalls frühzeitig erkennbar. Die zu klärende Frage ist nun, wie die SPD die ihr nach der 1. Marokkokrise noch verbleibende Zeit nutzte, um eine Antwort auf diese Herausforderung zu finden.

In einer Vielzahl von Artikeln äußerte sich Kautsky nun auch zu Fragen der Außen- bzw. Friedenspolitik. Dabei setzte er wechselnde Akzente, ohne aber zu einer kohärenten Analyse zu gelangen, geschweige denn der Partei eine konkrete Handlungsanleitung für ihr Verhalten bei einem drohenden Krieg und/oder bei Kriegsausbruch zu geben. Die sich seit der Jahrhundertwende verschärfenden internationalen Spannungen führten bei Kautsky dann zu einer Pointierung seiner Positionen: „Vor allem Militarismus und Krieg galten ihm nicht mehr - wie in seiner `frühen` und seiner `späten` Imperialismusdeutung – als Produkte einer revidierbaren Politik des Kapitalismus, sondern als `eherne Notwendigkeit der ökonomischen Bedürfnisse`.“⁶³⁶ Auch hier brach sich ein mit wissenschaftlicher Rhetorik verbrämter Fatalismus seine Bahn. 1905 schrieb Kautsky: „Der Krieg wie die Revolution sind Katastrophen, die von Zeit zu Zeit mit eherner Notwendigkeit die heutige Gesellschaft heimsuchen und nur mit ihr verschwinden können.“⁶³⁷

Kautsky war dabei flexibel genug, auch Tendenzen anzuerkennen, die einer Entwicklung zum Krieg entgegenwirkten. Entscheidend war, dass er - genauso wie Bebel und im Gegensatz zur radikalen Linken in der Partei – keine realistische Möglichkeit für die Sozialdemokratie sah, mit Hilfe von Massenaktionen im Krisen- bzw. Kriegsfall einen ausschlaggebenden Einfluss zu gewinnen. 1907 wies er die Verpflichtung, „dem Ausbruch eines Krieges durch Insurrektion, Militärstreik oder Massenstreik entgegenzutreten“⁶³⁸, unmissverständlich zurück. Daran sollte sich auch in den folgenden Jahren nichts mehr ändern, obwohl angesichts der wiederholten Krisen und Kriege, v. a. auf dem Balkan, die Lage in Europa immer explosiver wurde. 1909 zeigte sich Kautsky überzeugt: „Das Proletariat haßt den Krieg mit aller Macht, es wird alles aufbieten, keine Kriegsstimmung aufkom-

⁶³⁴ Vgl. Karl Leuthner, Deutschtum und Sozialdemokratie, in: *Die Neue Gesellschaft*, Nr. 16 vom 18.4.1906, S. 183-185. Ausführlichere Zitate aus diesem Artikel im folgenden Abschnitt.

⁶³⁵ Vgl. Friedrich Stampfer, Das Vaterland über die Partei, in: *Die Neue Gesellschaft*, Nr. 33 vom 15.8.1906, S. 386-388.

⁶³⁶ Ursula RATZ, Karl Kautskys Einschätzung von Krieg und Frieden im Zeitalter des Imperialismus, in: ROJAHN u. a. (Hrsg.), *Kautskys Bedeutung*, S. 183-196, hier: S. 188.

⁶³⁷ GROH/BRANDT, „Vaterlandslose Gesellen“, Zitat: S. 90.

⁶³⁸ RATZ, *Kautskys Einschätzung von Krieg und Frieden*, in: ROJAHN u. a. (Hrsg.), *Kautskys Bedeutung*, S. 183-196, Zitat: S. 195.

men zu lassen. Sollte es trotzdem zum Ausbruch eines Krieges kommen, so ist das Proletariat heute diejenige Klasse, die seinem Ausgang am zuversichtlichsten entgegensehen kann.“⁶³⁹

Der Blick für die eklatanten Defizite der Partei auf diesem Gebiet wurde durch eine derartige Prognose nicht gerade geschärft. Schließlich: Ohne zwingenden Grund entstand bei Kautsky und anderen Vertretern der Führungsriege die Überzeugung, die Reichsregierung verfolge letztlich eine rational-interessengeleitete Politik. Damit war man vordergründig der Notwendigkeit enthoben, Maßnahmen für den Kriegsfall vorzubereiten, schränkte jedoch auch die Zahl der dann zur Verfügung stehenden Optionen nachhaltig ein. „Das Maximum einer antimilitaristischen Aktion, das man von Seiten der deutschen Sozialdemokratie erwarten darf“⁶⁴⁰, schwante Michels 1906, war ein Votum der Reichstagsfraktion gegen den Krieg - oder eine Enthaltung bei der entsprechenden Abstimmung. Doch zu diesem Zeitpunkt waren bereits Pläne im Gespräch, die noch in eine ganz andere Richtung führen sollten.

2.2.7.2 Die Anfänge der „Kompensationsstrategie“: Die Debatte um die Vorschläge von Schippel und Heine

In Ergänzung zu den Arbeiten von Kruse und Neff soll hier die These aufgestellt werden, dass die entscheidenden konzeptionellen Vorarbeiten für die „konstruktive Wehrpolitik“ des rechten Parteiflügels, die den Weg zur Burgfriedenspolitik ebnete, nicht auf den (ab dem Zeitpunkt seiner umstrittenen Reichstagsrede, d. h. seit 1907⁶⁴¹) in der Öffentlichkeit exponierten Noske, sondern auf den heute viel weniger bekannten Reichstagsabgeordneten Heine zurückgehen.⁶⁴² Dieser hatte bereits im Jahr 1894 gegenüber Kautsky eine „Revision“⁶⁴³ des innerhalb der SPD offiziell verbindlichen Marxismus verlangt. Heines Doktrin, die sich über einen längeren Zeitraum hinweg entwickelte, mündete schließlich zu Beginn des Weltkrieges in die Integrationsstrategie; das zugrundeliegende Konzept wurde zwar nach 1900 nie mehr auf einem Parteitag zur Diskussion gestellt, aber sehr wohl in der (Partei-)Öffentlichkeit publik gemacht. Im Windschatten des Revisionismusstreits, der den Großteil der Energien der parteiinternen Debatten band, wurden v. a. von Heine und Schippel

⁶³⁹ WETTE, Kriegstheorien deutscher Sozialisten, Zitat: S. 166.

⁶⁴⁰ GENETT, Der Fremde im Kriege, Zitat: S. 356.

⁶⁴¹ Siehe dazu das übernächste Kapitel.

⁶⁴² Unter „Kompensationsstrategie“ wird im Folgenden das von Heine vorgeschlagene Konzept verstanden, das von der SPD konstruktive Mitarbeit im Parlament, v. a. die Zustimmung zum Etat, verlangte (insbesondere im Bereich der Militärpolitik) und im „Gegenzug“ von der Regierung die Gewährung von „Volksrechten“ verlangte bzw. erwartete. Diese Strategie wird als Vorstufe zu der von der SPD im Weltkrieg eingeschlagenen „Integrationsstrategie“ betrachtet. In Anlehnung an Kruse (Krieg und nationale Integration) wird hier mit der „Integrationsstrategie“ v. a. eine Interpretation in Verbindung gebracht, der zufolge die Burgfriedenspolitik der Sozialdemokratie im Ersten Weltkrieg in erster Linie durch das Bestreben motiviert war, durch aktive Unterstützung der Regierung die bisherige Benachteiligung der Partei überwinden und innen- bzw. verfassungspolitische Konzessionen erreichen zu können.

⁶⁴³ W. Heine an K. Kautsky vom 13.12.1894. (FRICKE, Opportunismus und Nationalismus, in: ZfG XXII (1974), S. 844-869, Zitat: S. 844).

(um den die Forschung sich bislang noch kaum gekümmert hat⁶⁴⁴) Ideen formuliert, die langfristig weit mehr Einfluss auf die Politik der SPD gewannen als alle gelehrten Schriften und Reden Bernsteins. Dieses hier als „Kompensationsstrategie“ – ein Begriff, der auf den zeitgenössischen Sprachgebrauch zurückgeht - bezeichnete Konzept wurde bei Kriegsausbruch zur offiziellen Politik der SPD. Wo lag nun der Ausgangspunkt dieser Entwicklung?

Bereits im so genannten „Dampfersubventionsstreit“ von 1884/85 war in der SPD-Reichstagsfraktion die Idee entstanden, mit der Regierung ins „Geschäft“ zu kommen.⁶⁴⁵ Bebel, der dies strikt ablehnte, warnte deshalb vor der „Korruption der Partei“⁶⁴⁶ und konnte sich letztlich gegen die Mehrheit der Fraktion durchsetzen. Jahre später, auf dem Parteitag in Hamburg (1897), ergab sich eine Diskussion über die Haltung der Reichstagsfraktion zu den von der Regierung geforderten neuen Wehrausgaben, die die SPD-Abgeordneten geschlossen abgelehnt hatten. Schippel, der daran beteiligt gewesen war, legte nun seinen „hyperpragmatischen“ Standpunkt in der Militärfrage dar:

„Wir haben die Soldaten nicht bewilligt, aber sie sind einmal da. Für Milizanträge und Abschaffung aller stehenden Heere ist keine Mehrheit vorhanden und in absehbarer Zeit auch nicht zu schaffen. Das ist eine Thatsache, die uns sicher unangenehm ist, mit der wir aber rechnen müssen. Sollten wir nun, weil die bürgerlichen Parteien uns in dieser Beziehung nicht unseren Willen thun, die deutschen Arbeiter, gleichsam zur Strafe, vor die Gefahr stellen, daß sie mit ihrem Blut den Unverstand der Gegner einmal zu büßen haben? Das wäre widersinnig und gegen die Interessen der Arbeiterklasse gehandelt. Den Kampf gegen den Militarismus führen wir bei anderen Gelegenheiten besser.“⁶⁴⁷

Mit der daraus leicht abzuleitenden Forderung an die Partei, sie solle „notwendigen“ Militärausgaben im Reichstag zustimmen, war das Prinzip konsequenter Opposition verlassen und der Weg, der zur „Politik des 4. August“, d. h. zur Bewilligung der Kriegskredite, führte, erstmals vorgezeichnet. Daran änderte nichts mehr, dass Schippel am folgenden Verhandlungstag zurück zu rudern bzw. unvereinbares unter einen Hut zu bekommen versuchte; nachdem er betont hatte, mit der Fraktion *gegen* die Militärausgaben gestimmt zu haben, ergänzte er:

⁶⁴⁴ Zur Rolle, die Schippel (der seine Karriere auf dem linken Flügel der Partei begonnen hatte) zu dieser Zeit in der SPD spielte, siehe bislang nur Gerhard SCHULZ, Die deutsche Sozialdemokratie und die Idee des internationalen Ausgleichs, in: Alfred HERRMANN (Hrsg.), Aus Geschichte und Politik. Festschrift zum 70. Geburtstag von Ludwig Bergstraesser, Düsseldorf 1954, S. 89-116, hier: S. 98-100 und M. BLOCH, Die Sozialistischen Monatshefte und die Akademikerdebatte in der deutschen Sozialdemokratie vor 1914, in: Mitteilungen des Instituts für soziale Bewegungen 40 (2008), S. 7-22, hier: S. 12-14.

⁶⁴⁵ In dem Streit ging es um die Frage, ob die SPD dem Vorhaben Bismarcks, private Schiffsverbindungen in außereuropäische Häfen zu subventionieren, zustimmen sollte falls dadurch im Gegenzug Verbesserungen für die Arbeiterschaft erreicht werden könnten.

⁶⁴⁶ A. Bebel an F. Engels vom 28.12.1884. (STRUTYNSKI, Wegbereiter sozialdemokratischer Kriegsbefürwortung, in: KLÖNNE/SPOO/BUTENSCHÖN (Hrsg.), Der lange Abschied vom Sozialismus, S. 26-38, Zitat: S. 29).

⁶⁴⁷ Protokoll über die Verhandlungen des Parteitages der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands. Abgehalten zu Hamburg vom 3. bis 9. Oktober 1897, Berlin 1897, S. 121f.

„ich habe auch nicht die Absicht gehabt, hier irgend welche Stimmung für künftige Bewilligungen zu machen. [...] Ich habe einfach die Sachlage geschildert, wie sie ist. Die Soldaten sind bewilligt, die Formationen und alles ist bewilligt; wir können das nicht ändern, wir haben es nicht in unseren Händen. Gewiß [...] die heutige Regierung lebt vom Kriege, wir müssen immer mit der Möglichkeit eines Krieges rechnen. Ist man in einer solchen Lage, kann man die Kriege nicht verhindern, da kann man doch nicht unseren Soldaten schlechte Flinten, schlechte Kanonen geben. (Gelächter und Zustimmung) [...] Wenn das militaristische System zu einem Kriege treibt, den wir nicht verhindern können, wenn wir eine Niederlage erleiden, und wenn dann das Blut unserer deutschen Arbeiterklasse doppelt geflossen ist, ich glaube, wir alle würden dann der Regierung den Vorwurf gemacht haben, daß sie nicht zur rechten Zeit eingegriffen hat. (Gelächter und Zustimmung)“⁶⁴⁸.

In der Praxis folgte aus dieser Logik nichts anderes, als dass die SPD (sachlich begründeten) militärischen Ausgaben – gerade im Kriegsfall - auf *jeden* Fall zuzustimmen habe, da diese ja dem Schutz der Arbeiterschaft dienten; die Frage, *wie* es zum Krieg gekommen war, d. h., welche Rolle die deutsche Regierung dabei gespielt hatte, wurde dabei vollkommen ausgeblendet. Genau diesem Muster folgte die Mehrheit der SPD-Führung dann zu Beginn des Weltkrieges. Überlegungen, wie der Frieden gesichert – und die diesen gefährdenden Pläne und Absichten der Regierung bekämpft – werden könnte(n), fanden in diesem Denken von vornherein keinen Raum. Gleichwohl bestritt Schippel, dass seine Ideen im Widerspruch zu den Prinzipien der Partei stünden.

Auf dem Hamburger Parteitag stieß der Vorstoß Schippels bei den meisten Rednern, die darauf explizit eingingen, auf scharfe Ablehnung. Fritz Zubeil⁶⁴⁹ gab zu bedenken: „Mit dieser Argumentation werden wir uns sehr schwer gegen eine Flottenvermehrung erklären können. [...] Nach den Ausführungen Schippel’s müßten wir Sozialdemokraten für eine Vermehrung der Flotte eintreten, denn es wäre ja, wenn seine Ansicht richtig wäre, auch unsere Pflicht, nicht nur unsere Soldaten, sondern auch die zurückbleibenden alten Männer, Frauen und Kinder im Kriegsfall nicht ohne Schutz zu lassen.“⁶⁵⁰ Eine Resolution, die eine offizielle Missbilligung gegenüber Schippel aussprach und die Reichstagsfraktion auf die grundsätzliche Ablehnung des Militäretats verpflichten wollte,⁶⁵¹ wurde allerdings zurückgezogen, was v. a. an der vermittelnden Rede Bebels lag, der Schippel „un-

⁶⁴⁸ Ebd., S. 136.

⁶⁴⁹ Zubeil, Fritz, geb. 11.1.1848 in Groß-Leesen (Kr. Grünberg), 1855-1863 Volksschule und Gewerbeschule, 1863-1866 Tischlerlehre in Grünberg, Wanderschaft, 1867 Beitritt zum ADAV, 1868-1872 Militärdienst, 1870/71 Kriegsteilnehmer, 1872 Übertritt zur SDAP, bis 1890 Tischlergeselle und Klavierarbeiter, 1883-1886 Vorsitzender des Fachvereins der Klavierarbeiter und 1887-1890 Vertrauensmann der Tischler in Berlin, 1890-1898 Gastwirt in Berlin, MdR 1893 bis zu seinem Tode, 1898-1904 Vorsitzender der SPD-Wahlkreisorganisation Berlin 4, Okt. 1898 bis Jan. 1919 Expedient des *Vornwärts*, 1890-1921 Stadtverordneter in Berlin und 1921-1926 unbesoldeter Stadtrat in Berlin-Kreuzberg, 1916 SAG, 1917 Übertritt zur USPD, 1922 Rückkehr zur SPD, gest. 27.12.1926 in Berlin.

⁶⁵⁰ Protokoll SPD-Parteitag Hamburg 1897, S. 134.

⁶⁵¹ In der Resolution hieß es u. a.: „In Anbetracht, daß die Regierung jede Mehrforderung stets und ständig mit dem Argument `des notwendigen Schutzes der nationalen Wehrkraft` motiviert, legt der Parteitag entschieden Verwahrung dagegen ein, daß sich die Fraktion von der bedingungslosen Ablehnung des Militäretats abdrängen lassen könnte. Die Ehre der Partei erfordert es, daß der Parteitag klar und bündig sein Veto einlegt gegen eine von diesem bisher in Wort und Schrift durch die Gesamtpartei vertretenen prinzipiellen Standpunkt abweichende Auffassung des Genossen Schippel.“ (Ebd., S. 71).

geschickte Worte“ bescheinigte, ihn aber gegen den unberechtigten Vorwurf, für Militärausgaben gestimmt zu haben, in Schutz nahm. Zu diesem Punkt stellte der Parteivorsitzende allerdings klar, „daß wir von unserem prinzipiell gegnerischen Standpunkt aus niemals für derartige Forderungen eintreten können und werden.“⁶⁵²

Damit war die Auseinandersetzung – vorerst – beendet. „Auffallend an der ganzen Debatte war die völlig unzureichende theoretische Aufarbeitung des Militarismus. Die Ablehnung der Schippelschen Taktik wurde lediglich begründet mit den unmittelbaren Folgen, die sich daraus für die sozialdemokratische Politik ergeben würden.“⁶⁵³ Die Parteiführung versuchte gewohnheitsmäßig, eine tiefer gehende Diskussion zu vermeiden, auch um im Angesicht der bevorstehenden Reichstagswahlen Geschlossenheit zu demonstrieren. Doch der Stein, den Schippel ins Wasser geworfen hatte, schlug weitere Wellen. Vor allem Heine versuchte nun, die Zustimmung der SPD zu ohnehin „notwendigen“ Militärausgaben in eine weiter führende Strategie einzubetten.

Dies geschah erstmals öffentlich am 10. Februar 1898 auf einer SPD-Wahlkreisversammlung in Berlin, auf der sich Heine - durchaus mit Rückendeckung „von oben“⁶⁵⁴ - als Reichstagskandidat bewarb (nur wenige Tage nachdem der Artikel Bernsteins erschienen war, der den Revisionismusstreit auslösen sollte).⁶⁵⁵ Auf die Äußerungen Schippels auf dem vorangegangenen Parteitag angesprochen, versicherte Heine, dass er der gegenwärtigen Regierung *keine* Rüstungsausgaben bewilligen würde, fügte jedoch hinzu: „Sollten wir aber einmal eine volksfreundliche Regierung bekommen, so würde er (Heine) auch notwendige Kanonen bewilligen, wenn wir ein Kompensationsobjekt dafür erhalten.“⁶⁵⁶ Soweit ersichtlich sprach Heine hier zum ersten Mal von der „Kompensationspolitik“, die er als „höchst wirksames Mittel im Kampf um die politische Macht“ ansah, und stellte in Aussicht, die SPD würde die Militärpolitik der Regierung unterstützen, falls im Gegenzug

⁶⁵² Ebd., S. 153.

⁶⁵³ STRUTYNSKI, Die Auseinandersetzungen zwischen Marxisten und Revisionisten, S. 104.

⁶⁵⁴ Unterstützt wurde Heine v. a. von dem einflussreichen Sekretär des Parteivorstandes Ignaz Auer (ein Onkel von Erhard Auer); Auer hatte einen Tag vor Heines Rede in Berlin in einer Parteiversammlung in Hannover ganz ähnliche Ansichten vertreten (vgl. Protokoll SPD-Parteitag Hannover 1899, S. 250). U. a. führte Auer dabei aus: „Es kann Regierungen geben, denen wir überhaupt nichts bewilligen können, solange wir nicht als gleichberechtigter Faktor im parlamentarischen und öffentlichen Leben anerkannt werden. Wird die Arbeiterklasse aber als gleichberechtigt anerkannt, so wachsen damit die Aufgaben dieser Klasse und die Verantwortung, und es ist sehr wohl möglich, daß wir von dem Tage an, wo man die Arbeiter als gleichberechtigten Faktor ansieht, auch mit uns reden lassen über Flottenfragen. Zurzeit müssen wir prinzipiell jeden Mann und jeden Groschen ablehnen.“ (STRUTYNSKI, Wegbereiter sozialdemokratischer Kriegsbefürwortung, in: KLÖNNE/SPOO/BUTENSCHÖN (Hrsg.), Der lange Abschied vom Sozialismus, S. 26-38, Zitat: S. 36f.).

⁶⁵⁵ Die ausführlichste Darstellung von Heines Bewerbung um die Reichstagskandidatur, während der es zur berühmten „Kompensationsrede“ kam, siehe bei BEZIRKSLEITUNG DER SED. KOMMISSION ZUR ERFORSCHUNG DER GESCHICHTE DER ÖRTLICHEN ARBEITERBEWEGUNG, Geschichte der revolutionären Berliner Arbeiterbewegung, Band 1. Von den Anfängen bis 1917, Berlin 1987, S. 402-404; siehe dazu auch die Ausführungen Heines auf dem SPD-Parteitag von Hannover (vgl. Protokoll SPD-Parteitag Hannover 1899, S. 271-274).

⁶⁵⁶ RAUTIO, Die Bernstein-Debatte, Zitat: S. 42.

die von der Partei geforderten „Volksrechte“⁶⁵⁷ gewährt werden würden.⁶⁵⁸ (Darüber hinaus warnte Heine bei dieser Gelegenheit vor der Gefahr für die demokratische Entwicklung in Westeuropa, die von Rußland ausgehe und die Verteidigungsanstrengungen nötig mache, denen sich auch die Sozialdemokratie nicht verschließen könne.)

Damit war die Basis der späteren Integrationsstrategie erstmals formuliert; mit anderen Worten: Faktisch handelte es sich dabei um einen „deal“, der einen Tausch „Unterstützung in der Militärpolitik“ gegen „Abbau der verfassungsrechtlichen Diskriminierung der Arbeiterschaft“ vorsah.⁶⁵⁹ Die scharfe Kritik, die der unkonventionelle Vorschlag in der genannten Versammlung auslöste, veranlasste Heine zu einer öffentlichen Klarstellung in Form einer Denkschrift, deren wichtigste Passagen im *Vorwärts* abgedruckt wurden.⁶⁶⁰ Heine bemühte sich hier, seine Positionen als vereinbar mit den Grundsätzen der Partei darzustellen, nicht ohne sich in einige Widersprüche zu verwickeln;⁶⁶¹ seine Darlegungen gipfelten in der Aussage:

„Wir werden dieser Regierung nie etwas bewilligen können, einfach weil sie uns keinen Preis in Volksrechten zahlen wird. [...] Freilich muss ich eins hinzufügen: wer denkt, dass wir eines Morgens in der fertigen sozialistischen Gesellschaft aufwachen würden, mit dem lehne ich jede Diskussion ab, von dem trennen mich in der That prinzipielle Unterschiede! Wer aber glaubt, dass man nicht anders als Schritt für Schritt und in beständigem Kampfe in die neue Gesellschaft hineinkommen kann, der wird nicht umhin können, auch alle denkbaren Machtmittel im Kampfe anzuwenden. Ich weiss wohl, dass es möglich ist, im Ringen um den Erfolg eine Art Opportunismus zu treiben, die zum Verrath der Prinzipien und Ideale wird, aber das *braucht* man dabei nicht zu thun und das *will* ich nicht thun!“⁶⁶²

⁶⁵⁷ OVCARENKO, Zum Militärprogramm der deutschen Sozialdemokratie, in: Jahrbuch für Geschichte 10 (1974), S. 295-341, Zitat: S. 318.

⁶⁵⁸ Heine erklärte in der besagten Berliner Rede: „Daneben aber gibt es militärische Aufwendungen, die an sich zur Verteidigung der Nation notwendig sind und unseren Idealen und Grundsätzen indifferent gegenüberstehen. Dazu würden z. B. Geschütze zählen. [...] Solche Militärforderungen könnte nach meiner Meinung auch der Sozialdemokrat bewilligen, wenn er genügende Gegenleistungen erhalte, wenn wertvolle Volksfreiheiten dafür gewährt würden.“ (Abgedruckt in: Christoph BUTTERWEGGE/Heinz-Gerhard HOFSCHEIN, Sozialdemokratie, Krieg und Frieden. Die Stellung der SPD zur Friedensfrage von den Anfängen bis zur Gegenwart. Eine kommentierte Dokumentation, Heilbronn 1984, S. 47f., hier: S. 48).

⁶⁵⁹ Was die Diskussionen über Heines Vorschläge in der Partei angeht, besteht noch Forschungsbedarf; als Beleg dafür, dass sie auch an der Basis wahrgenommen wurden, dient eine Resolution einer Parteiversammlung in Kiel vom Oktober 1898, die sich entschieden gegen die „Kompensationspolitik“ aussprach. (Abgedruckt in: INSTITUT FÜR MARXISMUS-LENINISMUS BEIM ZENTRALKOMITEE DER SOZIALISTISCHEN EINHEITSPARTEI DEUTSCHLANDS (Hrsg.), Dokumente und Materialien zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung. Band IV. März 1898 – Juli 1914, Berlin 1967, S. 27f.).

⁶⁶⁰ Diese im *Vorwärts* veröffentlichten Abschnitte sind in dem Artikel von Ledebour wörtlich wiedergegeben. (Vgl. Georg Ledebour, Wie die Sozialdemokratie an den Opportunismus gewöhnt wird, in: *Sozialistische Monatshefte*, Nr. 4 vom April 1898, S. 169-178, Zitat: S. 170-172).

⁶⁶¹ Einerseits erklärte Heine: „Das, was wir als Militarismus grundsätzlich bekämpfen müssen, ist das heutige *Armeesystem* und der Geist der Armee, der dem des Volkes entgegengesetzt wird. Deshalb ist es mir selbstverständlich, dass ich *dieser Regierung* nie einen Mann und einen Groschen bewilligen würde, auch das nicht, was für die Armee unbedingt nötig wäre.“ (Ebd., Zitat: S. 170). Andererseits wiederholte er seine in der umstrittenen Rede geäußerte Ansicht, dass die SPD „notwendige“ militärische Ausgaben bewilligen könnte, „wenn werthvolle Volksfreiheiten dafür gewährt würden.“ (Ebd., Zitat: S. 171).

⁶⁶² Ebd., Zitat: S. 172.

Nachdem Heine damit scheinbar wieder den Rückzug angetreten hatte, erklärte auch die Reichstagsfraktion, die ihn extra „vorgeladen“ hatte, die Angelegenheit für „erledigt“⁶⁶³. Das war sie allerdings - wie sich erst allmählich zeigen sollte - keineswegs, obwohl die Fraktion zu dem Schluss gekommen war, dass Heine von der Parteilinie nicht abgewichen sei, und der Parteivorstand darauf drängte, die Diskussion zu beenden.⁶⁶⁴ In der Parteipresse stießen die Vorstellungen Heines auf z. T. vehementen Widerspruch. Als hartnäckigster Gegner erwies sich sogleich Ledebour (woran sich in den folgenden beiden Jahrzehnten nichts mehr ändern sollte), der an der betreffenden Wahlkreisversammlung als Heines Gegenkandidat ebenfalls teilgenommen hatte (und in der Abstimmung klar unterlegen war⁶⁶⁵). Ledebour sandte dem *Vorwärts* eine Entgegnung auf Heine zu, deren Veröffentlichung die Redaktion, dabei unterstützt von der Pressekommission, allerdings mit Verweis auf die bevorstehenden Reichstagswahlen ablehnte. Seine Kritik konnte Ledebour dann in den *Sozialistischen Monatsheften* publizieren (die zu diesem Zeitpunkt noch nicht ausschließlich „rechte“ Positionen vertraten); der betreffende Artikel enthielt auch das Schreiben an den *Vorwärts*, in dem Ledebour ausgeführt hatte:

„Es handelt sich bei der Frage, die uns beschäftigt, [...] darum, ob die Sozialdemokratie in die Lage kommen könne, durch die Bewilligung von derartigen Militärforderungen, wie Kanonen, die Mitverantwortung für die Fortführung des heutigen Regierungssystems, das der adäquate bürokratisch-militaristische Ausdruck des bestehenden gesellschaftlichen Herrschaftsverhältnisses ist, übernehmen zu müssen. [...] Sie [d. h. die Kompensationspolitik] hat aber noch jede Partei korrumpiert, die sich in ihren Künsten versucht hat. Die Sozialdemokratie würde ihre ganze Zukunft drangeben, wenn sie dieses kleinliche Mittel adoptieren würde, und dabei verspricht ihr diese Politik auch in der Gegenwart nicht einmal einen Augenblickserfolg. [...] Auch wir glauben, dass wir nur Schritt für Schritt und im beständigen Kampfe uns unserem Ziele nähern können. Wir wollen dazu aber nur die wirklich zweckmässigen, unseren Zielen und unserem Parteicharakter entsprechenden Mittel gebrauchen“⁶⁶⁶.

Dazu ergänzte Ledebour nun noch: „Kompensationsbeflissene Volksvertreter schachern sich stets in den Sumpf hinein. Mit notwendigen Forderungen der Regierung können sie nicht Kompensationsgeschäfte machen, und mit nicht notwendigen dürfen sie es nicht thun. Was sie einsetzen bei

⁶⁶³ Die Erklärung der Fraktion lautete: „Nachdem die Fraktion auf Grund der Erklärungen des Genossen Heine sich überzeugt [hat], dass der Gedanke ihm fern gelegen hat, sich mit dem herrschenden System in eine Kompensationspolitik einzulassen, und dass er durchaus auf dem Standpunkt der bisherigen Taktik der Partei und der Fraktion steht, erklärt die Fraktion, dass für sie die Angelegenheit befriedigend erledigt ist.“ (Ebd., Zitat: S. 175).

⁶⁶⁴ Auf dem anschließenden Parteitag in Stuttgart erklärte Bebel zu Heines „Kompensationsrede“ vom Februar 1898: „Die Fraktion hat auch, wie allbekannt, in dieser Frage eine Erklärung gefaßt und damit ist die Sache erledigt. Für mich könnte ein Disput mit Heine erst dann wieder entstehen, wenn er Anschauungen entwickeln oder Handlungen begehen sollte, die mit meiner Auffassung unverträglich sind. Das ist zwischen jener Rede und heute nicht geschehen.“ (Protokoll SPD-Parteitag Stuttgart 1898, S. 126).

⁶⁶⁵ Auf Heine entfielen in der Abstimmung über die Reichstagskandidatur 307 Stimmen, auf Ledebour 40, auf den dritten Bewerber, Wilhelm Börner, 73.

⁶⁶⁶ Georg Ledebour, Wie die Sozialdemokratie an den Opportunismus gewöhnt wird, in *Sozialistische Monatshefte*, Nr. 4 vom April 1898, S. 169-178, Zitat: S. 173-175.

einem solchen Geschäft, ist ihre eigene Ehre und das Vertrauen des Volkes. Beides geht dabei in die Brüche, und den Vorthail hat schliesslich nur die parlamentsfeindliche Bureaukratie. Ist die Kompensationspolitik schon ein Korruptionsferment für die bürgerlichen Parteien, wie viel mehr würde sie es sein für die revolutionäre Sozialdemokratie!⁶⁶⁷

In diesem Schlagabtausch zwischen Heine und Ledebour ist der Parteistreit, der im Weltkrieg über die Burgfriedenspolitik ausbrach, bereits vorweggenommen – nicht im Detail und in seinem ganzen Ausmaß, aber doch in seinem Wesenskern. Die Vorgeschichte der Parteispaltung kann also noch weiter zurückverlängert werden als Schorske dies getan hat (der sich auf 1905 festlegte⁶⁶⁸). Der Parteiredakteur Konrad Haenisch⁶⁶⁹, der zu dieser Zeit noch zum linken Flügel zählte, prägte im Oktober 1897 die Formel: „Der Fall Schippel werde besser die Kanonenfrage benannt.“⁶⁷⁰ Ledebour sah wenig später, nach Heines „Kompensationsrede“, eine „opportunistische Richtung“⁶⁷¹ in der Partei am Werke (zu der er auch Bernstein zählte). Auch Bebel erkannte sogleich, dass nach Vollmar und Bernstein mit Heine ein weiterer Gegner der offiziellen Parteidoktrin die Bühne betreten hatte.⁶⁷² Bernstein wiederum stellte zu der Berliner Versammlung sachlich fest: Dass Heine „gegen zwei Leute, die ihm die zugkräftigsten Schlagworte der Partei entgegenhielten, eine so große Mehrheit erhalten konnte, läßt doch annehmen, daß es selbst in der Arbeiterschaft sehr viele Leute giebt, die an diese Schlagworte nicht mehr glauben.“⁶⁷³

⁶⁶⁷ Ebd., S. 177.

⁶⁶⁸ Siehe dazu SCHORSKE, Die große Spaltung.

⁶⁶⁹ Haenisch, Konrad, geb. 14.3.1876 in Greifswald (RB Stralsund), bis 1893 Gymnasium in Greifswald, dann Relegation wegen „Sozialistischer Umtriebe“, anschließend erzwungene Einlieferungen in Nervenheilstätten in Berlin und Bethel, ab 1897 Gasthörer an der Universität Leipzig, Beitritt zur SPD, 1894-1898 Laufbursche und Gehilfe in einer Buchhandlung in Leipzig, zugleich nebenamtlicher Mitarbeiter an sozialdemokratischen Blättern, 1898-1899 Redakteur der *Pfälzischen Post* in Ludwigshafen, 1899-1900 Redakteur der *Sächsischen Arbeiterzeitung* in Dresden, 1900-1905 und 1906-1911 Redakteur der *Arbeiterzeitung* in Dortmund, 1905/1906 Redakteur der *Leipziger Volkszeitung*, ab 1911 als Schriftsteller in Berlin tätig, bis 1911 Verurteilung zu insgesamt mehr als 1 Jahr Gefängnis wegen Pressevergehen, 1911-1915 Leiter der SPD-Flugschriftenzentrale in Berlin, MdL in Preußen 1913-1918 und 1919-1925, 1915 kurzfristig Kriegsteilnehmer, 1915-1919 Chefredakteur der Zeitschrift *Die Glocke*, 1913-1920 Mitglied im Hauptvorstand des Vereins Arbeiterpresse, zugleich Redakteur der *Mitteilungen des Vereins Arbeiterpresse*, Nov. 1918 bis April 1921 Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung in Preußen, 1923 bis zu seinem Tod Regierungspräsident in Wiesbaden, 1923 vorübergehende Ausweisung durch die franz. Besatzungsbehörde, 1923-1925 Mitvorsitzender im Bundesvorstand des Deutschen Republikanischen Reichsbundes, Verfasser zahlreicher politischer, kulturpolitischer und literarischer Schriften, gest. 28.4.1925 in Wiesbaden.

⁶⁷⁰ So in einer Versammlung in Leipzig. (Artikel aus der *Leipziger Volkszeitung* abgedruckt in: Matthias JOHN, Konrad Haenisch in Leipzig 1894/95 bis 1898. Eine Übersicht auf der Grundlage von Überlieferungen in der LVZ und archivalischer Quellen, in: SCHLIMPER (Hrsg.), „Natürlich – die Tauchaer Straße!“, S. 195-286, hier: S. 216f., Zitat: S. 216).

⁶⁷¹ RAUTIO, Die Bernstein-Debatte, Zitat: S. 49.

⁶⁷² Unmittelbar nach Heines umstrittener „Kompensationsrede“ schrieb Bebel: „Neuerdings kommt nun auch Heine und bläst in ein ähnliches Horn [wie Bernstein; B. A.]; über diesen werden wir uns in der Fraktion unterhalten. Der bedenklichste Opportunismus macht reißende Fortschritte bei uns.“ (A. Bebel an K. Kautsky vom 15.2.1898; abgedruckt in: KAUTSKY JR. (Hrsg.), Babels Briefwechsel, S. 102f., Zitat: S. 102).

⁶⁷³ E. Bernstein an K. Kautsky vom 28.2.1898. (Abgedruckt in: SCHELZ-BRANDENBURG (Hrsg.), Eduard Bernsteins Briefwechsel, S. 575-582, hier: S. 578).

In der umfangreichen wissenschaftlichen Literatur zur Vorkriegs-SPD sind die entscheidenden Zusammenhänge in der Strategiedebatte noch nicht genügend deutlich herausgearbeitet worden.⁶⁷⁴ Heines „Kompensationsrede“ wird meist nur beiläufig erwähnt, als nachrangiger Nebenstrang in der Bernstein-Debatte behandelt bzw. zu den „ganz sekundären Ereignissen“⁶⁷⁵ gezählt. Im Gegensatz dazu beklagte *Der Klassenkampf*, das Organ des linken SPD-Flügels, noch 1928 „böse *opportunistische* Entgleisungen der Vorkriegszeit“⁶⁷⁶ und erinnerte dabei an die inzwischen drei Jahrzehnte zurückliegenden Vorstöße von Heine und Schippel. Diese seien zwar zunächst auf Widerstand getroffen: „Aber die Saat war gesät. Sie ist später aufgegangen.“⁶⁷⁷ Ein Bewusstsein für die Bedeutung der Ideen, die 1897/98 erstmals formuliert worden waren, war hier (noch) vorhanden (und wurde auch mit den aktuellen Debatten um die Wehrpolitik – Stichwort Panzerkreuzer A - verknüpft⁶⁷⁸).

In Darstellungen ganz unterschiedlicher Provenienz kam dieses Bewusstsein auch nach 1945 hin und wieder zum Vorschein,⁶⁷⁹ ohne dass der ganze Fragenkomplex bislang detailliert untersucht worden wäre. Gerhard A. Ritter hat vor 50 Jahren, in seiner ersten großen Arbeit zur deutschen Sozialdemokratie, zwar schon erkannt, dass die Vorschläge Heines und Schippels in eine ganz neue Richtung wiesen und ein „Symptom für die Auflösung von überlieferten Axiomen der Parteilarbeit“⁶⁸⁰ darstellten, ging aber nicht so weit, die Verbindung mit der Politik der SPD im Ersten Weltkrieg herzustellen.⁶⁸¹ Dies gilt auch für eine neuere Untersuchung über den Revisionismustreit, die auf die Kompensationsstrategie explizit eingeht, ohne deren weit reichende Folgen zu erkennen.⁶⁸² Konzentrierte Untersuchungen der Diskussionen, die sich um diese Strategie und ihre Urheber entwickelten, stehen noch aus und versprechen weitere Erkenntnisse über die Vorgeschichte der Burgfriedenspolitik.

⁶⁷⁴ Den richtigen Weg wies bereits (ohne ausführliche Quellenbelege vorzubringen) Peter Strutynski (vgl. Wegbereiter sozialdemokratischer Kriegsbefürwortung, in: KLÖNNE/SPOO/BUTENSCHÖN (Hrsg.), *Der lange Abschied vom Sozialismus*, S. 26-38).

⁶⁷⁵ Till SCHELZ-BRANDENBURG, *Eduard Bernstein und Karl Kautsky. Entstehung und Wandlung des sozialdemokratischen Parteimarxismus im Spiegel ihrer Korrespondenz 1879 bis 1932*, Köln – Weimar – Wien 1992, S. 342.

⁶⁷⁶ Ernst Böse, „Kanonen für Volksrechte“, in: *Der Klassenkampf*, Nr. 19 vom 1.10.1928, S. 577-579, hier: S. 577.

⁶⁷⁷ A. Gurland, *Panzerkreuzer für Demokratisierung? Aus der Geschichte der Wehrdebatten*, in: *Der Klassenkampf*, Nr. 20 vom 15.10.1928, S. 616-622, hier: S. 618.

⁶⁷⁸ Vgl. Heinrich Ströbel, *Gegen den Panzerkreuzer – Für die Partei*, in: *Der Klassenkampf*, Nr. 6 vom 15.3.1931, S. 165-170.

⁶⁷⁹ So in einer unter Pseudonym erschienenen Schrift, die die deutschnationale Sicht auf die Geschichte des Deutschen Reiches inklusive Dolchstoßlegende und Kriegsunschuldlegende „klassisch“ – und weitgehend ungetrübt durch die Erfahrungen des Dritten Reiches - wiedergab (vgl. Alfred BORNHARDT, *Das Janusgesicht der deutschen Sozialdemokratie. Eine wehrpolitische Auseinandersetzung*, Stuttgart 1953, S. 40f.), aber auch in einer Schrift von Curt Geyer, der in der Vorgeschichte der Parteisplaltung in Bayern eine zentrale Rolle spielte und später zu den wichtigeren Figuren in der USPD zählte (vgl. Curt GEYER, *Macht und Masse. Von Bismarck zu Hitler*, Hannover 1948, S. 44).

⁶⁸⁰ G. A. RITTER, *Arbeiterbewegung im Wilhelminischen Reich*, S. 188.

⁶⁸¹ Unzutreffend ist die Zurechnung Heines (und auch Schippels) zum Revisionismus Bernsteins, den Ritter vom Reformismus Vollmarscher Prägung klar abgrenzt (vgl. ebd., S. 187). Auf die Bedeutung der von Schippel und Heine ab 1897 vorgetragenen Thesen hat wohl als Erste Ursula Ratz hingewiesen (vgl. Georg Ledebour, S. 56).

An dieser Stelle können nur einige Stichpunkte geliefert werden, die aber doch eine durchgehende Entwicklungslinie erkennen lassen. Für die Vorstellungen von Heine und Schippel bürgerte sich bei ihren Gegnern (und teilweise nicht nur dort⁶⁸³) bald der Begriff „Opportunismus“ ein (Engels hatte bereits 1884 gegen „Opportunisten und Leisetreter“⁶⁸⁴ gewettert, zu denen er auch Schippel zählte). Luxemburg erkannte die größeren Zusammenhänge, die sich noch vor der Jahrhundertwende abzeichneten: „Die opportunistischen Bestrebungen datieren in unserer Bewegung, wenn man ihre sporadischen Äußerungen, wie in der bekannten Dampfersubventionsfrage, in Betracht zieht, seit längerer Zeit. Allein eine ausgesprochene einheitliche Strömung in diesem Sinne datiert erst seit Anfang der neunziger Jahre [...]. Vollmars Staatssozialismus, die bayerische Budgetabstimmung, der süddeutsche Agrarsozialismus, Heines Kompensationsvorschläge, Schippels Zoll- und Milizstandpunkt, das sind die Marksteine in der Entwicklung der opportunistischen Praxis.“⁶⁸⁵ Haenisch „definierte“ die dahinter stehende Haltung 1899 (dazu von Bebel ermuntert⁶⁸⁶) in der *Sächsischen Arbeiter-Zeitung*: „Der Opportunismus legt nicht mehr das Hauptgewicht auf sozialrevolutionäre Erziehung der Massen, sondern auf *die Erringung kleiner Eintageserfolge um jeden Preis*, . . . er gerät in eine unheilvolle Eintagspolitik, eine *Politik von Fall zu Fall*.“⁶⁸⁷ (Zuvor hatte Haenisch bereits erkannt: „Mit der Schippelschen Begründung müßten wir jeder Militär- und Marineforderung unbedingt zustimmen.“ Heines Eintreten für eine „Kompensationspolitik“ bezeichnete er „als Proklamierung des von uns mit Recht bisher immer scharf verurteilten Kuhhandels.“⁶⁸⁸)

Die Unzulänglichkeit des Begriffes „Opportunismus“ wurde teilweise auch von Vertretern der Linken gesehen.⁶⁸⁹ Kautsky merkte später dazu an: „In gewissem Sinne sind wir alle Opportunisten, hat Bebel mit Recht gesagt. Keiner von uns will mit dem Kopfe durch die Wand rennen, jeder paßt sein Vorgehen den bestehenden Verhältnissen an. Was an den sogenannten `Opportunisten` in unserer

⁶⁸² Siehe dazu RAUTIO, Die Bernstein-Debatte.

⁶⁸³ Der *Vormwärts*-Redakteur Georg Gradnauer erklärte zur gleichen Zeit, d. h. um die Jahrhundertwende, gegenüber Bebel, sich nicht auf „einen einseitigen Kurs gegen den Opportunismus“ (Hermann SCHUELER, *Trotz alledem. Der Vorwärts – Chronist des anderen Deutschland*, Berlin 2006, Zitat: S. 265) festlegen lassen zu wollen; Gradnauer gehörte dann, zusammen mit Kurt Eisner, im Oktober 1905 zu der Gruppe von Redakteuren, die das Zentralorgan nach langen Streitigkeiten mit Bebel und Kautsky verlassen musste.

⁶⁸⁴ F. Engels an K. Kautsky vom 19.7.1884. (SCHELZ-BRANDENBURG, *Eduard Bernstein und Karl Kautsky*, Zitat: S. 59).

⁶⁸⁵ Besprechung des Buches „Die Voraussetzungen des Sozialismus und die Aufgaben der Sozialdemokratie“ von Eduard Bernstein durch Rosa Luxemburg. (Abgedruckt in: Rosa LUXEMBURG, *Gegen den Reformismus*. Eingeleitet und bearbeitet von Paul Frölich, Berlin 1925, S. 68-100, hier: S. 96).

⁶⁸⁶ Vgl. Matthias JOHN, *Konrad Haenisch (1876-1925) – „und von Stund an ward er ein anderer“*, Berlin 2003, S. 22.

⁶⁸⁷ RAUTIO, *Die Bernstein-Debatte*, Zitat: S. 44f., Fn. 64.

⁶⁸⁸ So in einer Versammlung in Leipzig im Februar 1898. (Artikel aus der *Leipziger Volkszeitung* abgedruckt in: JOHN, *Konrad Haenisch in Leipzig*, in: SCHLIMPER (Hrsg.), „Natürlich – die Tauchaer Straße“, S. 195-286, hier: S. 223-225, Zitat: S. 224).

⁶⁸⁹ Ledebour bemerkte dazu: „Die Bezeichnungen revolutionär und opportunistisch gebrauche ich in diesem Zusammenhang nicht, weil ich glaube, dass die Gegensätze durch diese Worte erschöpfend charakterisiert werden, sondern weil man nun einmal zur Erwähnung solcher Gegensätze bestimmter Bezeichnungen bedarf.“ (Georg Ledebour, *Der Parteitag in Stuttgart*, in: *Sozialistische Monatshefte*, Nr. 10 vom Okt. 1898, S. 441-445, hier: S. 443, Fn. 1).

Partei getadelt wird, ist nur eine *bestimmte Form* der Anpassung, also eine bestimmte Form von Opportunismus, die Anpassung unseres Redens und Tuns an die Bedürfnisse mancher nichtproletarischen Schichten der Bevölkerung.“⁶⁹⁰

In der Geschichtsschreibung der DDR wurde „Opportunismus“ schließlich als quasi wissenschaftliche Kategorie verwendet⁶⁹¹ - in ebenso negativer Konnotation wie die zeitgenössischen Gegner dieser Strömung – und die Bedeutung dieses Phänomens explizit herausgestellt.⁶⁹² Wegen dieser immanenten Wertung, aber auch wegen der mangelnden Trennschärfe, kann der Begriff nicht auf eine Stufe mit den (ebenfalls nicht unproblematischen) Bezeichnungen Revisionismus, Reformismus und Praktizismus gestellt werden;⁶⁹³ in letzter Konsequenz kam es auch noch zur Subsummierung des „Zentrismus“ unter der Rubrik „Opportunismus“, wodurch ideologische Voreingenommenheit vollends über sachliche Analyse triumphierte.⁶⁹⁴ Auch im Sinne der notwendigen inhaltlichen Klarheit und Differenzierung soll hier nach Möglichkeit von Kompensations- bzw. Integrationsstrategie gesprochen werden. Da der Ausdruck „Opportunismus“ zeitgenössisch häufig verwendet wurde, kann auf ihn aber nicht gänzlich verzichtet werden. Das letzte Wort hat die Forschung zu dieser Frage der Terminologie noch nicht gesprochen.

Die Tagesordnung des Stuttgarter Parteitages (1898) hatte ursprünglich keine Behandlung der Kompensationspolitik vorgesehen (auch die Berichte von Partei- und Fraktionsführung äußerten sich dazu nicht explizit). In der Debatte über den Geschäftsbericht des Vorstandes gingen Vertreter

⁶⁹⁰ Karl Kautsky, Der Dresdener Parteitag, in: *Die Neue Zeit*, Nr. 52 vom 26.9.1903, S. 809-815, hier: S. 811.

⁶⁹¹ So etwa H. BARTEL, Marxismus und Opportunismus, in: *ZfG* XXXIII (1985), S. 1067-1081 und Dieter FRICKE, Opportunismus und Nationalismus. Zur Rolle Wolfgang Heines in der deutschen Sozialdemokratie bis zum Beginn des ersten Weltkrieges, in: *ZfG* XXII (1974), S. 844-869; bei Erika König lautete eine Kapitelüberschrift: „Der theoretische Revisionismus – ideologisches Rüstzeug für Opportunismus und Reformismus.“ (Vom Revisionismus zum „demokratischen Sozialismus“. Zur Kritik des ökonomischen Revisionismus in Deutschland, Berlin 1964, S. 55). Fricke spricht verschärfend auch von „rechtsopportunistischen Sozialdemokraten“ (Die Gründung der Zeitschrift „Die neue Gesellschaft“, in: *BzG* 16 (1974), S. 1052-1065, hier: S. 1057). Für die völlig undifferenzierte Verwendung des Opportunismusbegriffes in der kommunistischen Geschichtsschreibung innerhalb der Bundesrepublik typisch die Schrift von Georg Fülberth zur Vorkriegs-SPD (Die Wandlung der deutschen Sozialdemokratie).

⁶⁹² „Aber das volle Verständnis der Geschichte der Arbeiterbewegung, ihrer Bewegungsformen, ihrer Zäsuren und Entwicklungstrends erfordert genaue Kenntnisse und tiefere Erkenntnisse über Rolle und Funktion des Opportunismus, über seine ideologischen Formen, seine sozialen und erkenntnistheoretischen Quellen und seinen Einfluß auf den Gang der Geschichte.“ (H. BARTEL, Marxismus und Opportunismus, in: *ZfG* XXXIII (1985), S. 1067-1081, hier: S. 1067).

⁶⁹³ Dieter Fricke zählt Vollmar, Bernstein, Legien, Stampfer, Scheidemann und Frank zu den Opportunisten (vgl. FRICKE, Jansen: G. v. Vollmar, in: *ZfG* VI (1958), S. 1158-1165, hier: S. 1158), wodurch ganz unterschiedliche politische Ansätze in einen Topf geworfen werden und der Begriff „Opportunismus“ jeglichen Erklärungswerts beraubt wird. Dies war nicht nur für die DDR-Geschichtsschreibung typisch; exemplarisch für die Kritik von „links außen“ am „Opportunismus“ in der SPD, der oft unreflektiert mit dem Revisionismus gleichgesetzt wird, das Werk von Richard WIEGAND, „Wer hat uns verraten . . .“ Die Sozialdemokraten in der Novemberrevolution, Freiburg 1999, v. a. S. 22-31. Rautio übernimmt den Begriff „Opportunismus“, verbindet damit aber keine Wertung (vgl. Die Bernstein-Debatte, S. 44f., Fn. 64).

⁶⁹⁴ Im Jargon der DDR-Forschung, die auch hier auf komplizierteste Vorgänge eine einfache Antwort parat hatte, hieß es dazu: „Der von Kautsky theoretisch begründete Zentrismus wurde in den folgenden Jahren [d. h. ab 1910; B. A.] zur beherrschenden Ideologie, unter deren scheinmarxistischem und pseudorevolutionärem Gewand sich in der deutschen Sozialdemokratie ein Opportunismus ausbreitete, zu dessen Wesensmerkmal der Widerspruch zwischen Theorie und Praxis wurde.“ (LASCHITZA, Kautsky im Widerstreit, in: ROJAHN u. a. (Hrsg.), Kautskys Bedeutung, S. 126-139, Zitat: S. 137).

der Linken dennoch in die Offensive, d. h. sie machten die Parteitaktik (und damit den „Opportunismus“) zum Thema, da sich hier, so Clara Zetkin, „ganz prinzipielle Meinungsverschiedenheiten herausgestellt haben.“⁶⁹⁵ Zetkin ging besonders auf die Positionen ein, „die Genosse Heine vertreten hat und die er formuliert hat unter dem Schlagwort der Kompensationspolitik: Kanonen für Volksrecht. Aus deutsch gesagt: Schacherpolitik mit dem kapitalistischen Staat. Dazu hat der Parteitag Stellung zu nehmen“⁶⁹⁶. Arthur Stadthagen⁶⁹⁷ hielt, ohne Bernstein und Heine namentlich zu nennen, einigen Parteigenossen vor, das „Endziel“ der Bewegung zu sehr zurückgestellt zu haben, was „die Thatkraft und Kampffreudigkeit“⁶⁹⁸ der Mitglieder im zurückliegenden Wahlkampf vermindert habe.

Heine hatte sich nicht nur gegen diesen Vorwurf zu wehren.⁶⁹⁹ Er war dabei durchaus bereit, sich als „Prügelknaben“⁷⁰⁰ für Bernstein (der an dem Parteitag nicht teilnahm) und andere Leute herzugeben, pochte aber darauf: „Ich bin in Wahrheit der, der auf dem alten Standpunkte steht, während Diejenigen, die sich darüber beschweren, Diejenigen sind, die eine neue, mit der bisherigen Praxis im Widerspruch stehende Politik der Phrase einführen wollen. Ich bin geneigt, mich und Alle, die praktische Politik treiben wollen, für weit radikaler zu halten als die, welche den dünnen Kaffee ihrer Ausführungen mit recht viel revolutionärem Zucker zu versüßen suchen.“⁷⁰¹ Damit war er bei Luxemburg (die zum ersten Mal überhaupt an einem SPD-Parteitag teilnahm) an die Richtige geraten; sie entgegnete Heine:

„Worin kann die Kompensationspolitik bestehen? Wir verlangen Stärkung der Volksrechte, demokratische Freiheiten, der kapitalistische Staat verlangt Stärkung seiner Machtmittel und Kanonen. Gesetzt den günstigsten Fall, daß das Tauschgeschäft von beiden Seiten ehrlich geschlossen und gehalten wird, so steht das, was wir erhalten, nur auf dem Papier. [...] Konstitutionelle Freiheiten, wenn sie bleibenden Werth haben sollen, müssen durch Kampf, nicht durch Vertrag gewonnen werden. Was aber der kapitalistische Staat von uns eintauschen würde, das hat eine feste, brutale Existenz. Die Kanonen, die Soldaten, die wir bewilligen, verschieben die Machtverhältnisse zu unseren Ungunsten.“⁷⁰²

⁶⁹⁵ Protokoll SPD-Parteitag Stuttgart 1898, S. 79.

⁶⁹⁶ Ebd., S. 95.

⁶⁹⁷ Stadthagen, Arthur, geb. 23.5.1857 in Berlin, 1865-1876 Gymnasium in Berlin, 1876-1879 Jurastudium in Berlin, 1879-1884 Referendar, 1884 Assessor, 1876-1877 Militärdienst, 1884 Beitritt zur SAP, 1884-1892 Rechtsanwalt in Berlin, dann Ausschluss aus dem Anwaltsstand wegen einer öffentlichen politischen Rede, MdR 1890 bis zu seinem Tod, ab 1893 Schriftsteller und Rechtsberater, 1893-1916 Mitarbeiter bzw. Redakteur des *Vorwärts*, 1889-1917 Stadtverordneter in Berlin, bis 1914 Verurteilung zu insgesamt 2 Jahren Gefängnis wegen politischer Vergehen, Lehrer an der Arbeiterbildungsschule und an der zentralen Parteischule der SPD, 1916 SAG, 1917 Übertritt zur USPD, gest. 4.12.1917 in Berlin.

⁶⁹⁸ Protokoll SPD-Parteitag Stuttgart 1898, S. 87.

⁶⁹⁹ Vgl. ebd., S. 91.

⁷⁰⁰ Ebd., S. 107.

⁷⁰¹ Ebd., S. 108.

⁷⁰² Ebd., S. 117f.

Auf diesen weit in die Zukunft reichenden Ausblick erwiderte Heine: „Ich weiß, daß es nur zwei Möglichkeiten gibt, die Macht des Proletariats zu begründen. Entweder man setzt den herrschenden Klassen die Pistole des Bewilligungsrechts im Parlament auf die Brust oder – die wirkliche Pistole. Daß wir auf den zweiten Weg verzichten müssen, hat noch der alte Engels kurz vor seinem Tode auseinandergesetzt. Ihm stimme ich bei. Bleibt also nur der andere Weg. Nennt ihn Schacherpolitik, oder wie ihr wollt, aber verlangt nicht, daß ich ihn wegwerfe, ehe Ihr einen dritten gezeigt habt.“⁷⁰³ Gradnauer, Vollmar, David, Carl Ulrich⁷⁰⁴ und einige weitere Vertreter des rechten Parteiflügels sprangen Heine sofort bei; sie bestritten, dass es in der Partei einen „Opportunismus“ überhaupt gebe, und gingen zum Gegenangriff über, der sich v. a. gegen Luxemburg richtete. Wurm, der Berichterstatter der Reichstagsfraktion, bemühte sich danach um Klarstellung: „Die Mißverständnisse, die sich an die Rede Heine’s [d. h. die Berliner „Kompensationsrede“ vom Februar 1898; B. A.] anknüpften, kamen daher, daß Genosse Heine in den Fehler verfallen war, den er gestern bei Anderen so scharf tadelte: daß er nämlich *Zukunftsstaatsmalereien* vorbrachte. Daß wir unser Bewilligungsrecht ausüben können, um Macht zu gewinnen, ist selbstverständlich; das ist ja das Wesen des Parlamentarismus. Aber dem Staate, der seine Macht anwendet gegen das Volk, wird auch Genosse Heine keine neuen Mittel bewilligen.“⁷⁰⁵

Bebel, der einen Brief Bernsteins verlas, von dessen Inhalt er sich distanzierte, griff nicht auf Seiten der ihm eigentlich näher stehenden Linken ein, sondern hielt sich aus dem ganzen Streit um Heine diesmal weitgehend heraus; dies galt auch für Kautsky, der Meinungsverschiedenheiten in der Partei als normal bezeichnete. Singer sprach wohl für die Mehrheit, als er den Austausch „Kanonen gegen Volksrechte“ ablehnte und „mit Freuden konstatieren“ zu können glaubte, „daß der Standpunkt der Gesamtpartei in keiner Weise geändert [worden] ist.“⁷⁰⁶ Die ausufernde Debatte endete schließlich, ohne ein konkretes Ergebnis zu erbringen. Eine erneute Provokation leistete sich Schippel, der sich entgegen der Parteilinie für Schutzzölle zu Gunsten der deutschen Industrie aussprach;⁷⁰⁷ dieser

⁷⁰³ Ebd., S. 130.

⁷⁰⁴ Ulrich, Carl, geb. 28.1.1853 in Braunschweig, 1859-1867 Volksschule in Braunschweig, 1867-1870 Schlosser- und Maschinenbauerlehre in Braunschweig, Wanderschaft, 1871 Beitritt zur SDAP, bis 1875 Maschinenbauer, 1875-1879 Redakteur der *Neuen Offenbacher Tageszeitung*, 1879-1886 Geschäftsführer der Genossenschaftsdruckerei in Offenbach, 1886-1892 Kolonialwarenhändler in Offenbach, 1892-1909 Buchdruckereibesitzer in Offenbach, MdL in Hessen 1885-1931, MdR 1890-1903 und 1912-1930, 1892-1912 Vorsitzender der SPD-Landesorganisation in Hessen, 1896-1918 Stadtverordneter in Offenbach, 1907-1912 Mitglied im Vorstand der SPD-Reichstagsfraktion, 1909-1918 Geschäftsführer des *Abendblatts* in Offenbach, mehrere Verurteilungen zu Haftstrafen aus politischen Gründen, Nov. 1918 bis Feb. 1919 Ministerpräsident der provisor. Regierung in Hessen, Feb. 1919 bis Feb. 1928 Staatspräsident in Hessen, danach Ruhestand, gest. 12.4.1933 in Offenbach.

⁷⁰⁵ Protokoll SPD-Parteitag Stuttgart 1898, S. 139.

⁷⁰⁶ Ebd., S. 141.

⁷⁰⁷ Schippel vertrat die Ansicht: „Das Endziel, die höhere Entwicklung unserer Industrie, ist uns alles.“ (Ebd., S. 179).

Standpunkt, der die „nationalen Interessen“ in den Vordergrund rückte, wurde von den Delegierten mehrheitlich abgelehnt.

Die offenen Befürworter der Kompensationspolitik waren auf dem Parteitag letztlich in der Minderheit geblieben, bildeten aber mehr als eine zu vernachlässigende Splittergruppe und gaben auch in der Sache nicht nach. Die Linke fühlte sich hingegen als Sieger der Auseinandersetzungen von Stuttgart;⁷⁰⁸ die Parteiführung teilte die Beurteilung des „Opportunismus“ durch die Linken, kam mit ihren Forderungen nach Gegenmaßnahmen aber über Lippenbekenntnisse nicht hinaus. Bebel, der wohl auch einseitig auf den Revisionismus Bernsteins fixiert war, sah Heine schon „auf dem besten Wege abzuwirtschaften“⁷⁰⁹, dieser habe sich „in der kurzen Zeit seiner öffentlichen Parteitätigkeit bereits um den Einfluß gebracht.“⁷¹⁰ Auch Singer zeigte – im Hinblick auf Vollmar, Heine und andere – „keine Sorge, daß die Opportunitätsmeierei Oberhand gewinnt.“⁷¹¹ Ledebour ging in seiner Parteitagsnachlese noch einmal auf Heine ein, „dessen merkwürdige Empfehlung einer Kompensationspolitik [...] den Anlass zu lebhaften Erörterungen über taktische Fragen“⁷¹² gegeben habe, und verwarf die Taktik der „Opportunisten“.⁷¹³ Rosa Luxemburg wertete den Stuttgarter Parteitag ebenfalls als Niederlage des „Opportunismus“.⁷¹⁴ Kautsky forderte bald darauf: „Die Sorte Bernstein-Schippel-David muß auf irgend eine Weise zur Ruhe gebracht werden.“⁷¹⁵

2.2.7.3 *Vordenker und Gegner des „Opportunismus“*

Die Diskussion um diese Strömung und ihre Tabubrüche in Fragen der Strategie brodelte indessen weiter vor sich hin. Während in der Debatte um Bernsteins Thesen nach dem Stuttgarter Parteitag ein befristeter „Waffenstillstand“ geschlossen worden war, legten die Befürworter der Kompensationspolitik (die sich auch der Unterstützung der *Münchener Post* sicher sein konnten) sofort nach. Schippel griff in einem Artikel für die *Sozialistischen Monatshefte* die bisher in der Partei geltenden

⁷⁰⁸ Unter der „Linken“ wird hier eine zu diesem Zeitpunkt noch nicht klar umrissene Parteiströmung verstanden, die den linken Rand der „radikalen Mehrheit“ bildete und die Vorform der ab 1905 entstehenden, sich dann vom Parteizentrum offen abgrenzenden „radikalen Linken“ bildete.

⁷⁰⁹ A. Bebel an V. Adler vom 29.9.1898. (Abgedruckt in: F. ADLER (Hrsg.), Victor Adler: Briefwechsel, S. 251-253, hier: S. 252).

⁷¹⁰ A. Bebel an E. Bernstein vom 16.10.1898. (Abgedruckt in: Ebd., S. 255-258, hier: S. 258).

⁷¹¹ P. Singer an V. Adler vom 5.12.1898. (Abgedruckt in: Ebd., S. 279-281, hier: S. 280).

⁷¹² Georg Ledebour, Der Parteitag in Stuttgart, in: *Sozialistische Monatshefte*, Nr. 10 vom Okt. 1898, S. 441-445, hier: S. 442.

⁷¹³ Ledebour schrieb dazu: „Die sogenannte revolutionäre scheidet sich von der sogenannten opportunistischen Taktik in Bezug auf die *Mittel*, die sie zur Beförderung des `Aufstieges` und der `Entwicklung` für erlaubt hält. Wir sind der Ansicht, dass die `opportunistischen` Mittel nicht dazu angethan sind, uns dem Endziel zu nähern. Die Befürworter solcher opportunistischer Mittel werden zu ihren Missgriffen verleitet, weil sie eine zu hohe Meinung von der Stabilität unserer gesellschaftlichen und staatlichen Zustände haben, und weil sie sich die für eine proletarische und revolutionäre Partei gänzlich untauglichen Kampfmittel bürgerlicher Parteien ohne genügende Prüfung zu eigen machen.“ (Ebd., S. 443).

⁷¹⁴ In einer „Nachbetrachtung“ zum Parteitag schrieb Luxemburg: „der Opportunismus ist auch diesmal auf den Kopf geschlagen worden“. (RAUTIO, Die Bernstein-Debatte, Zitat: S. 62).

⁷¹⁵ K. Kautsky an V. Adler vom 17.3.1899. (Abgedruckt in: F. ADLER (Hrsg.), Victor Adler: Briefwechsel, S. 300-302, hier: S. 302).

Forderungen zur Militärpolitik an;⁷¹⁶ Kautsky und Luxemburg schlugen publizistisch umgehend zurück, Schippel wiederum antwortete Kautsky direkt in der *Neuen Zeit*.⁷¹⁷ Luxemburg ging es dabei darum, „zwischen Schippels Militarismus und dem Opportunismus im allgemeinen eine Verbindung aufzudecken“⁷¹⁸, ein Vorhaben, das zunächst an Aktualität nichts verlor. In einer Artikelserie für die *Leipziger Volkszeitung* schrieb Luxemburg:

„Das Schippelsche Eintreten für den Militarismus ist eine handgreifliche Erläuterung zu der ganzen opportunistischen Strömung in unserer Partei und zugleich ein wichtiger Schritt in ihrer Entwicklung. Wir hörten auch früher schon von einem sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten, von Heine, daß man unter Umständen der kapitalistischen Regierung militärische Forderungen bewilligen könne. Dies war aber bloß als ein Zugeständnis für höhere Zwecke der Demokratie gedacht. Die Kanonen sollten bei Heine wenigstens nur als ein Tauschgegenstand für Volksrechte dienen. Nun erklärt Schippel die Kanonen um der Kanonen willen für notwendig. [...]

Eduard Bernstein erklärte, ihm sei *das Endziel* der proletarischen Bewegung nichts. Wolfgang Heine zeigte durch seine Kompensationsvorschläge, daß ihm die hergebrachte sozialdemokratische *Taktik* tatsächlich nichts ist. Nun beweist Schippel, daß er auch direkt über das *politische Programm* der Partei erhaben ist. [...]

Der Schippelsche Angriff zielt bloß auf Einen Punkt unseres politischen Programms ab. Aber dieser einzige Punkt ist, angesichts der grundlegenden Bedeutung des Militarismus für den gegenwärtigen Staat, praktisch bereits die Verleugnung des *ganzen* politischen Kampfes der Sozialdemokratie.“⁷¹⁹

Die Reichstagsfraktion beschäftigte sich nun ebenfalls mit Schippels Ansichten zur Militärpolitik; dabei stellte sich heraus, dass diese über mehr Rückhalt verfügten als bis dahin vermutet werden konnte.⁷²⁰ (Zu den Unterstützern Schippels zählte auch Vollmar.⁷²¹) Die öffentliche Erklärung der Fraktion verurteilte zwar routinemäßig den inkriminierten Artikel Schippels, im Hintergrund waren die Mehrheitsverhältnisse in der Partei allerdings – ohne dass die Öffentlichkeit davon erfuhr (Luxemburgs Antrag, die Fraktionsprotokolle zu veröffentlichen, wurde nicht umgesetzt) - in Bewe-

⁷¹⁶ Schippel veröffentlichte in den *Sozialistischen Monatsheften* unter dem Pseudonym „Isegrim“ einen Artikel, der sich mit den Milizvorstellungen von Engels beschäftigte und dabei die in der Partei geltenden Forderungen nach einer Milizarmee kritisierte (vgl. War Friedrich Engels milizgläubisch?, in: *Sozialistische Monatshefte*, Nr. 11 vom Nov. 1898, S. 495-498).

⁷¹⁷ Zunächst trug Schippel in der *Neuen Zeit* noch einmal seine Kritik am reinen Milizsystem vor (vgl. Max Schippel, Friedrich Engels und das Milizsystem, in: *Die Neue Zeit*, Nr. 19 vom 25.1.1899, S. 580-588 und Nr. 20 vom 1.2.1899, S. 613-617). Kautsky trat ihm umgehend entgegen (vgl. Karl Kautsky, Schippel und der Militarismus, in: Ebd., S. 618-626, *Die Neue Zeit*, Nr. 21 vom 8.2.1899, S. 644-654 und Nr. 22 vom 15.2.1899, S. 686-691). Kautsky vertrat die Auffassung: „Das Milizsystem ist nichts anderes als die dem Wesen der Demokratie angepasste Form der Heeresverfassung.“ (Karl Kautsky, Schippel und der Militarismus, in: *Die Neue Zeit*, Nr. 21 vom 8.2.1899, S. 644-654, hier: S. 645). Schippel durfte noch einmal erwidern (vgl. Max Schippel, Siehe da: das stehende Milizheer, in: *Die Neue Zeit*, Nr. 25 vom 8.3.1899, S. 780-786), ehe Kautsky das (vorläufige) Schlusswort sprach (vgl. Karl Kautsky, Siegfried der Harmlose, in: Ebd., S. 787-791). Auch Rosa Luxemburg nahm in einer Artikelserie in der *Leipziger Volkszeitung* scharf gegen Schippel Stellung. Die einschlägigen Artikel der drei Beteiligten sind aufgezählt bei RAUTIO, Die Bernstein-Debatte, S. 71, Fn. 196.

⁷¹⁸ L. Luxemburg an L. Jogiches vom 18.2.1899. (LASCHITZA, Im Lebensrausch, Zitat: S. 114).

⁷¹⁹ Artikelserie aus der *Leipziger Volkszeitung* vom 20.-26.2.1899. (Abgedruckt in: LUXEMBURG, Gegen den Reformismus, S. 132-149, hier: S. 140f.).

⁷²⁰ In der einschlägigen Fraktionssitzung missbilligten alle anwesenden Mitglieder bis auf drei den *Ton* von Schippels Artikel; der Teil der Resolution, der den *Inhalt* verurteilte, wurde aber nur von einer knappen Mehrheit angenommen.

⁷²¹ Vgl. R. JANSEN, G. v. Vollmar, S. 108, Fn. 3.

gung geraten. Diese Episode hatte deutlich gemacht, dass der äußere Anschein nicht immer den tatsächlichen Gegebenheiten in der Partei entsprach. Die Möglichkeiten, gegen die Vertreter der Kompensationspolitik vorzugehen, schätzte Bebel im vertraulichen Gespräch gegenüber Luxemburg inzwischen gering ein, da nach seiner Einschätzung für einen Kampf gegen Schippel die Voraussetzungen weder in der Provinzpresse der Partei noch in der *Vorwärts*-Redaktion um Gradnauer oder in der Reichstagsfraktion gegeben waren. Bebel fügte hinzu: „Wenn man das alles sieht, wird man selbst deprimiert und hat keine Lust zu kämpfen.“⁷²²

Mehring erkannte nun bereits eine deutliche Kluft in der Partei: Auf der einen Seite standen die „praktischen Politiker“, auf der anderen die „proletarisch-revolutionäre Richtung“⁷²³. Dazu zählte in den Augen der Linken zu dieser Zeit auch der größte Teil der Parteiführung, v. a. weil Bebel sich nun verstärkt gegen die „Opportunisten“ wandte und Luxemburg in den engsten Kreis um Kautsky und Bebel aufrückte. Die Einteilung der Partei in „radikale Mehrheit“ und revisionistisch-reformistische Minderheit stellte eine starke Vereinfachung dar, war aber um die Jahrhundertwende nicht völlig abwegig; allerdings herrschten über die Kräfteverhältnisse oft irreführende Vorstellungen, da auf Parteitagern meist nach taktischen Gesichtspunkten abgestimmt wurde: „Ein solches Verhalten war für die reformistisch-revisionistische Strömung typisch. Für sie war es vernünftig, den Forderungen der radikalen Parteibasis nachzukommen.“⁷²⁴

Dieses Verhaltensmuster zeigte sich auch auf dem folgenden Parteitag in Hannover (1899); dort lagen Anträge vor, die sich gegen „Konzessionen an den Militarismus“⁷²⁵ aussprachen und sogar den Parteiausschluss Schippels verlangten.⁷²⁶ Bebel selbst hatte zuvor gefordert, dass „die Angelegenheit Ede [Bernstein] und Schippel“, wie er es nannte, „auf dem Parteitag zur Entscheidung kommt.“⁷²⁷ Für Kautsky, der sich einige Zeit zuvor noch hatte vorstellen können, mit Schippel „ganz gut zusammenzuarbeiten“⁷²⁸, ihn sogar als seinen möglichen Nachfolger gesehen hatte,⁷²⁹ war dieser inzwischen ein „charakterlose[r] Lump“⁷³⁰. Die von Luxemburg unternommenen Versu-

⁷²² RAUTIO, Die Bernstein-Debatte, Zitat: S. 74.

⁷²³ Ebd., Zitat: S. 63.

⁷²⁴ Ebd., S. 72.

⁷²⁵ So der Antrag des Wahlkreises Dresden-Land. (Protokoll SPD-Parteitag Hannover 1899, S. 62f., hier: S. 62).

⁷²⁶ So der Antrag von E. Mergner aus Jena. (Ebd., S. 61).

⁷²⁷ A. Bebel an V. Adler vom 8.4.1899. (Abgedruckt in: F. ADLER (Hrsg.), Victor Adler: Briefwechsel, S. 309f., hier: S. 310).

⁷²⁸ K. Kautsky an E. Bernstein vom 18.7.1897. (Abgedruckt in: SCHELZ-BRANDENBURG (Hrsg.), Eduard Bernsteins Briefwechsel, S. 424-429, hier: 425).

⁷²⁹ Vgl. M. BLOCH, Die Sozialistischen Monatshefte und die Akademikerdebatte in der deutschen Sozialdemokratie vor 1914, in: Mitteilungen des Instituts für soziale Bewegungen 40 (2008), S. 7-22, hier: S. 12f.

⁷³⁰ K. Kautsky an E. Bernstein vom 14.1.1899 (Abgedruckt in: SCHELZ-BRANDENBURG (Hrsg.), Eduard Bernsteins Briefwechsel, S. 855-859, hier: S. 857).

che, Bebel und Kautsky zu konkreten Schritten gegen die beiden Abweichler zu bewegen, versandeten allerdings ohne konkretes Ergebnis. Die „Koalition“ zwischen Parteiführung und der Parteilinken blieb labil, auch wenn die Differenzen angesichts des gemeinsamen Gegners zeitweise in den Hintergrund traten. Bebel und auch Kautsky wollten Revisionismus und „Opportunismus“ getrennt behandelt wissen, die Linken wollten sich auf dem Parteitag beide Gegner „vornehmen“.

Im Anschluss an die ausufernde Debatte über Bernsteins Ansichten widmete sich der Parteitag auch der Wehrpolitik. Friedrich Geyer⁷³¹, der für die Linke sprach, vertrat die Ansicht, „daß eine Besprechung nothwendig ist, um die in Stuttgart [d. h. auf dem Parteitag des Vorjahres; B. A.] nicht ganz herbeigeführte Klärung zu schaffen und der Diskussion eine andere Richtung zu geben, als sie in letzter Zeit angenommen.“⁷³² Geyer referierte noch einmal ausführlich über die Vorstöße von Heine und Schippel seit dem Hamburger Parteitag und bemerkte: „In den Parteikreisen ist oftmals die Frage aufgetaucht, wie wir handeln werden, wenn wir stärker werden. Diese Frage zu beantworten ist jetzt unmöglich; aber wer solche Fragen anschneidet, darf sich nicht wundern, wenn eine lebhaft kritische Diskussion entsteht, und man dem betreffenden Parteigenossen [d. h. Heine; B. A.] sagt, es scheint so, als solle die Partei geschoben, auf eine andere Bahn gedrängt werden, daß sie eine andere Stellung zum Militarismus nehmen soll, als bisher.“⁷³³ In Abgrenzung zu Schippel sprach sich Geyer für die bisherige Position der Partei in der Militärpolitik aus (d. h. gegen den „Militarismus“ und für die Demokratisierung der Armee ohne Konzessionen an die Regierung) und brachte einen entsprechenden Antrag ein.⁷³⁴

Heine sprach daraufhin von einer „seit vielen Monaten in der gesamten Parteipresse geschürte[n] und rege gehaltene[n] Aufregung gegen Schippel“⁷³⁵, dem von den Delegierten nun allerdings unbegrenzte Redezeit zugestanden wurde. In seiner Verteidigung verlor sich Schippel in Angriffen auf Kautsky und kleinteiligen militärorganisatorischen Details, die nur für Spezialisten interessant waren; dabei versuchte er nachzuweisen, dass eine Milizarmee nicht billiger als das bestehende System

⁷³¹ Geyer, Friedrich, geb. 12.3.1853 in Großenhain (Sachsen), 1858-1863 Bürgerschule in Großenhain, 1863-1867 Volksschule in Berggiesshübel und Pirna, 1867 Zigarrenarbeiter, Wanderschaft, 1868 Beitritt zur Gewerkschaft, 1871 Beitritt zur SDAP, 1869-1874 Vorstandsmitglied der Filialen des Zigarrenarbeiterverbandes in Frankenberg i. Sachsen, Pirna, Leipzig und Berlin, 1874-1878 Bevollmächtigter des Verbandes in Großenhain, 1882 Verurteilung zu 10 Monaten Gefängnishaft, ab 1882 selbständiger Zigarrenfabrikant in Großenhain, ab 1890 in Leipzig, MdL in Sachsen 1885-1897, Mdr 1886-1887 und 1890-1924, 1890-1894 Redakteur der Zeitung *Der Wähler* in Leipzig, 1894-1895 Redakteur der *Volkszeitung* in Leipzig, 1895-1918 Redakteur des Verbandsorgans *Der Tabakarbeiter* mit Sitz in Leipzig, 1898-1902 Vorsitzender der SPD in Leipzig-Stadt, 1913-1916 Mitglied der zentralen Kontrollkommission der SPD, 1916 SAG, 1917 Übertritt zur USPD, April 1917 bis Dez. 1920 Mitglied der zentralen Kontrollkommission der USPD, Nov. 1918 Mitglied des Vollzugsausschusses des Arbeiter- und Soldatenrates in Leipzig, Nov. 1918 bis Jan. 1919 Finanzminister in Sachsen, Dez. 1920 Übertritt zur KPD, Dez. 1920 bis 1921 Mitglied der zentralen Revisionskommission der KPD, Sept. 1921 Übertritt zur KAG, Feb. 1922 Rückkehr zur USPD, Sept. 1922 Rückkehr zur SPD, gest. 22.1.1937 in Tharandt (bei Dresden).

⁷³² Protokoll SPD-Parteitag Hannover 1899, S. 247f.

⁷³³ Ebd., S. 252.

⁷³⁴ Vgl. ebd., S. 68.

sei. Als Alternativen für die SPD formulierte Schippel: „Entweder wir glauben an keine jemals hervorbrechenden Gegensätze zwischen den Staaten, dann müßte nicht die Miliz, sondern die Aufhebung jedes Heeres unsere Forderung sein. Oder wir glauben an mögliche Konflikte, dann haben wir als Vertreter der deutschen Arbeiterklasse die Pflicht, auch dafür zu sorgen, daß die deutschen Arbeiter obenauf bleiben. (Unruhe.) Und auch das müssen wir anerkennen, daß wir zwar in erster Linie den Frieden erstreben, politisch uns nur vertheidigen wollen, im anderen Falle den Krieg aber über die Grenzen hinauszutragen, militärisch offensiv vorzugehen haben. (Hört! Hört!)“⁷³⁶ Diese Vorstellungen, in denen kein nennenswertes Misstrauen gegenüber der Reichsregierung und der Militärführung vorkam, wiesen schon weit voraus. Das galt auch für Schippels positive Sicht auf die weitere Entwicklung des Wesens des preußisch-deutschen Heeres:

„Wird die allgemeine Dienstzeit verkürzt, die allgemeine Wehrpflicht weiter durchgeführt, so demokratisirt sich die Armee ganz von allein, so hört sie auf, in dem scharfen Sinne wie heute Klassenwerkzeug zu sein, so wird die Armee in unsere Hände allgemach hinübergleiten. Wer will die Rekruten liefern, wer die Arbeiter für die militärischen Fabriken, für die Eisenbahnen, ohne welche diese ungeheuren Truppenmassen bewegungsunfähig sind? Der ganze Militarismus wird nicht mehr leben können ohne uns. Die heutige Armee wird, wenn sie sich so weiter entwickelt, eine Arbeiterarmee ganz von selbst, oder sie wird eine Armee, die man nicht mehr gegen Arbeiter verwenden kann, nicht mehr verwenden kann zu auswärtigen Kriegen, die die Arbeiterklasse nicht billigt. Und man mag über den `inneren` Kampf denken, wie man will: wenn ein Krieg kommt, ist die Armee doch das Volk in Waffen, und dann üben wir die Macht und den Einfluß aus, die uns in der heutigen Gesellschaft überhaupt möglich sind.“⁷³⁷

Hier wurden denkbar plastisch genau *die* Illusionen ausgebreitet, die den Weg zur Integrationsstrategie bahnten.⁷³⁸ Verschärfend hinzu kam eine gehörige Portion Fatalismus; Schippel bezweifelte nämlich bereits zu dieser Zeit die Möglichkeit, dass „die wirtschaftlichen Rivalitäten und Gegensätze zwischen den Völkern . . . zu einer großen Harmonie aufzulösen und in friedlicher Weise, ohne Katastrophen aus der Welt zu schaffen“⁷³⁹ wären. Luxemburg trat Schippel auf dem Parteitag sofort entgegen und zählte „vor allem die Stellung Schippels zum Militarismus“ zu den „konkreten Erscheinungen des Opportunismus“ und fügte hinzu: „Mit dem Argument, daß der Vertheidigungskrieg sich nothwendig in einen Angriffskrieg verwandelt und wir dazu [ein] stehendes Heer brauchen, hat sich Schippel wieder auf den Boden der üblichen Argumentation der deutschen Re-

⁷³⁵ Ebd., S. 256.

⁷³⁶ Ebd., S. 260.

⁷³⁷ Ebd., S. 263.

⁷³⁸ Der Topos der allmählichen Demokratisierung des Heeres wurde vom reformistischen Flügel der Partei bis zum Krieg wiederholt (vgl. Max Schippel, Abrüstung, Miliz und Heeresreformen, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 18-20 vom 11.9.1913, S. 1093-1101).

⁷³⁹ SCHULZ, Die deutsche Sozialdemokratie, in: HERRMANN (Hrsg.), *Aus Geschichte und Politik*, S. 89-116, Zitat: S. 99.

gierung gestellt, die den Angriff bloß als eine Form der Vertheidigung hinstellt.⁷⁴⁰ Ihren Blick in die Zukunft setzte Luxemburg noch fort: „Ich begreife nicht, wie Jemand, der den Militarismus technisch für unentbehrlich und wirthschaftlich für eine Entlastung hält, so unlogisch ist, gegen die Militärausgaben zu stimmen. Da bleibt doch nur übrig, daß jene Genossen früher oder später die Militärforderungen bewilligen, oder aber, daß sie ihren Standpunkt verlassen und sich auf den Boden unserer Milizforderung stellen. Jetzt allerdings lehnen sie die Milizforderungen noch ab, aber wenn ihre Auffassungen mehr an Boden gewonnen haben, dann werden sie schließlich auch für die Militärvorlagen stimmen. (Unruhe, Widerspruch und Zustimmung).“⁷⁴¹ Zusammen mit einigen gleichgesinnten Delegierten brachte Luxemburg daraufhin einen Antrag ein, der sich scharf gegen Schippels Ansichten wandte.⁷⁴²

Anschließend ging Heine noch einmal auf die Vorgeschichte seiner „Kompensationsrede“ ein und bekannte: „In der eigentlichen Militärfrage theile ich in allen Punkten die Ansichten des Parteiprogramms, nur meine ich, daß es auch indifferente Militärausgaben gäbe, die in Zukunft unter gewissen Umständen wohl von uns zu Kompensationen benutzt werden könnten. [...] Und darüber brauche ich nicht erst zu reden: Lügen oder Vertuschen oder Verschleiern ist bei mir vollkommen ausgeschlossen, was ich gesagt habe, habe ich gesagt und dazu bekenne ich mich!“⁷⁴³ Heines Erzri- vale Ledebour bescheinigte hingegen Schippel: „Er hat in seiner Rede vielmehr den Beweis geliefert, wie vollständig er abgewichen ist von den Anschauungen und Empfindungen der Partei.“⁷⁴⁴ In seinem Schlusswort attestierte Bebel zumindest Heine, auf dem Boden des Parteiprogramms zu stehen, im Gegensatz zu Schippel⁷⁴⁵ (der sich abschließend noch ein Wortgefecht mit Kautsky lieferte).

Danach folgten die Abstimmungen über die einzelnen Anträge: Angenommen wurde diejenigen von Friedrich Geyer, der „von den parlamentarischen Vertretern der Partei [forderte], auch künftig keinerlei Mittel für das bestehende Militärsystem zu bewilligen“⁷⁴⁶, sowie derjenige von Luxemburg und Genossen; der Parteiausschluss Schippels wurde hingegen mit großer Mehrheit (es gab nur vier

⁷⁴⁰ Protokoll SPD-Parteitag Hannover 1899, S. 266.

⁷⁴¹ Ebd., S. 267.

⁷⁴² Der von Luxemburg, Zetkin, Ledebour und Adolph Hoffmann eingebrachte Antrag lautete: „Der Parteitag weist die vom Genossen Schippel in seinen Aufsätzen über den Militarismus geäußerte Auffassung mit aller Entschiedenheit zurück, da er in ihr einen Verstoß gegen die Grundsätze der sozialdemokratischen Partei erblickt.“ (Ebd.).

⁷⁴³ Ebd., S. 272f.

⁷⁴⁴ Ebd., S. 274f.

⁷⁴⁵ Vgl. ebd., S. 277.

⁷⁴⁶ Ebd., S. 68.

Befürworter) abgelehnt.⁷⁴⁷ Konkrete „Sanktionen“ gegen Schippel oder andere unterblieben auch weiterhin. Bebel ging es nach wie vor in erster Linie darum, die Partei zusammenzuhalten. Gegenüber dem Streit um Bernsteins Thesen blieb die Kompensationsstrategie, die mit den militärpolitischen Forderungen der Rechten eng zusammenhing, ein Streitpunkt, dem insgesamt weniger Beachtung geschenkt wurde.⁷⁴⁸ In der mit großer Mehrheit verabschiedeten Resolution Bebels,⁷⁴⁹ die den Revisionismus verwarf, wurden „nebenbei“ auch die militärpolitischen Forderungen der Partei noch einmal bekräftigt (und damit Schippels Vorschläge abgelehnt).⁷⁵⁰

Mit einem der üblichen Formelkompromisse war es Bebel gelungen, die Parteieinheit vordergründig zu befestigen; die existierenden Konflikte wurden dadurch aber nur verschleiert oder verdrängt. Die von ihm eingebrachte Resolution „konnte weder im Kampf gegen Bernstein noch gegen den `Opportunismus` eingesetzt werden“⁷⁵¹, was die Linke auch offen kritisierte. Faktisch hatten die „Opportunisten“ den Parteitag gut überstanden und sahen folglich keinen Anlass, künftig zurückzustecken. Es war dies eine jener (Nicht-)Entscheidungen, die Karl Liebknecht später, im Weltkrieg, zu dem Urteil brachte: „Die Schwäche unserer Partei liegt darin, daß man immer fünf hat gerade sein lassen. Einigkeit war die Hauptsache und faktisch war es weiter nichts als der tiefste Krebs Schaden.“⁷⁵²

Das Ergebnis des Parteitages wurde anschließend erwartungsgemäß ganz unterschiedlich bewertet. Für Südekum war „das bedeutsamste Ereigniss [sic] [...] die Annahme der Resolution Bebel mit überwältigender Mehrheit. Diese Resolution sichert die nothwendige Einheit der Partei und lässt doch den einzelnen Theilen auf Sondergebieten eine mehr und mehr als nothwendig empfundene Freiheit.“⁷⁵³ Differenzierter und kritischer gab sich Ströbel: „Erst da, wo die Schätzung der Gegenwartarbeit sich mit einer Ignorirung und Ironisirung [sic] des Endziels verbindet, beginnt für mich der Opportunismus. [...] Die vom Opportunismus drohende Gefahr ist in unserer Aera der Weltmachtpolitik und bei der Möglichkeit einer gewaltigen wirthschaftlichen Expansion nicht zu unter-

⁷⁴⁷ Vgl. ebd., S. 282.

⁷⁴⁸ Über die Gewichtung der beiden Streitpunkte gibt der Verlauf des Parteitages von Hannover Aufschluss: Über Bernstein und seine revisionistischen Thesen wurde dreieinhalb Tage debattiert, über Schippels Milizartikel und die damit verbundene Thematik einen halben Tag.

⁷⁴⁹ Siehe dazu oben Kap. 2.2.2.

⁷⁵⁰ Darin hieß es: „In der Bekämpfung des Militarismus zu Wasser und zu Lande und der Kolonialpolitik beharrt die Partei auf ihrem bisherigen Standpunkt. Ebenso verbleibt sie bei ihrer bisherigen internationalen Politik, die auf eine Verständigung und Verbrüderung der Völker, in erster Linie der Arbeiterklasse in den verschiedensten Kulturländern, abzielt, um auf dem Boden einer allgemeinen Föderation die Lösung der allgemeinen Kulturaufgaben herbeizuführen.“ (Protokoll SPD-Parteitag Hannover 1899, S. 243).

⁷⁵¹ RAUTIO, Die Bernstein-Debatte, S. 93.

⁷⁵² TROTINOW, Karl Liebknecht, Zitat: S. 243.

⁷⁵³ Die Ergebnisse des Hannoverschen Parteitags. Eine Umfrage, in: *Sozialistische Monatshefte*, Nr. 12 vom Dez. 1899, S. 597-623, hier: S. 600.

schätzen. Die Ideale des Sozialismus verblassen in manchem Kopf, und das Anpassungsbedürfnis – Schippels Stellung zur Schutzzollpolitik, die berüchtigte Kompensationspolitik! – gewinnt die Oberhand.⁷⁵⁴ Andere Vertreter der Linken wie Ledebour und Haenisch machten Bebel den Vorwurf, dass mit der von ihm in Hannover eingebrachten Resolution gegen die „Opportunisten“ in der Praxis nichts anzufangen war (Ledebour gelang es in der Folgezeit zwar, sich in der Reichstagsfraktion zu etablieren, sein Verhältnis zu Bebel und Kautsky blieb aber gespannt, was die Wirkungsmöglichkeiten der Gegner des „Opportunismus“ erheblich einschränkte⁷⁵⁵). Zetkin forderte in der *Gleichheit* eine „reinliche Scheidung“ und erklärte, nach den Beschlüssen von Hannover sei es „Sache jeder einzelnen opportunistischen Person, mit ihrem Gewissen auszumachen, ob sie der Partei angehören könne oder nicht“. Heine warf ihr daraufhin im *Vorwärts* vor, sie arbeite „planmäßig auf eine Spaltung der Partei“⁷⁵⁶ hin. Das war übertrieben, aber die Vorstellung, die SPD könnte einmal auseinanderbrechen, stand zu diesem Zeitpunkt bereits im Raum.⁷⁵⁷

Die entschiedenen Widersacher des „Opportunismus“ hatten früh erkannt, dass gerade im Bereich der Außen- und Militärpolitik eiserne Prinzipien aufgeweicht zu werden drohten. Ohne dass dazu eine eigene „Definitionsdebatte“ geführt wurde, setzte sich in Teilen der Partei zudem langsam die Erkenntnis durch, dass es sich beim Revisionismus Bernsteins und beim „Opportunismus“ von Heine und Schippel um zwei Paar Stiefel handelte. Luxemburg differenzierte insofern, als dass – ihrer Ansicht nach – der „Opportunismus“ seine konsequente Ausbildung „theoretisch bei *Bernstein* und praktisch bei *Heine* gefunden“⁷⁵⁸ habe, wobei die „Bernsteinsche Kritik unseres *theoretischen* Guthabens [...] zweifellos eine höchst verhängnisvolle Erscheinung [ist]. Allein der *praktische* Opportunismus ist für die Bewegung unvergleichlich gefährlicher.“⁷⁵⁹ Trotz dieser treffenden Analyse kam es immer wieder zu Verwechslungen und Unklarheiten, gegen die auch Kautsky, Bebel und auch Luxemburg selbst nicht gefeit waren (und die sich durch die gesamte Forschungsliteratur ziehen).⁷⁶⁰

⁷⁵⁴ Ebd., S. 602.

⁷⁵⁵ Vgl. RATZ, Georg Ledebour, S. 60f.

⁷⁵⁶ Tania PUSCHNERAT, Clara Zetkin: Bürgerlichkeit und Marxismus. Eine Biographie, Essen 2003, Zitat: S. 90.

⁷⁵⁷ Im April 1899, d. h. noch vor dem Parteitag von Hannover, hatte Zetkin in einer Versammlung in Berlin geäußert: „Wenn die Gegensätze schroff zu Tage treten, dann ist eine reinliche Scheidung im Interesse der Partei besser als ein fauler Friede und ein Veruschen.“ (Ebd., Zitat: S. 91, Fn. 76).

⁷⁵⁸ Artikelserie aus der *Sächsischen Arbeiterzeitung* vom 12.-14.10.1898. (Abgedruckt in: LUXEMBURG, Gegen den Reformismus, S. 150-161, hier: S. 152).

⁷⁵⁹ Artikelserie aus der *Leipziger Volkszeitung* vom 20.-26.2.1899. (Abgedruckt in: Ebd., S. 132-149, hier: S. 141).

⁷⁶⁰ Die Unterschiede der beiden Konzepte wurden teilweise auch dadurch überdeckt, dass sie in außenpolitischen Fragen, etwa bei der pragmatischen Haltung zur Kolonialpolitik, durchaus Überschneidungen aufwiesen. Die Behauptung, „daß für die ‚Linke‘ der Widerstand gegen Bernsteins Revisionismus und den sog. Opportunismus ein und dieselbe Sache war“ (RAUTIO, Die Bernstein-Debatte, S. 44), ist zweifelhaft und bedarf noch genauerer Überprüfung. Im Laufe der Zeit wurden die Begriffe „Reformismus“ und

Bernstein selbst betonte von Anfang an, dass es ihm vor allem um die *Partei*theorie ging.⁷⁶¹ Heine wiederum, der sich als „Nichttheoretiker“⁷⁶² bezeichnete, stellte die *Partei*praxis in den Mittelpunkt seiner Überlegungen und gestand: „mich läßt auch die ganze papierne Fehde gegen einen künstlich zurechtgemachten Revisionismus kalt.“⁷⁶³ (Bemerkenswert war die Aussage Heines, er könne „leider den Optimismus nicht theilen, mit dem Bernstein eine friedliche Entwicklung zur Demokratisierung und Sozialisierung der Gesellschaft als sicher voraussagt.“⁷⁶⁴) Heine hielt es Bernstein zugute, dass er „gegen eine bevorstehende siegreiche Revolution des Proletariats auftritt“⁷⁶⁵, suchte sich seine politischen Inspirationsquellen sonst aber anderweitig und hielt an seiner „Theoriefeindschaft“ fest.⁷⁶⁶ Erst im Weltkrieg wurde dann für jedermann sichtbar, dass Heine und Bernstein persönlich und politisch Welten trennten; doch schon lange zuvor war beiden klar, dass sie keineswegs auf der gleichen Wellenlänge lagen. Heine hatte bereits 1903 bei Bernstein „gänzliche politische Unfähigkeit“ ausgemacht (und ergänzt: „Der hat uns schon so viel geschadet und wird uns noch viel mehr verderben“⁷⁶⁷). Zu einer echten Zusammenarbeit der beiden Reizfiguren kam es denn auch zu keinem Zeitpunkt, so oft sie auch von ihren Gegnern in einem Atemzug genannt wurden.

Kautsky war sich bewusst, dass die Partei unterschiedliche *theoretische* Positionen ertragen könne, in der *praktischen* Politik aber geschlossen agieren müsse, um nicht die Spaltung zu riskieren.⁷⁶⁸ Zwecks Wahrung der Parteieinheit bemühte sich Bebel immer wieder um Ausgleich, was zu Beschlüssen führte, die die Differenzen nicht beseitigten, die entscheidenden Gegensätze nur verschleierten und

„Revisionismus“ immer mehr synonym verwendet, so dass sich Heine 1912 selbst als Revisionisten bezeichnete (vgl. Protokoll SPD-Parteitag Chemnitz 1912, S. 495).

⁷⁶¹ Dazu schrieb Bernstein: „Ich will daher auch gar nicht die wirkliche Politik der Partei reformieren, (. . .) wonach ich strebe, und . . . als Theoretiker auch streben muß, ist Einheit zwischen Theorie und Wirklichkeit, zwischen Phrase und Aktion herzustellen.“ (E. Bernstein an A. Bebel vom 20.10.1898; RAUTIO, Die Bernstein-Debatte, Zitat: S. 160).

⁷⁶² Wolfgang Heine, Demokratische Randbemerkungen zum *Fall Göhre*, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 4 vom April 1904, S. 281-291, hier: S. 289.

⁷⁶³ Protokoll SPD-Parteitag München 1902, S. 121.

⁷⁶⁴ Wolfgang Heine, Die Bernstein-Frage und die politische Praxis der Sozialdemokratie, in: *Sozialistische Monatshefte*, Nr. 10 vom Okt. 1899, S. 478-493, hier: S. 490.

⁷⁶⁵ So in der 1899 erschienenen Schrift „Die Bernsteinfrage und die politische Praxis der Sozialdemokratie“. (BEZIRKSLEITUNG DER SED, Geschichte der revolutionären Berliner Arbeiterbewegung. Band 1, Zitat: S. 401).

⁷⁶⁶ Heine äußerte dazu 1915: „Diese starke Betonung des Theoretischen ist nun ein Grundfehler unserer deutschen Sozialdemokratie. Es ist eine Selbsttäuschung, wenn den Genossen eingeredet wird, was sie an sogenannter theoretischer Schulung erworben, wäre ‚Wissenschaft‘; es ist nichts wie Glaube mit allen Vorzügen eines starken Glaubens, aber auch mit den nach meiner Meinung weit überwiegenden Nachteilen, die jeder Dogmatismus auf religiösem Gebiete mit sich bringt.“ (W. Heine an K. Haenisch vom 9.2.1915; Jens FLEMMING, Neomarxismus, Krieg und Nonkonformismus. Streiflichter aus der Geschichte der sozialdemokratischen Zeitschrift *Die Glocke*, in: GRUNEWALD (Hrsg.), Das linke Intellektuellenmilieu, S. 303-333, Zitat: S. 303).

⁷⁶⁷ W. Heine an G. v. Vollmar vom 6.7.1903. (FRICKE, Zum Bruch Eduard Bernsteins mit den „Sozialistischen Monatsheften“ im Herbst 1914, in: BzG 17 (1975), S. 454-468, Zitat: S. 455).

⁷⁶⁸ In seinem Buch „Bernstein und das Sozialdemokratische Programm“ hatte Kautsky 1899 geschrieben: „Auf der Einheitlichkeit der Taktik beruht die Einheit der Partei, und wo jene verloren geht, geht auch diese bald in die Brüche. Einheitlichkeit der *Taktik* ist Einheitlichkeit im *Handeln*. Sie schließt Verschiedenheiten im *Denken*, Verschiedenheiten der theoretischen Auffassung nicht aus.“ (RAUTIO, Die Bernstein-Debatte, Zitat: S. 268).

den Vormarsch des rechten Parteiflügels langfristig nicht zu stoppen vermochten. Eine „orthodox-marxistische Kerngruppe“⁷⁶⁹, zu der u. a. Luxemburg, Zetkin, Ströbel, Stadthagen und Ledebour gehörten, hielt von dieser Taktik nichts; sie stellte sich von Anfang an vehement gegen Heines Kompensationspolitik (und setzte diese Linie im Weltkrieg dann im Kampf gegen die Burgfriedenspolitik fort). Zetkin warnte Kautsky: „Nicht ungestraft wandeln wir unter den Palmen der Schippel & Konsorten“⁷⁷⁰; sie verstieg sich zu der Forderung, Schippel müsse „abgeschlachtet“⁷⁷¹ werden, und kritisierte Bebel mit guten Gründen dafür, dass er im Kampf gegen den „Opportunismus“ so oft „im entscheidenden Moment abschwinkt, um als Oberpriester bei einem melodramatischen Versöhnungsakt zu fungieren.“⁷⁷² Für den weiteren Verlauf der parteiinternen Debatte war nicht ganz unwichtig die Entscheidung Luxemburgs, „daß eben die Bernstein-Frage jenes große Werk sein muß, das ich zu schreiben habe.“⁷⁷³ Dies hatte zur Folge, dass ihr erster gewichtiger Beitrag zur Strategiedebatte in der Partei - die aus einer Artikelserie hervorgegangene Schrift „Sozialreform oder Revolution?“ - sich in erster Linie mit den Thesen Bernsteins auseinandersetzte, die den Streit in den folgenden Jahren viel mehr anfachten als die Ideen Schippels und Heines.⁷⁷⁴

Auf dem Mainzer Parteitag (1900) verteidigte Singer das Wehrprogramm der Partei,⁷⁷⁵ während Ledebour beklagte: „Wir haben leider bei der Bekämpfung der imperialistischen Seuche in der bürgerlichen Gesellschaft sogar damit zu rechnen, daß bereits einzelne Leute in unseren Reihen davon angekränkt sind.“⁷⁷⁶ Dieser Vorwurf war v. a. gegen Bernstein gerichtet, zielte aber indirekt auch auf Heine. Mit der einstimmigen Annahme einer Resolution, die sich gegen die deutsche Intervention in China (aus Anlass des Boxeraufstandes) wandte, wurde vordergründig Geschlossenheit demonstriert. Luxemburg bilanzierte: „Unsere Richtung kann mit dem *Parteitag* überhaupt *sehr* zufrieden sein [...] In der Debatte über die *Weltpolitik* haben wir eindeutig gesiegt“⁷⁷⁷. Wirklich „entschieden“ war damit aber noch gar nichts. Der Streit um die Kompensationsstrategie verharrete von nun

⁷⁶⁹ Ebd., S. 78.

⁷⁷⁰ C. Zetkin an K. Kautsky vom 2.9.1900. (PUSCHNERAT, Clara Zetkin, Zitat: S. 91).

⁷⁷¹ C. Zetkin an K. Kautsky vom 4.3.1900. (Ebd., Zitat: S. 78).

⁷⁷² C. Zetkin an F. Mehring vom 2.6.1902. (RAUTIO, Die Bernstein-Debatte, Zitat: S. 136).

⁷⁷³ R. Luxemburg an L. Jogiches vom 12.12.1898. (LASCHITZA, Im Lebensrausch, Zitat: S. 120).

⁷⁷⁴ Der Schrift wurden als Anhang mit dem Titel „Miliz und Militarismus“ die gegen Schippel gerichteten Artikel Luxemburgs noch beigelegt, so dass ein „vollständiger Katechismus des Opportunismus“ (R. Luxemburg an L. Jogiches vom 11.4.1899; Ebd., Zitat: S. 122) entstand.

⁷⁷⁵ Singer erklärte dazu: „In der Volksbewaffnung erblicken wir nicht nur einen wirksamen Schutz gegen die Bestrebungen, den Militarismus als Werkzeug des Kapitalismus zur Niederwerfung der Arbeiterklasse zu benutzen, sondern dieselbe bietet auch einen unübersteigbaren Wall gegen Angriffe auf die Volksrechte, deren Erhaltung und Erweiterung die geschichtliche Mission des Proletariats, die Aufgabe der in der Sozialdemokratie politisch organisierten Arbeiterklasse ist.“ (Protokoll über die Verhandlungen des Parteitages der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands. Abgehalten zu Mainz vom 17. bis 21. September 1900, Berlin 1900, S. 46).

⁷⁷⁶ Ebd., S. 167.

⁷⁷⁷ R. Luxemburg an L. Jogiches vom 21.9.1900. (LASCHITZA, Im Lebensrausch, Zitat: S. 156).

an auf allen Parteitag unterhalb der Schwelle zu einer „Großdebatte“, das Thema blieb aber im Hintergrund stets präsent.

Auf dem nächsten, in Lübeck abgehaltenen Parteitag entspann sich ein offener Zwist nicht über die Außen- oder Militärpolitik, sondern über die Rolle der *Neuen Zeit* und der *Sozialistischen Monatshefte*. Heine und Ledebour gerieten dabei erneut hart aneinander;⁷⁷⁸ die Verquickung von gravierenden sachlichen Differenzen und persönlicher Antipathie, die sich hier idealtypisch zeigte, wurde stilbildend für den zukünftigen Streit in der Partei. In der unvermeidlichen Debatte um Bernsteins Thesen brachte Heine einen eigenen Antrag ein, in dem es hieß: „Der Parteitag hält die Freiheit wissenschaftlicher Selbstkritik für eine Voraussetzung der geistigen Weiterentwicklung der Partei.“⁷⁷⁹ Damit versuchte Heine geschickt, einen Schutzschirm aufzuspannen, unter dem die Kompensationsstrategie weiter an Boden gewinnen konnte. Wie weit dieser Prozess bereits fortgeschritten war, zeigte das Abstimmungsergebnis zu diesem Antrag, der von 166 Delegierten abgelehnt, von immerhin 71 befürwortet wurde.

In seinem Rückblick auf den Parteitag musste Bebel – ohne Namen zu nennen – feststellen, dass die SPD in den vergangenen Jahren „unausgesetzt mit Erörterungen über Ansichten, Aeufferungen und Stellungnahmen einer Anzahl hervorragender Parteigenossen zu thun gehabt [habe], die mit der bisher von der Partei innegehabten Stellungnahme oft im stärksten Widerspruch standen und die weitesten Parteikreise aufs tiefste erregten.“⁷⁸⁰ Schwer zu überbietende Weitsicht zeigte Kautsky, der schon kurz zuvor, d. h. im Juni 1901 (!), mit Blick auf die in den Jahren zuvor erstarkte rechte Strömung in der SPD vorhergesagt hatte: „Wir haben allen Grund, die Krisis, d. h. die Auseinandersetzung mit diesen Leuten, zu beschleunigen, damit sie stattfindet, solange August [Bebel] lebt. Ist er nicht mehr da, hilft uns sein Prestige nicht mehr, dann nimmt die Krisis viel schwerere Formen an, dann kommts zur Spaltung. Heine und seine Leute haben es bereits ausgesprochen, sie warten nur, bis B.[ebbel] tot ist, dann schmeißen sie uns hinaus.“⁷⁸¹ Genau so sollte es – etliche Jahre später – dann kommen.

Doch in München, wo der nächste Parteitag stattfand, gab Ledebour leichtfertig Entwarnung: „Die gesamte Partei ist sich vollständig klar über die Situation und will den entschiedensten Kampf auf Grund der revolutionären Prinzipien der Partei. [...] Das gefährlichste Moment, das allerdings überwunden worden ist, war die Gefahr, daß die große Masse der Arbeiterschaft sich wirklich hätte

⁷⁷⁸ Vgl. Protokoll SPD-Parteitag Lübeck 1901, S. 194-204.

⁷⁷⁹ Ebd., S. 99.

⁷⁸⁰ August Bebel, Nachklänge zum Lübecker Parteitag, in: *Die Neue Zeit*, Nr. 4 vom 23.10.1901, S. 100-106, hier: S. 101.

⁷⁸¹ K. Kautsky an V. Adler vom 5./6.6.1901. (Abgedruckt in: F. ADLER (Hrsg.), Victor Adler: Briefwechsel, S. 354-358, hier: S. 357).

flau machen lassen.⁷⁸² Diese Lagebeurteilung war voreilig, denn Heine ließ nicht locker. Von Parteitagsmehrheiten unbeeindruckt hielt er an dem Bekenntnis fest: „Ich bin wahrlich nicht der Mann, mich einer Partei ganz hinzugeben. Kein denkender Mensch verschlingt ein Parteiprogramm mit Haut und Haaren.“⁷⁸³ Heine hatte schließlich deutlicher als andere erkannt: „Fragen der Taktik und Strategie hatten verbindlicheren Charakter, da sie Existenz und Fortschritt der Partei viel unmittelbarer berührten als solche der Theorie.“⁷⁸⁴ Von den in der Partei hin und her wogenden Debatten über die neuesten Verlautbarungen Bernsteins und die Gegenattacken Kautskys ließ Heine sich nicht irritieren, sondern setzte seinen eigenen Kampf unverdrossen fort.

Auf der Suche nach Bündnispartnern pflegte Heine dabei weiter intensive Kontakte mit den süddeutschen Reformisten (v. a. mit Vollmar) und antichambrierte auch bei der Gewerkschaftsführung, um die Linke in der Partei zurückzudrängen. Dabei bewies er nicht wenig taktisches Geschick; so war es seiner Meinung nach „nötig, bei dem Kampfe gegen die alte Phraseologie die Gefühle, die Sympathien und Abneigungen der Menge nicht zu verletzen. Das Volk erfaßt vielfach mit dem Gefühl, was bei uns Resultat kritischen Abwägens ist, und hat ein Recht darauf, daß seine Gefühle respektiert werden. Das Wort `Revolution` hat für die Massen einen Gefühlswert, wenn sie auch nicht daran denken würden, selber Revolution zu machen. Solche Schlagworte kann man allmähig [sic] außer Kurs setzen, aber man muß nicht unnötig gegen sie polemisieren, das macht sie erst von neuem wertvoll. So steht es auch mit andern Dingen.“⁷⁸⁵ Hier wurde schon der Anspruch sichtbar, die deutsche Sozialdemokratie in eine ganz neue Richtung zu führen.

Doch dafür war die Zeit noch nicht reif. Auf dem berühmten Dresdener Parteitag (1903), dem Heine bereits mit banger Erwartung entgegengesehen hatte,⁷⁸⁶ ging Bebel in seiner Generalabrechnung mit dem rechten Parteiflügel auch auf Heine ein; der in Bebels Resolution enthaltene Aufruf zum verstärkten „Kampf wider Militarismus und Marinismus“ konnte auch als Gegenentwurf zur Kompensationsstrategie gelesen werden.⁷⁸⁷ Heine argumentierte dagegen aus der Defensive heraus,

⁷⁸² Protokoll SPD-Parteitag München 1902, S. 242.

⁷⁸³ RAUTIO, Die Bernstein-Debatte, Zitat: S. 132, Fn. 460.

⁷⁸⁴ GROH, Die Sozialdemokratie 1897-1909, in: Ders., Emanzipation und Integration, S. 253-566, hier: S. 502.

⁷⁸⁵ W. Heine an P. Löbe vom 13.6.1902. (Jürgen KUCZYNSKI, 1903. Ein normales Jahr im imperialistischen Deutschland, Köln 1988, Zitat: S. 165f.).

⁷⁸⁶ Wenige Wochen vor dem Parteitag ahnte Heine: „Man wird also geröstet werden a) wegen Zu Hofegehenwollens b) wegen Verteidigung der Mitarbeit an bürgerlichen Blättern c) wegen [Heinrich] Brauns Zeitungsgründung d) ich speziell wegen Telegraphierens eines Zeitungsartikels an v. Gerlach.“ (W. Heine an G. v. Vollmar vom 17.8.1903; FRICKE, Die Gründung der Zeitschrift „Die neue Gesellschaft“, in: BzG 16 (1974), S. 1052-1065, Zitat: S. 1063, Fn. 82).

⁷⁸⁷ In der von Bebel vorgelegten Resolution hieß es auch: „Der Parteitag erwartet, daß die Fraktion die größere Macht, die sie durch die vermehrte Zahl ihrer Mitglieder wie durch die gewaltige Zunahme der hinter ihr stehenden Wählermassen erlangt, entsprechend den Grundsätzen unsres Programms dazu benutzt, die Interessen der Arbeiterklasse, die Erweiterung und Sicherung der politischen Freiheit und der gleichen Rechte für alle aufs kraftvollste und nachdrücklichste wahrzunehmen und den Kampf wider Militarismus

forderte erneut Meinungsfreiheit in der Partei, sicherte aber zu, sich Mehrheitsbeschlüssen zu fügen.⁷⁸⁸ Bebel, dessen diffuser Revisionismusbegriff der Klärung der Fronten wenig dienlich war, traf in *einer* Hinsicht genau den wunden Punkt: „Wie hieß es doch einmal in jener Rede von Heine: Kanonen gegen Volksrechte! (Heine: Also Sie bringen diese Geschichte doch wieder vor!) Etwas naiveres als diese Rede habe ich nie gehört.“ Das Grundprinzip der Kompensationspolitik – „Ihr müsst jetzt das Militär-, das Marinebudget, das Kolonialbudget, die auswärtige Politik, die indirekten Steuern, die Lebensmittel-Zölle, die Liebesgaben akzeptieren, den ganzen Etat mit Haut und Haaren verschlucken, dann machen wir auch Konzessionen“⁷⁸⁹ – lehnte Bebel strikt ab (und damit auch die Basis der Integrationsstrategie im Weltkrieg).

Heine, der sonst keine Hemmungen hatte, Minderheitenpositionen zu vertreten, verteidigte die Kompensationsstrategie auf diesem Parteitag nicht weiter. Stattdessen setzte er sich geschickt von Bernstein (dem er sich nicht verpflichtet fühlte) ab, auf den sich der Unmut Bebels konzentrierte; Kautsky spottete deshalb: „Und so wurden Bernstein und Millerand^[790] über Bord geworfen, am energischsten von Heine, der die Behauptung, er sei Revisionist, auf eine Stufe stellte mit der Beschuldigung, er habe silberne Löffel gestohlen.“⁷⁹¹ Den Verlauf des Dresdener Parteitages empfand Heine mit Recht als Niederlage; er spielte danach mit dem Gedanken, sein Reichstagsmandat niederzulegen, um „alles los zu sein, was mich mit den Leuten wie Bebel noch äußerlich zusammenhält und in Berührung bringt“⁷⁹². Vollmar, dem Heine dies anvertraut hatte, und seine reformistisch gesinnten Freunde dachten jedoch gar nicht daran, sich von den Dresdener Beschlüssen irgendwie an die kurze Leine nehmen zu lassen. So bekam auch Heine bald wieder Oberwasser und verkündete wenig später selbstgewiss: „Es gehört lediglich zu den albernen Verleumdungen, die die bürgerlichen Politiker lieben, wenn sie behaupten, es gäbe in der Socialdemokratie eine *Richtung*, die zur Revolution drängte. Es gibt nichts, als eine aufgewärmte Mode sich revolutionär gebärdender *Phrasologie* und *Literatur*, aber das ist nichts als der Schaum einer Welle, die über die Oberfläche dahinstreicht und die wieder fallen und anderen Wellen Platz machen wird. Einer Welle, die aufgewirbelt

und Marinismus, wider Kolonial- und Weltpolitik, wider Unrecht, Unterdrückung und Ausbeutung in jeglicher Gestalt noch energischer zu führen, als es ihr bisher möglich gewesen ist.“ (Protokoll SPD-Parteitag Dresden 1903, S. 133f.).

⁷⁸⁸ Vgl. ebd., S. 216f.

⁷⁸⁹ Ebd., S. 316.

⁷⁹⁰ Der französische Sozialist Etienne Millerand war 1899 in die Regierung vom Ministerpräsident Pierre Marie Waldeck-Rousseau eingetreten, ein Vorgang, der in den sozialistischen Parteien Europas kontrovers diskutiert wurde. 1904 wurde Millerand aus der Parti Socialiste Francais ausgeschlossen.

⁷⁹¹ Karl Kautsky, Der Dresdener Parteitag, in: *Die Neue Zeit*, Nr. 52 vom 26.9.1903, S. 809-815, hier: S. 814.

⁷⁹² W. Heine an G. v. Vollmar vom 29.9./20.10.1903. (FRICKE, Opportunismus und Nationalismus, in: *ZfG XXII* (1974), S. 844-869, Zitat: S. 845).

ist von volksfremden [sic] Literaten und die die ruhigen, schweren Tiefen des Volksbewusstseins unberührt lässt, das zum entscheidenden Handeln die Kraft hergeben muss.⁷⁹³

Am Rande noch zu erwähnen: Den Delegierten in Dresden lag ein von Michels eingebrachter Antrag vor, der ein Misstrauensvotum gegen Heine forderte;⁷⁹⁴ als „Ergebnis eines politischen Kuhhandels auf den Neben Bühnen des Parteitages“⁷⁹⁵ wurde der Antrag am Ende jedoch im Einklang mit der Parteiführung zurückgezogen. (Michels, der „Haussoziologe“ der SPD, sah sich zu dieser Zeit mehr als „Kautskyaner“ denn als „Bernsteinianer“⁷⁹⁶; wenige Jahre später verließ er die SPD, bekanntermaßen um eine ganz andere politische Richtung einzuschlagen.⁷⁹⁷) Eine weitere Chance, die „Kompensationspolitiker“ in die Schranken zu weisen, war damit vertan. Auf der anderen Seite war es – Ironie der Geschichte - ausgerechnet Heine, der bereits 1904 „die Tendenz zur Bürokratisierung und Centralisierung“ und „deren gefährliche Folgen für den demokratischen und freiheitlichen Charakter der Partei“⁷⁹⁸ beklagt hatte und damit die spätere Kritik von Michels am sozialdemokratischen Organisationsapparat – teilweise fast wörtlich - vorwegnahm.⁷⁹⁹ Es zeigt sich: Alle wichtigen Handlungsstränge innerhalb der Sozialdemokratie waren aufs engste miteinander verwoben; zieht man an einem Faden, hält man das ganze Bündel in Hand. (Eine Verbindung zu Bayern lässt sich auch hier leicht herstellen: Vollmar nahm für Heine eine Art Mentorenrolle ein; das Denken von Michels ging in zentralen Punkten mit demjenigen Eisners konform.⁸⁰⁰)

⁷⁹³ Wolfgang Heine, Demokratische Randbemerkungen zum *Fall Göhre*, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 4 vom April 1904, S. 281-291, hier: S. 289.

⁷⁹⁴ Anlass für den Antrag war ein Artikel Heines, der das Verhalten der Marburger Parteiorganisation bei der Stichwahl um den örtlichen Reichstagsitz kritisiert hatte, und der Umstand, dass Heine – so die Antragsteller – mit Gegnern der Partei zu enge Kontakte pflegte. (Vgl. Protokoll SPD-Parteitag Dresden 1903, S. 134f. u. 421; siehe dazu auch GENETTI, *Der Fremde im Kriege*, S. 201-231).

⁷⁹⁵ Ebd., S. 229.

⁷⁹⁶ R. Michels an A. Hamon vom 5.8.1903. (Ebd., Zitat: S. 147).

⁷⁹⁷ Auf dem Umweg über den Syndikalismus gelangte Michels zum italienischen Faschismus, an dessen Parteihochschule er bis zu seinem Tod im Jahr 1936 lehrte.

⁷⁹⁸ Wolfgang Heine, Demokratische Randbemerkungen zum *Fall Göhre*, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 4 vom April 1904, S. 281-291, hier: S. 284.

⁷⁹⁹ So schrieb Heine: „Beginnen aber die Parteifunktionäre selbst zu bestimmen, wer in ihren Kreis aufgenommen werden dürfe, so liegt die Gefahr vor, dass frisches Blut und neue Gedanken mehr und mehr ferngehalten werden könnten und die Partei der Verknöcherung verfiere, die das Kennzeichen aller Oligarchien und Buraukratieen ist. Man wende nicht ein, dass die Unbestechlichkeit und Tüchtigkeit unserer Parteifunktionäre und ihre Liebe für unsere grosse Sache eine Schutzwehr gegen solche Folgen bilden würden. Im Gegenteil: Eine Beamtenschaft, die ihre Sache versteht und uneigennützig dem allgemeinen Besten zu dienen bemüht ist, wie wir sie in unserer Partei glücklicherweise haben, wird am ehesten geneigt sein, im Bewusstsein ihres eigenen Verdienstes das, was sie für richtig und geeignet hält, als unüberschreitbare Norm zu betrachten, abweichende Bestrebungen im vermeintlichen Interesse der Sache auszuschliessen und dadurch der gesunden Fortentwicklung der Partei einen Riegel vorzuschieben. Als weitere Folgen einer solchen Tendenz können das Nachlassen der Initiative und des Interesses am geistigen Leben der Partei und die Neigung zum eigensinnigen und gedankenlosen Festhalten an hergebrachten Formeln, kurz, wie man sagt, zum *Fortwursteln* sich einstellen. In diesem Sinne ist eine gute Buraukratie gefährlicher als eine schlechte.“ (Ebd.).

⁸⁰⁰ Michels und Eisner kannten sich auch persönlich; zum 10. Todestag Eisners veröffentlichte Michels einen ebenso sachkundigen wie warmherzigen, dabei keineswegs unkritischen Abriss über Eisners Lebenslauf. (Robert MICHELS, Kurt Eisner. (Unter Benützung von persönlichen Erinnerungen), in: *Archiv für die Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung* 14 (1929), S. 364-391).

Der „Fall Heine“, so die inzwischen gängige Bezeichnung für die Angelegenheit,⁸⁰¹ wurde 1903 auch in der Reichstagsfraktion noch einmal zum Thema,⁸⁰² ohne dass sich daran eine Debatte in der Partei über die Kompensationsstrategie anschloss. Heines Unterstützer, etwa Heinrich Braun, forderten weiterhin das Recht auf „freie Meinungsäußerung“⁸⁰³ ein, um für ihre Ansichten werben zu können. Im Jahr darauf behandelte ein Parteischiedsgericht einen Antrag zum Ausschluss Heines, der sich jedoch auch aus dieser Affäre, nicht zuletzt durch die Schützenhilfe Vollmars, herauswinden konnte und mit einer kleinen Rüge davonkam.⁸⁰⁴ Mehring ätzte daraufhin: „wenn der Staatsmann Heine je die Leistungsfähigkeit des Ränkeschmieds Heine erreicht, so wird sein Ruhm noch in ferne Jahrhunderte strahlen.“⁸⁰⁵

Der ins Kreuzfeuer Geratene setzte trotz aller Anfeindungen seine strategischen Überlegungen genauso gezielt fort wie den Aufbau eines Netzwerkes von Gleichgesinnten innerhalb der Partei. Mit den *Sozialistischen Monatsheften* hatte Heine dabei seit Längerem eine Tribüne, um seine Vorschläge in aller Ausführlichkeit darzulegen, was er ausgiebig nutzte.⁸⁰⁶ (Auch zu Heinrich Braun, dem Herausgeber der *Neuen Gesellschaft*, pflegte Heine gute Kontakte.⁸⁰⁷) Während der Massenstreikdebatte (1905/6) unterstützte Heine die Gewerkschaftsführung (zu der später auch über Schippel⁸⁰⁸ und Carl Severing⁸⁰⁹ enge Verbindungen bestanden⁸¹⁰) und sicherte sich dadurch wertvolle Verbündete

⁸⁰¹ Vgl. Max Schippel, Friedrich Engels und das Milizsystem, in: *Die Neue Zeit*, Nr. 20 vom 1.2.1899, S. 613-617, hier: S. 615 und Karl Kautsky, Schippel und der Militarismus, in: Ebd., S. 618-626, hier: S. 620.

⁸⁰² In den überlieferten Dokumenten der SPD-Reichstagsfraktion finden sich dazu allerdings keine detaillierteren Hinweise. (Vgl. MATTHIAS/PIKART (Bearb.), SPD-Reichstagsfraktion, 1. Teil, S. CI).

⁸⁰³ FRICKE, Die Gründung der Zeitschrift „Die neue Gesellschaft“, in: BzG 16 (1974), S. 1052-1065, Zitat: S. 1061.

⁸⁰⁴ Anlass des Antrages waren die Kampfmethoden Heines in der innerparteilichen Auseinandersetzung; u. a. wurde ihm „denunziatorisches“ Verhalten gegenüber ausländischen Genossen vorgeworfen. Das Parteischiedsgericht, dem u. a. Robert Schmidt, Otto Wels, Friedrich Geyer und Richard Fischer angehörten, sprach Heine von den gegen ihn erhobenen zahlreichen Vorwürfen frei, meinte aber abschließend: „Etwas mehr Vorsicht sei daher dem Genossen Heine anzuraten, schon um seiner selbst willen, als auch, um unsere Partei vor dem Verdacht zu schützen, als lehne sie die Internationalität unserer Bewegung ab.“ (SPD-Parteitag Bremen 1904, S. 39).

⁸⁰⁵ Franz MEHRING, Meine Rechtfertigung. Ein nachträgliches Wort zum Dresdener Parteitag, Leipzig 1903, S. 32.

⁸⁰⁶ Zu Heines Verhältnis zu den *Sozialistischen Monatsheften* und deren Herausgeber Joseph Bloch siehe FRICKE, Eine Musterzeitschrift des Opportunismus, in: ZfG XXI (1973), S. 1209-1228.

⁸⁰⁷ Vgl. BRAUN-VOGELSTEIN, Heinrich Braun, passim.

⁸⁰⁸ Schippel war ab 1911 Leiter der sozialpolitischen Abteilung der Generalkommission der Gewerkschaften in Berlin.

⁸⁰⁹ Severing, Carl, geb. 1.6.1875 in Herford, Volksschule, Schlosserlehre und Fortbildungsschule in Herford, 1893 Beitritt zur SPD, 1897-1898 Aufenthalt in der Schweiz, 1901-1912 Geschäftsführer des Metallarbeiter-Verbandes in Bielefeld, dort 1905-1924 Stadtverordneter, 1912-1919 Redakteur der *Volkswacht* in Bielefeld, 1919/1920 Staatskommissar für das rheinisch-westfälische Industriegebiet, zwischen 1920 und 1932 mehrmals preuß. Innenminister, 1928-1930 Reichsinnenminister, MdR 1907-1912 und 1919-1933, MdL in Preußen 1919-1933 und in Nordrhein-Westfalen 1947-1950, in der NS-Zeit kurzzeitig in Haft, 1946-1949 Vorsitzender des SPD-Bezirktes Östliches Westfalen, gest. 23.7.1952 in Bielefeld.

⁸¹⁰ Vgl. Thomas ALEXANDER, Carl Severing – ein Demokrat und Sozialist in Weimar, 2 Teile, Frankfurt am Main 1996, Teil I, S. 216.

für die kommenden Auseinandersetzungen.⁸¹¹ Ob seiner defensiven Haltung in der zentralen Frage des Massenstreiks zog sich Heine erneut den Unmut Bebels zu, der ihm auf dem Parteitag in Jena (1905) vorwarf, wegen seiner „Lebensstellung“ keine ausreichende Kenntnis von den „Gefühlen und Instinkten der Masse der Arbeiter“⁸¹² zu haben (intern wurde Heine von Bebel inzwischen zu den „Hosenscheißern“⁸¹³ gezählt).

Obwohl Heine inzwischen anerkannter Verfassungs- und Rechtsexperte der Reichstagsfraktion war,⁸¹⁴ gelang es ihm gegen den Widerstand Bebels noch nicht - zusammen mit seinen engsten Verbündeten Vollmar, Schippel und Südekum - wie beabsichtigt an Einfluss zu gewinnen.⁸¹⁵ (Südekum klagte deshalb über die „demagogischen Manöver“, mit denen Bebel im „Fall Heine“ „zu operieren pflegt[e]“⁸¹⁶) Solange dem so war, beharrte diese Gruppe darauf, dass auch abweichende Meinungen in der Partei ihren Platz haben müssten;⁸¹⁷ später sollte sich dies ändern. Heines Ziel blieb bei alledem, der Partei den Ausbruch aus der politischen Isolation zu ermöglichen,⁸¹⁸ auch auf die Gefahr hin, tradierte Grundsätze aufzugeben. Wohin dies alles später noch führen sollte, war um die Jahrhundertwende kaum abzusehen, auch wenn es einige Vorahnungen gab.⁸¹⁹

Neben den eigenständigen Konzepten zur Militärpolitik entwickelte Heine bereits in dieser Zeit die Idee eines „nationalen Sozialismus“,⁸²⁰ der den ideologischen Unterbau für die Kompensationspolitik liefern sollte.⁸²¹ Vergleichbare Vorstellungen hatte Südekum bereits vor der Jahrhundertwende

⁸¹¹ Vgl. Wolfgang Heine, Politischer Massenstreik im gegenwärtigen Deutschland?, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 9 vom Sept. 1905, S. 754-762. Siehe dazu auch oben Kap. 2.2.4.

⁸¹² Protokoll SPD-Parteitag Jena 1905, S. 304.

⁸¹³ A. Bebel an V. Adler vom 16.9.1905. (Abgedruckt in: F. ADLER (Hrsg.), *Victor Adler: Briefwechsel*, S. 467-469, hier: S. 468).

⁸¹⁴ Vgl. DOMANN, *Sozialdemokratie und Kaisertum*, S. 24-39.

⁸¹⁵ Dies geht aus der Korrespondenz zwischen Vollmar, Heine und Südekum aus den Jahren 1903-1905 hervor. (Vgl. MATTHIAS/PIKART (Bearb.), *SPD-Reichstagsfraktion*, 1. Teil, S. C1f).

⁸¹⁶ A. Südekum an G. v. Vollmar vom 14.5.1904. (M. BLOCH, *Albert Südekum*, Zitat: S. 76).

⁸¹⁷ Dazu schrieb Heine: „Einigkeit heisst nicht Einheit; eine Partei, deren Anhänger rund drei Millionen zählen, darf nicht engherzig sein, muss die Freiheit der Grundsätze anerkennen und sich neuen Aufgaben gegenüber fähig erweisen, ihre Praxis fortzubilden. Wodurch wir so grosse Erfolge errungen haben, das müssen wir uns bewahren: *Einigkeit im Handeln, Freiheit im Denken*.“ (Wolfgang Heine, Der 16. Juni, in: *Sozialistische Monatshefte*, Nr. 7 vom Juli 1903, S. 475-478, hier: S. 475). Siehe dazu auch den Disput zwischen Vollmar und Luxemburg auf dem Parteitag in Hannover (vgl. Protokoll SPD-Parteitag Hannover 1899, S. 221f).

⁸¹⁸ In seinen Erinnerungen gab Heine denn auch einseitig der SPD selbst die Schuld an ihrer Isolierung vor dem Ersten Weltkrieg. (Vgl. GROH, *Die Sozialdemokratie 1897-1909*, in: Ders., *Emanzipation und Integration*, S. 253-566, hier: S. 349).

⁸¹⁹ Siehe dazu etwa die Äußerungen von Friedrich Stampfer in diesem Kapitel sowie von Rudolf Hilferding (Kap. 2.2.7.6.) und von Robert Michels (Kap. 2.2.7.8.).

⁸²⁰ Der Nationalökonom Hermann Bahr berichtete dazu: „Wolfgang Heine [...] prägte der neuen Gesinnung das Merkwort: national-sozial. Gemeint war, Deutschland auch den Arbeitern zum Vaterland, die Hohenzollern zu sozialen Kaisern zu machen.“ (Barbara BESSLICH, *Wege in den „Kulturkrieg“*. Zivilisationskritik in Deutschland 1890-1914, Darmstadt 2000, Zitat: S. 200, Fn. 27).

⁸²¹ Über die Rolle des Nationalismus in der ideologischen Entwicklung der SPD vor 1914 liegen noch keine detaillierten Untersuchungen vor. Eine Begriffsgeschichte zu den Schlagwörtern „nationaler Sozialismus“ und „Volksgemeinschaft“ unter besonderer Berücksichtigung der Sozialdemokratie steht ebenfalls noch aus. Als Ausgangsthese eignet sich die Einschätzung: „Gerade im Nationalismus findet sich das stärkste Argument für die These der Kontinuität sozialdemokratischer Politik im Ersten Weltkrieg. Im Ge-

formuliert.⁸²² Schützenhilfe leistete später auch David, der bei Bebel ähnliche Sympathiewerte⁸²³ genoss wie Heine und im Krieg diesem als Anführer des rechten Parteiflügels gleichberechtigt zur Seite trat, wenn nicht sogar den Rang ablief. In die hier geschilderte Debatte griff David 1905 mit seinen „Sozialdemokratischen Briefen über Vaterlandsliebe“⁸²⁴ ein, in denen er sich um eine Aussöhnung zwischen der (sozialistischen) Arbeiterschaft und der „Nation“ bemühte und dabei bereits den Begriff der „Volksgemeinschaft“⁸²⁵ einführte (der dann im Weltkrieg noch Karriere machen sollte). Noch deutlicher als David exponierte sich Leuthner, der wenig später „Wert und Würde der Volksgemeinschaft“⁸²⁶ herausstrich und dieses Konstrukt für die deutsche Sozialdemokratie zu vereinnahmen versuchte. Hier zeigte sich, wie weit der herrschende Radikalnationalismus auch in Teilen der Sozialdemokratie inzwischen an Boden gewonnen hatte.⁸²⁷ Die alte Frage, „ob nicht bestimmte Strukturen des Wilhelminismus in der deutschen Arbeiterbewegung reproduziert worden sind“⁸²⁸, muss nicht nur wegen des streng hierarchischen Aufbaus von Partei- und Gewerkschaftsapparat bejaht werden, sondern auch wegen der *Denk*strukturen in der SPD, um die es hier v. a. geht.

gensatz zu den früheren Interpretationen muss diese These allerdings kritisch umgewendet werden. Es hatte sich bereits im Kaiserreich eine nationalistische Ideologie innerhalb der Sozialdemokratie entwickelt, die 1914 eine Opposition zur imperialistischen Kriegspolitik des Deutschen Reiches verhinderte und den Schulterchluss mit dem Staat als zwangsläufigen Schritt erscheinen ließ.“ (Stefan VOGT, *Nationaler Sozialismus und Soziale Demokratie. Die sozialdemokratische Junge Rechte 1918-1945*, Bonn 2006, S. 28). Die Behauptung, das „Programm eines nationalen Sozialismus war während des Ersten Weltkriegs von rechten Sozialdemokraten und Ökonomen entworfen worden“ (Rolf Peter SIEFERLE, *Die Konservative Revolution. Fünf biographische Skizzen*, Frankfurt am Main 1995, S. 31), kann in dieser Form jedenfalls nicht aufrechterhalten werden; die Ursprünge dieses Konzepts reichen viel weiter zurück.

⁸²² In einer Rede in Leipzig sprach Südekum 1896 von der „großen, gewaltigen Volksgemeinde“ (M. BLOCH, *Albert Südekum*, Zitat: S. 54), deren soziale Zerklüftung es zu überwinden gelte.

⁸²³ Bebel urteilte 1899: „David ist ein Schulmeister. Damit ist alles gesagt, u. zwar ein altjüngferlicher Schulmeister, obgleich er verheiratet ist. Er muß seine Frau, wenn sie nicht ein ganz apartes Weib ist, zur Verzweiflung treiben. [...] D. ist scharfsinnig aber nur auf einem beschränkten Gebiet, ein Klein- und Krimskrammensch, dem jede Fähigkeit über eine gewisse Grenze zu sehen abgeht.“ (A. Bebel an V. Adler vom 5.12.1899; abgedruckt in: F. ADLER (Hrsg.), *Victor Adler: Briefwechsel*, S. 335-337, hier: S. 336).

⁸²⁴ Dabei handelte es sich um eine Serie von sieben Artikeln, die in der Zeitschrift *Die Neue Gesellschaft* erschienen. (Vgl. *Die Neue Gesellschaft*, Nr. 5 vom 3.5., S. 51-53, Nr. 7 vom 17.5., S. 78f., Nr. 9 vom 31.5., S. 102-104, Nr. 11 vom 14.6., S. 125-127, Nr. 15 vom 12.7., S. 171-173, Nr. 21 vom 23.8., S. 246-249 und Nr. 25 vom 20.9.1905, S. 299-301).

⁸²⁵ So hieß es bei David: „Die breite Masse der Volksgemeinschaft ist es, die den Urgrund der nationalen Lebenskraft bildet. Deren Wohl hat darum das erste und wichtigste Ziel wahrer Vaterlandsliebe zu sein.“ (Eduard David, *Sozialdemokratische Briefe über Vaterlandsliebe* (I), in: *Die Neue Gesellschaft*, Nr. 5 vom 3.5.1905, S. 51-53, hier: S. 52).

⁸²⁶ Karl Leuthner, *Deutschtum und Sozialdemokratie*, in: *Die Neue Gesellschaft*, Nr. 16 vom 18.4.1906, S. 183-185, hier: S. 184.

⁸²⁷ Wie weit es in der SPD der Vorkriegszeit hierfür ein kritisches Bewusstsein gab, lässt sich kaum beurteilen; in späteren Analysen wurde jedenfalls darauf hingewiesen. Ströbel schrieb 1915: „Die imperialistische und nationalistische Anfälligkeit [der SPD bei Kriegsausbruch; B. A.] war nur vorhanden, weil sich längst die Vorbedingungen dafür innerhalb des Parteiorganismus herausgebildet hatten. Der Krieg entfesselte eben nur plötzlich und schrankenlos die zersetzenden Kräfte, die sich in dem Zellenstaat des Parteikörpers angesammelt hatten.“ (Heinrich Ströbel, *Die Ursachen der sozialistischen Krise*, in: *Die Neue Zeit*, Nr. 12 vom 17.12.1915, S. 353-361, hier: S. 354).

⁸²⁸ LÖSCHE, *Arbeiterbewegung und Wilhelminismus*, in: *GWU* 20 (1969), S. 519-533, hier: S. 520.

So konspirativ die Machenschaften der Gruppe um Heine auch oft erschienen (Zetkin hatte Bebel nach dem Dresdener Parteitag vor einer „vollendeten Verschwörung“⁸²⁹ der Parteirechten gewarnt), so viel Wert sie auf taktische Rücksichtnahmen legte,⁸³⁰ ihre Angriffe auf den Kernbestand der sozialdemokratischen Programmatik wurden häufig in der Parteipresse lanciert und damit ganz offen vorgetragen. In einem Beitrag in der *Neuen Gesellschaft* (der direkt an den oben zitierten Artikel Leuthners zur Internationale anschloss) folgte 1906 ein weiterer Tabubruch mit dem Hinweis auf „die prinzipielle Frage, ob das klassenbewußte Proletariat überhaupt und unter allen Umständen gegen jeden Krieg sein müsse, oder ob es einem solchen, unter gewissen Umständen, neutral gegenüberstehen könne.“ Der Autor, der österreichische Sozialist Julius Deutsch, kam zu dem Ergebnis, „daß die Kriegsfrage kein prinzipielles, sondern ein taktisches Problem ist. Es gilt für das Proletariat der einzelnen Länder abzuwägen, ob der Krieg Vorteil bringen könne oder nicht, und danach ist ihr Verhalten einzurichten.“⁸³¹ Die von Stampfer kurz zuvor in der gleichen Zeitschrift geforderte Differenzierung zwischen Angreifer und Angegriffenem⁸³² wurde als vergebliches Unterfangen abgelehnt - und damit die Essenz der bisherigen Parteidoktrin über Bord geworfen.⁸³³ Es blieb die Feststellung: „Hat aber der Krieg begründete Aussicht, siegreich zu sein, oder stützt er sich auf eine ökonomische Notwendigkeit von einschneidender Bedeutung, dann halten ihn auch die schönsten Resolutionen nicht auf.“⁸³⁴

In dieser Weltsicht, die sich auf einen marxistisch anmutenden Determinismus stützte, tauchte das Gefahrenpotenzial, das von der deutschen politischen und militärischen Führung ausging, überhaupt nicht mehr auf; welche Haltung die SPD im Kriegsfall einnehmen sollte, war nach reinen Opportunitätskriterien zu entscheiden. Für den Fall, dass ein von Deutschland ausgelöster Krieg dem Proletariat einen „Gewinn“ versprach - der allerdings erst noch zu „definieren“ war -, lag die Unterstützung der SPD für die Regierung somit mehr als nahe. Das Einschwenken auf die Burg-

⁸²⁹ C. Zetkin an A. Bebel vom 6.10.1903. (PUSCHNERAT, Clara Zetkin, Zitat: S. 111).

⁸³⁰ So schrieb Joseph Bloch, der Herausgeber der *Sozialistischen Monatshefte*, an Heine: „Man muß jetzt besonnen und nüchtern überflüssige Provokationen vermeiden. Wir wollen nach wie vor in allen Einzelfragen unsere Stellung wahren und ohne Ängstlichkeit das politische Notwendige sagen.“ (J. Bloch an W. Heine vom 21.9.1909; abgedruckt in: FRICKE, Eine Musterzeitschrift des Opportunismus, in: ZfG XXI (1973), S. 1209-1228, hier: S. 1222-1224, Zitat: S. 1222).

⁸³¹ Julius Deutsch, Die Weltpolitik des Proletariats, in: *Die Neue Gesellschaft*, Nr. 13 vom 28.3.1906, S. 147-149, hier: S. 147f.

⁸³² Siehe dazu das Zitat oben Kap. 2.2.7.1.

⁸³³ In die gleiche Richtung äußerte sich wenig später Leuthner: „Könnte denn überhaupt ein Streit darüber entstehen, ob während eines Krieges ein Teil des Volks sich ablehnend und abseits halten oder gar entgegenwirken dürfe, falls jedermann gegenwärtig wäre, wie sehr der Krieg gegen früher sein Wesen verändert hat? [...] Doch seit die Wehrpflicht so allgemein geworden ist, wie in den letzten zwanzig Jahren, hört der Krieg auf, ein moralisches Phänomen zu sein, in dem Augenblick wo er ausbricht. Zu mindest [sic] für die beteiligten Nationen. [...] Die ganze Nation ist [im Krieg; B. A.] sozusagen auf die ursprünglichen Impulse der Menschennatur zurückgeworfen. Auf welcher Seite Recht oder Unrecht sei, hat für sie im Augenblick nicht mehr Bedeutung, als für die Rettung suchenden Insassen eines brennenden Hauses die Erwägung, ob das Feuer, das sie umsprüht, gelegt oder durch Zufall entstanden sei.“ (Karl Leuthner, Deutschtum und Sozialdemokratie, in: *Die Neue Gesellschaft*, Nr. 16 vom 18.4.1906, S. 183-185, hier: S. 183).

⁸³⁴ Julius Deutsch, Die Weltpolitik des Proletariats, in: *Die Neue Gesellschaft*, Nr. 13 vom 28.3.1906, S. 147-149, hier: S. 148.

friedenspolitik, die angeblich 1914 so überraschend kam, war letztlich nur die Fortführung der hier vorgezeichneten Linie.

Bezeichnend an diesem Vorgang waren drei Aspekte: 1. Der radikale Neuentwurf einer Parteistrategie für den Kriegsfall löste offenbar keine nachweisbare Debatte aus (nähere Untersuchungen müssen hier noch mehr Klarheit schaffen). 2. Der einzige direkte Widerspruch zu Deutsch kam nicht von einem der Wortführer der Linken, sondern von Eisner, der im Jahr zuvor als „Rechtsabweichler“ aus der Redaktion des *Vorwärts* entfernt worden war.⁸³⁵ 3. In seiner „Geheimrede“ vom November 1913 zitierte Gustav Bauer den besagten Artikel von Deutsch beinahe wörtlich (offenbar ohne darauf eigens hinzuweisen); nun erst riefen die darin enthaltenen Thesen offenen Protest hervor, jedoch ohne dass eine allgemeine Diskussion in der Partei in Gang kam.⁸³⁶ Eindeutig erkennen lässt sich in der Rückschau, dass die Kernelemente der im Weltkrieg verfolgten Integrationsstrategie eine lange Vorgeschichte aufweisen. Das bedeutendste „missing link“⁸³⁷, welches die Genese der Burgfriedenspolitik erklären kann, liegt sicherlich bei Heine, seinen Überlegungen zur Parteistrategie und dem parteiinternen Beziehungsgeflecht⁸³⁸, das ihn stützte. Durch die allgemeine Fokussierung auf die Debatte um den Revisionismus Bernsteins blieb diese Tatsache bislang weitgehend unbeachtet, obwohl die – gar nicht einmal abgelegenen – Quellen hier für sich sprechen.

Als Zwischenfazit ist festzuhalten: Ein knappes Jahrzehnt nachdem Schippel den ersten Anstoß gegeben hatte, war die Kompensationspolitik weit mehr als nur eine vage Vorstellung; sie war in Teilen der Partei fest etabliert und konnte auf so zahlreiche Sympathisanten zählen, dass an einen „Hinauswurf“ ihrer Urheber nicht mehr zu denken war. Obwohl für jedermann offensichtlich war, dass die Ansichten von Heine, Leuthner und Schippel mit der Beschlusslage der Partei nicht vereinbar waren, blieb die fällige Auseinandersetzung in den ersten Ansätzen stecken. Die Diskussionen schwelten im Halbschatten der Parteiöffentlichkeit weiter vor sich hin, ohne dass sich die Parteiführung nachdrücklich um Zuspitzung oder Klärung bemühte. Hier fehlte die Bereitschaft, den von Ströbel geforderten konsequenten „Kampf gegen den revisionistischen Klüngel“⁸³⁹ aufzunehmen, als dafür noch Aussicht auf Erfolg bestand. Die von Vollmar eingeforderte „Gesinnungs- und Mei-

⁸³⁵ Eisner schrieb, in Reaktion auf die Beiträge von Leuthner und Deutsch, in der *Neuen Gesellschaft*: „Träumer phantasieren und wirre Köpfe predigen: das Proletariat würde weiter kommen, besser behandelt werden, wenn es nur national dächte. Das heißt doch nur: sie würden besser fahren, wenn sie sich von den nationalen Klassen alles gefallen ließen, alles duldeten.“ (Kurt Eisner, Internationalität, in: *Die Neue Gesellschaft*, Nr. 18 vom 2.5.1906, S. 208-210, hier: S. 210).

⁸³⁶ Siehe dazu unten Kap. 2.2.7.8.

⁸³⁷ NEFF, „Wir wollen keine Paradedruppe . . .“, S. 253.

⁸³⁸ Zu diesem Netzwerk siehe auch unten Kap. 2.2.8 und 2.4.3.

⁸³⁹ H. Ströbel an K. Kautsky vom 22.8.1907. (WIELAND, Heinrich Ströbel, Zitat: S. 38).

nungsfreiheit des Individuums⁸⁴⁰ wurde den „Opportunisten“ zugestanden - und diese nutzen sie auch aus.

Bis zu welchem Zeitpunkt - und ob überhaupt jemals - die Möglichkeit bestand, die Vertreter der Integrationsstrategie auszuschalten bzw. auszuschließen, müsste die noch zu schreibende Geschichte dieser Doktrin erst klären bzw. zumindest eingehend erörtern. Mit Blick auf den Verlauf des Mannheimer Parteitages von 1906 wurde von kommunistischer Seite die These aufgestellt: „Auf dem Parteitag zu Hannover wäre der Ausschluß der in die Partei eingedrungenen und an ihrem Vorurteil festhaltenden bürgerlichen Kräfte noch möglich gewesen. Nun jedoch waren die Revisio-nisten und andere Vorkämpfer einer Klassenversöhnung dermaßen erstarrt, daß der Parteiaus-schluß als organisatorische Maßnahme nicht mehr gehandhabt werden konnte.“⁸⁴¹ Dies dürfte noch nicht das letzte Wort der Forschung zu dieser Frage gewesen sein.

Zunächst gilt es, nach zeitgenössischen Beurteilungen dieses Problems Ausschau zu halten. Der österreichische Sozialistenführer Victor Adler hatte vor dem Dresdener Parteitag noch an Eisner geschrieben: „Aber was Leute wie Heine und Konsorten betreiben [...] [.] frißt an der Wurzel der Partei, nimmt der Arbeiterschaft den Trotz, den Stolz, das Bewußtsein ihres Rechts und des Un-rechts der Gegner, kurz entnervt uns – oder würde uns entnerven, wenn nicht, wie ich hoffe, aus den Reihen der Massen ein Protest käme, der vielleicht roh und hier und da ungerecht, aber sehr gesund sein wird.“⁸⁴² Diese Erwartung zeugte von einem reichlich verquerten Urteil über die deut-sche Sozialdemokratie, deren Richtungskämpfe nicht durch eruptive Interventionen der „Massen“ geprägt oder gar entschieden wurden, sondern durch den Meinungsstreit und die Lagerbildung in-nerhalb der Funktionärsschicht. In einem Brief an Bebel erhob Adler hingegen allzu berechtigte Bedenken im Hinblick auf das vom Parteivorsitzenden angekündigte „Strafgericht“ für seine Geg-ner vom rechten Parteiflügel:

„Du wirst die Kerle in die Pfanne hauen, ich zweifle nicht daran, daß Dein prächtiger Angriff getra-gen von dem gesunden Sinn der Partei in Dresden glänzend siegen wird. *Aber was dann?* Du läßt den Geschlagenen *keine Rückzugslinie* offen [...]. Vollmar, Heine etc. werden eine große Majorität gegen sich haben, *aber was dann?* Meinst Du, sie werden sich fügen, sagen, wir waren auf dem Holzwege und kehren reuig um? Das ist noch nie geschehen. Oder werden sie sich in die Büsche schlagen und abziehen? Ebenso wenig u. täten sie es, so würde immerhin ein Stück Macht und Prestige der Partei mit ihnen verloren gehen. [...] Also ist es nötig zu überlegen, was geschieht *nach* Deinem Siege?“⁸⁴³

⁸⁴⁰ Protokoll SPD-Parteitag Jena 1905, S. 159.

⁸⁴¹ FÜLBERTH, Die Wandlung der deutschen Sozialdemokratie, S. 35f.

⁸⁴² V. Adler an K. Eisner vom 6.9.1903. (FRICKE, Die Gründung der Zeitschrift „Die neue Gesellschaft“, in: BzG 16 (1974), S. 1052-1065, Zitat: S. 1062f).

⁸⁴³ V. Adler an A. Bebel vom 8.9.1903. (Abgedruckt in: F. ADLER (Hrsg.), Victor Adler: Briefwechsel, S. 421-423, hier: S. 422).

Auf diese Fragen wusste Bebel offenbar keine Antwort und es ist sogar fraglich, ob er die dahinter stehenden Probleme in ihrer vollen Tragweite erkannt hat (bezeichnend war, dass er Bernstein, Vollmar und Heine mit ihren ganz unterschiedlichen Ansätzen gern über einen Kamm scherte). Sicher ist: Zu dieser Zeit, d. h. kurz nach der Jahrhundertwende, war die Entwicklung noch im Fluss; es war noch nicht absehbar bzw. zwingend, dass sich die Gruppe um Heine und Vollmar auf breiter Front würde durchsetzen können. Die beiden ergänzten sich auf jeden Fall ganz hervorragend – „Vollmar war Staatsmann, Heine war Kämpfer“⁸⁴⁴, wie Stampfer sich später erinnerte – und fanden eine recht geschickte Arbeitsteilung, um die Partei allmählich „aufzurollen“.⁸⁴⁵

Der scharfe Gegenwind, den Heine dabei immer wieder zu spüren bekommen hatte, veranlasste ihn nach einiger Zeit, etwas diplomatischer vorzugehen, ohne dabei bisherige Positionen zu räumen. Von einem „Vorstoß gegen die gesamte Taktik“ der Partei, die immer noch ihren revolutionären Anspruch aufrecht erhielt, versprach er sich nun nichts mehr, da dies das Gegenteil hervorrufen und „zur formellen Bestätigung dieser Tendenzen“⁸⁴⁶ führen würde. Schippel, der sich auch auf dem Parteitag in Bremen (1904) heftiger Angriffe hatte erwehren müssen,⁸⁴⁷ legte Ende 1905 – nicht ganz freiwillig – sein Reichstagsmandat nieder (sein Nachfolger wurde Noske) und zog sich in die zweite Reihe der Partei zurück.⁸⁴⁸ Das bedeutete nach Ansicht seiner politischen Freunde „für die sozialdemokratische Fraktion den Verlust eines ihrer begabtesten und unterrichtetsten Mitglieder“, der auf „die publizistische Hetze, die einige Parteigenossen gegen ihn betrieben“⁸⁴⁹ hatten, zurückzuführen war.

Einen spürbaren Rückschlag stellte die (aus finanziellen Gründen notwendig gewordene) Einstellung der *Neuen Gesellschaft* im Herbst 1907 dar, die in der kurzen Zeit ihres Bestehens ein wichtiges Forum für die Präsentation ganz unterschiedlicher Positionen dargestellt, v. a. aber den Bilderstürmern des rechten Parteiflügels eine willkommene Publikationsmöglichkeit geboten hatte. Der Herausgeber Heinrich Braun sah die Zeitschrift „wie unter den Fußtritten wildgewordener Elefanten“ von seinen „radikalen Parteigenossen in ihrer Existenz vernichtet“⁸⁵⁰, was mit den Realitäten nur

⁸⁴⁴ STAMPFER, Erfahrungen und Erkenntnisse, S. 86.

⁸⁴⁵ In seinem Nachruf bezeichnete Heine Vollmar später als „Held, Vorbild und Führer.“ (Wolfgang Heine, Georg von Vollmar, in: *Sozialistische Monatshefte* vom 25.7.1922, S. 641-645, hier: S. 641).

⁸⁴⁶ W. Heine an G. v. Vollmar vom 27.3.1907. (FRICKE, Opportunismus und Nationalismus, in: *ZfG* XXII (1974), S. 844-869, Zitat: S. 847).

⁸⁴⁷ Vgl. M. BLOCH, Die Sozialistischen Monatshefte und die Akademikerdebatte in der deutschen Sozialdemokratie vor 1914, in: *Mitteilungen des Instituts für soziale Bewegungen* 40 (2008), S. 7-22, hier: S. 14.

⁸⁴⁸ Schippel hatte v. a. wegen seines Eintretens für Schutzzölle immer wieder Kritik auf sich gezogen. (Vgl. Christoph NONN, Verbraucherprotest und Parteiensystem im wilhelminischen Deutschland, Düsseldorf 1996, S. 261).

⁸⁴⁹ *Die Neue Gesellschaft*, Nr. 35 vom 29.11.1905, S. 414.

⁸⁵⁰ FRICKE, Zur Rolle der Zeitschrift „Die Neue Gesellschaft“, in: *BzG* 17 (1975), S. 696-709, Zitat: S. 709.

am Rande zu tun hatte. Die *Sozialistischen Monatshefte*, die einige Jahre zuvor ebenfalls eine Krise durchgemacht hatten, erlangten damit wieder ihre Monopolstellung als Organ der Parteirechten zurück; halten konnte sich das Blatt auch deshalb, weil hier Spenden aus der Großindustrie flossen.⁸⁵¹

Ironie der Geschichte: Ausgerechnet in der *Neuen Gesellschaft* war 1905 eine von Stampfer verfasste Warnung vor der Neuausrichtung der Partei, die in Konturen bereits sichtbar war, veröffentlicht worden; diese gipfelte in der Voraussage:

„Eine deutsche Sozialdemokratie, die durch ihre auswärtige Politik den innerpolitischen Fortschritt anderer Länder aufhielte (indem sie etwa zugäbe, daß eine fremde reaktionäre Staatsgewalt durch eine Koalition mit Deutschland nach außen und *innen* gestärkt würde), würde damit selbstmörderisch gegen sich selbst wüten und `ehrlos` werden vor dem Angesicht aller Volksteile, die den Ehrbegriff der internationalen proletarischen Solidarität anerkennen. Sie würde ihre Macht nicht stärken, sondern preisgeben, wenn sie keine grundsätzliche Unterscheidung gelten ließe zwischen ihrer auswärtigen Politik und jener der herkömmlichen Diplomatie, und sich dem persönlichen Regiment gegenüber – unter gemeinsamer Anerkennung des sog. `Gesamtinteresses` - als der Besserwisser aufspielen wollte.“⁸⁵²

Nicht etwa ein Wortführer der Linken wie Ledebour, Kautsky oder Ströbel, sondern Stampfer – zu dieser Zeit keinem der exponierten Flügel der Partei angehörend, später einer der treuesten Gefolgsleute von Ebert und David – prophezeite der SPD, wohin sie die Integrationsstrategie führen sollte . . .

Im parteiinternen Streit um die Militärpolitik war mit den geschilderten Veränderungen nicht mehr als eine Atempause erreicht. Ob mit einer modifizierten Taktik für den „Opportunismus“ mehr als bisher zu gewinnen war, musste sich erst noch erweisen. An Konfliktbereitschaft und Selbstgewissheit fehlte es seinen Anführern jedenfalls nicht. Eine neue Dimension erhielt die Debatte über den gesamten Themenkomplex, der mit der Militärpolitik und dem Verhalten der Partei im Kriegsfall zusammenhing, auf jeden Fall 1907, als mehrere ganz unterschiedliche Ereignisse zusammentrafen.

2.2.7.4 1907: Das Jahr der (vor-)entscheidenden Weichenstellungen

Vollmar bemängelte im April 1907 im Reichstag: „Die Mehrheit dieses Hauses hat lange Zeit hindurch immer den Versicherungen der Regierung geglaubt, daß alles in schönster Ordnung und so für uns keine Veranlassung gegeben sei, in das Mysterium der Diplomatie einzudringen, das von

⁸⁵¹ Vgl. MARMETSCHKE, Die *Sozialistischen Monatshefte*, in: GRUNEWALD (Hrsg.), Das linke Intellektuellenmilieu, S. 335-361, hier: S. 343.

⁸⁵² Friedrich Stampfer, Die auswärtige Politik der Sozialdemokratie, in: *Die Neue Gesellschaft*, Nr. 28 vom 11.10.1905, S. 332-334, hier: S. 333.

gewöhnlichen Augen unverständlich angesehen wurde.⁸⁵³ Diese Kritik war berechtigt – und fiel doch auch auf die Sozialdemokratie zurück. Innerhalb der SPD hatte lange Zeit an Fragen der Außen- und Militärpolitik frappierend wenig Interesse geherrscht. Dies änderte sich allmählich unter dem Eindruck der 1. Marokkokrise (1905/6), v. a. aber nach den Reichstagswahlen vom Januar 1907, als die Partei, vor allem bedingt durch eine von Regierung und Verbänden chauvinistisch aufgeheizte Atmosphäre, eine Niederlage hinnehmen musste („Hottentottenwahlen“).

Die Gegner der Sozialdemokratie hatten diesmal ihre Anstrengungen besser als früher koordiniert: Planerische Unterstützung durch den Regierungsapparat, massive finanzielle Zuwendungen der Großindustrie, Einbindung der rechten Agitationsverbände, nicht zuletzt die verbesserte Absprache zwischen den konkurrierenden Parteien (die sich gerade in den Stichwahlen bemerkbar machte) brachten in ihrer Gesamtwirkung der Sozialdemokratie eine Niederlage bei, die am Selbstverständnis der Bewegung kratzte.⁸⁵⁴ Unter extrem nationalistischen Vorzeichen waren die klassischen Propagandastereotype auf die Wählerschaft losgelassen worden; kurz vor dem Wahlgang geißelte Reichskanzler Bülow in einer Ansprache noch einmal die „Kulturfeindlichkeit“ der Sozialdemokratie und warnte vor der „sozialistischen Unterwühlung der Begriffe von Obrigkeit, Eigentum, Religion und Vaterland“⁸⁵⁵. Der Kanzler unterstellte der SPD, ihr fehle „jeder Sinn für nationale Bedürfnisse“, ihr sei die Partei wichtiger als die Nation, die Bewegung sei eben „unpatriotisch und vaterlandslos“⁸⁵⁶. Das gezielte Ausspielen der „vaterländischen“ Karte, die Wirkung des „nationalen Gedudels“⁸⁵⁷, wie Südekum es nannte, vermochte auch zahlreiche bisherige Nichtwähler zu mobilisieren und drängte die als „vaterlandsfeindlich“ verfeimte SPD in die Defensive, aus der sie nicht mehr herauskam. Diese Erfahrung von Isolation und Machtlosigkeit gegenüber einer gesellschaftlichen Umgebung, die sich unter chauvinistischen Parolen zu einer „Abwehrfront“ zusammengefunden hatte, wirkte auf die SPD (zumindest unterschwellig) langfristig prägend.

Auf die Wahlniederlage, die die Partei unvorbereitet getroffen hatte, reagierte das Führungspersonal ganz unterschiedlich. Eine sachliche Analyse der politischen und v. a. psychologischen Faktoren, die ursächlich verantwortlich waren, kam nicht zustande. Bebel rettete sich auf dem nachfolgenden

⁸⁵³ PRACHT, *Parlamentarismus und deutsche Sozialdemokratie*, Zitat: S. 588, Anm. 149.

⁸⁵⁴ Die Zahl der für die SPD abgegebenen Stimmen war in absoluten Zahlen zwar gestiegen, wegen der deutlich erhöhten Wahlbeteiligung war der Stimmenanteil der Partei allerdings von 31,7% auf 28,9% gesunken, wodurch sie die Zahl der errungenen Mandate von 81 auf 43 verringerte. (Angabe aus GROH, *Die Sozialdemokratie 1897-1909*, in: Ders., *Emanzipation und Integration*, S. 253-566, hier: S. 470).

⁸⁵⁵ Ebd., Zitat: S. 467.

⁸⁵⁶ HERTZ-EICHENRODE, *Deutsche Geschichte 1890-1918*, Zitat: S. 166.

⁸⁵⁷ M. BLOCH, *Albert Südekum*, Zitat: S. 87.

Parteitag zu der Formel von der „Scheinniederlage“⁸⁵⁸, um nicht das Theorem vom unaufhaltsamen Aufstieg der Bewegung aufgeben zu müssen. Während Teile der Linken in der Partei nun einen schärferen Kampf gegen den wachsenden Nationalismus verlangten, machte der rechte Parteiflügel den „Geist von Dresden“, der so hart mit dem Revisionismus ins Gericht gegangen war, für die Niederlage verantwortlich und forderte eine Abwendung von den radikalen Parolen bzw. eine Zusammenarbeit mit bürgerlichen Parteien.⁸⁵⁹ Mit den Worten von Kolb: „Es ist eine Ernüchterung über uns gekommen, die es viel eher ermöglicht, auf die im Jahre 1903 *offen* gebliebene Frage eine Antwort zu geben.“⁸⁶⁰ Kautsky wiederum vertrat trotz der Auffassung, „daß uns die Schlappe vom Januar nicht im geringsten erschüttert hat“⁸⁶¹, und verwies auf die außenpolitischen Implikationen des Wahlergebnisses: „Eine starke Sozialdemokratie in Deutschland bildete bisher den sichersten Hort des Weltfriedens. Und nun hat ein plötzlicher Paroxysmus der schlafmützigsten, ängstlichen, am wenigsten kampflustigen Elemente Deutschlands, die die erhabene Partei der Nichtwähler ausmachen, die Schutzwehr des Weltfriedens niedergerissen und die Bahn frei gemacht für eine Ära ungehemmter Weltpolitik, deren abschüssige Bahn im Weltkriege endet.“⁸⁶² Ob und wie dieser Entwicklung entgegengewirkt werden konnte, blieb von nun an ein Dauerthema in der SPD.

Anlass für eine weiter gehende Debatte zum Verhältnis zwischen Nation und Sozialdemokratie gab auch die am 25. April 1907 gehaltene Reichstagsrede von Noske, in der er an die Regierung gewandt erklärte: „Wir wünschen, daß Deutschland möglichst wehrhaft ist, wir wünschen, daß das ganze deutsche Volk an den militärischen Einrichtungen zur Verteidigung unseres Vaterlands ein Interesse hat. Das ist aber nur zu erreichen, wenn Sie mit der Sozialdemokratie sich dahin bemühen, daß Deutschland für das ganze Volk so wohnlich, so freiheitlich und so kulturell hochstehend wird, wie es nur einigermaßen denkbar ist.“⁸⁶³ Mit diesen Worten bemühte sich Noske, das Odium von

⁸⁵⁸ Protokoll über die Verhandlungen des Parteitages der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands. Abgehalten zu Essen a. d. Ruhr vom 15. bis 21. September 1907, Berlin 1907, S. 316.

⁸⁵⁹ Die Generalkommission der Gewerkschaften fühlte sich durch das schlechte Wahlergebnis offenbar bestätigt; ihr Organ, das *Correspondenzblatt*, bemerkte in einem Anflug von Schadenfreude: „Es ist eine der Früchte des jüngsten Wahlkampfes, daß die Partei in ein kühle Abschätzung ihres eigenen Einflusses auf national erregte Wählermassen eintritt und ihre Aufklärungsarbeit wie ihr taktisches Verhalten dementsprechend einrichtet.“ (GROH, *Die Sozialdemokratie 1897-1909*, in: Ders., *Emanzipation und Integration*, S. 253-566, Zitat: S. 493). Im Jahr darauf forderte David eine Kooperationspolitik gegenüber fortschrittlichen bürgerlichen Kräften: „Rücken wir fortan die Demokratisierung des preussischen Wahlrechts in den Mittelpunkt all unseres politischen Denkens und Handelns; scheiden wir die Geister einzig und allein nach dem Gesichtspunkt, ob sie in dieser *einen* Frage für oder gegen uns sind; betrachten wir jeden als Verbündeten, der in dieser *einen* Frage mit uns geht; isolieren wir den konservativ-klerikalen Feind! [...] Die weiteren Ziele unsere Bewegung in Ehren, aber die nächst uns gestellte Aufgabe von weltgeschichtlicher Bedeutung ist die Umwandlung Preussens in ein modernes, *konstitutionelles* Staatswesen. Erst auf dem Boden eines solchen demokratischen Staates können unsere Kämpfe mit der bürgerlichen Demokratie zum Austrag gebracht werden.“ (Eduard David, *Wo steht der Feind?*, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 5 vom 5.3.1908, S. 291-294, hier: S. 283f.).

⁸⁶⁰ Wilhelm Kolb, *Was nun?*, in: *Die Neue Gesellschaft*, Nr. 26 vom 27.3.1907, S. 303f., hier: S. 303.

⁸⁶¹ Karl Kautsky, *Der Essener Parteitag*, in: *Die Neue Zeit*, Nr. 52 vom 28.9.1907, S. 852-858, hier: S. 854.

⁸⁶² Karl Kautsky, *Der 25. Januar*, in: *Die Neue Zeit*, Nr. 18 vom 2.2.1907, S. 588-596, hier: S. 596.

⁸⁶³ WACHENHEIM, *Die deutsche Arbeiterbewegung*, Zitat: S. 439.

den „vaterlandslosen Gesellen“ abzustreifen, nicht begreifend, dass er damit die Propaganda des politischen Gegners letztlich aufwertete und als nicht vollkommen abwegig und interessengelenkt erkannte. Davon abgesehen machte er sich – dabei auf den Spuren der Kompensationsstrategie wandelnd - ein völlig irreales Bild von der Kompromissbereitschaft der herrschenden Schichten. Da Noske gleichzeitig Angriffskriege ablehnte und die Demokratisierung des Reiches forderte, stand er formal im Einklang mit den Beschlüssen der Partei. Dennoch erkannte die Regierung, dass sich hier die Chance bot, einen Keil in die Sozialdemokratie zu treiben, wenn sie geschickt an vorhandene nationale Einstellungen appellierte und deren Glaubwürdigkeit gleichzeitig unter Hinweis auf die Äußerungen der radikalen Linken infrage stellte. Gerade Bebels Beteuerungen bewiesen, dass mit dieser Methode der SPD einiges von ihrer oppositionellen Haltung abgekauft werden konnte, ohne ihr dafür irgendeine Gegenleistung zu gewähren. Damit war schon das Muster für den späteren Burgfrieden gefunden.⁸⁶⁴

In diese Richtung wies auch das Ansinnen Noskes, von der Regierung „Abschlagszahlungen“ im Sinne einer „allmähliche[n] Umwandlung des Heereswesens in unserem Sinne“⁸⁶⁵ zu fordern und im Gegenzug eine konstruktive Mitarbeit der SPD anzubieten. Diese Idee, die vor allem von Heine propagiert wurde, war zu diesem Zeitpunkt schon einige Jahre alt, wodurch sich auch die Bedeutung von Noskes Rede deutlich relativiert.⁸⁶⁶ In der Parteipresse kamen in der Folgezeit die unterschiedlichen Standpunkte zum Militarismusproblem zum Vorschein (in der Reichstagsfraktion hatte Noskes Rede kaum Streit ausgelöst). Bebel unterstützte die Position Noskes, an der Spitze seiner Kritiker stand Lensch von der *Leipziger Volkszeitung*. Die Ablehnung, die Noskes Äußerungen hervorriefen, richtete sich dabei „weniger gegen einzelne Formulierungen und Aussagen Noskes, als vielmehr gegen die von ihm vorgenommenen Betonungen, Gewichtungen und Weglassungen.“⁸⁶⁷

Auf dem anschließenden Essener Parteitag kam der Streit ebenfalls auf die Tagesordnung. Entgegen den Erwartungen des linken Parteiflügels erfuhren die Positionen Noskes mehr Zustimmung als Ablehnung. Bebel stellte sich erneut hinter Noske; der Unterstützung von David, Südekum und Vollmar konnte dieser sich ohnehin sicher sein. Ablehnung kam u. a. von Lensch und Stadthagen; die Kritiker monierten v. a. das, was Noske in seiner Rede *nicht* gesagt hatte, als Abweichung vom bisherigen Kurs. Ledebour war es, der die Vorwürfe auf den Punkt brachte: „Den Frieden bekräftigen wir dadurch, daß wir vollständige Klarheit darüber schaffen, daß unter keinen Umständen die

⁸⁶⁴ In diese Richtung geht auch die später von Noske kolportierte Aussage Eberts, wonach Noskes Reichstagsrede vom April 1907 „die Programmrede der deutschen Sozialdemokratie für den Weltkrieg gewesen“ sei. (Wolfram WETTE, Gustav Noske. Eine politische Biographie, Düsseldorf 1987, Zitat: S. 73).

⁸⁶⁵ NEFF, „Wir wollen keine Paradedruppe . . .“, Zitat: S. 172.

⁸⁶⁶ Zur bisherigen Bewertung von Noskes Rede siehe WETTE, Gustav Noske, S. 73ff.

⁸⁶⁷ Ebd., S. 75.

Regierungen und die bürgerlichen Parteien sich darauf verlassen können, daß die Sozialdemokratie sich unter irgendwelchen faulen Vorwänden zu einem Kriege gegen die westeuropäischen Mächte mißbrauchen läßt.⁸⁶⁸ Diese Warnung wirkt gerade im Hinblick auf die später folgenden Ereignisse mehr als berechtigt, doch am Ende der Parteitagsdebatte fand sich keine Mehrheit für ein Tadelsvotum gegen Noske,⁸⁶⁹ der sich dadurch bestätigt fühlen konnte (und 1909 nicht zufällig zum ständigen Sprecher der Fraktion zum Militär- und Kolonialetat avancierte).

Bebel äußerte sich auf dem Parteitag ähnlich wie kurz zuvor auf den Stuttgarter Sozialisten-Kongress; er hielt, anders als Heine, eine Unterscheidung zwischen Angriffs- und Verteidigungskrieg weiterhin für möglich (wovon er auch später nicht abrücken sollte).⁸⁷⁰ Im Falle eines Angriffs auf Deutschland war er dafür, die Regierung zu unterstützen. Die Redner der Rechten pflichteten ihm in dieser Frage bei, ohne etwas von ihren viel weiter gehenden Zielen aufzugeben. Kautsky brachte umgehend Einwände vor: „Die deutsche Regierung könnte aber auch eines Tages den deutschen Proletariern weismachen, daß sie die Angegriffenen seien, die französische Regierung könnte das gleiche den Franzosen weismachen, und wir hätten dann einen Krieg, in dem deutsche und französische Proletarier mit gleicher Begeisterung ihren Regierungen nachgehen und sich gegenseitig morden und die Hälse abschneiden.“⁸⁷¹ Diese Gefahr bestand in der Tat. Auch Lensch sah klar, dass es ein Fehler wäre, sich „den herrschenden Klassen zur Verfügung [zu] stellen“, nur weil dort „Friedensliebe markiert [werde].“⁸⁷²

Trotz dieser Warnungen widmete sich die SPD-Führung nicht mit dem nötigen Nachdruck der ganz realen Gefahr einer möglichen, wenn nicht sogar sehr wahrscheinlichen Desinformationspolitik der Reichsleitung - eine Fahrlässigkeit, die die Partei noch teuer zu stehen kommen sollte. Der Parteitag stellte sich schließlich hinter Bebel und billigte damit indirekt auch die Haltung Noskes. In seinem Schlusswort versteckte sich Südekum geschickt hinter den Äußerungen Bebels, die doch offensichtlich den Eindruck widerlegten, „als seien Strömungen vorhanden, die dem Kampf gegen

⁸⁶⁸ Protokoll SPD-Parteitag Essen 1907, S. 260f.

⁸⁶⁹ Der Parteitag fasste zur Frage der Landesverteidigung keinen formellen Beschluss; ein Antrag, der die Haltung Noskes missbilligte, wurde abgelehnt.

⁸⁷⁰ In Stuttgart hatte Bebel erklärt: „Die Behauptung, was ein Angriffs-, was ein Verteidigungskrieg sei, wäre im gegebenen Fall schwer zu sagen, bestreite ich als richtig. So liegen heute die Dinge nicht mehr, daß die Fäden zu kriegerischen Katastrophen für den unterrichteten und beobachtenden Politiker unsichtbar blieben. Kabinettpolitik hat aufgehört zu sein.“ (Protokoll Internationaler Sozialisten-Kongress Stuttgart 1907, S. 82).

⁸⁷¹ Protokoll SPD-Parteitag Essen 1907, S. 261.

⁸⁷² Ebd., S. 238.

den Militarismus auch nur die allermindeste Abschwächung zuteil werden lassen wollen.⁸⁷³ Südekum wusste selbst am besten, welchen Anlass er für diese Schutzbehauptung hatte.

Wie auch auf den Parteitag zuvor waren Karl Liebknechts Vorschläge für eine antimilitaristische Aufklärungspolitik von Bebel und der Mehrheit abgeschmettert worden (gegenüber Kautsky erklärte Liebknecht, gerade Heine sei sein „Antipode in allgemein taktischer u. besonders antimilitaristischer Hinsicht!“⁸⁷⁴). Zur Irritation etlicher Delegierter hatte Bebel schon 1906 in Mannheim die Meinung vertreten, dass Widerstand im Falle eines Krieges, egal unter welcher Konstellation, aussichtslos sein würde.⁸⁷⁵ Die radikale Linke, die sich um diese Zeit immer mehr von Bebel und Kautsky absetzte, entwickelte auch zur Frage der Friedenserhaltung eigenständige Positionen. Mehring vertrat 1907 die Ansicht: „Der Krieg ist nichts als die Entscheidung von Interessengegensätzen, die unter der Voraussetzung der Klassengesellschaft weder mit Gründen des Rechts noch mit Gründen der Vernunft mehr zu entscheiden sind.“⁸⁷⁶ Die Möglichkeit eines „Verteidigungskrieges“ (der auch als solcher erkennbar war), an der Bebel unverdrossen festhielt, tauchte hier nicht mehr auf. Mit der Forderung, die Stellung zum Krieg an den Interessen des Proletariats auszurichten, traf sich Mehring in gewisser Hinsicht mit den Vordenkern des rechten Parteiflügels. Deren „pragmatische“ Haltung hielt Mehring – wenn auch aus ganz anderen Motiven – ebenfalls für zwingend; andernfalls, fürchtete er, „haben wir beim Ausbruch eines Krieges, wo die geschlossene Einheit der Partei notwendiger ist als je, einen nicht zu schlichtenden Streit in ihren Reihen über die unauflösbare Frage, ob ein Angriffs- oder Verteidigungskrieg vorliegt.“⁸⁷⁷

Diese weise Voraussicht brachte allerdings vorerst wenig politischen Ertrag. Auch in außenpolitischen Fragen wurde die Linke in der Partei von nun an durch das informelle Zusammenwirken von Vorstand, Gewerkschaftsführung und Revisionisten/Reformisten zurückgedrängt, ohne dass es zu einer parteioffiziellen Grundsatzentscheidung gekommen wäre. Bebel schlug sich zwar nicht auf die Seite des rechten Flügels, stellte sich dessen Geländegewinnen in der Partei aber auch nicht mehr direkt mit seiner ganzen Autorität entgegen, was mittelfristig zu grundlegenden Gewichtsverschiebungen führen musste. Joseph Bloch erkannte unmittelbar nach dem Essener Parteitag in einem Brief an Vollmar ganz richtig, dass sich beider Standpunkt in den „nationalen Fragen“⁸⁷⁸ nun end-

⁸⁷³ Ebd., S. 264.

⁸⁷⁴ K. Liebknecht an K. Kautsky vom 11.11.1907. (Annelies LASCHITZA, Die Liebknechts. Karl und Sophie – Politik und Familie, Berlin 2007, Zitat: S. 139).

⁸⁷⁵ Auch im Reichstag hatte Bebel im Mai 1907 auf die geringen Möglichkeiten der Sozialdemokratie zur Kriegsverhinderung hingewiesen.

⁸⁷⁶ Monika KRAMME, Franz Mehring – Theorie und Alltagsarbeit, Frankfurt/Main – New York 1980, Zitat: S. 159.

⁸⁷⁷ Zitat: Ebd.

⁸⁷⁸ J. Bloch an G. v. Vollmar vom 1.10.1907. (NONN, Verbraucherprotest, Zitat: S. 259).

gültig durchgesetzt habe. Hinzuzufügen ist noch, dass zu diesem Zeitpunkt in der SPD das Bewusstsein für die tatsächliche Bedrohung des europäischen Friedens noch schwach ausgeprägt war; entsprechend gering erschien der Handlungsdruck, wenn es darum ging, für diesen Politikbereich Konzepte zu entwickeln. Nur vereinzelte Stimmen richteten sich gegen Bebels Einschätzung, dass die internationale Lage ohnehin keinen Grund zur Besorgnis bot.⁸⁷⁹ Während Ledebour und Eisner in der deutschen Regierung eine potenzielle Gefahr für den europäischen Frieden sahen, wiegelten Bebel und David ab; hier entwickelte sich die Auseinandersetzung quer zu den bisherigen innerparteilichen Konfliktlinien.

In der Debatte um die Vorstellungen Noskes zeigten sich allerdings bereits deutlich die Gegensätze, die im Weltkrieg dann vollends unüberbrückbar wurden. Auf der Generalversammlung der Münchner Wahlkreisorganisationen, die sich mit dem Essener Parteitag befasste, verteidigte Vollmar Noske und ging ins Grundsätzliche:

„Das Vaterland ist gewiß gegenüber dem größten Teil des Volkes ein Stief- und Rabenvaterland, das ausgebeutet und beherrscht wird und es ist darum sicher für die arbeitenden Klassen und die Sozialdemokratie sehr viel schwerer, für dieses Vaterland einzutreten, als für jene, die davon nur Vorteile empfangen. Aber wir dürfen andererseits das Vaterland nicht mit den augenblicklich Herrschenden verwechseln. So erbittert wir über die heutige Mißwirtschaft in Deutschland sein mögen und so entschlossen wir zu deren unaufhörlicher Bekämpfung sind, so dürfen wir doch nicht vergessen, daß es unser Heimatland, das Land unseres Volkstums, unserer engeren Kulturgemeinschaft ist, auf dessen Boden wir leben und unseren Kampf führen [...].

Deswegen und weil es niemand gibt, der so sehr das Elend einer feindlichen Eroberung zu kosten bekäme, als gerade die Masse des arbeitenden Volkes, sind wir verpflichtet und bereit, unser Land gegen Angriffe von außen zu verteidigen und mit Gut und Blut für unsere nationale Unabhängigkeit einzutreten. Dabei bleibt es und daran können auch alle Spintisierereien darüber, ob heute überhaupt noch eine Bedrohung dieser Selbständigkeit möglich sei, ob man immer erkenne, wann ein Angriff vorliege und dergleichen nichts ändern: Hoffen wir im übrigen, daß auf diese Dinge keine ernsthafte Probe gemacht wird, das würde [...] das fürchterlichste Unglück für Deutschland und die Menschheit sein“⁸⁸⁰.

Damit hatte Vollmar einige stabile Pflöcke eingeschlagen, an denen sich die Integrationsstrategie festmachen ließ. Sein Schützling Heine vertiefte diese Überlegungen in einem Artikel, in dem er Noskes umstrittene Reichstagsrede verteidigte, noch weiter; Heine breitete nun eine folgenschwere Gedankenkette aus:

„Freilich ist es wahr, dass man sich [...] kaum auf spitzfindige Unterscheidungen zwischen Angriffs- und Verteidigungskrieg einlassen kann. Die Frage hiernach mag in der Tat meist schwer ge-

⁸⁷⁹ Zu den Einwänden Kurt Eisners auf dem Essener Parteitag siehe ausführlicher unten Kap. 4.7.

⁸⁸⁰ MP Nr. 230 vom 9.10.1907.

nug zu entscheiden sein und wird in keinem Fall unstreitig sein. Ebenso *leicht* aber wird es immer sein, sich klar zu werden, ob Deutschland *gefährdet* ist. [...]

Es kann nun leider kommen, dass die Nation in Gefahr gestürzt wird, weil die herrschenden Kreise eine unvernünftige, von uns gemissbilligte Politik getrieben haben. Ja, heutzutage könnte allein eine solche Verblendung der Herrschenden die Möglichkeit kriegerischer Verwicklungen herbeiführen, dagegen wäre eine Kriegsgefahr so gut wie ausgeschlossen, wenn es lediglich nach unserem Willen ginge. Kommt es aber trotzdem zu einer solchen Gefährdung der deutschen Nation, so können wir uns nicht auf den Standpunkt stellen, diese Gefahr nicht abwehren zu wollen, weil wir sie nicht heraufbeschworen haben. [...] Die verbrecherischen oder leichtfertigen Verursacher eines Krieges zur Verantwortung zu ziehen, soweit als unsere Macht reichte, wäre Aufgabe unseres *inneren* politischen Kampfes. Das deutsche Volk und die deutsche Kultur dürften wir es nicht entgelten lassen, wenn seine herrschenden Klassen sie in Gefahr gebracht hätten. Auch wir müssten zu den Waffen greifen, nicht um die Macht der Regierung und der herrschenden Klassen zu sichern, sondern für unser Volk und seinen besten Besitz; dies wäre der wahre Preis des Kampfes, selbst dann, wenn wieder, wie gewöhnlich, die Herrschenden verstehen würden, für sich die unmittelbarsten Vorteile der kriegerischen Abwehr des Feindes einzuheimen.

Dies ist nicht nur die richtige, sondern auch die einzig mögliche Politik. In Friedenszeiten für die Erhaltung des Friedens zu wirken, der Verhetzung der Völker entgegenzutreten, den kurzsichtigen politischen Egoismus bekämpfen, der jedes noch so gewaltsame, unfruchtbare und unsittliche Mittel gutheißt, [...] ihn bekämpfen [...], das ist unsere Aufgabe in der inneren politischen Agitation. Haben wir aber trotzdem den Krieg nicht hindern können, so würde das Volk, bedroht in seinen Grenzen, seinem Eigentum, seiner Sicherheit und Freiheit, sich nicht gefallen lassen, dass wir erst Betrachtungen anstellten und uns herumstritten, wer die Schuld daran trüge.⁸⁸¹

Dieser eigentümlichen Mischung aus Hellsichtigkeit und Engstirnigkeit lag eine scheinbar zwingende „Logik“ zugrunde: Ein Krieg, dessen Ursachen per se nicht genau zu bestimmen waren, bedeutete eine Gefährdung des Vaterlandes, an deren Abwehr sich die Sozialdemokratie aus vernünftigen Gründen aktiv beteiligen müsste; eine Unterstützung der Regierung wäre demnach notwendig, unabhängig davon, welche Politik sie zuvor betrieben hatte. Was die Vermeidung eines Krieges anging, bliebe der Sozialdemokratie nicht viel mehr übrig, als wohlmeinende Appelle an die Machthaber zu richten (Vollmar hatte hier außer dem „Prinzip Hoffnung“ nichts zu bieten). Mit der Ankündigung bedingungsloser Loyalität im Kriegsfall – und genau darauf liefen Heines Überlegungen hinaus – beraubte sich die SPD jedenfalls jeglichen Druckmittels, und das obwohl Heine die – mehr als realistische – Möglichkeit einer verantwortungslosen Politik der herrschenden Kreise ausdrücklich einkalkulierte. Damit war die erste Fassung des Drehbuches geschrieben, in dem die SPD auf die Rolle des „nützlichen Idioten“ festgelegt war, und zwar von einem Mitglied der Partei selbst. Weitere Versionen sollten in den kommenden Jahren folgen.

Widerspruch hierzu folgte auf den Fuß. In seinem Rückblick auf die Militarismusdebatte auf dem Essener Parteitag setzte Kautsky ganz andere Akzente als Heine:

⁸⁸¹ Wolfgang Heine, Wie bekämpfen wir den Militarismus?, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 11 vom Nov. 1907, S. 911-918, hier: S. 915f.

„Die sachlichen Auffassungen der Kritiker des Genossen Noske wurden kaum von irgendwem bestritten. Dessen Verteidiger plädierten vornehmlich für mildernde Umstände. Man brauche nicht jedes Wort gleich auf die Goldwaage zu legen, im allgemeinen habe Noske nichts gesagt, was nicht schon andere vor ihm gesagt hätten, ohne getadelt zu werden.

Das ist ganz richtig und wäre in Betracht zu ziehen, wenn ein Parteitag eine Zusammenkunft von Schulmeistern wäre, denen die Aufgabe zufällt, Zensuren auszuteilen. Aber er ist vielmehr eine politische Körperschaft, die politische Wirkungen erzielen will und danach ihre Kritik bestimmt. [...]

Nach zwei Seiten hat Noskes Rede einen falschen Eindruck erzeugt.

Unmittelbar nach der anscheinenden Wahlniederlage war es doppelt geboten, zu zeigen, daß unsere Partei ungebrochen in ihrer Kampfstellung verharre und jeden Gedanken an ein Entgegenkommen gegen das herrschende Regime weit von sich weise.

Andererseits aber ist in der gegebenen weltpolitischen Situation an einen Krieg, bei dem ein proletarisches oder demokratisches Interesse zur Verteidigung oder zum Angriff in Frage kommen könnte, gar nicht zu denken. Sicher gebietet die Demokratie das Eintreten für die Selbständigkeit der Nation, und die Internationalität das Eintreten für die Selbständigkeit *jeder* Nation. Aber nirgends ist heute die Selbständigkeit einer jener großen Nationen bedroht, die bei einem Kriege in Betracht kämen. Die einzige Kriegsgefahr droht heute von der überseeischen Weltpolitik, der das Proletariat von vornherein grundsätzlich ablehnend gegenüberstehen muß [...]. In dieser Situation gilt es nicht, die Regierung zu versichern, daß sie auf die Begeisterung des Proletariats rechnen könne, wenn sie wegen ihrer Weltpolitik von einem auswärtigen Feind angegriffen werde, sondern jeden Krieg, der sich entspinnen mag, als Verbrechen an den Interessen des Volkes zu brandmarken.“⁸⁸²

Die Chancen der SPD, einen Krieg zu verhindern, schätzte Kautsky unter den gegebenen Verhältnissen optimistisch ein:

„Wohl ist es richtig, daß sie [d. h. die SPD; B. A.] eine Reihe von Mitteln nicht propagieren, wahrscheinlich auch nicht anwenden kann, die in der antimilitaristischen Propaganda des Auslands eine große Rolle spielen. Aber in viel größerem Ausmaße als jede andere sozialistische Partei verfügt sie über ein Machtmittel, das mehr als jedes andere geeignet ist, die Kriegsbegeisterung zu dämpfen, der kriegerischen Verhetzung entgegenzuwirken.

Unter dem Regime der allgemeinen Wehrpflicht kann heute keine Regierung es wagen, einen großen Krieg zu führen, wenn sie nicht der Begeisterung der Volksmasse sicher ist. Ein moderner Weltkrieg macht die gewaltigste Anspannung aller Volkskräfte nötig, wie sie nur der freudigste Enthusiasmus erzielen kann. Eine Regierung, die auf diesen nicht rechnen darf, wird es sich doppelt und dreifach überlegen, ob sie sich in ein Kriegsabenteuer stürzt.

Das große Mittel, Kriegsbegeisterung zu erwecken, ist aber heute die Tagespresse. Nur durch sie erfährt der gewöhnliche Mensch in einem modernen Gemeinwesen die Vorkommnisse der Außenwelt, die sich außerhalb des Kreises seiner persönlichen Beobachtung abspielen; und er erfährt sie nur in der Weise, wie die Tagespresse sie bringt. [...]

Ist die Presse oder vielmehr ihre Auftraggeber kriegerisch gesinnt, dann ist es ihr leicht, den äußeren Feind in einem so abscheulichen oder gefährlichen Licht erscheinen zu lassen, daß der Volkszorn darob hoch auflodert und nach bewaffneter Abwehr oder Sühne schreit. Steht dagegen den Kriegshetzern eine starke Presse gegenüber, die friedlich gestimmt ist, so vermag diese es wohl, Licht und Schatten gleichmäßig abzuwägen, alle Lügen über den Gegner aufzudecken und die Masse bei nüchterner Überlegung zu erhalten.

So ist unter den Faktoren, die einen Krieg fördern, aber auch verhindern können, die Presse der wichtigste. Ist erst einmal die Kriegsbegeisterung im Volke entzündet, dann kommen alle Mittel, den Krieg zu verhindern, zu spät, dann wird jeder Versuch, das kriegerische Aufgebot zu stören,

⁸⁸² Karl Kautsky, Der Essener Parteitag, in: *Die Neue Zeit*, Nr. 52 vom 28.9.1907, S. 852-858, hier: S. 855f.

schon durch den Volkszorn selbst hinweggefegt. Einen Krieg zu verhindern, ist nur in der Weise möglich, daß man eine kriegerische Stimmung im Volke nicht erst aufkommen läßt. Keine Sozialdemokratie kann aber in dieser Beziehung so erfolgreich wirken wie die deutsche, denn keine verfügt über eine solche Presse wie diese.“⁸⁸³

Heine und Kautsky, die schon lange in herzlicher Abneigung verbunden waren, vertraten in der für die Sozialdemokratie bald entscheidenden Frage Positionen, die kaum einen Mittelweg offen ließen. Um den in der Partei um sich greifenden Nationalismus einzudämmen, veröffentlichte Kautsky 1907 zwei Broschüren („Patriotismus und Sozialdemokratie“ sowie „Sozialismus und Kolonialpolitik“), in denen er den Vordenkern des rechten Parteiflügels in die Parade fuhr.⁸⁸⁴ Letztere, mit Heine an der Spitze, bekamen von Joseph Bloch in den *Sozialistischen Monatsheften* wiederum jeden erdenklichen Raum, um publizistisch dagegenzuhalten. Der ebenfalls mit Kautsky verfeindete Südekum bezeichnete zur selben Zeit die Nation als „höchste Form der Entwicklung menschlichen Gemeinschaftslebens“⁸⁸⁵ und vertiefte damit die ideologischen Gräben, die es inzwischen in der Sozialdemokratie gab. Der unübersehbare Dissens war in Essen nicht ausdiskutiert worden und schwelte weiter, ohne dass die Partei sich zu einer wirklichen Festlegung darüber fähig zeigte, welche Optionen sie für die denkbaren, ganz unterschiedlichen Konstellationen im Krisen- und Kriegsfall präferierte. Zu diesem Zeitpunkt, d. h. 1907, wäre noch Zeit gewesen, die überfällige Debatte zu führen.

Bei allen Differenzen lehnte die Sozialdemokratie insgesamt die „Vaterlandsverteidigung“ als solche, sich damit durchaus im Einklang mit den ideologischen Ürvätern Marx und Engels befindend, keineswegs ab. (Auch die Vorstellung, ein Krieg befördere die sozialistische Revolution, konnte sich mit einigem Recht auf diese Autoritäten berufen.) Nur auf der radikalen Linken gab es einzelne Stimmen, die diese Position ablehnten. Die Bereitschaft, an der Vaterlandsverteidigung mitzuwirken, wurde auch deshalb von Sozialdemokraten so herausgestrichen, um die gesellschaftliche Ausgrenzung zu unterlaufen. Teile der SPD betonten ausdrücklich, dass eine Reform der Wehrverfassung im Sinne des Parteiprogramms die Wehrfähigkeit des Landes erhöhen und nicht etwa schwächen würde. Das war nicht völlig falsch, arbeitete aber letztlich dem herrschenden Militarismus in seiner ausgesprochen reaktionären politischen Wirkung entgegen. Ab 1907 kristallisierte sich dabei immer mehr eine neuartige Parteistrategie heraus, die dann in die Burgfriedenspolitik münden sollte. Da der rechte Parteiflügel, der diese Entwicklung forcierte, der traditionellen

⁸⁸³ Ebd., S. 857.

⁸⁸⁴ Vgl. LASCHITZA, Kautsky im Widerstreit, in: ROJAHN u. a. (Hrsg.), Kautskys Bedeutung, S. 126-139, hier: S. 130f.

⁸⁸⁵ M. BLOCH, Albert Südekum, Zitat: S. 88.

Kampfrhetorik weiterhin seinen Tribut zollte,⁸⁸⁶ blieb dieser entscheidende Prozess der sozialdemokratischen Meinungsbildung einer breiteren Parteiöffentlichkeit verborgen. Retrospektiv betrachtet liegt in diesem Jahr wohl die entscheidende Weggabelung, die zur „Politik des 4. August“ führte. Nachdem die ein Jahrzehnt zuvor ersonnene Kompensationspolitik Heines zunächst kaum Rückhalt in der SPD gefunden hatte, galt sie inzwischen nicht nur als diskussionswürdig, sondern war auf dem besten Wege, mehrheitsfähig zu werden.

Unter dem Eindruck der einschlägigen Reichstagsreden von Bebel und Noske erkannte Michels, dass die Mehrheit der SPD im Kriegsfall den dann notwendigen Krediten wohl zustimmen würde; bereits kurz vor dem Essener Parteitag schrieb er: „Man mag sich dieser, den ausländischen Sozialisten allerdings schwerverständlichen `patriotischen` Stellungnahme der großen deutschen Arbeiterpartei zum Kriegsproblem und zumal der sich aus ihr ergebenden Konsequenzen erfreuen und sie begrüßen als den endlichen Sieg der Vernunft in der ehemals so gefürchteten Umsturzpartei. Man mag sie betauern . . . Aber unabwendbar sind sie. Unabwendbar wie die Nacht, die auf den Tag folgt.“⁸⁸⁷ Vereinfachend lässt sich sagen: „Im Hinblick auf die Militärpolitik ist [...] etwa ab 1907 zumeist eine Differenzierung in parlamentarische Pragmatiker und dogmatische Parteilinke hinreichend. Während der linke Flügel das stehende Heer weiterhin kompromisslos bekämpfte und unmittelbar nach der Revolution trachtete, glaubte die Mehrheit der SPD im Gegensatz zu den Radikalen mittlerweile uneingestanden an den parlamentarischen Weg zur Macht.“⁸⁸⁸ Gemeinsam war beiden Lagern eine Unterschätzung der Kriegsgefahr und eine Überschätzung der „Friedensliebe“ der deutschen Regierung. Anlässlich von Noskes Reichstagsrede vom April 1907 und der sich daran anschließenden Debatten „zeigte sich zum ersten Mal ein zwar nur feiner, dann sich aber ständig verbreiternder Riß innerhalb der SPD, was ihre Stellung zu Nation und Vaterland anging“⁸⁸⁹. Aus diesem Riss wurde im Krieg die Bruchstelle, die die Einheit der Partei zerstörte.

Als ebenso zweischneidig wie die Kompensations- und Integrationsstrategie erwies sich die von Marx und Engels übernommene „Rußlandphobie“ der SPD.⁸⁹⁰ Dabei vermischte sich gut begründete Abneigung gegenüber dem reaktionären Zarismus, der die Antithese zu allen Werten der Sozialdemokratie darstellte, mit ressentimentgeladenen Überzeugungen; die für Deutschland in An-

⁸⁸⁶ So erklärte Legien im September 1908 auf einer Demonstration in Berlin, die sich für einen Ausgleich zwischen England und Deutschland einsetzte, dass der Feind der Arbeiterklasse nicht außerhalb der Landesgrenzen stehe, sondern der Kapitalismus und Militarismus sei.

⁸⁸⁷ GENETT, *Der Fremde im Kriege*, Zitat: S. 370, Fn. 587.

⁸⁸⁸ NEFF, „Wir wollen keine Paradedruppe . . .“, S. 167.

⁸⁸⁹ GROH/BRANDT, „Vaterlandslose Gesellen“, S. 115.

⁸⁹⁰ Siehe dazu auch Dietrich GEYER, *Zur „Ostpolitik“ der deutschen Sozialdemokratie vor dem Ersten Weltkrieg*, in: *GWU* 35 (1984), S. 145-154.

spruch genommene kulturelle Überlegenheit konnte im Krieg in offenen Chauvinismus und Rassismus umschlagen, woraus die Reichsregierung dann politisches Kapital schlagen sollte.⁸⁹¹ Für die Parteirechte bot die habituelle Rußlandfeindschaft einen willkommenen Anknüpfungspunkt zwischen einem unstrittigen sozialdemokratischen Kernanliegen und dem herrschenden Nationalismus der Zeit. Die Rußlandfeindschaft wurde von führenden Sozialdemokraten folglich auch deshalb so gerne herausgestrichen, weil sich hier revolutionäre Rhetorik und nationale Loyalitätsbekundungen widerspruchsfrei auf einen Nenner bringen ließen.

An der von ihr beanspruchten Führungsrolle innerhalb der Internationale ließ die SPD von der in sich zersplitterten russischen Arbeiterbewegung nicht rütteln. Das Verhältnis blieb von Unkenntnis und Unverständnis geprägt, als ernst zu nehmende Partner bzw. Kontrahenten betrachtete die SPD allenfalls die Bruderparteien in England und Frankreich. Mit diesen lieferten sich die Vertreter der SPD regelmäßig Auseinandersetzungen darüber, welche Beschlüsse die Sozialistische Internationale für den Fall eines drohenden Krieges treffen konnte und sollte. Der Verhandlungsspielraum war dabei gering, denn: „Bei aller Vielfalt der Stellungnahmen zum Problem der Landesverteidigung, die durch die Aktualisierung dieses Problems durch äußere Ereignisse und seine Einbeziehung in die parteiinternen Auseinandersetzungen entstanden war, herrschte 1907 in der deutschen Partei Einigkeit darüber, daß man Mobilmachung oder Krieg nicht durch *direkte* Aktionen verhindern könne.“⁸⁹²

2.2.7.5 *SPD und Internationale*

Ein Strohalm, an den sich die Arbeiterbewegung klammerte - bzw. mit dem sie den im öffentlichen Diskurs dominierenden Kriegstreibern drohen zu können meinte -, war die 1889 wiederbelebte Sozialistische Internationale, die sich angesichts wachsender Spannungen zwischen den europäischen Mächten verstärkt mit der Gefahr eines großen Krieges beschäftigte. Zur Situation der SPD innerhalb der Internationale hatte Michels 1907 bemerkt: „Das Merkwürdigste dabei war, dass die deutsche Sozialdemokratie trotz aller Toaste und Reden in dem internationalen Milieu innerlich ein Fremdkörper blieb, dem es nicht gelang, sich zu akklimatisieren. [...] Leider hat die deutsche Sozialdemokratie der Kritik der ausländischen Beobachter nie die genügende Beachtung geschenkt. Zum Teil aus der sie beseelenden Großmannssucht. [...] Kritiken organisatorisch und wissenschaft-

⁸⁹¹ Die Rußlandfeindschaft der SPD erleichterte den Durchbruch der Integrationsstrategie im Burgfrieden vom August 1914 dann erheblich. Die Gefahren hatte Michels frühzeitig beschrieben: „Der bevorstehende Krieg mit Rußland hat jahrelang fast ausschließlich die `auswärtige Politik` der deutschen Arbeiterpartei beschäftigt, und was sie dazu tun konnte, die deutsche Reichsregierung zu einem solchen Kriege zu drängen, das hat sie redlich getan.“ (MICHELS, Die deutsche Sozialdemokratie im internationalen Verbands, in: Ders., Soziale Bewegungen, S. 135-197, hier: S. 193).

⁸⁹² GROH, Die Sozialdemokratie 1897-1909, in: Ders., Emanzipation und Integration, S. 253-566, hier: S. 506.

lich minderwertiger Parteien berühren sie nicht.⁸⁹³ Wie zur vorausseilenden Bestätigung dieses Urteils hatte Leuthner kurz zuvor lamentiert: „Manchmal könnte es scheinen, als sollten Mißgunst und Mißurteil, die dem deutschen Volk überall begegnen, nun auch den deutschen Sozialdemokraten zu teil werden.“⁸⁹⁴

Unter diesen eher ungünstigen Voraussetzungen, die die „Sonderstellung“ der SPD mit sich brachte, galt es eine gemeinsame Strategie für die so unterschiedlichen sozialistischen Parteien zu finden. Bei den Debatten um präventive Maßnahmen geriet das Instrument des Massenstreiks in den Mittelpunkt. Die deutsche Parteiführung blieb hier stets skeptisch und versuchte, bindende Beschlüsse zu verhindern. Legien hatte schon 1905 (im Zusammenhang mit internationalen Vereinbarungen über einen Generalstreik) klargestellt: „Die Ausländer können ihre Taktik so einrichten, wie sie es für geboten halten. Dagegen aber verwahren wir uns, daß die von ihnen beliebten Propagandamittel anderen Nationen aufgedrängt werden, die sie nicht haben wollen.“⁸⁹⁵ (Auf dem rechten Parteiflügel war es nicht unüblich, sich über die Debatten der Internationale despektierlich zu äußern.⁸⁹⁶)

Der im August 1907 in Stuttgart tagende internationale Sozialisten-Kongress diskutierte erstmals den Massenstreik als Mittel der Friedenswahrung (das Thema war gegen den Willen der SPD auf die Tagesordnung gesetzt worden) und beschloss eine wegweisende Resolution zur Kriegs- und Militärfrage. Grundsätzlich wurde darin festgehalten, „daß der Krieg, das traurige Produkt der gegenwärtigen ökonomischen Verhältnisse, erst verschwinden wird, wenn die kapitalistische Produktionsweise der Emanzipation der Arbeit und dem internationalen Triumph des Sozialismus Platz gemacht hat.“ Der entscheidende Passus lautete: „Droht der Ausbruch eines Krieges, so sind die arbeitenden Klassen und deren parlamentarische Vertretungen in den beteiligten Ländern verpflichtet, unterstützt durch die zusammenfassende Tätigkeit des Internationalen Bureaus, alles aufzubieten, um durch die Anwendung der ihnen am wirksamsten erscheinenden Mittel den Ausbruch des Krieges zu verhindern, die sich je nach der Verschärfung des Klassenkampfes und der Verschärfung der allgemeinen politischen Situation naturgemäß ändern.“ Ein von Lenin und Rosa Luxemburg eingebrachter Zusatz sah vor: „Falls der Krieg dennoch ausbrechen sollte, ist es die Pflicht, für dessen rasche Beendigung einzutreten und mit allen Kräften dahin zu streben, die durch den Krieg herbei-

⁸⁹³ MICHELS, Die deutsche Sozialdemokratie im internationalen Verbands, in: Ders., Soziale Bewegungen, S. 135-197, hier: S. 146 u. 190.

⁸⁹⁴ Karl Leuthner, Deutschtum und Sozialdemokratie, in: *Die Neue Gesellschaft*, Nr. 16 vom 18.4.1906, S. 183-185, hier: S. 185.

⁸⁹⁵ Protokoll SPD-Parteitag Jena 1905, S. 322.

⁸⁹⁶ In der *Neuen Gesellschaft* z. B. war 1906 zu lesen: „Die außerordentliche praktische Wichtigkeit und der unerschöpfliche ideale Wert aller Institutionen der proletarischen Internationalität lassen uns darüber hinwegsehen, daß bei internationalen Veranstaltungen oft und gern der Schein grotesk-phantastisch über das Sein sich erhebt.“ (Karl Leuthner, Die Internationale und der Krieg, in: *Die Neue Gesellschaft*, Nr. 12 vom 21.3.1906, S. 137-140, hier: S. 137).

geführte wirtschaftliche und politische Krise zur Aufrüttelung des Volkes auszunutzen und dadurch die Beseitigung der kapitalistischen Klassenherrschaft zu beschleunigen.“⁸⁹⁷

Eine schärfere Variante, die bei Kriegsausbruch einen Generalstreik verlangte, hatte Bebel, dabei unterstützt von Vollmar, erfolgreich abgewehrt;⁸⁹⁸ die deutschen Vertreter argumentierten mit dem Fehlen jeglicher Kriegsgefahr und – damit sich und andere in falschen Erwartungen wiegend – mit den friedlichen Absichten der deutschen Regierung. Bebel zeigte sich auch überzeugt, dass die SPD-Führung jederzeit zwischen einem Angriffs- und einem Verteidigungskrieg zu unterscheiden in der Lage wäre.⁸⁹⁹ Der von anderen Delegationen vorgebrachten Forderung nach dem Generalstreik zur Kriegsverhinderung trat Bebel mit der Begründung entgegen, dass für seine Partei keine Kampfmittel akzeptabel seien, „die dem Parteileben, unter Umständen auch der Existenz der Partei verhängnisvoll sein könnten.“⁹⁰⁰ Diese Haltung blieb eine der Konstanten in der Haltung des Vorsitzenden,⁹⁰¹ die nicht ohne Wirkung auf die Partei blieb, obwohl Kautsky ein Jahr zuvor noch den Massenstreik zur Abwendung eines Krieges für möglich erachtet hatte.⁹⁰² Davon hielt auch Vollmar überhaupt nichts: „Die Idee, den Krieg durch einen Militärstreik oder dergleichen aus der Welt zu schaffen, erscheint mit ebenso töricht, wie wenn man etwa glaubte, durch einen Generalstreik den Kapitalismus sozusagen über Nacht beseitigen zu können.“⁹⁰³ Mit dem Anliegen, eine eindeutige Festlegung zu vermeiden, setzte sich die SPD in Stuttgart durch. Eine Antwort auf die von der französischen Delegation aufgeworfene Frage, was die SPD im Falle eines von der deutschen Regierung provozierten Krieges zu tun gedenke, blieben die deutschen Vertreter schuldig. Auch auf den folgenden Kongressen beharrte die SPD auf ihrer Position, wodurch sie sich – obwohl oder gerade weil sie die stärkste der angeschlossenen Parteien war - innerhalb der Internationale zunehmend isolierte.

⁸⁹⁷ Resolution abgedruckt in: Protokoll Internationaler Sozialisten-Kongress Stuttgart 1907, S. 64-66, hier: S. 66.

⁸⁹⁸ Auf dem SPD-Parteitag von 1911 beschrieb Bebel seine in Stuttgart vorgetragene Haltung gegenüber weitergehenden Forderungen: „Beschließt, was euch gut dünkt; aber wir Deutschen machen nicht mit.“ (WACHENHEIM, Die deutsche Arbeiterbewegung, Zitat: S. 504).

⁸⁹⁹ Vgl. Protokoll Internationaler Sozialisten-Kongress Stuttgart 1907, S. 82f.

⁹⁰⁰ Ebd., S. 83.

⁹⁰¹ Kautsky stellte dazu sachlich fest: „Bebel hat den Gedanken einer Verhinderung des Krieges durch einen Massenstreik stets entschieden zurückgewiesen.“ (K. Kautsky an H. Haase vom 24.6.1914; Werner JUNG, August Bebel. Deutscher Patriot und internationaler Sozialist. Seine Stellung zu Patriotismus und Internationalismus, Pfaffenweiler 1986, Zitat: S. 269).

⁹⁰² Kautsky schrieb dazu: „Nun ist es sicher, daß wir einen *Militärstreik*, wie ihn die französischen Antimilitaristen predigen, nicht durchführen können. Auch ein Massenstreik nach bereits ausgebrochenem Kriege wäre schwer durchführbar. Dagegen braucht man keineswegs von vornherein einen Massenstreik als aussichtslos zu verurteilen, der ausbricht, um eine Regierung daran zu hindern, einen Krieg *anzuzetteln*.“ (Karl Kautsky, Der Parteitag von Mannheim, in: *Die Neue Zeit*, Nr. 1 vom 6.10.1906, S. 4-10, hier: S. 9).

⁹⁰³ Protokoll Internationaler Sozialisten-Kongress Stuttgart 1907, S. 93.

Die Notwendigkeit, das Vorgehen der unter ganz unterschiedlichen Bedingungen agierenden sozialistischen Parteien zu koordinieren, wurde allgemein erkannt, ohne dass dieses Problem wirklich gelöst werden konnte. Das hierfür vorgesehene Internationale Sozialistische Büro (ISB) mit Sitz in Brüssel hatte hierfür viel zu geringe Kompetenzen und wurde in seiner Arbeit vor allem von der SPD behindert. Die in Stuttgart verabschiedete Resolution, die drei Jahre später noch einmal bekräftigt wurde, war nun formal Beschlusslage der deutschen Sozialdemokratie. Allerdings: Vollmar erklärte auf dem anschließenden Parteitag der SPD, dass diese zu den Resolutionen von Stuttgart stehen würde und zwar „so, wie wir Deutschen es auffassen.“⁹⁰⁴ Diese Formulierung sollte sich noch als politischer Bumerang mit langer Flugbahn erweisen.⁹⁰⁵ Die nahezu einmütig positive Reaktion der sozialdemokratischen Presse auf die Stuttgarter Beschlüsse verdeckte vorerst die sich von nun an immer mehr ausweitende Kluft innerhalb der SPD. Die Bilanz des Kongresses war aus deutscher Sicht prekär: „Ein in politisches Wunschdenken umgebogener Pazifismus projizierte gleichsam den Dualismus von radikaler Phraseologie und reformistischer Praxis auf die internationale Ebene, wo er dieselben Folgen wie innerhalb der deutschen Partei entfaltete: Der Integration der strategisch und theoretisch mehr und mehr divergierenden Positionen, die er leistete, stand die Illusion eigener Macht, der verzweifelte Glaube, daß ein großer Krieg unmöglich geworden sei, gegenüber.“⁹⁰⁶

Wie weit sich die SPD bereits zu diesem Zeitpunkt innerhalb der Sozialistischen Internationale ins Abseits manövriert hatte, beschrieb Michels eindringlich:

„Das Fazit der Einwendungen und Vorwürfe, die die große Mehrzahl der ausländischen Genossen – von rechts wie links – der deutschen Sozialdemokratie in den Fragen des Militarismus, des Krieges und des Vaterlandsgedankens macht, ist, daß sie weit davon entfernt sei, ihre internationalen Pflichten zu erfüllen. Auf einem vorgeschobenen, überaus verantwortlichen Posten stehend, als revolutionäre Arbeiterpartei des größten Militärstaates Europas, mitten im Herzen der Reaktion, habe sie die doppelte Pflicht, die Eingriffe ihrer Regierung in die Schicksale des Auslandes, die stets gegen die Freiheit gerichtet seien, zu verhindern und den Kriegs- und Uebermachtsgelüsten der offiziellen Gewalten ihres Landes mit aller nur denkbaren Energie entgegenzutreten. Die starke Sozialdemokratie aber sei sich ihrer Verantwortlichkeit nicht recht bewußt und deshalb nicht willens, ernstlich an die Erfüllung dieser Aufgabe heranzugehen. Jedesmal, wenn die Welt von ihr eine energische Sprache erwartet, ducke sie sich. Es ist die Abneigung, die die *gesamte europäische Demokratie gegen Preußen-Deutschland* erfüllt, die sich hier auch in der Wertung der deutschen Sozialdemokratie geltend macht. Ihre Unfähigkeit, sich dieses gemeinsamen `Feindes aller Zivilisation` zu erwehren, ihn unschädlich zu machen, wirft auf sie den Schatten der Komplizität. Die Zugeständnisse, die die offiziellen Redner der Sozialdemokratie dem allgemein für den europäischen Frieden als gefährlichen Gegner erachteten waffenstarrenden Reichsdeutschland gemacht haben, rufen allenthalben

⁹⁰⁴ Protokoll SPD-Parteitag Essen 1907, S. 256.

⁹⁰⁵ Reichskanzler Georg Michaelis entwertete 1917 die von den Mehrheitsparteien MSPD, Zentrum und FVP eingebrachte Friedensresolution mit den gleichen Worten. (Siehe unten Kap. 5.5.).

⁹⁰⁶ GROH/BRANDT, „Vaterlandslose Gesellen“, S. 127.

Entrüstung hervor und machen den Zweifel an dem Internationalismus der deutschen Sozialisten zur Gewissheit.“⁹⁰⁷

Der nächste Kongress, der 1910 in Kopenhagen abgehalten wurde, stand im Zeichen konkreterer Forderungen: Abrüstung, internationale Schiedsgerichtsbarkeit, Abschaffung der Geheimdiplomatie, Selbstbestimmungsrecht der Völker, Verweigerung der Militärbudgets. Dafür sollten sich die sozialistischen Parlamentsfraktionen einsetzen, die allerdings nirgendwo über eine Mehrheit verfügten. Die deutsche Delegation, die inzwischen keine Führungsrolle mehr zu spielen vermochte, vermied erneut eine Festlegung auf den Massenstreik als friedenserhaltende Maßnahme, stieß mit ihren Abrüstungsforderungen aber auf allgemeine Zustimmung.

Der außerordentliche Kongress von Basel bekräftigte 1912 noch einmal einstimmig die Stuttgarter Erklärung zum Verhalten bei Kriegsausbruch.⁹⁰⁸ Mit diesem formal eindeutigen, in der Sache aber schwammigen Beschluss fand eine bereits mehrere Jahre währende Debatte ihren vorläufigen Abschluss. Rosa Luxemburg, die von den englischen und französischen Vertretern unterstützt wurde, war es erneut nicht gelungen, eine Resolution durchzusetzen, die den Massenstreik explizit als kriegsverhinderndes Mittel nannte. Der von Bebel angeführte Widerstand gegen diese Festlegung behielt die Oberhand; die letzte Chance, vor der Julikrise von 1914 konkrete Kampfmaßnahmen für den Krisenfall zu beschließen, war vertan. „Die Zweite Internationale war nicht [...] zu einer politischen Kraft geworden, die einem möglichen Völkerkrieg die Warnung entgegenhielt, die Arbeiterorganisationen würden in einer solchen Lage die jeweilige nationalmilitärische Loyalität durchbrechen. Insofern war das Fiasko der Zweiten Internationale bei Kriegsausbruch 1914 vorgezeichnet, und es war in erster Linie die deutsche Sozialdemokratie, an der Versuche einer anderen Politikformulierung gescheitert waren.“⁹⁰⁹

Die Beschlüsse zum Kampf gegen die Aufrüstung und zur Ablehnung von Militärausgaben hatte die SPD allerdings formal mitgetragen, doch auch hier machten sich bald Aufweichungstendenzen breit. Der scheinbar schwer zu erklärende Bruch zwischen offizieller Beschlusslage und tatsächlichem Verhalten der deutschen Partei- und Gewerkschaftsführung bei Kriegsbeginn erscheint weniger abrupt bei Berücksichtigung neuerer Forschungsergebnisse, die sich v. a. auf die Versuche der SPD beziehen, auf die Militärpolitik gestaltenden Einfluss zu nehmen.

⁹⁰⁷ MICHELS, Die deutsche Sozialdemokratie im internationalen Verbands, in: Ders., Soziale Bewegungen, S. 135-197, hier: S. 191f.

⁹⁰⁸ Vgl. Außerordentlicher Internationaler Sozialisten-Kongress zu Basel am 24. und 25. November 1912, Berlin 1912, S. 23.

⁹⁰⁹ KLÖNNE, Die deutsche Arbeiterbewegung vor 1914, in: HEISS/LUTZ (Hrsg.), Friedensbewegungen, S. 136-151, hier: S. 143.

2.2.7.6 Die reformorientierte Militärkritik und die Ausgestaltung der Integrationsstrategie

Welches Ausmaß und welche Bedeutung die so genannte reformorientierte Militärkritik der SPD in der Vorkriegszeit angenommen hatte, ist erst jüngst durch die Untersuchung von Bernhard Neff sichtbar geworden (genauer gesagt: *wieder* sichtbar geworden, denn Michels hatte auch zu diesem Punkt das Entscheidende bereits erkannt⁹¹⁰). Weit stärker als bis vor kurzem bekannt hatte sich die SPD, allen voran ihr Vorsitzender Bebel, in den Ende des 19. Jahrhunderts einsetzenden Diskurs von Fachleuten und politischer Öffentlichkeit eingeschaltet, in dem es im Kern darum ging, ob und wie das Militär auf die rasante Entwicklung der Technik reagieren sollte. Nicht etwa aus taktischem Kalkül, sondern aus ehrlicher Sorge um die Sicherheit des Reiches kritisierte die SPD, hier meist auf einer Linie mit dem Linkliberalismus, eine Reihe von unzeitgemäßen Einrichtungen und Gebräuchen der preußisch-deutschen Armee (genannt seien hier nur die praxisfernen Kaisermanöver, das anachronistische Festhalten an der Schlachtenkavallerie, die Vernachlässigung der Gefechtsausbildung zu Gunsten stupiden Paradedrills und der so genannte „Dekorationsmilitarismus“, womit ständig wechselnde Uniformmoden und weiterer zweckfremder „Firlefanze“ gemeint waren⁹¹¹). Im Dezember 1904 brachte es Bebel im Reichstag auf den Punkt: „Wir wollen keine Paradetruppe, wir wollen eine Kriegstruppe, wir wollen eine Truppe, für den Kriegsfall ausgebildet, möglichst zweckmäßig und einfach.“⁹¹²

Unter dem Gesichtspunkt militärischer Zweckrationalität war die Kritik der SPD in nahezu allen Punkten berechtigt. Die bis 1914 - gegen den hinhaltenden Widerstand der Traditionalisten im Militärapparat - dann tatsächlich durchgeführten Reformen (etwa die Einführung der feldgrauen Uniformen oder die gefechtsnähere Ausbildung) gingen oft in die von der Partei seit langem geforderte Richtung, was von offizieller Seite natürlich stets bestritten wurde. Außer der Genugtuung, nachträglich Recht bekommen zu haben, blieb der politische Ertrag für die SPD aber ausgesprochen gering, da ihr ureigenes Ziel, nämlich die Umgestaltung von Staat und Gesellschaft im demokrati-

⁹¹⁰ In einem 1907 erschienenen Aufsatz schrieb er: „Die zweite sozialistische Bewegungsform [neben dem General- bzw. Massenstreik; B. A.], der die deutsche Sozialdemokratie völlig fremd gegenübersteht, ist der Antimilitarismus. [...] Insbesondere Bebel war es, der jedes Mal mit dem ganzen Schwergewicht seiner Vergangenheit und Gegenwart und der ganzen Vehemenz seiner Natur sich auf den Antimilitarismus warf, sowie er auch nur einen Keim von ihm zu entdecken glaubte. Dafür beschränkte sich das, was die deutsche Sozialdemokratie als Antimilitarismus bezeichnet, in der Praxis auf die Verweigerung des Heeresbudgets, - ein rein platonischer Akt von Glaubensbekenntnis, der außerdem, scheint es, sofort aufgegeben werden wird, sobald die Partei im Reichstag einmal die Mehrheit bekommen sollte - sowie auf einige reformerische Bestrebungen zum Kapitel des Militärwesens - Propagierung der Nützlichkeit dunkler Uniformen, militärischer Jugendausbildung, also Einführung einer gründlicheren Vorbereitung für den Krieg, ferner Abschaffung des weißen Lederzeugs und der Kavallerieattacken, kurz alles Dinge, die eher auf eine Kräftigung als eine Bekämpfung des Militarismus hinzielen und im Auslande zu Ungunsten der dortigen sozialistischen Agitation ebenso wie auch die wiederholte Bebelsche Erklärung, im Kriegsfall jeden Quadratmeter deutschen Reichslandes - das bekanntlich dänische, französische und polnische Gebietsteile umschließt - mit dem letzten Herzblut verteidigen zu wollen, viel Staub aufwirbeln.“ (MICHELS, Die deutsche Sozialdemokratie im internationalen Verbände, in: Ders., Soziale Bewegungen, S. 135-197, hier: S. 158 u. 166). In einer Hinsicht täuschte sich Michels: Nicht erst nach Erringung der Parlamentsmehrheit, sondern bereits 1913 bewilligte die SPD-Reichstagsfraktion das Militärbudget (siehe unten Kap. 2.2.8.).

⁹¹¹ Siehe dazu auch SCHULTE, Europäische Krise und Erster Weltkrieg, S. 47-70.

⁹¹² NEFF, „Wir wollen keine Paradetruppe . . .“, Zitat: S. 140.

schen und sozialen Sinn, durch diese Erfolge nicht näher rückte, sondern eher das Gegenteil der Fall war. Der Grundgedanke Bebels, d. h. die Erwartung, dass die Einbindung breiterer Volksschichten in die Landesverteidigung „automatisch“ eine demokratisierende Wirkung haben müsse, erwies sich als grundfalsch.

Mit ihren Rufen nach einer effektiveren Militärorganisation und einer Wehrerziehung für Jugendliche geriet die SPD stattdessen in die Nähe des „neuen“ Militarismus und damit der radikalnationalistischen Organisationen und Verbände; diese waren ideologisch geprägt von Publizisten wie den ehemaligen Generälen August Keim, Konstantin Freiherr von Gëbsattel (die 1912 den Deutschen Wehrverein gründeten) und Friedrich von Bernhardi. Mit den innen- und verfassungspolitischen Reformzielen der SPD hatten diese Kräfte nicht das Geringste gemein.⁹¹³ Mehr noch: Die außenpolitische Aggressivität dieser neuen Rechten stellte ein ganz neues Gefahrenpotenzial dar, dem sich auch die Sozialdemokratie stellen musste. In letzter Konsequenz führte die konstruktive Mitarbeit der SPD bei der Modernisierung des Heeres – das Verhältnis gegenüber der neuen Flotte blieb stets gespannt – zu einer Stabilisierung *des* Systems, das zu bekämpfen die SPD mit guten Gründen angetreten war. Während Altkonservative und „neue Rechte“ sich bei allen Interessengegensätzen über den gemeinsamen Kampf gegen die Sozialdemokratie einigen konnten, blieb die SPD letztlich politisch isoliert. Schwerer wog noch, dass durch den Eifer, den die Partei(-führung) bei der reformorientierten Militärkritik aufbrachte, und den Stolz über (vermeintlich) erzielte Erfolge der emanzipatorische Anspruch der Partei nahezu völlig in den Hintergrund geriet.

Noske, der sich nach seiner Wahl in den Reichstag 1906 bald als führender militärpolitischer Sprecher der Fraktion etabliert hatte, gab den Ton vor, der den Vorstellungen des rechten Parteiflügels entsprach. In seiner Rede zum Wehretat von 1909 kritisierte er einerseits: „Das stehende Heer hat von jeher den Zweck gehabt, das Volk, d. h. die breiten Volksmassen, von der Sonnenseite des Lebens fernzuhalten, sie im Schatten niederzuhalten.“ Das bestehende Heer sei „ein Instrument geworden, um die bürgerlich-kapitalistische Gesellschaftsordnung gegen das aufstrebende Proletariat zu verteidigen.“ Gleichzeitig stellte er aber „mit einer gewissen Genugtuung“ fest: „Auf dem Weg zum Volksheer, das wir Sozialdemokraten fordern, sind wir schon.“⁹¹⁴ In dieser Sichtweise spielten das Volkswehrkonzept Bebels und der dafür notwendige grundlegende, d. h. revolutionäre Umbau der Gesellschaft keine zentrale Rolle mehr; stattdessen sah man sich bereits auf dem Weg zu einer

⁹¹³ Bernhardi, ein militanter Gegner der Sozialdemokratie, vertrat die Auffassung: „Kein Volk ist so wenig wie das deutsche geeignet, seine Geschicke selbst zu leiten, etwa in einer rein parlamentarischen oder gar republikanischen Verfassung; für keines paßt die landläufige liberale Schablone weniger als für uns.“ (WINKLER, *Der lange Weg nach Westen*, Bd. 1, Zitat: S. 315). Gëbsattel sprach sich gegen die Vermischung von „jüdischer und germanischer Rasse“ (Ebd., Zitat: S. 320) aus und befürwortete einen Staatsstreich zur Abschaffung des allgemeinen Wahlrechts.

⁹¹⁴ WETTE, *Gustav Noske*, Zitat: S. 79 u. 81.

evolutionären Veränderung der Heeresverfassung, die der Tüchtigkeit den Vorzug vor ständischen Privilegien gab. Dass damit eine allgemeine Demokratisierung einherging, die auch die Schlagkraft der Armee erhöhen würde, wurde stillschweigend unterstellt – so die hinter der reformorientierten Militärkritik stehende Logik. Komplementär dazu war die Überzeugung weit verbreitet, die Umsetzung der sozialpolitischen Forderungen der SPD würde sich nicht zuletzt auch auf die „Wehrkraft“ des deutschen Volkes positiv auswirken und dass überzeugte Sozialdemokraten die „besseren“ Soldaten seien.⁹¹⁵

Während bei den oben genannten Kritikpunkten, die meist eher technischer Art waren, Abhilfe geschaffen wurde, gab es eine Reihe von sozialdemokratischen Forderungen, bei denen die Militärbürokratie – nicht zu vergessen der oberste Befehlshaber, d. h. Wilhelm II. – absolut intransigent blieb, da sie den Kern der staatlichen Ordnung gefährdet sah. Das hielt Vertreter des rechten Parteiflügels, v. a. Kolb, Schippel, Max Cohen⁹¹⁶ und auch Eisner, nicht davon ab, 1912/13 ein „rüstungspolitisches Aktionsprogramm“⁹¹⁷ zu entwickeln, das mit Hilfe anderer Parteien umgesetzt werden sollte.⁹¹⁸ Dieses Programm sah einschneidende Reformen vor, aber keinen radikalen Bruch mit dem bestehenden System.⁹¹⁹ Nicht nur die hier verlangte Verkürzung der Dienstzeit, die Reform des Militärstrafrechts und die Beseitigung des Kastencharakters des Offizierskorps hatten faktisch keinerlei Realisierungschance; dies galt auch für weitere von der SPD erhobene Forderungen

⁹¹⁵ Dazu David: „Ein von sozialdemokratischen Gesinnungen und Idealen erfüllter Mann besitzt eben eine geschulte Intelligenz und ein höher entwickeltes allgemeines Pflichtgefühl; er ist eine zu stärkerer, innerer Selbstzucht befähigte Persönlichkeit geworden. Und darum ist er auch ein brauchbarer Soldat, der den vielseitigen Anforderungen, die der moderne Kriegsdienst an die Intelligenz und den Willen des einzelnen Mannes stellt, in viel höherem Maße gewachsen ist, als der geistig rückständige, stumpfsinnig dahin trotende Rekrut, wie er aus den Domänen feudaler und klerikaler Volksverblödung kommt. [...] Jede Erhöhung des Lohnes, jede Verkürzung der Arbeitszeit, jede Verbesserung der Ernährung, der Behausung und sonstigen Lebenshaltung, jede Einrichtung zum Schutze der Gesundheit auf der Arbeitsstätte, jede Bestimmung zur Schonung der Kinder und jugendlicher Arbeiter, der Frauen, der Schwangeren, kurz jede Forderung auf Sanierung und Hebung der Lebensbedingungen der breiten Masse des Volkes dient der Erhaltung und Steigerung unserer Wehrkraft.“ (Eduard David, Sozialdemokratische Briefe über Vaterlandsliebe (IV), in: *Die Neue Gesellschaft*, Nr. 11 vom 14.6.1905, S. 125-127, hier: S. 125).

⁹¹⁶ Cohen, Max, geb. 30.1.1876 in Langenberg (Kr. Mettmann), Progymnasium, kaufmänn. Lehre, Militärdienst, 1900 Beitritt zur Gewerkschaft, 1902 Beitritt zur SPD, kaufmänn. Angestellter, seit 1904 publizistisch und journalistisch tätig, 1908-1914 Stadtverordneter in Frankfurt/Main, 1915-1918 Landsturmmann, u. a. Tätigkeit bei der Kriegsrohstoffabteilung, MdR 1912-1918, Nov. 1918 bis April 1919 Vertrauensmann der Berliner Soldatenräte, Mitglied des Vollzugsrates und Vorsitzender des Zentralrates der deutschen sozialistischen Republik, 1920-1933 Mitglied des Reichswirtschaftsrates, in der NS-Zeit Emigration, gest. 12.3.1963 in Paris.

⁹¹⁷ Dieser Begriff entstammt einem Artikel von Schippel. (Vgl. Max Schippel, Ein rüstungspolitisches Aktionsprogramm?, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 8 vom 24.4.1913, S. 461-466).

⁹¹⁸ Zu den dahinter stehenden Hoffnungen schrieb Kolb: „Am System des Militarismus ließe sich nur durch die planmäßige Inangriffnahme durchführbarer Reformen etwas ändern. Ein militärisches Reformprogramm würde, davon bin ich überzeugt, weit über die Kreise der Sozialdemokratie hinaus großen Anklang finden.“ (Wilhelm Kolb, Einzel oder koaliert?, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 3 vom 9.2.1911, S. 162-165, hier: S. 164).

⁹¹⁹ Das von Cohen im April 1913 vorgestellte Programm forderte: „1. Sofortige Einführung der zweijährigen Dienstzeit für Kavallerie und reitende Artillerie. 2. Sofortige Einführung der einjährigen Dienstzeit für sämtliche Fußtruppen. 3. Bildung des Offizierskorps aus den dazu geeigneten Mannschaften. 4. Beseitigung der militärischen Sondergerichtsbarkeit. 5. Deckung aller militärischen Ausgaben durch Vermögens-, Einkommens- und Erbschaftssteuer.“ (RAMBKE, Diesem System keinen Mann und keinen Groschen?, Zitat: S. 149).

wie das Vorgehen gegen Soldatenmisshandlungen, die Einrichtung einer internationalen Schiedsgerichtsbarkeit, Abrüstung oder die Bekämpfung der Korruption in der Rüstungsindustrie.

Kautskys Ruf nach einem „Heersystem . . . , in dem der Soldat nicht aufhört, Bürger zu sein, in dem der Gegensatz von Zivil und Militär aufgehoben ist“⁹²⁰, prallte an der preußischen Militärmonarchie genauso wirkungslos ab wie *der* Teil der „konstruktiven“ Forderungen der SPD, deren Erfüllung die Machtverhältnisse verschoben hätte. Dennoch sank bei den Angehörigen des rechten Parteiflügels die Bereitschaft, sich von der Außen- und Wehrpolitik der Regierung deutlich abzugrenzen. Hier setzte sich eine seltsame Logik durch, die auf die Vergeblichkeit des bisherigen Entgegenkommens gegenüber der Regierung mit verstärkter Anpassung, teilweise regelrechter Anbiederung reagierte. Die reformorientierte Militärkritik war dabei nur ein Bestandteil des Anpassungskurses. Wie bereits geschildert war es dem rechten Parteiflügel spätestens 1907 gelungen, seine Vorstellungen zur Wehrpolitik in den Rang einer diskussionswürdigen Alternative zur bisherigen Position der Partei zu bringen; sie bildeten noch nicht das Programm der SPD, ihre Anhänger aber mussten nun nicht mehr mit Sanktionen rechnen. Diese einmal geschlagene Bresche galt es nun auszunutzen.

Der nächste Vorstoß erfolgte wieder durch einen Aufsatz in den *Sozialistischen Monatsheften*, diesmal verfasst von Leuthner, der schon einige Jahre zuvor mit originellen Thesen aufgefallen war, die ihn sehr nahe an die Alldeutschen heranführten.⁹²¹ Leuthner, „das Schreckenskind der Partei“⁹²², vertrat nun (vor dem Hintergrund der Bosnischen Annexionskrise) die Ansicht, dass „aus dem Deutschenhaß alle Kriegsgefahr und Kriegsstimmung unserer Tage entspringt“, und betonte: „Die Lehre, dass stets die eigene Regierung unrecht haben müsse, wird zur Misslehre, wenn sie den schlimmsten Störern des Friedens in Europa Gelegenheit und Stoff für ihre verderbliche Agitation gibt.“ Es folgte die rhetorische Frage: „Wird aber der Kampf gegen die schwächeren Ausbrüche des Chauvinismus im eigenen Land nicht um so wirksamer werden, wenn er von der scharfen Abweisung der weit gefährlicheren und hitzigeren im Ausland begleitet ist?“ Der Artikel endete mit der staatstragen-

⁹²⁰ OVCARENKO, Zum Militärprogramm der deutschen Sozialdemokratie, in: Jahrbuch für Geschichte 10 (1974), S. 295-341, Zitat: S. 336.

⁹²¹ So hatte Leuthner 1905 geschrieben: „Wir [d. h. die Deutschen; B. A.] sind eben das Volk der Mitte, der Nachbar Aller. Der Deutschenhaß ist bei den Slaven [sic] einfach die notwendige Ergänzung der panslawistischen Bestrebungen, bei den Russen vielfach überdies der konkrete Ausdruck des dumpfen Fremdenhasses überhaupt, außerdem der natürliche Widerwille gegen die Nation, von deren Kultureinflüssen man sich eben erst zur Selbständigkeit losgerissen hat. [...] Uebrigens ist Kriegslust kaum das hervorragendste Laster der heute in Deutschland Regierenden, sondern schwächliche Aengstlichkeit, verbunden mit der üblen Gewohnheit, durch die Verschwendung großer Worte bei dem Nachbar sinn- und ziellos Beunruhigung hervorzurufen.“ (Karl Leuthner, Die internationale Politik des deutschen Proletariats, in: *Die Neue Gesellschaft*, Nr. 26 vom 27.9.1905, S. 306-309, hier: S. 307f.). Heinrich Claß, der Vorsitzende des Alldeutschen Verbandes, schrieb einige Jahre später: „Denn der Russe haßt den Deutschen mit dem instinktiven Hasse des in jeder Begabung Unterlegenen gegen den Überlegenen, alles am Deutschen ist ihm zuwider, sein Fleiß, seine Redlichkeit, seine Ordnungsliebe, seine Reinlichkeit . . . Dieser Deutschenhaß ist die treibende Kraft des Panslawismus.“ (LINDEMANN, Die Macht der Perzeptionen, Zitat: S. 81).

⁹²² Bericht der Berliner politischen Polizei. (Abgedruckt in: Dieter FRICKE/Rudolf KNAACK (Bearb.), Dokumente aus geheimen Archiven. Übersichten der Berliner politischen Polizei über die allgemeine Lage der sozialdemokratischen und anarchistischen Bewegung 1878-1913. Teil III: 1906-1913, Berlin 2004, S. 177).

den Feststellung: „Die deutsche Sozialdemokratie, die einen so grossen Teil des deutschen Volkes umfasst, trägt mit die Verantwortung für seine Geschicke. Die Frage des Friedens ist aber für Deutschland eine Frage auf Leben und Tod.“⁹²³

Auf dem Weg zur Integrationsstrategie, deren Befürworter den politischen Gegner nur außerhalb des eigenen Landes sahen und die bedingungslose Solidarität mit der eigenen Regierung zur Tugend erhoben, war hier ein weiterer großer Schritt getan. Leuthner legte einige Zeit später noch nach.⁹²⁴ Er schrieb: „Man muss selbst in der unmittelbaren Nähe eines Krieges gestanden haben, um zu erfahren, wie wenig sich gegen die Kriegsgefahr tun lässt, wenn sie einmal wirklich gegeben ist.“⁹²⁵ Hier war bereits von einem „unausweichlichen Konflikt“ die Rede.⁹²⁶ Panlawismus und britischer Imperialismus waren für Leuthner die gefährlichsten Kriegstreiber, ein Tatbestand, dem nun endlich auch die deutsche Sozialdemokratie ins Auge zu sehen habe. Die Konsequenz daraus lautete:

„Die auswärtige Politik muss für uns *aufhören* im alten Sinne ein *Mittel der Agitation* zu sein, sie muss für uns ein Gegenstand höchster Wichtigkeit werden, den wir nach seinen eigenen Zwecken und Zielen behandeln. [...] Wenn nun aber der Krieg Jahr um Jahr in Sicht kommt, wenn der Gedanke an die Hunderttausende von Proletarierleichen den Gedanken an kleinen Agitations- und Stimmengewinn allen Einsichtigen und Gewissenhaften vollständig zurückdrängt: wird man dann noch für jeden internationalen Konflikt ohne vorgängige sorgfältige Untersuchung den Anstifter in Berlin suchen, da man doch weiss, dass die Erweckung des Argwohns gegen die vorgeblichen Hegemonie- und Eroberungspläne Deutschlands das Vehikel bildet, womit Panlawisten und Jingoos den Weltkrieg vorbereiten?“⁹²⁷

Die ganze Betrachtung kulminierte in der Behauptung: „Es gibt keinen Staat in Europa, der so auf völlig defensive Ziele der Politik beschränkt wäre wie Deutschland.“⁹²⁸ Rhetorik und Inhalt der späteren Burgfriedenspolitik waren damit weitgehend ausformuliert; selbst die Kriegsunschuldlegende war bereits in den parteiinternen Diskurs eingeführt, lange bevor der Krieg überhaupt vom Zaun gebrochen worden war. Ganz so weit wie Leuthner ging Südekum noch nicht, der sich zur selben Zeit empörte: „Ist es nicht ein zum Himmel schreiender Skandal, daß unser fleißiges, friedliebendes Volk heute in der furchtbaren Lage ist, jeden Augenblick angefallen zu werden?“ Süde-

⁹²³ Karl Leuthner, Die Aufgabe der deutschen Sozialdemokratie in der auswärtigen Politik, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 18/19 vom 3.9.1908, S. 1126-1131, hier: S. 1130f.

⁹²⁴ Vgl. Karl Leuthner, International und national, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 1 vom 14.1.1909, S. 7-14.

⁹²⁵ Karl Leuthner, Herrenvolk und Pöbelvolk, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 8 vom 22.4.1909, S. 473-481, hier: S. 480.

⁹²⁶ So hieß es in dem Artikel weiter: „Noch weniger vermögen freilich friedsam gesinnte Parteien gegen Verhältnisse, und wenn es wahr wäre, dass aus dem Widerstreit der wirtschaftlichen Interessen Englands und Deutschlands der Konflikt notwendig erwachsen müsste, so wäre die Sozialdemokratie nur in der trübseligen Lage wünschen zu müssen, dass der deutsche Export um der industriellen Entwicklung willen wächst, um zugleich diese Entwicklung als Ursache des unausweichlichen Konflikts zu beklagen.“ (Ebd.).

⁹²⁷ Karl Leuthner, Umlernen, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 3 vom 6.5.1909, S. 558-569, hier: S. 564.

⁹²⁸ Ebd., S. 568.

kum hatte immerhin noch den Blick dafür, dass Bülow's „Weltpolitik“ dafür verantwortlich war, dass das Reich inzwischen „in Widerspruch [...] mit allen Nationen des Kulturkreises“ stand, und andere Völker geradezu gezwungen waren, „Bündnisse einzugehen, um Deutschland einzukreisen“⁹²⁹. Dass die „Einkreisung“ Deutschlands selbst verschuldet war, hatte Bebel bereits einige Jahre zuvor erkannt. Dennoch gewann diese fixe Idee auch in der SPD immer mehr an Zugkraft und bereitete damit Bedrohungsängsten den Boden, die der Integrationsstrategie Vorschub leisteten. Gerd Krumeich hat schon vor längerer Zeit festgestellt: „Die Tatsache, daß also auch auf sozialdemokratischer Seite die Einkreisungsfurcht spürbar wird, zeigt die ganze Kraft des Schlagworts und der zugrunde liegenden *Phobie*, denn die Gestaltungskraft gesellschaftlicher Topoi lässt sich doch wohl allgemein am besten daran testen, wieweit es ihnen gelingt, auch diejenigen in ihren Bann zu ziehen, die der herrschenden Meinung am kritischsten gegenüberstehen.“⁹³⁰

Die publizistischen Gegenreaktionen in der Partei auf Leuthners Serie von Artikeln blieben wohl auch aus diesem Grund überschaubar. Hilferding skizzierte in seiner Replik in der *Neuen Zeit* allerdings sehr genau, wohin die Integrationsstrategie die SPD zu führen drohte:

„Aber soll der Krieg nicht allzu gefährlich für den Bestand des herrschenden Regimes werden, so dürfen die herrschenden Klassen nicht besorgen müssen, daß er gegen den Willen der Volksmacht gemacht wird. Die Gewinnung des Volkes für die imperialistische Ideologie wird für sie zu einer Frage ihrer Macht, und eine Partei wie die Sozialdemokratie, die gerade in dieser Frage den herrschenden Klassen entgegentritt, wird deshalb zu ihrem Todfeind. Der Reformismus aber will nicht Todfeindschaft, er will Entgegenkommen, und so muß er eben aufhören, den Imperialismus im eigenen Lande zu bekämpfen. Ist aber die Gegnerschaft aufgegeben, dann ist Spielraum gewonnen für alle Nuancen, von den Konfusionären, die Kolonialschwärmerei mit Antimilitarismus und Freihandel vereinbar glauben, bis zu den konsequenten Verfechtern der Rüstungspolitik, des Schutzzolls, der Kolonialpolitik mit allen ihren Konsequenzen für Krieg und Sklaverei, wie sie Schippel das *enfant terrible* des Revisionismus [...] unermüdlich vertritt.

Leuthner geht noch einen Schritt weiter. Den meisten Reformisten ist das Entgegenkommen gegen die imperialistische Politik Mittel zum Zweck. Sie erhoffen durch eine versöhnliche Haltung Milderung der Gegensätze, Möglichkeiten des Zusammengehens und damit größere Aussichten wenn nicht für den Sozialismus so doch für gewisse demokratische und sozialpolitische Reformen. Für Leuthner ist der Ausgangspunkt nicht der Sozialismus, sondern der Nationalismus. Er sieht nicht das deutsche, englische, französische, russische Volk mit seinen Klassen und deren verschiedenen Interessen, die sich auch in der Verschiedenheit der Stellung der Klassen zur auswärtigen Politik widerspiegelt. Er sieht nur ein `Deutschland`, das er liebt, und ein `Frankreich`, ein `England`, ein `Rußland`, das er haßt. Dieses `Deutschland` liegt im Herzen Europas und seine Nachbarn sind seine Feinde. Natürlich kann es da nur eine `nationale` einheitliche Politik geben und die deutsche Arbeiterklasse muß mit der Kapitalistenklasse und ihren Staatsorganen zusammen nationale Politik gegen die Feinde machen.“⁹³¹

⁹²⁹ M. BLOCH, Albert Südekum, Zitat: S. 101.

⁹³⁰ KRUMEICH, Einkreisung, in: Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht 20/1 (1989), S. 99-104, hier: S. 102.

⁹³¹ Rudolf Hilferding, Der Revisionismus und die Internationale, in: *Die Neue Zeit*, Nr. 32 vom 7.5.1909, S. 161-174, hier: S. 169f.

Nach dieser Prognose hätten eigentlich alle Alarmglocken schrillen müssen, die es bei den Gegnern der Neuausrichtung der Parteistrategie im „nationalen“ Sinne gab. Kautsky hatte bereits einige Jahre zuvor Leuthner „einen Engländerhaß, wie er heute nur noch bei unseren Alldrutschen gefunden wird“, bescheinigt, und aus einem einschlägigen Artikel des Österreicherers nicht von ungefähr ein „Bild deutschvölkischen Hochmuts“⁹³² gewonnen. Welches ideologische Gebräu sich am rechten Rand der SPD entwickelte, erkannte aber auch Kautsky nicht in vollem Umfang. Das lag – neben dem Umstand, dass zu dieser Zeit der erneute Streit um die Budgetbewilligung durch die süddeutschen Reformisten einen Großteil der Energie absorbierte – auch an Heine, der im Hintergrund weiterhin Regie zu führen versuchte. Heine hielt den neuen Vorstoß in den *Sozialistischen Monatsheften*, der inhaltlich voll auf seiner Linie lag, für taktisch unklug, da die Absichten des rechten Parteiflügels durch „Ungeschicklichkeiten, wie die Leuthnersche, erheblich gestört werden.“ Es sei zudem „völlig aussichtslos“, den Arbeitern „plötzlich“ klarmachen zu wollen, „daß die Idee der Rüstungen, wie die Dinge nun einmal liegen, kein Verbrechen ist“, und sie „dazu bringen zu wollen, daß sie in eine Rüstungspolitik einschwenken.“⁹³³ Heine hielt ein bedächtigeres Vorgehen für zweckmäßig; der Erfolg sollte ihm dabei Recht geben.

Dass sich das Denken von Teilen der SPD demjenigen der Regierung weit stärker angepasst hatte als die Heeresverfassung den Vorstellungen der Partei zeigte sich noch in einem weiteren Politikbereich. In der Reichstagsfraktion der SPD hatte sich seit längerem eine Gruppe von Abgeordneten gebildet, die in Kolonialfragen auf einer Linie mit den gemäßigten bürgerlichen Parteien lag und von einer prinzipiellen Opposition zur imperialistischen und krisenverschärfenden Politik der Reichsregierung nichts mehr wissen wollte.⁹³⁴ Vollmar übertrug das reformistische Prinzip nahtlos auf die Kolonialpolitik;⁹³⁵ Noske beschäftigte sich intensiv mit der Thematik⁹³⁶ und war bemüht, eine „vernünftige Einstellung“⁹³⁷ zu erlangen. Er und Südekum billigten z. B. 1912 die Gelder für die deutsche Schutztruppe für Kiautschou (China) mit dem Argument, dass dadurch lediglich das Bekenntnis zur Landesverteidigung unterstrichen werde. Mit dieser weiten Auslegung des Begriffes

⁹³² K. Kautsky an V. Adler vom 20.7.1905. (Abgedruckt in: F. ADLER (Hrsg.), Victor Adler: Briefwechsel, S. 461-466, hier: S. 462).

⁹³³ W. Heine an L. Arons vom 15.6.1909. (FRICKE, Eine Musterzeitschrift des Opportunismus, in: ZfG XXI (1973), S. 1209-1228, Zitat: S. 1214).

⁹³⁴ Siehe dazu auch Hans-Christoph SCHRÖDER, Sozialismus und Imperialismus. Die Auseinandersetzung der deutschen Sozialdemokratie mit dem Imperialismusproblem und der „Weltpolitik“ vor 1914, Bonn 1974, S. 183-190. Zur Kolonialpolitik hatte der SPD-Parteitag von Mainz 1900 beschlossen: „Die Sozialdemokratie als Feindin jeder Unterdrückung und Ausbeutung von Menschen durch Menschen erhebt gegen diese Raub- und Eroberungspolitik den entschiedensten Widerspruch.“ (WETTE, Gustav Noske, Zitat: S. 85).

⁹³⁵ Vollmar erklärte 1907 in der Generalversammlung der Münchner SPD dazu: „Wir bekämpfen rückhaltlos die gegenwärtige Kolonialwirtschaft, wir sind aber, wie auf allen übrigen Gebieten der Politik, auch bei der Kolonialpolitik bestrebt, bereits in der Gegenwart Verbesserungen herbeizuführen.“ (MP Nr. 230 vom 9.10.1907).

⁹³⁶ Vgl. Gustav NOSKE, Kolonialpolitik und Sozialdemokratie, Stuttgart 1914.

⁹³⁷ NOSKE, Erlebtes, S. 36.

„Verteidigung“ war nicht mehr zu übersehen, dass auf dem rechten Parteiflügel eine Unterstützung der Welt- und Rüstungspolitik hoffähig wurde, die sich gar nicht erst um irgendein taktisches Kalkül scherte, sondern die Motivationslage des bürgerlichen Extremnationalismus faktisch teilte.⁹³⁸ In den Augen des linken Reichstagsabgeordneten Alfred Henke⁹³⁹ hatten sich Noske und Südekum „als die reinen Imperialisten“⁹⁴⁰ entpuppt; von der Fraktion wurde ihr Verhalten (noch) mehrheitlich abgelehnt.

Die Abkehr von der zurückhaltenden Außenpolitik Bismarcks, die mit dem Übergang zum Hochimperialismus unter Bülow eingeleitet worden war, fand auch in der SPD zunehmende Akzeptanz: „ausgehend von der Propaganda des rechten Parteiflügels fand das Argument der offiziellen `Welt-politik` in immer weiteren Kreisen der SPD und der Gewerkschaften Resonanz, daß Arbeitsplätze und Wohlstand nur durch die Abwehr der `wirtschaftlichen Erdrosselung` und der `Abschnürung vom Weltmarkt` seitens der Entente gewährleistet werden könnten: durch Freihandel und `offene Tür` - oder durch den Besitz von Kolonien.“ Der schon ab der 1. Marokkokrise festzustellende, die SPD integrierende „Verteidigungskonsens implizierte eine (zumindest begrenzte) Identität von Klassen-Interesse und Klassenstaats-Interesse.“⁹⁴¹ Die Frage nach möglichen Mitteln zur *Verhinderung* eines Krieges stellte sich damit ganz neu – oder eben überhaupt nicht mehr.

2.2.7.7 Die „Generalprobe“: Die Reaktion der SPD auf die 2. Marokkokrise (1911)

Während sich die konzeptionellen Überlegungen des rechten Parteiflügels schon längst auf Maßnahmen zur Kriegsvorbereitung bzw. zum konstruktiven Verhalten im Kriegsfall konzentrierten, blieben nach außen hin traditionellere Vorstellungen dominierend. Das rechte Zentrum - und damit die Mehrheit des Parteivorstandes - schien vom Drang, eherne Grundsätze aufzugeben, noch nicht angekränkt zu sein. Scheidemann stellte im März 1911 im Reichstag klar: „für den Ausbruch eines

⁹³⁸ Daran änderten auch die angemessenen kritischen Urteile nichts, die David in der Öffentlichkeit zur Kolonialpolitik vortrug; 1906 schrieb er: „Unsere `Kolonisatoren` gehen nicht nach Afrika, um den Eingeborenen etwas zu *geben*, sie gehen hin, um ihnen etwas zu *nehmen*. Nicht aus Menschenliebe und dem Drang, Kultur zu verbreiten, ziehen Kaufleute und Beamte, Händler und bewaffnete Abenteurer dort hinaus. Was sie treibt, ist nacktester Egoismus. Die Ausbeutung der Naturschätze jener Gebiete vermittelt der Arbeitskraft der Eingeborenen – das ist das Ziel.“ (Eduard David, Das Ergebnis der Kolonialdebatte, in: *Die Neue Gesellschaft*, Nr. 11 vom 12.12.1906, S. 124f., hier: S. 124).

⁹³⁹ Henke, Alfred, geb. 1.3.1868 in Altona, 1874-1882 Volksschule in Bremen, 1882 Zigarrenarbeiter, 1888-1891 Militärdienst, Beitritt zur SPD, bis 1899 Zigarrenarbeiter, ab 1895 Bezirksdistriktführer der SPD in Altona, Funktionär des Tabakarbeiterverbandes, 1900-1917 Redakteur der *Bürger-Zeitung* in Bremen, MdL in Bremen 1906-1922, MdR 1912-1932, 1916 SAG, 1917 Übertritt zur USPD, 1917 Redakteur der USPD-Blätter in Gotha und Zeitz, 1917-1918 Bezirksparteisekretär der USPD für den Bezirk Wasserkante, Nov. 1918 Vorsitzender des Arbeiter- und Soldatenrates in Bremen, Jan.-Feb. 1919 Vorsitzender des Rates der Volksbeauftragten der Bremer Räterepublik, 1919-1922 Mitarbeiter der *Bremer-Arbeiter-Zeitung*, 1919-1920 Vorsitzender der USPD-Reichstagsfraktion, 1919-1922 Mitglied des zentralen USPD-Beirates, 1922 Rückkehr zur SPD, 1922-1933 hauptamtlicher Stadtrat und Zweiter Bürgermeister im Berliner Stadtbezirk Reinickendorf, gest. 24.2.1946 in Wanefeld (bei Gardelegen).

⁹⁴⁰ A. Henke an J. Knief vom 16.4.1912. (CARSTEN, August Bebel, Zitat: S. 224).

⁹⁴¹ Gunther MAI, „Verteidigungskrieg“ und „Volksgemeinschaft“. Staatliche Selbstbehauptung, nationale Solidarität und soziale Befreiung in Deutschland in der Zeit des Ersten Weltkrieges (1900-1925), in: MICHALKA (Hrsg.), *Der Erste Weltkrieg*, S. 583-602, hier: S. 585.

europäischen Kriegen haben allein der Kapitalismus und seine Träger die Verantwortung zu tragen, und mit dieser Verantwortung belasten wir die Mehrheit dieses Hauses, wenn sie sich den Friedensbestrebungen des internationalen Sozialismus entgegenstellt.“⁹⁴² In seiner Entgegnung verwarf Bethmann Hollweg jeglichen Gedanken an Abrüstung und plädierte für eine Politik der Stärke; erstaunlich war seine Einschätzung, dass nicht mehr die Kabinette, sondern die Stimmungen der Völker zukünftig über Krieg und Frieden entscheiden würden (hier traf sich der Kanzler ungewollt mit Kautsky, der sich 1907 ganz ähnlich geäußert hatte⁹⁴³).

Wenige Monate später war die von Scheidemann angesprochene Möglichkeit eines europäischen Krieges ein konkretes Bedrohungsszenario; der berühmte „Panthersprung nach Agadir“ löste Anfang Juli 1911 die 2. Marokkokrise aus, die der Welt einen Blick in den Abgrund gewährte.⁹⁴⁴ Der Staatssekretär im Auswärtigen Amt Alfred von Kiderlen-Wächter, die maßgebliche Figur auf deutscher Seite in dieser Krise, „verfolgte eine Politik, die den Krieg zwar nicht suchte, aber durchaus kriegsbereit war.“⁹⁴⁵ Die bürgerliche Öffentlichkeit wiederum befand sich „in einem Erregungszustand, der sich nur als Torschlußpanik beschreiben ließ.“⁹⁴⁶ Der Kaiser, die Regierung und die militärische Führung gerieten unter den Druck einer aufgepeitschten nationalistischen Stimmung, die alle Ausgleichsversuche mit Verrat gleichsetzte.⁹⁴⁷ Für die SPD wurde die Krise zur Nagelprobe, da es ganz konkret darum ging, sich für den Erhalt des Friedens einzusetzen. Während die Parteipresse gegen das riskante Vorgehen der Reichsleitung protestierte (Liebknecht hielt der Regierung in einem Artikel vor, sie habe „verteufelt leichtfertig am gefüllten Pulverfaß herumhantiert“⁹⁴⁸; ähnlich urteilte Luxemburg⁹⁴⁹), verhielt sich der Vorstand abwartend; eine Reaktion des Internationalen Sozialistischen Büros trachtete er zu unterbinden (zu diesem Zweck sandte Molkenbuhr ein Schreiben nach Brüssel, das später noch für Aufsehen sorgen sollte). Hinter diesem passiven Verhalten stand die Absicht, die guten Aussichten für die bevorstehende Reichstagswahl nicht zu schmälern;

⁹⁴² RAMBKE, *Diesem System keinen Mann und keinen Groschen?*, Zitat: S. 117.

⁹⁴³ Siehe oben Kap. 2.2.7.4.

⁹⁴⁴ Siehe dazu auch MEYER, „Endlich eine Tat, eine befreiende Tat . . .“, S. 291-295 und oben Kap. 2.1.

⁹⁴⁵ HILDEBRAND, *Das vergangene Reich*, S. 262.

⁹⁴⁶ WINKLER, *Der lange Weg nach Westen*, Bd. 1, S. 313.

⁹⁴⁷ Generalstabschef Moltke schrieb im August 1911 an seine Frau: „Wenn wir aus dieser Affäre wieder mit eingezogenem Schwanz herausschleichen, wenn wir uns nicht zu einer energischen Forderung aufrufen können, die wir bereit sind, mit dem Schwert zu erzwingen, dann verzweifle ich an der Zukunft des Deutschen Reiches. Dann gehe ich.“ (RÖHL, *Wilhelm II. 1900-1918*, Zitat: S. 860).

⁹⁴⁸ TROITNOW, *Karl Liebknecht*, Zitat: S. 156.

⁹⁴⁹ Luxemburg warnte in einem Zeitungsartikel, die Krise könne „sich aus einem frivolen Spielen mit Zündhölzern zu einem Weltbrand auswachsen“. (MANNINEN, *Sozialismus oder Barbarei?*, Zitat: S. 93).

die Gefahr bestand darin, dass die innenpolitischen Streitthemen durch eine Welle des Nationalismus überlagert würden (wie es bereits 1907 passiert war).⁹⁵⁰

Das war kurzfristig praktisch gedacht, entbehrte aber jeglicher Perspektive für den „Ernstfall“, d. h. für einen ganz akut bevorstehenden Krieg. Stattdessen sprang die SPD der vermeintlich besonnen handelnden Regierung gegen die chauvinistische Hetze von rechts bei, die am Ergebnis der diplomatischen Verhandlungen kein gutes Haar ließ.⁹⁵¹ Bebel interpretierte die Genehmigung der Behörden für die Antikriegskundgebungen seiner Partei dahingehend, dass man „oben unsere Friedensdemonstration gegen die Kriegshetze der Bürgerlichen gerne sieht“⁹⁵² und die SPD sogar als „Gegengewicht gegen die Kriegspartei“⁹⁵³ benötige. Die SPD agierte in der Krise in der Tat „als quasi gouvernementale Partei“⁹⁵⁴, konnte aber keinen Einfluss auf die Regierung nehmen, deren Verantwortungsbewusstsein die Parteispitze weiterhin stark überschätzte. Darin wurde sie vom rechten Parteiflügel unterstützt. Auf einer völlig überfüllten Kundgebung in München sprach Heine zum Thema „Weltpolitik, Weltkrieg und Sozialdemokratie“ und führte dabei aus: „In keinem der anderen Länder sind die herrschenden Gewalten stärker an der Vermeidung eines Weltkrieges interessiert als gerade in Deutschland. [...] Und wer weiß, sagen sich die herrschenden Klassen, was der Strudel noch mit sich reißen würde. [...] Die in Deutschland Herrschenden wollen daher wirklich den Frieden, wenn auch nicht aus Liebe zu ihm, so doch aus Furcht vor dem Krieg.“⁹⁵⁵

Um der Kritik der radikalen Linken den Wind aus den Segeln zu nehmen, setzte der Parteivorstand im August eine Kampagne für eine friedliche Lösung der diplomatischen Krise in Gang, allerdings erst, als die eigentliche Kriegsgefahr schon vorüber war (erst dann erschien auch ein von Kautsky verfasstes parteioffizielles Flugblatt zur Krise, das jedoch im Unverbindlichen verblieb; Luxemburg kommentierte: „Ein schrecklicher Reinfall“⁹⁵⁶). Der große Anklang, den die von der SPD veranstal-

⁹⁵⁰ Molkenbuhr hatte dem Internationalen Sozialistischen Büro, der Zentrale der II. Internationale, dazu geschrieben: „Würden wir uns vorzeitig so stark engagieren und selbst alle Fragen der inneren Politik hinter der Marokkofrage zurückstellen, so daß daraus eine wirksame Wahlparole gegen uns geschmiedet werden könnte, dann sind die Folgen nicht abzusehen.“ (SCHARRER, Arbeiterbewegung im Obrigkeitsstaat, Zitat: S. 96). Luxemburg veröffentlichte diesen Brief, was auf dem darauffolgenden Parteitag in Jena (1911) für erhebliche Aufregung sorgte.

⁹⁵¹ Der Aufruf des Parteivorstandes vom 8.8.1911 kritisierte zwar die „frivole Politik“ der deutschen Regierung, die eigentlichen Gegner wurden allerdings anderswo geortet: „Konservative und nationalliberale Kolonialinteressenten und deren Hintermänner, die einflußreichen Kanonen- und Panzerplattenfabrikanten, die Armeelieferanten und Börsenfürsten, denen bei einem Kriege Riesenprofite winken, toben wegen einer angeblich dem `Vaterlande widerfahrenen Schmach`, wegen `eines schmachvollen Olmützes der deutschen Diplomatie` und erheben ein wütendes Kriegsgeheul! Diesem verbrecherischen Treiben gilt es Einhalt zu gebieten! Gegen den Gedanken, wegen der Marokkohändel einen völkermörderischen Weltkrieg zu entfachen, muß machtvoll Protest erhoben werden.“ (Abgedruckt in: INSTITUT FÜR MARXISMUS-LENINISMUS (Hrsg.), Dokumente und Materialien, Bd. IV, S. 355f.).

⁹⁵² A. Bebel an L. Kautsky vom 3.9.1911. (Abgedruckt in: KAUTSKY JR. (Hrsg.), Bebels Briefwechsel, S. 272-274, hier: S. 273).

⁹⁵³ A. Bebel an V. Adler vom 4.9.1911. (GROH, Negative Integration, Zitat: S. 242).

⁹⁵⁴ NEFF, „Wir wollen keine Paradedruppe . . .“, S. 204.

⁹⁵⁵ MP Nr. 189 vom 17.8.1911.

⁹⁵⁶ LASCHITZA, Im Lebensrausch, Zitat: S. 386.

teten Kundgebungen gegen das „verbrecherische Treiben“ der „alldrutschen Kriegshetzer“⁹⁵⁷ fanden, deutet auf ein weit verbreitetes Bewusstsein für die drohenden Gefahren hin (an einer Kundgebung in Berlin im September 1911 nahmen angeblich über 300000 Menschen teil⁹⁵⁸). Diesmal blieb es nicht, wie so oft, nur bei vagen Drohungen. Der *Vorwärts*-Redakteur Ernst Däumig⁹⁵⁹, später einer der Anführer des linken USPD-Flügels, wurde in seiner Rede konkreter: „Mit platonischen Erklärungen kommen wir nicht davon, wenn die Kriegshetzer das Heft in die Hand bekommen. Unsere Parteigenossen müssen diszipliniert und entschlußfähig sein. Wir müssen daran denken, daß unsere Organisation nicht nur eine Maschine zur Betreibung von Wahlen, sondern eine Kampfeinrichtung ist, und daß sie zu handeln bereit ist, wenn der Ernst der Situation an sie herantritt. Von diesem Gesichtspunkt erscheint die Frage des Massenstreiks in neuer Beleuchtung.“⁹⁶⁰

War dies auch vorsichtig formuliert, so ist doch unübersehbar, dass nicht nur bei der radikalen Linken, sondern auch beim linken Zentrum, dem Däumig zuzuordnen ist, ein Ausweg aus der attentistischen Erstarrung gesucht wurde, die sich im Organisationsausbau erschöpfte. Dies stieß auf den Widerspruch Bebels, der auf dem folgenden Parteitag, der wieder in Jena stattfand, sich gegen Angriffe von links zu wehren hatte. Ledebour monierte hier das zögerliche Vorgehen der Parteileitung in der vorangegangenen Krise: „Wenn die Kritik nicht gekommen wäre, Genossen vom Parteivorstand, Sie säßen heute noch vergnügt da und hätten den Finger nicht gerührt.“⁹⁶¹ Dieser Angriff auf die Parteiführung traf den wunden Punkt.⁹⁶² Ledebour sprach nun - in einer Deutlichkeit, die vor 1914 kaum je erreicht wurde – das Kardinalproblem der Parteistrategie an:

„Im Moment der Kriegsgefahr, wenn es sich um eine Aktion für den internationalen Frieden handelt, ist die Aktion sofort geboten. Da heißt es: jetzt oder nie. [...] Eines der größten Probleme, deren Lösung der internationalen Sozialdemokratie noch harrt, ist die Frage, wie soll einem Kriege begegnet werden. Darüber, denke ich, sollte jeder Parteigenosse klar sein, daß es mit dem Handauf-

⁹⁵⁷ So der Aufruf des *Vorwärts* vom 9.8.1911. (GROH, *Negative Integration*, Zitat: S. 239).

⁹⁵⁸ Angabe aus LASCHITZA, *Im Lebensrausch*, S. 388.

⁹⁵⁹ Däumig, Ernst, geb. 25.11.1866 in Merseburg, Bürgerschule und Gymnasium in Halle, abgebrochenes Theologiestudium, 1887-1893 Dienst in der franz. Fremdenlegion, 1893-1898 Militärdienst (Offizier) in Deutschland, nach Eintritt in die SPD Redakteur bei verschiedenen Parteizeitungen, Mai 1911 bis Okt. 1916 Redakteur beim *Vorwärts*, Okt. 1916 bis Nov. 1918 Redakteur des *Groß-Berliner Mitteilungsblatts*, 1912-1918 Vorsitzender des Bezirks-Bildungsausschusses Groß-Berlin, 1917 Übertritt zur USPD, ab Mai 1918 einer der Führer der „Revolutionären Obleute“ in Berlin, Nov. 1918 Mitglied des Berliner Vollzugsrates, Mai-Dez. 1919 Sekretär und Dez. 1919 bis Okt. 1920 einer der Vorsitzenden im zentralen Parteivorstand der USPD, Aug. 1919 Mitglied der Zentrale der Betriebsräte Groß-Berlins, Jan. 1919 bis 1920 Redakteur der Wochenschrift „Der Arbeiter-Rat“, Ende 1920 Übertritt zur VKPD, Feb. 1921 Übertritt zur KAG, 1921-1922 Redakteur der Wochenschrift der KAG „Unser Weg“, Sept. 1921 Ausschluss aus der VKPD, Feb. 1922 Rückkehr zur USPD, MdR 1920 bis zu seinem Tod, gest. 4.7.1922.

⁹⁶⁰ GROH, *Negative Integration*, Zitat: S. 242, Fn. 154.

⁹⁶¹ Protokoll über die Verhandlungen des Parteitages der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands. Abgehalten zu Jena vom 10. bis 16. September 1911, Berlin 1911, S. 212.

⁹⁶² Groh ist in seinem harten Urteil wohl zuzustimmen: „Es wurde deutlich, daß die Parteiführung nicht nur kein strategisches Konzept für die Innenpolitik, sondern auch keines für die Außenpolitik, das heißt für die Verhinderung von Kriegen beziehungsweise deren Ausnutzung zur Machtgewinnung besaß. Sie ließ sich auch hier wieder von den Ereignissen schieben und letzten Endes ihr Verhalten allein von ihnen bestimmen.“ (*Negative Integration*, S. 233).

heben in einer Demonstrationsversammlung, und wenn es 200000 Hände sind, mit Sympathiebekundungen nicht getan ist. Die Frage ist zu erörtern, was zu geschehen hat. [...] wir können nicht sagen, wir werden einen Generalstreik machen. Noch viel weniger aber können wir sagen, wir werden keinen Generalstreik machen. Aber wir müssen unter allen Umständen mit den Parteigenossen der fremden Länder uns verständigen. Das hätte längst eingeleitet werden müssen. Denn eine Aktion kann nicht von einem Lande allein ausgeführt werden, und bei der jetzigen Zerfahrenheit der Anschauungen der Sozialdemokraten der verschiedenen Länder ist die Einleitung einer solchen Aktion eben die Aufgabe vertraulicher Besprechungen unter den leitenden Genossen [...]. Als diese Aufgabe an den deutschen Parteivorstand herantrat, hat er sie leider nicht erkannt, sie nicht angenommen; er hat in dieser großen Situation versagt. Diese Situation kann jeden Augenblick wiederkehren, und deshalb ist es unsere Aufgabe, den Vorstand vorwärts zu treiben, um diese gegenwärtig größte und wichtigste Aufgabe des kämpfenden revolutionären Proletariats zu erfüllen.“⁹⁶³

Damit waren damit die Herausforderungen angesprochen, denen sich die SPD ohne jeden Verzug zu stellen hatte; gerade die zurückliegenden Ereignisse hatten die Dringlichkeit noch untermauert. Die sich durch Ledebours Brandrede bietende Chance - die in der bisherigen Forschung kaum angemessen gewürdigt wurde - zu nutzen, d. h. die vorhandenen Defizite offen anzusprechen und dann Lösungsvorschläge zu unterbreiten, wäre nun die vornehmste Aufgabe von Bebel gewesen, der in seiner obligatorischen großen Rede auch ausführlich auf die Marokkokrise und die Kriegsgefahr einging. Was für Deutschland dabei auf dem Spiel stand, erkannte er dabei sehr wohl: „Wir können uns ganz unmöglich auf eine so gewagte, unheilvolle, geradezu verrückte Politik einlassen [...], wie sie hier von den Alldutschen und Kolonialphantasten verlangt wird. Diese Politik muß notwendigerweise zu einem Weltkrieg führen, wenn die Dinge auf die Spitze getrieben werden.“⁹⁶⁴ Wie „unheilvoll“ die Manöver der Regierung, die von ihm in Schutz genommen wurde, und nicht etwa nur die Kampagnen der rechten Agitationsverbände waren, übersah Bebel dabei geflissentlich. Auf Luxemburgs Kritik am zögerlichen Verhalten der Parteiführung ging er nicht in der Sache ein, sondern beschränkte sich auf persönliche (Gegen-)Angriffe.

Hinsichtlich des Verhaltens der Partei bei Kriegsgefahr zog sich der Parteivorsitzende auf den recht unverbindlichen Beschluss des Stuttgarter Sozialisten-Kongresses von 1907 zurück⁹⁶⁵ und wiederholte: „Der Inhalt dieser Resolution besagt also nicht, daß wir in allen Ländern in gleicher Weise vorgehen sollen, sondern er besagt, - und das ist der Unterschied zwischen uns und der Forderung der Franzosen und Engländer - daß es jeder Nation überlassen bleibt, in der Weise zu handeln, wie sie es für gut hält oder wie es möglich ist. Das ist die einzig richtige Formel.“⁹⁶⁶ Diese Position gewährte maximalen Handlungsspielraum, entband aber doch nicht von der Aufgabe, sich über den

⁹⁶³ Protokoll SPD-Parteitag Jena 1911, S. 213.

⁹⁶⁴ Ebd., S. 340.

⁹⁶⁵ Siehe oben Kap. 2.2.7.5.

⁹⁶⁶ Protokoll SPD-Parteitag Jena 1911, S. 346.

„Ernstfall“ nähere Gedanken zu machen. Bebel schilderte hellsichtig wie wenige Zeitgenossen die desaströsen Folgen eines Krieges zwischen den Großmächten (Hungersnot, Inflation, Masseneleid) und kam zu dem apodiktischen Schluss: „Da schreien die Massen nicht nach Massenstreik [...], da schreien sie nach Arbeit und Brot [...] – so liegen also die Dinge.“⁹⁶⁷ Mit dieser plausibel klingenden Feststellung versicherte sich Bebel zwar der lebhaften Zustimmung der Delegierten; um die entscheidende, von Ledebour aufgeworfene Frage, wie sich die SPD bei drohender Kriegsgefahr, d. h. vor Ausbruch eines Krieges verhalten sollte, um denselben zu *verhindern*, darum hatte sich Bebel erneut herumgedrückt. Mit diesem Versäumnis hinterließ Bebel seiner Partei eine Hypothek, an der sie zerbrechen sollte.

Die Resolution des Parteivorstandes wurde schließlich einmütig angenommen; sie verlangte, ohne dabei konkret zu werden, „daß insbesondere die deutsche Arbeiterklasse jedes mögliche Mittel anwendet, um einen Weltkrieg zu verhindern.“⁹⁶⁸ Der Ergänzungsantrag von Luxemburg, Gustav Hoch⁹⁶⁹ und Zetkin, der sich deutlicher gegen Militarismus, Aufrüstung und (auch „friedlichen“) Kolonialerwerb wandte,⁹⁷⁰ wurde mit großer Mehrheit abgelehnt. Damit war wieder eine Gelegenheit vertan, die überfällige Debatte zu diesem Thema zu führen. Die Linke hatte mit ihrer Kritik wenig Wirkung erzielt, auch weil es der „Siebenerkommission“ (der im Jahr zuvor gebildeten Vertretung des linken Zentrums) vor dem Parteitag nicht gelungen war, eine gemeinsame Linie vorzugeben. Mit den bewährten Methoden wurde wieder einmal die Fassade von Einigkeit und Geschlossenheit aufrechterhalten. Bebel war mit dem Erreichten dennoch zufrieden und schrieb: „Ich habe allerdings den Jenaer Parteitag gut überstanden. [...] Am meisten beglückwünsche ich mich selbst darüber, daß ich das Gerede über einen Massenstreik im Kriegsfall auf das richtige Maß zu-

⁹⁶⁷ Ebd., S. 346f.

⁹⁶⁸ Ebd., S. 160. Die entscheidenden Passagen lauteten: „Der Parteitag [...] erhebt auf das nachdrücklichste Protest gegen jeden Versuch, einen männermordenden Krieg zwischen Kulturvölkern, wie sie das französische, englische und deutsche sind, hervorzurufen, der notwendig ein Weltkrieg werden müßte und mit einer allgemeinen Katastrophe enden würde. Die Bestrebungen einer großkapitalistischen Clique, in Marokko festen Fuß zu fassen, um es um so wirkungsvoller kolonialpolitisch auszubeuten und dafür Gut und Blut des deutschen Volkes in Anspruch zu nehmen, unter der verlogenen Vorgabe, `daß die Ehre und die Interessen der Nation` dieses erfordern, weist der Parteitag als bewusste Fälschung der Tatsachen und schamlose Heuchelei zurück. [...] Nur den seit vielen Jahren betriebenen Hetzereien der interessierten Kreise ist es zu danken, daß Mittel- und Westeuropa wiederholt in einen Zustand kriegerischer Unruhe versetzt wurden. Diese Beutemacher versuchten dabei die Reichsregierung in die Rolle des gefügigen Handlangers zu drängen, damit sie die Wehr- und Volkskraft der Nation ihren Interessen opfere. Der Grad, in dem ihnen dieses gelang, zeigt, wie sehr die heutigen Regierungen nur der Verwaltungsausschuß für die Interessen der besitzenden Klassen sind.“ (Ebd.).

⁹⁶⁹ Hoch, Gustav, geb. 10.1.1862 in Neubrück (Kr. Samter), Realschule und kaufmänn. Lehre in Danzig, 1883-1885 Gymnasium in Stolp, 1885-1890 Studium der Staatswissenschaften in Berlin, Königsberg und Zürich, Militärdienst, 1888 Beitritt zur SAP, ab 1890 Schriftsteller in Frankfurt/Main, 1890-1894 Redakteur der *Volksstimme* in Frankfurt/Main, 1891-1916 Redakteur der *Dachdecker-Zeitung* (Organ des Dachdecker-Verbandes), 1895-1903 Buch- und Zigarrenhändler in Hanau, ab Feb. 1897 Redakteur des Monatsblatts *Der Bauernfreund*, bis 1900 in mehreren Prozessen wegen Pressevergehen Verurteilung zu insgesamt 9 Monaten Gefängnis, 1903-1919 Arbeitersekretär in Hanau, 1902-1908 und 1910-1919 Stadtverordneter in Hanau, MdR 1898-1903 und 1907-1928, 1915-1916 Vorstandsmitglied der SPD-Reichstagsfraktion, ab 1929 in Hamburg wohnhaft, danach in Dessau, zuletzt in Berlin, Juni-Dez. 1933 in Haft, ab Juli 1942 im KZ Theresienstadt, dort gest. 4.10.1942.

⁹⁷⁰ Vgl. Protokoll SPD-Parteitag Jena 1911, S. 162f.

rückführte.⁹⁷¹ Damit glaubte der Parteivorsitzende die Gefahren, die der SPD durch überstürzte Kampfaktionen drohten, abgewendet.

Im November 1911 nahm Bebel im Reichstag noch einmal in zwei Reden zur zurückliegenden Krise Stellung. Er zitierte aus der freikonservativen *Post*, die einige Monate zuvor geschrieben hatte: „In weiten Kreisen herrscht die Überzeugung, daß ein Krieg nur vorteilhaft sein kann, indem unsere prekäre politische Lage geklärt und die Gesundung vieler politischer und sozialer Zustände herbeigeführt würde.“⁹⁷² Daraufhin stellte Bebel das bis dahin gängige Argument, gerade die Existenz einer starken Sozialdemokratie verhindere einen Krieg, auf den Kopf und vermutete bei den Gegnern seiner Partei die Überlegung: „Man weiß nicht mehr, wie man mit der Sozialdemokratie fertig werden soll. Da wäre ein auswärtiger Krieg ein ganz vortreffliches Ablenkungsmanöver gewesen.“⁹⁷³ Im Anschluss malte er ein düsteres Szenario, dessen Eintritt er nicht mehr erleben sollte:

„So wird man eben von allen Seiten rüsten und wieder rüsten, man wird rüsten bis zu dem Punkte, daß der eine oder andere Teil eines Tages sagt: Lieber ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende. [...] Sie [d. h. die Regierung; B. A.] kann auch sagen: Halt, wenn wir länger warten, dann geht es uns schlecht, dann sind wir der Schwächere statt der Stärkere. Dann kommt die Katastrophe. Alsdann wird in Europa der große Generalmarsch geschlagen, auf den hin 16 bis 18 Millionen Männer, die Männerblüte der verschiedenen Nationen, ausgerüstet mit den besten Mordwerkzeugen, gegeneinander als Feinde ins Feld rücken. Aber nach meiner Überzeugung steht hinter dem großen Generalmarsch der große Kladderadatsch. (*Lachen.*) Ja, sie haben schon manchmal darüber gelacht; aber er kommt, er ist nur vertagt. (*Große Heiterkeit.*) Er kommt nicht durch uns, er kommt durch sie selber. [...] Die Götterdämmerung der bürgerlichen Welt ist im Anzuge. (*Lachen.*)“⁹⁷⁴

Zwei Tage später ging Bebel auf die Frage ein, wie sich seine Partei im Falle eines Krieges, der inzwischen keine abstrakte Drohung mehr war, verhalten würde: „Richtig ist, dass Herr Däumig in einer Rede in einer Versammlung organisierter Parteigenossen ein Referat über die Marokkoangelegenheit gehalten hat, in welchem er ausgeführt haben soll, es ginge künftig nicht mehr mit bloßen Reden, wie bisher, man werde die Frage aufwerfen müssen, ob im Ernstfall nicht andere Mittel in Anwendung zu kommen hätten wie etwa der Massenstreik.“ Bebel referierte die Position der deutschen Sozialdemokratie innerhalb der Internationale zu diesem Thema in den zurückliegenden Jahren; er unterstrich die eigenständige Haltung seiner Partei, die v. a. 1907 zum Ausdruck gekommen war:

⁹⁷¹ A. Bebel an L. Kautsky vom 21.9.1911. (Abgedruckt in: KAUTSKY JR. (Hrsg.), *Bebels Briefwechsel*, S. 274f., hier: S. 274).

⁹⁷² WINKLER, *Der lange Weg nach Westen*, Bd. 1, Zitat: S. 316.

⁹⁷³ So in der Rede vom 9.11.1911. (Rede abgedruckt in: August BEBEL, *Schriften 1862-1913*. Band 2. Herausgegeben von Cora Stephan, Frankfurt am Main – Wien 1981, S. 255-270, hier: S. 265).

⁹⁷⁴ Ebd., S. 269.

„Wir [d. h. Bebel, Haase und Vollmar; B. A.] haben daraufhin eine Resolution vorgeschlagen, in der der entscheidende Satz lautet, `daß jede Nationalität im gegebenen Falle mit den ihr am wirksamsten scheinenden Mitteln sich gegen den Ausbruch eines Krieges erklären soll`, also mit den ihr am wirksamsten erscheinenden Mitteln! [...]

Damit war gesagt: Wenn ihr Deutsche den Massenstreik im Kriegsfall nicht mitmachen könnt oder wollt, seid ihr dazu nicht verpflichtet.

Das war der Weg, der betreten worden ist, und dieser Weg bedeutet, meine Herren, daß die Partei an einen Massenstreik im Kriegsfall nicht denkt, nichts damit zu tun hat.“⁹⁷⁵

Nachdem sich auch Richard Fischer⁹⁷⁶ und Frank, die anderen Redner der SPD, in die gleiche Richtung geäußert hatten, wusste die Regierung, was sie von der SPD zu befürchten hatte – und was nicht.⁹⁷⁷ Die SPD-Führung wiederum wusste nun – bzw. hätte wissen müssen –, dass die Gefahr eines von Deutschland ausgehenden großen Krieges nur für den Moment gebannt war, in Zukunft aber stets präsent blieb. Spätestens ab diesem Zeitpunkt war schließlich klar, „daß nunmehr fast jede Konfrontation zweier Großmächte diese an den Rand des Krieges brachte.“⁹⁷⁸ In der von dem liberalen Publizisten Hans Plehn verfassten, 1913 anonym erschienenen Schrift „Deutsche Weltpolitik und kein Krieg!“ stand zu lesen: „Seit der Zweiten Marokkokrise ist die Stimmung nahezu Allgemeingut der deutschen Nation geworden, dass wir uns nur durch einen grossen europäischen Krieg die Freiheit zu unserer weltpolitischen Betätigung erkämpfen können“⁹⁷⁹.

Die aus dieser Lagebeurteilung entstehenden Gefahren wurden in der SPD deutlich unter-, ihre eigenen Möglichkeiten überschätzt. Der *Vorwärts* kam in seiner Analyse, die wohl Ströbel verfasst hatte, zu dem Schluss: „Einen Krieg kann heute kein Staat mehr führen ohne die Zustimmung, die Begeisterung der Massen. Und diese Zustimmung ist für sie nicht zu erlangen, die Begeisterung für den Krieg können sie nicht wecken, weil die unermüdliche Aufklärungsarbeit der Sozialdemokratie das Bewußtsein der arbeitenden Massen über ihre wahren Interessen geweckt, sie aus einem willenslosen Instrument der herrschenden Klassen zu selbstbewußten, klarblickenden Kämpfern um ihre

⁹⁷⁵ So in der Rede vom 11.11.1911. (Rede abgedruckt in: BEBEL, Schriften, Bd. 2, S. 270-277, hier: S. 275f.).

⁹⁷⁶ Fischer, Richard, geb. 3.4.1855 in Kaufbeuren (RB Schwaben), Volks- und Lateinschule in Kaufbeuren, Schriftsetzerlehre, Wanderschaft (Deutschland, Schweiz), 1873 Beitritt zur SDAP, bis 1876 Schriftsetzergehilfe, 1876 Redakteur des *Volkswillen* in Augsburg, 1877-1878 Redakteur der *Freien Presse* in Berlin, Sept. 1878 bis April 1879 Gefängnishaft in Berlin-Plötzensee, anschließend Ausweisung aus Berlin, kurzzeitig Schriftsetzer in Augsburg, 1880-1888 Metteur der Druckerei des *Sozialdemokrat* in Zürich und nach Ausweisung 1888-1890 in London, 1890-1893 hauptamtl. Sekretär im zentralen SPD-Parteivorstand mit Sitz in Berlin, 1893 -1902 Geschäftsführer der Parteibuchhandlung „Vorwärts“, MdR 1893-1898, 1899 bis Mai 1924 und ab Dez. 1924 bis zu seinem Tod, 1902-1922 Geschäftsführer der Verlagsanstalt und Buchdruckerei Paul Singer & Co. und des *Vorwärts* in Berlin, 1920-1926 Beisitzer im zentralen MSPD- bzw. SPD-Parteivorstand, 1907-1912 Vorstandsmitglied und 1912-1918 Sekretär der SPD-Reichstagsfraktion, 1919-1920 Schriftführer der Deutschen Nationalversammlung, gest. 21.9.1926 in Berlin.

⁹⁷⁷ Der rechte Parteiflügel zeigte sich mit der Taktik der Parteiführung in der Marokkokrise zufrieden; dies zeigte ein Zeitschriftenartikel von Timm (siehe unten Kap. 2.4.5.).

⁹⁷⁸ HOBBSBAWM, Das imperiale Zeitalter, S. 402.

⁹⁷⁹ GASSER, Preussischer Militärgeist, Zitat: S. 110.

Befreiung gemacht hat.⁹⁸⁰ Aus einem ganz anderen Blickwinkel sah auch Schippel keinen Grund zur Beunruhigung; sein Rückblick auf die Reaktion der SPD auf die Marokkokrise schloss mit dem staatstragenden Appell: „Etwas weniger agitatorischer Eifer und etwas mehr ruhiges sachliches Interesse und Verständnis wird für uns mit der Zeit immer mehr zur Notwendigkeit werden, je verantwortungsreicher mit dem Wachstum der Partei unsere ganze öffentliche Wirksamkeit wird.“⁹⁸¹ Für die „Radikalen“ in der Partei hatte Schippel inzwischen nur noch Spott übrig;⁹⁸² die weitere Entwicklung sollte dieser Selbstgewissheit Recht geben.

2.2.7.8 Maßnahmen gegen den Krieg? – Die vergebliche und die verweigernde Suche nach einem Ausweg

Direkt in die militärpolitische Debatte hineingezogen wurde die SPD - ganz unabhängig von den Vorgängen in der internationalen Politik - spätestens ab 1912, seit sie die stärkste Reichstagsfraktion stellte und im Parlament eine ganz andere Stellung einnahm als noch ein Jahrzehnt zuvor. Inzwischen hatte sich überdies die Lage so weit verschärft, dass ein Krieg, an dem mehrere Großmächte beteiligt waren, in den Bereich des Wahrscheinlichen gerückt war. Wie sich die SPD in einem solchen Fall verhalten würde, war nun endgültig nicht mehr eine rein akademische Frage; nun galt es Antworten zu finden. Bei den Überlegungen zu friedenserhaltenden Maßnahmen war zunächst zu klären, ob der nächste Krieg überhaupt verhindert werden *konnte*, ohne die bestehende Ordnung zu beseitigen. Reformisten wie Frank sahen gerade in der Demokratisierung des Landes eine Möglichkeit, die Kriegsgefahr zu bannen. Dieser Ansatz war dem grassierenden Fatalismus zweifellos überlegen, warf jedoch wieder die ungelöste Machtfrage auf. Somit blieb es bei der „bewährten“ Deklamationspolitik, die der Parteitag in seiner Resolution zur Marokkokrise noch einmal abgesegnet hatte. Nachdem der europäischen Öffentlichkeit die Möglichkeit eines großen Krieges vor Augen geführt worden war, wuchs auch in der SPD das Interesse für außenpolitische Probleme noch einmal an. Die dahingehenden Forderungen von Rosa Luxemburg fanden nun zunehmend Gehör.⁹⁸³

Schon 1912 zeichnete sich im linken Lager auch in der Beurteilung dieser Frage eine markante Trennung ab: Kautsky, Ledebour und das linke Zentrum hielten friedenserhaltende Maßnahmen

⁹⁸⁰ WIELAND, Heinrich Ströbel, Zitat: S. 55.

⁹⁸¹ Max Schippel, Marokkofragen in der Sozialdemokratie, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 24 vom 23.11.1911, S. 1511-1517, hier: S. 1517.

⁹⁸² In einer Rückschau auf die beiden Marokkokrisen schrieb Schippel: „Wer über eine längere und reichere Erfahrung in unserer parteigenössischen Entwicklung verfügt, konnte in den letzten Monaten abermals recht lehrreiche, freilich zugleich recht peinliche Vergleiche zwischen Einst und Jetzt unseres vermeintlichen Parteiradikalismus anstellen. [...] Das unerschütterlich aufgerichtete *Prinzip* hat sich also in Wahrheit wieder einmal als eine sehr drehfähige Wetterfahne entpuppt.“ (Max Schippel, Die Marokkowitzen und unser Scheinradikalismus, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 22 vom 26.10.1911, S. 1387-1392, hier: S. 1387 u. 1392).

⁹⁸³ In der Zeitschrift *Die Gleichheit* hatte Luxemburg im Februar 1912 geschrieben: „Die Fragen des Militarismus und Imperialismus stellen heute die Zentralachse des politischen Lebens dar, in ihnen und nicht etwa in der Frage der Ministerverantwortlichkeit und anderen rein parlamentarischen Forderungen liegt der Schlüssel zur politischen Lage.“ (J. Peter NETTL, Rosa Luxemburgs Theorie der Massenaktion, in: G. A. RITTER (Hrsg.), *Parteien vor 1918*, S. 358-364, Zitat: S. 361).

innerhalb des bestehenden Staatensystems für möglich und sicherten sich damit wenigstens theoretisch eine Grundlage für aktiv in das Geschehen eingreifende Politik. Kautsky sah durchaus die dem ausgebrochenen Rüstungswettlauf inhärenten Gefahren und gab die unmissverständliche Parole aus: „Krieg oder Abrüstung“⁹⁸⁴. Dahinter stand die Überzeugung, dass der Kampf gegen den drohenden Krieg für die SPD möglich *und* nötig sei, und zwar auch vor dem Sturz des Kapitalismus. Demgegenüber wohnte den Vorstellungen der radikalen Linken ein „apokalyptisches Element“⁹⁸⁵ inne. Der Krieg wurde als unausweichliche Folge des kapitalistischen Staatensystems wahrgenommen,⁹⁸⁶ konkrete Maßnahmen wie eine internationale Rüstungskontrolle wurden von vornherein als aussichtslos verworfen; die einzig denkbare Möglichkeit zur Erhaltung des Friedens lag in dieser Sicht in der kompletten Abschaffung des Kapitalismus.

Im Weltkrieg vertieften sich diese Differenzen noch. Die gemäßigtere Gruppe um Haase betrachtete den Krieg von einem mehr moralischen als ideologischen Standpunkt aus als ein mit allen Mitteln zu bekämpfendes Übel, dessen Ursachen nicht nur abstrakt im herrschenden „System“, sondern konkret in Politik und Vorstellungswelt von Personen und Organisationen zu verorten waren, denen es entgegenzutreten galt. Diese Strömung setzte mehr auf ethische Werte sowie praktische Friedenspolitik und glaubte nicht, der Krieg würde – sei es durch einen Sieg Deutschlands oder durch den Zusammenbruch des ganzen Kapitalismus – die Sache des Sozialismus befördern. Hier lag der programmatisch-ideelle Kern der späteren USPD. Die kleinere Gruppe, die den Krieg zur Herbeiführung der „Weltrevolution“ nutzen wollte, schlug den Weg zum Kommunismus ein.

Diesem zunächst noch gemeinsam agierenden Lager stand schon vor dem Krieg ein gewichtiger Block auf dem rechten Parteiflügel gegenüber, der zum nationalen Staat trotz seiner Demokratiedefizite eine erhebliche Loyalität entwickelt hatte, die sich mit den Werten des Internationalismus kaum noch vereinbaren ließ und den Antagonismus zum preußisch-deutschen Militarismus verharmloste, ohne dass von dieser Seite irgendein Entgegenkommen in Sicht war. Der ursprünglich auf den ersehnten Zukunftsstaat projizierte Patriotismus der SPD verschob sich bei einem Teil der Partei auf den ganz anders aufgebauten Staat der Gegenwart. Dahinter stand auch die naive Hoffnung, gerade dadurch dessen Transformation herbeiführen zu können. Der Kampf gegen Wettrüsten und Militarismus wurde vom rechten Parteiflügel formal nicht aufgegeben, der direkte Nexus zwischen diesen Erscheinungen und der wachsenden Kriegsgefahr aber nicht hinreichend erkannt. Weit über den rechten Parteiflügel hinaus war die, meist nicht offen bekundete, Vorstellung verbreit-

⁹⁸⁴ RAMBKE, Diesem System keinen Mann und keinen Groschen?, Zitat: S. 167.

⁹⁸⁵ SCHORSKE, Die große Spaltung, S. 308.

⁹⁸⁶ In einem Artikel für die *Leipziger Volkszeitung* zum 1. Mai 1913 sprach Luxemburg vom „früher oder später unvermeidlichen Weltkrieg“ (MANNINEN, Sozialismus oder Barbarei?, Zitat: S. 108).

tet, dass die „Errungenschaften“ der Arbeiterbewegung ein auch gegen äußere Feinde zu verteidigendes Gut waren; daraus ergab sich eine indirekte Integration in die Gesellschaft, die eine weitere Voraussetzung für den späteren Burgfrieden bildete.

Wie weit die mentale Vorbereitung auf den Burgfrieden in der SPD bereits fortgeschritten war, zeigte ein Aufsatz von Leuthner, der sich mit der Eroberung von Tripolis durch die Italiener (1911) beschäftigte; darin wurde folgendes Panorama entfaltet:

„Kommt jedoch der Krieg auf dunkelschattenden, blutigen Schwingen herangestürmt und weckt in allem Volk das Urgefühl der Gemeinschaft, dann heischt die Vorsicht nichts dawider zu tun, und das mitschwingende innere Gefühl rät sogar die Gebärde und das Wort zu wählen, die jetzt die kleidsamsten sind. Wir werden es immer wieder erleben, daß keine Macht der Erde in Sturmtagen das Gemeingefühl romanischer und slawischer Völker zu spalten vermag, daß überdies in Frankreich und in England die tragenden Gedanken der Machtpolitik so sehr durch ihr Alter das Gut aller geworden sind, daß sie im entscheidenden Augenblick auch aus denen reden, die sich sonst für Gegner jeder Machtpolitik halten. [...] Unter den Deutschen aller Klassen lebt kein Nationalgefühl, das mit dem der Romanen und Slawen eine vergleichbare Größe darstellte, keine Staatsgesinnung leiht ihnen undurchbrechbare Überlieferungen des politischen Denkens, und ihnen fehlt vor allem das Schauspielerblut der Rhetoren. Wenn auf Kongressen [der Sozialistischen Internationale; B. A.] die anderen sich an ihren schönen und erhabenen Wendungen berauschen, [...] kramt der Deutsche Herzensmeinungen aus und entwickelt mit düsterem Ernst Lehren, denen er Überzeugungskraft für alle Fälle des Lebens beimißt. [...]

Die Italiener werden, wie früher die Engländer, kaum daß die blutigen Hände abgewischt sind, morgen schon untadelig in die Reihe der übrigen untadeligen Friedensbürgen Europas einrücken: Einziger Friedensstörer ist das deutsche Volk als das einzige, das nichts erobert und keine Kriege führt. Niemand wird sich die Mühe nehmen die zu unseren Ungunsten – zuungunsten des Volksganzen, also auch der Arbeiter – auf den Kopf gestellte Wahrheit wieder auf die Beine zu bringen, wenn wir es selbst nicht tun.“⁹⁸⁷

Hier, in den *Sozialistischen Monatsheften* (für Bebel inzwischen ein „Organ für Parteiverdummung“⁹⁸⁸, selbst für Frank bald eine „bedenkliche Erscheinung“⁹⁸⁹), wurde ganz offen - quasi unter der Überschrift „Nationalismus (und Rassismus) statt Internationalismus“ - die „offizielle“ deutsche Weltkriegsideologie vorweggenommen: Das Reich gegen eine „Welt von Feinden“, der redlich-naive Deutsche gegen die verschlagenen Romanen und Slawen. (Hinter diesem Antagonismus lauerte bereits die Wahnvorstellung von der unerbittlichen Alternative „Sieg oder Untergang“.) Die Grenzen dessen, was innerhalb der Sozialdemokratie artikulierbar war, wurden damit von Leuthner ein weiteres Mal hinausgeschoben. Dass hier kein „Aufschrei“, nicht einmal eine durchschnittlich ausgeprägte Pressepolemik folgte, ist nur schwer zu erklären. Die ebenso wirre wie gefährliche Gedankenwelt der Alldeutschen war hier nicht mehr nur in Sichtweite, sie war bereits zum Greifen na-

⁹⁸⁷ Karl Leuthner, Tripolitanischer Lehrkurs, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 22 vom 26.10.1911, S. 1382-1387, hier: S. 1386f.

⁹⁸⁸ A. Bebel an L. Kautsky vom 29.9.1910. (Abgedruckt in: KAUTSKY JR. (Hrsg.), *Bebels Briefwechsel*, S. 234-237, hier: S. 236).

⁹⁸⁹ So in der Parteiausschusssitzung vom 19./20.12.1913. (Protokolle des SPD-Parteiausschusses, Bd. I, S. 58).

he.⁹⁹⁰ Jahrzehnte später schilderte Heine die Rolle des von Joseph Bloch redigierten Blattes in dieser Zeit aus seiner Sicht:

„Die `Sozialistischen Monatshefte` waren in der deutschen Sozialdemokratie die einzige Tribüne für persönliche Auffassung und unabhängige Kritik. [...] Oft habe ich bedauert, daß das, was man für die Monatshefte schrieb, nur in sehr geringem Maß an die breiteren Kreise von Parteigenossen herangelangte. Noch war es rückständigen Kräften möglich, durch allerhand sehr üble Mittel die arglosen Massen von dem `nicht unter Parteikontrolle stehenden` Organ fernzuhalten. Aber wir Mitarbeiter wußten uns damit zu begnügen, daß wir von einer Anzahl gehobener Arbeiter und von vielen Akademikern gelesen wurden [...]. So hielten die `Sozialistischen Monatshefte` nicht nur den Zusammenhang in der Partei aufrecht, sondern vor allem auch die Beziehungen zur geistigen Welt außer ihr.“⁹⁹¹

Seinen Kampf gegen die „rückständigen“ Kräfte in der Partei setzte Heine nicht nur in den *Sozialistischen Monatsheften* unvermindert fort, wobei es auch zu kuriosen Äußerungen kam. Als die Agitation der Alldeutschen während der 2. Marokkokrise einen neuen Höhepunkt erreichte, erklärte Heine in einer Parteiversammlung in München: „Man muß diese Leute [d. h. die Alldeutschen; B. A.] nicht überschätzen, sie sind zum größeren Teil *tollwütige Oberlehrer* und *Bureaubeamte*. Wenn einer den ganzen Tag am Schreibtisch zubringt, bekommt er Hämorrhoiden und diese erzeugen üble Laune.“⁹⁹² Bei diesem analytischen Niveau blieb es dann auch. Die reformistischen Vordenker lehnten die Hetze der Alldeutschen wohl subjektiv aufrichtig ab, merkten dabei aber nicht, wie sie dennoch von deren Gedankengut infiltriert wurden. Dafür lassen sich noch weitere Belege anführen; so fand der weit verbreitete (nicht nur, aber v. a. von den Alldeutschen erfolgreich verwendete) Topos, das organische und notwendige Wachstum des deutschen Volkes werde von einem Ring feindlicher Mächte abgeschnürt (woraus sich am Ende die zwingende Notwendigkeit eines Befreiungsschlages ergab), auch in der SPD Wiederhall. Der Parteiredakteur Gerhard Hildebrand⁹⁹³ (der 1912 wegen „Rechtsabweichung“ aus der Partei ausgeschlossen wurde⁹⁹⁴) schrieb dazu:

„Was aber kann die deutsche Sozialdemokratie zur Sicherung der deutschen Interessen, und das heißt nichts anderes als zur Sicherung der deutschen Gleichberechtigung, unternehmen? Es gibt zunächst einmal ein ungemein einfaches, aber unter Umständen ungeheuer wirksames Mittel [...].

⁹⁹⁰ Siehe dazu oben (Kap. 2.1.) die Äußerungen von Ernst Hasse, dem Vorsitzenden des Alldeutschen Verbandes. Die *Alldeutschen Blätter* schrieben 1913: „Der Slawe ist ins Gesicht hinein immer honigsüß, hintenherum aber falsch und verräterisch“. (LINDEMANN, Die Macht der Perzeptionen, Zitat: S. 88).

⁹⁹¹ W. Heine an H. Bloch vom 3.1.1937. (Abgedruckt in: Anna SIEMSEN (Hrsg.), Ein Leben für Europa. In memoriam Joseph Bloch, Frankfurt/Main 1956, S. 101f., hier: S. 102).

⁹⁹² MP Nr. 189 vom 17.8.1911.

⁹⁹³ Hildebrand, Gerhard, geb. 1877, Journalist, Beitritt zum „Nationalsozialen Verein“, 1903 Beitritt zur SPD, 1905-1906 Redakteur bei der *Freien Volkszeitung* in Solingen, Mitarbeiter bei den *Sozialistischen Monatsheften*, Sept. 1912 aus der SPD ausgeschlossen.

⁹⁹⁴ Zu diesem Ausschlussverfahren siehe M. BLOCH, Die Sozialistischen Monatshefte und die Akademikerdebatte in der deutschen Sozialdemokratie vor 1914, in: Mitteilungen des Instituts für soziale Bewegungen 40 (2008), S. 7-22, hier: S. 17-20; zur Haltung Eisners dazu siehe unten Kap. 4.7.

Dies Mittel heißt *Aussprechen, was ist!* Aussprechen, daß Deutschland um seiner starken und schnell wachsenden Bevölkerung, um seiner Zukunft und um seiner unzweifelhaften Verantwortlichkeit für das Wohl der folgenden Generationen willen mit der bisherigen offenkundigen und provokativen Ausschließungspolitik des englisch-französisch-russischen Länderverteilungssyndikates nicht einverstanden sein kann und sich damit nicht zufrieden geben darf. Dies von der deutschen Sozialdemokratie ausgesprochen wäre zweifellos eine Tat von ganz außerordentlicher moralischer und politischer Wirkung. Denn die englische – und wahrscheinlich auch die französische – Regierung rechnet nun einmal ganz sicherlich mit der starken deutschen Arbeiterbewegung, von der sie annimmt, daß sie infolge ihrer prinzipiellen Opposition gegen das in Deutschland herrschende System, infolge schlechthinniger [sic] unversöhnlicher Gegnerschaft gegen jede Art von Kolonialpolitik, weiter aber auch infolge ihrer einzigartigen Parteidisziplin und Geschlossenheit jeden Anspruch der deutschen Regierung in eine nichts bedeutende Geste verwandeln wollte und könnte. [...]

Hat aber die deutsche Sozialdemokratie erst einmal klar und unmißverständlich ausgesprochen, was ist, dann steht ihr hinterher der Weg zur Verständigung mit den ausländischen Bruderparteien über die Rechtsgrundsätze bei der Verteilung der lokalen Einflußgebiete offen. Sie ist dann in der Lage, auch vor dem Forum der Internationale von den Schwierigkeiten zu reden, die sich gerade in kolonialpolitischen Fragen aus der gegenwärtigen Mächtegruppierung für Deutschland und die beiden anderen Dreibundstaaten ergeben. [...] Es können von ihr und der Internationale dann mehr oder minder ausgearbeitete, jedenfalls positive und wegweisende Vorschläge zur Herstellung der notwendigen Gleichberechtigung gemacht und propagiert werden. Kurzum: Es kann auch auf diesem Gebiet von der bloßen Negation und Opposition, die nur allzu leicht das Kind mit dem Bade ausschüttet, zur schöpferischen Arbeit übergegangen werden, wie sie bei der Reichsversicherungsordnung und ähnlichen Gelegenheiten in so reichlicher Fülle geleistet worden ist.⁹⁹⁵

Nach dieser Logik, die im übrigen die Einflussmöglichkeiten der SPD weit überschätzte, hätte eine Unterstützung der Kolonialpolitik der Reichsleitung am Ende Frieden und Gerechtigkeit in den internationalen Beziehungen gefördert (von hier führte auch ein direkter Weg zu der im Krieg entwickelten Vorstellung, dass ein deutscher Sieg im Interesse der Durchsetzung des Sozialismus läge). Für die mangelhafte Qualität der Debatten spielte wohl auch eine Rolle, dass nahezu allen Strömungen innerhalb der SPD ein erheblicher Fatalismus gegenüber der Gefahr eines zukünftigen Krieges gemein war. Hilferding hatte 1909 in seinem Hauptwerk „Das Finanzkapital“ den Krieg als Folge der sich verschärfenden Rivalitäten zwischen den kapitalistischen Staaten prognostiziert. Der einst lange erwartete große „Kladderadatsch“, der nach dem Einmotten der Zusammenbruchstheorie aus dem Blickfeld verschwunden war, schien wieder greifbar, sobald ein Krieg ausbrach. Angesichts der erneuten Krise auf dem Balkan schrieb Hilferding 1912:

„Die Unmöglichkeit der Verhinderung des Krieges schließt aber auch die Unmöglichkeit seiner Lokalisierung in sich. Denn nur noch ein Aufschub des Krieges zwischen den Großmächten ist denkbar, kaum noch eine dauernde Aufrechterhaltung des Friedens unter ihnen. Dazu sind die Interessengegensätze der unmittelbar benachbarten Großmächte zu groß. [...] Es ist der imperialistische Gegensatz der entwickelten kapitalistischen Staaten der die Gefahr der Erweiterung des Balkankrieges zu einem Weltkrieg in sich schließt. [...] Im Gegensatz zur bürgerlichen Zerrissenheit

⁹⁹⁵ Gerhard Hildebrand, Die deutschen Interessen im Ausland, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 18-20 vom 7.9.1911, S. 1218-1225, hier: S. 1224.

steht das Proletariat in internationaler Geschlossenheit da, und wenn es in einem einig ist, so in der Verwerfung des Krieges.“⁹⁹⁶

Seine Partei war nach Hilferdings Ansicht entschlossen, „alle Mittel, über die wir verfügen, für die Aufrechterhaltung des Friedens einzusetzen. Welche Mittel angewendet werden können, ist eine Sache der Praxis, darüber können nur die Verhältnisse entscheiden und nicht pseudotheoretische Spekulationen.“⁹⁹⁷ Wieder einmal wurde die Gefahr erkannt, ohne sich ernsthaft auf die Suche nach Lösungen zu begeben.

Ein Jahr zuvor hatte auch Bebel auf dem Parteitag die Genossen auf das kommende Unheil eingestimmt: „Nicht Abrüstung heißt künftig für das bürgerliche Europa die Losung, sondern Aufrüstung zu Wasser und zu Lande. Wir werden von jetzt ab erst recht einem Zustande entgegen gehen, der meiner Überzeugung nach nur noch mit einer großen Katastrophe enden kann und enden muß.“⁹⁹⁸ Wenig später ergänzte er seine Vorhersage der Katastrophe: „aber es scheint, sie kommt rascher als ich ahnte.“⁹⁹⁹ Der Verlauf der 2. Marokkokrise, insbesondere die bedenkenlose Risikopolitik der Reichsleitung, gab einem solchen Szenario einen realistischen Hintergrund. Kurz vor seinem Tod schrieb Bebel, der die deutsche Außenpolitik lange Zeit relativ wohlwollend beurteilt hatte, in begründeter Verzweiflung: „Man sollte mit Keulen dreinschlagen. So dumm ist Deutschland noch nicht regiert worden, man reitet das Reich immer tiefer in den Sumpf. Und das schlimmste ist, man sieht nicht, wohin man reitet.“¹⁰⁰⁰

Konnte die SPD dagegen überhaupt etwas tun? In den Jahren zuvor hatten sich innerhalb der Partei und der Gewerkschaften Entwicklungen verfestigt, die einen (zumindest glaubhaft angedrohten) Massenstreik – das einzig denkbare probate Mittel zur Kriegsverhinderung – wenig wahrscheinlich machten. Bebel hatte dieses Mittel stets verworfen; auch Kautsky zeigte sich hier schon 1909 mit Blick auf die organisationsinternen Mechanismen durch und durch pessimistisch:

„Das ist ja das Bedrückende an der ganzen Sache, daß man keine Aussicht hat, durch einen Personenwechsel zu helfen, etwa durch eine Änderung des Vorstands. Die Ursachen liegen tiefer. Einmal glaube ich eine dieser Ursachen im Überwuchern des Bürokratismus suchen zu müssen, der jede Initiative von unten ertötet, damit aber auch jede Kühnheit, denn nur die unverantwortliche Masse ist kühn, riskiert etwas, nicht die verantwortlichen Führer – letztere haben Bedenken nicht aus Feigheit, sondern aus Gewissenhaftigkeit. Ich würde es auch nicht wagen, zu einer Massenaktion zu

⁹⁹⁶ Rudolf Hilferding, Der Balkankrieg und die Großmächte, in: *Die Neue Zeit*, Nr. 18 vom 18.12.1912, S. 73-82, hier: S. 79 u. 81.

⁹⁹⁷ Ebd., S. 82.

⁹⁹⁸ DITTMANN, Erinnerungen, Bd. 1, Zitat: S. 191.

⁹⁹⁹ A. Bebel an H. Angst vom 3.8.1912. (CARSTEN, August Bebel, Zitat: S. 246).

¹⁰⁰⁰ Dieter FRICKE, August Bebel (1840-1913). Ein biographischer Essay, Jena 1989, Zitat: S. 68.

drängen, zu der nicht die Masse selbst drängt; denn nur, wenn die Aktion von dieser ausgeht, kann man auf die nötige Wucht und Leidenschaftlichkeit rechnen.

In Deutschland aber sind die Massen darauf gedrillt, immer auf das Kommando von oben zu warten.

Die Leute oben werden aber so von Verwaltungsgeschäften des ungeheuren Apparats absorbiert, daß ihnen jeder weitere Blick, jedes Interesse für alles außerhalb ihres Instanzenzuges verloren geht. Das sahen wir zuerst bei den Gewerkschaften, das sehen wir jetzt, seitdem die politische Organisation so wächst, auch in ihr.

Das alles wird natürlich noch verstärkt durch die allgemeine Stagnation. Wir kommen momentan nirgends vorwärts, weder gewerkschaftlich, noch parlamentarisch noch kommunal. Bezeichnend der neueste Aufruf des Vorstands. Er ruft auf, begeistert zu arbeiten für – die Gewinnung neuer Abonnenten und neuer Mitglieder.

Das ist in der Tat das einzige, was sich augenblicklich tun läßt.¹⁰⁰¹

Das war ausgesprochen wenig angesichts der drohenden Gefahr eines „Weltkrieges“, die Haase Ende 1912 beschrieb:

„Wer nicht in die Triebkräfte, die in Österreich-Ungarn und Rußland zum Kriege drängen, eingeweiht ist, wird es sich nicht vorstellen können, daß um die Frage, ob Serbien an der Adria einen Hafen erhält oder nicht, ein Weltkrieg entstehen könnte. Der Gedanke, daß Deutschland, das selbst vom kapitalistischen Standpunkt an dieser Frage kein Interesse hat, in einen Krieg um deswillen verwickelt werden könnte, klingt wie Wahnsinn. Aber doch ist er nicht in das Reich müßiger Kombinationen zu verweisen.

Ich hoffe zwar, daß wir dem furchtbaren Unglück entgehen werden, weil erhebliche friedensfördernde Kräfte am Werke sind. Aber diese dauernd zu stärken, ist unsere Aufgabe. Ist ein Krieg unpopulär gemacht, ist die große Masse der Bevölkerung mit Widerwillen und Abscheu gegen ihn erfüllt, so hüten sich die Regierenden vor ihm; denn zum Siegen gehört Hurra-Stimmung, wie gerade der Balkankrieg von neuem gelehrt hat. Wir sind deshalb unablässig tätig, eine solche Stimmung nicht aufkommen zu lassen.¹⁰⁰²

Die von Haase repräsentierte Richtung in der Partei lehnte einen Verteidigungskrieg, der diese Bezeichnung verdiente, keineswegs ab, hatte aber keinen Plan, was im Falle eines deutschen Angriffskrieges geschehen sollte. Haase führte im Dezember 1912 im Reichstag dazu aus: „Um zu verhindern, daß frivol Kriege heraufbeschworen werden, wollen wir den Friedensgedanken immer weiter verbreitern und das Volk mit Abscheu vor dem Krieg erfüllen. Dann werden es sich die Regierenden sehr überlegen, bevor sie sich zu einem Krieg treiben lassen.“ Aber: „Eine Revolution zur Verhinderung des Krieges zu machen, daran denkt bei uns niemand. [...] Wir haben besonders in Deutschland bisher betont, daß namentlich ein Massenstreik, der nach [!?] dem Ausbruch des Krieges inszeniert wird, unmöglich ist.“¹⁰⁰³ Diese Einschätzung sollte eineinhalb Jahre später in ihrem

¹⁰⁰¹ K. Kautsky an V. Adler vom 26.9.1909. (Abgedruckt in: F. ADLER (Hrsg.), Victor Adler: Briefwechsel, S. 500-502, hier: S. 501).

¹⁰⁰² Brief von H. Haase vom 13.11.1912. (Abgedruckt in: Ernst HAASE (Hrsg.), Hugo Haase. Sein Leben und Wirken. Mit einer Auswahl von Briefen, Reden und Aufsätzen, Berlin-Frohnau 1929, S. 98f).

¹⁰⁰³ RAMBKE, Diesem System keinen Mann und keinen Groschen?, Zitat: S. 58 u. 254f.

ersten Teil schlagend widerlegt werden. Das linke Zentrum klammerte sich auf weltfremde Weise an die Hoffnung, den drohenden Krieg so lange „hinausschieben“ zu können, bis das internationale Proletariat eine Stärke erreicht hätte, die einen Krieg unmöglich machen würde.

Auch hier setzte man weiter auf die Erwartung, die herrschenden Schichten würden zweckrational agieren und wären schon um des eigenen Machterhaltes Willen an einer Wahrung des Friedens interessiert. Der Primat des ökonomischen Denkens verhinderte die ausreichende Berücksichtigung rein politischer Faktoren (Bündniskonstellationen, militärische Aufmarschpläne, ethnische Konflikte, nationalistische Stimmungen, Charaktereigenschaften führender Persönlichkeiten, mentale Dispositionen der maßgeblichen Eliten).¹⁰⁰⁴ Obwohl in der SPD längst bekannt war, mit welchen geschickten Manövern die Reichsregierung 1870 den Krieg herbeigeführt hatte,¹⁰⁰⁵ blieb bis weit in die Linke hinein ein völlig unbegründetes Vertrauen in die Reichsleitung verbreitet.¹⁰⁰⁶ Deren Manipulationsversuchen war damit Tür und Tor geöffnet, erst recht in einer Situation, in der sie ihr Informationsmonopol voll ausspielen konnte und sich die Ereignisse ohnehin überschlugen, so dass für genauere Recherchen gar keine Zeit blieb. An Warnungen hatte es auch hier nicht gefehlt; Michels gab wieder (1907) die Cassandra: „Jede Regierung besitzt alle Machtmittel, deren sie bedarf, um den wahren Sachverhalt der Auseinandersetzungen zwischen zwei Diplomaten, die zum Kriege führten, den Augen der Kontrolle zu entziehen, zur ausschließlichen Verfügung. Jede Regierung wird in letzter Stunde, wenn sie den Telegraph allein in der Hand hat und keinerlei Widerlegung von irgend einer Seite mehr zu befürchten braucht, den Zwischenfällen diejenigen Versionen geben, die ihr am tauglichsten scheinen, um in den Augen ihrer Untertanen als gerecht, als frivol in den Krieg hineingedrängt dazustehn.“¹⁰⁰⁷

¹⁰⁰⁴ Die orthodox-marxistische Perspektive, die einen großen Teil der relevanten Faktoren ausblendete oder zumindest unterschätzte, demonstriert ein Zeitungsartikel, der wenige Tage nach dem Attentat von Sarajevo verfasst wurde: „Die Sozialdemokratie will keinen Kampf gegen einzelne Personen. Sie verabscheut es, sie hinterhältig, wehrlos niederzuschießen. Sie weiß aber auch, daß es ein gänzlich nutzloser, verfehler Kampf ist; denn die Politik wird letzten Endes nicht von einzelnen Personen bestimmt, mögen sie noch so hoch im Range stehen und noch so ehrgeizig, noch so hochstrebend sein. Alles politische und soziale Geschehen beruht auf dem Streben der *Klassen* nach wirtschaftlicher Machtentfaltung. Jene Gruppen mit verwandten wirtschaftlichen Interessen, dort die Gemeinschaft den [sic] Kapitalisten mit ihrem Streben zu verdienen, das heißt, billig Waren herstellen zu lassen und sie möglichst vorteilhaft wieder an den Mann zu bringen, hier die Masse der von ihnen abhängigen Arbeiter und Angestellten mit ihrem Streben, sich nicht weiter zugunsten einer kleinen Schicht von Besitzenden ausbeuten zu lassen, - diese Interessentengruppen oder Klassen sind maßgebend für die Gestaltung der politischen Geschichte, indem sie miteinander um die Macht ringen und, wenn sie die Macht haben, diese zu ihrem Besten auszunutzen suchen.“ (*Jungvolk* Nr. 27 vom 3.7.1914).

¹⁰⁰⁵ So hatte Wilhelm Liebknecht 1891 eine Broschüre mit dem Titel „Die Emser Depesche. Oder wie Kriege gemacht werden“ veröffentlicht. (Vgl. BURKHARDT, *Kriegsgrund Geschichte?*, in: Ders. u. a., *Lange und kurze Wege in den Ersten Weltkrieg*, S. 9-86, hier: S. 29).

¹⁰⁰⁶ Im Reichstag erklärte Bebel im März 1904: „ich nehme an, daß die deutsche Politik so sorgfältig geleitet wird, daß sie selbst keinen Grund gibt, einen Krieg hervorzurufen“. (Rede abgedruckt in: BEBEL, *Schriften*, Bd. 2, S. 122-139, hier: S. 132). Diesen Irrtum sah Bebel später selbst ein.

¹⁰⁰⁷ GENETT, *Der Fremde im Kriege*, Zitat: S. 349.

Dass es mit der unter Umständen recht schwierigen Unterscheidung zwischen einem legitimen Verteidigungs- und einem abzulehnenden Angriffskrieg allein nicht getan war, ahnte Kautsky spätestens 1911, als er in der *Neuen Zeit* orakelte:

„Ist es einmal so weit gekommen, daß die Bevölkerung nicht in der eigenen Regierung, sondern in der Bösartigkeit des Nachbarn die Kriegsursache erblickt – und welche Regierung versuchte es nicht, [...] der Bevölkerung diese Anschauung beizubringen! – kommt es unter solchen Umständen zum Kriege, dann entbrennt in der ganzen Bevölkerung auch einmütig das heiße Bedürfnis nach Sicherung der Grenze vor dem bösartigen Feinde, nach Schutz vor seiner Invasion. Da werden zunächst alle zu Patrioten, auch die international Gesinnten, und wenn einzelne den übermenschlichen Mut haben sollten, sich dagegen auflehnen und hindern zu wollen, daß das Militär zur Grenze eilt [...], so brauchte die Regierung keinen Finger zu rühren, sie unschädlich zu machen. Die wütende Menge würde sie selbst erschlagen.“¹⁰⁰⁸

So realistisch diese resignative Analyse der Zwangslage war, in die die SPD bei einem von der Reichsregierung geschickt verpackten „Verteidigungsfall“ kommen würde, so wenig gelang es irgendjemandem in der Partei, verschiedene Szenarien wirklichkeitsnah durchzuspielen und eine jeweils adäquate Reaktion zu formulieren.¹⁰⁰⁹ Da ein Massenstreik bei Kriegsausbruch für Kautsky „heroischen Wahnsinn“¹⁰¹⁰ darstellte, hielt er nur Proteste durch Volksversammlungen, die Parteipresse und im Parlament für durchführbar. Mit dem a priori ausgesprochenen Verzicht auf einen Massenstreik im Kriegsfall beraubte sich die SPD eines gewichtigen – eigentlich des einzigen – Druckmittels, das auch präventiv zum Einsatz zu bringen gewesen wäre; nur dieses Mittel löste bei der Regierung wirklich ernste Befürchtungen aus.¹⁰¹¹ Eben dies einkalkulierend hatte Däumig 1911 die Möglichkeit angedeutet, den Massenstreik präventiv zur Abwendung der *Kriegsgefahr* anzuwenden. Gerade in diesem entscheidenden Punkt versäumten es die Wortführer des linken Zentrums (d. h. Dittmann, Haase, Ledebour, Hilferding, Ströbel) letztlich, Alternativen zur Planlosigkeit des Parteivorstandes zu entwickeln.¹⁰¹² Im Juli 1914 war es dafür dann zu spät.

¹⁰⁰⁸ ROJAHN, Arbeiterbewegung und Kriegsbegeisterung, in: LINDEN/MERGNER (Hrsg.), *Kriegsbegeisterung*, S. 57-71, Zitat: S. 62f.

¹⁰⁰⁹ Hinzu kam ein weiteres Problem: „Nach der Militarisierung des Denkens im Kaiserreich war die Bedeutung von `Verteidigung` so ausgeweitet, daß sie auch eindeutig kriegsprovokierende Handlungen, wie den Willen zur Eroberung von `Lebensraum` für ein wachsendes Volk, umfassen konnte.“ (ROHKRÄMER, August 1914, in: MICHALKA (Hrsg.), *Der Erste Weltkrieg*, S. 759-777, hier: S. 767). Auf dem rechten Flügel der SPD wurde ganz offen die Möglichkeit einer taktischen Offensive bei strategischer Defensive diskutiert, wodurch die Begriffe erst recht ins Rutschen gerieten.

¹⁰¹⁰ RATZ, Kautskys Einschätzung von Krieg und Frieden, in: ROJAHN u. a. (Hrsg.), *Kautskys Bedeutung*, S. 183-196, Zitat: S. 195.

¹⁰¹¹ Der ehemalige Reichskanzler Bülow schrieb in seinen Erinnerungen dazu: „Wenn bei einem ernsteren Konflikt nach außen die Möglichkeit gegeben ist, daß die Hälfte der Armee durch einen Generalstreik im Lande gefesselt ist, so sind wir verloren.“ (SCHULTE, *Europäische Krise und Erster Weltkrieg*, Zitat: S. 83).

¹⁰¹² Dieter Groh fasste die Meinungen in der SPD wie folgt zusammen: „Darüber, daß der Krieg binnen kurzer Zeit eine ökonomische und soziale Katastrophe auslösen würde, waren sich also Bebel und Kautsky mit den Linksradikalen einig. Nur postulierten letztere das Zusammenfallen von Kriegsausbruch und revolutionärer Situation. Diese sollte durch Massenaktionen bis zur Revolution gesteigert werden, womit auch der Krieg verhindert werden könne. Die Parteiführung dagegen wollte den durch die Folgen des Krie-

Wie es um die Aktionsbereitschaft der Basis bestellt war, blieb dabei die entscheidende Frage, die von der Forschung bislang noch nicht hinreichend beantwortet werden konnte. Über seine deprimierenden Erfahrungen mit der Bewegung, die von der SPD gegen die Wahlrechtsverschlechterung in Sachsen (1896) initiiert worden war, berichtete Edmund Fischer später:

„Zitternd vor Empörung fuhr ich zu einer der ersten Versammlungen, die stattfanden, nach einem Industriestädtchen mit verhältnismässig starker und alter Arbeiterbewegung. [...] die Versammlung war miserabel besucht! Nicht die Hälfte des kleinen Saales war besetzt. Die Männer spielten Karten, die Frauen strickten Strümpfe, und als ich das Wort erhielt, vernahm ich vom Tische neben mir noch die Worte: `Du, Karl, gib noch einmal, ich muss erst noch einen *Grand* machen!` Wie ein kalter Wasserstrahl wirkte das auf mich, mit meiner Begeisterung war es für diesen Abend vorbei, und wenn ich die leeren Tische und Stühle sah und die Strümpfe strickenden Frauen, dann blieben mir die Worte im Halse stecken. So waren die meisten *grossen Protestversammlungen* beschaffen, die ich sah [...]. Die *Masse*, das *Volk* blieb völlig gleichgiltig [sic], es hatte nichts von der Erbitterung, dem Zorne, der Aufregung, die uns zum Kampfe trieben. [...] alle Versuche, die Bewegung in Fluss zu bringen und zu steigern, scheiterten.“¹⁰¹³

Trotz allem hielt Fischer eine Mobilisierung der „Massen“ nicht für völlig unmöglich, sondern stellte im gleichen Atemzug fest: „Die Masse des Volkes ist also sehr wohl in Bewegung zu bringen, wenn es *empfindet*, dass ihm eine Gefahr droht, man ihm etwas *Wertvolles*, eine Freiheit, ein Recht nehmen will. Aber darin liegt es eben: es muss die *Empfindung* dafür haben, dass eine Gefahr droht, dass etwas Wertvolles auf dem Spiele steht, wenn es in Bewegung kommen soll.“¹⁰¹⁴

Was für die Innenpolitik zutraf, galt mutatis mutandis auch für die Außenpolitik. Dass aus dem Bewusstsein einer akuten Bedrohung des Friedens heraus große Massenkundgebungen zu organisieren waren, hatte sich 1911 während der 2. Marokkokrise jedenfalls eindeutig gezeigt. Entscheidend war dabei aber immer die Initiative der Parteinstanzen, denn: „die meisten Arbeiter dachten selten über das Thema Krieg und Frieden nach, weil sie Schwierigkeiten hatten, etwas so Abstraktes wie internationale Beziehungen mit den konkreten Problemen des alltäglichen Lebens in Verbindung zu bringen, um deretwillen sie zu kollektiven Aktionen griffen.“¹⁰¹⁵ Auch hier müsste eine Parteige-

ges ausgelösten Zusammenbruch der kapitalistischen Ökonomie und bürgerlichen Gesellschaft abwarten. Da für Parteiführung und Parteimehrheit Kriegsausbruch und Ausbruch der Revolution nicht wie für die Linksradiكالen zusammenfielen, kam es für sie auf zwei Dinge an: Erstens die Basis für die Errichtung der künftigen sozialistischen Gesellschaft, das Deutsche Reich zu erhalten, woraus sie die Notwendigkeit der Landesverteidigung herleiteten. Zweitens die sozialdemokratischen Organisationen vor der Vernichtung zu bewahren, um die Macht nach dem `großen Kladderadatsch` zu übernehmen, woraus sich die Notwendigkeit ergab, alles zu vermeiden, was die Militär- und Zivilbehörden im Mobilmachungsfall dazu veranlassen könnte, die sozialdemokratischen Führer zu verhaften und die Organisationen zu zerschlagen. Nach Ansicht der Parteiführung lieferte die Propagierung des Massenstreiks für den Kriegsfall den Hauptanlaß für ein solches Vorgehen.“ (Negative Integration, S. 293).

¹⁰¹³ Edmund Fischer, Der Widerstand des deutschen Volkes gegen Wahlentzungen, in: *Sozialistische Monatshefte*, 10. Heft vom Okt. 1904, S. 814-819, hier: S. 815f.

¹⁰¹⁴ Ebd., S. 816.

¹⁰¹⁵ CHICKERING, Krieg, Frieden und soziale Mobilisierung, in: Ders., Krieg, Frieden und Geschichte, S. 132-148, hier: S. 145.

schichte „von unten“ allerdings noch nähere Aufklärung darüber bringen, ob - wie Luxemburg behauptete - „die Massen viel besser“ waren als „die parlamentarischen Kretins, die sich für ihre Führer“¹⁰¹⁶ hielten.

Im Reichstagswahlkampf 1911/12 setzte die SPD folgerichtig auf die Karte der Friedenspolitik; in ihrem Wahlauf Ruf hieß es dazu: „Wähler seid auf der Hut! Bedenkt, daß ihr am Wahltag vielleicht die Entscheidung über Krieg und Frieden in der Hand habt.“¹⁰¹⁷ Dabei darf allerdings nicht vergessen werden, dass die SPD bei ihrer Agitation gegen den Krieg auf keinerlei Unterstützung aus dem bürgerlichen Lager rechnen konnte (sieht man von der winzigen pazifistischen Bewegung ab¹⁰¹⁸): Die Fortschrittliche Volkspartei, mit der es in anderen Bereichen durchaus Berührungspunkte für eine konstruktive Zusammenarbeit gab, lehnte die Haltung der SPD in der Marokkokrise ab. Erschwerend kam hinzu, dass die SPD zwar die Bedeutung der öffentlichen Meinung erkannt hatte, jedoch das Potenzial für Desinformationen auf Seiten der Regierung unterschätzte.

In der kurzen Zeit, die der SPD nach der 2. Marokkokrise noch verblieb, gelangte ihre Führung zu keinen neuen durchgreifenden Einsichten mehr, die ihre Defizite in der Außen- und Friedenspolitik nennenswert verringert hätten. Wohl auch infolge der „partiellen Umorientierung“¹⁰¹⁹ Kautskys in dieser Frage lehnte der Parteivorsitzende Haase in seiner großen Rede über das Imperialismusproblem auf dem Chemnitzer Parteitag von 1912 den Determinismus Leninscher Prägung und damit die fatalistische Erwartung des angeblich „unvermeidlichen“ Krieges ab;¹⁰²⁰ in die gleiche Richtung hatte sich einige Zeit zuvor Ledebour geäußert.¹⁰²¹ Haase verwies (ohne dabei die aktuelle Krisensituation zu beschönigen) auf durchaus vorhandene Tendenzen, etwa die zunehmende wirtschaftliche Verflechtung der großen Nationen, die sich im Sinne einer Verminderung der Kriegsgefahr auswirken konnten; seine Rede gipfelte in den Sätzen:

¹⁰¹⁶ R. Luxemburg an F. Mehring vom 9.12.1911. (MANNINEN, Sozialismus oder Barbarei?, Zitat: S. 104).

¹⁰¹⁷ RAMBKE, Diesem System keinen Mann und keinen Groschen?, Zitat: S. 132.

¹⁰¹⁸ Vgl. CHICKERING, Krieg, Frieden und soziale Mobilisierung, in: Ders., Krieg, Frieden und Geschichte, S. 132-148, hier: S. 140-143.

¹⁰¹⁹ BOLL, Frieden ohne Revolution?, S. 81.

¹⁰²⁰ So erklärte Haase: „Aber diejenigen, die den Standpunkt vertreten, daß ein Krieg zwischen den rivalisierenden Industriestaaten ein unabwendbares Schicksal sei, verlassen den Boden, den wir als marxistisch geschulte Genossen einnehmen müssen.“ (Protokoll SPD-Parteitag Chemnitz 1912, S. 410f.).

¹⁰²¹ Ledebour schrieb dazu im April 1911 im *Vorwärts*: „Kurz, es sind so viele und so starke kriegsgegnerische Tendenzen im Schoß der kapitalistischen Gesellschaftsordnung selbst am Werk, daß der Kapitalismus als restlos kriegerisch in seinem Gesamtwirken nicht mehr angesprochen werden kann. Kriegerische und friedliche Tendenzen wirken auf- und gegeneinander. Es ist mindestens zweifelhaft, ob die Resultate dieses Parallelogramms der Kräfte mehr dem Weltkrieg oder mehr dem Weltfrieden zustrebt. . . Die Abrüstungsidee ist auf dem Marsch, nicht dank der Reden irgend welcher Minister oder Parlamentarier oder bürgerlicher Friedensschwärmer, sondern dank jener dem Kapitalismus immanenten, stetig an Einfluß zunehmenden Kräfte, die auf den Frieden hindrängen. Die Rüstungsbeschränkung ist auf dem Marsch, wenn auch der Weltfrieden noch keineswegs gesichert, und die Gefahr eines Weltkriegs kaum gemildert ist.“ (Max Schippel, Kein Mann und kein Groschen oder Reformismus?, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 8 vom 20.4.1911, S. 486-492, Zitat: S. 491).

„Das Proletariat erneuert den entschlossenen Willen, alles daran zu setzen, daß der Weltkrieg vermieden wird. Das Proletariat wird zu diesem Zwecke die internationalen Beziehungen von Arbeitern zu Arbeitern pflegen und die Macht des internationalen Proletariats verstärken. Unser Ziel ist nur zu erreichen, wenn wir unsere politischen und wirtschaftlichen Organisationen noch machtvoller ausbauen, wenn wir niemals ermüden, neue Scharen für unsere große Sache zu gewinnen. Wird Kriegsgefahr, wird Ausbeutung der Massen auch erst aus der Welt geschafft mit dem Kapitalismus selbst, so erkennen wir es doch als unsere Aufgabe, schon jetzt seine verheerenden Wirkungen herabzumindern. Der Imperialismus treibt das kapitalistische System zur höchsten Stufenleiter, es wird reif, einem anderen Platz zu machen, dem sozialistischen. Das Proletariat ist als sein Erbe berufen, und es wird die Erbschaft antreten in dem sicheren Gefühl, daß unter dem Banner des herangereiften, aufwärts gerichteten Proletariats gedeihen werden Friede, Freiheit, Unabhängigkeit und Wohlfahrt aller Völker!“¹⁰²²

Größe und Grenzen der deutschen Sozialdemokratie und ihres wenig später, nach dem Tod Bebels, wichtigsten Vertreters wurden hier deutlich, vor allem wenn man die nachfolgenden Ereignisse mitberücksichtigt. Mit einem dem Geist der Zeit entsprechenden Pathos beschrieb Haase präzise die Gefahren der sich krisenhaft zuspitzenden internationalen Politik; er verwendete dabei wie selbstverständlich den Begriff „Weltkrieg“, der sich offenbar längst etabliert hatte.¹⁰²³ Gleichzeitig beschwor der Parteivorsitzende das Erlösungsversprechen der marxistischen Geschichtstheologie; diese interpretierte er dabei nicht starr dogmatisch, ließ an der Verheißung der sozialistischen Zukunftsgesellschaft allerdings keinerlei Zweifel.

Dadurch wurde auch darüber hinweggetäuscht, dass die Möglichkeiten der Arbeiterschaft, den drohenden Krieg abzuwenden, erschreckend gering waren. Irgendwie konkrete Handlungsanweisungen unterblieben weiterhin. Da niemand in der Partei eine Lösung dieses Kernproblems anzubieten hatte, kam es auf dem Parteitag zu keiner Auseinandersetzung. Gegen nur drei Stimmen wurde eine Resolution im Sinne von Haases Referat angenommen; darin hieß es pauschal, der Parteitag bekunde „den entschlossenen Willen, alles anzubieten, um eine Verständigung zwischen den Nationen herbeizuführen und den Frieden zu hüten.“¹⁰²⁴ Damit war die Beschlusslage hergestellt, mit der die deutsche Sozialdemokratie in die Julikrise von 1914 ging.

Für die radikale Linke, die auf einen eigenen Antrag verzichtet hatte, sprach (in Abwesenheit Luxemburgs) Lensch, der sich, ohne Haase direkt anzugreifen, von der Mehrheit abgrenzte. Lensch blieb – im Gegensatz zu Kautsky und Ledebour - bei einem dogmatischen Determinismus stehen und behauptete: „Wir haben den Kapitalismus zu fassen, wie er ist, und da müssen wir zugeben, daß das Wettrüsten mit Naturnotwendigkeit aus den gegebenen wirtschaftlichen Verhältnissen er-

¹⁰²² Protokoll SPD-Parteitag Chemnitz 1912, S. 414f.

¹⁰²³ Eine Entstehungs- und Wirkungsgeschichte des spezifisch deutschen Begriffes „Weltkrieg“ steht bislang noch aus.

¹⁰²⁴ Protokoll SPD-Parteitag Chemnitz 1912, S. 529.

wachsen ist.¹⁰²⁵ Die daraus entstehenden Gefahren würden allerdings, wie er meinte, letztlich den Sieg des Sozialismus nur noch befördern, denn: „Der Kapitalismus muß eben, ob er will oder nicht, am letzten Ende doch für uns arbeiten, selbst da, wo er anscheinend nur und ausschließlich die Interessen der Menschheit zu zertreten scheint, selbst beim Wettrüsten.“¹⁰²⁶

Während sich die verschiedenen Strömungen der Linken und auch Reformisten wie Frank wenigstens darum bemühten, für den Kriegsfall vorbereitet zu sein, kam vom rechten Zentrum, das den Parteivorstand dominierte, kaum Substantielles. Das Verhalten Eberts galt hier *pars pro toto*: „Die formelhafte Ausdrucksweise, deren Ebert sich in diesem Zusammenhang bedient, und der geringe Umfang, den Äußerungen dieser Art [d. h. zu außenpolitischen Fragen; B. A.] innerhalb der erhaltenen Reden aus der Zeit vor 1914 einnehmen, lassen darauf schließen, daß Ebert die herrschenden Auffassungen akzeptierte, ohne sich tiefer mit ihnen auseinanderzusetzen. Das gilt auch für das entscheidende Problem, welche Mittel die Internationale bei ihrem Kampf gegen den Krieg anwenden sollte.“¹⁰²⁷ Die „herrschende Auffassung“ bestand letztlich darin, sich damit abzufinden, dass die SPD keine wirksamen Mittel gegen einen Krieg hatte; weitere Überlegungen zum Thema schienen damit hinfällig.

Noch einmal muss hervorgehoben werden, dass die Sozialdemokratie, ähnlich wie beim Kampf für die Demokratisierung der Verfassung, in ihrer Gegnerschaft zu Hochrüstung und Kriegstreiberei weitgehend isoliert blieb, da sie bei den bürgerlichen Parteien der Mitte in dieser Frage eher noch weniger Rückhalt fand. Bezeichnend hierfür war die deutsch-französische Verständigungskonferenz, die auf Initiative Franks im Mai 1913 in Bern abgehalten wurde.¹⁰²⁸ (Eine weitere Veranstaltung dieser Art fand im Mai 1914 in Basel statt.¹⁰²⁹) Eingeladen waren alle Abgeordneten der Parlamente beider Länder, von deutscher Seite beteiligte sich neben der SPD allerdings nur eine kleine Gruppe der Linksliberalen; alle übrigen Parteien lehnten derartige Versuche, der Kriegsgefahr entgegenzuwirken, ab.¹⁰³⁰ Die Konferenz sprach sich für eine internationale Schiedsgerichtsbarkeit aus und setzte eine Kommission ein, die weitere Tagungen vorbereiten sollte; das strittige Problem der Haltung zu den in beiden Ländern anstehenden Wehrvorlagen wurde ausgeklammert.

¹⁰²⁵ Ebd., S. 416.

¹⁰²⁶ Ebd., S. 418.

¹⁰²⁷ Agnes BLÄNSDORF, Friedrich Ebert und die Internationale, in: AfS 9 (1969), S. 311-428, hier: S. 326f.

¹⁰²⁸ Frank plante zudem, ähnliche Verbindungen mit englischen Parlamentariern aufzunehmen.

¹⁰²⁹ Zu diesen Konferenzen siehe Alwin HANSCHMIDT, Die französisch-deutschen Parlamentarierkonferenzen von Bern (1913) und Basel (1914), in: GWU 26 (1975), S. 335-359.

¹⁰³⁰ An der Konferenz nahmen 155 Parlamentarier teil, davon 34 Deutsche (davon 6 Liberale) und 121 Franzosen (davon 83 aus dem bürgerlichen Lager). (Angabe aus WACHENHEIM, Die deutsche Arbeiterbewegung, S. 543).

Der deutsche Botschafter in Bern kommentierte: „Eine Schweizer Amphiktyonie, die doch nur ausgehen kann wie das Hornberger Schießen.“¹⁰³¹ Auch Molkenbuhr zog eine illusionslose Bilanz der Tagung:

„Würden die Herrschenden sich an den Gedanken des Friedens gewöhnen können, dann wäre der Frieden gesichert. Aber man erzieht immer mehr Menschen zur Lebensaufgabe des Krieges und dazu wächst die Industrie zur Schaffung von Kriegsmaterial. Diese Grundlagen des Rüstungswahnsinns werden durch Verständigungs-Konferenzen nicht beseitigt. Für die Leute, die die Konferenz besuchen, ist sie überflüssig, und die Leute, denen sie etwas nützen könnte, gehen nicht hin. Sollte es je zum Krieg kommen, dann sind alle schönen Gedanken dieser Konferenzen spurlos verschwunden. Das Volk gerät in einen Taumel, in dem es nur an Krieg denkt, und selbst die Besonnensten dürfen nur daran denken: Was ist zu tun, um das Volk vor Schaden zu bewahren. Droht die Gefahr, daß Kulturländer ihre Selbständigkeit verlieren, dann müssen selbst Sozialdemokraten alle Kraft einsetzen, dieses zu verhindern.“¹⁰³²

Damit war ziemlich genau beschrieben, welche Haltung Partei- und Fraktionsführung der SPD im Juli/August 1914 mehrheitlich einnehmen sollten. Fast zeitgleich mit der Berner Konferenz hatte sich die Mehrheit der SPD-Reichstagsfraktion aus mehr oder weniger taktischen Gründen für die Bewilligung der Deckungsvorlage zur anstehenden Heeresvermehrung ausgesprochen. Komplementär zu den privaten Notizen Molkenbuhrs sind die Warnungen Luxemburgs zu betrachten, die sie auf dem Parteitag im September 1913 aussprach: „Wenn Sie sich auf den Boden des Mehrheitsbeschlusses unserer Fraktion [zur Deckungsvorlage; B. A.] stellen, dann kommen Sie in die Lage – und wir an dieser Tatsache nichts mehr ändern können –, daß sie dann, wenn die Frage kommt, ob die Kosten durch indirekte oder direkte Steuern zu decken sind, folgerichtig für die Bewilligung der Kriegskosten eintreten. [...] Das ist eine schiefe Ebene [...], auf der es kein Halt mehr gibt.“¹⁰³³

Mehr konnte man an Hellsichtigkeit nicht erwarten. Wie viel Fahrt der rechte Parteiflügel auf dieser „schiefen Ebene“ bereits aufgenommen hatte, zeigte sich zwei Monate später auf einer Konferenz von SPD-Reichstagsfraktion, Parteivorstand und Generalkommission der Gewerkschaften, wo deren stellvertretender Vorsitzender Gustav Bauer das Hauptreferat hielt; darin ging es darum, welche Haltung beim nächsten internationalen Sozialisten-Kongress zur Frage des Massenstreiks bei drohender Kriegsgefahr eingenommen werden sollte.¹⁰³⁴ Das Protokoll dieser Sitzung ist sicher „ein

¹⁰³¹ SCHULZ, Die deutsche Sozialdemokratie, in: HERRMANN (Hrsg.), Aus Geschichte und Politik, S. 89-116, Zitat: S. 114.

¹⁰³² Bernd BRAUN/Joachim EICHLER (Hrsg.), Arbeiterführer, Parlamentarier, Parteiveteran: die Tagebücher des Sozialdemokraten Hermann Molkenbuhr 1905 bis 1927, München 2000, S. 191f.

¹⁰³³ Protokoll über die Verhandlungen des Parteitages der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands. Abgehalten zu Jena vom 14. bis 20. September 1913, Berlin 1913, S. 487.

¹⁰³⁴ Die Sitzung wurde von Molkenbuhr geleitet; nach Bauer sollten ursprünglich noch Ledebour, Bernstein und Haase sprechen.

Schlüsseldokument für die Ursachen des Scheiterns der Arbeiterbewegung.¹⁰³⁵ Obwohl die provokanten Thesen Bauers in den Arbeiten von Groh, Rambke und Rintelen berücksichtigt wurden, ist ihre befriedigende Einordnung in die Vorgeschichte der Burgfriedenspolitik bislang noch nicht erfolgt, vermutlich auch deshalb, weil die Parteiöffentlichkeit sich damit mangels Kenntnis überhaupt nicht befasste. Von den in der SPD maßgeblichen Personen waren indes an der Konferenz nahezu alle beteiligt.

Hier, in der Konferenz vom 29. November 1913, stellte Bauer explizit einen Neuansatz der Parteistrategie für den Kriegsfall vor, was - in Kenntnis der vorhergehenden und der nachfolgenden Ereignisse – einen weiteren konsequenten Zwischenschritt in der Evolution der Integrationsstrategie darstellte. Er redete einem kühlen Pragmatismus das Wort, der in dieser Form in der Parteidebatte nur selten gehört worden war. Seine Ausführungen entsprachen allerdings nahezu wortgleich einem Aufsatz, der bereits 1906 in der *Neuen Gesellschaft* veröffentlicht worden war (damals aber offenbar keine weiteren Diskussionen ausgelöst hatte) und auch von der Forschung, die Bauers Rede eingehend zitiert, bisher offenbar übersehen wurde.¹⁰³⁶

Bauer warf zunächst die Frage auf, „ob das klassenbewußte Proletariat überhaupt und unter allen Umständen gegen den Krieg sein müsse, oder ob es einem solchen, unter gewissen Umständen, neutral gegenüberstehen könne. Diese Frage ist durchaus nicht so vollständig geklärt, wie man oft annimmt.“ Er gestand ein: „Das Proletariat führt ja die Kriege mit seinem eigenen Leibe, es wird daher die Kriege auf das denkbar geringste Maß einzuschränken suchen, um so mehr, als der Ausgang meist äußerst ungewiß ist.“ Dennoch behauptete Bauer: „Die Kriegsfrage ist kein prinzipielles, sondern ein taktisches Problem. Es gilt für das Proletariat der einzelnen Länder abzuwägen, ob der Krieg Vorteil bringen könne oder nicht und danach ist ihr Verhalten einzurichten. (Stürmischer Widerspruch)“. Mit den Forderungen der Internationale machte er dabei kurzen Prozess: „Unrichtig und praktisch undurchführbar erscheint es mir, wenn die sozialistischen Parteien bei einer drohenden Kriegsgefahr sich zusammentun und feststellen sollten, wer der Provokateur gewesen, um dann das ihre dazu beizutragen, solche Freiheitsfeinde und Friedensstörer von den anderen Mächten und dem eigenen Volke zu isolieren. Ganz abgesehen davon, daß niemand uns wird sagen können, wie das geschehen soll, wird es auch ganz nutzlos sein, jemals den Friedensstörer ausfindig zu machen.“

Von dieser durchaus realistischen Einschätzung ausgehend machte Bauer noch einen weiteren Schritt: „Hat aber der Krieg begründete Aussicht, siegreich zu sein, oder stützt es sich auf eine öko-

¹⁰³⁵ SOUKUP, Vorwort, in: HAFFNER u. a., Zwecklegenden, S. 7-12, hier: S. 11.

¹⁰³⁶ Siehe dazu oben Kap. 2.2.7.3.

nomische Notwendigkeit von einschneidender Bedeutung, dann halten ihn auch die schönsten Reden nicht auf. (Schluß-Rufe). Es würde sich vielleicht die Frage aufwerfen lassen, ob es nicht möglich werde [sic], eine bestimmte Sorte (Ledebour: Sozialisten ihres Kalibers aus der Partei zu entfernen!) von Kriegen zu bezeichnen, die vom Proletariat unter allen Umständen zu bekämpfen wären, und diejenigen anzugeben, die im Interesse des Proletariats liegen.“ Die Chancen der Arbeiterschaft, einen Krieg zu verhindern, sah der Redner dabei pessimistisch: „Wo die rohe Gewalt zu sprechen begonnen, verfangen keine Mittel mehr. Man muß sich vor allem darüber klar werden, daß ein Krieg nur durch Anwendung alleräußerster Mittel verhindert werden kann. (Zurufe). Jede Staatsgewalt wird jeden Versuch einer wirksamen Beeinträchtigung des Krieges mit allen ihr zu Gebote stehenden Mittel[n] niederschlagen versuchen. Wenn das Proletariat sich wirklich energisch gegen einen Krieg auflehnen wollte, dann müsste es auch bereit sein, das Letzte zu wagen. (Beifall und Zischen).“¹⁰³⁷

Zumindest damit hatte Bauer zweifellos Recht. Seine unausgesprochene Einschätzung, die seit langem Konsens in der Gewerkschaftsführung war, dass ein Massenstreik mit politischen Zielen kaum durchführbar bzw. wünschenswert war, verband sich mit der Erkenntnis, dass vom Zusammenwirken der Internationale im Ernstfall wenig zu erwarten war. Es galt sich folglich von der Illusion zu verabschieden, die Arbeiterschaft könne im Ernstfall einen Krieg abwenden. Bauer schien sogar Umstände denkbar, unter denen die Arbeiterschaft von einem Krieg profitieren könnte. Betrachtet man die gut begründeten Erwartungen über den Charakter und die zu erwartenden Verwüstungen eines zukünftigen Krieges, die auch der breiteren zeitgenössischen Öffentlichkeit und damit Berufspolitikern wie Bauer bekannt waren, erscheinen derartige Ausführungen monströs. Ein halbes Jahr zuvor hatte Reichskanzler Bethmann Hollweg im Reichstag ein Schreckensszenario hinsichtlich eines zukünftigen Krieges gezeichnet, das auch Bauer bekannt sein musste.¹⁰³⁸ Das in der SPD herrschende Kriegsbild war kaum weniger apokalyptisch;¹⁰³⁹ insbesondere Bebel hatte immer wie-

¹⁰³⁷ RAMBKE, Diesem System keinen Mann und keinen Groschen?, Zitat: S. 257-259.

¹⁰³⁸ Den Wortlaut der Ausführungen Bethmann Hollwegs siehe oben Kap. 2.1.

¹⁰³⁹ Dass die Schrecknisse eines zukünftigen Krieges mit denjenigen des Krieges von 1870/71 gar nicht mehr zu vergleichen sein würden, war in der SPD ohnehin die verbreitete Auffassung. Auf dem Parteitag in Jena 1911 hatte Bebel dazu prognostiziert: „Und was [im Kriegsfall; B. A.] kommt, wird unendlich schlimmer, gewaltiger sein und in keiner Weise mit dem, was 1870 war, zu vergleichen sein.“ (Protokoll SPD-Parteitag Jena 1911, S. 348). Ende 1912 wurden von der SPD in Auflagen von mehreren Hunderttausend die Flugschriften „Die Greuel des Krieges“ und „Krieg dem Kriege!“ verbreitet, in denen die brutale, auf Zivilisten keinerlei Rücksicht nehmende Kriegsführung auf dem Balkan thematisiert wurde. Das *Hamburger Echo*, eine der auflagenstärksten sozialdemokratischen Tageszeitungen, schrieb im Mai 1914: „Ein solcher Weltkrieg (...) müßte über ganz Europa schreckliches Unheil bringen, das den Sieger nicht viel weniger schwer treffen würde als den Besiegten, wenn man nach einem solchen Kriege überhaupt noch von Siegern und Besiegten reden könnte, wenn nicht die allgemeine Erschöpfung dem grausigen Morden ein Ende machen würde. Die Vernichtung an Gut und Blut würde einen Umfang annehmen, daß in dem fürchterlichen Blutbade ein großer Teil der menschlichen Kultur zugrunde gehen müßte.“ (RAITHEL, Das „Wunder“ der inneren Einheit, Zitat: S. 134, Fn. 492).

der davor gewarnt, „dass im nächsten Krieg die Menschenverwüstung eine Höhe erreicht, wie sie bisher nie erlebt wurde“¹⁰⁴⁰.

Die bisher im Parteidiskurs getroffene oder zumindest versuchte Differenzierung zwischen Angriffs- und Verteidigungskriegen wurde von Bauer stark relativiert (damit befand er sich im Konsens mit bürgerlichen Historikern, die eine derartige Unterscheidung als sinnlos erachteten¹⁰⁴¹). Krieg im Kapitalismus musste demnach von der Arbeiterbewegung akzeptiert werden, da ihr keinerlei erfolgsversprechende Abwehrmaßnahmen zur Verfügung stünden (in diesem Sinne hatte sich auch Bebel, der allerdings die Unterscheidung von gerechten und ungerechten Kriegen nicht aufgegeben hatte, ein Jahr zuvor geäußert¹⁰⁴²). Jeglicher Alternative zur Unterstützung der Regierungspolitik im Krieg wurde hier der Boden entzogen; es sei denn, man wollte in völliger Passivität verharren. Ein Massenstreik zur Verhinderung eines erst drohenden Krieges war in diesem Weltbild a priori keine Option mehr.

Diese Thesen, die darauf hinausliefen, dass die SPD auf jegliche Antikriegspolitik verzichten müsse und die Regierung sogar unterstützen sollte, lösten bei Teilen der Anwesenden heftigen Widerspruch aus; auf eine Diskussion wurde bezeichnenderweise verzichtet nachdem ein Antrag auf Vertagung mit 57 zu 48 Stimmen angenommen worden war. Die weiteren zum Thema geplanten Sitzungen, auf denen Bernstein, Ledebour und Haase hätten sprechen sollen, fanden offenbar nicht statt; die Parteileitung versuchte anscheinend, den allzu brisanten Konflikt unter der Decke zu halten. Der von Ledebour geforderte Parteiausschluss Bauers hatte angesichts der Kräfteverhältnisse in der Partei und der Rückendeckung der Generalkommission für ihren stellvertretenden Vorsitzenden ohnehin keine Chance. Mehr noch: Bauer, „ein trockener Geselle, der, was er dachte, mit primitiver Rücksichtslosigkeit vertrat“¹⁰⁴³, und seine engen Vertrauten in der Reichstagsfraktion wie Südekum und David waren mehr denn je entschlossen, im Kriegsfall unter nahezu allen Umständen die Regierung zu stützen – notfalls unter Bruch der Fraktionsdisziplin.

Die 1914 dann umgesetzte Integrationsstrategie, d. h. der Verzicht auf Oppositionspolitik bei gleichzeitiger Hoffnung auf Konzessionen der Regierung, wurde hier nicht nur in Umrissen, sondern bereits in ihrer späteren Gestalt sichtbar. Und: Einiges spricht dafür, dass die Aufzeichnungen über das Referat Bauers von Vertretern des rechten Parteiflügels selbst den Behörden zugespielt

¹⁰⁴⁰ JUNG, August Bebel, Zitat: S. 282.

¹⁰⁴¹ Vgl. BURKHARDT, Kriegsgrund Geschichte?, in: Ders. u. a., Lange und kurze Wege in den Ersten Weltkrieg, S. 9-86, hier: S. 72.

¹⁰⁴² Während des Sozialistenkongresses in Basel hatte Bebel in einer geheimen Kommissionssitzung noch einmal erklärt, die SPD könne im Falle eines ausbrechenden Krieges nichts unternehmen.

¹⁰⁴³ WACHENHEIM, Die deutsche Arbeiterbewegung, S. 553.

wurden;¹⁰⁴⁴ die Regierung verfügte damit über einen weiteren Beleg dafür, dass ihr im Kriegsfall von der Arbeiterbewegung wenig drohte. Die leitenden Beamten kamen nun zu dem Schluss, dass die Generalkommission den „phrasenhaften Doktrinarismus der Partei“ offenbar nicht teile und sich einen „nüchternen Blick [...] für die tatsächlichen Machtverhältnisse“¹⁰⁴⁵ bewahrt habe.

„Der Opportunismus Bauers war Indiz für die spätere Burgfriedenspolitik der Gewerkschaftsführung. Sein Referat basierte weder auf sozialistischen noch auf pazifistischen Grundsätzen. Die totale Anpassung an die herrschenden Verhältnisse und die Akzeptierung nationaler Machtpolitik offenbarte ein erschreckendes Maß an Unfähigkeit, die Auswüchse des Militarismus, der Kriegspolitik der herrschenden Schichten zu erkennen. [...] Der gescheiterte Versuch der Reichstagsfraktion, Ende 1913 über die Stellung zur Kriegsfrage einen Konsens zu erzielen, dokumentierte einen innerparteilichen Konflikt, der durch den Ausbruch des Krieges zum Sprengsatz wurde. [...] Der Mehrheitsbeschluss, über diese Aussagen [Bauers] nicht sofort zu diskutieren und die Aussprache zu vertagen, sowie die Nichtbehandlung dieses Themas in den nächsten Monaten präjudizierten die Kriegskreditbewilligung durch eine Majorität am 3. August [1914].“¹⁰⁴⁶

Diesem Urteil Rambkes ist nur beizupflichten, wobei noch zu ergänzen ist, dass die Minderheit, die Bauers Standpunkt ablehnte, weder den Versuch unternahm, das Thema endlich auf die Tagesordnung des Parteidiskurses zu setzen, noch offensiv Alternativen vertrat. Dabei spielte sicher auch eine Rolle, dass sich die Linke lange Zeit viel zu sicher fühlte; Hilferding hatte einige Jahre zuvor festgestellt: „Das Verdienst von Leuten wie Leuthner und Schippel besteht vor allem darin, dass sie vor den Konsequenzen ihrer Anschauungen nicht zurückschrecken und damit manchem die Augen öffnen über das Wohin.“¹⁰⁴⁷ Nur um hinzuzufügen: „Aber die deutsche Sozialdemokratie wird durch ihre historische Entwicklung vielleicht mehr als jede andere vor Konzessionen an die imperialistische Ideologie geschützt.“¹⁰⁴⁸ Das sollte sich bald als grandioser Irrtum herausstellen.

2.2.7.9 *Annäherung zwischen Reichsleitung und SPD*

Reichskanzler Bethmann Hollweg und seine Berater waren über diese zunächst von einer breiteren Öffentlichkeit nicht rezipierten Vorgänge in der SPD voll im Bilde und bezogen die sich nun eröffnenden Möglichkeiten in die Szenarien ein, bei denen es darum ging, die Sozialdemokratie im Kriegsfall „mitzukriegen“¹⁰⁴⁹. Über die Bedeutung der Gewerkschaftsführung für bzw. deren Vorbehalte gegen die Durchführung von Massenaktionen herrschten bei den Behörden realistische

¹⁰⁴⁴ Vgl. RINTELEN, Links blinken und rechts abbiegen, in: HAFFNER u. a., Zwecklegenden, S. 57-74, hier: S. 67f.

¹⁰⁴⁵ Ebd., Zitat: S. 72.

¹⁰⁴⁶ RAMBKE, Diesem System keinen Mann und keinen Groschen?, S. 260 u. 296.

¹⁰⁴⁷ Rudolf Hilferding, Der Revisionismus und die Internationale, in: *Die Neue Zeit*, Nr. 32 vom 7.5.1909, S. 161-174, hier: S. 172.

¹⁰⁴⁸ Ebd., S. 174.

¹⁰⁴⁹ Während der Julikrise von 1914 stellte der Reeder Albert Ballin an Bethmann Hollweg die Frage, warum er sich so darum bemühe, Rußland in den Krieg zu ziehen (und dabei als den Schuldigen darzustellen); darauf antwortete der Kanzler: „Sonst kriege ich die Sozialdemokraten nicht mit.“ (FESSER, Der Traum vom Platz an der Sonne, Zitat: S. 180).

Vorstellungen.¹⁰⁵⁰ Entsprechend gelassen konnte die Regierung der Gestaltung ihres zukünftigen Verhältnisses zur Arbeiterbewegung entgegensehen; Bethmann Hollweg hatte bereits 1911 im vertraulichen Kreis eingeräumt, dass „doch früher oder später mit den Sozialdemokraten gearbeitet werden“¹⁰⁵¹ müsse. (Zu diesem Zweck hatte er schon seit längerem Kontakte zwischen Regierung und einigen SPD-Reichstagsabgeordneten gepflegt, von denen vor allem Südekum eine Schlüsselstellung erwarb.¹⁰⁵²)

Die erste Probe aufs Exempel war im Juni 1913 mit der Zustimmung der SPD zur Deckungsvorlage (für die Heeresvermehrung) erfolgt. In Kenntnis der Ansichten, die sich bei der Mehrheit der Partei- und Gewerkschaftsführung inzwischen entwickelt hatten, konnte sich die Reichsleitung begründete Hoffnungen machen, dass von der sozialdemokratischen Arbeiterschaft im Kriegsfall keine größeren Schwierigkeiten zu erwarten waren - vorausgesetzt, man fädelt die Sache halbwegs geschickt ein. Generalstabschef Moltke hatte in einer Denkschrift vom Dezember 1912 festgehalten: „wenn es gelingt, den casus belli so zu formulieren, daß die Nation einmütig und entschlossen zu den Waffen greift, (werden wir) unter den augenblicklichen Verhältnissen auch den schwersten Aufgaben noch mit Zuversicht entgegengehen können.“¹⁰⁵³ So oft die deutsche Regierung in diplomatischen Angelegenheiten auch dilettierte, hier sollte sie Qualitätsarbeit liefern.

Umgekehrt ahnte auch die Gewerkschaftsführung, dass ihre Kooperationsbereitschaft sich im Kriegsfall wohl – aus ihrer Perspektive betrachtet - auszahlen würde. (Was weiter bestehende Ängste vor staatlichen Unterdrückungsmaßnahmen allerdings nicht ausschloss.¹⁰⁵⁴) In zähem Kampf gegen konservative Sturköpfe war es Bethmann Hollweg und dem Staatssekretär im Reichsamt des Innern, Clemens von Delbrück, ab Mitte 1913 gelungen, die Forderungen des Militärs nach rücksichtsloser Unterdrückung der Sozialdemokratie im Mobilmachungsfall zurückzudrängen. Dies führte zu dem Erlass des preußischen Kriegsministers Erich von Falkenhayn vom Mai 1914 an die untergeordneten Militärbehörden, dem zufolge bei Ausrufung des Kriegszustandes die leitenden SPD-Funktionäre *nicht* vorbeugend zu verhaften seien, zumindest solange sie sich nichts zu Schul-

¹⁰⁵⁰ Ein Bericht der preußischen politischen Polizei stellte 1911 fest, dass ein Massenstreik ohne die Unterstützung der Gewerkschaften „ein nichtiges Phantom“ (GROH, Negative Integration, Zitat: S. 263) sei. In einem Polizeibericht vom 15.7.1913 wurde festgehalten, dass die „Hoffnungen auf die Durchführung eines Massenstreiks bei den Sozialdemokraten, und namentlich aber bei den Gewerkschaftlern einstweilen recht gering sind. Zunächst wird man weiter reden und das Handeln späterer Zeit vorbehalten.“ (Ebd., Zitat: S. 483).

¹⁰⁵¹ Ebd., Zitat: S. 113.

¹⁰⁵² Vgl. M. BLOCH, Albert Südekum, S. 80f. u. 97f.

¹⁰⁵³ GROH, Negative Integration, Zitat: S. 382.

¹⁰⁵⁴ Während der 2. Marokkokrise von 1911 hatte die Parteileitung bereits beschlossen, im Falle der Mobilmachung, für den man mit der Unterdrückung der SPD rechnete, Wilhelm August Kaden und Ebert mit der Parteikasse in die Schweiz zu schicken. Genau dieser Schritt erfolgte dann auch Ende Juli 1914 (neben Ebert reiste noch Otto Braun). Ob es sich dabei, wie von Rintelen angenommen, um eine rein taktische Maßnahme handelte, hinter der gar keine realen Befürchtungen mehr standen – die in der Tat unbegründet waren –, muss vorerst offen bleiben.

den kommen ließen.¹⁰⁵⁵ Das hier für den Kriegsfall geplante taktisch flexible Vorgehen mit weitgehender Selbständigkeit der zuständigen Stellen vor Ort bedeutete einen deutlichen Kurswechsel in der Methode, kaum jedoch im Ziel.¹⁰⁵⁶ Diese Taktik wurde im Krieg konsequent umgesetzt. Auf eine entsprechende Anfrage antwortete das Reichsamt des Innern der Generalkommission der Gewerkschaften im August 1917: „Wir denken nicht daran, Ihnen zu Leibe zu gehen, falls sie uns keine Schwierigkeiten machen, denn wir sind froh, große Organisationen der Arbeiterklasse zu haben, auf die sich die Regierung bei den notwendigen Hilfsaktionen stützen kann!“¹⁰⁵⁷

Schon einige Jahre vor dem taktischen Richtungswechsel der Behörden war ein großer Teil der SPD-Parlamentarier dazu übergegangen, sich als potenzielle Bündnispartner der Regierung im Kampf gegen die Kräfte der radikalen Rechten anzudienen, die dem Kanzler das Leben immer schwerer machten.¹⁰⁵⁸ Einen ersten Präzedenzfall lieferte die außenpolitische Debatte im Reichstag vom November 1911, als der Reichskanzler von der SPD am entschiedensten unterstützt wurde (was die Regierung aufmerksam registrierte).¹⁰⁵⁹ Diese Politik des „kleineren Übels“ wurde von der Parteipresse weitgehend goutiert (was für die Beiträge von Ledebour und Mehring allerdings nur eingeschränkt galt).¹⁰⁶⁰ Auch in der Folgezeit gelang es Bethmann Hollweg immer mehr, sich gegenüber der SPD(-Mehrheit) als Freund des Friedens darzustellen.¹⁰⁶¹

¹⁰⁵⁵ Vgl. PreußMKr an MKr vom 3.5.1914. (KrA, MKr 11525).

¹⁰⁵⁶ Unabhängig davon blieb allerdings die Weisung in Kraft, der zufolge bei einer Erklärung des Belagerungszustandes infolge eines Generalstreiks die in einer bestehenden Liste verzeichneten Personen festzunehmen seien.

¹⁰⁵⁷ Thomas von der VRING, Der Verband der Deutschen Buchdrucker im Ersten Weltkrieg, in der Revolution und in der Inflationszeit (1914-1924). Die Geschichte einer Gewerkschaft während 10 Krisenjahren, Hannover 1965, Zitat: S. 114.

¹⁰⁵⁸ Dieses Kalkül hatte Bebel bereits 1911 während der 2. Marokkokrise zum Ausdruck gebracht. (Siehe oben Kap. 2.2.7.7.).

¹⁰⁵⁹ Für die SPD-Fraktion hatten in der Debatte Bebel, Frank und Richard Fischer gesprochen.

¹⁰⁶⁰ Die Strategie der Unterstützung der als (vergleichsweise) „vernünftig“ eingeschätzten Regierung gegenüber der radikalen Rechten wurde selbst vom *Vornwärts* unterstützt, der im Januar 1913 verlangte: „Es ist offenbar dringend an der Zeit, daß die deutschen Volksmassen der von militaristischen und politischen Heißspornen bedrängten Regierung wieder einmal zu Hilfe kommen!“ (NEFF, „Wir wollen keine Paradedruppe . . .“, Zitat: S. 205).

¹⁰⁶¹ Obwohl Bebel die deutsche Politik in der 2. Marokkokrise für hochgefährlich hielt, erklärte er im Reichstag, dass Deutschland sich „hüten wird, zu provozieren“ (JUNG, August Bebel, Zitat: S. 338); in den Jahren zuvor hatte er bereits mehrfach die Ansicht vertreten, dass die Reichsleitung aus Eigeninteresse keinen Krieg herbeiführen wolle. Wie seine Bemerkungen im Reichstag aus dem Jahr 1904 zeigten, schätzte Bebel die deutsche Außenpolitik als recht besonnen ein. Im Dezember 1912, angesichts wachsender Kriegsgefahr, nahm Bethmann Hollweg mit Vertretern der SPD-Reichstagsfraktion Kontakt auf, um die folgende Debatte im Parlament so zu gestalten, dass die russische Kriegspartei sich nicht durch den Eindruck mangelnder deutscher Bündnistreue gegenüber Österreich-Ungarn gestärkt fühlen könnte. Ledebour griff den Kanzler dennoch an und warf ihm vor, Wien eine „Blankovollmacht“ ausgestellt zu haben. Der Glaube an die friedlichen Absichten Bethmann Hollwegs reichte indes bis in den linken Flügel der SPD hinein; Dittmann gab in seinen Erinnerungen an, dass er im August 1914 „die bekannte kriegsgegnerische Mentalität des deutschen Reichskanzlers“ (Erinnerungen, Bd. 2, S. 239) bei seinen Überlegungen in Rechnung stellen zu können glaubte. Vertreter des rechten Parteiflügels hielten an der Fehleinschätzung Bethmann Hollwegs noch Jahrzehnte später fest, was belegt, wie tief verankert diese Vorstellung in der SPD war. Severing urteilte in seinen Erinnerungen: „Diesem Reichskanzler – das durfte man ihm glauben – lagen kriegerische Absichten bei der Einbringung der Wehrvorlagen [von 1912/13] fern.“ (Carl SEVERING, Mein Lebensweg. Band 1. Vom Schlosser zum Minister, Köln 1950, S. 190). Mit dieser Fehlbewertung befand sich die SPD allerdings in zahlreicher Gesellschaft; auch der bürgerlichen Friedensbewegung galt die Reichsleitung 1914 als friedenswillig, selbst die französische Sicht auf Wilhelm II. war zu diesem Zeitpunkt eher positiv (vgl. KIESSLING, Gegen den „großen Krieg“?, S. 305).

In der Wahrnehmung der SPD(-Führung) zeigt sich hier ein nur schwer zu erklärender „blinder Fleck“. Der in vielen anderen Fragen ungewöhnlich scharfsinnige Parteivorsitzende Bebel wirkte hier „stilbildend“; für ihn war der sich ab Anfang der 1890er Jahre abzeichnende Konflikt Deutschlands mit den Nachbarn Frankreich und Rußland quasi „per definitionem“ nur als „Verteidigungskrieg“ denkbar. Schon 1894 hatte er im Reichstag prophezeit, dass ein zukünftiger „Verteidigungskrieg“ dem Reich alles abverlangen werde, und zur Regierung gewandt hinzugefügt: „und dann dürften Sie ebenfalls froh sein, wenn die große Partei der Sozialdemokratie Ihnen zur Seite steht und diesen Strauß gegen zwei Seiten zugleich Ihnen kämpfen hilft. (Sehr richtig! Links.)“¹⁰⁶² Der Albtraum einer Niederlage im Kampf gegen den Zarismus verstellte den Blick auf die Möglichkeit einer friedensgefährdenden Politik der eigenen Regierung. Allerdings: Im Gegensatz zu den Vertretern des rechten Parteiflügels hielt Bebel daran fest, dass das „Endziel“ der Partei nur auf revolutionärem Wege, nicht ausschließlich mit parlamentarischen Mitteln und damit auch nicht mit Hilfe der Integrationsstrategie zu erreichen sei (weniger realistisch war seine Vorstellung, dass der technische Fortschritt Kriege grundsätzlich „unmöglich“ machen könnte).

Entscheidend im Blick auf den Kriegsausbruch bleibt: Während die SPD-Führer nicht müde wurde, die Kriegshetze der konservativen Parteien, der Rüstungsindustrie und der rechtsradikalen Agitationsverbände anzuprangern, unterstellten sie der politischen und militärischen Führung des Reiches, vor allem Reichskanzler Bethmann Hollweg,¹⁰⁶³ unverdrossen ein hohes Maß an Verantwortungsbewusstsein, Professionalität, Friedfertigkeit und Vernunft, das von den Tatsachen in keiner Weise gerechtfertigt wurde. In der SPD machte sich kaum jemand eine Vorstellung von dem „Kompetenz-Chaos an der Spitze des Deutschen Reiches [...], das noch nicht einmal eine klare vorherige institutionalisierte Diskussion der großen Linie der Politik zuließ.“¹⁰⁶⁴ Zudem stellte gerade „der Einbruch des Irrationalen in die anscheinend so hochaufgeklärte Welt vor 1914 [...] einen mächtigen Bedingungsfaktor für den Krieg dar.“¹⁰⁶⁵ Mehr noch: Die Irrationalität der deutschen Eliten, die bis hin zur Selbsterstörung ging, war eine, wenn nicht *die* zentrale Ursache für den Krieg. Dies nicht einmal ansatzweise begriffen zu haben, hatte weit reichende Folgen; das „Übersehen“ dieses Faktors bildete die Grundlage für die meisten Fehleinschätzungen der SPD-Spitze in diesem Politikbereich. Sie konnte sich nicht von der tradierten Vorstellung lösen, dass die Reichsleitung einen Krieg schon deshalb vermeiden würde, weil er den Interessen der herrschenden Klassen letztlich

¹⁰⁶² NEFF, „Wir wollen keine Paradetruppe . . .“, Zitat: S. 78.

¹⁰⁶³ Selbst noch im Sommer 1917, als die annexionistischen Absichten von Bethmann Hollweg, der kurz darauf gestürzt wurde, längst offensichtlich waren, war Noske noch von der „Lauterkeit des Reichskanzlers“ (WETTE, Gustav Noske, Zitat: S. 183) überzeugt.

¹⁰⁶⁴ Imanuel GEISS, Vorwort, in: MEYER-ARNDT, Die Julikrise, S. VII-XIII, hier: S. VIII.

¹⁰⁶⁵ SALEWSKI, Der Erste Weltkrieg, S. 65.

widersprach,¹⁰⁶⁶ getragen von der Erkenntnis, „daß Deutschland den Frieden wollen muß, weil der Frieden bei der heutigen Weltlage sein besonderes Interesse ausmacht.“¹⁰⁶⁷ Gerade der verhängnisvolle Einfluss, der von den Spitzenmilitärs und ihren pathologischen Bedrohungsängsten und Machtphantasien ausging, wurde nicht in Rechnung gestellt.¹⁰⁶⁸ Dieses Defizit an Realitätssinn leistete der Desinformationskampagne der Reichsleitung in der Julikrise entscheidenden Vorschub.¹⁰⁶⁹

Für den im Vergleich zu den Konservativen, denen er sich dennoch verbunden fühlte, undogmatischen Reichskanzler boten sich damit attraktive Optionen, bei denen die SPD letztlich nur ein Spielball war. Über die indirekten, aber deshalb nicht weniger wichtigen Wirkungen seines Handelns war sich Bethmann Hollweg voll bewusst; in einem Schreiben vom Juni 1914 betonte er, dass „jede Aktion der Regierung geeignet“ sei, „die in den Reihen der Sozialdemokratie bestehende Uneinigkeit und Zerklüftung abzuschwächen oder zu beseitigen . . . und dadurch die Gesamtkraft der Partei“¹⁰⁷⁰ zu stärken (was es aus Regierungssicht natürlich zu vermeiden galt). Die im Krieg praktizierte Politik des *divide et impera* gegenüber der SPD war hier schon formuliert. Dabei war auf Regierungsseite allerdings von Anfang an klar, dass eine Einbindung der Sozialdemokratie (bzw. von Teilen von ihr) *nicht* etwa mit einer Parlamentarisierung der Verfassung erkaufte werden sollte.¹⁰⁷¹ Bethmann Hollweg hielt es vielmehr für möglich, mittels einer geschickten Politik – d. h. ohne massive Repression – den Reformkräften das Wasser abzugraben und die bestehende Ordnung zu stabilisieren.¹⁰⁷²

Einem internen Arbeitspapier der Regierung vom Juli 1913 zufolge galt es eine „Entwicklung zu verhindern, bei der die Sozialdemokratie eine ausschlaggebende Rolle hätte spielen können.“¹⁰⁷³

¹⁰⁶⁶ Bebel hatte es 1907 so ausgedrückt: „In den maßgebenden Kreisen Deutschlands will niemand den Krieg, zum guten Teil mit Rücksicht auf die Existenz der sozialistischen Bewegung.“ (Protokoll Internationaler Sozialisten-Kongress Stuttgart 1907, S. 83).

¹⁰⁶⁷ Karl Leuthner, Wozu – Wohin?, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 10 vom 23.5.1912, S. 594-598, hier: S. 598.

¹⁰⁶⁸ Zu diesen Bedrohungsängsten siehe LINDEMANN, Die Macht der Perzeptionen.

¹⁰⁶⁹ Bei den gegebenen strukturellen Voraussetzungen besaß die Reichsleitung gegenüber den Parteien und sonstigen politischen Akteuren einen uneinholbaren Wissensvorsprung; eine einschlägige Studie konnte nachweisen, „wie stark in einem halbabsolutistisch-feudalkapitalistischen Staat die Regierung ihre vor allem in vielen Bereichen der auswärtigen Politik fast als Nachrichtenmonopol bestehende Informationskontrolle für politische Manipulationen nutzen konnte.“ (WERNECKE, Der Wille zur Weltgeltung, S. 312).

¹⁰⁷⁰ GROH, Negative Integration, Zitat: S. 565.

¹⁰⁷¹ Bethmann Hollweg blieb stets ein Gegner jeglicher Parlamentarisierung; 1910 hatte er im preußischen Abgeordnetenhaus erklärt: „Preußen läßt sich nicht in das Fahrwasser des Parlamentarismus verschleppen, solange die Macht seines Königs ungebrochen ist.“ (W. MOMMSEN, War der Kaiser an allem Schuld?, Zitat: S. 162).

¹⁰⁷² Für die Haltung Bethmann Hollwegs instruktiv ist der Tagebucheintrag Kurt Riezlers vom 8.4.1911: „Neulich erzählte mir der Kanzler bei irgendeinem Anlass: als der Kaiser wieder einmal sich über die sozialdemokratische Gefahr geäußert und Sozialistengesetz befürwortet [hat], habe er ihm gesagt, man soll nur sehen, dass das Volk physisch und psychisch gesund und kräftig bleibe, dann überwinde es die Sozialdemokratie von selber. Der echte Bethmann, er sagt das nicht nur dem Kaiser gegenüber, sondern glaubt daran.“ (RIEZLER, Tagebücher, S. 174).

¹⁰⁷³ GROH, Negative Integration, Zitat: S. 116.

Der Autor, Kanzlerberater Kurt Riezler, vertrat wenig später die Einschätzung, dass die Sozialdemokratie immer nationaler werde und sich schließlich vor den „nationalen Tendenzen [...] verbeug[e]“¹⁰⁷⁴; daraus zog er den Schluss, „daß die Regierungen in allen Fragen, in denen sie an das Nationalgefühl der Nation appellieren können, auf den Internationalismus ihrer sozialistischen Parteien keinerlei Rücksicht zu nehmen brauchen.“ Bei aller taktischen Flexibilität blieb dabei unverrückbar, dass „sich nichts in der Sache, sondern nur manches in der politischen Form und Technik ändert, deren sich die moderne Politik zu bedienen hat.“¹⁰⁷⁵ Gleichzeitig war Riezler davon überzeugt, dass „die Öffentlichkeit gar keine Meinung (habe), sondern im besten Fall eine Art Stimmung, das ist eine Disposition zu Meinungen“; folglich sei die „öffentliche Meinung“ etwas, „das sich schaffen und erzeugen läßt.“¹⁰⁷⁶ Für die innenpolitischen Herausforderungen, die sich der Reichsleitung kurz darauf in der Julikrise stellten, zeigte sich der politische Intimus Bethmann Hollwegs damit bestens präpariert.

Ungeachtet der in dosierter Form angedeuteten Mäßigung gegenüber der Sozialdemokratie achtete die Regierung gleichzeitig geschickt darauf, die Drohung mit Verfolgungsmaßnahmen in vager Form weiter aufrechtzuerhalten; dies war hilfreich, um Anpassungsdruck auszuüben und die aktionistischen Teile der Partei einzudämmen. Die extreme Asymmetrie im Verhältnis zwischen Reichsleitung und (Mehrheits-)Sozialdemokratie gehörte von Anfang an zur Geschäftsgrundlage dieser Kooperation ungleicher Partner. Eine eklatante Schiefelage zeigte sich nicht nur bei den „eigentlichen“ Machtmitteln, sondern auch bei den Informationen über die Absichten der jeweiligen Gegenseite.¹⁰⁷⁷ Bereits Ende 1913 waren damit so gut wie alle Elemente der späteren Burgfriedenspolitik vorhanden - sie mussten nur noch unter den „richtigen“ Rahmenbedingungen zusammengefügt werden.

¹⁰⁷⁴ RINTELEN, Links blinken und rechts abbiegen, in: HAFFNER u. a, Zwecklegenden, S. 57-74, Zitat: S. 72.

¹⁰⁷⁵ So in seiner unter dem Pseudonym J. J. Ruedorffer erschienen Schrift „Grundzüge der Weltpolitik der Gegenwart“. (ROJAHN, Einleitung, in: DITTMANN, Erinnerungen, Bd. 1, S. 1-286, Zitat: S. 179).

¹⁰⁷⁶ Aus der gleichen Schrift Riezlers. (RAITHEL, Das „Wunder“ der inneren Einheit, Zitat: S. 30).

¹⁰⁷⁷ Polizeiliche Spitzelberichte lagen der Regierung nicht nur über die Ausführungen Bauers aus der erwähnten Konferenz vor, sondern auch über die öffentlichen und geheimen Beratungen auf dem Baseler Sozialistenkongress von 1912. Insgesamt muss davon ausgegangen werden, dass nur in den seltensten Fällen der Inhalt von geschlossenen Sitzungen sozialdemokratischer Führungsgremien den Behörden *nicht* bekannt wurde; der Inhalt öffentlicher Veranstaltungen wie der Parteitage war ohnehin allgemein zugänglich. Einen illustrativen Überblick darüber, wie intensiv die Berliner politische Polizei im hier behandelten Zeitraum sich Informationen über die deutsche (aber auch die internationale) Sozialdemokratie zu beschaffen vermochte, bietet die Edition von FRIECKE/KNAACK (Bearb.), Dokumente aus geheimen Archiven (Teil III). Obwohl bei der Voreingenommenheit der Beobachter – zur Diskussion auf dem Nürnberger Parteitag von 1908 zur Frage der Budgetbewilligung hieß es: „Es war ein Ringen zwischen blutleerer Theorie und lebenskräftiger Praxis“ (Ebd., S. 110) - gelegentliche Fehlurteile nicht ausbleiben konnten, waren die Analysen der parteiinternen Vorgänge durchaus nah an der Realität, wie das unten zitierte Urteil über den Chemnitzer Parteitag von 1912 beweist. Ab 1912 verfügte die politische Polizei im neu gewählten Parteivorstand der SPD sogar über einen Informanten, der regelmäßig Bericht erstattete (vgl. GROH, Die Sozialdemokratie 1897-1909, in: Ders., Emanzipation und Integration, S. 253-566, hier: S. 416, Fn. 548). In umgekehrter Richtung sah es ganz anders aus: Wie geschildert besaß die SPD kaum zuverlässige Informationen über die regierung-internen Vorgänge. Auf die besonderen Verbindungen, die Adolf Müller zu den Ministerien in München hatte,

Dafür fühlte sich vor allem der rechte Flügel der SPD zuständig, für den Heine sich gegen die „katholische Auffassung von der einen unteilbaren sozialdemokratischen Kirche, die nur in den offiziellen Organisationen lebt“¹⁰⁷⁸, aussprach; seinen Gegnern hatte er bereits 1904 „das Misstrauen der Offiziellen gegen das *Outsidertum*, der Tradition gegen das Ungewohnte, der unpersönlichen Institution gegen das Individuelle“¹⁰⁷⁹ bescheinigt. Dieser Linie getreu verlangte er nun: „Wir müssen uns vor allem abgewöhnen alles, was hergebracht ist, deshalb als *bewährt* und für alle Zeit gültig anzusehen; es kann etwas sich früher bewährt haben und doch für die Gegenwart ganz verkehrt sein. Mit einem Wort: Wir sollten etwas *revolutionärer* auch gegen uns selber werden.“¹⁰⁸⁰ Auf seine Art wirkte Heine im Weltkrieg dann auch „revolutionär“, von den alten Positionen der Partei in der Außen- und Militärpolitik ließen er und seine Bundesgenossen nicht viel übrig. Woher eine der größten Kriegsgefahren kam, hatte kein Geringerer als David im Dezember 1912 im Reichstag ausgesprochen: „Wenn Österreich Serbien angreift und Rußland Serbien beispringt, sind wir nach dem Vertrage [zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn; B. A.] nicht verpflichtet, die Waffen zu ergreifen. Das ist sehr wichtig. Denn das ist die einzige Friedensgarantie, die wir gegen die Wiener Militärpartei haben.“¹⁰⁸¹ Von dieser völlig korrekten Einschätzung wollte David eineinhalb Jahre später nichts mehr wissen.¹⁰⁸² Welche potenziellen Gefahren von der politischen Führung von Deutschlands einzigem zuverlässigen Verbündeten ausgingen, wurde in der Sozialdemokratie überhaupt viel zu wenig erörtert; Leuthner sah sogar im „Zweibund“ das „einzige Friedensbündnis der Welt, diese einzige ernsthafte Bürgschaft des Friedens in Europa“¹⁰⁸³.

Von solchen Fehleinschätzungen ganz abgesehen, bestand die Aporie der Militärpolitik der SPD darin, dass die Partei einerseits in Fragen von Organisation, Ausbildung und Ausrüstung der Armee gegen die altkonservativen Traditionswahrer mit den Wortführern der neuen Rechten weitgehend konform ging, andererseits deren aggressive, sozialdarwinistische Rhetorik und das damit verbundene Drängen auf einen Präventivkrieg (mehrheitlich) strikt ablehnte. Aus diesem Grund unterstützte die SPD seit der 2. Marokkokrise von 1911 gezielt die gemäßigt konservative Regierung gegen den Druck der chauvinistisch und populistisch agitierenden außerparlamentarischen Opposition

wird noch einzugehen sein; auch hier war es aber eher so, dass die Behördenvertreter die SPD mit gezielten Informationen manipulierten, als dass die SPD etwas über brisante Interna der Regierung erfuhr.

¹⁰⁷⁸ W. Heine an L. Frank vom 5.9.1911. (FRICKE, Handbuch (Bd. 1), Zitat: S. 288).

¹⁰⁷⁹ Wolfgang Heine, Demokratische Randbemerkungen zum *Fall Göhre*, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 4 vom April 1904, S. 281-291, hier: S. 286.

¹⁰⁸⁰ Wolfgang Heine, Präsidentenwahl, Hofgang, Kaiserhoch, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 6 vom 28.3.1912, S. 335-340, hier: S. 336.

¹⁰⁸¹ RAMBKE, Diesem System keinen Mann und keinen Groschen?, Zitat: S. 139.

¹⁰⁸² Auf der Reichskonferenz im September 1916, die bereits im Zeichen der Parteisplaltung stand, wies Haase noch einmal auf diese Ausführungen Davids hin.

¹⁰⁸³ Karl Leuthner, Wozu – Wohin?, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 10 vom 23.5.1912, S. 594-598, hier: S. 597.

von rechts. Die zwangsläufige Folge war, dass die SPD zwischen allen Stühlen saß. Damit nicht genug: Die verschiedenen Fraktionen des rechten Lagers fanden, durch den gegen die Sozialdemokratie und jede Parlamentarisierung gerichteten Konsens zusammengeschweißt, letztlich wieder zusammen.¹⁰⁸⁴ Dadurch wurde nicht nur die innenpolitische Blockierung der SPD perpetuiert, sondern die Außenpolitik immer mehr auf einen halsbrecherischen Kurs geführt, der nur im Fiasko enden konnte. Diese Gefahr nicht wirklich erkannt zu haben, stellt wohl die größte Fehlleistung der deutschen Sozialdemokratie bis zu diesem Zeitpunkt, wenn nicht in ihrer ganzen Geschichte dar.

Im zentralen Feld der Militär- und Außenpolitik hatte die SPD schon vor 1914 ihre Fähigkeit zu differenzierter, systemsprengender Kritik weitgehend eingebüßt; die Parteimehrheit argumentierte nur noch defensiv, sie bemühte sich allenfalls um punktuelle Verbesserungen in Richtung auf ein „Volksheer“, aber nicht mehr um Konzepte für einen radikalen Wandel der Staats- und damit auch der Militärordnung. Wenn Noske 1913 gegenüber der Militärverwaltung versichern zu können meinte, „wir machen Ihr Klassenheer ganz bestimmt zu einem demokratischen Volksheer“¹⁰⁸⁵, so zeigte sich darin schon eine unübersehbare Hybris oder zumindest Selbstbetrug. Noch bedenklicher war: „Das systemkonforme Denken und der Integrationswille mancher Sozialdemokraten ging so weit, daß ihnen selbst der militärische Offensivgedanke am Vorabend des Weltkrieges bereits vertraut war.“¹⁰⁸⁶

Während die Parteirechte aber nun über einen konkreten Handlungsplan für den Fall des Krieges verfügte, gelang es den Anführern des linken Zentrums nicht, einen überzeugenden Gegenentwurf auszuarbeiten. Damit war eine wichtige Vorentscheidung gefallen; und das, lange bevor die Frage der Kriegskreditbewilligung akut wurde.

2.2.7.10 *Praktische Mitarbeit und programmatische Defizite*

Im Laufe des Jahres 1913 setzte sich in der Partei die Überzeugung durch, dass sich die internationale Lage wieder entspannt habe und die Verständigungsbemühungen der sozialistischen Parteien Europas Früchte tragen würden.¹⁰⁸⁷ Noske behauptete im Juni für seine Fraktion im Reichstag, „daß die von den bürgerlichen Parteien und von der Regierung angenommene Gefahr für das Reich nicht besteht und auch nicht bestanden hat. [...] Ein wirklich ernster Grund zum Kriege zwischen den großen europäischen Kulturnationen hat während der letzten Jahre nicht bestanden. [...] Wo-

¹⁰⁸⁴ Bethmann Hollweg wandte sich ab Ende 1913 unter dem Druck der Konservativen wieder schärfer gegen die SPD.

¹⁰⁸⁵ NEFF, „Wir wollen keine Paradedruppe . . .“, Zitat: S. 242.

¹⁰⁸⁶ Ebd., S. 249.

¹⁰⁸⁷ Diese Einschätzung war nicht ganz abwegig, hatten sich nach der 2. Marokkokrise doch auch ernsthafte Anzeichen für eine Entspannung der Lage zwischen den Großmächten gezeigt. (Siehe dazu jetzt KIESSLING, Gegen den „großen Krieg“?).

hin wir auch blicken, wir sehen von drohenden Gewitterwolken am Himmel nichts mehr.“¹⁰⁸⁸ Parallel zu dieser unangemessen optimistischen Lagebeurteilung setzte die SPD ihre Agitation für Abrüstung und die Demokratisierung der Heeresverfassung fort, was die üblichen Hetzkampagnen der Organisationen der nationalistischen Rechten zur Folge hatte. Dessen ungeachtet gewann die SPD-Fraktion im Reichstag eine ganz neue Rolle im Zuge der Beratungen und Abstimmungen zur geplanten Heeresvermehrung.¹⁰⁸⁹ Am 24./25. April 1913 wurden drei ihrer Vertreter (Bebel, Frank und Ledebour) zu den vertraulichen Beratungen der Reichshaushaltskommission hinzugezogen, ein Vorgang, der für sich genommen schon ungewöhnlich und Beweis dafür war, welche Bedeutung der SPD von der Regierung inzwischen zugemessen wurde.¹⁰⁹⁰ Eine hinreichende Mobilisierung der Volkskraft in einem zukünftigen Krieg schien ohne die Mitwirkung der Sozialdemokratie nicht mehr möglich.

Die Regierungsvertreter wiesen in den vertraulichen Unterredungen auf die sich verschlechternde Lage des Reiches hin und berichteten über die militärische Planung, die im zu erwartenden Zweifrontenkrieg eine zunächst hinhaltende Verteidigung im Osten und eine rasche Offensive im Westen vorsah. Dabei wurde insbesondere auf die Dringlichkeit der neuen Wehrvorlage hingewiesen. Bethmann Hollweg erläuterte die schwankende Haltung Großbritanniens und die Notwendigkeit, mit der Gegnerschaft Belgiens zu rechnen. Bei den anwesenden Parlamentariern machte die pessimistische Lagebeurteilung des Generalstabes sichtlich Eindruck. In der anschließenden Diskussion um die militärischen Kräfteverhältnisse und die zukünftig zu erwartenden Bündniskonstellationen wurde deutlich, dass ein Krieg von keinem der Anwesenden nur als abstrakte Möglichkeit betrachtet wurde.

Bebel, der gerade auf dieser Bühne die grundsätzliche Bereitschaft der Sozialdemokratie zur Vaterlandsverteidigung herausstrich, wies dabei (vom Zentrumspolitiker Matthias Erzberger unterstützt) erneut darauf hin, dass es sich beim bevorstehenden Konflikt um einen „Weltkrieg“¹⁰⁹¹ handeln werde. Seinem Einwand, „wenn man für das Vaterland eintrete, müsse es auch der Mühe wert sein, dasselbe zu verteidigen“, entgegnete der Kanzler: „Ich hoffe, dass Deutschland ein Vaterland auch für Sie ist, das wert ist, es zu verteidigen. [...] Die Verantwortung können Sie nicht tragen, bei einem Krieg nicht so stark zu sein, als wir könnten. Das wird eine Weltkatastrophe, bei der muß das Volk so stark sein als möglich.“ Ledebour hingegen blieb dabei: „Sie können nicht Gut und Blut

¹⁰⁸⁸ WETTE, Gustav Noske, Zitat: S. 138.

¹⁰⁸⁹ Siehe ausführlich im folgenden Abschnitt.

¹⁰⁹⁰ Aus der Partei wurde angesichts dieses Vorgangs Kritik laut, in der Fraktion wurde der Teilnahme - über alle Strömungsgrenzen hinweg - allerdings einmütig zugestimmt.

¹⁰⁹¹ Die Protokolle der Beratungen sind abgedruckt in: Dieter GROH, Die geheimen Sitzungen der Reichshaushaltskommission am 24. und 25. April 1913, in: IWK 7 (1971), S. 29-38, hier: S. 30-38, Zitat: S. 33.

verlangen von einem Volk, dem Sie alle Rechte nehmen.“¹⁰⁹² Die *Abwendung* der „Weltkatastrophe“ bzw. der Versuch dazu war zu diesem Zeitpunkt offenbar kein Thema mehr; es ging nur noch um die Verbesserung der Ausgangslage.

In einem wichtigen Punkt erhoben die sozialdemokratischen Vertreter (zusammen mit denjenigen der FVP) allerdings Einspruch: Sie verlangten die Respektierung der Neutralität Belgiens, deren Missachtung in den strategischen Planungen des Generalstabes billigend in Kauf genommen wurde. Mit teilweise vorgeschobenen Argumenten sperrten sich Kriegsminister Josias von Heeringen und Jagow, der Staatssekretär im Auswärtigen Amt, gegen eine solche Zusage, die den Handlungsspielraum der Regierung stark eingeschränkt hätte (zumal im Falle eines Präventivkrieges, der sich um völkerrechtliche Bestimmungen wenig kümmerte). Letztlich ließen sich Bebel, Frank und Ledebour mit dürftigen Ausflüchten abspesen; sie unternahmen in der Folgezeit auch keinen Versuch, das heikle Problem in die Öffentlichkeit zu tragen. „Ihr im Vergleich zu den Zeitgenossen äußerst geschärftes Gewissen in Sachen Politik nahm offenbar um der Landesverteidigung willen die beabsichtigte Neutralitätsverletzung eines kleinen Staates hin [...]. Ein deutliches Zeichen dafür, wie sehr selbst die deutsche Sozialdemokratie dem ‚Wilhelminischen Geist‘ ihren ungewollten Tribut entrichtete.“¹⁰⁹³

An der Oberfläche war dies zunächst noch kaum sichtbar. Im Winter 1913/14 erlebte die antimilitaristische Agitation der SPD mit Rosa Luxemburg an der Spitze noch einmal einen Höhepunkt, obwohl sich in der Partei inzwischen einige Krisenerscheinungen gezeigt hatten. Die große Resonanz dieser Kampagne bewies die Popularität der hier ausgegebenen Parolen bei der Parteibasis. Im preußischen Landtag sprach Ströbel im Februar 1914 ganz offen vom „Geist der gewalttätigen Eroberungslust“, von dem die Junker immer noch beherrscht seien, und warf der Regierung „die frivolste Konfliktpolitik“¹⁰⁹⁴ vor. Severing schrieb zur gleichen Zeit in einem Zeitungsartikel: „In der Entwicklung der Beziehungen zwischen Deutschland und den Weltmächten liegt die Entscheidung der Frage, ob Europa auf friedlich geordneten Bahnen oder über das Trümmerfeld grauenhafter Zerstörung zu einem neuen Zeitalter sozialistischer Kultur emporsteigen soll.“¹⁰⁹⁵ Eine Debatte über die Parteistrategie im Kriegsfall unterblieb allerdings auch jetzt. Das aus der Rivalität der Großmächte nach wie vor erwachsende Gefahrenpotenzial wurde von der SPD nicht in seinem vollen Ausmaß erkannt. Beruhigend wirkte auch die Lagebeurteilung, die Jagow im Mai 1914 im

¹⁰⁹² Ebd., Zitat: S. 36f.

¹⁰⁹³ GROH, *Negative Integration*, S. 431.

¹⁰⁹⁴ WIELAND, Heinrich Ströbel, Zitat: S. 48 u. 54.

¹⁰⁹⁵ ALEXANDER, Carl Severing, Teil I, Zitat: S. 255.

Reichstag abgab, wo er von Fortschritten bei der „allgemeinen Entspannung“¹⁰⁹⁶ sprach. In der Parteiöffentlichkeit herrschte die Ansicht vor, nach dem Ende der Balkankriege hätten die internationalen Beziehungen wieder ruhigeres Fahrwasser erreicht (dadurch erklärt sich auch die zögerliche Reaktion auf die Folgen des Attentats von Sarajevo¹⁰⁹⁷).

Ein letztes Dokument, das Unverbindlichkeit und Hilflosigkeit mit klarer Kritik verband, entstand unmittelbar vor Kriegsbeginn. Für den im August 1914 in Wien geplanten nächsten internationalen Sozialisten-Kongress, der dann nicht mehr zustande kam, hatte Haase ein Positionspapier ausgearbeitet, in dem es hieß:

„Einig im Kampf gegen das stehende Heer und den Militarismus wendet sie [d. h. die II. Internationale] sich mit flammender Leidenschaft gegen den völkerverderbenden Wahnsinn des Wettrüstens, und unablässig tritt sie für eine gleichzeitige Einschränkung der Rüstungen ein.

Mit aller Kraft wehrt sie sich dagegen, dass die Völker zum Spielball in den Händen der Diplomaten werden, die ihr Handwerk im Dienst der herrschenden Klassen ausüben, dass ihre Geschicke durch Geheimverträge der Diplomaten ausgeübt werden.

Sie fordert, dass etwaige Streitigkeiten unter den Völkern in jedem Falle durch Schiedsgerichte geschlichtet werden. Die angebliche Verletzung der `Ehre` und der `Lebensinteressen` der Nation, auf die sich die Diplomaten stets berufen, wenn sie einen Konflikt zum Kriege treiben wollen, ist kein Grund, das schiedsgerichtliche Verfahren abzulehnen. [...]

Überall, in allen Staaten, werden die Sozialisten mit Anspannung aller Kräfte dem Imperialismus, der Völkerverhetzung und Völkerunterdrückung entgegentreten. Mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln werden sie den Frieden zu sichern und Kriege zu verhindern suchen“¹⁰⁹⁸.

Eine Sitzung von Parteivorstand und Reichstagsfraktion beschäftigte sich im April 1914 im Zuge der Vorbereitungen auf diesen Kongress noch einmal mit den Möglichkeiten, einen unmittelbar bevorstehenden Krieg zu verhindern. Molkenbuhr schlug in seinem Referat vor, einen „Kriegsrat“ zur Abstimmung des Vorgehens der einzelnen sozialistischen Parteien zu bilden; überraschend war seine positive Haltung gegenüber umstrittenen Mitteln wie Dienstverweigerung und Generalstreik bei Kriegsgefahr. Wie wenig die SPD indes bereit war, sich dem radikaleren Standpunkt ihrer englischen und französischen Bruderparteien anzuschließen, zeigten die weiteren Ausführungen des Referenten: „Aber ich will betonen, daß wir keine Verpflichtungen übernehmen wollen, die wir nicht durchführen können. Deshalb werden wir uns den freiesten Spielraum bei der Festlegung der Gegenmittel im Kriegsfall sichern. Auf eine bestimmte Taktik werden wir uns auf keinen Fall ein-

¹⁰⁹⁶ KIESSLING, Gegen den „großen Krieg“?, Zitat: S. 289.

¹⁰⁹⁷ Die durch das Attentat ausgelöste schwere Krise wurde von der Sozialdemokratie einige Wochen lang nicht in ihrer ganzen Tragweite erkannt (siehe unten Kap. 3.1.2., 3.2.1. und 3.2.2.).

¹⁰⁹⁸ Bericht abgedruckt in: Georges HAUPT, Der Kongreß fand nicht statt. Die Sozialistische Internationale 1914, Wien – Frankfurt – Zürich 1967, S. 256-258, hier: S. 257f.

lassen.“¹⁰⁹⁹ Bei allen Unterschieden im Detail wurde diese Position von keinem der Anwesenden grundsätzlich infrage gestellt; es siegte wieder der Wille zum Konsens über die inhaltliche Klarheit.

Bezeichnend war, dass in der Fraktionsitzung vom 13. Mai (in der die Delegierten, die nach Wien entsandt werden sollten, gewählt wurden¹¹⁰⁰) das geplante Thema „Unsere Stellung zur Kriegsfrage“ gar nicht erst behandelt wurde: Die Meinungen in der Fraktion gingen zu weit auseinander, um einen Konsens auch nur möglich erscheinen zu lassen. Auch die französischen und englischen Initiativen zur Konkretisierung der Massenstreikdrohung wurden von der SPD weiterhin dilatorisch behandelt; einerseits sollte den Behörden kein Vorwand gegeben werden, gegen die Partei vorzugehen, andererseits sollte das Eingeständnis vermieden werden, gegen einen Krieg nichts unternehmen zu können bzw. zu wollen. Gerade Haase blieb bezüglich der Widerstandsmöglichkeiten der SPD skeptisch, obwohl er einen Streik nicht prinzipiell ablehnte und auch gewiss kein Anhänger der Integrationsstrategie war. Er hielt an der Berechtigung eines Verteidigungskrieges fest und damit implizit auch an der Möglichkeit, einen solchen von einem Angriffskrieg unterscheiden zu können. In der Unterschätzung der damit verbundenen Schwierigkeiten lag in erster Linie das Versäumnis und letztlich das Verhängnis des von Haase angeführten Flügels innerhalb der SPD.

Kautsky flüchtete sich schließlich in eine „Damoklesschwert-Strategie“, die darauf setzte, dass die Reichsleitung schon aus Furcht vor einem Generalstreik im Krisenfall eine konfliktvermeidende Haltung einnehmen würde. Da die Behörden bestens über den Diskussionsstand bei SPD und Freien Gewerkschaften informiert waren, d. h. über die fehlende Entschlossenheit zu dieser riskanten Kampfmaßnahme, ging dieses Kalkül von vornherein ins Leere; auch hier setzte die Wirksamkeit einer Drohung deren Glaubwürdigkeit voraus. Zudem hatte Kautsky 1909 selbst erkannt, dass die Gewehre auch einmal „von selbst losgehen“¹¹⁰¹ könnten, was die SPD dann vor unliebsame Alternativen stellen würde, unabhängig davon, wie „friedliebend“ die Reichsleitung war. Um einen Krieg zu verhindern, hatte die SPD letztlich überhaupt kein Konzept parat, das über diffuse Appelle hinausging. Bei der Überwindung dieses Defizits stand sich die Sozialdemokratie mit ihrer „Geschichtsphilosophie“ selbst im Wege.¹¹⁰²

¹⁰⁹⁹ GROH, Negative Integration, Zitat: S. 606.

¹¹⁰⁰ Der Umgang mit diesem eher nachrangigen Problem zeigte, wie zerrüttet die Verhältnisse in der Fraktion zu diesem Zeitpunkt bereits waren. Über die Frage, ob getrennt nach „Richtungen“ abgestimmt werden sollte, entstand ein heftiger Streit, 27 der 89 anwesenden Abgeordneten erklärten, weder dem rechten noch dem linken Lager anzugehören. Unter Tumulten erfolgte dennoch eine Abstimmung nach „Richtungen“: Für die Rechte wurden Richard Fischer und David gewählt, für die Linke Ledebour und Wilhelm Bock.

¹¹⁰¹ GROH, Die Sozialdemokratie 1897-1909, in: Ders., Emanzipation und Integration, S. 253-566, Zitat: S. 541.

¹¹⁰² Diese „Geschichtsphilosophie“ hat Dieter Groh treffend beschrieben: „Der Glaube an die absolut dominierenden objektiven Faktoren – gleich Strukturen – und der Glaube an die Macht der großen Männer, die man mittels Furcht indirekt und mittels Worten direkt beeinflussen könne – gleich Handlungen –, sind offenbar nur zwei Seiten ein und derselben Geschichtsphilosophie. Einer-

Nur wenige Tage vor dem Ausbruch der neuen Balkankrise schrieb Kautsky noch an Haase: „Ich bleibe dabei, daß es unsere Pflicht ist, im Falle einer Kriegsgefahr alles aufzubieten, was wir vermögen, um einen Krieg zu verhüten, daß es aber ein verbrecherischer Unsinn wäre, wenn wir versuchen wollten, einen ausgebrochenen Krieg, den wir nicht zu verhindern vermochten, in seiner Ausführung behindern zu wollen.“¹¹⁰³ Dabei übersah Kautsky, dass es mit dem „alles Aufbieten“ gegen die *Kriegsgefahr* bei der SPD nach Lage der Dinge nicht weit her sein konnte; ihm blieb nur die Hoffnung, die europäischen Regierungen würden schon allein aus Furcht vor einer sozialen Revolution um die Erhaltung des Friedens bemüht bleiben, was allerdings gerade im Falle der Reichsleitung eine Rationalität voraussetzte, die in Wirklichkeit nicht vorhanden war. Bethmann Hollweg sah die Gefahren, die dem von ihm verteidigten Herrschaftssystem im Kriegsfall drohten, sehr wohl, setzte in der Julikrise von 1914 aber dennoch auf Krieg.¹¹⁰⁴ Es trat damit genau das ein, was sich bis dahin in der SPD so gut wie niemand hatte vorstellen können oder wollen: Die deutsche Regierung stürzte sich sehenden Auges und ohne echte Not in einen Zweifrontenkrieg, bei dem die Erfolgsaussichten äußerst gering waren.

Dem Verdikt von Friedhelm Boll über die SPD ist somit wenig hinzuzufügen. „Was sollte geschehen, wenn es wirklich zum Krieg kam? Auf diese Frage wußte die gesamte Parteiführung keine Antwort. Für diesen Fall besaß sie kein Konzept.“¹¹⁰⁵ Allerdings: Die Parteirechte - d. h. die Gruppe um Heine, Südekum, Gustav Bauer usw. - hatte sehr wohl ein Konzept formuliert, nämlich das der nahezu bedingungslosen Unterstützung der Regierung. Dies war umso folgenschwerer, als dass die Sozialdemokratie keineswegs zwingend eine rein passive Haltung hätte einnehmen müssen. Gerade die militärische Führung war sich längst im Klaren, dass ein moderner Krieg, an dem mehrere

seits war der Krieg nicht zu vermeiden, weil er nur mit dem Kapitalismus verschwinden könne, andererseits komme es nur auf den einzelnen – Diplomaten, Staatsmann, Fürsten – an, weil nur in seinem Kopf das Drohpotential der Arbeiterbewegung, nämlich die als Folge eines Krieges ausbrechende soziale Revolution, handlungsdeterminierende Gestalt gewinnen könne. So etwa sahen die Vorstellungen von Bebel, Kautsky und den meisten deutschen Sozialdemokraten aus. Daraus konnte man ableiten: Es kommt allein darauf an, erstens die *Organisation* zu stärken, die *Köpfe* der Arbeiter aufzuklären sowie – als Vorbedingung für letzteres – die *Prinzipien* reinzuhalten. Es kommt aber zweitens darauf an, das *Ohr der Entscheidungsträger* zu gewinnen, um sie entweder mit dem Drohpotential der sozialistischen Bewegung einzuschüchtern oder sie von der Gefährlichkeit ihres potentiellen Kriegsgegners zu überzeugen. Die Stärke der Arbeiterbewegung an sich und nicht ihre potentiellen Handlungsspielräume als Bewegung bilden so gesehen das letzte Mittel gegen einen Krieg: Denn niemand wird einen Krieg entfesseln, wenn er weiß, daß die sozialistische Bewegung gleichsam Gewehr bei Fuß steht, um die im Krieg *mit Sicherheit* zusammenbrechende heutige Gesellschaft in die Zukunftsgesellschaft umzuwandeln. Eine solche Konstruktion war paradox, weil sie von den strukturellen Zwängen, in denen auch die Staatsmänner sich bewegten, in dem Maße absah, wie sie die eigenen Handlungsmöglichkeiten unterschätzte.“ (GROH/BRANDT, „Vaterlandslose Gesellen“, S. 90).

¹¹⁰³ Karl Dietrich ERDMANN, Die Zeit der Weltkriege. 1. Teilband. Der Erste Weltkrieg. Die Weimarer Republik, Stuttgart 1973, Zitat: S. 99.

¹¹⁰⁴ Der bayerische Gesandte in Berlin, Hugo von Lerchenfeld, berichtete am 4.6.1914 an Ministerpräsident Hertling über eine Unterredung mit Bethmann Hollweg, in der dieser äußerte: „Es gäbe aber Kreise im Reich, die von einem Krieg eine Gesundung der inneren Verhältnisse in Deutschland erwarten, und zwar im konservativen Sinn. Er – der Reichskanzler – denke aber, daß ganz im Gegenteil ein Weltkrieg mit seinen gar nicht zu überschenden Folgen die Macht der Sozialdemokratie, weil sie den Frieden predigt, gewaltig steigern und manche Throne stürzen könnte.“ (GROH, Negative Integration, Zitat: S. 366, Fn. 40).

¹¹⁰⁵ BOLL, Frieden ohne Revolution?, S. 84.

Großmächte beteiligt waren, ohne oder gar gegen die Arbeiterschaft und ihre politische Vertretung kaum mit Aussicht auf Erfolg zu führen war (erst recht, wenn er von der erwarteten längeren Dauer war).¹¹⁰⁶ Daraus ergab sich ein erhebliches „Drohpotenzial“ für die SPD, dessen sie sich aber überhaupt nie richtig bewusst wurde.¹¹⁰⁷

Die Forderung Kautskys, bei einem drohenden Krieg „Alles“ zu dessen Verhinderung aufzubieten, wurde, als es dann so weit war, auch nicht im Ansatz erfüllt. Dies hätte – neben entsprechenden vorbereitenden Planungen und Diskussionen - zugegebenermaßen ein gerüttelt Maß an scharfsichtiger Analyse und Entschlossenheit, ja Kaltblütigkeit erfordert. Daneben darf aber nicht vergessen werden, dass der SPD (inzwischen) *eine* entscheidende Voraussetzung fehlte, um ihre Trümpfe überzeugend ausspielen zu können, nämlich ein Mindestmaß an innerer Homogenität. Im September 1913, unmittelbar nach dem Parteitag in Jena, klagte Molkenbuhr: „Könnte man es in der Partei dahin bringen, daß die Partei es aufgibt, selbst von zwei Richtungen zu reden. [...] Dann wäre die Bahn frei für praktisches Arbeiten, wodurch der Fortschritt der Partei gefördert und die Erringung des Endziels beschleunigt würden.“¹¹⁰⁸ Das war inzwischen ein unerfüllbarer Wunschtraum.

2.2.8 Die letzten Vorkriegsjahre: Fragmentierung, Stagnation und das Fehlen einer Parteistrategie

Wie es um das innere Gefüge der SPD in den letzten Jahren vor dem Krieg bestellt war, ergibt sich aus einem genaueren Blick auf die inzwischen eingetretene Fragmentierung. Gerade für die Vorgeschichte der Parteispaltung ist von besonderem Interesse, welche institutionalisierten oder auch nur informellen Kontakte die Vertreter der einzelnen Parteiströmungen untereinander pflegten. Die wichtigsten der sich allmählich herausbildenden Gruppierungen wurden bereits vorgestellt. Noch vor der Jahrhundertwende entstanden enge Verbindungen zwischen den süddeutschen Reformisten und anderen Vertretern des rechten Parteiflügels; 1903, auf dem Parteitag in Dresden, folgte daraus erstmals eine regelrechte „Sonderkonferenz“.¹¹⁰⁹ Dieses Vorgehen des „revisionistische[n] Klüngel[s]“¹¹¹⁰ (Bebel) bürgerte sich auf der Rechten bald ein und wurde später zum „Vorbild“ für ihre Gegner in der Partei. Bereits in Dresden hatte ein Delegierter beklagt: „heute halten beide Teile [der Partei] Fraktionssitzungen ab, und wer sich keinem anschließt, wird darauf angesehen und von bei-

¹¹⁰⁶ Siehe dazu oben Kap. 2.1., wo die neueren Ergebnisse von Stig Förster vorgestellt werden.

¹¹⁰⁷ Gleichzeitig realistisch und doch in gewisser Hinsicht zu „optimistisch“ war die Einschätzung, die Haase auf dem Parteitag von 1912 äußerte: „Alle Militärschriftsteller sind darin einig, daß gerade der moderne Krieg ein hohes Maß von Hingebung und Begeisterung von den Soldaten erfordert. Man kann zwar die Proletarier dazu zwingen, in den Krieg zu ziehen, aber nicht dazu, mit Begeisterung und Hingabe das Kriegshandwerk auszuüben.“ (Protokoll SPD-Parteitag Chemnitz 1912, S. 412).

¹¹⁰⁸ BRAUN/EICHLER (Hrsg.), Molkenbuhr: Tagebücher, S. 207.

¹¹⁰⁹ Vgl. W. Heine an G. v. Vollmar vom 22.12.1904 (GROH, Negative Integration, Zitat: S. 165f.) und Wolfgang Heine, Sonderkonferenzen, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 18-20 vom 12.9.1912, S. 1139-1146, hier: S. 1142f.

¹¹¹⁰ Bebel teilte Karl Liebknecht im November 1908 mit ironischem Unterton mit: „Dein Freund Heine hat wieder seine Bierabende eingerichtet, bei welchen der ganze revisionistische Klüngel sich zusammenfindet.“ (FRICKE, Handbuch (Bd. 1), Zitat: S. 289).

den beargwöhnt.¹¹¹¹ Ab 1908 stimmten sich auch die süddeutschen Landesverbände untereinander systematisch ab, um sich trotz ihrer minoritären Situation innerhalb der Gesamtpartei zu behaupten; in den Jahren darauf verfestigten sich diese Strukturen weiter.¹¹¹² Gewerkschaftsführer, Revisionisten und Reformisten aus dem ganzen Reich bildeten ein immer besser organisiertes Netzwerk, dessen Einfluss im Verborgenen langsam anwuchs.

Die Parteilinke reagierte mit einiger Verzögerung. Erst ab 1910 etablierte sich „eine Art linkssozialistischer Personalpolitik bei der Besetzung vakanter Parteipositionen, vor allem in Redaktionen“¹¹¹³, die auf das Vorgehen der innerparteilichen Kontrahenten reagierte. Im gleichen Jahr kam es auf Initiative von Dittmann, zu dieser Zeit Parteiredakteur in Solingen, auf dem Kopenhagener Kongress der sozialistischen Internationale zur „erste[n] Sonderkonferenz“¹¹¹⁴ der Linken (genauer: des linken Zentrums); deren Ergebnis war die „Siebenerkommission“, auf die im Zusammenhang mit dem Magdeburger Parteitag noch genauer einzugehen sein wird. Dort hatte sich - im Kampf gegen die süddeutschen Reformisten - der bis dahin wenig auffällige Haase „zum bedeutendsten Repräsentanten jener Parteimitglieder [entwickelt], die mit wachsender Besorgnis die Versuche einer Revision der Parteigrundsätze verfolgten.“¹¹¹⁵ Bei dem großen personellen Revirement auf dem nächsten Parteitag in Jena (1911) konnte sich die Siebenerkommission nur begrenzt, d. h. mit der Wahl Haases zum Vorsitzenden neben Bebel, durchsetzen. Eine neue Qualität erreichte die Zusammenarbeit dieser Gruppe durch die von Hoch und Ledebour im Juni 1912 nach Eisenach einberufene „Sonderkonferenz“. Dort trafen sich ungefähr 30 Reichstagsabgeordnete der Linken, um ihr Vorgehen in Fragen der Reform der Parteiorganisation abzustimmen;¹¹¹⁶ dabei handelte es sich um den Kern der späteren SAG bzw. USPD.¹¹¹⁷

Dieses Treffen führte auf dem wenige Monate später stattfindenden Parteitag in Chemnitz zu einem Nachspiel, nämlich einer kontroversen Debatte über den Tatbestand der „Sonderbündelei“ (so der zeitgenössische, durchgehend pejorativ verwendete Terminus). Dem Parteitag lagen mehrere Anträge vor, die entweder ein Verbot oder die ausdrückliche Erlaubnis von Sonderkonferenzen verlangten. Der *Vormwärts*-Redakteur Ströbel hatte die Eisenacher Konferenz zuvor in einem Artikel

¹¹¹¹ So der Delegierte Simon Katzenstein. (Protokoll SPD-Parteitag Dresden 1903, S. 357).

¹¹¹² Siehe unten Kap. 2.4.3.

¹¹¹³ FÜLBERTH/HARRER, Sozialdemokratie, S. 100.

¹¹¹⁴ DITTMANN, Erinnerungen, Bd. 3, Zitat: S. 1074, Anm. 68. Allerdings war es offenbar schon im April 1909 in Berlin zu einer Art „Sonderkonferenz“ der Linken gekommen, zu der u. a. Heinrich Cunow, Ernst Däumig, Konrad Haenisch, Alfred Henke, Ledebour, Paul Lensch, Mehring, Stadthagen und Ströbel eingeladen waren (vgl. FRICKE, Handbuch (Bd. 1), S. 300).

¹¹¹⁵ Kenneth R. CALKINS, Hugo Haase. Demokrat und Revolutionär, Berlin 1976, S. 25.

¹¹¹⁶ Vgl. RATZ, Georg Ledebour, S. 139f.

¹¹¹⁷ Eine genaue Teilnehmerliste dieser Veranstaltung, aus der auch entnommen werden könnte, ob bayerische Vertreter anwesend waren, scheint nicht überliefert zu sein. Gesichert ist die Teilnahme von Ledebour, Hoch, Wilhelm Bock, Dittmann und Stadthagen.

damit verteidigt, dass dort nur über Themen gesprochen worden sei, zu denen die Partei noch keine Beschlüsse gefasst habe; folglich läge kein Disziplinbruch vor. Hoch deklarierte auf dem Parteitag das vorangegangene Treffen der Linken als Reaktion auf die bereits längst üblichen Konferenzen der „Gegenseite“.¹¹¹⁸ David wiederum bestritt diese im Widerspruch zu den Tatsachen; Frank empfahl - wenn es schon zu keinem Verbot käme -, dass der Parteitag wenigstens „den *dringenden Wunsch* ausspricht, diese Sonderkonferenzen abzuschaffen.“¹¹¹⁹ Der Streit der üblichen Widersacher entwickelte sich gewohnt ruppig. Als Frank Absprachen unter den Süddeutschen bestritt, fuhr Ledebour erregt dazwischen und zeigte auf die Gruppe um David und Südekum mit den Worten: „Dort sitzt ja ihr ganzer Aktionsausschuß!“¹¹²⁰ Worauf Frank entgegnete: „Sie müssen nicht glauben, daß andere dieselbe Geheimorganisation haben, wie Sie, Genosse Ledebour. [...] Die Konferenzen existieren. Wer damit begonnen hat, das aufzuklären, ist ein wertloses Beginnen.“¹¹²¹

Nachdem Bebel wahrheitsgemäß darauf hingewiesen hatte, dass Vertreter der Rechten mit den Sonderkonferenzen wieder begonnen hatten (nachdem diese 1885 eingestellt worden waren), worauf die Linke dann nur reagiert habe, schloss er mit dem versöhnlichen Appell: „Wir werden uns alle sehr freuen, wenn es ohne diese Sonderkonferenzen künftig geht.“¹¹²² Gegen nur fünf Stimmen nahm der Parteitag schließlich einen Antrag an, der in diesem Sinne einen „Wunsch“ äußerte.¹¹²³ Alle übrigen Anträge zum Thema wurden dadurch verworfen, ein regelrechtes Verbot unterblieb somit. Wie wenig praktikabel und zielführend eine derartige Regelung gewesen wäre, hatte Heine zuvor in einem Zeitschriftenaufsatz schlüssig dargelegt (dabei allerdings auch dreist behauptet, die Radikalen hätten mit den Sonderkonferenzen angefangen, worauf die Parteirechte nur reagiert habe).¹¹²⁴

Damit waren die Wogen in dem kleinlichen Streit vorerst geglättet. Eine derart vage Aufforderung, wie sie der Parteitag ausgesprochen hatte, versprach nach aller Erfahrung aber kaum, eine für alle verbindliche Norm durchsetzen zu können. An den sachlichen Differenzen änderte sie ohnehin nichts. Wie weit die Desintegration der Partei vorangeschritten war, zeigte noch etwas anderes:

¹¹¹⁸ Vgl. Protokoll SPD-Parteitag Chemnitz 1912, S. 382-385.

¹¹¹⁹ Ebd., S. 390.

¹¹²⁰ Ebd., S. 389. In Notizen für einen Vortrag über den Verlauf des Parteitages sprach Dittmann von einem „Generalstab“ der Reformisten, dem u. a. Erhard Auer, Frank, Wilhelm Kolb, Südekum, David angehörten. (DITTMANN, Erinnerungen, Bd. 3, Zitat: S. 1074).

¹¹²¹ Protokoll SPD-Parteitag Chemnitz 1912, S. 389.

¹¹²² Ebd., S. 392.

¹¹²³ Der Antrag lautete: „Der Parteitag spricht den dringenden Wunsch aus, daß die Genossen in Zukunft Sonderzusammenkünfte bestehender Richtungen vermeiden. Der Parteitag geht über sämtliche Anträge betreffend die Sonderzusammenkünfte hinweg.“ (Ebd., S. 529).

¹¹²⁴ Vgl. Wolfgang Heine, Sonderkonferenzen, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 18-20 vom 12.9.1912, S. 1139-1146.

Auch in der Reichstagsfraktion hatten sich zwei „Clubs“¹¹²⁵ gebildet, die vorab Besprechungen abhielten, was inzwischen vom Fraktionsvorstand „anerkannt und für zulässig erklärt“¹¹²⁶ worden war. Ein weiterer Teil, vor allem aus Gewerkschaftern (die inzwischen ein Drittel der Fraktion stellen) bestehend, beteiligte sich daran nicht. Mit der Zeit hatte es sich eingebürgert, dass beide Seiten – Linke und Rechte - versuchten, durch geschicktes Ansetzen von Abstimmungen das gegnerische Lager auszumanövrieren.¹¹²⁷ Für die Machtverteilung in der 1912 stark angewachsenen Fraktion entscheidend war, dass „die reformistischen und revisionistischen Vertreter [...] bezogen auf die Parteiorganisationen und die Mitgliederschaft weit überrepräsentiert waren.“¹¹²⁸ Und: Innerhalb der Gesamtpartei setzte ab diesem Zeitpunkt eine Machtverschiebung vom Vorstand zur Reichstagsfraktion hin ein.

Dadurch begünstigt und ungeachtet des Parteitagsbeschlusses zur „Sonderbündelei“ setzte sich im innerparteilichen Gefüge eine bereits seit mehreren Jahren in Gang befindliche Entwicklung fort. Dabei handelt es sich um die (erst in jüngerer Zeit durch die Arbeiten von Rintelen in ihrer Tragweite erkannte) immer enger werdende Kooperation zwischen der Gewerkschaftsführung (namentlich Gustav Bauer, Legien und Robert Schmidt) und einer Troika von weiteren Reichstagsabgeordneten der Parteilinken (David, Heine und Südekum). Diese Gruppe baute ebenso beharrlich wie geschickt ihre Machtpositionen aus¹¹²⁹ (zu ihr ist Bernstein, ungeachtet punktueller sachlicher Übereinstimmungen, *nicht* zu rechnen¹¹³⁰). Nach den Reichstagswahlen von 1912 hatte Heine gegenüber seinem Vertrauten Vollmar eine „neue und hoffnungsvolle Lage“ ausgemacht, die es zur „Neuorientierung“¹¹³¹ auszunutzen gelte. Mit den süddeutschen Reformisten wurde dabei ein zusätzliches „Bündnis“ hergestellt, das die Majorisierung der Partei vorbereitete. Innerhalb dieses Lagers gab es dabei durchaus gravierende Meinungsverschiedenheiten (etwa durch Franks Sonderposition in der Massenstreikdebatte von 1913). Jegliche „Verschwörungstheorie“ ist in diesem Zusammenhang fehl am Platze; bei allen Tendenzen zur Verfestigung der Parteiströmungen waren die Dinge weiterhin

¹¹²⁵ G. Bauer an P. Löbe vom 21.2.1912. (ROJAHN, Einleitung, in: DITTMANN, Erinnerungen, Bd. 1, S. 1-286, Zitat: S. 110).

¹¹²⁶ Wolfgang Heine, Sonderkonferenzen, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 18-20 vom 12.9.1912, S. 1139-1146, hier: S. 1144.

¹¹²⁷ In der Frage des „Sitzenbleibens“ beim Kaiserhoch im Reichstagsplenum hatten sich die Linken im Februar 1914 knapp durchgesetzt, da mehrere Abgeordnete der Gegenseite bei der Abstimmung nicht anwesend gewesen waren. Umgekehrt war es den Rechten mit einigen Tricks Ende 1913 gelungen, die Wahl Ledebours zum Ko-Vorsitzenden der Reichstagsfraktion zu verhindern und stattdessen ihren Kandidaten Scheidemann durchzubringen.

¹¹²⁸ GROH, *Negative Integration*, S. 205.

¹¹²⁹ Vgl. RINTELEN, *Arbeiterführer und Reichsleitung*, in: BzG 33 (1991), S. 723-735.

¹¹³⁰ Bei genauerer Betrachtung ist damit der Wechsel Bernsteins zur USPD im Weltkrieg weniger überraschend als meist behauptet; umgekehrt tritt dadurch auch das Element der Kontinuität der parteiinternen Auseinandersetzungen zwischen Vorkriegs- und Kriegszeit stärker hervor. Zum Verhältnis zwischen Bernstein und Heine siehe oben Kap. 2.2.7.3.

¹¹³¹ W. Heine an G. v. Vollmar vom 3.2.1912. (GROH, *Negative Integration*, Zitat: S. 320).

im Fluss.¹¹³² Nicht zum ersten Mal, aber mit ungewöhnlicher Zielstrebigkeit und wachsendem Erfolg, wurden unterdessen von den rechten „Netzwerkern“ Fäden gesponnen, um die Partei auf einen Kurs zu bringen, der ihr bisheriges Selbstverständnis zumindest stark infrage stellte. Die Erfolgsaussichten dieses Unterfangens hingen in erster Linie davon ab, ob es gelang, den Großteil des Parteivorstandes, der dem rechten Parteizentrum zuzuordnen war, „herüberzuziehen“ und damit eine „neue“ Mehrheit zusammenzuzimmern. Den Weg dorthin - und auch zur Konstellation des August 1914 - beschreibt der Verlauf der letzten Parteitage der äußerlich noch geeinten Sozialdemokratie.¹¹³³

Wie tief die Gräben in der Partei inzwischen waren, hatten die Parteitage von Nürnberg (1908) und Magdeburg (1910) gezeigt, auf denen es zu einer verschärften Neuauflage des Streits um die Budgetbewilligung gekommen war.¹¹³⁴ Im Zusammenhang mit der Entwicklung des bayerischen Landesverbandes, der sich in dieser Auseinandersetzung besonders profilierte, wird darauf noch zurückzukommen sein. Die Konfliktlinie, die sich dort bei den relevanten Abstimmungen zeigte, wurde bestimmt durch einem Mehrheitsblock aus (zu diesem Zeitpunkt noch geeintem) Parteizentrum und radikaler Linker einerseits sowie die Minderheit, bestehend aus süddeutschen Reformisten und einigen Gleichgesinnten, v. a. Gewerkschaftern, aus anderen Landesverbänden andererseits. Auf die Renitenz der Minderheit folgten Drohungen mit dem Parteiausschluss, die dann aber nicht weiterverfolgt wurden. Die in der Folgezeit eingetretene Beruhigung der Gemüter konnte nicht darüber hinwegtäuschen, dass eine Spaltung der Partei nun im Bereich des Möglichen lag. Nach außen hin herrschte noch der Eindruck vor, dass eine linke Mehrheit einer rechten Minderheit gegenüberstand (die seit dem Dresdener Parteitag an Umfang und Widerspenstigkeit allerdings stark zugenommen hatte).

Die renitenten, noch in der Minderheit befindlichen Reformisten verteidigte Heine 1908 mit den Worten: „Eine Einheit, die darin besteht, dass ein Teil dem andern seine Ansicht aufzwingt, kann nicht von Dauer sein. Der Gedanke der Einheit und Einigkeit wird in Wahrheit durch die vertreten,

¹¹³² Das im Richtungsstreit letztlich den Ausschlag gebende rechte Zentrum, dem die meisten Mitglieder der Partei- und Fraktionsführung zuzurechnen waren, blieb gegenüber der reformistischen/revisionistischen Strömung lange Zeit sehr kritisch eingestellt. Molkenbuhr etwa schrieb noch im Februar 1911 in sein Tagebuch: „Frank ist ein Revisionist der schlimmsten Sorte.“ (BRAUN/EICHLER (Hrsg.), Molkenbuhr: Tagebücher, S. 158). Die Herausbildung der einzelnen Lager in der Partei stieß auch ganz allgemein auf Kritik; Noske, später einer der „Falken“ des rechten Parteiflügels, beklagte noch 1912: „Bei dem Bestreben möglichst jedem Parteigenossen das Signum einer *Richtung* aufzudrücken ist in den letzten Jahren viel Unfug getrieben worden. Zur schwersten Schädigung für die Partei müsste es führen, wenn der Neigung zur Gruppenbildung nicht mit allem Nachdruck widersprochen würde.“ (Gustav Noske, Zum Sozialdemokratischen Parteitag 1912, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 18-20 vom 12.9.1912, S. 1087-1090, hier: S. 1090).

¹¹³³ Nachdem sich im März 1916 mit der Bildung der Sozialistischen Arbeitsgemeinschaft (SAG) die Reichstagsfraktion gespalten hatte, war die Partei formal noch eine Einheit, als sie im September des gleichen Jahres in Berlin eine Reichskonferenz abhielt, deren Status aber unter demjenigen eines Parteitages rangierte. Die nächsten Parteitage hielten USPD (Gotha, April 1917) und MSPD (Würzburg, Oktober 1917) bereits getrennt ab.

¹¹³⁴ Siehe unten Kap. 2.4.3.

die erklären: wir werden nicht gegen unser Gewissen handeln, wir behalten uns das Recht vor auch offizielle Beschlüsse zu verletzen, wenn es nötig ist, aber wir hören nicht auf, uns als Kämpfer für unsere grosse Sache zu fühlen, und grade durch diese Selbständigkeit werden wir unsere Parteipflicht am besten erfüllen.¹¹³⁵ Diese Überlegungen lesen sich wie eine Vorausschau auf den Parteistreit im Weltkrieg - nur dass Heine und seine Freunde dann von der hier gepriesenen Toleranz gegenüber abweichenden Ansichten nichts mehr wissen wollten.

Auf dem Magdeburger Parteitag war auch ein weiteres konfliktträchtiges Thema wieder in den Vordergrund gerückt: Der Massenstreik, der diesmal vor allem im Zusammenhang mit dem Kampf gegen das preußische Dreiklassenwahlrechts ins Spiel gebracht wurde.¹¹³⁶ Rosa Luxemburg hatte sich inzwischen v. a. wegen dieser Streitfrage deutlich von Bebel und Kautsky entfernt und beschlossen, „jetzt mit rücksichtsloser Offenheit vorzugehen“¹¹³⁷. Sie versuchte, die Forderung nach der demokratischen Republik zu forcieren (wovon Kautsky überhaupt nichts hielt), und beantragte, die Propaganda für den Massenstreik zu intensivieren.¹¹³⁸ Dabei stieß sie aber umgehend auf die Ablehnung der Gewerkschaftsvertreter, für die Severing gegen die „Massenstreikpsychose“¹¹³⁹ sprach.¹¹⁴⁰ Die Resolution des Vorstandes geißelte den „in Deutschland herrschende[n], scheinconstitutionelle[n] Militärabsolutismus“ und die durch das Dreiklassenwahlrecht in Preußen gestützte „Diktatur der Großgrundbesitzer und Großkapitalisten“; gefordert wurde, dass „die Genossen mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln den Wahlrechtskampf bis zur Erringung der vollen politischen Gleichberechtigung weiterführen.“¹¹⁴¹ Am Ende wurde die Vorstandsresolution - erweitert um den Passus der Resolution Luxemburg, der den Massenstreik im Wahlrechtskampf „nötigenfalls“¹¹⁴² einbezogen wissen wollte - angenommen. Mangels Erfolgsaussichten hatte die Linke ihren weiter gehenden Antrag zurückgezogen. Der rechte Parteiflügel sah sich mit Recht als Sieger; der

¹¹³⁵ Wolfgang Heine, Disziplin, Organisation, Einheit, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 20 vom 8.10.1908, S. 1258-1263, hier: S. 1262.

¹¹³⁶ Zur Debatte im Vorfeld siehe Rosa Luxemburg, Ermattung oder Kampf?, in: *Die Neue Zeit*, Nr. 35 vom 27.5.1910, S. 257-266 und Nr. 36 vom 3.6.1910, S. 291-305 sowie Karl Kautsky, Zwischen Baden und Luxemburg, in: *Die Neue Zeit*, Nr. 45 vom 5.8.1910, S. 652-667.

¹¹³⁷ R. Luxemburg an K. Haenisch vom 18.6.1910. (LASCHITZA, Im Lebensrausch, Zitat: S. 347).

¹¹³⁸ Der Antrag Luxemburgs, der von 62 weiteren Delegierten unterstützt wurde, hatte gefordert, festzustellen, „daß der Wahlrechtskampf in Preußen nur durch eine große, entschlossene Massenaktion des arbeitenden Volkes zum Siege geführt werden kann, wobei alle Mittel, darunter auch der politische Massenstreik, nötigenfalls zur Anwendung gebracht werden müssen. Angesichts dessen erklärt der Parteitag für notwendig, im Hinblick auf die künftige Wiederaufnahme der Wahlrechtskampagne die Erörterung und Propagierung des Massenstreiks in der Parteipresse und in Versammlungen in die Wege zu leiten und so in den breitesten Schichten des Proletariats das Gefühl der eigenen Macht sowie das politische Bewußtsein zu schärfen, damit die Massen den großen Aufgaben gewachsen sind, wenn die Situation es erfordert.“ (Protokoll SPD-Parteitag Magdeburg 1910, S. 181f.).

¹¹³⁹ SEVERING, Mein Lebensweg, Bd. 1, S. 181.

¹¹⁴⁰ Eine von 34 Delegierten, die aus den Gewerkschaften stammten, unterzeichnete Erklärung legte „entschiedenste Verwahrung“ (Protokoll SPD-Parteitag Magdeburg 1910, S. 182) gegen den Antrag Luxemburgs ein.

¹¹⁴¹ Ebd., S. 178.

¹¹⁴² Ebd., S. 489.

preußische Landtagsabgeordnete Robert Leinert¹¹⁴³ hob hervor: „Wann der Massenstreik begonnen werden soll, das bestimmen die Leiter der Organisationen, das wissen der Parteivorstand und die Generalkommission und nicht die Genossin Luxemburg.“¹¹⁴⁴

Der Magdeburger Beschluss zum Massenstreik ist zu sehen vor dem Hintergrund der bereits im Jahr zuvor einsetzenden Wahlrechtskampagne in Preußen, wo der SPD-Landesverband eine starke linke Strömung aufwies. Ein Regierungsentwurf vom Februar 1910 hatte allenfalls kosmetische Verbesserungen versprochen; die SPD antwortete mit einer von der Basis rege unterstützten Serie von Demonstrationen, die (unter Beteiligung der liberalen Parteien) bis dahin nicht gekannte Ausmaße erreichten. Hier wurden auch Rufe nach einem offensiven Einsatz des Massenstreiks laut, während die Minderheit der Revisionisten/Reformisten auf eine rein parlamentarische Taktik setzte. Im Gegensatz dazu sah Luxemburg nun die Gelegenheit, ihr seit längerer Zeit verfochtenes Massenstreikkonzept umzusetzen. Dabei trat ihr Kautsky entgegen, der in der *Neuen Zeit* behauptete, die Partei habe „nicht bloß das Recht, sondern die Pflicht, ihre Organisation zu benutzen, um alle Versuche eines vorzeitigen Massenstreiks, der fehlschlagen müßte, nicht aufkommen zu lassen.“¹¹⁴⁵

Kautsky und der Parteivorstand blieben, sekundiert von der Gewerkschaftsführung, bei der überkommenen „Ermattungsstrategie“ und trachteten demnach die Massenkundgebungen zu kanalisieren und schließlich zu beenden; sie schätzten das revolutionäre Potenzial der Massenbewegung realistisch, nämlich gering ein. „Die Bereitschaft zur Massenstreikdiskussion und –agitation lag durchaus noch im Rahmen des traditionellen Verhaltensmusters, Frustrationen mittels verbaler Aggressionen gegen die innenpolitischen Gegner auszuagieren.“¹¹⁴⁶ Die Versuche Luxemburgs, die mit der Wahlrechtsbewegung eingetretene Massenmobilisierung, zu der noch heftige Arbeitskämpfe hinzu kamen, durch die Partei zu verstärken und für weiter gehende Ziele auszunutzen, scheiterten; die vom Parteitag dazu verabschiedete Resolution verblieb im Ungefähren. Luxemburg blieb nur der Spott übrig: „So sieht eben in der Praxis die `Ermattungsstrategie` aus, die nach zwei kühnen Schritten sich `ermattet` auf den Lorbeeren ausruht und die schmetternde Overture der `Volks-

¹¹⁴³ Leinert, Robert, geb. 16.12.1873 in Striesen (Sachsen), 1879-1887 Volksschule in Dresden, 1887-1889 Malerlehre in Dresden, Wanderschaft, Beitritt zur SPD und zur Gewerkschaft, bis 1900 Malergehilfe, 1898-1900 Vorsitzender des Gewerkschaftskartells in Hannover, 1900-1902 Arbeitersekretär in Hannover, Jan. 1903 bis Dez. 1905 Redakteur des *Volkswillens* in Hannover, 1905-1914 Obmann des zentralen Verbandsausschusses des Malerverbands, Jan. 1906 bis Nov. 1918 Landesparteisekretär für die Provinz Hannover und Geschäftsführer des Gewerkschaftshauses in Hannover, MdL in Preußen 1908-1933, 1906-1918 Mitglied des zentralen SPD-Parteiausschusses, Nov. 1918 Vorsitzender des Arbeiter- und Soldatenrates der Provinz Hannover, Nov. 1918 bis April 1919 Vorsitzender des Zentralrates der deutschen sozialistischen Republik, 1919 Mitglied der deutschen Friedensdelegation in Versailles, 1919-1924 Präsident der Landesversammlung bzw. des Landtags in Preußen, zugleich Mitglied des Provinziallandtags Hannover, später auch Mitglied des Provinzialausschusses, Nov. 1918 bis Dez. 1924 Oberbürgermeister von Hannover, danach Ruhestand, gest. 10.2.1940 in Ronnenberg (bei Hannover).

¹¹⁴⁴ Protokoll SPD-Parteitag Magdeburg 1910, S. 441.

¹¹⁴⁵ SCHORSKE, Die große Spaltung, Zitat: S. 237.

¹¹⁴⁶ GROH, Negative Integration, S. 144.

bewegung größten Stils` im kleinlauten Knurren der Vorbereitungen für die Reichstagswahlen auslaufen läßt.“¹¹⁴⁷ So geschah es dann auch. Das Thema Massenstreik verschwand wieder in der Versenkung.

Auf dem folgenden Parteitag von Jena (1911) wurde über die Massenstreikfrage nicht mehr gestritten; dafür hatte sich im Vorfeld eine Verschiebung des Kräftegefüges ergeben, deren Bedeutung sich erst im Rückblick ermessen lässt. Das seit dem Vorjahr formell organisierte linke Parteizentrum, für dessen Führung sich der wohl abschätzig gemeinte Begriff „Wohlfahrtsausschuss“¹¹⁴⁸ (mutmaßlich identisch mit der Siebenerkommission) einbürgerte, hatte sich vor dem Parteitag zu einer eigenen Konferenz mit circa 120 Teilnehmern getroffen. Dort drang Ledebour mit seiner Kritik an der Parteileitung nicht durch, gegen die von „oben“ vorbereiteten Personalentscheidungen regte sich kein merklicher Widerstand.¹¹⁴⁹ Auf dieser Konferenz hatten die Vertreter des Parteibezirks Berlin-Brandenburg, darunter Wels, mitgeteilt, dass sie erst die von ihnen repräsentierten Delegierten befragen müssten, ehe sie sich an weiteren Diskussionen beteiligen könnten. Am folgenden Tag beschloss die Landesgruppe einstimmig, sich an den geschlossenen Sitzungen der Linken in Zukunft nicht mehr zu beteiligen (deren Führung wurde von Wels umgehend informiert). „Mit diesem Entschluß hatte die Linke auf dem Parteitag keine Mehrheit mehr, und eine der wichtigsten Vorentscheidungen des Parteitages war damit praktisch gefallen.“¹¹⁵⁰ Wels bezeichnete kurz darauf die von ihm geführte Landesgruppe zu Recht als das „ausschlaggebende Zünglein an der Waage“¹¹⁵¹. Die Waage hatte sich zu Gunsten des rechten Parteiflügels gesenkt – und das auf Dauer.

Im Mittelpunkt des Parteitages stand eine ganze Reihe von wichtigen personellen Veränderungen an der Parteispitze. So wurde Hugo Haase als Nachfolger des verstorbenen Singer zum Mitvorsitzenden der Partei neben Bebel gewählt, der sich für diese Entscheidung persönlich stark gemacht hatte. Dabei ergab sich, für die SPD ungewöhnlich, eine „Kampfkandidatur“¹¹⁵², und zwar zwischen einem Angehörigen des linken sowie des rechten Parteizentrums. Ebert, der von Legien und der Generalkommission unterstützt wurde, unterlag dabei klar, rückte aber zwei Jahre später (nach

¹¹⁴⁷ LEHNERT, Reform und Revolution, Zitat: S. 253.

¹¹⁴⁸ ADOLPH, Otto Wels, Zitat: S. 35.

¹¹⁴⁹ Vgl. RATZ, Georg Ledebour, S. 137.

¹¹⁵⁰ ADOLPH, Otto Wels, S. 36.

¹¹⁵¹ Ebd., Zitat: S. 39.

¹¹⁵² Bebel schrieb dazu im Vorfeld des Parteitages: „Die Kandidatur H[aa]se]s ist *Kampfkandidatur*; er hat es in Magdeburg mit den Revisionisten gründlich verdorben, er und Ledebour sind diejenigen Kandidaten, die sie am meisten hassen.“ (A. Bebel an K. Kautsky vom 5.8.1911; abgedruckt in: KAUTSKY JR. (Hrsg.), Bebel's Briefwechsel, S. 265-267, hier: S. 266). Südekum hatte im Vorfeld des Parteitages von „unzweifelhaften Richtungskandidaturen“ gesprochen. (A. Südekum an G. v. Vollmar vom 23.8.1913; Ursula MITTMANN, Fraktion und Partei. Ein Vergleich von Zentrum und Sozialdemokratie im Kaiserreich, Düsseldorf 1976, Zitat: S. 272).

dem Tod Bebels) gleichberechtigt neben Haase an die Parteispitze auf. Damit war der Richtungsstreit in der Partei quasi schon an der Spitze institutionalisiert, wobei Haase in seiner Rolle als Vorsitzender von Partei *und* Reichstagsfraktion scheinbar über eine günstige Ausgangsposition verfügte (die allerdings auf längere Sicht dadurch relativiert wurde, dass Scheidemann und Otto Braun¹¹⁵³ auf dem Parteitag von 1911 als neue Sekretäre in den Parteivorstand gewählt wurden; beide galten zunächst als moderat linke Anhänger Bebels,¹¹⁵⁴ orientierten sich jedoch später weiter nach rechts¹¹⁵⁵).

Haase war in seinen Ansichten zwar deutlich gemäßigter als der äußerste linke Flügel der Partei, was seine Wahl überhaupt erst ermöglichte, hatte sich jedoch scharf gegen die Budgetbewilligung der süddeutschen Parteiorganisationen ausgesprochen und gehörte zu den unermüdlichsten Warnern vor der Gefahr eines drohenden Krieges. Er war dem linken Zentrum zuzurechnen, das sich erst seit kurzem herauskristallisiert hatte. Wie sein enger Freund Kautsky vertrat Haase einen orthodoxen Marxismus, wie er sich vor der Jahrhundertwende in der Partei etabliert hatte, blieb in seinem Denken allerdings weniger schematisch. Als formal mächtigstem Mann der Partei oblag Haase die schier unerfüllbare Aufgabe, das Erbe Bebels als Leit- und Integrationsfigur anzutreten und die zentrifugalen Kräfte - bei gleichzeitig schlechter werdenden Rahmenbedingungen für die Partei - zu bändigen.

Der amerikanische Historiker Carl E. Schorske urteilte über den aus Ostpreußen stammenden Rechtsanwalt: „In höchstem Grade bar jedes persönlichen Ehrgeizes, war er von einem tiefen Gefühl für Gerechtigkeit und Recht durchdrungen. Obgleich er ein erklärter Anhänger von Marx war, stand er nach Temperament und geistiger Wahlverwandtschaft seinem Königsberger Landsmann Kant näher. Die Sozialdemokratie war für ihn vielleicht weniger eine politische Bewegung als ein Medium des moralischen Protests und der Behauptung humanistischer Grundsätze. [...] Nach seinem politischen Verhalten und Temperament war Haase die Prinzipienfestigkeit in Person.“¹¹⁵⁶

¹¹⁵³ Braun, Otto, geb. 28.1.1872 in Königsberg, Volksschule, Schriftsetzer- und Steindruckerlehre in Königsberg, 1888 Beitritt zur SAP, 1890 Mitglied der oppositionellen „Jungen“, seit 1891 Vorstandsmitglied der SPD in Königsberg, 1893-1900 Geschäftsführer und Redakteur der *Volkstribüne* in Königsberg, 1900-1911 Angestellter der OKK Königsberg, 1905-1911 Mitglied der zentralen SPD-Kontrollkommission, 1911-1918 hauptamtlicher Kassier und 1909-1920 Mitglied im SPD-Hauptvorstand, MdR 1913-1933, MdL in Preußen 1919-1933, Nov. 1918 bis April 1921 Landwirtschaftsminister in Preußen, März 1920 bis April 1921, Nov. 1921 bis Feb. 1925 und April 1925 bis Juli 1932 preuß. Ministerpräsident, 1933 Emigration in die Schweiz, gest. 15.12.1955 in Locarno (Schweiz).

¹¹⁵⁴ Braun und Scheidemann genossen zu diesem Zeitpunkt das Vertrauen der Siebenerkommission (vgl. CALKINS, Hugo Haase, S. 32). Braun galt bei seiner Wahl sogar als „Richtungskandidat“ der Kommission (vgl. Hagen SCHULZE, Otto Braun oder Preußens demokratische Sendung. Eine Biographie, Frankfurt/Main – Berlin – Wien 1977, S. 140f.).

¹¹⁵⁵ Differenziert wieder das Urteil von Hedwig Wachenheim: „Philipp Scheidemann war damals eine glänzende Erscheinung, politisch und rednerisch begabt, aggressiv in seinen Reden und schlagfertig, ausgezeichnet in der Ausnutzung politischer Situationen, das belebende Element, das der Parteivorstand brauchte. Er stellte bis zum Krieg Ebert ganz in den Schatten, der sich im Hintergrund dem Aufbau der Parteiorganisation widmete. [...] Scheidemann bewegte sich mit Lust in der Politik und hatte Freude an seiner eigenen Erscheinung und an seinen Erfolgen. Sich in eine Sache zu vertiefen, lag ihm nicht. Vom Parteistreit hielt er sich zunächst zurück. Von 1911 ab rückte er zusehends nach rechts.“ (Die deutsche Arbeiterbewegung, S. 501f.).

¹¹⁵⁶ SCHORSKE, Die große Spaltung, S. 269-271.

Über seine „politische Grundausstattung“ schrieb Hedwig Wachenheim: „Haase war ein belesener und gebildeter Mann. Sein ethisches Pflichtgefühl und nicht der Marxismus hatten ihn in die Arbeiterbewegung geführt. Als Jurist war er liberalen, rechtsstaatlichen Gedanken viel geneigter als marxistischer Kritik. Er war davon überzeugt, daß die Arbeiterbewegung einen Kampf um die politische und soziale Gerechtigkeit führte und ohne sie ein solcher Kampf nie erfolgreich sein könne. Um neue politische Wege zu gehen, fehlte ihm die Phantasie. Er hatte nicht die Wendigkeit, mit der Bebel durch wechselnde Entscheidungen die Partei zusammenhielt.“¹¹⁵⁷ Diese Eigenschaft fehlte Haase in der Tat; was er im Kampf um die Einheit der Partei einzubringen hatte, waren guter Wille, Prinzipientreue und persönliche Integrität. Wie sich im Weltkrieg herausstellen sollte, war das nicht genug, Haase fand sich als Anführer der Minderheit wieder.

Dies war zum Zeitpunkt der Wahl Haases so noch nicht abzusehen; nicht mehr zu übersehen war allerdings die (sich seit dem Vorjahr schon abzeichnende) „fast vollständige Isolierung der Linksradi-kalen“¹¹⁵⁸. Im Zusammenhang mit dem Streit über das Verhalten der Parteiführung während der 2. Marokkokrise griff Hermann Müller vom Vorstand Luxemburg an (die von Lensch und Le-debour verteidigt wurde) und wurde dabei von Legien *und* Bebel unterstützt.¹¹⁵⁹ Von der Kritik der Basis am zaghaften Vorgehen des Vorstandes sollte damit abgelenkt werden, was allerdings wenig Erfolg hatte. Die Unzufriedenheit der Delegierten hatte indes keine weiteren Konsequenzen: Die Vorstandsresolution zur Marokkokrise wurde einmütig angenommen.¹¹⁶⁰

Die Konflikte zwischen den einzelnen Lagern verliefen auf dem Parteitag von 1911 vergleichsweise dezent; wegweisend war die Taktik des rechten Flügels, den vom (rechten) Zentrum dominierten Parteivorstand gegen Kritik von links außen zu verteidigen. Dabei ging es auch darum, Kredit zurückzugewinnen, der im erst kurz zurückliegenden Budgetstreit dadurch verloren gegangen war, dass der rechte Parteiflügel Mehrheitsbeschlüsse offen ignorierte. Die sich verstärkende Ausgrenzung der radikalen Linken erregte angesichts von deren zahlenmäßiger Schwäche kein größeres Aufsehen. Ein ernster zu nehmender Faktor war inzwischen die von der Siebenerkommission angeführte Gruppe (praktisch gleichzusetzen mit dem linken Zentrum), die aber allein zu schwach war, um ihre Vorstellungen durchzusetzen. Gezielte Versuche, durch Absprachen mit anderen Partei-strömungen die eigene Position zu stärken, unterblieben offenbar. Dittmann kritisierte immerhin

¹¹⁵⁷ WACHENHEIM, Die deutsche Arbeiterbewegung, S. 500.

¹¹⁵⁸ GROH, Negative Integration, S. 245.

¹¹⁵⁹ Luxemburg hatte einen Brief Molkenbuhrs an das Internationale Sozialistische Büro in Brüssel veröffentlicht, in dem dieser die Ansicht vertrat, aus Rücksicht auf die Aussichten der Partei für die kommende Reichstagswahl solle der Kampf gegen die imperialistische Politik der deutschen Regierung gedämpft werden. Dieser Schritt Luxemburgs wurde von weiten Teilen der Partei als Vertrauensbruch gewertet.

¹¹⁶⁰ Zu der vorangegangenen Debatte siehe oben Kap. 2.2.7.7.

auf dem Parteitag, „daß unsere Parteileitung sich in einer gewissen Abhängigkeit von der Zentralleitung der Gewerkschaften befindet.“¹¹⁶¹ Damit sprach er einen Faktor an, der bald entscheidenden Anteil daran haben sollte, das linke Zentrum ins Abseits zu manövrieren. Soweit sich erkennen lässt, herrschte bei den Betroffenen in dieser Hinsicht kein ausreichendes „Gefahrenbewusstsein“.

Welche Gefahren der Partei insgesamt drohten, beschrieb Wels kurz darauf in einem Rückblick:

„Der Parteitag hat gezeigt, daß die Einheit der Partei unerschütterlich dastehen kann. Er hat aber auch Vorgänge gezeigt, auf die das Augenmerk der Genossen gelenkt werden muß. Die Kämpfe zwischen Radikalen und Revisionisten haben Formen angenommen, die eine Verständigung zwischen beiden Richtungen ausschließen muß, wenn es so weiter geht. Wir können dem Genossen Kautsky darin zustimmen, daß der radikale Flügel nicht mehr die Mehrheit der Partei vertritt. [...] Ich billige es nicht, daß die rechte Seite besonders zusammentritt, um die linke Seite zu überstimmen, und kann es deshalb auch nicht billigen, wenn die Linke dasselbe tut. Durch das Nebeneinander von zwei gesonderten Parlamenten muß doch der Zwist in der Partei verstärkt werden. Dadurch wird der Konfliktstoff derart angehäuft, daß, wenn diese Taktik noch auf drei bis vier Parteitagen fortgesetzt wird, die Spaltung der Partei die notwendige Folge ist“¹¹⁶².

Bis ins Detail, d. h. sogar den Zeitpunkt der Spaltung, hat Wels die weitere Entwicklung prognostiziert und dabei doch übersehen, dass er und seinesgleichen längst nicht mehr „neutral“ in der Mitte zwischen den beiden unversöhnlichen Lagern standen. Wie Ebert, dessen „rechte Hand“ er bald werden sollte, entwickelte sich Wels immer weiter nach rechts und geriet im Krieg in den Dunstkreis von David und Leuten, die den linken Parteiflügel komplett ausschalten wollten. Ledebour wiederum kritisierte zur gleichen Zeit, dass dem Parteivorstand „nicht nur bei der Erfüllung der Obliegenheiten, die der deutschen Sozialdemokratie aus ihren Beziehungen zur Internationale erwachsen [...] [.] Unterlassungen und Mißgriffe“ unterlaufen seien, sondern dass dieser „auch auf den Gebieten, die man als die innere Politik bezeichnen kann [...] [.] sich seiner Aufgabe nicht völlig gewachsen gezeigt“¹¹⁶³ habe. Über den inzwischen schon erreichten Grad an Fragmentierung und Zersetzung täuschte der äußerliche Verlauf des Parteitages von 1911 allerdings hinweg. Einige Monate zuvor, angesichts des Todes von Singer, hatte Bebel zum inneren Zustand seiner Partei diagnostiziert: „Ich habe mit bisher u. andere mit mir den Kopf zerbrochen woher den Ersatz nehmen. Ja wären wir einig und geschlossen, dann wäre es ein Leichtes, aber der Gegensatz zwischen Radikalen und Revisionisten macht sich überall geltend, so daß man beide Zügel scharf an-

¹¹⁶¹ Protokoll SPD-Parteitag Jena 1911, S. 209.

¹¹⁶² ADOLPH, Otto Wels, Zitat: S. 40.

¹¹⁶³ RATZ, Georg Ledebour, Zitat: S. 134.

ziehen muß um das Aufeinanderplatzen zu verhüten. [...] Es wird ein schweres Stück Arbeit kosten die Dinge ins rechte Geleise zu bringen.“¹¹⁶⁴

Die scheinbar wiedergewonnene Geschlossenheit der Partei, die noch 1910 auf dem Magdeburger Parteitag für jedermann ersichtlich infrage gestellt worden war, zahlte sich auch bei den nun anstehenden Reichstagswahlen aus. Um dem dominierenden Blau-Schwarzen Block (dem Bündnis aus Konservativen und Zentrum) ein Ende zu bereiten, setzte die SPD auf eine Kooperation mit den Liberalen und kam damit einer von den Reformisten seit langem vertretenen Forderung nach. Auch der materielle Aufwand, den die Partei betrieb (es wurden z. B. rund 80 Millionen Flugblätter verteilt¹¹⁶⁵), war bislang ohne Vorbild. Der Wahlauf Ruf der Partei setzte offen klassenkämpferische Akzente: „Die Sozialdemokratie will den Zustand der Gesellschaft beseitigen, der ungezählte Millionen armer Menschen in Sorge, Not, Hunger, Siechtum, Ueberarbeit verkümmert, damit ein paar Tausend Reiche die Güter der Erde verprassen können. Sie erkennt die Lösung dieser Aufgabe darin, daß der *kapitalistische Großbetrieb*, bisher ein Werkzeug der Unterdrückung durch einzelne Privatpersonen, in den *Gemeinbesitz* der Gesamtheit, zum Nutzen für alle, überführt wird.“¹¹⁶⁶

Der erhoffte Erfolg stellte sich schließlich auch ein: Im Januar 1912 erreichte die SPD ihr bis dahin mit Abstand bestes Ergebnis (110 Mandate; 34,8% der abgegebenen Stimmen bei einer ausgesprochen hohen Wahlbeteiligung von 84,9%¹¹⁶⁷). Nach dem ersten Wahlgang hatte die Partei ein geheimes Abkommen mit der linksliberalen FVP geschlossen, von dem vor allem letztere außerordentlich profitierte.¹¹⁶⁸ Trotz des ungerechten Wahlsystems kamen die beiden liberalen Parteien zusammen mit der SPD und einigen kleineren Gruppierungen im neuen Reichstag auf eine Mehrheit der Sitze. Die sich daran knüpfenden Hoffnungen auf eine Ausnutzung dieser Konstellation, die vor allem in weiten Teilen der SPD (nicht nur bei den Reformisten, selbst bei Kautsky) gehegt wurden, zerschlugen sich jedoch bald.

¹¹⁶⁴ A. Bebel an V. Adler vom 5.2.1911. (Abgedruckt in: F. ADLER (Hrsg.), Victor Adler: Briefwechsel, S. 523f., hier: S. 523).

¹¹⁶⁵ Angabe aus GROH, Negative Integration, S. 265, Fn. 3.

¹¹⁶⁶ BayWo Nr. 1 vom 4.1.1912.

¹¹⁶⁷ Die Zahl der Stimmen hatte sich gegenüber 1907 um fast eine Million auf 4250329 erhöht. (Angabe aus SCHORSKE, Die große Spaltung, S. 291).

¹¹⁶⁸ Das Abkommen sah vor, dass sich SPD und FVP bei den Stichwahlen wechselseitig gegenüber Kandidaten dritter Parteien unterstützten; in den 16 Wahlkreisen, in denen Vertreter von SPD und FVP gegeneinander antraten, versprach die SPD, ihren Wahlkampf zu „dämpfen“, obwohl in einigen Kreisen die SPD im 1. Wahlgang deutlich mehr Stimmen erhalten hatte als die FVP. Der Inhalt des Abkommens wurde nur den regionalen Parteisekretären und den betroffenen Wahlkreisorganisationen mitgeteilt, von denen sich allerdings zwei weigerten, den Abmachungen Folge zu leisten. Die Ergebnisse des 2. Wahlganges zeigten, dass die Wähler der FVP in weit geringerem Maße als diejenigen der SPD sich an die durch das Wahlabkommen ausgegebenen Direktiven gehalten und stattdessen oft für die konservativen Kandidaten gestimmt hatten.

Das hatte mehrere Gründe. Bei den Nationalliberalen setzte sich bald der rechte Flügel durch, der Anschluss bei den Konservativen suchte statt bei der SPD. An eine von einer Mehrheit des Parlaments getragene Initiative für eine Verfassungsreform war damit überhaupt nicht mehr zu denken. Hinzu kam, dass alle bürgerlichen Parteien, auch die FVP, enthusiastisch die Flottenrüstung unterstützen, ebenso die erratische „Weltpolitik“ der Reichsleitung. Der Versuch der SPD, aus der politischen Isolation auszubrechen, scheiterte damit schon im Ansatz. Die Kritiker von der linken Seite der Partei fühlten sich auf ganzer Linie bestätigt. In seinem Bericht an den folgenden Parteitag musste der Vorstand eingestehen: „Wer annahm, die wuchtige Kundgebung des Volkes bei den Wahlen gegen die Kriegshetze, gegen den Imperialismus und Kapitalismus, gegen die Ausbeutung des Mittelstandes und der arbeitenden Klasse durch eine auf die Interessen der Großkapitalisten und Junker zugeschnittene Wirtschaftspolitik werde eine Umkehr der Politik zur Folge haben, den unsinnigen Rüstungen Halt gebieten und zu politischen und sozialen Reformen anspornen, wurde gründlich enttäuscht.“¹¹⁶⁹ Auch im Kreis der entschiedenen Reformisten setzte sich bald die Einsicht durch, dass die inzwischen erreichte Stärke der SPD im Reichstag keineswegs umgehend in politischen Fortschritt umzumünzen war.¹¹⁷⁰

Dennoch: Der Eindruck, den der große Wahlsieg gemacht hatte, überdeckte eine Zeit lang noch die fortdauernden Probleme der Partei. Auch auf dem im September 1912 in Chemnitz abgehaltenen nächsten Parteitag wirkte sich dies konfliktmildernd aus, wenn auch die Fraktionierung der Delegierten in drei Teile nicht zu übersehen war. Ein großes Streitthema fehlte diesmal; Haases Referat zum Imperialismus fand ungeteilte Zustimmung. Die von ihm und Hilferding ausgearbeitete Resolution „war ein Meisterstück von allgemeinem Protest und starken Worten. Sie vertrat die analytischen Ideen der radikalen Linken, aber nicht deren Schlußfolgerungen von der Notwendigkeit einer Bekämpfung des Imperialismus mit allen notwendigen Mitteln. [...] Das Meinungschaos in der anti-imperialistischen Politik der Partei konnte die Resolution nicht verbergen.“¹¹⁷¹ Lediglich die brüchige Harmonie in der Partei war damit notdürftig um ein Jahr verlängert worden.

In der Debatte über das neue Organisationsstatut schlugen die Wogen etwas höher, ehe die Linke einlenkte, was dazu führte, dass diese lange umstrittene Reform gegen nur acht Gegenstimmen angenommen wurde. Die radikale Linke blieb nach wie vor wirkungslos; der rechte Parteiflügel behielt auch in Chemnitz seine Taktik bei, seinen Einfluss durch Unterstützung des Parteivorstandes abzu-

¹¹⁶⁹ Protokoll SPD-Parteitag Chemnitz 1912, S. 98.

¹¹⁷⁰ Robert Schmidt von der Generalkommission der Gewerkschaften, als Anhänger des „Praktizismus“ sicherlich kein Gegner der reformistischen Strategie, schätzte die Möglichkeiten der durch die Wahlen von 1912 erstarkten SPD-Reichstagsfraktion zur Durchsetzung von sozialpolitischen Verbesserungen frühzeitig ausgesprochen pessimistisch ein. (Vgl. Robert Schmidt, Die Sozialpolitik im Deutschen Reichstag, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 3 vom 15.2.1912, S. 154-157).

¹¹⁷¹ WACHENHEIM, Die deutsche Arbeiterbewegung, S. 539.

sichern. Erste Erfolge blieben nicht aus: „Die institutionellen Veränderungen von 1912 sicherten die Macht des Vorstands gegen die steigende radikale Opposition stärker denn je ab.“¹¹⁷² Das davon indirekt mit betroffene linke Parteizentrum blieb gegenüber diesem Trend weitgehend passiv, obwohl er kaum noch zu übersehen war. Dass der rechte Flügel immer mehr an Auftrieb und Einfluss gewann, wurde von den Behörden aufmerksam und wohlwollend wahrgenommen.¹¹⁷³ Die auf dem Parteitag noch übertünchten Spannungen kamen wenig später zum offenen Ausbruch; Anlass hierfür war die Debatte um die Haltung der Reichstagsfraktion gegenüber der großen Heeresvermehrung, die 1913 von der Regierung auf die Tagesordnung gesetzt wurde.

Durch die veränderte Kräftekonstellation im 1912 gewählten Reichstag ergaben sich für die SPD ganz neue Mitwirkungsmöglichkeiten, aber auch Interessen- und Zielkonflikte. Die Ablehnung der Wehrevorlage für sich genommen fiel der Partei noch nicht schwer. Haase kritisierte im Parlament die Regierung und ihr Einknicken vor der Propaganda des Wehrvereins; er verurteilte einen möglichen Krieg zu Gunsten Österreichs und prangerte an: „Wir rüsten nicht zum Schutz unserer Grenzen, sondern zur Einschüchterung der anderen und zur Förderung der Eroberungsgelüste unserer Imperialisten.“¹¹⁷⁴ Problematischer wurde es für die SPD bei der separat zu verabschiedenden Deckungsvorlage, in der es um die horrenden Zusatzkosten ging. Hier stand die Partei vor der Alternative Ablehnung (was das Gesamtvorhaben nicht verhindert, stattdessen aber einen Finanzierungsmodus zur Folge gehabt hätte, der auf Kosten der ärmeren Bevölkerungsschichten ging) oder Zustimmung (wodurch endlich die direkte Besteuerung eingeführt werden konnte, dafür jedoch mit dem Prinzip gebrochen werden musste, Militärausgaben prinzipiell abzulehnen).¹¹⁷⁵

Der alte Grundsatz „Diesem System keinen Mann und keinen Groschen“¹¹⁷⁶ stand damit zur Disposition. Bereits 1909 hatte es in der Partei eine Debatte zu diesem Thema gegeben, ohne dass es

¹¹⁷² SCHORSKE, Die große Spaltung, S. 282.

¹¹⁷³ Die Bilanz der Berliner politischen Polizei bei „Betrachtung des Chemnitzer Parteitages und des sonstigen Verhaltens der deutschen Sozialdemokratie im Jahre 1912 [zeigte], daß die revisionistische Richtung nicht nur erstarkt, sondern auch zuversichtlicher und des endlichen Sieges gewisser geworden ist als früher. Jedenfalls ist es für sie von großem Werte, daß sich innerhalb der Radikalen eine Scheidung der Geister in das größere marxistische Zentrum, zu dem auch die Parteileitung gehört, und in die kleinere, aber sehr temperamentvolle ultraradikale Gruppe der Luxemburg, Lensch, Ledebour, Pannekoek usw. vollzogen hat. Denn gerade dadurch, daß letztere ihre Angriffe hauptsächlich gegen den Bürokratismus des Parteivorstandes und der übrigen Funktionäre richtet, treibt sie die im Besitze der Ämter und damit der Macht befindlichen Parteigenossen immer mehr zu einer Annäherung an die revisionistische Rechte.“ (Abgedruckt in: FRICKE/KNAACK (Bearb.), Dokumente aus geheimen Archiven (Teil III), S. 467).

¹¹⁷⁴ WACHENHEIM, Die deutsche Arbeiterbewegung, Zitat: S. 543.

¹¹⁷⁵ Bebel hatte in seiner Reichstagsrede im Februar 1900 vier Gründe aufgeführt, warum seine Fraktion den Wehretat ablehnte: 1. Die Sozialdemokratie habe kein Vertrauen zur Regierung; 2. Der Wehretat diene der Stärkung des Systems; 3. Die Gelder würden für die falschen Zwecke ausgegeben; 4. Die Art der Steueraufbringung belaste einseitig die Arbeiterschaft.

¹¹⁷⁶ Im Reichstagswahlkampf von 1887, der von Bismarck mit dem Ziel einer weiteren Heeresvermehrung geführt wurde, hatte Bebel die Parole ausgegeben: „im Interesse des arbeitenden Volkes mußten wir der Regierung, welche eine Verstärkung des Militärs forderte, *jeden Mann und jeden Groschen verweigern*.“ (BOLL, Im Schatten des Krieges, in: DOWE/KLOTZBACH (Hrsg.), Kämpfe – Krisen – Kompromisse, S. 33-54, Zitat: S. 38).

zu einem konsensfähigen Ergebnis gekommen wäre. Unter veränderten Rahmenbedingungen (d. h. wegen der gestärkten Position der SPD im Reichstag seit den letzten Wahlen) musste nun eine Entscheidung getroffen werden. Da sich keine salomonische Lösung finden ließ, hatte die Partei nur noch die Wahl zwischen Skylla und Charybdis.

Dementsprechend kontrovers waren die in der Fraktion geführten Debatten, deren Ausgang bis zuletzt völlig offen war; bei der Abstimmung siegten am Ende mit 52 gegen 37 Stimmen (bei 7 Enthaltungen) die Befürworter der Bewilligung. Die Mehrheit, angeführt von David, Frank und Südekum, sah sich dabei durchaus im Einklang mit den Grundsätzen der Partei, da es mit der Zustimmung (und nur dadurch) gelungen war, das Prinzip direkter Besteuerung, d. h. eine adäquatere Belastung der besitzenden Schichten, umzusetzen.¹¹⁷⁷ Dieser Schritt, der auch von Bebel und einem Großteil des marxistischen Zentrums mitgetragen wurde,¹¹⁷⁸ hatte eindeutig reformistischen Charakter, auch wenn dies nicht öffentlich herausgestellt wurde. Die gegen diesen Kurs opponierende linke Strömung - angeführt von Friedrich Geyer, Ledebour und Stadthagen, aber keineswegs in sich homogen - war bereit, notfalls auch eine Auflösung des Reichstages in Kauf zu nehmen. Diese Gruppe hatte außer der Beschwörung eherner Parteigrundsätze wenig zu bieten, da eine Fundamentalopposition der Fraktion in dieser zentralen innenpolitischen Frage einem Verzicht auf jegliche parlamentarische Mitgestaltung nahezu gleichgekommen wäre.

Die Befürworter der Bewilligung argumentierten dagegen u. a. mit der Möglichkeit, die Anhänger der Aufrüstung an der Finanzierung stärker zu beteiligen als bisher (der dabei erwartete „Abschreckungseffekt“ stellte sich allerdings nicht ein). Der rechte Flügel sah in der Zustimmung nicht nur ein notwendiges Übel, sondern den Auftakt zur Bildung einer Reformkoalition im Reichstag. Ein „Detail“ am Rande zeigte bereits, dass die SPD mit der nun inaugurierten Strategie, die der Kompensationspolitik Heines nacheiferte, zwar erhebliche Zugeständnisse machte, aber keine „Gegenleistungen“ erhielt: Ihr Antrag, den Einsatz von Militär bei innenpolitischen Auseinandersetzungen zu verbieten, und weitere substantielle Reformvorschläge¹¹⁷⁹ wurden von der Haushaltskommission des Reichstages abgelehnt; die Mittelparteien, die mit der reformorientierten Militärkritik der SPD

¹¹⁷⁷ Zu den Argumenten der Mehrheit siehe die beiden einschlägigen Artikel von Gustav Noske (Die Taktik der Fraktion, in: *Die Neue Zeit*, Nr. 39 vom 27.6.1913, S. 425-428 und Die sozialdemokratische Reichstagsfraktion und die Deckungsvorlagen, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 18-20 vom 11.9.1913, S. 1101-1108).

¹¹⁷⁸ Auch Hilferding hatte sich bereits im Vorfeld für die Zustimmung zur Deckungsvorlage ausgesprochen (vgl. Rudolf Hilferding, Taumel, in: *Die Neue Zeit*, Nr. 24 vom 14.3.1913, S. 849-854, hier: S. 852f.) und rechtfertigte diese Position danach: „Weder aus der Zustimmung als solcher, noch aus der Zustimmung zu dieser bestimmten Art der Steuer läßt sich also der Fraktion ein Vorwurf machen. Sie stand vor der Frage des kleineren Übels und konnte deshalb ihre Zustimmung aussprechen. Sie mußte es tun, wenn mit ihrer Ablehnung die Gefahr schlechterer Steuern gegeben war, wie dies die Mehrheit der Fraktion aus beachtenswerten Gründen annahm.“ (Rudolf Hilferding, Zum Parteitag, in: *Die Neue Zeit*, Nr. 50 vom 12.9.1913, S. 873-880, hier: S. 879).

¹¹⁷⁹ Der Forderungskatalog der SPD beinhaltete noch die Auflösung der Gardekorps, die Gewährleistung der politischen und religiösen Gesinnung der Armeeeingehörenden, die Reform des Militärstrafgesetzbuches, die Reduzierung der Dienstzeit bei der Infanterie auf ein Jahr, Beförderung entsprechend der Tüchtigkeit der Soldaten.

an sich sehr weitgehend übereinstimmten, konnten sich nicht dazu durchringen, Beschlüsse mitzutragen, die für die Reichsleitung verbindlich waren. Ein weiterer Anlauf, den Weg zur Parlamentarisierung – und vor allem zur Demokratisierung der Armee - zu beschreiten, war damit schon im Ansatz an der Halbherzigkeit der bürgerlichen Parteien gescheitert, denen es schlichtweg an demokratischer Gesinnung und Courage fehlte. Das Argument von Noske, „eine Fülle von Reformvorschlägen konnten diskutiert und die öffentliche Meinung dafür gewonnen werden“¹¹⁸⁰, wirkte angesichts der erreichten Ergebnisse hohl. Auch das nicht mehr ganz neue Prinzip, „Kanonen gegen Volksrechte“ einzutauschen, hatte gleich beim ersten praktischen Versuch Schiffbruch erlitten, was seine Befürworter aber erst recht anspornte, außerhalb der SPD Partner für einen Reformkurs zu gewinnen.

Bei der Abstimmung im Plenum votierte die SPD-Fraktion - wie üblich geschlossen – *für* die Deckungsvorlage. Um der sich unterordnenden Minderheit entgegenzukommen, wurde deren Standpunkt in der vorgetragenen Fraktionserklärung mitberücksichtigt. Damit war ein Muster vorgegeben, das im August 1914 wieder auf die Tagesordnung kommen sollte. Der Spagat, den das Erfurter Programm verlangte, nämlich die Überbrückung der Kluft zwischen konstruktiver parlamentarischer Mitarbeit und der grundsätzlichen Ablehnung des bestehenden Staates, wurde nun immer schwieriger. Eine Vielzahl von führenden Sozialdemokraten sah sich zu dieser akrobatischen Übung aus ganz unterschiedlichen Gründen immer weniger in der Lage, was vorerst allerdings kaum öffentlich auffiel. Erst der kathartische Effekt des Krieges führte hier zu einer endgültigen Klärung.

Im Lager der Reformisten wurden an den für die Partei bis dato singulären Schritt große Hoffnungen geknüpft; „mit der Schaffung von Besitzsteuern im Reichstag, durch ihr Zusammenarbeiten mit den liberalen Parteien“ hatte die SPD nach Einschätzung von Edmund Fischer „einen parlamentarischen Sieg errungen und vielleicht eine politische Entwicklung [...] angebahnt, die für die zukünftige politische und soziale Gestaltung Deutschlands von größter Bedeutung werden könnte.“ Mehr noch: „Die Wahlreform in Preußen wird durchdringen wie die Steuerreform im Reich: durch ein planmäßiges Zusammenwirken der Sozialdemokraten und derjenigen Parteien, die an dem Fortbestand der Herrschaft einer konservativen Minderheit kein Interesse haben.“¹¹⁸¹ Diese reformistischen Blümenträume von einem evolutionären Fortschritt hin zur Parlamentarisierung waren beim rechten Flügel der Partei weit verbreitet;¹¹⁸² sie wurden von der weiteren Entwicklung, d. h. von der

¹¹⁸⁰ Gustav Noske, Die Taktik der Fraktion, in: *Die Neue Zeit*, Nr. 39 vom 27.6.1913, S. 425-428, hier: S. 427.

¹¹⁸¹ Edmund Fischer, Revolution und Reform, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 18-20 vom 11.9.1913, S. 1131-1134, hier: S. 1133f.

¹¹⁸² Fischer hatte ein Jahr zuvor als Perspektive für die SPD entwickelt: „In Deutschland kann es sich zunächst ja nicht um den Eintritt in ein Ministerium sondern nur um die Bildung von *Parlamentsmehrheiten* handeln, auf die sich die Regierungen stützen *müssen*. Die Notwendigkeit dieser Art von Teilnahme der Sozialdemokratie an der Regierung macht sich immer mehr geltend. [...] Die Teilnahme an einer festen Parlamentsmehrheit ist der erste Schritt zu einer Teilnahme an der Regierungsgewalt in der bürgerlichen Ge-

fortdauernden Stagnation in Preußen wie im Reich eindeutig enttäuscht. Dennoch handelte es sich bei der Entscheidung der SPD-Reichstagsfraktion von 1913 um eine historische Zäsur, nämlich um den „ersten offiziellen Annäherungsvorgang dieser Partei gegenüber dem monarchischen Obrigkeitsstaat.“¹¹⁸³ Die Zustimmung zur Deckungsvorlage stieß in den einzelnen Parteiorganisationen auf verbreitete, allerdings nicht flächendeckende Kritik. Die nun anstehende Klärung der Kräfteverhältnisse erfolgte wie üblich: Auf einem Parteitag.

Auf dem erneut in Jena abgehaltenen Parteitag – dem ersten nach dem Tode Bebels – wurden noch im September 1913 Weichenstellungen vorgenommen, deren fundamentaler Charakter erst später in seiner ganzen Tragweite erkennbar werden sollte. Wieder einmal war es zunächst das Thema des politischen Massenstreiks, an dem sich die Geister schieden; ein dringender Anlass, diese Frage zu diskutieren, lag nicht vor.¹¹⁸⁴ „Man wendet sich ihr zu“, bemerkte Kautsky, „nicht aus Siegeszuversicht, sondern aus Verlegenheit.“¹¹⁸⁵ Das war nicht ganz falsch; allerdings war die neu aufflammende Diskussion auch „die Umsetzung des Gefühls und der Einsicht, daß zur Verbesserung der Lage der Arbeiterklasse die bisherige Politik der Partei und der Gewerkschaften nicht genügt, in eine Strategiedebatte.“¹¹⁸⁶ Selbst der Oberreformist Frank betrachtete inzwischen den Massenstreik als erwägenswert, wodurch die Gegensätze zur radikalen Linken allerdings nicht spürbar verringert wurden. Kautsky betrachtete den Vorstoß Franks als „Teilerscheinung des Gesamtangriffs der Demagogen von rechts und links gegen alle zentralen Institutionen der Partei“¹¹⁸⁷, womit er bewies, wie wenig er von den sich längst anbahnenden Kräfteverschiebungen in der Partei begriffen hatte.

Im Vorfeld des Parteitages hatten sich zahlreiche Mitglieder *für* einen Massenstreik zur Durchsetzung eines demokratischen Wahlrechts in Preußen ausgesprochen, während es die Reichstagsfraktion noch im Juni abgelehnt hatte, dieses Thema überhaupt zu diskutieren. Der Parteivorstand wiederum hatte seinen Parteitagstrag zum Massenstreik mit der Gewerkschaftsführung abgestimmt. Der Grundton war dabei scheinbar offensiv, es blieb aber letztlich bei unverbindlichen Allgemein-

sellschaft, aber auch zur Eroberung der Regierungsgewalt überhaupt und zur Erreichung der Demokratie und des Sozialismus.“ (Edmund Fischer, Sozialdemokratie und Regierungsgewalt, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 5 vom 14.3.1912, S. 275-280, hier: S. 279f.). Ähnlich auch die Ausführungen bei Quessel im folgenden Jahr (vgl. Ludwig Quessel, Nach 10 Jahren, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 18-20 vom 11.9.1913, S. 1069-1075, v. a. S. 1074).

¹¹⁸³ Wolfgang ABENDROTH, Die Entwicklung der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands von einer revolutionären zu einer staatsbehaltenden Partei, Aalborg 1978, S. 6.

¹¹⁸⁴ Sieht man davon ab, dass die vorangegangenen Landtagswahlen in Preußen den undemokratischen Charakter des dort herrschenden Wahlrechts erneut demonstriert hatten. Die SPD kam auf 28,38% der Stimmen und erhielt dafür 10 Sitze, die Deutschkonservativen kamen auf 14,75% der Stimmen und erhielten dafür 147 Sitze. (Angabe aus RINTELEN, Gustav Bauer, S. 70).

¹¹⁸⁵ SCHORSKE, Die große Spaltung, Zitat: S. 347.

¹¹⁸⁶ Dieter GROH, Führungs- und Organisationsprobleme in der deutschen Arbeiterbewegung vor 1914, in: Ders., Emanzipation und Integration, S. 117-140, hier: S. 125.

¹¹⁸⁷ K. Kautsky an V. Adler vom 26.6.1913. (Abgedruckt in: F. ADLER (Hrsg.), Victor Adler: Briefwechsel, S. 573f., hier: S. 573).

plätzen zum Thema. Für die tatsächliche Durchführung eines Massenstreiks setzte die Resolution hohe Hürden, die erhobenen Forderungen versandeten am Ende wieder und mündeten im Mantra vom „Ausbau der Organisation“.¹¹⁸⁸ Das linke Zentrum versuchte gar nicht erst, sich gegen den Parteivorstand zu positionieren, sondern setzte auf Ausgleich. Hilferding vertrat die Ansicht, „der Verlauf der Erörterungen [habe] doch ergeben, daß wesentliche Meinungsverschiedenheiten in der Masse der Partei nicht vorhanden sind, und dies wird dem Parteitag seine nicht unschwierige Aufgabe erleichtern.“¹¹⁸⁹ Für die mit diesem Vorlauf überhaupt nicht einverständene radikale Linke brachte Luxemburg einen Ergänzungsantrag ein, in dem es hieß: „Als Antwort auf die Uebergriffe der Reaktion wie als erste Voraussetzung erfolgreicher Massenaktionen ist eine offensive, entschlossene und konsequente Taktik der Partei auf allen Gebieten erforderlich. Nur eine solche Taktik, die den Schwerpunkt des Kampfes bewußt in die Aktion der Massen verlegt, ist geeignet in den Reihen der Organisierten die Kampfergie und den Idealismus wach zu halten sowie die Unorganisierten in wichtigen Augenblicken mitzureißen und für die gewerkschaftliche und politische Organisation dauernd zu gewinnen.“¹¹⁹⁰

Unterschied sich der Wortlaut der Anträge auch nur in Nuancen, so standen dahinter in Wirklichkeit unvereinbare Konzepte. Parteivorstand und Generalkommission schlossen eine „offensive“ Anwendung des Generalstreiks nicht *expressis verbis* aus, hielten - wie all ihre übrigen Bekundungen und Taten zeigten - davon jedoch bis auf weiteres nichts und versuchten, die vorhandenen Energien nach wie vor in den Ausbau der Organisation umzuleiten. Unausgesprochen schloss dies die Fortsetzung der bisherigen Politik der konstruktiven Mitarbeit zur Erringung kleiner sozialpolitischer Verbesserungen mit ein – und die Beschränkung darauf. Auf der Gegenseite lehnte Luxemburg diese defensive Haltung kategorisch ab. Sie machte zwar Abstriche gegenüber ihren sonstigen, radikaleren Forderungen nach einer Offensivaktion; dabei ging es aber v. a. darum, einen großen Teil des linken Zentrums einzubinden und aus seiner attentistischen Lethargie zu reißen. Unzwei-

¹¹⁸⁸ Dem Antrag des Parteivorstandes zufolge war „die umfassendste Anwendung der Massenarbeitseinstellung gegebenenfalls als eines der wirksamsten Mittel zu betrachten, nicht nur um Angriffe auf bestehende Volksrechte abzuwehren, sondern um Volksrechte neu zu erobern. Die Eroberung des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechts zu allen Vertretungskörpern ist eine der Vorbedingungen für den Befreiungskampf des Proletariats. Das Dreiklassenwahlrecht entrechtet die Besitzlosen nicht nur, sondern enthemmt sie in allen ihren Bestrebungen auf Verbesserung ihrer Lebenshaltung, es macht die schlimmsten Feinde gewerkschaftlicher Betätigung und sozialen Fortschritts, die Junkerkaste, zum Beherrscher der Gesetzgebung. Darum fordert der Parteitag die entrechteten Massen auf, im Kampfe gegen das Dreiklassenwahlrecht alle Kräfte anzuspannen in dem Bewußtsein, daß dieser Kampf ohne große Opfer nicht siegreich durchgeführt werden kann. Indem der Parteitag den Massenstreik als unfehlbares und jederzeit anwendbares Mittel zur Beseitigung sozialer Schäden im Sinne der anarchistischen Auffassung verwirft, spricht er zugleich die Ueberzeugung aus, daß die Arbeiterschaft für die Erringung der politischen Gleichberechtigung ihre ganze Kraft einsetzen muß. Der politische Massenstreik kann nur bei vollkommener Einigkeit aller Organe der Arbeiterbewegung von klassenbewußten, für die letzten Ziele des Sozialismus begeisterten und zu jedem Opfer bereiten Massen geführt werden. Der Parteitag macht es deshalb den Parteigenossen zur Pflicht, unermüdlich für den Ausbau der politischen und gewerkschaftlichen Organisationen zu wirken.“ (Protokoll SPD-Parteitag Jena 1913, S. 192f.).

¹¹⁸⁹ Rudolf Hilferding, Zum Parteitag, in: *Die Neue Zeit*, Nr. 50 vom 12.9.1913, S. 873-880, hier: S. 876.

¹¹⁹⁰ Protokoll SPD-Parteitag Jena 1913, S. 194.

deutig vertrat die Resolution der Linken den Standpunkt, dass von passivem Abwarten nichts zu erwarten und auch eine Beschränkung auf parlamentarisches Vorgehen, gar im Bündnis mit bürgerlichen Parteien, nicht mehr zielführend sei (bzw. dies überhaupt noch nie war). Luxemburg wusste, wie prekär ihre Lage innerhalb der Partei inzwischen war; sie ahnte, dass der Vorstand „eine gnadenlose Hetze gegen uns (mich hauptsächlich)“ vorbereitete, nahm sich aber vor: „Ich pfeife darauf und werde ihnen mit Pfeffer antworten.“¹¹⁹¹ Es sollte die letzte Gelegenheit für Rosa Luxemburg werden, auf einem Parteitag der SPD für ihre Positionen einzutreten.

Der Parteivorstand sandte mit Scheidemann seinen besten Redner in die Debatte, der sogleich die Entschlossenheit der Arbeiterschaft zu einem Massenstreik in Abrede stellte. Geschickt und zurückhaltend bemühte sich Scheidemann, ohne Namen zu nennen, die Argumente der Gegenseite zu entkräften; an Kritik am gemeinsamen Feind, dem kapitalistischen Staat, ließ er es dabei nicht fehlen. Er wies gleichzeitig auf die großen Schwierigkeiten und Gefahren hin, die einem offensiven Vorgehen der Sozialdemokratie entgegenstünden. Der Linken machte Scheidemann dabei rhetorische Konzessionen, indem er ankündigte: „Wir werden gegebenenfalls den Massenstreik haben, aber wir wollen uns an das halten, was Bebel gesagt hat: Der Massenstreik ist die *Ultima ratio* der Sozialdemokratie. [...] wir werden den Massenstreik haben in der Stunde, die es uns gebietet, den Kampf zu führen!“ Aber: „Die beste Vorarbeit für entscheidende Kämpfe im Interesse der Demokratie und des Sozialismus ist Aufklärungsarbeit und Organisationsarbeit. Ich halte es für falsch, für den Massenstreik besondere Propaganda zu treiben. Ich halte es für richtig, den Sozialismus zu lehren, grundsätzliche sozialdemokratische Agitation zu betreiben, die Arbeitermassen zum Klassenbewußtsein zu führen. Dann erübrigt sich das andere ganz von selbst.“¹¹⁹² Damit war das „Programm“ des rechten Parteizentrums formuliert, das weiter im Attentismus verharrte und nur noch eine höchst abstrakte Revolutionserwartung aufzuweisen hatte; die Formulierung direkt reformistischer Gedanken wurde anderen überlassen.

In ihrer Gegenrede bemühte sich Luxemburg mit gewohnter Ironie, die Kritik Scheidemanns an den linken „Nörgler[n]“ zu widerlegen. Ausführlicher als ihr Vorredner ging sie auf tagespolitische Vorgänge wie die preußischen Landtagswahlen, die Militärvorlage, die wirtschaftliche Entwicklung und das Verhalten der bürgerlichen Parteien ein, die alle der SPD wenig Anlass zur Zuversicht boten. Luxemburg erkannte, „daß wir jetzt eine tiefgreifende Unzufriedenheit in den Reihen der organisierten Parteigenossen haben“, und forderte, „eine ernste Prüfung der bisherigen Richtlinien der Taktik vorzunehmen“. Sie schloss mit grundsätzlichen Betrachtungen:

¹¹⁹¹ R. Luxemburg an L. Jogiches vom 15.9.1913. (MANNINEN, Sozialismus oder Barbarei?, Zitat: S. 128).

¹¹⁹² Protokoll SPD-Parteitag Jena 1913, S. 232f.

„Gewiß, der Massenstreik in Deutschland, wie überall, wenn er Aussicht auf Erfolg haben soll, muß aus den Massen heraus kommen, und deshalb sagen wir in unserer Resolution, der Massenstreik kann nicht, wie es sich manche Instanzen heute einbilden, auf Kommando von den Führern der Gewerkschaften und der Partei von heute auf morgen bestellt werden. [...] er kann aber ebensowenig von den Führern abkommandiert werden, wenn er historisch reif geworden ist. [...] Aber mit dieser Erkenntnis ist doch unsere Aufgabe nicht erschöpft, wenn wir wollen, daß der Massenstreik, wenn er zustande kommt, auch erfolgreich verläuft, daß er uns das Maximum an politischen Erfolgen und Vorteilen, an politischer und sozialistischer Erziehung und Aufrüttelung der Massen einbringt. [...] Gewiß, die Partei muß an der Spitze der Bewegung stehen, aber damit sie an der Spitze steht, darf sie nicht ruhig abwarten die revolutionäre Situation, um von den Massen geschleift zu werden, sondern sie muß durch die Gestaltung der ganzen Taktik und Kampfweise nach der revolutionären Seite hin in scharfer Offensive die Massen darauf vorbereiten, daß sie uns in vollem Vertrauen folgen. [...] der Parteitag ist nicht dazu da, um zu dem Willen und zu den Ansichten der Instanzen Hurra zu rufen, sondern er ist dazu da, damit die Instanzen lernen, was die Massen wollen.“¹¹⁹³

Bei der Debatte um die beiden vorliegenden Resolutionen ging es um mehr als nur semantische Differenzen, sondern um die gesamte Ausrichtung der Parteitätigkeit. Luxemburg vertrat für die Linke (d. h. in diesem Fall für die radikale Linke *und* das linke Zentrum) ein Organisationsverständnis, das stärker auf die Einbeziehung der Basis setzte und vor allem gegen das autoritäre Verhalten großer Teile von Partei- und Gewerkschaftsführung gerichtet war. Auf einem ganz anderen Blatt stand, ob die Mehrheit der Parteibasis bzw. die von ihr zum Parteitag entsandten Delegierten diesen „basisdemokratischen“ Ansatz teilten. Die Verschränkung von Fragen der Parteitaktik mit solchen der innerparteilichen Willensbildung war nicht neu; für die Parteispaltung wurde sie später geradezu charakteristisch. Da Luxemburg keine konkreten Forderungen aufstellte, wo und wie der Massenstreik aktuell eingeleitet werden konnte und sollte, war ihr Angriff auf die „Instanzen“ und deren Autorität wohl der Hauptgrund für die scharfen Abwehrreaktionen, die nun folgten.

Dafür zeichnete vor allem Gustav Bauer verantwortlich, der für sich in Anspruch nahm, nicht als Gewerkschafter, sondern als Parteigenosse zu sprechen, was allerdings den Tatsachen nicht entsprach.¹¹⁹⁴ Bauer griff Luxemburg scharf an und versuchte, ein optimistischeres Bild der Lage zu zeichnen, in der die Bewegung sich befand:

„Wir haben durchaus die Möglichkeit, uns organisatorisch zu stärken, unsere wirtschaftlichen und politischen Kämpfe zu führen. Das Reichstagswahlrecht bietet auch ein ausreichendes Ventil und ermöglicht dem Proletariat, seine Kräfte zu zählen und sich politisch zu betätigen. [...] Wenn wir der bisherigen Taktik weiter folgen, am Ausbau der Organisation weiter arbeiten, Schritt für Schritt den Feind zurückdrängen, dann kommt der Zeitpunkt, an dem die Erfüllung unserer Wünsche einfach unausbleiblich ist. [...] Der Einfluß der organisierten Arbeiterschaft wächst von Tag zu Tag.“

¹¹⁹³ Ebd., S. 288-290 u. 293.

¹¹⁹⁴ Vgl. RINTELEN, Gustav Bauer, S. 74.

Wir haben gar keinen Grund, verzweifelt zu sein. [...] Wir können zufrieden sein mit den bisherigen Erfolgen unserer Arbeit.“¹¹⁹⁵

Für eine Änderung der bisher praktizierten Parteitaktik – oder auch nur eine Diskussion darüber – bestand demnach kein Anlass. Weit wichtiger als den Kampf um die Änderung des preußischen Wahlrechts betrachtete Bauer die Einführung einer Arbeitslosenversicherung. „Revolutionäre[r] Projektenmacherei“ erteilte er eine Absage zu Gunsten von „Disziplin“ und „Schulung der Massen in festgefügtten Organisationen“; Forderungen nach stärkerer Einbeziehung der Basis galten ihm als „revolutionäre Phraseologie“¹¹⁹⁶.

In dieser Sicht verbanden sich ein an das preußische Militär angelehnter Disziplinbegriff und die Zufriedenheit über die Erfolge der bisherigen praktischen Arbeit auf beinahe schon kuriose Weise mit dem Fortschrittsglauben, der für den orthodoxen Marxismus typisch war. Während hier das leicht deformierte Erbe der alten Dogmen Kautskys durchschimmerte, hatte sich beim linken Zentrum ein grundlegender Wandel vollzogen. In Zusammenarbeit mit der zuvor isolierten radikalen Linken forderte diese Strömung jetzt eine aktivistische Politik, die weit entfernt von Kautskys fatalistischem Determinismus war. So vertrat Ledebour die Ansicht: „Parlamentarismus und Massenaktionen sind richtig verstanden keine Widersprüche, sondern sie müssen sich gegenseitig ergänzen. [...] In den Jugendzeiten der Partei, solange die Bewegung schwach ist, kann man auf Massenaktionen verzichten. [...] Die Zeit ist gekommen in der Partei, wo um ein Wort von Engels anzuwenden, die Quantität umschlagen muß in die Qualität. Je mehr wir der Durchsetzung unseres Endziels uns nähern, können wir nur noch durch Massenaktionen überhaupt etwas erreichen.“¹¹⁹⁷ Die Hoffnungen der Reformisten auf ein Entgegenkommen bzw. eine allmähliche Umwandlung des Staates hatten hier ebenso wenig Platz wie der Glaube an eine eines Tages „von selbst“, da „naturgesetzlich“ eintretende Revolution. Damit war eine wichtige Grundlage für den Weg zur späteren USPD gelegt, deren Umriss in Jena nicht nur programmatisch, sondern auch personell sichtbar wurden.

Das zeigten die Abstimmungen: Der Antrag des Parteivorstandes wurde mit zwei Gegenstimmen angenommen; diese Einmütigkeit belegte schon seinen Mangel an konkreten Festlegungen. Aufschluss über die realen Kräfteverhältnisse in der Partei gab das Ergebnis für den Antrag von Luxemburg und Genossen: Er wurde mit 333 gegen 142 Stimmen abgelehnt. Das die zurückliegenden Zerwürfnisse hinter sich lassende Bündnis zwischen linkem Zentrum und der radikalen Linken konnte somit weniger als ein Drittel der Delegierten für sich gewinnen, darunter nur ganz wenige

¹¹⁹⁵ Protokoll SPD-Parteitag Jena 1913, S. 295.

¹¹⁹⁶ Ebd., S. 297f.

¹¹⁹⁷ Ebd., S. 307f.

Angehörige der engeren Führungsspitze der Partei. Wie genau dieses Abstimmungsergebnis die Haltung der Parteibasis zum Massenstreik widerspiegelte, lässt sich nicht klären.¹¹⁹⁸ In dieser Form neu – und im Hinblick auf die spätere Parteispaltung kaum zu überschätzen – war,¹¹⁹⁹ dass in einer zentralen Frage das bisher gerade auf Parteitag (zumindest nach außen hin) geschlossen auftretende – und dadurch mit Mehrheit entscheidende – Parteizentrum auseinandergefallen war.¹²⁰⁰ Dies sollte kein Ausnahmefall bleiben, wie die Abstimmung zur Steuerfrage (d. h. zur umstrittenen Deckungsvorlage) umgehend zeigte, die indirekt auch die Haltung gegenüber einer Zusammenarbeit mit der Regierung festlegte. Die prinzipiellen Gegner einer Zustimmung zu Militärausgaben fanden sich auch hier in der Minderheit wieder,¹²⁰¹ die Befürworter der Kompensationspolitik hatten damit wieder ein Stück Boden gewonnen. Des Weiteren zeichnete sich auf dem Parteitag ein ausgeklügeltes Zusammenspiel zwischen Parteivorstand, Gewerkschaftsführern und Exponenten der Rechten ab, das über den größten Teil der zu vergebenden Posten bestimmte. (Haase, dessen Standpunkt im Streit um die Deckungsvorlage nicht genau zu bestimmen ist,¹²⁰² fehlte auf dem Parteitag krankheitsbedingt.)

Die wichtigste Personalie war die Wahl Eberts zum Parteivorsitzenden, d. h. zum Nachfolger Bebel und gleichgestellten Gegenüber Haases. „Farblos, kühl, fleißig und ungemein praktisch, hatte Ebert alle jene Charaktermerkmale, die ihn – mutatis mutandis – zum Stalin der Sozialdemokratie machen sollten.“¹²⁰³ Dieses Urteil Schorskes ist so polemisch wie grob übertrieben – und trotzdem nicht ganz ohne Grundlage. Ebert herrschte nach dem Urteil Scheidemanns, „in bestem Sinne ist das gemeint, sozusagen diktatorisch in dieser demokratischen Körperschaft. Was er wollte, setzte er

¹¹⁹⁸ Groh vertrat die Ansicht, dass die Unterstützung für den „offensiven“ Massenstreik tatsächlich weit größer war, als es das Abstimmungsergebnis suggerierte; er führte dabei an, dass etliche Delegierte (z. B. Frank) die Vorstandsresolution unterstützten, obwohl sie einem Massenstreik weit weniger abgeneigt waren als die Gewerkschaftsführung. (Vgl. *Negative Integration*, S. 488f. u. 496).

¹¹⁹⁹ Darauf hat mit Recht schon Erich Matthias hingewiesen, dem zufolge sich die Spaltung der SPD „im Kern als ein Auseinanderbrechen der Mitte darstellt.“ (Die Rückwirkungen der russischen Oktoberrevolution, in: NEUBAUER (Hrsg.), *Deutschland und die Russische Revolution*, S. 69-93, hier: S. 74).

¹²⁰⁰ Noch ein Jahr zuvor, auf dem Parteitag in Chemnitz, hatte Arthur Stadthagen über die Kräfteverhältnisse in der Reichstagsfraktion berichtet (anlässlich der Debatte über die „Sonderkonferenzen“); dabei war er zu der Einschätzung gelangt, dass die „Linke“ 60 Mitglieder (was bedeutete, dass er dazu die sehr kleine „radikale Linke“ ebenso rechnete wie die Anhänger des gesamten – d. h. des linken wie des rechten – Zentrums), die Rechte 30 Abgeordnete umfasste (gemeint waren damit wohl ausschließlich Revisionisten/Reformisten bzw. gewerkschaftliche Praktizisten), es verblieb somit ein Rest von ca. 20 nicht genau zuzuordnenden Fraktionsmitgliedern. (Vgl. Protokoll SPD-Parteitag Chemnitz 1912, S. 397).

¹²⁰¹ Die Debatte zur Steuerfrage bezog sich vor allem auf den Streit über die Haltung zur Militär- und Deckungsvorlage, der kurz zuvor in der Reichstagsfraktion stattgefunden hatte. Ein von Luxemburg und Ledebour gemeinsam auf dem Parteitag eingebrachter Antrag sah vor, dass die Reichstagsfraktion alle militärischen Posten im Etat grundsätzlich ablehne, unabhängig davon, wie sie finanziert werden sollten. Der Antrag wurde mit 336 gegen 140 Stimmen, d. h. fast mit dem gleichen Ergebnis wie Luxemburgs Antrag zur Massenstreikfrage, abgelehnt.

¹²⁰² Vgl. CALKINS, Hugo Haase, S. 48.

¹²⁰³ SCHORSKE, *Die große Spaltung*, S. 167.

fast immer durch.¹²⁰⁴ Das kam nicht von ungefähr: „Eberts Stärke lag in der überlegenen Ruhe, mit der er an die Lösung der ihm anvertrauten Aufgaben ging. Dabei war er durchaus kein Zauderer, sondern ein Mann mit großer Entschlußkraft und rascher Entscheidung.“¹²⁰⁵ Auch Kautsky gestand ein, dass Ebert „von großer Intelligenz und Tatkraft [war], dabei aber sehr herrisch und eifersüchtig“, hielt es aber für „fraglich, ob er gerade als engerer Kollege Haases am richtigen Platz ist.“¹²⁰⁶ Da Haase nach dem Tod Bebels im Parteivorstand fast nur auf die Unterstützung von Luise Zietz¹²⁰⁷ und Robert Wengels¹²⁰⁸ setzen konnte, wenn es darum ging, Positionen des linken Zentrums durchzusetzen, war er im Konfliktfall kaum in der Lage, Ebert Paroli zu bieten.¹²⁰⁹

Rückblickend betrachtet brachte der Verlauf des Parteitages von 1913 das entscheidende Umkippen der Kräfteverhältnisse in der Partei (das sich bereits 1911 angedeutet hatte); diesem Vorgang war eine mehrjährige „Inkubationszeit“ vorangegangen, deren Wirkung nun auf einen Schlag sichtbar wurde. Gestützt auf überzeugende Argumente urteilte Schorske: „Mit einer Art unheimlicher Präzision hatte der Parteikongreß an den Nähten gezerrt, an denen er bald zerreißen sollte.“¹²¹⁰ (Gerade zum bayerischen Fall bedarf es hier allerdings noch einiger Ergänzungen.) Nur wenige der Zeitgenossen ahnten, dass es sich um keine vorübergehende Erscheinung handelte, die in Jena sichtbar wurde, sondern um das dauerhafte Ergebnis eines längerfristigen Trends – und guter Vorarbeit. Die Gewerkschaftsführung hatte endgültig ihre Suprematie gegenüber der Partei durchgesetzt, die dann wenig später ihren ersten Ausdruck fand¹²¹¹ (und auf dem Münchner Gewerkschaftskongress im Juni 1914 noch bekräftigt werden sollte).¹²¹²

¹²⁰⁴ Philipp SCHEIDEMANN, Memoiren eines Sozialdemokraten. Erster Band, Dresden 1928, S. 103.

¹²⁰⁵ SEVERING, Mein Lebensweg, Bd. 1, S. 194.

¹²⁰⁶ K. Kautsky an V. Adler vom 8.10.1913. (Abgedruckt in: F. ADLER (Hrsg.), Victor Adler: Briefwechsel, S. 582-586, hier: S. 585).

¹²⁰⁷ Zietz, Luise, geb. 25.3.1865 in Bargteheide, Volksschule, Dienstmädchen in Hamburg, 1892 Beitritt zur SPD, dort zahlreiche Parteiämter, 1912 bis Jan. 1917 Sekretärin im zentralen Parteivorstand, 1917 Übertritt zur USPD, ab April 1917 Sekretärin im USPD-Zentralkomitee, MDR 1919 bis zu ihrem Tod, gest. 27.1.1922 in Berlin.

¹²⁰⁸ Wengels, Robert, geb. 1850, Beitritt zur SAP, ab 1882 Expedient beim *Vorwärts* in Berlin, Stadtverordneter in Berlin, 1882-1890 Mitglied der Berliner Pressekommission, 1890-1900 Vertrauensmann, 1901-1917 Mitglied des SPD-Parteivorstandes, 1917 Übertritt zur USPD, Mitglied in der Zentraleitung und der Kontrollkommission der USPD, Sept. 1922 Rückkehr zur SPD, gest. 1930.

¹²⁰⁹ Dem Gremium gehörten 1913 außerdem noch an Friedrich Bartels, Otto Braun, Ebert, Albin Gerisch, Molkenbuhr, Hermann Müller, Wilhelm Pfannkuch, Scheidemann, Otto Wels.

¹²¹⁰ SCHORSKE, Die große Spaltung, S. 353.

¹²¹¹ Schon im November 1913 kam es zum Konflikt zwischen Partei- und Gewerkschaftsführung über die Frage, ob angesichts der drohenden Verschlechterung des Koalitionsrechts ein Massenstreik ins Auge gefasst werden sollte. Legien erklärte, dass die Entscheidung über den Massenstreik, dessen Diskussion allein er schon ablehnte, ausschließlich in den Zuständigkeitsbereich der Gewerkschaften falle, was auf die Kritik Haases stieß. Der Parteivorstand gab letztlich „auf der ganzen Linie nach.“ (GROH, Negative Integration, S. 552).

¹²¹² Steinberg sah den entscheidenden Einschnitt bereits in dem Mannheimer Beschluss zur Massenstreikfrage von 1906: „Er bedeutete die Anerkennung der Gleichberechtigung der Gewerkschaften und de facto die Unterordnung der Partei unter die Gewerkschaftsführung.“ (Gewerkschaften und Sozialdemokratie, in: VETTER (Hrsg.), Vom Sozialistengesetz zur Mitbestimmung, S. 121-134, hier: S. 134). Abweichend davon meinte Groh: „Nicht 1906 fand die vielzitierte ‚Kapitulation der Partei vor den Gewerkschaft-

Angehörige der einzelnen Parteiströmungen bewerteten die Zäsur von Jena ganz unterschiedlich. Der *Braunschweiger Volksfreund*, der auf Seiten der SPD-Linken stand, zog sein Fazit in sarkastischem Ton: „Die Massenstreikidee ist ja nun einmal in ein goldenes Buddhabild umgeprägt worden mit der Inschrift: `Ansehen darfst [du] es, aber anfassen nicht`. Nur von der Ferne aus darf es als unerreichbares Idol angebetet werden . . . Die Versicherung, daß man den Massenstreik schon hervorholen werde, wenn man ihn brauche, ist nichts als ein pietätvoll auf dem Sarge des Massenstreiks niedergelegter Totenkranz.“¹²¹³ In einem anderen Zeitungsartikel bemerkte Dittmann zutreffend, die Partei werde nun von einem „Großblock zwischen Parteivorstand, Gewerkschaftsführern und Revisionisten“ beherrscht, der die linken Kritiker als „Nörgler“¹²¹⁴ diffamiere und immer weiter zurückzudrängen versuche. Luxemburg befürchtete nun mit Recht: „Der Parteivorstand, der jahrelang unter Bebels Führung gegen die Rechten focht, akzeptiert jetzt die Unterstützung der Rechten, um den Konservatismus gegen die Linke zu verteidigen. Wir tun gut, das Andauern dieser Konstellation vielleicht für eine Reihe von Jahren in Aussicht zu nehmen.“¹²¹⁵ Die, wenn auch fragile, Einigung, die „die Linke“ nun vollzogen hatte, sah Luxemburg hingegen als positives Ergebnis.¹²¹⁶

Molkenbuhrs Analyse drang tiefer; er erkannte: „Gewiß sind Anlässe vorhanden, von einem Sieg der sogenannten Revisionisten zu sprechen. Luxemburg, Ledebour und Genossen stellen zum Massenstreik und zur Steuerdebatte Anträge, deren Ablehnung auch dann sicher wäre, wenn wir keine sogenannten Richtungen hätten. Sie wollen radikaler als die Mehrheit erscheinen und treiben so die Mehrheit an die Seite der Genossen, die man als Revisionisten bezeichnet.“¹²¹⁷ Nahezu gespenstisch mutet hingegen das Urteil Eberts an, der am Ende des Parteitages - unter „lebhafter Zustimmung“ - bilanzierte: „Ich übertreibe sicher nicht, wenn ich sage, die innere Festigkeit der Partei, der entschiedene Wille zur Einheit und Geschlossenheit der Partei sind wohl selten auf einem Parteitag

ten` statt, sondern erst 1913, als die mangelnde Aktionsfähigkeit der Gewerkschaften, verursacht durch die beginnende ökonomische Rezession, und ihre Angst vor einer Verminderung des Koalitionsrechts, verursacht durch entsprechende Versuche der Unternehmensverbände, kurz, als die Schwäche und nicht die Stärke der Gewerkschaften deren Führer veranlaßte, das Konzept des Massenstreiks als bloße regulative Idee zuerst der Parteiführung und dann der Mehrheit der Partei zu oktroyieren.“ (Negative Integration, S. 502). Im Hinblick auf die Erklärungen des Münchner Gewerkschaftskongresses vom Juni 1914 ergänzte Wachenheim: „Wenn der Krieg nicht bald ausgebrochen wäre, hätte diese Unabhängigkeitsrevolte der Gewerkschaften innerhalb der Arbeiterbewegung ihre politischen Auswirkungen für die Partei gehabt. Es war eine Konstellation, die, wie manche schon damals meinten, die schon fast unvermeidliche Spaltung hätte herbeiführen können.“ (Die deutsche Arbeiterbewegung, S. 512).

¹²¹³ GROH, Negative Integration, Zitat: S. 481, Fn. 83.

¹²¹⁴ RINTELEN, Gustav Bauer, Zitat: S. 76.

¹²¹⁵ HIRSCHFELDER, Bayerische Sozialdemokratie (Teil II), Zitat: S. 501f.

¹²¹⁶ In einem von der *Leipziger Volkszeitung* abgelehnten Artikel bilanzierte Luxemburg: „Daß der Jenaer Parteitag die Klarheit über das gegenseitige Kräfteverhältnis in der Partei gebracht und die Linke zum ersten Mal in geschlossener Reihe gegen den Block des Sumpfes mit der Rechten geführt hat, ist als erfreulicher Beginn der weiteren Entwicklung nur zu begrüßen.“ (GROH, Negative Integration, Zitat: S. 497, Fn. 134).

¹²¹⁷ BRAUN/EICHLER (Hrsg.), Molkenbuhr: Tagebücher, S. 207.

stärker zum Ausdruck gekommen als auf diesem.¹²¹⁸ Auch die einschlägige Erklärung des Parteivorstandes war weit davon entfernt, die ganze Tragweite der Abstimmungsergebnisse wiederzugeben.¹²¹⁹ Die Parteirechte konnte sich in dem Urteil bestätigt sehen, das Edmund Fischer schon vor dem Parteitag formuliert hatte: „Die Tatsache läßt sich eben erfreulicherweise nicht mehr abstreiten, daß sich die deutsche Sozialdemokratie in ihrer praktischen Arbeit auf reformistischem Boden bewegt, und daß sie in ihrem Wirken und Vorwärtsschreiten nur noch durch die revolutionären und syndikalistischen Phrasen einiger unklarer Köpfe gestört wird.“¹²²⁰

In der gleichen Ausgabe der *Sozialistischen Monatshefte* trat auch Kolb den Linken mit nur teilweise begründetem Selbstbewusstsein entgegen:

„Wir Reformisten betrachten uns als die wahren Fortsetzer der Marxschen Gedankenkreise. Denn wir wenden den evolutionistischen Gedanken des Werdens auch auf den Sozialisierungsprozeß in der kapitalistischen Gesellschaft an. [...] Wie steht es aber heute im Lager der Marxepigonen, derjenigen, die nicht genug betonen können einzig und allein im Besitz der wahren Lehre zu sein? Die Uneinigkeit über die Frage der Taktik ist zurzeit nirgends größer als unter jenen *Marxisten* selber. [...] Die ganze Geschichte unserer Parteitaktik ist ein fortgesetzter Kampf gegen die Katastrophentheorie. Immer wieder stellt sich diese der reformistischen Arbeit in den Weg. Und immer mit dem selben negativen Erfolg. [...] Die Demokratisierung des sozialen, politischen und wirtschaftlichen Lebens ist kein Phantom sondern lebendige, sich vor unseren Augen vollziehende Wirklichkeit. [...] Sobald die sozialdemokratische Partei sich aktiv rührt, stößt sie auf den lebhaftesten Widerspruch der *Marxisten*, die ihre Theorie von dem nicht zu umgehenden Zusammenbruch gefährdet sehen, und die dann jeweils alle Leidenschaften mobil machen, um der reformistischen Entwicklung Einhalt zu tun. Es gelingt ihnen ja nicht, weil die Realitäten stärker sind als die Doktrinen. Aber dieses Festhalten an einer durch die Tatsachen der Entwicklung längst *ad absurdum* geführten Theorie hat immer wieder neue Irrungen und Verwirrungen zur Folge.“¹²²¹

Diese Generalabrechnung mit den Lehren Kautskys deutete schon an, wie weit sich die einzelnen Lager in der Partei inzwischen voneinander entfernt hatten. Kolb sprach durchaus vorhandene Defizite der Linken an, überschätzte aber ganz erheblich die tatsächlich erreichte „Demokratisierung“ der Gesellschaft, mit der er die Überlegenheit des reformistischen Ansatzes begründete.

Hinsichtlich der weitergehenden politischen Folgen der Einschränkungen, die die Partei- und Gewerkschaftsführung gegenüber der Anwendung des Massenstreiks vornahm, traf Ledebour noch in Jena den Nagel auf den Kopf: „Wenn die Gegner sich darauf verlassen können, daß die gegen die Massenaktionen gerichteten Worte von Bauer der Ansicht der Partei entsprechen, dann brauchen

¹²¹⁸ Protokoll SPD-Parteitag Jena 1913, S. 555.

¹²¹⁹ In dem Aufruf des Parteivorstandes anlässlich des zurückliegenden Parteitages wurde allen Ernstes behauptet: „Im Mittelpunkt der Debatten in Jena stand die Beratung über die Frage der Arbeitslosenfürsorge.“ (FVt Nr. 227 vom 27.9.1913).

¹²²⁰ Edmund Fischer, Revolution und Reform, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 18-20 vom 11.9.1913, S. 1131-1134, hier: S. 1133.

¹²²¹ Wilhelm Kolb, Die Taktik der Sozialdemokratie, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 18-20 vom 11.9.1913, S. 1075-1081, hier: S. 1076f.

sie die Partei nicht zu fürchten. [...] dann könnten sie sich alles erlauben, dann würden wir die wunderbarsten Dinge erleben. Nur dadurch, daß den Gegnern durch unser Auftreten, durch unser Vorgehen die Ueberzeugung sich einprägt, daß es unter Umständen zu den gewaltigsten Massenaktionen, Massenstreiks und Massenkämpfen kommen wird im Fortlauf der Bewegung, nur dadurch können wir heutigentags noch einen Druck auf die gewaltig zusammengeballten Gegner ausüben.“¹²²²

Auch wenn Ledebour hier nicht explizit von den Optionen der Partei bei drohender Kriegsgefahr sprach, gewinnen seine Worte doch im Blick auf das Verhalten der SPD im Juli/August 1914 eine zusätzliche Bedeutung. Bis dahin hatten sich die Richtungsentscheidung und das dahinter stehende innerparteiliche Bündnis vom September 1913 eher noch verfestigt (und Bauer mit seinen Thesen, die er kurz darauf vortrug, das Koordinatensystem der Partei noch weiter zu verschieben versucht, was ebenfalls den schärfsten Protest Ledebours hervorrief¹²²³). In der Reichstagsfraktion, neben dem Parteitag die entscheidende Arena der Richtungskämpfe in der SPD, waren „die Reformisten seit Jahren die wahren Führer der Fraktion.“¹²²⁴ Gegen Frank, den kommenden Mann in der Partei, David und Legien, die nun (ganz anders als noch 1910) kaum mehr etwas von Ebert, Molkenbuhr und Scheidemann trennte, waren Haase und der ihn stützende Kreis um Dittmann inzwischen weit ins Hintertreffen geraten. Haase hatte nur noch wenig Chancen, sich mit dem Auftrag durchzusetzen, den ihm Bebel auf dem Parteitag von 1911 erteilt hatte: „Tun Sie alles, damit die Partei nicht die Bahn verläßt, die durch den Dresdener Parteitag von 1903 festgelegt ist.“¹²²⁵

Mit dieser Mission war Haase schon zwei Jahre nach seinem Amtsantritt als Parteivorsitzender gescheitert und darin lag noch nicht einmal das Hauptproblem der Sozialdemokratie. Die politische Großwetterlage verdüsterte sich nämlich für die Partei nun zusehends. Obwohl das jüngste Wahlergebnis vordergründig Kautskys Theorie vom unaufhaltsamen Siegeszug der Sozialdemokratie zu bestätigen schien, hatte es die Partei der Regierungs- oder gar Machtübernahme keinen Schritt näher gebracht. Auch deshalb zeigten sich schon bald geistige Resignation und organisatorischer Leerlauf, während sich die politischen Gegner enger zusammenschlossen und die Befürworter von Staatsstreichideen zunehmende Resonanz verbuchen konnten. Ab 1912 kam es zu einem merklichen Erlahmen der bis dahin stets im Aufschwung befindlichen Arbeiterbewegung. Dem Vorstandsbericht, der 1913 vorgelegt wurde, zufolge war im zurückliegenden Geschäftsjahr „eine so geringe Mitgliederzunahme zu verzeichnen wie nie zuvor, eine Zunahme, die in ihrer Geringfügig-

¹²²² Protokoll SPD-Parteitag Jena 1913, S. 308.

¹²²³ Gemeint ist hier Bauers Rede auf der Konferenz von Partei- und Gewerkschaftsspitzen im November 1913.

¹²²⁴ WACHENHEIM, Die deutsche Arbeiterbewegung, S. 596.

¹²²⁵ So Haase in der Sitzung der SPD-Reichstagsfraktion am 20.12.1915. (DITTMANN, Erinnerungen, Bd. 2, Zitat S. 411).

keit an Stagnation grenzt.¹²²⁶ Für die Gefühlslage der Partei musste das Folgen haben, auch wenn die tatsächliche Entwicklung der Mitgliederzahlen nicht unbedingt dieser Diagnose entsprochen haben muss, sondern umstritten bleibt.¹²²⁷ Der agitatorische Aufwand, den die Partei weiterhin betrieb, war jedenfalls immens; dazu nur ein Beispiel: In den zwölf Monaten des Berichtszeitraums 1912/13 verteilte die SPD 107,3 Millionen Flugschriften und hielt 29685 Versammlungen ab.¹²²⁸ Über die konkreten Wirkungen bei der angesprochenen Zielgruppe erlauben die Quellen nur wenige direkte Aufschlüsse; hinsichtlich der tieferen Durchdringung der Arbeiterschaft mit „sozialistischem“ Gedankengut sind zumindest erhebliche Zweifel angebracht.

Größere Klarheit besteht hinsichtlich der verschlechterten Stimmungslage in der Partei.¹²²⁹ An der Basis machte sich Unmut darüber breit, dass der grandiose Wahlsieg vom Januar 1912 keinen politischen Ertrag abwarf; gerade weil im Vorfeld die Erwartungen derart hoch gesteckt worden waren, machte sich nun umso größere Ernüchterung breit. Mehrere Landtagswahlen endeten danach mit bescheidenen Gewinnen (Preußen) oder gar mit Verlusten (Württemberg, Baden); auch die Parteipresse erlitt Einbußen, ebenso die Gewerkschaftspresse.¹²³⁰ Ein weiteres Krisensymptom zeigte sich darin, dass der zuvor rasante Mitgliederzuwachs bei den Freien Gewerkschaften stockte.¹²³¹ Der bislang unhinterfragte, ja schon doktrinäre Fortschrittsglaube,¹²³² der geradezu konstitutiv für die sozialistische Arbeiterbewegung gewesen war, geriet erstmals ins Wanken.

Dafür gab es weitere Gründe genug: Die Verschärfung der Arbeitskämpfe, etwa im großen Bergarbeiterstreik im Ruhrgebiet von 1912 (bei dessen Niederschlagung auch Militär eingesetzt wurde), ebenso wie die Angriffe auf das Koalitionsrecht deuteten auf wieder wachsende soziale Konflikte

¹²²⁶ Protokoll SPD-Parteitag Jena 1913, S. 10.

¹²²⁷ Über die Entwicklung der Mitgliederzahlen herrscht in der Literatur Uneinigkeit. Groh behauptete, „daß die Mitgliederzahlen seit dem Frühjahr 1913 fast nur noch rückläufig waren.“ (Negative Integration, S. 472). Wachenheim hat darauf hingewiesen, dass die Mitgliederentwicklung positiver war als auf dem Parteitag von Jena 1913 angenommen. Tatsächlich stieg die Mitgliederzahl vom Juli 1913 bis zum März 1914 um 116000, das entsprach stattlichen 12%. (Angabe aus Die deutsche Arbeiterbewegung, S. 555). Laut Geschäftsbericht der Partei stieg die Mitgliederzahl von 982850 (1913) auf 1085905 (Angabe aus SOZIALDEMOKRATISCHE PARTEI DEUTSCHLANDS (Hrsg.), Bericht des Parteivorstandes an den Parteitag zu Würzburg 1914, o. O. 1914, S. 6).

¹²²⁸ Angabe aus Protokoll SPD-Parteitag Jena 1913, S. 223.

¹²²⁹ Vgl. GROH, Negative Integration, S. 469-476 und SCHORSKE, Die große Spaltung, S. 340f.

¹²³⁰ Die Auflage der Presse der Freien Gewerkschaften sank von 2664700 (1912) auf 2610695 (1914). (Angabe aus SCHÖNHOFEN Expansion und Konzentration, S. 217). Bei der Parteipresse war die Entwicklung ähnlich. Während 1912 noch eine Steigerung von 171577 gegenüber der Auflage des Vorjahres (auf nun 1478042) zu verzeichnen war, kam es im darauffolgenden Jahr zu einem Rückgang um 12830. (Angabe aus SCHORSKE, Die große Spaltung, S. 339).

¹²³¹ War die Mitgliederzahl von 1910 bis 1911 von 2017298 auf 2320986 gestiegen, so war der Zuwachs von 1912 (2530390) bis 1913 (2548763) weitaus geringer. (Angabe aus GROH, Negative Integration, S. 734).

¹²³² Zur Jahrhundertwende hatte Mehring noch die Stimmung in der Partei treffend wiedergegeben mit der Voraussage: „Es wird ein Jahrhundert der Erfüllung sein, wie das neunzehnte Jahrhundert ein Jahrhundert der Hoffnung war.“ (WELSKOPP, Im Bann des 19. Jahrhunderts, in: FREVERT (Hrsg.), Das Neue Jahrhundert, S. 15-46, Zitat: S. 16).

hin.¹²³³ Die Arbeitgeberverbände machten immer offensiver vom Instrument der Aussperrung Gebrauch, um die Arbeiterorganisationen zu schwächen, und konnten sich dabei staatlicher Rücken- deckung gewiss sein. In der Verfassungsfrage war ohnehin kein Durchbruch Richtung Parlama- ntarisierung in Sicht. Die Interessenorganisationen der Großindustrie, des gewerblichen Mittelstandes und der Großgrundbesitzer, ja die politische Rechte insgesamt, steigerten die Effizienz ihrer Propa- ganda und begannen, untereinander enger zu kooperieren. Die alldeutsch-konservative Samm- lungsbewegung machte keinen Hehl daraus, ihre Machtpositionen in Preußen mit allen – notfalls auch gewaltsamen - Mitteln gegen jegliche Demokratisierung zu verteidigen, ja am liebsten das Rad der Verfassungsentwicklung wieder hinter den 1871 erreichten Stand zurückdrehen zu wollen. Mit dem 1903/4 gebildeten „Reichsverband gegen die Sozialdemokratie“ entstand zudem eine „Clearingstel- le für antisozialdemokratische Propaganda“¹²³⁴, die es – trotz aller Skandale – der SPD noch schwe- rer als bisher machte, außerhalb ihres angestammten Milieus halbwegs neutral wahrgenommen zu werden.

Nicht nur Parteien und Verbände der konservativen Rechten mussten von der SPD als erbitterte Gegner einkalkuliert werden, auch von den Parteien der Mitte konnte sie wenig Entgegenkommen erwarten. Im Februar 1913 brachte die SPD im Reichstag einen Initiativantrag ein, der für alle Ein- zelstaaten das allgemeine und gleiche Wahlrecht (auch für Frauen) forderte und sich damit v. a. gegen das Zensuswahlrecht in Preußen und Sachsen richtete. Für die Fraktion sprach Wels, der warnte: „Meine Herren, Sie ahnen nicht, welche Summe von Haß und Erbitterung in den Massen bereits aufgespeichert ist. Nur Polizeihirne können glauben, daß der Haß und die Erbitterung auf sozialdemokratische Agitation, auf sozialdemokratische Verhetzung zurückzuführen sind. Nein, diese leidenschaftliche Bewegung der Massen draußen ist eine naturnotwendige Erscheinung. [...] Sich ihr aber entgegenzustellen, auf die brutale Gewalt pochen, diese Bewegung ohne Rücksicht auf Recht und Logik zurückzudrängen, das heißt: nicht an der Erhaltung, sondern an der Zerstörung und Zertrümmerung des Staates arbeiten nach dem Grundsatz: nach uns die Sündflut!“¹²³⁵

Da nur die SPD-Fraktion für den Antrag stimmte, fand er keine Mehrheit.¹²³⁶ Nicht nur die Kon- servativen, auch Zentrum und Nationalliberale lehnten Fortschritte bei der Demokratisierung, die in Zusammenarbeit mit der SPD erreicht wurden, ab.¹²³⁷ Erzberger, der dem gemäßigten Flügel des

¹²³³ Vgl. GROH, Intensivierung der Arbeit, in: Ders., Emanzipation und Integration, S. 49-115, hier: S. 97-99.

¹²³⁴ GROH, Die Sozialdemokratie 1897-1909, in: Ebd., S. 253-566, hier: S. 353.

¹²³⁵ SOZIALDEMOKRATISCHE PARTEI DEUTSCHLANDS (Hrsg.), Bericht des Parteivorstandes 1913, Zitat: S. 117f.

¹²³⁶ In einer gesonderten Abstimmung ging es um die grundsätzliche Forderung nach dem allgemeinen, gleichen und direkten Wahl- recht; hier stimmten die Fraktionen der Fortschrittspartei und der Polen mit der SPD.

¹²³⁷ Wilfried Loth, der beste Kenner des politischen Katholizismus im Kaiserreich, stellte dazu fest: „Folglich existierte im Reichstag zwar seit dem Durchbruch der liberalen Führungsgruppe im Zentrum 1913 arithmetisch eine Mehrheit, die einigermaßen deutlich

Zentrums angehörte, verkündete im Mai 1914: „Das größte Problem, das der inneren Politik des Reiches zur Lösung gestellt ist, ist die Zertrümmerung der gewaltigen Macht der Sozialdemokratie; hinter dieser Kernfrage des innerpolitischen Lebens stehen alle anderen zurück.“¹²³⁸ Abgelehnt wurde hier letztlich nicht nur die SPD als konkurrierende Partei, sondern das parlamentarische Prinzip an sich. Dabei handelte es sich auch nicht um eine isolierte Einzelmeinung.¹²³⁹ Das politische System in Deutschland litt weiterhin darunter, dass es faktisch keine entschieden demokratische bürgerliche Partei gab. Die 1908 gegründete „Demokratische Vereinigung“, die dieses Kriterium erfüllte, blieb eine politisch einflusslose Splittergruppe. Ein Teil ihrer Mitglieder, darunter der Vorsitzende Rudolf Breitscheid¹²⁴⁰, zog daraus nach einiger Zeit die Konsequenzen und wechselte zur SPD, die dadurch einige kluge Köpfe hinzugewann, aber kein nennenswertes Wählerpotenzial.

Weiterhin galt das, was Zetkin bereits 1899 den Befürwortern einer Zusammenarbeit zwischen SPD und bürgerlichen Kräften entgegengehalten hatte: „Ich brauche nicht erst zu sagen, daß schon das Fehlen einer wirklich starken bürgerlichen Demokratie in Deutschland dies unmöglich macht, mit Nichts können wir uns nicht koalieren.“¹²⁴¹ Die Sozialdemokratie blieb in ihrem Kampf für die Demokratisierung des Reiches allein (sieht man von partiellen Übereinstimmungen mit den Linkliberalen ab) und damit bis auf weiteres auf aussichtslosem Posten. Am Tag der Reichstagswahl von 1912 sagte Bebel voraus: „Je günstiger die Wahl für uns ausfällt, je ungünstiger wird die allgemeine Situation. Wir dürften dann merkwürdige Dinge erleben. Unsere Gegner lassen sich nicht wehrlos das Wasser in den Hals laufen.“¹²⁴² Damit behielt Bebel recht. Ihre politischen Gegner versuchten

für eine Parlamentarisierung eintrat (Zentrum, Fortschritt und Sozialdemokraten); politisch kam diese Mehrheit jedoch nicht zur Geltung, da das Zentrum es ablehnte, in den entscheidenden Machtfragen mit der SPD zu kooperieren. [...] Mehr als ein halbparlamentarisches System war unter diesen Umständen auf mittlere Sicht nicht zu erwarten: mit einer Dominanz der Reichsinstitutionen über die Einzelstaaten, weitgehender Abhängigkeit der Reichspolitik von bürgerlichen Reichstagsmehrheiten, aber ohne unmittelbare Bindung des Kanzlers an diese Mehrheiten und daher voller Reibungsverluste und Spannungen zwischen Legislative und Exekutive und mit geringer Operationsfähigkeit der Exekutive überhaupt.“ (Katholiken im Kaiserreich, S. 228f).

¹²³⁸ STEGMANN, Die Erben Bismarcks, Zitat: S. 439.

¹²³⁹ Der Nationalliberale Paul Fuhrmann stellte in einem Zeitungsartikel aus dieser Zeit fest: „Nicht nur die Sozialdemokratie ist es, die uns bedroht, sondern die Demokratie schlechthin mit ihren parlamentarischen Machtansprüchen.“ (Ebd., Zitat: S. 432).

¹²⁴⁰ Breitscheid, Rudolf, geb. 2.11.1874 in Köln, Gymnasium in Köln, Studium der Nationalökonomie in München und Marburg, 1898 Promotion zum Dr. phil. in Marburg, 1898-1903 Mitarbeit bei verschiedenen bürgerlich-liberalen Zeitungen, 1903 Beitritt zum Freisinn, 1904 Stadtverordneter in Berlin, 1905-1910 Geschäftsführer des Handelsvertragsvereins, Mai 1908 bis 1912 Mitbegründer und Vorsitzender der „Demokratischen Vereinigung“, 1910-1912 Herausgeber des Wochenblatts *Das Freie Volk*, 1912 Übertritt zur SPD, ab März 1912 Schriftsteller in Berlin, 1912-1915 Mitherausgeber der Stampferschen „Privatkorrespondenz“, 1914-1920 Stadtverordneter in Berlin-Wilmersdorf, ab 1914 Mitglied des „Bundes Neues Vaterland“, 1916-1918 Kriegsteilnehmer, 1917 Übertritt zur USPD, Mai 1915 bis Nov. 1918 Herausgeber der Korrespondenz „Sozialistische Auslandspolitik“ und Nov. 1918 bis 1922 des Wochenblatts *Der Sozialist*, Nov. 1918 bis Jan. 1919 Innenminister in Preußen, 1919-1920 Mitglied des Provinziallandtags, des Provinzialausschusses und des Provinzialrats für Brandenburg, MdR 1920-1933, 1922 Rückkehr zur SPD, 1926-1930 Mitglied der deutschen Delegation zum Völkerbund, Juli 1928 bis März 1933 Vorsitzender der SPD-Reichstagsfraktion, Juni 1931 bis April 1933 Beisitzer im zentralen SPD-Parteivorstand, März 1933 Emigration in die Schweiz, Aug. 1933 Frankreich, Dez. 1940 Verhaftung in Arles, Feb. 1941 Auslieferung an die Gestapo, Haft in Berlin, ab Jan. 1942 KZ Sachsenhausen, ab Sept. 1943 KZ Buchenwald, dort am 24.8.1944 bei Luftangriff der Alliierten ums Leben gekommen.

¹²⁴¹ RAUTIO, Die Bernstein-Debatte, Zitat: S. 302.

¹²⁴² A. Bebel an V. Adler vom 12.1.1912. (Abgedruckt in: F. ADLER (Hrsg.), Victor Adler: Briefwechsel, S. 544f., hier: S. 545).

weiterhin, aus taktischem Kalkül ebenso wie aus ideologisch verbohrender Überzeugung, die Sozialdemokraten als „Reichsfeinde“ zu stigmatisieren und damit aus der Staatsnation auszugrenzen. Diese Isolation gestand Scheidemann auf dem Parteitag von 1913 ungeschminkt ein: „Wir wissen ja, daß schließlich die Kerntruppe der Bourgeoisie viel lieber mit den Junkern zusammengeht, als daß sie der anwachsenden Sozialdemokratie, den Proletariernmassen, gleiche Rechte einräumen will.“¹²⁴³ Im Gegensatz dazu blieben Vertreter des rechten Parteiflügels – trotz aller seit den Wahlen von 1912 zu verzeichnenden Rückschläge – bei ihrer Forderung, weiterhin eine Kooperation mit den Parteien der bürgerlichen Mitte zu suchen; der Reichstagsabgeordnete Edmund Fischer sah (im Juni 1914) dazu keine Alternative, da „wir von einer revolutionären Situation aber niemals so weit entfernt waren wie heute. Der freiheitliche, demokratische Ausbau des Reichstags kann nur im Reichstag selbst erfolgen, im zähen Kampf mit der Regierung. Dazu bedarf es aber einer geschlossenen Mehrheit, die weder die Sozialdemokratie, noch eine liberale Partei in absehbarer Zeit allein bilden kann, die also nur möglich ist durch das Zusammenwirken der Parteien der Linken. Ich kenne die Schwierigkeiten sehr wohl, die einem solchen Bestreben entgegenstehen“. Aber: „Die wankelmütige Haltung der Liberalen kann auch kein Anlaß sein an der demokratischen Entwicklung der bürgerlichen Parteien zu verzweifeln.“¹²⁴⁴ Diese Fehleinschätzung wurde von einem wachsenden Teil der SPD mitgetragen. Welchen Anteil bei dem Streben nach Zusammenarbeit – und oft auch Anpassung – das stets präsente Gefühl der gesellschaftlichen Ausgrenzung hatte, wäre noch durch psychologische Studien genauer zu klären.

Politisch relevant war auch die Eintrübung der konjunkturellen Lage, die unmittelbar auf die Härte der Verteilungskämpfe durchschlagen musste; Polizei und Unternehmer traten jedem Versuch der Arbeiterschaft entgegen, auch nur kleinste Geländegewinne zu erzielen. Die neuen Anweisungen für das Verhalten des Militärs bei inneren Unruhen fügten dem Bild des sich verschärfenden Klassenkampfes weitere Facetten hinzu. Der Ausgang der Zabern-Affäre hatte jedermann vor Augen geführt, dass die Militärbehörden keinerlei zivilen und rechtsstaatlichen Kontrollen unterworfen waren und blieben. Gezeigt hatte sich damit auch, wie weit Preußen und auch das Reich von demokratisch legitimierter Herrschaftsausübung entfernt waren – und dass sich diese Distanz keineswegs verringerte, v. a. deshalb, weil die Parteien der bürgerlichen Mitte stets kalte Füße bekamen, wenn es in Fragen der Verfassungsreform zum Schwur kam. Selbst Südekum, der immer um einen Brückenschlag zu diesen Parteien bemüht war, musste am Ende der Zabern-Affäre eingestehen, dass „die ganze bürgerliche Bagage mit rühmlicher Ausnahme einiger weniger Männer vor den Säbelrasslern

¹²⁴³ Protokoll SPD-Parteitag Jena 1913, S. 234.

¹²⁴⁴ Edmund Fischer, Der Deutsche Reichstag, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 11 vom 4.6.1914, S. 655-659, hier: S. 657 u. 658f.

ins Mauseloch¹²⁴⁵ gekrochen war. Innerhalb der SPD herrschte durchaus ein Bewusstsein für die bestehende prekäre Lage und die drohende Verschlechterung der (verfassungs-)rechtlichen Rahmenbedingungen. Da die Parteiführung darauf keine Antwort wusste, „hatte sich in manchen Lokalorganisationen seit Sommer 1912 [...] allgemeines Unbehagen und kleinliche Streitsucht ausgebreitet.“¹²⁴⁶

Gegen die Stagnation der Bewegung fand sich kein neues Mittel; der letzte Parteitag vor dem Krieg erklärte es stereotyp „zur Pflicht, unermüdlich für den Ausbau der politischen und gewerkschaftlichen Organisation zu wirken.“¹²⁴⁷ Solche phantasielosen Durchhalteparolen trugen den sich verschärfenden Anforderungen nicht mehr Rechnung; der um sich greifenden Parteiverdrossenheit konnte damit kein Einhalt geboten werden. Auch der sonst so beredte Kautsky war ratlos: „Ob das eine vorübergehende Situation ist oder ob eine tiefere Wandlung unserer Kampfbedingungen und Kampfmethoden sich vorbereitet, kann man noch nicht sagen.“¹²⁴⁸ Dass der *Vormwärts* 1914 zum „Jahr des Kampfes“¹²⁴⁹ ausrief, verhieß keine wirklich neue Perspektive. Im Januar 1914 referierte Luxemburg vor der Reichstagsfraktion zum Thema „Kommt der Massenstreik als Verteidigungsmittel des Proletariats in einer unveränderten politischen Konstellation in Betracht?“¹²⁵⁰; dabei sprach sie sich für einen Massenstreik zum Erreichen des gleichen Wahlrechts in Preußen aus. Nach kontroverser Debatte mit bekannter Frontenbildung wurde beschlossen, eine 15-köpfige Kommission unter dem Vorsitz Vogtherr mit der weiteren Behandlung der Frage zu betrauen, womit das Thema vorerst im Parteigetriebe versenkt war. Einige Monate später wurde es jedoch noch einmal hervorgeholt. Nachdem der preußische Innenminister im Abgeordnetenhaus eine Wahlrechtsänderung strikt abgelehnt hatte, erklärte sich nun auch die Gewerkschaftsführung bereit, Streikaktionen vorzubereiten. Angesichts mangelhafter Unterstützung der Parteibasis, gerade auch in Berlin, geriet die Bewegung bald ins Stocken; am 20. Juni beschlossen die einschlägigen Gremien mit knapper Mehrheit, den Wahlrechtskampf erst im Herbst voll aufzunehmen. Auch hier blieb es nur bei Ansätzen zur Anpassung der Parteitaktik, die dann rasch versickerten.

Der Fortsetzung des alten Trotts lag, wie Jürgen Rojahn feinsinnig beschrieben hat, die Überlegung zugrunde, „daß eine unterdrückte Minderheit, die erwarten konnte, daß sie zwangsläufig einmal zur Mehrheit werden würde, die aber vorerst, sobald sie das System bedrohte, eine Einengung des ihr

¹²⁴⁵ M. BLOCH, Albert Südekum, Zitat: S. 129.

¹²⁴⁶ GROH, Negative Integration, S. 473.

¹²⁴⁷ LEHNERT, Protestbewegung, Zitat: S. 109.

¹²⁴⁸ K. Kautsky an H. Schlüter vom 7.10.1913. (GROH, Negative Integration, Zitat: S. 467, Fn. 27).

¹²⁴⁹ *Vormwärts* Nr. 1 vom 1.1.1914.

¹²⁵⁰ RAMBKE, Diesem System keinen Mann und keinen Groschen?, Zitat: S. 261.

von diesem eingeräumten Spielraum fürchten mußte, ihren Zielen am besten dadurch diene, daß sie den eingeräumten Spielraum, ohne seine Einengung zu provozieren, für die Stärkung der Bewegung nutzte. Aber in je fernere Zukunft der erwartete Sieg rückte, desto deutlicher wurde erkennbar, daß die `alte` Taktik auf eine – sei es bewußte, sei es unbewußte – Anpassung an das System hinauszulaufen drohte – eine Tendenz, die durch die Auslese der Führer noch verstärkt wurde.“¹²⁵¹ Oder, wie es Dieter Groh ausdrückte: „Je näher die SPD also den seit Jahrzehnten angestrebten 51 Prozent der Stimmen kam, desto größer wurde ihre faktische Ohnmacht, auch wenn sie, wie Bebel meinte, `moralisch` bereits die Politik beherrschte.“¹²⁵² Gegen diese Logik war vorerst kein Kraut gewachsen. Die SPD befand sich folglich 1914 „in einer außerordentlich schwierigen Lage [...]“. Selbst wenn sie selber mehr Flexibilität gewonnen hätte, stimmte doch die informelle Allianz all ihrer Kontrahenten aufgrund ihrer eigensüchtigen Interessen in dem Ziel überein, die Sozialdemokratie solange wie nur irgend möglich weiter unter Quarantäne zu halten.“¹²⁵³

Leistungen und Grenzen der sozialdemokratischen Politik zwischen 1867 und 1914 fasste Elfi Pracht in ihrer umfangreichen Studie über „Parlamentarismus und deutsche Sozialdemokratie“ zusammen:

„Die Partei bemühte sich von Anfang an, nachdrücklich und mit bewundernswerter Geduld um eine Parlamentarisierung des Deutschen Reiches; sie verteidigte das Budgetrecht des Parlaments, sicherte die Immunität der Abgeordneten, stritt für Diäten, kämpfte um das Rede-, Kritik- und Kontrollrecht sowie um einen reichhaltigen Fluß der Informationen, pochte auf eine Ausgestaltung des Interpellationsrechts, strebte nach einer größeren Kompetenz in der Außenpolitik und engagierte sich schließlich – den qualitativen Sprung inaugurierend – für die verfassungs- und machtpolitische Absicherung einer effektiven Ministerverantwortlichkeit. [...] die pragmatische Politik der SPD, die auch in kleinen Veränderungen Ansatzpunkte fand, die Methode, Schritt für Schritt voranzuschreiten zu wollen, war ein guter Ansatzpunkt für die Modernisierung des Machtgefüges in Richtung auf einen demokratischen Parlamentarismus. Die sozialdemokratische Ermächtigungsstrategie am Objekt des deutschen Parlamentarismus blieb allerdings weitgehend erfolglos; eine hilfreiche und verlässliche Bundesgenossenschaft der bürgerlichen Parteien, zumal der linksliberalen Gruppierungen, konnte nicht erreicht werden. Der wesentliche Grund ist darin zu suchen, daß verfassungspolitische Reformen in Preußen-Deutschland von revolutionären Erschütterungen nicht zu trennen waren, daß Gegenwartsforderungen wie die Installierung einer politischen Verantwortlichkeit des leitenden Ministers einen riskanten, letztendlich systemsprengenden Prozeß in Gang gesetzt hätten.“¹²⁵⁴

Das bedeutet im Klartext, dass der reformistische Strategieansatz der SPD, den die Mehrheit praktizierte und eine Minderheit lautstark propagierte, an unüberwindliche Grenzen stoßen musste - und

¹²⁵¹ ROJAHN, Einleitung, in: DITTMANN, Erinnerungen, Bd. 1, S. 1-286, hier: S. 113.

¹²⁵² GROH, Negative Integration, S. 491.

¹²⁵³ WEHLER, Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 3, S. 1048 u. 1050.

¹²⁵⁴ PRACHT, Parlamentarismus und deutsche Sozialdemokratie, S. 405f.

zwar schon lange bevor eine durchgreifende Demokratisierung des Reiches in Sichtweite kam. Noch gar nicht berücksichtigt sind dabei die Bemühungen starker reaktionärer Kräfte um einen verfassungspolitischen „roll-back“ und die Herausforderungen, die sich aus einer jederzeit möglichen Verschärfung der internationalen Lage ergeben würden.

2.2.9 Die Lage der SPD 1914: Mit dem Rücken zur Wand oder auf dem Weg in die Sackgasse?

In ihrer Ausgabe vom 11. September 1913 berichteten die *Sozialistischen Monatshefte*, das Leitorgan der Parteirechten, im Hinblick auf die Versammlungen der vorangegangenen Zeit, es gebe in der Partei „eine große Zahl von Leuten (...), die der Ansicht sind, daß jetzt etwas Besonderes geschehen müsse.“¹²⁵⁵ Diese diffuse Erwartung speiste sich vor allem aus dem Gefühl der Bedrohung; gefährdet schien(en) nicht nur der lange Zeit als zwangsläufig betrachtete Übergang zur „sozialistischen Gesellschaft“, sondern auch die inzwischen errungenen Erfolge. Wenige Wochen später, unter dem Eindruck des inzwischen abgehaltenen Parteitages, schrieb Kautsky dazu:

„Es herrscht bei uns allgemeines Unbehagen, ein unsicheres Suchen und Tasten nach neuen Wegen, die Empfindung: es muß etwas geschehen. Das ist allgemein. [...] Es ist die Periode eingetreten, die ich schon in meinem `Weg zur Macht` erwartete: der Stillstand des Aufstiegs durch den gewerkschaftlichen Kampf. Aber die Folgen sind zunächst andere, als ich erwartet: nicht Steigerung des revolutionären Elans im politischen Kampf, sondern Apathie, Verzagtheit, Unbehagen in weiten Kreisen. [...] Sicher ist einstweilen das allgemeine Unbehagen, das Gefühl, in einer Sackgasse zu stecken, das Bedürfnis, etwas zu tun, um herauszukommen, und das Unvermögen zu sagen, worin dieses `etwas tun` bestehen soll. Das war der Grundton der Gespräche in Jena.“¹²⁵⁶

Auch Südekum, der mit Kautsky sonst selten einer Meinung war, diagnostizierte nun einen „gewissen Stillstand der Bewegung, [...] der zu der ersten Erwägung Anlass bietet, ob unsere Propagandamethode nicht doch im Lauf der Jahre etwas eingerostet ist und der Auffrischung bedarf.“¹²⁵⁷ Einige Monate zuvor hatte Bebel in einem seiner letzten Briefe an Kautsky noch geschrieben: „Die Debatte um den Massenstreik heißt leeres Stroh dreschen. Die Leute sind ungeduldig, sie begreifen nicht, daß eine so starke Partei wie die unsere nicht Erfolge größerer Art zu verzeichnen hat. Daß wir moralisch die innere und die äußere Politik beherrschen, unseren Feinden wie ein Alb auf der Brust liegen, wir für diese schon zu stark, wir für jene aber noch zu schwach sind, begreifen sie

¹²⁵⁵ SCHORSKE, Die große Spaltung, Zitat: S. 345.

¹²⁵⁶ K. Kautsky an V. Adler vom 8.10.1913. (Abgedruckt in: F. ADLER (Hrsg.), Victor Adler: Briefwechsel, S. 582-586, hier: S. 582f).

¹²⁵⁷ A. Südekum an M. Hillquit vom 6.12.1913. (M. BLOCH, Albert Südekum, Zitat: S. 128).

nicht. Wir werden ja eine Massenstreikdebatte haben, aber sie geht aus wie das Hornberger Schießen. Statt unserer Stärke wird man unsere Schwäche sehen. Aber wir überwinden auch das.“¹²⁵⁸

Wenige Wochen später starb August Bebel, was die Probleme der Partei weiter vergrößerte. Gleichzeitig mit ihrer Ratlosigkeit wuchs der Druck von außen auf die Sozialdemokratie. Nicht nur das Koalitionsrecht, sondern auch das fortschrittliche Reichstagswahlrecht wurde von einflussreichen Kräften nun immer unverblümt angegriffen, um die bedrohlich angewachsene Arbeiterbewegung in ihre Schranken zu weisen. Bebel und Kautsky waren ohnehin seit jeher davon ausgegangen, dass sich die herrschenden Klassen nicht freiwillig der Sozialdemokratie und ihren Forderungen beugen würden. Legien, gewiss kein Prophet der Revolution, bekannte später, „daß wir an leitender Stelle ganz bestimmt damit rechneten, noch eine kurze Zeit und es wird einen Zusammenstoß zwischen Kapital und Arbeit, wobei das Kapital von der Regierung unterstützt wird, in Deutschland geben, wie noch in keinem anderen Lande.“¹²⁵⁹ Sein Gewerkschaftskollege Robert Schmidt, des radikalen Aktionismus´ ebenfalls unverdächtig, sah sich auf dem allgemeinen Kongress der Gewerkschaften in München, der am 27. Juni 1914 endete, zu einer Klarstellung genötigt: „Die Gewerkschaften haben den Weg der Gesetzlichkeit nicht verlassen. Werden sie aber unter ein Ausnahmegesetz gestellt, verlassen die herrschenden Klassen den Boden des gleichen Rechts, dann ist auch für uns die Grundlage dieser Taktik verschoben.“¹²⁶⁰ Winnig, der „Rechtsaußen“ der Gewerkschaftsbewegung,¹²⁶¹ stellte auf dem gleichen Kongress das Koalitionsrecht und die Arbeitslosenfürsorge in den Mittelpunkt seiner Darlegungen. Von der Entwicklung in diesen Bereichen hing es seiner Meinung nach ab, „ob unsere zukünftige Entwicklung in Deutschland als Reform oder als soziale Revolution verlaufen werde.“ Die Gewerkschaften seien „Freunde einer den gesetzlichen Rahmen nicht verlassenden Reform.“ Aber, so die unverhohlene Drohung Winnigs, auch der stärkste Damm breche, „wenn alle Wege vorwärts und aufwärts verammelt sind.“¹²⁶²

Nach dem Krieg erinnerte sich Schippel: „So hatte sich Anfang des Jahres 1914, in langer gegenseitiger Vertiefung des Klassenargwohns, beängstigend viel Zündstoff angehäuft. Und kurz bevor die länger als vierzig Jahre geöffneten Tore des Friedens sich dröhnend wieder schlossen, gestaltete sich der neunte Kongreß der deutschen Gewerkschaften [...] viel mehr als sonst zu einer ernsten nachdrücklichen Protestkundgebung sowohl nach der Seite der wirtschaftlichen `Herren im Hause` wie gegen die politisch Herrschenden und sozialpolitisch Tonangebenden. Man hatte hüben wie drüben

¹²⁵⁸ A. Bebel an K. Kautsky vom 11.7.1913. (Abgedruckt in: KAUTSKY JR. (Hrsg.), *Bebels Briefwechsel*, S. 348f., hier: S. 349).

¹²⁵⁹ SAUL, *Staat, Industrie, Arbeiterbewegung im Kaiserreich*, Zitat: S. 393.

¹²⁶⁰ SCHÖNHOFEN, *Die deutschen Gewerkschaften*, Zitat: S. 93.

¹²⁶¹ Winnig unterstützte im März 1920 als Oberpräsident von Ostpreußen der Kapp-Lüttwitz-Putsch.

¹²⁶² Wilhelm RIBHEGGE, *August Winnig. Eine historische Persönlichkeitsanalyse*, Bonn – Bad Godesberg 1973, Zitat: S. 83.

das Gefühl, dicht am Abgrundrande einer schweren sozialen Krise und Kraftprobe zu stehen.¹²⁶³ Heine meinte dazu: „Es ist sicher, daß im Herbst 1914 geplant war, die Reichsregierung zur Auflösung des Reichstages und zu Neuwahlen mit der Parole gegen Terrorismus und Revolutionsdrohung zu zwingen und nach dem Wahlerfolg, den man nach der Art von 1907 erwartete, durch Reichsgesetz die politischen Rechte der Arbeiter zu beschneiden, vielleicht mittels Pluralstimmen für Besitzende, und die Ausübung des Koalitionsrechts durch Strafgesetze zu beengen.“¹²⁶⁴ Diese Mutmaßungen werden inzwischen von der Forschung gestützt; Dieter Groh kam zum dem Schluss:

„Die antisozialdemokratische Haltung der großen Mehrheit der bürgerlichen öffentlichen Meinung hatte sich [...] in einer jahrzehntelangen, bis 1909 auch von der Regierung agitation eifrig geförder- ten Indoktrinierung gleichsam zu einer Naturkonstante der deutschen Innenpolitik ausgeformt. Vom November 1913 bis zum Juli 1914 trat sie durch die massive Verschärfung der innenpoliti- schen Situation im Gefolge der Sammlungsbewegung, deren materielle Stoßrichtung und deren Integrationsideologie eindeutig antisozialistisch war, wieder einmal an die Oberfläche. Wäre der Krieg nicht ausgebrochen, hätte sich dieses gegen die Arbeiterbewegung gerichtete Potential wahr- scheinlich in einer weiteren Verschärfung der Behördenpraxis und der gesetzgeberischen Maßnah- men entladen.“¹²⁶⁵

Gegen diese Bedrohung im Innern ebenso wie hinsichtlich der Gefahr eines großen Krieges fand die Partei indessen kein Konzept. Aus dieser Notlage heraus wurde im Frühjahr 1914 sogar der bis dato mehrheitlich abgelehnte politische Massenstreik kurzzeitig ernsthaft ins Auge gefasst, um in der preußischen Wahlrechtsfrage endlich Fortschritte zu erzielen; die Debatte verlief jedoch, wie oben beschrieben, erneut ergebnislos. Insbesondere die Gewerkschaftsführung sperrte sich weiter- hin gegen politische Streiks und die damit verbundenen Risiken. Hier dominierte die von Bauer formulierte Ansicht: „Wir haben ungeheuer viel zu verlieren, eine Arbeit von Jahrzehnten, in der eine Menge von Werten steckt.“¹²⁶⁶ Aus diesem Grund sind die oben angeführten Äußerungen von rechten Partei- und Gewerkschaftsführern wie Heine, Legien und Robert Schmidt auch nicht da- hingehend aufzufassen, dass hier der Reformismus/Praktizismus angesichts der sich verschärfenden innen- und außenpolitischen Lage infrage gestellt wurde. Paradoxerweise war genau das Gegenteil der Fall.

Für die SPD-Spitze war objektiv gesehen gar nicht daran zu denken, gegen den sicher einzukalkulie- renden Widerstand der Gewerkschaftsführung einen Massenstreik bei akuter Kriegsgefahr zu pla- nen oder auch nur anzudrohen. Im Übrigen war ein derart gewagter Schritt in der Partei ebenfalls

¹²⁶³ Max SCHIPPEL, Die Gewerkschaften, der Krieg und die Revolution, Berlin 1919, S. 5.

¹²⁶⁴ KRUSE, Krieg und nationale Integration, Zitat: S. 21f.

¹²⁶⁵ GROH, Negative Integration, S. 566f.

¹²⁶⁶ Protokoll SPD-Parteitag Jena 1913, S. 297.

nicht mehrheitsfähig. Was sich schon in der Massenstreikdebatte 1905/6 gezeigt hatte, galt inzwischen erst recht: „Die Gewerkschafts- und Parteiführung hatte vor nichts mehr Angst als vor einer gewaltsamen Revolution – zumal noch von unorganisierten, also undisziplinierten Massen.“¹²⁶⁷ Für eine Strategie, die zur Friedenswahrung im Fall einer internationalen Krise auf den Aktionismus der Basis setzte, war hier wenig Platz. Betrachtet man die letzten Jahre vor dem Krieg, so verfestigt sich der Eindruck, dass der Parteivorstand konzeptionell auch der Stagnation in der Verfassungsfrage wenig entgegenzusetzen hatte. Sowohl der Attentismus Kautskys als auch die (vergebliche) Hoffnung des rechten Parteiflügels auf demokratische Reformen im Bündnis mit den Linksliberalen boten keinen Ausweg aus der Krise, entsprechend negativ werden beide Strategien in der Forschung inzwischen beurteilt.¹²⁶⁸ Auch die süddeutschen Reformisten, die zeitweilig imposant erscheinende Erfolge aufzuweisen hatten, mussten ab 1912 empfindliche Rückschläge hinnehmen, worauf sie jedoch nicht mit einem Kurswechsel reagierten. Stattdessen vertrat die Parteirechte nun erst recht die Überzeugung, die SPD müsse den liberalen Parteien ein Bündnis dadurch schmackhaft machen, dass sie „radikale“ Positionen aufgebe.

Wenigstens die Erkenntnis, dass mit parlamentarischen Mitteln im Kaiserreich kein Durchbruch zur Demokratie zu erreichen war, hatte Luxemburg ihren Gegnern voraus. Wie die aktuellen Erfolgchancen der von ihr propagierten Strategie der Massenaktionen waren, steht dabei allerdings auf einem anderen Blatt; die Bereitschaft zu „revolutionären Aktionen“ in der Arbeiterschaft war jedenfalls weit geringer als von ihr angenommen. Nicht unerwähnt bleiben soll an dieser Stelle der originale strategische Ansatz Eisners, den er bereits (ohne Breitenwirkung zu erzielen) einige Jahre zuvor entwickelt hatte.¹²⁶⁹ Für die weitere Zukunft entscheidend wurden allerdings die Konzepte der Parteirechten, die sich nun zu einer neuen Qualität verdichteten. Dabei spielte auch eine Rolle, dass die – überwiegend schon älteren – Männer, die die Geschicke der Sozialdemokratie zu dieser Zeit lenkten, in ihrem Denken meist weniger tolerant und fortschrittlich waren, als sie es wohl selbst wahrnahmen und wahrhaben wollten. Der Umgang mit Rosa Luxemburg, die als Frau, „Ausländerin“, Jüdin, rigorose Moralistin und radikal zum Handeln aufrufende Daueropponentin die Projektions-

¹²⁶⁷ SCHARRER, Arbeiterbewegung im Obrigkeitsstaat, S. 77.

¹²⁶⁸ So etwa bei Rudolf Walther: „Defizitär war das Politikverständnis der ganzen zentristischen Führungsgruppe der SPD – bei ihrem ersten Theoretiker läßt sich das nur am besten zeigen. Behielten frühere Konzeptionen Kautskys immer einen, wenn auch sehr unbestimmten und gebrochenen revolutionären Kern und damit auch eine Stelle, an der die Subjekte und ihre Organisationen aktiv in die Geschichte eingreifen konnten, so bedeutete der Rückzug auf den parlamentarischen Attentismus 1910 eine denkbar radikale Minimierung des politischen Handlungsspielraums der Arbeiterbewegung. [...] Das Politikverständnis der Parteirechten, auch jenes breiter Kreise des Parteizentrums, orientierte sich immer stärker am augenblicklich Machbaren im Rahmen parlamentarischer Ad-hoc-Strategien.“ („Zusammenbruchstheorie“, S. 258 u. 261).

¹²⁶⁹ Siehe dazu unten Kap. 4.7.

fläche für tief sitzende Ressentiments und Komplexe bot, spricht hier Bände.¹²⁷⁰ Auch hier war vor Kriegsbeginn bereits viel angelegt, was in den danach folgenden Jahren virulent wurde.

In Erweiterung der Ergebnisse Schorskes und entgegen den Befunden der auf ihn folgenden Forschung soll hier die These zur Diskussion gestellt werden, dass es sich beim Jahr 1913 um die entscheidende Wasserscheide auf dem Weg zur Spaltung der deutschen Sozialdemokratie handelt (deren Vorgeschichte mindestens bis 1907, wenn nicht sogar bis 1897 zurückreicht). Für die im Krieg auftretenden, eng miteinander verknüpften Phänomene Burgfriedenspolitik, Integrationsstrategie und Parteispaltung wurden in diesem Zeitraum die maßgeblichen Grundlagen geschaffen und zwar in erster Linie durch die Vordenker des rechten Parteiflügels.¹²⁷¹ Deren Überlegungen lag die Erkenntnis zugrunde, dass der große Wahlsieg von 1912 der SPD kaum Vorteile verschafft hatte, und die Befürchtung, dass die konservativ-reaktionäre Rechte bei nächster Gelegenheit mit aller Macht das Rad der politischen Entwicklung zurückzudrehen versuchen würde (d. h., dass die Pläne zur Verschlechterung des Reichstagswahl- und des Koalitionsrechts Realität werden könnten).¹²⁷² Um dies zu verhindern, sollte die von den süddeutschen Reformisten entwickelte Praxis der Zusammenarbeit mit gemäßigten bürgerlichen Parteien und „verständigen“ Regierungsmitgliedern auf die Reichspolitik übertragen werden. Der badische Reformist Kolb forderte im September 1913: „Denn schließlich muß eine so große Partei wie die deutsche Sozialdemokratie einmal eine feste Basis für ihr politisches Handeln finden, will sie nicht darauf verzichten auf das Wie und Wohin der politischen Entwicklung in den nächsten Jahren maßgebenden Einfluß auszuüben.“ Dieser Einfluss lag dieser optimistischen Sicht zufolge in Reichweite - vorausgesetzt, die SPD würde sich von ihrem tradierten „Radikalismus“ lösen:

„Die politische Demokratisierung Preußens und Deutschlands wird nicht durch revolutionäre Massenaktionen sondern nur auf dem Weg einer konsequenten reformistischen Taktik und Politik möglich sein. Die politische Entwicklung Deutschlands drängt nun einmal auf eine *Kooperation aller nicht-konservativen Parteien* hin. Ob und wann der deutsche Liberalismus diese notwendige Wegrichtung einschlägt, hängt mit in erster Linie davon ab, ob und wann die deutsche Sozialdemokratie sich willens und fähig zeigt aus der reformistischen Praxis die logischen politischen Konsequenzen zu ziehen, das heißt, ob und wann sie vor der politischen *Verantwortung*, der sie sich auf die Dauer doch nicht entziehen kann, nicht mehr zurückschreckt. Daß heute ein Zusammenarbeiten zwischen dem Liberalismus und der Sozialdemokratie in der Reichspolitik noch nicht möglich ist, daran trägt nicht

¹²⁷⁰ Zu den persönlich gefärbten Vorbehalten gegen Luxemburg siehe auch SCHMERSAL, Philipp Scheidemann, S. 46f. (Scheidemann sprach später, im Krieg, von Luxemburg als der „russisch-polnischen Jüdin“; Zitat: Ebd., S. 80) und Volker ULLRICH, So kalt, so pedantisch. Wie es der streitbaren Sozialistin Rosa Luxemburg unter den sozialdemokratischen Männern erging, in: Ders., Das erhabene Ungeheuer, S. 70-77.

¹²⁷¹ Der „rechte Parteiflügel“ im hier gebrauchten Verständnis umfasste die süddeutschen Reformisten (Frank, Carl Ulrich, David, Kolb, Vollmar, Erhard Auer), den überwiegenden Teil der Führung der Freien Gewerkschaften (Robert Schmidt, Gustav Bauer, Carl Severing) und mehrere preußische Vertreter, die dem reformistischen Lager angehörten (Noske, Südekum, Heine).

¹²⁷² Diese Befürchtungen zogen sich von Ende 1913 bis zur Julikrise von 1914 durch sämtliche Debatten in der Partei hindurch, sie waren kein Spezifikum eines bestimmten Flügels.

allein der Liberalismus die Schuld, auch die Sozialdemokratie hat ihren Teil daran. Indem sie sich selbst den Weg zur vollen Auswirkung der ihr zur Verfügung stehenden Macht durch die traditionellen Überbleibsel der politischen Intransigenz versperrt, macht sie den Liberalismus zum Spielball der Reaktion. [...]

Es gibt in der ganzen Welt keine Partei, bei der das Mißverhältnis zwischen ihrer Stärke und ihrer Macht so groß ist wie bei der deutschen Sozialdemokratie. Diese politische Ohnmacht unserer Partei ist aber nicht in der kapitalistischen Wirtschaftsordnung, auch nicht in der politischen Verfassung Deutschlands begründet; sie wurzelt nur in der theoretisch falschen Auffassung unserer Partei, als ob in Deutschland die Demokratisierung auf gesetzlichem Wege nicht möglich wäre.¹²⁷³

Das hier ausformulierte Dogma wurde von seinen Anhängern in der Folgezeit mit einer Überzeugung vertreten, die die angemessene Wahrnehmung widersprechender Argumente und Vorgänge nahezu völlig verhinderte. Je mehr die Parteilinke die Erfolglosigkeit dieser Strategie im Krieg kritisierte, je länger die erwartete Demokratisierung „auf gesetzlichem Wege“ ausblieb, desto mehr suchten deren Verfechter Anschluss nach „rechts“. Dadurch ergab sich eine Eigendynamik, die die MSPD 1918/19 bis hin zum Bündnis mit reaktionären Militärs führte, das auch vor terroristischer Gewalt nicht zurückschreckte.

Als Ansatzpunkt für eine in kleinen, aber zielgerichteten Schritten vollzogene Neuausrichtung der Strategie der Gesamtpartei hatten Heine und seine Mitstreiter dabei nicht zufällig das Gebiet der Außen- und Militärpolitik gewählt. Hier konnte die „nationale Zuverlässigkeit“ der SPD (vermeintlich) am einfachsten unter Beweis gestellt werden (immer vorausgesetzt, diejenigen, die der SPD diese Eigenschaft absprachen, waren an einem sachlichen Urteil interessiert, was allerdings zu keinem Zeitpunkt der Fall war). Dieser Politikbereich gewann seit der 2. Marokkokrise noch weiter an Bedeutung; hier lagen auch die größten Differenzen zwischen den Liberalen und der SPD, die eine vertiefte Zusammenarbeit bislang unmöglich gemacht hatten.¹²⁷⁴ Dabei konnte scheinbar nahtlos an die traditionelle, von kaum jemandem in der Partei infrage gestellte Bereitschaft der Sozialdemokratie angeknüpft werden, das „Vaterland“ mit zu verteidigen – zumal wenn es gegen den erzreaktionären russischen Zaren ging.

Von diesem feststehenden Konsens aus bereitete die Parteirechte ihre „Revolutionierung“ der Parteistrategie vor. Dazu wurde die Unterscheidung zwischen Angriffs- und Verteidigungskrieg – die im Einzelfall gewiss schwer zu treffen war – aufgegeben, was Gustav Bauer im November 1913 auch ganz deutlich (und nicht als erster) parteiintern äußerte; daraus ergaben sich ganz neue Folge-

¹²⁷³ Wilhelm Kolb, Die Taktik der Sozialdemokratie, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 18-20 vom 11.9.1913, S. 1075-1081, hier: S. 1075 u. 1080f.

¹²⁷⁴ Auf dem Chemnitzer Parteitag hatte Bernstein 1912 festgestellt, dass der Imperialismus den „Brennpunkt der gegenwärtigen politischen Kämpfe bildet“ (Protokoll SPD-Parteitag Chemnitz 1912, S. 419), und sich hier die entscheidenden „Trennungslinien“ zwischen den politischen Lagern ergaben.

rungen: Die SPD würde die Regierung demnach (erst recht wenn Rußland als Gegner beteiligt wäre) im Kriegsfall unter *allen* Umständen rückhaltlos unterstützen. In diesem Fall galt es um jeden Preis Schaden vom deutschen Volk abzuwenden, die Frage nach den Verursachern des Krieges verlor dabei nahezu völlig an Bedeutung. Jeglichen Drohpotenzials gegenüber der Regierung hatte sich die SPD damit selbst entledigt. Zugespitzt formuliert lautete die Devise: Zunächst auf jeden Fall in „Vorleistung“ gehen - und dann auf eine „Gegenleistung“ hoffen.

Mit der Bewilligung der Deckungsvorlage für die Heeresvermehrung durch die SPD-Fraktion im Reichstag war für diese „Strategie“ ein Präzedenzfall geschaffen worden. Für ihre Zustimmung zu Militärausgaben hatte die SPD keine „Volksrechte“ eingehandelt – wie von der Kompensationspolitik eigentlich vorgesehen –, nicht einmal im Bereich der Militärorganisation erreichte sie Fortschritte. Die Absegnung dieses Schrittes durch den Parteitag im September 1913 signalisierte der Parteirechten, dass ihr Kurs inzwischen mehrheitsfähig war. Dass Bauer mit seinem wenig später erfolgten Vorstoß, der das nächste Tabu brach, noch nicht durchdrang, änderte nichts an den dahinter stehenden Überzeugungen (bei Bauer, Noske, Südekum und anderen setzte sich immer mehr eine Mentalität durch, die mit dem herrschenden Nationalismus, Militarismus und Imperialismus weitgehend konform ging). Anfang 1914 forderte Kolb ganz offen, den reformistischen Ansatz auf das Gebiet der Militärpolitik zu übertragen – und versprach sich davon ganz neue Erfolgchancen für die Partei.¹²⁷⁵

Weitere Faktoren traten hinzu, die dem anvisierten Paradigmenwechsel Auftrieb gaben: Das nach wie vor einzige Mittel, das im Falle eines drohenden Krieges Wirkung zu erzielen versprach, der Massenstreik, wurde von der Partei- wie der Gewerkschaftsführung so behandelt, dass es im „Ernstfall“ kaum praktische Relevanz zu gewinnen versprach. Was dann, als es „so weit“ war, sehr wohl wirksam wurde, waren die vertraulichen Kontakte, die v. a. Südekum zwischen der Reichstagsfraktion und dem Kanzler geknüpft hatte. Bei allen Friktionen, denen dieses Verhältnis ausgesetzt war,¹²⁷⁶ blieb die SPD-Rechte fest davon überzeugt, in Bethmann Hollweg einen potenziellen Verbündeten gegen die Scharfmacher unter den Konservativen zu haben und umgekehrt der Regierung etwas bieten zu können, was „Kompensationen“ beinahe zwangsläufig zur Folge haben müsste.

¹²⁷⁵ „Ebenso wie auf dem Gebiet der politischen Volksrechte lassen sich auch auf dem Gebiet der Wehrverfassung schon innerhalb des heutigen Staates die Grundsätze der Demokratie allmählich verwirklichen. Und die Frage ist hier wie anderswo nur die, auf welchem Weg und mit welcher Taktik man am ehesten die notwendigen Reformen durchsetzt. Daß unsere bisherige Taktik im Kampf gegen den Militarismus zu nichts geführt hat, wird nicht bestritten werden können. Weder haben wir dem Wettrüsten Einhalt gebieten noch irgendeine Reform von Bedeutung auf militärischem Gebiet erzielen können.“ (Wilhelm Kolb, Die Militärfrage und die Sozialdemokratie, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 2 vom 29.1.1914, S. 83-88, hier: S. 85).

¹²⁷⁶ Die schwerste Belastungsprobe erlebte dieses „Vertrauensverhältnis“ im Dezember 1912 im Gefolge der Zabern-Krise, als eine aus allen nichtkonservativen Parteien des Reichstages zusammengesetzte Mehrheit dem Kanzler das Misstrauen aussprach, da dieser den Vorrang der Militär- gegenüber der Zivilgewalt vorbehaltlos verteidigt hatte. Die Redner der SPD, David und Scheidemann, forderten daraufhin den Rücktritt des Kanzlers und die Parlamentarisierung der Reichsverfassung. Beides unterblieb, ohne dass die SPD(-Mehrheit) daraus ihre Folgerungen zog.

Zumindest latent vorhanden war bei der SPD-Rechten die Bereitschaft, ihre Strategie notfalls auch um den Preis des Ausschlusses des linken Parteiflügels durchzuziehen; anders sind die entsprechenden Äußerungen aus der Frühphase des Parteitrets im Weltkrieg kaum zu erklären. In einem am 18. Juni 1914 - zehn Tage vor dem Attentat von Sarajevo - veröffentlichten Aufsatz setzte Heine dann gleichsam den Schlussstein in das Gedankengebäude der neuen Doktrin, die kurz darauf ihre große Chance erhalten sollte; er schrieb:

„Aber nicht nur die Neuwahl kann vor uns stehen, ehe wir es erwarten, sondern eine viel wichtigere Entscheidung, von der die Zukunft der sozialistischen Idee im deutschen Volke abhängen wird. Manchmal liest man in der sozialdemokratischen Literatur von dem unvermeidlichen ungeheuren Krieg, der die alte Welt verbrennen werde, um aus der Asche die neue erstehen zu lassen. Hoffen wir, daß er der Welt gänzlich erspart bleibe. Das eine jedenfalls mache man sich klar: In dem unausdenkbaren Elend, das dieser Zusammenstoß der Völker erzeugen müßte, würde kein Mensch mehr fragen, welche Partei am meisten den Frieden gepredigt hätte, sondern diejenige würde von allen, gerade von den Arbeitern, die am schrecklichsten leiden müßten, zur Verantwortung gezogen werden, der man mit Recht oder Unrecht nachreden würde, sie hätte versagt, als es galt Gut und Freiheit und Leben zu schützen. Das soll nicht heißen, daß wir an dem Taumel des Wettrüstens teilnehmen sollten. Wohl aber, daß wir unsere Stellung zu diesen Problemen, die Art ihrer Prüfung und Erörterung in einer Weise orientieren müssen, die uns auf den schweren Moment vorbereitet und uns dann die Freiheit einer neuen Entschließung nach den Bedürfnissen der Lage offen läßt. [...]

Die stärkste Mehrheit bei den Wahlen hätte aber gar keinen Wert, wenn sie im Reichstag bei der praktischen Arbeit immer wieder auseinander fiel. Soll die Politik der Arbeiterklasse vorwärtskommen, so muß die Sozialdemokratie darauf ausgehen eine feste dauernde zu allen notwendigen, eine Mehrheit obliegenden Arbeiten fähige und bereite Majorität im Parlament an sich anzuschließen. Man kann nur dann darauf rechnen eine Mehrheit für die Abwehr von Schlägen zu finden, die der Arbeiterschaft, insbesondere den freien Gewerkschaften zgedacht sind, wenn man auch in den Fragen der *Gesamtpolitik* mit dieser Mehrheit zusammenhält. Das mag oft unangenehm sein, aber man treibt einmal nicht Politik des Vergnügens wegen sondern einer praktischen Not gehorchend. Die bisherige Politik der Proteste und Demonstrationen, der Prinzipienbekenntnisse und des Verzichts auf praktische Erfolge hat uns dahin gebracht, daß die an Zahl größte Partei ohne jeden Einfluß ist, daß die Wahlrechte in den Landtagen und Kommunen rückwärts statt vorwärts revidiert werden, und daß die Arbeiterschaft ihr wichtigstes Grundrecht, das Koalitionsrecht, ernsthaft erschüttert und in seiner Existenz bedroht sieht. Die Arbeiter, denen die Bedeutung ihrer Organisationen für ihre materielle und kulturelle Existenz klar ist, haben sich zu fragen, ob dies Ergebnis für die Richtigkeit unseres jetzigen Verfahrens spricht. [...]

Nichts verfehlter, als seine Politik von den Gegnern abhängig zu machen, sich von ihnen treiben zu lassen; sie treiben einen dahin, wo sie einen brauchen können. Oder sich treiben lassen von Ereignissen, sich zu trösten mit dem Warten auf den revolutionären Zusammenbruch, der doch einmal kommen müsse. Daß wir ihn nicht herbeiführen können, daß nur die Feinde der Arbeiter, die gehässigen Gegner von Freiheit und Kultur eine Freude an solchen Versuchen hätten, wissen glücklicherweise die meisten. Wer anders redet, ist ein Verräter am deutschen Volk. [...] Also bleibt eben nichts übrig als der Weg der Agitation und des Kampfes um die Macht auf dem Boden der heutigen Gesellschaft, die damit täglich eine andere wird. Was für diesen Kampf als Mittel geeignet ist, haben wir anzuwenden; was ihn schädigt, zu vermeiden.“¹²⁷⁷

¹²⁷⁷ Wolfgang Heine, Schutz dem Koalitionsrecht!, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 12/13 vom 18.6.1914, S. 739-759, hier: S. 757f.

Damit war in der gebotenen Deutlichkeit das Wesen der Integrationsstrategie ausformuliert, die nur wenige Wochen später von der SPD umgesetzt werden sollte. Dies geschah mit voller Rückendeckung der Generalkommission der Gewerkschaften. Nachdem Robert Schmidt auf dem Münchner Gewerkschaftskongress im Juni 1914 noch wenig verklausuliert mit der Massenstreik gedroht hatte, ruderte er wenige Wochen später - und noch vor Kriegsausbruch - schon wieder zurück. In den *Sozialistischen Monatsheften* veröffentlichte er eine im Sinne der Generalkommission gehaltene Darstellung des Kongresses und behauptete zum Thema Generalstreik: „Die Erörterung dieser Frage ist erledigt, und die Rederei darüber kann die Schwäche dieses Kampfmittels nicht verdecken.“¹²⁷⁸ Dabei blieb es dann auch; die vorangegangenen Drohungen mit Kampfmaßnahmen waren nicht wirklich ernst gemeint gewesen. Die Generalkommission setzte weiterhin auf Ausgleich statt auf Konfrontation mit der Regierung. Dafür eröffnete der Krieg schon wenige Wochen später ganz neue Perspektiven, für die Vorbereitungen getroffen waren. Nach den vorangegangenen Spannungen zwischen Freien Gewerkschaften und den Vertretern des Staates sei der 4. August 1914 die „erlösende Antwort der sozialistischen Arbeiterbewegung“¹²⁷⁹ gewesen (so Winnig in einem Vortrag im November 1916). Ganz ähnlich blickte Heine mitten im Krieg zurück:

„Wäre nun die Sozialdemokratie bei der für den Winter 1914 erwarteten Neuwahl zusammengebrochen, so wäre das nicht nur für sie, sondern für die ganze freiheitliche Entwicklung Deutschlands geradezu verhängnisvoll gewesen. Das Koalitionsrecht der Arbeiter wäre stark eingeschränkt worden und hätte, so weit es erhalten geblieben wäre, dies der Gnade des Zentrums verdankt. Das neue Strafgesetzbuch, das nicht nur die Arbeiterkoalitionen, sondern jede politische und geistige Agitation gefährdete und die Freiheit des Wortes bedrohte, wäre zur Annahme gelangt. Zwischen dem freiheitlichen Bürgertum und der Sozialdemokratie wäre eine unausfüllbare Kluft entstanden, an der nur die äußerste politische Reaktion ihre Freude gehabt hätte. Wir standen sehr nahe an einer solchen Katastrophe; der Krieg hat uns davor gerettet.“¹²⁸⁰

So kurios es klingt: Nicht nur die sich bedroht fühlenden Eliten des Kaiserreiches versprachen sich vom Krieg einen „Ausweg“ aus der politischen Sackgasse, sondern auch Teile der Sozialdemokratie sahen darin die „Rettung“. Dabei gilt: Nicht erst aus der Rückschau heraus gewann der Burgfriedenskurs der Partei- und Gewerkschaftsführung seine vermeintlich bestechende Logik, seine Grundlagen waren schon in den Jahren vor dem Krieg gelegt worden.

Dabei bleibt zu beachten: Die Reichsleitung war über den öffentlichen wie den nichtöffentlichen Teil der hier geschilderten Vorgänge in der SPD bestens informiert; die von Kautsky so genannte

¹²⁷⁸ Robert Schmidt, Rückblick auf den Münchener Gewerkschaftskongress, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 14 vom 16.7.1914, S. 885-887, hier: S. 885f.

¹²⁷⁹ RIBHEGGE, August Winnig, Zitat: S. 107.

¹²⁸⁰ Wolfgang HEINE, Was soll die Sozialdemokratie tun?, in: Ders., Zu Deutschlands Erneuerung, Jena 1916, S. 178-190, hier: S. 188.

„Damoklesschwert-Strategie“, die auf die heilsame Wirkung eines (in Wahrheit ja stets nur virtuell) drohenden Generalstreiks setzte, war damit von vornherein wertlos. Welche Folgen es für Bethmann Hollwegs Verhalten in der Julikrise hatte, dass er sich der Unterstützung der Sozialdemokratie im Falle eines Krieges mit Rußland – ganz unabhängig von der Frage der Verantwortung für den Krieg – so gut wie sicher sein konnte, lässt sich nur errahnen. Vorerst gilt: „Dadurch daß die Sozialdemokratie auf jede Aktion im Augenblick der Mobilmachung verzichtete und die Regierung dies aus den Polizeiberichten über interne Sitzungen erfuhr, wurde die durch die Präventivkriegsbereitschaft im Sinn des `besser jetzt als später` bereits verminderte Risikoschwelle noch weiter herabgesetzt.“¹²⁸¹ Die Reichsleitung konnte sogar hoffen, dass zumindest ein größerer Teil der SPD die Regierung im Krieg dauerhaft unterstützen würde, selbst wenn Zweifel an dessen Verteidigungscharakter aufkämen.¹²⁸²

Der bei Kriegsbeginn dann erfolgende „Durchmarsch“ der Parteirechten und ihrer Integrationsstrategie war zuvor in dieser Form nur schwer abzusehen gewesen, enthält im Rückblick aber doch ein Stück Folgerichtigkeit (v. a. wenn man die konzeptionellen Schwächen ihrer innerparteilichen Gegner mit einbezieht). Die aktuelle Tagespolitik überdeckte noch die unterschwellig ablaufende Entwicklung; als Reaktion auf die Zabern-Affäre hatte die antimilitaristische Propaganda um die Jahreswende 1913/14 noch einmal erheblichen Auftrieb gewonnen. Die in der Folgezeit in der Sozialdemokratie grassierende Furcht vor einer Reichstagsauflösung und einem Wahlkampf, den ihre Gegner unter einer nationalistischen Parole führen würden, bestärkte den rechten Parteiflügel indes nur noch weiter in seinen strategischen Überlegungen, die um die Gewinnung von Bündnispartnern im bürgerlichen Lager kreisten. Davon versprachen sich die Linken nach wie vor nichts. Mit Blick auf die Zabern-Affäre und die Debatte um die Wehrvorlage konstatierte Ledebour im Mai 1914 im Reichstag: „Wir haben im letzten Jahre zwei Kraftproben zu verzeichnen gehabt, bei denen die bürgerlichen Parteien gegenüber der Militärmacht vollständig versagt haben“¹²⁸³.

Da dem so war, blieben die Wirkungsmöglichkeiten der SPD begrenzt. Neben der Organisation von Protestversammlungen gegen den Militarismus brachte die Parteiführung weiterhin wenig Konstruktives zustande. Im Frühjahr 1914 kam es noch einmal zu einer Neuauflage der Kampagne für eine Reform des preußischen Wahlrechts. Dabei wurde der Massenstreik als Kampfmittel selbst

¹²⁸¹ GROH, *Negative Integration*, S. 583.

¹²⁸² Heine und andere Vertreter des rechten Parteiflügels hatten früh erkannt, dass Deutschland nicht angegriffen worden war, was sie von ihrer einmal eingeschlagenen Linie allerdings nicht abbrachte, selbst dann nicht, als die Expansionsabsichten der Regierung immer deutlicher wurden. Groh ging in seiner Darstellung noch davon aus, dass die deutsche politische und militärische Führung nach der Sicherstellung der „nationalen Einheit“ bei Kriegsbeginn die baldige Verhaftung der sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten plante und ohnehin nur mit einer Kriegsdauer von wenigen Wochen rechnete (vgl. ebd., S. 594), was inzwischen als widerlegt gelten kann.

¹²⁸³ DOMANN, *Sozialdemokratie und Kaisertum*, Zitat: S. 180.

von so gemäßigten Vertretern wie Otto Braun ins Spiel gebracht; die mangelnde Resonanz bei der Parteibasis auf diese Parolen nahm der Bewegung jedoch rasch die Spitze. Ein Übriges taten die gegen einen Massenstreik gerichteten Beschlüsse des Münchner Gewerkschaftskongresses (Ende Juni). Vom Parteivorstand machte sich lediglich Haase für einen Wahlrechtsstreik stark; das Thema wurde schließlich auf den Herbst vertagt. „Daß der Versuch, die Massenstimmung zum `Wahlrechtssturm` anzufachen, fehlschlug, hat auf die Führung seine Wirkung nicht verfehlt. Während ihr aktiver Teil künftig vor einem zweiten Versuch in dieser Richtung zurückschreckte, wurde ihr passiver Teil in seiner Auffassung bestärkt, daß die `Masse` für Aktionen `noch nicht reif` sei, wodurch wieder einmal der revolutionäre Attentismus bestätigt schien.“¹²⁸⁴ Diese Erfahrung war in der wenige Wochen später ausbrechenden Julikrise noch präsent und wirksam. Das sich dann wiederholende Muster - von geballter Unzufriedenheit über die herrschenden Zustände, Mobilisierung der Parteibasis durch den Apparat und letztlich ergebnisloses Auslaufen der Bewegung - hatte seine Ursache auch in der „Aporie, die zum Immobilismus der Partei wesentlich beitrug. [...] Warteten die Führer auf die Mitglieder, so die Mitglieder, die sich in den letzten 10 Jahren daran gewöhnt hatten, daß ihre spontane Initiative in Sachen politischer Massenstreik `von oben` gedämpft wurde, auf die Führer.“¹²⁸⁵

Der Immobilismus der (noch) geltenden Strategie konnte immer weniger die nötigen integrativen Leistungen erbringen, geschweige denn die faktische Machtlosigkeit der Partei kaschieren, in der die Furcht vor Unterdrückungsmaßnahmen größer als je zuvor seit Ende des Sozialistengesetzes war. Diese Furcht hatte vordergründig immerhin eine solidarisierende Wirkung; als Rosa Luxemburg im Februar 1914 wegen „Aufreizung zum Ungehorsam“ zu einer einjährigen Gefängnisstrafe verurteilt wurde (deren Vollzug vorerst ausgesetzt wurde), erhob sich in der Partei einhelliger Protest. Das konnte jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass die radikale Linke ausgesprochen schwach und auch die gemäßigte Linke klar in der Minderheit blieb. Die Basis blieb stattdessen weiterhin stark von den reformistischen Gewerkschaften beeinflusst. Ein Strategiewechsel war in der Partei trotz der geschilderten Rückschläge vorerst nicht durchsetzbar. Statt unorthodoxen Ansätzen eine Chance zu geben, drehten sich die Strategiedebatten nur noch im Kreis.

Auch bei den wenig marxistisch gebildeten Parteiführern blieb dabei trotz allem nach wie vor ein dogmatischer Fortschrittsglaube wirksam, war dieser doch scheinbar die einzige Versicherung positiver Zukunftsaussichten angesichts sich häufender Krisensymptome. Im Blick auf die Verschärfung des innenpolitischen Klimas erklärte Ebert im Mai 1914: „Wir haben das Sozialistengesetz überstanden und sind mit Bismarck fertig geworden. Wie werden auch mit Bethmann und seinen junker-

¹²⁸⁴ GROH, *Negative Integration*, S. 557.

lichen und scharfmacherischen Hintermännern fertig. . . . Der Sammlung der Volksfeinde setzen wir die Sammlung des ausgebeuteten und entrechteten Volkes entgegen.“¹²⁸⁶ Anders als adligen und bürgerlichen Schichten blieb der Sozialdemokratie ein kulturkritisch hinterlegter Zukunftspessimismus durchgehend fremd. Die technische, industrielle und wissenschaftliche Entwicklung mit ihrem wachsenden Tempo wurde allgemein als den Interessen der sozialistischen Arbeiterschaft förderlich betrachtet (zumindest auf längere Sicht). Am „tief optimistischen Grundzug“¹²⁸⁷, den Mehring 1896 dem modernen Proletariat attestiert hatte, waren in der langfristigen Perspektive keine Veränderungen erkennbar.

Für die unmittelbare Zukunft hingegen wurden, wie allein schon die Einschätzungen der internationalen Lage und der verfassungspolitischen Entwicklung zeigten, überwiegend düstere Szenarien gezeichnet. Den immer akuter werdenden Bedrohungen hatte die Partei kaum mehr entgegnen können als „das blinde Festhalten am Althergebrachten: am Nebeneinander von Revolutionsrhetorik und Praktizismus, von Verbalradikalität und parlamentarischer ad-hoc-Taktik und von Organisationsfixierung und Milieueinigelung. Politische Innovationskraft wurde nicht prämiert. Aber der nachlassende Optimismus, der erlahmende Schwung, der in solchen Rückzugsgefechten aufschien, ließ den Nimbus der deutschen Sozialdemokratie spürbar verblassen.“¹²⁸⁸

Im Rückblick, der meist von kleinkariertem Rechthaberei geprägt war, wurde dieser Tatbestand selten oder nie angesprochen. Noske schrieb später, durchaus affirmativ, vom „Angleichungsprozeß an den Staat“¹²⁸⁹, den die SPD im Kaiserreich allmählich vollzogen habe. Stampfer, der langjährige Chefredakteur des *Vorwärts*, hat in seinen ebenfalls Jahrzehnte später verfassten Erinnerungen ein einfaches Bild gezeichnet: „Alles in allem war die Sozialdemokratie schon vor dem Kriege [...] eine reformistische Partei. [...] und die sich auf dem Weg des Reformismus befanden, waren nicht nur die Führer, es waren die sozialdemokratischen Massen selbst.“¹²⁹⁰ Mag dies für die Mehrheit gelten: Es gab auch noch eine andere, radikalere Strömung in der Arbeiterschaft, die auch in der SPD vertreten war. Sie kam in Streikbewegungen zum Ausdruck, die notfalls ohne die Unterstützung oder sogar gegen den Willen der Gewerkschaftsleitung durchgeführt wurden.¹²⁹¹ Und: „Es spricht vieles dafür, daß die von der deutschen Sozialdemokratie in ihrer offiziellen Wehrpolitik vertretene Positi-

¹²⁸⁵ Ebd., S. 572.

¹²⁸⁶ SAUL, Staat, Industrie, Arbeiterbewegung im Kaiserreich, Zitat: S. 387f.

¹²⁸⁷ G. A. RITTER, Arbeiterkultur im Deutschen Kaiserreich, in: Ders. (Hrsg.), Arbeiterkultur, S. 15-39, Zitat: S. 25.

¹²⁸⁸ WELSKOPP, Im Bann des 19. Jahrhunderts, in: FREVERT (Hrsg.), Das Neue Jahrhundert, S. 15-46, hier: S. 46.

¹²⁸⁹ NOSKE, Erlebtes, S. 38.

¹²⁹⁰ BOLL, Frieden ohne Revolution?, Zitat: S. 61.

¹²⁹¹ Vgl. GROH, Intensivierung der Arbeit, in: Ders., Emanzipation und Integration, S. 49-115, hier: S. 75-99.

on einer nationalmilitärischen Loyalität an der `Basis` der Partei nicht akzeptiert, mitunter vielleicht in ihrem Kern auch gar nicht wahrgenommen wurde, weil die Agitation gegen den Militarismus sie kompensatorisch begleitete.“¹²⁹²

Daraus lässt sich der Schluss ziehen, „die Funktionäre seien reformistischer gewesen als die Mehrheit der Arbeiter in den Betrieben“¹²⁹³. Die nicht vom Reformismus überzeugte Strömung äußerte sich in der Erbitterung über die wachsende Repression von Seiten des Staates sowie der Unternehmer und hatte ihre Stärke in den Wahlrechtskundgebungen gezeigt. Diese „aktiven Kerne der Mitgliedschaft [, die] kampfbereiter waren als die Führung“¹²⁹⁴, sind methodisch schwer fassbar, aber sie waren vorhanden und bildeten die Grundlage der Massenbewegung, die in der Revolution von 1918/19 weitgehend spontan in Aktion trat. Jahrzehntlang in Parteidisziplin geübt, ließen sich die opponierenden Kräfte vorerst noch integrieren, zumal sie deutlich in der Minderheit waren. Bei den ständigen innerparteilichen Auseinandersetzungen hatte sich ab 1911/12 auf der anderen Seite eine lose „Koalition“ zwischen süddeutschen Reformisten, Praktizisten aus den Gewerkschaften, weiteren rechtsstehenden Abgeordneten und einem erheblichen Teil des Parteivorstandes gebildet, was in dieser Form noch ein Jahrzehnt zuvor undenkbar gewesen war. Dieser Prozess, der nur von den Wenigsten in seiner Tragweite erkannt wurde, bildete die wichtigste Ausgangsvoraussetzung für die innerparteilichen Machtkämpfe während des Krieges – neben den Defiziten der Parteistrategie.

Bei allen Parteitagsdebatten und aller Produktivität der Parteitheoretiker (von deren Ergebnissen hier nur ein kleiner Bruchteil wiedergegeben wurde) blieb doch in der SPD *eine* Frage stets ungeklärt: Auf welche Art und Weise sollte „die Macht“ errungen werden? Alle hierzu entwickelten Konzepte kamen über den Status von Verlegenheitslösungen nicht hinaus: Die Sicht der Reformisten basierte auf der unbegründeten Hoffnung, dass sich das politische System des Kaiserreiches allmählich demokratisieren würde - wenn man nur die parlamentarischen Möglichkeiten konstruktiv ausnutzte. Die von Kautsky angeführten Gegner des Glaubens an eine evolutionäre Entwicklung hielten „die Revolution“ weiterhin nicht für überflüssig bzw. unmöglich, sahen darin jedoch ein Phänomen, das sich zur gegebenen Zeit ganz von selbst Bahn brechen würde - während die Partei bis dahin in ihrem „Attentismus“ verharren und sich auf den Ausbau der Organisation beschränken konnte. Mit dieser passiven Strategie war eine kleine Minderheit vom äußersten linken Flügel bald nicht mehr zufrieden: Sie verlangte konkrete Aktionen, namentlich den Massenstreik, um die Stagnation in der Verfassungsentwicklung aufzubrechen und damit auch offen die Machtfrage zu stel-

¹²⁹² KLÖNNE, Die deutsche Arbeiterbewegung vor 1914, in: HEISS/LUTZ (Hrsg.), Friedensbewegungen, S. 136-151, hier: S. 147.

¹²⁹³ GROH, Überlegungen zur Bildung und Transformation der deutschen Arbeiterklasse, in: Ders., Emanzipation und Integration, S. 17-48, hier: S. 37.

¹²⁹⁴ BOLL, Frieden ohne Revolution?, S. 72.

len. Diese Richtung unterschätzte die Beharrungskräfte in der Gesellschaft ebenso wie sie die Aktionsbereitschaft der Basis überschätzte. Da das Kaiserreich eben keine parlamentarische Demokratie war und die herrschenden Kräfte, im faktischen Einverständnis mit allen bürgerlichen Parteien, auch gar nicht daran dachten, daran etwas zu ändern, bestand für die SPD letzten Endes keine Aussicht, über gewonnene Wahlen an die Regierung zu gelangen – geschweige denn an die Macht. Umgekehrt wäre eine Parlamentarisierung – auch ohne jegliches sozialistische Beiwerk – bereits einer „echten“ Revolution gleichgekommen, die das 1848 Versäumte nachgeholt hätte. Darauf wird bei der Beurteilung der Forderungen, die von der USPD 1917/18 erhoben wurden, noch zurückzukommen sein.

Nachdem machtpolitische Erfolge ausblieben und das rasante Wachstum der Organisation offenbar an sein Ende gekommen war, nicht zuletzt nach dem Verlust von Bebel, dessen Autorität die Partei zu seinen Lebzeiten „wie eine eiserne Klammer“¹²⁹⁵ zusammengehalten hatte, musste die SPD schwierigen Zeiten entgegengehen, die ihre Geschlossenheit auf eine harte Probe stellten. Das Erbe, das der charismatische Anführer seiner Partei hinterlassen hatte, war zwiespältig. Bebels Anteil am Aufstieg der Sozialdemokratie aus kleinsten Anfängen zur stärksten Partei in Deutschland war ebenso unstrittig wie unübertroffen. Den Bestrebungen des Reformismus und Revisionismus – bzw. allem, was er dafür hielt – war Bebel stets offensiv entgegengetreten; gleichzeitig war er ein Befürworter parlamentarischer Arbeit und schätzte auch das Wirken der Gewerkschaften, was dem Praktizismus in der Partei letztlich zum Durchbruch verhalf, allen revolutionären Lippenbekenntnissen zum Trotz. Zweischneidig waren auch Bebels Positionen zur Außenpolitik: Klar sah er den singulären Charakter eines zukünftigen europäischen Krieges voraus, dem er allerdings ausgesprochen fatalistisch entgensah. Die Friedfertigkeit und Vernunft der deutschen Regierung hatte er lange Zeit eklatant überschätzt; die Möglichkeit, der Katastrophe wirksam entgegenzutreten, sah er für die SPD nicht. „Die Frage, ob sich die deutsche Sozialdemokratie unter Bebels Leitung im August 1914 anders verhalten hätte, läßt sich nicht mit Sicherheit beantworten. Man kann jedoch davon ausgehen, daß die Politik der Partei während des Kriegsjahre unter Bebel nicht so regierungsfremd und rückgratlos gewesen wäre, wie sie es unter der neuen Leitung aus einem falsch verstandenen Patriotismus war.“¹²⁹⁶

Bleibt hier ein spekulatives Element erhalten, so steht auf der anderen Seite fest: Exponenten der Linken wie Luxemburg und Ledebour sowie der Rechten wie Südekum und Gustav Bauer lebten politisch inzwischen in verschiedenen Welten, die kaum noch auf einen Nenner zu bringen waren. Wie sich bald herausstellen sollte, galt dies - zumindest in Kriegszeiten - auch für viel weiter in der

¹²⁹⁵ DITTMANN, Erinnerungen, Bd. 1, S. 226.

Mitte der Partei stehende Figuren wie etwa Dittmann und Haase einerseits, Scheidemann und Otto Braun andererseits. Genau festgelegt war die sich immer mehr abzeichnende Bruchlinie innerhalb der Partei damit allerdings noch nicht: Ehemals entschiedene Gegner Kautskys wie Bernstein, August Erdmann¹²⁹⁷ und Eisner fanden sich mit diesem nach Kriegsbeginn im gleichen Lager, ehemalige Linke wie Cunow und Lensch rutschten dafür nach rechts außen. Um das Verhältnis zwischen individuellen und strukturellen Faktoren zu bestimmen, bildet die Geschichte der SPD im Ersten Weltkrieg deswegen ein lohnendes Feld, auf dem sich oberflächliche Erklärungen verbieten.

Gegen solche „Erklärungen“ steht schon das kaum zu überblickende Korpus der wissenschaftlichen Arbeiten zur Sozialdemokratie im Kaiserreich. Aus einigen der bedeutendsten Beiträge sollen nun, zum Abschluss, die Kernthesen wiedergegeben werden. Zunächst darf noch einmal Robert Michels zu Wort kommen, der bei seinen Untersuchungen „unter dem unmittelbaren Eindruck der sich in den Organisationsstatuten von 1905 und 1909 durchsetzenden Tendenzen zu strafferer Organisation“¹²⁹⁸ gestanden hatte; er legte 1911 – weitere Auflagen folgten – seine später berühmt werdende Studie über die „oligarchischen Tendenzen des Gruppenlebens“ vor. Darin formulierte er eine hellsichtige Analyse der inneren Verfassung der deutschen Sozialdemokratie und ihrer in einem halben Jahrhundert gewachsenen Organisation:

„Das Schlußglied der langen Kette von Erscheinungen, welche die politische Partei, auch wenn sie sich mit dem Titel revolutionär schmückt, in ihrem inneren Wesen einen konservativen Grundzug verleihen, liegt in ihrem Verhältnis zum Staate begründet. Entstanden, um die zentralisierte Macht des Staates zu überwinden und von der Erwägung ausgehend, daß die Arbeiterklasse nur einer genügend großen und festen Organisation bedürfe, um über die Organisation des Staates Herr zu werden, hat die Partei der Arbeiter sich selber machtvoll zentralisiert und ihr stolzes Gebäude auf die gleichen [...] Grundpfähle aufgebaut: *Autorität und Disziplin*. So ward sie zu einer Regierungspartei, d. h. zu einer Partei, die, organisiert wie eine Regierung im Kleinen, der Hoffnung lebt, dereinst die Regierung im Großen zu übernehmen. Die politisch-revolutionäre Massenpartei ist ein Staat im Staate, welche theoretisch die erklärte Absicht verfolgen soll, den Gegenwartsstaat auszuhöhlen und zu untergraben, um ihn endlich durch ein von Grund aus verschiedengeartetes Staatswesen zu ersetzen. [...]

Aber die Leiter dieses mit denselben Mitteln wie der Autoritätsstaat organisierten revolutionären Körpers können sich auf die Dauer der Einsicht nicht entziehen, daß ihre Organisation [...], mag sie auf organisatorischem Boden auch noch so viel Wunderdinge leisten, doch nur eine schwache Miniaturausgabe ist, und daß deshalb in absehbarer Zeit, ohne Hinzutreten außergewöhnlicher Ereignisse, jeder Versuch einer Kraftprobe mit einer zerschmetternden Niederlage für sie enden müs-

¹²⁹⁶ CARSTEN, August Bebel, S. 7.

¹²⁹⁷ Erdmann, August, geb. 22.1.1862 in Iserlohn (RB Arnberg), 1868-1872 Volksschule und 1872-1881 Realgymnasium in Iserlohn, 1881-1887 Studium (Naturwissenschaften, Medizin) in Bonn, Berlin und Leipzig, 1885 Promotion zum Dr. phil. in Bonn, bis Anfang der 1890er Jahre Zahnarzt in Iserlohn, Beitritt zur SPD, 1895-1896 Redakteur der *Freien Presse* in Elberfeld, 1896-1906 Redakteur der *Rheinischen Zeitung* in Köln, 1906-1908 ständiger Mitarbeiter der *Sozialdemokratischen Parteikorrespondenz*, ab 1908 Schriftsteller in Köln und Düsseldorf, MdR 1912-1918, 1917 Übertritt zur USPD, Nov. 1918 Vorsitzender des Arbeiter- und Soldatenrates in Düsseldorf, 1918-1920 Herausgeber der USPD-Zeitung *Westdeutsches Wochenblatt*, 1920 kurzfristig Landrat des Kreises Hagen-Schwelm, 1920 Rückkehr zur SPD, Verfasser einer Reihe von politischen Schriften, gest. 8.10.1938 in Köln.

¹²⁹⁸ GROH, Die Sozialdemokratie 1897-1909, in: Ders., Emanzipation und Integration, S. 253-566, hier: S. 531.

se. Die logische Folge dieser Erkenntnis ist, daß gerade das Gegenteil von der Hoffnung eintrifft, von welcher die Gründer sich hatten leiten lassen [...]. Anstatt daß die Partei mit wachsender Kraft und Stärke ihrer Organisation an revolutionärer Dynamik gewinnt, können wir heute gerade die entgegengesetzte Beobachtung machen: es besteht eine innere Beziehung zwischen dem Wachstum der Partei und dem Wachstum an Vorsicht und Ängstlichkeit ihrer Politik. [...] So wird die Organisation aus einem Mittel zum Zweck zu einem Selbstzweck. [...]

Als oberstes Gesetz der Partei bildet sich die Tendenz, alles fernzuhalten, was in die Speichen ihres Räderwerkes eingreifen und ihre äußere Form, die Organisation bedrohen könnte. [...] Sie verliert mit der Entwicklung des Ruhebedürfnisses ihre revolutionären Giftzähne und wird zu einer gut konservativen Partei, die sich zwar ihrer revolutionären Terminologie weiter bedient [...], die aber in der Praxis im höchsten Falle die Aufgabe einer konstitutionellen Oppositionspartei erfüllt. Das war so etwa die Stellung der deutschen Sozialdemokratie vor dem Weltkriege.¹²⁹⁹

Ein Jahrhundert später hat sich dieses Urteil über weite Strecken bestätigt. Am Beginn der modernen Forschung zur deutschen Arbeiterbewegung erkannte Peter Lösche bereits:

„Der Kultus der Wahlen und Wahlerfolge, die Kleinarbeit des Funktionärs brachte die Gefahr mit sich, die gesellschaftlichen Mächte wie Militär, Bürokratie und Wirtschaftsverbände nicht mehr zu beachten und nur noch auf das Eintreffen des Sozialismus zu warten. Die zentristische Integrationsideologie und der Organisationspatriotismus der Partei wurden so letztlich zu einem Stabilitätsfaktor der bestehenden Ordnung in Staat und Gesellschaft. [...]

Als Gesamtpartei gelang es der Sozialdemokratie in der Zeit des Wilhelminismus nicht, eine Politik zu betreiben, die von einer langfristigen Konzeption ausgehend bereits in der Gegenwart gesellschaftsverändernde Wirkungen gehabt hätte. [...]

Selbstüberschätzung und das Mißverhältnis zwischen revolutionärem Anspruch und konkreter Politik in der Wirklichkeit sind – hier durchaus verwandt mit wilhelminischer Außen- und Innenpolitik – typisch für die deutsche Sozialdemokratie des Kaiserreichs gewesen.¹³⁰⁰

Francis L. Carsten schrieb in seiner Bebel-Biographie:

„Die sozialdemokratische Partei besaß eine riesige, disziplinierte, alles umfassende Organisation [...]. Was ihr fehlte, war ein Plan, wie sie ihre Ziele verwirklichen könnte. [...] Sie strebte nach parlamentarischen Regierungsformen und einer demokratischen Republik. Aber wie sollten diese erreicht werden? [...] Mochte die Partei noch so sehr wachsen, es würde alles beim alten bleiben, solange sie keine Macht besaß. An die Macht aber konnte sie nur im Verlauf einer Katastrophe kommen, die die Grundlagen der bestehenden Ordnung untergrub. Bebel glaubte immer an das Kommen einer solchen Katastrophe, aber er konnte nicht ahnen, welche schrecklichen Formen sie annehmen sollte. Als die Partei im November 1918 an die Macht kam, war sie nicht imstande, die politischen und sozialen Folgen von Krieg und Niederlage zu meistern, weil das über ihre Kräfte ging.“¹³⁰¹

¹²⁹⁹ MICHELS, Zur Soziologie des Parteiwesens, S. 344-348.

¹³⁰⁰ LÖSCHE, Arbeiterbewegung und Wilhelminismus, in: GWU 20 (1969), S. 519-533, hier: S. 529f. u. 533.

¹³⁰¹ CARSTEN, August Bebel, S. 255.

Dem lässt sich schwer widersprechen, weshalb erst recht die Frage nach den Alternativen zur Politik der SPD in der Vorkriegszeit in den Vordergrund rückt. Dieter Groh stellte fest:

„Die Wahlerfolge und –niederlagen von 1903, 1907 und 1912 sind die Wegmarken des Praktizismus der Parteiführung gewesen, der unter der Decke der revolutionären alten Schlagworte auf eine Politik des unbewußten Reformismus hinauslief. Er hatte gegenüber der bewußten Variante den großen Nachteil, sich von der traditionellen Ideologie des revolutionären Attentismus nicht befreien und den traditionellen Gegensatz von radikaler Theorie und reformistischer Praxis nicht durchschauen zu können. [...] Hätte die Parteiführung [...] sich vorbehaltlos auf den Boden ihrer evolutionären und reformistischen Praxis gestellt, so wäre die Partei auseinandergefallen oder zumindest stark geschwächt worden, ohne sich dafür vorderhand irgendeinen Vorteil einhandeln zu können.“¹³⁰²

Die komplexen Entwicklungen *innerhalb* der Partei traten in Wechselwirkung mit den *äußeren* Rahmenbedingungen für ihr Handeln, auf die sie nur sehr geringen direkten Einfluss hatte.¹³⁰³ Elfi Pracht kam zu dem ernüchternden Ergebnis:

„Die Zeit von 1912 bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges verging für die Sozialdemokraten eher eintönig; sie schwankten hin und her zwischen der Erfahrung, die dominierende Kraft im Hause [d. h. im Reichstag; B. A.] zu sein, der selbstbewußtseinsstärkenden Berufung auf die Verhinderung reaktionärer Gesetzentwürfe sowie dem Sich-Delektieren an oratorischen Meisterleistungen, zwischen wenig Freude bereitenden Erfolgen wie der Durchsetzung der die Lasten der Militärausgaben endlich einmal auf die Schultern der Besitzenden abwälzenden Deckungsvorlage von 1913, die mit erregten Diskussionen über die Priorität von Verwendungszweck oder Erhebungsart die Parteikrise widerspiegelte und zuspitzte, zwischen diesen für die Zukunft also wenig Gutes verheißenden Errungenschaften und dem nie überwundenen Gefühl, daß in diesem Hause nichts zu erreichen sei. Es gab also Determinanten, die eine parlamentarische Reformpolitik – unabhängig davon, ob diese mit kurz- oder mit längerfristigen Perspektiven verbunden war – nachhaltig behinderten. Die Partei und ihre Selbstdefinition als eine proletarische Klassenkampfpartei standen dem im Wege. Vor allem aber bildete das `System` eine unübersteigbare Barriere.“¹³⁰⁴

Die fatale Interdependenz zwischen der verfassungspolitischen Stagnation und der Immobilität der Sozialdemokratie wiederum hat Hans-Josef Steinberg frühzeitig beschrieben:

¹³⁰² GROH, Die Sozialdemokratie 1897-1909, in: Ders., Emanzipation und Integration, S. 253-566, hier: S. 498 u. 507.

¹³⁰³ „Die Ambivalenz zwischen Repression und Integration, der sich die Arbeiterbewegung im späten Kaiserreich ausgesetzt sah, blieb unaufgehoben, war unaufhebbar, weil sie der zutreffende Ausdruck der gesellschaftlichen Eigentums- und Machtverhältnisse und des politischen Herrschaftssystems war. Unter den Bedingungen des sich monopolistisch organisierenden hochindustriellen Kapitalismus nahm die Polarisierung der Gesellschaft in Klassen zu. Aber diese von strukturellen Gegensätzen zerrissene Gesellschaft konnte sich Veränderungen im einzelnen öffnen, solange und insofern diese das Gefüge des strukturellen Ungleichgewichts nicht tangierten. Das System sperrte sich jedoch wie jedes System gegen seine Transformation als Ganzes und blockierte damit die Arbeiterbewegung in der Weiterführung ihrer Emanzipationsbestrebungen. Aus dieser Konstellation resultierte der immobile Schwebezustand für die Arbeiterbewegung im Kaiserreich.“ (GREBING, Arbeiterbewegung, sozialer Protest, S. 129). Dieses abgewogene Urteil liegt auch den hier getroffenen Bewertungen zugrunde.

¹³⁰⁴ PRACTH, Parlamentarismus und deutsche Sozialdemokratie, S. 278.

„Die politische Ohnmacht der deutschen Sozialdemokratie, die zur wachsenden Zahl der Wählerstimmen und Mandate in krassem Widerspruch stand, resultierte aus der offiziellen Ideologie und den inneren Verhältnissen in Deutschland, wobei der formale Radikalismus eben durch diese Verhältnisse in gewisser Weise gerechtfertigt wurde. [...] Vor dem ersten Weltkrieg ist der Partei der Weg aus dem Gettodasein, sieht man von den Verhältnissen in den süddeutschen Staaten ab, nicht erleichtert worden. In verhängnisvoller Weise wurde das Festhalten an der scheinradikalen Ideologie mitbedingt durch die verfassungsmäßige Ordnung des Kaiserreichs und die Haltung der Staatsgewalt sowie der führenden Gesellschaftsschichten der Partei gegenüber, während umgekehrt die revolutionäre Phraseologie die repressiven Maßnahmen und die Intransigenz des Bürgertums scheinbar rechtfertigte.“¹³⁰⁵

Ein Ausweg aus diesem Teufelskreis schien sich allenfalls in einigen süddeutschen Ländern aufzutun, wo das „System“ weniger hohe Barrieren gegen den Emanzipationsanspruch der Arbeiterbewegung aufgebaut zu haben schien. In seiner klassischen Studie über die SPD zwischen 1890 und 1900 stellte Gerhard A. Ritter etwas überspitzt fest:

„Die einseitige Konzentrierung der Kraft der deutschen Sozialdemokratie auf die agitatorische Tätigkeit zu den in ihrer Bedeutung weit überschätzten Reichstagswahlen, die praktische Erfolglosigkeit der parlamentarischen Arbeit im Reichstag, das Fehlen jeder größeren begeisternden Aufgabe und die ernüchternde Erkenntnis der Lebensfähigkeit der bestehenden Gesellschaftsordnung als Rückschlag auf den von übersteigerten Hoffnungen begleiteten Aufschwung von 1890 sind die hervorstechenden Züge des Bildes einer in `den alten ausgefahrenen Gleisen` verharrenden und langsam erstarrten Sozialdemokratie, das uns die Memoiren Severings und die zeitgenössischen Parteidiskussionen widerspiegeln. Der entscheidende Impuls zur Neubelebung der verödeten politischen Arbeiterbewegung ging nicht vom Zentrum der Partei [gemeint ist damit die Parteizentrale; B. A.] – der Reichstagsfraktion und dem Parteivorstand – aus, sondern war eine Auswirkung der praktischen Arbeit der sozialdemokratischen Landtagsfraktion in den süddeutschen Staaten. Besonders bedeutungsvoll wurde die Tätigkeit der bayerischen Sozialdemokratie.“¹³⁰⁶

Diese Tätigkeit gilt es nun näher zu beleuchten; zuvor sollen jedoch kurz die speziellen Rahmenbedingungen skizziert werden, unter denen die bayerische Sozialdemokratie ihre Vorstellungen und Wirkungen entfaltete.

¹³⁰⁵ STEINBERG, Sozialismus und deutsche Sozialdemokratie, S. 146 u. 149.

¹³⁰⁶ G. A. RITTER, Arbeiterbewegung im Wilhelminischen Reich, S. 128.

2.3 Die innenpolitische Entwicklung in Bayern bis 1914

Die politischen Verhältnisse in Bayern unterschieden sich von denjenigen im Reich bzw. in Preußen ganz erheblich.¹ Anders gelagerte konfessionelle Gegebenheiten, die hier verspätet einsetzende Industrialisierung mit ihren sozialen Konsequenzen und ein auf jahrhundertelanger staatlicher und dynastischer Kontinuität aufbauendes Bewusstsein politischer und kultureller Eigenständigkeit bildeten nur die offensichtlichsten Gründe für den Sonderstatus Bayerns, der auch in den in der Reichsverfassung von 1871 festgeschriebenen „Reservatrechten“ seinen konstitutionellen Niederschlag fand. Trotz dieser Privilegien blieb ein erhebliches Maß an Reichsverdrossenheit und Preußenfeindschaft in breiten Bevölkerungsschichten erhalten, das gerade in Krisenzeiten aktiviert werden konnte. Eine direkt separatistische Politik wurde indessen von keiner der bayerischen Regierungen nach dem Verlust der staatlichen Selbständigkeit verfolgt; trotz der durchaus vorhandenen konstitutionellen Möglichkeiten kam es auch nicht zu einer eigenständigen Reichspolitik. Die besondere politische Kultur Bayerns definierte sich jedoch nicht einfach ex negativo, sondern speiste sich aus den verschiedensten Quellen, die wissenschaftlich zu bestimmen noch nie vollständig gelang.² Die Epoche des auf den „Märchenkönig“ Ludwig II. folgenden Prinzregenten Luitpold (1886-1912) wurde nicht nur später folkloristisch zur „guten alten Zeit“ überhöht, sondern zeichnete sich tatsächlich durch eine vergleichsweise hohe soziale Stabilität und wirtschaftliche Prosperität aus. Im retrospektiven Vergleich mit dem Jahrzehnt von Krieg, Revolution und Inflation musste diese Ära erst recht wie ein nie wieder erreichbares Ideal erscheinen. Doch wie stellten sich Staat und Gesellschaft in Bayern zu dieser Zeit in Wirklichkeit dar?

Durch die Gebietserweiterungen der napoleonischen Epoche hatte Bayern zunächst an innerer Homogenität stark eingebüßt, der Zusammenhalt des neu entstandenen Staatsgebildes war jedoch durch die vom Grafen Maximilian Montgelas geschaffene aufgeklärte Staatsbürokratie stets gewähr-

¹ Zum folgenden Abschnitt siehe W. ALBRECHT, Landtag und Regierung, S. 20-73; BOSL (Hrsg.), Bayern im Umbruch; Hans-Michael KÖRNER, Geschichte des Königreichs Bayern, München 2006, S. 142-200; MÖCKL, Prinzregentenzeit; Friedrich PRINZ/Marita KRAUS (Hrsg.), München – Musenstadt mit Hinterhöfen. Die Prinzregentenzeit 1886-1912, München 1988; Axel SCHNORBUS, Arbeit und Sozialordnung in Bayern vor dem Ersten Weltkrieg (1890-1914), München 1969; Klaus TENFELDE, Bayerische Wirtschaft und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert, in: MEHRINGER (Hrsg.), Von der Klassenbewegung zur Volkspartei, S. 9-19; TENFELDE, Bayerische Industrialisierung, in: G. A. RITTER (Hrsg.), Aufstieg der deutschen Arbeiterbewegung, S. 135-137; Manfred TREML, Königreich Bayern (1806-1918), in: BAYERISCHE LANDESZENTRALE FÜR POLITISCHE BILDUNGSARBEIT (Hrsg.), Geschichte des modernen Bayern. Königreich und Freistaat, München 1994, S. 13-145, hier: S. 86-112 und Wolfgang ZORN, Parlament, Gesellschaft und Regierung in Bayern 1870-1918, in: Gerhard A. RITTER (Hrsg.), Gesellschaft, Parlament und Regierung. Zur Geschichte des Parlamentarismus in Deutschland, Göttingen 1976, S. 299-315.

² Zur Bestimmung des „Sondercharakters“ Bayerns siehe einleitend Jürgen GEBHARDT, Bayern, Deutschlands eigenwilliger Freistaat – Historisch-gesellschaftliche Aspekte der politischen Kultur in Bayern, in: Rainer A. ROTH (Hrsg.), Freistaat Bayern. Die politische Wirklichkeit eines Landes in der Bundesrepublik, München 1986, S. 83-104 und Alf MINTZEL, Besonderheiten der politischen Kultur Bayerns. Facetten und Etappen einer politisch-kulturellen Homogenisierung, in: Dirk BERG-SCHLOSSER/Jakob SCHISSLER (Hrsg.), Politische Kultur in Deutschland. Bilanz und Perspektiven der Forschung, Opladen 1987, S. 295-308.

leistet. Der im Laufe des 19. Jahrhunderts immer deutlicher zutage tretende Hauptunterschied zu Preußen bestand in der weiter bestehenden Dominanz des Katholizismus³ (die sich nicht nur kulturell, sondern auch explizit politisch manifestierte⁴), dem schwächer ausgeprägten Militarismus und in der in Bayern zunächst deutlich hinterherhinkenden industriellen Entwicklung.⁵ Hinzu kam, dass in Bayern die klein- und mittelbäuerlichen Betriebe das Rückgrat der Landwirtschaft bildeten, folglich die soziale Differenzierung auf dem Land weit geringer war als in den preußischen Kerngebieten. „Die ägyptische Plage eines preußischen Junkertums war unbekannt“⁶, wie es Mehring trefflich formulierte; der bayerische Adel hatte dagegen eine Tendenz zur „Verbürgerlichung“ und prägte folglich das gesellschaftliche Klima weit weniger, als es in Preußen der Fall war. Die staatstragende Schicht bildete eine Oligarchie aus gehobenem Bürgertum und Adel, die sich mit der Rolle Bayerns im Reich rasch arrangierte. Zwischen Staatsverwaltung und katholischer Mehrheitsbevölkerung entwickelte sich indes eine erhebliche Kluft. „Die Regierungsbürokratie, nationalliberal, aufgeklärt, weitgehend fränkisch-protestantisch, seit dem straffen Regiment Montgelas und dem Kulturkampf in ständigem Gegensatz zum größten Teil der Bevölkerung, war weder beliebt, noch im Volk verwurzelt.“⁷ Gegen die Patriotenpartei, ab 1887 als Bayerische Zentrumspartei firmierend, die stets die Mehrheit in der Abgeordnetenversammlung stellte, regierte seit der Zeit Ludwigs II. ein sich erstaunlich stabil erweisendes liberal-konservatives Establishment, dessen Kern eine effiziente Ministerialbürokratie bildete.

Diese äußere Stabilität wurde bald mit den Anforderungen einer sich immer rascher verändernden Welt konfrontiert. Seit dem Ende des 19. Jahrhunderts war der Strukturwandel auch in Bayern nicht mehr zu übersehen; der Übergang von agrarischen zu industriellen Arbeits- und Lebensformen war auch hier das Ergebnis wirtschaftlicher und technischer Innovationen, von denen die Elektrifizierung des Landes nur ein herausragendes Beispiel war. Der Ausbau des Verkehrs- und Nachrichtenwesens veränderte die gesellschaftlichen Kommunikationsprozesse und wirkte damit unmittelbar in die politische Sphäre hinein. Dies galt selbstredend auch für die Widerstände, die sich gegen den beispiellosen sozialen und kulturellen Umbruch bemerkbar machten. Insbesondere das Verhältnis zwischen Stadt und Land veränderte sich nachhaltig. Der Landwirtschaft gelang es zwar, ihre Pro-

³ In Bayern waren ca. 70% der Bevölkerung, in Altbayern, d. h. der Oberpfalz, Ober- und Niederbayern, 90% katholisch. (Angabe aus SCHNORBUS, Arbeit und Sozialordnung, S. 73).

⁴ Siehe dazu auch Werner K. BLESSING, Kirchenfromm – volksfromm – weltfromm: Religiosität im katholischen Bayern, in: LOTH (Hrsg.), Deutscher Katholizismus im Umbruch zur Moderne, S. 95-123.

⁵ Im Jahr 1907 entfielen in Bayern 45,6% der Erwerbstätigen auf die Landwirtschaft (Reich: 32,7%), 27,4% auf Gewerbe und Industrie (Reich: 37,2%). (Angabe aus SPERL, Wirtschaft und Staat in Bayern, S. 159).

⁶ Merith NIEHUSS, Die Stellung der Sozialdemokratie im Parteiensystem Bayerns, Württembergs und Badens, in: G. A. RITTER (Hrsg.), Aufstieg der deutschen Arbeiterbewegung, S. 103-126, Zitat: S. 104.

⁷ Karl MÖCKL, Gesellschaft und Politik während der Ära des Prinzregenten Luitpold. Ein Beitrag zur Vorgeschichte der Revolution in Bayern, in: BOSL (Hrsg.), Bayern im Umbruch, S. 5-36, hier: S. 10.

duktivität zu steigern und die Agrarkrise zu überwinden, blieb in ihrer Entwicklung langfristig jedoch gegenüber dem industriellen Sektor zurück. Als direkte Folge davon setzte eine breite Wanderungsbewegung in Richtung der Städte ein. Gerade in Bayern zeigte die ländliche Gesellschaft allerdings ein nicht zu unterschätzendes Beharrungsvermögen bei gleichzeitiger Anpassung an eine veränderte Umwelt durch Politisierung und Organisation bis dahin politikferner Schichten. Bei aller pragmatischen Anpassungsfähigkeit entstand hier ein Gegengewicht zur kulturellen Moderne, das den Charakter Bayerns noch lange prägen sollte.

Zentrales Movens der Veränderung bildete auch in Bayern die Industrialisierung, die hier jedoch nur verspätet und abgeschwächt einsetzte (um 1900 lebte noch die Hälfte der bayerischen Bevölkerung in bäuerlichen Verhältnissen). Mangels entsprechender Bodenschätze entstand kaum Schwerindustrie, damit blieb auch der einhergehende klassenbildende Einfluss aus; die Textilindustrie in Schwaben und Oberfranken sowie die Metall- und Maschinenindustrie in München, Augsburg und Nürnberg bildeten das Rückgrat der ökonomischen Entwicklung des Landes. Kennzeichnend für die Wirtschaftsstruktur Bayerns war die Vielzahl von Klein- und Mittelbetrieben in verschiedensten Branchen, die sich erfolgreich dem Konzentrationstrend der Zeit widersetzen (es entstanden vergleichsweise wenige Großbetriebe,⁸ der Mittelstand konnte sich behaupten und am allgemeinen Wachstum partizipieren).

Parallel zu der nicht aufzuhaltenden wirtschaftlichen Modernisierung erlebte das Königreich eine beeindruckende kulturelle Blüte, die sich vor allem in der weltoffenen Landeshauptstadt München zeigte, die eine weit über die Landesgrenzen hinausreichende Anziehungskraft entfaltete. Wissenschaft und Künste profitierten vom liberalen Klima Münchens, das sich gerne mit international anerkannten Größen des Geisteslebens schmückte, die die Vorzüge der Stadt zu schätzen wussten. Der zeittypische Fortschrittsoptimismus fand somit zahlreiche Anknüpfungspunkte, ein Blick hinter die Fassaden enthüllte jedoch auch schwerwiegende Dissonanzen. Deren Ursachen lassen sich klar benennen:

„Beschleunigte Urbanisierung, Industriekapitalismus, wissenschaftlich-technische Kultur und eine von vielfältiger Interessenorganisation begleitete Klassenbildung veränderten ökonomisch-soziale Verhältnisse, aber auch Werte, Interessen und Einstellungen. Immer mehr Menschen gerieten in die Transformation zur Industriegesellschaft. Das erzeugte gesellschaftliche Spannungen: zwischen Unternehmern und Arbeitern, zwischen kapitalistisch-großbetrieblichem und mittelständischem Gewerbe, zwischen Bauern, die Schutzzölle, und Verbrauchern, die Freihandel wollten, zwischen fortschrittsgläubigen Bildungsbürgern und konservativen Kleinbürgern, zwischen Adel und arrivie-

⁸ In Bayern waren 1907 63,4% aller Arbeiter in Betrieben mit weniger als 50 Beschäftigten tätig (Preußen: 52,5%); zu diesem Zeitpunkt gab es im ganzen Land nur drei Fabriken mit mehr als 5000 Mitarbeitern. (Angabe aus SCHNORBUS, Arbeit und Sozialordnung, S. 25f.).

rendem Bürgertum. Und der Staat, die konstitutionelle Monarchie, geriet mit den von ihm Privilegierten gegenüber jener Entwicklung in Rückstand.“⁹

Getragen wurde die Monarchie von der altehrwürdigen Dynastie der Wittelsbacher (deren verschiedene Linien das Land seit 1180 regierten). Deren Oberhaupt, der Prinzregent Luitpold, erfreute sich erheblicher Popularität in der Bevölkerung, schränkte seine integrative Wirkung durch Festhalten am höfischen Zeremoniell jedoch stark ein und war alles andere als ein in die Politik aktiv gestaltend eingreifender Herrscher. Die Perpetuierung des staatsrechtlichen Provisoriums der Regentschaft nagte uneingestanden am Nimbus des monarchischen Prinzips; Einflüsterungen aus Geheimkanzlei und Hofkamarilla blieben intransparente Einflüsse auf die Politik des Prinzregenten. Wenn auch der Münchner Hof bei weitem nicht das widerwärtige Ausmaß von Prunkentfaltung und Byzantinismus entwickelte wie sein Berliner Gegenstück, so muss doch festgehalten werden, dass auch die Kosten der Hofhaltung der Wittelsbacher enorm hoch waren. Vor dem Krieg standen sie mit einer Zivilliste von 5,4 Millionen Mark - weltweit wohlgernekt – an achter Stelle unter den Monarchien¹⁰ (zum Vergleich: Das Durchschnittseinkommen in Bayern lag zu dieser Zeit bei 625 Mark – pro Jahr¹¹; in den Außenbezirken Münchens galten 1912 mehr als die Hälfte der Kinder als unterernährt¹²).

Mit der Volkstümlichkeit der Monarchie war es auch keineswegs so weit her, wie es die offizielle Propaganda glauben machen wollte. Der in der Verfassung festgelegten - und von der herrschenden Meinung der Staatsrechtslehre immer wieder untermauerten - starken Stellung der Herrschergewalt wurde Luitpolds Persönlichkeit nicht gerecht. Die nicht abreißende Debatte darüber, ob während der Regentschaft Verfassungsänderungen erlaubt seien, wurde meist parteipolitisch instrumentalisiert und führte zu einer Stärkung des Ministeriums gegenüber dem Monarchen. Da es die Regierung meist vermied, den Unwillen Preußens auf sich zu ziehen, konnte das bestehende Herrschaftssystem den in der Bevölkerung stark verankerten Partikularismus (der für das Zentrum konstitutiv, aber auch in der Landes-SPD nicht zu übersehen war) kaum dazu nutzen, bestehende Legitimationsdefizite zu überdecken. Ein Gegengewicht zur Ministerialbürokratie, die von der preußischen Gesandtschaft in München „überwacht“ wurde, konnte – zumindest theoretisch – der Landtag, d. h. vor allem die Kammer der Abgeordneten, bilden; dort trafen die führenden Vertreter der Partei-

⁹ Werner K. BLESSING, *Was haben wir alles durchgemacht! Unser gutes Land und so viele politische Sonnbretten*. Die November-Revolution in Bayern, in: Werner WAGENHÖFER/Robert ZINK (Hrsg.), *Räterepublik oder parlamentarische Demokratie. Die „Bamberger“ Verfassung 1919*. Begleitband zur gleichnamigen Ausstellung des Staatsarchivs Bamberg und des Stadtarchivs Bamberg vom 22. September bis 19. November 1999 im Stadtarchiv Bamberg, Bamberg 1999, S. 11-32, hier: S. 11.

¹⁰ Angabe aus RÖHL, *Hof und Hofgesellschaft unter Wilhelm II*, in: Ders., *Kaiser, Hof und Staat*, S. 78-115, hier: S. 85.

¹¹ Im Deutschen Reich insgesamt betrug das Durchschnittseinkommen 748 Mark pro Jahr. (Angabe aus SCHNORBUS, *Arbeit und Sozialordnung*, S. 38).

¹² Vgl. BayWo Nr. 7 vom 15.2.1912.

en aufeinander. Von *Oppositions-* und *Regierungsparteien* im eigentlichen Sinne konnte allerdings bis 1918 keine Rede sein; dazu waren die verfassungsmäßigen Rechte des Parlaments bei der Regierungsbildung viel zu gering.

Die bayerische Parteienlandschaft wurde dominiert durch das Zentrum, dessen Rolle als stärkste Kraft im Landtag unantastbar schien, obwohl es sich in seiner Tätigkeit praktisch ausschließlich auf die katholischen Gebiete beschränkte. Die Stärke der Partei beruhte auch auf ihrer festen Verankerung im vopolitischen Raum, die sie nicht zuletzt dem Klerus und einem ausgeprägten christlichen Vereinswesen verdankte. Als ideologische Basis diente dabei eine starke Reserve gegenüber der Aufklärung und der Moderne mit ihren kulturellen und gesellschaftlichen Folgeerscheinungen, dazu ein irrationaler Antikapitalismus mit teilweise antisemitischer Einfärbung. Dem Zentrum gelang es, Wähler und Mitglieder aus den unterschiedlichsten gesellschaftlichen Schichten unter dem Banner von bayerischem Partikularismus und Katholizismus zu vereinen, wobei aus divergierenden sozialen Interessen genährte Flügelkämpfe nicht ausblieben. Katholische Soziallehre und christliche Gewerkschaften dienten der Einbindung der Arbeiterbevölkerung und verstanden sich explizit als Antithese zum „gottlosen Sozialismus“. In den Jahren zwischen 1899 und 1907 kam es allmählich zu einem Rechtsschwenk des Zentrums; der konservativ-reaktionäre Flügel, der den Ausgleich mit Monarchie und Staatsbürokratie suchte, setzte sich letztlich gegenüber den Vertretern der Interessen von Klein- und Mittelbauern sowie Arbeitern durch. Die nun ans Ruder gelangten aristokratischen und klerikalen Kräfte strebten einen gesellschaftspolitischen „roll-back“ an, der sich vor allem gegen die aufstrebende Sozialdemokratie richtete. (Ausdruck fand dies etwa in der Forderung, Sozialdemokraten vom Staatsdienst grundsätzlich fernzuhalten; das Zentrum warf der Regierung Podewils überhaupt zu großes Entgegenkommen gegenüber der SPD vor.) Diese Gewichtsverschiebung in Bayern korrespondierte mit der Konstellation im Reichstag, wo sich Konservative und Zentrum zur gleichen Zeit zusammenfanden. Bei der ländlichen Stammwählerschaft hatte das Zentrum schon vor der Jahrhundertwende Konkurrenz von „links“ durch den antiklerikalen Bayerischen Bauernbund (BBB) erhalten, der lokal beträchtliche Erfolge erzielte, den Status des Zentrums als permanente Mehrheitspartei aber nicht zu beenden vermochte.¹³

Dominierende Partei in den protestantischen Gebieten des Landes waren die Liberalen, deren linke Strömungen sich 1910 zur Fortschrittlichen Volkspartei zusammenschlossen. Tendenziell war der

¹³ Der Bayerische Bauernbund war Mitte der 1890er Jahre zunächst in Niederbayern entstanden und hatte danach auch in den übrigen bayerischen Kreisen Organisationen gebildet, die einen längeren Spaltungs- und Fusionsprozess durchmachten, der 1910 mit der endgültigen Abspaltung des Fränkischen Bauernbundes einen vorläufigen Abschluss fand. Die bayerische Zentrumspartei, zu deren strikt konservativ-klerikalem Kurs der BBB in Opposition stand, reagierte auf die neue Organisation sogleich mit der Gründung der Christlichen Bauernvereine. Vor dem Krieg errang der BBB bayernweit bei Wahlen Stimmenanteile um 10%. Von 1913 bis zu seinem Tod 1932 führte Karl Gandorfer den radikalen Flügel des Bundes an, der auch in der Revolution eine gewisse Rolle spielen

Einfluss der Partei im Abstieg begriffen; ihr fehlte es an einer schlagkräftigen Organisation und an Verbündeten im vorpolitischen Raum wie sie Zentrum und SPD aufzuweisen hatten. Der Liberalismus hatte in Bayern einen starken sozialreformerischen Einschlag, der – zusammen mit der Frontstellung zum Zentrum in kulturellen Fragen – Anknüpfungspunkte zur reformistischen Sozialdemokratie bot, zumal nachdem die Liberalen in den Jahren nach 1905 einen Linksschwenk vollzogen hatten. Das dadurch begünstigte Wahlbündnis zwischen Liberalen und SPD für die Landtagswahlen von 1912 sowie die daraus sich ergebenden Streitigkeiten werden im folgenden Kapitel näher behandelt. Der Vollständigkeit halber sind noch zu nennen „die verschiedenen konservativen Grüppchen in Bayern, die im Lande selbst völlig einflußlos blieben“¹⁴; auch hier bestand wieder ein markanter Unterschied zu den Verhältnissen in Preußen.

Wie Karl Bosl und seine Schüler herausgearbeitet haben, beginnt die „Vorgeschichte“ der bayerischen Revolution lange vor 1914, wobei allerdings die entscheidenden Veränderungen durch den Weltkrieg mitunter etwas unterbewertet wurden. Es stellt sich somit zunächst die Frage, welche Weichenstellungen der Vorkriegszeit folgenschwere Wirkungen hatten – oder eben nicht hatten. Im Verfassungssystem Bayerns gab es im Jahrzehnt vor dem Ersten Weltkrieg einige Veränderungen, bei denen Licht und Schatten nahe beieinander lagen. Im Jahr 1885 hatte der bayerische Staatsrechtslehrer Max von Seydel die Prärogative des Monarchen gegenüber dem aus zwei Kammern bestehenden Parlament eindeutig formuliert: „Der Landtag ist kein Staatsorgan neben dem Könige, sondern unter dem Könige. [...] Der Landtag kann nie einen Willen über den Staat äußern. Seine Einmischung in die Thätigkeit der Regierungsgewalt ist durch ausdrückliche gesetzliche Bestimmungen ferngehalten“¹⁵. Aus diesem staatskonservativen Blickwinkel gesehen, kam jeder Gedanke an eine Parlamentarisierung einem Sakrileg gleich.

Reformresistent erwies sich die Kammer der Reichsräte,¹⁶ die seit 1818 unveränderte „Vertretungskörperschaft der adeligen Großagrarien“¹⁷; sie verfügte über das Recht, Beschlüsse der Abgeordnete

sollte. (Vgl. Hansjörg BERGMANN, *Der Bayerische Bauernbund und der Bayerische Christliche Bauernverein 1919-1928*, München 1986, S. 17-20).

¹⁴ PUHLE, *Konservatismus*, in: G. A. RITTER (Hrsg.), *Parteien vor 1914*, S. 165-186, hier: S. 169.

¹⁵ TREML, *Königreich Bayern*, in: BAYERISCHE LANDESZENTRALE (Hrsg.), *Geschichte des modernen Bayern*, S. 13-145, Zitat: S. 99.

¹⁶ Vollmar schrieb über dieses Gremium: „Die Kammer der Reichsräte bildet zweifellos ein Hindernis der politischen Entwicklung, das sich nur zu oft recht lästig fühlbar macht und Verbesserungen hintertreibt, sei es aus Standesinteresse oder im Dienst der Regierung oder auch aus bloßer Eifersucht auf den entscheidenden Einfluß, den die Abgeordnetenkammer auf das Staatswesen ausübt. Aber wenn die öffentliche Meinung sich erst einmal ernstlich und nachhaltig für eine Sache einsetzt, und diese so zur Reife gediehen ist, dann lassen es die bayerischen Reichsräte nicht so leicht auf eine äußerste Kraftprobe ankommen, sondern machen es, wie ihre größeren Kollegen im englischen Oberhaus: sie geben nach.“ (Georg von Vollmar, *Wie es in Bayern zur Wahlreform kam*, in: *Die Neue Gesellschaft*, Nr. 3 vom 17.1.1906, S. 29-31, hier: S. 29).

¹⁷ W. ALBRECHT, *Landtag und Regierung*, S. 40.

tenkammer aufzuheben, und machte davon auch Gebrauch.¹⁸ Das Wahlrecht zur zweiten Kammer des bayerischen Landtages wiederum wurde nach langen Debatten modernisiert, nachdem sich Zentrum und SPD, die nun über die nötige 2/3-Mehrheit verfügten, auf einen Kompromiss geeinigt hatten. Das neue Landtagswahlgesetz von 1906 brachte die Direktwahl der Abgeordneten, genügte aber keineswegs grundlegenden demokratischen Anforderungen;¹⁹ gerade das sonderbare Stichwahlverfahren begünstigte stark das Zentrum.²⁰ Das von Liberalen und SPD immer wieder geforderte Verhältniswahlrecht hatte bis auf weiteres keine Realisierungschance; im gesamtdeutschen Vergleich konnte das bayerische Landtagswahlrecht allerdings noch als recht progressiv gelten. Der Weg zu einer „echten“ Repräsentation des Volkes war in Bayern kürzer, aber immer noch sehr weit.

Dies zeigte sich drastisch auf einer anderen staatlichen Ebene; das erst 1919 aufgehobene Kommunalwahlrecht war ein „Zensuswahlrecht mit besonders offensiver klassenkämpferischer Komponente“²¹, die sich explizit gegen die Sozialdemokratie richtete. Erst 1908 wurde in Gemeinden mit mehr als 4000 Einwohnern das Verhältniswahlrecht eingeführt, was allerdings am Ausschluss weniger begüterter Bevölkerungsschichten vom Wahlrecht durch hohe Gebühren zur Erlangung des Bürgerrechts wenig änderte.²² Der Anteil sozialdemokratischer Vertreter in den kommunalen Parlamenten blieb weit hinter dem Stimmenanteil der Partei bei den Reichstagswahlen zurück.²³

¹⁸ So etwa 1914, als die Reichsratskammer die Gründung einer staatlichen Arbeitslosenversicherung verhinderte. (Vgl. POHL, Münchener Arbeiterbewegung, S. 329).

¹⁹ Wie sehr die zunehmende Politisierung der Bevölkerung das Wahlverhalten, nicht aber das Wahlrecht veränderte, zeigt ein Vergleich zwischen den Landtagswahlen von 1881 und 1912. Der Anteil der Wahlberechtigten war – trotz der Reform von 1906 – von 17,7% der Gesamtbevölkerung sogar leicht auf 17,2% zurückgegangen; die Wahlbeteiligung war indessen von 32% auf 82% gestiegen. (Angabe aus TREML, Königreich Bayern, in: BAYERISCHE LANDESZENTRALE (Hrsg.), Geschichte des modernen Bayern, S. 13-145, hier: S. 97).

²⁰ Das neue Wahlrecht war direkt, gleich und geheim, galt allerdings nur für männliche Staatsbürger ab dem 25. Lebensjahr (zuvor ab dem 21.), die seit mindestens einem Jahr die bayerische Staatsangehörigkeit besaßen und mindestens ebenso lang an den Staat eine direkte Steuer abführten (ausgeschlossen waren Militärpersonen). Das Landtagswahlgesetz legte fest, dass die einfache Mehrheit zur Erlangung eines Mandates ausreichte, sofern ein Kandidat wenigstens ein Drittel der Stimmenzahl seines Wahlkreises erreichte; nur wenn dies nicht der Fall war, kam es zu einer Stichwahl mit allen Kandidaten, bei der die einfache Mehrheit in jedem Falle genügte. Durch die – auch nach dem Neuzuschnitt, der die Bevölkerungsverteilung vom Stand des Jahres 1900 berücksichtigte - ungleichmäßige Wahlkreiseinteilung wurden die ländlichen Gebiete und damit das Zentrum klar bevorzugt.

²¹ ROSSMEISL, Sozialdemokratie in Nürnberg, S. 18.

²² Über die Größe der aktiven Bürgerschaft wurde von den bestehenden Selbstverwaltungsorganen entschieden, die wiederum aus einem sehr restriktiven Wahlrecht hervorgegangen waren. In Augsburg besaßen beispielsweise 1905 nur 5% der Einwohner das Bürgerrecht; in ganz Bayern gab es mit Ausnahme Fürths keine einzige Stadt mit über 20000 Einwohnern, in der dieser Anteil über 10% lag. (Angabe aus Martin MÜLLER-AENIS, Sozialdemokratie und Rätebewegung in der Provinz. Schwaben und Mittelfranken in der bayerischen Revolution 1918-1919, München 1986, S. 10). In München waren auf kommunaler Ebene 1914 ca. 47000 von über einer halben Million Einwohnern wahlberechtigt (Angabe aus SCHNORBUS, Arbeit und Sozialordnung, S. 59). Dieses Missverhältnis blieb bis zum Ende der Monarchie bestehen, erst mit den 1919 erlassenen Wahlgesetzen trat hier ein grundlegender Wandel ein.

²³ Im Jahr 1908 gehörte ein Achtel der Gemeindebevollmächtigten der SPD an. (Angabe aus ebd., S. 59f).

Das Vorenthalten des Wahlrechts gegenüber großen Bevölkerungsteilen sowie die fehlende Ministerverantwortlichkeit und die weiter fortbestehenden Rechte der archaischen Reichsratskammer waren keine nachrangigen Defizite. Bei allen Fortschritten, die der Kammer der Abgeordneten ein wachsendes Gewicht im Institutionengefüge verschafften, ist unübersehbar, dass die bayerischen Verfassungsverhältnisse nicht mit einer modernen Demokratie gleichgesetzt werden können. „Im Widerstand gegen alle Parlamentarisierungstendenzen, die nach Lage der Dinge nur zu einem patriotischen [d. h. von der Bayerischen Zentrumspartei gestützten; B. A.] Ministerium hätten führen können, verbinden sich monarchischer Antiparlamentarismus, liberaler Machterhaltungswille und preußische Reichspolitik, so heterogen sich diese Allianz auch ausnehmen mag.“²⁴

Da die gesellschaftlichen Veränderungen weitergingen, konnte der Problemdruck mit der Zeit nur größer, keinesfalls kleiner werden. Den wachsenden Ansprüchen und Notwendigkeiten wurde die Ausweitung der Staatstätigkeit nicht gerecht²⁵ (es kam nicht einmal zur Errichtung eines Arbeitsministeriums²⁶); die sich immer besser organisierenden Interessengruppen machten sich bei allen materiellen Verteilungskämpfen lautstark bemerkbar. Solange das Koalitionsrecht auch in Bayern nur geduldet, nicht aber garantiert war, fehlte zudem auch auf wirtschaftlicher Ebene ein festgelegter Modus der Konfliktaustragung (bei Streiks standen Behörden und Polizei konsequent auf Seiten der Arbeitgeber²⁷). Das skeptische Gesamturteil Möckls kommt folglich nicht von ungefähr: „Die großen Gesetzeswerke in Bayern, wie das Wahlgesetz, waren bei ihrer endlichen Entstehung oft bereits überholt und erfüllten gesellschaftspolitisch nicht ihre Funktion, weil sie nicht das Ergebnis eines Interessenausgleiches in gesellschaftlich integrierter Willensbildung waren.“²⁸ Trotz dieses gravierenden Mangels ging das politische Tagesgeschäft weiterhin seinen gewohnten Gang.

Bei den ersten nach dem neuen Wahlrecht abgehaltenen Landtagswahlen im Jahr 1907 kam es zu keinen größeren Verschiebungen: Das Zentrum verteidigte seine absolute Mehrheit mit 98 Sitzen (1905: 102 Sitze), die Liberalen kamen auf 25 (22), der Bauernbund auf 13 (15) und die SPD auf 20 (12) Mandate.²⁹ Eine einschneidende Veränderung der innenpolitischen Großwetterlage brachte die

²⁴ KÖRNER, Geschichte des Königreichs Bayern, S. 176f.

²⁵ Die Ausweitung der staatlichen Tätigkeit ließ sich an der Entwicklung des bayerischen Budgets ablesen, das sich zwischen 1880 und 1914 real fast verdreifachte. (Angabe aus SCHNORBUS, Arbeit und Sozialordnung, S. 88).

²⁶ Erst durch die Revolution vom November 1918 wurde ein Ministerium für soziale Fürsorge geschaffen, an dessen Spitze der Unabhängige Hans Unterleitner trat.

²⁷ Welche Folgen dies im Extremfall haben konnte, zeigte sich 1906 bei einem Streik der Nürnberger Metallarbeiter, der zu Unruhen mit Hunderten Verletzten und einem Toten führte. (Vgl. GROH, Die Sozialdemokratie 1897-1909, in: Ders., Emanzipation und Integration, S. 253-566, hier: S. 377, Anm. 410).

²⁸ MÖCKL, Gesellschaft und Politik, in: BOSL (Hrsg.), Bayern im Umbruch, S. 5-36, hier: S. 26.

²⁹ Angabe aus TREML, Königreich Bayern, in: BAYERISCHE LANDESZENTRALE (Hrsg.), Geschichte des modernen Bayern, S. 13-145, hier: S. 88.

oben beschriebene konservative Wende der Zentrumsparlei, die im Landtag zunehmend auf Konfrontationskurs zum liberal-konservativen Kabinett von Ministerpräsident³⁰ Clemens von Podewils ging. Im Landtag verlangten Vertreter des Zentrums von der Regierung, dass sie „sich gegen die zersetzenden und antimonarchischen Tendenzen der Sozialdemokratie mit aller Kraft und mit allem Nachdruck stemmt.“³¹ Die wachsenden Konflikte zwischen Zentrum und Regierung führten schließlich im November 1911 zur Auflösung des Landtages.

Um die traditionelle Übermacht des Zentrums zu brechen (und die Möglichkeiten des gegebenen Wahlrechts optimal auszunutzen), waren SPD und Liberale auf ein Wahlbündnis angewiesen, das nun auch zustande kam; es schlossen sich noch die Bauernbünde an, während sich das Zentrum mit den Konservativen verband. Damit standen sich ein progressiver „Großblock“ bzw. „Rotblock“ und ein reaktionärer „Schwarzblock“ gegenüber. Das Ergebnis der Wahlen vom 5. Februar 1912 zeigte, wie sehr das Wahlrecht dem Zentrum in die Hände spielte. Bezüglich der abgegebenen Stimmen kam der „Rotblock“ auf 50,7%, der „Schwarzblock“ nur auf 48,1%. Von den 163 Landtagsmandaten ging jedoch die absolute Mehrheit von 87 an das Zentrum; SPD und Liberale kamen nur auf je 30 Sitze, die Bauernbünde auf 9.³² Daraufhin erklärte Ministerpräsident Podewils seinen Rücktritt; sein Nachfolger wurde der Zentrumspolitiker Georg von Hertling, der sich ausdrücklich *nicht* als Vertreter der Parlamentsmehrheit, sondern als Interessenwahrer der Krone verstand und ein reines Beamtenministerium bildete. Zu seiner Staatsauffassung hatte Hertling bekannt: „In einem demokratischen Volksstaate wendet sich die große Zahl der Mittelmäßigen sofort eifersüchtig und mißtrauisch gegen jeden, der sich durch irgendeinen ungewohnten Zug vor den übrigen auszeichnet. Der Buchstabe der Verfassung mag der individuellen Betätigung noch so weite Grenzen ziehen, der Zwang der öffentlichen Meinung wird sie in Wirklichkeit in die Schranken dessen einengen, was alle tun.“³³

Die besondere Gegnerschaft des neuen Regierungschefs galt nicht zufällig der Sozialdemokratie, deren Einfluss er in allen gesellschaftlichen Bereichen zurückzudrängen gedachte; die unter seinem Vorgänger gemachten Ansätze, die staatsbürgerliche Gleichberechtigung der Sozialdemokraten rechtlich abzusichern, lehnte er strikt ab. Für Hertling war die SPD eine „Krankheit am Volkskör-

³⁰ Offizieller Titel des Kabinettschefs blieb bis zum Ende der Monarchie die Bezeichnung „Minister des Äußern und des königlichen Hauses“, seit der Jahrhundertwende setzte sich umgangssprachlich die Bezeichnung „Ministerpräsident“ durch. Dieser führte im Ministerrat den Vorsitz, dort galt offiziell jedoch das Kollegialitätsprinzip, d. h. die einzelnen Minister waren formal gegenüber dem „Ministerpräsidenten“ nicht weisungsgebunden.

³¹ So der Zentrumsabgeordnete August Schöndorf in der Kammer der Abgeordneten am 10.11.1911. (HIRSCHFELDER, Bayerische Sozialdemokratie (Teil II), Zitat: S. 512).

³² Angabe aus ebd., S. 518 und POHL, Adolf Müller, S. 105.

³³ LLANQUE, Demokratisches Denken im Krieg, Zitat: S. 209, Fn. 75.

per³⁴, die es dementsprechend zu bekämpfen galt. Nicht nur dadurch ergaben sich Schnittmengen mit den Kräften des äußersten rechten Spektrums.³⁵ Zusammen mit seinem Innenminister Maximilian Graf von Soden arbeitete Hertling bald daran, die SPD wieder unter eine reaktionäre Ausnahmegesetzgebung zu stellen. Auch in der Sozial- und Kulturpolitik vertrat das neue Kabinett eine Linie, die jeder Modernisierung bzw. Demokratisierung der Gesellschaft kritisch bis feindlich gegenüberstand. Daran scheiterte auch der Versuch Hertlings, die Liberalen wieder näher an das Regierungslager heranzuführen.

Auch in den sozial- und tarifpolitischen Auseinandersetzungen setzte die Regierung nun alles daran, die Sozialdemokratie zurückzudrängen. Insgesamt gilt: „Man muß eine Zentrumspolitik demagogisch bezeichnen, die wider besseres Wissen gerade der bayerischen Sozialdemokratie Staatsfeindlichkeit vorwirft und so von der Regierung verlangt, den sozialdemokratischen Bürgermeistern die Bestätigung zu verweigern oder – aus nacktem Eigeninteresse – gegen den sozialistisch gefärbten Süddeutschen Eisenbahnerverband vorzugehen, angeblich weil er mit seiner Forderung nach Streikrecht die Staatssicherheit gefährde, in Wahrheit jedoch, um den von der Regierung wohlgelittenen, den christlichen Gewerkschaften nahestehenden Bayerischen Eisenbahnerverband vor einer unnötigen Konkurrenz zu bewahren.“³⁶ Von den Wirkungsmöglichkeiten, die sich der SPD unter der Regierung Podewils geboten hatten, war die Partei inzwischen weit entfernt.

Eine weitere innenpolitische Zäsur war dynastischen Ursprungs. Nachfolger des im Dezember 1912 gestorbenen Prinzregenten Luitpold wurde dessen Sohn Ludwig, der den Kurs seines Vaters zunächst nahtlos fortsetzte. Für einigen Wirbel sorgte dann die unter wenig rühmlichen Umständen vollzogene Verfassungsänderung vom November 1913,³⁷ die es Ludwig erlaubte, vom Prinzregenten zum König zu reüssieren.³⁸ Die Thronbesteigung Ludwigs III. wurde als Manifestation des monarchischen Prinzips zelebriert, dem Landtag sollte nur eine deklamatorische Funktion zukommen. Auf das Renommee der Monarchie wirkte sich dieser von vielen Seiten als vorschnell betrachtete Akt insgesamt nachteilig aus. Da es dem neuen König Ludwig, der bereits 68 Jahre alt war, an politischem Talent ebenso wie an persönlichem Charisma mangelte, war die Integrationskraft des Königtums weiter im Sinken begriffen. Für wachsende Unruhe und Unzufriedenheit sorgten schließ-

³⁴ HIRSCHFELDER, Bayerische Sozialdemokratie (Teil II), Zitat: S. 581.

³⁵ So traf sich Hertling 1913 mit dem Vorsitzenden des radikalnationalistischen Alldeutschen Verbandes, Heinrich Claß; dabei wurde offenbar keine direkte Zusammenarbeit vereinbart, Hertling wurde von den Alldeutschen allerdings als weitgehend gleichgesinnt eingestuft. (Vgl. POGGE-V. STRANDMANN/GEISS, Die Erforderlichkeit des Unmöglichen, S. 15).

³⁶ SCHNORBUS, Arbeit und Sozialordnung, S. 75.

³⁷ Siehe dazu auch MACHTAN, Die Abdankung, S. 33-43.

³⁸ Der „eigentliche“, d. h. der dynastischen Regelung nach legitime Thronfolger, Ludwigs II. geisteskranker jüngerer Bruder Otto, starb erst 1916.

lich auch die Verschärfung der Arbeitskämpfe durch die sich immer besser organisierenden Arbeitgeber und die Einschränkung der Koalitionsfreiheit durch die Regierung, die ihren reaktionären Kurs fortsetzte.

Mit Blick voraus auf Weltkrieg und Revolution gilt es noch einmal auf die Unterschiede in Gesellschaft und Verfassung zwischen Bayern und Reich bzw. Preußen einzugehen sowie die Abhängigkeiten kenntlich zu machen. Unbestritten ist, dass die Verfassungsverhältnisse in Bayern weit liberaler und demokratischer waren als in Preußen, das soziale Klima deutlich milder blieb.³⁹ Ob vom vergleichsweise kleinen Bayern (wo nur ungefähr ein Zehntel der Reichsbevölkerung lebte) der entscheidende Impuls für eine Modernisierung des ganzen Reiches überhaupt ausgehen *konnte*, bleibt zumindest fraglich.⁴⁰ Andreas Kraus hat dem Prinzregenten Luitpold zugutegehalten, er habe die „Bahn freigemacht für eine Verfassungsentwicklung, die Bayern auf dem Weg zur Demokratie an die erste Stelle brachte“, setzte jedoch hinzu: „Es ist allerdings schwer zu sagen, ob ein kraftvoller bayerischer Herrscher das Schicksal des Deutschen Reiches in einer anderen Richtung hätte beeinflussen können.“⁴¹ Nicht vergessen werden sollte zudem, dass es bei allen Unterschieden auch Gemeinsamkeiten zwischen der Machtausübung in Berlin und in München gab, wo ebenso galt: „Die wirkliche Entscheidungsstruktur blieb vielfach unklar. Der Regierungsstil behielt seinen oligarchischen Charakter.“⁴²

Vordergründig gelang es den gesellschaftlichen Eliten in Bayern weiterhin, durch geschickte Absorption ehemaliger Gegner ihren Status zu behaupten. Die nationalliberal-kleindeutsche Richtung verfügte in Staatsbürokratie und Offizierskorps über eine starke Stellung, konnte allerdings der ab 1890 auch in Bayern einsetzenden Massenpolitisierung, die sowohl das Land wie auch die Städte erfasste und in stetig steigender Wahlbeteiligung ihren Ausdruck fand (81,9% bei den Landtagswahlen von 1912⁴³), parteipolitisch wenig entgegensetzen. „Mehr und mehr wurde die Bevormundung

³⁹ Als ein Beispiel von vielen sei hier nur die Schulpolitik aufgeführt; während an preußischen Schulen aller Arten die Bekämpfung der sozialdemokratischen „Irrlehren“ explizit zum Unterrichtsstoff gehörte, weigerte sich Bayern, sich einer derartigen direkten Politisierung anzuschließen (vgl. G. A. RITTER, Staat und Arbeiterbewegung, S. 26). Diese Toleranz hatte allerdings auch ihre Grenzen; so wies das Bayerische Innenministerium 1892 die untergeordneten Stellen an, Maßnahmen für den Fall von Arbeiterunruhen vorzubereiten (vgl. SCHULTE, Europäische Krise und Erster Weltkrieg, S. 84).

⁴⁰ Bezüglich der unterschiedlichen Verfassungsentwicklung in Bayern und Preußen vertrat Karl Heinrich Pohl die Ansicht: „Wenn es zutrifft, daß die Entwicklung Deutschlands bis 1945 als eine Besonderheit gegenüber der allgemeinen westeuropäischen Entwicklung (wenn es eine solche denn gibt) verstanden werden kann, wenn zu diesen Besonderheiten gehört, daß dabei der ostelbische Großgrundbesitz einen markanten Einfluß besaß, daß ferner das deutsche Bürgertum nur sehr wenig an der politischen Macht partizipierte und das Verhältnis der deutschen Arbeiterbewegung zum Staat erheblich gestört war, machte München (und im weitesten Sinne auch Bayern) eine eigene Entwicklung durch. München und Bayern hätten unter diesen Umständen vielleicht den ‚Normalweg‘ genommen, wären ein ‚Sonderweg im deutschen Sonderweg‘ gewesen.“ (Münchener Arbeiterbewegung, S. 34f.).

⁴¹ Andreas KRAUS, Geschichte Bayerns. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, München 1983, S. 585f.

⁴² MÖCKL, Die Prinzregentenzeit, S. 559.

⁴³ Angabe aus ZORN, Gesellschaft und Regierung, in: G. A. RITTER (Hrsg.), Gesellschaft, Parlament und Regierung, S. 299-315., hier: S. 302. Damit hatte ein Prozess seinen vorläufigen Höhepunkt erreicht, der Ende des 19. Jahrhunderts eingesetzt hatte; die

durch die Regierung abgelehnt. [...] Eine behördliche Manipulation politisch-gesellschaftlicher Vorgänge war immer weniger möglich und ein neuer Regierungsstil wäre notwendig gewesen.⁴⁴ Doch dazu kam es eben nicht. Dass das herrschende Machtgefüge, in dem auch hoher Klerus und Industrielle ihre Stellung behielten, bis 1914 dennoch weitgehend intakt blieb, lag daran, dass sich im Zentrum der „aristokratisch-hochklerikal-konservative Flügel“⁴⁵ durchsetzte und sich, durch einige Zugeständnisse geködert, in das bestehende System informell integrierte.

Mit der Bildung des Kabinetts Hertling, das die Vorherrschaft des Liberalismus im bayerischen Regierungssystem beendete, „war dann das Maximum dessen erreicht, was innerhalb der bestehenden Ordnung der konstitutionellen Monarchie im Sinne einer Parlamentarisierung zu verwirklichen war.“⁴⁶ Dies war erschreckend wenig, denn: Die Zäsur von 1912 hatte zur Folge, „daß schließlich statt einer Parlamentarisierung des Systems eine Gouvernentalisierung des Landtags stattfand.“⁴⁷ Das lag an der schizophrenen Haltung des Zentrums, das die Mehrheit in der Abgeordneten-kammer stellte, ihre Politik durchsetzen wollte, aber die Parlamentarisierung, die diesem Ziel „eigentlich“ am besten gedient hätte, strikt ablehnte. Den in Friedenszeiten auftretenden Anforderungen zeigte sich das politische System Bayerns weiterhin leidlich gewachsen, die sich von ihm nicht hinreichend repräsentierten Volksschichten stellten noch keine akute Bedrohung dar. Auch dann nicht, als sich auch im Königreich 1913 eine Verschlechterung der wirtschaftlichen Situation einstellte.⁴⁸

Aus der profunden Kenntnis der Münchner Entwicklung heraus kam Karl Heinrich Pohl zu einer optimistischeren Einschätzung als die ältere Forschung⁴⁹: „Die Entwicklung in Bayern, die reale Zukunftschancen besaß, wurde durch den Ersten Weltkrieg abrupt abgebrochen. Es ist daher schwer zu sagen, wie sich die weitere Entwicklung hätte gestalten können. [...] 1914 jedoch war die Richtung der zukünftigen Entwicklung noch offen“⁵⁰. Bei aller Wertschätzung der Fortschritte in

Wahlbeteiligung hatte betragen: 23% (1887), 31% (1893), 39% (1899), 52% (1905) und 72,9% (1907). (Angabe aus MÖCKL, Die Prinzregentenzeit, S. 542, Fn. 258).

⁴⁴ Ebd., S. 510.

⁴⁵ Ebd., S. 557.

⁴⁶ KÖRNER, Geschichte des Königreichs Bayern, S. 179.

⁴⁷ TREML, Königreich Bayern, in: BAYERISCHE LANDESZENTRALE (Hrsg.), Geschichte des modernen Bayern, S. 13-145, hier: S. 107.

⁴⁸ Ein Bericht der bayerischen Fabrikinspektoren stellte fest: „Die wirtschaftlichen Verhältnisse der Arbeiterbevölkerung haben 1913 keinerlei Besserung erfahren. Der allgemeine geschäftliche Rückgang schmälerte in vielen Fällen die Verdienstmöglichkeiten. Wenn auch in manchen Gewerbezweigen durch tarifvertragliche Regelung oder durch Lohnbewegung kleine Lohnerhöhungen erreicht wurden so gab es andererseits in vielen Betrieben verkürzte Arbeitszeit, ja teilweise sogar Feierschichten und damit Verdienstminderungen.“ (MACHT, Hofer Arbeiterbewegung, Bd. II, Zitat: S. 499).

⁴⁹ Aus seiner Untersuchung der Münchner Verhältnisse hatte Ludwig Schneider noch den Schluss gezogen: „Besonders stark scheint in den Jahren 1912-1913/14 das Gefühl gewesen zu sein, innenpolitisch wie auch außenpolitisch in einer allgemeinen Krise zu stecken.“ (Kritik an Staat und Gesellschaft, S. 374).

⁵⁰ POHL, Münchener Arbeiterbewegung, S. 25 u. 27.

Bayern kommt auch Pohl nicht umhin, den Rückschlag durch die innenpolitische Wende von 1912 einzugestehen und auf die ganz anders gelagerten Verhältnisse in Preußen hinzuweisen. Angesichts der später unter den Ausnahmebedingungen des Krieges eingetretenen innenpolitischen Entwicklung – genauer gesagt: Stagnation - in Bayern gewinnt eine pessimistischere Sicht der gegebenen Modernisierungschancen an Plausibilität. Zudem wurde in Bezug auf die Wahlrechtsreformen, die die Benachteiligung der Unterschichten im Übrigen keineswegs beendeten, mit Recht darauf hingewiesen, „daß so weitgehende Erfolge [...] nur dort möglich waren, wo sie [d. h. die Sozialdemokratie; B. A.] aufgrund der strukturellen Gegebenheiten nicht übermächtig werden konnte.“⁵¹ Die verfassungspolitische Modernität Bayerns lag somit – dialektisch betrachtet – gerade in seiner industriellen Rückständigkeit begründet (ohne sich daraus allein erklären zu lassen). Dieser Nexus wurde bereits von der zeitgenössischen Kritik als Erklärung herangezogen - und von keinem Geringeren als Kurt Eisner wortreich zu widerlegen versucht.⁵²

Hinter der Fassade von selbstzufriedener Eigenständigkeit, wirtschaftlichem Fortschritt, gebremster Demokratisierung und glanzvollem Kulturleben hatte sich in Bayern eine Kluft zwischen gesellschaftlicher Entwicklung und staatlicher Verfassung aufgetan, die nicht sofort ins Auge stach, wohl aber als schwelendes Problem seine destruktive Wirkung entfaltete. Die Bilanz der innenpolitischen Entwicklung bis zum Vorabend des Ersten Weltkrieges zog Karl Bosl folglich mit einem unnachsichtigen Verdikt: „Die Berufung Hertlings verschärfte die politischen Gegensätze und bedeutete gesellschaftliche Auflösung; Staat, Volk, Gesellschaft entfremdeten sich. Die Krone hatte ihre integrierende Kraft verloren und ihre Funktionen anderen überlassen. Der Chef der Geheimkanzlei wurde der mächtigste Mann in Bayern und die Regierungsstruktur war durchweg oligarchisch.“⁵³ Dies lag vor allem daran, dass das Zentrum als Mehrheitspartei eben nicht auf eine Demokratisierung drängte, sondern auf eine „personelle und programmatische Einschwärzung der ehemals gesinnungsliberalen Beamtenregierung“⁵⁴. Die in der Partei durchaus vorhandenen demokratischen Tendenzen waren nunmehr zurückgedrängt: „Das Bayerische Zentrum war seines bahnbrechenden

⁵¹ NIEHUSS, Stellung der Sozialdemokratie, in: G. A. RITTER (Hrsg.), Aufstieg der deutschen Arbeiterbewegung, S. 103-126, hier: S. 125.

⁵² Im September 1908 veröffentlichte Eisner in der *Fränkischen Tagespost* eine Artikelserie, in der er die Strategie der süddeutschen Reformisten gegen Angriffe, insbesondere von Kautsky, verteidigte; der Theorie, dass die verfassungspolitische Fortschrittlichkeit Bayerns auf seinen Rückstand in der wirtschaftlichen Entwicklung zurückzuführen sei, entgegnete Eisner, dass demnach wirtschaftlich besonders rückständige Länder wie Mecklenburg besonders weit in der Entwicklung zur Demokratie hin sein müssten (was offenkundig nicht der Fall war). Für den verfassungspolitischen Zustand Preußen seien vielmehr die archaisch strukturierten Gebiete Ostelbiens zuständig, nicht etwa die fortgeschrittenen industrialisierten Zonen. (Artikelserie abgedruckt in: Freya EISNER (Hrsg.), Kurt Eisner. Sozialismus als Aktion. Ausgewählte Aufsätze und Reden, Frankfurt a. M. 1975, S. 40-57).

⁵³ Karl BOSL, Eine Revolution kommt nicht über Nacht, auch nicht in Bayern – Historisch-strukturelle Voraussetzungen der parlamentarischen Demokratie im Freistaat Bayern, in: ROTH (Hrsg.), Freistaat Bayern, S. 19-52, hier: S. 41.

⁵⁴ ZORN, Gesellschaft und Regierung, in: G. A. RITTER (Hrsg.), Gesellschaft, Parlament und Regierung, S. 299-315, Zitat: S. 309f.

Charakters entkleidet.“⁵⁵ Die reformunwillige Oligarchie hatte sich damit eine Basis im Parlament verschafft, die die herrschende Verfassungspraxis bis auf weiteres stabilisierte.

Wie stellte sich dazu nun die größte „Oppositionspartei“, die Sozialdemokratie? Auch der Umschwung von 1912 sollte nichts daran ändern, dass in der Führung der bayerischen SPD weiter das Hohelied des Reformismus gesungen wurde. Wie es dazu kam, bedarf einiger Erklärung.

2.4 Die bayerische Sozialdemokratie bis 1914

2.4.1 Die Entstehung des bayerischen Landesverbandes und der Reformismus Georg von Vollmars

Wie in nahezu allen gesellschaftlichen Belangen nahm Bayern auch innerhalb der deutschen Sozialdemokratie eine Sonderstellung ein.⁵⁶ In Bayern war es erst kurz vor der Jahrhundertwende überhaupt zur Gründung eines eigenen SPD-Landesverbandes gekommen, wenngleich die Vorläufer der sozialdemokratischen Bewegung viel weiter zurückreichten. Da die Industrialisierung in Bayern gegenüber Preußen und Sachsen mit einer gewissen Verzögerung erfolgte, blieb die Arbeiterschaft als Kernklientel der Sozialdemokratie hier zahlenmäßig stets geringer; zudem musste sich die SPD auf den politischen und kulturellen Sondercharakter des Landes einstellen. Dieser hatte wie erwähnt durchaus ökonomisch-materielle Ursachen, entfaltete seine ganze Wirkung aber erst durch die Wechselwirkung zwischen Selbst- und Fremdbild der bayerischen Bevölkerung. Gerade dem Land und seinen Besonderheiten Fernstehende kultivierten eine Sichtweise, die der herrschenden Selbststilisierung noch Schützenhilfe leistete; eine „große Koalition“ der Beobachter aus allen Lagern sorgte dafür, dass Mythos und Realität untrennbar miteinander verschmolzen, woran sich seither noch nichts geändert hat.

⁵⁵ MÖCKL, Die Prinzregentenzeit, S. 557.

⁵⁶ Zu diesem Abschnitt siehe FASEL, Adolf Braun, S. 102-111; Ilse FISCHER, Industrialisierung, sozialer Konflikt und politische Willensbildung in der Stadtgemeinde. Ein Beitrag zur Sozialgeschichte Augsburgs 1840-1914, Augsburg 1977, S. 331-342; dies., Der Kurs der bayerischen Sozialdemokratie 1890-1914. Reformistische Politik und innerparteiliche Diskussion, in: GERMANISCHES NATIONALMUSEUM NÜRNBERG (Hrsg.), Zur Geschichte der Arbeiterbewegung in Bayern. Eine Vortragsfolge veranstaltet vom Germanischen Nationalmuseum Nürnberg in Zusammenarbeit mit der IG Metall Nürnberg Nov./Dez. 1984 anlässlich der Ausstellung „Leben und Arbeiten im Industriezeitalter“ vom 10.5. bis 25.8.1985, Nürnberg 1985, S. 79-109; Georg GÄRTNER, Mit uns zieht die neue Zeit. Geschichte der Nürnberger Arbeiterbewegung bis 1928, Nürnberg 1928; GRAU, Kurt Eisner, passim; GROH, Negative Integration, passim; Heinrich HILLMAYR, München und die Revolution von 1918/19. Ein Beitrag zur Strukturanalyse von München am Ende des Ersten Weltkrieges und seiner Funktion bei Entstehung und Ablauf der Revolution, in: BOSL (Hrsg.), Bayern im Umbruch, S. 453-507, hier: S. 459-462; HIRSCHFELDER, Bayerische Sozialdemokratie (Teil II), S. 433-585; MEHRINGER Die bayerische Sozialdemokratie, in: Ders./BROSZAT (Hrsg.), Bayern in der NS-Zeit, Bd. V, S. 287-432, hier: S. 287-310; MEHRINGER (Hrsg.), Von der Klassenbewegung zur Volkspartei; NIEHUSS, Stellung der Sozialdemokratie, in: G. A. RITTER (Hrsg.), Aufstieg der deutschen Arbeiterbewegung, S. 103-126; Karl Heinrich POHL, Die Sozialdemokratie in München. Zur Vorstellungswelt und sozialen Struktur der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung in der bayerischen Landeshauptstadt (1890-1914), in: IWK 28 (1992), S. 293-319; ders., Die Münchener Arbeiterbewegung; ders., Adolf Müller, S. 35-118; G. A. RITTER, Arbeiterbewegung im Wilhelminischen Reich, S. 128-149; ROSSMEISSL, Sozialdemokratie in Nürnberg; Gert RÜCKEL, Die Fränkische Tagespost. Geschichte einer Parteizeitung, Nürnberg 1964; F. SCHADE, Kurt Eisner, S. 12-35 und SCHORSKE, Die große Spaltung, passim.

Franz Mehring, der Parteihistoriker der SPD und einer der Wortführer des äußersten linken Parteiflügels, schrieb 1898 (dabei Formulierungen Vollmars fast nahtlos übernehmend⁵⁷):

„Die altbayerischen Volksmassen lebten verhältnismäßig reichlich. Sie kannten noch nicht das alleinseligmachende Spar-Evangelium der kapitalistischen Sykophanten und führten jede Vermehrung ihres Einkommens sofort der Lebenshaltung zu. Die Einkommensunterschiede waren weit geringer als in dem kapitalistisch entwickelten Deutschland; es gab weniger Luxus und weniger Bettelarmut, geringen Klassenhaß und keine gegenseitige Absperrung und Überheblichkeit. Damit hingen die altbayerischen Charaktereigenschaften zusammen: unerschütterte Volkskraft, Starrsinn, Steifnackigkeit, wenig Unternehmungsgeist, gar keine Profitgier, mäßige Arbeitslust, Genußfreudigkeit, keine Spur von Unterwürfigkeit. Ein wahres Bauernvolk, frei von Grübelei und mystischer Spekulation, fast ohne Sinn für Theorien, mit geringem formalem Bildungstrieb. Die Religion wirkte unter diesen Massen als Gewohnheit und Kunst, in der Politik waren sie kernige Gefühlsdemokraten.“⁵⁸

Hier wurde die katholisch geprägte Kultur der bayerischen Kernlande interpretiert als Antithese zum protestantischen Arbeitsethos mit seiner Affinität zur kapitalistischen Wirtschaftsform (wohl gemerkt sieben Jahre vor dem Erscheinen der berühmten Studie von Max Weber über die protestantische Ethik und den Geist des Kapitalismus). Darüber hinaus formulierte Mehring – aus einer norddeutschen Perspektive heraus - damit den Kanon an Klischees in Bezug auf die Lebenswelt Altbayerns, der sich als nahezu unausrottbar erweisen sollte. Diese Vorstellungen lagen nicht völlig neben der Realität, verbauten jedoch den genaueren Blick hinter die Kulissen. Die hier begründeten (Vor-)Urteile entfalteten ihre Wirksamkeit erst durch die teils bewusste, teils unbewusste Rezeption über alle politischen Grenzen hinweg.

Dabei machte die bayerische Sozialdemokratie keine Ausnahme; im Gegenteil, ihre Führung versuchte, auf die Sonderbedingungen des Landes eine eigenständige programmatische Antwort zu geben, was auch nötig erschien, um unter diesen Voraussetzungen überhaupt politisch wirksam werden zu können. Georg von Vollmar, laut Bebel „in erster Linie Bayer und in zweiter Sozialdemokrat“⁵⁹, hatte 1894 auf die „besonderen Verhältnisse des bayerischen Landes und Volkes“⁶⁰ hingewiesen und die Ausgangsbasis seiner Partei treffend beschrieben: „Wenn man rein nach den sozialen und wirtschaftlichen Verhältnissen, dem Stande der industriellen und landwirtschaftlichen Pro-

⁵⁷ Vollmar hatte Mehring vier Jahre zuvor einen Brief geschrieben, der die hier zitierte Passage fast wörtlich enthält. (Siehe dazu das Briefkonzept Vollmars vom 29.3.1894; Paul KAMPPFMEYER, Georg von Vollmar, München 1930, S. 95f.).

⁵⁸ ZORN, Gesellschaft und Regierung, in: G. A. RITTER (Hrsg.), Gesellschaft, Parlament und Regierung, S. 299-315, Zitat: S. 308.

⁵⁹ A. Bebel an K. Kautsky vom 21.1.1903. (Abgedruckt in: KAUTSKY JR. (Hrsg.), Bebels Briefwechsel, S. 152f., hier: S. 152).

⁶⁰ G. A. RITTER, Arbeiterbewegung im Wilhelminischen Reich, Zitat: S. 129.

duktionsbedingungen urteilen und dazu den Besitzstand des Katholizismus anschlagen wollte, so könnte kein Land . . . weniger geeignet für die Sozialdemokratie erscheinen!“⁶¹

Wie es der Partei dennoch gelang, auch in diesem Umfeld dauerhaft Fuß zu fassen, zeigt ein Blick auf die Entwicklung seit Ende des 19. Jahrhunderts. Nach der Aufhebung des Sozialistengesetzes 1890 und der Liberalisierung des Reichsvereinsgesetzes 1898, die die polizeiliche Überwachung sozialdemokratischer Versammlungen allerdings nicht gänzlich abschaffte, setzte der Aufschwung der bayerischen Sozialdemokratie ein. Dieser wurde geprägt und vorangetrieben durch den langjährigen Vorsitzenden und Vordenker Vollmar, der die bayerische SPD mit einem Kreis von Getreuen bis in den Weltkrieg hinein ideologisch und organisatorisch dominierte, was die politisch, persönlich und landsmannschaftlich motivierten Gegensätze zwischen den Parteigauen Nord- und Südbayern – sprich: Altbayern und Franken - allerdings nicht immer zu überdecken vermochte.⁶²

Aus einem losen Organisationsgefüge heraus hatte sich ab 1892 ein selbständiger bayerischer Landesverband gebildet, dessen Führung erst ab 1906 per Parteitag bestimmt wurde (zuvor hatte die Landtagsfraktion die Leitung der Partei mit übernommen). Zu diesem Zeitpunkt hatte der charismatische Vollmar, der Anfang der 1880er Jahre noch auf dem linken Flügel der Partei gestanden hatte, der Partei längst seinen reformistischen Stempel aufgedrückt. Vollmar „brachte nur wenig Verständnis für politische Theorien auf, denn ihm lagen Abstraktionen fern, und er lebte ganz in der Welt des Anschaulichen.“⁶³ Die Grundzüge seines Handlungsprogrammes hatte er 1891, d. h. kurz nach dem Auslaufen des Sozialistengesetzes und kurz vor der Verabschiedung des Erfurter Programms, in den so genannten „Eldorado“-Reden (benannt nach einem Münchner Versammlungslokal) der Öffentlichkeit präsentiert. Über die zukünftige Strategie der Sozialdemokratie referierte Vollmar dort:

„Daß von einer Aufgabe der Grundsätze unserer Bewegung keine Rede sein kann, ist selbstredend! Ebenso wenig haben wir Veranlassung, unsere Waffen aus der Hand zu legen, denen wir am meisten verdanken, was wir bisher erreicht haben. Aber andererseits entspricht es dem Interesse der Arbeiterbewegung und des Gemeinwesens überhaupt und ist auch dem aller Utopie und Spekulation fern, im besten Sinne realpolitischen Wesen unserer Partei nicht zuwider, wenn wir den Weg der Verhandlung betreten und suchen, auf Grundlage der heutigen Staats- und Gesellschaftsordnung Verbesserungen wirtschaftlicher und politischer Art herbeizuführen. Unsere Partei hat, nachdem sie sich anfänglich auf das schroffste gegen jedes Parlamentieren [sic] erklärt hatte, diesen Weg widerwillig und unsicher betreten und angesichts seiner vielen Schwierigkeiten auf ihm oft wieder umkeh-

⁶¹ HIRSCHFELDER, Bayerische Sozialdemokratie (Teil II), Zitat: S. 17.

⁶² Vom Würzburger Landesparteitag der SPD 1898 bis zum Ende des Ersten Weltkrieges bestand die Parteiorganisation der SPD in Bayern aus drei Gauen: Nordbayern (Ober-, Mittel- und Unterfranken sowie die Oberpfalz) mit dem Hauptort Nürnberg, Südbayern (Ober- und Niederbayern sowie Schwaben) mit dem Hauptort München und die (Rhein-)Pfalz mit dem Hauptort Ludwigshafen.

⁶³ R. JANSEN, G. v. Vollmar, S. 7.

ren wollen. Jetzt, wo ihre Kraft und Geschicklichkeit gewachsen und die Bedingungen günstigere sind, werden wir diesen Weg sicher folgerichtig weiter zu gehen haben. [...] Die *heutige Form zu benutzen, um auf die Gestaltung der morgigen Einfluß zu üben* – das muß *unsere Aufgabe* sein. [...] Es gibt für einen Sozialisten *zwei Arten des Vorgehens*: Die sich selbst als allein revolutionär bezeichnende *Taktik des Absoluten*, die über allem Kleinen der platten Wirklichkeit erhaben ist und nicht weniger als das Ganze nimmt; und die *Taktik der politischen reformierenden Wirksamkeit*, welche das Ziel auf die einzig mögliche Weise der praktischen Teilerfolge zu erreichen strebt. Die letztere Taktik bewegt sich auf dem weitläufigen, aber dafür um so festeren Boden der Wirklichkeit; die erstere baut sich eine Ideallinie durch die Luft, die freilich viel kürzer und idealer, aber dafür um so ungangbarer ist. Ich halte es mit der letzteren Art und zwar will ich auf dem eingeschlagenen Wege nicht beim ersten Stein des Anstoßes zögernd und zweifelnd, ob ich mich nicht doch lieber in die Luft erheben sollte, stehen bleiben, sondern rüstig fortschreiten - die Augen fest auf das ferne Ziel gerichtet, entschlossen, kräftig, aber auch mit Umsicht und Überlegung.“⁶⁴

Dieses Handlungskonzept Vollmars, das „als erstes, bedeutendes Programm des Reformismus in der Partei anzusehen ist“⁶⁵, gab die Leitlinien für die bayerische SPD in den nächsten Jahrzehnten vor und sollte in der Gesamtpartei wiederholt für erbitterten Streit sorgen, da für jeden sofort ersichtlich war, dass es sich vom revolutionären Marxismus und von dessen für die SPD verbindlicher Interpretation durch Kautsky absetzte. Bereits auf dem Erfurter Parteitag kritisierte Bebel Vollmar mit den Worten: „Er nimmt der Partei das, ohne das eine Partei wie die unserige nicht bestehen kann, die Begeisterung.“⁶⁶ (Vertraulich gestand Bebel ein, dass er aus taktischen Gründen seinen Kampf gegen Vollmar zügeln musste.⁶⁷) Auch der alte Engels konnte sich noch aus größerer Entfernung darüber echauffieren, dass die bayerischen Sozialdemokraten unter Vollmars Führung „sehr opportunistisch geworden und *fast* schon eine ordinäre Volkspartei (das heißt die meisten Führer und viel neuer Parteizulauf) sind . . .“⁶⁸

Vollmar sah dies ganz anders; erfrischend pragmatisch und verständlich formulierte er 1896 noch einmal das „Glaubensbekenntnis“ des bayerischen Reformismus:

„Der Sozialismus ist nicht eine bloße Parteidoktrin der Arbeiterklasse, sondern eine Lehre, deren Endziel die Befreiung der gesamten Menschheit ist. Sodann sind die Sozialisten zugleich Demokra-

⁶⁴ Die beiden von Vollmar am 1.6. und 6.7.1891 gehaltenen Reden sind in der von ihm später als Broschüre veröffentlichten Form abgedruckt in: Georg VON VOLLMAR, Reden und Schriften zur Reformpolitik. Ausgewählt und bearbeitet von Willy Albrecht. Berlin - Bonn-Bad Godesberg 1977, S. 136-161, hier: S. 139, 141 und 155.

⁶⁵ G. A. RITTER, Staat und Arbeiterbewegung, S. 74.

⁶⁶ LEHNERT, Protestbewegung, Zitat: S. 82.

⁶⁷ Im Anschluss an den Erfurter Parteitag berichtete Bebel: „nachdem die Tagesordnung in der Motivierung eingebracht wurde, wie es geschah, konnten wir nicht mehr dagegen stimmen ohne den Schein zu erwecken daß wir Vollm.[ar] um jeden Preis draußen haben wollten. Diesen Schein aber dürften wir nicht erwecken, wollten wir damit nicht einen großen Theil unserer Leute vor den Kopf stoßen. Das Solidaritätsgefühl der Massen ist zu groß als daß wegen bloßer Meinungsverschiedenheiten, solange diese nicht prinzipielle und unüberbrückbare sind eine Spaltung gut geheßen wird.“ (A. Bebel an V. Adler vom 25.10.1891; abgedruckt in: F. ADLER (Hrsg.), Victor Adler: Briefwechsel, S. 80f., hier: S. 80).

⁶⁸ F. Engels an F. Sorge vom 4.12.1894. (FRICKE, Jansen: G. v. Vollmar, in: ZfG VI (1958), S. 1158-1165, Zitat: S. 1164).

ten [...] Sie können demnach ihre Endziele nur dann erreichen, wenn sie die Mehrzahl des Volkes auf ihrer Seite haben [...] Die Sozialdemokratie kann sich deshalb [...] nicht auf den engen Rahmen einer einseitigen Industriearbeiterpartei beschränken, sondern hat sich mit jedem Schritt vorwärts mehr zur Vertreterin der sämtlichen arbeitenden und ausgebeuteten Schichten, zur rücksichtslosen und entschiedensten Vorkämpferin der großen Mehrheit des nach wirtschaftlicher und politischer Befreiung ringenden Volkes entwickelt.“⁶⁹

Durch kleine und kleinste Reformschritte sollte eine allmähliche Entwicklung des „Gegenwartsstaates“ in Richtung Demokratie in Gang gesetzt werden (sowohl auf kommunaler wie auf Landes- und Reichsebene); Vollmar ging es darum, „auch positiv gestaltend, reformierend an den großen nationalen Kulturaufgaben“⁷⁰ mitzuwirken. Ein Revolutionskonzept erübrigte sich in dieser Strategie, die auf langfristige Veränderungen setzte;⁷¹ 1891 hatte Vollmar dazu bemerkt: „Wieviele Jahrzehnte darüber vergehen werden, weiß ich nicht.“⁷² Das berühmte „Endziel“ wurde dabei nicht gleich aus den Augen verloren. Der Nürnberger Abgeordnete Karl Grillenberger⁷³, bis zu seinem frühen Tod neben Vollmar der führende Kopf der bayerischen Sozialdemokratie, erklärte im gleichen Jahr im Reichstag: „Wir sind der Meinung, daß die Entwicklung unserer gegenwärtigen kapitalistischen Gesellschaft von selbst sich so zuspitzen wird, daß sie [...] in die sozialistische Gesellschaft hineinwachsen muß [...] Wir sind der Meinung, daß der Schlußstein aller Reformen, die auf gesellschaftlichem Gebiet vorweggenommen werden müssen, einfach die sozialistische Gesellschaft ist.“⁷⁴ Reformistische Gegenwartsarbeit und sozialistisches Endziel schlossen sich demnach nicht nur nicht aus, sondern das eine führte zum anderen.

Das 1892 verabschiedete Landtagswahlprogramm konzentrierte sich auf die Forderung nach Fortschritten bei Wahl- und Versammlungsrecht, Ausdehnung von Arbeiterversicherung und –schutz, Trennung von Kirche und Staat sowie den Abbau diskriminierender Gesetze. Eine Abschaffung der Monarchie wurde von der bayerischen SPD nie thematisiert, eine dezidiert klassenkämpferische

⁶⁹ POHL, Adolf Müller, Zitat: S. 43f.

⁷⁰ So Vollmar in einer Rede im Juli 1903. (GROH, Die Sozialdemokratie 1897-1909, in: Ders., Emanzipation und Integration, S. 253-566, Zitat: S. 345).

⁷¹ Auf einer Parteiversammlung der Augsburger SPD stellte ein Mitglied 1906 resignierend oder schlicht prognostizierend fest: „Generationen mögen noch hingehen, ehe ein gänzlich freies Staatswesen entstanden sein wird.“ (I. FISCHER, Industrialisierung, Zitat: S. 340).

⁷² CARSTEN, August Bebel, Zitat: S. 134.

⁷³ Grillenberger, Karl, geb. 22.2.1848 in Zirndorf (BA Fürth), 1854-1861 Volksschule in Zirndorf, Ansbach und München, 1861-1864 Schlosserlehre in Schweinau (bei Nürnberg), Wanderschaft, 1869 Beitritt zur SDAP, Beitritt zur Gewerkschaft, bis 1874 Schlosser, zuletzt Werkmeister in einer Fabrik in Forchheim, 1873-1874 nebenamtlicher Mitarbeiter am *Demokratischen Wochenblatt* bzw. *Social-Demokratischen Wochenblatt* in Fürth, Okt. 1874 bis Sept. 1878 Redakteur des *Nürnberg-Fürther Social-Demokraten*, Okt. 1878 bis zu seinem Tode Geschäftsführer und Redakteur der *Fränkischen Tagespost* in Nürnberg, 1874-1895 Geschäftsführer bzw. Korrektor der Genossenschaftsdruckerei in Nürnberg, MdR 1881 bis zu seinem Tod, ab 1884 Mitglied des Vorstandes der SPD-Reichstagsfraktion, 1884 Mitbegründer der *Metallarbeiterzeitung*, MdL 1893 bis zu seinem Tod, gest. 19.10.1897 in München.

⁷⁴ STEINBERG, Sozialismus und deutsche Sozialdemokratie, Zitat: S. 63.

Agitation gar nicht erst versucht. Auf legalem Wege, unter Ausnutzung der bestehenden parlamentarischen Möglichkeiten, sollten die Rechte der Arbeiter und anderer benachteiligter Bevölkerungsschichten gestärkt und deren materielle Lage verbessert werden. Die „Zusammenbruchstheorie“, die mit dem bald bevorstehenden Ende der Staatsordnung rechnete, hatte hier keinen Platz; im Vordergrund stand die „Betonung des Prozeßcharakters der Entwicklung vom Kapitalismus zum Sozialismus und der Fixierung auf die gewerkschaftliche, die parlamentarische und die kommunale Tätigkeit“⁷⁵. Dies alles stand – in der Theorie weit mehr als in der Praxis – in Widerspruch zur offiziellen Parteidoktrin. Deren spiritus rector Kautsky musste allerdings zugeben: „Aber die Vollmarerei entspringt einem realen Bedürfnis [sic]. Wir sind zu groß geworden, um bloße Demonstrationspartei bleiben zu können. Unsere Taktik muß sich ändern. Wir müssen die andern Parteien und Klassen studieren (sie sind keine reaktionäre Masse), um gelegentlich mit der einen oder anderen zu kooperieren.“⁷⁶

Der bayerische Reformismus erregte in der Gesamtpartei somit nicht nur Anstoß, sondern war auch Auslöser notwendiger theoretischer Grundsatzdebatten. Die eben erst formulierte Strategie Vollmars stieß zunächst aber auf die empörte Ablehnung Bebels, der die Folgen dieser Doktrin für fatal hielt: „Im Innern kämen wir zur kläglichsten Reformwirtschaft, in der äußeren Politik zur Bewilligung aller geforderten militärischen Lasten und Ausgaben.“⁷⁷ Damit hatte Bebel die Gefahren der „reformorientierten Militärkritik“ schon benannt, bevor diese vom rechten Parteiflügel konzipiert wurde (die Herstellung einer Verbindung zur Kreditbewilligung im Weltkrieg drängt sich ebenfalls auf). Auf dem Erfurter Parteitag verwahrte sich Bebel dagegen, „daß der Sozialdemokratie ihr Rückgrat zerbrochen, d. h. ihr Prinzip, der Klassenkampf gegen die herrschenden Klassen und die Staatsgewalt, durch eine lahme Taktik und Kampfweise und durch den ausschließlichen Kampf für sogenannte praktische Ziele in den Hintergrund geschoben [werde].“⁷⁸ Bebel und Vollmar trennte somit ein fundamentaler Dissens hinsichtlich der Parteistrategie, der durch gegenseitiges Misstrauen noch verschärft wurde.⁷⁹ Daran änderte auch nichts, dass sich Vollmar bei der Rechtfertigung

⁷⁵ POHL, Münchener Arbeiterbewegung, S. 465.

⁷⁶ K. Kautsky an E. Bernstein vom 8.12.1896. (Abgedruckt in: SCHELZ-BRANDENBURG (Hrsg.), Eduard Bernsteins Briefwechsel, S. 322-327, Zitat: S. 326).

⁷⁷ A. Bebel an G. v. Vollmar vom 1.7.1891. (GROH/BRANDT, „Vaterlandslose Gesellen“, Zitat: S. 66).

⁷⁸ I. FISCHER, Kurs der bayerischen Sozialdemokratie, in: GERMANISCHES NATIONALMUSEUM (Hrsg.), Arbeiterbewegung in Bayern, S. 79-109, Zitat: S. 86.

⁷⁹ Über eine 1903 stattgefundene Unterredung zwischen Reichskanzler Bülow und Vollmar berichtete Bülow später in seinen Erinnerungen: Vollmar, „der damals den gemäßigten Flügel der Sozialisten, die sogenannten Revisionisten [sic], führte, bat mich um eine Unterredung, die ich ihm gern gewährte. Ich empfing von ihm den Eindruck eines nicht nur gescheiten, sondern auch ehrlichen und charaktervollen Mannes, mit dem, unbeschadet der beiderseitigen Grundsätze, eine praktische Verständigung wohl möglich war. Den Anfang mußte freilich die Ernennung von Parlamentariern aus verschiedenen Parteien zu Ministern bilden, wozu sich der Kaiser in der Besorgnis, in seiner Ellbogenfreiheit, in seinem persönlichen Auftreten, seinen Reden und Reisen, seinen abrupten Entscheidungen und extemporierten Ansprachen eingeengt und beschränkt zu werden, selbst nach meinem Wahlsiege vom Januar 1907 nicht entschließen konnte. Über meine Unterhaltung mit Herrn von Vollmar bewahrte ich natürlich Schweigen. Bebel scheint

tigung seiner Haltung sogar auf marxistische Theoreme berief⁸⁰ oder dass Bebel für die bayerische „Eigenart“ Verständnis aufbrachte, wenn er erklärte: „Ich habe es immer als die größte Tugend der Bayern angesehen, daß sie noch nicht so von Europas [sic] übertünchter Höflichkeit beleckt sind, um ihren Gefühlen nicht den entsprechenden sehr deutlichen Ausdruck zu geben. Und ich vertheidige diesen Ton, auch wenn Anstandsdamen und hektisch gewordene Schulmeister darüber in Ohnmacht fallen.“⁸¹

Die Fortschritte, die der Landesverband aus einer ungünstigen Ausgangssituation heraus machte, gaben dem Konzept Vollmars, das in Bayern an ältere Traditionen anknüpfen konnte, zunächst recht und stärkten dessen Akzeptanz. Im Jahr 1893 zogen erstmals fünf Sozialdemokraten in den Landtag ein,⁸² wo sie sich mit vollem Elan in die parlamentarische Arbeit stürzten, dabei keines der vielen Sachthemen unbeachtet lassend. Zum handfesten Streit mit der Berliner Parteispitze führte im darauffolgenden Jahr die Zustimmung der Landtagsfraktion zum Haushalt, die von der überwiegenden Mehrheit der Partei in Bayern gebilligt wurde. Obwohl ausdrücklich betont worden war, dass es sich dabei um keinen Vertrauensbeweis gegenüber der Regierung handle, musste sich Vollmar, der keine Antwort schuldig blieb, auf dem darauffolgenden Frankfurter Parteitag der SPD (1894) von Bebel und anderen schwere Vorwürfe gefallen lassen.⁸³ Vollmar rechtfertigte sich damit, dass die Erfolge der bayerischen SPD „allein dadurch möglich geworden [sind], daß wir uns von mechanischen Agitationsformen losrissen, Land und Leute studierten und unsere Agitation dementsprechend abänderten. Würden wir unsere Taktik ändern . . ., würden unsere Erfolge verschwinden.“⁸⁴

aber doch irgendwie dahinter gekommen zu sein, denn an einem der nächsten Tage erklärte er in einer seiner längsten Reden mit einem grimmigen Blick auf Vollmar, er würde nie erlauben, daß ein Sozialdemokrat ohne ganz bestimmte Garantien und anders als unter ganz bestimmten Bedingungen ein Minister-Portefeuille übernehme.“ (KUCZYNSKI, Der Ausbruch des Ersten Weltkrieges und die deutsche Sozialdemokratie, Zitat: S. 129). Auf dem im gleichen Jahr abgehaltenen Parteitag, auf dem Bebel und Vollmar die Hauptkontrahenten waren, erklärte Bebel, dass er seinen Widersacher – trotz allem – persönlich nach wie vor achte (vgl. Protokoll SPD-Parteitag Dresden 1903, S. 314).

⁸⁰ Auf dem Stuttgarter Parteitag erklärte Vollmar 1898: „Die ganze Idee [...] daß man, indem man heutigen Zielen nachgeht, `das Endziel hinausschiebe`, ist so unsozialistisch, vor allem so unmarxistisch wie nur irgend möglich. Denn der moderne Sozialismus geht von dem Gedanken aus, daß der Erfolg unserer Agitation nicht von unserem eigenen Belieben abhängt, sondern daß die Entscheidung in unserem Sinne mit innerer Notwendigkeit vor sich gehen muß. Wer die Lage des arbeitenden Volkes ökonomisch, politisch, geistig, kurz kulturell hebt, der befähigt es zum Weiterkämpfen, stärkt seine Macht und schreitet sicheren Fußes auf dem Weg, der zur schließlichen Ergreifung der politischen Gewalt führt.“ (STEINBERG, Sozialismus und deutsche Sozialdemokratie, Zitat: S. 63f).

⁸¹ August Bebel, Nachklänge zum Lübecker Parteitag, in: *Die Neue Zeit*, Nr. 4 vom 23.10.1901, S. 100-106, hier: S. 103.

⁸² Im Deutschen Reichstag war die bayerische Sozialdemokratie bereits seit 1881 vertreten.

⁸³ So forderte Bebel: „Laßt nicht die Opportunität, nicht die Zweckmäßigkeit, laßt das Prinzip siegen!“ (I. FISCHER, Kurs der bayerischen Sozialdemokratie, in: GERMANISCHES NATIONALMUSEUM (Hrsg.), Arbeiterbewegung in Bayern, S. 79-109, Zitat: S. 87).

⁸⁴ SCHORSKE, Die große Spaltung, Zitat: S. 26.

Bis zu einem offenen Bruch zwischen Bebel und der bayerischen Parteiführung (die von den übrigen süddeutschen Landesverbänden unterstützt wurde) wegen der Budgetbewilligung fehlte in diesem Moment nicht viel (Kautsky sprach sich nun gar dafür aus, dass Vollmar eine eigene Partei gründete, je eher die Parteispaltung komme, „desto besser“⁸⁵). Der Parteitag verurteilte letztes Ende die Zustimmung zum Haushalt, ohne dass sich Bebel voll durchsetzen konnte.⁸⁶ Vollmar wiederum kritisierte die Haltung Bebels als „Ausfluß jenes preußischen Korporalgeistes [...], der alles von einem Punkte aus diktieren“⁸⁷ möchte; hierauf reagierte der bayerische Landesverband auch in Zukunft hoch allergisch. Ein Grundsatzbeschluss zum Problem der Budgetbewilligung erfolgte erst 1901 in Lübeck; Bebel setzte dort eine Resolution durch, die von den sozialdemokratischen Parlamentsfraktionen verlangte, „das Gesamtbudget normalerweise ab[zu]lehnen. Eine Zustimmung zu dem Budget kann nur *ausnahmsweise* aus *zwingenden*, in *besonderen* Verhältnissen liegenden Gründen gegeben werden.“⁸⁸ Damit war der Konflikt allenfalls vertagt, aber nicht gelöst; er brach 1908 in voller Schärfe wieder aus.⁸⁹

Dazu trug auch bei, dass der bayerische Landesverband seine pragmatisch-elastische Strategie uneingeschränkt beibehielt, die nicht nur die Budgetbewilligung für eine Frage der Zweckmäßigkeit statt der „Prinzipientreue“ ansah. Für die Landtagswahlen von 1899 schloss die bayerische SPD lokale Bündnisse mit dem Zentrum, die ihr sechs zusätzliche Sitze einbrachten. 1905 wurde diese Zusammenarbeit noch ausgebaut, was den Sozialdemokraten wegen der ungerechten Wahlkreiseinteilung indes nur ein einziges weiteres Mandat einbrachte, trotz eines deutlich gestiegenen Stimmenanteils. Der Verzicht auf ein Wahlbündnis bei der Landtagswahl von 1907 blieb eine Ausnahme. Die durch den reformistischen Kurs begünstigte Bündnisfähigkeit der bayerischen Sozialdemokratie

⁸⁵ So schrieb Kautsky an Bernstein: „... mir scheint, daß wir einer Spaltung entgegengehen, und ich glaube sogar, je eher sie kommt, desto besser. Hätte man Vollmar in Erfurt vor die Alternative gestellt se démettre ou soumettre, so wäre er nie zu der Bedeutung gelangt, die er jetzt hat... Unsere Partei ist tatsächlich die einzig ernsthafte Oppositionspartei im Reich, alle Unzufriedenen strömen uns zu, schwellen unsere Stimmzahlen an, aber nur ein Teil davon wird zu Sozialisten. Diese Situation kann nicht allzu lange dauern. Es ist notwendig, wenn nicht die S[ozial]d[emokratie] ihren grundsätzlichen Charakter aufgeben will, daß neben ihr eine Partei der energischen Unzufriedenen besteht, die ohne revolutionär zu sein, doch eine entschiedener Opposition macht als die bürgerliche Demokratie... Lassen wir Jörg [d. h. Vollmar; B. A.] eine solche Partei bilden, deren Abgott er sein wird, und versuchen wir nicht, ihn zu halten dadurch, daß wir unsere Partei dem Ideal der seinen nähern.“ (K. Kautsky an E. Bernstein vom 14.11.1894; STEINBERG, Sozialismus und deutsche Sozialdemokratie, Zitat: S. 76, Fn. 209). Zur Schärfe des Streits zwischen bayerischer Parteiführung und Bebel siehe auch die Korrespondenz zwischen Vollmar und dem Nürnberger Reichstagsabgeordneten Karl Grillenberger (vgl. ebd., S. 73, Fn. 186).

⁸⁶ Eine Resolution, die die Budgetabstimmung als Frage der Zweckmäßigkeit bezeichnete, wurde mit 235 zu 93 Stimmen abgelehnt; der entgegengesetzte Antrag Bebels, der die Budgetablehnung als verbindlich durchsetzen sollte, wurde nur in abgeschwächter Form angenommen. (Vgl. WACHENHEIM, Die deutsche Arbeiterbewegung, S. 334).

⁸⁷ CARSTEN, August Bebel, Zitat: S. 137.

⁸⁸ Protokoll SPD-Parteitag Lübeck 1901, S. 99.

⁸⁹ Siehe dazu unten Kap. 2.4.3.

gegenüber bürgerlichen Parteien auf allen staatlichen Ebenen zeigte mehr als alles andere die im Vergleich zu Norddeutschland geringeren Klassengegensätze in Bayern.⁹⁰

Das neue Landtagswahlrecht von 1906, das keineswegs den im Erfurter Programm aufgestellten Forderungen entsprach, wurde von der SPD gemeinsam mit dem Zentrum verabschiedet, da es immerhin einige Fortschritte brachte, die sich auch bei den folgenden Wahlen im Anwachsen der SPD-Fraktion auf 20 Köpfe zeigten.⁹¹ Im Einzelnen enthielt die Neuregelung eine Reihe von Bestimmungen, die die SPD klar benachteiligten,⁹² was die Berliner Parteiführung zu der Forderung veranlasste, auf den Handel mit dem Zentrum nicht einzugehen. Ihrer bisherigen Haltung konsequent folgend hielt die bayerische Landesleitung einen kleinen Erfolg, den die Reform durchaus darstellte, für besser als gar keinen – und schenkte der Kritik aus Berlin keine besondere Beachtung. Adolf Müller⁹³, der Chefredakteur der *Münchener Post*, war sich sicher: „Die Sozialdemokratie ist in Bayern ein Faktor geworden, ohne den sich politische Gestaltungen irgend welcher Art nicht mehr dauernd durchsetzen können“⁹⁴.

Durch die zusätzlichen Mandate konnte die Mitarbeit im Landtag weiter intensiviert werden; zur Regierung Podewils stellte sich dabei ein sachliches Arbeitsverhältnis ein, wie es in anderen Teilen Deutschlands, namentlich in Preußen, zu dieser Zeit undenkbar war. Obwohl die Kommunalpolitik von der Partei lange Zeit programmatisch vernachlässigt wurde, gewann die bayerische SPD auch in den Gemeindevertretungen immer mehr Sitze und beteiligte sich aktiv am politischen Geschehen.⁹⁵ Auf lokaler Ebene kam es auch zu vielfältiger Zusammenarbeit zwischen den staatlichen Behörden

⁹⁰ Für die geringeren sozialen Spannungen in Bayern im Vergleich zum übrigen Reich lassen sich für die Zeit bis 1914 auch einige empirische Belege anführen; so lag die Beteiligung der Arbeiterschaft an Streikaktionen unter dem auf Reichsebene gegebenen Niveau, während der Organisationsgrad ungefähr gleichauf lag. Beim Anteil der Tarifvertragsbeteiligten innerhalb der Arbeiterschaft lag Bayern hingegen deutlich über dem Reichsdurchschnitt. (Vgl. Friedhelm BOLL, *Arbeitskampf und Region. Arbeitskämpfe, Tarifverträge und Streikwellen im regionalen Vergleich 1871-1914*, in: G. A. RITTER (Hrsg.), *Aufstieg der deutschen Arbeiterbewegung*, S. 379-414, hier: S. 403).

⁹¹ Bei den ersten nach dem neuen Wahlrecht abgehaltenen Landtagswahlen entfielen auf die SPD 17,7% der Stimmen, was ihr aber nur 12,5% der Sitze einbrachte. (Angabe aus POHL, *Münchener Arbeiterbewegung*, S. 475).

⁹² Siehe dazu oben Kap. 2.3.

⁹³ Müller, Adolf, geb. 23.8.1863 in Wittlich (RB Trier), höhere Stadtschule in Wittlich, Gymnasium in Trier, Studium der Medizin, später Nationalökonomie in Straßburg und Berlin, Studium abgebrochen, ab 1888 Schriftsteller, ab 1891 Tätigkeit für sozialdemokratische und bürgerliche Zeitungen, 1891-1893 Leiter des Depeschen-Büros „Herold“ in Berlin, Beitritt zur SPD, 1893-1896 ständiger Mitarbeiter, 1896-1917 Chefredakteur der *Münchener Post*, MdL in Bayern 1899-1918, ab 1909 Mitglied des SPD-Landesvorstandes, ab 1910 stellv. Landesvorsitzender und stellv. Fraktionsvorsitzender im Landtag, Dez. 1916 bis Jan. 1919 Beauftragter der Reichsregierung in der Schweiz, 1917 Rückzug aus der bayer. Landespolitik und Umzug nach Bern, 1918 Mitglied des provisor. Nationalrates in Bayern, Jan. 1919 bis Mai 1933 Gesandter und bevollmächtigter Minister des Deutschen Reiches in Bern, dann Ruhestand in der Schweiz, Vorsitzender des Schweizerisch-Deutschen Hilfskomitees, Ehrendoktor der Universität Tübingen, Ehrensensator der Universität Heidelberg und der TH Stuttgart, Ehrenbürger der Universität München, gest. 5.9.1943 in Merlingen am Thunersee (Schweiz).

⁹⁴ Adolf Müller, *Nach den Urwahlen in Bayern*, in: *Die Neue Gesellschaft*, Nr. 16 vom 19.7.1905, S. 185f., hier: S. 186.

⁹⁵ Vgl. Anneliese KREITMEIER, *Zur Entwicklung der Kommunalpolitik der bayerischen Sozialdemokratie im Kaiserreich und in der Weimarer Republik unter besonderer Berücksichtigung Münchens*, in: *AfS* 25 (1985), S. 103-135, hier: S. 103-113.

und der sozialdemokratischer Gewerkschaftsbewegung, etwa im Bereich des Arbeitsschutzes. Selbst der Berliner *Vorwärts* musste zugestehen: „Es ist begreiflich, wenn dem Fernstehenden manche Einrichtungen in Bayern demokratischer, volkstümlicher erscheinen als in Preußen, wo der ostelbische Schnauzton oft als der Regierung letzte Weisheit erscheint.“⁹⁶ Prägend für den unbestreitbaren Mentalitätsunterschied waren insbesondere die Verhältnisse in München.

2.4.2 „Münchner“ und „Nürnberger“

In der königlichen Residenzstadt München, dem Sitz von Landtag und Regierung, hatte auch die bayerische SPD ihre Zentrale. Der Landesvorstand wurde von jeher durch die enge Verbindung bzw. Verflechtung mit der örtlichen Parteiführung sowie den spezifischen Charakter der Metropole geprägt. Das besondere geistige Klima Münchens mit seinen geringeren sozialen Gegensätzen, der großen konfessionellen Homogenität der Bevölkerung, der engen Verbindung zum agrarischen Umland, dem zahlenmäßig starken Kleinbürgertum und der nur eine Minderheit bildenden Arbeiterschaft, die überwiegend in Klein- und Mittelbetrieben beschäftigt war, bot einen guten Nährboden für den Reformismus, der in den norddeutschen Industriestädten fehlte. Führende politische Kraft in der Landeshauptstadt war der Liberalismus, der wichtigster Partner und Gegner der SPD zugleich war.

Um in München zur stärksten Partei zu werden, was ihr schließlich auch gelang,⁹⁷ blieb der SPD gar nichts anderes übrig, als gezielt Wählerschichten anzusprechen, die nicht der Arbeiterschaft zuzurechnen waren. „Im Unterschied zur Sozialdemokratie des Ruhrgebiets (von der des Reiches ganz abgesehen) war die Münchner Sozialdemokratie keine religionsfeindliche, auch keine evangelische Minderheits- sondern eindeutig eine katholische Mehrheitspartei. Dies zeigte sich in Programm *und* konfessioneller Struktur. Diese Tatsachen bilden den Schlüssel zum Verständnis des Verhaltens von Parteiführung und Mitgliedern in der katholischen Region München.“⁹⁸ Ebenso bedeutsam war, dass in München die SPD auf kommunaler Ebene weit besser integriert war als in anderen Städten und es zu engen und produktiven Kontakten mit den Behörden kam, die auch nach der innenpolitischen Wende von 1912 aufrechterhalten wurden. Diese Zusammenarbeit, die sich im Wohnungsbau, im Gesundheitswesen und anderen Bereichen entwickelte, führte hier zu einer außergewöhnlich modernen Sozialpolitik und zu einer Integration der Arbeiterschaft in die Gesellschaft wie sonst kaum irgendwo in Deutschland. Die sozialen Beziehungen waren auch in München nicht immer harmonisch, es gab hier jedoch „schon vor dem Ersten Weltkriege den Durchbruch zum institutio-

⁹⁶ HIRSCHFELDER, Die bayerische Sozialdemokratie (Teil II), Zitat: S. 489.

⁹⁷ Bei der Reichstagswahl von 1912 kam die SPD in den beiden Münchner Wahlkreisen auf 41,4 bzw. 55,7% der Stimmen. (Angabe aus ebd., S. 544).

⁹⁸ POHL, Sozialdemokratie in München, in: IWK 28 (1992), S. 293-319, hier: S. 308.

nalisierten Konfliktausgleich der Interessengruppen unter Mitarbeit von Unternehmer- und Arbeiterorganisationen und mit großzügiger Förderung durch den Staat.“⁹⁹

Wie zu allen Zeiten entfaltete das einzigartige kulturelle Milieu Bayerns und insbesondere Münchens – über den politischen Sektor im engeren Sinne hinausgehend – eine erhebliche Assimilationskraft, der sich kaum einer der oft aus Norddeutschland zugezogenen Spitzenfunktionäre der SPD zu entziehen vermochte.¹⁰⁰ Bayerische Eigenständigkeit wurde bereits nach kurzer Zeit auch von „Zuge-reisten“ meist als Wert an sich begriffen, was im Übrigen später auf die Anführer der USPD ebenso zutraf. Die in der Verfassung festgeschriebenen bayerischen Sonderrechte galten auch der Landes-SPD als unantastbares Gut; damit vertrug sich die für die SPD konstitutive Feindschaft zu den reaktionären Verhältnissen in Preußen ganz hervorragend. Ein mitunter gefühlsbetonter Partikularismus gehörte zu den nicht hinterfragten Konstanten dieser Haltung. Johannes Timm, selbst gebürtiger „Preuße“, seit 1904 Vorsitzender der südbayerischen SPD, erklärte 1906 im Landtag: „Preußen ist für uns zunächst ein ganz unkulturelles Land, Preußen hat das Dreiklassenwahlrecht, Preußen wird von unverschämten Junkern regiert, . . . Preußen (ist) für uns ein sozialpolitisches Kamerun.“¹⁰¹

Da die Münchner Parteiorganisation in einem stetigen Aufstieg begriffen war,¹⁰² sah die Führung wenig Anlass, ihren „Sonderweg“ infrage zu stellen. Mit den ihr geeignet erscheinenden Mitteln erreichte sie mindestens ebenso große Erfolge wie die Partei in anderen Regionen Deutschlands; der daraus abgeleitete Glaube an die große Zukunft der Sozialdemokratie war überall derselbe. Auf Widerstand gegen den reformistischen Kurs Vollmars, den es auch in München durchaus gab, reagierte die örtliche Parteiführung mit einer Mischung aus taktischer Elastizität und, wenn es darauf ankam, Härte, die bis zum Parteiausschluss ganzer Unterorganisationen gehen konnte. Dennoch blieb im Ortsverband eine oppositionelle Strömung bestehen, die zwar niemals eine Chance hatte, zur Mehrheit zu werden, sich aber doch hin und wieder deutlich zu Wort meldete. Auf der Generalversammlung der Münchner SPD im August 1910 etwa forderte Wendelin Schmöger¹⁰³, später Vorsitzender der oberbayerischen USPD, „daß nicht nur in den öffentlichen Versammlungen die Grundprinzipien des Sozialismus, sondern auch in der Presse die jeweilige Volksempörung, der

⁹⁹ POHL, Münchener Arbeiterbewegung, S. 516.

¹⁰⁰ Idealtypisch hierfür der aus Holstein stammende Timm, der lange Zeit in Berlin tätig gewesen und 1898 nach München gekommen war. (Siehe dazu die Ausführungen Timms auf dem Parteitag von 1903; vgl. Protokoll SPD-Parteitag Dresden 1903, S. 358).

¹⁰¹ HIRSCHFELDER, Die bayerische Sozialdemokratie (Teil II), Zitat: S. 640, Anm. 205.

¹⁰² Die Mitgliederzahl der Münchner SPD entwickelte sich wie folgt: 1474 (1898), 2473 (1900), 5005 (1905), 12133 (1909), 16800 (1912). (Angabe aus POHL, Münchener Arbeiterbewegung, S. 580).

¹⁰³ Schmöger, Wendelin, geb. 15.10.1881 in Ebershausen, Friseurgeschäftsinhaber in München, Beitritt zur SPD, ab Aug. 1910 Mitglied der Pressekommission der SPD in München, Übertritt zur USPD, Jan. 1919 Kandidatur für die USPD zum bayer. Landtag, 1919-1933 Stadtrat in München, ab Sept. 1919 2. Vorsitzender der USPD in München, 1920 Kreisvorsitzender der USPD Oberbayern, 1922 Rückkehr zur SPD.

antimilitaristische und antimonarchische Charakter der Partei prägnanter zum Ausdruck kommen möge. Es werde zu viel diplomatisiert. Die Partei gehe mehr in die Breite als in die Tiefe.“¹⁰⁴

Die harsche Reaktion, die Adolf Müller daraufhin zeigte, bewies nur, dass hier offenbar ein wunder Punkt getroffen worden war. Der sich mit Recht angegriffen fühlende Chefredakteur der *Münchener Post* entgegnete Schmöger, dass sich mit „derartigen anarchosozialistischen [sic] Gemeinplätzen [...] wenig anfangen“ ließe und die „Erfolge der Parteiorganisation und der Parteipresse in München“ doch deutlich zeigten, „daß man auf dem rechten Wege sei.“¹⁰⁵ Daraufhin folgte keine weitere Diskussion mehr; Schmöger wurde immerhin in die Pressekommission gewählt.¹⁰⁶ An der Vormachtstellung der Reformisten änderte dies jedoch ebenso wenig wie vereinzelt auftretende spontane, nicht von der Partei- oder Gewerkschaftsbürokratie organisierte Aktionen der Arbeiterschaft. Gleiches galt für Versuche von Anarchisten, Einfluss auf das Münchner Proletariat zu gewinnen. Erich Mühsam kritisierte in seiner Zeitschrift *Kain* 1911: „Noch heute winselt die SPD bei den Inhabern der Macht um Beteiligung an der Verwaltung des Staates, den sie angeblich bekämpft.“¹⁰⁷ Die Resonanz solcher Angriffe beschränkte sich indes vorerst auf das „Schwabinger Milieu“.

Ungeachtet der hin und wieder auftretenden Differenzen wuchs in München unter diesen Bedingungen eine Gruppe von Spitzenfunktionären heran, die Vollmar stets zuverlässig folgte. Zu nennen sind hier vor allem seine beiden politischen Ziehsöhne: Der fleißige Organisator Erhard Auer¹⁰⁸, seit 1908 Landessekretär der Partei, dessen politisches Charakterbild – auch bei Einbeziehung der Urteile von ihm nahe stehenden Genossen¹⁰⁹ – als schillernd zu bezeichnen wohl noch unter-

¹⁰⁴ MP Nr. 178 vom 3.8.1910.

¹⁰⁵ Ebd.

¹⁰⁶ Auf der Generalversammlung im darauffolgenden Jahr hakte Schmöger noch einmal nach und verlangte „angesichts der verschärften Klassengegensätze eine schärfere Tonart und rücksichtslosere Sprache der M. P. [d. h. der *Münchener Post*]“ (MP Nr. 183 vom 9.8.1911), ohne damit auf größere Resonanz zu stoßen.

¹⁰⁷ Gerdi HUBER, *Das klassische Schwabing. München als Zentrum der intellektuellen Zeit- und Gesellschaftskritik an der Wende des 19. zum 20. Jahrhundert*, München 1973, Zitat: S. 83.

¹⁰⁸ Auer, Erhard, geb. 22.12.1874 in Dommelstadl (BA Passau), 1880-1886 Volksschule in Dommelstadl, 1886-1894 Landarbeiter, 1889 Gründer einer sofort wieder verbotenen Landarbeiterorganisation, daraufhin kurzzeitig in Haft, 1894-1896 Militärdienst, Beitritt zur SPD, bis 1900 erst Ausgeher und nach Absolvierung einer Handelsschule selbständiger Kommiss in einem Handelsgeschäft, Juli 1900 bis Feb. 1908 Krankenkassenoffiziant der OKK München, 1900-1908 nebenamtlicher und März 1908 bis Aug. 1921 hauptamtlicher LandesparteiSekretär bzw. Geschäftsführer der SPD in Bayern mit Sitz in München, ab Okt. 1918 Vorsitzender der MSPD in Bayern, MdL 1907-1933, 1914-1916 Kriegsteilnehmer, Nov. 1918 bis Feb. 1919 Innenminister im Kabinett Eisner, 1918/19 Mitglied des provisor. Nationalrates in Bayern, 21.2.1919 bei Attentat im Bayerischen Landtag schwer verletzt, MdR 1919-1920, 1919-1933 Stadtrat in München, 1922-1933 Redakteur der *Münchener Post*, 1920-1932 Erster, 1932-1933 Zweiter Vizepräsident des Bayerischen Landtages, Mai-Juni 1933 Schutzhaft, bis 1945 in Karlsruhe wohnhaft, nach Evakuierung aus Karlsruhe am 20.3.1945 in Giengen a. d. Brenz verstorben.

¹⁰⁹ Der spätere bayerische Ministerpräsident Wilhelm Hoegner, seit 1920 mit Auer eng vertraut, schrieb in seinen Erinnerungen: „Auer war der geborene Mann aus dem Volke und bis weit in die Kreise des Bürgertums hinein wegen seiner maßvollen politischen Haltung beliebt. Schon sein behagliches Äußeres flößte Vertrauen ein. Er war schöpferisch begabt, rastlos in der Arbeit, wenn es sein musste, aber auch trinkfroh und dann großsprecherisch, reizbar und zu heftigen Ausfällen geneigt. Urwüchsiges Kraftgefühl und frohe Bierlaune verleiteten ihn oft zu einer allzu hoffnungsvollen Betrachtung der Dinge und zu Versprechungen, die er nachher nicht immer halten konnte. [...] Unter Politik verstand er die Kunst, die eigenen Anhänger aufzupeitschen, den Gegner zu täuschen

trieben scheint.¹¹⁰ Vor allem aber Adolf Müller, seit 1896 Chefredakteur der *Münchener Post*, ein Meister des konspirativen Vorgehens und begnadeter Strippenzieher mit besten Kontakten zu den verschiedensten gesellschaftlichen Kreisen, selbst zu den Ministerien und Militärs. Als legendär gut informierter Kenner der Szene in der Landeshauptstadt, seit 1910 auch stellvertretender Landes- und Fraktionsvorsitzender (im Landtag), war er zum „wichtigsten sozialdemokratischen ‚Meinungsmacher‘ in Bayern“¹¹¹ aufgestiegen, seit der Aktionsradius Vollmars aus gesundheitlichen Gründen immer geringer wurde. In der zeitgenössischen Öffentlichkeit wurde dies nicht immer entsprechend wahrgenommen und von der Forschung lange Zeit sträflich unterschätzt. Erst vor kurzem sorgte hier die Biographie Karl Heinrich Pohls für Aufklärung; auch während des Weltkrieges sollte Müller – soweit er sich in Bayern aufhielt – den Parteistreit an zentraler Stelle mitprägen. Von Herkunft und Werdegang völlig verschieden, vertraten sowohl Auer als auch Müller einen ideologiefreien Pragmatismus, der sich um Prinzipienfragen wenig scherte und in der Wahl seiner Mittel nicht zimperlich war.

Dies hatten sie gemeinsam mit dem mit allen Wassern gewaschenen Multifunktionär Johannes Timm, dem „ungekrönte[n] König der Münchner Gewerkschaften“¹¹², der diese stets auf Loyalitätskurs gegenüber der Landesleitung hielt. Wie Vollmar hatte sich Timm, auf dem linken Parteiflügel beginnend, im Laufe der Zeit immer mehr nach rechts entwickelt und – seit er in Bayern war – eine durch und durch praktizistische Haltung verinnerlicht, die für Theoriedebatten kaum etwas übrig hatte. Allerdings glaubte selbst ein in der Wolle gefärbter Pragmatiker wie Timm nicht, auf den Rekurs auf die marxistische Geschichtsinterpretation gänzlich verzichten zu können wenn es galt, sozialpolitische Themen zu erörtern.¹¹³ Zu bestimmen, in welchem Ausmaß dabei echte Überzeugung oder nur der taktische Einsatz eines bewährten Integrationsmittels als Motiv wirkten, bleibt schwierig. Timms in der Zeit von Weltkrieg und Revolution an führender Stelle in der Partei vertre-

und hereinzulegen. Bewundernswert war sein persönlicher Mut.“ (Wilhelm HOEGNER, *Der schwierige Außenseiter. Erinnerungen eines Abgeordneten, Emigranten und Ministerpräsidenten*, München 1959, S. 17).

¹¹⁰ Auf Auers dubiose Rolle während der Revolutionszeit, als er auch mit reaktionären politischen Kräften kooperierte, kann hier (noch) nicht näher eingegangen werden. Bezeichnend war, dass Auer der bayerische „Großmeister“ der so genannten „Loge Weltbund“ war, die 1920 anlässlich des Kapp-Putsches gegründet worden war und 1928 auf Drängen des SPD-Parteivorstandes und des Bundesvorstandes des ADGB aufgelöst wurde (vgl. ADOLPH, *Otto Wels*, S. 130, Fn. 94).

¹¹¹ POHL, *Münchener Arbeiterbewegung*, S. 412.

¹¹² POHL, *Adolf Müller*, S. 127.

¹¹³ In seinem ausführlichen Referat zum Thema Arbeitslosenfürsorge auf dem Parteitag in Jena 1913 erklärte Timm einleitend: „Die Sozialdemokratie vertritt die Auffassung, daß die wirtschaftlichen Krisen untrennbar mit der kapitalistischen regellosen Produktionsweise verbunden sind. Die Verwandlung des kapitalistischen Privateigentums und der Produktionsmittel in Gesellschaftseigentum und die Umwandlung der Warenproduktion in sozialistische für und durch die Gesellschaft betriebene Produktion wird auch die Ursache des Elends der Arbeitslosigkeit beseitigen. Die Arbeitslosigkeit als das notwendige Produkt der kapitalistischen Gesellschaft wird endgültig erst mit der Umwandlung dieser Gesellschaft in die sozialistische verschwinden.“ (Protokoll SPD-Parteitag Jena 1913, S. 385).

tene Positionen sprechen dafür eine eindeutige Sprache: Von einer Umsetzung „linker“ Forderungen wollte er nichts mehr wissen.

Das Gewicht der in München entwickelten Programmatik und Taktik wog bald weit schwerer als es der Größe der lokalen Organisation innerhalb des Landesverbandes angemessen gewesen wäre. Obwohl die Verhältnisse in München auch innerhalb Bayerns eine Ausnahmestellung einnahmen, entwickelte sich eine Dominanz des hauptstädtischen Ortsverbandes. Durch taktisches Geschick und die Ausnutzung einiger struktureller Vorteile, etwa der weitgehenden Kontrolle über die südbayerische Gauleitung, gelang es Vollmar und seinen Kampfgefährten, den Kurs der Landespartei fast immer nach ihren Vorstellungen zu bestimmen. Dies war keineswegs selbstverständlich, denn der „natürliche“ Mittelpunkt der bayerischen Sozialdemokratie lag eigentlich in Nürnberg. Dort war in der Vorkriegszeit der größte Ortsverband der bayerischen Sozialdemokratie,¹¹⁴ Sitz des Gaues Nordbayern und der *Fränkischen Tagespost*, ihres Presseorgans mit überregionaler Bedeutung (es handelte sich dabei um das Parteiblatt mit der höchsten Auflage in Bayern). Mit gewissem Recht konnte Nürnberg somit als „Hauptstadt der bayerischen Sozialdemokratie“¹¹⁵ bezeichnet werden; bei den Reichstagswahlen von 1912 kam die SPD hier auf ein schwer zu überbietendes Ergebnis von 60,7%¹¹⁶. Die fränkische Sozialdemokratie insgesamt stand dem marxistischen Zentrum um Bebel und Kautsky ursprünglich zweifellos näher als dem reformistischen Flügel; trotz der Loyalitätsbekundungen gegenüber der Landesleitung „war die Tendenz, sich mehr als ´deutsche Sozialdemokratie in Bayern´ denn als bayerische Sozialdemokratie zu betrachten, insbesondere in Nordbayern zu bemerken.“¹¹⁷

Für Franken lässt sich zudem belegen, dass die Pendelwanderung nach München nur schwach ausgeprägt war,¹¹⁸ dadurch auch ein personeller Austausch innerhalb der Arbeiterschaft und damit eine Homogenisierung innerhalb der gesamtbayerischen SPD kaum stattfand. Die sozialen und kulturellen Rahmenbedingungen für den Aufstieg der Partei ähnelten in Teilen Frankens eher den Verhältnissen in Norddeutschland als denjenigen in Südbayern. Dies wurde auch von dem oft mit Vollmar in Fehde liegenden Bebel klar erkannt; er konnte in den hier geschilderten Auseinandersetzungen daraus jedoch kaum Nutzen ziehen, da der bayerische Partikularismus eine Integrationskraft entfal-

¹¹⁴ Anfang 1914 verfügte die SPD in Nürnberg über mehr als 20000 Mitglieder. (Angabe aus I. FISCHER, Kurs der bayerischen Sozialdemokratie, in: GERMANISCHES NATIONALMUSEUM (Hrsg.), Arbeiterbewegung in Bayern, S. 79-109, hier: S. 100).

¹¹⁵ ROSSMEISSL, Sozialdemokratie in Nürnberg, S. 5.

¹¹⁶ Angabe aus HIRSCHFELDER, Die bayerische Sozialdemokratie (Teil II), S. 544.

¹¹⁷ Ebd., S. 560.

¹¹⁸ Vor dem Ersten Weltkrieg lag die Zuwanderung nach München aus Ober- und Unterfranken noch hinter der aus Baden oder Preußen, auch die Zuwanderung aus Mittelfranken lag weit hinter der aus den altbayerischen Gebieten zurück. (Vgl. HILLMAYR München und die Revolution, in: BOSL (Hrsg.), Bayern im Umbruch, S. 453-507, hier: S. 457).

tete, der sich auch die Nürnberger zum größeren Teil nicht entziehen konnten oder wollten. Im Zweifelsfall lag den meisten „Nürnbergern“ München doch näher als Berlin, was sich gerade im Budgetstreit manifestieren sollte.

Die Dominanz der Münchner Landesleitung in allen programmatischen und strategischen Fragen beruhte darüber hinaus auch darauf, dass aus Nürnberg hierzu keine innovativen Impulse kamen, die dann entsprechend offensiv hätten vertreten werden können. Zumindest an der Parteibasis gab es hier zwar mitunter starke Vorbehalte gegen den reformistischen Kurs der Landesleitung, die aber von der örtlichen Parteiführung allenfalls partiell geteilt, noch weniger durch offen oppositionelles Verhalten artikuliert wurden. In der Frage der Budgetbewilligung opponierten einzelne Nürnberger Abgeordnete, letztlich wurde die Haltung der Landesleitung aber auch hier von der Basis mehrheitlich gebilligt. Warum die fränkischen Organisationen trotz zahlenmäßiger Überlegenheit in der bayerischen SPD stets nur die „zweite Geige“ zu spielen vermochten, lag an vielfältigen Ursachen. Zunächst gab es um die Jahrhundertwende in Nürnberg eine längere Phase quälender interner Auseinandersetzungen, die vor allem persönlicher, kaum inhaltlicher Natur waren. Diese selbstverschuldete Schwächung verstärkte noch den bestehenden Trend, der auf eine Machtakkumulation bei den „Münchnern“¹¹⁹ hinauslief. Die tatsächliche Mitgliederstärke des Gau Nordbayern wurde zudem bei der Zusammensetzung des Landesvorstandes in grotesker Weise missachtet, was allen demokratischen Prinzipien Hohn sprach.¹²⁰ Den „Münchnern“ gelang es hier, die strategische Schlüsselposition im Machtgefüge der Landespartei zu halten, die ihre Vormachtstellung nahezu unangreifbar machte – zumindest solange es zu keiner konzertierten Aktion der größeren fränkischen Ortsgruppen kam. Auf dem Erlanger Landesparteitag von 1910 gelang es den „Nürnbergern“ zwar, die Gewichte etwas zu ihren Gunsten zu verschieben, im Grundsätzlichen änderte sich dadurch allerdings nichts.

Ein ernst zu nehmendes Gegengewicht zum Münchner „Triumvirat“ Vollmar, Auer und Adolf Müller zu bilden, gelang den „Nürnbergern“ letztlich auch deshalb nicht, weil es an entsprechend

¹¹⁹ Von den „Münchnern“ bzw. „Nürnbergern“ ist im folgenden in Anführungszeichen die Rede, wenn es sich dabei nicht eindeutig um eine durch ihre geographische Herkunft bezeichnete Person(engruppe) handelt, sondern um eine programmatische Strömung bzw. ihre Anhänger und/oder ein Machtzentrum innerhalb der Partei, das sich in München um die Landesleitung der Partei, die südbayerische Gauleitung und deren Sprachrohr, die *Münchener Post*, gebildet hatte; analog dazu steht Nürnberg für die örtliche Parteiorganisation, die nordbayerische Gauleitung sowie die *Fränkische Tagespost*. Da sich der Wohnort von Mandatsträgern oft nicht mit dem von ihnen gehaltenen Reichs-, bzw. Landtagswahlkreis deckte, ist diese weitere Begriffsbestimmung ohnehin naheliegend.

¹²⁰ Im März 1914 zählte die bayerische SPD 91609 Mitglieder (Frauenanteil: Ca. 10%), davon kamen über die Hälfte, nämlich 49063 aus dem Gau Nordbayern, nur 29741 aus Südbayern, 12805 aus der Pfalz. (Angabe aus HIRSCHFELDER, Die bayerische Sozialdemokratie (Teil II), S. 542). In der Zusammensetzung des Landesvorstandes schlug sich dieses Übergewicht Nordbayerns keineswegs nieder. Bis 1910 gehörte dem 9-köpfigen Landesvorstand nur ein nordbayerischer Vertreter an, dazu ein weiterer aus der Pfalz, die übrigen sieben Posten wurden von „Münchnern“ besetzt. Auf dem Landesparteitag von Erlangen wurde dann beschlossen, dieses Verhältnis zu modifizieren. Danach stellte der Gau Südbayern, d. h. faktisch die Führungsgruppe der „Münchner“, fünf Vertreter im Landesvorstand, Nordbayern drei, die Pfalz einen. Diese Verteilung blieb bis Kriegsende unverändert.

durchsetzungsfähigem Führungspersonal nach dem Tod Grillenbergers ebenso mangelte wie an der nötigen inneren Geschlossenheit im Kreis ihrer Spitzenfunktionäre.¹²¹ Zumindest die „geistige Führung“ übernahm Adolf Braun, ab Januar 1913 Chefredakteur der *Fränkischen Tagespost*, bei der er bereits 1902 bis 1907 gewirkt hatte (Bebel hatte sich persönlich für die Rückkehr Brauns nach Nürnberg stark gemacht, um die linke Strömung im bayerischen Landesverband zu stärken¹²²). Braun hielt Vollmar für einen „Überschätzer der parlamentarischen Wirksamkeit“¹²³, kritisierte frühzeitig und offen dessen Strategie,¹²⁴ war aber „gewiß nicht der Mann, der den überragenden Einfluß Vollmars in seiner Partei in ernsthafter Weise beeinträchtigen konnte“, und ist „darum kaum über die Grenzen Nürnbergs hinaus politisch wirksam geworden.“¹²⁵ Gegenüber Kautsky erklärte es Braun 1904 als seine Aufgabe, in Nürnberg aus den „schon ganz opportunistischen Genossen eine mehr prinzipielle Mitgliedschaft zu schaffen.“¹²⁶ Dazu mangelte es ihm indes an integrierender Kraft, taktischem Geschick, robust vorgetragenem Machtstreben und einer ausreichenden Anzahl von gleichgesinnten Mitstreitern. Vor allem war Braun im Zweifelsfall immer eher auf Harmonie und Solidarität als auf Konflikt und Eigennutz bedacht.¹²⁷ Seine Rückkehr nach Bayern wurde von den „Münchnern“ zwar mit wenig Freude gesehen,¹²⁸ die Machtverhältnisse im Landesverband gerieten dadurch jedoch nicht in Bewegung.

Weder der farblose Multifunktionär Martin Segitz, der ohnehin den reformistischen Kurs unterstützte, noch die gelegentlich aufsässigen Landtagsabgeordneten Max Süßheim¹²⁹ und Josef Simon

¹²¹ Während etwa die Landtagsabgeordneten Josef Simon und v. a. Max Süßheim durchaus als Sympathisanten, wenn nicht als Angehörige des linken Parteizentrums gelten können, blieb Martin Segitz gegenüber dem Reformismus Vollmars stets loyal. Schwer einer der Hauptströmungen der Vorkriegszeit zuzuordnen sind Ernst Schnepfenhorst und Max Walther. Wie groß die Differenzen, auch ganz persönlicher Art, zwischen den führenden „Nürnbergern“ waren, belegen schon die despektierlichen Äußerungen Südekums über Adolf Braun, die er bezeichnenderweise in einem Brief an Vollmar äußerte. (A. Südekum an G. v. Vollmar vom 23.8.1913; DITTMANN, Erinnerungen, Bd. 3, Zitat: S. 1082, Anm. 115).

¹²² Dazu schrieb Bebel: „Wir würden es sehr begrüßen, wenn Adolf [Braun] annähme [d. h. das Angebot, zur *Fränkischen Tagespost* zurückzukehren; B. A.] Nürnberg[er] ist ein sehr wichtiger Posten u. bekommen wir dort keinen Redakteur auf den absoluter Verlaß ist, fällt der Posten einem Kandidaten Südekum Müller-München zu. Die Versumpfung ist aber heute schon in Bayern groß genug.“ (A. Bebel an V. Adler; vom 9.12.1912; abgedruckt in: F. ADLER (Hrsg.), Victor Adler: Briefwechsel, S. 535f.).

¹²³ FT Nr. 203 vom 30.8.1918.

¹²⁴ Auf dem Ludwigshafener Landesparteitag von 1902 kritisierte Braun: „Wir machen der Fraktion auch den Vorwurf, daß sie lediglich auf parlamentarischem Boden kämpft, daß sie keine Gelegenheit zur Massenagitation ausgenützt hat, so nicht beim Wahlrecht, nicht bei der Schulgesetzvorlage, nicht gegen die Reichsratskammer.“ (I. FISCHER, Kurs der bayerischen Sozialdemokratie, in: GERMANISCHES NATIONALMUSEUM (Hrsg.), Arbeiterbewegung in Bayern, S. 79-109, Zitat: S. 101).

¹²⁵ K.-D. SCHWARZ, Weltkrieg und Revolution, S. 77.

¹²⁶ A. Braun an K. Kautsky vom 30.10.1904. (HIRSCHFELDER, Die bayerische Sozialdemokratie (Teil II), Zitat: S. 469).

¹²⁷ Den Parteitag von Mannheim, der 1906 im Zeichen der Beilegung der Massenstreikdebatte und der Auseinandersetzung zwischen Partei- und Gewerkschaftsführung stand, kommentierte die *Fränkische Tagespost*: „Man kann den Parteitag einen Musterkongreß nennen, hat er doch mehr gehalten, als man von ihm erwartete.“ (EICHLER, Von Köln nach Mannheim, Zitat: S. 278).

¹²⁸ Dies war Braun selbst durchaus bewusst. (Vgl. A. Braun an V. Adler vom 2.10.1913; FASEL, Adolf Braun, Zitat: S. 102f.).

¹²⁹ Süßheim, Max, 20.7.1876 in Nürnberg, Gymnasium in Nürnberg, Jurastudium, Promotion zum Dr. jur. und zum Dr. phil., 1898-1901 Rechtspraktikant in München, Füssen und Kempten, Mai 1902 bis Nov. 1903 Rechtsanwalt in Fürth, 1903 Beitritt zur SPD, Dez. 1903 bis zu seinem Tod Rechtsanwalt in Nürnberg, 1911-1919 Gemeindebevollmächtigter, 1919-1933 Stadtrat in Nürnberg,

oder der umtriebige Gausekretär Max Walther¹³⁰, dessen Wirken von Auer argwöhnisch beäugt wurde,¹³¹ konnten sich als Wortführer einer entschlossenen fränkischen Opposition in der Landespartei profilieren. Dazu kam noch, dass der Nürnberger Reichstagsitz ab 1900 in der Hand von Südekum lag, einem Vertreter des äußersten rechten Parteiflügels.¹³² Südekum, dessen Beitritt zur SPD auf die Einwirkung Vollmars zurückging, war von 1898 bis 1900 Chefredakteur der *Fränkischen Tagespost* gewesen¹³³ und hatte unmittelbar nach seinem Weggang von Nürnberg das örtliche Reichstagsmandat übernommen (eine etwas sonderbare, allerdings nicht unübliche Praxis).¹³⁴ Damit hatte der Landesvorstand einen wichtigen Verbindungsmann in der fränkischen Metropole, der sich dort, trotz wachsender Differenzen (v. a. mit Adolf Braun) bis Kriegsende halten konnte.

Die Gefahr einer von Nürnberg ausgehenden Fronde gegen den Landesvorstand bestand somit realiter nie;¹³⁵ dieser beobachtete die Vorgänge in Nordbayern vielmehr mit einiger Herablassung und kommentierte sie (intern) entsprechend.¹³⁶ Bei aller punktuellen Kritik und zeitweisem Ausscheren aus der geschlossenen bayerischen Parteiformation blieb die Nürnberger Organisation im Schlepptau des Landesvorstandes. Der Kurs wurde stets in München festgelegt; überspitzt formuliert: „Der Landesverband Bayern blieb der Landesverband der Landeshauptstadt München.“¹³⁷ Dass die Einheit des Landesverbandes vorerst gewahrt bleiben konnte, lag auch daran, dass – bei allen Gegensätzen zwischen „Münchnern“ und „Nürnbergern“ – eine Gemeinsamkeit unangetastet blieb: Der (oft die Grenze zur Selbstgerechtigkeit streifende) Glaube daran, dass das Programm der

MdL 1907-1920, 1918 Mitglied des provisor. Nationalrates in Bayern, ab Mai 1919 Mitglied des Staatsgerichtshofs, gest. 1.3.1933 in Nürnberg.

¹³⁰ Walther, Max, geb. 6.4.1875 in Bayreuth, Volksschule in Bayreuth, Handlungsgehilfenlehre und Fortbildungsschule in Nürnberg, 1906-1918 Bezirksparteisekretär für den Gau Nordbayern, 1911-1924 Gemeinderat in Laufamholz und Mitglied des Distriktsrates Nürnberg bzw. ab 1919 Mitglied des Bezirkstages und des Bezirksausschusses, 1913-1917 Mitglied des Parteiausschusses, Aufsichtsratsvorsitzender der Parteidruckereien in Bayreuth und Würzburg, 1919-1928 Mitglied des geschäftsführenden Ausschusses des Verbandes bayerischer Bezirke und Vorstandsmitglied des Freien Bauern- und Handwerkerbundes, ab 1919 Kaufmann in Laufamholz, ab 1924 Bürgermeister in Laufamholz, MdL 1919-1924 und 1928-1932, Mitglied des Kreistages von Mittelfranken, gest. 25.5.1950 in Lauf a. d. Pegnitz.

¹³¹ Vgl. E. Auer an G. v. Vollmar vom 28.9.1910. (HIRSCHFELDER, Bayerische Sozialdemokratie (Teil II), Zitat: S. 649, Anm. 98).

¹³² Vgl. M. BLOCH, Albert Südekum, S. 27-35 u. 44-66.

¹³³ Anlässlich seines Dienstantritts in Nürnberg hatte Südekum gegenüber Vollmar die Hoffnung geäußert, „dass ich an Ihnen einen wohlwollenden Freund und Berater in meiner neuen schweren Stellung haben werde.“ (A. Südekum an G. v. Vollmar vom 1.1.1898; ebd., Zitat: S. 57).

¹³⁴ Von Juni 1900 bis Juli 1903 wirkte Südekum als Chefredakteur bei der *Sächsischen Arbeiterzeitung* in Dresden, anschließend zog er nach Berlin um und hielt von dort aus Kontakt mit Nürnberg.

¹³⁵ Die in Nürnberg vorhandene oppositionelle Strömung gegenüber der Landesleitung kam über deklamatorische Aktionen nie hinaus. So übte im Januar 1914 eine Versammlung nordbayerischer Funktionäre heftige Kritik an den *Sozialistischen Monatsheften*, dem Zentralorgan des Reformismus auf Reichsebene, dem „bürgerliche“ Schreibweise vorgeworfen wurde. Eine Verbindung zum Kurs des Landesvorstands wurde indes nicht hergestellt.

¹³⁶ Bezeichnend hierfür eine Äußerung von Auer im Anschluss an den Münchner Landesparteitag von 1908: „Die [d. h. die Nordbayern] werden nicht gefährlich. Sie sind uneins unter sich. Einer intrigiert hinter dem anderen . . . Lediglich auf diese Art, nicht durch praktische Arbeit für die Allgemeinheit wollen diese Leutchen vorwärtskommen . . . Ein harmloses Corps. Schwamm drüber.“ (E. Auer an G. v. Vollmar vom 4.7.1908; HIRSCHFELDER, Die bayerische Sozialdemokratie (Teil II), Zitat: S. 562).

¹³⁷ POHL, Münchener Arbeiterbewegung, S. 182.

Sozialdemokratie die historischen Notwendigkeiten abbildete und die Bewegung unaufhaltsam im Vormarsch begriffen war, allen Rückschlägen (etwa bei der Reichstagswahl von 1907) zum Trotz.¹³⁸

Unter wechselnden Vorzeichen und Ausprägungen sollte der Gegensatz zwischen „Münchnern“ und „Nürnbergern“ die bayerische Sozialdemokratie – und zwar sowohl die Mehrheits-, als auch die oppositionelle Strömung – noch für lange Zeit prägen. Diesem ausgesprochen dauerhaften Phänomen standen jedoch auch erhebliche Diskontinuitäten gegenüber, wie ein kurzer Blick auf Augsburg, Bayerns drittgrößte Stadt, zeigt. Die dortige Sozialdemokratie, innerhalb des Landesverbandes durch die längste Traditionslinie herausragend, vorübergehend geprägt von einem „radikalen Lassalleanismus“¹³⁹, war ebenfalls in den 1890er Jahren durch interne Streitigkeiten geschwächt worden; sie vermochte es auch danach nie, auf die Debatte im Landesverband wirksamen Einfluss zu nehmen. Erst in den Jahren vor Kriegsausbruch war der Mitgliederbestand nennenswert angestiegen, blieb allerdings deutlich hinter München und Nürnberg zurück.¹⁴⁰ Dies lag auch am stark patriarchalisch geprägten Charakter der örtlichen Textilindustrie, deren Spitzenvertreter die Sozialdemokratie mit allen Mitteln bekämpften und eine starke soziale Kontrolle ausübten, unter anderem mit der Förderung einer starken wirtschaftsfriedlichen Bewegung innerhalb der Arbeiterschaft.

Innerhalb der bayerischen SPD gehörte die Augsburger Organisation lange Zeit „zu den `linken` Vereinen, in denen sowohl die reformistische Politik der bayerischen Landtagsfraktion als auch der theoretische Revisionismus auf entschiedene Ablehnung stießen.“¹⁴¹ Grundlage dieser Haltung war weniger ein theoretisch fundierter Radikalismus, sondern der in der Stadt – gerade im Vergleich zu München – stärkere Klassenantagonismus, der sich sowohl in den Arbeitsbeziehungen als auch in der fehlenden kommunalpolitischen Integration ausdrückte. In den Reformismus der Landesleitung

¹³⁸ Interessant hierzu die Wahlanalysen der Vordenker der beiden Strömungen. Adolf Braun schrieb nach der Niederlage der SPD bei den Reichstagswahlen von 1907: „Das Wahlergebnis hat auch die Sozialdemokraten in Bayern enttäuscht, es entsprach nicht den hochgespannten Erwartungen, die wir hegten. [...] Wer den Ausbau unserer Organisation, den Eifer unserer Agitatoren, die Unermüdlichkeit unserer Arbeiter bei der Wahlarbeit beobachtet hatte, erwartete ein ganz anderes Ergebnis der Stimmzählung. Mag hier und da ein kleiner Fehler gemacht worden sein, mag da und dort an der Organisation etwas auszubauen sein, hieran liegt auch bei schärfster Selbstkritik nicht die Erklärung für die uns überraschenden Enttäuschungen. Wir sind überzeugt, daß unter den gegebenen Verhältnissen das Resultat nicht erheblich erfreulicher sein konnte. [...] Die Sozialdemokratie hat nicht zu trauern und hat sich keine Vorwürfe zu machen, aber sie hat den Gegner auch nicht zu unterschätzen, ihre Waffen zu schärfen und sie in den letzten Winkel des Landes zu tragen.“ (Adolf Braun, Die Wahlen in Bayern, in: *Die Neue Zeit*, Nr. 20 vom 16.2.1907, S. 676-682, hier: S. 676, 679 u. 682). Die wenige Monate später abgehaltenen Landtagswahlen bestritt die bayerische SPD mit einem Bündnis mit der Zentrumsparterie; Adolf Müller beschrieb in seinem Rückblick „die Geschichte von der `schwarz-roten Verbrüderung`, die Geschichte von der bayerischen Notwendigkeit, mit dem kleineren Reaktionär den größeren zu bekriegen. Daß das Zentrum auf dem Gebiet der Wahlreform und der Wahrung der Parlamentsrechte das kleinere Übel war, wälzt mehr Schande auf die Liberalen, als ihre publizistische Fälscherkunst jemals auslöschen kann. Die Sozialdemokratie aber hat keine Ursache, ihre Taktik zu bereuen; sie müsste sie unter ähnlich gelagerten Verhältnissen einfach wiederholen.“ (Adolf Müller, Die Landtagswahlen in Bayern, in: *Die Neue Zeit*, Nr. 36 vom 8.6.1907, S. 305-309, hier: S. 307).

¹³⁹ TENFELDE, Bayerische Industrialisierung, in: G. A. RITTER (Hrsg.), Aufstieg der deutschen Arbeiterbewegung, S. 135-137, hier: S. 136.

¹⁴⁰ Die Zahl der Mitglieder hatte 1901 nur ca. 210 betragen, war dann aber von 521 (1905) auf ca. 2000 (1911) gestiegen. (Angabe aus I. FISCHER, Industrialisierung, S. 334); 1913 betrug sie 2388 (Angabe aus SVZ Nr. 245 vom 21.10.1913).

wurden hier zunächst entsprechend geringere Hoffnungen gesetzt, populärer war die grundsätzliche Ablehnung der bestehenden Gesellschaftsordnung. Die Augsburger SPD war vor 1914, was ihre öffentlichen Bekundungen betraf (wenn es um die Frage der Budgetbewilligung, den Kompromiss zum Landtagswahlrecht, den Revisionismusstreit sowie den Kampf gegen Militarismus und Imperialismus ging), also eher auf der Seite der Parteilinken einzuordnen.

Georg Simon¹⁴², Redakteur der *Schwäbischen Volkszeitung* und ab 1910 Vorsitzender des Ortsverbandes, verkörperte diese Haltung und gab ihr eine publizistische Stimme.¹⁴³ Umso verblüffender mutet es an, dass während des Weltkrieges aus Augsburg so gut wie keine kritischen Stimmen gegenüber dem Burgfriedenskurs der Parteiführung zu vernehmen sein sollten, sondern strikte Loyalität gegenüber der Parteiführung gewahrt wurde; folgerichtig fand die USPD hier zunächst nur einen sehr kleinen Anhang. Dafür lässt sich kaum eine befriedigende Erklärung in der Vorkriegszeit finden, allerdings: Eine Mitgliederversammlung der Augsburger SPD stellte sich im Oktober 1913 hinter die Mehrheitsbeschlüsse des Jenaer Parteitages;¹⁴⁴ der Schwenk zum rechten Lager in der Partei zeichnete sich hier bereits ab, vollends vollzogen wurde er dann im Weltkrieg.¹⁴⁵

2.4.3 *Der Budgetstreit 1908/10 und die Rolle des bayerischen Landesverbandes*

Eigenwilligkeit und Einfluss der bayerischen SPD innerhalb der Gesamtpartei zeigten sich im Streit zwischen den süddeutschen Landesverbänden und dem Parteivorstand um die Frage der Budgetbewilligung, der auf den Parteitagen von 1908 und 1910 seinen Höhepunkt erreichte.¹⁴⁶ Die Ursachen dieser Auseinandersetzung reichten weit zurück;¹⁴⁷ sie wies von Anfang an auch eine enge

¹⁴¹ I. FISCHER, *Industrialisierung*, S. 338.

¹⁴² Simon, Georg, geb. 25.1.1872 in Augsburg, 1878-1886 Volksschule in Augsburg, 1886-1889 Tischlerlehre und Fortbildungsschule, Wanderschaft, Militärdienst, bis 1906 Tischlergeselle, Beitritt zur SPD und zur Gewerkschaft, 1895-1906 Vorsitzender der Filiale des Holzarbeiter-Verbandes und 1900-1904 des Gewerkschaftskartells in Augsburg, 1906-1933 Redakteur bei der *Schwäbischen Volkszeitung* in Augsburg, 1910-1933 Vorsitzender der SPD in Augsburg, 1908-1930 und 1933 Mitglied der verschiedenen kommunalen Vertretungen, MdR 1919-1932, in der NS-Zeit mehrfach in Haft, gest. 25.6.1944 in Stadtbergen (bei Augsburg).

¹⁴³ So hatte Georg Simon 1907 erklärt, „daß kein Anlaß bestünde, eine Änderung des Parteiprogramms vorzunehmen, wie dies von Seiten der Revisionisten innerhalb der Partei gewünscht und angeregt worden sei.“ (I. FISCHER, *Industrialisierung*, Zitat: S. 339). Allerdings sprach sich Simon 1913 gegen eine offensive Massenstreiktaktik aus, wobei er allerdings das Mittel des Massenstreiks nicht grundsätzlich verwarf, sondern lediglich an bestimmte Voraussetzungen gebunden wissen wollte (vgl. SVZ Nr. 204 vom 3.9.1913).

¹⁴⁴ Vgl. SVZ Nr. 245 vom 21.10.1913.

¹⁴⁵ Hinreichend erklärt ist die Entwicklung der Positionen der Augsburger SPD von der Jahrhundertwende bis zum Weltkrieg damit keineswegs, hier besteht noch Bedarf an weiteren Forschungsarbeiten, die allerdings vor dem Problem stehen, neben der *Schwäbischen Volkszeitung* noch weitere ergiebige Quellen zu erschließen.

¹⁴⁶ Siehe dazu auch Hans-Joachim FRANZEN, *Auf der Suche nach politischen Handlungsspielräumen. Die Diskussion um die Strategie der Partei in den regionalen und lokalen Organisationen der badischen Sozialdemokratie zwischen 1890 und 1914.* (2 Bände), Frankfurt am Main – Bern – New York – Paris 1987, Bd. 1, S. 99-190 und Bd. 2, S. 387-532 sowie Karl Heinrich POHL, „Bayerischer Separatismus“. Zwei neue Quellen zur Geschichte des Budgetstreits in der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (Nürnberg Parteitag 1908 und Magdeburger Parteitag 1910), in: *IWK* 22 (1986), S. 196-223, hier: S. 210ff.

¹⁴⁷ In Hessen hatte die sozialdemokratische Landtagsfraktion bereits 1888 dem Etat zugestimmt, die badische Landtagsfraktion tat dies 1891, die bayerische folgte 1894.

Verbindung mit dem Militarismusproblem und der Kompensationsstrategie auf.¹⁴⁸ Heine hatte 1898 erklärt: „Wenn einmal das Parlament in die Lage käme, den herrschenden Klassen wirksam die Pistole des Bewilligungsrechts auf die Brust zu setzen, so wäre es Verrath, wenn man dies unterließe, doktrinären Erwägungen zuliebe.“¹⁴⁹ Seine Widersacherin Luxemburg nahm wenig später den bayerischen Reformismus bzw. „Opportunismus“ ins Visier, der Heines wichtigster Bündnispartner war.¹⁵⁰

Begonnen hatte der offene Streit zur Budgetfrage schon 1894 auf dem Frankfurter Parteitag, und zwar nachdem die bayerischen Delegierten kurz zuvor einen „förmlichen Sonderbund“¹⁵¹ (Engels) gebildet hatten. Vollmar und Grillenberger verteidigten auch hier energisch den reformistischen Kurs der süddeutschen Landesverbände und die Zustimmung zum Etat im bayerischen Landtag. Dadurch war der Dissens festgeschrieben, der auch in den darauffolgenden Jahren nicht zu einer Entscheidung geführt werden sollte. Nicht nur weil der bayerische Landesverband in dem Kampfgetümmel, das aus den widerstreitenden Ansichten zu dieser Frage entstand, eine maßgebliche Rolle spielte, soll diese Debatte etwas genauer beschrieben werden. Noch wichtiger ist, zu sehen, wie sich schon einige Jahre vor dem Krieg Konfliktlinien abzeichneten, Bündnisse geschmiedet, Argumente erprobt und rhetorische Kampfmittel etabliert wurden, die dann im Vorfeld der Parteispaltung wieder auftauchen sollten.¹⁵²

Nachdem die württembergische Landtagsfraktion 1907 erneut dem Etat zugestimmt hatte, forderte Bebel (in einem Schreiben an Dittmann), man müsse nun dem „Unfug entschieden beizeiten entge-

¹⁴⁸ Auf dem Kölner Parteitag von 1893 hatte die Reichstagsfraktion ihr Abstimmungsverhalten wie folgt begründet: „Indem die Fraktion gegen den Gesamtetat stimmte, hat sie nicht nur Stellung genommen gegen das auf Ausbeutung und Unterdrückung der Arbeiterklasse gerichtete Wirtschaftssystem der herrschenden Klassen, sondern sie hat auch durch die Verweigerung der von [der] Regierung geforderten Mittel den Protest erneuert gegen den Militarismus, welcher unerträglich auf den Schultern der arbeitenden Bevölkerung lastet.“ (RAUTIO, Die Bernstein-Debatte, Zitat: S. 36, Fn. 32).

¹⁴⁹ Protokoll SPD-Parteitag Stuttgart 1898, S. 131.

¹⁵⁰ Vgl. Artikelserie „Die `bayerischen Verhältnisse`“ aus der *Leipziger Volkszeitung* vom 6.-13.9.1899. (Abgedruckt in: LUXEMBURG, Gegen den Reformismus, S. 408-418).

¹⁵¹ CARSTEN, August Bebel, Zitat: S. 139.

¹⁵² Wilhelm Kolb, als SPD-Fraktionschef im badischen Landtag einer der Hauptakteure des Budgetstreits war, schrieb im Weltkrieg dazu: „Selbstverständlich ist es von weit größerer Bedeutung und politischer wie taktischer Tragweite, ob irgendeine der süddeutschen Landtagsfraktionen oder ob die große Mehrheit der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion sich gegen die `Prinzipien` der Intransigenz und Negation auflehnt. Der seit Jahrzehnten permanent gewordene Konflikt zwischen der politischen Vernunft und der revolutionären Romantik hätte auf alle Fälle in nicht zu ferner Zeit zu einer Lösung gedrängt. Der Weltkrieg hat sie nur beschleunigt.“ (Wilhelm Kolb, Sekte oder Partei?, in: *Die Neue Zeit*, Nr. 2 vom 8.10.1915, S. 54-60, hier: S. 57). Aus ganz anderer Perspektive, aber ähnlich im Tenor äußerte sich auch Ströbel (vgl. Heinrich Ströbel, Die Ursachen der sozialistischen Krise, in: *Die Neue Zeit*, Nr. 12 vom 17.12.1915, S. 353-361, hier: S. 353). Im Hinblick auf die Entscheidung der SPD für die Kriegskredite und den Burgfrieden im August 1914 gilt: „Ob sich Kreditbewilligung oder Kreditablehnung mit der sozialdemokratischen Tradition vereinbaren ließen, war für die Gruppe um Ludwig Frank [in der Reichstagsfraktion; B. A.] nicht relevant. Sie sahen in einer Zustimmung zum Kriegsetat die logische Weiterentwicklung ihrer Haltung der Budgetbewilligung.“ (ALEXANDER, Carl Severing, Teil I, S. 262).

gentreten“¹⁵³; auf dem Parteitag im gleichen Jahr in Essen wurde das Thema jedoch nicht behandelt. Damit war die Konfrontation allerdings nur aufgeschoben. Es ging dabei um drei eng miteinander verzahnte Fragen: 1. Handelte es sich bei der Abstimmung über den Haushalt um ein Problem der *Taktik* oder des *Prinzips*; 2. War eine Zustimmung zum Etat gleichbedeutend mit einem Vertrauensvotum gegenüber der Regierung; 3. War diese Streitfrage zentral, d. h. vom Parteitag der Gesamtpartei, oder dezentral, d. h. von den Landesparteitagen der einzelnen Verbände zu klären.

Auf Initiative Vollmars hatten im Frühjahr 1908 die süddeutschen Landtagsfraktionen der SPD beschlossen, in der Regel dem Haushalt zuzustimmen, was in Baden, Bayern und Württemberg umgehend in die Tat umgesetzt wurde.¹⁵⁴ Begründet wurde dies damit, dass so eine ungünstigere Steuerpolitik und damit eine Abschreckung von Wählern, besonders der Beamten, hatte verhindert werden können.¹⁵⁵ Der Beschlusslage der Gesamtpartei¹⁵⁶ widersprach dieses Vorgehen eindeutig und eine weitere Verschlechterung des ohnehin rauen Klimas zwischen „Berlin“ und den süddeutschen Landesleitungen war dadurch kaum noch zu vermeiden. In Bayern hatten lediglich die beiden Nürnberger Abgeordneten Süßheim und Josef Simon, auf dessen Wirken noch ausführlich einzugehen sein wird, bei der Abstimmung über den Haushalt das Plenum verlassen; der Rest der Fraktion hatte im Sinne des Landesvorstandes zugestimmt.

Für den nachfolgenden Nürnberger Parteitag der (Reichs-)SPD war damit *das* Thema gefunden, das wieder einmal „den Krieg innerhalb der Partei entfacht [hatte]“¹⁵⁷ (David). Die Neuauflage des Budgetstreits bestimmte das Geschehen in der Partei bereits im Vorfeld. Der *Vorwärts* polemisierte mehr oder weniger lyrisch:

„Wir sind nicht so! Neue Parlamentarierhymne im badisch-bayerischen Kammerton! [...]
Wir sind nicht so, wie die Prinzip-Zeloten,
Die ewig halten an dem starren `Nein`.
Wir sind nicht so, wie die Programm-Heloten,
die Disziplin bleibt drüben überm Main.
Wenn jene trotzig Dornenpfade gehen,
Den schönen Tanzplatz blöde übersehen –

¹⁵³ A. Bebel an W. Dittmann vom 21.10.1907. (GROH, Die Sozialdemokratie 1897-1909, in: Ders., Emanzipation und Integration, S. 253-566, Zitat: S. 513).

¹⁵⁴ Laut Bebel hatten sich Vertreter der süddeutschen Landesverbände angeblich bereits 1899 in Würzburg getroffen und beschlossen, in Zukunft der Etats ihrer Länder zuzustimmen (vgl. Protokoll SPD-Parteitag Dresden 1903, S. 316f.). Möglicherweise ist dieses Treffen identisch mit der Versammlung süddeutscher Anhänger des rechten Parteiflügels, das im Mai 1900 stattfand (vgl. E. David an E. Bernstein vom 10.5.1900; RAUTIO, Die Bernstein-Debatte, S. 126, Fn. 426).

¹⁵⁵ Auer, Frank und Timm argumentierten so in Briefen an Vollmar. (Vgl. NONN, Verbraucherprotest, S. 267).

¹⁵⁶ Auf dem Lübecker Parteitag von 1901 war beschlossen worden, dem Haushalt nur in ganz besonderen Ausnahmefällen zuzustimmen. (Siehe oben Kap. 2.4.1.).

¹⁵⁷ Eduard David, Zur Budgetbewilligung, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 18/19 vom 3.9.1908, S. 1135-1140, hier: S. 1135.

Wir sind nicht so!¹⁵⁸

Anders im Ton, aber ebenso entschieden in der Sache gab sich Kautsky:

„Gelingt es dem Nürnberger Parteitag nicht, eine entschiedene und klare Entscheidung zu fällen, dann gestattet er stillschweigend, daß Parteitagsbeschlüsse für Süddeutschland wegen seiner `Eigenart` nicht gelten, er macht die Bahn frei für eine Entwicklung, die sicher noch keinem unserer süddeutschen Genossen als bewußte Absicht vorschwebt, die aber durch die Logik der Tatsachen auf eine Trennung der deutschen Sozialdemokratie in zwei Parteien hinausläufe [...]. Der politische Unterschied zwischen Süd und Nord, das bißchen mehr politische Gemütlichkeit im Süden, rechtfertigt [...] keineswegs die Budgetbewilligung im Süden. Aber freilich, wenn auch keine Rechtfertigung, so bietet er doch die psychologische Erklärung für sie. [...] Der Weg, den unsere süddeutschen Parlamentarier jetzt einschlagen wollen, um `positiv` zu wirken, ihn sind die Liberalen vor ihnen gegangen, mit genau den gleichen Argumenten. Der `positive` Erfolg ihrer `Realpolitik` war der, daß sie gründlich auf den Hund gekommen sind und die Macht ihrer Gegner steigerten. Und der sozialdemokratischen `Realpolitik` droht der gleiche `Erfolg`. [...] So unbegreiflich die süddeutschen Budgetbewilligungen vom Standpunkt der *Prinzipienpolitik* sind, sie sind nicht minder unbegreiflich vom Standpunkt bloßer *Erfolgspolitik*, wenn diese ein bißchen weitsichtig sein soll.“¹⁵⁹

Was die „bewussten Absichten“ der süddeutschen Genossen anging, war Kautsky noch zu optimistisch in seinem Urteil (das zeigten die vertraulichen Äußerungen von Frank und Adolf Müller); die ganze Tragweite des Konfliktes hatte er allerdings sehr wohl erkannt. Kurz darauf legte er in der *Neuen Zeit* noch einmal nach: „Die *Aufrechterhaltung der Parteidisziplin*, das ist es, worum in Nürnberg in erster Linie gekämpft werden wird. [...] Noch nie stand die Partei vor einer ernsteren Situation als jetzt, auf keinem Parteitag lastete noch eine größere Verantwortung.“¹⁶⁰ Die süddeutschen Reformisten, die in dieser Frage das Mehrheitsprinzip nicht gelten lassen wollten,¹⁶¹ waren völlig anderer Meinung; sie hielten den ganzen Streit für eine „*theoretische Schrulle*“¹⁶² (David) und fragten wie Kolb: „Was bleibt also vom ganzen mit so unnötigem Aufwand inszenierten *Prinzipienstreit* übrig? Nichts als eine überflüssige Aufregung und temporäre Schwächung des Ansehens und der Aktionskraft der Partei.“¹⁶³

¹⁵⁸ PRACHT, Parlamentarismus und deutsche Sozialdemokratie, Zitat: S. 557, Anm. 298.

¹⁵⁹ Karl Kautsky, Die Budgetbewilligung, in: *Die Neue Zeit*, Nr. 43 vom 4.9.1908, S. 809-826, hier: S. 810, 816 u. 823f.

¹⁶⁰ Karl Kautsky, Zum Parteitag, in: *Die Neue Zeit*, Nr. 50 vom 11.9.1908, S. 853-857, hier: S. 856f.

¹⁶¹ David schrieb kurz vor dem Parteitag: „Die Parteigenossen der betreffenden Länder haben auch ein gutes Recht darauf über ihre innerpolitischen Angelegenheiten selbst zu entscheiden. Selbstbestimmung in den Angelegenheiten der engeren Sphäre ist das Leberelement wirklicher Demokratie. [...] Eine Majorisierung des Südens durch den Norden kann es in dieser Frage nicht geben.“ (Eduard David, Zur Budgetbewilligung, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 18/19 vom 3.9.1908, S. 1135-1140, hier: S. 1137).

¹⁶² Ebd., S. 1140.

¹⁶³ Wilhelm Kolb, Nord und Süd in der sozialdemokratischen Politik, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 18/19 vom 3.9.1908, S. 1140-1143, hier: S. 1142.

Dies waren nur einige wenige Beiträge zu der scharfen Kontroverse zwischen den eng zusammenarbeitenden, ja regelrecht konspirierenden süddeutschen Reformisten¹⁶⁴ auf der einen Seite und dem Parteivorstand sowie den weniger gut organisierten Vertretern der „reinen Lehre“ auf der anderen. Nun wurde sogar die Einheit der Partei zum ersten Mal ernsthaft infrage gestellt;¹⁶⁵ das Bemühen um gegenseitiges Verständnis war hingegen eher schwach ausgeprägt. Liebknecht gestand vertraulich immerhin ein: „Das süddeutsche Parlamentsparkett ist übrigens – für deutsche Verhältnisse! – ganz verflucht glatt und ich wüßte manchen Norddeutschen, der jetzt Zeter und Mordio schreit und dort unten auch ausrutschen würde.“¹⁶⁶ (Dessen ungeachtet gab Liebknecht Kautsky Ratschläge, wie auf dem Parteitag am besten gegen die Süddeutschen vorzugehen sei.) Paul Löbe¹⁶⁷ gab in der Breslauer *Volksmacht* die Devise aus: „In allem Notwendigen Einheit, in allem Zweifelhafte Freiheit“, um so „die streitenden Brüder wieder zu einander [zu] führen.“¹⁶⁸ Faktisch stabilisierte diese nach Konsens klingende Formel allerdings die Position der süddeutschen Abweichler.

Die bayerische Parteileitung zeigte sich dabei ohnehin von Anfang an nicht kompromissbereit. Adolf Müller hatte sogar im Zuge einer Pressepolemik zwischen *Münchener Post* und *Vormwärts* mit

¹⁶⁴ Zwischen den SPD-Landtagsfraktionen Badens, Württembergs und Bayerns hatte es bereits ab 1898 eine enge Abstimmung gegeben; nach 1900 hatte sich unter der Leitung Auers sogar eine direkte Koordinierung der Arbeit der Fraktionen entwickelt. Im Februar und August 1908 war es zu zwei geheimen Konferenzen gekommen, auf denen der Kurs der süddeutschen Delegierten für den bevorstehenden Parteitag abgesprochen wurde, wovon die Berliner Parteileitung nichts erfahren sollte. Frank hatte Vollmar bereits frühzeitig vertraulich über die geplante Zustimmung der badischen Landtagsfraktion zum Etat informiert (vgl. L. Frank an G. v. Vollmar vom 8.8.1908; abgedruckt in: Karl Otto WATZINGER, Ludwig Frank. Ein deutscher Politiker jüdischer Herkunft. Mit einer Edition Ludwig Frank im Spiegel neuer Quellen. Bearbeitet von Michael Caroli, Jörg Schadt und Beate Zerfaß, Sigmaringen 1995, S. 145). Heine zeigte sich vom Verhalten der Süddeutschen auf dem Parteitag sichtlich beeindruckt: „Überhaupt ist die Haltung und Leitung der Süddeutschen ganz vortrefflich. Sie sind entschieden und handeln reiflich überlegt. Jeden Abend haben sie Sitzung.“ (W. Heine an G. v. Vollmar vom 16.9.1908; REUTER, Paul Singer, Zitat: S. 476, Fn. 114).

¹⁶⁵ Laut den Angaben von Wilhelm Dittmann war es bis dato üblich, dass vor und während der SPD-Parteitage die einzelnen Landmannschaften, unabhängig von der Zugehörigkeit der einzelnen Delegierten zu verschiedenen Parteiströmungen, zur Abstimmung ihres Vorgehens zusammentraten; dies änderte sich demnach erst mit dem Nürnberger Parteitag von 1908, wo sich die Vertreter des rechten Parteiflügels zusammenfanden, ungeachtet ihrer Zugehörigkeit zu verschiedenen Landesverbänden. (Vgl. DITTMANN, Erinnerungen, Bd. 3, S. 1426f.).

¹⁶⁶ K. Liebknecht an A. Paris vom 31.8.1908. (TROTNOW, Karl Liebknecht, Zitat: S. 132).

¹⁶⁷ Löbe, Paul, geb. 14.12.1875 in Liegnitz (Schlesien), 1882-1890 Volksschule in Liegnitz, 1890-1895 Schriftsetzerlehre und Fortbildungsschule in Liegnitz, Wanderschaft, 1895 Beitritt zur SPD und zur Gewerkschaft, bis 1898 Schriftsetzergelhilfe, 1899-1920 Redakteur der *Volksmacht* in Breslau und 1920-1933 Vertreter der *Volksmacht* in Berlin, mehrere Haftstrafen aus politischen Gründen, 1905-1919 Stadtverordneter in Breslau, Mitglied des SPD-Bezirksvorstandes Breslau, Vorsitzender des SPD-Bildungsausschusses in Breslau, 1915-1920 Mitglied des schlesischen Provinziallandtages, 1917-1933 Mitglied der zentralen SPD-Kontrollkommission, Nov. 1918 Mitglied des Volksrates in Breslau, MdR 1919-1933, 1919-1921 Mitglied des Preußischen Staatsrates, 1919-1920 Vizepräsident der verfassungsgebenden Nationalversammlung, Juni 1920 bis Mai 1924 und Dez. 1924 bis Juni 1932 Präsident sowie Mai-Dez. 1924 und Aug. 1932 bis März 1933 Vizepräsident des Deutschen Reichstages, 1932-1933 Redakteur des *Vormwärts* in Berlin, 1921-1933 Vorsitzender des Österreichisch-Deutschen Volksbundes, 1926-1928 Präsident der Paneuropa-Union Deutschlands, 1926-1932 Mitvorsitzender des Deutschen Republikanischen Reichsbundes und 1931-1932 Mitglied des Aktionsausschusses des Kartells republikanischer Verbände Deutschlands, Juni-Dez. 1933 und Aug.-Dez. 1944 in Haft, 1945-1946 Mitglied des SPD-Zentralausschusses und Redakteur der Zeitschrift *Das Volk*, ab Mai 1946 Lizenzträger und Mitherausgeber des *Telegraf* in Berlin, Sept. 1948 bis Mai 1949 Mitglied des Parlamentarischen Rates der Westzonen in Bonn, ab Okt. 1948 Vorsitzender des Presseverbandes in Berlin, MdB 1949-1953, Alterspräsident des Deutschen Bundestages, ab Juni 1949 Präsident des Deutschen Rates der Europäischen Bewegung, ab Juni 1954 Vorsitzender des „Kuratoriums Unteilbares Deutschland“, 1954-1962 Mitglied der zentralen SPD-Kontrollkommission, gest. 3.8.1967 in Bonn.

¹⁶⁸ Theodor OLIIWA, Paul Löbe. Ein sozialdemokratischer Politiker und Redakteur. Die schlesischen Jahre (1875-1919), Neustadt an der Aisch 2003, Zitat: S. 150.

dem Boykott des Parteitages durch die bayerischen Delegierten gedroht, was im Referenzsystem SPD dem Einsatz schwersten Geschützes entsprach. Der Nürnberger Reichstagsabgeordnete Südekum forderte, dass „der süddeutschen Politik die vollste Freiheit *a tout prix* zu sichern [sei].“¹⁶⁹ Gegenüber Vollmar formulierte es Kolb noch drastischer: „Diesmal gibt es nur eins, die Pistole den Kerls auf die Brust setzen, sonst sind wir verloren resp. blamiert.“¹⁷⁰ Der badische Landtagsfraktionsvorsitzende sah die Bewilligungsfrage dabei in einem größeren Zusammenhang und forderte: „Der Kampf um eine konsequente, von der Theorie des Zusammenbruchs unbeeinflusste Taktik muß durchgeföhrt werden, darüber helfen alle Reden und Resolutionen nicht hinweg.“¹⁷¹ Dem folgte auf der Gegenseite der Versuch Eberts, der bei den Reformisten zu dieser Zeit im Ruf des „Scharfmachers“ stand,¹⁷² Bebel unter Druck zu setzen, damit er gegen die renitenten Süddeutschen energisch vorgehe - notfalls mit der Drohung des Parteiausschlusses. Auch der *Vornwärts* und weitere namhafte Parteiblätter nahmen eindeutig *gegen* die Budgetbewilliger Stellung.¹⁷³ Die Vorzeichen standen somit (wieder einmal) auf Sturm.

Auf dem Parteitag, der wie üblich von Singer geleitet wurde (der im Lager der Bewilligungsgegner stand), prallten dann wie erwartet die unterschiedlichen Standpunkte in einer drei Tage dauernden Debatte aufeinander. Bebel und die Redner des marxistischen Zentrums stellten erneut die Reformierbarkeit des bestehenden Staates in Abrede und setzten auf eine radikale Umwälzung, um das „Endziel“ zu erreichen. Konzessionen an die bestehende Ordnung waren dabei, so Bebel, nicht zielführend. Ströbel wetterte gegen den in der Partei sich ausbreitenden „Wahn des Opportunismus und des Revisionismus“ und bezeichnete die Budgetbewilligung als „Konzessions- und Kuhhandelspolitik“¹⁷⁴. Anders der bayerische Vertreter Timm, der forderte, „daß schon von innen heraus eine Umwandlung des Klassenstaates stattfindet“, und die Parole ausgab: „Durch die Sozialreform zum Endziel.“¹⁷⁵ Die süddeutschen Reformisten unter der Federführung von Auer und dem glän-

¹⁶⁹ A. Südekum an G. v. Vollmar vom 14.9.1908. (POHL, Münchener Arbeiterbewegung, Zitat: S. 497).

¹⁷⁰ W. Kolb an G. v. Vollmar vom 1.9.1908. (R. JANSEN, G. v. Vollmar, Zitat: S. 98).

¹⁷¹ FRANZEN, Auf der Suche nach politischen Handlungsspielräumen, Bd. 1, Zitat: S. 126.

¹⁷² Vgl. Walter MÜHLHAUSEN, Friedrich Ebert 1871-1925. Reichspräsident der Weimarer Republik, Bonn 2006, S. 68, Fn. 100.

¹⁷³ Wenige Wochen vor dem Nürnberger Parteitag schrieb das zentrale Parteiorgan: „Nicht die kluge und klügelnde, spitzfindig kalkulierende Politik unserer Parlamentarier vermag den Sieg des Proletariats zu sichern, sondern nur der klare, ehrliche, unverwischte Klassenkampf des im prinzipiellen Sinne tausendfältig geschulten, unermüdlich angefeuerten Proletariats selbst. Diese wichtigste positive Arbeit aber verkennen und verleugnen diejenigen, die das Schwergewicht des proletarischen Emanzipationskampfes von der Agitation und Organisation unter den Massen auf das schlüpfrige Parkett der Parlamente selbst verlegen wollen!“ (PRACHT, Parlamentarismus und deutsche Sozialdemokratie, Zitat: S. 258). Auch das *Hamburger Echo* und die *Leipziger Volkszeitung*, die beiden großen norddeutschen Parteiblätter, nahmen gegen die Budgetbewilligung Stellung; dem Parteitag lagen dann elf Anträge, die sich gegen die Budgetbewilliger wandten, vor, nur einer, der die gegenteilige Auffassung vertrat (vgl. GROH, Die Sozialdemokratie 1897-1909, in: Ders., Emanzipation und Integration, S. 253-566, hier: S. 515, Fn. 813).

¹⁷⁴ Protokoll über die Verhandlungen des Parteitages der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands. Abgehalten zu Nürnberg vom 13. bis 19. September 1908, Berlin 1908, S. 376.

¹⁷⁵ Ebd., S. 311 u. 313.

zenden Redner Frank wurden von einigen Sympathisanten aus anderen Landesverbänden unterstützt und verteidigten ihre Haltung in der Budgetfrage ebenso lautstark wie unnachgiebig. David spitzte den Konflikt auf die Formel zu: „Der ganze Zwist entspringt dem Widerspruch zwischen langjähriger parlamentarischer Praxis und weltfremder Theorie [...], und es wird nicht zur Einigung kommen, solange Sie der weltfremden Theorie größeres Gewicht beilegen als der Praxis.“¹⁷⁶ Als der Nürnberger Landtagsabgeordnete Segitz Kritik am Verhalten der Bewilligungsgegner übte, kam es zu tumultartigen Szenen; dem Sitzungsleiter Singer gelang es nur mit Mühe, den ordnungsgemäßen Fortgang der Verhandlungen sicherzustellen.¹⁷⁷

Die Mehrheit der Delegierten – das Abstimmungsergebnis lautete 258 zu 119 – stellte sich nach der erbittert geführten Debatte hinter den Antrag des Parteivorstandes, der die Budgetbewilligung verworf und eine Zustimmung nur für *den* Fall erlaubte, dass dadurch ein für die Arbeiterklasse ungünstigeres Budget vermieden werden könne.¹⁷⁸ Ebert stellte klar: „Die Geschlossenheit der Partei ist die Vorbedingung für unseren Erfolg. Sie verlangt aber die Unterordnung der Minderheit unter die Mehrheit, sie verlangt die Respektierung der Parteitagsbeschlüsse von jedem Einzelnen.“¹⁷⁹ Davon unbeeindruckt beharrten die süddeutschen Vertreter (von wenigen Ausnahmen abgesehen) aber nach wie vor darauf, dass in dieser Frage die einzelnen Landesverbände die *alleinige* Entscheidungsbefugnis besäßen. Segitz trug im Namen von 66 süddeutschen Delegierten (darunter 35 aus Bayern¹⁸⁰) eine Erklärung vor, deren Kern lautete: „Wir sind aber auch der Ansicht, daß in allen speziellen Angelegenheiten der Landespolitik die Landesorganisation die geeignete und zuständige Instanz ist, die auf dem Boden des gemeinsamen Programms den Gang der Landespolitik nach den besonderen Verhältnissen selbständig zu bestimmen hat, und daß die jeweilige Entscheidung über die Budgetabstimmung dem pflichtgemäßen Ermessen der ihrer Landesorganisation verantwortlichen Landtagsfraktion vorbehalten bleiben muß.“¹⁸¹

¹⁷⁶ Ebd., S. 370.

¹⁷⁷ Vgl. ebd., S. 374f.

¹⁷⁸ In dem Beschluss wurde bekräftigt, „daß der Staat, so lange er sich in den Händen der besitzenden Klassen befindet, ein Organ der Klassenherrschaft darstellt und ein Mittel zur Niederhaltung der besitzlosen Volksmassen bildet, daß die politische Aufgabe des proletarischen Klassenkampfes die Eroberung der Staatsgewalt durch Ueberwindung der Gegner ist, daß jede Politik des Entgegenkommens an die bestehende Staats- und Gesellschaftsordnung abgelehnt werden muß. [...] Die grundsätzliche Verweigerung des Budgets entspricht vollkommen der Klassenlage der besitzlosen Volksmassen, die eine unversöhnliche Opposition gegen die bestehende, dem Kapitalismus dienende Staatsgewalt notwendig macht.“ (Ebd., S. 189). Eine um Vermittlung bemühte Resolution wurde mit 216 gegen 160 Stimmen abgelehnt.

¹⁷⁹ Ebd., S. 413.

¹⁸⁰ Dazu zählten u. a. Auer, Eisner, Hierl, Adolf Müller, Johann Nimmerfall, Panzer, Josef Säckler, Segitz, Eduard Schmid, Franz Schmitt, Timm und Max Walther. (Vgl. ebd., S. 426).

¹⁸¹ Ebd.

Auch wenn, wie Bernstein danach behauptete, „man zu drei Vierteln in Nürnberg aneinander vorbei[sprach]“¹⁸², ging es in der Debatte sehr wohl um Substantielles. Gestritten wurde hier nicht nur über die Taktik oder die Umsetzung des Programms, sondern auch um die Frage der innerparteilichen Entscheidungsabläufe und Kompetenzabgrenzungen; es ging um den Gegensatz zwischen Zentralismus und Föderalismus, letztlich um die Machtverteilung in der SPD schlechthin. Diese Konflikte sollten dann im Krieg mit veränderten Lagerbildungen erneute Aktualität gewinnen. Nun, im Jahr 1908, nahm der Parteitag die Erklärung der abtrünnigen Süddeutschen kommentarlos zur Kenntnis. Die bayerische Parteiführung war weiterhin nicht bereit, sich der Parteidisziplin zu fügen; dies zeigten die internen Ausführungen von Adolf Müller in aller Deutlichkeit.¹⁸³ Der Landesvorstand räumte wenig später letzte Zweifel aus und erklärte, dass er den Parteitagsbeschluss zur Budgetfrage nicht als bindend erachte.¹⁸⁴ Die *Pfälzische Post* aus (dem damals bayerischen) Ludwigs-hafen verlangte ganz in diesem Sinne: „Für die Beilegung des Streites gibt es nur den einen Weg: die ganze Landespolitik der Landesorganisation zu überlassen.“¹⁸⁵

Die Reaktion - besser gesagt: die Nicht-Reaktion - des Berliner Parteivorstandes auf diese Widersetzlichkeiten deutete bereits an, dass sich auch in der Gesamtpartei die Gewichte nach rechts verschoben hatten; die Befürworter eines härteren Vorgehens gegen die Abweichler blieben eine kleine Minderheit.¹⁸⁶ Kautsky gab sich für die Zukunft gedämpft optimistisch;¹⁸⁷ Bebel glaubte zu diesem

¹⁸² Eduard Bernstein, Zum Reformismus, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 22 vom 5.11.1908, S. 1398-1405, hier: S. 1400.

¹⁸³ Nach einem anonymen Bericht über den Nürnberger Parteitag erklärte Adolf Müller nach dem Ende der Abstimmungen vertraulich: „Jetzt ist es Sache der Berliner zu handeln. Was sie tun, ist und gleichgültig [sic]. *Was wir wollen ist: Los von Berlin! [...] Wenn uns die Regierung keine Dummheiten macht, bewilligen wir wieder und tun im übrigen ganz, als ob wir autonom wären, unterrichten unsere ‚preussische Bundespartei‘ von unseren Schritten, aber Fragen in unseren internen Angelegenheiten den Parteivorstand, in dem wir nur noch den preussischen, nicht mehr den deutschen sehen, nicht einmal mehr um Rat.*“ (Bericht abgedruckt in: POHL, „Bayerischer Separatismus“, in: *IWK* 22 (1986), S. 196-223, hier: S. 202-215, Zitat: S. 211).

¹⁸⁴ Wenige Tage nach Ende des Parteitages veröffentlichte der bayerische Landesvorstand einen Aufruf, der sich zwar hinter den Vorstand der Gesamtpartei stellte, in der Frage der Budgetbewilligung aber explizit wiederholte, was in der Erklärung der 66 Opponenten auf dem Parteitag festgehalten worden war. (Aufruf abgedruckt in: INSTITUT FÜR MARXISMUS-LENINISMUS (Hrsg.), *Dokumente und Materialien*, Bd. IV, S. 254f.).

¹⁸⁵ FRANZEN, *Auf der Suche nach politischen Handlungsspielräumen*, Bd. 2, Zitat: S. 424f., Anm. 567.

¹⁸⁶ Unmittelbar im Anschluss an den Parteitag schrieb Paul Lensch an Konrad Haenisch, die beide zu diesem Zeitpunkt zum linken Parteiflügel zählten: „Jetzt ist die Debatte entschieden und es handelt sich nur noch darum, ob Disziplin gehalten wird oder nicht. In diesem Punkte sind die Arbeiter sehr empfindlich, auch die süddeutschen, und wir können den süddeutschen Parlamentskretins keinen größeren Gefallen tun, als wenn wir jetzt ihnen Material geben, mit dem sie bei ihren Genossen kreben gehen könnten, um die Sache so darzustellen, als ob wir sie rausdrängten. Ich würde diesen Burschen keine Thräne nachweinen, was aber unbedingt verhindert werden muß, ist die Möglichkeit, daß sie uns einen erheblichen Teil der Arbeiter mitnehmen. Und das ist zu verhindern, wenn die norddeutsche Presse sich etwas zurückhält und dafür sorgt, daß die süddeutschen Parlamentarier sich selber in die Haare geraten. Wegen ein paar aufgeregter Artikel und Erklärungen kann man unmöglich eine Aktion gegen sie einleiten. Dazu bedarf es der Taten. Liegen diese aber vor, dann wäre ein Sturmwind über die ganze Bande, daß sie alle aufs Kreuz fallen. Augenblicklich liege ich hier in Leipzig [als Redakteur der *Leipziger Volkszeitung*, B. A.] quasi auf der Lauer und warte auf Taten, die freilich – nicht kommen werden, denn welche Tat sollen sie tun?“ (P. Lensch an K. Haenisch vom 1.10.1908; abgedruckt in: Matthias JOHN (Hrsg.), *Ausgewählte Briefe führender Sozialdemokraten an Konrad Haenisch und dessen Briefe an Dritte*, Berlin 2005, S. 101f.). Pikant an diesen Ausführungen ist, dass sich sowohl Lensch als auch Haenisch zu Beginn des Weltkrieges bzw. kurz danach vom linken zum äußersten rechten Parteiflügel wechselten, wo sie sich in engster Gesellschaft mit dem Großteil derjenigen befanden, deren Parteiausschluss Lensch noch 1908 gewünscht hatte.

Zeitpunkt noch, die Süddeutschen an der „langen Leine“, aber doch im Zaum halten zu können.¹⁸⁸ Der Gezeitenwechsel, der sich in der Partei gerade anbahnte, wurde von der Berliner politischen Polizei seismographisch genau in ihrem Bericht registriert, der von einem „Pyrrhussieg“ der Radikalen sprach und feststellte: „als eigentliche Sieger verließen die Süddeutschen den Kampfplatz“¹⁸⁹. Da die Parteiführung, um den offenen Bruch zu vermeiden, darauf verzichtete, der „süddeutsche[n] Fronde“¹⁹⁰ (Heine) mit letzter Konsequenz entgegenzutreten, konnten sich die in der Abstimmung Unterlegenen in der Tat als moralische Sieger fühlen.¹⁹¹ Damit nicht genug: „Das fast geschlossene Auftreten der norddeutschen Gewerkschaftsführer zu Gunsten der Süddeutschen, das selbst diese in Erstaunen versetzte, wirkte auf die Radikalen geradezu lähmend.“¹⁹² Hier deuteten sich ganz neue Bündniskonstellationen in der Partei an, die der bisherigen Minderheit Grund zur Zuversicht gaben.¹⁹³

Frank schrieb unmittelbar nach dem Parteitag: „Ich hoffe, daß eine Spaltung sich vermeiden läßt. Die Umformung der Partei wird sich in den nächsten Jahren schnell und sicher vollziehen.“¹⁹⁴ Haase überfielen hingegen dunkle Ahnungen; noch während des Parteitages befürchtete er: „Wenn jetzt die Majorität sich einschüchtern läßt, so bedeutet das nicht nur einen Triumph der Revisionisten, eine Niederlage namentlich auch des Parteivorstandes, sondern vor allem die Etablierung der Herrschaft eines kleinen Häufleins über die Gesamtpartei.“ Dem fügte er hinzu: „Mir ist bei dem Ge-

¹⁸⁷ In einem noch während des Parteitages verfassten Artikel schrieb Kautsky: „In der Tat dürfen wir erwarten, daß die Verhandlungen des Parteitages weiten Kreisen süddeutscher Parteigenossen die Augen öffnen werden über die `Radikalen`, über die ihnen eine irreführende Berichterstattung so haarsträubende Dinge erzählt hatte.“ (Karl Kautsky, Der Parteitag über die Budgetbewilligung, in: *Die Neue Zeit*, Nr. 52 vom 25.9.1908, S. 932-935, hier: S. 933).

¹⁸⁸ Dazu schrieb Bebel an Molkenbuhr, der zusammen mit Richard Fischer und Hermann Müller in Abwesenheit Bebels hauptsächlich die Parteigeschäfte in Berlin führte, kurz nach Ende des Nürnberger Parteitages: „Ich bin entschlossen, jede Konsequenz zu ziehen gegen diejenigen, die mit Absicht Parteitagsbeschlüsse brechen und mißachten . . . Ihr müßt doch verstehen, daß unsere Leute in den Landtagen nach dem Nürnberger Beschluß in einer verteuflten Lage sind und alles tun, um sich als die Starken, die Selbständigen zu erweisen. Da müssen wir große Nachsicht üben und sagen, schimpft soviel ihr wollt, aber wenn's zum Treffen kommt, pariert!“ (A. Bebel an H. Molkenbuhr vom 28.9.1908; GROH, *Die Sozialdemokratie 1897-1909*, in: Ders., *Emanzipation und Integration*, S. 253-566, Zitat: S. 514, Fn. 812).

¹⁸⁹ Abgedruckt in: FRICKE/KNAACK (Bearb.), *Dokumente aus geheimen Archiven* (Teil III), S. 111.

¹⁹⁰ W. Heine an G. v. Vollmar vom 16.9.1908. (GROH, *Negative Integration*, Zitat: S. 123, Fn. 143).

¹⁹¹ An Selbstbewusstsein fehlte es den Bewilligungsbefürwortern jedenfalls nicht; so trat Max Maurenbrecher unmittelbar im Anschluss an den Nürnberger Parteitag in öffentlichen Versammlungen dafür ein, die Taktik der Zustimmung zum Etat (und der Blockbildung mit bürgerlichen Parteien) auch auf den Reichstag auszudehnen, was eine Pressepolemik mit Kautsky, aber sonst keine weiteren Konsequenzen zur Folge hatte. (Vgl. GROH, *Die Sozialdemokratie 1897-1909*, in: Ders., *Emanzipation und Integration*, S. 253-566, hier: S. 543).

¹⁹² Anonymer Bericht über den Nürnberger Parteitag. (Abgedruckt in: POHL, „Bayerischer Separatismus“, in: *IWK* 22 (1986), S. 196-223, hier: S. 202-215, Zitat: S. 209).

¹⁹³ Unmittelbar nach Abschluss des Parteitages schrieb Heine: „Die Rettung aus diesen Wirrnissen sehe ich in einer rein gewerkschaftlichen Partei, die alle Häute der Theorie abgestreift hat, der akademisch radikalen und der akademisch revisionistischen.“ (W. Heine an E. Fischer vom 16.9.1908; FRICKE, *Handbuch* (Bd. 1), Zitat: S. 317). In einem Artikel in den *Sozialistischen Monatsheften* sprang Heine auch den renitenten Süddeutschen zur Seite, deren Disziplinbruch er offen rechtfertigte (vgl. Wolfgang Heine, *Disziplin, Organisation, Einheit*, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 20 vom 8.10.1908, S. 1258-1263).

¹⁹⁴ L. Frank an L. Meyerhof-Hildeck vom 21.9.1908. (SCHORSKE, *Die große Spaltung*, Zitat: S. 152).

danken an den Parteikonflikt gewiß nicht wohl zu Mute. Aber das kann mich nicht hindern, konsequent zu denken und zu handeln.“¹⁹⁵

Aus bayerischer Perspektive war noch bemerkenswert: Stärker als die Rivalität zwischen den „Nürnbergern“ und den „Münchnern“ hatte sich die Reserve gegenüber „Berlin“ erwiesen, in der sich bayerisches Sonderbewusstsein und Unabhängigkeitsstreben untrennbar mit abweichenden Vorstellungen hinsichtlich der von der Partei einzuschlagenden politischen Strategie vermischten (allerdings hatte die Landesleitung hier keine geschlossene Unterstützung¹⁹⁶). Und: Der Nürnberger Parteitag delegierte Eisner stand bei dieser Auseinandersetzung unverbrüchlich an der Seite von Timm, Adolf Müller und Auer, die er später entschieden bekämpfen sollte, zu diesem Zeitpunkt aber in der Abwehr des Berliner „Zentralismus“ unterstützte.¹⁹⁷ (Bei allem Wandel der parteiinternen Konstellationen: Der Antagonismus zwischen dem autoritären Zentralismus Eberts und dem antipreußischen Föderalismus Eisners sollte sich noch ein Jahrzehnt später auswirken.) Als Chefredakteur der *Fränkischen Tagespost* unterstützte Eisner agitatorisch den Kurs der Landesleitung.¹⁹⁸ Anders hingegen der Nürnberger Landtagsabgeordnete Josef Simon, der loyal zur Berliner Parteiführung blieb und sich mit seiner beharrlichen Ablehnung der Budgetbewilligung den Zorn Müllers zuzog. Das Bild der Geschlossenheit wurde dadurch kaum getrübt; der Nürnberger Delegierte Max Walther konnte (noch) unwidersprochen feststellen: „An der Spitze der größten und stärksten Provinz-Organisation Süddeutschlands stehend, habe ich zu bemerken, daß unsere Genossen mit verschwindenden Ausnahmen das Verhalten der Landtagsfraktion billigen, und zwar aus Ueberzeugung.“¹⁹⁹

Der im darauffolgenden Jahr in Leipzig abgehaltene Parteitag brachte keine eindeutige Entscheidung im weiter schwelenden Streit um das Abstimmungsverhalten in den Parlamenten. Die nun

¹⁹⁵ H. Haase an T. Haase vom 17.9.1908. (Abgedruckt in: E. HAASE (Hrsg.), Hugo Haase, S. 98).

¹⁹⁶ Den 35 Delegierten aus dem bayerischen Landesverband, die die Sondererklärung der süddeutschen Reformisten unterzeichneten, standen immerhin 13 gegenüber, die dies *nicht* taten. (Vgl. Protokoll SPD-Parteitag Nürnberg 1908, S. 426 u. 553ff.).

¹⁹⁷ Siehe dazu auch unten Kap. 4.7.

¹⁹⁸ So argumentierte Eisner in seinem Blatt wenige Wochen vor Beginn des Nürnberger Parteitages: „Auch die Erörterung des Budgetstreits leidet, wie alle politischen Diskussionen in unserer Partei, unter dem Mangel einer methodischen Voruntersuchung, einer vorherigen Reinigung und Klärung der Begriffe, einer genauen Fragestellung und Gliederung der Materie. [...] Die Budgetabstimmung ist kein Mittel des proletarisch-sozialistischen Endkampfes, sondern ein Mittel des politischen Tageskampfes, will man den ganzen Parlamentarismus überhaupt. Betrachtet man die Budgetfrage nur als die Frage der grundsätzlichen Mittelverweigerung an den Klassenstaat und begründet sie damit, so kommen wir entweder zum Antiparlamentarismus oder zur ausnahmslosen Bewilligung. Erst die Auffassung der Budgetfrage als eines politischen Machtmittels der aktuellen parlamentarischen Bewegung ermöglicht Parlamentarismus und Budgetverweigerung zugleich. Die Verweigerung wird dann abhängig von der Entscheidung über die jeweilige politische Situation. Wie man sich entscheidet, wird man nach diesen Regeln in jedem Falle sicher feststellen können. Die Vorbedingungen einer Ablehnung sind gegenwärtig stets gegeben in Preußen und im Reich, wohl auch in Sachsen. Dagegen wird in den anderen Einzelstaaten von Fall zu Fall zu prüfen sein, ob die Lage so sei, daß wir, wenn wir die Mehrheit hätten – jetzt das Budget ablehnen könnten.“ („Vier Fragen“, abgedruckt in: F. EISNER (Hrsg.), Sozialismus als Aktion, S. 26-39, hier: S. 26 u. 38f.).

¹⁹⁹ Protokoll SPD-Parteitag Nürnberg 1908, S. 389.

verabschiedete Resolution vermied eine Festlegung, was Linke wie Dittmann als „Überrumpelungsmanöver süddeutsch-partikularistisch-revisionistischer Genossen“²⁰⁰ betrachteten. Luxemburg sah im Verlauf des Parteitages „eine eklatante Niederlage“²⁰¹ für die revolutionären Kräfte in der Partei. Frank hingegen war sich nun sicher: „Das Eis ist gebrochen“²⁰². Und: „Die deutsche Partei wird jetzt bald auf dem rechten Wege sein und auch dort bleiben.“²⁰³ Ähnlich erfreut zeigte sich auch Robert Schmidt von der Generalkommission;²⁰⁴ ein anderer Beitrag in den *Sozialistischen Monatsheften* würdigte die „Ellbogenfreiheit“, d. h. die „faktische Gleichberechtigung, die der Revisionismus sich mittlerweile neben der altehrwürdigen *radikalen* Anschauung errungen hat, [was] ohne Zweifel den inneren Auseinandersetzungen in der Partei viel von ihrer bisherigen Gehässigkeit nehmen wird.“²⁰⁵

Diese Prognose war wenig realistisch. In einem Brief an Joseph Bloch hatte Heine kurz zuvor folgerichtig seine Mitstreiter aufgefordert, auf Triumphgeheul zu verzichten: „Gerade in diesem Moment wäre es der verhängnisvollste Fehler, wenn wir betonen wollten, daß eine neue revisionistische Politik beginnen würde; wie Sie wissen, ist nach meiner Meinung die revisionistische Politik, die unter den gegebenen Verhältnissen getrieben werden kann, gerade diejenige, die die Partei tatsächlich seit Jahren treibt. Der Radikalismus, obgleich er sich einbildet, die Partei zu beherrschen, leitet doch nicht ihre Politik, sondern bestimmt nur ihre Phraseologie.“²⁰⁶ Heine war sich zu dieser Zeit seiner Sache demnach schon ziemlich sicher, wovon er sich auch durch später folgende Rückschläge nicht mehr abbringen lassen sollte. Die Berliner politische Polizei hielt als Zwischenergebnis fest:

„Auf dem Nürnberger Parteitage [...] hatte der revisionistisch schillernde Heerbann Süddeutschlands derartig trotzig aufgetrumpft und der obersten Parteinstanz in so brüsker Form den Gehorsam verweigert, daß die Zerreißung des Parteiverbandes in eine radikale norddeutsche und eine gemäßigtere süddeutsche Organisation ängstlichen Gemütern bereits vor den Toren zu stehen schien oder doch spätestens als Folge der nächsten Parteitagung erwartet wurde. Die Entwicklung ist jedoch einen anderen Weg gegangen. [...] Die erwartete Trennung der Partei hat der Leipziger

²⁰⁰ DITTMANN, Erinnerungen, Bd. 1, S. 147.

²⁰¹ R. Luxemburg an K. Zetkin vom 17.9.1909. (LASCHITZA, Im Lebensrausch, Zitat: S. 331).

²⁰² L. Frank an I. Schlomer vom 30.9.1909. (NONN, Verbraucherprotest, Zitat: S. 269).

²⁰³ Annelies LASCHITZA, Deutsche Linke im Kampf für eine demokratische Republik. Der Kampf der deutschen Linken für eine demokratische Republik und die Anwendung des politischen Massenstreiks in Deutschland. Zur Entwicklung der deutschen Linken als politisch-ideologische Strömung in der deutschen Sozialdemokratie (1909/1910), Berlin 1969, Zitat: S. 257.

²⁰⁴ In seiner Parteitagbilanz schrieb Schmidt: „Der Ausgang dieser Debatten ist sehr erfreulich: Die Parteigenossen erkennen den Wert der parlamentarischen Tätigkeit, sie lassen sich von praktischen Erwägungen leiten, die für die Ausbreitung unserer Ideen so bedeutungsvoll sind. Eine Revision der parlamentarischen Taktik ist nicht angebahnt; man hatte es nur mit einem vergeblichen Versuch zu tun die Fraktion zu einer wirkungslosen Opposition und Demonstration zu drängen.“ (Robert Schmidt, Die Ergebnisse des Leipziger Parteitages, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 19/20 vom 7.10.1909, S. 1226-1228, hier: S. 1227).

²⁰⁵ Wilhelm Schröder, Die Partei nach dem Parteitag 1909, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 19/20 vom 7.10.1909, S. 1228-1232, hier: S. 1232.

²⁰⁶ W. Heine an J. Bloch vom 20.9.1909. (Abgedruckt in: FRICKE, Eine Musterzeitschrift des Opportunismus, in: ZfG XXI (1973), S. 1209-1228, hier: S. 1220-1222, Zitat: S. 1221).

Parteitag nicht gebracht; wohl aber kann als sein Ergebnis bezeichnet werden, daß der Revisionismus sich in ihr nunmehr die volle Gleichberechtigung mit der anderen Richtung errungen hat. Ob er stark genug sein wird, sie sich zu bewahren, das ist freilich eine andere Frage.“²⁰⁷

Bei der Klärung dieser Frage – und mit Blick auf die Entwicklung im Weltkrieg - war von Bedeutung, dass sich allmählich der organisatorische Zusammenhalt einer Gruppe von Mitgliedern des rechten Parteiflügels - über die bereits bestehende Zusammenarbeit der süddeutschen Landesverbände hinaus - weiter verfestigte.²⁰⁸ Diesem Kreis - nach eigener Einschätzung „Genossen, die parteischädigenden Krakeel verhindern wollen“²⁰⁹ - gehörten u. a. an die Reichstagsabgeordneten David, Heine, Noske und Südekum, die Gewerkschafter Robert Schmidt und Severing, aus Bayern Auer, Adolf Müller, Vollmar und Segitz (dabei konnte auf längst eingespielte Kontakte zurückgegriffen werden²¹⁰). Hier bildete sich die Grundstruktur eines Machtkartells innerhalb der Partei, dessen Bedeutung erst einige Jahre später offensichtlich wurde. Die Härte und Unnachgiebigkeit, mit der die Fraktionskämpfe in der Partei inzwischen geführt wurden – der Nürnberger Parteitag sollte sich hier nicht als einmaliger „Ausreißer“ erweisen – waren selbst bei hart gesottenen Funktionären wie Winnig Anlass für sentimental-resignative Betrachtungen: „Lang ist’s her: aber es gab einmal eine Zeit, wo wir alle, die wir der Arbeiterbewegung dienen, gleichsam eine grosse Familie waren. [...] Wie ganz anders ist das alles heute. Ein Geist feindlicher Absonderung wandelt durch unsere Reihen, und man mag sich persönlich sozusagen mit Stacheldraht davon absperren wollen, man mag seine Unbefangenheit noch so verteidigen, sie geht schliesslich doch verloren.“²¹¹

Dafür sorgte auch der Verlauf des Magdeburger Parteitages von 1910, auf dem der sich nun bereits etliche Jahre hinziehende Zwist wieder auf die Tagesordnung kam (Auslöser war die erneute Budgetbewilligung der badischen Landtagsfraktion gewesen).²¹² „Es war die letzte grundsätzliche Kraftprobe zwischen Radikalismus und Revisionismus auf einem Parteitage der deutschen Sozialdemo-

²⁰⁷ Bericht der Berliner politischen Polizei. (Abgedruckt in: FRICKE/KNAACK (Bearb.), Dokumente aus geheimen Archiven (Teil III), S. 176f. u. 182).

²⁰⁸ Die Mitglieder dieser Gruppe hielten über eigene Rundschreiben, unterzeichnet u. a. von Auer, Kontakt und quartierten sich in Leipzig, zwecks besserer Abstimmung ihres Vorgehens, im selben Hotel ein. (Vgl. GROH, Negative Integration, S. 123).

²⁰⁹ So die Anrede in einem von Auer versandten vertraulichen Rundschreiben vom 24.8.1909, in dem zu einer Versammlung (wohl zur Vorbereitung des kurz darauf stattfindenden Leipziger Parteitages) eingeladen wurde; das Schreiben ging u. a. an David, Noske, Frank, Kolb, Adolf Müller, Segitz, Severing, Südekum und Vollmar. (FRICKE, Handbuch (Bd. 2), Zitat: S. 1157, Anm. 232).

²¹⁰ Zu nennen ist hier etwa die 1894 einsetzende Korrespondenz zwischen Vollmar, David, Südekum und Heine, die bis in den Weltkrieg hinein fort dauerte (vgl. GROH, Negative Integration, S. 165, Fn. 280 u. passim sowie REUTER, Paul Singer, S. 267, Fn. 13). Ab der Jahrhundertwende, verstärkt ab 1908, pflegte dieser Kreis um Heine, Südekum und Vollmar intensive Kontakte zur Abstimmung des politischen Vorgehens gegen die innerparteilichen Gegner (vgl. FRICKE, Handbuch (Bd. 1), S. 289f. und SEVERING, Mein Lebensweg, Bd. 1, S. 164).

²¹¹ August Winnig, Die Gewerkschaftsbeamten in der Partei, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 11 vom 3.6.1909, S. 704-708, hier: S. 704.

²¹² Zum Verlauf des Parteitages siehe ausführlich DITTMANN, Erinnerungen, Bd. 1, S. 160-173 und Bd. 3, S. 1426-1433.

kratie vor dem Weltkriege“²¹³, wie Dittmann es in seinen Erinnerungen auf den Punkt brachte (wobei er ebenfalls fälschlich die süddeutschen Reformisten als Revisionisten bezeichnete). Unter seiner Leitung hatte sich - als Pendant zum Netzwerk des rechten Parteiflügels - im Vorfeld die so genannte Siebenerkommission gebildet,²¹⁴ der u. a. Haase, Kurt Rosenfeld²¹⁵ und aus Bayern Süßheim angehörten²¹⁶ (an dem Gründungstreffen waren u. a. noch beteiligt Haenisch, Dißmann, Ledebour, Henke und Josef Simon). Das Ziel dieses Schrittes bestand darin, das Vorgehen der Gegner der Budgetbewilligung besser als bisher abzustimmen,²¹⁷ was von den Urhebern als defensiver Akt betrachtet wurde.²¹⁸ Bei der Konstituierung hatte Dittmann für die Gruppierung die Devise ausgegeben: „Wir müssen in Magdeburg sofort zusammentreten und immer wieder zusammenkommen. - Dem revisionistischen Block einen radikalen entgegensetzen, der auch auf dem Parteitag dafür sorgt, daß er nicht terrorisiert werden kann. Schon sein Vorhandensein wird Wunder wirken.“²¹⁹ (Wie das Verhalten des rechten Flügels genau bewertet werden sollte, blieb dabei zunächst noch offen.²²⁰)

Die Aussichten dieser erstmals organisiert handelnden „Fraktion“ standen zunächst nicht schlecht, hatten sich doch die erneut unbotmäßigen Badener inzwischen Bebel endgültig zum Gegner ge-

²¹³ DITTMANN, Erinnerungen, Bd. 1, S. 169.

²¹⁴ Dies geschah während des Kongresses der II. Internationale in Kopenhagen.

²¹⁵ Rosenfeld, Kurt, geb. 1.2.1877 in Marienwerder (Prov. Westpreußen), Gymnasium in Marienwerder und 1887-1896 in Berlin, 1896-1899 Studium der Volks- und Rechtswissenschaft in Freiburg i. Br. und Berlin, Promotion zum Dr. jur., Referendar, 1899 Beitritt zur SPD, 1901 Militärdienst, 1905-1933 Rechtsanwalt in Berlin, Strafverteidiger in mehreren bekannten politischen Prozessen (u. a. von Kurt Eisner, Georg Ledebour, Rosa Luxemburg, Carl von Ossietzky), 1910-1920 Stadtverordneter in Berlin, 1914-1918 Kriegsteilnehmer, 1917 Übertritt zur USPD, Nov. 1918 bis Jan. 1919 Justizminister in Preußen, MdL in Preußen 1919-1920, 1919-1922 Beisitzer im zentralen USPD-Parteivorstand, MdR 1920-1932, 1922 Rückkehr zur SPD, Sept. 1931 Ausschluss aus der SPD. Okt. 1931 Mitbegründer der SAPD, dort zunächst einer der Vorsitzenden, ab März 1932 Beisitzer im zentralen SAPD-Parteivorstand, 1933 Emigration nach Frankreich, 1934 USA, gest. 25.9.1943 in New York.

²¹⁶ Bei den übrigen Mitgliedern handelte es sich um Heinrich Stubbe, Richard Lipinski und Wilhelm Haupt.

²¹⁷ In den Stichpunkten zu Dittmanns Rede auf der konstituierenden Sitzung in Kopenhagen hieß es: „II. Auf den Parteitag Revisionisten geschlossen, wir zerfahren, fehlt Organisation unseres Einflusses. - Revisionisten Sitzungen, Besprechungen, Zwischenrufe, Beifall, Mißfall: Organisation u. System. - Täuschen Macht vor, die nicht vorhanden. - III. für Magdeburg dasselbe zu gewärtigen. Arbeiten schon vor . . . Wenn nicht vorbeugen, Gefahr, daß gelingt - denn dort System, Organisation, fester Wille, bei uns weder eins noch das andere. - Angst vor Spaltung, persönliche Sentimentalität, Unschlüssigkeit des P[artei]-Vorstandes. - Alles blickt auf Magdeburg, als wenn dort der Geist über uns kommen müsste. - Daher Gefahr groß, daß Tohuwabohu u. Ausgang wie Hornberger Schießen - Das muß verhindert werden.“ (LASCHITZA, Deutsche Linke, Zitat: S. 263).

²¹⁸ Süßheim rechtfertigte sich in einer Mitgliederversammlung nach dem Parteitag: „Es ist der Mehrheit vorgeworfen worden, daß sie besondere Sitzungen für sich abgehalten hat. Gewiß hat sie das getan, aber ist es nicht richtig, daß auch die Erklärung der 66 in Nürnberg auf Vereinbarungen und Zusammenkünften beruht, daß die Minderheit auch in Magdeburg solche Sitzungen abgehalten hat? Niemandem ist es eingefallen, ihr daraus einen Vorwurf zu machen, es kann doch nur zur Abkürzung der Diskussion dienen, wenn man sich über gewisse Fragen vorher verständigt. Die Mehrheit wird sich wohl auch in Zukunft das Recht nicht abstreiten lassen, solche Sitzungen abzuhalten.“ (FT Nr. 236 vom 8.10.1910).

²¹⁹ LASCHITZA, Deutsche Linke, Zitat: S. 263.

²²⁰ Den Aufzeichnungen Dittmanns zufolge gab es folgende Optionen: „1. Nur Disziplinbruch (Nürnberger Beschluß, Budget) oder 2. auch Großblockpolitik im Landtag. Parlamentarischer Revisionismus. Gegen Dresdener Resolution. 3. Begnügen mit Verurteilung und Forderung der Anerkennung der Mehrheitsbeschlüsse? 4. Niederlegung der Mandate. 5. Ausschluss aus der Partei.“ (LASCHITZA, Im Lebensrausch, Zitat: S. 361).

macht; der Parteivorsitzende liebäugelte sogar mit einem Parteiausschluss der Abweichler.²²¹ Etliche norddeutsche Parteiblätter griffen die Reformisten scharf an; die *Freie Presse* aus Elberfeld behauptete dabei: „Einige Streber, die gleich den Kolb und Frank nach den Ministersesseln schielen, sind bereit, die Einheit der Partei zu opfern, d. h. die Mainlinie zu ziehen, um ihren ehrgeizigen Plänen nachgehen zu können.“²²² Für die Linke gab Haenisch die Parole aus: „Jetzt einfach: raus mit der Bande!“²²³ Wie es um die Chancen für einen derartig radikalen Schnitt bestellt war, wusste er selbst: „Zum Rausschmiß [der Budgetbewilliger], der das einzig *Rationelle* wäre, kommt es ja doch nicht; das ist *jetzt* zu spät – die letzte gute Gelegenheit war 1903 [d. h. auf dem Parteitag von Dresden; B. A.] und die ist schmachlich verpaßt worden – jetzt laufen den Revisionisten schon viel zu große *Arbeitermassen* nach, die wir nicht auch verlieren dürfen. Was soll also jetzt das Dreschen all’ des leeren Strohes?“²²⁴

Die Reformisten, die sich nicht darauf verlassen wollten, dass die ganze Linke ähnlich wie Haenisch resignierte, war indessen nicht untätig geblieben: Kolb und Frank warben beredt für die Budgetbewilligung²²⁵ und kümmerten sich auch um Bundesgenossen. Frank gelang es über den mit ihm befreundeten Severing, auch die Verbindung zur Gewerkschaftsführung herzustellen.²²⁶ Wenige Wochen vor dem Parteitag trafen sich in München Vertreter der süddeutschen Reformisten, um eine gemeinsame Taktik festzulegen. Ziel war dabei, die mit der „Erklärung der 66“ auf dem Nürnberger Parteitag eingenommene Position zu verteidigen, die eine weitgehende Autonomie der einzelnen Landesverbände vorsah. David schrieb dazu an Vollmar: „Vermögen wir nicht, die Gesamtpartei in die Bahn gesunder Entwicklung zu bringen, so haben wir die Pflicht, diese Entwicklung wenigstens nicht für den Süden durch den Unverstand der Majorität des Nordens versanden zu lassen. – Die Entscheidung liegt bei den Bayern. Versagen sie, lassen sie die Badenser im Stich, dann haben die Berliner gewonnen.“²²⁷ So weit wollte es die Führung des bayerischen Landesverbandes (der mit

²²¹ Eduard David schrieb im Vorfeld des Parteitages an Vollmar: „Die Sache wird diesmal von Berlin aus auf Biegen und Brechen gestellt. Von Bebel weiß ich aus sicherster Quelle, daß er rast und die äußerste Eventualität erwägt.“ (E. David an G. v. Vollmar vom 27.7.1910; GROH, *Negative Integration*, Zitat: S. 163, Fn. 272). Bereits ab Mitte der 1890er Jahre hatten Bebel, Kautsky und Andere immer wieder eine Abspaltung des süddeutschen reformistischen Parteiflügels thematisiert.

²²² FRANZEN, *Auf der Suche nach politischen Handlungsspielräumen*, Bd. 2, Zitat: S. 462, Anm. 699.

²²³ K. Haenisch an R. Franz vom 21.7.1910. (Konrad ELSÄSSER, *Die badische Sozialdemokratie 1890 bis 1914. Zum Zusammenhang von Bildung und Organisation*, Marburg 1978, Zitat: S. 123, Fn. 15).

²²⁴ K. Haenisch an R. Franz vom 28.7.1910. (JOHN, *Konrad Haenisch*, Zitat: S. 41).

²²⁵ Frank begründete die Budgetbewilligung im badischen Landtag mit dem Argument: „Er sei der Meinung, daß die Fraktion im besten Sinne radikal gehandelt hätte, . . . (sie) vertrete den gesunden Radikalismus der Tat.“ (FRANZEN, *Auf der Suche nach politischen Handlungsspielräumen*, Bd. 2, Zitat: S. 452, Anm. 665). Kolb behauptete, die sozialdemokratische Fraktion im badischen Landtag stelle einen „politische(n) Faktor (dar), mit dem alle Faktoren der Gesetzgebung rechnen müssen“; die badische Sozialdemokratie stehe „dank ihrer Taktik an Einfluß hinter keiner bürgerlichen Partei zurück.“ (FRANZEN, *Auf der Suche nach politischen Handlungsspielräumen*, Bd. 1, Zitat: S. 141).

²²⁶ Vgl. ALEXANDER, *Carl Severing*, Teil I, S. 216-226.

²²⁷ E. David an G. v. Vollmar vom 29.7.1910. (R. JANSEN, *G. v. Vollmar*, Zitat: S. 99, Fn. 3).

Abstand größte unter den süddeutschen) keinesfalls kommen lassen; sie war bereit, eine Führungsfunktion im Kampf gegen die „Berliner“ zu übernehmen.²²⁸

Publizistische Schützenhilfe leistete auch Eisner, der in einem Gastbeitrag für den Karlsruher *Volksfreund* listig argumentierte: „Wird von einer so einflußreichen und in ihren Anregungen und Ratschlägen mit Recht so beachteten Genossin, wie *Rosa Luxemburg*, behauptet, daß die Lebensaufgabe der deutschen Politik, die preußische Wahlrechtsbewegung, von der Partei durch falsche Behandlung verpfuscht worden sei, so wird damit eine Frage von solchem Ernst und solcher Tragweite aufgeworfen, daß es Wichtigeres für die Gesamtpartei gar nicht geben kann und daß uns in diesem Augenblick wahrhaftig das Tun und Lassen der sonst gewiß sehr geschätzten Badenser völlig gleichgültig wird.“²²⁹ Mit derartigen Ablenkungsmanövern erhielt bzw. erwarb sich Eisner die überzeugte Gegnerschaft von Kautsky und Dittmann, die ihn mit guten Gründen dem rechten Parteiflügel zurechneten. Bei aller Ironie bemühte sich Eisner allerdings auch darum, den ganzen Streit zu versachlichen; in einem Beitrag für das Dresdener Parteiblatt monierte er, „daß es . . . so nicht weitergehen darf; daß über die inneren Parteiprobleme in einem unregelmäßigen hastigen Durcheinander von Zeitungsartikeln, Versammlungen, Kongressen das Urteil gesprochen wird.“²³⁰

In *einer* Hinsicht hatte sich das „Durcheinander“ zu diesem Zeitpunkt bereits aufgelöst. Nach und nach hatten sich alle süddeutschen Landesverbände mit der erneuten Budgetbewilligung durch die SPD in Baden solidarisiert (auch wenn es dazu erst einiger Aufforderung bedurfte²³¹). Georg Mauerer²³² erklärte als bayerischer Abgesandter auf dem badischen Landesparteitag: „Wir Bayern sehen, daß ihr Badenser marschiert. Ihr marschiert vielleicht nicht immer in unbedingt klassenbewußtem Paradeschritt. Aber ihr marschiert. Manchmal macht es sogar den Eindruck, als ob ihr an der Spitze marschiert. (Beifall.) Jeder Fortschritt in Baden bedeutet eine Stärkung des demokrati-

²²⁸ Zum Kräfteverhältnis: Die Landesverbände von Baden, Bayern und Württemberg stellten zusammen nur 15% der Gesamtmitgliedschaft (selbst wenn man die Hessen zu diesem Block hinzurechnete, änderte daran nichts Entscheidendes); allein die Parteiorganisation von Groß-Berlin kam auf 13%. (Angabe aus GROH, *Negative Integration*, S. 181).

²²⁹ Karl Kautsky, *Zwischen Baden und Luxemburg*, in: *Die Neue Zeit*, Nr. 45 vom 5.8.1910, S. 652-667, Zitat: S. 652.

²³⁰ FRANZEN, *Auf der Suche nach politischen Handlungsspielräumen*, Bd. 2, Zitat: S. 517, Anm. 870.

²³¹ Frank beklagte sich zunächst gegenüber Timm: „Jetzt sehe ich zu meiner schmerzlichen Ueberraschung, daß die ‚Münchener Post‘ noch nicht einmal mit einem Wort gewagt hat, für oder wider [die Budgetbewilligung; B. A.] Stellung zu nehmen. Vollmar schreibt mir heute dafür die armselige Erklärung, Müller wolle kein Oel ins Feuer gießen. Als ob er durch diese seltsame Haltung nicht gerade Oel ins gegnerische Feuer gießen würde!“ (L. Frank an J. Timm vom 21.7.1910; abgedruckt in: FRANK, *Reden, Aufsätze und Briefe*, S. 66). Zu den Schwierigkeiten bei der Koordinierung der süddeutschen Landesverbände siehe auch PRACHT, *Parlamentarismus und deutsche Sozialdemokratie*, S. 559, Anm. 304.

²³² Mauerer, Georg, geb. 26.11.1868 in München, 1874-1881 Volksschule in München, 1881-1884 Sattlerlehre und Fortbildungsschule in München, Wanderschaft, 1889 Beitritt zur SAP und zur Gewerkschaft, bis 1890 Sattlergeselle, 1889-1890 Mitbegründer und 1. Vorsitzender des Hauptvorstands des Sattlerverbandes mit Sitz in Berlin, 1891-1894 selbständiger Sattlermeister, ab 1894 Partei- und Gewerkschaftsfunktionär in München, angestellter Sekretär bzw. Obersekretär der AOK in München, 1908-1914 Gemeindebevollmächtigter, 1914-1918 Magistratsrat und 1919-1933 Stadtrat in München, 1914-1917 Mitglied des zentralen Parteiausschusses der SPD, MdR 1919-1920, gest. 21.1.1957 in München.

schen Gedankens im Süden[,] ist zugleich eine Stütze in dem schweren Kampfe, den unsere preußischen Genossen führen müssen. Marschieret fleißig weiter, wir Bayern sind dabei. (Großer Beifall).“²³³ Unabhängig davon, ob dieses Grußwort von Vollmar selbst formuliert worden war (der militärische Duktus spräche dafür), brachte es genau die Haltung des bayerischen Landesvorstandes zum Ausdruck. Ähnlich kämpferisch gab sich Frank, der meinte: „Der Parteivorstand scheint, sich mit einer wörterraselnden Resolution begnügen zu wollen, die uns natürlich wenig Respekt einflößen würde.“²³⁴ Auf dem badischen Landesparteitag hatte Hermann Müller im Auftrag des Parteivorstandes Disziplin eingefordert, da die „Einheit der Partei über alles geht“, und darauf hingewiesen: „Parteitagsbeschlüsse sind dazu da, daß sie auch eingehalten werden.“²³⁵ Konkrete Sanktionen wurden den Badenern dabei noch nicht angedroht.

Bebel allerdings blies nun zum Angriff auf den Reformismus: „Wir bekommen also wieder Parteikrieg; die Süddeutschen wollen ihn, also sollen sie ihn haben. [...] Die Süddeutschen haben also ihre Drohung in [muss heißen: von; B. A.] Nürnberg ausgeführt. Nun heißt es, scharf gegen sie losgehen, auch in der *Neuen Zeit*. Jetzt muß die Frage gestellt werden: entweder Anerkennung und Unterwerfung unter die Parteibeschlüsse oder Austritt aus der Partei. Die Majorität kann sich von der Minorität nicht auf der Nase herumtanzen lassen, und wir können uns nicht alle paar Jahre mit den Süddeutschen über selbstverständliche Dinge herumschlagen.“²³⁶ Gegenüber dem hessischen Reformisten Ulrich schimpfte Bebel im gleichen Ton weiter: „So dumm und blöd wie von den `realpolitischen` Badensern ist in der Partei noch nie gehandelt worden. [...] So geht's wirklich nicht weiter. Diese ewigen Ausreden und Nörgeleien habe ich endlich satt; könnten wir nicht mehr in gemeinsamer Schlachtfront kämpfen, dann ist's besser, wir gehen friedlich, scheidlich auseinander. Die weitere Entwicklung wird zeigen, wer recht hat.“²³⁷ Kurz darauf setzte er hinzu: „Nationale Liberale gehören nicht in die Partei [...]. Ich stelle keinen Ausschlußantrag [gegen die Badener; B. A.] – dieses zur Beruhigung – aber brandmarken werde ich [sie], daß die Hunde das Anpissen scheuen.“²³⁸ Der „extremste Opportunismus“²³⁹, der seiner Ansicht nach in Baden und auch in

²³³ MP Nr. 195 vom 24.8.1910.

²³⁴ L. Frank an N. Frank vom 6.8.1910. (SCHORSKE, Die große Spaltung, Zitat: S. 245).

²³⁵ Andrea HOFFEND, „Mut zur Verantwortung“ – Hermann Müller. Parteivorsitzender und Reichskanzler aus Mannheim, Mannheim 2001, Zitat: S. 25.

²³⁶ A. Bebel an K. Kautsky vom 14.7.1910. (Abgedruckt in: KAUTSKY JR. (Hrsg.), Bebels Briefwechsel, S. 220f., hier: S. 221).

²³⁷ A. Bebel an C. Ulrich vom 23.7.1910. (Abgedruckt in: Carl ULRICH, Erinnerungen des ersten hessischen Staatspräsidenten. Herausgegeben von Prof. Dr. Ludwig Bergsträsser, Offenbach am Main 1953, S. 207f.).

²³⁸ A. Bebel an C. Ulrich vom 2.8.1910. (Abgedruckt in: Ebd., S. 209f., hier: S. 209).

²³⁹ An Victor Adler schrieb Bebel: „Auch in Süddeutschland ist bei weitem nicht alles Gold, was glänzt, das wird systematisch verschwiegen u. mit dem Mantel christlicher Liebe verdeckt. Der ganze Widerspruch dieser Politik zeigt sich im Verhalten unserer Leute in Bayern und Baden. [...] Wo bleiben da Prinzip und Grundsätze? Die giebt's nicht mehr, der extremste Opportunismus beherrscht die Handlungen; man verliert jeden Boden und torkelt von rechts nach links und von links nach rechts.“ (A. Bebel an V. Adler vom 16.8.1910; abgedruckt in: F. ADLER (Hrsg.), Victor Adler: Briefwechsel, S. 511-514, hier: S. 512).

Bayern herrschte, brachte Bebel so in Rage, dass die Konfrontation auf dem Parteitag unausweichlich war.

Dieser gedachte Frank nicht aus dem Wege zu gehen; er appellierte an Vollmar: „Wir [d. h. der badische Landesverband] erwarten, daß Ihr [d. h. der bayerische Landesverband; B. A.] uns in dem Kampf, der bevorsteht, nicht preisgeben werdet. Wir schleifen auch für Euch die Katz` durch den Bach. Wir Badener bleiben fest, - es muß jetzt die Entscheidung fallen, selbst auf die Gefahr einer Spaltung.“²⁴⁰ Über die ausschlaggebende Bedeutung der Haltung des bayerischen Landesverbandes ließ Frank dabei keinen Zweifel.²⁴¹ An Timm schrieb er, auf den Verlauf des zwei Jahre zurückliegenden Parteitages Bezug nehmend: „Worauf es in diesem Augenblick ankommt, ist, daß die `Münchener Post` unzweideutig zu uns und zu der Erklärung der 66 steht. [...] Das zweite ist, daß die Fraktion [der SPD im bayerischen Landtag; B. A.], falls sie nicht für das Budget stimmt, klar zum Ausdruck bringt: wir erachten uns durch den Nürnberger Beschluß nicht für gebunden, sondern folgen lediglich unserer Ueberzeugung und richten unsere Entschliebung nach den politischen Verhältnissen, unter denen wir leben.“²⁴²

Diese Position vertrat Frank, der Kautsky vorwarf, „die persönliche Ehre seiner Gegner anzugreifen und zu beschmutzen“²⁴³, auch in einem Aufsatz in der *Neuen Zeit* ganz offen.²⁴⁴ Von Frank befeuert ging die Konzessionsbereitschaft auch bei der bayerischen Landesleitung erst recht gegen Null - Parteidisziplin hin oder her. (Wie Frank sah auch Bebel den bayerischen Landesverband in einer Schlüsselstellung und leitete Gegenmaßnahmen ein.²⁴⁵) Was auf dem Spiel stand, war allen Beteiligten bewusst; Otto Braun schrieb dazu: „Auch die bayerischen Genossen stehen in ihrer

²⁴⁰ L. Frank an G. v. Vollmar vom 17.7.1910. (Abgedruckt in: WATZINGER, S. 145f., hier: S. 145).

²⁴¹ Kurz darauf appellierte Frank an die bayerische SPD-Führung: „Jetzt ist der Augenblick gekommen, die Treue zu bewähren . . . Wenn die bayerische Fraktion und Partei uns in dem guten Kampf, den wir führen, preisgibt, sind wir natürlich verloren. Die Einzelstaaten [d. h. die süddeutschen Landesverbände der SPD; B. A.] werden der Reihe nach abgemurkst.“ (FRICKE, Handbuch (Bd. 2), Zitat: S. 715).

²⁴² L. Frank an J. Timm vom 30.7.1910. (Abgedruckt in: FRANK, Reden, Aufsätze und Briefe, S. 67).

²⁴³ Ludwig Frank, Die Wahrheit über den badischen „Aufstand“, in: *Die Neue Zeit*, Nr. 49 vom 2.9.1910, S. 812-819, hier: S. 812.

²⁴⁴ Frank schrieb dazu: „Jeder Vertrauensmann der Partei, ob er im Parlament oder in einem Vorstandsbureau sitzt, muß im Rahmen des Programms nach freier Überzeugung wirken. Kein Parteitag kann ihm im voraus die Verantwortung abnehmen; wir können keinen Reichskriegsrat brauchen, der vom grünen Tische aus in grünem Hefte jeden Schritt unserer Bewegung vorzeichnet. Beschlüsse der Parteivertretung sind zu beachten; aber sie sind keine Dogmen, vielmehr ist ihre Zweckmäßigkeit und Ausführbarkeit an den Tatsachen zu messen.“ (Ebd., S. 818).

²⁴⁵ Einige Wochen vor dem Parteitag schrieb Bebel an Kautsky: „Ich begreife [Adolf] Müller nicht; der kann doch vom bayerischen Partikularismus unmöglich zerfressen sein. [...] Sollte die bayerische Mehrheit für das Budget stimmen, dann gehe Süßheim um ein kleines Memorandum an über die Sünden, die in den letzten zwei Jahren vorgekommen sind. Wir kennen dieselben doch nicht so, und sie sind sehr wichtig, denn mit den prinzipiellen Gründen ist es, namentlich den bayerischen Genossen gegenüber, nicht getan.“ (A. Bebel an K. Kautsky vom 27.7.1910; abgedruckt in: KAUTSKY JR. (Hrsg.), Bebel's Briefwechsel, S. 227f., hier: S. 227).

Mehrheit auf dem Standpunkt der Badener, und es ist nicht ausgeschlossen, daß sie auch im Falle des Ausschlusses zu ihnen halten, es also zu einer süddeutschen Sezession in der Partei käme.“²⁴⁶

Am Vorabend des Parteitages trafen sich vor Ort dann über 200 Delegierte des linken Lagers, trotz aller Bedenken gegenüber einer solchen „Sonderkonferenz“.²⁴⁷ Dittmann beschrieb in seinem Referat das Vorgehen der innerparteilichen Gegner:

„Der rechte Flügel operiert seit einer Reihe von Jahren in ganz derselben Weise auf den Parteitag. [...] Er hält Sitzungen ab, in denen er sein taktisches Vorgehen bespricht und bestimmt, setzt seine Redner fest, verteilt sie geschickt auf die Rednerliste, organisiert planmäßig die Zwischenrufe, Beifall und Mißfall, redet vor allem für die Öffentlichkeit, die Presse und das Protokoll, kurzum, geht planmäßig, einig und geschlossen vor.“ Auf dem Nürnberger Parteitag von 1908 „saßen nicht etwa nur die süddeutschen Landtagsabgeordneten zusammen, die in Bayern, Württemberg und Baden das Budget bewilligt hatten, sondern alle revisionistischen Führer aus dem Reich, wie David, [Carl] Ulrich, Südekum, [Paul] Hug-Bant, [Bernhard] Böhle, Eisner usw. . . . der Genosse Auer-München war ihr Organisator und Geschäftsordnungsredner . . . Außer den Besprechungen, die der revisionistische Block auf den Parteitag abhielt, kam er mittags und abends in besonderen Lokalen zusammen und verabredete seine Taktik.“²⁴⁸

Dittmann forderte daraufhin, dem konzertierten Vorgehen der Rechten entgegenzutreten und dafür die nötigen organisatorischen Voraussetzungen zu schaffen; als Ziel verkündete er: „*Ablehnung der von den Budgetbewilligern und ihren Freunden gestellten Anträge, Ablehnung* aber auch der Verwässerungs- und Verschleppungs-Versuche, wie sie von anderer Seite unternommen werden.“²⁴⁹ Damit hatte das linke Zentrum der Partei deutlich wie nie zuvor seine Kontrahenten ins Visier genommen.

Nachdem sich die Lager formiert hatten, trafen sie in den Parteitagsdebatten gewohnt unversöhnlich aufeinander. Dittmann koordinierte das Vorgehen der Bewilligungsgegner, Auer wiederum dasjenige der -befürworter. Es kam dabei zu „Mogeleien und Drahtziehereien“, beobachtete Luxemburg, „die jeden Moment neue Überraschungen bereiteten“²⁵⁰. Dem Parteitag lagen insgesamt 26 Anträge vor, die die Budgetbewilligung missbilligten, 10 davon brachten sogar einen Parteiausschluss der widersetzlichen Abgeordneten ins Spiel. Trotz zahlenmäßiger Unterlegenheit entfalteten die Reformisten und Revisionisten – eine genaue Unterscheidung war inzwischen kaum noch üblich – durch ihr gut organisiertes und wenig zimperliches Vorgehen (auch später ein Markenzeichen Au-

²⁴⁶ Otto Braun, Ein Vorschlag zur Budgetfrage, in: *Die Neue Zeit*, Nr. 51 vom 16.9.1910, S. 919-924, hier: S. 921.

²⁴⁷ Dittmann berichtete kurz darauf zu den bestehenden Vorbehalten: „Manche sträubten sich dagegen [d. h. gegen diese Zusammenkunft der linken Parteitagsdelegierten; B. A.], sie hielten es nicht für fair, nicht für loyal, nicht für kameradschaftlich, aber – alle mussten es als notwendig anerkennen“. (LASCHITZA, *Deutsche Linke*, Zitat: S. 264).

²⁴⁸ Annelies LASCHITZA/Günter RADZUN, *Rosa Luxemburg. Ihr Wirken in der deutschen Arbeiterbewegung*, Berlin 1971, Zitat: S. 242.

²⁴⁹ DITTMANN, *Erinnerungen*, Bd. 3, Zitat: S. 1059, Anm. 62.

²⁵⁰ R. Luxemburg an K. Zetkin vom 20.9.1910. (LASCHITZA, *Im Lebensrausch*, Zitat: S. 362).

ers) einige Wirkung.²⁵¹ Dittmann hatte alle Mühe, bei der Rednerliste zum Hauptthema die Parität der Lager herzustellen. Dadurch, dass alle Bewilligungsbefürworter sowohl bei der Sitzordnung, was ungewöhnlich war, als auch beim Abstimmungsverhalten einen geschlossenen Block bildeten, wurde innerhalb der bayerischen Landesgruppe ein Riss deutlich: Acht Delegierte aus dem Gau Nordbayern gerieten - wörtlich und im übertragenen Sinne - ins Abseits; darunter waren Max Blumtritt²⁵² (Hof), Süßheim, Martin Treu²⁵³ (beide Nürnberg), Johann Panzer²⁵⁴ (Bayreuth) und Robert Kern²⁵⁵ (Würzburg).²⁵⁶

Zur Bewilligungsfrage folgte die unvermeidliche Redeschlacht, deren Höhepunkt die Beiträge von Bebel und Frank bildeten; der Parteivorsitzende führte zum Budgetstreit aus:

²⁵¹ Dittmann berichtete dazu im Oktober 1910 in einer Kreisversammlung der SPD in Solingen: „Schon am Morgen des Eröffnungstages wurden die Plätze belegt. Die Münchener brachten einige Dutzend gummierte Etiketts mit, auf denen vorher mit Tinte von einer Bureauhand geschrieben die Namen aller bekannten Revisionisten [sic] standen. Im Nu waren diese Etiketts, die nur wie Briefmarken angefeuchtet zu werden brauchten, auf die ausgelegten Delegiertenmappen aufgeklebt, und damit waren die Plätze belegt. Die Süddeutschen, die Gegner der Budgetbewilligung waren, fanden keine Aufnahme in diesen Kreis. [...] Im übrigen gruppierte sich der Parteitag wieder, wie früher, nach Landsmannschaften. Nach Richtung saßen nur die Revisionistenhäuptlinge zusammen.“ (DITTMANN, Erinnerungen, Bd. 3, Zitat: S. 1428). Heine zufolge hatten sich allerdings schon viel früher die Radikalen (damals noch eine größere Gruppe, die sich erst später in „linkes Zentrum“ und „radikale Linke“ aufspaltete) auf den Parteitag um eine geschlossene Platzierung bemüht, worauf die Revisionisten/Reformisten 1903 in Dresden auf die gleiche Weise reagierten (vgl. Wolfgang Heine, Sonderkonferenzen, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 18-20 vom 12.9.1912, S. 1139-1146, hier: S. 1143).

²⁵² Blumtritt, Max, geb. 2.12.1877 in Burg (Krs. Jerichow), Mittelschule in Burg, Holzbildhauerlehre, Wanderschaft, bis 1908 Holzbildhauer, Beitritt zur SPD und zur Gewerkschaft, führender Funktionär des Arbeiter-, Turn- und Sportbundes, 1905-1907 Vorsitzender der Filiale des Bildhauerverbandes, 1906/7 Vorstandsmitglied des Gewerkschaftskartells und 1906-1908 Stadtverordneter in Burg, 1907/8 Absolvent der zentralen SPD-Parteischule in Berlin, Jan. 1909 bis zu seinem Tod mit kurzen Unterbrechungen Redakteur bei der *Oberfränkischen Volkszeitung* in Hof, 1911-1919 Magistratsrat und 1919 bis zu seinem Tod Stadtrat in Hof, 1911-1931 Vorsitzender der SPD bzw. USPD in Hof, Okt. 1917 Übertritt zur USPD, 1917 und 1918 mehrere Monate Militärdienst, 1918/19 Vorsitzender des Arbeiter- und Soldatenrates in Hof, MdL 1919 bis zu seinem Tod, Jan. 1919 Kandidatur zur deutschen Nationalversammlung für die USPD, 1919 Mitglied der bayer. Sozialisierungskommission, März 1919 bis Mai 1921 Mitglied des Landesvorstandes der bayr. USPD, März-Okt. 1919 Mitglied der Organisationskommission der Partei (auf Reichsebene), Delegierter auf den USPD-Parteitag 1919 (Berlin) und 1922 (Leipzig und Gera), März 1920 während des Kapp-Putsches Mitglied des Vollzugsrates in Hof, daraufhin Anklage wegen Hochverrats, Verfahren eingestellt, 1921/22 Vorsitzender der USPD in Oberfranken, 1922 Rückkehr zur SPD, gest. 7.12.1931 in Hof.

²⁵³ Treu, Martin, geb. 19.12.1871 in Haselbach (Stadt Schwandorf/Opf.), Schneiderlehre, ab 1889 Wanderschaft, 1892 Beitritt zur SPD, ab 1897 in Nürnberg, ab 1905 Parteisekretär, ab 1908 Gemeindebevollmächtigter, ab 1909 Magistratsrat in Nürnberg, 1919-1929 ehrenamtlicher und 1929-1933 berufsmäßiger zweiter Bürgermeister in Nürnberg, 1919-1928 Präsident des Kreistages von Mittelfranken, 1919-1933 Aufsichtsratsvorsitzender des Fränkischen Überlandwerks, 1928-1933 Mitglied des Bayerischen Kreistagsverbandes, Juli-Dez. 1945 Oberbürgermeister von Nürnberg, 1948 Ehrenbürger von Nürnberg, gest. 21.11.1951.

²⁵⁴ Panzer, Johann, geb. 4.4.1875 (nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen, zur USPD zählenden Mitglied des 1919 gebildeten bayer. Zentralrates), Volks- und Bürgerschule, 1888-1891 Schreinerlehre, Militärdienst, bis 1908 Schreiner Geselle, Beitritt zur SPD, 1900-1901 Vorsitzender der SPD in Bayreuth, 1908-1918 Parteisekretär, 1908-1914 Gemeindebevollmächtigter, 1914-1918 Magistratsrat und 1919-1927 Stadtrat in Bayreuth, 1906-1927 Vorsitzender der Filiale des Holzarbeiter-Verbandes in Bayreuth, 1914-1916 Kriegsteilnehmer, Kriegsbeschädigter, 1918-1921 Redakteur bei der *Fränkischen Volkstribüne* in Bayreuth, MdR 1919-1920, 1921-1933 Parteisekretär für den Unterbezirk Bayreuth, März-Juni 1933 in Schutzhaft, gest. 6.3.1950 in Bayreuth.

²⁵⁵ Kern, Robert, geb. 18.4.1862 in Breslau, Volksschule und Handschuhmacherlehre in Breslau, 1881 Beitritt zum Handschuhmacherverband, Beitritt zur SPD, 1894-1899 im Vorstand der Würzburger SPD, 1900-1908 Vorsitzender des Gewerkschaftskartells Heidingsfeld, 1908-1912 Redakteur beim *Fränkischen Volksfreund* in Würzburg, 1912-1919 Parteisekretär in Würzburg, 1915-1919 Gemeindebevollmächtigter in Heidingsfeld, Nov. 1918 Mitglied des Arbeiter- und Soldatenrates in Würzburg, MdL 1919-1920, ab Sept. 1919 Parteisekretär in Aschaffenburg, 1921-1926 in Heidingsfeld, ab 1926 in Thuengersheim.

²⁵⁶ Die übrigen Gegner der Budgetbewilligung (d. h. Befürworter der Vorstandsresolution) aus Bayern waren Max Haugenstein (Nürnberg), Hans Heckel (Neumarkt/Oberpfalz) und Joseph Seelmann (Kronach); zu den Befürwortern der Vorstandsresolution gehörte auch noch der pfälzische Delegierte Klement (Kaiserslautern), der von Dittmann offenbar nicht dem bayerischen Block zu-

„Was wir jetzt haben, ist eine prinzipielle Frage, über die drei Parteitage beschlossen haben. Sie (zu den Süddeutschen) haben das Recht, das nicht zu billigen, aber es ist beschlossen und wohl oder übel müßt Ihr Euch fügen. [...] Wenn nun, nachdem wiederum eine breite Diskussion stattgefunden hat, nachdem die Partei wochenlang in der furchtbarsten Aufregung gehalten wurde, nachdem bestimmte Parteitagsbeschlüsse vorliegen, wieder anders gehandelt werden sollte, dann hört alles auf! Das lassen wir uns nicht gefallen, dann mag passieren was will. Dann sage ich: Schluß! Mag dann in Frage kommen wer will. (Stürmischer Beifall.)

Wir sind jetzt in einer Zeit, wo wir uns auf faule Kompromisse nicht einlassen dürfen. Die Klassen-gegensätze werden nicht milder, sie werden schärfer. (Lebhafte Zustimmung.) Wir marschieren sehr, sehr ernsten Zeiten entgegen. (Lebhafte Zustimmung.) Was kommt nach den nächsten Wahlen? Das wollen wir abwarten. Wenn es gar dazu kommt, daß 1912 ein europäisches Kriegsgewitter losbricht, dann sollt Ihr sehen, was wir erleben und wo wir zu stehen haben. (Bewegung.) Sicher ganz wo anders, als man jetzt in Baden steht.“²⁵⁷

Der Zusammenhang zwischen dem Budgetstreit und der außenpolitischen Lage, den Bebel hier herstellte, war relativ neu in der Debatte und sollte sich als „zukunftsträchtig“ erweisen; die Süddeutschen ließen sich jedoch auch davon nicht beeindrucken. Trotz seiner harschen Wortwahl sprach sich Bebel gleichwohl gegen die Versuche aus, die Drohung mit dem Parteiausschluss direkt umzusetzen. Für die vom Parteivorstand eingebrachte Resolution, die die bisherige Haltung zur Budgetfrage bekräftigte, sprachen u. a. Haase, Luxemburg, und Ledebour; dagegen David und Südekum, aus Bayern noch Mauerer und Adolf Müller (ein zuvor von Otto Braun ventilierter Vermittlungsvorschlag spielte keine Rolle²⁵⁸).

Auch die kleine Gruppe der bayerischen Bewilligungsgegner meldete sich zu Wort. Panzer gestand ein, auf dem Nürnberger Parteitag noch zur „Gruppe der 66“ gehört zu haben (die Aktionsfreiheit für die süddeutschen Landesverbände eingefordert hatte), nun aber auf der anderen Seite zu stehen; ausschlaggebend war dabei für ihn: „Es handelt sich nicht darum, ob die Zustimmung zum Budget eine praktische oder prinzipielle Frage ist, sondern darum, daß Beschlüsse des Parteitags als der höchsten Instanz auch von den führenden Geistern und nicht nur von den untergeordneten Genossen im Lande zu halten sind.“²⁵⁹ Ebenso wie Panzer wies Süßheim auf den Unmut der Parteibasis über das Vorgehen der badischen Landtagsfraktion hin und pochte auf die Parteidisziplin: „Die Partei kann nicht existieren, wenn eine Gruppe sich über ihre Beschlüsse hinwegsetzt. Mag diese Gruppe auch aus noch so tüchtigen Parlamentariern bestehen. Auch unsere Abgeordneten sind nicht ein Instrument des Himmels, sondern das Sprachrohr und die Vertreter der Masse. [...] Wenn

geordnet wurde. Gegen die Vorstandsresolution stimmten insgesamt 15 bayerische Delegierte, vier nahmen an der Abstimmung nicht teil. (Vgl. Protokoll SPD-Parteitag Magdeburg 1910, S. 374f.).

²⁵⁷ Ebd., S. 254, 256 u. 258.

²⁵⁸ Brauns kurz vor dem Parteitag veröffentlichter Vorschlag sah vor, eine Kommission zur Behandlung des Problems einzusetzen und damit die Entscheidung faktisch aufzuschieben. (Vgl. Otto Braun, Ein Vorschlag zur Budgetfrage, in: *Die Neue Zeit*, Nr. 51 vom 16.9.1910, S. 919-924, hier: S. 923).

die Minderheit die Befolgung der Parteitagsbeschlüsse ablehnt, dann ist es mit der Einheit der großen deutschen Partei zu Ende.“²⁶⁰

Nachdruck verlieh diesen Worten der Zusatzantrag von Zubeil und Genossen, hinter dem die Siebenerkommission stand (der auch Süßheim angehörte); darin wurde zusätzlich zur Vorstandsresolution verlangt, festzustellen, „daß diejenigen Parteigenossen, die dieser Resolution zuwiderhandeln, sich damit ohne weiteres außerhalb der Partei stellen.“²⁶¹ Nach Ansicht von Ulrich war dies ein Beschluss, „der den Zwiespalt in unsere Reihen trägt (Ledebour: Der ist von der anderen Seite hineingetragen worden!) und der nirgends mehr vernünftiges Arbeiten ermöglicht.“²⁶² Liebknecht gab dagegen zu bedenken: „Die politische und wirtschaftliche Zukunft Deutschlands, das ist – leider – gewiß nicht Baden; die Zukunft Süddeutschlands ist viel eher Norddeutschland. Trotz aller liberalisierenden Tendenzen von heute, die wir gern hinnehmen und ausnutzen: die künftige Herrschaft des Großkapitals wird die Gemütlichkeit wohl gar bald fortblasen und auch die politische Verpreu-ßung schreitet trotz allem fort – wenigstens ist das viel wahrscheinlicher, als daß wir in dieser behaglichen Weise in den Zukunftsstaat hineingondeln könnten, wie man in Süddeutschland glaubt.“²⁶³

Aus einer ganz anderen Grundposition als Liebknecht heraus gab Südekum ebenfalls eine Prognose ab; an die Linke gewandt führte er aus:

„Glauben Sie doch nicht, daß es möglich sein wird, alle die vielfältigen Verhältnisse in den deutschen Einzelstaaten in das Prokrustesbett des Nürnberger und des Lübecker Beschlusses zu spannen! Es ist unmöglich, und deshalb werden wir wieder zu neuen Debatten kommen, wäre es aus keinem anderen Grunde, so deshalb, weil unsere süddeutschen Kameraden die heilige Pflicht haben, die Frage nicht einschlafen zu lassen, sondern immer und immer wieder zu verlangen, daß die Parteitage sich damit befassen. Und wissen Sie denn, ob ein zukünftiger Parteitag wieder dieselbe Mehrheit zeigt wie dieser? (Lachen bei der Mehrheit.) [...]

Glauben Sie doch nicht, wenn der Zusatzantrag Zubeil ein einziges Mal Wirklichkeit werden sollte, daß das ohne die schwersten Erschütterungen gerade des dann übrigbleibenden Teils der Partei vor sich gehen würde. (Widerspruch bei der Mehrheit.) Wissen Sie denn nicht, daß große Teile Norddeutschlands in der Sache selbst durchaus den Standpunkt der Süddeutschen teilen?“²⁶⁴

Innerhalb weniger Jahre sollten diese Vorhersagen eintreffen; sofort bestätigt wurde Südekums Ankündigung, „Bebel wird der erste sein, der die Fahne der Rebellion gegen diese Resolution [von

²⁵⁹ Protokoll SPD-Parteitag Magdeburg 1910, S. 301.

²⁶⁰ Ebd., S. 297f.

²⁶¹ Ebd., S. 179.

²⁶² Ebd., S. 314.

²⁶³ Ebd., S. 335.

²⁶⁴ Ebd., S. 338.

Zubeil; B. A.] erheben wird und erheben muß.“²⁶⁵ Bebel bemühte sich tatsächlich - bei aller Ablehnung des Verhaltens der Süddeutschen (in der er vom Parteivorstand voll unterstützt wurde) - um eine Rücknahme des Zubeil-Antrages, damit eine weitere Verschärfung der Situation vermieden werden konnte. Dies wurde allerdings durch das provozierende Vorgehen Franks vereitelt: Nachdem Haase bereits die Rücknahme des Zusatzantrages verkündet hatte, forderte Frank weiterhin Handlungsfreiheit in der Budgetfrage, unabhängig von jeglichen Parteitagsbeschlüssen. In seinem Schlusswort erwiderte er seinen Gegnern: „wir haben selbstverständlich das allergrößte Interesse daran, daß die Partei einig und geschlossen bleibt. Wir werden in jeder Richtung das unserige tun, um dafür zu sorgen, daß das geschieht. Aber keiner von Ihnen kann uns heute erklären, was geschehen wird in den Budgetabstimmungen der nächsten Jahre, das ist eine Frage der Verhältnisse. Das ist die Erklärung, die ich Ihnen abzugeben habe. Ich hoffe, daß die Genossen, denen es ernst ist mit der Einigkeit der Partei, nunmehr zur Arbeit gegen den Feind übergehen.“²⁶⁶

Im Anschluss an einige Tumulte und eine Beratungspause folgten die Abstimmungen: Die Vorstandsresolution wurde in namentlicher Abstimmung mit 301 gegen 71 Stimmen angenommen; sie lehnte die Zustimmung zum Etat erneut ab, sprach den badischen Abweichlern die „schärfste Mißbilligung“ aus (und verurteilte die auch in Bayern praktizierte „Hofgängerei“).²⁶⁷ Nach hitziger Debatte brachte Haase für die Linken einen modifizierten Antrag ein, der besagte: „Wir sind der Meinung, daß, wenn die Resolution des Parteivorstandes angenommen ist und wenn abermals eine Mißachtung der Resolution vorkommt, alsdann die Voraussetzungen des Ausschlußverfahrens gemäß § 23 des Organisationsstatuts gegeben sind.“²⁶⁸ Nachdem weitere Ausgleichsversuche Bebels gescheitert waren, kam es zum Eklat: Der überwiegende Teil der Minderheit, angeführt von den Arm in Arm marschierenden Frank, Heine und Adolf Müller, verließ demonstrativ den Saal. Der Appell von Richard Fischer, der Opposition nicht den „Stempel der Unterdrückung“²⁶⁹ aufzudrücken, fand bei den Zurückbleibenden keine Beachtung: Der mit dem Parteiausschluss drohende Antrag Haases wurde von den verbliebenen Delegierten mit 228 gegen 64 Stimmen angenommen.

²⁶⁵ Ebd.

²⁶⁶ Ebd., S. 367.

²⁶⁷ Der erste Teil der Vorstandsresolution, der mit 266 zu 106 Stimmen angenommen worden war, hatte sich zu den umstrittenen Fragen grundsätzlich geäußert; der zweite, mit größerer Mehrheit angenommene Teil, lautete: „Der Parteitag erblickt deshalb in der Bewilligung des Budgets durch die Mehrheit der sozialdemokratischen Abgeordneten des badischen Landtages eine bewußt herbeigeführte grobe Mißachtung der wiederholt als Richtschnur für ihre parlamentarische Tätigkeit gefaßten Parteitagsbeschlüsse und eine schwere Verfehlung gegen die Einheit der Partei, die nur aufrecht erhalten werden kann, wenn alle Parteimitglieder sich den Beschlüssen der Parteitage unterordnen. Die Mißachtung von Parteitagsbeschlüssen ist eins der schlimmsten Vergehen, dessen sich ein Parteigenosse gegen die Partei schuldig machen kann. Der Parteitag spricht infolgedessen den sozialdemokratischen Abgeordneten, die im badischen Landtage das Budget bewilligt haben, die allerschärfste Mißbilligung aus. Der Parteitag erklärt weiter die Teilnahme an höfischen Zeremonien und monarchischen Loyalitätskundgebungen für unvereinbar mit unseren sozialdemokratischen Grundsätzen und macht den Parteigenossen zur Pflicht, solchen Kundgebungen fernzubleiben.“ (Ebd., S. 178).

²⁶⁸ Ebd., S. 181.

²⁶⁹ GROH, Negative Integration, Zitat: S. 178.

(Vom Vorstand stimmten u. a. Ebert, Hermann Müller und Luise Zietz für, Richard Fischer und Molkenbuhr gegen den Zusatzantrag; Bebel war nicht mehr anwesend.²⁷⁰) Nur mit Mühe gelang es Frank, die badischen, bayerischen und württembergischen Delegierten, die sich zu einer separaten Sitzung versammelt hatten, davon abzubringen, den restlichen Parteitag zu boykottieren, wodurch die Spirale der Eskalation noch einmal weiter gedreht worden wäre. Frank gab aber gleichzeitig Kampfparolen für die weitere Zukunft aus, für die er die Parteispaltung als zwingend ansah.²⁷¹ Die Süddeutschen verzichteten letztendlich aus taktischen Erwägungen heraus darauf, den Parteitag zu „sprengen“ (und die Partei damit in eine ernsthafte Krise zu stürzen), was Adolf Müller am nächsten Morgen dem gesundheitlich angeschlagenen Bebel mitteilte. Die restlichen Verhandlungen gingen geordnet über die Bühne, die Folgen der Abstimmungsergebnisse waren vorerst noch nicht übersehbar.

Die „radikale Mehrheit“ hatte - vordergründig betrachtet - einen weiteren eindeutigen Sieg errungen (der an den Dresdener Parteitag von 1903 erinnerte), sie blieb in sich aber weiter heterogen. Das Parteizentrum war noch einmal äußerlich geschlossen aufgetreten und hatte mit dem äußersten linken Flügel zusammengearbeitet (was aber über das inzwischen zerrüttete Verhältnis zwischen Kautsky und Luxemburg - und damit über die Isolation der radikalen Linken - nicht hinwegtäuschen konnte). Weit bedeutender als diese Splittergruppe erwies sich nun die von der Siebenerkommission repräsentierte Strömung, deren tatsächlicher Einfluss sich erst noch erweisen musste; ihr fehlte schließlich „eine Persönlichkeit, die theoretische Kreativität mit Organisationstalent zu vereinen verstand.“²⁷² Bebels Unterstützung schien der gemäßigten Linken dabei gewiss; der Parteivorsitzende verlangte nun: „Die Hauptsache ist jetzt, daß den Revisionisten [sic] nichts geschenkt wird, daß ihnen die Presse auf den Kopf haut und sie der Masse aufs Schärfste denunziert, wo die Gelegenheit sich bietet.“²⁷³

²⁷⁰ Bei den weiteren Vorstandsmitgliedern, die für den Zusatzantrag stimmten, handelte es sich um Leo Liepmann, Wilhelm Pfannkuch und Robert Wengels.

²⁷¹ In der besagten Abendsitzung der oppositionellen süddeutschen Delegierten erklärte Frank einem anonymen Bericht über den Magdeburger Parteitag zufolge sinngemäß: „Was wir zu tun haben, jetzt in dieser Zeit, das ist, den Radikalen durch passive Resistenz von einer Dummheit zur anderen zu treiben, bis sie bei uns genügend kompromittiert sind, um unsererseits den Kampf eröffnen zu können. Denn dass der heutige Tag die Trennung zwischen Nord und Süd angebahnt hat, ist für mich außer Frage. In zwei bis drei Jahren sind wir frei von der Vormundschaft Groß-Berlins! [...] Man kann uns mit einem Schlage aus der Mehrzahl der Parteibetriebe hinaussetzen und selbst die Gerichte könnten uns nicht beistehen. Das wäre aber der reine Selbstmord. Wir müssen also warten, bis sich der südd[eu]tsche Teil der Gesamtpartei von ihr lossagt und nicht wir als Einzelpersonen. Und das wird und muss geschehen!“ (Bericht abgedruckt in: POHL, „Bayerischer Separatismus“, in: IWK 22 (1986), S. 196-223, hier: S. 215-223, Zitat: S. 219).

²⁷² LASCHITZA, Im Lebensrausch, S. 366.

²⁷³ A. Bebel an K. Kautsky vom 29.9.1910. (Abgedruckt in: KAUTSKY JR. (Hrsg.), Bebels Briefwechsel, S. 234-237, hier: S. 236).

Da in der Folgezeit der größere Teil des Parteivorstandes jedoch allmählich nach rechts schwenkte (was Bebel bereits vorausahnte²⁷⁴) und sich an der reformismusfreundlichen Haltung der Gewerkschaftsführer nichts änderte, blieb die Position des sich nun herausbildenden „linken Zentrums“ schwächer als die Ergebnisse von Magdeburg zunächst vermuten ließen. Die Umsetzung des mit Mehrheit angenommenen Antrags von Haase, der das Instrument des Parteiausschlusses beinhaltete, hätte tatsächlich noch einmal der Entwicklung eine andere Richtung geben können. Dagegen legte allerdings die Generalkommission umgehend ihr Veto ein und verkündete im *Correspondenzblatt*: „Wenn solche Auffassungen [d. h. die Drohung mit dem Parteiausschluss gegenüber den Budgetbewilligern; B. A.] in der Partei Platz greifen sollten, dann dürfen sie mit dem ernstesten Widerstand der deutschen Gewerkschaften zu rechnen haben. Unsere Gewerkschaftskreise haben das größte Interesse daran, dass die Partei einheitlich und geschlossen bleibt. Sie werden jeden Versuch, eine Spaltung herbeizuführen, nachdrücklichst bekämpfen.“²⁷⁵ Nach dem Parteitag zeigte sich auch rasch, dass Südekums Behauptung, die Reformisten verfügten auch in Norddeutschland über nennenswerten Anhang, durchaus den Tatsachen entsprach.²⁷⁶

Süßheim, der wichtigste Exponent der Parteilinken in Bayern, täuschte sich denn auch, als er verkündete, dass durch den Magdeburger Beschluss „Klarheit und Sicherheit in die Partei hineingekommen ist.“²⁷⁷ Ein Großteil der auf dem Parteitag sich zusammenfindenden Mehrheit war über den Bruch der Parteidisziplin durch die Süddeutschen mehr verärgert als über deren Taktik als solche. Darüber hinaus war eine Lösung für die durch den revolutionären Attentismus hervorgerufene Stagnation in Strategiefragen auch auf diesem Parteitag nicht gefunden (und auch gar nicht erst gesucht) worden. Die neben dem Reformismus zweite aktionistische Option, Luxemburgs Theorie des offensiven Massenstreiks, war ebenfalls nicht mehrheitsfähig, sondern vom Parteizentrum im Bund mit der Rechten verworfen worden (eine Entscheidung die auf Dauer mehr Gewicht haben sollte).²⁷⁸ So war es nur im Streit um die Budgetbewilligung zu dem „Scheinsieg der Linken in Mag-

²⁷⁴ Kurz vor dem Magdeburger Parteitag sinnierte Bebel: „Ist mal der Vorstand am revisionistisch Werden angekommen – und wenn P[aul] [Singer] und ich zur großen Armee abgerückt sind, wird der Augenblick schon kommen, es sei denn, daß politische Ereignisse eintreten, die alle Berechnungen über den Haufen werfen“. (A. Bebel an K. Kautsky vom 16.8.1910; abgedruckt in: Ebd., S. 227-229, hier: S. 228).

²⁷⁵ VARAIN, Freie Gewerkschaften, Sozialdemokratie und Staat, Zitat: S. 64f.

²⁷⁶ In Breslau vertrat der Parteidakteur Paul Löbe in einer Versammlung, die sich mit dem abgelaufenen Parteitag befasste, den Standpunkt: „Und deshalb war es unerhört vom Magdeburger Parteitag, bestimmten Genossen einen Achtungsstempel aufzudrücken und es ist unbegreiflich, wenn sich die Führer der Mehrheit in der Rolle des Hausknechts gefallen, der den Süddeutschen sagt: Wenn Du noch einmal muckst, dann fliegst Du hinaus. Solche Drohungen müssen sich die Genossen verbitten, denn wir verlangen Freiheit im Denken innerhalb des Programms auch in der eigenen Partei.“ (OLIWA, Paul Löbe, Zitat: S. 179).

²⁷⁷ So auf der stark besuchten Mitgliederversammlung der Nürnberger SPD (siehe dazu auch weiter unten), die sich mit dem Magdeburger Parteitag befasste, am 6.10.1910. (FT Nr. 236 vom 8.10.1910).

²⁷⁸ Siehe oben Kap. 2.2.8.

deburg²⁷⁹ gekommen.²⁸⁰ Von nun an sollten fast nur noch Niederlagen folgen - diese waren allerdings „echt“.

An der bisher praktizierten Selbständigkeit im Abstimmungsverhalten der süddeutschen Landtagsfraktionen änderte sich ohnehin nichts;²⁸¹ sie verhielten sich genau so, wie es ihnen Liebknecht auf dem Parteitag unterstellt hatte, nämlich nach dem Motto: „Wenn wir erst aus Magdeburg heraus sind, dann tun wir doch, was wir wollen.“²⁸² Die Bereitschaft, es notfalls zum Äußersten kommen zu lassen (d. h. zur Parteispaltung, die Frank ausdrücklich erwähnt hatte), war nicht nur vorge-täuscht.²⁸³ Der bayerische Landesvorstand blieb, auch wenn die Fraktion aktuell im Landtag gegen den Etat stimmte, aus grundsätzlichen Erwägungen mit den badischen Abweichlern solidarisch. Adolf Müller hatte auf dem Parteitag noch einmal die Position seines Landesverbandes dargelegt und dabei auch nicht den Angriff auf den Parteipatriarchen Bebel gescheut.²⁸⁴ Dieser hatte zuvor den engen Umgang der Münchner Genossen mit der bayerischen Regierung zum Anlass für eine drastische Schelte genommen.²⁸⁵ Die bayerische Landesleitung der SPD war danach weniger denn je bereit, sich den Weisungen aus Berlin unterzuordnen, und verlangte weiter eine Föderalisierung der Parteiorganisation auf Reichsebene (was sie nicht hinderte, den eigenen Landesverband autori-tär-zentralistisch zu führen).²⁸⁶

²⁷⁹ WACHENHEIM, Die deutsche Arbeiterbewegung, S. 488.

²⁸⁰ Eine realistische Lagebeurteilung zeigte der Bericht der Berliner politischen Polizei über den Parteitag; darin hieß es, dass die Verbindlichkeit des vom Magdeburger Parteitages angenommenen Antrags, der den renitenten Süddeutschen mit dem Parteiausschluss drohte, ausgesprochen zweifelhaft sei: „Denn hinter den revisionistischen [sic] süddeutschen Fraktionen stehen nicht nur ihre Parteien [d. h. die entsprechenden Landesverbände; B. A.], die sich durch ein solches Verfahren ebenfalls getroffen fühlen würden, sondern auch, was nicht zu unterschätzen ist, eine große Reihe, ja, wohl die Mehrheit der gewerkschaftlichen Führer. Dies beweist nicht nur die Tatsache, daß die meisten der auf dem Parteitag anwesenden Gewerkschaftler gegen diesen zweiten Zusatzantrag [Zubeils] gestimmt haben, sondern dies geht auch mit verblüffender Deutlichkeit aus der Art hervor, in welcher das Korrespondenzblatt der gewerkschaftlichen Generalkommission über die Magdeburger Beschlüsse urteilt.“ (Abgedruckt in: FRICKE/KNAACK (Bearb.), Dokumente aus geheimen Archiven (Teil III), S. 288).

²⁸¹ Nur die Landesversammlung der württembergischen SPD entschied im Oktober 1910 mit (durch vorzeitige Abreise einiger Delegierter zustande gekommener) ganz knapper Mehrheit, dass sich die Landtagsfraktion künftig den Beschlüssen der Gesamtpartei zu beugen habe. Der Landesparteitag der badischen SPD im August 1911 hingegen lehnte mit 116 zu 34 Stimmen einen Antrag ab, dem zufolge sich die badischen Sozialdemokraten in der Frage der Budgetabstimmung „auf den Boden der Beschlüsse des deutschen Parteitages zu stellen [habe]“ (GROH, Negative Integration, Zitat: S. 179, Fn. 323).

²⁸² Protokoll SPD-Parteitag Magdeburg 1910, S. 337.

²⁸³ Eine abweichende Auffassung vertritt hier Hans-Joachim Franzen. (Vgl. Auf der Suche nach politischen Handlungsspielräumen, Bd. 1, S. 120 u. 181).

²⁸⁴ Vgl. Protokoll SPD-Parteitag Magdeburg 1910, S. 330-333.

²⁸⁵ So erklärte Bebel: „Wenn man so intim mit den Ministern verkehrt, wenn man förmlich Hausfreund bei den Ministern geworden ist, [...] wenn solche Beziehungen zwischen Sozialdemokraten und Ministern bestehen, dann wird allmählich der Oppositionsgeist eingelullt, dann [...] darf man sich über nichts mehr wundern.“ (Ebd., S. 294).

²⁸⁶ Ein Berichterstatter über den Magdeburger Parteitag stellte nach der Befragung mehrerer süddeutscher Delegierter - aus Bayern Auer, Adolf Müller und Johann Nimmerfall - ein Stimmungsbild zusammen, in dem es hieß: „Wir wollen nicht länger als preußische Emissäre gelten, wollen nicht preußische Politik in süddeutscher Umgebung machen und wollen als die einzige Partei, die das wirklich kann, die Demokratie bewahren und ausbauen, ohne von preußischen Scheuklappen behindert zu sein. Dann kommt auch das Bürgertum zu uns. Dann gewinnen wir dem Zentrum tausende von nationalistischen Arbeitern ab und beruhigen die Regierungen

Bisheriger Stand der Forschung ist immer noch: „Die Konstellation von 1910 zeigt deutlich, daß eine Abspaltung nach rechts sehr viel wahrscheinlicher war als nach links.“²⁸⁷ Dieses Resümee des Magdeburger Parteitages lässt sich wohl mit der zu diesem Zeitpunkt gegebenen Situation begründen, übersieht aber, dass in der Folgezeit keinerlei Versuche unternommen wurden, die Abweichler vom rechten Flügel aus der Partei auszuschließen. Nur wenige Beobachter erkannten zu dieser Zeit die Möglichkeit, dass eines nicht allzu fernen Tages ein Bündnis aus süddeutschen Reformisten, Gewerkschaftern und Teilen des Parteivorstandes mehrheitsfähig sein könnte.²⁸⁸ Das erschien vielen vorerst noch utopisch und doch blieb der bayerische Landesvorstand mehr denn je gewillt, seinen Kurs - wenn es denn sein musste auch in offenem Widerspruch zu Parteitagsbeschlüssen – durchzuhalten; die inzwischen eingespielte Zusammenarbeit mit den anderen süddeutschen Landesverbänden bot dafür den nötigen Rückhalt.²⁸⁹ Ein Brief, den Auer nur wenige Tage nach der Magdeburger Ausschlussdrohung gegen die süddeutschen Reformisten an Vollmar schrieb, belegt, dass die „Münchener“ – bei aller Elastizität in der Taktik – in der Sache brethart blieben.²⁹⁰

Die Selbstsicherheit der süddeutschen Reformisten beruhte vor allem auf ihrer Zukunftserwartung, die Kolb vor dem Parteitag ausformuliert hatte: „Der *Radikalismus* wird auch in Magdeburg wieder die Mehrheit haben: Sonst freilich hat er nichts mehr. Wer nicht blind ist, sieht, daß der *Radikalismus* auf tönernen Füßen steht. Er hat es nicht nur mit dem *Kanton Badisch* zu tun. Der Reformismus sitzt nicht in Baden sondern in der Partei. Im Kampf um die Vernunft und die Logik kommt man auf die Dauer nicht mit einer innerlich brüchigen Mehrheit aus. Das Problem der Taktik wird gelöst

über unsere Absichten, was Konzessionen zugunsten des Volkes, dessen ja die Regierungen zum Kampf gegen Preußen bedürfen, zufolge haben muss. Und deshalb müssen die Landesorganisationen völlig autonom werden und die obersten Parteinstanzen eine andere Zusammensetzung erfahren.“ (Bericht abgedruckt in: POHL, „Bayerischer Separatismus“, in: IWK 22 (1986), S. 196-223, hier: S. 215-223, Zitat: S. 222).

²⁸⁷ GROH, Negative Integration, S. 166f.

²⁸⁸ In einem Brief an Clara Zetkin schrieb Rosa Luxemburg bereits zur Jahreswende 1906/7 dazu: „Solange es die Defensive gegen Bernstein und Co. galt, ließen sich August [Bebel] und Co. unsere Gesellschaft und Hilfe gern gefallen – sintemalen sie selbst zualtererst in die Hosen gemacht haben. Kommt es aber zur Offensive gegen den Opportunismus, dann stehen die Alten mit Ede [Bernstein], Vollmar und David gegen uns.“ (Brief abgedruckt in: Annelies LASCHITZA/Georg ADLER (Hrsg.), Rosa Luxemburg: Herzlichst Ihre Rosa. Ausgewählte Briefe, Berlin 1989, S. 212f., hier: S. 213).

²⁸⁹ Die Landesverbände Badens und Bayerns (letzterer vertreten durch Auer und Adolf Müller) planten auf einem Treffen sogar die Finanzierung eines Agitationsprogramms, um die in Württemberg noch vorhandenen „radikalen Enklaven“ (GROH, Negative Integration, S. 179) auszuschalten.

²⁹⁰ In seiner Betrachtung des Parteitages und der danach zu ziehenden Schlüsse schrieb Auer: „In Magdeburg haben wir [d. h. die süddeutschen Landesverbände; B. A.] uns dahingehend geeinigt, daß in den Versammlungen, in denen Bericht erstattet wird, zu dem Gewaltstreik Stellung genommen [wird] und daß dieser Gewaltstreik in einer Resolution die Verurteilung durch die Genossen findet. Das ist mit Württemberg, Baden, Bayern und Hessen so vereinbart, soweit sie in der Frage unserer Meinung sind. Auf den Wortlaut haben wir uns nicht festgelegt, damit nicht der Vorwurf der Mache erhoben werden kann. [...] Die Münchener Post beginnt heute eine Artikelserie, durch die ruhig und objektiv nachgewiesen wird, daß die Mehrheit des Parteitages im Unrecht ist, und daß eine eingehende Prüfung der Budgetfrage seitens der Partei absolut notwendig ist. Ich bin so viel Optimist, daß ich auf Grund der Vorgänge in Magdeburg der Überzeugung bin, daß es uns gelingen wird, den Parteivorstand dazu zu bringen, daß er Leute beauftragt, das in Betracht kommende Material zu sammeln und zu sichten.“ (E. Auer an G. v. Vollmar vom 28.9.1910; DITTMANN, Erinnerungen, Bd. 3, Zitat: S. 1062, Anm. 114).

werden. Wenn die Partei nicht die Zeche bezahlen soll, wird der *Radikalismus* es tun müssen.²⁹¹ Nach dem Parteitag gab sich Kolb versöhnlich und forderte in einer Parteiversammlung: „Wir wollen jetzt das Kriegsbeil begraben und einig und geschlossen uns gegen die Reaktion, gegen den wahren Feind der Arbeiterklasse, wenden.“²⁹² Von „Nachgeben“ war hier allerdings weiterhin keine Rede: Statt sich den Beschlüssen von Nürnberg und Magdeburg unterzuordnen, träumten die Reformisten weiter von einer „aktionsfähigen Linkenmehrheit“ aus SPD und Liberalen im Reichstag, die die innenpolitische Stagnation aufbrechen sollte.²⁹³ In welche Zwangslage die SPD bei der Abstimmung über den Wehretat bald kommen könnte, darauf wies Schippel wenige Monate nach dem Parteitag genüsslich hin.²⁹⁴ Der rechte Parteiflügel sah die Zeit jedenfalls für sich arbeiten und sollte darin schon 1913 nachdrücklich bestätigt werden (Zustimmung zur Deckungsvorlage, Verlauf des Parteitages in Jena).

Bebel fühlte sich denn auch bereits einen Monat nach dem Magdeburger Parteitag genötigt, sich „über eine Unzahl Schlappschwänze in der Partei“²⁹⁵ zu beklagen. Sein mit schwindenden körperlichen Kräften geführter Kampf gegen die „Nationalliberalen“²⁹⁶ in der SPD glich immer mehr einem Kampf gegen Windmühlen. Der radikale wie der gemäßigte Teil der Linken wiederum musste nach kurzer Zeit erkennen, dass die in Magdeburg praktizierte Zusammenarbeit mit dem Parteivorstand gegen die Rechte nur ein kurzer Frühling gewesen war. Clara Zetkin hielt es für eine „freundliche Illusion“²⁹⁷, zu glauben, der Beschluss zur Budgetfrage hätte den „Opportunismus“ in die Knie gezwungen; sie erkannte auch: „In Wirklichkeit sind es Ebert und [Hermann] Müller, die alles entscheiden.“²⁹⁸ Die sich, erst Recht nach dem Tod Singers und Bebels, immer mehr verstärkende

²⁹¹ Wilhelm Kolb, Das Problem der Taktik, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 19/20 vom 8.9.1910, S. 1184-1189, hier: S. 1189.

²⁹² FRANZEN, Auf der Suche nach politischen Handlungsspielräumen, Bd. 2, Zitat: S. 520, Anm. 885.

²⁹³ Kolb schrieb dazu: „Selbst wenn wir im Reich einen Liberalismus von *der* Art hätten, wie wir ihn eben *nicht* haben, könnte er doch an den Verhältnissen wenig ändern, solange sich die Sozialdemokratie auf die Dresdener, Nürnberger und Magdeburger Antimodernistenresolutionen verpflichtet fühlt. Denn die in jenen Beschlüssen niedergelegten prinzipiellen Auffassungen machen es der Sozialdemokratie unmöglich gerade in den Fragen eine praktische Haltung einzunehmen, die für das Zustandekommen einer aktionsfähigen Linkenmehrheit ausschlaggebend sind.“ (Wilhelm Kolb, Einzelnen oder koalieren?, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 3 vom 9.2.1911, S. 162-165, hier: S. 163).

²⁹⁴ Schippel warf die Frage auf (die sich dann 1913 bei der Zustimmung zur Wehrevorlage dann doch etwas anders stellte): „Wenn gegebenenfalls der Rüstungsetat für 1912 nur durch *unsere* parlamentarische Mitwirkung auf den Stand von 1910, oder der Etat von 1913 auf den Stand von 1909 herabgebracht werden kann, dürfen wir dann für das Budget stimmen? *Müßten* wir dann für das Budget stimmen, gerade wegen – des Rüstungsetats? Oder müssen wir durch unsern Abmarsch beim Budget das entscheidende Mehrheitsheft schließlich doch wieder in die Hände derer zurückfallen lassen, die lieber weiterrüsten als abrüsten? Und wenn das selbstverständlich nicht so sein soll, welchen Wert haben dann *prinzipielle* Budgetdebatten, wie wir sie in den letzten Jahren erleben mußten und so bald hoffentlich nicht wieder erleben werden?“ (Max Schippel, Kein Mann und kein Groschen oder Reformismus?, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 8 vom 20.4.1911, S. 486-492, hier: S. 491f).

²⁹⁵ A. Bebel an K. Kautsky vom 23.10.1910. (Abgedruckt in: KAUTSKY JR. (Hrsg.), Bebels Briefwechsel, S. 222f, hier: S. 223).

²⁹⁶ Protokoll SPD-Parteitag Magdeburg 1910, S. 251.

²⁹⁷ PUSCHNERAT, Clara Zetkin, Zitat: S. 110.

²⁹⁸ C. Zetkin an K. Haenisch vom 26.10.1910. (FRICKE, Handbuch (Bd. 1), Zitat: S. 355).

Dominanz des rechten Zentrums in der Parteispitze bildete in der Tat die entscheidende Grundlage für die im Krieg vorgenommenen Weichenstellungen.

Die harmonisierende Erklärung, mit der der Parteivorstand die in Magdeburg erneut aufgebrochenen Konflikte zu übertünchen versuchte, wirkte im Vergleich zum dröhnenden Selbstbewusstsein der Rechten blutleer.²⁹⁹ Stellvertretend für die Mehrheit des Gremiums erwartete Hermann Müller schon kurz darauf: „aber wir gehen ja jetzt den Wahlen entgegen, und es ist doch nicht anzunehmen, wenigstens hoffe ich das, daß wir angesichts der Reichstagswahlen nach irgendeiner Richtung hin eine Fortsetzung dieser parteitaktischen Debatten erleben werden.“³⁰⁰ Die dringliche Klärung der vorhandenen Differenzen in der Partei wurde hier nicht als Problem gesehen. Schlimmer noch: Der ganze Streit um die Budgetbewilligung hatte keinerlei Fortschritt bei der Lösung der Frage gebracht, wie die längst überfällige Parlamentarisierung im Reich befördert werden könnte. Die Misere, aus der die SPD nicht herausfand, brachte Frank wenig später auf den Punkt: „Unsere Kollegen in Paris machen Geschichte, wir machen nur Verhandlungsprotokolle.“³⁰¹

Erwähnenswert aus bayerischer Sicht sind noch die im Zusammenhang mit dem Parteitag stehenden Auseinandersetzungen im Nürnberger Ortsverein. Im Vorfeld hatte sich eine Mitgliederversammlung nahezu einstimmig auf die Seite der Bewilligungsgegner gestellt und die nach Magdeburg entsandten Delegierten entsprechend instruiert.³⁰² Diese stellten sich jedoch – mit drei Ausnahmen, darunter Süßheim – *gegen* eine grundsätzliche Ablehnung des Gesamtbudgets. In einer ausgedehnten Generalversammlung wurde dieser Vorgang wenig später lebhaft diskutiert (eine Gruppe von Funktionären hatte sich in einer offenen Erklärung, die auch an den *Vorwärts* gesandt wurde, klar gegen Südekum und für Süßheim ausgesprochen³⁰³); nicht nur die Budgetfrage, sondern auch das Problem des „imperativen Mandats“ – ein Punkt, der „nur sehr vorsichtig und eher moralisch und juristisch fordernd vorgebracht wurde“³⁰⁴ – erhitzte die Gemüter. Es bildete sich ein „linkes“ Lager,

²⁹⁹ In diesem Aufruf hieß es zum Verlauf des Parteitages: „Wie immer in dem einen und anderen Falle die Geister aufeinanderplatzen [sic], das Endresultat war *der entschlossene Wille Aller, die Größe und Einheit der Partei zu wahren* und in den bevorstehenden schweren Kämpfen Schulter an Schulter den Feinden die Stirne zu bieten.“ (FVt Nr. 230 vom 1.10.1910).

³⁰⁰ H. Müller an K. Haenisch vom 9.11.1910. (FRICKE, Handbuch (Bd. 1), Zitat: S. 356).

³⁰¹ So Frank im Reichstag im November 1911 bei der Debatte um die Gültigkeit des Marokko- und Kongoabkommens. (PRACHT, Parlamentarismus und deutsche Sozialdemokratie, Zitat: S. 314).

³⁰² Bezeichnenderweise hatte im Gegensatz dazu wenig zuvor die Generalversammlung der Münchner SPD erklärt, die Budgetbewilligung liege einzig in der Verantwortung der einzelnen Landesverbände; die Münchner Parteitagsdelegierten blieben auf dem Standpunkt der Opponenten des Nürnberger Parteitages von 1908.

³⁰³ Diese Erklärung war von 40 lokalen Funktionären unterzeichnet worden. (Vgl. MP Nr. 228 vom 1.10.1910).

³⁰⁴ ROSSMEISSL, Sozialdemokratie in Nürnberg, S. 201.

angeführt von Süßheim, und ein „rechtes“, angeführt von Südekum,³⁰⁵ der basisdemokratische Forderungen strikt ablehnte. Ein auf Vermittlung bedachter Antrag des Vorstandsmitgliedes Ernst Schnepfenhorst³⁰⁶ fand keine Mehrheit. Es kam letztlich zu keiner eindeutigen Richtungsentscheidung, was dem „widersprüchliche[n] Bild der damaligen Parteisituation in Nürnberg“³⁰⁷ entsprach. Die von der bürgerlichen Presse bereits ausgerufenen „Palastrevolution“³⁰⁸ im Ortsverband blieb aus. In gewisser Hinsicht „zukunftsweisend“ war die enge Verquickung von Fragen der Taktik – in diesem Falle die Budgetbewilligung – mit solchen der innerparteilichen Demokratie.³⁰⁹ Die geschilderten Vorgänge aus Nürnberg sollten bald andernorts Schule machen.

Auch in München wurden die Magdeburger Vorgänge auf einer außerordentlichen Generalversammlung behandelt. Das Vorgehen der Mehrheit im Zusammenhang mit dem Antrag Zubeil bezeichnete Adolf Müller in seinem Bericht als „illegal“ und „organisationswidrig“³¹⁰. Obwohl dies mit lebhafter Zustimmung quittiert wurde, zeigte sich in der anschließenden Diskussion ein erstaunlich breites Meinungsspektrum, das von Kritik am badischen „Disziplinbruch“ über ausgleichende Beiträge bis hin zu Unterstützung der Budgetbewilligung reichte. Am Ende wurde gegen nur 13 Stimmen eine Resolution angenommen, die sich „mit der Haltung der Münchner Delegierten auf dem Magdeburger Parteitag einverstanden“³¹¹ erklärte. Damit hatte sich die Landesleitung des nötigen Rückhalts im Kampf gegen die Parteimehrheit versichert.

Einen Sonderfall innerhalb Bayerns stellte die Reaktion in Hof dar. Dort hatte bereits 1908 die Zustimmung der Landtagsfraktion zum Etat unverhohlene Ablehnung hervorgerufen,³¹² stattdessen

³⁰⁵ Südekum stand in engem Kontakt zur Landesleitung, nicht nur über die Korrespondenz mit Vollmar. Auf dem Nürnberger Landesparteitag der bayerischen SPD im August 1910 hatte er auch mit Auer lange Unterredungen. (Vgl. GROH, Negative Integration, S. 173, Fn. 299).

³⁰⁶ Schnepfenhorst, Ernst, geb. 19.4.1881 in Krefeld, Volksschule, Tischlerlehre und Wanderschaft, bis 1906 Tischler, Beitritt zur SPD und zur Gewerkschaft, 1906-1918 Geschäftsführer des Holzarbeiter-Verbandes in Nürnberg, Vorstandsmitglied der SPD in Nürnberg, MdL 1912-1920, 1918/1919 Mitglied des provisor. Nationalrates in Bayern, Nov. 1918 bis März 1919 Regierungsvertreter beim III. bayr. Armeekorps in Nürnberg, März 1919 bis März 1920 Minister für militärische Angelegenheiten, 1921-1933 Inhaber eines optischen Instituts in Nürnberg, MdR 1932-1933, Vorsitzender der Eisernen Front in Nürnberg 1932/1933, in der NS-Zeit in Haft 1938 und ab Aug. 1944, am 24.4.1945 in Berlin im Gefängnis ermordet.

³⁰⁷ ROSSMEISSL, Sozialdemokratie in Nürnberg, S. 202.

³⁰⁸ So die *Nürnberger Neuesten Nachrichten*. (M. BLOCH, Albert Südekum, Zitat: S. 109).

³⁰⁹ Exemplarisch deutlich wurde dies im Vorfeld des SPD-Parteitages von 1912: Der Münchner Ortsverein brachte einen Antrag ein, der sich für die Einrichtung eines Parteiausschusses in der von der Parteiführung vorgeschlagenen Form aussprach, die den Ansprüchen der süddeutschen Landesverbände auf Selbständigkeit entgegenkam; der Ortsverein Hof beantragte hingegen, den Parteiausschuss in der geplanten Form nicht einzuführen. (Vgl. Protokoll SPD-Parteitag Chemnitz 1912, S. 163).

³¹⁰ MP Nr. 232 vom 6.10.1910.

³¹¹ MP Nr. 231 vom 5.10.1910.

³¹² In dem einschlägigen Artikel der *Oberfränkischen Volkszeitung* hieß es: „Unseres Erachtens wird an dem Charakter des Klassenstaates Bayern nichts geändert, auch wenn von revisionistischer Seite neuerdings betont wird, daß Herr von Podewils oder Herr von Brettreich unseren Genossen im Landtage diese oder jene ebenso billige wie belanglose Zusage gegeben hat. Wenn man sich schon auf Versprechungen verlassen will, so hat man für den Ernst des Klassenkampfes kein Verständnis mehr; das mag der bürgerlichen Demokratie behagen, sozialdemokratisch ist es nicht. Man darf sich nicht auf den guten Willen irgendeiner bürgerlichen Regierung

unterstützte der Ortsverein die von der Mehrheit der Gesamtpartei beschlossene Haltung zur Budgetfrage, deren Missachtung durch die Landesleitung als nicht tolerierbar angesehen wurde. Auch bei der Neuauflage des Streits zwei Jahre später änderte sich daran nichts.³¹³ Die Versammlung der Sektion Hof, die sich mit dem Magdeburger Parteitag beschäftigte, verabschiedete (mit nur einer Gegenstimme) eine Resolution, die sich mit den dort gefassten Beschlüssen „vollkommen einverstanden“ erklärte und „insbesondere den in der Budgetfrage zum Beschluß erhobenen Antrag Zubeil-Haase [begrüßte].“³¹⁴ Dies bedeutete nichts Geringeres als die Forderung nach dem Ausschluss der Budgetbefürworter aus der Partei, also faktisch des größeren Teiles des bayerischen Landesverbandes (auf die Tagesordnung gesetzt wurde diese ultima ratio durch die Parteimehrheit indes nie). Die *Oberfränkische Volkszeitung* begnügte sich am Ende damit, die Umsetzung der Parteitagebeschlüsse vor Ort zu fordern, und konstatierte beruhigt, es herrsche „Endlich Klarheit!“³¹⁵ Die Forderung, Mehrheitsbeschlüsse auch durchzusetzen, sollte sich sieben Jahre später, als die Kräfteverhältnisse in der Partei sich umgekehrt hatten, gegen die Hofer Organisation selbst richten.

Als zweiter wichtiger Stützpunkt der Parteilinken in Bayern zeichnete sich nun, d. h. 1910, bereits Bayreuth ab. Das seit 1908 von Fritz Puchta³¹⁶ redigierte örtliche Parteiblatt, die *Fränkische Volkstri-*

verlassen, der Klassenkampf ist ein geschichtliches Faktum, und überall da, wo parlamentarische Kurzsichtigkeit von diesem gesunden Boden abwich, hat es sich bitter gerächt.“ (MACHT, Hofer Arbeiterbewegung, Bd. II, Zitat: S. 454). In einer Parteiversammlung am 26.9.1908 wurde in Hof der Verlauf des Nürnberger Parteitages diskutiert; dort wurde mit großer Mehrheit eine Resolution verabschiedet, deren Kern lautete: „Besonders bedauert die Versammlung das weitere Vorgehen mehrerer süddeutscher Parteigenossen in bezug auf die Budgetfrage und erwartet strikte Einhaltung des Parteitagebeschlusses. Ihre abgegebene Erklärung verstößt gegen die bei uns bis heute geführte Disziplin und würde unsere Partei vollständig in Frage stellen. Deshalb verurteilen wir auf das Entschiedenste dieses Vorgehen.“ (Ebd., Zitat: S. 456).

³¹³ Bebel hatte kurz vor dem Magdeburger Parteitag festgestellt, dass die Bayern „wie es scheint, zwischen Nord und Süd – katholisch und protestantisch, agrarisch und proletarisch – auch Differenzen haben.“ (A. Bebel an K. Kautsky vom 16.8.1910; abgedruckt in: KAUTSKY JR. (Hrsg.), Bebels Briefwechsel, S. 227-229, hier: S. 228).

³¹⁴ OVZ Nr. 243 vom 16.10.1910.

³¹⁵ So lautete die Überschrift des wohl von Blumtritt verfassten Leitartikels zum Magdeburger Parteitag; darin hieß es: „So hat denn der Parteitag gesprochen. Die Delegierten werden in ihren Orten dafür sorgen, daß die vom Parteitag gefassten Beschlüsse durchgeführt werden. Auch die Genossen werden dafür sorgen müssen, denen die Beschlüsse nicht genehm sind. Das demokratische Prinzip verlangt es so. Ganz gleich, ob es nur ein einfacher Parteisoldat der proletarischen Armee, oder ob es ein von der Masse erkorener Führer ist, die Beschlüsse *müssen* gehalten werden. Mit dankenswerter Offenheit hat endlich der Parteitag ausgesprochen, was mit denen geschehen soll, die sich den Beschlüssen *nicht* fügen wollen. So selbstverständlich ist es, daß *jedes* Parteimitglied, ob Führer oder nicht, sich den auf den Parteitagen gefassten Beschlüssen zu fügen hat, mußte doch der Magdeburger Parteitag erst, durch den *Disziplinbruch* der Badenser veranlaßt, einen besonderen Beschluß fassen, daß für die, die gegen die gefassten Beschlüsse verstoßen, die Voraussetzungen für das Ausschlußverfahren gemäß des § 23 des Organisationsstatuts gegeben sind. [...] Viel zu lange hat sich die große Mehrheit der Parteigenossen das Treiben der Revisionisten gefallen lassen, die schon glaubten, die versöhnliche Haltung der Radikalen als *Schwäche* auffassen zu müssen und dementsprechend vorgehen zu können. [...] Der Kampf der Arbeiter kann nur für sie fruchtbringend sein, wenn die durch die Einheit geschaffene Macht und Stärke nicht zersplittert wird. Darum hat die Arbeiterklasse ein reges Interesse daran, daß die von der höchsten Instanz, dem Parteitag, gefassten Beschlüsse nicht durchbrochen werden, sondern von *jedem*, vor allem von den Führern gehalten werden.“ (OVZ Nr. 228 vom 29.9.1910).

³¹⁶ Puchta, Friedrich, geb. 24.11.1883 in Hof, Volksschule in Hof, Textilarbeiter, Beitritt zur SPD, 1907-1908 Absolvent der zentralen Parteischule der SPD, April-Juli 1908 Mitarbeiter der *Oberfränkischen Volkszeitung* in Hof, Mitglied des Vorstandes der SPD in Hof, Aug. 1908 bis Sept. 1914 Redakteur der *Fränkischen Volkstribüne* in Bayreuth, 1911-1914 Gemeindebevollmächtigter in Bayreuth, 1913 Verurteilung zu 4 Wochen Festungshaft wegen Majestätsbeleidigung, Leiter der Arbeiterjugendbewegung in Oberfranken und Mitglied des Vorstandes der SPD in Bayreuth, Okt. 1914 bis 1923 Redakteur der *Plauener Volkszeitung*, 1914-1918 Kriegsteilnehmer, 1917 Übertritt zur USPD, Jan. 1919 Kandidatur für die USPD zur deutschen Nationalversammlung, Juni 1919 Bürgermeisterkandidat der USPD in Bayreuth, 1919-1923 Redakteur der *Plauener Volkszeitung*, 1919-1923 Stadtverordneter in Plauen, MdR 1920-1924

biine, nahm mit offensichtlicher Genugtuung die Niederlage des bayerischen Landesvorstandes – ohne diesen explizit zu erwähnen – zur Kenntnis:

„Mit den Beschlüssen des Parteitage erklären wir uns zufriedener als mit denen mancher früheren Parteitage. Mit jener eisernen Entschlossenheit, die von der Situation *erzwingen* wurde, hat der Parteitag in seiner überwältigenden Mehrheit erneut alle Versuche verhindert, das Steuer des Parteschiffes zu lockern und uns in Fahrwasser zu leiten, in dem *wir* die tückischsten Klippen sehen. Der Kurs bleibt der alte, geht nicht um Haaresbreite nach rechts, die Irrlichter des Revisionismus locken vergebens. [...] Und mancher neuer derartiger Streit wird uns deshalb erspart sein. Denn die badischen Abgeordneten sind ja *nicht die einzigen*, die sich von einem Anschluß nach rechts und von einer kleinen Kniebeuge vor `Allerhöchsten Herrschaften` Wunderdinge für das Wohl der Arbeiter versprechen. Es gibt noch *mehr* süddeutsche Fraktionen, die uns in Punkto Hochhaltung der Parteigrundsätze als durchaus nicht absolut stubenrein erscheinen. Der Beschluß schärft nach diesen Seiten jedenfalls das parteigenössische Gewissen.“³¹⁷

Das sollte sich schnell als Fehleinschätzung herausstellen: Die bayerische Landesleitung blieb auch weiterhin bei ihrer eigenwilligen Haltung. Am Eindruck der Geschlossenheit der bayerischen SPD änderten die isolierten Meinungsäußerungen aus Oberfranken und die unklare Lage in Nürnberg vorerst kaum etwas, obwohl sich auch die Wahlkreisorganisation Augsburg-Wertingen hinter die Magdeburger Beschlüsse stellte.³¹⁸ Erst eineinhalb Jahre später kam es wegen einer anderen Streitfrage, dem Landtagswahlabkommen, zur offenen Konfrontation der Linksopposition mit dem Landesvorstand. Diese innerbayerischen Konflikte erregten in der übrigen Parteiöffentlichkeit allerdings kaum Aufsehen.

Ganz anders war dies bei den erbitterten Streitigkeiten, die zwischen den süddeutschen Landesverbänden und den (nicht nur zahlenmäßig) dominierenden norddeutschen Organisationen immer wieder auftraten. Deren Heftigkeit wird nur verständlich, wenn man berücksichtigt, dass die Frage der Budgetbewilligung allgemein als Ausdruck der Haltung der Partei gegenüber der herrschenden Staatsordnung schlechthin angesehen wurde. Da in Süd- und Norddeutschland ganz unterschiedliche politische Verhältnisse herrschten, hatten die jeweiligen Landesverbände divergierende Vorstellungen entwickelt, die kaum unter einen Hut zu bringen waren. Der Münchner Mauerer hatte in Magdeburg den preußischen Delegierten entgegnet: „Wir begreifen Ihre schwere Stellung, aber sie

und 1928-1933, Delegierter auf den USPD-Parteitag 1919 (Leipzig) und 1920, 1922 Rückkehr zur SPD, Mai 1923 bis März 1924 Leiter der Nachrichtenabteilung im Hauptvorstand des Deutschen Textilarbeiterverbandes in Berlin, 1924-1933 Redakteur der *Fränkischen Volkstribüne* in Bayreuth, 1927-1933 Vorsitzender der SPD in Bayreuth, März-Juli 1933 in Haft, danach Lebensmittel- und Zeitschriftenhändler, 1935 erneute Verhaftung, Dez. 1935 wegen „Vorbereitung zum Hochverrat“ Verurteilung zu 30 Monaten Haft, 1938 Entlassung, Aug. 1944 bis April 1945 KZ-Haft in Dachau, gest. 17.5.1945 in Krankenhaus München-Schwabing an den Haftfolgen.

³¹⁷ FVt Nr. 226 vom 27.9.1910.

³¹⁸ Vgl. SVZ Nr. 230 vom 5.10.1910.

begreifen die unsrige nicht, und das ist der Fehler.“³¹⁹ Die Gegenseite sah dies natürlich genau umgekehrt; Bebel stellte fest: „der preußische Staat ist ein ganz anderes Ding als jeder andere Staat. Er ist in seiner Art einzig in der Welt.“³²⁰ Im Zuge der Debatte über das neue Organisationsstatut wiederholte Timm 1912 die Forderung: „Innerhalb des Parteiganzen muß die nötige Bewegungsfreiheit unter Berücksichtigung der besonderen Verhältnisse in den einzelnen Bundesstaaten gegeben sein. Mit anderen Worten: Innerhalb der Zentralisation die nötige Föderalisierung.“³²¹ An dieser Forderung hielt die bayerische Landesleitung kompromisslos fest, gegen die Parteilinke, den Vorstand oder wen auch immer.

Der Gesamtpartei erschwerte dieser Dissens zusätzlich die ohnehin kaum lösbare Aufgabe, einen Kurs zu finden, der adäquat auf die Verfassungsverhältnisse auf Reichsebene Antwort gab. Ob diese für (in allmählichen Schritten) reformierbar oder nur durch revolutionären Umsturz veränderbar gehalten wurden, daran sollten sich letztlich in der deutschen und bayerischen Sozialdemokratie die Geister scheiden. Zunächst schwächte sich der Streit allerdings ab. Einerseits weil die Gesamtpartei immer mehr einer reformistischen Praxis huldigte, ohne die revolutionäre Theorie noch richtig ernst zu nehmen – auch wenn dies meistens nicht offen eingestanden wurde –, andererseits weil die Abkühlung des innenpolitischen Klimas in Bayern einer allzu engen Kooperation zwischen SPD und Staatsregierung den Boden entzog. Bereits 1910 kam es wieder – entgegen den Erwartungen Bebels³²² – zur Ablehnung des Haushaltes durch die Landtagsfraktion. Dieser Schritt erfolgte gegen einige Widerstände aus Südbayern und wurde durch die nachgereichte Begründung relativiert.³²³ Seit dem Regierungsantritt Hertlings wurde die bayerische SPD dann in eine stärker akzentuierte Oppositionsrolle gedrängt, die den Konflikt mit der Berliner Parteiführung spürbar entschärfte.

Insgesamt war es dem selbstbewussten bayerischen Landesverband gelungen, Einmischungsversuche aus „Berlin“ erfolgreich abzuwehren und - erst auf den zweiten Blick erkennbar - mit seiner reformistischen Praxis sogar die Gesamtpartei merklich zu beeinflussen. Dies war umso staunenswerter, als die Kräfteverhältnisse in der Partei eindeutig für eine Dominanz der „radikaleren“ preußischen Organisationen sprachen; diese wurde jedoch relativiert durch die Sympathien, die das pragmatische Vorgehen der Süddeutschen beim Gewerkschaftsflügel der Partei gewann - und zwar in einem Ausmaß, das sich erst im Ersten Weltkrieg voll abzeichnete. Von der bayerischen SPD

³¹⁹ Protokoll SPD-Parteitag Magdeburg 1910, S. 302.

³²⁰ Ebd., S. 250.

³²¹ Johannes Timm, Die Gestaltung der Parteileitung, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 18-20 vom 12.9.1912, S. 1180-1187, hier: S. 1182.

³²² Vgl. A. Bebel an K. Kautsky vom 23.7.1910. (Abgedruckt in: KAUTSKY JR. (Hrsg.), *Bebels Briefwechsel*, S. 222f, hier: S. 223).

³²³ Obwohl Auer, Vollmar und Adolf Müller für die Zustimmung zum Haushalt plädiert hatten, entschied sich die Fraktion mit 10 zu 9 Stimmen für die Ablehnung. In der ausführlichen Begründung der Ablehnung wurde allerdings der Eindruck erweckt, dass bei einer anderen Gestaltung des Etats die Zustimmung der SPD-Fraktion durchaus möglich gewesen wäre.

gingen somit starke Impulse allein dadurch aus, dass sie ein Alternativkonzept formulierte und praktizierte, das für die reformerischen Kräfte in der Partei ausgesprochen attraktiv war.

Wie das hier beschriebene Beispiel veranschaulichen sollte, lagen den Debatten in der SPD während der Vorkriegszeit Meinungsverschiedenheiten zugrunde, die sich nicht nur um theoretische Probleme drehten. Mitten im Krieg blickte August Müller - der erste Sozialdemokrat, der auf Reichsebene eine Regierungsfunktion übernahm – zurück:

„Man mag auch zu den Ergebnissen aller Parteidiskussionen, zu den Antworten auf die erörterten Parteifragen und zu den Einwirkungen dieser Debatten auf die politische Haltung der Partei noch so kritisch stehen, das eine muß vorbehaltlos zugegeben werden: langweilig ist es im innern Parteilieben nie zugegangen. Vielleicht hätte mancher Streit in anderen Formen ausgetragen und manche die Partei bis in die Tiefen aufwühlende Diskussion vermieden werden können, im Grunde genommen aber muß der das Vergangene prüfende Betrachter dieser Dinge doch feststellen, daß alle diese, sich mit der Regelmäßigkeit von Ebbe und Flut folgenden Parteifragen ihre Bedeutung gehabt haben, und daß man eigentlich keine vermissen möchte. Denn sie sind stets mehr gewesen als ein aufschlussreicher Beitrag zur Parteipsychologie und auch mehr als eine den Lebenswillen und den Betätigungsdrang der Partei kennzeichnende Temperamentsaufwallung (die immer ihr Gutes hat): mehr oder minder lag ihnen allen doch das Bestreben zugrunde mit den mannigfaltigen Problemen ins reine zu kommen, die bei dem Versuch die richtige Stellung der Arbeiterschaft zur Staatsgewalt und zu den übrigen wirtschaftlichen Machtgruppen zu finden, notwendig entstehen mussten. Und dieser Drang zur Klarheit, der den inneren Parteikämpfen die Triebkraft verleiht, versöhnt schließlich mit den manchmal nicht ganz einwandfreien Methoden, die einzelne der handelnden Akteure anwenden“³²⁴.

2.4.4 Josef Simon – ein unabhängiger Sozialdemokrat und Gewerkschaftsführer

In den Auseinandersetzungen, die das Parteigeschehen 1908/10 dominierten, hatte sich in Franken deutlicher Widerstand gegenüber der Landesleitung geregt, der sich bis in den Weltkrieg hinein kontinuierlich fortsetzen sollte. Bedeutendster Vertreter dieser Strömung war zweifellos der seit 1900 in Nürnberg ansässige Gewerkschaftsvorsitzende Josef Simon, dessen Bedeutung für die bayerische USPD und deren Vorgeschichte bislang kaum gewürdigt wurde. Dies liegt nicht zuletzt daran, dass er stets im Schatten Eisners blieb, der sich der Parteiopposition erst viel später anschloss.³²⁵ Betrachtet man die linke Richtung innerhalb der bayerischen Sozialdemokratie von der Vorkriegszeit

³²⁴ August Müller, Die Stellung der deutschen Sozialdemokratie zum Krieg und zu den Kriegsmassnahmen, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 14 vom 20.7.1916, S. 729-736, hier: S. 729.

³²⁵ Zum Lebenslauf Simons siehe die biographischen Ausführungen bei MIRKES, Über Josef Simon, in: Ders. (Hrsg.), Josef Simon, S. 203-216. Widersprüchliche Angaben liegen zur Konfession Simons vor. Dem Nachschlagewerk von Wilhelm Heinz Schröder zufolge war Simon ursprünglich katholisch und trat später aus der Kirche aus (vgl. Wilhelm Heinz SCHRÖDER, Sozialdemokratische Parlamentarier in den deutschen Reichs- und Landtagen 1867-1933. Biographien – Chronik – Wahldokumentation. Ein Handbuch, Düsseldorf 1995, S. 705). Adolf Mirkes führt Belege dafür an, dass Simon nicht jüdischer Abstammung war (vgl. J. SIMON, Erinnerungen, in: MIRKES (Hrsg.), Josef Simon, S. 196, Anm. 122). Laut den Angaben des langjährigen Vorsitzenden des freigewerkschaftlichen Buchbinderverbandes Emil Kloth, der ab 1919 offen antisemitische Positionen vertrat, war Simon Jude (vgl. RINTELEN, Gustav Bauer, S. 29, Fn. 40). Gänzlich auszuschließen ist diese Version nicht, gelang es doch Adolf Müller, auch gegenüber seinen engsten politischen Weggenossen seine jüdische Herkunft zu verbergen (die auch bei W. H. Schröder nicht genannt wird; ausführlich dazu: POHL, Adolf Müller).

bis zur Wiedervereinigung von MSPD und USPD Ende 1922, so kann an der zentralen Stellung Simons kein Zweifel bestehen, auch wenn Eisner zu den kontroverseren Debatten Anlass gab, die ihm bis heute seine Bekanntheit sichern.³²⁶ Hier gilt es die Gewichtung etwas zu korrigieren.

Josef Simon wurde am 23. Mai 1865 im unterfränkischen Schnepfenbach (Kreis Alzenau), an der äußersten Peripherie des bayerischen Staatsgebietes, als Sohn eines Gemeindeführers in äußerst ärmlichen Verhältnissen hineingeboren. Nach dem Besuch der Volksschule absolvierte er eine Schuhmacherlehre; bereits Mitte der 1880er Jahre stieß er zur Sozialdemokratie und zur Gewerkschaft, für die er sich zunächst im Rhein-Main-Gebiet als rühriger Organisator engagierte. Diese Tätigkeit während der Ära des Sozialistengesetzes zog für ihn das fast ganze Repertoire an Verfolgungsmaßnahmen – Entlassung, Ausweisung, Hausdurchsuchung – nach sich. Allein der erzwungene häufige Wechsel des Arbeits- und Wohnortes sorgte für eine stets bedrohliche materielle Situation, zumal Simon bereits zu dieser Zeit für mehrere Kinder (aus der 1886 geschlossenen Ehe gingen insgesamt neun an der Zahl hervor) und noch für seine Eltern sorgen musste. „Daß da oft Schmalhans Küchenmeister war, brauche ich nicht besonders zu betonen“³²⁷, merkte er dazu später lakonisch an. Noch nach dem Ende des Sozialistengesetzes wurde Simon zu einer vierwöchigen Haftstrafe wegen „Beleidigung der Polizei“ verurteilt. Trotz aller Widrigkeiten gelang ihm parallel zur Betätigung im Schuhmacherverband ein beruflicher Aufstieg, der vom Gesellen über den Werkmeister bis hin zum Geschäftsführer einer genossenschaftlichen Schuhfabrik in Erfurt führte.

Den SPD-Parteitag in Frankfurt 1894 besuchte Simon als Gast (ein Jahr später war er bereits als Delegierter beteiligt), ein einschneidendes Erlebnis, wie er sich später erinnerte: „Nach aufmerksamer Verfolgung der sehr langen und heftigen Diskussion [v. a. zwischen Bebel und Vollmar; B. A.] entschied ich mich für den Standpunkt Bebels“³²⁸. Damit war eine persönliche Richtungsentscheidung gefallen, die Simon nicht mehr rückgängig machen sollte.³²⁹ Dies sollte seinen weiteren politischen Lebensweg bestimmen. Die ersten beiden Versuche Simons, in Thüringen ein Reichstagsmandat zu erringen, scheiterten (1900 und 1903); dennoch ging es mit seiner Karriere rasch voran.

³²⁶ Über direkte Kontakte zwischen Eisner und Simon lassen sich so gut wie keine Belege finden. Während Eisners Zeit bei der *Fränkischen Tagespost* in Nürnberg (1907-1910) dürfte er Simon, der dort seinen Lebensmittelpunkt hatte, sicher kennengelernt haben; auch als Landtagsberichterstatter (ab 1910) muss Eisner zwangsläufig mit Simon (der der Kammer der Abgeordneten seit 1907 angehörte) regelmäßigen Umgang gepflegt haben. Bei den innerparteilichen Auseinandersetzungen dieser Zeit (Budgetstreit) standen die beiden allerdings in verschiedenen Lagern. Während des Ersten Weltkrieges, als sich dies geändert hatte, bleibt die Verbindung der beiden im Dunkeln; in der detailreichen Eisner-Biographie von Bernhard Grau taucht Simon nicht ein einziges Mal auf.

³²⁷ J. SIMON, Erinnerungen, in: MIRKES (Hrsg.), Josef Simon, S. 11-202, hier: S. 36.

³²⁸ Ebd., S. 52.

³²⁹ Zum Revisionismusstreit, der die SPD um die Jahrhundertwende in Atem hielt, äußerte sich Simon in seinen Erinnerungen nur sehr allgemein: „Die Auseinandersetzung in der Partei über Revisionismus und Radikalismus gegen Ende der neunziger Jahre nahm eine immer schärfere Form an. [...] Ich habe selbst in vielen Vorträgen in Thüringen über das Thema 'Ist die Sozialdemokratie eine revisionistische oder eine revolutionäre Partei?' gesprochen.“ (Ebd., S. 60). Die Tatsache, dass sich Simon gleichzeitig sehr ausführlich über noch weiter zurückliegende Arbeitskämpfe äußert, zeigt, wo seine persönlichen Interessen und Prioritäten lagen.

1900 wurde er zum hauptamtlichen Vorsitzenden des Schuhmacherverbandes gewählt (was für ihn in materieller Hinsicht einen Rückschritt bedeutete³³⁰), was zum Umzug nach Nürnberg führte, wo von nun an sein Lebensmittelpunkt bleiben sollte. Von bescheidensten materiellen Startbedingungen ausgehend³³¹ leistete Simon hier nachhaltige Aufbauarbeit und blieb bis 1933 unangefochten an der Spitze des Verbandes. 1907 wurde er Sekretär der internationalen Vereinigung der Schuhmacher und auch in den bayerischen Landtag gewählt, wo er mit seinen nicht dem Reformismus zuneigenden Ansichten innerhalb der Fraktion jedoch weitgehend isoliert blieb.³³² Insbesondere in der Frage der Budgetbewilligung stand Simon in Opposition zur bayerischen Parteiführung und zeigte sich loyal gegenüber der Haltung des Berliner Parteivorstandes,³³³ wofür er sich als „Sachse“³³⁴, d. h. als Sympathisant des linken Parteiflügels, diffamieren lassen musste. Zusammen mit seinem Kollegen Süßheim hatte er 1908 erwogen, im Landtag eine Sondererklärung abzugeben, in der sie ihre Ablehnung des Etats begründeten.³³⁵ Aus Parteiräson hatten sie davon letztlich Abstand genommen und waren der Abstimmung ferngeblieben. Zu einer erneuten Kollision mit der Fraktionsdisziplin kam es dann im Ersten Weltkrieg, diesmal unter weit dramatischeren Bedingungen.

Auch innerhalb der Gewerkschaftsbewegung war Simon frühzeitig als Kritiker der reformistischen Führung aufgefallen, etwa in der Massenstreikdebatte³³⁶ oder der Frage der Gestaltung des 1. Mai.³³⁷ Als Spitze gegen die Generalkommission konnte die Forderung, die Simon auf dem Partei-

³³⁰ In seinen Erinnerungen schrieb Simon dazu: „Als ich zum besoldeten Vorsitzenden des Schuhmacherverbandes gewählt wurde, bedurfte es langer Verhandlungen, daß ich als Gehalt wenigstens die knappe Hälfte dessen erhielt, was ich vorher als Betriebsleiter verdient hatte, für eine Arbeit, die unvergleichlich viel anstrengender und verantwortungsvoller war als die frühere Tätigkeit als Betriebsleiter.“ (Ebd., S. 163).

³³¹ Dazu Simon im Rückblick: „Mit der Einrichtung unseres Büros in Nürnberg lag es sehr im Argen. Die ganze Einrichtung bestand aus drei Schreibpulten [...], einigen Stühlen und einem Regal. Es kostete erhebliche Mühe, meine Vorstandskollegen davon zu überzeugen, daß eine Schatulle kein geeigneter Aufbewahrungsort für die Verbandskasse sei, auch wenn sie Kollege Reuß allabendlich mit in seine Wohnung nahm. Schließlich gelang es mir durchzusetzen, daß ein Kassenschrank angeschafft wurde. Die Anschaffung einer Schreibmaschine machte aber große Schwierigkeiten. Ihre Nützlichkeit wollte meinen Verbandskollegen absolut nicht einleuchten und es wurde 1902, bevor wir eine hatten.“ (SCHÖNHOFEN, Expansion und Konzentration, Zitat: S. 226).

³³² Siehe dazu auch den vorangegangenen Abschnitt.

³³³ Im Vorfeld des Nürnberger Parteitages von 1908 hatte, einem Spitzelbericht zufolge, der Parteivorsitzende Paul Singer in den gegenüber dem Parteivorstand Autonomie fordernden süddeutschen Landesverbänden einen „Spionagedienst“ aufgebaut, für den auch Simon gearbeitet haben soll (vgl. den anonymen Bericht über den Magdeburger Parteitag von 1910, abgedruckt in: POHL, „Bayerischer Separatismus“, in: IWK 22 (1986), S. 196-223, hier: S. 215-223, v. a. S. 224). Daran dürfte faktisch wenig Wahres gewesen sein (vgl. REUTER, Paul Singer, S. 474); davon unabhängig war die Zuordnung Simons zum Lager der „Berliner Radikalen“ um Bebel, Singer und Kautsky vollkommen korrekt.

³³⁴ So der Parteisekretär Max Walther auf dem Parteitag von 1908, wo der Streit um die Budgetbewilligung in Süddeutschland im Vordergrund stand. (Protokoll SPD-Parteitag Nürnberg 1908, S. 389).

³³⁵ Vgl. HIRSCHFELDER, Bayerische Sozialdemokratie (Teil II), S. 562.

³³⁶ Der Beschluss des Kölner Gewerkschaftstages vom Mai 1905, der sich gegen den Massenstreik ausgesprochen hatte, traf auch an der Basis des Schuhmacherverbandes auf Widerstand, über den Simon in der anschließenden Konferenz der Verbandsvorstände berichtete (vgl. GROH, Die Sozialdemokratie 1897-1909, in: Ders., Emanzipation und Integration, S. 253-566, hier: S. 385, Fn. 435). Auf dieser Konferenz versuchte Simon auch, den Einfluss der radikalen Linken um Luxemburg in der Partei herunterzuspielen (vgl. Eduard David, Die Bedeutung von *Mannheim*, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 11 vom Nov. 1906, S. 907-914, hier: S. 909).

³³⁷ Auf dem Nürnberger Parteitag der SPD von 1908 kritisierte Simon scharf das Abkommen zwischen Parteivorstand und Generalkommission, das sich gegen eine Arbeitsniederlegung am 1. Mai aussprach. (Vgl. Protokoll SPD-Parteitag Nürnberg 1908, S. 276f.).

tag von 1905 vortrug, gewertet werden: „Unsere Aufgabe in den Gewerkschaften muß es sein, die Arbeiter, die zu uns kommen, zu klassenbewußten Arbeitern zu erziehen. [...] Das wird heute vielfach versäumt. Man steht heute vielfach nicht mehr auf dem Standpunkt, daß es Aufgabe der Gewerkschaften sei, die Massen für die Partei zu erziehen. Daher ist eine teilweise Entfremdung zwischen Partei und Gewerkschaften eingetreten.“³³⁸

Als Teilnehmer an den internationalen Sozialisten-Kongressen von Amsterdam, Stuttgart, Kopenhagen und Basel war Simon auch mit den Diskussionen über das Verhalten der sozialistischen Parteien im Falle eines Krieges vertraut. Im Vorfeld des Parteitag von 1911 wurde ihm vom linken Parteiflügel, dessen gemäßigter Teil sich in der Siebenerkommission kurz zuvor ein Lenkungsorgan gegeben hatte, die Kandidatur für das Amt des Parteisekretärs angetragen.³³⁹ Trotz guter Wahlchancen lehnte Simon ab (das Amt fiel dann an Scheidemann), seine Tätigkeit für den Schuhmacherverband ging für ihn vor; außerdem hätte ein Weggang Simons eine erhebliche Schwächung der Parteilinken in Bayern bedeutet, worauf ihn vor allem Süßheim aufmerksam gemacht hatte. Kurz darauf folgte für Simon dennoch der entscheidende Karrieresprung mit dem Einzug in den Reichstag für den Wahlkreis Hof-Münchberg-Naila-Rehau. Die damit verbundenen Gefühle und Erwartungen schilderte er in einem Einblick ins Innenleben der Fraktion:

„Es war natürlich ein stolzes Gefühl, als im zum ersten Mal als MdR in der ersten Klasse nach Berlin fuhr. Es gab dort viele Begrüßungen und Händedrucke mit alten Parteifreunden. Vom alten, hochverehrten Bebel wurden wir in der ersten Fraktionssitzung herzlich begrüßt. Dann wurden uns Neulingen Verhaltensmaßregeln für unser Auftreten im Reichstag gegeben. Wer nicht zu den Nullen gerechnet werden wollte, der mußte sich fleißig umtun, und ich saß häufig bis in die späte Nacht hinein noch im Lese- und Schreibzimmer. Ich mußte außerdem noch die wesentlichste Verbandsarbeit erledigen, da mir die Post mit den wichtigsten Angelegenheiten von Nürnberg aus zugeschickt wurde.“³⁴⁰

Für Simons Stellung in der Partei zu jener Zeit war auch bezeichnend, dass Rosa Luxemburg ihn zu den Persönlichkeiten zählte, die bei den Wahlen zum Parteivorstand durchgebracht werden sollten, um das Gewicht der Parteilinken zu stärken.³⁴¹ Simon seinerseits versuchte während der 2. Marokkokrise, Luxemburg einen Auftritt bei einer Nürnberger Friedensdemonstration zu verschaffen, was allerdings an der Intervention Südekums (und auch an der mangelnden Unterstützung durch Bebel

³³⁸ Protokoll SPD-Parteitag Jena 1905, S. 258f.

³³⁹ Vgl. J. SIMON, Erinnerungen, in: MIRKES (Hrsg.), Josef Simon, S. 11-202, hier: S. 92.

³⁴⁰ Ebd., S. 92-94.

³⁴¹ Vgl. R. Luxemburg an W. Dittmann vom 29.7.1911. (Abgedruckt in: Rosa LUXEMBURG, Gesammelte Briefe. Band 4, Berlin 1983, S. 91-93).

und Kautsky scheiterte).³⁴² Zur Gruppe der äußersten Linken um Mehring und Luxemburg lässt sich Simon allerdings nicht zählen; die Positionen der im Krieg gegründeten Spartakusgruppe bzw. später der KPD blieben ihm stets fremd. Bereits in der Vorkriegszeit war er dem linken Parteizentrum zuzuordnen, dem Kern der späteren USPD; an der Gründung der Siebenerkommission im Jahr 1910 war er persönlich beteiligt.³⁴³ In der Folgezeit nahm er im Sinne dieser Gruppierung Stellung, ohne in die öffentlichen Debatten über den Parteikurs maßgeblich einzugreifen. Allerdings wandte sich Simon frühzeitig gegen die in der Partei immer mächtiger werdende Strömung, der die Agitations- und Organisationsarbeit zum Selbstzweck wurde; ebenso kritisierte er diejenige Richtung, die die unüberwindliche Kluft zwischen Arbeiterschaft und den herrschenden Schichten aus dem Auge verlor. In einem Grundsatzreferat warnte Simon 1911 davor, dass es „uns nicht genügen [darf], die Stimmen bei der Reichstagswahl zu erhalten, sondern wir müssen versuchen, Sozialdemokraten zu erziehen, die Massen, die uns bei den Wahlen wählen, auch von der Richtigkeit und der Notwendigkeit des sozialistischen Gedankens und der Umänderung, der Beseitigung der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung zu überzeugen.“³⁴⁴ Damit hatte Simon einen klaren Trennungsstrich gegenüber dem Reformismus gezogen; dennoch war er weiterhin bemüht – etwa beim Streit um das Bündnis mit den Liberalen für die Landtagswahl von 1912³⁴⁵ – Konflikte in der Partei zu entschärfen, was sein zerrüttetes Verhältnis gegenüber der Landesleitung aber nicht mehr verbesserte.

In einem Beitrag zur Kommunalpolitik, mit der zu beschäftigen Simon auch noch die Zeit fand (ab 1908 war er Gemeindebevollmächtigter, 1919 bis 1928 Stadtrat in Nürnberg), formulierte er 1909 sein politisches Glaubensbekenntnis, das sich auch als Kommentar zu den Streitigkeiten in der Partei in den Jahren zuvor lesen lässt: „Nach alledem wird also nicht eine Revision unserer Theorie vorzunehmen sein, denn diese steht mit der Praxis nicht im Widerspruch, sondern diejenigen, welche aus lauter `praktischen` Erwägungen mehr und mehr von unserem klaren Ziele abkommen, werden bei sich Einkehr halten müssen. Nicht Konzessionen an die Indifferenten, sondern Aufklärung und Erziehung der Massen zum Sozialismus muß der Leitstern unseres Handelns auch in der Gemeindevertretung sein.“³⁴⁶

Die Zugehörigkeit zum Landesvorstand und zum nordbayerischen Gauvorstand komplettieren das Bild Simons als typischer sozialdemokratischer „Multifunktionär“, der sich mit rastlosem Einsatz

³⁴² Vgl. M. BLOCH, Albert Stüdekum, S. 116f.

³⁴³ Ob Simon auch an der Eisenacher Konferenz linker Abgeordneter im Jahr 1912 teilnahm, lässt sich nicht feststellen.

³⁴⁴ OVZ Nr. 179 vom 3.8.1911.

³⁴⁵ Siehe dazu unten Kap. 2.4.7.

³⁴⁶ Josef Simon, Theorie und Praxis in der Gemeindepolitik, in: *Die Neue Zeit*, Nr. 19 vom 5.2.1909, S. 669-673, hier: 672f.

seiner Organisation nahezu unentbehrlich zu machen verstanden hatte.³⁴⁷ Seine feste Verankerung in der Spitze der Partei- und Gewerkschaftsbürokratie, die auch einen erheblichen sozialen Aufstieg aus ärmlichsten Verhältnissen darstellte, führte bei Simon jedoch nicht wie bei vielen anderen zur Aufgabe des revolutionären Selbstverständnisses und zur Übernahme reformistischer Vorstellungen, die einen Ausgleich mit bürgerlichen Kräften suchten. Wie dieses Beispiel demonstriert, ist bei der Klärung der Bedingungsfaktoren für die Abspaltung der Linken von der „Mutterpartei“ – gerade bei der Heterogenität der späteren USPD – eine Beschränkung auf biographische und sozialisationsbedingte Einflüsse keineswegs ausreichend.

Nach Ausbruch des Krieges gewann Simons oppositionelle Haltung innerhalb der SPD eine neue Qualität. Mit dem offenen Wechsel zu den Gegnern der Kreditbewilligung vollzog er im März 1915 einen Schritt, dem die weiteren logisch folgten. Auch die gewerkschaftliche Arbeit blieb von dem Streit in der SPD nicht unberührt. Auf dem Verbandstag der Schuhmacher in Stuttgart im Juni 1916 hatte Simon scharfe Kritik an der einseitigen Haltung der Generalkommission im Parteistreit geübt und forderte, diesen von den Gewerkschaften fernzuhalten.³⁴⁸ Als Simon im Oktober 1917 den Wechsel zu der ein halbes Jahr zuvor gegründeten USPD vollzog, konnte er sich weiterhin der Loyalität der Mehrheit seiner Gewerkschaft sicher sein, wie die Abstimmungsergebnisse des im Juli 1918 abgehaltenen Verbandstages zeigten. Das Beharren Simons auf dem „Klassenkampfstandpunkt“ zeigte sich auch an seinem – innerhalb der Gewerkschaftsführung nicht mehrheitsfähigen – Antrag, aus dem „Volksbund für Freiheit und Vaterland“ auszutreten (bei dieser im November 1917 gegründeten Organisation handelte es sich um eine gegen die Vaterlandspartei gerichtete Bewegung, die verschiedene sozialdemokratische und bürgerliche Organisationen unter einem Dach vereinte).³⁴⁹

Trotz seiner stets um Versöhnung und Kompromiss bemühten Haltung konnte es sich Simon dann nicht verkneifen, auf dem Mitte 1919 abgehaltenen Kongress des ADGB in Nürnberg der SPD-Mehrheit ihre Versäumnisse während des Krieges vorzuhalten: „Ich sage: Sie wußten, dass wir belogen wurden, wir wußten es auch und haben es ausgesprochen. [...] es kommt darauf an, ob und zu welcher Zeit man eingesehen hat, daß man sich auf falschem Wege befand und eine andere Poli-

³⁴⁷ Der Mechanismus, der hier wirkte, lässt sich folgendermaßen beschreiben: „Verbunden mit einem besoldeten Parteiamt war oft auch die Übernahme weiterer Wahlämter, entweder zur Absicherung der eigenen Karriere oder weil sich für solche zeitaufwändige Arbeiten kein Ehrenamtlicher gefunden hatte. Diese Verquickung unterschiedlichster Funktionen und Tätigkeiten für die Partei trug zur Herausbildung eines Multifunktionärs in der SPD bei, der sich angesichts der Fülle seiner Aufgaben fast unentbehrlich für die Partei machte und ab einer gewissen Hierarchiehöhe auch kaum mehr Konkurrenz fürchten musste.“ (MITTAG, *Der Typus des Arbeiterfunktionärs im Wilhelminischen Deutschland*, in: SCHÖNHOFEN/BRAUN (Hrsg.), *Generationen in der Arbeiterbewegung*, S. 107-143, hier: S. 124, Fn. 62).

³⁴⁸ Zur Rolle Simons als Gewerkschaftsvorsitzender während des Krieges siehe auch unten Kap. 5.7.

³⁴⁹ Vgl. Ursula RATZ, *Zwischen Arbeitsgemeinschaft und Koalition. Bürgerliche Sozialreformer und Gewerkschaften im Ersten Weltkrieg*, München – New Providence – London – Paris 1994, S. 307f. u. 329.

tik einschlagen müßte. [...] Die Entwicklung der Dinge hat nicht Ihnen, sondern uns Recht gegeben.“³⁵⁰ Das war objektiv richtig, eine „Aufarbeitung“ der Burgfriedenspolitik unterblieb jedoch nicht nur in der MSPD, sondern auch bei den Gewerkschaften; Simon blieb auch hier in der Minderheit.³⁵¹ Sein nach dem Krieg wieder aufgenommenes Engagement in der internationalen Gewerkschaftsbewegung weist ihn ebenfalls als „Linken“ aus, der allerdings nie in die Versuchung geriet, sich ins Lager des Kommunismus zu schlagen.³⁵² Insgesamt gesehen war der Schuhmacherverband unter der Leitung Simons „wohl der gelungenste Versuch, eine Organisation sowohl oppositionell auszurichten als auch sie dennoch völlig intakt zu halten.“³⁵³ Damit ist über Simons Leistung als Verbandsvorsitzender im Prinzip alles gesagt.

Stärker im Mittelpunkt stehen soll hier Simons parteipolitisches Wirken. Mit seinem Übertritt zur USPD innerhalb der Gruppe der bayerischen Landtags- und Reichstagsabgeordneten zunächst in eine Einzelkämpferrolle gedrängt, gehörte er in dem kleinen bayerischen USPD-Landesverband zu den wenigen prominenten Führungskräften. In der Revolutionszeit erlebte Simon als kurzzeitiger bayerischer Minister für Handel und Industrie im Kabinett Hoffmann den äußeren Höhepunkt seiner politischen Laufbahn, der durch die Ausrufung der Räterepublik, die er ablehnte, und den nachfolgenden Bürgerkrieg, den er zu verhindern suchte, ein abruptes Ende fand. Für die USPD wirkte er weiter als Reichstagsabgeordneter und in diversen Parteifunktionen, ehe Simon 1922 zur wiedervereinigten Sozialdemokratie zurückkehrte; auch dort zählte er weiter zu den wichtigsten Anführern des fränkischen Gauverbandes. Über die vom linken Flügel betriebene Parteispaltung, die Ende 1920 vollzogen worden war, hatte Simon auch im Abstand mehrerer Jahrzehnte eine klare Meinung: „Ich betrachte diese Spaltung heute noch als ein politisches Verbrechen an der Arbeiterklasse. Die USPD wäre zweifellos bei der nächsten Wahl die stärkste sozialdemokratische Partei geworden und sehr wahrscheinlich hätte die Entwicklung der deutschen Politik dann einen anderen Weg genommen.“³⁵⁴ Ob es zum Auseinanderbrechen der USPD eine realistische Alternative gab, wird an geeigneter Stelle zu diskutieren sein.

³⁵⁰ Protokoll der Verhandlungen des 10. Kongresses der Gewerkschaften Deutschlands. Abgehalten zu Nürnberg vom 30. Juni bis 5. Juli 1919, Berlin 1919, S. 374.

³⁵¹ Bezeichnend für Simons Position innerhalb der Gewerkschaftsbewegung war seine im November 1920 auf einer Konferenz des ADGB-Bundesausschusses mit Vertretern der Gewerkschaftspresse vorgetragene Forderung, aus der Zentralarbeitsgemeinschaft (dem im November 1918 geschlossenen Bündnis zwischen Gewerkschaften und Industrie) auszutreten. (Vgl. Sitzungsprotokoll, abgedruckt in: Michael RUCK (Bearb.), Die Gewerkschaften in den Anfangsjahren der Republik 1919-1923, Köln 1985, S. 227-242, hier: S. 237).

³⁵² Vgl. Reiner TOSSSTORFF, Profintern: Die Rote Gewerkschaftsinternationale 1920-1937, Paderborn – München – Wien – Zürich 2004, S. 488, 545, 560f., 587 u. 599.

³⁵³ Gerhard LAUBSCHER, Die Opposition im Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbund (ADGB) 1918-1923, Frankfurt/Main 1979, S. 187.

³⁵⁴ J. SIMON, Erinnerungen, in: MIRKES (Hrsg.), Josef Simon, S. 118.

Auch in der veränderten parteipolitischen Konstellation gehörte Simon, der als Gewerkschaftsvorsitzender unangefochten blieb, zu den Kritikern des von der SPD-Mehrheit befürworteten Kurses.³⁵⁵ Die „Tolerierungspolitik“ gegenüber der Präsidentialregierung von Reichskanzler Heinrich Brüning lehnte er auf Gewerkschaftsebene – in Opposition zum ADGB-Vorsitzenden Leipart³⁵⁶ – wie auch in der Reichstagsfraktion ab;³⁵⁷ wieder einmal blieb er in der Minderheit. Vor der Gefahr einer nationalsozialistischen Machtübernahme warnte Simon frühzeitig.³⁵⁸ Als es darum ging, Maßnahmen zum Schutz der bedrohten Republik zu ergreifen, war er entschlossen wie Wenige.³⁵⁹ Das Angebot, nach der Machtergreifung nach England ins Exil zu gehen, lehnte Simon ab.³⁶⁰ In der NS-Zeit wurde er mehrmals inhaftiert (u. a. im KZ Dachau), scharte aber in Nürnberg bald wieder einen Kreis von Regimegegnern um sich.

Nach Kriegsende gehörte Simon zu den Wiederbegründern der Sozialdemokratie in Bayern.³⁶¹ Inzwischen 80 Jahre alt, nahm er im Herbst 1945 an der ersten Landestagung der bayerischen SPD sowie an der ersten „Reichskonferenz“ der SPD in der Nähe von Hannover teil.³⁶² Den zweiten Nachkriegsparteitag der SPD, der 1947 in Nürnberg stattfand, eröffnete Simon persönlich. Es war dies wohl ein später Triumph für ihn, nachdem er dreißig Jahre zuvor als einziges Mitglied der Führungsgruppe der bayerischen SPD mit der Partei gebrochen und zur USPD gewechselt war. Ende 1945 hatte Simon noch ein „Programm“ formuliert, das sein Geschichtsbild wiedergab und sich auch als eine Art politisches Vermächtnis lesen lässt; dort hieß es:

³⁵⁵ Dabei befand sich Simon weiterhin auf dem linken Flügel der SPD bzw. der Gewerkschaftsbewegung; in der ADGB-Bundesausschusssitzung vom 15.2.1927 erklärte er: „Ich bin nicht grundsätzlich gegen eine Koalitionspolitik, aber gegen Eintritt in eine Regierung, in der wir nicht den unbedingt notwendigen Einfluß haben.“ (Protokoll abgedruckt in: Horst-A. KUKUCK/Dieter SCHIFFMANN (Bearb.), *Die Gewerkschaften von der Stabilisierung bis zur Weltwirtschaftskrise 1924-1930* (2 Halbbände), Köln 1986, (2. Halbband), S. 854-883, hier: S. 861).

³⁵⁶ Vgl. Eberhard HEUPEL, *Reformismus und Krise. Zur Theorie und Praxis von SPD, ADGB und Afa-Bund in der Weltwirtschaftskrise 1929-1932/33*, Frankfurt – New York 1981, S. 201.

³⁵⁷ Vgl. J. SIMON, *Erinnerungen*, in: MIRKES (Hrsg.), *Josef Simon*, S. 134f.

³⁵⁸ In der Sitzung des ADGB-Bundesausschusses am 25.11.1931 warnte Simon: „Als die Regierung Brüning kam, hofften wir, daß wir 1931 bessere wirtschaftliche Zustände haben würden. Das Gegenteil ist eingetroffen, und es besteht keine Aussicht, daß die wirtschaftliche Lage in absehbarer Zeit sich bessert. Die Nazis werden unter diesen Umständen zur Macht kommen. Dann wird auch eine Preußenregierung mit Sozialdemokraten nicht wiederkehren. Die Regierung Brüning will die Position der Sozialdemokratischen Partei schwächen, und sie erreicht ihr Ziel mit Unterstützung unserer Partei.“ (Protokoll abgedruckt in: Peter JAHN (Bearb.), *Die Gewerkschaften in der Endphase der Republik 1930-1933*, Köln 1988, S. 432).

³⁵⁹ Im Oktober 1932 erklärte Simon, im Kampf gegen die reaktionäre Politik der Regierung Franz von Papens sei seine Gewerkschaft auch zum Generalstreik bereit. (Vgl. Heinrich August WINKLER, *Der Weg in die Katastrophe. Arbeiter und Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik 1930 bis 1933*, Berlin – Bonn 1987, S. 750).

³⁶⁰ Vgl. Gerhard BEIER, *Die illegale Reichsleitung der Gewerkschaften 1933-1945*, Köln 1981, S. 62.

³⁶¹ Schon ab Juni 1945 traf sich Simon wieder mit ehemaligen Genossen, darunter war auch das ehemalige USPD-Mitglied August Meier, um die Wiederbegründung der SPD in Nürnberg voranzutreiben, die dann im November von den Besatzungsbehörden zugelassen wurde. (Vgl. Wolfgang BEHR, *Sozialdemokratie und Konservatismus. Ein empirischer und theoretischer Beitrag zur regionalen Parteianalyse am Beispiel der Geschichte und Nachkriegsentwicklung Bayerns*, Hannover 1969, S. 98).

³⁶² Vgl. Emil WERNER, *Im Dienst der Demokratie. Die bayerische Sozialdemokratie nach der Wiedergründung 1945*, München 1982, S. 24 u. 41.

„Die Sozialdemokratische Partei brauchte weder ihren Namen noch ihr Programm zu ändern. Sie bekannte sich von jeher zur demokratischen Staatsauffassung, zur Völkerverständigung und internationalen Zusammenarbeit. Demokratie war für sie kein Lippenbekenntnis, sondern innere Ueberzeugung. Wir bekämpfen daher auch jeden Gedanken der Diktatur, gleichviel von welcher Seite er kam. Und wenn wir in Deutschland anstatt die Demokratie zu erhalten und zu festigen, die Diktatur eines Verbrechers über uns ergehen lassen mußten, dann war das auf die Tatsache zurückzuführen, daß das deutsche Volk politisch nicht geschult war und die Demokratie nicht zu schätzen wußte. Vor dem ersten Weltkrieg war es die Sozialdemokratie allein, die auf dem Boden der Demokratie stand. Und die Zeit von 1918 bis 1933 war zu kurz, um eine feste demokratische Grundlage zu schaffen.“³⁶³

Simon verstand es dabei durchaus, den historischen Rückblick mit den aktuellen Fragen der Tagespolitik zu verbinden; in einem Brief an Wilhelm Hoegner vom Juli 1946 warnte er vor „allzu starker Betonung des `Bayerischen`“ im SPD-Landesverband, da dies der CSU entgegenarbeite, „während wir uns von dieser Partei zu distanzieren wünschen.“³⁶⁴ (Am berechtigten Hinweis auf die Mitverantwortung der CSU-Vorgängerpartei BVP für den Aufstieg des Nationalsozialismus ließ es Simon dabei nicht fehlen.) Seine 1948 verfassten „Erinnerungen“ beschloss Simon mit den Worten:

„Der jüngeren Generation aber mögen sie zeigen, wie schwer der Weg war und welche großen persönlichen Opfer notwendig waren, um aus der politisch und wirtschaftlich rechtlosen Arbeiterschaft des vorigen Jahrhunderts eine gleichberechtigte mitbestimmende Klasse emporzuheben. Ohne Opfer kein Erfolg und kein Sieg!

Aber noch eine andere Lehre soll die jetzige junge Generation, sollen die Nachfolgenden daraus ziehen, daß sie festhalten müssen an der Demokratie, daß sie nicht Abenteurern, die alles versprechen, nachlaufen, daß sie nie wieder nur national, sondern stets europäisch denken und handeln! Denn nur, wenn ganz Europa endlich eine auf demokratischem Boden stehende einige Völkerfamilie bilden wird, werden in Zukunft Kriege, die so viel Unheil, Not und Elend brachten, verhindert werden können. Dann kann auch Deutschland sich von seinen vielen Wunden erholen und kann, wenn auch zunächst noch Jahre der Entbehnung folgen, wieder zu Wohlstand und Ansehen gelangen.“³⁶⁵

Der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung, der sich Simon bereits zur Zeit des Sozialistengesetzes angeschlossen hatte, blieb er buchstäblich bis zum letzten Atemzug verbunden: Josef Simon starb am 1. April 1949 während der Teilnahme am Gründungskongress der Gewerkschaft Leder in Kornwestheim/Neckar.

Glanz und Elend, Irrungen und Wirrungen, Kontinuität und Katastrophen der deutschen Sozialdemokratie dürften sich in wenigen Lebensläufen eindrucksvoller widerspiegeln als demjenigen von

³⁶³ Programm abgedruckt in: Udo WINKEL (Bearb.), Nürnberg 1945-1949. Quellen zur Nachkriegsgeschichte. Teil I: Die Übergangsphase bis zur Bildung des ersten Stadtrats April 1945 – März 1946, Nürnberg 1989, S. 183f, hier: S. 183.

³⁶⁴ J. Simon an W. Hoegner vom 15.7.1946. (Peter KRITZER, Wilhelm Hoegner. Politische Biographie eines bayerischen Sozialdemokraten, München 1979, Zitat: S. 271).

Josef Simon, dessen politisches Wirken mehr als sechs Jahrzehnte umfasst. Gleichzeitig war diese Biographie aber auch ein Beleg für seltene Prinzipientreue und Konsequenz im Kampf für die Demokratie. Obwohl Simon der „Organisation“ (d. h. dem Partei- und Gewerkschaftsapparat) seine Karriere zu verdanken hatte, ordnete er deren Ansprüchen und – realen oder vermeintlichen – „Sachzwängen“ eben *nicht* die „eigentlichen“ Ziele der Arbeiterbewegung unter; dies musste im Ersten Weltkrieg zum Bruch mit der Mehrheit führen, den er lange zu vermeiden gesucht hatte. Bei aller Überbewertung der Leistungsfähigkeit der sozialistischen Wirtschaftsform gab sich Simon aber auch nie irgendwelchen Blümenträumen einer „herrschaftsfreien Gesellschaft“ hin oder Konzepten, die mit gewaltsamen Mitteln die Herrschaft und Befreiung des Proletariats zu erreichen versprochen. Er war und blieb ein Mann der Praxis und der Organisation, behielt dabei jedoch stets die emanzipatorischen Visionen im Blick, die die deutsche Sozialdemokratie seit Mitte des 19. Jahrhunderts propagiert hatte. Hier eine Balance zu finden, war eine stete Herausforderung – sich ihr offen und selbstkritisch gestellt zu haben, war Simons eigentliche Leistung, die ihn von so vielen anderen Berufsfunktionären unterschied, die früher oder später den Wert der Organisation als solcher wichtiger nahmen als deren eigentlichen Zweck.

Damit passte Simon so gar nicht in das Bild des aus der Unterschicht aufgestiegenen sozialdemokratischen Gewerkschaftsführers, das Michels wenig schmeichelhaft gezeichnet hatte: „Zugleich mit der Selbstzufriedenheit bemächtigt sich der ehemaligen Arbeiter leicht ein Gefühl der Sättigkeit. [...] Einem Vorwärtstreben in demokratischer Richtung stehen viele von ihnen gleichgültig, selbst feindlich gegenüber. Sie richten sich in den bestehenden Verhältnissen ein, ja söhnen sich mit ihnen aus. Was interessiert sie das Dogma von der sozialen Revolution?“³⁶⁶ Obwohl Simon in seinem gelernten Beruf ebenso wie als Partei- und Gewerkschaftsfunktionär eindrucksvoll reüssiert hatte, rückte er vom *revolutionären* „Dogma“ durchaus nicht ab - wobei Dogmen seine Sache eben nicht waren, sieht man von seinem Beharren auf dem „Sozialismus“ als Telos aller gesellschaftlichen Entwicklung ab.³⁶⁷ Die konkrete Ausgestaltung dieser Zukunftsverheißung blieb bei Simon stets diffus. Wie noch zu zeigen sein wird, war er keineswegs der einzige Gewerkschaftsfunktionär, der sich auf die Seite der (bayerischen) USPD schlagen sollte. Die „klassische“ Interpretation, der zufolge eine Karriere im bürokratischen Apparat konservativere Einstellungen fast zwangsläufig fördere, wurde zwar in der späteren Forschungsliteratur meist als feststehende Tatsache übernom-

³⁶⁵ J. SIMON, Erinnerungen, in: MIRKES (Hrsg.), Josef Simon, S. 11-202, hier: S. 167f.

³⁶⁶ MICHELS, Zur Soziologie des Parteiwesens, S. 290.

³⁶⁷ Simons letzte politische Äußerung, die wenige Stunden vor seinem Tod gehaltene Begrüßungsansprache auf dem Gründungskongress der Gewerkschaft Leder, schloss mit den Worten: „Unsere Ziele sind ja weit gespannt. Die Gewerkschaften waren früher neutral und sind auch heute neutral. Sie haben aber ein Ziel, das ist das Ziel einer neuen Gesellschaftsordnung, Ausschaltung der heutigen Privatwirtschaft, Erstrebung einer planmäßigen Bedarfswirtschaft. Immer hatten wir auf unsere Fahne geschrieben: 'Sozialismus'!“ (Rede abgedruckt in: MIRKES (Hrsg.), Josef Simon, S. 422-424, hier: S. 424).

men;³⁶⁸ die Vita Simons legt hier allerdings eine gesunde Skepsis nahe: Das „Sein“ bestimmte - entgegen der Vorstellung von Marx - selbst in der Sozialdemokratie nicht unbedingt das „Bewusstsein“.³⁶⁹ Mit der spezifischen Organisationskultur der Sozialdemokratie und der Freien Gewerkschaften haderte Simon – trotz häufiger Meinungskämpfe – offenbar nicht, hier lag der deutlichste Unterschied zwischen ihm und Eisner. In seinen „Erinnerungen“ schilderte Simon seine harmonisierende Sicht der Dinge:

„Ich habe sehr selten die Erfahrung gemacht, daß die Arbeiter den sozusagen privaten Aufstieg ihrer gewerkschaftlichen und politischen Führer, der mit ihrer Stellung verbunden war, mit Neid und Mißgunst betrachtet hätten; es überwog viel eher ein Gefühl des Stolzes bei ihnen. Allerdings ist diese Behauptung nur mit einer gewichtigen Einschränkung zu machen; sie galt nicht für Führer, die eingebildet oder diktatorisch auftraten. Es war keinem auch noch so erfolgreichen Führer [...] gestattet, Einsprüche einfach zu übergehen; eine Entscheidung hing immer viel mehr von dem Gewicht seiner Gründe als von dem Gewicht seiner Stellung ab.

Es ist meine feste, aus langer Erfahrung kommende Überzeugung, daß die Arbeiterbewegung – ich spreche jetzt nicht von den Kommunisten- eine der wirklich echten, von unten kommenden demokratischen Institutionen ist. Bezeichnend dafür scheint mir auch die Tatsache zu sein, daß ich unter den Funktionären der demokratischen Arbeiterbewegung nie so etwas wie einen Korpsgeist gegenüber Kollegen und Genossen ohne Funktion bemerkt habe.“³⁷⁰

Diese Wahrnehmung unterscheidet sich doch deutlich von den Analysen von Michels und Eisner, ein Widerspruch, der nicht so leicht aufzulösen ist. Hatte die „sozialistische Gesellschaftsordnung“ als Endziel der Partei für Simon auch kanonische Geltung, so interessierte er sich doch recht wenig für Fragen der Theorie und der Marxexegese, nahm etwa am Revisionismusstreit kaum erkennbaren Anteil. Mit seiner geringen Beachtung für die „wissenschaftlichen“ Debatten in den einschlägigen Zirkeln der Partei befand er sich in Übereinstimmung mit dem weit überwiegenden Teil der Mitgliedschaft.³⁷¹ Praktische Vernunft ging Simon stets vor jegliche Ideologie oder gar Prinzipienreiterei; er bekannte offen, „daß ich in meinem Leben immer viel mehr daran gewöhnt gewesen bin,

³⁶⁸ Auf dem vermeintlichen Nexus zwischen Verankerung im Partei- und Gewerkschaftsapparat sowie „konservativer“ politischer Einstellung baut auch die Einschätzung der Entwicklung der Vorkriegs-SPD durch Hartfrid Krause auf: „Die Herausbildung einer Massenpartei hatte das Entstehen einer breiten Funktionärsschicht und einer kleineren Gruppe besoldeter Angestellter in Partei und Gewerkschaft zur Folge; diese Gruppe war insofern ein stark retardierendes Moment, als ihre Interessen auf Erhaltung und Sicherung zielten. Die Verabsolutierung der Organisation ging einher mit einer Abwehr all dessen, was möglicherweise den erreichten Organisationsstand gefährden konnte.“ (USPD, S. 45).

³⁶⁹ Hinzu kommt noch ein weiterer Aspekt, den Simon selbst betont hat: „Es ist zu oft und zu leicht vergessen worden, daß der gewerkschaftliche Spitzenfunktionär in pekuniärer Hinsicht ein Idealist sein mußte, denn das Maß an Berufskennntnissen, das von ihm verlangt wurde, verbunden mit der Arbeitsleistung und der Geschäftskennntnis, die seine Stellung erforderte, hätte ihm, wenn er das alles für eine private Geschäftskarriere verwendet hätte, bestimmt in den weitaus meisten Fällen ein erheblich höheres Einkommen gesichert als die Tätigkeit als Funktionär der Arbeiterbewegung.“ (J. SIMON, Erinnerungen, in: MIRKES (Hrsg.), Josef Simon, S. 11-202, hier: S. 163).

³⁷⁰ Ebd.

³⁷¹ Wie verschwindend gering das Interesse der sozialdemokratischen Basis – aber auch eines Großteils der Funktionäre – am Schrifttum des „wissenschaftlichen Sozialismus“ war, hat Hans-Josef Steinberg herausgearbeitet. (Vgl. Sozialismus und deutsche Sozialdemokratie, S. 129-142).

meine Erfahrungen auf vorliegende praktische Fälle anzuwenden, als sie in der Theorie und auf dem Papier zu entwickeln.“³⁷² Die Gewissheit, auf der „richtigen“ Seite der historischen Entwicklung zu stehen, war ihm ideologische Sicherheit genug; sie beruhte wohl mehr auf moralischem Empfinden und der eigenen Lebenserfahrung als auf „wissenschaftlich“ begründeter Überzeugung. Wie ein ihm gut vertrauter Zeitgenosse feststellte, war Simon eben „kein beschränkter Parteimann [...], der glaubte, andere Meinungen nur haben zu müssen, um sie in der Partei- und Fraktionsagitation herauskehren zu können. Ausschlaggebend war für ihn an einer Sache, ob sie vernünftig und fortschrittlich war, nicht ob der Genosse soundso laut Nummer soundsoviel einer Parteizeitung von zehn oder zwanzig Jahren zuvor diese oder jene Meinung `festgelegt` hatte.“³⁷³ An solchen Persönlichkeiten herrschte gerade auf dem linken Flügel der deutschen Arbeiterbewegung wahrlich kein Überfluss. Mit seiner vorgelebten Aussöhnung zwischen Pragmatismus und Grundsatztreue setzte Simon in der Geschichte der bayerischen und deutschen Sozialdemokratie bleibende Maßstäbe.

2.4.5 *Stellungnahmen zur Außen- und Militärpolitik sowie zum Verhalten im Kriegsfall*

An dieser Stelle soll ein kleiner Exkurs eingeschoben werden, der die Meinungsäußerungen der bayerischen SPD zu den Fragen der Außenpolitik und zum Verhalten im Kriegsfall wiedergibt und damit den Zusammenhang mit den oben geschilderten Debatten herstellt.³⁷⁴ Wie auch bei der Gesamtpartei gab es in diesem Politikbereich im Landesverband gravierende Defizite, wurde die Ausarbeitung einer Parteistrategie gerade für den Fall eines drohenden Krieges sträflich vernachlässigt. Zum ganzen Komplex der Außen- und Militärpolitik entwickelte die bayerische SPD-Spitze keine kohärenten Vorstellungen. In einem Zeitungsartikel hatte Vollmar 1891 den Gedanken abgelehnt, „daß die sozialistische Gesellschaft aus dem nächsten Krieg entstehen werde“; nach seiner Überzeugung wäre „ein großer Krieg nicht nur ein allgemein menschliches Unglück, sondern zugleich auch der größte Schlag, welcher den Sozialismus treffen könne“³⁷⁵. In seinen „Eldorado“-Reden strich Vollmar im gleichen Jahr, sich dabei auf Bebel beziehend, die Bereitschaft der Sozialdemokratie zur Vaterlandsverteidigung heraus – ohne Kriterien zur Unterscheidung zwischen Angriffs- und

³⁷² J. SIMON, Erinnerungen, in: MIRKES (Hrsg.), Josef Simon, S. 11-202, hier: S. 165.

³⁷³ So der Zeitgenosse Philipp Loewenfeld, der – als Mitglied der MSPD – mit Simon im bayerischen Rätekongress (Feb./März 1919) eng zusammenarbeitete. (LANDAU/RIESS (Hrsg.), Loewenfeld: Erinnerungen, S. 260).

³⁷⁴ Eine eingehendere Untersuchung zu dieser Thematik steht immer noch aus, es kann hier deshalb nur ein kurzer Überblick gegeben werden. Zur Debatte innerhalb der SPD zu Fragen der Außen-, Militär- und Friedenspolitik hat Rambke 1983 festgestellt: „Die Uneinigkeit, die zwischen den exponierten Vertretern der verschiedenen Richtungen zutage trat, kann in dieser Form nicht auf die gesamte Partei übertragen werden. Dies war eine akademische Kontroverse, die von den meisten Mitgliedern übergangen oder nicht verstanden wurde. Innerparteiliche Diskussionen über Militarismus und Patriotismus auf lokaler Ebene fanden kaum statt.“ (Diesem System keinen Mann und keinen Groschen?, S. 82).

³⁷⁵ CARSTEN, August Bebel, Zitat: S. 134.

Verteidigungskrieg zu liefern.³⁷⁶ Diese Lücke wurde auch später nur unzureichend zu füllen versucht.

„Wenn es sich um die Not und den Schutz des Landes gegen feindliche Angriffe handelt, dann wird man erfahren, daß die Sozialdemokraten ihr Vaterland wahrlich nicht weniger lieben und bei seiner Verteidigung nicht die schlechtesten und am wenigsten opferbereiten Soldaten sein werden. Wenn dagegen jemals der törichte Gedanke auftauchen sollte, das Heer zur Aufrechterhaltung einer hin-fällig werdenden Klassenherrschaft, zum Schutze unhaltbarer Vorrechte und zur Knebelung von Bestrebungen anzuwenden, welche in der ganzen politischen und sozialökonomischen Entwicklung unserer Zeit liegen und ihr notwendiger Ausdruck sind – dann allerdings sind wir der festen Überzeugung, daß der Tag kommen wird, wo das Heer sich erinnert, daß es aus dem Volke hervorgegangen ist und daß dessen Interessen seine eigenen sind.“³⁷⁷

Diese Festlegung in der Frage des Verhaltens der Sozialdemokratie im Kriegsfall hatte Vollmar bereits im November 1893 im bayerischen Landtag getroffen und ebendort im Januar 1906 zwecks Zurückweisung von Angriffen der bürgerlichen Parteien wiederholt.³⁷⁸ Neben dem für einen der profiliertesten Köpfe des süddeutschen Reformismus doch überraschenden Rekurs auf den ökonomischen Determinismus Marxscher Provenienz ist an dieser Aussage etwas anderes von Belang: Weniger der Hinweis auf die bisherige Funktion des Militärs zur Aufrechterhaltung des gesellschaftlichen Status quo des Kaiserreiches, sondern die Erwartung, dass sich das Heer mit der Zeit „demokratisieren“ und damit für diesen Zweck unbrauchbar würde. Mit dieser Ansicht stand Vollmar nicht allein; Südekum, der sich schon früh für einen „kühnen und wahren Patriotismus“³⁷⁹ ausgesprochen hatte, behauptete 1913 selbstzufrieden: „Die Regel der historischen Dialektik wird wieder bekräftigt, daß an einem gegebenen Punkt die Quantität in Qualität umschlägt, d. h. in diesem Falle, daß immer fortgesetzte Vermehrungen der Zahl der Soldaten auch schließlich das Wesen des Heeres ändern müssen. Die Verteidiger des heutigen Systems meinen, vielleicht einen Erfolg davongetragen zu haben, während sich unter ihren Händen schon die erste leichte Schwenkung zum Volksheer hin abspielt.“³⁸⁰ Dieser auf Engels zurückgehende Topos war gerade für die Anhänger einer evolutionären Entwicklung ausgesprochen verführerisch, war aber zu diesem Zeitpunkt, wie gesehen, schon als Irrtum erkennbar.³⁸¹ Außer diesem weit verbreiteten, letztlich aber unbegründeten Optimismus hatten Vollmar und seine Mitstreiter analytisch nicht viel zu bieten. Im Landtag wiederholte die SPD ihr Bekenntnis zur Landesverteidigung und verzettelte sich ansonsten im Behar-

³⁷⁶ Reden abgedruckt in: VOLLMAR, Reden und Schriften, S. 136-161, vgl. hier: S. 155-160.

³⁷⁷ Rede abgedruckt in: Ebd., S. 237-240, hier, S. 240.

³⁷⁸ Damit hatte Vollmar einen bemerkenswerten Kurswechsel vollzogen; 1880 hatte er noch Bebel wegen einer allzu patriotischen Rede in einem Zeitschriftenaufsatz gerügt. (Vgl. BOLL, Frieden ohne Revolution?, S. 46).

³⁷⁹ M. BLOCH, Albert Südekum, Zitat: S. 57.

³⁸⁰ NEFF, „Wir wollen keine Paradedruppe . . .“, Zitat: S. 222.

³⁸¹ Siehe dazu oben Kap. 2.2.7.

ren auf den bayerischen Reservatrechten in der Militärpolitik. Gegen die wachsende Kriegsgefahr war *damit* kein Mittel zu finden.

Der naheliegende Gedanke, sich Maßnahmen gegen die aggressive Außenpolitik der Reichsregierung zu überlegen, kam dabei nicht auf. Vollmar ging mit der reformorientierten Militärpolitik, wie sie der rechte Parteiflügel vor der Jahrhundertwende entwickelt hatte, weitgehend konform, schätzte den Einfluss der SPD aber gering ein: „Wir können für [das] Heer nur Richtung, Tendenz, Änderungen angeben.“³⁸² In kolonialpolitischen Fragen stand Vollmar ebenfalls im Lager der Parteirechten um Südekum und Noske, die auch hier die konstruktive Mitarbeit suchten, statt Fundamentalopposition zu betreiben.³⁸³ Der bayerische SPD-Vorsitzende prangerte zwar 1907 im Reichstag an, dass Deutschlands Außenpolitik von den „persönlichen Einflüssen“ des Kaisers und einer „kleinen aber einflußreichen und rücksichtslosen, unreaktionären Kaste“³⁸⁴ bestimmt werde, was „eine ununterbrochene Kette von lauter Fehlern“³⁸⁵ zur Folge gehabt und zur Isolierung des Reiches geführt habe. Dessen ungeachtet lehnte Vollmar den Kampf der radikalen Linken in der Partei gegen den Militarismus ab; auf dem internationalen Sozialisten-Kongress im gleichen Jahr hatte er bereits klargemacht, wie seine Prioritäten verteilt waren.³⁸⁶ Dem Verhältnis zur Landesregierung, das sich bis 1912 ausgesprochen konstruktiv gestaltete, konnte dies nur förderlich sein. Vor der Jahrhundertwende hatte der bayerische Kriegsminister im Landtag bereits zugegeben, dass gegen Sozialdemokraten in der Armee „im allgemeinen, dank der Disziplin, welche in der sozialdemokratischen Partei herrscht, keine Klage zu führen ist.“³⁸⁷ Alles spricht dafür, dass Vollmar, dem als ehemaligem Offizier hier eine nennenswerte Expertise zu Eigen war, und sein Umfeld die Vorstellungen der praktizistischen Militärpolitiker in der Reichstagsfraktion, d. h. von Frank, Heine, Noske und Südekum, befürworteten. Diese sahen gerade im Bereich der Militärpolitik die Möglichkeit, mit der vom bayerischen Reformismus propagierten und angewandten Methode, d. h. mit kleinen Schritten, allmählich zu Veränderungen zu gelangen.

Überlegungen zur Außenpolitik hatte auch Adolf Müller angestellt, war dabei aber über einige allgemeine Prinzipien (Selbstbestimmungsrecht der Völker, Ablehnung von Gewaltherrschaft) nicht

³⁸² LAMPE u. a., Militärpolitik, Zitat: S. 252.

³⁸³ Vgl. H.-C. SCHRÖDER, Sozialismus und Imperialismus, S. 183-190.

³⁸⁴ R. JANSEN, G. v. Vollmar, Zitat: S. 106f.

³⁸⁵ RAMBKE, Diesem System keinen Mann und keinen Groschen?, Zitat: S. 67.

³⁸⁶ So erklärte Vollmar auf der Stuttgarter Konferenz: „Es ist nicht wahr, daß international gleich antinational ist. Es ist nicht wahr, daß wir kein Vaterland haben, und dabei nenne ich das Wort Vaterland ohne irgendeine haarspalterische Begriffserklärung hinzuzufügen. Ich weiß, daß und warum der Sozialismus international sein muß. Aber die Liebe zur Menschheit kann mich in keinem Augenblick hindern, ein guter Deutscher zu sein, wie sie andere nicht hindern kann, gute Franzosen oder Italiener zu sein.“ (Protokoll Internationaler Sozialisten-Kongress Stuttgart 1907, S. 92).

³⁸⁷ G. A. RITTER/TENFELDE, Arbeiter im Deutschen Kaiserreich, Zitat: S. 742.

hinausgekommen; wie die meisten Parteigenossen war er stark eingenommen von einer unreflektierten Feindschaft gegenüber dem Zarismus.³⁸⁸ Eine substantielle Berichterstattung bzw. Diskussion über außenpolitische Themen fand in der *Münchener Post* ebenso wenig statt wie in der übrigen bayerischen Parteipresse. Dabei gab es allerdings - kurzzeitig - eine Ausnahme: In seiner Zeit als Chefredakteur der *Fränkischen Tagespost* (1907-1910) bemühte sich Eisner um eine „eingehende Berücksichtigung der auswärtigen Politik“; sein selbsterklärtes Ziel war es, „eine tiefere Kenntnis verschleierter Vorgänge der Öffentlichkeit“³⁸⁹ zu vermitteln. Innerhalb seiner Partei stieß dieser Versuch auf wenig Interesse oder gar Gegenliebe, er blieb nur Episode.³⁹⁰ Entsprechend ernüchtert fiel Eisners rückblickendes Urteil aus: „In den Jahren sozialdemokratischer Agitation war auch der Krieg wie vieles andere zum bloßen dekorativen Wert verblaßt, der die Phantasie und den Willen nicht mit Realität erfüllte. Man nimmt nichts ernst als die nächsten Sorgen.“³⁹¹

Bei aller Verdrängung und Ignoranz: Konkrete Warnungen wurden dennoch immer wieder zum Ausdruck gebracht. Im Anschluss an die gerade noch einmal friedlich beigelegte 2. Marokkokrise von 1911 schrieb die *Oberfränkische Volkszeitung*: „Wir sehen wiederum, daß die Klassenherrschaft in erster Linie es ist, welche unaufhörlich neue Konflikte herbeiführt. Solange sie besteht, wird auch die permanente Kriegsgefahr bestehen. Für den Weltfrieden im wahren Sinne des Wortes ist sonach eine Sicherung nur von der Arbeiterbewegung zu erwarten, deren Ziel die Beseitigung der Klassenherrschaft ist. Wahrscheinlich, daß es diesmal noch gelingt, die Beute friedlich unter die herrschenden Klassen zu teilen. Leider ist zu befürchten, daß diese ewige Spiel mit dem Feuer einmal anders ausgeht.“³⁹² Auch Südekum gestand ein, welche Gefahren drohten; auf dem Gautag der nordbayerischen SPD zog er aus der diplomatischen Krise den Schluss: „Selbst der Versuch, durch ein verzweifeltes Manöver in der auswärtigen Politik die Aufmerksamkeit des Volkes von den wichtigen Dingen abzulenken, muß bei der Stimmung der weitesten Kreise mißlingen, vorausgesetzt, daß das Sonderinteresse der Herrschenden nicht bis zu dem frevelhaften Wahnsinn einer offenen Kriegserklärung vorzudringen wagt.“³⁹³ Das war dieses Mal noch nicht der Fall.

An derartige Befürchtungen konnten sich unter Umständen auch positive Erwartungen knüpfen; eine Protestversammlung der Augsburger SPD erklärte: „Kommt dieser Krieg, dann werden wir dafür Sorge tragen, daß diesem Krieg der Ruin der kapitalistischen Gesellschaftsordnung folgt und

³⁸⁸ Vgl. POHL, Adolf Müller, S. 122-124.

³⁸⁹ Freya EISNER, Kurt Eisner. Der Publizist und Politiker. Seine Einschätzung durch Zeitgenossen und in jüngerer Literatur, Bremen 1991, Zitat: S. 83.

³⁹⁰ Siehe dazu unten Kap. 4.7.

³⁹¹ WACHENHEIM, Die deutsche Arbeiterbewegung, Zitat: S. 437, Fn. 29.

³⁹² OVZ Nr. 181 vom 5.8.1911.

³⁹³ FT Nr. 183 vom 8.8.1911.

die Aufrichtung des sozialdemokratischen Staates.³⁹⁴ Demgegenüber vertrat die *Fränkische Volkstribüne* den Standpunkt, dass umgekehrt die Durchsetzung sozialdemokratischer Forderungen den Krieg verhindern könnte: „Schärfere Kontrolle der auswärtigen Politik durch die Parlamente, bessere Verständigung der Völker miteinander durch das Instrument der Volksvertretung, das sind die Folgerungen, die sich für alle beteiligten Völker aus dem Marokkohandel von selbst ergeben. Sie liegen in der Richtung des sozialdemokratischen Programms“³⁹⁵.

Diese Forderungen waren vergleichsweise konkret und hatten auch die Vernunft auf ihrer Seite, allein: Sie verwiesen wieder auf das ungelöste Problem, wie in Deutschland ein parlamentarisches Regierungssystem überhaupt durchgesetzt werden sollte bzw. konnte. Da die SPD hierfür keine Lösung fand, blieb es bei Demonstrationen und Appellen. Gerade die 2. Marokkokrise bot hierfür einen triftigen Anlass. „Gegen den Wahnwitz eines Weltkrieges muß sich die arbeitende Bevölkerung mit aller Macht wehren. Je massenhafter das Proletariat auftritt, umso sicherer steht der Weltfrieden!“³⁹⁶ So hieß es im Demonstrationsaufruf der Hofer SPD. Weitere Friedenskundgebungen fanden dort 1912 und 1913 anlässlich des Baseler Kongresses der II. Internationale und der neuen Wehrvorlage statt.³⁹⁷ Josef Simon, der an dem Kongress teilgenommen hatte, berichtete im Anschluss: „Auch darüber wurde kein Zweifel gelassen, daß unter der Herrschaft des Kapitalismus der Krieg wie ein Damoklesschwert drohend über den Völkern schwebt und daß erst wirklicher Friede unter den Völkern eintreten wird, wenn die Herrschaft des Kapitalismus gestürzt und der Sozialismus zum Sieg geführt ist.“³⁹⁸ Die Qualität dieser Äußerungen erschließt sich erst durch den Kontrast zu den Positionen der Landesleitung (Timm etwa wies zur gleichen Zeit auf die „deutschen Interessen in Marokko“³⁹⁹ hin, die es zu wahren gelte; mit der – reichlich verspäteten - Reaktion des Parteivorstandes auf die Krise zeigte er sich voll einverstanden⁴⁰⁰).

Identitätsstiftende Kraft behielten dabei stets antikapitalistische Parolen (auf die auch die Landesleitung immer wieder zurückgriff⁴⁰¹). Josef Simon klagte 1909 in einer öffentlichen Versammlung in

³⁹⁴ I. FISCHER, *Industrialisierung*, Zitat: S. 340.

³⁹⁵ FVt Nr. 298 vom 20.12.1911.

³⁹⁶ MACHT, *Hofer Arbeiterbewegung*, Bd. II, Zitat: S. 516.

³⁹⁷ Vgl. ebd., S. 564-566.

³⁹⁸ Artikel aus der *Internationalen Korrespondenz* abgedruckt in: MIRKES (Hrsg.), *Josef Simon*, S. 286-288, hier: 287.

³⁹⁹ LAMPE u. a., *Militärpolitik*, Zitat: S. 327.

⁴⁰⁰ „Man mag über die *Marokkofrage* denken wie man will, jedenfalls muß man anerkennen, daß sie in ihrer Zuspitzung dem Vorstand der deutschen sozialdemokratischen Partei eine große Verantwortlichkeit auferlegte. Ich habe die Überzeugung, daß der Parteivorstand in allen Phasen der Entwicklung der Marokkofrage in diesem Sommer seine volle Pflicht getan hat.“ (Johannes Timm, Rückblick auf den sozialdemokratischen Parteitag 1911, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 21 vom 12.10.1911, S. 1319-1322, hier: S. 1321).

⁴⁰¹ So hieß es in einem Leitartikel des *Bayerischen Wochenblattes* im April 1913 anklagend: „Wenn die Sozialdemokraten sagten, daß das Geschrei nach neuen Rüstungen im letzten Hintergrunde eine wohlberechnete Mache des an der Lieferung von Mordwerkzeugen interessierten beutegierigen Kapitals ist, so wurden sie von den ‚nationalen‘ Maulhelden entrüstet als Verleumder und Vaterlands-

Hof an: „Das Volk hat gar kein Interesse an einem Kriege. Die Gefahr eines Krieges liegt nicht beim Volke, sie liegt im Kapitalismus und bei den Regierungen. Wir als Sozialdemokraten kennen nur einen Feind diesseits und jenseits der Grenze, das ist der Kapitalismus.“⁴⁰² Das *Bayerische Wochenblatt* druckte im April 1913 den Leserbrief eines oberfränkischen Arbeiters ab, der die aktuelle Heeresvermehrung in Beziehung zu den Lebensumständen seiner Standesgenossen setzte:

„Auch die Arbeiterschaft atmet nach der vielfach durch Arbeitslosigkeit, Not und Elend gedrückten Winterszeit wieder auf und setzt neue Hoffnungen auf die Zukunft. Allein ist zunächst die Unsicherheit im Erwerbsleben zu groß, als daß man mit einer sicheren Existenz rechnen könnte. Dazu kommt die unerhörte Verteuerung aller Lebensmittel und Bedarfsartikel, heraufbeschworen durch unsere auf den Vorteil der Besitzenden zugeschnittene Wirtschafts- und Steuerpolitik. Mit jedem Bissen Brot und Fleisch muß das Volk seinen Tribut auf dem `Altar des Vaterlandes` niederlegen, und bei den geringen Löhnen auf dem Lande ist es für einen kinderreichen Familienvater äußerst schwer, seine Angehörigen ausreichend zu ernähren und zu pflegen.

Während so das Volk unter fast unerträglichen Lasten seufzt, wird von den Hurratrioten ein Jubiläumstrubel in Szene gesetzt, um in dem `patriotischen` Taumel dem Volke eine neue ungeheuerliche Militärvorlage aufzubürden.“⁴⁰³

Dabei wurde viel zu wenig beachtet, welche Breitenwirkung die von den einschlägigen Verbänden immer massiver und professioneller vorgetragenen Integrationsideologien des Imperialismus, Marinismus, Militarismus und (Radikal-)Nationalismus entfalteten; sie erfassten das Bürgertum nahezu vollständig und machten vor Teilen der Arbeiterschaft, selbst der Sozialdemokratie, nicht halt.⁴⁰⁴ Die Regierung wurde somit oft zur getriebenen statt zur treibenden Kraft seit die Opposition „von rechts“ ein ernst zu nehmender Faktor geworden war. Bei der Analyse der wachsenden Kriegsgefahr war es mit simplifizierenden Erklärungen, die alles Übel „dem Kapitalismus“ anlasteten, jedenfalls nicht mehr getan und der SPD fiel es schwer, sich auf die veränderten Bedingungen einzustellen. Nach der Niederlage bei den Reichstagswahlen von 1907 gestand Adolf Braun ein: „Die *nationale Phrase*, die wir für völlig abgebraucht hielten, übte eine überraschend starke Wirkung aus, die zahllosen Flugblätter [...] wurden von der Wählerschaft ernst genommen, was wir für völlig ausgeschlossen hielten.“⁴⁰⁵ Damit war ein wichtiges Defizit der Partei erkannt; wirksame Konsequenzen unterblieben jedoch. Auch deshalb, weil Vollmar die Sorgen Brauns nicht teilte, sondern zeitgleich behauptete: „Aber das kann ich sagen, daß es wohl keine sozialdemokratische Partei irgend eines

feinde hingestellt. Und doch ist auch politischen Kindern bekannt, daß das Rüstungskapital *international* ist und daß die Krupp und Genossen ihre Erzeugnisse ebenso bereitwillig ans Ausland verkaufen wie ans Inland.“ (BayWo Nr. 17 vom 24.4.1913).

⁴⁰² MACHT, Hofer Arbeiterbewegung, Bd. II, Zitat: S. 474.

⁴⁰³ BayWo Nr. 18 vom 29.4.1913.

⁴⁰⁴ Zu den ohnehin bereits bestehenden nationalistischen, durchgehend antiparlamentarisch eingestellten Agitationsverbänden kam im Januar 1912 noch der „Deutsche Wehrverein“ hinzu, „in dem sich das imperialistische Großbürgertum, nationale Arbeiterschaft und mittelständische Kreise zusammenfanden.“ (STEGMANN, Die Erben Bismarcks, S. 277f).

⁴⁰⁵ Adolf Braun, Die Wahlen in Bayern, in: *Die Neue Zeit*, Nr. 20 vom 16.2.1907, S. 676-682, hier: S. 678.

Landes gibt, in der die nationale Befangenheit - um nicht zu sagen der Chauvinismus – von Anfang an eine geringere Rolle gespielt hat, und in der die Geißel des Militarismus und des Krieges entschiedener und folgerichtiger bekämpft worden ist, wie gerade durch die deutsche Sozialdemokratie.“⁴⁰⁶

Mit solchen Beruhigungspillen war den Herausforderungen, die seit der 1. Marokkokrise von 1905/6 unübersehbar waren, nicht zu begegnen. In Bezug auf einen zukünftigen Krieg, der als immer wahrscheinlicher angesehen wurde, schwankte die bayerische SPD ohne stringenten Erklärungsansatz zwischen Fatalismus und unbegründeten Hoffnungen. Eine genauere Vorstellung davon, welchen Charakter dieser Krieg haben würde bzw. welche ganz unterschiedlichen Konstellationen bei seinem Ausbruch denkbar waren, machten sich die Vordenker der Partei nicht; geschweige denn, dass sie sich ein Konzept überlegten, wie sie ihre innenpolitische Strategie im Kriegsfall neu ausrichten oder modifizieren könnten. Ihre Aversion gegen theoretische Erörterungen ließ die bayerischen Reformisten bei Kriegsausbruch „blank“ dastehen, weshalb sie umso dankbarer für die in Berlin umgesetzte Integrationsstrategie waren. Darüber hinaus brach sich nun ein Nationalismus, der bis dahin nur unterschwellig bemerkbar gewesen war, auch in der SPD seine abschüssige Bahn. Diese schon zuvor latent drohende Gefahr wurde von den weiter links stehenden Kräften nicht richtig erkannt, entsprechend hilflos fielen ihre Reaktionen aus. Die mangelnde Durchdringung der außen- und friedenspolitischen Fragen lässt sich im Übrigen über alle Parteiströmungen hinweg konstatieren.

Konkrete Ankündigungen für Fall des Falles machte Vollmar 1912 im Landtag, als er betonte, es sei „eine Lüge, wenn behauptet wird, die Sozialdemokraten würden bei Ausbruch eines Krieges durch einen Massenstreik die Reservisten verhindern, der Einberufung Folge zu leisten. Die Sozialisten setzten [zwar] alles daran, den Frieden zu erhalten. Sollte das [aber] nicht gelingen, so würden sie alles andere hinter die Not des Vaterlandes zurücktreten lassen. Er [Vollmar] betrachte es als selbstverständlich, daß dann die Sozialdemokraten ihrem Lande ihre Dienste leisteten; ja, sie würden nicht die schlechtesten Verteidiger des Vaterlandes sein.“⁴⁰⁷ Diese und ähnliche Ausführungen, die Adolf Müller noch nachschob, fand Ministerpräsident Hertling verständlicherweise „beruhigend“⁴⁰⁸, diese positive Einstellung war bereits zuvor an die Reichsleitung nach Berlin übermittelt

⁴⁰⁶ Protokoll Internationaler Sozialisten-Kongress Stuttgart 1907, S. 92.

⁴⁰⁷ POHL, Adolf Müller, Zitat: S. 123.

⁴⁰⁸ Ebd., Zitat: S. 124.

worden.⁴⁰⁹ Um die Risikobereitschaft der maßgeblichen Stellen zu dämpfen, waren solche Nachrichten kaum geeignet.

Die innerparteiliche Kritik an Vollmar, die seiner Erklärung auf den Fuß folgte (so durch Haase im Parteausschuss⁴¹⁰), perlte am bayerischen Landesvorstand wirkungslos ab. Was von dieser Seite bei Kriegsausbruch zu erwarten war, lag nun klar zutage, was herbe Überraschungen bei den Betroffenen allerdings nicht verhindern sollte. Aus den Äußerungen von Müller und Vollmar den Schluss zu ziehen, dass sie den von Gustav Bauer in einer vertraulichen Konferenz in Berlin (an der auch mehrere bayerische Vertreter teilnahmen) im November 1913 antizipierten Kurswechsel mit ganzem Herzen unterstützten, ist sicherlich nicht allzu gewagt. Im Falle eines „Verteidigungskrieges“ stand die bayerische SPD-Führung „Gewehr bei Fuß“, um in der von Vollmar geliebten militärischen Diktion zu bleiben. Die Deutungshoheit darüber, was genau unter „Verteidigung“ zu verstehen war, überließ man großzügig der Regierung und den Militärs, denen man damit einen „Blankoscheck“ ausstellte, der dann auch eingelöst werden sollte.

Gegenüber einem Vertrauten Hertlings trat Vollmar im Dezember 1912 Befürchtungen hinsichtlich der „nationalen Unzuverlässigkeit“ der Sozialdemokratie erneut entgegen: „Wenn wir unser Vaterland verteidigen müssen, wenn der zaristische Übermut nach einem Krieg verlangt, dann kann ich Ihnen versichern, geht auch der letzte Sozialdemokrat mit Freuden ins Feld und tut seine Pflicht.“⁴¹¹ In letzter Konsequenz beraubte sich die Sozialdemokratie damit jeglichen Druckmittels im Sinne einer Erhaltung des Friedens; einzig die Art, *wie* der Krieg ausgelöst wurde, konnte sie noch indirekt „beeinflussen“. Im Bayerischen Kriegsministerium war man sich inzwischen auch längst klar darüber, dass die Sozialdemokratie im Falle einer Mobilmachung keinen ernsthaften Widerstand leisten würde.⁴¹² Schon 1905 hatte das Münchner Generalkommando, im Hinblick auf eventuelle sozialdemokratische Störmanöver im Kriegsfall, prognostiziert: „Misstände und Unruhen vollends von der Bedeutung und Ausdehnung, wie kürzlich in Russland, dürften umsoweniger zu besorgen sein, als es sich bei einer künftigen deutschen Mobilmachung, wie kaum anders zu erwarten, um einen nationalen und populären Krieg handeln wird, wie 1870.“⁴¹³

⁴⁰⁹ Der Gesandte Carl Georg von Treutler berichtete am 1.2.1912 aus München, Auer habe gegenüber dem bayerischen Innenminister Friedrich von Brettreich erklärt: „Als wir das letzte Mal 44 Mann hoch in den Reichstag einzogen, konnten wir uns gestatten, uns auszutoben. Die jetzt von uns erreichte Mandatszahl [von 110; B. A.] legt uns größere Verantwortung auf, der wir uns nicht entziehen können.“ Treutler ergänzte: „Diese Äußerung erscheint um so charakteristischer, als mir von anderer Seite versichert wurde, daß der Sozialist von Vollmar demselben Minister erklärt habe, die Sozialisten würden weder einer Heeres- noch einer Flottenvorlage gegenüber *prinzipiellen* Widerstand erheben.“ (F. FISCHER, *Krieg der Illusionen*, Zitat: S. 159).

⁴¹⁰ Vgl. RAMBKE, *Diesem System keinen Mann und keinen Groschen?*, S. 237.

⁴¹¹ GROH, *Negative Integration*, Zitat: S. 376, Fn. 77.

⁴¹² Vgl. RAMBKE, *Diesem System keinen Mann und keinen Groschen?*, S. 259.

⁴¹³ Anscar JANSEN, *Der Weg in den Ersten Weltkrieg. Das deutsche Militär in der Julikrise 1914*, Marburg 2005, Zitat: S. 187.

Nicht verschwiegen werden darf, dass es in der bayerischen SPD auch Stimmen gab, die etwas völlig anderes forderten als die bestimmenden Exponenten des rechten Parteiflügels. Max Blumtritt, Parteiredakteur in Hof, schrieb im November 1912 anlässlich des Baseler Sozialisten-Kongresses:

„Die drohende Gefahr eines europäischen Krieges macht die internationale Politik zum wichtigsten Gegenstand der proletarischen Aktion. Ein neuer Gegensatz, der alle anderen Streitpunkte für den Augenblick zurückdrängt, ist scharf hervorgetreten. Die Regierungen wollen vielleicht noch nicht den Krieg selbst, aber doch die freie Verfügung über ihn; sie fordern, daß die Massen auf ihr Geheiß für die Machtinteressen des Kapitals gehorsam marschieren und ihr Blut opfern. Das Proletariat stellt seinen Friedenswillen gegenüber. Das bedeutet nicht einfach einen humanitären Abscheu vor Gewalt und Blutvergießen; denn die Arbeiter wissen, daß Gewalt bisher in der Geschichte oft unvermeidlich war, und sie rechnen darauf, für ihre eigene große Sache vielleicht ihr Leben opfern zu müssen. Es bedeutet, daß das Blut des Volkes uns zu kostbar ist, um für schmutzige Profitinteressen des Kapitals verspritzt zu werden. Der deutsche Arbeiter betrachtet den französischen Arbeiter als seinen Freund, als seinen Bruder, den deutschen Bourgeois als seinen Feind, nicht aus Laune, sondern von Natur wegen. Und es kann keine größere Ungeheuerlichkeit geben, als daß er auf Geheiß seines Feindes seinen Bruder töten soll!“⁴¹⁴

Mit dieser ausgesprochen „klassenbewussten“ Interpretation der internationalen Politik blieb Blumtritt unter den Meinungsmachern der bayerischen SPD ein Außenseiter, der über seinen engeren Wirkungskreis hinaus kaum Beachtung fand. Dies galt auch für seine Warnungen angesichts der „Gefahren und Greuel der modernen Kriege“⁴¹⁵, die er in einer öffentlichen Versammlung im September 1913 vorbrachte, und bereits auf seine Vorhersagen im Sommer 1914 verweisen.⁴¹⁶ (Die Theorie, dass in der SPD ebenso wie andernorts eine realistische Vorstellung vom Charakter eines zukünftigen Großkrieges fehlte, lässt sich nicht belegen.⁴¹⁷) Die im gleichen Jahr von der SPD-Reichstagsfraktion abgesegnete Deckungsvorlage lehnte das von Blumtritt redigierte Blatt, die *Ober-*

⁴¹⁴ MACHT, Hofer Arbeiterbewegung, Bd. II, Zitat: S. 565.

⁴¹⁵ OVZ Nr. 229 vom 29.9.1913.

⁴¹⁶ Siehe dazu die einschlägigen Zitate aus Artikeln der *Oberfränkischen Volkszeitung* im Kap. 3.

⁴¹⁷ Über das Kriegsbild der deutschen oder speziell der bayerischen Sozialdemokratie vor 1914 stehen tiefer gehende Untersuchungen noch aus (einige Hinweise bei RAMBKE, Diesem System keinen Mann und keinen Groschen?, S. 228ff.). In der profunden Darstellung von Dieter Storz (Kriegsbild und Rüstung vor 1914. Europäische Landstreitkräfte vor dem Ersten Weltkrieg, Herford – Berlin – Bonn 1992), die das Nebeneinander von modernen und traditionellen Einstellungen und Verhaltensweisen herausarbeitet, werden die Diskussionen innerhalb der sozialistischen Parteien nicht eingehender behandelt. Das nicht mehr haltbare Vorurteil, (auch) die SPD habe mit einem kurzen Krieg gerechnet, hält sich auch in seriösen Darstellungen (vgl. GROH/BRANDT, „Vaterlandslose Gesellen“, S. 159; WEHLER, Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 4, S. 42). Bernhard Neff hat erst jüngst festgestellt: „Eine eingehende Analyse der sozialdemokratischen Kriegsbilder vor 1914 ist bislang nicht erfolgt.“ („Wir wollen keine Paradedruppe . . .“, S. 85, Fn. 320). Es spricht Vieles – u. a. die wiederholten Warnungen Bebels – dafür, dass ein ausgeprägtes Bewusstsein in der Partei dafür vorhanden war, dass ein zukünftiger Krieg von ganz anderer Qualität sein würde als derjenige von 1870/71 (was bereits Engels und Wilhelm Liebknecht vor der Jahrhundertwende erkannt hatten). Die seit Jahrhundertwende eingetretenen fundamentalen Veränderungen in Kriegsführung und –technik blieben auch nicht verborgen: „Seit 1906 fiel ausländischen Beobachtern [deutscher Manöver] auf, dass deutsche Verteidigungsstellungen häufig aus mehreren aufeinander folgenden Linien von Schützengräben bestanden. Diese waren durch Sappen miteinander verbunden, und oft befand sich vor ihnen ein Stacheldrahtverhau.“ (KEEGAN, Der Erste Weltkrieg, Zitat: S. 181-184). Angesichts von Berichten über die Menschenverluste in den Balkankriegen von 1912/13 schrieb beispielsweise die *Schwäbische Volkszeitung*: „Auch wenn man sich immer wieder vor Augen hält, dass die Zahlen, wie sie hier angegeben werden, sicherlich starke Korrekturen erfahren werden, gewinnt man gleichwohl ein Bild vom modernen Kriege, das wahrhaft erschütternd ist.“ (SVZ Nr. 204 vom 3.9.1913).

fränkische Volkszeitung, ab mit der Begründung: „Der Kampf des Proletariats gegen den Militarismus kann nicht geführt werden, wenn ihm die Mittel zur Existenz und zur Stärkung bewilligt werden.“⁴¹⁸ Konkrete Handlungsanweisungen, zumindest -vorschläge für den Kriegs- bzw. Krisenfall hatte das linke Lager auch in Bayern nicht zu bieten während die Vordenker des rechten Flügels in dieser Frage spätestens 1912/13 zu ganz neuen Ufern aufgebrochen waren.

Die aktuellen Entwicklungen spielten dabei keine geringe Rolle. Der Reichstagsabgeordnete Franz Schmitt⁴¹⁹ fragte in einer Generalversammlung in München rhetorisch: „Hätten wir etwa zur Demonstration gegen die Heeresvorlage auf die Straße gehen sollen, da es uns doch gelungen ist, die Kosten für die Vorlage den Besitzenden aufzuhalsen?“⁴²⁰ Der große Rückhalt, den Schmitt hier an der Parteibasis fand, war nur ein weiterer Grund dafür, dass die Landesleitung glaubte, auch in diesem Politikbereich alles unter bester Kontrolle zu haben; von den internen Kritikern meinte sie nicht wirklich etwas fürchten zu müssen. Südekum notierte 1913 gelassen in sein Tagebuch, dass die Befürworter des Prinzips „Diesem System keinen Mann und keinen Groschen“ zu einer „bedeutungslose[n] oppositionelle[n] Gruppe“⁴²¹ geschrumpft seien. Damit war eine wichtige Zwischenetappe erreicht auf dem Weg zur Durchsetzung der Integrationsstrategie; so hatte Südekum gegenüber Vollmar noch 1905 versichert, er (d. h. Südekum) sei nach Berlin gegangen, „um `da zu sein`, d. h. um den Radikalinskis schärfer auf die Finger sehen zu können, als das bei bloß zeitweiliger und kurzer Anwesenheit möglich ist.“⁴²²

Es handelt sich wohl nicht um eine retrospektive Projektion, wenn man feststellt, dass der Riss, der 1916/17 zur Parteisplaltung führte, schon vor dem Krieg deutlich erkennbar war und zwar ganz besonders in dem hier dargestellten zentralen Politikfeld. Nachweisbar ist auch, dass die Probleme, vor denen die SPD dann im Weltkrieg stand, schon lange vorher angesprochen worden waren. Während der 2. Marokkokrise von 1911 schrieb die *Fränkische Tagespost*:

„Einer kritischen Zuspitzung der auswärtigen Politik würde sich das deutsche Proletariat mit allen Kräften widersetzt haben, es wird sich ihm [sic] auch künftig widersetzen, wenn abermals infolge der Unbeständigkeit unserer leitenden Stellen eine Wendung zum Schlimmeren eintreten sollte. Würde aber, was im Grunde kaum zu erwarten ist, die Frage unserer inneren Zustände aus diesem

⁴¹⁸ OVZ Nr. 224 vom 23.9.1913.

⁴¹⁹ Schmitt, Franz, geb. 11.3.1862 in Würzburg, 1869-1875 Volksschule in Würzburg, 1875-1878 Tapeziererlehre, 1885 Beitritt zur Gewerkschaft und zur SAP, Berufstätigkeit als Tapezierer und Optiker, ab 1895 als Weinhändler in München, 1893-1899 Vorsitzender der SPD München, 1899-1901 Vorsitzender der südbayr. SPD, 1907-1928 Parteisekretär in München, MdL 1899-1920, MdR 1912-1918, Nov. 1918 bis Jan. 1919 Präsident des provisor. Nationalrates in Bayern, März 1919 bis März 1920 Präsident des Bayr. Landtages, gest. 21.9.1932 in München.

⁴²⁰ MP Nr. 181 vom 6.8.1913.

⁴²¹ NEFF, „Wir wollen keine Paradedruppe . . .“, Zitat: S. 234.

⁴²² A. Südekum an G. v. Vollmar vom 25.2.1905. (LASCHITZA/PETERS, Südekums Auftrag in Schweden, in: BzG 16 (1974), S. 600-620, Zitat: S. 601).

Anlaß neu aufgerollt werden, würde die schleichende Krise der preußisch-deutschen Monarchie zu neuem Ausbruch kommen, dann müsste dafür gesorgt werden, daß die Lösung erfolgt nicht im Sinne einer Abenteuerclique, die nach außen und innen eine verbrecherische Katastrophenpolitik treibt, sondern nach den Wünschen des arbeitenden Volkes im Sinne des Parlamentarismus und der Demokratie!⁴²³

Blickt man auf die Ereignisse im Sommer 1914, wohnt diesem Artikel nahezu seherische Kraft inne. Er lässt sich jedoch auch als skeptischer Kommentar zu Heines Kompensationsstrategie lesen, die der bayerische Landesvorstand kritiklos unterstützte. Die unangebrachte Selbstzufriedenheit bei der Parteiführung, aber auch den Fatalismus in der Frage der Friedenserhaltung, gleichbedeutend dem weit verbreiteten Glauben an den „Topos vom unvermeidlichen Krieg“, gab ein Leitartikel der *Neuen Donau-Post* vom Mai 1915 wieder; in einer Rückschau hieß es: „Wenn Artikel, Reden, Kundgebungen aller Art den Frieden gewährleisten könnten, nun dann hätte er nie gebrochen werden können, so oft und so energisch hatte ja das Proletariat seine Stimme für den Frieden in den letzten Dezennien erhoben. Und wenn jede Stunde vor dem Ausbruch des Weltkrieges eine Massendemonstration gesehen hätte, so würden diese *Kundgebungen* doch nicht die eiserne Kette der Weltbegebenheiten zerrissen haben, die in sich längst den entsetzlichen mörderischen Konflikt trugen.“⁴²⁴ Kritische Reflexionen zur Parteistrategie in dieser entscheidenden Frage konnten auf diesem Boden nicht mehr gedeihen.

2.4.6 *Ausbau der Parteiorganisation, ideologische Kontinuität und Aufschiebung der Probleme*

Zurück zur Innen- und Parteipolitik der Vorkriegszeit: Die Versuche der bayerischen SPD, unter der Landbevölkerung Anhang zu gewinnen – ein Herzensanliegen Vollmars –, waren nur von sehr begrenztem Erfolg gekrönt und führten zu weiteren Streitigkeiten mit den norddeutschen Organisationen.⁴²⁵ Kautsky blieb auf dem Standpunkt: „Nur der hoffnungslose Bauer wird Sozialdemo-

⁴²³ FT Nr. 181 vom 5.8.1911.

⁴²⁴ NDP Nr. 102 vom 2./3.5.1915.

⁴²⁵ Das Grundproblem der sozialdemokratischen Agitation bei der Landbevölkerung bestand schlichtweg darin, dass die Partei „den Bauern eigentlich nichts bieten konnte.“ (I. FISCHER, Kurs der bayerischen Sozialdemokratie, in: GERMANISCHES NATIONALMUSEUM (Hrsg.), Arbeiterbewegung in Bayern, S. 79-109, hier: S. 88). Das Erfurter Programm prognostizierte, dass die zukünftige ökonomische Entwicklung nicht nur den Mittelstand, sondern auch das Bauertum zum Untergang verurteilen werde. Dahinter stand das Marxsche Theorem von der unbedingten Überlegenheit des landwirtschaftlichen Großbetriebes gegenüber dem Kleinbetrieb. Die bayerische SPD versuchte, vor allem im Hinblick auf die im Vergleich zu Preußen gänzlich andere Sozialstruktur auf dem Land, auch hier gegenüber der Gesamtpartei eine eigenständige und weniger dogmatische Linie zu fahren. Auf dem Frankfurter Parteitag von 1894 war wiederum Bebel den „Extratouren“ Vollmars (und auch Davids) auf diesem Gebiet entgegengetreten mit der Mahnung: „Ihr seid nicht die Vertreter der bayerischen Bauern, sondern der intelligenten Industriearbeiter, und ihr habt unser Programm rein und unverfälscht zu halten. Kommen die Bauern so nicht zu uns, so wird sie die Not der Zeit schon denken lernen.“ (Ebd., Zitat: S. 90). Die auf diesem Parteitag angeschobenen Versuche, ein Agrarprogramm zu verabschieden, versandeten letztendlich. Auf dem Breslauer Parteitag von 1895 setzte Kautsky seine Auffassung durch, die einen Bauernschutz ablehnte. In Bayern standen Erfolge der SPD unter der Landbevölkerung – neben der sich wieder bessernden wirtschaftlichen Lage – vor allem die verstärkten Organisationsbemühungen des Zentrums entgegen sowie der Bayerische Bauernbund, der das stärker oppositionell gestimmte Lager abdeckte. Die SPD-Landtagsfraktion bemühte sich weiterhin um die Interessen der Bauern, stieß dabei aber auch bei der eigenen Anhängerschaft auf Vorbehalte.

krat.⁴²⁶ Mit dieser Meinung konnte er sich durchsetzen und auf dem Breslauer Parteitag von 1895 ein konstruktives Agrarprogramm der Partei verhindern, das die süddeutschen Landesverbände befürworteten. Grillenberger bezeichnete – im Einklang mit der Landesleitung - die Parteitagsbeschlüsse als „Breslauer Blödsinn“, dem „wir uns *unter keinen Umständen* unterwerfen werden.“⁴²⁷ Die bayerische Renitenz, die später im Budgetstreit ihren großen Auftritt haben sollte, zeigte sich schon hier.

Obwohl die in Bayern zahlreiche Landbevölkerung weitgehend resistent gegen das Werben der Sozialdemokratie blieb, stieg die Zahl der Parteimitglieder kontinuierlich an und erreichte 1914 einen Stand von über 91000 (in 649 Ortsgruppen).⁴²⁸ Die beharrliche Agitationsarbeit zahlte sich trotz der fortbestehenden Hindernisse aus.⁴²⁹ Bei den Reichstagswahlen von 1912 war der Landesverband auf einen Stimmenanteil von 27,3% gekommen. Dieser Anteil blieb hinter dem Ergebnis auf Reichsebene (34,8%) zwar zurück, war aber in Anbetracht der geringeren Industrialisierung Bayerns ein mindestens gleich hoch zu bewertender Erfolg, der vielversprechende Perspektiven zu bieten schien. Dies lag vor allem daran, dass es der bayerischen SPD durch den Verzicht auf einen Kampf gegen die katholische Kirche gelang, aus dem „protestantischen Ghetto“ auszubrechen und – vor allem in München – auch in kleinbürgerliche Schichten vorzudringen.⁴³⁰ Der Kampf gegen die Zentrumsparterie blieb dabei eine politische Konstante;⁴³¹ an der Feindschaft des reaktionären Klerus gegenüber der Sozialdemokratie änderte auch die moderate Haltung Vollmars nichts.⁴³²

⁴²⁶ GROH, Die Sozialdemokratie 1897-1909, in: Ders., Emanzipation und Integration, S. 253-566, Zitat: S. 268.

⁴²⁷ Ebd., Zitat: S. 270.

⁴²⁸ Die Mitgliedschaft der bayerischen SPD entwickelte sich wie folgt: Ca. 15800 (1900), ca. 25500 (1904), ca. 31000 (1906). Bei den Reichstagswahlen entwickelte sich der Stimmenanteil der Partei in Bayern: 2,2% (1874), 13,9% (1890), 21,7% (1903). (Angabe aus HIRSCHFELDER, Die bayerische Sozialdemokratie, (Teil II), S. 470, 539, 541f. u. 567).

⁴²⁹ Südekum berichtete 1907: „Die Gegend südlich von Hof galt noch vor wenigen Jahren für einen der schwärzesten Winkel in ganz Bayern. Wir haben immer wieder und wieder Versuche mit der Begründung von Organisationen gemacht, ohne doch lange Zeit hindurch recht weiter zu kommen. Sozialdemokratische Redner fanden kaum genug Zuhörer, um eine einfache Gaststube zu füllen; gewerkschaftliche Werber wurden schroff zurückgewiesen, hier und da gar von feigen und feilen Arbeitsbrüdern den Unternehmern denunziert, und von denen `natürlich` sofort aufs Pflaster geworfen. Aber jetzt!“ (Albert Südekum, Auf Agitation, in: *Die Neue Gesellschaft*, Nr. 16 vom 16.1.1907, S. 184-186, hier: S. 185).

⁴³⁰ Im Vorfeld der Formulierung des Erfurter Programms hatte sich Vollmar mit Erfolg darum bemüht, die Forderungen zur Kirchenpolitik zu entschärfen; Religion wurde in dem Programm grundsätzlich zur Privatsache erklärt. Vollmar hatte argumentiert, „daß die große Menge der Bevölkerung an die Verbindung des Staates mit der Kirche und die dadurch privilegierte Stellung der letzteren derart gewöhnt ist, daß ihr die Einreihung der Kirche unter die Privatvereinigungen ohne weitere Erklärung leicht als eine Herabsetzung erscheinen kann. Dieser Auffassung und der dieselbe benützensden Verhetzung wird aber ein Riegel vorgeschoben, wenn zugleich betont wird, daß die kirchlichen Gemeinschaften als private Vereinigungen die *volle Freiheit* gewinnen, ihre inneren Angelegenheiten selbständig und von den Machthabern unbeeinflusst zu ordnen. Der Ruf nach dieser Freiheit bildet ein Hauptagitationsmittel namentlich der katholischen Kirche; unser Vorgehen in der angegebenen Richtung würde an eine Stimmung im Volke anknüpfen und dem Klerus den Kampf gegen uns erheblich erschweren.“ (G. A. RITTER/TENFELDE, Arbeiter im Deutschen Kaiserreich, Zitat: S. 767).

⁴³¹ Weniger taktische Rücksichten als Vollmar nahm ein Zeitungskommentar, der sich 1910 mit den parteiinternen Auseinandersetzungen im Zentrum befasste: „Nie würde die Sozialdemokratie daran denken können, die Rechte einer konfessionellen Minderheit einschränken zu wollen, sie fordert wie für sich selbst auch für die katholische Kirche *volle Freiheit* der Betätigung [...]. Aber dem Anspruch der römischen Hierarchie, Deutschland politisch zu beherrschen, dem Versuch, auf deutschem Boden ein Herdenvolk zu

Bezüglich der Mitgliedschaft blieb die bayerische SPD – anders als bei der Wählerschaft – eine überwiegend proletarische Partei, die auch unterproletarische Schichten zu integrieren vermochte. Namentlich in München gehörten der Partei allerdings auch Teile der unteren Mittelschicht an, die jedoch nur eine Minderheit bildeten.⁴³³ Dennoch setzte eine gewisse „Verbürgerlichung“ der Sozialdemokratie ein, was durch ihre rührige Kultur- und Bildungsarbeit eher noch verstärkt wurde. Eng verknüpft mit dem Ausbau der Parteiorganisation war das Wachstum der Parteipresse; 1914 verfügte die SPD in Bayern über acht Tageszeitungen.⁴³⁴ Zur Bedeutung dieses Mediums hatte Adolf Braun 1892 erklärt: „Die Zeitungen der Sozialdemokratie sind das hervorragendste Agitationsmittel dieser Partei, die für die Verbreitung ihrer Grundsätze weit wirksamer arbeiten als deren übrige Literatur und zugleich einen wertvollen Maßstab für die intellektuelle Stärke der Partei sowie für den Geschmack und die Auffassungsfähigkeit der im Bannkreis der Sozialdemokratie stehenden Massen bilden.“⁴³⁵ Folglich war es dann später auch kein Zufall, dass im Parteistreit die Zeitungen und Redakteure im Mittelpunkt des Geschehens standen.

Wichtigster Verbündeter der SPD und personell eng mit ihr verknüpft waren auch in Bayern die Freien Gewerkschaften; deren Mitgliedschaft konzentrierte sich vor allem auf die Großstädte.⁴³⁶ Gerade in München war es den Freien Gewerkschaften gelungen, einen außerordentlich hohen

zuchten, das sich willig und fromm von den kapitalistischen Ausbeutern scheren lässt, wird sich die Sozialdemokratie widersetzen mit dem größten Eifer, mit der größten Leidenschaft“. (SVZ Nr. 239 vom 15.10.1910). Kurz darauf wurde der Ton noch verschärft: „Der Pfarrer muß die *schwarze Lügenpresse* von der Kanzel herab empfehlen, ja er muß auf den Dörfern sogar von Haus zu Haus gehen, um die ‚Schwarzblättchen‘ an den Mann zu bringen. *Ohne* den Pfarrer-Terrorismus wäre sie schon *längst bankerott*.“ (SVZ Nr. 248 vom 26.10.1910).

⁴³² Bezeichnend war ein vertrauliches Schreiben des bischöflichen Ordinariats Regensburg vom Oktober 1911, in dem es hieß: „Die zunehmende sozialistische Agitation auf dem Lande veranlasst uns, das Augenmerk des hochwürdigen Klerus auf diese nicht zu unterschätzende Gefahr hinzuweisen, ihn an die seelsorgerische Pflicht der Wachsamkeit und des Widerstandes zu erinnern und zugleich Mittel anzugeben, wie der Umsturzbevægung erfolgreich entgegengetreten werden könne. 1. In Predigt und Christenlehre ist gegen die sozialistischen Lügen anzukämpfen, vor allem positiv durch Hervorhebung der Heiligkeit und Schönheit der den sozialistischen Irrlehren entgegengesetzten christlichen Lehren und Tatsachen [...]. 2. Die christlichen Arbeitersekretäre sowie die Zentrumsparteiführer sind dort, wo dies die Verhältnisse empfehlen, zur Gegenagitation einzuladen. 3. Es ist Sorge zu tragen, daß der Volksverein und der christliche Bauernverein festen Fuß fassen. 4. Auf Kolporteurs und Zeitungen ist ein wachsames Auge zu haben. [...] Es wird eifrigen Seelsorgern nicht schwer fallen, mit diesen und noch anderen Mitteln dem ketzerischen und lügenerischen Treiben der Sozialisten entgegenzutreten und ihnen besonders ihre heuchlerische Maske vom Gesicht zu reißen.“ (Abgedruckt in: BayWo Nr. 32 vom 8.8.1912).

⁴³³ Der Anteil der Arbeiter an der Mitgliedschaft der Münchner SPD entwickelte sich von 92,5% (1896) über 72,2% (1904) auf ca. 83% (1914); derjenige der Mittelschicht von 6% über ca. 23% auf 16%. In Nürnberg betrug der Anteil 1906 9%. (Angabe aus POHL, Sozialdemokratie in München, in: IWK 28 (1992), S. 293-319, hier: S. 315f.).

⁴³⁴ Dabei handelte es sich um die *Münchener Post*, als deren Nebenausgabe die *Neue Donau-Post* (Regensburg) erschien, die *Pfälzische Post* (Ludwigshafen), die *Schwäbische Volkszeitung* (Augsburg), die *Fränkische Tagespost* (Nürnberg), den *Fränkischen Volksfreund* (Würzburg), die *Fränkische Volkstribüne* (Bayreuth) und die *Oberfränkische Volkszeitung* (Hof). Hinzu kam noch das in München erscheinende *Bayerische Wochenblatt*.

⁴³⁵ K.-D. SCHWARZ, Weltkrieg und Revolution, Zitat: S. 57.

⁴³⁶ Im Jahr 1913 gehörte ungefähr ein Fünftel der bayerischen Arbeiter einer Gewerkschaft an (Sachsen 35,5%; Groß-Berlin: 54,2%); die Hälfte der Gewerkschaftsmitglieder entfiel auf Augsburg, München und Nürnberg (Angabe aus SCHNORBUS, Arbeit und Sozialordnung, S. 61). Etwas andere Zahlen führt Schönhoven auf: Demnach lag 1913 der gewerkschaftliche Organisationsgrad im rechtsrheinischen Bayern bei 15,3%, in Preußen bei 13,1%, in Sachsen bei 25,4% (Angabe aus Expansion und Konzentration, S. 108).

Organisationsgrad zu erreichen.⁴³⁷ Dem dortigen Gewerkschaftskartell stand seit 1911 mit Timm ein überzeugter Anhänger Vollmars vor, was die reformistisch eingestellte Parteiführung weiter stärkte. Die gängige These, dass die Tätigkeit in der Gewerkschaftsbewegung per se reformistischem Gedankengut auf Kosten der „revolutionären Gesinnung“ Vorschub leistete, gilt es allerdings erst noch kritisch zu überprüfen.⁴³⁸

In den Streit um den Revisionismus, der die SPD einige Jahre lang mit wechselnder Intensität in Beschlag nahm, griffen Vollmar und seine Mitstreiter publizistisch kaum ein (die von Adolf Müller redigierte *Münchener Post* bezog ganz allgemein im reformistischen Sinne Stellung, jedoch ohne in der Debatte meinungsbildend aktiv zu werden⁴³⁹). Die bayerische Landesleitung stellte sich nicht direkt auf die Seite der Revisionisten, mit deren Ansichten es einige Übereinstimmungen gab, verurteilte aber entschieden die Gegenangriffe der „Radikalen“. Vollmar kritisierte immerhin Bernsteins Einschränkungen des revolutionären Anspruchs der Partei und stellte heraus, „daß die Sozialdemokratie, ohne ihr Endziel geändert zu haben, in der Tat eine Partei geworden ist, die praktische Reformen vom heutigen Staate fordert. Aber sie ist keine soziale Reformpartei im bürgerlichen Sinne, denn wir fordern doch diese Reformen nur als ein praktisches Stärkungsmittel zur Umwandlung der kapitalistischen Gesellschaft in eine sozialistische.“⁴⁴⁰ Bei diesem Tribut an die ehernen Prinzipien der Partei blieb es dann auch meist.

Als die Debatte um Bernsteins Grundlagenwerk „Die Voraussetzungen des Sozialismus“ Mitte 1899 ihren Höhepunkt erreichte, rühmte die *Münchener Post* die Ausnahmestellung des bayerischen Landesverbandes, da „bei uns weder in der Presse noch auch in Versammlungen diese Taktikstrei-

⁴³⁷ Im Jahr 1912 waren 2/3 der in München organisierbaren Arbeiter Mitglied bei den Freien Gewerkschaften. (Angabe aus POHL, *Münchener Arbeiterbewegung*, S. 515).

⁴³⁸ Charakteristisch für diese Sicht die Ausführungen von Schnorbus: „die ständig wachsende Kraft der Bewegung und die Ausweitung der wirtschaftlichen Kämpfe legte den Gewerkschaftsführern ein immer größeres Maß an Verantwortung auf. [...] So wurde auch die Parteipolitik nach der Jahrhundertwende allmählich stärker von der Gewerkschaftspolitik beeinflusst, die nun ihrerseits Stück um Stück alle lebensunwichtigen, schädlichen Bestandteile der offiziellen Ideologie ausscheidet. Man lernt im Alltag den Gegenwartserfolg schätzen, man weiß, wie viel Mühe ein auch noch so kleiner Erfolg, der dem Gegner abgerungen wurde, kostet, und damit steigt die Einsicht der Arbeiter, weiterhin selbst an den Aufgaben dieser Zeit in den Parlamenten und Gemeinden mitzuwirken.“ (Arbeit und Sozialordnung, S. 61). Auch Pohl sieht einen engen Zusammenhang zwischen gewerkschaftlicher Arbeit und der Zustimmung zum Reformismus (vgl. *Münchener Arbeiterbewegung*, S. 519). Diese Theorie wurde auch schon von den Zeitgenossen vertreten; Heinrich Ströbel schrieb dazu: „Nichts ist irriger als die Annahme, schon die rein gewerkschaftliche Praxis führe zum Klassenkampf, zum Sozialismus. Die ganze Geschichte der englischen Gewerkschaftsbewegung beweist das Gegenteil. Man kann sogar behaupten, daß der Gewerkschaftsbewegung an sich eher ein konservatives als ein revolutionäres Element innewohne.“ (Heinrich Ströbel, *Gewerkschaften und „sozialistischer Geist“*, in: *Die Neue Zeit*, Nr. 44 vom 29.7.1905, S. 561-569, hier: S. 565).

⁴³⁹ Den Dresdener Parteitag von 1903, auf dem der Revisionismus mit großer Mehrheit verworfen wurde, kommentierte die *Münchener Post*: „Wenn von einem Erfolg dieses Parteitages geredet werden kann, so wird es wohl nur der negative sein, daß die organisierten Massen aufgerüttelt wurden, damit sie sich für alle Zukunft derartige Schaustellungen verbitten und den Führern, die vermeinen, die Partei als Spielball ihrer Launen betrachten zu können, noch deutlicher sagen, als es in Dresden schon geschah, wie wenig die Parteiseele gewillt ist, solch schmähliches Gekeife als Gegenleistung für unsere große Sache in Zahlung zu nehmen.“ (KUCZYNSKI, 1903. Ein normales Jahr im imperialistischen Deutschland, Zitat: S. 179).

⁴⁴⁰ So in einer in München gehaltenen Rede vom September 1899. (Rede abgedruckt in: VOLLMAR, *Reden und Schriften*, S. 180-187, hier: S. 184).

tigkeiten bzw. das Buch Bernsteins irgendwie Anlaß zu Auseinandersetzungen oder Debatten gegeben haben.⁴⁴¹ Vollmar ließ von einer Parteiversammlung in München eine Resolution verabschieden, die festhielt: „Das Bestreben, augenblicklich anerkannte Lehrmeinungen zu Dogmen zu stem-peln und die an ihnen Zweifelnden als Ketzer zu behandeln, ist mit den Grundsätzen des Sozialis-mus unvereinbar, die unbedingte Freiheit der Forschung und Kritik ist das Recht jedes Parteigenos-sen.“⁴⁴² Auf dem anschließenden Parteitag in Hannover bemerkte Vollmar: „Das, was uns an dem Buch gefällt, nehmen wir, und was uns nicht passt, das legen wir als Irrthum bei Seite, genau so, wie wir es mit anderen Büchern machen.“⁴⁴³ Damit war das Vorgehen von Vollmar und seinen Anhän-gern prägnant beschrieben, die in die ideologisch geführte Auseinandersetzung um die Theorien Bernsteins gar nicht erst einstiegen, aber jederzeit bereit waren, Angriffe auf ihre eigene reformisti-sche Praxis wortreich und rigoros abzuwehren.

Diese Strategie hatte bereits Tradition; das 1892 verabschiedete erste bayerische Landtagswahlpro-gramm hatte zu theoretischen Fragen überhaupt nicht Stellung genommen. Den exzessiven Theo-riedebatten á la Kautsky und Bernstein ohnehin abhold,⁴⁴⁴ konzentrierte sich die bayerische SPD-Führung – auch darin von der Parteibasis überwiegend unterstützt - von Anfang an auf praktische Tagespolitik im Sinne der Verbesserung der Lage der Unterschichten. Über das oft beschworene „sozialistische Endziel“ wurden dabei keine allzu großen Diskussionen geführt, für Vollmar waren dies nur „theoretische Katzbalgereien“⁴⁴⁵. Eine Revision des marxistischen Weltbildes wurde wei-terhin nicht angestrebt. (Von einer großen Breitenwirkung der oben beschriebenen Theoriedebatten und des umfangreichen Schriftwerkes von Marx, Engels und ihren Epigonen kann in der gesamten SPD ohnehin nicht ausgegangen werden.⁴⁴⁶) In den Wahlkämpfen nahm die bayerische SPD nahe-zu ausschließlich auf die Aktionsprogramme der Landespartei Bezug; das Erfurter Programm tauch-te hier kaum auf, zumal an der Parteibasis waren die dahinter stehenden Gedanken der Großtheore-tiker des Sozialismus weitgehend unbekannt. Vollmar machte sich hier wohl kaum unbeliebt wenn er – wie in seiner großen Rede in Dresden - Kautsky als „Fanatiker der Theorie, der Partei gewor-dene deutsche Professor (Heiterkeit), der lieber die Welt und womöglich die Partei zugrunde gehen

⁴⁴¹ H. BARTEL, Marxismus und Opportunismus, in: ZfG XXXIII (1985), S. 1067-1081, Zitat: S. 1078.

⁴⁴² RAUTIO, Die Bernstein-Debatte, Zitat: S. 88.

⁴⁴³ Protokoll SPD-Parteitag Hannover 1899, S. 214.

⁴⁴⁴ Die führenden Periodika der SPD zu theoretischen Fragen, Kautskys *Neue Zeit* und dessen Widerpart, die *Sozialistischen Monatshefte*, wurden in Bayern kaum rezipiert. Im Jahr 1913 wurde innerhalb der zur Parteilinken zu rechnenden Wahlkreisorganisation Hof, die zu diesem Zeitpunkt 3047 Mitglieder zählte, *Die Neue Zeit* von genau 26 Mitgliedern bezogen. (Angabe aus MACHT, Hofer Arbeiterbewegung, Bd. II, S. 549).

⁴⁴⁵ R. JANSEN, G. v. Vollmar, Zitat: S. 78.

⁴⁴⁶ Zur Illustration: Das führende Theorieorgan, *Die Neue Zeit*, verfügte 1913 über insgesamt 10500 Bezieher; das Witzblatt der Partei, *Der wahre Jacob*, dagegen über 371000. (Angabe aus SOZIALDEMOKRATISCHE PARTEI DEUTSCHLANDS (Hrsg.), Bericht des Parteivorstandes 1913, S. 27).

läßt, als daß er aus seinem schönen Lehrgebäude auch nur einen Spahn herausziehen läßt⁴⁴⁷, verunglimpfte.⁴⁴⁸

Nach dem Dresdener Parteitag, der von Bebel und der Parteilinken zum Strafgericht für die „Revisionisten“ hochstilisiert worden war, schrieb Adolf Müller von der „überflüssigen und verbitternden Debatte“ und behauptete – im Rückblick auf den vorherigen Reichstagswahlkampf –, „die Massen“ hätten „keinen Unterschied zwischen Revisionisten und Radicalen [gemacht], schon deswegen keinen Unterschied, weil sie in aller theoretischen Spintisiererei der Schriftgelehrten keine Gefahr für den politischen Kampf erkannten, weil sie um so manches tiefsinnige Geschreibe sich recht wenig gekümmert hatten und ihnen gewiss war, dass die einen wie die anderen vor dem Feind ihren Mann stellen würden.“⁴⁴⁹ Nach diesem praktizistischen Credo wurden allzu theorielastige Debatten a priori als kontraproduktiv und daher überhaupt unnötig angesehen.

Mit seiner Gegnerschaft zu Bebel und Kautsky befand sich Vollmar – wie nicht nur der Dresdener Parteitag zeigte – innerhalb der Gesamtpartei in einer Minderheitenposition. Ohne in der Sache zurückzustecken, vermied Vollmar danach unnötige Konfrontationen und setzte – wie sich zeigen sollte mit Recht – darauf, dass die von ihm befürwortete Strategie sich allmählich in der Partei durchsetzen würde. Dieses geschickte Vorgehen, das auf vorhandene Empfindlichkeiten Rücksicht nahm, legte Vollmar bereits 1899 in einem Brief an Bernstein dar, dem er anvertraute:

„Seit Erfurt [d. h. dem SPD-Parteitag von 1891] rede ich weniger und handle mehr. Und wo ich reden muß, überlege ich mehr, was die Partei im Augenblick vertragen kann. Ich kann sagen, daß ich mit dem Erreichten ganz zufrieden bin . . . Von diesem Standpunkt des Praktikers würde ich Deine vielverlästerte Schrift [gemeint sind die `Voraussetzungen des Sozialismus`, das Grundlagenwerk des Revisionismus] kaum jemals u[nd] jedenfalls nicht so, wie sie ist geschrieben haben. Ich will nicht von Dingen reden, die Dir schon von anderen genugsam gesagt worden sind. Du leidest an einer Hypertrophie des Gewissens, an einem Drang des Bekennens und Auftischens ohne Rücksicht auf den Magen Deiner Gäste. Und das muß dann zu Beschwerden führen. [...] Sie [d. h. die besagte Schrift Bernsteins; B. A.] wird auch noch nachwirken, nur mußt Du jetzt Geduld haben und schweigend zusehen, nicht fortgesetzt in der Sache herumstochern . . .“⁴⁵⁰ Und: „Die Straße ist jetzt frei für die naturgemäße Entwicklung – man darf der Kolonne nur keine übermäßigen Marschleistungen zumuten, dann wird alles gehen.“⁴⁵¹

⁴⁴⁷ Protokoll SPD-Parteitag Dresden 1903, S. 339.

⁴⁴⁸ Ein Jahr zuvor, auf dem Parteitag in München, hatte sich Vollmar noch „moderater“ gegeben: „In Kautsky, über dessen Verdienste und Fähigkeiten ich ihm keine Komplimente zu machen brauche – die stehen fest – lebt ein Geist der Einseitigkeit, der Engrüstigkeit, der Unduldsamkeit gegenüber anderen Meinungen, wie es in unserer Partei kaum bei einem anderen hervorragenden Parteigenossen der Fall ist.“ (Protokoll SPD-Parteitag München 1902, S. 139).

⁴⁴⁹ Adolf Müller, Die Resolution 130, in: *Sozialistische Monatshefte*, Nr. 10 vom Okt. 1903, S. 736-740, hier: S. 736f.

⁴⁵⁰ G. v. Vollmar an E. Bernstein vom 28.10.1899. (H.-C. SCHRÖDER, *Sozialismus und Imperialismus*, Zitat: S. 188, Fn. 34).

⁴⁵¹ G. v. Vollmar an E. Bernstein vom 28.10.1899. (STEINBERG, *Sozialismus und deutsche Sozialdemokratie*, Zitat: S. 110).

Diese durch und durch unideologische Sicht, deren Geringschätzung von Dogmen und Prinzipien auch in einen unverhüllten Machiavellismus umschlagen konnte, gab Vollmar ebenso an seine Anhänger weiter wie seinen robusten Optimismus hinsichtlich der zukünftigen Entwicklung der Partei. Die daraus folgenden Wirkungen reichten noch weit in die Kriegszeit hinein. Vollmar hatte – ungeachtet der häufigen Kritik Bebels – in jahrzehntelanger Arbeit sein Ziel erreicht, dass die bayerische SPD keine „sozialistische Klassen-, sondern eine bürgerfreundliche `Arbeiter-Volkspartei` wurde und keine religionsfeindliche, sondern eine gegenüber dem Katholizismus tolerante Politik verfolgte.“⁴⁵² Waren während des Revisionismusstreits, der Massenstreikdebatte und im Kampf gegen die Kompensationsstrategie auch keine substanziellen Beiträge aus Bayern zu vernehmen gewesen, die sich in den Bahnen der Wortführer der Parteilinken bewegten, so bedeutete dies keineswegs, dass die Partei in Bayern keinerlei Fraktionierungen ausgesetzt war. Die von Kautsky geprägte Ideologie, die der Gesamtpartei lange ihren Stempel aufdrückte, wurde in Teilen Frankens vehement verfochten, u. U. auch gegen die Landesleitung (siehe Budgetstreit). Zudem blieb ein gewisses Protestpotenzial in der Partei latent wirksam, das sich zu Wort melden konnte, sobald sich die eingeschlagene Linie nicht mehr in zählbaren Fortschritten niederschlug. Was ausblieb, war allerdings eine offene, breit angelegte Debatte über den einmal betretenen Weg des Reformismus.

Dessen gravierendster Schwachpunkt wurde oben im Zusammenhang mit der Gesamtpartei bereits beschrieben: In einem undemokratischen politischen System reichte die Gewinnung der Mehrheit der Bevölkerung bzw. der Parlamentssitze noch keineswegs aus, um die Macht zu erringen. Dieser eigentlich offenkundige Makel blieb vorerst vor allem deshalb verborgen, weil die bayerische SPD einerseits kleinere verfassungspolitische Fortschritte verbuchen konnte – siehe die Reform des Landtagswahlrechts -, die etwa in Preußen ausblieben, und weil die SPD im Süden andererseits politisch und sozial weit weniger isoliert blieb als im Norden. In München konnten sich führende Sozialdemokraten zwanglos in bürgerlichen Kreisen bewegen, was zu einem Abbau tradierter Feindbilder ebenso führte wie zur Kooperation auf den verschiedensten politischen Ebenen. Dies stärkte den Glauben der bayerischen SPD-Spitze, die bestehende Staatsordnung ließe sich von innen heraus reformieren.

Dabei wurden die Gefahren nicht erkannt, die sich aus taktisch motivierten Umarmungsversuchen seitens der bürgerlichen Parteien und der Behörden ergeben konnten. Auf einer SPD-Versammlung in Augsburg warnte 1908 ein Diskussionsteilnehmer: „Durch das Vertiefen in die Einzelgänge der Gegenwartspolitik geht manchen Abgeordneten das Vertrauen zu dem sozialdemokratischen Endziel verloren. Wenn dies erst beim Einzelnen geschehe, dann kann er auch den Massen kein Ver-

⁴⁵² POHL, Adolf Müller, S. 41.

trauen dazu einimpfen – die Verflachung ist da [...]. Das Endziel sollte stets die Hauptsache sein.“⁴⁵³ Diese Warnung war nur allzu berechtigt. Die bayerische SPD hatte „ein Höchstmaß an gesellschaftlicher und politischer Einbindung erreicht, manchmal, wie es schien, um den Preis einer – fast – verloren gegangenen politischen Identität.“⁴⁵⁴ Diesem Urteil von Merith Niehuss stellte Klaus Tenfelde die berechtigte Frage entgegen, „ob die bayerische Sozialdemokratie je eine andere Identität besessen oder angestrebt hat“⁴⁵⁵, als eben diejenige, die in einer Integration in die bestehende Gesellschaftsordnung das alles überragende Ziel sah.

Diese Vermutung wird genährt durch die Tatsache, dass der einmal eingeschlagene Kurs auf den Landesparteitagen von einer großen Mehrheit immer wieder abgesegnet wurde, da er durchaus einige Erfolge aufzuweisen hatte und die Interessen der Mitglieder widerspiegelte. Während der Regierungszeit von Ministerpräsident Podewils (1903-1912) hatten sich einige sozialpolitische Verbesserungen ergeben (u. a. die Durchsetzung des Tarifvertragsgedankens),⁴⁵⁶ auch war die Diskriminierung der Sozialdemokratie in einem Maße abgebaut worden, wie es in Deutschland außergewöhnlich war. Diese Beamtenregierung hatte in der SPD einen hilfreichen Partner zur Durchsetzung ihrer Gesetzesvorhaben gesehen, was in der bayerischen Partei(-führung) große Hoffnungen nährte. Bebel stellte mit Befremden fest, Vollmar „wedelt in den Ministerien herum, als gehöre er schon dahin, und geht die Minister um kleine Gefälligkeiten für diesen und jenen an.“⁴⁵⁷ Selbst unter einer ungewöhnlich kooperationsbereiten Regierung zeigten sich allerdings bald enge Grenzen für die Realisierbarkeit sozialdemokratischer Ziele. Die daraus folgende Eintrübung der Zukunftsperspektive wurde überspielt durch eine wortreiche Rhetorik der „kleinen und kleinsten Schritte“, die dem angestrebten Ziel vermeintlich entgegenführten, sowie das weitere Anwachsen der Mitglieder- und Wählerschaft.

Die Fortschritte in der Verfassungspolitik konnten sich im Vergleich zu anderen Ländern des Reiches zwar sehen lassen, von einer echten Parlamentarisierung blieb Bayern aber noch weit entfernt. Namentlich der Kampf der Sozialdemokratie gegen die Reichsratskammer, ein verfassungsrechtliches Fossil aus dem Zeitalter des Frühkonstitutionalismus, blieb vergeblich. Das hatte auch direkte Auswirkungen auf die Sozialpolitik: Die Einführung einer kommunalen Arbeitslosenversicherung

⁴⁵³ I. FISCHER, *Industrialisierung*, Zitat: S. 341.

⁴⁵⁴ NIEHUSS, *Stellung der Sozialdemokratie*, in: G. A. RITTER (Hrsg.), *Aufstieg der deutschen Arbeiterbewegung*, S. 103-126, hier: S. 125.

⁴⁵⁵ TENFELDE, *Bayerische Industrialisierung*, in: Ebd., S. 135-137, hier: S. 137.

⁴⁵⁶ Als Beispiel: In den großen Streik in der bayerischen Metallindustrie, der von April bis Juli 1905 dauerte, schaltete sich die Landesregierung als Vermittler ein und führte einen Kompromiss herbei, der zu einem Tarifvertrag und kleineren Verbesserungen für die Arbeiter führte. (Vgl. GROH, *Intensivierung der Arbeit*, in: Ders., *Emanzipation und Integration*, S. 49-115, hier: S. 85f.).

⁴⁵⁷ A. Bebel an K. Kautsky vom 27.7.1910. (Abgedruckt in: KAUTSKY JR. (Hrsg.), *Bebels Briefwechsel*, S. 224f., hier: S. 224).

scheiterte an der Ablehnung durch die Reichsräte; der SPD blieben nur Proteste. Im Münchner Gemeindegremium drohte Anton Raith⁴⁵⁸: „Es scheint, man muß die deutsche Sprache noch in größerer Form zur Anwendung bringen.“ Auf sieben Kundgebungen brachte die SPD im Mai 1914 in der Landeshauptstadt ihren Unmut gegenüber der „seit Dezennien getriebenen volksfeindlichen Politik der Reaktion und der Gewalt“⁴⁵⁹ zum Ausdruck – ohne damit etwas bewirken zu können.

Kurze Zeit später zog Timm in einem Aufsatz in den *Sozialistischen Monatsheften* eine Bilanz des Kampfes um das Lieblingsprojekt der Gewerkschaftsführung und musste die Niederlage seiner Partei eingestehen; im Ausblick auf die Zukunft vermochte er nur schalen Zweckoptimismus zu verbreiten: „Der Kampf aber wird von neuem entbrennen. Und er wird durch die zunehmende Stärke und Macht der Arbeiterorganisationen an Wucht gewinnen.“⁴⁶⁰ Auch den Anhängern des Reformismus erschien der Verbalradikalismus weiterhin als unverzichtbares Integrationsinstrument. So hieß es im Artikel des *Fränkischen Volksfreundes* (Würzburg), der zu dieser Zeit noch auf der „Münchner“ Linie lag, zum Jahreswechsel 1913/14: „Eine Gesellschaft, die Hunderttausende umkommen lässt, um Tausende zu bereichern, ist faul bis ins innerste Mark. Sie kann nicht geheilt, sie muß zertrümmert werden.“⁴⁶¹ Noch weitere Indizien deuteten darauf hin, dass auch in Bayern das soziale Klima in den Jahren vor 1914 wieder rauer wurde. Heftige Arbeitskämpfe, etwa eine mehrmonatige Aussperrung in der Hofer Textilindustrie im Frühjahr 1911,⁴⁶² zeigten, dass eine Abkopplung von der Entwicklung im Reich auch auf diesem Sektor nicht möglich war.

Die Beurteilung der reaktionären Wende unter Ministerpräsident Hertling ist in der Forschung uneinheitlich. Heinrich Hirschfelder zufolge „verbot sich für die Sozialdemokratische Partei in Bayern endgültig jede Hoffnung auf eine Politik des Entgegenkommens seitens der bürgerlichen Regierung.“⁴⁶³ Demgegenüber konstatierte Karl Heinrich Pohl, „daß sich in Bayern die Elemente behaupteten und in München sogar verstärkten, die einen Durchbruch zu einer parlamentarischen Monarchie oder einem System, wie es sich in der Weimarer Republik durchsetzte, ermöglichen

⁴⁵⁸ Raith, Anton, 21.11.1863 in Murnau (Obb.), Holzarbeiter, Beitritt zur SPD, Beitritt zum Zentralverband der Holzarbeiter, ab 1899 Gauvorsitzender, ab 1899 bis zu seinem Tod Gemeindebevollmächtigter in München, ab 1911 Mitglied des oberbayer. Landrates, ab 1911 Mitglied des Landesvorstandes der SPD, gest. 22.5.1915 in München.

⁴⁵⁹ SCHNEIDER, Kritik an Staat und Gesellschaft, Zitat: S. 24.

⁴⁶⁰ Johannes Timm, Das Scheitern der staatlichen Förderung der Arbeitslosenversicherung in Bayern, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 12/13 vom 18.6.1914, S. 785-793, hier: S. 793.

⁴⁶¹ FV Nr. 303 vom 31.12.1913.

⁴⁶² Vgl. MACHT, Hofer Arbeiterbewegung, Bd. II, S. 482-493.

⁴⁶³ HIRSCHFELDER, Bayerische Sozialdemokratie (Teil II), S. 537.

konnten. [...] Aus der Sicht der Sozialdemokraten war der Gang der Entwicklung noch offen, war keineswegs zugunsten der neuen konservativen Führungsschicht entschieden.⁴⁶⁴

Da die weitere Entwicklung Bayerns und seiner Sozialdemokratie unter Friedensbedingungen nur spekulativ erörtert werden kann, entzieht sich diese Frage einer abschließenden Klärung. Eines darf dabei allerdings nicht übersehen werden: Gerade wegen der von ihm errungenen Erfolge war dem bayerischen Reformismus die unverrückbare Tatsache aus dem Blick geraten, dass er nicht innerhalb eines „geschlossenen Systems“ agierte, sondern nur in einem kleineren Teil des Deutschen Reiches, welches dominiert wurde von einem Preußen, in dem die Uhren völlig anders gingen als südlich des Mains. Die gelegentlich ventilierte Erwartung, von Süddeutschland aus eine Demokratisierung Preußens herbeiführen zu können,⁴⁶⁵ stellte der politischen Urteilskraft der sich sonst so pragmatisch gebärdenden Reformisten ein vernichtendes Zeugnis aus; hier ersetzten Glaube und Hoffnung die praktische Vernunft.⁴⁶⁶ Es ging letztlich um die Frage, „ob in der starken Betonung des Regionalismus, der immer wieder hervorgehobenen Eigenart der bayerischen Verhältnisse und den Versuchen zur Föderalisierung der Partei nicht von Anfang an eine Überschätzung der Möglichkeiten für regionale Sonderentwicklungen und eine Unterschätzung der gesellschaftlichen und politischen Machtverhältnisse vorlag.“⁴⁶⁷

Dieses Problem wurde von kritischen Beobachtern sehr wohl thematisiert, die die Gefahr einer Verschlechterung der Verfassung erkannten.⁴⁶⁸ Kautsky lag diesmal richtig, als er 1908 in der *Neuen*

⁴⁶⁴ POHL, Münchener Arbeiterbewegung, S. 521 u. 493.

⁴⁶⁵ Südekum hatte 1905 darauf verwiesen, dass „wir in Süddeutschland [...] eine nicht unerhebliche Vermehrung und Verbesserung der Volksrechte zu verzeichnen haben“ (Protokoll SPD-Parteitag Jena 1905, S. 329), während in Norddeutschland Stagnation oder Verschlechterung zu verzeichnen war. Timm stellte 1907 in einem Zeitschriftenartikel einen engen Zusammenhang zwischen der Verfassungsentwicklung in Preußen einerseits und den süddeutschen Staaten andererseits her: „Unser Kampf in den übrigen Bundesstaaten für eine Erweiterung demokratischer Rechte wird sehr erschwert durch die Art, wie in Preußen Politik gemacht wird, die allmählich dahin führen wird, den Reichseinheitsgedanken gründlich im Volke auszurotten.“ Timm blieb dabei aber optimistisch: „Die Erfahrung ist die Lehrmeisterin der Politik. Die Wahlrechtsbewegungen in den süddeutschen Bundesstaaten, durch den Ansturm der Sozialdemokratie hervorgerufen, haben den Beweis erbracht, dass eine geschickt geleitete Aktion, die zur rechten Zeit die rechten Mittel wählt, praktische Erfolge erreichen kann.“ (Johannes Timm, Die Bedeutung des Preussentages für die übrigen Bundesstaaten, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 11 vom Nov. 1907, S. 924-928, hier: S. 925f.). David zeigte sich 1908 sicher: „Die ganze Entwicklung außerhalb Preussens geht seit Jahren sichtbarlich auf Demokratisierung.“ (Eduard David, Wo steht der Feind?, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 5 vom 5.3.1908, S. 291-294, hier: S. 292). Adolf Müller hatte 1910 in vertraulichem Rahmen seine Visionen skizziert; er hoffte zu diesem Zeitpunkt, „das Wesen des preußischen Staates mit den Waffen der süddeutschen Demokratie [...] unter stillschweigender Duldung der vor Preußen bangenden süddeutschen Regierungen untergraben zu können; durch das Beispiel der Zusammenarbeit von Volk und Regierung in Süddeutschland die norddeutschen Staaten zu zwingen, dem süddeutschen Beispiel zu folgen, bis ganz Deutschland ein demokratisches Staatsgebilde ist, in dem dank des großen Einflusses, den die Sozialdemokratie auf die Umgestaltung der Verhältnisse ausgeübt hat, die Führer jene Rolle spielen, die den Repräsentanten des Volkes zukommt.“ (POHL, Adolf Müller, Zitat: S. 114).

⁴⁶⁶ Auch Pohl, der den in München entwickelten Reformismus sonst ausgesprochen wohlwollend beurteilt, konzediert, dass davon auf Preußen keinerlei positive Wirkung ausging. (Vgl. Münchener Arbeiterbewegung, S. 523).

⁴⁶⁷ I. FISCHER, Kurs der bayerischen Sozialdemokratie, in: GERMANISCHES NATIONALMUSEUM (Hrsg.), Arbeiterbewegung in Bayern, S. 79-109, hier: S. 103.

⁴⁶⁸ Angesichts der zunehmenden innenpolitischen Polarisierung schrieb die *Oberfränkische Volkszeitung* 1913: „Sonach steht fest, daß eine Verschwörung vorhanden ist, welche einen großen Angriff auf die Rechte der Arbeiterklasse vorbereitet, um ihr zunächst das

Zeit feststellte: „Es gehört die ganze Nacht der preußischen Reaktion dazu, um die süddeutschen Talglücker als helle Sterne erstrahlen zu lassen, aber für verschiedene Genossen sind sie zu Hoffungssternen geworden, die die Geburt eines neuen Heilands, einer neuen Methode proletarischen Emanzipationskampfes anzeigen.“⁴⁶⁹ Dem setzte er die Prophezeiung entgegen:

„je weiter die Entwicklung vor sich geht, desto mehr werden auch die herrschenden Klassen Süddeutschlands die nordische Ungemütlichkeit annehmen. [...] Hat Bayern freilich keine Junker zu erwarten, so wird doch auch dort die Zahl der Scharfmacher im Staate mit dem fortschreitenden Kapitalismus rasch zunehmen. Nicht Süddeutschland, sondern Norddeutschland zeigt den Weg, den die Entwicklung im Deutschen Reich geht, wie auch dessen Geschicke im Norden, nicht im Süden entschieden werden. Es gibt kaum eine schlimmere Illusion als die, zu glauben, daß die augenblickliche politische Gemütlichkeit Süddeutschlands den Beginn einer neuen Ära darstelle, die auch neue Kampfmethoden der Sozialdemokratie und ein Aufgeben ihrer bisherigen Haltung erheische. Wer solche Illusionen hat, wird nur zu bald bittere Enttäuschungen erleben.“⁴⁷⁰

Mit der innenpolitischen Wende, die das Jahr 1912 in Bayern gebracht hatte, wurde Kautskys Prognose erstmals bestätigt (weitere Belege folgten in Württemberg und Baden, den anderen reformistischen Hochburgen⁴⁷¹). Die Entwicklung - besser gesagt: die Stagnation - während der Kriegszeit lieferte weitere Beweise für die Richtigkeit dieser Voraussage. Der süddeutsche Reformismus war für den Fall, dass seine entscheidende Prämisse – d. h. der Glaube an die Möglichkeit einer evolutionär sich vollziehenden Demokratisierung - sich als unbegründet herausstellen würde, nicht vorbereitet. Der bayerischen SPD-Führung gelang es nicht, auf die ab 1912 eintretenden Veränderungen konzeptionell angemessen zu reagieren. Das heißt: Der Reformismus Vollmarscher Prägung war, nüchtern betrachtet, bereits vor 1914 mit seinem Latein am Ende.⁴⁷² Die Weigerung der Landesleitung, dies ehrlich einzugestehen, und ihre mangelnde Bereitschaft, alternative strategische Ansätze

Koalitionsrecht, nebst dem allgemeinen Wahlrecht ihre wirksamste Waffe, zu entreißen. Sodann werden die Verschworenen sich verständigen, die Lebensmittel abermals zu verteuern, obschon die Teuerung jetzt schon den größten Teil unseres Volkes zur Unterernährung zwingt. Junker und Industrieprotzen wollen sich mit den bisherigen unermesslichen Gewinnen nicht begnügen; sie wollen noch mehr Riemen aus der Haut des Volkes schneiden. Der Angriff wird von langer Hand und, wie man sieht, mit aller Sorgfalt vorbereitet. Wenn dieser Angriff abgewehrt werden soll, dann wird sich die Arbeiterklasse nicht auf den Reichstag allein verlassen dürfen. Die dort jederzeit vor sich gehenden Transaktionen können leicht bewirken, daß sich eine Mehrheit für ein Gesetz zugunsten der Streikbrecher findet, das die Koalitionsfreiheit der klassenbewußten Arbeiter vernichtet.“ (OVZ Nr. 226 vom 25.9.1913).

⁴⁶⁹ Karl Kautsky, Der Parteitag über die Budgetbewilligung, in: *Die Neue Zeit*, Nr. 52 vom 25.9.1908, S. 932-935, hier: S. 935.

⁴⁷⁰ Karl Kautsky, Die Budgetbewilligung, in: *Die Neue Zeit*, Nr. 43 vom 4.9.1908, S. 809-826, hier: S. 820.

⁴⁷¹ Die württembergische SPD erlitt bei den Landtagswahlen im Oktober 1912 schwere Verluste, es folgte eine Isolierung der Partei im Parlament und eine Regierungspolitik, die sich gegen die staatsbürgerliche Gleichberechtigung der Sozialdemokraten richtete. In Baden verlor die SPD bei den Wahlen vom Oktober 1913 7 ihrer 20 Landtagsmandate; die bisherige „Großblock“-Politik fand einige Zeit später ein Ende als die Nationalliberalen ins klerikal-konservative Lager wechselten, das ab 1914 die Regierung stützte. Dem folgte ein innenpolitischer Kurswechsel im antidemokratischen und antiliberalen Sinn. (Vgl. GROH, Negative Integration, S. 474-476).

⁴⁷² Selbst einem Vertreter des äußersten rechten Parteiflügels wie Südekum erschien es im Frühjahr 1914 fraglich, ob Deutschland ohne Blutvergießen zu den notwendigen politischen und gesellschaftlichen Reformen kommen konnte. (Vgl. SAUL, Staat, Industrie, Arbeiterbewegung im Kaiserreich, S. 385).

offen zu diskutieren, die andere Parteiströmungen verfochten, verhinderten eine Fehlerkorrektur schon im Ansatz.

Einen zusätzlichen Schatten auf die Zukunft der bayerischen Sozialdemokratie warf eine schleichend um sich greifende strukturelle Fehlentwicklung: Mit dem stetigen Ansteigen der Mitgliederzahlen ging auch in der bayerischen Parteiorganisation ein Prozess der Professionalisierung, Bürokratisierung und Oligarchisierung einher, der grundsätzliche Fragen nach der institutionellen Gewährleistung der innerparteilichen Demokratie aufwarf. Für Nürnberg hat Dieter Rossmeißl konstatiert: „Die Führerschaft bildete eine nach unten relativ geschlossene Gruppe, in die man nur mühsam aufsteigen und aus der man nur sehr schwer oder gar nicht abberufen werden konnte. Im kleinen Führungskreis wurden alle wichtigen Entscheidungen vorbereitet und lange Zeit von der Mitgliederversammlung ohne Alternative nur mehr bestätigt.“⁴⁷³ Ausgerechnet Heine hatte schon 1908 genau dies beklagt, als er hervorhob,

„wie undemokratisch im Prinzip und bedenklich in der Anwendung es ist, dass manche Kollegien in der Parteiorganisation sich, wenn auch nicht dem Buchstaben nach, so doch faktisch durch Ko-optation ergänzen, dass kaum jemand in diese Kreise Einlass findet, den die bisherigen Mitglieder nicht zulassen wollen, und dass solche Organe die eigentlichen Entscheidungen treffen, während die öffentliche Beschlussfassung durch die Masse der Parteigenossen dank der Straffheit der Organisation zu einer Form herabsinkt. Ich will nicht bestreiten, dass ein solches Verfahren nicht allwärts üblich ist, dass es auch für die prompte Erledigung der Geschäfte gewisse Vorzüge bietet, und will gern zugeben, dass unzweifelhaft die grosse Mehrzahl der so gefassten Beschlüsse gut und zweckmässig sein mag. Für das eigentliche geistige Leben der Partei aber, für die Entscheidung wichtiger politischer Fragen liegen grosse Gefahren in solcher Überspannung der Organisation. Sie könnte dazu führen, dass frisches Blut und neue Gedanken mehr und mehr ferngehalten würden, und die Partei der Verknöcherung verfele, die das Kennzeichen aller Oligarchien und Bureaukratien ist.“⁴⁷⁴

Diese Entwicklung wurde vor allem durch die Herausbildung einer Schicht von Berufspolitikern⁴⁷⁵ verschärft, deren Abwählbarkeit teilweise nur noch formal gegeben war und deren Interessen sich von denen der Mitgliedschaft teilweise deutlich unterschieden. Die „rasch zunehmende Verbeamtung der Parteiführung“⁴⁷⁶, verbunden mit zunehmender Ämterhäufung bei gleichzeitigem Anwachsen des ehrenamtlichen Funktionärskaders veränderte allmählich den Charakter der Sozialde-

⁴⁷³ ROSSMEISSL, Sozialdemokratie in Nürnberg, S. 255.

⁴⁷⁴ Wolfgang Heine, Disziplin, Organisation, Einheit, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 20 vom 8.10.1908, S. 1258-1263, hier: S. 1260f.

⁴⁷⁵ Eine Tätigkeit als „Berufspolitiker“ bedeutete in der Regel, als Partei- oder Gewerkschaftsfunktionär bzw. -redakteur über eine bezahlte Anstellung zu verfügen; ein Reichs- bzw. Landtagsmandat war anfänglich mit keinerlei Bezügen verbunden, weshalb Parlamentarier ihren Lebensunterhalt (häufig auch als Rechtsanwalt oder im publizistischen Bereich) anderweitig bestreiten mussten. Die Zahl der hauptamtlichen Parteifunktionäre war recht gering; in Bayern gab es 1902 nur einen, 1906 erst zwei, stieg dann auf 6 (1910) und erreichte 1914 die Zahl von 20 (Angabe aus R. JANSEN, G. v. Vollmar, S. 96, Fn. 3).

⁴⁷⁶ ROSSMEISSL, Sozialdemokratie in Nürnberg, S. 237.

mokratie. Abweichende Meinungen wurden zwar nach wie vor auf Parteiversammlungen geäußert; es gab auch Versuche, basisdemokratische Elemente zu stärken, die etwa in München durchaus Erfolge zeitigten. Eine Diskussionskultur, die offen für neue, unorthodoxe Gedanken war, konnte sich aber nicht mehr entwickeln. Adolf Braun kam 1915, aus langer Erfahrung in der Partei heraus, zu der Feststellung: „Die Versammlung ohne Diskussion, das ist für viele Versammlungsleiter das Ideal.“⁴⁷⁷ Gegen die strukturellen Vorteile einer machtbewussten und professionellen Parteiführung kamen oppositionelle Kräfte inzwischen nicht mehr an; eine zunehmende institutionelle und intellektuelle Verkrustung der Organisation ließ sich somit nicht verhindern. Die strukturellen Veränderungen im Gefolge der organisatorischen Verbesserungen wurden teilweise öffentlich thematisiert, dabei aber positiv interpretiert im Sinne einer Entideologisierung des Parteilebens.⁴⁷⁸

Welche Organisations- und Führungskultur sich in der bayerischen, speziell der Münchner SPD unter Vollmar und Auer, Timm und Adolf Müller etabliert hatte, geben am besten die Formulierungen von Michels wider:

„In der Kunst der Versammlungsleitung, der Anwendung und Auslegung der Geschäftsordnung, der Einbringung von opportunen Resolutionen, kurz den Kniffen [, um] wichtige strittige Punkte aus der Diskussion auszuschalten oder auch eine ihnen gegnerisch gesinnte Majorität zu einer ihnen günstig lautenden Abstimmung zu veranlassen oder doch, im ungünstigsten Falle, sie mundtot zu machen, sind sie Meister. Als Referenten und Komponenten, die selbst die geheimsten Schlupfwinkel des von ihnen zu behandelnden Themas kennen und durch Abschweifungen, Umschreibungen, terminologische Gewandtheit auch die einfachste und natürlichste Frage der Welt in ein Mysterium zu verwandeln wissen, zu dem nur sie den Schlüssel haben, sind sie für die großen Massen, deren `theoretische Exponenten` sie sein sollen, geistig völlig unnahbar und technisch unkontrollierbar. Sie sind die Herren der Situation. In dieser Position werden sie noch durch den Ruhm gefestigt, den sie sich, sei es als Redner, sei es als Sachkenner, sei es durch die Reize ihrer – intellektuellen oder auch nur physischen – Persönlichkeit selbst innerhalb der Sphäre der politischen Gegner und auf diese Weise auch in der öffentlichen Meinung erworben haben. [...] Die demokratischen Massen befinden sich also zweifellos in einer Zwangslage, wenn sie sich veranlaßt sehen, ihre gros bonnets in einer Machtstellung zu lassen, die auf die Dauer das Prinzip der Demokratie zu Grabe trägt. In der Unentbehrlichkeit liegt der stärkste Rechtsanspruch der Führer.“⁴⁷⁹

⁴⁷⁷ BERGER, *Ungleiche Schwestern?*, Zitat: S. 137.

⁴⁷⁸ So schrieb der *Fränkische Volksfreund* dazu: „Auch die Arbeiterklasse ist mit der Zeit fortgeschritten. Sie hat ihre Organisationsformen erweitert, sie hat neue Gebilde ins Leben gerufen, die Bewegung des Proletariats ist mächtig gewachsen, die Genossenschaften so gut wie die Gewerkschaften und die Partei haben große Unternehmungen ins Leben gerufen, sie haben Hunderttausende von Mitgliedern gewonnen, sie mussten zur Bewältigung der laufenden Geschäfte einen Beamtenapparat schaffen, der vielfach in der Tagesarbeit aufgeht, alles Dinge, die wenig Raum lassen zur polemischen Betätigung, zur tiefergehenden Erörterung parteitaktischer Fragen. Das Verantwortlichkeitsgefühl lastet mit seiner vollen Schwere auf den Schultern all der Tausende, die in Partei, Gewerkschaft und Genossenschaft angestellt sind, es erstickt die Leidenschaftlichkeit und das Temperament und bildet kühl erwägende Menschen. Und diese kühl erwägenden Elemente sind es, die von Jahr zu Jahr stärker und stärker an der Zahl werden und den Parteitagen mehr und mehr ihren Stempel aufdrücken.“ (FV Nr. 222 vom 23.9.1913).

⁴⁷⁹ MICHELS, *Der konservative Grundzug der Partei-Organisation*, in: Ders., *Soziale Bewegungen*, S. 198-213, hier: S. 204.

Sowohl für München als auch für Nürnberg – einschlägige Untersuchungen zu anderen bayerischen Städten stehen noch aus - lassen sich in der Zeit vor 1914 oppositionelle Strömungen von wechselnder Stärke feststellen, die sich gegen den Reformkurs Vollmars und/oder die innerparteilichen Demokratiedefizite wandten. Der Autorität der Parteiführung erwuchs daraus nie eine ernste Gefahr, da es den Kritikern an einer bekannten Galionsfigur, die den offenen Konflikt nicht scheute, ebenso mangelte wie an einer Einigkeit stiftenden Kampfparole sowie an Kontakten untereinander.

Erst 1913 organisierte sich in München unter der Führung von Hans Unterleitner⁴⁸⁰ und Felix Fechenbach⁴⁸¹ eine kleine Linksopposition aus Vertretern der Jugendorganisation und einigen Gewerkschaftern, die jedoch bis Kriegsausbruch praktisch bedeutungslos blieb.⁴⁸² Symptomatisch war hier die Stellungnahme der örtlichen Organisation zum Parteitag von Jena. Auf der außerordentlichen Generalversammlung im August 1913, auf der die Wahl der Delegierten anstand, erklärte

⁴⁸⁰ Unterleitner, Johann Baptist, geb. 27.1.1890 in Freising, Volksschule, Schlosserlehre, danach als Metallarbeiter in München, Beitritt zur SPD und zur Gewerkschaft, Vorlesungen an der Universität, Besuch von Kursen der Nationalökonomie, 1914-1918 Kriegsteilnehmer (Unteroffizier), 1916 verwundet, danach Betriebssoldat, 1917 Übertritt zur USPD, 1917/18 Vorstandsmitglied und Bezirksleiter der USPD in München, am Januarstreik 1918 in München führend beteiligt, daraufhin verhaftet, bis Okt. 1918 in Haft, ab 7. Nov. 1918 2. Vorsitzender des Arbeiter-, Soldaten- und Bauernrates in München, Nov. 1918 bis April 1919 Minister für soziale Fürsorge in den Kabinetten Eisner und Hoffmann, 1918/19 Mitglied des RAR in München, Jan. 1919 Kandidatur für die USPD zum Bayr. Landtag, Feb./März 1919 Mitglied des bayr. Rätekongresses, Juli 1919 bis Juli 1920 2. Vorsitzender der oberbayr. USPD, Jan. 1920 bis Sept. 1922 Landesparteisekretär der USPD, führende Tätigkeit in der Sektion München des Metallarbeiter-Verbandes, Delegierter auf den USPD-Parteitagen 1919 (Leipzig), 1920 und 1922 (Leipzig), 1922 Rückkehr zur SPD, Okt. 1922 bis 1933 Parteisekretär in München, Mitglied des zentralen Parteiausschusses und des SPD-Parteiausschusses für Oberbayern, MdR 1920 bis Mai 1924 und Dez. 1924 bis 1933, ab Juli 1924 Kassier der Ortsgruppe München des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold, Juni 1933 bis Sept. 1935 in Haft, erwerbslos, Dez. 1935 Emigration in die Schweiz, Okt. 1939 in die USA, dort verschiedene Tätigkeiten (u. a. Portier), ab 1941 Mitglied im Exekutivkomitee des German-American Council for the Liberation of Germany from Nazism, gest. 30.8.1971 in New York.

⁴⁸¹ Fechenbach, Felix, geb. 29.1.1894 in Mergentheim (Württemberg), 1894 Umzug nach Würzburg, dort Besuch der israelitischen Elementarschule, bis 1907 Besuch der Realschule, vorzeitig abgebrochen, 1907-1910 Lehre als kaufmännischer Angestellter in einer Schuhwarengroßhandlung in Würzburg, 1910-1911 dort Tätigkeit als Handlungsgehilfe, daneben Besuch der Fortbildungsschule, Beitritt zum Zentralverband der Handlungsgehilfen, April 1911 Beitritt zur sozialdemokratischen Jugendbewegung, 1911 Umzug nach Frankfurt/Main, Tätigkeit als Handlungsgehilfe, nach Entlassung wegen innerbetrieblicher Tarifauseinandersetzung diverse Tätigkeiten, 1912 Beitritt zur SPD, 1912 Umzug nach München, ab 1.11.1912 Tätigkeit im Arbeitersekretariat der Gewerkschaften, Mitarbeiter bei der *Münchener Post* und der *Handlungsgehilfen-Zeitung*, in der örtlichen Parteijugend führend tätig, ab 7.11.1914 Kriegsteilnehmer, ab Jan. 1915 an der Westfront, 9.2.1915 schwer verwundet, bis April 1915 Lazarettaufenthalt, danach Rückkehr nach München, dort im Garnisonsdienst, Juli 1916 Beförderung zum Unteroffizier, 1917 Übertritt zur USPD, vor Januarstreik wieder ausgetreten, am Januarstreik 1918 in München führend beteiligt, daraufhin Einleitung eines Kriegsverfahrens, März-Mai 1918 Lazarettaufenthalt, danach Garnisonsdienst in Passau, 1918 Abitur, Okt. 1918 Verurteilung zu fünf Tagen Arrest wegen unerlaubter Entfernung von der Truppe, ab 7.11.1918 Sekretär des bayr. Ministerpräsidenten Eisner, 1918/1919 Mitglied im Vollzugsausschuss des Münchner Soldatenrates, im Aktionsausschuss des provisor. Arbeiter-, Bauern- und Soldatenrates sowie im provisor. Nationalrat in Bayern, 1918/19 Vorstandsmitglied der USPD München trotz formell nicht vollzogener Wiederaufnahme in die Partei, Mitarbeiter der *Neuen Zeitung*, Jan. 1919 Kandidatur für die USPD zur deutschen Nationalversammlung, Feb./März 1919 Mitglied des bayr. Rätekongresses, am 26.4.1919 im Auftrag der Regierung Hoffmann in Ulm verhaftet, am 11.6.1919 wieder entlassen, 1919 Angestellter einer Chemnitzer Textilfabrik, Wiedereintritt in die USPD, 1920 Redaktionsleiter beim sozialdemokratischen *Volksrecht* in Außig (Sudetenland), Sept. 1920 Verhaftung, Abschiebung nach Deutschland, gegen Kautions entlassen, 16.11.1920 in München vom Vorwurf des Landesverrats freigesprochen, 1920-1921 zeitweise wieder kaufmännischer Angestellter, ab Nov. 1920 Landtagsberichterstatte der USPD in München, ständiger Korrespondent für Bayern bei *Freiheit* und *Leipziger Volkszeitung*, Tätigkeit als freier Schriftsteller und Herausgeber der Zeitungskorrespondenz „Arbeiter-Presse“, Juni-Sept. 1921 Sekretär der USPD-Landtagsfraktion, Umzug nach Halle, 10.8.1922 Verhaftung unter dem Vorwurf von Geheimnis- und Landesverrat, Okt. 1922 Verurteilung zu elf Jahren Zuchthaus, 1922 Rückkehr zur SPD, Dez. 1924 vorzeitig auf Bewährung entlassen, ab 1925 Redakteur beim sozialdemokratischen Dietz-Verlag in Berlin, Mitarbeiter des *Vorwärts*, Dez. 1926 Wiederaufnahmeverfahren, Sept. 1928 Aufhebung der Reststrafe durch das Reichsgericht, ab Okt. 1929 beim *Detmolder Volksblatt*, ab 11.3.1933 in Schutzhaft, am 7.8.1933 von der SA ermordet.

⁴⁸² Zu dieser Gruppierung siehe unten Kap. 4.8.

Franz Schmitt in bester reformistischer Tradition: „Die Herbeiführung eines Beschlusses über die Arbeitslosenversicherung sei weit wichtiger als eine mehrtägige Debatte über den Massenstreik.“⁴⁸³ Nach Unterleitner trat Schmitt auch der Gewerkschaftsfunktionär August Hagemeister⁴⁸⁴ entgegen, der ebenfalls zur Linksopposition zählte und später zur USPD wechselte; Hagemeister vertrat die Ansicht, „daß die Partei mit dem Parlamentarismus allein nicht vorwärts zu bringen sei. [...] Die einzige Waffe, mit der man Erfolg erzielen könne, der Massenstreik, müsse geschärft werden.“⁴⁸⁵ Diese Kritik verpuffte ebenso wie der Angriff auf die *Münchener Post*, der zum Vorwurf gemacht wurde, zu „gemäßigt“ zu sein.

Die von der Parteiführung vorgeschlagenen Delegierten mit Adolf Müller an der Spitze wurden stattdessen mit großer Mehrheit gewählt. Auf der nachfolgenden Generalversammlung, die sich mit den Ergebnissen des Parteitages (die einen Triumph des Reformismus darstellten) beschäftigte, meldete sich die Opposition gar nicht mehr zu Wort.⁴⁸⁶ Adolf Müller konnte unwidersprochen feststellen: „Das Reden über Aktionen, die vorerst nicht durchzuführen sind, ist überflüssig.“⁴⁸⁷ Damit war die kurz zuvor aufkeimende Debatte auch schon wieder „offiziell“ beendet; die festgefüigten Kräfteverhältnisse schienen nicht im Geringsten in Gefahr zu sein. Offenkundig vergeblich hatte Bebel wenige Jahre zuvor an die Parteimitglieder appelliert: „Ich sage, die Parteigenossen müssen darüber wachen, daß die *Parteiführer* der Partei keinen Schaden tun. (Lebhafter Beifall.) Demokratisches Mißtrauen und nochmals demokratisches Mißtrauen gegen alle ohne Ausnahmen, auch gegen mich. (Sehr gut!) Seht den Führern auf die Finger, seht auch Euren Redakteuren auf die Finger. (Stürmischer Beifall.)“⁴⁸⁸

Ob die hier verlangte „demokratische Kontrolle“ der Parteiführer überhaupt *möglich* war bzw. ist, haben Theoretiker der verschiedensten Fachrichtungen unterschiedlich beurteilt. Was die Anhänger

⁴⁸³ MP Nr. 181 vom 6.8.1913.

⁴⁸⁴ Hagemeister, August Heinrich, geb. 5.4.1879 in Detmold, Steindruckerverlehrer, Tätigkeit als Steindrucker in Norddeutschland, ab 1902 in Stuttgart, ab 1906 in München, Beitritt zur SPD und zur Gewerkschaft, führender Funktionär der Filiale des Lithographen- und Steindruckerverbandes in München, 1917 Übertritt zur USPD, 1918/19 Mitglied des RAR in München, Mitglied des provisor. Nationalrates in Bayern und des Landesarbeiterrates, Jan. 1919 Kandidatur für die USPD zum bayer. Landtag, ab 3.1.1919 Mitglied des bayr. Nationalgerichtshofes, 21.-28.2.1919 Mitglied des Zentralrates, Feb./März 1919 Delegierter auf dem bayer. Rätekongress, dort Mitglied des Aktionsausschusses, April 1919 an der Ausrufung der Räterepublik in Würzburg und Aschaffenburg führend beteiligt, während der ersten Münchner Räterepublik in Abwesenheit zum Volksbeauftragten für Volkswohlfahrt ernannt, 9.4.1919 in Würzburg verhaftet, Juni 1919 zu 10 Jahren Festungshaft verurteilt, 1920 Kandidatur für USPD zum Reichstag, MdL 1920 bis zu seinem Tod, während der gesamten Mandatszeit in Haft, 1920 Übertritt zur KPD, gest. am 16.1.1923 in der Festungsanstalt Niederschönenfeld.

⁴⁸⁵ MP Nr. 181 vom 6.8.1913.

⁴⁸⁶ Vgl. MP Nr. 224 vom 26.9.1913.

⁴⁸⁷ Ebd.

⁴⁸⁸ Protokoll SPD-Parteitag Magdeburg 1910, S. 253.

der kritischen Strömung, die sich in München kurz vor dem Weltkrieg erstmals abzeichnete, zu gewärtigen hatten, war von Michels ebenfalls (schon 1909) haargenau beschrieben worden:

„Jede neue oppositionelle Strömung in der Partei wird als Demagogie verworfen; der direkte Appell mit der Parteiherrschaft unzufriedener Elemente an die Massen, und mag er noch so edlen Motiven entspringen, wird, trotzdem er unzweifelhaft als das Grundrecht aller Demokratie anzusehen ist, als unschicklich verworfen oder gar als ein boshafter Versuch, der Untergrabung der Parteidisziplin und Verhetzung und Aufhetzung gebrandmarkt. Mit besonderem Eifer wird dafür eingetreten, daß die Massen schon aus taktischen Gründen – zur Wahrung der nötigen Kohäsion vor dem Feinde – unter keinen Umständen den Glauben an die selbstgewählten Führer verlieren dürften. Das ist der Grundsatz, aus dem jede scharfe Kritik an den objektiven Unzulänglichkeiten der Bewegung als Attentat auf die Partei selber gestempelt und die oppositionellen Elemente als Parteiverderber und Parteifeinde an den Pranger gestellt werden.“⁴⁸⁹

Für offene Kampfmaßnahmen sah die Parteiführung zunächst keine Notwendigkeit, die in der Sozialdemokratie zum Fetisch erhobenen, emotional besetzten Werte Einigkeit und Disziplin - von der Parteiführung geschickt instrumentalisiert - hielten vorerst die sich fragmentierende Bewegung zusammen, auch wenn man die Entstehung der Münchner Oppositionsgruppe als Symptom der um diese Zeit einsetzenden Krise der Gesamtpartei werten kann. Wie hoch die Hürden in der bayerischen SPD waren, die einer Abspaltung von der Partei - auch bei fundamentalen Meinungsunterschieden gegenüber der Führung - entgegen standen, wird noch detailliert zu beschreiben sein. Im Streit um das Parteienabkommen für die Landtagswahlen von 1912 sollte erstmals deutlich werden, dass eine Parteispaltung - allen mentalen und organisatorischen Hemmnissen zum Trotz - nicht völlig außerhalb jeglichen Vorstellungshorizonts lag. An dem gängigen Urteil, dass in der Vorkriegssozialdemokratie „eine Sezession [...] zu keinem Zeitpunkt ernsthaft zur Debatte“⁴⁹⁰ stand, sind jedenfalls einige Zweifel angebracht.

2.4.7 Die Verfestigung einer oppositionellen Strömung in Franken

Hatte sich in dem Dualismus zwischen den uneinigen „Nürnbergern“ und den im Landesverband dominierenden „Münchnern“ mit der Zeit ein *modus vivendi* herausgebildet, der allen Beteiligten erträglich erschien, so gewann der Widerstand gegen die von der Landesleitung vorgegebene Linie in Teilen Frankens in den Jahren vor 1914 doch noch eine neue Qualität. Zum Ausgangspunkt der oppositionellen Strömung entwickelte sich die Organisation des Reichstagswahlkreises Hof (die 1917 geschlossen zur USPD übertreten sollte). Deren politischer Kopf war seit 1909 Max Blumtritt, der sich als Redakteur der *Oberfränkischen Volkszeitung* dort rasch eine einflussreiche Stellung aufgebaut hatte. Für den Linkskurs des Blattes dürften nicht zuletzt die engen Kontakte zur *Leipziger*

⁴⁸⁹ MICHELS, Der konservative Grundzug der Partei-Organisation, in: Ders., Soziale Bewegungen, S. 198-213, hier: S. 207.

⁴⁹⁰ WALTER, Die SPD, S. 47.

Volkszeitung – im Ersten Weltkrieg bedeutendstes Organ der Parteiopposition bzw. der USPD –, von der die ersten beiden Seiten übernommen wurden, ausschlaggebend gewesen sein.⁴⁹¹ Der für bayerische Verhältnisse sehr hohe Industrialisierungsgrad der Region hatte sowohl auf Stärke als auch Ausrichtung der Sozialdemokratie entscheidende Auswirkung, wobei zusätzlich die geographische Nähe zu den Hochburgen der Arbeiterbewegung in Mitteldeutschland eine Rolle gespielt haben dürfte.

Bereits im Budgetstreit von 1908/10 hatte sich in Hof entschiedener Widerstand gegenüber der Münchner Parteizentrale artikuliert; hier, an der bayerischen Peripherie, wurde die von der Mehrheit der Gesamtpartei beschlossene Haltung konsequenter Parlamentsopposition ohne Einschränkungen unterstützt. Dahinter stand bei den führenden Vertretern der Partei in Hof zweifellos eine ideologische Ausrichtung, die den Vorgaben von Bebel und Kautsky recht nahe stand (und sich dementsprechend schlecht mit denjenigen von Vollmar und Adolf Müller vertrug). Bebel konnte erfreut feststellen: „Im übrigen haben sich in Bayern offenbar Gegensätze zwischen Süd u. Nord entwickelt, es scheint daß der Freund der Ultramontanen, der lange Jörg [Vollmar] in einer Weise führt, die ein Teil unserer Leute nicht mehr mitmachen will. Es geht eben nicht mit dem ewigen Compromisseln u. Vertuschen der Gegensätze.“⁴⁹²

Als programmatische Aussage aufschlussreich sind die Ausführungen, die der Hofer Arbeitersekretär Arthur Mähr⁴⁹³ auf einer öffentlichen Versammlung im März 1909 machte:

„Wir wollen keine Gewalt. Wir haben praktisch bewiesen, daß uns der Friede das höchste Gut ist. Treibt uns aber die besitzende Klasse zur Gewalt, gut, dann soll sie den Kampf haben. Wir erwarten allerdings noch, daß unsere Gegner die Unabwendbarkeit der sozialistischen Bewegung einsehen und uns demgemäß keine Hindernisse in der Demokratisierung des Staatswesens machen. Denn so wenig man durch künstliche Stauung einen Strom veranlassen kann, zu seiner Quelle zurückzuzießen, so wenig der Dampfdruck einer Maschine nachläßt, wenn die Ventile belastet werden, so wenig ist der Fortschritt des Sozialismus aufzuhalten durch Gewaltmaßregeln, sondern wie ein wütender Strom würde er verheerend die Dämme zerreißen, die seinem Fortschritt ein Ziel setzen sollen! Wir werden uns so lange als möglich gesetzlich und friedlich verhalten, zwingt uns aber die bürgerliche Gesellschaft zum Kampf, gut dann soll sie ihn haben, wir werden ihm nicht ausweichen, denn

⁴⁹¹ Vgl. Christoph RABENSTEIN, Politische und publizistische Strömungen in einer Stadt Oberfrankens: Hof 1918-1924. Ein Beitrag zur politischen Willensbildung in der Frühphase der Weimarer Republik, Bayreuth 1986, S. 221.

⁴⁹² A. Bebel an V. Adler vom 16.8.1910. (Abgedruckt in: F. ADLER (Hrsg.), Victor Adler: Briefwechsel, S. 511-514, hier: S. 513).

⁴⁹³ Mähr, Arthur, geb. 11.4.1873 in Mehlis (Kr. Ohrdruf/Thüringen), Schneiderlehre im Betrieb seines Vaters in Sommerkahl (Spessart), Wanderschaft bis 1891, Beitritt zur SPD und zur Gewerkschaft, 1898-1899 Vorsitzender der Filiale des Schneiderverbandes in Wiesbaden, 1899-1901 Schriftführer des Verbandes in Stuttgart, 1901-1906 Sekretär des Bekleidungsarbeiterverbandes in Stuttgart, ab 1906 Mitglied im Hauptvorstand des Verbandes in Berlin, 1908-1919 Arbeitersekretär in Hof, 1909 Mitbegründer der Baugenossenschaft Hof und 1929-1933 deren hauptamtlicher Geschäftsführer, 1911-1914 Leiter der Arbeiterjugend in Hof, 1911-1919 Gemeindebevollmächtigter und 1924-1933 Stadtrat in Hof, ab 1915 Kriegsteilnehmer, 1917 Übertritt zur USPD, 1918/19 Mitglied des Arbeiter- und Soldatenrates in Hof, Aug. 1919 Übertritt zur MSPD, 1919/1920 Redakteur des Hofer MSPD-Blattes *Volksstimme*, Juni 1920 Verurteilung zu 10 Monaten Haft wegen Widerstand gegen den Kapp-Putsch, 1923/1924 Leiter der Hofer Ortsgruppe des Republikanischen Reichsbundes, ab 1924 Leiter des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold in Hof, 1924-1929 Redakteur der *Oberfränkischen Volkszeitung*, 1933 kurzzeitig in Haft, danach Umzug nach Sommerkahl, dort am 8.4.1966 gestorben.

das Proletariat hat nichts zu verlieren als seine Ketten, seine Lasten, aber zu gewinnen hat es eine ganze Welt!⁴⁹⁴

Der bei Kautsky entlehnte Determinismus - bezeichnend hier die naturalistische Metaphorik - mit seiner ausgesprochen optimistischen Erwartung, die Revolution werde auf jeden Fall schon „irgendwie“ eintreten, und die auf den Begriff des Sozialismus projizierte diesseitige Heilsvorstellung, all dies hatte mit dem ideologiefreien Pragmatismus der bayerischen Reformisten, die auf Zusammenarbeit mit verständigen Kräften im bürgerlichen Lager und den allmählichen Umbau des Klassenstaates setzten, nur wenig gemein. Der dadurch vorprogrammierte Konflikt ließ nicht lange auf sich warten; es bedurfte dafür nur noch des geeigneten Auslösers.

Nachdem im November 1911 überraschend der Landtag aufgelöst und für den 5. Februar des darauffolgenden Jahres Neuwahlen angesetzt worden waren, musste die bayerische SPD eine rasche Entscheidung darüber treffen, mit welchen Bündnispartnern sie dann antreten wollte. Adolf Müller, der sich auf gute Kontakte zu führenden Liberalen in München stützen konnte (die bereits seit längerem ein Bündnis mit der SPD anstrebten), handelte umgehend. Er fädelte, ohne vorher die Parteigremien zu konsultieren, ein Wahlabkommen mit den Bauernbünden und den Liberalen ein, das den daran beteiligten Parteien beim geltenden Mehrheitswahlrecht eine maximale Ausbeute an Mandaten sichern sollte.⁴⁹⁵ Ausdrückliches Ziel dieser Vereinbarung war es, endlich die bislang unantastbare Zentrumsmehrheit in der Abgeordnetenversammlung zu brechen, indem man der Übermacht dieser Partei ein starkes Bündnis entgegensetzte.⁴⁹⁶ Auf ein konkretes Sachprogramm für den Erfolgsfall hatten sich die Partner bereits geeinigt.⁴⁹⁷ Die SPD-Spitze glaubte, damit auf den unverkennbaren Rechtsruck des Zentrums die richtige Antwort gegeben zu haben. Timm schrieb im Sinne der Parteiführung: „Eine völlig nüchterne Erwägung hat zu dem Ergebnis geführt, daß die Sozialdemokratie nicht die Verantwortung eines Weiterbestehens der gemeingefährlichen Zent-

⁴⁹⁴ MACHT, Hofer Arbeiterbewegung, Bd. II, Zitat: S. 457.

⁴⁹⁵ Im Gegensatz zum Reichstagswahlrecht genügte bei den Landtagswahlen in Bayern bereits die einfache Mehrheit zur Erringung eines Mandates, es gab folglich keine Stichwahlen in den einzelnen Wahlkreisen (außer ein Kandidat erhielt weniger als ein Drittel der abgegebenen Stimmen). Dem zufolge mussten Wahlabkommen *vor* den Wahlen getroffen werden. Das Wahlabkommen zwischen SPD, Liberalen und Bauernbünden sah vor, dass in den bereits 1907 von einer der beteiligten Parteien errungenen Wahlkreisen nur die damals siegreiche Partei wieder einen Kandidaten aufstellen sollte. In den vom Zentrum oder den Konservativen gehaltenen Wahlkreisen sollte derjenige Bündnispartner einen Kandidaten aufstellen, der 1907 das beste Wahlergebnis erzielt hatte. Um diese Vereinbarung zu überwachen, wurde ein Vollzugausschuss eingesetzt, dem von der SPD Auer und Adolf Müller angehörten.

⁴⁹⁶ Max Walther hatte einige Jahre zuvor eingestanden: „Die *Organisation* des Zentrums ist unzweifelhaft die beste, die eine politische Partei besitzt – und auch die sozialdemokratische Organisation ist da nicht ausgeschlossen.“ (Max Walther, Vom bayerischen Zentrum, in: *Die Neue Zeit*, Nr. 36 vom 5.6.1908, S. 533-536, hier: S. 534).

⁴⁹⁷ Dieses Sachprogramm beinhaltete als zentrale Forderungen die Einführung des Verhältniswahlrechts, die Verhinderung der weiteren Klerikalisierung der Beamtenschaft, die Rückführung des kirchlichen Einflusses in den Schulen, die staatsbürgerliche Gleichstellung der Sozialdemokraten.

rumsmehrheit im Landtag auf sich nehmen konnte: trotz aller Bedenken, denen ein Zusammengehen mit den übrigen Minderheitsparteien unterliegt.“⁴⁹⁸

Die Durchsetzung dieses von der Landesleitung im Alleingang abgeschlossenen Paktes, der bis dahin kein Beispiel hatte und über Bayern hinaus für Aufsehen sorgte, führte bald zu erheblichen Friktionen innerhalb des Landesverbandes. Auf einer Konferenz in München am 7. Dezember wurde die Linie der Parteispitze mit 28 zu 14 Stimmen gebilligt. Der Vorschlag, Oberfranken von dem Abkommen auszunehmen – dort waren die Liberalen, die diesem Namen zudem wenig Ehre machten, schließlich Hauptkonkurrent der SPD,⁴⁹⁹ das Zentrum spielte, außer in der katholischen Gegend um Bamberg, so gut wie keine Rolle –, wurde abgelehnt, da sonst das ganze Bündnis infrage gestellt worden wäre. Die unterlegene Minderheit gab daraufhin eine symptomatische Erklärung zu Protokoll, in der es hieß: „Wir bringen hiermit unseren Protest über die völlige Ausschaltung der Gau- und Kreisvorstände und von Mitgliedern des Landesvorstandes bei der Aufstellung der Grundlagen des Kompromisses [d. h. des Wahlabkommens; B. A.] zum Ausdruck, weil insbesondere durch diese Ausschaltung den Genossen in Nordbayern jede Einwirkung auf das Abkommen unmöglich gemacht wurde. Trotz unserer ablehnenden Haltung zu dem Abkommen erklären wir, uns dem Beschluß zu fügen und versprechen, unseren ganzen Einfluß aufzubieten, um dem Beschluß bei den Genossen im Lande Geltung zu verschaffen.“⁵⁰⁰

Der Groll über eine als politisch falsch erkannte und mangelhaft legitimierte Vorgehensweise des Landesvorstandes wurde hier offenkundig der habituellen Parteidisziplin zähneknirschend untergeordnet. Vor Ort in Oberfranken ging dies allerdings alles andere als reibungslos vonstatten.⁵⁰¹ Nachdem bereits im November 1911 Gerüchte über ein Wahlabkommen zwischen SPD und Liberalen aufgetaucht waren, hatte der Vorstand der Hofer SPD-Wahlkreisorganisation erklärt, „daß an

⁴⁹⁸ Johannes Timm, Die Bedeutung der bayerischen Landtagswahlen, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 2 vom 31.1.1912, S. 84-91, hier: S. 89.

⁴⁹⁹ Über das Vorgehen der Liberalen gegen die SPD in Oberfranken berichtete der Bayreuther Delegierte Panzer auf dem Parteitag in Jena: „In unserem Wahlkreise Bayreuth bestehen rein russische Verhältnisse in bezug auf die Arbeiterjugendbewegung. Man hat auf Grund einer Schulordnung den Jugendlichen überhaupt verboten, das Arbeiterjugendheim zu besuchen und sich an Veranstaltungen zu beteiligen. Man hat ihnen auch verboten unter Androhung von Strafen, an dem Stenographieunterricht teilzunehmen, den unser Jugendausschuß veranstaltet hat. Die Jugendlichen, die dennoch so mutig waren, den Unterricht zu benutzen, erhielten Karzerstrafen und wurden von Schutzleuten aus den Betrieben in den Karzer weggeführt, wenn sie sich nicht freiwillig einfanden. [...] Ebenso wird auch im allgemeinen gegen die Arbeiterschaft die Hetze bei uns betrieben. [...] Diese Ausnahmegesetze und Treibeereien werden noch ergänzt durch ein Vorkommnis der letzten Tage. Der maßlosen Hetze unserer Liberalen ist es gelungen, daß unsere Parteizeitung in den letzten Tagen vom Staatsanwalt verboten wurde, weil wir ein Klischee vom `Vorwärts` über die Jubelfeier in Kelheim abdruckten.“ (Protokoll SPD-Parteitag Jena 1913, S. 268f.). Südekum hatte einige Jahre zuvor berichtet: „Die Erbitterung der breiten Arbeitermassen richtet sich [...] vorzugsweise gegen die unsicheren Kantonisten des Liberalismus.“ (Albert Südekum, Auf Agitation, in: *Die Neue Gesellschaft*, Nr. 16 vom 16.1.1907, S. 184-186, hier: S. 185).

⁵⁰⁰ LANDESVORSTAND DER SOZIALDEMOKRATISCHEN PARTEI BAYERNS (Hrsg.), Protokoll über die Verhandlungen des 11. Parteitages der Sozialdemokratischen Partei Bayerns. Abgehalten in Landshut am 3., 4. und 5. August 1912, Nürnberg 1912, Zitat: S. 80.

⁵⁰¹ Siehe dazu auch MÄCHT, Hofer Arbeiterbewegung, Bd. II, S. 527-532 und Protokoll SPD-Landesparteitag Landshut 1912, S. 97f. u. 103f.

diesem von bestimmten Absichten getragenen Gerede nichts Wahres ist.“⁵⁰² Als sich dies als Falschmeldung herausstellte, erklärte eine Parteiversammlung am 5. Dezember, zwei Tage vor der entscheidenden Konferenz in München, dass man sich mit dem Abkommen „unter gar keinen Umständen einverstanden erklären könne“ und notfalls „selbständig in den Wahlkampf eintreten [werde].“⁵⁰³ Zur Begründung wurde auf die reaktionäre Haltung der örtlichen Liberalen verwiesen; zur Bekräftigung dieser „offene[n] Rebellion“⁵⁰⁴ gegen die Landesleitung wurde Emil Liebold⁵⁰⁵ einstimmig für den Landtag aufgestellt. Nach der in München mit 2/3-Mehrheit getroffenen Entscheidung für das Wahlbündnis folgte am 13. Dezember eine weitere Sektionsversammlung in Hof, die keine bindenden Beschlüsse fasste; die Mehrheit der Redner vertrat weiterhin die Meinung, „daß wir in Oberfranken, speziell in Hof unbekümmert um die getroffenen Abmachungen selbständig in den Wahlkampf eintreten und den Liberalen unsere Kandidaten entgegenstellen [können].“⁵⁰⁶

Ob noch eine Chance bestand, die verfahren Situation aufzulösen, musste sich wenige Tage später erweisen. Auf einer Konferenz in Marktredwitz trafen sich am 17. Dezember Vertreter der Wahlkreisorganisationen Hof und Bayreuth; aus der Landeshauptstadt waren Auer und Adolf Müller angereist, was die Bedeutung des Vorganges für sich schon belegte. Zunächst zeichnete sich ein Stimmungsbild ab, das deutlich *gegen* das Wahlabkommen gerichtet war, dessen konsequente Durchführung mit hoher Wahrscheinlichkeit den Verzicht auf einige sichere Mandate der SPD in Oberfranken bedeutete. Auer und Müller ließen sich davon jedoch nicht umstimmen. Der Bruch konnte schließlich noch einmal vermieden werden, wohl nicht zuletzt wegen der Ausgleichsbemühungen Josef Simons. Mit 80 zu 9 Stimmen nahm die Konferenz am Ende eine Erklärung an, die sich gegen das Wahlbündnis und die Art seines Zustandekommens wandte, sich den darin enthaltenen Bestimmungen aber doch beugte.⁵⁰⁷ In einer weiteren Mitgliederversammlung in Hof warb Blumtritt für dieses Ergebnis, das faktisch einen Rückzieher seiner Kreisorganisation verlangte. Nach

⁵⁰² MACHT, Hofer Arbeiterbewegung, Bd. II, Zitat: S. 527.

⁵⁰³ Ebd.

⁵⁰⁴ HIRSCHFELDER, Bayerische Sozialdemokratie (Teil II), S. 516.

⁵⁰⁵ Liebold, Emil, geb. 21.6.1866 in Mülsen (Gde. St. Jakob, Krs. Zwickau), Geschäftsreisender, Beitritt zur SPD, wohnhaft in Selbitz, 1898-1901 Redakteur der *Oberfränkischen Volkszeitung* in Hof, Bevollmächtigter der Filiale Hof des Textilarbeiterverbandes, Vorstandsmitglied der Genossenschaftsweberei Lipperts, 1911/1922 stellv. Vorsitzender des SPD-Kreisvereins Hof, 1908-1919 Gemeindebevollmächtigter in Hof, 1917 Übertritt zur USPD, gest. 26.6.1919 in Hof.

⁵⁰⁶ MACHT, Hofer Arbeiterbewegung, Bd. II, Zitat: S. 528.

⁵⁰⁷ Der Beschluss lautete: „Die Parteigenossen nehmen Kenntnis von dem beschlossenen Abkommen zwischen dem Deutschen Bauernbund, dem Altbayerischen Bauernbund, den liberalen Parteien und der Sozialdemokratie für die Landtagswahlen am 5. Februar 1912. Die Parteigenossen bringen ihren Protest über die völlige Ausschaltung der Gau- und Kreisvorstände bei der Aufstellung der Grundlagen des Kompromisses zum Ausdruck, weil insbesondere dadurch den Genossen in Nordbayern jede Einwirkung auf das Abkommen unmöglich gemacht wurde. Die Parteigenossen erklären weiter, daß sie das Abkommen als der Partei nicht förderlich, für den Bezirk Oberfranken aber als direkt schädlich betrachten. Trotz dieser ablehnenden Haltung zu dem Abkommen erklären die Parteigenossen, sich diesem Beschluß vollinhaltlich zu fügen und versprechen, ihren Einfluß aufzubieten, um dem Abkommen bei den Genossen im Lande Geltung zu verschaffen.“ (Protokoll SPD-Landesparteitag Landshut 1912, S. 98f.)

lautstarkem Disput folgte der Beschluss, sich der Mehrheit im Landesverband zu fügen. Damit wurde das lokale Interesse dem Gesamtwohl der Partei untergeordnet, die traditionelle Parteidisziplin noch einmal vorgelebt.

In Mittelfranken, wo ebenfalls die protestantische Bevölkerung überwog und deshalb der Kampf gegen das Zentrum für die SPD wenig zielführend war, regte sich demgegenüber von Anfang an weit weniger Widerstand; mit Ausnahme von Josef Simon übten die „Nürnberger“ kaum offene Kritik am Wahlbündnis. Als Ausgangspunkt der Opposition gegen die „Münchner“ hatte sich nun die Hofer Parteiorganisation fest etabliert.⁵⁰⁸ Der Widerstand in Oberfranken fußte nicht nur auf konkreten, aus der lokalen Situation abgeleiteten wahltaktischen Erwägungen, sondern entstand auch aus grundsätzlicheren Überlegungen. Es lag somit an einer ganzen Reihe von strukturellen, aber auch individuellen Gründen, die 1911/12 zu erheblichen Verwerfungen in der bayerischen Sozialdemokratie führten. Auf Schützenhilfe aus Berlin konnten die Opponenten in Bayern diesmal nicht zählen, für die 1912 ebenfalls anstehende Reichstagswahl hatte die SPD-Führung eine Zusammenarbeit mit der Fortschrittlichen Volkspartei beschlossen. Einer Kritik an den bayerischen Pragmatikern war damit zwar nicht der Boden entzogen, aber doch ein wichtiges Argument entwunden worden.

Die Zusammenarbeit mit den Liberalen brachte für die SPD zumindest in Bayern nicht das gewünschte Ergebnis. Zwar konnte die Partei am Ende 30 Mandate erringen, d. h. neun zusätzliche (die ohne das Wahlbündnis vermutlich kaum alle an die SPD gefallen wären), die Zentrumsmehrheit in der Kammer der Abgeordneten blieb jedoch bestehen. In Oberfranken waren hingegen mehrere Wahlkreise an die Liberalen gegangen, die bei anderer Wahlkampfführung wohl der SPD zugefallen wären. Nun galt es Bilanz zu ziehen: Die Landesleitung sah keinen Anlass für eine selbstkritische Nachlese; Timm verkündete: „Die Taktik unserer Partei in Bayern hat sich politisch als vollkommen richtig erwiesen. Wir Sozialdemokraten können mit dem Ausfall der Wahlen zufrieden sein.“⁵⁰⁹

Die Gegner des Wahlabkommens werteten das Ergebnis ganz anders; ihr Wortführer, der Bayreuther Parteiredakteur Puchta, kam bei der Analyse der Wahlen zu ernüchternden Erkenntnissen und wies auf die für die SPD nachteiligen Folgen hin, die die Sachzwänge des Wahlabkommens mit

⁵⁰⁸ Seit 1907 übte Josef Simon ein Nürnberger Landtagsmandat aus, gleichzeitig – damals nicht unüblich – saß er für den Wahlkreis Hof-Münchberg-Naila-Rehau ab 1912 im Reichstag. Nürnberg war als Sitz des Schuhmacherverbandes Simons Wohn- und Arbeitsort, gleichzeitig hielt er engen Kontakt mit der Hofer Organisation, zumal er auch dem nordbayerischen Gauvorstand angehörte.

⁵⁰⁹ Johannes Timm, Nach den bayerischen Landtagswahlen 1912, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 4 vom 29.2.1912, S. 215-218, hier: S. 216.

sich gebracht hatten (und in zukünftigen Fällen weiterhin bringen würden).⁵¹⁰ „So mußten also unsere Parteigenossen von Oberfranken ruhig zusehen, wie die Liberalen die von sozialdemokratischen Mehrheiten bewohnten Wahlkreise lachend einstrichen“⁵¹¹, stellte Puchta erbittert fest; er ließ es aber nicht bei Larmoyanz bewenden, sondern prangerte die Folgen des Wahlabkommens mit beredten Worten an:

„Der Klassenkampfcharakter unserer Partei mit seiner grundsätzlichen Frontstellung gegen *alle* bürgerlichen Parteien wird verwischt, die Volksmassen vermessen bald an uns das, was sie unwiderstehlich zu uns riß. Das dauernde Paktieren mit den Liberalen, die auch in Bayern durchaus nicht die humanen, bierversnügten Leutchen sind, als die sie immer hingestellt werden, bringt entweder Verwirrung in unsere eigenen Reihen, indem sich der Protest gegen diese Taktik immer heftiger regt, oder es tritt eine politische Versumpfung ein, weil die Massen allmählich den grundsätzlichen Kampf der proletarischen Klasse gegen das kapitalistische Bürgertum und seine verschiedenen Parteien als nicht notwendig zu betrachten beginnen. Der Blick wird abgelenkt von dem großen sozialen Widerstreit, der die Welt tosend erfüllt und die Grundlagen der kapitalistischen Gesellschaft immer stärker erzittern läßt, er verliert sich in kleinlichem politischem Tageskram. [...] Die systematische politische Aufklärungsarbeit unter dem irreführenden, urteilsunfähigen Arbeiteranhang des Zentrums, das ist das *trefflichste* Kampfmittel gegen die schwarze Gefahr. Das Mittel ist nicht neu und bringt nicht über Nacht mühelosen Sieg. Aber es ist *bewährt*.“⁵¹²

Die ersten Angriffe Puchtas in der *Neuen Zeit* konterte – wohl im Auftrag der Landesleitung – Kaspar Schmidt, Redakteur beim *Fränkischen Volksfreund*, umgehend in den *Sozialistischen Monatsheften*; dabei bezeichnete er die von Puchta angeführten Argumente als „äußerst oberflächlich, manche

⁵¹⁰ So schrieb Puchta: „Die Gewinne, die dem Zentrum abgerungen wurden, erscheinen so geringfügiger Natur, daß vor einer Wiederholung des Experimentes zu warnen ist. Und zwar sowohl aus rein *praktischen*, als auch *prinzipiellen* Gründen. [...] Die drückende Macht des Zentrums in Bayern abzutragen durch wahlstrategische Winkelzüge von der Art des eben gesehenen hat zur ersten Voraussetzung die *Einstellung unseres Kampfes gegen die Liberalen* auf landespolitischem und seine Abschwächung auf reichspolischem Gebiet. Die gesunde, freie Entfaltung des Parteilebens wird damit unterbunden. Die Sozialdemokratie wird damit eingekapselt, wo sie die größten Erfolge erzielen könnte: in den industriellen Gebieten, die den schließlich dort gar nicht mehr vorhandenen Liberalen als Erbsitze durch Kompromissangebot zuerkannt werden. Dagegen erhält die Sozialdemokratie da und dort ein Mandat zugeteilt, wo infolge bestimmter wirtschaftlicher Verhältnisse die Bevölkerung zum größten Teil unserer Partei mit vollendeter Verständnislosigkeit gegenübersteht. *Die* dürfen wir im Landtag vertreten. Glücklicher Abgeordneter! Das [sic] Kompromiß mit seiner Beschränkung der Kandidatenaufstellung macht eine umfassende und *zielklare sozialistische Agitation unmöglich*. Es sei daran erinnert, daß bei der letzten bayerischen Landtagswahl in etwa *hundert Kreisen* [von insgesamt 163; B. A.] *kein sozialdemokratischer Kandidat* aufgestellt werden durfte. In zwei Dritteln des zweitgrößten Bundesstaats schwieg also jede aufklärende Stimme über die Bestrebungen der Sozialdemokratie auf landespolitischem Gebiet. Und in den übrigen Kreisen, wo der sozialdemokratische Kandidat von den mit uns verbündeten Parteien unterstützt wurde, war die Sache noch schmählicher. Da musste *geschwiegen* werden von den Sünden der mit uns marschierenden Parteien, obwohl diese Sünden an Schwärze denen des Zentrums kaum nachstanden.“ (Fritz Puchta, Die Landtagswahlen in Bayern in: *Die Neue Zeit* Nr. 26 vom 29.3.1912, S. 924-934, hier: S. 932f.).

⁵¹¹ Ebd., S. 928.

⁵¹² Ebd., S. 933f.

direkt absurd.⁵¹³ Einige Monate später wiederholte Schmidt noch einmal die Position der Parteilmehrheit, die sich seiner Meinung nach als einzig richtige bewährt hatte.⁵¹⁴

Puchta wies die auf ihn gezielten Attacken zurück, blieb dabei aber nicht stehen, sondern ließ konzeptionelle Überlegungen folgen, die en passant mit der bisherigen Politik des Landesverbandes ins Gericht gingen:

„Die Sozialdemokratie wird nie etwas anderes sein können als eine Kampfpartei, die den *Parlamentarismus nur als eines der verschiedenen Mittel zu dem Zwecke* verwendet, die politische Macht zu erobern und die Umgestaltung des heutigen Staatswesens in unserem Sinne durchzusetzen. [...] *In der Masse draußen* liegt unsere drängende, treibende, umgestaltende Kraft, die ihre Wogen in die Parlamente wirft. Paktieren mit bürgerlichen Parteien von der eben in Bayern gesehene Art aber trägt Verwirrung und Unsicherheit in unsere Reihen und stumpft das Gefühl für die Notwendigkeit eines grundsätzlichen Kampfes gegen alles ab, was sich verteidigend um die Säulen der jetzigen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Ordnung geschart hat. Dadurch verschütten wir die Quellen, aus denen letzten Endes alle unsere Erfolge sprudeln – auch die im Kampfe um unsere parlamentarische Stärkung.

Es ist eine gefährliche Täuschung, die Partei unter allen Umständen gestärkt zu sehen, wenn ihr Mandatsbesitz gewachsen ist. Sind die Mandate aus eigener Kraft errungen – schön, sind sie den Gegensätzen unter den bürgerlichen Parteien zu danken – her damit! Haben wir sie aber ergattert durch Aufgabe unserer grundsätzlichen, unbeirrbar sozialistischen Agitation unter den Wählern, dann ist die Geschichte höchst bedenklich. Sozialistische Aufklärungsarbeit – dann kommen auch Mandate, nimmermehr erwächst aber aus nackter Mandatspolitik sozialistische Aufklärung.“⁵¹⁵

Auch Blumtritt sah nach der Wahl den Moment für eine Abrechnung gekommen; in der *Oberfränkischen Volkszeitung* schrieb er:

„Die Zentrumsmehrheit besteht weiter. Es war also trotz des Kompromisses nicht möglich, die Mehrheit zu brechen . . . Wir waren und sind heute noch die entschiedensten Gegner einer solchen Kompromißpolitik. Es widerspricht dem sozialistischen Klassenempfinden, eine derartige Machtpolitik zu treiben und eine entnervende Kompromisslerei, die zur Versumpfung unseres Kampfes führen muß, noch fürderhin mitzumachen. Das [sic] Kompromiß hat innerhalb der Reihen der oberfränkischen Parteigenossen eine ungeheure Erbitterung hervorgerufen, namentlich auch durch die Art und Weise, wie es zustande gekommen ist. Es hat schwere Kämpfe bedurft, um unseren Parteifreunden klarzumachen, daß sie als Parteigenossen unter allen Umständen Disziplin halten müssen . . . Als Sozialdemokraten haben wir die heilige Pflicht, die eigene Kraft als Machtfaktor im Kampfe gegen die herrschenden Klassen und Parteien zu fördern. Nur so gewinnt das Proletariat an wirklicher Macht. Wir Sozialdemokraten sehen im parlamentarischen Kampf nur ein Mittel zum

⁵¹³ Kaspar Schmidt, Hat sich das Wahlabkommen bei den bayerischen Landtagwahlen bewährt?, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 8 vom 25.4.1912, S. 481-484, hier: S. 483.

⁵¹⁴ Schmidt vertrat die Ansicht: „Wenn das Ziel das Übergewicht des Zentrums zu beseitigen trotzdem nicht ganz erreicht ist, so lag das daran, daß die Zentrumsparlei die Machtmittel des Staates vorwiegend in der Hand hat, und das gegenwärtige Wahlgesetz dem Zentrum besonders zugute kommt. Wenn unter diesen Umständen die Zentrumsmehrheit beim ersten gemeinsamen Ansturm bis auf 6 heruntersank, so ist das ein nicht hoch genug zu bewertender Erfolg. Geschadet hat der Sozialdemokratie das gemeinsame Vorgehen nicht, der Gewinn von 9 Mandaten hat aber ihre Macht nicht unwesentlich gestärkt.“ (Kaspar Schmidt, Die Sozialdemokratie und die Politik in Bayern, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 17 vom 29.12.1912, S. 1052-1055, hier: S. 1054).

⁵¹⁵ Fritz Puchta, Noch einmal die Landtagwahlen in Bayern, in: *Die Neue Zeit* Nr. 32 vom 10.5.1912, S. 210-213, hier: S. 212.

Zweck und wir führen diesen, um die Lebenshaltung der Massen zu heben, sie zu schulen, und sie Einblick in die Zusammenhänge des Staatslebens gewinnen zu lassen. Aber diesen Kampf führen wir nicht unter Preisgabe unserer grundsätzlichen Anschauungen, sondern unter scharfer Betonung aller uns von den bürgerlichen Parteien trennenden prinzipiellen Momente!“⁵¹⁶

Nun von einem „Programm“ der Linksopposition in der bayerischen SPD zu sprechen, wäre gewiss zu hoch gegriffen. Die Auseinandersetzungen um das Landtagswahlbündnis hatten bei dieser bis dahin kaum organisierten Strömung aber zweifelsohne neue Kräfte freigesetzt, Kontakte unter Gleichgesinnten vertieft und auch persönliche Enttäuschungen hinterlassen, die sich nicht so bald wieder auflösten. Und nicht nur das: Die radikale Parteiopposition in Bayern machte erstmals überhaupt den Versuch, zum dominierenden Reformismus einen eigenständigen Gegenentwurf zu formulieren; dieser ließ sich nicht auf revolutionären Aktionismus reduzieren, sondern forderte, an Prinzipien und Aktionsformen festzuhalten, die angesichts des fortbestehenden Antagonismus zwischen der Sozialdemokratie und den herrschenden Kräften weiterhin adäquat erschienen. Die im Wahlabkommen sinnfällig werdende, längst eingetretene Aufweichung des „Klassenkampfstandpunktes“ galt Puchta, Blumtritt und Genossen als unverzeihlicher Sündenfall, der die Partei auf die „schiefe Bahn“ führte.

Hatten es der Streit über das bayerische Wahlabkommen und die damit verbundenen grundsätzlichen Fragen nun auch bis in die Spalten der beiden führenden Theorieorgane der Partei geschafft, so blieb die Debatte doch auf den Landesverband beschränkt. Dort indes rumorte der Konflikt noch einige Zeit weiter, ohne dass eine weiterführende Debatte zustande kam. Auf dem Parteitag in Jena (1913) klagte der Bayreuther Delegierte Panzer über „die geradezu infame Agitationsweise und Hetze unserer Liberalen in Oberfranken, mit denen wir noch dazu in wilder Ehe zu leben gezwungen sind.“⁵¹⁷ Die Beschwerden über die Feindschaft der Liberalen kamen nicht von ungefähr: Die örtliche Justiz drangsalierte die SPD; so wurde etwa Puchta 1913 in Bayreuth wegen „Majestätsbeleidigung“ zu vier Wochen Festungshaft verurteilt (die er wegen einer Amnestie allerdings nicht verbüßen musste).⁵¹⁸ Die *Fränkische Volkstribüne* empörte sich über „das *Fehlurteil*, das da gesprochen wurde. Dieses Fehlurteil in kupplerischer Umarmung mit den gewagtesten politischen Manövern gezeugt zu haben, ist das Verdienst dieser Liberalen. Wie rasend haben sie gehetzt, geschürt, falsch interpretiert, gelogen“⁵¹⁹. Die von München aus arrangierte „Zwangsehe“ mit den Liberalen machte

⁵¹⁶ MACHT, Hofer Arbeiterbewegung, Bd. II, Zitat: S. 530f.

⁵¹⁷ Protokoll SPD-Parteitag Jena 1913, S. 268.

⁵¹⁸ Vgl. Rudolf ENDRES, Friedrich Puchta, in: Archiv für Geschichte von Oberfranken, 75 (1995), S. 405–412, hier: S. 406 und SPD-KREISVERBAND BAYREUTH (Hrsg.), Festschrift zum 100jährigen Jubiläum der SPD Bayreuth. 1885–1985, Bayreuth 1985, S. 137.

⁵¹⁹ FVt. Nr. 232 vom 3.10.1913.

nicht zuletzt wegen solcher Vorgänge viel böses Blut an der sozialdemokratischen Basis. In Oberfranken wurden auch aus diesem Grund erste Ansätze einer Strömung sichtbar, die in ihrer Kritik am Kurs des Landesvorstandes deutlich über das von den „Nürnbergern“ gewohnte Maß hinausging. Dabei vermengte sich der Streit um die richtige Parteistrategie wieder einmal mit Problemen der innerparteilichen Demokratie.

Vor allem die Redakteure Blumtritt und Puchta nutzten ihre Position als Chefredakteur aus, um der Opposition im Landesverband eine Stimme zu geben. Um dem Landesvorstand wirklich gefährlich zu werden, blieben die Organisationen aus Bayreuth und Hof aber zu schwach und isoliert, vor allem weil die Unterstützung durch die „Nürnberger“ halbherzig blieb oder ganz fehlte. Über eine „Sonderkonferenz“ der bayerischen Linken, die über Josef Simon und Süßheim mit dem ab 1910 von Dittmann organisierten linken Zentrum in Verbindung standen, ist bislang nichts bekannt.⁵²⁰ Programmatisch suchte die Opposition Anschluss an die radikaleren Strömungen in Norddeutschland; auch in Organisationsfragen zeigte sich der Gegensatz zum Landesvorstand.⁵²¹ Bei aller unversöhnlichen Ablehnung der reformistischen Strategie, die sich hier abzeichnete, darf dabei nicht übersehen werden, wie sehr sich die Energien auch in Oberfranken darauf konzentrierten, die Organisation weiter auszubauen und Wahlerfolge zu erringen. Dies zeigte ein Bericht über die Parteiversammlung im Januar 1912, die dem Wahlergebnis, das den Gewinn des Hofer Reichstagsmandates durch Josef Simon brachte, entgegenfieberte: „Man muß es miterlebt haben. Auf allen Gesichtern spiegelte sich eine stolze Freude wieder, endlich die mühevollen Arbeit im Kreise so glänzend belohnt zu sehen; als wir in der Lage waren, den im Saale harrenden Tausenden den glänzenden Sieg mitteilen zu können, da brach ein orkanartiger Jubel aus, der sich noch bedeutend steigerte, als Genosse Simon die Bühne betrat, um eine kurze Ansprache zu halten. Stürmische Hochrufe auf Simon begleiteten seine Ausführungen.“⁵²²

Trotz aller Differenzen: Auch die Parteilinke versuchte, die Machtlosigkeit der SPD durch Organisationsarbeit zu kompensieren. Der Parlamentarismus und die Überzeugung von der Notwendigkeit, ihn auszunutzen, standen über alle Lagergrenzen hinweg in der bayerischen SPD nicht zur

⁵²⁰ Da der Forschungsstand zu diesem Thema noch sehr unzulänglich ist, lässt sich nicht gänzlich ausschließen, dass es ein derartiges, mehr oder weniger formelles Treffen in der Vorkriegszeit gab. Angesichts der räumlichen Nähe und der ähnlichen Ausgangs- und Interessenlage bestanden sicherlich enge Kontakte zwischen den Organisationen in Bayreuth und Hof. Verbindung mit Nürnberg bestand über Simon (der dort seinen Hauptwirkungskreis hatte) und auf den Parteitagen durch gemeinsames Abstimmungsverhalten (zumindest mit einem Teil der Nürnberger Delegierten). Die kleine linksoppositionelle Gruppe, die sich 1913 in München bildete, hielt wiederum Verbindung mit den gleichgesinnten Nürnbergern Simon und Süßheim (siehe unten Kap. 4.8.).

⁵²¹ Auf dem Chemnitzer Parteitag von 1912 brachte der Münchner Ortsverein eine Resolution ein, die sich für die geplante Schaffung des Parteiausschusses aussprach (dieses neue Gremium sollte die Position der einzelnen Landesverbände stärken und kam damit den seit Jahren vom bayerischen Landesvorstand vorgetragenen Föderalisierungsforderungen entgegen); demgegenüber beantragte der Ortsverband Hof, den Parteiausschuss in der vorgesehenen Form abzulehnen. (Vgl. Protokoll SPD-Parteitag Chemnitz 1912, S. 163).

⁵²² MACHT, Hofer Arbeiterbewegung, Bd. II, Zitat: S. 524.

Disposition. Anlass für Streitigkeiten blieb genügend. Auf dem Landshuter Parteitag im August 1912 stand das Landtagswahlbündnis und dessen Vorgeschichte wie zu erwarten gleich am ersten Tag im Mittelpunkt der Debatte. Blumtritt kritisierte das Abkommen scharf und wies auf die nachteiligen Folgen für die Reputation der Partei hin.⁵²³ Auer und Adolf Müller verteidigten das Bündnis; es sei durch einen formal korrekt gefassten Beschluss zustande gekommen, dem sich alle unterzuordnen gehabt hätten. Auer rechtfertigte das Abkommen mit dem Zweck, „dem volksschädlichen Treiben des Zentrums in Bayern möglichst Einhalt zu tun.“⁵²⁴ Der Landesvorstand blieb bei seiner speziellen Interpretation des Subsidiaritätsprinzips,⁵²⁵ das im Zweifelsfall stets ihm selbst die letzte Entscheidungsgewalt zuschrieb.⁵²⁶ Müller verlangte apodiktisch: „Was aber von den Parteigenossen zu machen ist, das beschließen die von der Partei eingesetzten statuarischen Instanzen. Was diese beschlossen haben, wird von den Parteigenossen befolgt, ob es nun einem einzelnen paßt oder nicht. Entweder Disziplin oder völlige Anarchie.“⁵²⁷

Nachdem sich Müller noch wenige Jahre zuvor in der Budgetfrage nonchalant den Mehrheitsbeschlüssen der (Gesamt-)Partei verweigert und mit einer Abspaltung der bayerischen Organisation gedroht hatte, besaß er nun die Chuzpe, die Opponenten innerhalb des Landesverbandes mit aller Macht auf die Linie der Führung zwingen zu wollen.⁵²⁸ Diesem ausgesprochen autoritär-zentralistischen Organisationsverständnis, demgegenüber die Landesleitung sich in anderem Zusammenhang strikt verweigerte,⁵²⁹ trat der Hofer Delegierte Fritz Göbner⁵³⁰ (später Landtagsabge-

⁵²³ Vgl. Protokoll SPD-Landesparteitag Landshut 1912, S. 100f.

⁵²⁴ Ebd., S. 99.

⁵²⁵ Auf dem Gautag der nordbayerischen SPD in Nürnberg im August 1911 hatte Auer dazu erklärt: „Aufgabe des allgemeinen Parteitages soll es sein, die taktischen Richtpunkte für die Reichspolitik festzulegen. Der Landesparteitag beschäftigt sich mit den inneren Landesangelegenheiten. Und dem Gautage obliegt es, die Kleinarbeit zu machen und Richtlinien für die Kleinarbeit aufzustellen.“ (FT Nr. 182 vom 7.8.1911).

⁵²⁶ Der rein taktische Umgang mit Fragen der innerparteilichen Organisation, d. h. im Kampf Zentralismus versus Föderalismus, war keine Spezialität des rechten Parteiflügels; er fand sich auf der Linken (fast) ebenso deutlich (vgl. GROH, Die Sozialdemokratie 1897-1909, in: Ders., Emanzipation und Integration, S. 253-566, hier: S. 530f.). Ein Unterschied blieb freilich: Die bayerische SPD-Führung beugte sich in der Budgetfrage nicht dem Mehrheitsbeschluss der Gesamtpartei; die bayerische Linksopposition ordnete sich dem Mehrheitsbeschluss des Landesverbandes, wenn auch widerwillig, am Ende doch unter.

⁵²⁷ Protokoll SPD-Landesparteitag Landshut 1912, S. 107.

⁵²⁸ Die sich in Müllers Ausführungen widerspiegelnde politische „Doppelmoral“ wurde bereits von Robert Michels in seiner Untersuchung der Oligarchisierungstendenzen in der SPD erkannt und in ihrem Wesensgehalt beschrieben: „Tatsächlich sind die *zentralfeindlichen Strömungen* innerhalb der *deutschen Sozialdemokratie*, ganz besonders derer Süddeutschlands, im allgemeinen nur zentralfeindlich der Berliner Zentrale gegenüber, bekämpfen aber innerhalb ihrer eigenen Landesorganisation den *Föderalismus* auf das entschiedenste. [...] Dem Faktum der *Oligarchie im Parteileben* an sich krümmt das Streben nach regionaler Autonomie kein Haar. Es tritt der Schaffung einer Riesenoligarchie hindernd in den Weg, aber nur, um sie in kleine Münze zu verwandeln und eine größere Zahl von geographisch weniger weit ausgebreiteten, aber innerhalb ihrer Herrschaftssphäre nicht weniger machtvollen Oligarchien zu kreieren.“ (Zur Soziologie des Parteiwesens, S. 176 u. 179).

⁵²⁹ In einer Sitzung der Bezirks- und Landesvorstände hatte Auer am 21./22.8.1912, d. h. kurz vor dem Landshuter Parteitag, sich in der Debatte um die Reform des Organisationsstatuts der Gesamtpartei für die Schaffung eines Parteiausschusses stark gemacht, der die von den süddeutschen Landesverbänden seit Jahren geforderte Föderalisierung der Partei vorantreiben sollte. (Vgl. GROH, Negative Integration, S. 316f.).

ordneter der USPD) entgegen und warnte: „Wir in Oberfranken haben gezeigt, daß wir Disziplin im Leibe haben. Mit blutendem Herzen sind wir dem Beschlusse [für das Wahlbündnis; B. A.] nachgekommen. [...] An die Disziplin der oberfränkischen Genossen wurden große Anforderungen gestellt. Muten sie das den Wählern nicht ein zweites Mal zu, das hält auf die Dauer auch der stärkste Körper nicht aus. Suchen Sie Mittel und Wege, daß in Zukunft derartiges unterbleibt.“⁵³¹ Die übrigen oberfränkischen Vertreter äußerten sich ähnlich;⁵³² Josef Simon ergänzte: „Wir wollen die, die gegen das Zentrum zu kämpfen haben, in ihren Wahlkreisen nicht hindern, die Mittel zu wählen, die hiezu notwendig sind. Aber sorgen Sie dafür, daß auch wir nicht gehindert werden, unseren einzigen Feind, die Liberalen, so zu bekämpfen, wie wir es notwendig haben.“⁵³³ Simon schloss zudem definitiv aus, sich noch einmal (wie auf der Marktredwitzer Konferenz geschehen) für ein derartiges Wahlabkommen einzusetzen. Er konnte nicht ahnen, dass ihm noch weit härtere Loyalitätskonflikte bevorstehen sollten.

Während Süßheim versuchte, die Wogen zu glätten, indem er den Kampf gegen Zentrum *und* Liberale für gleich notwendig erklärte,⁵³⁴ gerieten Adolf Müller und Blumtritt am nächsten Sitzungstag über grundsätzliche Fragen erneut heftig aneinander. Letzterer bemängelte die Arbeit der Landtagsfraktion, kritisierte die Kooperation mit den Liberalen und hielt seinen reformistischen Widersachern entgegen: „Die Liberalen haben nichts zu verlieren, aber *wir*. Wir betrachten eben die Politik von anderer Seite wie Sie und man merkt eben, wie groß die Gegensätze sind.“⁵³⁵ Müller blieb in seiner Replik nichts schuldig und verstieg sich zu dem Vorwurf: „Blumtritt hat sich hier durch seine Ausführungen wider Willen zum Ehrenmitglied des Zentrums ernannt, das ohnehin schon eine bedeutende Zuneigung zu dem Organe Blumtritts hat. Das ist leider eine beschämende Tatsache.“⁵³⁶

⁵³⁰ Goßler, Fritz, geb. 10.3.1870 in Schwarzenbach a. d. Saale (BA Hof), Volksschule, Porzellanmalerlehre, Wanderschaft (Deutschland, Österreich-Ungarn), Militärdienst, bis 1901 Porzellanmaler, Beitritt zur SPD, mehrfach wegen politischer Vergehen verurteilt, 1901-1907 Redakteur der *Oberfränkischen Volkszeitung* in Hof, 1907-1933 hauptamtliches Vorstandsmitglied bzw. Direktor der Oberfränkischen Genossenschaftsweberei in Leupoldgrün, dazwischen 1914-1918 Kriegsteilnehmer, ab 1910 Gemeindebevollmächtigter in Leupoldgrün, Vorsitzender der SPD in Leupoldgrün, 1917 Übertritt zur USPD, MdL 1919-1924, 1919-1920 Mitglied des Kreistages von Oberfranken und des Bezirkstages von Hof, dort Vorsitzender, Juli-Nov. 1920 Zweiter Vizepräsident des Bayr. Landtages, 1922 Rückkehr zur SPD, gest. 1937 in Hof.

⁵³¹ Protokoll SPD-Landesparteitag Landshut 1912, S. 108f.

⁵³² Dabei handelte es sich um die Bayreuther Delegierten Fritz Puchta und Georg Hacke sowie den Hofer Wilhelm Hofmann. (Vgl. ebd., S. 102f., 104 u. 108).

⁵³³ Ebd., S. 103f.

⁵³⁴ Vgl. ebd., S. 109f.

⁵³⁵ Ebd., S. 144.

⁵³⁶ Ebd., S. 145.

Hier war bereits ein Tiefpunkt der Diskussionskultur innerhalb der Partei erreicht, der für zukünftige Streitigkeiten wenig Erbauliches erwarten ließ. Auf der einen Seite stand der eloquente, zu intellektueller Arroganz neigende Müller mit seiner oberlehrerhaften Attitüde, auf der anderen der rhetorisch spröde, verbissen und dogmatisch an der „reinen Lehre“ festhaltende Blumtritt; sie waren beide für ihr jeweiliges Lager nicht unbedingt repräsentativ und sollten sich doch später im eskalierenden Parteistreit zu wichtigen Meinungsführern entwickeln. Doch soll hier nicht vorausgegriffen werden. Am Ende des Landshuter Parteitages stand noch einmal ein Formelkompromiss, mit dem sich vorläufig alle Beteiligten zufrieden gaben. Der Landesvorstand wurde sanft abgemahnt, ohne seine Autorität zu beschädigen; an der Problemlage als solcher, die sich bei zukünftigen Wahlen ähnlich darstellen würde, änderte sich allerdings nichts. Der von Josef Simon und Genossen eingebrachte Antrag, der „es im Interesse eines einheitlichen geschlossenen Vorgehens unter allen Umständen für notwendig und verpflichtend für den Landesvorstand [hielt], bevor dieser für die Folge taktische Wahlabmachungen mit anderen Parteien trifft, die Gau- und Wahlkreisleitungen zu hören und nur mit deren Einverständnis solche Abmachungen zu treffen“⁵³⁷, wurde einstimmig angenommen. Gleichzeitig erklärte der Parteitag – gegen nur 18 Gegenstimmen – sein Einverständnis mit der bisherigen Tätigkeit des Landesvorstandes (und damit implizit mit dem umstrittenen Wahlabkommen).⁵³⁸

Durch diesen Vertrauensbeweis gestärkt, ging die bayerische Parteiführung folgerichtig zur Tagesordnung über; die „Revolt“ in Oberfranken erschien aus der Münchner Perspektive nur als ephemeres Phänomen. Die Rückendeckung des Parteitages für den reformistischen Kurs bot Anlass, dessen Basis neu zu formulieren, wie dies Kaspar Schmidt in seinem Rückblick tat:

„Damit dokumentierte der Parteitag, daß die heutige Sozialdemokratie über die großen Ideen des Handwerksburschenkommunismus aus den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hinaus, und daß die Katastrophentheorie überwunden ist, die den Gedankengang sozialdemokratischer Neulinge so leicht beherrscht, und die man neuerdings wieder in die Partei einzuschmuggeln versucht. Die Sozialdemokratie begnügt sich heute nicht mehr mit bloßer Propagierung der sozialistischen Ideen in den Parlamenten; sie ist schon längst dazu übergegangen diese so weit wie möglich zu verwirklichen. Negationspolitik zu treiben ist ihre Sache nicht mehr. Sobald sie dazu imstande war, hat sie sich rege an positiver Arbeit in den Parlamenten beteiligt. Und je mehr ihre Macht und ihr Einfluß auf Grund vermehrter Mandate wächst, desto mehr wächst auch ihre positive Mitarbeit in den Parlamenten. Herauszuholen, was an Vorteilen für die Arbeiter in politischer, wirtschaftlicher und geistiger Beziehung herauszuholen ist, muß die Losung der Partei sein. Wenn wir dabei die Hilfe bürgerlicher Parteien in Anspruch nehmen müssen, so ist das wirklich nicht so schlimm.“⁵³⁹

⁵³⁷ Ebd., S. 88.

⁵³⁸ Vgl. ebd., S. 117.

⁵³⁹ Kaspar Schmidt, Die Sozialdemokratie und die Politik in Bayern, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 17 vom 29.12.1912, S. 1052-1055, hier: S. 1054.

Auf ganz andere Weise bestätigt - und keinesfalls beschwichtigt - zeigte sich die Parteiopposition angesichts der Landshuter Beschlüsse. In ihrer Parteitagsnachlese strich die *Oberfränkische Volkszeitung* noch einmal demonstrativ heraus, dass das umstrittene Wahlabkommen nicht auf *die* Art zustande gekommen war, wie es der nun einstimmig angenommene Antrag von Josef Simon für die Zukunft verlangte. Zur innerparteilichen Demokratie hieß es: „Es musste deshalb klipp und klar ausgesprochen werden, daß die Parteigenossen in solch außerordentlich wichtigen Fragen [wie dem Wahlabkommen; B. A.] ihr Mitbestimmungsrecht ausüben wollen, um nicht auf dem politischen Schachbrett als leblose Figuren hin- und hergeschoben zu werden.“⁵⁴⁰ Weitere Spitzen, insbesondere gegen Adolf Müller, folgten. Auch bei dem grundsätzlichen Dissens über die Parteistrategie blieb der Kommentator unversöhnlich: „Alles Entgegenkommen gegenüber bürgerlichen Parteien rächt sich. Täuschen wir uns doch nicht darüber, kommen wir den bürgerlichen Parteien soweit entgegen, daß sie nichts mehr an uns auszusetzen haben, so haben nicht wir die Gegner für unsere Zwecke gewonnen, sondern umgekehrt, wir haben unseren Charakter, unser Wesen als Klassenkampfpartei aufgegeben.“⁵⁴¹ Ob diese Warnung berechtigt war, sollte sich in den folgenden Jahren auf ganz andere Art erweisen, als es zu diesem Zeitpunkt, d. h. im August 1912, absehbar war. Vorerst waren die Machtverhältnisse im Landesverband „geklärt“, d. h. bestätigt worden. Die oberfränkischen Organisationen, v. a. Bayreuth und Hof, und ihre Wortführer blieben noch in der „Schmollecke“, was aber vom politischen Tagesgeschäft, das seinen Tribut forderte, bald wieder überdeckt wurde.

Es folgte allerdings vor dem Krieg noch eine Gelegenheit, bei der sich die Stärke (bzw. Schwäche) der Parteiopposition in Bayern in ihrem Umfang erkennen ließ, nämlich auf dem Parteitag in Jena im September 1913. Die Abstimmung über die Massenstreikresolution Luxemburgs und über die Haltung zur Deckungsvorlage teilte die Partei eindeutig in „rechte Mehrheit“ und „linke Minderheit“. Zu letzterer gesellten sich aus Bayern nur 5 von insgesamt 38 Delegierten: Die Nürnberger Adolf Braun und Süßheim, die Bayreuther Karl Hugel⁵⁴² und Panzer sowie Friedrich Gebhardt⁵⁴³ aus Hof.⁵⁴⁴ Die Gegner der Landesleitung bildeten damit nur eine kleine Minderheit.

⁵⁴⁰ OVZ Nr. 185 vom 10.8.1912.

⁵⁴¹ OVZ Nr. 186 vom 11.8.1912.

⁵⁴² Hugel, Karl, geb. 30.4.1865 in Bayreuth, 1871-1878 Volksschule in Bayreuth, 1878-1881 Schneiderlehre in Bayreuth, 1885-1888 Militärdienst, bis 1897 Schneidergeselle, Beitritt zur SPD, 1897-1901 selbständiger Schneidermeister in Bayreuth, 1902-1930 Geschäftsführer von Parteidruckerei und -verlag in Bayreuth, 1907-1912 Gemeindebevollmächtigter, 1912-1919 Magistratsrat und 1919-1933 Stadtrat in Bayreuth, MdR 1912-1918, 1920-1924 2. Bürgermeister, gest. 21.5.1937 in Bayreuth.

⁵⁴³ Gebhardt, Johann (genannt Friedrich), geb. 12.6.1879 in Schnarchenreuth (BA Hof), seit 1899 in Hof, Beitritt zur SPD, Kontorist, Ladenhalter und Kassierer beim Konsumverein in Hof, diverse Funktionen im SPD-Orts- und Kreisvereinsvorstand, 1908-1919 Gemeindebevollmächtigter, 1919-1933 Stadtrat in Hof, 1917 Übertritt zur USPD, 1919 Kandidatur für die USPD zur dt. Nationalversammlung, Juni 1920 Kandidatur für die USPD zum Reichstag, 1921/22 2. Vorsitzender der oberfränkischen USPD, 1922 Rückkehr zur SPD, 1936 Umzug nach Münchberg.

⁵⁴⁴ Am Parteitag in Jena nahmen 38 bayerische Delegierte Teil (Südekum, der seinen Wohnsitz in Berlin hatte, nicht eingerechnet). Bei der Abstimmung über den Antrag Luxemburg und Genossen zum Massenstreik stimmten 31 Delegierte mit Nein; der Nürnberger

Die einschneidenden Ergebnisse des Parteitages wurden in der Nürnberger Organisation nicht weiter diskutiert.⁵⁴⁵ In ihrem wohl von Braun verfassten Kommentar erkannte die *Fränkische Tagespost*, dass sich in der Partei fundamentale Verschiebungen ergeben hatten; angesichts der wenige Jahre später folgenden Spaltung klingen die gleichzeitigen Appelle an die Parteieinheit bemüht bis naiv.⁵⁴⁶ Weniger auf Harmonie erpicht gab sich die *Oberfränkische Volkszeitung*, deren Kommentar zum Parteitag die Ausführungen von Scheidemann und Gustav Bauer kritisierte und es als Fehler bezeichnete, „wenn man durch Stillschweigen an der Frage des Massenstreiks vorbeigehen wollte. Nein, je mehr die Massen mit dem Massenstreik sich vertraut machen, je mehr sie im Hinblick auf die kommenden Kämpfe sozialistisch denken lernen, [...] um so besser ist es, wenn der Ernst der Situation an sie herantritt.“⁵⁴⁷

Die Sektion Hof behandelte die Ergebnisse des Parteitages in einer eigenen Versammlung, auf der Gebhardt Bericht erstattete und in Anlehnung an die von Luxemburg vorgetragenen Forderungen verkündete, „daß die Arbeiterschaft dem Massenstreik nicht mehr aus dem Wege gehen könne.“⁵⁴⁸ In der anschließenden Diskussion bedauerte auch Wilhelm Hofmann⁵⁴⁹ die Übermacht der „Opportunisten“ sowie die Ablehnung von Luxemburgs Resolution und der darin enthaltenen Offensivtaktik; diese Taktik befürwortete auch Blumtritt, der sich mit den Debatten bzw. Entscheidungen zur Massenstreik- und Steuerfrage, d. h. mit der Gesamtsituation in der Partei unzufrieden zeigte.

Lässt sich somit für Oberfranken eine eindeutige Kontinuität zwischen der Positionierung in den Debatten von 1912/13 und der späteren Opposition zur Burgfriedenspolitik ausmachen, ist die Lage im Falle Unterfrankens weit weniger klar. In den dortigen größeren Ortsverbänden, d. h. in Aschaffenburg, Schweinfurt und Würzburg, regte sich im Weltkrieg frühzeitig Widerstand gegen die

Karl Giermann erklärte im Anschluss, an der Abstimmung nicht teilgenommen, andernfalls aber mit Nein gestimmt zu haben (Schneppenhorst nahm an dem Wahlgang offenbar ebenfalls nicht teil). 5 Delegierte stimmten mit Ja; der später zur USPD wechselnde Gewerkschaftsfunktionär Joseph Staimer stimmte mit Nein. (Vgl. Protokoll SPD-Parteitag Jena 1913, S. 337-339).

⁵⁴⁵ In der Mitgliederversammlung der SPD-Wahlkreisorganisation Nürnberg-Altendorf am 25.9.1913 berichteten Adolf Braun und andere Parteitagsdelegierte über die Abläufe in Jena; daran schloss sich keine nennenswerte Diskussion an. (Vgl. FT Nr. 224 vom 26.9.1913).

⁵⁴⁶ „Die Partei bleibt einig, wird einig bleiben, trotz aller taktischen Meinungsverschiedenheiten. Wie wenig übrigens das alte Schema von ‚Radikalen‘ und ‚Revisionisten‘ in Wirklichkeit paßt, das hat gerade die Steuerdebatte wieder wie dieser Parteitag auch sonst gezeigt.“ (FT Nr. 221 vom 20.9.1913). Einen ähnlichen Tenor hatte auch der zwei Tage später erschienene Leitartikel (vgl. FT Nr. 222 vom 22.9.1913).

⁵⁴⁷ OVZ Nr. 224 vom 23.9.1913.

⁵⁴⁸ OVZ Nr. 229 vom 29.9.1913.

⁵⁴⁹ Hofmann, Wilhelm, geb. 30.8.1878 in Landsberg/Lech, 1903 Beitritt zur SPD, ab Jan. 1911 Rechtsanwalt in Hof, ab Aug. 1911 Mitglied der Pressekommission der SPD in Hof, ab Nov. 1911 Gemeindebevollmächtigter in Hof, 1917 Übertritt zur USPD, Jan. 1919 Kandidatur für die USPD zum Bayr. Landtag, ab 1921 Mitglied im Vorstand des Verbandes der Arbeiterjugend-Vereine, ab Feb. 1924 Redakteur bei der *Pfälzischen Freien Presse* in Kaiserslautern, Stadtrat in Kaiserslautern, Mitglied im Vorstand der SPD-Rheinpfalz, März 1933 Emigration nach Frankreich, nach Kriegsbeginn interniert, Juni 1940 Festnahme durch Gestapo, Okt. 1940 Verurteilung zu 4 Jahren Zuchthaus, nach 6 Monaten begnadigt, Jan. 1943 freiwilliger Arbeitseinsatz bei Wehrmachtsstelle in Kaiserslautern, ab Juli 1943 städt. Angestellter, gest. 26.4.1944 in Kaiserslautern.

Politik der Parteiführung, der allerdings kaum mit Vorgängen aus der Vorkriegszeit in Verbindung zu bringen ist.⁵⁵⁰ Die zentralen Figuren, d. h. Kaspar Starz⁵⁵¹ und Fritz Soldmann⁵⁵², die später in Schweinfurt den Weg zur USPD bahnten, tauchten in den hier geschilderten Debatten kaum auf.⁵⁵³ Im katholischen Unterfranken stieß das Bündnis mit den Liberalen gegen das Zentrum, anders als in Oberfranken, wie zu erwarten auf keinen nennenswerten Widerstand. Als Indikator für den Grad an Abweichung von der Mehrheitsmeinung kann deshalb hier nur die Haltung gegenüber den Jener Parteitagsbeschlüssen von 1913 herangezogen werden.⁵⁵⁴ Der *Fränkische Volksfreund* zeichnete dabei in seinem Abschlusskommentar ein rundum positives Bild:

„Es war ein Parteitag der ruhigen, nüchternen, kühlen Erwägungen, der sich auf den Boden der gegebenen Tatsachen stellte und unbeirrt durch alle theoretischen Erörterungen mit erdrückender Mehrheit sowohl das Verhalten der Fraktion in der Erledigung der Deckungsvorlage für die Wehrvorlage billigte, als er sich auch ebenso ablehnend gegen alle Versuche enthielt, die dahin zielten,

⁵⁵⁰ Auf dem Magdeburger Parteitag von 1910 gehörte der Würzburger Delegierte Robert Kern zur Gruppe der Gegner der Budgetbewilligung, d. h. zum „linken“ Lager; dieser Umstand darf aber nicht überbewertet werden, er reicht für eine Einordnung der unterfränkischen Ortsverbände bei weitem nicht aus.

⁵⁵¹ Starz, Kaspar, geb. 20.6.1885 in Würzburg, Fabrikarbeiter, Schleifer, später Buchhändler, Beitritt zur SPD, Beitritt zum Metallarbeiter-Verband, seit 1909 in Schweinfurt, 1917 Übertritt zur USPD, ab Juli 1917 provisor. Vorsitzender und Kassier der USPD in Schweinfurt, Okt. 1917 bis Mai 1918 Vorsitzender der USPD in Schweinfurt, 1918 am Januarstreik in Schweinfurt führend beteiligt, daraufhin Ermittlungen wegen „Landesverrats“ und März 1918 Einziehung zum Militärdienst, Ende 1918 Entlassung aus der Armee, 1918/1919 Mitglied des Arbeiter- und Soldatenrates in Schweinfurt, Jan.-Feb. 1919 Ko-Vorsitzender der (kurzzeitig) vereinigten SPD in Schweinfurt, März-Juni 1919 im Vorstand der USPD in Schweinfurt, 1919 Kreisleiter der USPD Unterfranken, März-Okt. 1919 Mitglied des Landesvorstandes der bayerischen USPD, ab Nov. 1919 Kassier der USPD in Schweinfurt, Delegierter auf dem USPD-Parteitag 1917, 1922 Vorsitzender der Sektion des Metallarbeiter-Verbandes in Schweinfurt, 1922 Rückkehr zur SPD, Geschäftsführer des Metallarbeiter-Verbandes in Schweinfurt, 1933 in Haft, 1946 in der freireligiösen Gemeinde Schweinfurt aktiv, Mai 1946 bis zu seinem Tod Stadtrat in Schweinfurt, gest. 23.1.1947 in Schweinfurt.

⁵⁵² Soldmann, Fritz, geb. 8.3.1878 in Lübeck, 1884-1892 Volksschule in Lübeck, 1892-1895 Schuhmacherlehre, Wanderschaft (Dänemark, Holland, Schweiz, Frankreich), Militärdienst, 1897 Beitritt zur SPD, Beitritt zum Schuhmacherverband, bis 1905 Tätigkeit als Schuhmacher, Besuch von Abendkursen an der Volkshochschule, ab 1903 Vorsitzender der Filiale des Schuhmacherverbandes in Schweinfurt, 1905-1913 Angestellter der OKK Schweinfurt-Stadt, 1914-1933 deren nebenamtlicher Vorsitzender, 1905-1909 Vorsitzender des Gewerkschaftskartells Schweinfurt, Jan. 1914 bis 1919 Arbeitersekretär in Schweinfurt, 1914-1919 Gemeindebevollmächtigter in Schweinfurt, dazwischen 1915-1917 Kriegsteilnehmer, 1917 Übertritt zur USPD, Nov. 1918 bis April 1919 2. Vorsitzender der zentralen Arbeiter-, Bauern- und Soldatenräte Bayerns, Mitglied des provisor. Nationalrates in Bayern und des Landesarbeiterrates, 1918/19 Vorsitzender des Arbeiter- und Soldatenrates Schweinfurt, Jan. 1919 Kandidatur für die USPD zum Landtag und zur deutschen Nationalversammlung, Feb./März 1919 Mitglied des bayer. Rätekongresses, dort Mitglied des Aktionsausschusses, ab 7. März 1919 Mitglied des Zentralrates, April 1919 Volksbeauftragter für Inneres während der ersten Münchner Räterepublik, Mitglied des Revolutionären Zentralrates, 13.4.1919 verhaftet, 7.7.1919 von Anklage wegen „Hochverrats“ freigesprochen und aus der Haft entlassen, Dez. 1919 bis April 1920 und 1925-1933 Stadtrat in Schweinfurt, April 1920 bis 1924 3. Bürgermeister, Vorsitzender der USPD-Fraktion im Schweinfurter Stadtrat, März-Dez. 1919 Landessekretär der bayerischen USPD, März 1919 bis Jan. 1920 und Mai 1921 bis 1922 Mitglied des Landesvorstandes der USPD in Bayern, 1920-1921 Vorsitzender der USPD in Unterfranken, 1920-1923 USPD- bzw. SPD-Bezirksparteisekretär für Unterfranken mit Sitz in Schweinfurt, Delegierter auf den USPD-Parteitagen 1919 (Leipzig), 1920 und 1922 (Leipzig), Juni 1920 Kandidatur zum Landtag für die USPD, 1922 Rückkehr zur SPD, 1924-1933 erneut Arbeitersekretär in Schweinfurt, MdR 1920-1924 und 1932-1933, Mitglied des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold und der Eisernen Front, ab 1933 wiederholte Hausdurchsuchungen, März-Mai und Juni 1933 im Gefängnis Schweinfurt in Haft, Juni 1933 bis Aug. 1934 im KZ Dachau, Sept. 1934 Umzug nach Magdeburg, später nach Berlin und Erfurt, ab Dez. 1935 wieder in Schweinfurt, Nov. 1936 bis April 1937 im Gefängnis Schweinfurt in Haft, danach Vertreter einer Tabakfirma, Juni 1937 Umzug nach Gräfendorf (BA Gemünden), dort Buchhalter, weiterhin polizeilich überwacht, arbeitslos, August 1938 Umzug nach Nordhausen (Thüringen), dort Anschluss an Widerstandskreis, Sept. 1939 bis Jan. 1940 im Gefängnis Nordhausen bzw. KZ Sachsenhausen, ab Aug. 1944 erneut inhaftiert, zunächst im Gerichtsgefängnis Nordhausen, danach in Erfurt, anschließend im KZ Buchenwald, am 11.4.1945 befreit, am 31.5.1945 in Wernrode (Harz) an den Haftfolgen gestorben.

⁵⁵³ Siehe dazu unten Kap. 5.2.2.

⁵⁵⁴ Die Forschungslage zur unterfränkischen Sozialdemokratie dieser Zeit ist wenig befriedigend; Heinrich Hirschfelder geht in seiner Studie zur Vorkriegssozialdemokratie in Bayern kaum auf die Vorgänge in der Provinz ein.

den Massenstreik um jeden Preis durchzuführen. [...] Es ist ein gutes Zeichen, dass nach verhältnismäßig umfangreichen Debatten über die Taktik der Partei, über Massenstreik und Reichstagsarbeit der Parteitag der deutschen Sozialdemokratie sich zu einer erfreulichen Einmütigkeit zusammenfand auf dem Boden der praktischen Arbeit für das Wohl der Arbeiterklasse. [...] Der dritte Jenaer Parteitag hat gezeigt, dass in der Partei die Männer der praktischen Arbeit heute das Übergewicht über die Theoretiker erlangt haben.“⁵⁵⁵

Hier zeigten sich schon einige der Kampfbegriffe, die später im Parteistreit wieder auftauchen sollten. Die Haltung des Würzburger Parteiblattes wurde von den Mitgliedern offenbar weitgehend unterstützt; in einer Versammlung der örtlichen Sektion wurde einstimmig eine Resolution angenommen, die die Parteitagsbeschlüsse billigte.⁵⁵⁶ Über Stellungnahmen aus Aschaffenburg und Schweinfurt ist hingegen nichts bekannt.⁵⁵⁷ Dass sich ausgerechnet in Unterfranken einige der ersten USPD-Ortsvereine in Bayern bilden sollten, war demnach in keiner Weise zuvor absehbar gewesen; hier lagen die Dinge vor 1914 ganz anders als in Oberfranken.

Den Zeitgenossen erschien 1913 der Parteitagverlauf nicht zwingend als Vorbote größeren Unheils; die Kommentatoren in der Parteipresse erkannten in der Regel gar nicht, welche Zäsur hier stattgefunden hatte. Stattdessen verbreitete etwa die *Schwäbische Volkszeitung* die Auffassung, es sei „unrichtig, von einer neuen Orientierung der Partei und von gänzlich veränderten Verhältnissen zu sprechen.“⁵⁵⁸ Das *Bayerische Wochenblatt* hatte schon zum Auftakt des Parteitages das Vermächtnis des kurz zuvor verstorbenen Bebel beschworen, nämlich die „Erkenntnis der Notwendigkeit unverbrüchlicher Einigkeit in allen großen Fragen“⁵⁵⁹. Die *Münchener Post* leugnete nicht, dass es immer noch harte Konflikte gab, meinte aber eine wachsende Bereitschaft zum Ausgleich feststellen zu können.⁵⁶⁰ Die „Münchner“ hatten allen Anlass, mit dem Verlauf des Parteitages zufrieden zu sein; Adolf Müller erklärte den versammelten Mitgliedern ganz entspannt, „daß der Jenaer Parteitag eine Tagung der Vernunft und der erfolgreichen Arbeit gewesen sei.“⁵⁶¹ Der Landtagsabgeordnete Hans Vogel⁵⁶², in Jena ebenfalls auf der Seite der Mehrheit, entgegnete den Fürther Parteigenossen, die

⁵⁵⁵ FV Nr. 222 vom 23.9.1913. Über die Ausrichtung des *Fränkischen Volksfreundes* in dieser Phase lassen sich auch Rückschlüsse ziehen durch die oben angeführten Artikel des Redakteurs Kaspar Schmidt, der eindeutig hinter der Landesleitung stand.

⁵⁵⁶ Vgl. FV Nr. 228 vom 30.9.1913.

⁵⁵⁷ Aus der Berichterstattung des *Fränkischen Volksfreundes* lässt sich hierzu nichts entnehmen. Zu berücksichtigen ist hier noch, dass mit dem Zuzug von August Karsten nach Aschaffenburg (1914) und von Curt Geyer nach Würzburg (1915) die unterfränkische Parteioption neue Impulse erhielt.

⁵⁵⁸ SVZ Nr. 220 vom 22.9.1913.

⁵⁵⁹ BayWo Nr. 38 vom 18.9.1913.

⁵⁶⁰ Vgl. MP Nr. 222 vom 24.9.1913.

⁵⁶¹ MP Nr. 224 vom 26.9.1913.

⁵⁶² Vogel, Hans, geb. 16.2.1881 in Oberartelshofen (BA Hersbruck), 1887-1894 Volksschule in Fürth, 1894-1897 Holzbildhauerlehre und Fortbildungsschule in Fürth, Wanderschaft, 1897 Beitritt zur Gewerkschaft, Beitritt zur SPD, bis 1908 Bildhauergeselle, Partei- und Gewerkschaftsfunktionär in Elberfeld und Berlin, 1905-1908 Vorsitzender der Filiale des Bildhauerverbandes und 1907-1911

zuvor teilweise ihrem Unmut Luft gemacht hatten: „Das erfrischende am ganzen Parteitag war der Zug zur Einigung einer kompakten Mehrheit, die sich ihrer Pflicht gegenüber der Partei bewußt ist.“⁵⁶³ Mit seinem optimistischen Urteil sprach Vogel für den größeren Teil der „Nürnberger“, der trotz gelegentlicher Vorbehalte nach wie vor im reformistischen Lager stand.

Zur Beunruhigung sah die Landesleitung folglich keinerlei Anlass, denn sie befand sich - anders als noch drei Jahre zuvor in Magdeburg - nun im Einklang mit der neuen „kompakten Mehrheit“ der Gesamtpartei. Damit hatten Vollmar, Auer, Müller, Segitz usw. erstmals die berechnete Hoffnung, dass der in Jahrzehnten gefestigte bayerische Reformismus sich flächendeckend als Parteistrategie durchsetzen könnte. Daran arbeitete inzwischen im ganzen Reich ein in Partei- und Gewerkschaftsführung stetig an Einfluss gewinnender Kreis von Abgeordneten des rechten Parteiflügels; dessen konzeptionelle Überlegungen für eine reformistische Ausrichtung der Partei und für ihr Verhalten im Kriegsfall hatten inzwischen eine ganz neue Qualität erreicht. Neben der Beteiligung an Sonderkonferenzen und informellen Treffen war die bayerische Parteiführung vor allem über die Verbindungsmänner Heine und Südekum in diese Pläne voll einbezogen; an der Unterstützung der hier inaugurierten Integrationsstrategie durch Vollmar und seine Getreuen kann kein Zweifel bestehen. Nicht nur das: Die Vordenker der Rechten, die sich fast ständig der Angriffe Bebels und Kautskys zu erwehren hatten, machten sich das Ansehen und die Autorität Vollmars - inzwischen „der `grand old man` der Rechten“⁵⁶⁴ in der SPD - gern zunutze.⁵⁶⁵ Die Unterstützung, die der drittgrößte Landesverband der Partei ihnen bot, hatte lange Zeit eine starke Rückversicherung gegen jegliche Angriffe von „links“ dargestellt; nun, d. h. 1913, war er die Basis für den endgültigen Übergang von der Defensive zur Offensive.

Für die bayerische Linksopposition wurde die Lage indes immer prekärer: Sie war innerhalb des Landesverbandes in der Minderheit und kaum überregional organisiert. Wirksame Unterstützung

Vorstandsmitglied der SPD in Fürth, Juni 1908 bis Mai 1927 Bezirksparteisekretär für Nordbayern, MdL 1912-1918, Kriegsteilnehmer, 1918/1919 Mitglied des Arbeiter- und Soldatenrates in Nürnberg und des provisor. Nationalrats in Bayern, MdR 1919-1933, 1920-1927 Mitglied des zentralen (M)SPD-Parteiausschusses, Mai 1927 bis Juni 1931 Sekretär und ab Juni 1931 einer der Vorsitzenden im zentralen SPD-Parteivorstand mit Sitz in Berlin, in der NS-Zeit Emigration (Mai 1933 Tschechoslowakei, Mai 1938 England), gest. 6.10.1945 in London.

⁵⁶³ FT Nr. 231 vom 2.10.1913.

⁵⁶⁴ ROJAHN, Einleitung, in: DITTMANN, Erinnerungen, Bd. 1, S. 1-286, hier: S. 155.

⁵⁶⁵ Gerade Heine, der mit Vollmar seit 1902/3 korrespondierte, sah im Anführer der bayerischen SPD seine wichtigste politische Leitfigur in der Partei; er schrieb ihm: „... und Ihnen bin ich nun so nahe getreten wie keinem anderen Parteigenossen. Sie haben mir so oft mit Erfahrung und Rat geholfen.“ (W. Heine an G. v. Vollmar vom 9.1.1906; FRICKE, Opportunismus und Nationalismus, in: ZfG XXII (1974), S. 844-869, Zitat: S. 850). Ganz ähnlich äußerte sich Südekum: „Und da werden Sie begreifen, daß unsere engere Gruppe das Bedürfnis hat, sich gerade Ihres Rates zu versichern.“ (A. Südekum an G. v. Vollmar vom 23.8.1913; FRICKE, Handbuch (Bd. 1), Zitat: S. 359). Später versicherte Südekum Vollmar, „wie viel ich Ihnen in meiner politischen Laufbahn verdanke und dass ich die entscheidenden Anregungen für meine Tätigkeit ihren Reden und Schriften entnahm.“ (A. Südekum an G. v. Vollmar vom 2.9.1918; M. BLOCH, Albert Südekum, Zitat: S. 30). Heinrich Braun erklärte, dass die von ihm herausgegebene *Neue Gesellschaft* das „Patenkind“ Vollmars sei. (H. Braun an G. v. Vollmar vom 8.3.1905; FRICKE, Zur Rolle der Zeitschrift „Die Neue Gesellschaft“, in: BzG 17 (1975), S. 696-709, Zitat: S. 698).

hätte theoretisch von den „Nürnbergern“ kommen können (wenigstens in Einzelfällen), blieb aber de facto fast völlig aus. Dazu kam noch, dass der bis mindestens 1910 vorherrschenden Gewissheit, mit der Mehrheit der *Gesamtpartei* konform zu gehen, innerhalb kurzer Zeit die Grundlage abhanden gekommen war. Damit lagen bei weiteren Konflikten alle strukturellen Vorteile auf Seiten des Landesvorstandes, die dieser auch kompromisslos auszunutzen gedachte.

2.4.8 *Der Kurswechsel des Landesvorstandes findet nicht statt*

Durch die im Sinne der bayerischen Parteispitze verlaufene Gewichtsverlagerung in der Gesamtpartei gerieten die weiter bestehenden internen Probleme des Landesverbandes leicht aus dem Blickfeld. Das Problem der innerparteilichen Willensbildung und der Einbeziehung der Basis hatte sich 1912 in so noch nicht da gewesener Deutlichkeit mit konkreten Meinungsverschiedenheiten über die vom Landesverband einzuschlagende Taktik verknüpft; diese Gemengelage sollte sich bald zum Dauerzustand entwickeln. Die Kassandrarufer aus Hof, die davor warnten, die Parteidisziplin zu überstrapazieren, verhallten vorerst aber ungehört. „Die Machtakkumulation bei Müller und seinen Freunden“, die „zugleich auch mit dem totalen Machtverlust konkurrierender Oppositionsgruppen in der Partei verbunden“⁵⁶⁶ war, stellte eine unübersehbare Hypothek für die innere Verfassung der bayerischen SPD dar und bedrohte deren zukünftigen Zusammenhalt.

Zu einer Beruhigung der angespannten Situation führte ausgerechnet die reaktionäre Politik der neuen Regierung Hertling. Die bayerische SPD wurde dadurch automatisch in eine schärfere Oppositionsrolle gedrängt, die solidarisierend und integrierend auf das Gefüge der Partei wirkte.⁵⁶⁷ Bestand seit der innenpolitischen Wende von 1912 zwar wachsender Anlass für die Landespartei, die seit zwei Jahrzehnten gefahrene Linie kritisch zu hinterfragen, so schwächten sich die Konflikte im Landesverband und auch zwischen diesem und der Berliner Zentrale ab. Mit Genugtuung stellte Bebel Ende des Wahljahres fest: „Seitdem das Centrum sich vollständig demaskierte und anfieng [sic], in uns auch den Hauptfeind in Bayern zu sehen und namentlich seitdem das Ministerium Hertling am Ruder ist, wird unsere Presse gezwungen Töne anzuschlagen, die man vorher bei ihr in Bayern nicht kannte. Und der Kampf wird naturgemäß schärfer. [...] Das hat auch das Gute daß die beiden Strömungen in der Partei gezwungen werden sich näher zu rücken zur gemeinsamen Abwehr.“⁵⁶⁸

⁵⁶⁶ POHL, Adolf Müller, S. 87.

⁵⁶⁷ Die Bedrohungslage, die durch den Regierungsantritt Hertlings entstanden war, thematisierte auch das vom Landesvorstand herausgegebene *Bayerische Wochenblatt*, das auf die Gefahr hinwies, das Bayerische Zentrum wolle „in Gesinnungsgemeinschaft mit seinen reaktionären Spießgesellen, den preußischen Junkern“, den „Zustand verfassungsmäßiger Gleichberechtigung der Staatsbürger“ beseitigen. (BayWo Nr. 9 vom 29.2.1912).

⁵⁶⁸ A. Bebel an V. Adler vom 29.12.1912. (Abgedruckt in: F. ADLER (Hrsg.), Victor Adler: Briefwechsel, S. 559-561, hier: S. 559f.).

Es wäre jedoch voreilig, von einem Kurswechsel der bayerischen SPD zu sprechen. Gewiss, eine Zustimmung zum Budget war nun kein Thema mehr; Vollmar kündigte der Regierung, die seiner Partei offen feindlich gesinnt war, stattdessen den Kampf an. Der Landesvorstand stellte in seinem Bericht an den Landesparteitag vom Juli 1914 lapidar fest: „Der reaktionäre Wellenschlag machte sich in Bayern ganz bedeutend bemerkbar und rief die Parteiorganisationen und Parteipresse zu verstärkter Abwehr auf.“⁵⁶⁹ An der Verschlechterung des politischen Umfeldes konnte niemand zweifeln, der einen Blick für die Realitäten hatte. Heinrich Hirschfelder folgerte daraus: „Die Hoffnung auf eine allmählich weiter voranschreitende reformerische Umwandlung des Klassenstaates mußte nach der Entwicklung der Verhältnisse auch in Bayern zunächst einmal aufgegeben werden. Es bleibt zu fragen, wie weit diese Tatsache neben der Verschärfung der äußeren Auseinandersetzungen auch zu einer grundsätzlichen Krise des reformistischen Grundgedankens in der politischen Haltung der Sozialdemokratie führte.“⁵⁷⁰

Die Antwort lautet: Bei den entscheidenden Trägern des „reformistischen Grundgedankens“ kam es zu gar keiner erkennbaren „Krise“. „Die Sozialdemokratie, gegen die das neue Parteiministerium [Hertling] arbeiten soll, kann den Dingen, die da kommen werden, mit Ruhe entgegensehen“⁵⁷¹, gab sich Timm in seiner Nachbetrachtung der Landtagswahl ganz gelassen. Im September 1913 fragte Adolf Müller in der Generalversammlung der Münchner SPD: „Wie stünde es aber bei uns mit den Sozialgesetzen und mit der Stärkung der Arbeiterklasse überhaupt, wenn wir nicht stets für die Vermehrung unseres parlamentarischen Einflusses gewirkt hätten[?]“⁵⁷². Die Antwort hierauf brauchte er gar nicht erst zu geben; die anwesenden Mitglieder stellten sich einmütig hinter den bisherigen Kurs der Parteiführer. Das bedeutet: Bei den „Münchnern“ setzte überhaupt kein Prozess kritischer Reflexion des eigenen Tuns ein. Die Partei konzentrierte sich weiterhin auf eine konstruktive Mitarbeit im Landtag, nun gestützt von einem zwar „nicht formellen, aber doch realen Oppositionsbündnis“⁵⁷³ mit den Liberalen. Die Dominanz der „Münchner“ bestand unverändert fort, die „Nürnberger“ forderten auch jetzt keine Strategiedebatte ein. Die opponierenden Ortsgruppen in Oberfranken waren zu schwach, um auf Landesebene etwas zu bewegen – und nebenbei wohl erleichtert über den Wahlsieg des Zentrums, der die SPD vor der Option bewahrt hatte, die zukünftige Regierung zu stützen. Die neu gewonnene Harmonie in der Partei beruhte folglich nicht auf soliden Grundlagen, sondern auf der unvermeidlichen Gegnerschaft zur Regierung Hert-

⁵⁶⁹ FVt Nr. 155 vom 7.7.1914.

⁵⁷⁰ HIRSCHFELDER, Bayerische Sozialdemokratie (Teil II), S. 524f.

⁵⁷¹ Johannes Timm, Nach den bayerischen Landtagswahlen 1912, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 4 vom 29.2.1912, S. 215-218, hier: S. 218.

⁵⁷² MP Nr.224 vom 26.9.1913.

⁵⁷³ W. ALBRECHT, Landtag und Regierung, S. 73.

ling. Selbstgewissheit und Selbstzufriedenheit der Landesleitung – und genau darin lag das Problem - tat dies keinerlei Abbruch; das Trugbild von der möglichen Demokratisierung der bestehenden Verfassung in einem allmählichen Reformprozess wurde verbissen aufrechterhalten. Gleichzeitig verloren die linken Kräfte in der Gesamtpartei, die diese Sicht bekämpften, beständig an Boden, was die bayerische SPD-Spitze noch mehr bestärkte. Sie konnte sich inzwischen auf ein solides Netzwerk stützen, das ihre Position in der Gesamtpartei absicherte. Innerhalb der süddeutschen Landesverbände bestand ohnehin längst herzliches Einvernehmen. Über ein Geflecht von guten, teilweise schon institutionalisierten persönlichen Kontakten mit dem rechten Flügel der Reichstagsfraktion und der Gewerkschaftsführung ließen sich mächtige Bündnispartner im Kampf gegen die Parteilinke und ihre Interpretationsmuster mobilisieren.

Im Oktober 1913 erklärte Adolf Müller, der maßgebliche Vordenker der bayerischen SPD, auf dem Landesparteitag in Nürnberg zur politischen Lage:

„Auf den Wiesen des bayerischen Zentrums grasen die preußischen Konservativen und brüllen mit den einheimischen Scharfmachern nach Ausnahmegesetzen. Wir aber erledigen mit der eisernen Ruhe ihres Zieles sicherer Kämpfer unsere Arbeit, bauen unsere Organisation aus, schaffen uns neue verlässige Grundlagen zur Eroberung der Gemeinden und arbeiten, indes die Umstürzler im Ministerium Gesetz, Recht und Wohlfahrt des Landes preisgeben, in gewissenhafter Gesetzlichkeit an der Umarbeitung des Klassenstaates in eine Gemeinschaft gleichberechtigter und freier Staatsbürger und stärken die Tätigkeit unserer Vertreter in den Kommunen und Parlamenten. So haben wir bisher gearbeitet, und so arbeiten wir weiter.“⁵⁷⁴

Kurz darauf wiederholte Müller auch im Landtag noch einmal die Grundsätze des bayerischen Reformismus.⁵⁷⁵ Getragen von einem unerschütterlichen Fortschrittsoptimismus und dem Glauben an die Überlegenheit der sozialistischen Idee blieben die Anhänger dieser Strategie siegesgewiss - ganz unabhängig davon, wie weit sich ihr Wertesystem vom Marxismus (und seiner parteioffiziellen Interpretation durch Kautsky) bereits entfernt hatte. Der von der Landesleitung beherrschte eingespielte Apparat gab weiter den Kurs vor und beharrte auf seinen illusorischen Erwartungen hinsichtlich der Verfassungsentwicklung in Bayern.⁵⁷⁶ Aus den aktuellen innenpolitischen Veränderungen sich ergebende Rückschläge wurden allenfalls als Probe für das eigene Durchhaltevermögen

⁵⁷⁴ Landesvorstand der Sozialdemokratischen Partei Bayerns (Hrsg.), Protokoll über die Verhandlungen des außerordentlichen 12. Parteitags abgehalten am 4. und 5. Oktober 1913 im städtischen Rosenausaal zu Nürnberg, Nürnberg 1913, S. 28.

⁵⁷⁵ In der Sitzung vom 30.10.1913 erklärte Müller: „Wir sind bestrebt, auf gesetzlichem Wege die Reichsverfassung sozial und demokratisch auszubauen, aber weit davon entfernt, den, wenn auch unvollkommenen, großen politischen Körper zu zertrümmern.“ (POHL, Münchener Arbeiterbewegung, Zitat: S. 491).

⁵⁷⁶ Eine vom Landesvorstand 1913 herausgegebene Broschüre, die von Adolf Müller verfasst worden war, bezeichnete die Absetzung des dementen Königs Otto als „evolutionäres Ereignis, das sich bewegt in der Richtung des parlamentarischen Systems und die Bahn freimachen muß zu weiteren nötigen Ausgestaltungen der Verfassung, zu denen in erster Linie und wichtiger als die Absetzung des Königs die Absetzung der Reichsratskammer kommen muß.“ (HIRSCHFELDER, Bayerische Sozialdemokratie (Teil II), Zitat: S. 532).

interpretiert, brachten aber das bestehende Weltbild nicht ins Wanken. Man sah sich mehr denn je auf der sicheren Seite der historischen Entwicklung und glaubte, die innerparteilichen Kritiker nicht weiter ernst nehmen zu müssen. In der Debatte über das Gesetz zur Beendigung der Regentschaft erklärte Müller: „Was jetzt geschieht, ist nicht Evolution von oben, ebensowenig wie in späteren Jahren, wenn die Machtverhältnisse sich geändert haben, eine Ausgestaltung der Verfassung im demokratischen Sinne eine Revolution von unten sein wird. Das ist eine naturnotwendige und sicher sich vollziehende Entwicklung“⁵⁷⁷. Hier traf sich der bayerische Reformismus ungewollt mit dem deterministischen Denken der Parteilinken. Selbstkritischer Analyse verstellte das Operieren mit „Naturnotwendigkeiten“ hier wie dort den Raum.⁵⁷⁸

Nur selten wurde dieser Schutzschild aus Verdrängung und Zweckoptimismus ernsthaft angekratzt. In einer Parteiversammlung in Fürth, die sich mit den Beschlüssen des Jenaer Parteitag von 1913 beschäftigte, monierte der Gemeindebevollmächtigte Johann Schiller⁵⁷⁹: „Richtig ist: Der Massenstreik ist ein theoretisches Problem der Akademiker, die Arbeiter denken gewöhnlich gar nicht an ihn. Auch vermisse er die nötige Initiative und Stoßkraft, aber nicht nur bei dem letzten Parteitag, sondern auch bei einigen seiner Vorgänger. Unschuldiger an diesem Umstand ist allerdings auch die Masse der Parteigenossen nicht, die sich zu wenig dem Parteileben widmet.“⁵⁸⁰ Auch wiesen nur wenige Stimmen innerhalb des Landesverbandes deutlich genug darauf hin, dass seit 1912 im Reich wie in Bayern die politische Entwicklung in eine völlig andere Richtung ging, als es von den Reformisten in der SPD erwünscht und erwartet worden war. In einem Artikel über den allgemeinen deutschen Gewerkschaftskongress, der im Juni 1914 in München stattgefunden hatte, schrieb Adolf Braun:

„Schon mancher Gewerkschaftskongress hat in schwere Zeit seine Verhandlungen legen müssen, aber keiner hat mit so klarer Entschiedenheit, mit so offener Rückhaltlosigkeit den Fehdehandschuh aufgehoben, den ihm die herrschenden Gewalten zugeworfen haben [...]. Die große Versammlung war erfüllt von dem Gefühl, dass keinerlei Nachgiebigkeit, kein Zugeständnis, kein Diplomatisieren und keine `höhere Politik` an den Widerständen etwas ändern würde. [...] Die Männer und Frauen, die auf diesem Gewerkschaftskongress so rückhaltlos den Standpunkt der Arbeiterschaft gegen alle ihre Feinde klarstellten, waren noch ehegestern die Hoffnung aller derer, die da träumten von der Möglichkeit einer Versöhnung der Arbeiter mit der heutigen Staats- und Gesell-

⁵⁷⁷ So in einer Rede in der bayerischen Kammer der Abgeordneten im Oktober 1913. (W. ALBRECHT, Landtag und Regierung, Zitat: S. 57).

⁵⁷⁸ Über die – teils ganz freiwillige – Machtlosigkeit des bayerischen Parlaments herrschten in der SPD-Führung durchaus zutreffende Vorstellungen; die *Münchener Post* schrieb anlässlich der Verfassungsänderung zur Beendigung der Regentschaft: „In 16 Minuten vollzog sich am Mittwoch Nachmittag die Selbstabsetzung des Parlaments, indem sich die bayerische Abgeordnetenkammer durch den Mund sämtlicher bürgerlicher Parteien damit einverstanden erklärte, dass man die Absetzung des Königs und die Proklamation König Ludwigs III. ohne ihre Mitwirkung herbeigeführt habe.“ (MACHTAN, Die Abdankung, Zitat: S. 45).

⁵⁷⁹ Schiller, Johann Simon, geb. 19.12.1874 in Fürth, Lagerverwalter, Beitritt zur SPD, ab 1911 Gemeindebevollmächtigter in Fürth, 1918 Übertritt zur USPD.

⁵⁸⁰ FT Nr. 231 vom 2.10.1913.

schaftsordnung und die phantasierten von einem Zusammenschluß aller von Bassermann bis Bebel. Haben sich die Männer geändert, die sicherlich vielfach ohne ihren Willen diese Hoffnungen keimen ließen? Durchaus nicht, sie sind in ihren Grundanschauungen, in ihren Lebensauffassungen, in ihren politischen Erwägungen die gleichen geblieben, die sie damals waren, aber die Gegnerschaft der Unternehmerorganisation wurde deutlicher, klarer, ihre Macht sichtbarer, ihre Führung härter, ihre Methoden rücksichtsloser, und ihr Einfluß auf die Regierungsgewalten erschien nun auch dem Hoffnungsvollsten über alle Zweifel erhaben. Nicht von der proletarischen Seite wurde der Klassegegensatz verschärft. Wurden die Hoffnungen vernichtet, die innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft auf die Gewerkschaften und ihre Repräsentanten gesetzt wurden, so ist dies ein Ergebnis der Schroffheit, mit der der Klassenkampf von den Unternehmerorganisationen und ihren Sekretären geführt wird.“⁵⁸¹

Damit hatte Braun, der bis dahin mitnichten als Anhänger der radikalen Linken in der Partei auffällig geworden war, eine treffende Analyse der momentanen gesellschaftlichen Situation mit ihrem wieder wachsenden Klassenantagonismus gegeben, fand damit aber allein schon wegen des kurz darauf ausbrechenden Krieges keine Beachtung mehr. Es spricht allerdings wenig dafür, dass unter anderen Umständen dieses pessimistische Urteil beim Landesvorstand eine konstruktive Reaktion ausgelöst hätte, obwohl auch Timm auf dem Kongress festgestellt hatte, dass sich die Gewerkschaften in der Defensive befanden.⁵⁸² Statt über neue Wege zu diskutieren, verharrten die Führungsriege und auch der Mittelbau der bayerischen SPD in den eingefahrenen Gleisen: Die beiden letzten Landesparteitage vor dem Krieg zeigten ungeachtet der Wiederannäherung an die Führung der Gesamtpartei ein vertrautes Bild.⁵⁸³ Der Partei- und Fraktionsführung wurde mehrheitlich Entlastung erteilt, was nicht bedeutete, dass es gar keine Kritik am reformistischen Kurs gab. Was fehlte, waren eine strategische Alternative sowie eine Persönlichkeit, um die sich die Widersacher Vollmars und seiner Paladine hätten scharen können. Beides war nicht in Sicht; es gehörte jedoch zur politischen Kultur des Landesverbandes, diese Defizite nicht offen anzusprechen. Die weit verbreitete Sehnsucht nach innerparteilicher Geschlossenheit konnte noch – oder genauer gesagt: wieder – die bestehenden Bruchlinien überdecken.

Daneben wirkte noch ein weiteres psychologisches Moment: Die Protagonisten des bayerischen „Sonderweges“ innerhalb der Sozialdemokratie hatten in ihre Ideologie und die davon getragene Tagespolitik große Energien investiert, die in ihren Augen durchaus lohnende Rendite abgeworfen hatte (und für die Zukunft noch mehr davon versprach). Entsprechend hoch - und das hieß: extrem hoch - war die Schwelle dafür, diese „bewährte“ Strategie grundsätzlich infrage zu stellen. Zu ignorieren, dass eine überkommene, gewohnheitsmäßig eingeschliffene Denk- und Handlungsweise mit

⁵⁸¹ Adolf Braun, Die deutschen Gewerkschaften und ihr Kongreß, in: *Die Neue Zeit*, Nr. 15 vom 10.7.1914, S. 667-671, hier: S. 667-669.

⁵⁸² Vgl. STEINBERG, Gewerkschaften und Sozialdemokratie, in: VETTER (Hrsg.), Vom Sozialistengesetz zur Mitbestimmung, S. 121-134, hier: S. 131.

⁵⁸³ Gemeint sind damit die Parteitage vom Oktober 1913 in Nürnberg und vom Juli 1914 in Neustadt/Haardt.

radikal veränderten Rahmenbedingungen nicht mehr kompatibel war, erforderte offensichtlich geringere mentale Anstrengungen als das Aufgeben von Positionen, die als konstitutiv für die eigene politische Persönlichkeit betrachtet wurden. Dieses Phänomen, das sich bereits ab 1912 bemerkbar machte, sollte während des Krieges noch eine ganz andere Qualität erlangen.

Schon einige Jahre vor Ausbruch des Weltkrieges hatten sich, wie hier zumindest cursorisch dargestellt werden konnte, erhebliche Spannungen innerhalb der bayerischen Sozialdemokratie gezeigt. Es würde allerdings zu weit führen, daraus die Spaltung der Partei im Jahr 1917 *direkt* ableiten zu wollen oder gar als (in dieser Form) unausweichlich zu erachten – womit die Kernthese von Schorske zumindest relativiert, allerdings nicht zur Gänze widerlegt wird.⁵⁸⁴ Richtig ist, dass sich die Entwicklung während des Krieges nicht erklären lässt ohne Einbeziehung der Mentalitäten und Strukturen, die sich lange zuvor herausgebildet hatten und teilweise gegenüber äußeren Einflüssen ausgesprochen stabil blieben. Andererseits ließen erst die massiven Einflüsse eines lang andauernden Krieges auf die soziale und politische Verfassung der Gesellschaft sowie auf das Denken der einzelnen Parteimitglieder das bis dahin kaum Vorstellbare Tatsache werden: Die Zerstörung der organisatorischen Einheit der sozialistischen Arbeiterbewegung in Deutschland. Die Entwicklung in Bayern folgte auch in diesem Fall derjenigen im Reich, wenn auch – wie immer – mit erheblichen Abweichungen und Besonderheiten.

Vorgeschichte und Verlauf des Landshuter Parteitages von 1912 mussten nicht zwangsläufig ein Menetekel für die Einheit der Partei sein. Erbitterte Auseinandersetzungen waren in der Vorkriegssozialdemokratie durchaus nicht ungewöhnlich; eine Betrachtung der Debatten auf den Parteitag der SPD im Reich entzieht einer harmonisierenden Darstellung jegliche Grundlage. Die Teilnahme am „Parteikampf“ bedeutete, wie Rosa Luxemburg eingestand, „ein Leben unter ständigen Beleidigungen alles dessen, was im Menschen fein und nobel ist.“⁵⁸⁵ Schon kurz vor der Jahrhundertwende hatte Bebel an Südekum geschrieben: „Ich stehe nicht an zu erklären, daß wenn der Hase so läuft, daß wir nicht mehr anders zusammenwirken können, als *daß ein Teil dem anderen in den Rücken fällt* und den anderen Teil zum Desavouieren zwingt, sehr ernsthaft die Frage entsteht, ob nicht ein getrenntes Marschieren das für beide Teile Ersparnischere ist.“⁵⁸⁶ Später, wenige Monate vor seinem

⁵⁸⁴ Schorske wies plausibel nach, dass die linke Minderheit, die sich vor dem Krieg gebildet hatte und vor allem am Abstimmungsverhalten auf dem Parteitag von 1913 zur Massenstreik- und Steuerfrage bemessen lässt, später den Kern der USPD bildete. Problematisch ist allerdings die eindeutige Zuordnung der Nürnberger Organisation zu den „Radikalen“ (vgl. Die große Spaltung, S. 355, Fn. 86). Mit größerem Recht zählte Schorske die Bayreuther Organisation zum linken Lager, die allerdings im Krieg eben nicht zur USPD wechselte. Um die (Dis-)Kontinuitäten innerhalb der bayerischen Parteiorganisationen aufzuzeigen, wäre es noch notwendig, die Positionierung der Ortsvereine von Aschaffenburg und Schweinfurt – spätere Hochburgen der USPD – in der Zeit vor Kriegsausbruch zu untersuchen, was im Rahmen dieser Untersuchung nicht möglich war und auf erhebliche Probleme bei der Quellenschließung stoßen dürfte.

⁵⁸⁵ R. Luxemburg an K. Zetkin vom 5.9.1910. (LASCHITZA, Im Lebensrausch, Zitat: S. 362).

⁵⁸⁶ A. Bebel an A. Südekum vom 25.10.1899. (MITTMANN, Fraktion und Partei, Zitat: S. 300, Fn. 18).

Tod, gab sich der Parteipatriarch zuversichtlicher: „Auch die vorhandenen Gegensätze haben sich gemildert, teils aus Einsicht, daß zwei Strömungen in der Partei etwas ganz Naturgemäßes sind, stets vorhanden waren und stets vorhanden sein werden, solange es eine Partei gibt; dann aber auch und vielleicht vornehmlich, weil das Verhalten unserer Gegner die Partei immer wieder zu festem Zusammenschluß führt, wenn einen Augenblick das Gefüge lockerer werden sollte.“⁵⁸⁷

Unter Kriegsbedingungen sollte sich allerdings herausstellen, dass dieser Mechanismus nicht „automatisch“ wirkte, dass das „Verhalten der Gegner“ (teils gezielt, teils indirekt) den Zusammenhalt der Partei sogar zu untergraben vermochte – und das mit dem Zutun eines großen Teils der Partei(-führung). Das war in den Jahren vor 1914 so noch nicht abzusehen gewesen. Bemerkenswert war dennoch der die Grenzen gemäßigter Polemik überschreitende, teilweise ins Gehässige abdriftende persönliche Ton, der im bayerischen Landesverband gerade 1911/12 angeschlagen worden war; dieser Diskussionsstil bot wenig geeignete Voraussetzungen dafür, bestehende Meinungsverschiedenheiten und Interessengegensätze rational zu behandeln und zu entschärfen. Hier sammelte sich Zündstoff an, der explosiv wirken konnte, sobald die nur oberflächlich wiederhergestellte Geschlossenheit der Partei durch äußere Ereignisse vor eine schwerere Belastungsprobe gestellt werden würde. Und diese Ereignisse traten schon bald ein.

⁵⁸⁷ A. Bebel an H. Braun vom 26.12.1912. (Abgedruckt in: BRAUN-VOGELSTEIN, Heinrich Braun, S. 340).

3 Die SPD bei Kriegsausbruch: Burgfrieden und Integrationsstrategie

3.1 Die Entwicklung im Reich

3.1.1 *Alte Mythen und neue Forschungsergebnisse zum Kriegsausbruch*

Der von vielen lange befürchtete, von anderen lange herbeigesehnte Krieg wurde im Sommer 1914 Realität, als eine erneute Krise auf dem Balkan nicht mehr lokalisiert werden konnte.¹ Die lange zuvor ausgesprochene Erwartung, dass „die dräuende Weltkriegsgefahr zu einem verhängnisvollen Problem der *inneren* Politik Deutschlands“² werden könnte, war nun eingetreten. Die tieferen Ursachen des Krieges und die durch ihn ausgelösten Reaktionen waren seit jeher Gegenstand heftiger politischer und wissenschaftlicher Kontroversen. „Der Erste Weltkrieg war ein tragischer und ein unnötiger Konflikt.“³ Mit diesem gravitätischen Satz leitete der britische Militärhistoriker John Keegan seine Gesamtdarstellung zum Thema ein. Dem wurde entgegengehalten: „Zu irgendeiner Explosion mußte es kommen: Damals konnten sich die Menschen einen langen kalten Krieg nicht vorstellen. Die europäischen Nationen hatten zu lange in einem gefährlichen Gegeneinander gelebt; diplomatisches Taktieren am Rande des Abgrunds und eine kaum verhohlene Gewaltbereitschaft, die im Rüstungswettlauf ihren Ausdruck fand, waren zu tief verwurzelt.“⁴

Für den am Geschehen nicht ganz unbeteiligten Wilhelm II. war der ganze Streit hingegen unverständlich; in seinen 1922 erschienenen Erinnerungen meinte er, die Geschichte kenne „kein Beispiel für die Verwirrung, die über die Ursachen entstanden ist, die zum Weltkriege führten. Das ist umso erstaunlicher, weil der große Krieg eine hochkultivierte, aufgeklärte, politisch geschulte Menschheit

¹ Zu diesem Abschnitt siehe BOLL, Frieden ohne Revolution?, S. 87-117; CHICKERING, Das Deutsche Reich und der Erste Weltkrieg, S. 22-43; FROMKIN, Europas letzter Sommer, S. 143-370; GEISS, Der lange Weg in die Katastrophe, S. 311-324; GROH, Negative Integration, S. 610-729; KRAUSE, USPD, S. 47-57; KRUSE, Krieg und nationale Integration, S. 29-184; ders., Der Erste Weltkrieg, S. 12-24; LASCHITZA, Im Lebensrausch, S. 455-480; LINDEMANN, Die Macht der Perzeptionen, S. 136-281; MILLER, Burgfrieden und Klassenkampf, S. 31-95; W. MOMMSEN, Die Urkatastrophe, S. 22-48; NEITZEL, Kriegsausbruch, S. 163-192; ders., Blut und Eisen, S. 16-82; Karl Heinrich POHL, Die Reichstagsklärung der sozialdemokratischen Fraktion vom 4.8.1914, in: GWU 35 (1984), S. 758-775; RAITHEL, Das „Wunder“ der inneren Einheit, S. 139-508; RAMBKE, Diesem System keinen Mann und keinen Groschen?, S. 269-306; RINTELEN, Arbeiterführer und Reichsleitung, in: BzG 33 (1991), S. 723-735; ders., Gustav Bauer, S. 95-110; ROJAHN, Einleitung, in: DITTMANN, Erinnerungen, Bd. 1, S. 1-286, hier: S. 118-146; SALEWSKI, Der Erste Weltkrieg, S. 89-148; Gutav SCHMIDT, Die Julikrise: Unvereinbare Ausgangslagen und innerstaatliche Zielkonflikte, in: SCHÖLLGEN (Hrsg.), Flucht in den Krieg?, S. 187-229; SCHORSKE, Die große Spaltung, S. 359-369; SCHRAMM, 1914: Sozialdemokratie am Scheideweg, in: C. STERN/WINKLER (Hrsg.), Wendepunkte, S. 63-85; ULLRICH, Die nervöse Großmacht, S. 250-269 u. 407-456; VERHEY, Der „Geist von 1914“; WACHENHEIM, Die deutsche Arbeiterbewegung, S. 584-602; WEHLER, Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 4, S. 3-47; WIELAND, Die Verteidigungslüge, S. 19-30; ders., Heinrich Ströbel, S. 57-80; WIRSCHING, „Augusterlebnis“ und „Dolchstoßlegende“, in: DOTTERWEICH (Hrsg.), Mythen und Legenden, S. 187-202 und BERLINER GESCHICHTSWERKSTATT (Hrsg.), August 1914.

² *Die Neue Gesellschaft*, Nr. 20 vom 16.8.1905, S. 230.

³ KEEGAN, Der Erste Weltkrieg, S. 13.

⁴ COWLEY, 1914. Der Weltkrieg, der nicht hätte stattfinden müssen, in: Ders. (Hrsg.), Was wäre gewesen, wenn?, S. 276-308, hier: S. 278.

vorfand, und weil die Ursachen zum Weltkrieg klar und offen liegen.“⁵ Sie lagen nach Ansicht des Kaisers überall, nur nicht bei ihm und dem von ihm geführten Reich.

Die Literatur zum Kriegsausbruch von 1914 füllt - wie oft, aber korrekt festgestellt wird - längst ganze Bibliotheken. Bezüglich der „Kriegsschuld“ – in der Wissenschaft ist aus gutem Grund von „Verantwortung“ die Rede – hatte sich, nachdem die Debatte lange Zeit nur auf „Sparflamme“ weitergeführt worden war, scheinbar ein weit gehender Konsens herausgebildet. Wolfgang J. Mommsen fasste zusammen: „Inzwischen hat sich der Kern der These Fritz Fischers, daß nämlich das Deutsche Reich die Hauptverantwortung für den Ausbruch des Ersten Weltkrieges trage, im wesentlichen bestätigt, während seine These, daß das Deutsche Reich schon in den letzten Vorkriegsjahren konsequent den Krieg vorbereitet habe und eine Kontinuität der deutschen Kriegsziele unter Einschluß der unmittelbaren Vorkriegsjahre bestehe, heute nur noch von einer Minderheit in der Forschung vertreten wird.“⁶ Dieses abgewogene Urteil, das auch ausgewiesene Experten wie Imanuel Geiss teilten,⁷ wurde längere Zeit nicht offensiv infrage gestellt.⁸

Bereits vor einigen Jahren wurde – ohne neues Quellenmaterial einzuführen – die „Alleinschuld“ des Deutschen Reiches wieder einmal relativiert,⁹ auf der anderen Seite – gestützt auch auf neue Quellen – die These, das Reich habe (v. a. auf Druck der Spitzenmilitärs) einen „Präventivkrieg“ ausgelöst, in verschärfter Form vorgetragen.¹⁰ Nicht nur weil sich diese beiden Ansätze gegenseitig keineswegs vollkommen ausschließen, ging die Diskussion auch danach weiter.¹¹ Eine partielle Neubewertung versuchte Lüder Meyer-Arndt, der einige eigenständige Akzente setzte; er betonte nicht nur die Mängel des deutschen Regierungssystems, sondern behauptete, dass Bethmann Hollweg in der Julikrise eine eher unbedeutende Rolle gespielt habe, stattdessen Jagow und einige weitere Diplomaten maßgeblich gewesen seien. Das Endergebnis lautete:

„Die deutschen Entscheidungsträger haben den Krieg nicht gewollt. [...] Der Ausbruch des Krieges war aus deutscher Sicht ein schlimmer Unfall, verursacht durch zahlreiche haarsträubende Fehler des Kaisers, des Reichskanzlers, des Staatssekretärs v. Jagow und zwei oder drei anderer Diplomaten in leitenden Positionen.

⁵ WILHELM II., Ereignisse und Gestalten aus den Jahren 1878-1918, Leipzig – Berlin 1922, S. 261.

⁶ W. MOMMSEN, Die Urkatastrophe, S. 15.

⁷ Vgl. GEISS, Der lange Weg in die Katastrophe, S. 323.

⁸ Eine ausgewogene Zusammenfassung bietet Hew STRACHAN, Wer war schuld? Wie es zum Ersten Weltkrieg kam, in: BURG-DORFF/WIEGREFE (Hrsg.), Der Erste Weltkrieg, S. 240-255.

⁹ Vgl. Luciano CANFORA, August 1914. Oder: Macht man Krieg wegen eines Attentats?, Köln 2010.

¹⁰ Vgl. Dieter HOFFMANN, Der Sprung ins Dunkle oder wie der 1. Weltkrieg entfesselt wurde, Leipzig 2010.

¹¹ Eine, in mehrerlei Hinsicht, diskussionswürdige „Neuinterpretation“ des *Kriegsendes* liefert Benjamin RICHTER, Wie Deutschland den Ersten Weltkrieg gewann. Ein paradoxes Kriegsende und seine Folgen, München 2008.

Es gab keinen Wandel im polykratischen Chaos. Niemand unternahm den Versuch, die Führung an sich zu reißen. Die Männer des zweiten Gliedes stimmten sich nicht mit anderen Beratern des Kaisers ab, übernahmen keine Verantwortung für das Ganze. [...]

Der entscheidende Fehler der deutschen Diplomaten war, an Rußlands Nichtintervention zu glauben. Dieser Irrtum war zwar sehr schwer verständlich, aber benennbar und lokalisierbar. [...] die Männer von Berlin 1914 glaubten, dass eine Unterstützung Österreich-Ungarns den Charakter eines Verteidigungskrieges haben werde, den Deutschland ohne Rücksicht auf die Chancen kämpfen müsse.“¹²

Dazu noch einmal Jagow im Originalton: „Ich will keinen Präventivkrieg, aber wenn der Kampf sich bietet, dürfen wir nicht kneifen.“¹³ Aus einem subjektiven Gefühl der Bedrohung und der Ausichtslosigkeit hinsichtlich der strategischen Stellung Deutschlands heraus entschloss sich die Reichsleitung demnach im Juli 1914, ein sehr hohes Risiko einzugehen, was nur unter ausgesprochen glücklichen Umständen *nicht* zu einem „Präventivkrieg“ geführt hätte, der dann allerdings vermutlich nur aufgeschoben gewesen wäre. Der entscheidende Faktor, der auf den großen Krieg hintrieb, war auf jeden Fall das erratische Denken und Handeln der deutschen Führung. (Jagows Amtsvorgänger Kiderlen-Wächter, der in der 2. Marokkokrise das Reich nur knapp am Weltkrieg hatte entlang schrammen lassen, hatte im Juni 1910 festgestellt: „Wenn *wir* den Krieg nicht heraufbeschwören, ein anderer wird es sicherlich nicht tun“¹⁴.) Vor solchen unliebsamen Tatsachen hatte der größte Teil der deutschen Historiker lange Zeit die Augen verschlossen; noch Mitte der 1950er Jahre bestand hier weitgehend Konsens darüber, dass der Erste Weltkrieg „fast ohne Rätsel“¹⁵ zu betrachten und Deutschlands „Unschuld“ erwiesen sei.

Galt dieser Standpunkt nach den Debatten der 1960er und 1970er Jahre als längst überwunden, so nahm die Auseinandersetzung – vor allem in Deutschland – insbesondere durch die umfassende Studie des australischen Historikers Christopher Clark (die im Original 2012 erschien) zum Kriegsausbruch eine ganz neue Wendung.¹⁶ Auch wenn Clark selbst wiederholt beteuerte, es gehe ihm nicht um eine „Entlastung“ der politischen und militärischen Führung des Reiches, so meldeten sich nun vermehrt Stimmen, die keine besondere Verantwortung Deutschlands (und seines Verbündeten Österreich-Ungarn) für die Eskalation der Julikrise sehen konnten bzw. wollten.¹⁷ Auf der

¹² MEYER-ARNDT, Die Julikrise, S. 305-307.

¹³ Ebd., Zitat: S. 83.

¹⁴ GASSER, Preussischer Militärgest, Zitat: S. 110.

¹⁵ HUBATSCH, Der Weltkrieg 1914/18, S. 2.

¹⁶ Christopher CLARK, Die Schlafwandler. Wie Europa in den Ersten Weltkrieg zog, München 2013 (Engl. Originalfassung: The Sleepwalkers. How Europe went to War in 1914. Allen Lane – Penguin Books, 2012).

¹⁷ Siehe dazu z. B. Dominik Geppert, Sönke Neitzel, Cora Stephan, Thomas Weber, Der Beginn vieler Schrecken. Warum die Vorstellung von der friedensstiftenden Wirkung der europäischen Einigung, insofern sie das Nationale überwindet, auf falschen Prämissen beruht. Ein Beitrag zur Schulddebatte 100 Jahre nach dem Beginn des Ersten Weltkriegs 1914 (*Die Welt* vom 3.1.2014) und Her-

anderen Seite gab es auch entschiedene Verteidiger der Fischer-Thesen.¹⁸ Den Hintergrund der Debatte bildete der gesamte geschichtspolitische Diskurs um die Geschichte Deutschlands im 20. Jahrhundert (und natürlich auch die Rolle, die die deutsche Geschichtswissenschaft darin einnahm und einnimmt).¹⁹ Die neu aufgeflamnte Kontroverse um die berühmten Thesen Fritz Fischers, die auf zwei Ebenen stattfindet – einmal auf der Ebene der historischen „Fakten“, einmal auf der Ebene von deren „Deutung“ –, ist noch in vollem Gange und kann an dieser Stelle nicht vertiefend behandelt werden.

Sosehr durch die Studie Clarks das Verhalten *aller* beteiligten Mächte deutlich wie nie zuvor in den Blick gerückt wurde (und damit auch die überall vorhandene Unfähigkeit bzw. Unwilligkeit, sich der drohenden Katastrophe entschlossen in den Weg zu stellen), so bleibt der entscheidende Punkt nach wie vor die zentrale Rolle, die die deutschen Politiker und Militärs gespielt haben. Annika Mombauer brachte es in ihrer Kurzzusammenfassung der Julikrise auf den Punkt:

„Es wird auch kaum noch die Verantwortung einer einzigen Regierung hervorgehoben. Stattdessen wissen wir heute, dass in allen Hauptstädten der Großmächte wichtige und zum Teil verhängnisvolle Entscheidungen getroffen wurden. Wir wissen auch, dass vor allem den Militärs überall ein Krieg nicht ungelegen kam und es dem militärischen Denken der Zeit entsprach, einen solchen führen zu wollen.

Dennoch muss der Hauptteil der Verantwortung für den Kriegsausbruch nach wie vor in den Entscheidungen Österreich-Ungarns und Deutschlands verortet werden. Die Dokumente, auf die wir uns stützen können, beweisen eindeutig, dass diese beiden Großmächte es auf den Krieg abgesehen hatten, bevor die Regierungen der anderen Großmächte überhaupt wussten, dass ein europäischer Konflikt bevorstand. [...]

Es gab in der Julikrise 1914 nicht nur eine `schuldige` Regierung unter den Großmächten; alle trugen durch ihre Entscheidungen absichtlich oder unabsichtlich zur Verschlechterung der Situation bei. Aber die Verantwortung einiger Regierungen war gravierender als die anderer, die Folgen der Entscheidungen verhängnisvoller, die Absicht, einen Krieg vom Zaun zu brechen, stärker und daher letztendlich auch ausschlaggebender.“²⁰

Die wichtigsten Dokumente, auf die sich diese Aussagen stützen (und auch deren Rezeptionsgeschichte) hat Gerd Krumeich aus aktuellem Anlass noch einmal zusammengestellt und ausgewertet.²¹ Krumeich, der Clark in persönlicher Freundschaft verbunden ist und dessen Werk angemessen

fried Münkler, Neuentdeckung des Ersten Weltkriegs. Griff nach der Weltmacht? Für eine Abkehr von den Thesen Fritz Fischers (*Süddeutsche Zeitung* Nr. 139 vom 20.6.2014).

¹⁸ Vgl. z. B. Wolfram WETTE, 1914: Der deutsche Wille zum Zukunftskrieg, in: *Blätter für deutsche und internationale Politik* H. 1/2014, S. 41-53.

¹⁹ Siehe dazu Andreas Wirsching, Die Gegenwart eines alten Traumas. Christopher Clark, der Erste Weltkrieg und die Deutschen: Bemerkungen zu einem Missverständnis. (*Süddeutsche Zeitung* Nr. 161 vom 16.7.2014).

²⁰ Annika MOMBAUER, Die Julikrise. Europas Weg in den Ersten Weltkrieg, München 2014, S. 117f.

²¹ Gerd KRUMEICH, Juli 1914. Eine Bilanz, Paderborn – München – Wien – Zürich 2014.

sen würdigte,²² grenzt sich hier von den „Schlafwandlern“ ab und liegt in seinem Urteil nahe bei Mombauer: „Wenn also die Mittelmächte nach meiner Überzeugung am Ausbruch des Krieges die Hauptverantwortung tragen, weil eben sie das Pulverfass in Brand gesteckt haben, so liegt es keineswegs an ihnen allein, dass sich diese Masse an Brennstoff hat ansammeln können.“²³

Krumeich geht in seiner Darstellung auch ausführlich auf das „fatalistische Denken ein, das die `Mittelmächte` zutiefst beherrschte“²⁴, womit sich sogleich die Frage nach den „Alternativen“ stellt (und auch der kulturschichtliche Zugang in den Vordergrund tritt). Stig Förster kam zu dem Schluss: „Es gab keine Kraft, größer als Menschenmacht, die den Krieg unvermeidlich werden ließ. Die persönliche Entscheidung und damit die persönliche Verantwortung lagen trotz aller Zwänge immer noch bei den Beteiligten. Daß sie sich in dieser Lage von egozentrischen Machtspielen und abstrakten Ehrbegriffen statt von ihrer Verantwortung für das Leben von Millionen leiten ließen, mag vielleicht mentalitätsgeschichtlich erklärbar sein, nicht aber unter Hinweis auf angeblich übergeordnete Interessen.“²⁵ Komplementär dazu verhält sich die Feststellung: „Es sind eben nicht immer `objektive Faktoren`, die zum Ausbruch eines Konfliktes führen, sondern es kommt oftmals stärker darauf an, wie die verantwortlichen Akteure ihre innere und äußere Umwelt *wahrnehmen*. Erst die subjektive und fast immer fragwürdige Überzeugung, keine vorteilhafte Alternative zu haben, treibt Staatsmänner in den Krieg. [...] Was den Krieg wirklich `unvermeidlich` machte, war gerade der Glaube an seine Unvermeidlichkeit. Dieser Glaube basierte weithin auf völkisch-darwinistischen Fehlperzeptionen der `objektiven` inneren und äußeren Umwelt.“²⁶

Wer immer sich mit dem Ersten Weltkrieg und wenigstens einigen der damit verbundenen Dramen beschäftigt, tut gut daran, sich noch einmal der weisen Worte aus Golo Manns „Deutsche Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts“ zu erinnern, die da lauten: „Unvermeidlich ist nichts, ehe es nicht geschah. Daß Krieg in der Luft lag, seit Jahren, seit Jahrzehnten, daß mit jeder Wiederholung der `Politik des Risikos` der diplomatische Sport gefährlicher wurde und, wenn es so weiterging, einmal der Ball den Diplomaten entweichen und ins Spielfeld der lauernden Militärs hinübergleiten

²² Vgl. Gerd Krumeich, Unter Schlafwandlern. Nicht Weltmachtambitionen Deutschlands stießen Europa in den Abgrund des Ersten Weltkriegs – der australische Historiker Christopher Clark schildert, wie es zur Katastrophe von 1914 kam. Sein Buch „Sleepwalkers“ ist eine Wucht (*Süddeutsche Zeitung* Nr. 277 vom 30.11.2012). Siehe dazu auch „Man hat doch auch eine Leidenschaft“. Nur wenige wissen über den Ersten Weltkrieg so viel wie die Historiker Christopher Clark und Gerd Krumeich. Über seine Ursprünge sind sie uneins. Welche Rolle spielte das deutsche Kaiserreich? Wollte die Regierung des Zaren damals Krieg oder Frieden? Ein Streitgespräch (*Süddeutsche Zeitung* Nr. 50 vom 1./2.3.2014).

²³ KRUMEICH, Juli 1914, S. 184.

²⁴ Ebd.

²⁵ FÖRSTER, Die Ursachen des Ersten Weltkrieges, in: WEGNER (Hrsg.), Wie Kriege entstehen, S. 211-252, hier: S. 248.

²⁶ LINDEMANN, Die Macht der Perzeptionen, S. 16 u. 282.

würde, dies zu sehen, bedurfte es geringen Scharfsinns. Es lag aber auch Friede in der Luft, und blieb den Menschen bis zuallerletzt die erste Wahl.“²⁷

Diese Sätze, die noch vor dem Beginn der Fischer-Kontroverse niedergeschrieben worden sind, gewinnen durch einige jüngere Veröffentlichungen wieder an Aktualität. Mit guten Argumenten warnte Friedrich Kießling vor einiger Zeit vor der „Stringenzfalle“, die darin besteht, dass die ex post angestellten Erklärungsversuche allzu leicht eine „Zwangsläufigkeit“ der Ereignisse suggerieren, die die durchaus möglichen Alternativen und gegenläufige Tendenzen zur letztlich eingetretenen Katastrophe gar nicht mehr wahrnimmt.²⁸ Dass die Epoche zwischen Jahrhundertwende und 1914 aus sich selbst heraus – und nicht nur von ihrem jähen Ende her – erklärt und verstanden werden sollte, d. h. „ohne teleologische Vorurteile“²⁹, wurde erst jüngst von Philipp Blom eindrucksvoll dargelegt. Francois Furet merkte dazu an: „Ist das Europa vor 1914 wirklich das Europa, aus dem heraus der Krieg entstand? Verglichen mit der übrigen Welt, scheint es ein so zivilisiertes und homogenes Universum zu sein, daß der Konflikt, der durch den Mord von Sarajevo ausgelöst wurde, absurd wirkt: wie ein Bürgerkrieg, der allerdings zwischen autonomen Staaten, im Namen nationaler Leidenschaften geführt wird. So bildet der erste Krieg des 20. Jahrhunderts einen Bruch mit allem Vergangenen und bleibt eines der rätselhaftesten Ereignisse der modernen Geschichte.“³⁰

So wichtig der Hinweis auf die Vielfältigkeit der historischen Prozesse und nicht genutzte, aber sehr wohl vorhandene Entwicklungsmöglichkeiten ist: Der Ausbruch des Krieges und dabei v. a. die (Haupt-)Verantwortung der Reichsleitung bleiben die Fixpunkte der historischen Analyse des Zeitalters. Was erst durch den langen und harten Streit um die Thesen Fritz Fischers Allgemeingut wurde, sprach Dittmann schon auf der SPD-Reichskonferenz im Jahr 1916 offen aus: „Wenn alle Akten über den Kriegsbeginn der Masse der Parteigenossen zur Kenntnis kommen werden, wird darüber kein Zweifel sein, daß es sich um einen freventlich von der deutschen Militärkamarilla vom Zaune gebrochenen Krieg gehandelt hat und daß wir von Bethmann schmachlich düpiert worden sind.“³¹ Von einer derart direkten Schuldzuweisung wollte der Mehrheitsflügel der Partei erwartungsgemäß nichts wissen; für Otto Braun war der Krieg schlicht das „schreckliche Verhängnis“,

²⁷ Golo MANN, Deutsche Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, Frankfurt am Main (11) 2008, S. 570.

²⁸ Vgl. Friedrich KIESSLING, Wege aus der Stringenzfalle. Die Vorgeschichte des Ersten Weltkriegs als „Ära der Entspannung“, in: GWU 55 (2004), S. 284-304.

²⁹ BLOM, Der taumelnde Kontinent, S. 14.

³⁰ Francois FURET, Das Ende der Illusion. Der Kommunismus im 20. Jahrhundert, München 1996, S. 35.

³¹ VORSTAND DER SOZIALDEMOKRATISCHEN PARTEI DEUTSCHLANDS (Hrsg.), Protokoll der Reichskonferenz der Sozialdemokratie Deutschlands vom 21., 22. und 23. September 1916, Berlin 1916, S. 117.

das „über die Völker Europas hereinbrach“³², eher einer Naturkatastrophe gleich als von Menschen „gemacht“.

Unmittelbar nach dem Krieg hatte Kautsky in seiner Funktion als Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt ausführlich Einblick in die einschlägigen Aktenbestände nehmen können; dabei war er zu dem Ergebnis gelangt: „Die Entstehung des Weltkrieges [...] zeigt uns in Deutschland ein Regierungssystem, das . . . zur politischen Führung Elemente berief, die von solcher Unfähigkeit oder Streberhaftigkeit oder Leichtfertigkeit waren, daß sie sinnlos das Volk in ein Abenteuer hineinritten, aus dem sie schließlich keinen anderen Ausweg mehr fanden als die Kriegserklärung an Rußland und Frankreich, und durch das sie und die gesamte Nation in den Abgrund gerissen wurden.“³³ Eisner drückte sich im Februar 1919 auf dem Sozialisten-Kongress in Bern noch etwas deutlicher aus: „Es steht heute fest, daß dieser Krieg von einer kleinen Horde wahnsinniger Militärs in Deutschland, die verbündet waren mit Schwerindustriellen und Weltpolitikern, Kapitalisten und Fürsten, gemacht worden ist, und zwar ohne jede politische Voraussicht und ohne jede militärische Einsicht. Das Rätsel dieses Weltkrieges löst sich, wenn man die Seelen und Gehirne unserer leitenden deutschen Militärs kennt.“³⁴ Ströbel erklärte (mit Blick auf die inzwischen publik gewordenen deutschen Akten zum Kriegsausbruch) Anfang 1920 in der *Weltbühne* die deutsche „Kriegslegende“ – d. h. die *Kriegsunschuld*legende – für erledigt: „Erledigt trotz allen neuerlichen Verteidigungsmänußern deutscher und österreichischer Halboffizieller. Denn wer gegen die granitnen Anklagen dieser Aktenstücke anrennt, kann sich nur selbst den Kopf zerschellen.“³⁵

Diese Urteile, welche die deutschen Historiker der Zwischenkriegszeit mit erbittertem Eifer zu widerlegen versuchten, liegen sehr nahe bei dem heute - fast ein Jahrhundert danach - erreichten Stand der Forschung zur Entstehung des Ersten Weltkrieges. Da die diplomatiegeschichtlichen und außenpolitischen Aspekte der Gesamtentwicklung nicht zum eigentlichen Gegenstand dieser Untersuchung gehören, sollen diese Erläuterungen hier genügen. Für die Beurteilung der Politik der Sozialdemokratie gilt es dabei allerdings stets die genannten Tatbestände, d. h. vor allem die Verantwortung bzw. Verantwortungslosigkeit der Reichsleitung im Auge zu behalten. Denn gerade der rechte Parteiflügel strickte an den Legenden zum Kriegsausbruch fleißig mit; Heine schrieb 1916 in einem

³² Otto Braun, Die Theorie der Parteispaltung, in: *Die Neue Zeit*, Nr. 9 vom 26.11.1915, S. 264-269, hier: S. 264.

³³ W. JÄGER, Historische Forschung, Zitat: S. 36.

³⁴ Rede abgedruckt in: Gerhard A. RITTER (Hrsg.), Die II. Internationale 1918/19. Protokolle, Memoranden, Berichte und Korrespondenzen, Band I, Berlin - Bonn 1980, S. 230-243, hier: S. 236. Auch Eisner vertrat hier die irriße Annahme, die deutsche militärische Führung habe mit einem schnellen Sieg gerechnet: „Warum taumelten sie [d. h. die deutschen Militärs; B. A.] denn in den Krieg wie in ein Abenteuer? Weil sie so fest überzeugt waren von dem raschen Siege Deutschlands, daß sie es gar nicht für nötig hielten, politische und militärische Voraussicht zu bewahren.“ (Ebd.).

³⁵ Helmut DONAT/Lothar WIELAND (Hrsg.), Das Andere Deutschland. Unabhängige Zeitung für entschiedene republikanische Politik. Eine Auswahl (1925-1933), Königstein/Ts. 1980, Zitat: S. XXI.

Artikel für das *Berliner Tageblatt*: „Das deutsche Volk war bei Ausbruch des Krieges in der glücklichen Lage, daß es an die ehrliche Friedensliebe des Kaisers und des verantwortlichen Leiters der Reichspolitik fest glauben konnte. Dies hat dem Willen des Volkes in jenen Tagen die unvergessliche Größe und Schwungkraft gegeben.“³⁶

Damit kann zur deutschen Innenpolitik übergegangen werden, bei der die jüngere Forschung scheinbar feststehende Gewissheiten ins Wanken gebracht hat. Insbesondere die Arbeiten von Jeffrey Verhey, Thomas Raithel und Wolfgang Kruse haben inzwischen ein ganz neues Bild der deutschen Öffentlichkeit im Allgemeinen und der sozialdemokratischen im Besonderen im Juli und August 1914 gezeichnet. „Zugespitzt ließe sich sogar von einer Dekonstruktion der Legende allgemeiner Kriegsbegeisterung sprechen.“³⁷ Demnach muss das lange Zeit nahezu alle seriösen Darstellungen bestimmende Urteil von „der elementaren Kraft des Augusterlebnisses, das alle Bevölkerungsschichten ergriff“³⁸, die Behauptung, „daß eine ungeheure Kriegsbegeisterung und Kriegshysterie im deutschen Volk entstand“³⁹, korrigiert werden.⁴⁰ Es handelt sich dabei, wie sich inzwischen immer klarer abzeichnet, um eine vor allem von der konservativen Publizistik mit amtlicher Beihilfe nachträglich vollzogene Mythologisierung der bei Kriegsausbruch in der Tat außergewöhnlichen mentalen Disposition der deutschen Bevölkerung.⁴¹

³⁶ Wolfgang HEINE, Deutsche Zukunft, in: Ders., Zu Deutschlands Erneuerung, S. 161-170, hier: S. 169.

³⁷ WIRSCHING, „Augusterlebnis“ und „Dolchstoß“, in: DOTTERWEICH (Hrsg.), Mythen und Legenden, S. 187-202, hier: S. 193.

³⁸ KIELMANSEGG, Deutschland und der Erste Weltkrieg, S. 147.

³⁹ RAMBKE, Diesem System keinen Mann und keinen Groschen?, S. 289. Hans Herzfeld, der den Kriegsausbruch als junger Erwachsener erlebt hatte, dichtete dazu später: „Die durch die lange Friedenszeit verwöhnten Völker Europas sind in das ‚Armageddon‘ des Ersten Weltkrieges in einen an ekstatische Erregung grenzenden Zustand eingetreten, der heute nur zu leicht psychologisch wie sachlich unbegreiflich erscheint.“ (Der Erste Weltkrieg, S. 45). Groh spricht von einer „überschäumenden Kriegsbegeisterung“ (Negative Integration, S. 673), Klaus Hildebrand vom „rauschhaft gefeierten Augusterlebnis der Massen“ (Das vergangene Reich, S. 314). Auch bei Nipperdey hieß es in seiner 1992 erschienenen Gesamtdarstellung zum Kaiserreich noch: „Im August 1914 ergriff eine gewaltige Woge der Kriegsbegeisterung die Deutschen. [...] Die nationale Zusammengehörigkeit im Moment der Bedrohung und Krise war ein Urerlebnis. Der Krieg selbst hatte etwas Befreiendes, war ein Aufbruch aus einer als erstickend empfundenen Atmosphäre der Spannungen, der Bürgerlichkeit, der Klassenkonflikte.“ (Machtstaat vor der Demokratie, S. 778). Hier liegt wohl eine Verallgemeinerung der Wahrnehmung von Thomas Mann vor, der zum Kriegsausbruch rückblickend schrieb: „Wir kannten sie ja, diese Welt des Friedens [...]. Wimmelte sie nicht von dem Ungeziefer des Geistes wie von Maden? Gor und stank sie nicht von den Zersetzungsstoffen der Zivilisation? Wäre sie nur anarchisch, nur ohne Kompaß und Glauben, nur wölfisch-merkantil gewesen, es hätte hingehen mögen. Aber ein geiler Mißbrauch eben jener Widerstände und Entseuchungsmittel, die sie aus sich hervorzu-bringen suchte, machte ihre Abscheulichkeit vollkommen. [...] Wie hätte der Künstler, der Soldat im Künstler, nicht Gott loben sollen für den Zusammenbruch einer Friedenswelt, die er so satt, so überaus satt hatte! Krieg! Es war Reinigung, Befreiung, was wir empfanden, und eine ungeheure Hoffnung. [...] Was die Dichter begeisterte, war der Krieg an sich selbst, als Heimsuchung, als sittliche Not. Es war der nie erhörte, der gewaltige und schwärmerische Zusammenschluß der Nation in der Bereitschaft zu tiefster Prüfung – einer Bereitschaft, einem Radikalismus der Entschlossenheit, wie die Geschichte der Völker sie vielleicht bisher nicht kannte.“ (Thomas MANN, Gedanken im Kriege, in: Ders., Essays II. 1914-1926. Herausgegeben und textkritisch durchgesehen von Hermann Kurzke unter Mitarbeit von Jöelle Stoupy, Jörn Bender und Stephan Stachorski, Frankfurt a. M. 2002, S. 27-46, hier: S. 31-33).

⁴⁰ Zum Augusterlebnis in Bayern siehe ausführlicher unten Kap. 3.2.

⁴¹ Dieser Mythologisierung erlagen sogar Zeitgenossen, die sich während des Krieges einen realistischen Blick bewahrt hatten (was einmal mehr für die unglaubliche Stärke dieses Prozesses der Erinnerungsüberformung spricht); ein gutes Beispiel hierfür ist Curt Geyer, der von 1915 bis 1917 als Chefredakteur des *Fränkischen Volksfreundes* in Würzburg einer der Wortführer der Parteiopposition in Bayern war; nach dem Zweiten Weltkrieg meinte er sich erinnern zu können: „Am 1. August 1914 explodierte der hochgespannte

Kennzeichnend für das öffentliche Stimmungsbild in der Julikrise war eine kaum zu überbietende Anspannung und Erregung, die nach dem Attentat von Sarajevo am 28. Juni zunächst verhalten begonnen hatte. Im Laufe der folgenden Wochen wurde diese Stimmung - teils absichtlich, teils unabsichtlich - von verschiedenen Politikern und Militärs immer mehr angeheizt sowie durch die sich überschlagenden Nachrichten und deren zusätzlich dramatisierende Aufmachung in der Presse zunehmend verschärft. Neben patriotischem Überschwang waren dabei auch Panik und eine Vielzahl weiterer, oft widersprüchlicher, kaum kontrollierbarer Emotionen anzutreffen. Soweit ersichtlich stand dabei die Mehrheit der Bevölkerung dem Krieg zunächst kritisch bis ablehnend gegenüber. Es gab denn auch zeitgenössische Beobachter, die „Sorge, Furcht und Angst“ als die „beherrschenden Stimmungen der Mobilmachungstage“⁴² ausmachten. Bis Ende Juli brachte auch ein Großteil der bürgerlichen Blätter noch die Hoffnung zum Ausdruck, der Krieg könne abgewendet werden. Die Wirkung der Presse blieb allerdings höchst ambivalent und förderte letztlich gerade nicht eine friedliche Beilegung der Krise.⁴³

Die in der Retrospektive die Wahrnehmung so dominierenden patriotischen Kundgebungen mobilisierten tatsächlich nur eine überschaubare Zahl von Teilnehmern, darunter zu einem erheblichen Teil radaulustige Jugendliche. In einer teilweise an kollektive Hysterie grenzenden Situation wurde der Kriegsausbruch Anfang August weithin als „Erlösung“ von der schier unerträglichen Anspannung empfunden; diese ist nicht zu verwechseln mit Kriegsbegeisterung und Einigkeitseuphorie, die es durchaus auch gab, sich aber auf die größeren Städte beschränkten, wo nur ein kleinerer Teil der

deutsche Volksnationalismus. Die große Masse des Volkes begrüßte jubelnd Mobilmachungsbefehl und Kriegserklärung. Von oben bis unten, über alle Parteien und Klassenunterschiede hinweg bejahte das Volk den Krieg. Dieser Ausbruch ungehemmter Kriegsliebe im deutschen Volke in den ersten Tagen des Krieges von 1914 ist eine der markantesten Massenerscheinungen in der neueren Geschichte. [...] Der Romantizismus des Krieges, seine unendlichen Möglichkeiten, von denen seit langem die romantische alldeutsche Literatur geträumt hatte, erfaßte das ganze Volk. [...] In der sozialdemokratischen Reichstagsfraktionssitzung stimmten von 110 Abgeordneten 14 gegen die Bewilligung der Kriegskredite, aber das Verhältnis in den Massen war noch viel ungünstiger.“ (C. GEYER, Macht und Masse, S. 66f.). In seinen später abgefassten Erinnerungen schilderte Geyer, im Hinblick auf seine Erlebnisse bei den Massenkundgebungen in Leipzig, die Stimmungslage ganz ähnlich: „Es war unschwer zu erkennen, daß diese Masse alle Klassen und Parteien umfaßte, unsere eigenen Parteimitglieder eingeschlossen. Am Rande traf ich mehrere meiner Freunde, die gleich mir fassungslos dieser Explosion von kriegerischer Volksleidenschaft zusahen.“ (C. GEYER, Die revolutionäre Illusion, S. 43). Die Vertreter des rechten SPD-Flügels übernahmen die Legende vom Augusterlebnis ohnehin von Anfang an nahtlos; Winnig schrieb 1917: „Als sich das deutsche Volk am 4. August 1914 in lückenloser Einmütigkeit und in höchster Begeisterung zur gemeinsamen Verteidigung seines Landes erhob, als sich alle seine Parteien zum Burgfrieden bekannten und Unternehmerverbände und Gewerkschaften den Abbruch aller schwebenden Arbeitsstreitigkeiten beschlossen, da erregte dies im feindlichen wie neutralen Auslande ein grenzenloses Erstaunen.“ (August WINNIG, Der englische Wirtschaftskrieg und das werktätige Volk Deutschlands, Berlin 1917, S. 3).

⁴² So der Medizinalrat Walter Fuchs in seiner Untersuchung über die „Mobilmachungspsychosen“. (Bernd ULRICH, Kampfmotivationen und Mobilisierungsstrategien: Das Beispiel Erster Weltkrieg, in: Heinrich von STIETENCRON/Jörg RÜPKE (Hrsg.), Töten im Krieg, Freiburg (Breisgau) – München 1995, S. 399-419, Zitat: S. 414).

⁴³ Die einschlägige Spezialuntersuchung zum Thema kommt zu dem Ergebnis: „Von Hurra-Patriotismus innerhalb der Presse kann zwar nach den Befunden der Inhaltsanalyse keine Rede sein. Dies gilt selbst für die rechtsgerichteten Blätter. Die ‚Kriegsvorbereitung‘ durch die Presse geschah [...] eher indirekt: Die Zeitungen haben nicht *positiv* den Krieg offen befürwortet, sondern *negativ* die Alternativen verneint und so eine Ausweglosigkeit der Lage herbeigeführt, die nur noch den Krieg als letztes Mittel zuließ. Sie haben ihn also zumindest mittelbar befürwortet.“ (ROSENBERGER, Zeitungen als Kriegstreiber?, S. 327).

deutschen Bevölkerung lebte.⁴⁴ Vorherrschend war insgesamt eine ernste und gedrückte Stimmung.⁴⁵ Die mehr als disparate mentale Verfassung der deutschen Bevölkerung wurde in der öffentlichen Wahrnehmung bald überdeckt durch das Gefühl nationaler Solidarität im Angesicht einer existenziellen Bedrohung. „Deutschland war nicht in Begeisterung vereint, sondern in Entschlossenheit.“⁴⁶ Die weitverbreitete *Kriegsbereitschaft* oder zumindest *Kriegsergebenheit* bot, nachdem die Würfel gefallen waren, den Kriegsgegnern kaum noch Raum, sich hörbar zu artikulieren. Dabei tat die staatliche Reglementierung ein Übriges, um die veröffentlichte Meinung auf Linie zu bringen. Mit dem Eintreffen der ersten Siegesnachrichten von der Front setzte am 20. August eine Serie von Jubelfeiern ein, die eine große Beteiligung aufwies, nach wenigen Wochen allerdings wieder verebbte, als sich herausstellte, dass der erhoffte schnelle Gesamtsieg ausblieb. Diese nur kurzzeitig spürbare Hochstimmung bildete bald den Anknüpfungspunkt für die Legende von der „allgemeinen Kriegsbegeisterung“.

Das so oft mythisch überhöhte „Augusterlebnis“ war demnach, wie die neuere Forschung nachweisen konnte, durchaus kein breiteres oder gar alle Gesellschaftsschichten erfassendes Phänomen, sondern beschränkte sich vor allem auf die akademische Jugend und das gehobene Bürgertum der Städte (insbesondere auf dessen protestantischen Teil). Wie bei der Landbevölkerung hielt sich auch unter der Industriearbeiterschaft der vom Kriegsausbruch evozierte Enthusiasmus in sehr engen Grenzen bzw. er fehlte meist völlig – anders als etwa das lange Zeit verbindliche Standardwerk von Karl Dietrich Erdmann suggerierte.⁴⁷ Die Führung der SPD konnte sich bei ihrem Burgfriedenskurs deshalb mitnichten darauf berufen, lediglich den Willen der Parteibasis zu exekutieren; deren Vorbehalte zeigten sich eindrucksvoll im Andrang bei den Antikriegskundgebungen.

Die bei Kriegsbeginn vermeintlich entstandene „Volksgemeinschaft“, die keine Parteien, sondern „nur noch Deutsche“⁴⁸ zu kennen vorgab, entwickelte sich gleichwohl zu einem langfristig sehr wirkungsmächtigen Topos, der die veröffentlichte Meinung in Deutschland bald dominierte und in

⁴⁴ Diese neuere Sicht stützt auch Radkau in seiner auf psychologische Faktoren ausgerichteten Untersuchung der wilhelminischen Ära, die er als „nervöses Zeitalter“ beschreibt: „Wiedergewinn der inneren Ruhe, des Gefühls von ‚Energie‘ durch den Krieg: das war im damaligen Deutschland offenbar eine weit verbreitete Erfahrung und ein psychischer Untergrund der Euphorie der Augusttage.“ (Nervöses Zeitalter, in: GG 20 (1994), S. 211-241, hier: S. 240).

⁴⁵ Recht nah an den Tatsachen bewegte sich die 1924 erschienene Darstellung von Richard Müller (vgl. Vom Kaiserreich zur Republik, S. 69-71; ausführlich zitiert oben Kap. 1.1.).

⁴⁶ VERHEY, Der „Geist von 1914“, S. 192.

⁴⁷ In dem Band aus Reihe des „Gebhardt“, Handbuch der deutschen Geschichte, schrieb Erdmann: „Schließlich wurden die Arbeiter im deutschen Österreich nicht weniger als im Reich von der Welle der allgemeinen Begeisterung und Entschlossenheit ergriffen.“ (Der Erste Weltkrieg, S. 99).

⁴⁸ Diese Formulierung geht zurück auf eine Rede Wilhelms II. von Anfang August, deren genauer Wortlaut nicht überliefert ist; in der später verbreiteten Fassung hieß es: „In dem jetzt bevorstehenden Kampfe kenne Ich in Meinem Volke keine Parteien mehr. Es gibt unter uns nur noch Deutsche. Und welche von den Parteien auch im Laufe des Meinungskampfes sich gegen Mich gewandt

seiner Wirkung noch weit in die Nachkriegszeit hineinragte.⁴⁹ Dieser Topos erfüllte eine zentrale Funktion politischer Mythen: „Sie arbeiten an der Herausbildung eines `Wir`, indem sie es scharf gegen ein `Sie` abgrenzen. Sie bebildern Alterität, um Identität zu festigen.“⁵⁰ Gefördert wurde diese Deutung nicht nur durch die sich demonstrativ nationalistisch gebende bürgerliche Presse, sondern auch von der Regierung, die sich davon einen Legimitätszuwachs für konservative Werte versprach. Die soziale und ideologische Zerklüftung der Gesellschaft sollte im Zeichen der äußeren Bedrohung überwunden werden; die daraus folgende „innere Einheit“, so das Kalkül, würde dann die Kraftentfaltung nach „außen“ ermöglichen. Die „Ideen von 1914“ – ein Begriff, der auf den Soziologen Johann Plenge zurückging - verstanden sich in ihrer „offiziellen“ Deutung als Antithese zu den Ideen von 1789 und damit als Gegenentwurf zu Demokratie und Liberalismus westeuropäischer Provenienz. Plenge sprach bald von der „Volksgenossenschaft des nationalen Sozialismus“⁵¹, eine Formel die auch beim rechten Flügel der SPD Anklang fand.⁵² (Es gab hier auch eine direkte Verbindung: Plenge publizierte ab 1915 in der von Haenisch redigierten Zeitschrift *Die Glocke*.⁵³) In der sich rasch durchsetzenden Deutung wurde deutsche „Kultur“ als überlegene Alternative zu westlicher „Zivilisation“ verstanden (diese begriffliche Unterscheidung lässt sich bis ins 18. Jahrhundert zurückverfolgen, wurde aber erst jetzt ideologisch aufgeladen). Analog hierzu wurde das Reich auch als Verteidiger der europäischen Kultur gegenüber der russischen „Barbarei“ stilisiert (eine Propagandafigur, die gerade auch in der Sozialdemokratie strömungsübergreifend populär war⁵⁴).

haben sollten, Ich verzeihe ihnen allen. Es handelt sich jetzt nur darum, dass wir alle wie Brüder zusammenstehen.“ (RAITHEL, Das „Wunder“ der inneren Einheit, Zitat: S. 279).

⁴⁹ Zum „Augusterlebnis“ und seinen Folgen siehe auch BARTH, Dolchstoßlegenden, S. 93-135; BESSLICH, Wege in den „Kulturkrieg“, S. 302-320; FRITZSCHE, Wie aus Deutschen Nazis wurden, S. 9-92; HÜPPAUF, Der Erste Weltkrieg und die Destruktion von Zeit, in: EGGERT u. a. (Hrsg.), Geschichte als Literatur, S. 207-225, hier: S. 212-218; Friedrich Wilhelm GRAF, Der Geist von 1914 – Zerstörung des universalen Humanismus?, in: Wolfgang GREIVE (Hrsg.), Der Geist von 1914. Zerstörung des universalen Humanismus?, Rehburg - Loccum 1990, S. 31-58; Wolfgang J. MOMMSEN, Der Geist von 1914: Das Programm eines politischen „Sonderweges“ der Deutschen, in: Ebd., S. 13-30; Wolfgang KRUSE, Die Kriegsbegeisterung im Deutschen Reich zu Beginn des Ersten Weltkrieges. Entstehungszusammenhänge, Grenzen und ideologische Strukturen, in: LINDEN/MERGNER (Hrsg.), Kriegsbegeisterung, S. 73-87; Hans MAIER, Ideen von 1914 – Ideen von 1939. Zweierlei Kriegsanfänge, in: VfZ 38 (1990), S. 525-542; Reinhard RÜRUP, Der „Geist von 1914“ in Deutschland. Kriegsbegeisterung und Ideologisierung des Krieges im Ersten Weltkrieg, in: Bernd HÜPPAUF (Hrsg.), Ansichten vom Krieg. Vergleichende Studien zum Ersten Weltkrieg in Literatur und Gesellschaft, Königstein/Ts. 1984, S. 1-30 und ROHKRÄMER, August 1914, in: MICHALKA (Hrsg.), Der Erste Weltkrieg, S. 759-777.

⁵⁰ MÜNKLER, Die Deutschen und ihre Mythen, S. 21.

⁵¹ SIEFERLE, Die Konservative Revolution, Zitat: S. 61.

⁵² Siehe dazu v. a. unten Kap. 4.2.1.

⁵³ Vgl. FLEMMING, Neomaxismus, Krieg und Nonkonformismus, in: GRUNEWALD (Hrsg.), Das linke Intellektuellenmilieu, S. 303-333.

⁵⁴ Als ein Beispiel von vielen soll hier nur eine Passage aus dem sozialdemokratischen *Hamburger Echo* angeführt werden, wo es Anfang September 1914 hieß: „Indem wir gegen Russland gehen, bewahren wir nicht nur unsere eigene Freiheit, sondern bringen diese Freiheit auch den von Russland unterdrückten Fremdvölkern, ja dem russischen Volk selbst.“ (RAITHEL, Das „Wunder“ der inneren Einheit, Zitat: S. 369, Fn. 452).

Im Kern waren die „Ideen von 1914“ nicht viel mehr als „ein wüstes Konglomerat deutscher Überlegenheitsansprüche“, das sich auch als „Radikalisierung des `Sonderweg`-Denkens“⁵⁵ interpretieren lässt.⁵⁶ Schließlich: „der Versuch, die Widersprüche zwischen den ebenso idealistischen wie konservativ geprägten, teilweise vorindustriellen Selbstbildern und den Realitäten einer modernen, industriekapitalistischen Klassengesellschaft und ihrem imperialistischen Krieg ideologisch aufzulösen, gaben den deutschen Kriegsdeutungen nicht nur einen zutiefst antiliberalen Charakter, sondern sie brachten auch Entwürfe einer nachbürgerlichen Moderne hervor, die in mancher Hinsicht deutlich faschistoide Züge trugen.“⁵⁷ Oder mit den Worten von Heinrich August Winkler: „Die `Ideen von 1914` waren eine Absage an Liberalismus und Individualismus, an Demokratie und allgemeine Menschenrechte, kurz die Werte des Westens.“⁵⁸

Während der Mythos vom „Augusterlebnis“ inzwischen von einer wachsenden Forschungsliteratur weitgehend entschlüsselt worden ist, erweist sich die Vorstellung, es sei allgemein ein in seinen Folgen und Opfern überschaubarer Krieg (nach dem Vorbild des deutsch-französischen Krieges von 1870/71) erwartet worden, weiterhin als sehr lebendig. Die „allgemeine Überzeugung – nicht nur in Deutschland - vom `kurzen Krieg`“⁵⁹ setzte selbst ein Experte wie Gerd Krumeich noch vor wenigen Jahren ganz selbstverständlich voraus.⁶⁰ Die mehr oder weniger aktuellen Überblicksdarstellungen zeichnen meist das gleiche Bild⁶¹ und sprechen von „der allgemeinen Erwartung einer kurzen Dauer des Krieges“⁶² bzw. gehen einfach von „der weitverbreiteten Annahme [aus], daß der Krieg

⁵⁵ WEHLER, Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 3, S. 464.

⁵⁶ Aribert Reimann spezifiziert diese Einschätzung noch: „Der `Kampf ums Dasein` war damit als vulgär-darwinistischer Grundkonsens in der deutschen veröffentlichten Meinung etabliert. Die inneren Partizipationskonflikte der modernen Industriegesellschaft sollten in die naturzuständige Sphäre eines Kampfes um die internationale Hegemonie übersetzt werden, um die zerklüftete politische Landschaft im Innern zu befrieden und die pseudo-wissenschaftlich codierten Geltungsansprüche im Sinne der nationalen Sache nach außen zu mobilisieren. Dieses im Kern konservative Verständnis von menschlicher und gesellschaftlicher Natur war bis in die zweite Kriegshälfte hinein vorherrschend.“ (Der große Krieg der Sprachen, S. 76f).

⁵⁷ KRUSE, Der Erste Weltkrieg, S. 80.

⁵⁸ WINKLER, Geschichte des Westens (1914-1945), S. 27.

⁵⁹ Gerd Krumeich, Totaler Einsatz. Roger Chickering's Gesamtdarstellung des ersten Weltkrieges. (*Süddeutsche Zeitung* Nr. 70 vom 23./24.3.2002).

⁶⁰ In einer aktuellen Darstellung wiederholt Krumeich diese Einschätzung: „Alle glaubten, dass der Krieg kurz sein würde, niemand dachte an ein vierjähriges Sterben in Gräben und Tunneln. [...] Die politischen und militärischen Verantwortlichen hatten bei Prognosen bezüglich der Dauer eines künftigen Krieges die modernen Kriegsmittel berücksichtigt und waren einhellig der Überzeugung, dass der Krieg deshalb nur von kurzer Dauer sein könne.“ (BECKER/KRUMEICH, Der Große Krieg, S. 77 u. 199).

⁶¹ Bei Klaus Hildebrand heißt es kurz und knapp über den deutschen Blick auf den bevorstehenden Krieg: „Von seinem Verlauf wurde überwiegend angenommen, er werde sich kurz und siegreich gestalten. Skeptische Stimmen regten sich vorerst nur vereinzelt.“ (Das vergangene Reich, S. 315).

⁶² HOBSBAWM, Das imperiale Zeitalter, S. 408.

innerhalb eines Jahres vorüber sein würde.“⁶³ Auch Winkler geht in seinem neuesten Werk ganz selbstverständlich von dieser Prämisse aus,⁶⁴ die bislang nur in seltenen Fällen hinterfragt wurde.⁶⁵

Tatsächlich steht hier die nächste kritische Neubewertung an, da die Quellen bei genauerer Betrachtung ein ganz anderes Bild zeichnen (das aus schwer erklärbaren Gründen bisher meist ausgeblendet wurde). Noch unmittelbar vor der Julikrise hatte Bethmann Hollweg gegenüber dem bayerischen Gesandten in Berlin klargestellt: „So rasch wie der Krieg von 1870 werde bei der Verwendung von Millionenheeren der künftige Kampf sich nicht abspielen“⁶⁶. Schon lange vor 1914 war der Begriff „Weltkrieg“, der das präzedenzlose Ausmaß eines zukünftigen Konfliktes anzeigte (bei dem mit „Hunderttausende[n] Proletarierleichen“⁶⁷ gerechnet wurde), fester Bestandteil des einschlägigen Diskurses in der Sozialdemokratie. Das *Correspondenzblatt*, das Organ der Generalkommission der Gewerkschaften, schrieb am 1. August 1914: „Der Krieg 1870 und 71 wird als bedeutungslos verschwinden, wird keinen Vergleich aushalten mit dem, was uns an Verwüstungen von wirtschaftlichen, kulturellen Werten und Menschenleben der kommende Krieg in Aussicht stellt.“⁶⁸ Am selben Tag vertraute Gerhart Hauptmann seinem Tagebuch an, dass es ihn „Mühe kostete, nicht laut aufzuschluchzen angesichts des ungeheuren, nahenden Völkermordens.“⁶⁹ Thomas Mann, ebenfalls kein militärischer Experte,⁷⁰ ahnte am 9. September (die Marne-Schlacht strebte gerade ihrem Höhepunkt entgegen): „der Krieg wird ja offenbar lange dauern.“⁷¹ Weiter unten werden noch Zeugnisse aus der bayerischen SPD-Presse aus dem Juli und August 1914 aufgeführt, die eine ähnlich pessimistische Einschätzung aufweisen. Was die Kriegserwartung in Deutschland angeht, stehen jedenfalls noch einige Überraschungen und Erschütterungen bisheriger Lehrbuchweisheiten ins Haus.

⁶³ CHICKERING, Das Deutsche Reich und der Erste Weltkrieg, S. 36.

⁶⁴ Im zweiten Band seines Monumentalwerkes zur „Geschichte des Westens“ eröffnet Winkler den Abschnitt zum Ersten Weltkrieg mit den Sätzen: „Kurz würde der Krieg sein und mit einem Sieg des eigenen Landes enden: In dieser Erwartung waren sich die Menschen einig, die im August 1914 in Berlin, Wien, Paris, London oder St. Petersburg den ins Feld ziehenden Soldaten zujubelten.“ (Geschichte des Westens (1914-1945), S. 15).

⁶⁵ Vgl. KIESSLING, Wege aus der Stringenzfalle, in: GWU 55 (2004), S. 284-304, hier: S. 296f.

⁶⁶ LINDEMANN, Die Macht der Perzeptionen, Zitat: S. 157.

⁶⁷ Karl Leuthner, Umlernen, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 3 vom 6.5.1909, S. 558-569, hier: S. 564.

⁶⁸ *Correspondenzblatt* Nr. 31 vom 1.8.1914.

⁶⁹ Abgedruckt in: Peter WALTHER (Hrsg.), Endzeit Europa. Ein kollektives Tagebuch deutschsprachiger Schriftsteller, Künstler und Gelehrter im Ersten Weltkrieg, Göttingen 2008, S. 27. Einen Tag später schrieb Stefan Zweig in Wien in sein Tagebuch: „das wird ein Krieg bis zum letzten Mann.“ (Abgedruckt in: Ebd., S. 29).

⁷⁰ Zu Thomas Manns Haltung zum Ersten Weltkrieg siehe Eckart KOESTER, „Kultur“ versus „Zivilisation“: Thomas Manns Kriegspublizistik als weltanschaulich-ästhetische Standortsuche, in: W. MOMMSEN (Hrsg.), Kultur und Krieg, S. 249-258.

⁷¹ Abgedruckt in: P. WALTHER (Hrsg.), Endzeit Europa, S. 66.

Sicher ist: Der mit den „Ideen von 1914“ geschaffene Mythos „behandelte [...] nicht nur ewige, transzendente, religiöse Fragen, erklärte nicht nur, wofür Soldaten starben, sondern zielte auch auf die Aufwertung eines mythologischen Erkenntnisvorgangs gegenüber einem kritischen. Er basierte auf Glauben und stand damit im Gegensatz zu rationalem, kritischem Denken.“⁷² War die Kriegsbegeisterung im eigentlichen Sinne auch nur ein Minderheitenphänomen, so darf doch nicht übersehen werden, dass die Bereitschaft zu solidarischem Verhalten zur Abwehr drohender Gefahr sehr weit verbreitet war. Die von der Regierungspropaganda geförderte Überzeugung, Deutschland führe einen Verteidigungskrieg, wurde von der überwältigenden Mehrheit der Bevölkerung geteilt; Akte direkter Obstruktion gegen die Mobilisierung fehlten denn auch völlig. Politischer Widerstand gegen den Krieg unter Rückgriff auf die Werte von Humanität und Vernunft war, wenn überhaupt, einzig von der SPD zu erwarten, die nach Ausbruch des Krieges – so oder so – eine folgenschwere Entscheidung zu treffen hatte, auf die sie denkbar schlecht vorbereitet war.

3.1.2 SPD und Reichsregierung in der Julikrise

Nachdem sich Ende Juli die schwelende Krise immer mehr zugespitzt hatte, musste auch die deutsche Sozialdemokratie Stellung beziehen. Besser präpariert zeigte sich – zumindest in dieser einen Frage – die Reichsleitung, deren Kalkül aus außen- wie innenpolitischen Gründen darauf abzielte, auch unter hohem Risiko Profit aus der nun entstandenen Situation zu ziehen.⁷³ „Gemäß der Forderung des jüngeren Moltke aus dem Jahr 1912, `im Kriegsfall den casus belli so zu formulieren, daß die Nation einmütig und begeistert zu den Waffen greift`, war die Politik des Reichskanzlers Bethmann Hollweg in der Juli-Krise des Jahres 1914 darauf ausgerichtet, Rußland die Schuld am Ausbruch des Krieges zuzuschieben. Denn nur, wenn das Reich in einen Verteidigungskrieg gezwungen war, konnte er hoffen, die Sozialdemokratie `mitzukriegen`.“⁷⁴ Für die politische Führung hatte die Einbeziehung der in den zurückliegenden Jahren immer stärker angewachsenen Sozialdemokratie höchste Priorität. Daraus erwuchs für die SPD ein nicht unbeträchtlicher Handlungsspielraum. Die Frage war: Wie würde sie diesen nutzen?

Entgegen allen nachträglichen Konstruktionen einer Zwangsläufigkeit der Entwicklung war zunächst durchaus offen, welchen Kurs die SPD einschlagen würde. Nachdem anfangs, von Ausnah-

⁷² VERHEY, Der „Geist von 1914“, S. 27.

⁷³ Kurt Riezler, der dem engsten Umfeld Bethmann Hollwegs angehörte, hatte dazu am 8.7.1914 seinem Tagebuch anvertraut: „Kommt der Krieg aus dem Osten, so dass wir also für Oesterreich-Ungarn und nicht Oest[erreich]-Ungarn für uns zu Felde zieht, will der Zar nicht oder rät das bestürzte Frankreich zum Frieden, so haben wir doch noch Aussicht, die Entente über diese Aktion auseinanderzumaneuvrieren . . .“ (SCHMIDT, Julikrise, in: SCHÖLLGEN (Hrsg.), *Flucht in den Krieg?*, S. 187-229, Zitat: S. 203).

⁷⁴ Gunther MAI, *Burgfrieden und Sozialpolitik in Deutschland in der Anfangsphase des Ersten Weltkrieges (1914/15)*, in: MGM 2 (1976), S. 21-50, hier: S. 23.

men wie Haase abgesehen,⁷⁵ allgemein die Gefährlichkeit der Balkankrise unterschätzt worden war, sah es wenig später – zumindest nach außen hin – so aus, als würde sich die besorgte Parteiführung mit aller Energie gegen das drohende Unheil stemmen. Ähnlich wie in der übrigen Öffentlichkeit wurde von der Sozialdemokratie erst mit dem Bekanntwerden des Wiener Ultimatums an Serbien am 24. Juli die akute Gefahr eines Krieges voll erkannt. (Der *Vorwärts* hatte allerdings zuvor schon in einigen Artikeln Besorgnis geäußert.) Kautsky setzte das Ultimatum sofort mit einer „Kriegserklärung“⁷⁶ gleich. Dabei gilt es zu berücksichtigen, dass durch die vorübergehende Abwesenheit von Ebert, Molkenbuhr und Scheidemann kurzzeitig Haase in eine ungewöhnlich starke Position geraten war. Vor allem auf ihn ging der öffentliche Aufruf zurück, in dem der Parteivorstand noch am 25. Juli forderte: „Kein Tropfen Blut eines deutschen Soldaten darf dem Machtkitzel der österreichischen Gewalthaber, den imperialistischen Profitinteressen geopfert werden. Parteigenossen, wir fordern Euch auf, sofort in Massenversammlungen den unerschütterlichen Friedenswillen des klassenbewußten Proletariats zum Ausdruck zu bringen. [...] Überall muß den Gewalthabern der Ruf in den Ohren klingen: `Wir wollen keinen Krieg! Nieder mit dem Kriege! Hoch die internationale Völkerverbrüderung!`“⁷⁷ Die Parteipresse brachte bis zum 31. Juli, als die Zensur verhängt wurde, eine Fülle von Artikeln, die die Schrecken des Krieges plastisch schilderten. In einigen Blättern wurden allerdings bereits die antizaristischen Affekte der Partei zu mobilisieren versucht. Im Karlsruher *Volksfreund* veröffentlichte Kolb einen Artikel, in dem er ankündigte, dass im Falle eines Eingreifens Rußlands „auch der letzte deutsche Sozialdemokrat seine dem Vaterland, der Kultur und der Menschheit schuldige Pflicht tun [werde].“⁷⁸

Gleichzeitig gab es Stimmen, die die diplomatischen Bemühungen zur Entschärfung der bedrohlichen Lage befürworteten und die Kriegshetze in einem Teil der Presse anprangerten. Ströbel erkannte im *Vorwärts*, dass das österreichische Ultimatum ohne deutsche Rückendeckung wohl nicht zustande gekommen wäre und die darin enthaltenen Forderungen eine friedliche Einigung faktisch ausschlossen. Die *Leipziger Volkszeitung*, das wichtigste Sprachrohr des linken SPD-Flügels,⁷⁹ sagte am 24. Juli voraus: „Ein Weltkrieg ist die Entfesselung der Hölle für die Völker Europas, insbesondere aber für die Ausgebeuteten und Unterdrückten“⁸⁰. Einen Tag später kommentierte die gleiche Zeitung: „Jedes bürgerliche Blatt verspricht `im Namen des deutschen Volkes` jeden Schritt des

⁷⁵ In der Vorstandssitzung von 29.6.1914 hatte Haase die Befürchtung geäußert, dass das am Vortag verübte Attentat von Sarajevo „erneut die Gefahr eines Weltbrandes heraufbeschwören wird.“ (GROH, Negative Integration, Zitat: S. 610, Fn. 86).

⁷⁶ K. Kautsky an V. Adler vom 25.7.1914. (Abgedruckt in: F. ADLER (Hrsg.), Victor Adler: Briefwechsel, S. 595-597, hier: S. 596).

⁷⁷ *Vorwärts* vom 25.7.1914, Extra-Ausgabe.

⁷⁸ RAITHEL, Das „Wunder“ der inneren Einheit, Zitat: S. 183, Fn. 267.

⁷⁹ Vgl. FISCHER/ZIMMERMANN, Eugen Prager, S. 62-78.

⁸⁰ Ebd., Zitat: S. 72.

Wahnsinns der österreichischen Politik mitzumachen und jedes Blatt schwört, daß 'Deutschland' hinter Österreich stehe. In diesen unverschämten Anmaßungen liegt der gemeingefährliche Plan, das ganze deutsche Volk vor den chauvinistischen Karren spannen zu wollen.“⁸¹ Anders als man hätte erwarten können, blies auch das *Correspondenzblatt* zunächst noch in das gleiche Horn: „Mit ganzer Schwere trifft der Schrecken des Krieges die Arbeiterklasse, sie vor allen wird den harten Druck empfinden. Wir bedauern die Toren, die sich von den nationalen Phantastereien fortreißen lassen; in der Arbeiterschaft sollte dafür kein Raum sein, denn sie wird den Leidenskelch bis zur Neige leeren müssen. [...] Wir müssen Verwahrung einlegen, daß wir für die Eroberungspolitik der österreichischen Imperialisten Vorspann leisten sollen“⁸². Nichts deutete hier auf die Kluft hin, die sich bald zwischen den verschiedenen Flügeln der Arbeiterbewegung bilden sollte.

Eine von Anfang an kritische Haltung nahm die *Vorwärts*-Redaktion unter der Leitung von Ströbel und Hilferding ein (die allerdings ab Anfang September wegen der Zensurbestimmungen immer weniger zum Ausdruck gebracht werden konnte). Das Zentralorgan kritisierte die harten Bedingungen des Ultimatums an Serbien und forderte von der Regierung, auf den Bündnispartner mäßigend einzuwirken. Obwohl die Reichsleitung keine in diese Richtung gehenden Initiativen vorzuweisen hatte, ging der größere Teil der SPD-Presse weiterhin davon aus, die Kriegstreiber wären ausschließlich in Wien anzutreffen.⁸³ Dem Informationsmonopol der Regierung stand die Sozialdemokratie nahezu komplett unvorbereitet und unkritisch gegenüber. Wachsenden Eindruck machte hingegen die sich in der veröffentlichten Meinung verfestigende Vorstellung, Rußland dränge unbedingt zum Krieg. Die Legende vom deutschen Verteidigungskrieg wurde hier bereits aufgebaut, vorerst standen jedoch die Bemühungen um die Erhaltung des Friedens im Vordergrund.

Die sozialdemokratische Parteibasis reagierte auf den Aufruf des Vorstandes entsprechend: Am 28. Juli nahmen allein in Berlin über 100000 Menschen an einer (nicht genehmigten) Antikriegsdemonstration teil (womit das Ausmaß der vorangegangenen „patriotischen“ Kundgebungen weit übertroffen wurde). Im Anschluss daran kam es im Stadtzentrum zu Auseinandersetzungen mit dem bürgerlichen Publikum, das von der Polizei unterstützt wurde (die Zahl der Festnahmen blieb dabei gering). Auch in den folgenden Tagen kam es im ganzen Reich zu zahlreichen Friedenskundgebungen mit insgesamt etwa einer dreiviertel Million Teilnehmern. Von den dort auftretenden Rednern wurde zwar allgemein gegen den Krieg gesprochen, aber weder ein Massenstreik gefordert

⁸¹ VERHEY, Der „Geist von 1914“, Zitat: S. 43.

⁸² *Correspondenzblatt* Nr. 31 vom 1.8.1914.

⁸³ Beispiele aus der bayerischen Parteipresse siehe unten Kap. 3.2.3.

noch das Verhalten der Reichstagsfraktion thematisiert. Was ebenso unterblieb, war der Vorwurf der „Kriegstreiberei“ an die deutsche Regierung.⁸⁴

Die Polizei ging in mehreren Fällen mit Gewalt gegen die Demonstranten vor, regelrechte Straßenkämpfe blieben dabei aber die Ausnahme. Der *Vorwärts* erklärte in seiner Bilanz triumphierend: „Der absurde Schwindel, daß das Volk in seiner Mehrheit von Kriegsbegeisterung befallen sei, wurde [...] von der Arbeiterschaft gründlichst zuschanden gemacht.“⁸⁵ Die Regierung verzichtete darauf, gegen die Kundgebungen massiv vorzugehen, auch weil sie ihr insgeheim sogar in das Kalkül passten, das vorsah, Deutschland nach außen hin als friedliebende Macht zu präsentieren.⁸⁶ (Auch bürgerliche Blätter begrüßten mitunter die Friedensdemonstrationen der SPD.⁸⁷) Die weitere Entwicklung nahm Frank vorweg, als er in Mannheim am 25. Juli bekundete: „Wir `vaterlandslose Gesellen` wissen aber, daß wir, wenn auch die Stiefkinder, so doch Kinder Deutschlands sind, und daß wir unser Vaterland gegen die Reaktion erkämpfen müssen. Wenn ein Krieg ausbricht, so werden also auch die sozialdemokratischen Soldaten gewissenhaft ihre Pflicht erfüllen müssen.“⁸⁸ Stellvertretend für die übrigen Reformisten in der Partei äußerte Frank die Erwartung, „dass in diesem Krieg die Grundlagen für einen unübersehbaren Fortschritt gelegt werden.“⁸⁹ Wie wenig die Reichsleitung von einer Partei, in der sich solche Positionen immer mehr durchsetzten, zu befürchten hatte, ergab sich auch aus den vertraulichen Gesprächen, die nun geführt wurden und von denen die Masse der Mitglieder nichts erfuhr.

Bethmann Hollweg, der in der SPD seit längerem einen Ruf als Friedensfreund genoss, bemühte sich nun intensiv darum, die größte Partei des Landes seinen Zielen dienstbar zu machen; er versuchte, sie von den lauterer Absichten der Regierung zu überzeugen, sprich: eigenen Friedenswillen vorzuspiegeln. Am 23. Juli notierte Riezler: „Wie sollen, wenn Krieg kommt, die Sozialdemokraten

⁸⁴ In der in Berlin verabschiedeten Resolution hieß es dazu: „Ebenso wie das Proletariat der übrigen beteiligten Länder verlangen auch wir mit aller Entschiedenheit, daß unsere Regierung sich nicht nur jeder kriegerischen Einmischung enthält, sondern alles tut, um die Kriegsfurie zu bannen, und zu diesem Zweck gemeinsam mit den anderen Regierungen sofort dahin wirkt, daß der verderbenschwangere Konflikt schleunigst beseitigt wird.“ (*Vorwärts* Nr. 204 vom 29.7.1914).

⁸⁵ Ebd.

⁸⁶ Der SPD-Reichstagsabgeordnete David schrieb dazu am 3. August in sein Tagebuch: „unsere Friedenskundgebungen waren ihr [d. h. der Regierung; B. A.] willkommen“. (Kriegstagebuch, S. 7).

⁸⁷ So schrieb die dem Zentrum zuzurechnende *Kölnische Zeitung* am 26.7.1914 in einem denkwürdigen Kommentar: „Wenn unsere Sozialdemokraten in den nächsten Tagen Kundgebungen gegen den Krieg veranstalten, so werden sie darin bis zu einem gewissen Grade die Zustimmung des deutschen Bürgertums finden. Denn bei uns will niemand den Krieg [sic], und Fluch dem, der das schreckliche Übel heraufbeschwört! Aber die deutsche Sozialdemokratie wird den Lauf der Weltgeschichte nicht hemmen können, und wenn sie sieht, daß er uns aufgezwungen wird, [...] dann werden sich alle, Proletarier, Bourgeois und Edelleute, drängen, in Reih und Glied zu treten. [...] Darum: bei uns im Lande sind die Volksgenossen einig; man möge sich's draußen merken.“ (A. REIMANN, *Der große Krieg der Sprachen*, Zitat: S. 194).

⁸⁸ WACHENHEIM, *Die deutsche Arbeiterbewegung*, Zitat: S. 587.

⁸⁹ L. Frank an A. Südekum vom 31.8.1914. (ZECHLIN, Bethmann Hollweg, Kriegsrisiko und SPD 1914, in: SCHIEDER (Hrsg.), *Erster Weltkrieg*, S. 165-190, Zitat: S. 178).

behandelt werden? Sich sofort ihrer versichern, selbst und menschlich mit ihnen verhandeln, von den Militärs Garantien gegen die Dummheiten uniformierter Sozialistenfresser geben lassen. Der Kanzler will dies thun.“⁹⁰ Drei Tage später empfing der Kanzler Haase und Otto Braun, um sie über die angeblichen Friedensbemühungen der Regierung zu informieren; in der SPD-Führung regte sich vorerst denn auch keinerlei Misstrauen gegen die Reichsleitung. Haase stellte allerdings klar, dass er das deutsch-österreichische Bündnis als rein defensiv betrachtete. Seine kurz darauf in Brüssel bei der Sitzung des Internationalen Sozialistischen Büros getroffenen Äußerungen deuten darauf hin, dass er die wahren Absichten der deutschen Regierung nicht durchschaut hatte.⁹¹ Die versammelten Vertreter der verschiedenen sozialistischen Parteien einigten sich dort auf eine Resolution, die die Arbeiter der betroffenen Länder dazu verpflichtete, die „Demonstrationen gegen den Krieg und für den Frieden und eine schiedsgerichtliche Regelung des österreichisch-serbischen Konfliktes [...] noch zu verstärken.“⁹² Haase beteuerte zudem, dass „der Kaiser den Krieg nicht wolle, nicht aus Menschlichkeit, sondern aus Angst.“⁹³ Diese Fehleinschätzung der Absichten der Führungsspitze des Reiches teilte Haase mit nahezu allen anderen Vertretern seiner Partei, ganz unabhängig von der Zugehörigkeit zu den verschiedenen Strömungen. Nicht zuletzt deswegen konnte es Vertretern des rechten Lagers (Haase war zu diesem Zeitpunkt in Brüssel bei der Tagung des Internationalen Sozialistischen Büros und über die Manöver seiner Gegner in der Parteileitung offenbar nicht im Bilde) gelingen, ihr vorbereitetes Konzept durchzusetzen und der Regierung deutlich zu signalisieren, dass ihr von der SPD keine Maßnahmen gegen die Mobilmachung drohten – unabhängig davon, ob das Reich tatsächlich einen „Verteidigungskrieg“ führte.

Eine Schlüsselrolle spielte dabei als Verbindungsmann der Nürnberger Reichstagsabgeordnete Südekum, der bereits am 28. Juli eine geheime Unterredung mit dem Kanzler gehabt hatte; diesem gelang es, seinen Gesprächspartner vom angeblichen Friedenswillen der Regierung zu überzeugen.⁹⁴ Südekum war es auch, der am darauffolgenden Tag Delbrück, den Leiter des Reichsamts des Innern, über den Verlauf der unmittelbar zuvor abgehaltenen Sitzung des Parteivorstandes informier-

⁹⁰ RIEZLER, Tagebücher, S. 189.

⁹¹ Hier erklärte Haase am 29.7.1914: „Wir wissen, daß Deutschland den Frieden will, aber wenn Rußland eingreift, wird auch Deutschland eingreifen müssen. Die Geschichte über das Gespräch, das ich mit dem Kanzler gehabt haben soll, ist vollkommen falsch. Die Regierung hat nicht versucht, die Sozialdemokratie zu beeinflussen, die von einem Vertreter der Regierung benachrichtigt wurde. Man vermeidet alles, was zum Krieg führen könnte. Wir haben unsere Aktivität auch nicht abgebrochen. [...] Die Sozialdemokraten nützen die gegenwärtige Situation aus. Wir werden mit unserer Tätigkeit nicht einhalten. Wir werden unsere Demonstrationen verstärken und sie noch kriegsfeindlicher gestalten.“ (Protokoll abgedruckt in: HAUPT, Der Kongreß fand nicht statt, S. 177-193, hier: S. 189).

⁹² Ebd., S. 192.

⁹³ Julius BRAUNTHAL, Geschichte der Internationale. Band 1, Hannover 1961, Zitat: S. 359. Die Einschätzung Haases, dass der Kaiser zu den friedliebenden Kräften zählte, wurde erstaunlicherweise selbst in Teilen der französischen Presse bis zum Krieg geteilt (vgl. RAITHEL, Das „Wunder“ der inneren Einheit, S. 112).

⁹⁴ Die SPD war nebenbei bemerkt die einzige Partei mit der der Reichskanzler Kontakt aufnahm.

te. Dort war Einigung darüber erzielt worden, „daß – gerade aus dem Wunsche heraus, dem Frieden zu dienen [sic] – keinerlei wie immer geartete Aktion (General- oder partieller Streik, Sabotage u. dergl.) geplant oder auch nur zu befürchten sei.“⁹⁵ Dieser Entschluss und die gewagte Behauptung, die Reichsleitung bemühe sich redlich um eine friedliche Beilegung der Krise, wurde den einzelnen Parteigliederungen in einer Direktive des Vorstandes an die Parteipresse umgehend mitgeteilt.⁹⁶ Südekum unterrichtete den Kanzler noch am gleichen Tag über die Schritte der SPD-Führung.⁹⁷ Bethmann Hollweg wiederum - der Südekum mitteilte, dass ihm diese Informationen von „großem Werte wären“⁹⁸ - informierte kurz darauf die nachgeordneten Zivil- und Militärbehörden darüber, dass von der Sozialdemokratie nichts zu befürchten sei. Die devote Haltung seiner Gesprächspartner hatte den Kanzler in dieser Ansicht bestärkt. Folgerichtig setzte er bereits am 30. Juli im Preußischen Staatsministerium den Verzicht auf die vorbereiteten Unterdrückungsmaßnahmen gegen die SPD durch.⁹⁹

Dieser Erfolg des Reichskanzlers kam nicht von ungefähr:

„Die Anstrengung, mit der sich der verantwortliche Leiter der deutschen Politik und einige seiner Mitarbeiter in den letzten Jahren vor dem Krieg entgegen den Vorurteilen ihrer Schicht zu einer realistischen Einschätzung der SPD durchgerungen hatten, begann jetzt ihre Früchte zu tragen. Denn offenbar kannte und verstand die Reichsleitung ihre schärfsten innenpolitischen Gegner besser als diese sich selbst, was letztlich den Erfolg ihrer Taktik garantierte. Diese bestand darin, der Sozialdemokratie entgegenzukommen, sie aber auch gleichzeitig einzuschüchtern, und dann darin, Nachrichten und Ereignisse so zu manipulieren, daß sie dem seit Jahrzehnten von den Sprechern der Partei artikulierten prospektiven Verhaltensschema – die Sozialde-

⁹⁵ A. Südekum an C. v. Delbrück vom 29.7.1914. (Abgedruckt in: Dieter FRICKE/Hans RADUNT, Neue Dokumente über die Rolle Albert Südekums, in: ZfG IV (1956), S. 757-765, hier: S. 758).

⁹⁶ In dem streng vertraulichen Rundschreiben des Parteivorstandes vom 29.7.1914 hieß es: „Ueber die Haltung der Reichsregierung zur jetzigen politischen Situation sind uns absolut zuverlässige Mitteilungen gemacht worden, die wir den Parteiredaktionen zur Information hiermit übermitteln. Die Reichsregierung ist auch jetzt noch eifrig bemüht, auf eine Lokalisierung des österreichisch-serbischen Kriegs hinzuwirken. Noch heute nachmittag hielt die Reichsregierung dieses Streben nicht für aussichtslos. Andererseits steht fest, daß die Kriegspartei eifrig am Werke ist, um scharfe Maßnahmen gegen unsere Partei, besonders gegen die Parteipresse, durchzusetzen. Es wird dabei mit Ausschnitten aus der Parteipresse operiert. Der Reichskanzler hat seine Bereitwilligkeit, eventuell den Belagerungszustand zu verhängen, zu erkennen gegeben. Wir betonen wiederholt, daß diese Informationen absolut zuverlässig sind. Selbstverständlich dürfen wir uns in unserem Kampfe gegen die Kriegshetzerei durch nichts beeinflussen lassen, immerhin raten wir dringend, die gebotene Vorsicht obwalten zu lassen.“ (SAPMO-BArch; RY 20/II 145 4).

⁹⁷ Südekum berichtete, dass der Parteivorstand „die Notwendigkeit einer Vermeidung von zweideutigen oder missverständlichen Äußerungen in der Presse, die von den Kriegsparteien in den verschiedenen Ländern dolos oder bona fide ausgenutzt werden könnten“ (GROH, Negative Integration, Zitat: S. 648), sehr wohl anerkenne und sich bemühe, diese Auffassung auch an die Parteiorgane zu übermitteln, was mit der Direktive an die Parteipresse auch geschah.

⁹⁸ Ebd., Zitat: S. 651.

⁹⁹ In der Sitzung des Preußischen Staatsministeriums am 30.7.1914 erklärte Bethmann Hollweg: „Die allgemeine Stimmung sei in Deutschland gut (was allseitig bestätigt wurde). Auch von der Sozialdemokratie und dem sozialdemokratischen Parteivorstande sei nichts Besonderes zu befürchten, wie er aus Verhandlungen mit dem Reichstagsabgeordneten Südekum glaube schließen zu können. Von einem Generalstreik oder Partialstreik oder Sabotage werde keine Rede sein.“ (Sitzungsprotokoll abgedruckt in: Winfried BAUMGART (Hrsg.), Die Julikrise und der Ausbruch des Ersten Weltkrieges 1914. Auf der Grundlage der von Erwin Hölzle herausgegebenen „Quellen zur Entstehung des Ersten Weltkrieges. Internationale Dokumente 1901-1914“ für den Studiengebrauch bearbeitet von Winfried Baumgart, Darmstadt 1983, S. 205-208, hier: S. 207).

mokratie wird das Vaterland gegen jeden Angreifer verteidigen, gegen das zaristische Rußland aber mit besonderem Eifer – optimal entsprachen.“¹⁰⁰

Die SPD hatte sich mit ihrer Politik jeglichen Einflusses selbst beraubt und zwar aus rein taktischem Kalkül, nicht etwa auf Druck der angeblich kriegsbegeisterten Parteimitglieder hin.¹⁰¹ Daraus folgt: „Wenn der Druck der `kriegsbegeisterten` Basis geringer war als angenommen, wiegt auch die historisch-politische Verantwortung der sozialdemokratischen Befürworter der `Burgfriedenspolitik` schwerer.“¹⁰² In Wahrheit herrschten an der Basis Befürchtungen und Entsetzen angesichts des bevorstehenden Krieges und nicht Euphorie; der Tradition der Sozialdemokratie entsprechend kamen von der Mitgliederschaft nur ganz vereinzelt spontane Impulse, sie befolgte weiterhin die Anweisungen der Partei- und Gewerkschaftsführung. Diese unternahm keinerlei Anstrengungen, die Demonstrationsbewegung zu verschärfen; für einen eventuellen Massenstreik waren keinerlei Vorbereitungen getroffen worden, von einer solchen ultimativen Kampfmaßnahme war auch nirgends die Rede. Gerade die Generalkommission, deren Mitwirkung unabdingbar war für jedwede Massenmobilisierung der Arbeiterschaft, war in Fortsetzung ihrer lange Jahre eingeübten Taktik für riskante Aktionen nicht zu haben. Die Beschränkung auf allgemeine Parolen, auf Forderungen ohne damit verbundene Drohungen, kam in der Demonstrationsbewegung Ende Juli einem Verzicht auf eine eigenständige Politik gleich. Die zu Disziplin erzogene Mitgliederschaft fügte sich in passives Abwarten.

Dadurch sah sich die Reichsleitung nur in ihrer Linie bestärkt, alle Vermittlungsversuche zu sabotieren und den Verbündeten Österreich-Ungarn zu einem unnachgiebigen Vorgehen zu drängen. In die gleiche Richtung wirkten auch die patriotischen Kundgebungen und Solidaritätsadressen gegenüber dem Bündnispartner, die in Berlin und vielen anderen deutschen Städten zu verzeichnen waren. Aus der Reichshauptstadt berichtete der bayerische Gesandte Hugo von Lerchenfeld: „Die Stimmung der hiesigen Bevölkerung ist eine gemessene. Man verlangt nicht den Krieg, aber man hat sich mit dem Gedanken abgefunden.“¹⁰³ Tatsächlich blieb bei aller lautstarken chauvinistischen Begeisterung eines überschaubaren Bevölkerungsteiles insgesamt eine ernste Stimmung vorherrschend. „Die städtische Bevölkerung Deutschlands [...] schien dem Krieg ohne Widerstreben, doch

¹⁰⁰ GROH, Negative Integration, S. 650f.

¹⁰¹ Hier muss Wolfgang J. Mommsen widersprochen werden, der behauptet hatte: „Entscheidend war dabei, daß die Stimmung in den breiten Schichten der Bevölkerung und selbst in den Arbeitervierteln der Großstädte [für die SPD; B. A.] nicht mehr die Option offenließ, gegen die Kriegskredite zu stimmen oder sich der Stimme zu enthalten.“ (Bürgerstolz und Weltmachtstreben, S. 569).

¹⁰² WIRSCHING, Deutsche Geschichte im 20. Jahrhundert, S. 27.

¹⁰³ RAITHEL, Das „Wunder“ der inneren Einheit, Zitat: S. 250.

auch ohne Überschwang, mit patriotischer Entschlossenheit oder auch mit Fatalismus entgegenzusehen.¹⁰⁴

Fatalismus herrschte paradoxerweise auch dort, wo noch Einfluss auf den Lauf der Dinge hätte genommen werden können. Generalstabschef Moltke, dessen Rolle bislang meist unterbewertet wurde, hatte dem Kanzler am 28. Juli mitgeteilt, dass nun der „Weltkrieg“ (den Moltke wenige Wochen zuvor noch selbst gefordert hatte) drohe, wenn nicht ein Wunder geschehe, „um noch in letzter Stunde einen Krieg zu verhindern, der die Kultur fast des gesamten Europas auf Jahrzehnte hinaus vernichten wird.“¹⁰⁵ Moltke wusste demnach, was auf dem Spiel stand – und trug dennoch mit seinem Drängen zum sofortigen Losschlagen sein Scherflein dazu bei, dass die Krise in den darauffolgenden Tagen rasch in Richtung auf einen Kontinental-, schließlich zum Weltkrieg eskalierte. Zur gleichen Zeit insistierte Bethmann Hollweg in Wien darauf, möglichst rasch gegen Serbien vorzugehen, da die Reserve der Reichsleitung gegenüber den britischen Vermittlungsbemühungen bald dazu führen würde, dass „das Odium, einen Weltkrieg verschuldet zu haben, schließlich auch in den Augen des deutschen Volkes auf sie [d. h. die Reichsleitung; B. A.] zurückfällt. Auf einer solchen Basis aber lässt sich ein erfolgreicher Krieg nach drei Fronten nicht einleiten und führen. Es ist eine gebieterische Notwendigkeit, dass die Verantwortung für das eventuelle Übergreifen des Konflikts auf die unmittelbar Beteiligten unter allen Umständen Rußland trifft.“¹⁰⁶

Damit war die weitere diplomatische Marschroute vorgegeben, obwohl Bethmann Hollweg - aus welchen Motiven auch immer - am folgenden Tag noch einmal zurückzurudern versuchte; der Kanzler telegraphierte an den deutschen Botschafter in Wien: „Wir sind zwar bereit, unsere Bündnispflicht zu erfüllen, müssen es aber ablehnen, uns von Wien leichtfertig und ohne Beachtung unserer Ratschläge in einen Weltbrand hineinziehen zu lassen.“¹⁰⁷ Doch für eine Umkehr kurz vor dem Abgrund war es nun zu spät: Als diese Nachricht eintraf, hatte die österreichische Regierung bereits die Generalmobilmachung verkündet, und zwar auf energisches Drängen von Moltke hin. Der österreichische Außenminister Leopold von Berchthold stellte die naheliegende Frage: „Wer regiert in Berlin – Moltke oder Bethmann?“¹⁰⁸ In Berlin regierte offenbar das Chaos, wie neuere

¹⁰⁴ Ebd., S. 263.

¹⁰⁵ FÖRSTER, Die Illusion des kurzen Krieges, in: BURKHARDT u. a., Lange und kurze Wege in den Krieg, S. 115-158, Zitat: S. 150.

¹⁰⁶ T. v. Bethmann Hollweg an H. v. Tschirschky vom 28.7.1914. (ZECHLIN, Bethmann Hollweg, Kriegsrisiko und SPD 1914, in: SCHIEDER (Hrsg.), Erster Weltkrieg, S. 165-190, Zitat: S. 171).

¹⁰⁷ Abgedruckt in: Imanuel GEISS (Hrsg.), Juli 1914. Die europäische Krise und der Ausbruch des Ersten Weltkriegs, München 21980, S. 294.

¹⁰⁸ FROMKIN, Europas letzter Sommer, Zitat: S. 281.

Studien immer nachdrücklicher belegen,¹⁰⁹ und dieses Chaos führte direkt ins Verderben. Im Preußischen Staatsministerium musste Bethmann Hollweg am 30. Juli eingestehen, „es sei die Direktion verloren und der Stein ins Rollen geraten“¹¹⁰. Als der Kanzler um die gleiche Zeit von seinem Amtsvorgänger Bülow gefragt wurde, wie „das alles“ habe kommen können, antwortete er: „Ja, wer das wüßte!“¹¹¹

Nachdem am 31. Juli die russische Generalmobilmachung in Berlin bekannt geworden war, konnte der Generalstab die Aufmarschmaschinerie in Gang setzen (was bereits zuvor beschlossen worden war), ohne sich gegenüber der mangelhaft unterrichteten deutschen Öffentlichkeit dem Vorwurf auszusetzen, ohne Not einen Krieg auszulösen. Damit waren die Würfel gefallen, die mächtigen Befürworter eines Krieges, v. a. im Militär, aber nicht nur dort, hatten ihr Ziel erreicht. Der bayerische Kriegsbevollmächtigte in Berlin sah an diesem Tag im Preußischen Kriegsministerium „überall strahlende Gesichter, - Händeschütteln auf den Gängen; man gratuliert sich, daß man über den Graben ist.“¹¹² Bethmann Hollweg berichtete dem Kabinett, „dass alle Regierungen – auch die russische – und die große Mehrheit der Nationen friedlich gesinnt sind, aber die Lage ist außer Kontrolle geraten.“¹¹³

Am 1. August unterzeichnete der Kaiser die Mobilmachungsbefehle, was nur noch einem formalen Akt gleichkam; am selben Tag erfolgte die Kriegserklärung an Rußland, der Krieg war nun allgemeine Gewissheit. Admiral Georg Alexander von Müller, als Chef des Marinekabinetts dem innersten Zirkel der Entscheidungsträger angehörend, notierte zeitgleich: „Stimmung glänzend. Die Regierung hat eine glückliche Hand gehabt, uns als die Angegriffenen hinzustellen.“¹¹⁴ (Damit erkannte er zu Recht die Leistung an, die darin bestanden hatte, in der öffentlichen Meinung die Legende vom feindlichen Überfall auf das friedliebende Reich durchzusetzen.¹¹⁵) Weniger euphorisch gab sich am gleichen Tag Moltke, der voraussagte: „Dieser Krieg wird sich zu einem Weltkrieg ausweiten, in den auch England eingreifen wird. Kaum jemand vermag heute zu sagen, welches Ausmaß dieser Krieg annehmen wird, wie lange er dauern und wie er enden wird. Niemand kann heute wis-

¹⁰⁹ Meyer-Arndt vertritt sogar die Auffassung: „Der Mangel an Kooperation der höchsten Stellen wird manchmal überdeckt oder eingeebnet, indem von der `Reichsleitung` gesprochen wird. Dieser Begriff suggeriert eine Organisation, innerhalb derer sich laufend in einem geordneten Verfahren ein einheitlicher Wille bildet. In diesem Sinne aber hat es eine `Reichsleitung` nie gegeben.“ (Die Julikrise, S. 293).

¹¹⁰ HILDEBRAND, Das vergangene Reich, Zitat: S. 313.

¹¹¹ MEYER-ARNDT, Die Julikrise, Zitat: S. 231.

¹¹² GEISS, Der lange Weg in die Katastrophe, Zitat: S. 320.

¹¹³ FROMKIN, Europas letzter Sommer, Zitat: S. 329f.

¹¹⁴ BERGHAHN, Der Erste Weltkrieg, Zitat: S. 37.

¹¹⁵ Am 25. Juli hatte Bethmann Hollweg an den Kaiser telegraphiert: „Rußland aber muß rücksichtslos unter allen Umständen ins Unrecht gesetzt werden.“ (MEYER-ARNDT, Die Julikrise, Zitat: S. 114).

sen, wie es ausgehen wird.“¹¹⁶ Erste Bestätigungen für diese Prognosen folgten auf den Fuß: Nach einer Serie von Kriegserklärungen, dem deutschen Einmarsch in Belgien und dem Eingreifen Englands am 4. August hatte sich die Balkankrise schließlich zum Weltkrieg ausgeweitet.

3.1.3 Die Entscheidung der SPD für den „Burgfrieden“

Innerhalb von wenigen Tagen fasste die sozialistische Arbeiterbewegung, genauer gesagt: ihre Führung, nun einschneidende Beschlüsse. Entgegen einer weit verbreiteten Legende gaben nicht erst die russische Generalmobilmachung vom 30. Juli und der damit drohende Kampf gegen das „Blutzarentum“ den Ausschlag für das Einschwenken von Partei- und Gewerkschaftsspitze auf den Burgfriedenskurs. Schon einige Tage zuvor war die Vorentscheidung zu Gunsten der Strategie des rechten Parteiflügels gefallen. Die gegen den Krieg gerichtete Demonstrationsbewegung wurde danach nicht in weitere Aktionen umzulenken versucht. Ein (kleinerer) Teil der Parteizeitungen sah die Politik der Reichsleitung weiterhin kritisch, die Mehrheit der Parteiführung wollte davon jedoch nichts mehr wissen und hören. Hier deutete sich schon an, dass Bethmann Hollwegs geschickte Taktik, die SPD zum „Mitgehen“ zu bewegen, erfolgreich sein würde. Der Parteivorstand untergrub durch vorauseilenden Gehorsam und unbegründetes Vertrauen gegenüber der Regierung seine eigenen Wirkungsmöglichkeiten; dem Interesse an der Aufrechterhaltung der Organisation räumte er oberste Priorität vor allen politischen Erwägungen ein. Die Bemühungen zum Erhalt des Friedens wurden von der Parteiführung freiwillig eingestellt (bei einigen der Beteiligten sogar im Wissen, dass die deutsche Politik maßgeblich dazu beigetragen hatte, dass aus einer diplomatischen Krise ein großer Krieg wurde).

In der Sitzung von Partei- und Fraktionsvorstand am 31. Juli fiel noch keine definitive Entscheidung über den nun einzuschlagenden Kurs; es herrschte ein unklares Stimmungsbild vor, mehrere Teilnehmer, v. a. Haase und Ledebour, sprachen sich für die Ablehnung, andere für eine Enthaltung bei der anstehenden Abstimmung über die Kriegskredite aus, lediglich David befürwortete die Zustimmung. Hermann Müller gewann aus der Diskussion, die zu keiner Abstimmung führte, den Eindruck: „Daß man für die Kriegskredite stimmt, das halte ich für ausgeschlossen.“¹¹⁷ Zu diesem Zeitpunkt war allerdings die offizielle Version, das Reich führe einen „Verteidigungskrieg“ gegen Rußland, noch nicht debattenbestimmend. (In der Parteipresse nahmen die Angriffe auf das Zarenregime nun allerdings massiv zu.) Kurz darauf, nachdem die Verhängung des Kriegszustandes bekannt geworden war, verfasste der Parteivorstand eine interne Direktive, in der es hieß: „Es versteht sich von selbst, dass unsere Presse unseren Standpunkt gegenüber den politischen Ereignissen auch in Zukunft klar zum Ausdruck bringen wird. Wir machen jedoch darauf aufmerksam, dass es im

¹¹⁶ FROMKIN, Europas letzter Sommer, Zitat: S. 296f.

Interesse der Partei unter allen Umständen vermieden werden muss, durch unvorsichtige, zweideutige, herausfordernde, durch die Sache selbst nicht begründete Wendungen Gefahren für die Partei heraufzubeschwören und Einzelnen harte Opfer [...] aufzuerlegen.“¹¹⁸ Für die Allgemeinheit bestimmt war der Aufruf, der am 1. August im Angesicht des deutschen Kriegseintritts veröffentlicht wurde:

„Waren unsere ernstesten Proteste, unsere immer wiederholten Bemühungen erfolglos, sind die Verhältnisse, unter denen wir leben, noch mal stärker gewesen, als unser und unser Arbeiterbrüder Willen, so müssen wir jetzt dem, was kommen mag, mit Festigkeit ins Auge sehen. Nicht mit kapitalistischem Gleichmut werden wir die kommenden Ereignisse durchleben. Wir werden unserer Sache treu bleiben, werden fest zusammenhalten durchdrungen von der erhabenen Größe unserer Kulturmission. [...]

Die strengen Vorschriften des Kriegsrechtes treffen mit furchtbarer Schärfe die Arbeiterbewegung. Unbesonnenheit, nutzlose und falschverstandene Opfer schaden in diesem Augenblicke nicht nur dem einzelnen, sondern unserer Sache.“¹¹⁹

Von den längst erfolgten Absprachen zwischen Parteivorstand und Regierung war hier keine Rede; die SPD-Führung hatte nun jedenfalls unter Beweis gestellt, dass sie ihre Zusagen einzuhalten gedachte. In einem Schreiben an seinen bayerischen Kollegen erklärte der preußische Kriegsminister Falkenhayn denn auch, dass sich die SPD so verhalten werde „wie es sich für jeden Deutschen unter den gegenwärtigen Verhältnissen geziemt.“¹²⁰ Vorausschauend hatte Falkenhayn am 25. Juli die Stellvertretenden Generalkommandos¹²¹ angewiesen, alle für den „Ernstfall“ geplanten Maßnahmen gegen potenzielle innenpolitische Gegner zu unterlassen,¹²² damit diese nicht „in einen scharfen Gegensatz zur Regierung hineingetrieben“ würden; „deshalb ist zunächst ein abwartendes Verhalten, bei strenger Überwachung gegenüber der sozialdemokratischen, polnischen, dänischen und elsass-lothringischen Presse und Partei, angezeigt. Scharfe Maßregeln sind jedoch zu ergreifen, sofern Presse und Parteien durch ihr Verhalten sich dieser Rücksichtnahme unwürdig zeigen und sich

¹¹⁷ GROH, Negative Integration, Zitat: S. 658, Fn. 22.

¹¹⁸ Rundschreiben des SPD-Parteivorstandes an die Redaktionen der Parteipresse vom 31.7.1914. (SAPMO-BArch; RY 20/II 145 4).

¹¹⁹ FT Nr. 177 vom 1.8.1914.

¹²⁰ DEIST, Armee und Arbeiterschaft, in: Francia 2 (1974), S. 458-481, Zitat: S. 459.

¹²¹ In der Militärorganisation Deutschlands war das ganze Reichsgebiet in so genannte Korpsbezirke aufgeteilt (drei davon entfielen auf Bayern). An der Spitze eines Armeekorps stand das Generalkommando, das bei Kriegsbeginn ins Feld abrückte; an den Heimatstandorten verblieben die Stellvertretenden Generalkommandos, die unter dem Kriegszustand über umfangreiche Vollmachten verfügten. Sie waren nicht nur für rein militärische Belange wie die Ersatzbeschaffung und –ausbildung zuständig, sondern auch für wirtschaftliche Fragen, die Aufrechterhaltung von „Ruhe und Ordnung“, die Überwachung des politischen Lebens, Pressezensur und Versammlungsrecht. (Vgl. Wilhelm DEIST, Zensur und Propaganda in Deutschland während des Ersten Weltkrieges, in: Ders., Militär, Staat und Gesellschaft, S. 153-163).

¹²² Reichskanzler Bethmann Hollweg hatte bereits am 2. Juli bei den Stellvertretenden Generalkommandos den Verzicht auf die geplante Festnahme von Sozialdemokraten erreicht, der allerdings zunächst nur vorläufigen Charakter hatte.

damit selbst ins Unrecht setzen.“¹²³ Gerade die militärische Führung war sich längst der Bedeutung einer geschlossenen „Heimatfront“ für die Mobilisierung aller Kräfte bewusst.¹²⁴ (Im Gegensatz zum Kaiser, der Ende Juli dafür plädierte, den Ausnahmezustand auszurufen und alle führenden Sozialdemokraten zu verhaften.)

Dabei wurde klar erkannt, dass die inzwischen von Vertretern des rechten Flügels dominierte Führung der SPD – wie schon in der 2. Marokkokrise – gar nicht erst den Versuch unternehmen würde, Einfluss zu nehmen, indem sie ihr – durchaus vorhandenes – Drohpotenzial gegenüber der Regierung ins Spiel brachte. Beim Einschwenken auf den Burgfriedenskurs wurde dem Parteivorstand von der Gewerkschaftsführung nicht nur tatkräftig sekundiert,¹²⁵ letztere hatte diesen Strategiewechsel schon längst vorformuliert; sie gehörte zu der Gruppierung in der Sozialdemokratie, die als einzige überhaupt so etwas wie ein Konzept für den Kriegsfall vorbereitet hatte.¹²⁶ Von ihrer Mitgliederbasis „weitgehend abgekoppelt“¹²⁷ stand für die Generalkommission keine Sekunde ein Massenstreik zur Debatte; schon vor Bekanntwerden der russischen Generalmobilmachung hatte die Gewerkschaftsführung der Regierung ihre Unterstützung versichert, im Gegenzug erfolgte der Verzicht auf Repressionsmaßnahmen.

Konsequenterweise wurde dann auf der Sitzung der Verbandsvorstände der Freien Gewerkschaften am 2. August – einen Tag vor der entscheidenden Reichstagsfraktionssitzung und ohne Rücksprache mit der Partei – der Abbruch aller Streiks beschlossen (mit der Regierung war bereits insgeheim Kontakt aufgenommen worden). Legien gab vor seinen Kollegen die wegweisende Erklärung ab: „Wie die Dinge heute liegen, hört die Demokratie in den Gewerkschaften auf; jetzt haben die Vorstände auf eigene Verantwortung zu entscheiden, und zwar so, wie sie es vor ihrem Gewissen verantworten können.“¹²⁸ Die Aufrechterhaltung der Organisation wurde von der Generalkommission als oberstes Gebot ausgerufen, um mit einem fiktiven Bedrohungsszenario ihren Kurs als alternativlos darstellen zu können. Der Mehrheit der Gewerkschaftsführung erschien der Krieg dabei als Vehikel zur Durchsetzung lange verwehrter Forderungen (nun in Zusammenarbeit mit der Regie-

¹²³ Preuß. MKr an preuß. GenKdos vom 25.7.1914. (Abgedruckt in: DEIST (Bearb.), Militär und Innenpolitik, 1. Teil, S. 188-192, hier: S. 189f.).

¹²⁴ In einem Erlass des Generalstabes des Feldheeres an die Kriegsministerien der einzelnen deutschen Länder vom 13.8.1914 hieß es dazu: „Die geschlossene Stimmung der Parteien und die bisher einmütige Haltung der Presse für den Krieg ist für die oberste Heeresleitung von großer Bedeutung. Sie schafft den Geist der Hingabe und Geschlossenheit für Deutschlands große Aufgabe. Dies muß während der ganzen Dauer des Krieges, mag kommen was will, so bleiben.“ (Abgedruckt in: Ebd., S. 193f.).

¹²⁵ Zu bedenken ist dabei die enge personelle Verknüpfung zwischen Partei und Gewerkschaften; von den 111 Reichstagsabgeordneten ist für (mindestens) 46 eine direkte gewerkschaftliche Bindung nachweisbar.

¹²⁶ Zur Haltung der Gewerkschaften siehe auch Klaus SCHÖNHOFEN, Einleitung, in: Ders. (Bearb.), Die Gewerkschaften in Weltkrieg und Revolution 1914-1919, Köln 1985, S. 9-59, hier: S. 11-25.

¹²⁷ RINTELEN, Arbeiterführung und Reichsleitung, in: BzG 33 (1991), S. 723-735, hier: S. 723.

¹²⁸ Abgedruckt in: SCHÖNHOFEN (Bearb.), Gewerkschaften 1914-1919, S. 83.

rung); es galt, so Bauer, „die Situation auszunutzen und das Eisen zu schmieden, solange es warm ist.“¹²⁹

Parallel dazu sprach sich der SPD-Fraktionsvorstand, auch unter dem Eindruck der zunehmenden antirussischen Stimmung in der Partei, bereits mehrheitlich *für* die Kreditbewilligung aus.¹³⁰ Ebenfalls am selben Tag fand ein vertrauliches Treffen zwischen Vertretern des rechten Parteiflügels und des rechten Zentrums statt,¹³¹ bei dem bereits ein von Südekum vorbereiteter Entwurf für eine Fraktionserklärung pro Kreditbewilligung besprochen wurde.¹³² Am folgenden Tag, dem 3. August, trafen sich die Reichstagsabgeordneten zu ihrer entscheidenden Sitzung. Die Auseinandersetzung drehte sich dabei nicht um die Beurteilung des Krieges und seiner Ursachen, sondern um die Frage, ob eine grundsätzlich oppositionelle Haltung gewahrt oder die Einreihung in die „nationale Einheitsfront“ beschlossen werden sollte.¹³³ Unterbrochen wurde die Sitzung durch eine Besprechung der Parteiführer beim Reichskanzler, an der für die SPD Haase und Scheidemann teilnahmen. Auf der Tagesordnung stand hier das weitere gesetzgeberische Vorgehen im Sinne der Kriegsanstrengungen. Bethmann Hollweg informierte die Anwesenden in vertraulichem Ton über den Inhalt seiner für den nächsten Tag geplanten Rede. Auch dies trug dazu bei, das Vertrauen der Sozialdemokraten in seine lauterer Absichten weiter zu stärken; Scheidemann kommentierte den Auftritt des Kanzlers: „Er tat mit aufrichtig leid. Ich fühlte ihm nach, wie schwer es ihm geworden sein mag, dem Kaiser den Rat zur Mobilmachung zu geben.“¹³⁴ Am Nachmittag setzte die SPD-Fraktion ihre Sitzung fort; die Stimmung neigte sich – auch unter dem Eindruck der vorangegangenen Besprechung beim Reichskanzler – nun immer mehr zu Gunsten der Befürworter.¹³⁵ Der eben aus Paris zurückgekehrte Hermann Müller berichtete, dass die französischen Genossen mehrheitlich die Regierung unterstützen würden, was den bereits eingetretenen Umschwung weiter beschleunigte. Dafür sorgte auch der Auftritt von Frank: „Begeistert, hinreißend, in flammender Schönheit, ein junger Mars trat Ludwig Frank für die vaterländische Pflicht der Sozialdemokratie in die Schranken.“¹³⁶ Diese Rhetorik Heines deutete schon an, wohin die Reise für einen Teil der SPD von nun an ging.

¹²⁹ RINTELEN, Arbeiterführung und Reichsleitung, in: BzG 33 (1991), S. 723-735, Zitat: S. 730.

¹³⁰ Für die Kreditbewilligung waren David, Scheidemann, Richard Fischer und Molkenbuhr, dagegen Haase und Ledebour.

¹³¹ Daran nahmen u. a. Teil Scheidemann, Wels, Molkenbuhr, Richard Fischer, Südekum und David.

¹³² Vgl. M. BLOCH, Albert Südekum, S. 139.

¹³³ Kautsky, der zu den Beratungen hinzugezogen worden war, hatte den Vorschlag gemacht, die Kredite nur für *den* Fall zu bewilligen, dass die Regierung offensiven Kriegszielen eine unmissverständliche Absage erteilen würde; dafür sprachen sich aber nur zwei Fraktionsmitglieder aus. Einen ähnlichen Vorschlag hatte auch Dittmann eingebracht.

¹³⁴ GROH, Negative Integration, Zitat: S. 687.

¹³⁵ Für die Kreditbewilligung sprachen David, Frank, Molkenbuhr, Kautsky und Max Cohen, dagegen Haase, Ledebour, Lensch, Liebknecht und Josef Herzfeld; auf der Rednerliste stand noch eine Reihe weiterer Abgeordneter.

¹³⁶ GROH, Negative Integration, Zitat: S. 689.

Nach kontroverser Debatte brachte die Schlussabstimmung das Ergebnis, wonach 78 Abgeordnete für, lediglich 14 gegen die Kreditbewilligung votierten.¹³⁷ Damit war der Richtungswechsel in der Partei(-führung) formell schon vollzogen; hier war auch „die eigentliche Geburtsstunde der Parteispaltung“¹³⁸ (sofern man diese nicht doch schon 1913 ansetzen muss). Der rechte Parteiflügel hatte sich mit seiner Position durchgesetzt, dass nun der „Vaterlandsverteidigung“ alle anderen Überlegungen bedingungslos untergeordnet werden müssten; dabei war gerade Vertretern dieses Flügels früher als anderen bewusst, dass von „Verteidigung“ gar keine Rede sein konnte. Die Parteilinke hatte sich in der nunmehr eingetretenen Situation als vollkommen unvorbereitet gezeigt; sie „stand mit leeren Händen da. Sie hatte keinerlei Strategie anzubieten, wie jetzt zu verfahren sei.“¹³⁹ Haase lehnte die Kreditbewilligung ab, um die grundsätzliche Gegnerschaft gegenüber dem herrschenden System zum Ausdruck zu bringen; Maßnahmen offenen Widerstands forderte er nicht. Die Frage der Verantwortung der deutschen Regierung für den Ausbruch des Krieges blieb auch bei der opponierenden Minderheit im Hintergrund. Die äußerste Rechte um Südekum, Frank, Heine, Gustav Bauer und David vermochte es mit ihrem entschlossenen Vorgehen den größten Teil der „Mitte“ in der Fraktion, vor allem das rechte Zentrum, mit sich zu ziehen. (Eine Gruppe von 20-30 Abgeordneten der Rechten hatte zuvor damit gedroht, den Krediten auf *jeden* Fall zuzustimmen, notfalls unter Bruch der Fraktionsdisziplin!¹⁴⁰) Die parteiinterne Bündiskonstellation vom vorangegangenen Parteitag in Jena (September 1913) erlebte hier eine fast identische Neuauflage - mit dem Unterschied, dass es nun um weit gewichtigere Entscheidungen ging. Da auch bezüglich dieses einschneidenden Ereignisses immer noch hartnäckige Fehldeutungen kursieren,¹⁴¹ gilt es festzuhalten:

„Es ist allzu einfühlsam, diesen fulminanten politischen Umschlag auf einen `unausweichlichen Entscheidungsdruck` zurückzuführen, der die Bewilligung der Kriegskredite geradezu erzwungen habe. Die Sozialdemokraten folgten keineswegs willenslos einem vermeintlichen Zwang der Stimmung, sondern sie trafen ihre Entscheidung auf der Basis eigenständiger politischer Erwägungen und Perspektiven. [...] Es waren nicht die sozialdemokratischen Massen, die die Parteiführung zur Integration in die nationale Einheitsfront drängten, sondern das Verhalten der Parteiführung hat in

¹³⁷ Mit Nein stimmten Haase, Henke, Wilhelm Bock, Herzfeld, Ledebour, Lensch, Liebknecht, Otto Rühle, Friedrich Geyer, Wilhelm Stolle, Vogther, Kunert, August Horn und Theodor Schwartz; Stadthagen enthielt sich als einziger der anwesenden Abgeordneten der Stimme (bei dieser Personenaufstellung kommt es in den Quellen zu kleinen Abweichungen; vgl. ebd., S. 692, Fn. 137). Aus unerfindlichen Gründen zählt Michael Salewski auch Luxemburg, Mehring, Zetkin und Wilhelm Pieck, die der Reichstagsfraktion gar nicht angehörten, zu den 14 „Abweichlern“ (vgl. Der Erste Weltkrieg, S. 108).

¹³⁸ KRUSE, Krieg und nationale Integration, S. 84.

¹³⁹ W. MOMMSEN, Bürgerstolz und Weltmachtstreben, S. 569.

¹⁴⁰ Am Tag vor der entscheidenden Fraktionssitzung hatte Frank angekündigt: „Ich werde unter allen Umständen durchzusetzen suchen, daß die Fraktion für die Kriegskredite stimmt. Im Notfall die Süddeutschen allein!“ (L. Frank an W. Kolb vom 2.8.1914; abgedruckt in: WATZINGER, Ludwig Frank, S. 164). Die Parallele zum Budgetstreit von 1908/10 ist dabei offensichtlich.

¹⁴¹ Die alte These vom „Druck“ der Basis auf die Parteiführung, der zum Einschwenken auf den Burgfriedenskurs geführt haben soll, findet sich u. a. in den gängigen Standardwerken. (Vgl. GROH, Negative Integration, 680f. und MILLER, Burgfrieden und Klassenkampf, S. 68f.).

umgekehrter Weise erst die Voraussetzungen dafür geschaffen, daß der Krieg in weiten Teilen der Arbeiterschaft akzeptiert werden konnte.“¹⁴²

Allerdings: Ganz so „fulminant“ erscheint der Umschwung vom 3./4. August 1914 nicht, betrachtet man die ideologische Entwicklung des rechten Flügels der SPD in den Jahren zuvor und seine Stellung, die er sich im Machtgefüge der Partei bis 1913 erarbeitet hatte. Jedenfalls: Die Parteibasis folgte dem Schwenk der Reichstagsfraktion, von unbedeutenden Ausnahmen abgesehen, loyal wie eh und je. Und: „Das einmütige Votum der Fraktion für den Krieg drückte weit mehr als der verhängte Belagerungszustand jeden Widerstand nieder.“¹⁴³ Da die Parteipresse überwiegend die Legende vom Verteidigungskrieg gegen Rußland nahtlos übernahm, schienen alle weiteren Alternativen ohnehin verbaut. Die meisten Blätter stellten sich auf den Standpunkt, dass der Krieg nun als gegebene Tatsache zu akzeptieren sei, auf die man sich einstellen müsse. Das bedeutete konkret die parlamentarische und auch anderweitige Unterstützung der Regierung – und den Verzicht auf ein Nachhaken in der Frage der „Kriegsschuld“.

3.1.4 Ursachen und Motive für die „Politik des 4. August“

An dieser Stelle gilt es einige umstrittene Fragen zu diskutieren. Zum einen: Wie ließ sich nun der scheinbar abrupte Kurswechsel der SPD-Spitze innerhalb weniger Tage erklären? Zum anderen „die Frage, warum die deutsche Sozialdemokratie ihren Entschluß, die Verteidigung Deutschlands zu unterstützen, mit ihrer Bereitschaft zum Burgfrieden koppelte, das heißt, warum sie von vornherein auf eine öffentliche Opposition gegen die Regierung während des Krieges verzichtete.“¹⁴⁴ Generationen von Historikern haben darüber gestritten, aus welchen Gründen die SPD-Führung ihren mehr oder weniger überraschenden Schwenk vollzogen hat – und auch darüber, wie stichhaltig diese Gründe eigentlich waren. Weitgehende Einigkeit besteht insofern, als sich drei Hauptmotive für die Burgfriedenspolitik trennen lassen: Die Bedrohung des Organisationsapparates im Falle einer durch die Ablehnung der Kredite „provozierten“ Gegenaktion der Staatsgewalt; die Hoffnung auf Gegenleistungen der herrschenden Schichten an die Sozialdemokratie in Form eines Abbaus der gesellschaftlichen Diskriminierung und der ökonomischen Benachteiligung; schließlich die ehrlich empfundene Feindschaft gegenüber dem Zarismus, dessen Aggressivität noch weit höher eingeschätzt wurde, als sie es in Wirklichkeit war.

¹⁴² KRUSE, Krieg und nationale Integration, S. 53 u. 60.

¹⁴³ R. MÜLLER, Vom Kaiserreich zur Republik, S. 84.

¹⁴⁴ MILLER, Burgfrieden und Klassenkampf, S. 73.

Nachdem die Schutzbehauptung, die Parteiführung sei von der Basis zum Burgfrieden gedrängt worden,¹⁴⁵ die auch von der Forschung lange Zeit vertreten wurde,¹⁴⁶ ad acta gelegt werden kann, sollen diese drei Motivstränge nun noch einmal im Licht der neueren Erkenntnisse betrachtet werden. Zuvor soll allerdings noch ein weiterer Aspekt angeführt werden, auf den Hagen Schulze hingewiesen hat, nämlich „die in der Partei [d. h. der SPD] und ihrer Führung außerordentlich starke Neigung, die Beurteilung politischer Situationen und die Anweisung für politisches Handeln historischen Parallelen zu entnehmen. [...] Die damit verbundenen Gefahren liegen auf der Hand: zum einen politische Orientierungslosigkeit, falls historische Präzedenzfälle nicht vorliegen, zum anderen eine Einengung des politischen Handlungshorizonts, die Trübung des Blicks für die veränderten Rahmenbedingungen der Politik und Verhinderung der Anpassung an neue Situationen“¹⁴⁷.

Die bis vor kurzem kaum hinterfragte Ansicht, die SPD-Führung sei durch die Bank subjektiv aufrecht davon überzeugt gewesen, Deutschland führe einen Verteidigungskrieg, ist von Wolfgang Kruse bestritten worden. Ohne alle diplomatischen Kautelen zu durchschauen, war dem zufolge zumindest den Spitzenfunktionären vor Ort in Berlin durchaus bewusst, dass die Politik der Reichsleitung gegenüber Österreich eindeutig konfliktverschärfenden Charakter hatte. Hier sind zumindest Einschränkungen angebracht;¹⁴⁸ sowohl für führende Vertreter der Parteilinken wie Haase und Dittmann, selbst Rosa Luxemburg,¹⁴⁹ als auch für lokale Parteifunktionäre aus der bayerischen Provinz lässt sich nachweisen, dass sie zunächst sehr wohl von den defensiven Absichten der deutschen Regierung überzeugt waren (was sich teilweise aber bald änderte). Die Skepsis gegenüber den an-

¹⁴⁵ Winnig brachte diese Legende später auf die Formel: „Der Deutsche Arbeiter stand auf und riß die Sozialdemokratie mit sich fort . . .“ (KLÖNNE, Die deutsche Arbeiterbewegung vor 1914, in: HEISS/LUTZ (Hrsg.), Friedensbewegungen, S. 136-151, Zitat: S. 149).

¹⁴⁶ So meinte Hedwig Wachenheim in ihrer ansonsten differenzierten Darstellung: „Die Arbeiter waren, als sie Anfang August 1914 die Haltung der sozialdemokratischen Fraktion bestimmten [!], selbst von der allgemein ausbrechenden Kriegsbegeisterung mitbestimmt.“ (Die deutsche Arbeiterbewegung, S. 515f.). Auch Susanne Miller erklärte noch apodiktisch: „Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß sich die sozialdemokratische Reichstagsfraktion mit ihrem einstimmigen Votum für die Kriegskredite im Einklang nicht nur mit der überwältigenden Mehrheit des deutschen Volkes, sondern auch mit der ihrer übrigen Parteimitglieder befand.“ (Burgfrieden und Klassenkampf, S. 68). in späteren Darstellungen hat sich das Bild von der „nationalem Begeisterung großer Teile der Arbeiterschaft“ (JÄGER, Historische Forschung, S. 19) dann gehalten. Hans-Christoph Schröder vertrat die Ansicht, es sei eine „Tatsache“, dass „auch die Arbeitermassen nach dem übereinstimmenden Zeugnis von Zeitgenossen von dem sogenannten `Augusterlebnis` erfasst wurden“. (Die deutsche Arbeiterbewegung im Ersten Weltkrieg, in: BÖHME/KALLENBERG (Hrsg.), Deutschland und der Erste Weltkrieg, S. 253-274, hier: S. 256).

¹⁴⁷ Hagen SCHULZE, Das Geschichtsbewußtsein der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, in: Oswald HAUSER (Hrsg.), Geschichte und Geschichtsbewußtsein. 19 Vorträge, Göttingen – Zürich 1981, S. 183-192, hier: S. 187 u. 189f.

¹⁴⁸ Vorherrschend war zunächst die etwa von Hermann Müller vertretene Ansicht, dass Wilhelm II. ebenso wie Bethmann Hollweg „für die Aufrechterhaltung des Friedens“ gewesen seien (H. Müller an A. Südekum vom 14.11.1914; GROH, Negative Integration, Zitat: S. 613, Fn. 93). Etwas kritischer gab sich die *Leipziger Volkszeitung* in einem Artikel über die kaiserliche Thronrede: „Am sympathischsten dürfte es berühren, dass darin ausdrücklich betont wird, Deutschland hege keine Eroberungsgelüste. Daran werden wir zu gegebener Zeit erinnern. (...) Wenn im Siegestaumel von deutscher Seite Ansprüche gestellt werden sollten, die auf Eroberungen ausgehen, so werden wir, das muß wiederholt werden, an die Thronrede des deutschen Kaisers vom 4. August erinnern!“ (RAITHEL, Das „Wunder“ der inneren Einheit, Zitat: S. 383, Fn. 548).

¹⁴⁹ Luxemburg meinte noch am 28.7.1914: „Fragt man freilich, ob die deutsche Regierung kriegsbereit sei, so kann die Frage mit gutem Recht veneint werden.“ (JUNG, August Bebel, Zitat: S. 354).

geblich friedfertigen Absichten der Reichsleitung verbreitete sich in ganz unterschiedlichem Tempo. Der *Vorwärts* mahnte Ende August „mit allem Nachdruck“ an, „dass dieser Krieg, der von vornherein kein Beutekrieg sein sollte, es auch jetzt nicht werden darf, wo wir siegreich vordringen.“¹⁵⁰

Paradoxerweise waren es gerade Vertreter des rechten Parteiflügels, die sich über die Verantwortung der Reichsleitung für den Ausbruch des Krieges am schnellsten klar wurden. David hatte schon früh erkannt, „daß die deutsche Regierung den Krieg gewollt habe als Präventivkrieg“¹⁵¹, was ihn aber nicht daran hinderte, öffentlich die Formel vom deutschen „Verteidigungskampf“ lautstark zu vertreten;¹⁵² er zog sich auf eine Formel zurück, die die „Schuldfrage“ einfach ausklammerte: „*Hatten wir den Krieg nicht verhindern können, so mußten wir angesichts der furchtbaren Gefahr alles aufbieten, um die Niederlage zu verhindern.*“¹⁵³ Heine gestand bereits Mitte August 1914 ein: „Es ist absolut unwahr, daß wir irgendwo Sympathien hätten. [...] Allein und überall gilt Deutschland als der Friedensbrecher, der den Krieg durch Beeinflussung Österreichs hätte hindern können und dies nicht gewollt hat. Und die Leute haben ganz recht.“¹⁵⁴ Selbst die richtige Analyse bezüglich der Rolle der deutschen Regierung,¹⁵⁵ die auch noch bei anderen Anhängern der Kreditbewilligung zu finden ist, führte – von Ausnahmen abgesehen - *nicht* dazu, die Zweckmäßigkeit der Burgfriedenspolitik anzuzweifeln.¹⁵⁶ Stattdessen wurde ohne Rücksicht auf die Gesetze der Logik und Wahrhaftigkeit weiterhin

¹⁵⁰ *Vorwärts* Nr. 233 vom 27.8.1914.

¹⁵¹ DAVID, Kriegstagebuch, S. 17.

¹⁵² So behauptete David wenig später ungerührt: „Wenn je ein Volk sagen durfte, dass es sich um einen *nationalen Verteidigungskampf* für es handele, so das deutsche Volk in diesem Ringen gegen eine Welt von Feinden um die Sicherung seiner ganzen politischen und kulturellen Gegenwart und Zukunft.“ (Kritisches zu Kautskys Kritik, in: *Die Neue Zeit*, Nr. 17 vom 23.7.1915, S. 525-540, hier: S. 532).

¹⁵³ Eduard DAVID, *Die Sozialdemokratie im Weltkrieg*, Berlin 1915, S. 115.

¹⁵⁴ W. Heine an G. Wyneken vom 15.8.1914. (KRUSE, *Krieg, Neuorientierung und Spaltung*, in: *IWK* 23 (1987), S. 1-27, Zitat: S. 5).

¹⁵⁵ In einem Schreiben an seinen engen Vertrauten Vollmar hatte Heine seine Sicht der Kriegsursachen in bemerkenswerter Klarheit dargestellt: „Ich bin ja auch der Ansicht, wie Sie wissen, daß Deutschland nicht so unschuldig an dem Kriege ist, wie unsre Zeitungsschreiber und unser Kanzler redet. Ganz zu schweigen von dem, was in früheren Jahren mit unnützen Reden und übersteigerten Rüstungen gefrevelt worden ist, so ist nicht darüber hinwegzukommen, daß die österreichische Militärpartei mit unerhörter Leichtfertigkeit es auf einen Krieg angelegt hat; wie man aus den öster-[eichischen] Zeitungen sehen konnte, in dem kindlichen Glauben, Rußland und Frankreich würden nicht losschlagen können oder wollen. Und dabei hat Deutschland durch die viel zu unbedingte Erklärung der Bundesgenossenschaft auch beigetragen und hat anfänglich die Ablehnung jeder Verhandlung durch Österreich unterstützt. Dies bleibt ein Fehler, auch wenn man zugestehen muß, daß der Krieg von Rußland schon lange geplant und auch in diesem Jahre schon vor dem Tode des Erzherzogs vorbereitet war. Deutschland ist auch nicht schuldlos daran, daß sich in England sofort eine so deutschfeindliche Stimmung bilden konnte, und die Verletzung der belgischen Neutralität war ein politischer Fehler, der sich schon furchtbar gerächt hat und der schwer wieder gut zu machen sein wird.“ (W. Heine an G. v. Vollmar vom 8.10.1914; abgedruckt in: FRICKE, *Opportunismus und Nationalismus*, in: *ZfG* XXII (1974), S. 844-869, hier: S. 863-866, Zitat: 865f).

¹⁵⁶ Zu diesen Ausnahmen gehörte Edmund Fischer, dem frühzeitig klar war, „daß dieser Krieg ein Präventivkrieg sei“. (E. Fischer an W. Heine vom 27.10.1914; ROJAHN, *Einleitung*, in: DITTMANN, *Erinnerungen*, Bd. 1, S. 1-186, Zitat: S. 173, Fn. 761). In Anbetracht der inzwischen offensichtlich gewordenen Eroberungsabsichten der deutschen Regierung wechselte Fischer im Dezember 1915 zu den Bewilligungsgegnern über.

der angebliche Verteidigungscharakter des Krieges in den Vordergrund gerückt, wofür propagandistische Erwägungen durchaus sprachen.¹⁵⁷

Neben diesen taktischen Überlegungen war bald kein Platz mehr für irgendwelche berechtigten Einwände gegen die Politik der Reichsleitung.¹⁵⁸ Heine trieb es auch hier auf die Spitze, er vertrat schlichtweg die Auffassung: „Wie dem aber auch sein mag, selbst wenn eine Schuld Deutschlands an dem Ausbruch des Krieges erwiesen wäre, so wäre Deutschland doch im höheren Rechte; denn daß die deutsche Politik irgendwo und wann das bestehende Gleichgewicht der Kräfte, die Macht, die Rußland, England und Frankreich *haben*, bedroht hätte, kann niemand behaupten.“¹⁵⁹ Die Sozialdemokratie müsse „zu unserer Nation stehen“¹⁶⁰, auch dann, wenn die eigene Regierung der Weltkrieg verschuldet hätte (was Heine intern gar nicht bestritt). Jede Diskussion über alternative Strategien galt hier als überflüssig, da es sie gar nicht gegeben habe.¹⁶¹ Dagegen war mit sachlichen Argumenten nicht mehr anzukommen; wie Kautsky erkannte, vertraten die „Nationalisten in der

¹⁵⁷ Christian Geinitz stellte hierzu fest: „Der Abwehr- und Notwehrtopos als Ausprägung eines umfassenden Verteidigungsgedankens erwies sich im August 1914 demnach als in besonderer Weise massenwirksam.“ (Kriegsfurcht und Kampfbereitschaft, S. 413).

¹⁵⁸ Charakteristisch für die Haltung der Parteimehrheit waren die Ausführungen von Robert Schmidt in einem Brief vom August 1914: „Zunächst zeigt sich, daß unsere Gegner die Einkreisungspolitik im Frieden wie im Kriege besser verstanden haben. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß von Rußland ein Doppelspiel getrieben wurde, um nach außen den friedlichen Biedermann zur Schau zu tragen, während man bereits eifrig dabei war, den Kriegspfad zu betreten. Gegen die russische Invasion ist auch in unsern Parteikreisen allgemein ein solches Gefühl des Entsetzens, daß in dem Augenblick, wo der Krieg ausgebrochen war, darüber Einigkeit bestand, Deutschland kann nichts Schlimmeres passieren, als von russischen Horden überrannt zu werden. [...] Beide, Österreich wie Rußland, haben die Zündschnur für den Weltbrand in der Hand gehalten, der Anlaß hierzu liegt weiter zurück, als der unmittelbare serbische Vorwand. Die sozialdemokratische Partei [Deutschlands] hat alles getan, um den Krieg zu verhindern, ihr Einfluß war nicht stark genug. Der Ausbruch des Krieges schafft eine andere Situation, der gegenüber es kein Zaudern gibt. [...] Man mag der deutschen Regierung die schlechtesten Absichten zutrauen, und wir sind die letzten, die ihre Verteidigung übernehmen wollen und sie als unschuldvolle Engel betrachten, das aber ist unzweifelhaft sicher: Eroberungsgelüste gegen Frankreich, kriegereische Maßnahmen, um es zu demütigen, haben nicht bestanden. [...] Das militärische Überrennen Belgiens löst wie im Ausland auch bei uns kein angenehmes Empfinden aus. Aber es hat auch seine Entschuldigung. Im Kriege ist sich jeder selbst der Nächste. Der Festungsgürtel an der Elsaß-Lothringischen Grenze wird uns Tausende von Menschen kosten, die leichtere Position in Belgien bedeutet ein geringeres Opfer und schließlich wünscht jeder doch seinem eigenen Lande den Erfolg und die günstigste Position.“ (R. Schmidt an A. Huggler vom 24.8.1914; abgedruckt in: Hermann WICHERS, Gewerkschaften, Krieg und Internationale. Neue Dokumente zur Haltung der Gewerkschaftsführung im Jahre 1914, in: IWK 23 (1987), S. 506-522, hier: S. 508-511, Zitat: S. 509f.).

¹⁵⁹ W. Heine an E. Bernstein vom 2.10.1914 (abgedruckt in: FRICKE, Zum Bruch Eduard Bernsteins mit den „Sozialistischen Monatsheften“, in: BzG 17 (1975), S. 454-468, hier: S. 458-461, Zitat: S. 459). Zur gleichen Zeit vertrat Heine die Auffassung, dass die Feindmächte einen „Einkreisungs- und Vernichtungskrieg gegen Deutschland vorbereitet haben.“ (W. Heine an F. Stampfer vom 15.9.1914; abgedruckt in: FRICKE, Opportunismus und Nationalismus, in: ZfG XXII (1974), S. 844-869, hier: S. 855-857, Zitat: S. 857).

¹⁶⁰ W. Heine an A. Erdmann vom 1.11.1914. (WIELAND, Heinrich Ströbel, Zitat: S. 63).

¹⁶¹ Cohen schrieb dazu später: „Die Annahme der Kriegskredite war um so mehr geboten, als der Krieg selbst nicht zu verhindern war. Genau genommen, ergab sich für die deutsche Sozialdemokratie schon aus dieser einen Tatsache ihre Haltung.“ (Max COHEN, Das Volk und der Krieg, Berlin 1916, S. 28).

Partei“ den Standpunkt „right or wrong, my country“¹⁶². Die Affinität des rechten SPD-Flügels zu den Denkmustern der Alldeutschen zeichnete sich hier bereits ab.¹⁶³

Die bei einigen führenden Sozialdemokraten sehr wohl vorhandene Ahnung über die tatsächlichen Hintergründe der Berliner Politik im Juli 1914 fehlte indes bei der Mehrheit der Fraktionsmitglieder. Der Glaube, das Reich sei angegriffen worden, und das Bekenntnis zum Burgfrieden gingen hier Hand in Hand. Dabei gilt es noch einmal festzuhalten: Außer einer aussichtslosen Revolte gab es für die Sozialdemokratie durchaus Alternativen zum eingeschlagenen Kurs, die Zustimmung zu den Kriegskrediten bedeutete nämlich *nicht* a priori das Einschwenken auf den Burgfriedenskurs, d. h. den Verzicht auf Kritik an der Regierung.¹⁶⁴ Die Frage der „Kriegsschuld“ wurde trotzdem nicht mehr weiter erörtert; im Vordergrund stand nun für die Mehrheit der Partei die Landesverteidigung gegenüber dem übermächtig erscheinenden Bündnis von Gegnern, darunter das reaktionäre Rußland, das traditionelle Lieblingsfeindbild der Sozialdemokratie.¹⁶⁵

Für die Gegner der Kreditbewilligung, die die Vaterlandsverteidigung als solche mehrheitlich ja gar nicht ablehnten, war (vorerst) weniger die „Kriegsschuldfrage“ ausschlaggebend als die Positionierung gegenüber dem herrschenden Gesellschaftssystem. Bernstein beschrieb die Situation später treffend:

„Für die große Mehrheit der Fraktion [...] handelte es sich jetzt nur noch darum, sich klarzuwerden, ob in einem Zeitpunkt, wo die Feinde schon einen Fuß ins Land gesetzt hatten und der Hauptfeind obendrein Rußland hieß, eine Partei, welche ein Drittel des deutschen Volkes vertritt, denjenigen, die nun einmal die Verteidigung des Landes zu führen haben, die Mittel zur Verteidigung und zur Fürsorge für die Krieger und deren Angehörige versagen dürfe. Dies schien denen, die die Frage so stellten, eine Unmöglichkeit. Umgekehrt fragte sich eine Minderheit, ob es angängig sei, die Mittel zu einem Kriege zu bewilligen, über dessen unmittelbare Vorgeschichte man erst einseitige Berichte habe und der obendrein der Ausfluß eines politischen Systems sei, gegen das die Sozialdemokratie stets mit größter Energie gekämpft habe. Die Mittel für einen solchen Krieg zu bewilligen, hieß für die Sozialdemokratie, sich mit sich selbst in Widerspruch setzen“¹⁶⁶.

¹⁶² JUNG, August Bebel, Zitat: S. 356.

¹⁶³ Die *Alldeutschen Blätter* hatten am 3.8.1914 „das selbstherrliche Recht“ des deutschen Volkes, „sein Geschick zu bestimmen, sein Gebiet auszudehnen, wie es der Notwendigkeit entspricht“, eingefordert. (RAITHEL, Das „Wunder“ der inneren Einheit, Zitat: S. 382).

¹⁶⁴ Susanne Miller hielt dazu fest: Die Behauptung in Bezug auf die SPD, „es sei eine unvermeidliche Konsequenz des Ja zur Landesverteidigung gewesen, auch auf eine wirksame Opposition zu verzichten [...], ist der bis heute wohl umstrittenste Aspekt ihres Verhaltens im ersten Weltkrieg.“ (Burgfrieden und Klassenkampf, S. 240).

¹⁶⁵ Gegenüber Rußland herrschte innerhalb der deutschen Sozialdemokratie nicht nur eine tiefgehende politische Abneigung, sondern auch ein kulturelles Überlegenheitsgefühl, das nicht selten rassistische und chauvinistische Züge trug. (Siehe dazu auch einige Zitate aus Parteiblättern unten Kap. 3.2.5.).

¹⁶⁶ Julius BRAUNTHAL, Geschichte der Internationale. Band 2, Hannover 1963, Zitat: S. 28.

Der weitaus größere Teil der Reichstagsfraktion war eben dazu bereit bzw. hielt diesen Schritt für zwingend notwendig. Einziger parteipolitischer Erfolg dieser „Strategie“ war der Verzicht der Regierung auf die Verhaftung von Partei- und Gewerkschaftsfunktionären (eine Maßnahme, die im Übrigen dem Ziel des Reichskanzlers, die gesamte Gesellschaft für die Kriegsanstrengungen zu mobilisieren, direkt entgegen gelaufen wäre); plausible Argumente sprechen allerdings dafür, dass eine Ablehnung der Kriegskredite die Unterdrückung der SPD gar nicht im Gefolge gehabt hätte.¹⁶⁷

Damit kommt ein weiterer gewichtiger Faktor ins Spiel: Eine erhebliche Rolle spielte bei den Beteiligten die Furcht vor staatlicher Repression; hier wirkte das Trauma des Sozialistengesetzes noch nach. Die Vorbereitungen, die von der SPD für die Illegalität getroffen worden waren, sprechen hier eine deutliche Sprache. Auch nachdem Partei- und Gewerkschaftsführung mitgeteilt worden war, sie hätten von der Regierung nichts zu befürchten, wenn sie sich kooperativ verhielten, blieben diese Ängste wirksam. Sie förderten das Bedürfnis, sich ausdrücklich als national zuverlässig zu gebärden, um die gefürchtete Ausgrenzung zu vermeiden. Dabei ging meist der Blick für den Unterschied zwischen Verteidigungsbereitschaft und vorbehaltloser Unterstützung der Regierungspolitik verloren.

Dies führt zum Hauptstrang des Motivationsgeflechtes, zur „Integrationsstrategie“. Inzwischen kann als gesichert gelten, dass die maßgeblichen Personen in der Parteiführung überwiegend unter taktischen Gesichtspunkten handelten und sich um die Meinungskundgebungen der Basis wenig kümmerten. „Gerade unter dem Eindruck der äußeren Bedrohung, der zunehmenden nationalen Einheitsstimmung und nicht zuletzt der Bemühungen der Reichsleitung um die Herstellung einer die Sozialdemokratie mit einschließenden nationalen Einheitsfront schien der Krieg die Möglichkeit zu eröffnen, aus der bisherigen Pariastellung auszubrechen, das Stigma der Reichsfeindschaft abzuliegen und damit die Voraussetzungen für eine positive, auf gesellschaftspolitischer Gleichberechtigung basierende nationale Integration zu schaffen.“¹⁶⁸ David hatte noch am 4. August über die damit verbundenen Hoffnungen geschrieben: „Nun haben wir die gemeinsame Basis zu einflußreichem Wirken während und nach dem Kriege gewonnen. Und wir wollen uns nicht wieder ausschalten lassen.“¹⁶⁹ Dieser Kurs wurde in der Partei mehrheitsfähig, da er weit über die bisherigen Reformisten hinaus Unterstützung fand. Seine glühendsten Befürworter sahen sich geschmeichelt

¹⁶⁷ Groh geht davon aus, dass auch für den Fall der Kreditverweigerung keine Unterdrückungsmaßnahmen gedroht hätten (vgl. Negative Integration, S. 690f.).

¹⁶⁸ KRUSE, Krieg und nationale Integration, S. 76.

¹⁶⁹ DAVID, Kriegstagebuch, S. 13.

durch die von den staatlichen Gewalten gewährte formale Anerkennung; hier verbreiteten sich auch dezidiert nationale, ja teilweise nationalistische Gesinnungen.¹⁷⁰

Die positiven Reaktionen auf Seiten der bürgerlichen Parteien bestärkten die Träger dieser Politik nur in ihrer Überzeugung, den richtigen Weg eingeschlagen zu haben. Frank brachte diese Deutung auf den Punkt: „Statt eines Generalstreiks führen wir für das preußische Wahlrecht einen Krieg.“¹⁷¹ Er meldete sich freiwillig zur Armee mit der Begründung: „Ich bin glücklich, mitkämpfen zu dürfen und so durch die Tat zum Ausdruck bringen zu können, daß die internationale Idee zurückgedrängt ist durch die Realität einer begeistert-nationalen Arbeiterbewegung.“¹⁷² Frank fiel am 3. September 1914 bei Kämpfen in Lothringen; seine Haltung war charakteristisch für den süddeutschen und damit auch für den bayerischen Reformismus. Dessen Vorreiter übersahen in ihrer Euphorie, dass sich die politischen Gegner vor allem darüber freuten, dass die SPD ihre bisherige Opposition aufgegeben und ihre nationale Ader entdeckt hatte; diese Freude war nicht gleichzusetzen mit der Bereitschaft, der Partei substanzielle Zugeständnisse zu machen. Doch Heine hielt an der Illusion fest: „wir bringen uns und die ganze Partei um unseren Einfluß, wenn wir in dieser Zeit nicht auch den Gewinn erkennen, der in einer einheitlichen Auffassung der Nation liegt.“¹⁷³ Diesen (möglichen) „Gewinn“ umschrieb Severing im Oktober 1914 in der Bielefelder *Volkswacht* so:

„Mit dem Krieg sind wir in ein neues Zeitalter eingetreten. Und dieses neue politische Interesse wird durch den Krieg eröffnet mit einer allgemeinen Politisierung der Massen. [...] Politisches Machtinteresse ist noch nicht Demokratie, aber es führt unweigerlich zu ihr. [...] Denn – das zeigt uns wieder mit handgreiflicher Deutlichkeit der Krieg – keine Regierung kann, wenn es um Sein und Nichtsein geht, die unterstützende Macht dieses Volksbewußtseins entbehren. Mit stumpfem Untertanengehorsam schlägt man in den Zeiten der Volksheere keine siegreichen Schlachten. Das Volk muß bis zum letzten Mann von der Ueberzeugung durchdrungen sein, daß es für sich selber kämpft, es muß aus Ueberzeugung, nicht auf bloßen Befehl hin Gut und Blut opfern, nur dann kann der Krieg zum Sieg geführt werden.“¹⁷⁴

Die Crux der rein defensiven Strategie, die sich dahinter verbarg, bestand schließlich darin, dass sie auf entschlossen, notfalls in Verbindung mit Drohungen vorgebrachte Forderungen und damit auf Politik im eigentlichen Sinne fast ganz verzichtete. Um nicht zu riskieren, die eben erst erreichte

¹⁷⁰ Dabei handelte es sich, wie in der Forschung öfter betont wurde, meist um Personen bürgerlicher Herkunft wie David, Haenisch, Heine, Lensch oder Südekum. Diese „Erklärung“ trägt allerdings nicht weit, da mit Bernstein, Eisner, Haase und Ledebour im Lager der Parteioptionen Personen, deren biographischer Hintergrund ganz ähnlich war, ebenso prominent vertreten waren.

¹⁷¹ WACHENHEIM, Die deutsche Arbeiterbewegung, Zitat: S. 596.

¹⁷² L. Frank an den badischen Innenminister v. Bodman vom 15.8.1914. (GEINITZ, Kriegsfurcht und Kampfbereitschaft, Zitat: S. 126).

¹⁷³ W. Heine an E. Bernstein vom 7.10.1914. (Abgedruckt in: FRICKE, Zum Bruch Eduard Bernsteins mit den „Sozialistischen Monatsheften“, in: BzG 17 (1975), S. 454-468, hier: S. 464f., Zitat: S. 465).

¹⁷⁴ ALEXANDER, Carl Severing, Teil I, Zitat: S. 265.

Anerkennung durch die etablierten gesellschaftlichen Mächte zu gefährden und wieder Diskriminierung, Verfemung und Verfolgung ausgesetzt zu sein, verzichtete die SPD auf eine entschiedene Oppositionshaltung. Sie war nun in das bestehende System oberflächlich integriert, ohne wirklich Einfluss nehmen zu können. Um nicht in den Geruch zu kommen, einen politischen „Kuhhandel“ anzustreben, beteuerte die Parteiführung stets, den Kriegskrediten vorbehaltlos, d. h. nicht in der Erwartung auf Gegenleistungen zugestimmt zu haben.¹⁷⁵ Damit blieb der SPD(-Mehrheit) nur die Möglichkeit, „quasi moralischen Druck in Richtung auf Reformen“¹⁷⁶ auszuüben. Gegenüber dieser Art von Druck waren die Gegner innen- und sozialpolitischer Reformen – d. h. sowohl Regierung und Behörden als auch die Scharfmacher der radikalen Rechten – vollkommen immun. An der Todfeindschaft gegenüber der Arbeiterbewegung und ihren Forderungen hatte sich bei den Konservativen, an deren Entmachtung kein Weg vorbeiführen würde, wollte die SPD wirkliche Erfolge erzielen, nicht das Geringste geändert.

Die von der SPD erbrachten Vorleistungen galten dennoch vielen in der Partei, zunächst auch auf der Linken,¹⁷⁷ als Garantie dafür, dass es bald zu Fortschritten in der Verfassungsfrage kommen würde. Dass dies widersinnig war, hat bereits Susanne Miller erkannt: „Durch die Bewahrung des Burgfriedens sollte bewiesen werden, daß die Intransigenz gegenüber ihren [d. h. den von der SPD erhobenen; B. A.] Forderungen sachlich falsch sei, aber gerade durch ihren Verzicht auf Verstöße gegen den Burgfrieden wurde diese Intransigenz gestärkt.“¹⁷⁸ Noch dezidierter ist das Urteil von Jürgen Rojahn: „Wenn man – wie die [SPD-]Mehrheit – davon ausging, daß der Krieg ein `Existenzkampf` war und einen deutschen Sieg nicht nur erhoffte, sondern auch erwartete, dann drängte sich die `reformistische` Option tatsächlich auf. Gleichzeitig gab es aber, was das Ausmaß der erreichbaren Reformen anging, wenig Grund zu übertriebenem Optimismus. Ganz im Gegenteil: je klarer der Sieg ausfallen würde, desto stärker würde – war zu befürchten – auch der Druck von rechts sein, dem die Regierung ausgesetzt sein würde; desto schwächer würde ihre Neigung zu Reformen sein.“¹⁷⁹

¹⁷⁵ Derartige Vorhaltungen, die immer wieder kolportiert wurden, waren, wie Ebert in einer Parteiausschusssitzung im Januar 1915 betonte, ein „völlig unbegründeter schwerer Vorwurf“. (Protokolle des SPD-Parteiausschusses, Bd. I, S. 128).

¹⁷⁶ ROJAHN, Einleitung, in: DITTMANN, Erinnerungen, Bd. 1, S. 1-286, hier: S. 196.

¹⁷⁷ Die *Leipziger Volkszeitung* appellierte am 4. August noch: „Mögen die herrschenden Klassen Deutschlands in Zukunft zeigen, dass sie unser intellektuelles [sic] Opfer dadurch zu würdigen wissen, dass sie dem deutschen Volke volle politische Gleichberechtigung geben, dass sie insbesondere die elenden Wahlsysteme in den einzelnen Bundesstaaten und in den Kommunen beseitigen, durch die die Arbeiterschaft politisch entrechtet wird! Wir wollen nicht nur im Kriege ein Volk von Brüdern sein, wie es jetzt so gern betont wird; sperre man auch in Friedenszeiten das arbeitende Volk von der Teilnahme an den Einrichtungen des Staates nicht aus!“ (RAITHEL, Das „Wunder“ der inneren Einheit, Zitat: S. 490, Fn. 160).

¹⁷⁸ MILLER, Burgfrieden und Klassenkampf, S. 253.

¹⁷⁹ ROJAHN, Einleitung, in: DITTMANN, Erinnerungen, Bd. 1, S. 1-286, hier: S. 195.

Nahezu alle von praktischer Vernunft und langjähriger Erfahrung getragenen Überlegungen sprachen damit *gegen* die Erfolgsaussichten der Integrationsstrategie, die versuchen wollte, einen unachgiebigen und uneinsichtigen Gegner durch Nachgiebigkeit und Verantwortungsgefühl zu beeindrucken. Doch die Parteiführung investierte immer mehr politisches und moralisches Kapital in eine Strategie, die sich „irgendwann“ auszahlen sollte. Die Erkenntnis, einer Fehlspekulation aufgesessen zu sein, wurde erfolgreich verdrängt, um die bisherigen Investitionen nicht abschreiben zu müssen – was nur zur Folge hatte, dass noch mehr Kredit eingesetzt und verspielt wurde. Nicht nur das: Die internen Kritiker dieses Irrweges wurden bald als die eigentlichen Gegner wahrgenommen, die es zu bekämpfen galt; auf sie konzentrierte sich die mitunter bis zum Hass gesteigerte Abneigung von Teilen der Mehrheitssozialdemokratie, die sich 1919 in einem brutalen Bürgerkrieg entlud.

Diese Radikalisierung steht in direktem Zusammenhang mit den im August 1914 getroffenen Entscheidungen. Die Parteimehrheit kapitulierte im Angesicht des Krieges vor der normativen Kraft des Faktischen und verzichtete mit dem Einschwenken auf den Burgfriedenskurs - gewollt oder ungewollt - auf jeglichen Anspruch auf eine gestaltende und sich durch Kritikfähigkeit nach innen und außen auszeichnende Politik. Dies hing nicht zuletzt auch mit der konzeptionellen Schwäche der Linken in der Partei zusammen. Gemeint ist damit in erster Linie das linke Zentrum um Haase, Hilferding, Ströbel und Ledebour (die radikale Linke um Luxemburg, Zetkin und Mehring, zu der Karl Liebknecht erst jetzt dazu stieß,¹⁸⁰ war allein schon zahlenmäßig viel zu schwach, um Wirkung zu erzielen). Die Linkszentristen fanden sich in einer unerwartet minoritären Position wieder, nicht zuletzt, da sie keinerlei positive Perspektive anzubieten hatten; die überreichliche Produktion theoretischer Schriften durch Kautsky zeigte hier auch keinen Ausweg. Dittmann räumte später ein: „Die Dinge waren bei Ausbruch des Krieges ganz anders verlaufen, als man es sich vorher bei Freund und Feind vorgestellt hatte.“¹⁸¹ Kautsky selbst, der die Brisanz der Julikrise lange unterschätzt hatte, nahm bei Kriegsausbruch zunächst eine recht diffuse Haltung ein, die nicht auf der eindeutig kritischen Linie Haases lag.¹⁸²

Die für die „klassische“ Parteitheorie konstitutive Erwartung, dass die kapitalistische Ordnung durch den großen „Kladderadatsch“ umgehend zum Einsturz gebracht werden würde, bestätigte sich nicht; die Hoffnungen auf die Internationale zerschlugen sich ebenfalls. Kautskys „Konstrukt aus resignativen und optimistischen Komponenten“¹⁸³ war unter dem Dröhnen der Kriegsfanfaren

¹⁸⁰ Liebknecht ist bis zum Krieg keiner Parteiströmung zuzurechnen. „Der Gruppenbildungsprozeß in der SPD zwischen 1905 und 1913 war gleichsam an ihm vorbei vollzogen worden.“ (TROTNOW, Karl Liebknecht, S. 179).

¹⁸¹ DITTMANN, Erinnerungen, Bd. 2, S. 246.

¹⁸² Vgl. Jürgen ROJAHN, Karl Kautsky im Ersten Weltkrieg, in: Ders. u. a. (Hrsg.), Kautskys Bedeutung, S. 199-219, hier: S. 203-207.

¹⁸³ RATZ, Karl Kautskys Einschätzung von Krieg und Frieden, in: Ebd., S. 183-196, hier: S. 196.

wie ein Kartenhaus in sich zusammengefallen. Es fehlten eine zündende Parole und der Elan, diese offensiv zu vertreten, auch bei Haase, der dazu von seiner politischen Ausrichtung her berufen und als Partei- sowie Fraktionsvorsitzender prädestiniert gewesen wäre.¹⁸⁴ Daneben hatte die Linke aber auch den (nur zum Teil selbst verschuldeten) Nachteil, nicht wie die Rechte, deren Ideen zudem im Parteivorstand und in der Gewerkschaftsführung starken Rückhalt fanden, über ein gut funktionierendes Netzwerk zu verfügen. Nach dem „Rechtsschwenk“ von Ebert, Wels, Scheidemann und Molkenbuhr, der bereits 1913 offenkundig geworden war, war das früher im Regelfall geschlossen auftretende Parteizentrum unwiderruflich fragmentiert. Die Gruppe der Burgfriedensgegner in der Fraktion war nur ein kleines Häuflein, das mit seinen Argumenten und dem Beharren auf Prinzipientreue nicht mehr durchdrang, obwohl ein Teil der Parteipresse ihre Bedenken teilte.¹⁸⁵ Haase vertrat schon im August die pessimistische Auffassung, es „würde, wenn Deutschland als Sieger hervorginge, das Junkertum gestärkt werden und die Stimmung der Demokratie, die ohnedies in Deutschland schwach sei, würde gänzlich an Bedeutung verlieren.“¹⁸⁶ Dafür sprachen gute Gründe, doch die Befürworter der Integrationsstrategie hatten nun Oberwasser. Die oppositionelle Minderheit beugte sich der eingeübten Parteidisziplin und hoffte, ihre Sicht der Dinge könnte mittelfristig wieder mehrheitsfähig werden. Die dabei geübte Zurückhaltung beförderte jedoch nur die Entschlossenheit der Mehrheitsführer, am Burgfrieden festzuhalten und jede Debatte darüber zu unterbinden.

Gegen die hinter dem Burgfrieden stehende scheinbare Logik waren anfangs auch Vertreter des linken Parteiflügels, wie sich an einigen bayerischen Beispielen noch genauer zeigen wird, nicht grundsätzlich immun. Dittmann berichtete rückblickend:

„Die Verteidigung des eigenen Landes gegen feindliche Angriffe galt in der Sozialdemokratie als selbstverständliche staatsbürgerliche Pflicht, ein Krieg zu Eroberungszwecken dagegen als Verbrechen an der Menschheit. Daß der Krieg aus den imperialistischen Gegensätzen entstanden war und Eroberungsabsichten hinter ihm lauerten, darüber herrschte in der am 3. August 1914 zur Beratung über die von der Regierung geforderten 5 Milliarden Kriegskredite zusammengetretenen sozialdemokratischen Reichstagsfraktion keine Meinungsverschiedenheit. Es konnte damals aber niemand beweisen, daß der Krieg deutscherseits zu Eroberungszwecken vom Zaune gebrochen sei. Selbst wenn man das annahm, konnte man nicht bestreiten, daß angesichts der im Osten und im Westen drohenden Invasion feindlicher Heere und der hinter diesen stehenden Übermacht an Volks- und Wirtschaftskraft über das deutsche Volk eine schwere Gefahr heraufbeschworen war, ganz gleich

¹⁸⁴ Bei Kriegsausbruch verfügte die SPD über zwei Parteivorsitzende, neben Haase war dies noch Ebert, und im Reichstag über drei Fraktionsvorsitzende, neben Haase waren dies noch Scheidemann und Molkenbuhr.

¹⁸⁵ Die *Leipziger Volkszeitung* hatte bereits Anfang August gewarnt: „Das Proletariat soll sich vor allen schönen Selbsttäuschungen hüten. Es muß darüber im klaren bleiben, daß der jetzige Zustand Ausnahmezustand ist, und es darf sich nicht etwa darauf verlassen, daß die bürgerlichen Parteien ihm nach dem Kriege seine Opfer danken werden.“ (KRUSE, Krieg und nationale Integration, Zitat: S. 196; dort weitere Nachweise über ähnliche Pressestimmen).

¹⁸⁶ Ebd.

durch wessen unmittelbares Verschulden. Aus diesem Gefühl der Notwendigkeit der Abwehr entstand die Bereitschaft zur Bewilligung der geforderten Kredite.¹⁸⁷

Ganz ähnlich äußerten sich später Kautsky und Ledebour.¹⁸⁸ Auch Liebknecht räumte später die Verwirrung auf dem linken Parteiflügel ein,¹⁸⁹ die eine plausible Deutung und Erklärung der Haltung der Reichstagsfraktion noch weiter erschwerte.

Ohne zu übertreiben, konnte Susanne Miller feststellen: „Der vierte August 1914 bildet einen Markstein in der Geschichte der deutschen Sozialdemokratie, an dem sich bis heute auch die Geister der Historiker scheiden.“¹⁹⁰ Wurde später eben dieser Tag der Reichstagsitzung, in der auch die SPD die Kriegskredite bewilligte, bei Vertretern aller Strömungen zum symbolisch aufgeladenen Datum der Wende sozialdemokratischer Politik, so waren die ausschlaggebenden Weichenstellungen wie gesehen in den Tagen zuvor erfolgt; die Wurzeln dieser Entscheidung reichen noch viel weiter zurück. Noch bevor die Kaskade von Mobilmachungs- und gegenseitigen Kriegserklärungen einsetzte, hatte der SPD-Parteivorstand sich selbst seines verbliebenen Handlungsspielraumes beraubt, stattdessen der Reichsleitung einen durch nichts begründeten Vertrauensvorschuss gewährt. Mit dieser in der Partei gewohnt autoritär durchgedrückten Politik war der eigentliche Keim für den Konflikt gelegt worden, der schließlich 1916/17 zur Spaltung führte.

Noch freilich wirkte die Klammer der habituellen Parteidisziplin. So bestand die Fraktion darauf, dass Haase – gegen seine innere Überzeugung – die in die Annalen eingegangene Erklärung seiner

¹⁸⁷ DITTMANN, Erinnerungen, Bd. 2, S. 247.

¹⁸⁸ Kautsky schrieb dazu 1937: „Man warf mit Unrecht den `Führern` der deutschen Sozialdemokratie vor, sie hätten die Massen `verraten`, . . . Der Stimmungsumschwung trat vielmehr bei den Massen noch früher und noch intensiver ein, als bei den Führern. Er beruhte auch nicht auf einem `Verrat`, auf einem Aufgeben des früher eingenommenen Standpunkts, sondern auf dem plötzlichen totalen Umschwung der Lage. Die Sozialdemokraten waren leidenschaftlich gegen den Krieg gewesen, weil sie seine schreckliche Folge für die Masse fürchteten. Jetzt aber war der Krieg da, wider ihren Willen und nicht mehr aufzuhalten. Jetzt handelte es sich praktisch nicht mehr um die Frage: Krieg oder Frieden, sondern darum, ob Niederlage oder nicht. So entsetzliche Leiden der Krieg auf alle Fälle brachte, so mußte doch eine Niederlage im Krieg die schlimmsten aller Greuel bringen, den Einbruch der Feinde ins eigene Land, dessen Verwüstung und Vergewaltigung, den völligen Ruin der Nation. Den Feind abzuwehren, das erschien jetzt als die erste und höchste Pflicht.“ (SCHWIEGER, Eduard David, Zitat: S. 93). Ledebour erklärte 1916 rückblickend: „Die Mehrheit der Fraktion vertrat den Standpunkt, dass Deutschland zu einem Verteidigungskrieg gezwungen sei, wir müssten also die Kredite bewilligen . . . Weil aber die Frage, ob Verteidigungs- oder Angriffskrieg nicht völlig geklärt war, folgte die Minderheit der Mehrheit und stimmte im Plenum für den Kriegskredit.“ (RATZ, Georg Ledebour, Zitat: S. 152).

¹⁸⁹ Liebknecht stellte 1916 dazu fest, es erfordere alle Gedächtniskraft, „sich in die taktische Lage zurückzusetzen, die am 4. August 1914 für die Fraktionsmitglieder von der Minderheit bestand. Der Abfall der Fraktionsmehrheit kam selbst für die Pessimisten überraschend; die Atomisierung des bisher überwiegenden radikalen Flügels nicht minder. Die Tragweite der Kreditbewilligung für die Umschwenkung der gesamten Fraktionspolitik ins Regierungslager lag nicht auf der Hand: Noch bestand die Hoffnung, der Beschluß vom 3. August sei das Ergebnis einer vorübergehenden Panik und werde alsbald korrigiert, jedenfalls nicht wiederholt und gar übertrumpft werden. Aus diesen und ähnlichen Erwägungen, allerdings, auch aus Unsicherheit und Schwäche erklärte sich das Mißlingen des Versuchs, die Minderheit für ein öffentliches Separatvotum zu gewinnen. Nicht übersehen werden darf dabei aber auch, welche heilige Verehrung der Fraktionsdisziplin entgegengebracht wurde, und zwar *am meisten vom radikalen Flügel*, der sich bis dahin in immer zugespitzterer Form gegen Disziplinbrüche und Disziplinbruchneigungen revisionistischer Fraktionsmitglieder hatte wehren müssen.“ (LASCHITZA, Die Liebknechts, Zitat: S. 237f).

¹⁹⁰ MILLER, Burgfrieden und Klassenkampf, S. 31.

Partei im Reichstag vortrug,¹⁹¹ die die Bewilligung der Kriegskredite begründete: „Da machen wir wahr, was wir immer betont haben: Wir lassen in der Stunde der Gefahr das eigene Vaterland nicht im Stich.“¹⁹² Entgegen der weit verbreiteten Legende war der daraufhin ausbrechende „Beifallsturm“ im Plenum, der ohnehin inszeniert war,¹⁹³ *nicht* einhellig; nicht nur bei den Konservativen rührte sich keine Hand.¹⁹⁴ (Der „eigentliche“ Burgfriedensschluss war ohnehin nicht im Reichstagsplenum, sondern bei der Eröffnungssitzung des Reichstags unter Leitung des Kaisers im Berliner Schloss erfolgt, an der die SPD-Fraktion traditionell nicht teilnahm.) Der dem Burgfrieden zugrunde liegende Mythos der angeblich erreichten Überwindung der inneren Gegensätze beruhte von Anfang an auf selektiver Wahrnehmung und propagandistischer Verzerrung. Dementsprechend wurden die Sätze, die sich an die berühmt gewordenen Worte Haases noch anschlossen, meist unterschlagen, die da lauteten: „Wir fordern, daß dem Kriege, sobald das Ziel der Sicherung erreicht ist und die Gegner zum Frieden geneigt sind, ein Ende gemacht wird durch einen Frieden, der die Freundschaft mit den Nachbarvölkern ermöglicht. [...] wir hoffen, daß die grausame Schule der Kriegsleiden in neuen Millionen den Abscheu vor dem Kriege wecken und sie für das Ideal des Sozialismus und des Völkerfriedens gewinnen wird.“¹⁹⁵

Ein entscheidender Passus, der auf Initiative Kautskys in die Erklärung durch einmütigen Beschluss aufgenommen worden war, wurde auf Drängen der Regierung wieder gestrichen;¹⁹⁶ darin wurde lapidar angekündigt: „Sollte die Regierung gestatten, daß der Krieg von deutscher Seite den Charakter eines Eroberungskrieges annimmt, dann werden wir uns gegen sie auf das energischste wenden.“¹⁹⁷ Die somit nachhaltig entschärfte Erklärung wurde von allen anwesenden Abgeordneten der SPD unterstützt, der Fraktionszwang erfüllte seinen Zweck. Liebknecht, der sich ebenfalls beugte, erklärte im Rückblick, „welch heilige Verehrung . . . der Fraktionsdisziplin [in der SPD; B. A.] entgegengebracht wurde. . . Ein Separatvotum war eine in der Geschichte der deutschen Reichstags-

¹⁹¹ Noch in der unmittelbar der Plenarsitzung vorangehenden Fraktionszusammenkunft hatte die Linke um Haase vergeblich versucht, der Erklärung eine kritischere Note zu verleihen.

¹⁹² Diesen von David inspirierten Satz hatte Haase bis zuletzt streichen wollen, war damit aber nicht durchgedrungen und beugte sich auch hier dem Mehrheitsvotum der Fraktion.

¹⁹³ Nach Angaben des FVP-Politikers Conrad Haußmann hatte sich Frank in einer Sitzungspause an ihn gewandt mit dem Anliegen: „Sie müssen sorgen, dass auf die Schlussworte von der Bewilligung der Kredite von der Sozialdemokratie ein Beifall der bürgerlichen Parteien einsetzt. Wenn wir diesen großen Schritt machen, können wir doch nicht allein dastehen und Bravo sagen.“ Haußmann vereinbarte daraufhin mit den Nationalliberalen und dem Zentrum, sie würden seiner Partei bei der Beifallsbekundung folgen. Jedoch: „Die anderen Parteien lassen uns [d. h. die FVP; B. A.] aber dann wegen einer sozialdemokratischen Wendung in dem vorletzten Satz beim Beifall doch im Stich. In den Zeitungen aber wird ‚lebhafter Beifall‘ markiert sein und das genügt.“ (RAITHEL, Das „Wunder“ der inneren Einheit, Zitat: S. 285, Fn. 40).

¹⁹⁴ Der Kanzler berichtete zu diesem Vorgang später: „Sein Blick auf die Konservativen, die . . . eiskalt da saßen, sei ihm ein furchtbarer Moment seines Lebens gewesen.“ (LINDEMANN, Die Macht der Perzeptionen, Zitat: S. 170).

¹⁹⁵ Erklärung abgedruckt in: ENGELMANN/NAUMANN, Haase – Lebensweg, S. 120f., hier: S. 121.

¹⁹⁶ Nur dadurch konnte die Fassade der Einmütigkeit aufrechterhalten werden, da der deutschkonservative Fraktionsvorsitzende Graf Kuno von Westarp in diesem Falle mit einer „Gegenrede“ gedroht hatte.

fraktion seit Menschengedenken unerhörte, bei der damaligen parlamentarischen Durchschnittspsychologie schlechthin unfaßbare Sache.“¹⁹⁸ Es folgte noch ein kleiner „Zwischenfall“ am Ende dieser denkwürdigen Reichstagsitzung: Einige rechte SPD-Abgeordnete ließen es sich nicht nehmen, in die Hurra-Rufe auf „Kaiser, Volk und Vaterland“ einzustimmen (was in der vorangegangenen Fraktionssitzung mehrheitlich abgelehnt worden war); *dieser* Bruch der Fraktionsdisziplin hatte keinerlei Folgen.

Vordergründig schien mit der Reichstagsitzung vom 4. August 1914 die vielbeschworene „innere Einheit“ erreicht, die einstimmige Bewilligung der Kriegskredite bildete dafür das entscheidende Symbol. Was darüber gern übersehen wurde: Bethmann Hollweg teilte dem Parlament an diesem Tag den völkerrechtswidrigen Einmarsch in Belgien und Luxemburg mit, was aber keine weiteren Reaktionen hervorrief. Der Kanzler sprach in diesem Zusammenhang selbst von einem „Unrecht“, das er aber damit begründete: „Wer so bedroht ist wie wir und um sein Höchstes kämpft, der darf nur daran denken, wie er sich durchhaut!“¹⁹⁹ Die Mehrheit der SPD-Fraktion sah keinen Anlass, sich gegen diese „Logik“ zu verwahren und tolerierte faktisch den unbestreitbaren Völkerrechtsbruch, der nicht zuletzt zum Kriegseintritt Englands führte. (Wenig später bezeichnete Südekum den Bruch der belgischen Neutralität als „Formalität“ und „Nebensache“, die für die Überlegungen der SPD „überhaupt keine Rolle“²⁰⁰ gespielt habe.) Auch hier rächte sich die mangelhafte Vorbereitung der Partei. „Die ungenügende Beschäftigung mit der belgischen Frage in der Fraktionssitzung belegte, wie hilflos und ohnmächtig die Sozialdemokratie dem Krieg gegenüberstand.“²⁰¹ Die Mitteilung des Kanzlers zeigte auch: Von Anfang an war ersichtlich, wohin der Weg der Reichsleitung führte, ebenso, dass dessen Ziel sicher nicht von der SPD mitbestimmt werden würde.

Am Streit darüber, wie ernst die von Haase vorgetragene Erklärung und der gestrichene Zusatz zu nehmen bzw. wie diese in der Praxis zu interpretieren waren, entschied sich das Schicksal der deutschen Sozialdemokratie und ihrer organisatorischen Geschlossenheit. Bereits am Tag der Kreditbewilligung hatte der *Vorwärts* gefordert: „Und wenn er [d. h. der Krieg; B. A.] jetzt ausgebrochen ist und seine Greuel weithin verbreitet, dann wird es um so dringlicher sein, alles dafür zu tun, dass er so bald wie möglich ein Ende findet.“²⁰² Dieses Postulat war in der Partei bald heftig umstritten. Zunächst reihte sich die Sozialdemokratie erstaunlich nahtlos in den neue „Einheitsfront“ ein, die

¹⁹⁷ BOLL, Frieden ohne Revolution?, Zitat: S. 132.

¹⁹⁸ TROTNOW, Karl Liebknecht, Zitat: S. 188.

¹⁹⁹ BLASIUS, 4. August 1914, in: Ders./LOTH (Hrsg.), Tage deutscher Geschichte, S. 11-26, Zitat: S. 16.

²⁰⁰ Agnes BLÄNSDORF, Die Zweite Internationale und der Krieg. Die Diskussion über die internationale Zusammenarbeit der sozialistischen Parteien 1914-1917, Stuttgart 1979, Zitat: S. 56.

²⁰¹ RAMBKE, Diesem System keinen Mann und keinen Groschen?, S. 302.

²⁰² *Vorwärts* Nr. 210 vom 4.8.1914.

sich in der einmütigen Unterstützung des Parlaments für die Regierung und durch die Zurückstellung aller Konflikte manifestierte. Die Folgen dieser Entscheidung waren für die SPD einschneidend: „Erstens zog sie die Führer psychologisch näher auf die Seite der herrschenden Gruppen. Zweitens erhöhte sie die Bedeutung der Führer innerhalb der Arbeiterbewegung, indem die politische und ökonomische Aktion im Wesentlichen auf die Ebene der Verhandlungen beschränkt wurde. Drittens zwang sie die Sozialdemokratie, sich in Wort und Tat eines streng reformistischen Kurses zu befleißigen.“²⁰³

3.1.5 *Burgfrieden, Innenpolitik und militärische Entwicklung in der ersten Kriegsphase*

Ohne dass dies jemals „offiziell“ verkündet worden war, herrschte nun der „Burgfrieden“ im Deutschen Reich; das bedeutete: Die bisherigen parteipolitischen und sozialen Konflikte galten im Angesicht der äußeren Bedrohung als bis auf weiteres ausgesetzt, Partikularinteressen sollten der gemeinsamen Kriegsanstrengung (freiwillig) untergeordnet werden.²⁰⁴ So jedenfalls die Theorie. Hinter der Fassade der angeblichen nationalen Einheit machten sich allerdings bald Risse bemerkbar, die durch verstärkte Propaganda übertüncht werden sollten. Aufgrund ihrer unkritischen Adaption dieser einseitigen Wahrnehmung der Ereignisse begab sich die SPD(-Mehrheit) auf Dauer in die babylonische Gefangenschaft eines Deutungsmusters mit „repressiven gesellschaftspolitischen Implikationen“²⁰⁵, das die Durchsetzung sozialdemokratischer Zukunftsentwürfe noch schwieriger machte als sie es ohnehin schon war. „Das `Augusterlebnis` induzierte seine eigene Wirklichkeit, indem es einerseits durch eine nationalistisch verzerrte Wahrnehmung der Umwelt Bedrohungsängste und Panikreaktionen auslöste, andererseits aber für die verschiedensten gemeinschaftsstiftenden Vorstellungen und Hoffnungen deutungsoffen blieb. Gerade angesichts der krisenhaften Verwerfungen der Kriegs- und Vorkriegszeit schienen sich die anonymen zwischenmenschlichen Beziehungen und die Schranken von Klasse und Konfession aufzulösen. Die nationalistische Einheitsutopie war als Erlebnis unmittelbar und anschaulich erfahrbar. Kurz, der Glaube an die Nation versprach jedem alles.“²⁰⁶

Das „Augusterlebnis“ wurde von den verschiedenen politischen Strömungen folglich ganz unterschiedlich interpretiert: „Die Rechte hoffte, der `Geist von 1914` werde das Ende der Sozialdemokratie bedeuten. Die Linke hoffte, er werde das Ende des traditionellen Konservatismus, der Klas-

²⁰³ SCHORSKE, Die große Spaltung, S. 369.

²⁰⁴ Der Begriff „Burgfriede(n)“ tauchte Raithel zufolge erstmals am 5. August 1914 in einem Kommentar der erzkonservativen Berliner *Kreuzzeitung* zur Reichstagsitzung des vorangegangenen Tages auf; darin hieß es: „Im Innern unseres Vaterlandes ist voller Burgfriede beschlossen“. (Das „Wunder“ der inneren Einheit, Zitat: S. 473).

²⁰⁵ KRUSE, Kriegsbegeisterung zu Beginn des Ersten Weltkrieges, in: LINDEN/MERGNER (Hrsg.), Kriegsbegeisterung, S. 73-87, hier: S. 84.

²⁰⁶ Sven Oliver MÜLLER, Zweierlei Kriegsausbrüche. Neue Tendenzen in der Kultur- und Politikgeschichte des Ersten Weltkrieges, in: AfS 41 (2001), S. 556-565, hier: S. 559.

sengesellschaft und der Klassenprivilegien bringen. [...] Die radikale nationalistische Rechte wiederum versuchte, den `Geist von 1914` als Triumph der alldeutschen Ideologie darzustellen. Durch das `Augusterlebnis` seien alle Deutschen zu Alldeutschen geworden.“²⁰⁷ Somit spannte der Burgfrieden von Anfang an divergierende Interessen und Ideologien zusammen, konnte seine Stärke aber daraus beziehen, dass es vorerst keine Partei wagte, offen aus diesem „Bündnis“ auszuscheren, das mit außergewöhnlich starken Emotionen aufgeladen war. Dass es sich bei diesen Emotionen zu einem großen Teil um retrospektive Projektionen handelte, tat ihrer Wirksamkeit keinen Abbruch. Nur dort, wo es gelang, die Deutungshoheit der Regierung und ihrer Verbündeten über dieses nationale Schlüsselerlebnis zu brechen bzw. zu unterlaufen, war es möglich, eine kritische Haltung gegenüber der Burgfriedenspolitik zu artikulieren. Dieser Kampf gegen eine „ideologische Übermacht“ war ebenso ungleich wie derjenige gegen die staatlichen Repressionsorgane. Bis zur Herausbildung organisatorischer Strukturen für die Opposition gegen den Krieg sollte es noch ein weiter Weg sein.

War Deutschland auch unter einer denkbar ungünstigen Bündniskonstellation selbstverschuldet in den Krieg geraten, so hatte Bethmann Hollweg mit der Integration der Sozialdemokratie sein innenpolitisches Meisterstück geliefert. Weitere Herausforderungen folgten sogleich. Dem Kanzler war klar, dass sich nach dem Krieg „auch auf dem Gebiet der inneren Politik manches wandeln müsse.“²⁰⁸ Vorerst gedachte er - immer auch unter dem Druck der führenden Militärs stehend – jedoch, in der Innen- und Verfassungspolitik mit einer autoritär-bürokratischen Regierungsweise statisch zu agieren, was allerdings nur teilweise gelingen sollte. Der Reichstag beraubte sich indessen selbst seines Einflusses: Am 4. August beschloss er ein Gesetzespaket, das weit reichende legislative Kompetenzen an den Bundesrat übertrug,²⁰⁹ „ein Schritt, welcher der Selbstentmachtung des Parlaments nahekam.“²¹⁰ Erst im Dezember 1914 kamen die Abgeordneten wieder zusammen, um neue Kredite zu bewilligen, vertagten sich dann aber auf unbestimmte Zeit. Die Verhandlungen verlagerten sich in den Hauptausschuss, der mit seinen vertraulichen Beratungen nicht als Tribüne der Parteien taugte. Nachdem die Hoffnungen auf eine kurze Kriegsdauer enttäuscht worden waren, kehrte allmählich auch wieder die Frage innenpolitischer Reformen auf die Tagesordnung zurück.

²⁰⁷ VERHEY, Der „Geist von 1914“, S. 305f. u. 379.

²⁰⁸ MAI, Burgfrieden und Sozialpolitik, in: MGM 2 (1976), S. 21-50, Zitat: S. 40.

²⁰⁹ Von den 800 Erlassen des Bundesrates während des Krieges wurde kein einziger vom Reichstag blockiert, obwohl er teilweise über ein Vetorecht verfügte. (Vgl. BARTH, Dolchstoßlegenden, S. 174).

²¹⁰ W. MOMMSEN, Die Urkatastrophe, S. 37.

Die in der SPD nun dominierende Strömung hoffte, mittelfristig den innenpolitischen Reformprozess durch die Unterstützung des Burgfriedens gefördert bzw. eingeleitet zu haben; dies war aber vom ersten Augenblick an ein mit Fehlkalkulationen gepflasterter Holzweg.²¹¹ Dieses Kalkül ignorierte bzw. unterschätzte die Entschlossenheit des harten Kerns der in Preußen herrschenden konservativen Kräfte, ihre Vormachtstellung um jeden Preis – auch um den des Bürgerkrieges – zu verteidigen; ebenso das völlige Fehlen des Willens zu demokratischen Reformen bei den gemäßigten und gesprächsbereiten Regierungsvertretern. Daran hatten die „Vorleistungen“ der SPD nicht das Geringste geändert. Im September 1914 stellte Bethmann Hollweg intern klar: „In dem Augenblick, in dem die Linke dieses System der Wehrhaftigkeit und den ihm entsprechenden Volksgeist zu tragen imstande ist, wird eine Umorientierung unserer Politik möglich sein.“²¹² Seine Pläne formulierte er in einem Schreiben an die Regierungen der Bundesstaaten: „Die Sozialdemokratie hat nicht nur im Reichstage allen Forderungen der verbündeten Regierungen zugestimmt, sondern ihre Führer haben sich auch in Wort und Tat für die Regierung und ihre Politik eingesetzt. [...] Wenn aber jemals der Versuch gemacht werden soll, die Arbeiterschaft aus sich heraus zu einer politischen Gesundung zu führen, so ist dies nur in Zeiten der nationalen Erhebung möglich, wie wir sie jetzt erleben. Eine günstigere Gelegenheit dürfte in den nächsten 100 Jahren kaum je wiederkommen. Der Versuch muß daher gemacht werden.“²¹³

Mit einer Parlamentarisierung der antiquierten Verfassungsverhältnisse in Preußen/Deutschland hatte dies nichts zu tun. Anfang September erging vom Kanzler an Otto Hamann, den Pressechef im Auswärtigen Amt, die Anweisung, „bei den Sozialdemokraten dahin zu wirken, dass der Krieg lange dauern kann und dass sie aushalten müssen. Sie sollen also nicht zu früh mit ihrem Parteidogma wieder anfangen.“²¹⁴ Arnold Wahnschaffe, Unterstaatssekretär im Reichskanzleramt, erklärte im Oktober gegenüber dem SPD-Reichstagsabgeordneten Cohen ungerührt: „daß man das Reichstagswahlrecht in Preußen nicht einführen könne, sei klar.“ Der Hinweis auf die von der SPD mit der Politik des 4. August erbrachten Vorleistungen beeindruckte Wahnschaffe wenig, schließlich habe die Partei doch „gar nicht anders gekonnt [...], als die von ihr eingenommene Haltung [...]

²¹¹ Friedrich Stampfer, der spätere Chefredakteur des *Vormwärts*, verstieg sich zu der Erwartung: „Wir waren im Frieden vergeblich gegen die Bastionen der preußischen Reaktion angerannt, hatten vergeblich zum Massenstreik für die Demokratie gerufen, jetzt mußte uns der Krieg bringen, was der Frieden versagt hatte: ein freies, demokratisches Deutschland.“ (WIELAND, Die Verteidigungslüge, Zitat: S. 24). Realistischer gab sich in seinem Tagebucheintrag vom 15.8.1914 hingegen Eduard David: „Im Falle eines Sieges, was wahrscheinlicher, gegenüber dem an der Spitze seines siegreichen Heeres zurückgekehrten Hohenzollernkaiser jeder Gedanke auf Revolution und Republik für unsere Lebenszeiten abgetan. Also modus vivendi mit der Monarchie notwendig.“ (DAVID, Kriegstagebuch, S. 15). Diese an sich mehr als ernüchternde Erkenntnis hinderte David indes nicht daran, sich mit allen Mitteln für die Unterstützung des Krieges einzusetzen.

²¹² ULLRICH, Die nervöse Großmacht, Zitat: S. 449.

²¹³ VERHEY, Der „Geist von 1914“, Zitat: S. 235f.

²¹⁴ RAITHEL, Das „Wunder“ der inneren Einheit, Zitat: S. 406.

einzunehmen.²¹⁵ Bestärkt wurde er in dieser Sichtweise durch die Entgegnungen Cohens, der beteuerte, „ihm schwebte eine Entwicklung der sozialdemokratischen Partei in monarchischer Richtung vor“, und ergänzte: „Der Revisionismus ginge in dieser Beziehung so weit, daß er vor einer Spaltung der Partei keineswegs zurückscheuen würde.“²¹⁶

Das bedeutete nichts anderes, als dass die Regierung der SPD Einflussmöglichkeiten nur unter der Voraussetzung konzidierte, dass die Partei sie zum *Erhalt* – und nicht etwa zur *Veränderung* – der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung einzusetzen gewillt war. Ein Eingehen auf diesen „Deal“ war für die Sozialdemokratie, die mit ihren Verhandlungspartnern zu keiner Zeit auf Augenhöhe operierte, mit der nahezu vollkommenen Abdankung als selbständiger politischer Faktor gleichzusetzen. Entscheidend war, dass der Kanzler zwar von einer „Neuorientierung unserer ganzen inneren Politik“²¹⁷ sprach (so im September 1914 gegenüber Delbrück), eine echte Parlamentarisierung aber weder anstreben konnte noch wollte, da seiner Meinung nach jede „Geste einer . . . Umkehr als ein Zeichen innerer Schwäche“²¹⁸ ausgelegt werde. In einer Sitzung des Preußischen Staatsministeriums betonte Bethmann schon im August die Notwendigkeit, der Sozialdemokratie gegenüber „möglichstes Entgegenkommen [zu] zeigen, ohne sich aber festzulegen.“²¹⁹ Damit war die weitere Linie abgesteckt.

In einem Memorandum notierte Delbrück: „Es bietet sich die vielleicht letzte Gelegenheit, sie [die Arbeiterbewegung] nicht nur der Nation sondern dem Staat zu gewinnen.“²²⁰ Um dieses Ziel zu erreichen, musste die Regierung weniger als erwartet tun; sie beschränkte sich bis auf weiteres auf den Abbau einiger Bestimmungen, die die Sozialdemokratie diskriminierten. Die Nagelprobe für die Reformbereitschaft der herrschenden Gewalten blieb die Abschaffung des preußischen Dreiklassenwahlrechts – hier tat sich in der Substanz bis Kriegsende nichts, da nach Ansicht des Kanzlers „derartige Konzessionen [...] nach getaner Arbeit als Lohn und nicht im Voraus als Prämie gegeben werden [müssen].“²²¹ Es ist deshalb auch mehr als zweifelhaft, dass Bethmann Hollweg, wie ein Biograph unterstellte, zu der „warmherzigen [sic] Überzeugung“ gelangt war, „daß die immense Einsatzbereitschaft des Volkes zu einer Verlagerung der politischen Verantwortung führen müsse

²¹⁵ ROJAHN, Einleitung, in: DITTMANN, Erinnerungen, Bd. 1, S. 1-286, Zitat: S. 196.

²¹⁶ F. FISCHER, Griff nach der Weltmacht, Zitat: S. 427f.

²¹⁷ LINDEMANN, Die Macht der Perzeptionen, Zitat: S. 170.

²¹⁸ WEHLER, Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 4, Zitat: S. 30f.

²¹⁹ M. BLOCH, Albert Südekum, Zitat: S. 156.

²²⁰ Sven Oliver MÜLLER, Nationalismus in der deutschen Kriegsgesellschaft 1939 bis 1945, in: Jörg ECHTERNKAMP (Hrsg.), Die deutsche Kriegsgesellschaft 1939 bis 1945. Zweiter Halbband. Ausbeutung, Deutungen, Ausgrenzung, München 2005, S. 9-92, Zitat: S. 18, Fn. 10.

²²¹ T. v. Bethmann Hollweg an C. v. Delbrück vom 14.9.1914. (M. BLOCH, Albert Südekum, Zitat: S. 156).

[...], daß der Kanzler einen kräftigen, in Richtung Parlamentarisierung zielenden Schub anstrebte²²². Unbestritten ist hingegen, dass zur „inneren Logik der Burgfriedenspolitik [...] eine Art unausgesprochener Pakt zwischen Reichskanzler und SPD [gehörte], der weit mehr beinhaltete als eine nur vorübergehende Waffenruhe in der Innenpolitik.“²²³

Was die SPD-Führung bei ihrem Anpassungskurs völlig unterschätzte: „Während die zivile Reichsregierung und Teile des Militärs zum Zwecke der siegreichen Beendigung des Krieges zu der Konsequenz innenpolitischer und sozialer Zugeständnisse an die Arbeiterschaft bereit waren, lehnten die Industrie und die Oberste Heeresleitung (OHL) im Verbund mit den Konservativen und den nationalistischen Agitationsverbänden diese Zugeständnisse im Hinblick auf die zukünftige Friedenszeit ab.“²²⁴ Das bescheidene, die Grundfesten des monarchischen Obrigkeitsstaates nie infrage stellende Entgegenkommen, das Bethmann Hollweg gegenüber SPD und den Freien Gewerkschaften für opportun hielt, wurde von Parteien und Meinungsführern der politischen Rechten von Anfang an erbittert bekämpft, ohne Rücksicht auf sämtliche Burgfriedensschwüre. Um den Schein der nationalen Geschlossenheit wenigstens halbwegs zu wahren, verbot Bethmann Hollweg im November 1914 die weitere Diskussion über die deutschen Kriegsziele;²²⁵ damit konnte er sich innenpolitisch aber nur kurzfristig Luft verschaffen. Sein Versuch, eine „Politik der Diagonale“²²⁶ zu praktizieren, glich bald eher der Quadratur des Kreises. Hier zeigte sich eine „strukturell, nicht personell bedingte Schwäche des kaiserlichen Beamtenregimes“²²⁷.

Die dysfunktionalen Folgen, die sich aus den Defiziten des herrschenden Systems ergaben, hat Wolfgang J. Mommsen prägnant zusammengefasst: „In gewissem Sinne suchten die Führungseliten im Juli 1914 ihre Zuflucht im Kriege, weil sich ansonsten die überfälligen politischen und gesellschaftlichen Reformen, die unter anderem in den Forderungen der Arbeiterbewegung, aber auch dem zunehmenden politischen Partizipationsverlangen der bürgerlichen Schichten zum Ausdruck kam, nicht mehr hätten abwehren lassen. Nach Kriegsausbruch 1914 traten die nationalistischen und imperialistischen Bestrebungen nahezu ungehemmt zutage und machten von Anbeginn eine

²²² Günter WOLLSTEIN, Theobald von Bethmann Hollweg. Letzter Erbe Bismarcks, erstes Opfer der Dolchstoßlegende, Göttingen – Zürich 1995, S. 98f.

²²³ Ebd., S. 98.

²²⁴ MAI, Burgfrieden und Sozialpolitik, in: MGM 2 (1976), S. 21-50, hier: S. 40.

²²⁵ Raithel hat auf die interessante Tatsache hingewiesen, dass aus den ersten Kriegstagen kaum konkrete Formulierungen hinsichtlich der deutschen Kriegsziele in der Presse zu finden sind (vgl. Das „Wunder“ der inneren Einheit, S. 381f).

²²⁶ In seiner späteren Selbststilisierung definierte Bethmann Hollweg diese Politik wie folgt: „Um der Einheit des Volkes willen konnte während des Krieges keine andere Politik als die der Diagonale geführt werden. [...] Während des Krieges war mir nationales Gebot, zwischen Leidenschaften, Gegensätzen und Verführungen den schmalen Grat der Besonnenheit zu gehen.“ (VERHEY, Der „Geist von 1914“, Zitat: S. 234).

²²⁷ W. MOMMSEN, Die Urkatastrophe, S. 27.

Politik des Augenmaßes, die allenfalls einen Verständigungsfrieden hätte herbeiführen können, zu einem Ding der Unmöglichkeit.“²²⁸ Folglich musste der Krieg rein militärisch entschieden werden, was seine Zeit dauern sollte.

Die Beschreibung der militärischen Entwicklung kann hier auf das Maß reduziert werden, das zum Verständnis der innenpolitischen Vorgänge notwendig ist. Mit dem Scheitern des von Moltke modifizierten Schlieffen-Planes in der Marne-Schlacht im September 1914 war das überaus riskante Kalkül des preußisch-deutschen Generalstabes gescheitert, bei dem „Kriegsbild, operative Planung und der Wille zum Losschlagen nicht zusammenpaßten.“²²⁹ Moltke verlor auf dem Höhepunkt des Bewegungskrieges im Westen, d. h. im entscheidenden Moment, den Überblick, vergab die einzige theoretische Chance Deutschlands, den Krieg schnell und siegreich zu beenden, erlitt daraufhin einen Nervenzusammenbruch und wurde durch Falkenhayn ersetzt.²³⁰ „Es stellte sich heraus, daß der deutsche Feldzugsplan ein gigantisches Vabanquespiel gewesen war, das auf der Hypertrophie militärischen Denkens in der deutschen Gesellschaft zurückging.“²³¹ Wie irrational und verantwortungslos die führenden Militärs dem drohenden Krieg entgegengesehen hatten, illustrierte eine Äußerung Falkenhayns gegenüber Bethmann Hollweg während der Julikrise: „Wenn wir auch darüber zu grunde gehen, schön war´s doch.“²³² Diese nihilistische Lust an der Destruktion dementierte aus sich heraus alle Errungenschaften der menschlichen Zivilisation und verwies bereits auf die totale Selbsterstörung, die Hitler, Goebbels und ihre Mittäter 1945 propagierten.²³³

Das frühzeitige Scheitern des deutschen Angriffsplanes und das Fehlen eines Alternativkonzeptes wurde vorerst noch durch eine andere Entwicklung überdeckt: Im Osten gelang es der von Paul von Hindenburg und Erich Ludendorff befehligten Armee, die auf das Reichsgebiet vorgedrückenen russischen Streitkräfte bei Tannenberg (Ostpreußen) vernichtend zu schlagen. Durch diesen – von der Propaganda weidlich ausgeschlachteten – Sieg wurde die Basis für das außerordentliche Prestige des ungleichen Feldherrenduos gelegt, das in den folgenden Jahren seine politische Relevanz erlangen sollte. Ende des Jahres versuchte Falkenhayn in Flandern vergeblich, doch noch ei-

²²⁸ Ebd., S. 150f.

²²⁹ FÖRSTER, Die Ursachen des Ersten Weltkrieges, in: WEGNER (Hrsg.), Wie Kriege entstehen, S. 211-252, hier: S. 251.

²³⁰ Zur Marneschlacht siehe auch Robert COWLEY, 1914. Der Weltkrieg, der nicht hätte stattfinden müssen, in: Ders. (Hrsg.), Was wäre gewesen, wenn?, S. 276-308 und Hannes LEIDINGER, „Die Stunde, in der wir den Weltkrieg verloren“. Das „Wunder an der Marne“: Verlauf, Folgen und Hintergründe, in: Ders./MORITZ, Die Nacht des Kirpitschnikow, S. 97-120.

²³¹ W. MOMMSEN, Die Urkatastrophe, S. 45.

²³² Holger AFFLERBACH, Falkenhayn. Politisches Denken und Handeln im Kaiserreich, München 1994, Zitat: S. 170.

²³³ Im März 1945 erklärte Goebbels auf einer Pressekonferenz: „Wenn wir untergehen sollten, dann wird mit uns das ganze deutsche Volk untergehen, und zwar so ruhmreich, daß selbst noch nach tausend Jahren der heroische Untergang der Deutschen in der Weltgeschichte an erster Stelle steht.“ (Joachim FEST, Der Untergang. Hitler und das Ende des Dritten Reiches. Eine historische Skizze, Reinbek bei Hamburg 2004, Zitat: S. 150).

nen entscheidenden Durchbruch zu erzielen, was unter hohen Verlusten (Langemarck) misslang. Intern hatte der neue Generalstabschef bereits Mitte November eingestanden, dass der Krieg für Deutschland mit militärischen Mitteln allein nicht mehr zu gewinnen war.²³⁴ Bethmann Hollweg wagte es nicht, diese Diagnose bekannt zu machen, was zur Folge hatte, dass sich der überwiegende Teil der deutschen Öffentlichkeit bis zum Herbst 1918 völlig falsche Vorstellungen über die militärische Lage des Reiches machen sollte. Bereits Ende 1914 verfestigte sich in der Führung des Reiches ein Verhaltens- und Wahrnehmungsmuster, das dazu führte, dass militärische Gegebenheiten und Möglichkeiten einerseits sowie politische Konsequenzen und Pläne andererseits in einem eklatanten Missverhältnis zueinander standen. Der Kampf gegen diesen Systemfehler wäre die natürliche Aufgabe der SPD gewesen, die sich jedoch mit der „Politik des 4. August“ bis auf weiteres von ihrer Rolle als kritische Opposition verabschiedet hatte.

3.1.6 *Anpassungsprozesse in der SPD*

Dass die SPD(-Mehrheit) bei der einmal beschlossenen Strategie blieb, hatte mehrere Gründe. „Nach der Logik der bisherigen sozialdemokratischen Politik hätte die verschärfte soziale Lage eine Intensivierung der Oppositionspolitik auf parlamentarischer wie außerparlamentarischer Ebene zur Folge haben müssen. Die nationale Einheit, die Vertagung des Reichstags auf unbestimmte Zeit, die Beendigung der öffentlichen Versammlungstätigkeit und vieles andere mehr wies aber in eine ganz andere, von der SPD bisher noch nie praktizierte, vom Klassenkampf unabhängige Richtung.“²³⁵ Diese Richtung verlangte nach neuen Erklärungen und Sinnstiftungen. Geliefert wurden sie von den zum größten Teil bereits genannten Anführern des reformistisch/gewerkschaftlich geprägten rechten Parteiflügels, die teils auf eingeschliffene Denkmuster zurückgriffen, teils eigenständige neue Ansätze entwickelten. Wie insbesondere die neueren Studien von Kruse und Rintelen nachweisen konnten, gewann im Krieg der zuvor meist aus der innerparteilichen Opposition heraus operierende äußerste rechte Flügel zunehmend an Dominanz; ihm gelang es, das ehemalige rechte Zentrum stark zu beeinflussen, bis hin zur Zustimmung zu Annexionen. Allen voran die Reichstagsabgeordneten David und Heine, die eng mit der Gewerkschaftsführung (vor allem mit Gustav Bauer und Robert Schmidt) zusammenarbeiteten, konnten ihren bislang begrenzten Einfluss stark ausbauen; sie fanden bei der Mehrheit des Parteivorstandes, vor allem bei Ebert und Scheide-

²³⁴ Am 18.11.1914 hatte Falkenhayn im Großen Hauptquartier Bethmann Hollweg über die inzwischen eingetretene militärische Situation in Kenntnis gesetzt; Falkenhayn erklärte dem Kanzler, es sei „unmöglich, unsere Gegner so zu besiegen, daß wir zu einem anständigen Frieden kämen. Wir würden vielmehr Gefahr laufen, uns langsam zu erschöpfen.“ (HERTZ-EICHENRODE, Deutsche Geschichte 1890-1918, Zitat: S. 209). Der Kanzler berichtete daraufhin am folgenden Tag an Unterstaatssekretär Arthur Zimmermann: „Unsere Verluste namentlich an Offizieren sind ungeheuer und vielfach nicht zu ersetzen, die Stoßkraft der Truppe ist zwar noch vorhanden, aber doch abgeschwächt, eine Möglichkeit, dem Gegner das Gesetz des Handelns aufzuzwingen, ist nicht mehr wahrgenommen, die gegenwärtige numerische Überlegenheit unserer Gegner wird auf mindestens 200000 Mann geschätzt, die französische und die englische Heeresleitung sind ausgezeichnet, ihre Artillerie ist besser und wird besser verwendet als unsere.“ (F. FISCHER, Krieg der Illusionen, Zitat: S. 778).

²³⁵ BOLL, Frieden ohne Revolution?, S. 111.

mann,²³⁶ Unterstützung für ihren Rechtskurs, der in der Außen- und Innenpolitik von nationalistischer Ideologie durchtränkt war.²³⁷

In einer Rede in Berlin im Oktober 1914 erläuterte Heine die für ihn ausschlaggebenden Motive der Burgfriedenspolitik:

„Draußen im Feld, in den Schützengräben, vor den feindlichen Befestigungen, liegen sie Tag und Nacht zusammen, Offizier und Soldat, Studierter und Arbeiter, Konservativer und Sozialdemokrat. Sie entbehren zusammen, sie leiden zusammen, sie kämpfen zusammen. Sie teilen Speise und Trank, teilen die Gefahr, teilen den gemeinsamen Tod. Keiner verläßt den anderen, keiner verachtet den anderen. Ein Gefühl der Kameradschaft, der Achtung, der Zusammengehörigkeit im Dienste einer Sache umfaßt sie alle. Und bei uns hier im Lande, die wir fern vom Schuß sind, darf kein anderer Geist herrschen. Auch wir müssen diese Einmütigkeit beweisen in der Verteidigung unserer deutschen Kultur.

Dies ist der Grund gewesen, weshalb die Reichstagsfraktion am 4. August die Kriegskredite bewilligt hat.

Wer da andeuten wollte, sie hätte dies getan in der Furcht vor Verfolgungen, der beleidigte ihre Ehre und schändete die Sache unserer Partei. Auch die Behauptung [...], die Reichstagsfraktion hätte sozusagen einen Kuhhandel mit der Regierung getrieben und sich die Bewilligung der Kriegsleihe durch Versprechungen abkaufen lassen, ist unwahr. Wohl verlangt die sozialdemokratische Fraktion, daß die Reichsregierung alles was irgend möglich ist tut, um die Leiden des Krieges zu lindern [...]. Selbstverständlich erwarten wir auch, daß das verleumderische Märchen von der Vaterlandsfeindschaft der Sozialdemokratie für alle Zukunft schweige. Maßgebend aber war für die Reichstagsfraktion *einzig und allein die Einsicht in die Gefahr, die unserem Volke und unserer nationalen Kultur droht und die unbedingte Notwendigkeit, sie abzuwehren und uns zu retten.*²³⁸

Die hier vertretene Volksgemeinschaftsideologie,²³⁹ der Mythos vom Verteidigungskrieg, vor allem auch die „heroische“ Deutung des „Fronterlebnisses“²⁴⁰, der nur Klischees, aber keine eigene Anschauung zugrunde lagen, zeigten, dass Heine ideologisch inzwischen im Lager der herrschenden Kreise stand. Sein altes Konzept der Kompensationspolitik hatte er nun faktisch aufgegeben: Für die Kreditbewilligung wurden keinerlei „Gegenleistungen“ mehr verlangt, die SPD beugte sich nur den „Sachzwängen“; die Integration der Partei in die Gesellschaft schien sich daraus ganz organisch zu ergeben. Von den alten politischen Gegnern wurde erwartet, dass sie ihre Verleumdungskam-

²³⁶ David hatte dazu am 24.10.1914 festgehalten: „Wir [d. h. die Führungsgruppe des rechten Parteiflügels; B. A.] beschließen eine engere und öftere Beziehung zu Scheidemann und Ebert herzustellen, um ihnen Mut zu machen und den Rücken zu steifen.“ (DAVID, Kriegstagebuch, S. 55).

²³⁷ Siehe dazu auch die Belege unten Kap. 4.2.1.

²³⁸ Wolfgang HEINE, Kultur und Nation, Chemnitz 1914, S. 10.

²³⁹ Diese Ideologie gehörte schon zu diesem Zeitpunkt zum Kernbestand des Denkens auf dem rechten Parteiflügel; kurz nach Kriegsbeginn hatte Heine geschrieben: „Jetzt hat die Zeit und die Not in uns Deutschen einen großen Willen zur Einheit geboren, und so lange die Herzen noch warm und die großen Erlebnisse nicht vergessen sind, gilt es die Zusammengehörigkeit des deutschen Volkes durch Taten zu besiegeln und den Grund zu legen zu einer wahrhaft sozialen Gemeinschaft aller seiner Glieder.“ (FRIES, Die große Katharsis, Bd. 1, Zitat: S. 162).

²⁴⁰ Siehe dazu unten Kap. 6.7.

pagnen aufgeben würden, obwohl diese ihre Wirksamkeit gerade dadurch bewiesen hatten, dass sich die SPD permanent gegen die unbegründeten Vorwürfe wehren und besondere „nationale Zuverlässigkeit“ demonstrieren zu müssen glaubte. Damit waren Heine und der rechte SPD-Flügel so beschäftigt, dass sie kaum noch wahrnahmen, dass Gefahr und Leid, anders als die zitierte Passage suggerierte, ganz ungleich verteilt waren.

Wer darauf hinwies, wie hohl von Anfang an die Phrasen von „Burgfrieden“ und „Volksgemeinschaft“ waren (die von Konservativen, Militärs und Großindustrie nie ernst genommen wurden, sobald sie ihre Privilegien in Gefahr sahen), konnte sich der Feindschaft der Parteirechten der SPD sicher sein. Flankierend zu ihrer propagandistischen Offensive versuchte sie mit wachsendem Erfolg, „die ideologische und faktische Ausgrenzung der linken Minderheit durchzusetzen.“²⁴¹ Nur so lässt sich die weitere Entwicklung des Parteistreits verstehen. Bereits Mitte August 1914 vertraute David seinem Tagebuch an: Robert Schmidt „ist entschlossen, für den Fall, daß die radikalen Doktrinäre versuchen, die Partei wieder zu separieren [...], den Schnitt zu machen. Unsere Aufgabe muß es dann sein, die Spaltung der Partei so zu gestalten, daß es nur die kleine Gruppe der radikalen Doktrinäre ist.“²⁴²

Bei allen taktischen Differenzen²⁴³ waren sich David und Heine einig, nun „dem Revisionismus und seinen politischen Zielen innerparteilich zum Durchbruch zu verhelfen und gleichzeitig die so gewandelte Sozialdemokratie zu größerem politischen Einfluß zu führen.“²⁴⁴ (Diese Feststellung Kruses ist nur dann korrekt, wenn man unter „Revisionismus“ nicht nur die Ideen Bernsteins versteht, sondern allgemein das Programm des rechten Parteiflügels; dieses Verständnis des Begriffes ist unscharf und unbefriedigend, war aber zeitgenössisch schon weit verbreitet.) Heine forderte, die Sozialdemokratie müsse nun zur „nationalsten und vaterländischsten Partei“²⁴⁵ werden. Von allen in der SPD vorhandenen Strömungen stand der bayerischen Parteispitze, d. h. Auer, Adolf Müller, Timm und Vollmar, diese Linie am nächsten;²⁴⁶ hilfreich erwies sich auch jetzt das bereits seit einigen Jahren gepflegte Netz von Kontakten zwischen den Gleichgesinnten. Die in Bayern bisher schon prak-

²⁴¹ RINTELEN, Der David-Kreis, in: IWK 26 (1990), S. 14-34, hier: S. 17.

²⁴² DAVID, Kriegstagebuch, S. 17.

²⁴³ David bevorzugte ein elastisches Vorgehen, das darauf setzte, den Einfluss auf den Parteivorstand auszubauen und auf allzu nationale Parolen, die die Parteilinke provozieren würden, zu verzichten; Heine wiederum vertrat auch in der Öffentlichkeit seinen Standpunkt ohne diplomatische Rücksichtnahmen. (Vgl. FRICKE, Opportunismus und Nationalismus, in: ZfG XXII (1974), S. 844-869, hier: S. 851f.)

²⁴⁴ KRUSE, Krieg, Neuorientierung und Spaltung, in: IWK 23 (1987), S. 1-27, hier: S. 5.

²⁴⁵ W. Heine an E. David vom 14.11.1914. (MÜHLHAUSEN, Die Sozialdemokratie am Scheideweg, in: MICHALKA (Hrsg.), Der Erste Weltkrieg, S. 649-671, Zitat: S. 656).

²⁴⁶ Vollmar korrespondierte mit Heine während des Krieges wieder intensiver und brachte in seinen Briefen seine Ablehnung der Parteiopposition zum Ausdruck; an David sandte er ein selbst entworfenes Kriegszielprogramm. Auch Adolf Müller unterstützte explizit die Position von David.

tizierte Politik der Zusammenarbeit mit den Staatsorganen, die auf allmähliche Reformen abzielte, versprach nun in der Partei dauerhaft mehrheitsfähig zu werden, womit zumindest bis 1913 nicht zu rechnen gewesen war.

Nun allerdings gerieten die Verhältnisse in Bewegung; bei der Mehrheit der SPD-Führung gewann die Identifikation mit der eigenen Nation rasch die Oberhand gegenüber der lange Zeit propagierten militarismuskritischen und internationalistischen Ausrichtung. Hier zeigte sich, dass zumindest ideologisch die Integration weit vorangeschritten war und das „Augusterlebnis“ in Teilen der Partei die Wirkung gezeigt hatte, die seine konservativen Urheber beabsichtigt hatten. Als Bernstein Ende September auf einer Parteikonferenz sein Entsetzen über die bereits eingetretenen hohen Menschenverluste kundtat, riet ihm Gustav Bauer, seine „Predigt doch vor alten Weibern zu halten.“²⁴⁷ Scheidemann, vor dem Krieg keineswegs mit dem rechten Parteiflügel verbunden, schrieb nun: „Wir sind voll Zuversicht und darum voll Kraft. Wir verteidigen das Vaterland, denn es ist unser Land. Wir verteidigen es jetzt, auf daß es Allen eigen sei, ein Vaterland der gleichen Rechte und der gleichen Pflichten, ein Vaterland der Freiheit und der Wohlfahrt.“²⁴⁸ Der Reichstagsabgeordnete Lensch, einer jener „Umlerner“²⁴⁹, die der Krieg vom linken auf den rechten Parteiflügel verschlagen hatte, behauptete nun, „daß die Interessen der sozialistischen Bewegung auf Gedeih und Verderb verknüpft sind mit dem Schicksal des deutschen Volkes. Nur ein Sieg des Landes, das die Wiege echter Internationalität und die Hochburg des Sozialismus ist, kann den Sozialismus selbst zum Sieg führen. Sein Fall würde auch ihn zerschmettern und seinen Wiederaufbau für lange Zeit unmöglich machen.“²⁵⁰ In dieser Sicht befand sich Deutschland auf dem besten Weg in Richtung Sozialismus und Demokratie, musste sich aber dabei des reaktionären Rußland und der kapitalistischen Westmächte erwehren; nur logisch war die daraus gezogene Folgerung, ein deutscher Sieg würde der Durchsetzung des Sozialismus in ganz Europa Vorschub leisten.²⁵¹

²⁴⁷ WIELAND, Heinrich Ströbel, Zitat: S. 76.

²⁴⁸ FRIES, Die große Katharsis, Bd. 1, Zitat: S. 162, Fn. 42.

²⁴⁹ Auch dieser Begriff, der sich nach Kriegsbeginn rasch durchsetzte, lässt sich bereits vor dem Krieg feststellen; in einem Aufsatz mit dem Titel „Umlernen“ sprach Karl Leuthner 1909 beinahe prophetisch von der „Scheidung der Geister, die oft erst offenbar wird, wenn jählings grosse Ereignisse den politischen Horizont verändern. Da bleiben plötzlich zurück, die man als rüstig Mitmarschierende zu kennen glaubte; sie finden sich nicht mehr zurecht, instinktiv klammern sie sich ans Hergebrachte, ans unwiederbringliche Vergangene an. Da wird viel Jugend über Nacht grau und greis, und viel Blühendes verwelkt. Es sind Tage einer harten Probe für die Geister.“ (Karl Leuthner, Umlernen, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 3 vom 6.5.1909, S. 558-569, hier: S. 560). Ströbel gebrauchte den Begriff des „Umlernens“ dann 1915 ganz selbstverständlich (vgl. Heinrich Ströbel, Die Ursachen der sozialistischen Krise, in: *Die Neue Zeit*, Nr. 12 vom 17.12.1915, S. 353-361, hier: S. 357). Heine nahm für sich in einem Artikel im *Volksblatt für Anhalt* im April 1916 in Anspruch: „ich bin es nicht, der in diesem Kriege umzulernen gebraucht hätte.“ (Wolfgang HEINE, „Umlernen“, in: Ders., Zu Deutschlands Erneuerung, S. 135-140, hier: S. 135).

²⁵⁰ KRUSE, Krieg und nationale Integration, Zitat: S. 128.

²⁵¹ Zu dieser Vorstellung siehe auch Robert SIGEL, Die Lensch-Cunow-Haenisch-Gruppe. Ihr Einfluß auf die Ideologie der deutschen Sozialdemokratie im Ersten Weltkrieg, in: *IWK* 11 (1975), S. 421-436, hier: S. 428-431.

Der Einwand, dass der preußische Militarismus ein eher ungeeigneter Bündnispartner bei der Förderung des Sozialismus sein könnte, und die daraus abgeleiteten Zweifel wurden dabei gar nicht erst zugelassen. Im Gegenteil, die zunehmenden Eingriffe des Staates ins Wirtschaftsleben wurden von den Vordenkern der Rechten in der SPD bald zu einem angeblichen „Kriegssozialismus“ (ein Begriff, der ebenfalls von Johann Plenge geprägt wurde²⁵²) zurechtinterpretiert.²⁵³ Die Veränderungen, die mit der bald einsetzenden Mobilisierung der Gesellschaft im Sinne der kriegswirtschaftlichen Anstrengungen einhergingen, wurden mit dieser Deutung in das Prokrustesbett des tradierten sozialistischen Fortschrittsoptimismus` gezwängt, wobei sich insbesondere die Generalkommission der Freien Gewerkschaften hervortat. Unter diesen günstigen Voraussetzungen intensivierten sich in Berlin die - meist diskret gepflegten - Kontakte zwischen Reichsleitung und preußischer Regierung auf der einen, rechtem SPD-Flügel bzw. Parteivorstand auf der anderen Seite immer mehr; im Mittelpunkt stand dabei Südekum, der enge Verbindung mit Unterstaatssekretär Wahnschaffe im Kanzleramt hielt und damit einen direkten Draht zu Bethmann Hollweg besaß.²⁵⁴

Während der rechte Parteiflügel sich immer mehr ins ideologische Fahrwasser der militärischen und politischen Führung des Reiches begab – bis hin zur Befürwortung weit reichender Eroberungsziele und zur Tolerierung brutaler Methoden der Kriegsführung gegen die Zivilbevölkerung -, bildete sich im Gegenzug eine Gruppierung heraus, die die Burgfriedenspolitik grundsätzlich ablehnte. Sie tat dies aus der allmählich wachsenden Einsicht heraus, dass Deutschland gar keinen Verteidigungskrieg führte und dass sich keinerlei Fortschritte für die Gleichberechtigung der Arbeiterbewegung innerhalb des bestehenden Gesellschaftssystems abzeichneten.²⁵⁵ Vor allem die *Vorwärts*-Redaktion bewahrte sich hier einen klaren Blick,²⁵⁶ was sie bald in Konflikt mit den Zensurbehörden brachte und auch den Parteivorstand auf den Plan rief. Der Spielraum für kritische Kommentare wurde

²⁵² Zum Thema „Kriegssozialismus“ gilt es zu wissen: „Mit der bis dahin gebräuchlichen marxistischen Bedeutung des Begriffs `Sozialismus` hatte das neue Wort wenig zu tun. Das einzig gemeinsame war die negative Abgrenzung gegen Kapitalismus und Liberalismus. Gemeint war zunächst bloß, daß die deutsche Wirtschaft im Krieg nicht mehr liberale Markt-, sondern zentral gelenkte Planwirtschaft war, oder anders ausgedrückt, daß die ökonomische Organisation als Funktion der militärischen und beide als Instrumente des Staates gesehen wurden. [...] Ein Sozialismus, auf den sich alle verständigen und unter dem Jeder das Seine verstehen konnte, schien ein geeignetes Etikett für die gerade proklamierte Volksgemeinschaft zu sein. Die Mehrheitssozialisten sahen darin die Erlösung aus ihrer bisherigen sozialen und politischen Paria-Stellung. Und für die Nationalisten und Technokraten, die das verachtete wilhelminische Amalgam von Liberalismus und Feudalismus durch den straffen Organisationsstaat ersetzt sehen wollten, war ein national umgedeuteter Sozialismus die ihnen wie auf den Leib geschriebene Parole.“ (Wolfgang SCHIVELBUSCH, *Die Kultur der Niederlage. Der amerikanische Süden 1865. Frankreich 1871. Deutschland 1918*, Frankfurt am Main ²2007, S. 280).

²⁵³ Paul Lensch, einer der Wortführer dieser Denkrichtung, behauptete: „Die Sozialisierung der Gesellschaft wird durch den Krieg einen starken Anstoß erhalten.“ (GROH/BRANDT, „Vaterlandslose Gesellen“, Zitat: S. 164).

²⁵⁴ Vgl. Heinz WOHLGEMUTH, Weitere Dokumente zur Rolle Albert Südekums im ersten Weltkrieg, in: *ZfG XVII* (1969), S. 749-760.

²⁵⁵ In der Sitzung der Reichstagsfraktion am 29.11.1914 erklärte Ledebour: „Wir, d. h. die deutsche Regierung, führen keinen Kampf zur Abwehr des Feindes und zur Befreiung des deutschen Volkes, sondern einen Kampf um die Macht, um die Weltherrschaft für den deutschen Kapitalismus.“ (KRUSE, *Krieg und nationale Integration*, Zitat: S. 208f).

²⁵⁶ Den ersten Kriegsmonat bilanzierte das Blatt: „Was man schreibt und sagt von der neuen Einheit, die der Krieg geschmiedet haben soll, ist im Grunde doch nicht viel mehr denn ein schöner Traum.“ (*Vorwärts* Nr. 238 vom 1.9.1914).

dabei immer enger. Für Haase war inzwischen erwiesen, „daß im Hinblick auf die Art der deutschen Kriegführung es sich jetzt nicht mehr um einen Verteidigungs-, sondern um einen Angriffskrieg handle.“²⁵⁷ Zwischen den beiden extremen Polen in der SPD gab es noch eine Vielzahl von verschiedenen Strömungen, die meist nicht exakt voneinander abgrenzbar und in steter Veränderung begriffen waren. Eine Analyse der Politik der Sozialdemokratie im Ersten Weltkrieg erfordert es, dieses komplexe Geflecht zu durchdringen und seine Entwicklung nachzuzeichnen.

In der Parteipresse spiegelte sich zunächst noch ein breites Spektrum von Ansichten wider, das von offen chauvinistischen Parolen, in denen sich oft ein Überlegenheitsdünkel gegenüber Rußland und den kolonialen „Hilfsvölkern“ der Entente zu Wort meldete, bis zu deutlichen Rufen nach einer raschen Wiederherstellung des Friedens reichte.²⁵⁸ Da im Krieg die Bedeutung der Zeitungen als Kommunikations- und Propagandainstrumente eher noch zugenommen hatte, wurde der Zugriff auf die einzelnen Blätter auch im bald einsetzenden Parteistreit immer wichtiger. Vorerst blieb der schwelende Konflikt der breiteren Parteiöffentlichkeit noch verborgen; die Führungsgremien hatten sich informell darauf verständigt, die Klärung der Frage, ob die Kreditbewilligung „richtig“ gewesen war, bis nach Kriegsende zu vertagen, welches allerdings auf sich warten ließ.

Indikator und Schrittmacher der bald nicht mehr geheim zu haltenden innerparteilichen Richtungskämpfe war stets die Reichstagsfraktion, die mit neuen Krediten auch gleichzeitig einer Verlängerung des Burgfriedens zuzustimmen hatte – oder eben dies auch ablehnen konnte. Weiterhin versuchten die Vertreter des rechten Parteiflügels die im August zustande gekommene Mehrheit zusammenzuhalten, dabei befürchtend, dass unsichere Kantonisten des Parteizentrums von der Fahne gehen könnten. Im Vorfeld der nächsten, im Dezember 1914 anstehenden Kreditabstimmung trafen sich unter dem Vorsitz Davids 26 rechte Abgeordnete, um ihre Position abzustimmen. Diese Gruppe konnte sich in der Fraktion mit ihren Vorstellungen nicht voll durchsetzen; David gelang es immerhin, den Fraktionsvorstand davon abzubringen, sich von der Regierung zu distanzieren (ungeachtet der inzwischen allen bekannten Verletzung der Neutralität Belgiens und Luxemburgs durch die deutsche Armee bei Kriegsbeginn). Kautskys Vorschlag, die weitere Kreditbewilligung mit der Forderung nach baldigen Friedensverhandlungen zu verbinden, wurde mehrheitlich abge-

²⁵⁷ Zitat bei W. Heine an A. Brey und J. Binder vom 23.11.1914. (ROJAHN, Einleitung, in: DITTMANN, Erinnerungen, Bd. 1, S. 1-286, Zitat: S. 177).

²⁵⁸ Der Parteivorstand sah sich in einem Rundschreiben vom 11.8.1914 genötigt, einige Klarstellungen vorzunehmen: „Um unsere Kultur, um die Unabhängigkeit unseres Landes zu sichern, müssen die allergrößten Anstrengungen gemacht werden. Darüber gibt es nur eine Stimme./ Aber unsere Presse darf keinen Augenblick vergessen, daß [...] sie sich niemals einem Kriegsrausch hingeben darf. [...] / Beschimpfungen der anderen Völker, die – soweit die Massen in Betracht kommen – gegen ihren Willen in das Verhängnis hineingerissen sind, wären ihrer unwürdig. Sie hat es überhaupt auf das strengste zu vermeiden, den Ton anzuschlagen, den sie als Ausdruck chauvinistischer Gesinnung stets [...] bekämpft hat. Gerade jetzt [...] geziemt ihr eine edle Sprache. [...] / Kommt es zu der Einleitung von Friedensverhandlungen, wird es ihre vornehmste Aufgabe sein, mit erhöhter Anstrengung für die Freundschaft mit den Nachbarvölkern, für die Verständigung aller Völker zu wirken.“ (DITTMANN, Erinnerungen, Bd. 2, Zitat: S. 1098f., Anm. 91).

lehnt; fast gegen seinen Willen geriet Kautsky nun in das Lager der Minderheit. Die Bewilligungsgegner pflegten in Fortsetzung der Sonderkonferenzen der Vorkriegszeit bald ihre eigenen Treffen, organisiert vor allem von Ledebour und Hoch. Im Kern handelte es sich hier um die seit 1910 von der Siebenerkommission geführte linke Strömung (zu der Dittmann, der den Krediten noch ein zweites Mal zustimmte, wenig später wieder dazu stieß).

Der erste Riss in der Fassade der einig erscheinenden Sozialdemokratie war nur noch eine Frage der Zeit. In der Fraktionssitzung vom 29./30. November 1914 ergab sich nach heftigen Debatten eine Mehrheit von 82 zu 17 Stimmen für die erneute Kreditbewilligung. Einen von Hoch eingebrachten Antrag, der forderte, Friedensverhandlungen unter der Leitung neutraler Staaten einzuleiten, unterstützten immerhin 34 Abgeordnete. Liebknecht gab bekannt, diesmal gegen die Kredite zu stimmen. Zwei Tage später setzte er diese Ankündigung im Plenum in die Tat um (und versuchte in der Folgezeit, seine Motive in der Partei publik zu machen); die Fraktionsführung distanzierte sich in einer eigenen Erklärung von diesem Schritt. Der Parteivorstand sah sich darüber hinaus veranlasst, die Parteipresse zu bitten, „an diesen Fall keine weiteren Erörterungen zu knüpfen.“²⁵⁹ Hier wurde bereits die weitere Strategie der Mehrheit sichtbar: Alle Stimmen, die den schönen Anschein des Burgfriedens gefährden konnten, sollten mundtot gemacht werden, um die gerade erreichte Stellung der Partei gegenüber der Regierung nicht zu gefährden. Der Gruppe der entschiedenen Reformisten ging es dabei jedoch um mehr, sie wollte „nicht nur nationale Anerkennung und gesellschaftspolitische Gleichberechtigung erlangen, sondern gleichzeitig auch als dauerhafte Grundlage positiver nationaler Integration innerhalb der Sozialdemokratie ihre eigenen politischen Vorstellungen gegen die bisher dominierende fundamentaloppositionelle Orientierung durchsetzen.“²⁶⁰ Ihr Ziel, mit dem nun etablierten Kurs der SPD machtpolitisch zum Durchbruch zu verhelfen - in Wirklichkeit eine politische Fata Morgana -, gedachte sich diese Gruppe nicht von den linken Kritikern madig machen zu lassen.

Das Ausscheren Liebknechts wurde auch von der Regierung aufmerksam verfolgt und war Anlass für weitere Erwägungen. Ein Mitarbeiter der Reichskanzlei brachte gegenüber Bethmann Hollweg die Überlegung zum Ausdruck, „daß jedes gewaltsame Vorgehen die schwankende Mitte und den rechten Flügel zwingen kann, für die gewaltsam angefaßte Linke einzutreten. Es ist aber vielleicht nicht ausgeschlossen, für ein Vorgehen gegen Liebknecht und Genossen das stillschweigende Einverständnis des rechten Flügels zu erhalten, der in der Zeit der Inhaftierung der Intransigenten seine Stellung bedeutend stärken und sich einiger Positionen, z. B. der Leitung des `Vorwärts`, bemächtigen kann.“ Der Kanzler plädierte in seiner Antwort vorerst für Zurückhaltung: „Südekum hat mir

²⁵⁹ MILLER, Burgfrieden und Klassenkampf, Zitat: S. 95.

in Berlin gesagt, daß sie Liebknecht unter allen Umständen aus der Partei herausschmeißen würden. [...] Lassen die Revisionisten die Intransigenten zu lange ungeschoren, so entsteht die Gefahr, daß die Radikalen Oberwasser bekommen, zumal wenn die allgemeine Volksstimmung abflauen sollte. Die Revisionisten werden dann ins Mauseloch kriechen, da ihnen die Geschlossenheit der Partei immer noch der Götze ist, den sie anbeten. Die Regierung kann, wenn sie die Geschlossenheit nicht selbst fördern will, nur eingreifen, wenn sie des stillschweigenden Einverständnisses des rechten Flügels sicher ist.“²⁶¹

Dieses Einverständnis war bald größer als es Bethmann Hollweg zu diesem Zeitpunkt, d. h. Anfang 1915, offenbar zu hoffen wagte. Das hatte ganz konkrete Gründe, nämlich erhebliche Überschneidungen zwischen der Regierungspolitik bzw. –propaganda und der sich in der SPD durchsetzenden Sicht der Ereignisse. In einem Brief an die *New Yorker Volkszeitung* vom 21. August 1914 brachte Scheidemann die Position der Parteimehrheit, die zwischen Apologetik und Selbstbetrug changierte, auf den Punkt mit der Behauptung: „Den Krieg hat in Deutschland *niemand* gewollt.“ Nachdem er ausführlich die Notwendigkeit, sich gegen das reaktionäre Rußland zu verteidigen, erläutert hatte, schlussfolgerte der Fraktionsvorsitzende: „Von welcher Seite man das Problem betrachtet, wir deutschen Sozialisten *konnten nicht anders handeln als wir gehandelt haben*. [...] Es ist nicht übertrieben: In der jetzigen Kriegszeit ist das ganze deutsche Volk einig! Das ganze Volk ist entschlossen, koste es, was es wolle, den Krieg so schnell als möglich und zwar siegreich zu beenden.“²⁶² Joseph Bloch dekretierte im Oktober 1914: „In den Sozialistischen Monatsheften kann jetzt nichts erscheinen, was die Haltung der deutschen Regierung in einem ungünstigen, die einer feindlichen Regierung in einem günstigen Licht erscheinen läßt.“²⁶³ Frühzeitig wurde hier deutlich, wie sehr der „Geist von 1914“ auch Teile der Sozialdemokratie infiziert hatte bzw. wie sehr diese glaubte, der in der Öffentlichkeit vorherrschenden Stimmung Rechnung tragen zu müssen.²⁶⁴ Diese ideologische Dynamik drängte die durchaus vorhandene Option, das Handeln der Reichsleitung in der Julikrise und danach kritisch zu hinterfragen, bei der Mehrheit der SPD-Führung in den Hintergrund.

²⁶⁰ KRUSE, Krieg und nationale Integration, S. 136.

²⁶¹ F. KLEIN u. a., Deutschland im Ersten Weltkrieg, Bd. 1, Zitat: S. 335.

²⁶² SVZ Nr. 250 vom 27.10.1914.

²⁶³ J. Bloch an E. Bernstein vom 8.10.1914. (Abgedruckt in: FRICKE, Zum Bruch Eduard Bernsteins mit den „Sozialistischen Monatsheften“, in: BzG 17 (1975), S. 454-468, hier: S. 466-468, Zitat: S. 467).

²⁶⁴ Aufschlussreich ist der Vergleich der Ausführungen Scheidemanns mit denjenigen Bethmann Hollwegs vom 2.12.1914; der Kanzler schwärmte im Reichstag: „Dieser wunderbare Geist, der die Herzen des deutschen Volkes durchglüht in niegesehener Einigkeit, er muß und wird siegreich bleiben . . . Wie vor einer Zaubergewalt sind die Schranken gefallen, die eine öde und dumpfe Zeit lang die Glieder des Volkes trennten, die wir gegeneinander aufgerichtet hatten in Mißgunst und in Mißtrauen. Eine Befreiung und eine Beglückung ist es, daß nun einmal dieser ganze Wust und Unrat weggefegt ist, daß nur noch der Mann gilt, einer gleich dem andern, einer dem andern die Hand reichend für ein einiges heiliges Ziel.“ (SCHORSKE, Die große Spaltung, Zitat: S. 367).

Das zeigte sich auch in der Frage der so genannten „Kriegsgräuel“, d. h. der lange Zeit verdrängten bzw. umstrittenen Tatsache, dass die deutschen Truppen 1914 auf ihrem Vormarsch im Westen mehrere Tausend Zivilisten als Geiseln genommen und erschossen hatten.²⁶⁵ Nachdem die Propaganda der Entente diese Vorgänge exzessiv für ihre Kampagnen ausnutzte, erschien am 4. Oktober 1914 der berühmt gewordene Aufruf „An die Kulturwelt!“, der den Vorwürfen gegen die deutschen Soldaten entgegentrat und sich v. a. an die Öffentlichkeit in den neutralen Ländern wandte. Der Aufruf, bei dessen Entstehung auch staatliche Stellen mitgewirkt hatten, wurde von 93 prominenten Größen aus Wissenschaft und Kunst unterzeichnet; er symbolisierte auch eine Art von ideologischer Selbstgleichschaltung der intellektuellen Eliten des Kaiserreiches, gegen die sich kein öffentlicher Widerstand regte. In dem Aufruf hieß es:

„Es ist nicht wahr, daß Deutschland diesen Krieg verschuldet hat. Weder das Volk hat ihn gewollt noch die Regierung noch der Kaiser. Von deutscher Seite ist das Äußerste geschehen, ihn abzuwenden. [...]

Es ist nicht wahr, daß wir freventlich die Neutralität Belgiens verletzt haben. [...]

Es ist nicht wahr, daß eines einzigen belgischen Bürgers Leben und Eigentum von unseren Soldaten angetastet worden ist, ohne daß die bitterste Notwehr es gebot. [...]

Es ist nicht wahr, daß unsere Kriegführung die Gesetze des Völkerrechts mißachtet. Sie kennt keine zuchtlose Grausamkeit [...]. Sich als Verteidiger der europäischen Zivilisation zu gebärden haben die am wenigsten das Recht[,] die sich mit Russen und Serben verbünden und der Welt das schmachvolle Schauspiel bieten, Mongolen und Neger auf die weiße Rasse zu hetzen.“²⁶⁶

Damit war der Ton gesetzt, der den politischen Diskurs in Deutschland für lange Zeit bestimmen sollte. Die Mehrheit der SPD-Führung schloss sich dieser Linie, allenfalls in Nuancen abweichend, bereitwillig an. Während Ströbel im *Vornwärts* schon früh die brutale deutsche Kriegführung kritisierte,²⁶⁷ sprach Südekum, der als Offiziersstellvertreter in Belgien zeitweise näher am Geschehen war, nur von den „uns angedichteten Greueln“²⁶⁸. Im Parteiausschuss meinte der bayerische Vertreter Mauerer dazu: „Die angeblichen Greuel der Deutschen sind vielfach übertrieben. [...]

²⁶⁵ Wirkliche Klarheit über diese Ereignisse schuf erst vor kurzem die Studie von John HORNE/Alan KRAMER, *Deutsche Kriegsgräuel 1914. Die umstrittene Wahrheit*, Hamburg 2004; die Zahl der getöteten Zivilisten in Belgien und Nordfrankreich wird dabei mit 6427 angegeben (Angabe aus ebd., S. 121). Auch vor dieser detaillierten wissenschaftlichen Untersuchung waren die grundlegenden Fakten „im Prinzip“ bekannt, wurden nur von der deutschen politischen Öffentlichkeit nahezu komplett verdrängt. Friedrich Wilhelm Foerster hatte in seinen Memoiren dazu bereits geschrieben: „Wie wenige Deutsche sind über das unterrichtet, was sich im ersten Jahre des Weltkrieges in Belgien ereignet hatte: Es wurde mehr als 4000 Belgier aus allen Bevölkerungsklassen völlig unschuldig erschossen, unter der Begründung, daß aus ihren Häusern auf die deutschen Truppen geschossen worden sei. In Wirklichkeit ist auch nicht in einem einzigen Falle der Beweis erbracht worden, daß von Belgiern auf deutsche Truppen geschossen worden war.“ (Friedrich Wilhelm FOERSTER, *Erlebte Weltgeschichte 1869-1953. Memoiren*, Nürnberg 1953, S. 644).

²⁶⁶ Abgedruckt in: Jürgen von UNGERN-STERNBERG/Wolfgang von UNGERN-STERNBERG, *Der Aufruf „An die Kulturwelt“ Das Manifest der 93 und die Anfänge der Kriegspropaganda im Ersten Weltkrieg. Mit einer Dokumentation*, Stuttgart 1996, S. 144-147, hier: S. 144f.

²⁶⁷ Vgl. WIELAND, Heinrich Ströbel, S. 73.

²⁶⁸ A. Südekum an H. Branting vom 11.6.1915. (Abgedruckt in: LASCHITZA/PETERS, *Südekums Auftrag in Schweden*, in: BzG 16 (1974), S. 600-620, hier: S. 610-613, Zitat: S. 612).

Beide Seiten mögen gesündigt haben.²⁶⁹ Der Krieg hatte so schon nach kurzer Zeit ganz unterschiedliche Wahrnehmungen hervorgebracht, die bald überhaupt nicht mehr auf einen Nenner zu bringen waren. Im April 1915 verfasste Rosa Luxemburg im Gefängnis ihre Schrift über „Die Krise der Sozialdemokratie“, in der sie anklagte:

„Das im August, im September verladene und patriotisch angekochte Kanonenfutter verwest in Belgien, in den Vogesen, in Masuren in Totenäckern, auf denen der Profit mächtig in die Halme schießt. [...] Das Geschäft gedeiht auf Trümmern. Städte werden zu Schutthaufen, Dörfer zu Friedhöfen, Länder zu Wüsteneien, Bevölkerungen zu Bettlerhaufen, Kirchen zu Pferdeställen; Völkerrecht, Staatsverträge, Bündnisse, heiligste Worte, höchste Autoritäten in Fetzen gerissen; jeder Souverän von Gottes Gnaden den Vetter von der Gegenseite als Trottel und wortbrüchigen Wicht, jeder Diplomat den Kollegen von der anderen Partei als abgefemten Schurken, jede Regierung die andere als das Verhängnis des eigenen Volkes der allgemeinen Verachtung preisgebend [...]. Geschändet, entehrt, im Blute watend, vor Schmutz triefend – so steht die bürgerliche Gesellschaft da, so ist sie. Nicht wenn sie, gelect und sittsam, Kultur, Philosophie und Ethik, Ordnung, Frieden und Rechtsstaat mimt – als reiße Bestie, als Hexensabbat der Anarchie, als Pesthauch für Kultur und Menschheit, so zeigt sie sich in ihrer wahren, nackten Gestalt.“²⁷⁰

Wie nahe Einsicht und Irrtum gerade bei solchen Personen beieinander liegen konnten, die dem politischen Geschehen viel näher waren als die Gefängnisinsassin Luxemburg, zeigte sich bei Stampfer, der sein journalistisches Schaffen von Anfang an ganz in den Dienst der Burgfriedenspolitik gestellt hatte. Am 25. September 1914, zwei Wochen nach dem folgenschweren deutschen Rückzug an der Marne, schrieb er: „Heute, wo infolge der offiziösen Stimmungsmache eine mir kaum noch verständliche lächelnde Siegeszuversicht im Volk besteht, wo die Bierbank schon die deutsche Weltherrschaft proklamiert und selbst in der Partei Annexionsgelüste laut werden, kann ich die Besorgnis verstehen, daß wir in unserer kriegerischen Betätigung Maß und Ziel verlieren könnten, obwohl ich – da ich die Lage anders beurteile – diese Besorgnis nicht teile.“²⁷¹ Dabei wäre diese Besorgnis mehr als angebracht gewesen, wie die positive Haltung des rechten Parteiflügels zu den Annexionsplänen der Reichsleitung schon bald bewies. Gerade Heine und seine Gesinnungsfreunde hatten zwar frühzeitig erkannt, dass Deutschland *nicht* angegriffen worden war; dies war für sie aber noch lange kein Grund, der Regierung die Unterstützung aufzukündigen und damit aufzuhören, wider besseres Wissen öffentlich deren Unschuld zu beteuern.²⁷² Dazu erschien die sich

²⁶⁹ Protokolle des SPD-Parteiausschusses, Bd. I, S. 101.

²⁷⁰ LASCHITZA, Im Lebensrausch, Zitat: S. 495.

²⁷¹ F. Stampfer an W. Heine vom 25.9.1914. (Abgedruckt in: FRICKE, Opportunismus und Nationalismus, in: ZfG XXII (1974), S. 844-869, hier: S. 858f.)

²⁷² In seinen öffentlichen Äußerungen unterstützte Heine die Propagandarhetorik der Regierung mit voller Hingabe (siehe dazu auch die Zitate unten Kap. 4.2.1.). Welchen Ton die sozialdemokratische Presse im Krieg seiner Meinung nach anschlagen sollte, beschrieb Heine in einem Brief an Stampfer: „Und nicht zu ängstlich sein Worten wie `Vaterland` und `Kaiser und Reich` gegenüber usw. Nicht nervös werden, wenn sich gegen die Feinde, die uns vernichten wollen, nicht bloß eine kühle Abwehrstimmung, sondern ein rechter Kampfeshaß regt. Glauben Sie nur, daß das der Stimmung unserer Kämpfer draußen im Felde entspricht. Gegen die republikanischen Phrasen jetzt anzukämpfen, lohnt sich gar nicht; man geht am besten stillschweigend darüber hinweg. Aber man

anbahnende Kooperation mit der Staatsmacht viel zu reizvoll. Das sollte sich besonders deutlich in Bayern zeigen.

3.2 Die Entwicklung in Bayern

3.2.1 Die Rezeption der Julikrise und das „Augusterlebnis“ in Bayern

Wie verhielt sich die politische Öffentlichkeit, v. a. deren sozialdemokratischer Teil, in Bayern im Juli und August 1914? Soweit es sich bislang beurteilen lässt – noch fehlende Lokalstudien müssten hier vertiefte Kenntnisse bringen –, war auch in Bayern die Kriegsbegeisterung ein nur von kleinen Bevölkerungsgruppen getragenes Phänomen (dessen ungeachtet werden in der Landesgeschichtsschreibung nach wie vor die klassischen Legenden verbreitet²⁷³). Die genauer untersuchte Einstellung der Landbevölkerung Südbayerns zeigte eher Bestürzung und Furcht;²⁷⁴ Ähnliches galt für die Kleinstädte. Die *Passauer Zeitung* bemerkte am 28. Juli: „Die Stimmung ist kurz gesagt die: wir wollen den Krieg nicht und danken Gott, wenn die Gewitterwolken vorüberziehen, ohne Schaden anzurichten.“²⁷⁵ Der Verfasser des Artikels fügte allerdings noch hinzu, Deutschland werde kämpfen, wenn es kämpfen müsse. Auch hier also: Keine explizite *Kriegsbegeisterung*, aber *Kriegsbereitschaft* für den Fall, dass sich der schwelende Konflikt nicht mehr entschärfen ließe.²⁷⁶ Als der Krieg dann ausbrach, wurde dies von der Landbevölkerung keineswegs als „Befreiung“ empfunden; die oberflächliche Euphorie, die auf die Siegesmeldungen im August und September folgte, wich bald einer

muß doch durch die Form des Ausdrucks, durch gelegentliche Erwähnung usw. den Genossen zum Bewußtsein bringen, daß der alte Kampf gegen den Monarchen als Person und die Monarchie als Staatsform für die nächsten Jahrzehnte[] nichts bedeutet.“ (W. Heine an F. Stampfer vom 26.9.1914; abgedruckt in: FRICKE, Opportunismus und Nationalismus, in: ZfG XXII (1974), S. 844-869, hier: S. 860-862, Zitat: S. 862). Einige Monate nach Kriegsbeginn sah Heine die in seinem Sinne erfolgte (Neu-)Ausrichtung der Partei schon wieder gefährdet; an Vollmar schrieb er: „Auf allen Gebieten scheint mir eine rückläufige Bewegung hinter den 4. August im Gange zu sein. Selbstverständlich nicht in dem Publikum selbst, das ganz naiv patriotisch ist, sondern in den Kreisen der Funktionäre usw.“ (W. Heine an G. v. Vollmar vom 14.11.1914; MITTMANN, Fraktion und Partei, Zitat: S. 332, Fn. 132). Zur Entstehung des Krieges meinte David im Frühjahr 1915: „Der unmittelbare Anlaß zu der verhängnisvollen Entwicklung wurde von Seiten der Tripelentente gegeben. In Serbien, dem Schutzstaat und Werkzeug Rußlands, wurde das erste Glied der unglücklichen Kette geschmiedet.“ Allerdings: „Das Ultimatum [Österreich-Ungarns an Serbien vom 23.7.1914; B. A.] war gleichbedeutend mit der Kriegserklärung an Serbien. Daran läßt sich nicht deuteln. [...] Der deutschen Diplomatie darf der Vorwurf nicht erspart werden, in diesem Entstehungsstadium der Verwicklung einen Fehler dadurch gemacht zu haben, daß sie sich vorbehaltlos hinter die österreichische Diplomatie stellte. [...] Gerade weil wir auf Gedeih und Verderb mit der Donaumonarchie verbunden waren, durften wir ihr in keinem und zum wenigsten im vorbereitenden Stadium einer so gefahrenschwangeren Aktion freie Hand lassen.“ Jedoch: „Die deutsche Regierung bewies ihren Friedenswillen auch dann noch, als sie sah, daß eine Einwirkung auf Rußland auf dem Wege über Paris und London nicht zu erreichen sei. Sie begann, einen wachsenden Druck auf den Bundesgenossen an der Donau auszuüben, wobei das persönliche Eingreifen des deutschen Kaisers verstärkend mitwirkte.“ Die Folgerung für David war: „Nach alledem muß gesagt werden, daß bei der Untersuchung nach der diplomatischen Schuld der Löwenanteil auf die russische und danach auf die englische Diplomatie fällt.“ (DAVID, Die Sozialdemokratie im Weltkrieg, S. 71-74, 76 u. 92).

²⁷³ Einer aktuellen Überblicksdarstellung ist noch zu entnehmen: „Die nationale Begeisterung ging durch die ganze Bevölkerung. Als am 1. August 1914 die Mobilmachung verkündet wurde, war die Kriegsbegeisterung in Bayern nicht geringer als im übrigen Deutschland.“ (Wilhelm VOLKERT, Geschichte Bayerns, München (4) 2010, S. 76).

²⁷⁴ Vgl. ZIEMANN, Front und Heimat, S. 39-54.

²⁷⁵ VERHEY, Der „Geist von 1914“, Zitat: S. 92.

²⁷⁶ Passend hierzu die Ergebnisse der Fallstudie von Christian Geinitz zu Freiburg. (Vgl. Kriegsfurcht und Kampfbereitschaft, S. 407-414).

gedrückten Stimmung angesichts der mit dem Krieg verbundenen Lasten und der hohen Menschenverluste.²⁷⁷

Das dadurch gesteigerte Bedürfnis nach Sinnstiftung für das Fundamentalereignis Krieg wurde – zumindest vorerst – von der katholischen ebenso wie von der evangelischen Kirche gestillt. Michael von Faulhaber, bis 1917 Bischof von Speyer und Feldprobst der bayerischen Armee, danach Erzbischof von München und Freising, vertrat zwar die Ansicht, der Krieg sei die „Strafe Gottes“²⁷⁸ dafür, dass sich das deutsche Volk vom Katholizismus, dem einzig wahren Glauben, abgewandt habe, betonte aber auch: „Für den Vorsehungsgläubigen ist der Krieg *eine Pflugschar in der Hand Gottes*, die in tiefen Furchen viel Brachland aufreißt, viel Unkraut umackert, den Boden für gute Saat bereitet und Neuland pflügt, auch wenn dabei Grenzsteine mitumgeackert werden“²⁷⁹. Die deutschen Soldaten, so Faulhaber bei anderer Gelegenheit, „kämpfen und sterben [...] als Hüter und Rächer der göttlichen Weltordnung.“²⁸⁰ Mit derartigen positiven, gewiss auch seelsorgerisch im Hinblick auf den gemeinen Soldaten formulierten Deutungsangeboten stellten sich die beiden großen Kirchen ganz in den Dienst der staatlichen Propaganda (die gerade mangels eines eigenen Apparates dieser Unterstützung dringend bedurfte).²⁸¹ Der in Bayern weit wichtigeren katholischen Kirche ging es dabei nicht zuletzt darum, den alten Vorwurf des Ultramontanismus durch die Demonstration „nationaler Zuverlässigkeit“ zu entkräften; es zeigte sich nun auch, wie sehr der Nationalismus in den Jahrzehnten zuvor auch den katholischen Teil der Bevölkerung durchdrungen hatte.²⁸² „Jeder Katholik war von der Gerechtigkeit des Krieges überzeugt und fragte weder nach dessen Gründen noch Zielen, sondern akzeptierte die kaiserliche Kriegspolitik uneingeschränkt als göttlichem Befehl gemäß.“²⁸³ Dabei kam es zu bizarren Anbiederungsversuchen; der Protestant Wilhelm II. wurde von Faulhaber als „diese erzstarke Herrschergestalt mit dem goldenen Herrschergewissen, diese(r) Reinwuchs deutscher Kraft, diese majestätische Verkörperung soldatischer Edelart“²⁸⁴ beweihräuchert. (Eine Konfrontation mit Wilhelms tatsächlichen Leistungen und Tugenden erübrigt sich

²⁷⁷ Siehe dazu auch allgemein Benjamin ZIEMANN, Zum ländlichen Augusterlebnis 1914, in: LOEWENSTEIN (Hrsg.), Geschichte und Psychologie, S. 193-203.

²⁷⁸ BECKER/KRUMEICH, Der Große Krieg, Zitat: S. 83.

²⁷⁹ Karl HAMMER, Deutsche Kriegstheologie (1870-1918), München 1971, Zitat: S. 309.

²⁸⁰ WEHLER, Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 4, Zitat: S. 26.

²⁸¹ Siehe dazu auch BARTH, Dolchstoßlegenden, S. 150-171; Wolfgang J. MOMMSEN, Die nationalgeschichtliche Umdeutung der christlichen Botschaft im Ersten Weltkrieg, in: Gerd KRUMEICH/Hartmut LEHMANN (Hrsg.), „Gott mit uns“. Nation, Religion und Gewalt im 19. und frühen 20. Jahrhundert, Göttingen 2000; Gerd KRUMEICH, „Gott mit uns“? Der Erste Weltkrieg als Religionskrieg, in: Ebd., S. 273-283 und Richard VAN DÜLMEN, Der deutsche Katholizismus im Ersten Weltkrieg, in: Francia 2 (1974), S. 347-376.

²⁸² Vgl. BLESSING, Kirchenfromm - volksfromm – weltfromm, in: LOTH (Hrsg.), Deutscher Katholizismus im Umbruch zur Moderne, S. 95-123, hier: S. 111.

²⁸³ VAN DÜLMEN, Der deutsche Katholizismus im Ersten Weltkrieg, in: Francia 2 (1974), S. 347-376, hier: S. 348.

²⁸⁴ Heinrich MISSALLA, „Gott mit uns“. Die deutsche katholische Kriegspredigt 1914-1918, München 1968, Zitat: S. 94.

hier.) Jeder, der sich gegen den „Geist von 1914“ und die damit verbundene Kriegsverherrlichung wandte, musste mit der Gegnerschaft der Kirchen rechnen, deren Einfluss erheblich war und bei Kriegsbeginn noch weiter anstieg.

Im Vergleich zu den ländlichen Regionen war das Bild in den Städten, das für die öffentliche Wahrnehmung viel wichtiger blieb, von der Volksfrömmigkeit weniger bestimmt; auch hier konnte von „allgemeiner“ Begeisterung im Angesicht des Krieges nicht die Rede sein. Klaus-Dieter Schwarz hat bereits vor längerer Zeit festgestellt, dass „die Nürnberger Bevölkerung auf die sich abzeichnende Möglichkeit eines weltweiten Krieges sehr viel differenzierter reagierte, als dieses Klischeebild von der allgemeinen Kriegseuphorie vorgibt.“²⁸⁵ Ein unter der Überschrift „Schwarze Tage“ erschiener Stimmungsbericht aus der *Fränkischen Tagespost* gibt hierzu genaueren Aufschluss:

„Es läßt sich nicht verschweigen, daß eine starke Verbitterung gegen Rußland allgemein zum Ausdruck kam. Dieses rätselvolle, nicht zu durchschauende Land erhielt für jeden Menschen das furchtbare Aussehen einer Furie, an deren Wink Glück oder Unglück von Millionen hängt. Die Stimmung in den Wirtschaften, wo die Arbeiterschaft verkehrt, war erregt, aber es war keine vaterländische, es war eine aus sehr ernststen menschlichen Erwägungen geborene Erregung. [...] Anders ist es in der Innenstadt. Die Königsstraße zieht ein Haufe entlang, dem Luitpolddenkmal auf dem Bahnhofsplatz zu. `Die Wacht am Rhein`, `Deutschland, Deutschland über alles` und ähnliche patriotische Seichtheiten werden gesungen, Oesterreich darf hochleben, Rußland und Serbien werden – wenigstens mit dem Maul – niedergeschlagen.“²⁸⁶

Vergleichbare patriotische Kundgebungen konzentrierten sich, von Ausnahmen wie der kleinen Universitätsstadt Erlangen abgesehen,²⁸⁷ in Bayern vor allem auf die Landeshauptstadt.²⁸⁸ Dort arteten die mehr oder weniger spontanen Menschenansammlungen Ende Juli teilweise in Randalen aus, was polizeiliche Verbote zur Folge hatte.²⁸⁹ Die soziale Herkunft der Demonstranten ähnelte der in Berlin: Es dominierten eindeutig die bürgerlichen, v. a. die akademischen Schichten. Am 31. Juli, als die Spannung ihrem Höhepunkt zutrieb, kam es in München zu einem Umzug mit einigen tausend Teilnehmern, der am Wittelsbacher-Palais mit einer Ansprache des Königs endete. Am folgenden Tag versammelten sich an der gleichen Stelle etwa 20000 Menschen anlässlich der nun angeordneten allgemeinen Mobilmachung, die der herrschenden Ungewissheit ein Ende bereitete.

²⁸⁵ K.-D. SCHWARZ, *Weltkrieg und Revolution*, S. 106.

²⁸⁶ FT Nr. 172 vom 27.7.1914.

²⁸⁷ Über die Vorgänge in den kleineren Orten Bayerns, in denen ein erheblicher Teil der Bevölkerung lebte, stehen Untersuchungen, die einen zusammenfassenden Überblick geben könnten, noch aus. In Straubing kam es am 31. Juli ebenfalls zu einer patriotischen Kundgebung mit ca. 200 Teilnehmern (vgl. W. SCHÄFER, *Straubing im Ersten Weltkrieg*, S. 16).

²⁸⁸ Vgl. VERHEY, *Der „Geist von 1914“*, S. 9-128.

²⁸⁹ Auf die Bedeutung der hier sichtbar werdenden gänzlich neuartigen patriotischen Massenmobilisierung „von unten“, die sich nicht in den Bahnen traditioneller, obrigkeitsstaatlich gelenkter Bahnen bewegte, weist Peter Fritzsche hin (vgl. *Wie aus Deutschen Nazis wurden*, S. 20-92, v. a. S. 36-39).

Die hier zutage getretene nationale Begeisterung wurde von den nachfolgenden Mythenbildnern nur allzu gerne als repräsentativ für die Gesamtbevölkerung dargestellt – was so auch in Bayern nicht stimmte.²⁹⁰

Die *Münchner Neuesten Nachrichten*, das bedeutendste bürgerliche Blatt am Ort, berichteten am 3. August, nachdem der Krieg zur Tatsache geworden war: „Die ehrene Feierlichkeit des historischen Augenblicks ergriff die Münchner Bevölkerung. Kein lärmender, dröhnender Ausdruck prahlsüchtiger Kraftmeierei, sondern ein Begreifen der furchtbaren Tragweite der Stunde, und darum überall ein tiefer, tiefer Ernst.“²⁹¹ Wenige Tage später zeichnete Ricarda Huch ebenfalls ein Stimmungsbild aus der Landeshauptstadt: „Hier kann man fast sagen, daß man mehr das Erhebende von einem allgemeinen Gefühlsaufschwung merkt. Not ist ja hier gar nicht, die meisten Fabriken und Firmen zahlen den Zurückbleibenden weiter, es ist einstweilen alles gut organisiert und eine enorme Hilfsaktion. [...] Schon jetzt leben die häßlichsten populären Instinkte auf – unter der Maske patriotischer Begeisterung, d. h. Maske ist nicht das richtige Wort, denn sie glauben es wohl selbst.“²⁹²

Was sich in diesen Schilderungen nicht spiegelte, war der Sturm auf die Banken und das verbreitete Horten von Lebensmitteln, wodurch zum Ausdruck kam, dass ein Bewusstsein für bevorstehende Notlagen durchaus vorhanden war. Schließlich galt, für München mehr noch als für den Rest des Landes: „Privates und öffentliches Leben schienen seit dem Sommer 1914 untrennbar miteinander verbunden, und daran sollte sich in den folgenden Jahren auch nichts ändern.“²⁹³ Dafür sorgten allein schon die sich bald häufenden Nachrichten über gefallene Angehörige. Die bayerischen Truppen, die anfänglich noch als geschlossener Verband (6. Armee) unter dem Befehl von Kronprinz Rupprecht agierten, erlitten bereits Ende August in Lothringen horrende Verluste.²⁹⁴ Selbst dort, wo anfangs tatsächlich „Euphorie“ geherrscht hatte, breitete sich angesichts des ausbleibenden Sieges bald Ernüchterung aus.

²⁹⁰ So berichtete etwa die *Fürther Zeitung*, ein bürgerliches Blatt, am 3. August 1914, dass sich „eine gedrückte Stimmung Platz“ mache, und: „Bange blickt man in die nächste Zukunft. [...] Viel Tränen sind schon geflossen, herzzerreißende Szenen spielen sich ab, wenn die Lieben einrücken.“ Die *Nürnberger Stadtzeitung* schrieb einen Tag später: „Der fieberhafte Lärm, der in den Tagen vor der Mobilisation die Straßen durchhallte, verstummt allmählich. Die meisten Menschen gehen ernst und bedrückt aneinander vorüber. [...] Ja, es gibt viele Tränen – trotz aller Vaterlandsliebe, aller Opferbereitschaft.“ (VERHEY, Der „Geist von 1914“, Zitat: S. 124 u. 126). Da der nationalistische Überschwang, der im Juli und August 1914 teilweise durchaus vorhanden war, vor allem vom protestantischen Teil des Bürgertums getragen wurde, kann für Bayern das Ausmaß an „Kriegsbegeisterung“ eher noch geringer eingeschätzt werden als für Norddeutschland.

²⁹¹ Ebd., Zitat: S. 127, Fn. 74.

²⁹² Abgedruckt in: P. WALTHER (Hrsg.), *Endzeit Europa*, S. 43f.

²⁹³ M. GEYER, *Verkehrte Welt*, S. 29.

²⁹⁴ Innerhalb weniger Tage verlor die 6. Armee von ihrem Ausgangsbestand von 172922 Mann 24313 Tote und Vermisste. (Angabe aus BECKER/KRUMEICH, *Der Große Krieg*, S. 214).

Wie hatte sich nun die bayerische Sozialdemokratie gegenüber dem heraufziehenden Unheil verhalten? Das Attentat von Sarajevo selbst wurde natürlich missbilligt, ohne der Habsburger-Dynastie Sympathie entgegenzubringen.²⁹⁵ Ähnlich wie in den anderen Parteiorganisationen wurde das Ausmaß der Kriegsgefahr zunächst offenbar stark unterschätzt.²⁹⁶ In einer Sektionsversammlung der Bayreuther SPD am 16. Juli referierte der Parteisekretär Panzer routinemäßig über die Tätigkeit der Stadtratsfraktion, woran sich eine rege Aussprache anschloss, bei der die Balkankrise offenbar kein Thema war.²⁹⁷ Dies galt auch durchgehend für andere Parteiversammlungen, die in der ersten Julihälfte stattfanden.²⁹⁸ Der sonst beredte Landesvorstand äußerte sich ebenfalls nicht in der Öffentlichkeit. Dieses allgemeine Schweigen und Verdrängen fand später im kollektiven Gedächtnis der Partei indes keinen Platz.²⁹⁹

Erst allmählich ging die Parteipresse dazu über, sich mit dem bedrohlichen Problem zu befassen. Das vom Landesvorstand gesteuerte *Bayerische Wochenblatt* vermerkte Mitte Juli nur: „Was Österreich gegen Serbien für Schritte plant, ist noch nicht heraus“³⁰⁰. Auch in Bayern überwogen zunächst die Stimmen, die dem nicht mehr auszuschließenden Krieg zumindest sehr kritisch gegenüberstanden. So stellte das einflussreichste Blatt der nordbayerischen SPD, die *Fränkische Tagespost* aus Nürnberg, zur gleichen Zeit fest: „Wir müssen unseren Gegnern klar machen, daß wir dem Krieg den Krieg erklären, daß wir nichts unterlassen, den Widerstreit gegen den Krieg zum Gemeingut der Massen zu machen [...]. Wir müssen uns aber hüten, gegen die größte organisierte Macht des Militarismus mit Waffen anzukämpfen, die unsere aufs beste gerüsteten Feinde ebensowenig fürchten, wie Seifenblasen, die man gegen Kanonen fliegen lässt.“³⁰¹ Eine Gelegenheit, um über geeignete Kampf-

²⁹⁵ „Die Politik, die Oesterreich dort im Südosten des Landes befolgte, war ganz dazu angetan, Erbitterung zu wecken, Haß und Rachedgedanken großzuziehen. Aber billigen wird man deshalb eine Tat, wie sie dort in Serajewo [sic] verübt wurde, doch nicht können. [...] Jedenfalls ist gewiß: Zum Heil wird die Tat von Serajewo den Serben nicht gereichen. Man versteht, wie der Gedanke an den Mord keimen konnte; aber man wird ihn deshalb nicht billigen können. Es war ein Frevel, wie ihn jeder denkende politische Kämpfer verabscheuen wird.“ (*Jungvolk* Nr. 27 vom 3.7.1914).

²⁹⁶ Das Attentat von Sarajevo sorgte zunächst in ganz Europa überhaupt für erstaunlich wenig Aufregung bzw. akute Kriegsangst (vgl. BECKER/KRUMEICH, *Der Große Krieg*, S. 65f. und FROMKIN, *Europas letzter Sommer*, S. 172-181); die bayerische SPD lag hier durchaus im „Trend“.

²⁹⁷ Vgl. FVt Nr. 164 vom 17.7.1914.

²⁹⁸ So etwa für die Generalversammlung der SPD in Straubing am 4.7.1914 (vgl. NDP Nr. 156 vom 9.7.1914) und weitere Parteiversammlungen am gleichen Tag in Schweinfurt (vgl. FV Nr. 154 vom 8.7.1914) sowie am 13.7.1914 in Würzburg (vgl. FV Nr. 159 vom 14.7.1914) und Bamberg (vgl. FV Nr. 160 vom 15.7.1914).

²⁹⁹ Erstaunlich ist in diesem Zusammenhang ein Artikel aus der *Neuen Donau-Post* vom Mai 1915, der sich genau mit dieser Phase beschäftigte und leugnete, dass die Partei durch die Ereignisse überrascht worden war: „Der Gewitterdonner einer nicht zu fernem Weltkatastrophe grollte ständig in dem letzten Jahrzehnt in den Lüften, und seit den Balkankriegen wetterleuchtete es am ganzen politischen Firmament blutigrot. Die Gestalt einer allseits spähenden, besorgten Friedenswächterin hatte die Sozialdemokratie nach und nach angenommen; und diese Tatsache beweist am besten, wie ernst das internationale Proletariat die Weltlage einschätzte und wie aufrichtig es auf die Wahrung des Friedens bedacht war.“ (NDP Nr. 102 vom 2./3.5.1915).

³⁰⁰ BayWo Nr. 29. vom 16.7.1914.

³⁰¹ FT Nr. 161 vom 14.7.1914.

methoden zu diskutieren, bot – zumindest theoretisch - der kurz darauf wie geplant stattfindende Landesparteitag.

3.2.2 *Der SPD-Landesparteitag in Neustadt/Haardt*

Noch während die Krise auf dem Balkan allmählich ihre Brisanz entfaltete, hielt die bayerische SPD vom 18. bis 20. Juli ihren 13. Landesparteitag in Neustadt/Haardt (Pfalz) ab. Hier herrschte trotz allem „business as usual“. Im Vorfeld war in der Parteipresse ein martialischer Ton angeschlagen worden, der in militärischer Diktion zum Kampf gegen den innenpolitischen Gegner aufrief (die außenpolitische Situation wurde nicht angesprochen).³⁰² Das frostige Klima, das sich in der bayerischen Innenpolitik seit der reaktionären Wende von 1912 breit gemacht hatte, bestimmte weiterhin die Wahrnehmung der Sozialdemokratie. Als in der Zentrums Presse (völlig haltlose) Unterstellungen auftauchten, die die Attentäter von Sarajevo mit der sozialistischen Bewegung in Verbindung brachten, keilte das *Bayerische Wochenblatt* zurück: „Es gibt offenbar keine Gemeinheit, deren dieses verleumderische schwarze Leichenschänderpack nicht fähig wäre, sobald es gilt, seinem Hasse gegen die Sozialdemokratie Luft zu machen.“³⁰³ Von einem „Burgfrieden“ angesichts der äußeren Bedrohung war hier noch keine Spur.

Während die Angriffe auf die Regierung Hertling sicherlich integrierende Wirkung entfalten sollten (seit dem offenen Streit auf dem Landshuter Parteitag waren noch keine zwei Jahre vergangen), erlaubte sich die *Oberfränkische Volkszeitung* immerhin eine kleine Dosis an interner Kritik mit der rhetorischen Frage, „ob die Parteigenossen, die mit der Vertretung der Interessen des klassenbewußten Proletariats in den öffentlichen Körperschaften betraut wurden, überall und in jeder Weise ihre Pflicht erfüllt haben, ob sie stets übereingestimmt haben mit dem Standpunkte, mit den Wünschen, auch mit den Stimmungen der Parteigenossen“. Trotz der nicht weit zurückliegenden Konflikte im Landesverband blieb der Grundton des Artikels letztlich versöhnlich und endete mit der Vorhersage: „So wird dieser Parteitag zwar sicherlich wichtige und ernste Erörterungen zu pflegen haben, aber zur scharfen Auseinandersetzung dürfte nicht viel Gelegenheit sein.“³⁰⁴ Zur Balkankrise fand sich auch hier kein Wort. Ebenso wie die übrige politische Öffentlichkeit gingen die Wortfüh-

³⁰² So etwa der Leitartikel „Die rote Bayerntagung“ in der *Fränkischen Volkstribüne*, der den Neustädter Parteitag mit den Worten ankündigte: „Die Sozialdemokratie des zweitgrößten deutschen Bundesstaates prüft dort in kritischer Rückschau auf vollendete Waffengänge ihre Rüstung – für die Zukunft. [...] Die Reaktion rast in Bayern zügellos. Es ist die Reaktion in ihrer widerlichsten Gestalt: Auf den Lippen trägt sie den Honigseim christlicher Milde und unirdischer Nächstenliebe, aber während von diesen Lippen sanfte Worte träufeln, reißen die Krallen der Herrschsucht, der Unduldsamkeit und der sinnlosen Brutalität dem Volksleib schmerzende Wunden. Die Zentrumsreaktion hat in Bayern einen Geflügelhut aufgesteckt und versucht dem Bayernvolk die Unterwürfigkeit gegenüber diesem Symbol fast sadistischer politischer Herrschaft in den Leib zu quetschen.“ (FVt Nr. 165 vom 18.7.1914). Einen ähnlich scharfen Ton schlug auch der *Fränkische Volksfreund* in seinem Leitartikel zum bevorstehenden Parteitag an (vgl. FV Nr. 163 vom 18.7.1914).

³⁰³ BayWo Nr. 27 vom 2.7.1914.

³⁰⁴ OVZ Nr. 165 vom 18.7.1914.

rer der bayerischen SPD offenbar davon aus, dass sich, wie schon in den Balkankriegen von 1912/13, der Konflikt lokalisieren ließe – ein Irrtum, wie sich wenige Tage später herausstellen sollte.

Die Reihenfolge der Berichtersteller auf dem Parteitag – Adolf Müller, Auer, Eduard Schmid³⁰⁵, Timm, Segitz, Süßheim und Josef Säckler³⁰⁶ – und die von ihnen abgehandelten Themen³⁰⁷ kennzeichneten ziemlich genau die „Hackordnung“³⁰⁸ in der Partei, wie sie sich in den Jahren zuvor herausgebildet und verfestigt hatte (der Landesvorsitzende Vollmar konnte am Parteitag aus gesundheitlichen Gründen erneut nicht teilnehmen). Der erste Verhandlungstag stand im Zeichen des von Auer vorgetragenen Berichtes des Landesvorstandes. Der Tenor war geprägt von Selbstzufriedenheit und unverdrossener Siegeszuversicht; in traditioneller Phraseologie erklärte Auer:

„Wir sind heute innerlich so gefestigt, wie nie vorher. [...] Die Sozialdemokratie ist auch in Bayern eine Macht geworden, die sich nicht mehr vergewaltigen läßt. An diesen Gedanken müssen sich die Reaktionäre nun einmal gewöhnen. [...] Wenn wir mit stolz auf die Entwicklung der Partei zurückblicken, wenn es uns mit Befriedigung erfüllt, was wir haben mit schaffen helfen, dann dürfen wir nicht vergessen, auch vorausschauend zu prüfen, welche Mittel wir anzuwenden haben, um die Anstürme der Arbeiterfeinde abzuwehren. Der Landesvorstand hat Ihnen einige Anträge unterbreitet, die diesem Zwecke dienen sollen. Indem wir damit zunächst den Zweck der Verbesserung der herrschenden Zustände anstreben und erreichen, handeln wir zugleich in dem Bewußtsein, daß jeder Schritt auf dieser Bahn notwendig über sich hinaustreiben und uns dem Ziele der Ueberwindung und Ersetzung der kapitalistischen Gesellschaftsform durch den Sozialismus näherbringen muß. Diese unerschütterliche Ueberzeugung gibt uns die Möglichkeit, allen Hindernissen trotzen zu können, sie gibt uns die Kraft zur Durchsetzung unserer Grundsätze, sie führt uns zum Siege des werktätigen Volkes.“³⁰⁹

Trotz dieser gerade für Auer ungewöhnlich radikalen, regelrecht „marxistischen“ Rhetorik meldeten sich in der anschließenden Aussprache mehrere Kritiker zu Wort, die sich allerdings meist an kleinteiligen Fragen, v. a. bezüglich der Parteipresse, festbissen und von Auer routiniert gekontert wur-

³⁰⁵ Schmid, Eduard, geb. 15.10.1861 in Ostrach (Hohenzollern-Sigmaringen), Volksschule, Möbelschreinerlehre und Fortbildungsschule, Wanderschaft, bis 1891 Schreiner, Beitritt zur SPD, 1891 bis Juni 1919 und ab 1926 Redakteur bei der *Münchener Post*, 1900-1919 Magistratsrat in München, Juni 1919 bis Dez. 1924 Stadtrat und 1. Bürgermeister in München, 1925-1933 Stadtrat, MdL 1907-1924, Nov. 1918 Mitglied des provisor. Nationalrates in Bayern, Okt. 1931 Ehrenbürger der Stadt München, gest. 8.6.1933 in München.

³⁰⁶ Säckler, Josef, geb. 31.10.1865 in Krumbach (RB Schwaben), 1871-1878 Volksschule in Krumbach, 1878-1881 Schuhmacherlehre in Krumbach, Wanderschaft, 1883 Beitritt zur SAP, bis 1897 Schuhmachergeselle, ab 1897 Gastwirt in Schweinfurt, MdL 1907-1920, 1908-1914 Gemeindebevollmächtigter, 1914-1919 Magistratsrat und 1919-1932 Stadtrat, 1927-1932 3. Bürgermeister in Schweinfurt, 1918 Mitglied des provisor. Nationalrates in Bayern, 1920 stellv. Regierungspräsident von Unterfranken, gest. 15.6.1932 in Schweinfurt.

³⁰⁷ Adolf Müller übernahm die Begrüßung im Namen des Landesvorstandes und den Bericht über die „Allgemeine Politik“, Auer gab den Bericht des Landesvorstandes ab, Schmid referierte über Gemeindepolitik, Timm über Sozialpolitik, Segitz über das Armengesetz, Süßheim über die Novelle zum Polizeistrafgesetzbuch, Säckler über die Novelle zum Gebührengesetz.

³⁰⁸ Hier kann voll und ganz dem Urteil von Thomas Mergel zugestimmt werden, der feststellte, dass „die Redeordnungen in politischen Gremien [...] zugleich Hackordnungen [sind].“ (Überlegungen zu einer Kulturgeschichte der Politik, in: GG 28 (2002), S. 574-606, hier: S. 602).

³⁰⁹ FVt Nr. 167 vom 21.7.1914.

den. Lediglich der Bayreuther Delegierte Puchta wurde grundsätzlicher und wies auf die in den vorangegangenen Jahren eingetretene Verlangsamung des Mitgliederzuwachses hin;³¹⁰ als Gegenmaßnahme forderte er, die Jugendarbeit zu verstärken. Letztlich erklärte sich der Parteitag aber mit der Tätigkeit des Vorstandes vollkommen einverstanden.

Am zweiten Tag folgte auf das Referat Schmidts der Bericht Adolf Müllers zur Landespolitik, in dem er mit dem Regime Hertlings ins Gericht ging. Müller kritisierte vor allem Verfassungsentwicklung und Regierungspraxis der jüngsten Zeit; Bayern sei inzwischen ein „reaktionär-feudal-klerikaler Vasallenstaat Preußens“. Als Konsequenz folge hieraus: „wir werden zum Angriff übergehen müssen, zu einem Angriff in Sachen der demokratischen Reform der bayerischen Verfassung, der Geschäftsordnung des Landtages, des Gesetzes über die Ministerverantwortlichkeit, die Beseitigung der Reichsratskammer usw.“³¹¹ Nach vier weiteren Berichten und einer Wortmeldung aus dem Plenum ergriff wiederum Müller das Wort und ging nun auch kurz auf die kritische internationale Lage ein:

„So fröhlich die Stunden sein werden, die wie hier nach getaner Arbeit verleben werden, so ernst sind die Dinge draußen. Die eingelaufene Alarmdepesche, wonach Oesterreich Serbien den *Krieg* erklärt haben soll, hat sich als unrichtig erwiesen; sie kann aber jederzeit ersetzt werden durch eine Nachricht, die uns vor die gefährlichsten Ereignisse drängt, die der Weltkultur drohen können. Es ist deswegen gar keine Zeit zu einzelnen Auseinandersetzungen, sondern Zeit des ernstesten Besinnens und der geschlossenen Organisation, *Zeit des gemeinsamen Zusammenarbeitens aller sozialistischen Gruppen, wo und wie sie sich immer zusammenfinden*, um den Versuch zu machen, die Gefahr eines durch neue Kriegsgreuel herbeigeführten Zusammenbruchs der europäischen Kultur zu hindern. Auch an diese Pflicht wollen Sie sich erinnern, wenn bei der Besprechung der verhältnismäßig kleinen Vorgänge in unserm Landtag die Pflicht in uns aufwacht, *ganze Arbeit zu tun, vorbeugende und schützende Arbeit*.“³¹²

Daraufhin wurde der Tätigkeit der Landtagsfraktion einstimmig die Anerkennung ausgesprochen. Auf die Behandlung einiger Anträge folgten am letzten Tag die Wahlen zum Landesvorstand, die durchgehend nahezu einstimmige Ergebnisse erbrachten. In seinem Schlusswort zeigte sich Müller angesichts der vom Parteitag demonstrierten Einmütigkeit voll zufrieden, nicht ohne noch einmal darauf hinzuweisen, dass „in der gegenwärtigen Zeit eine Häufung von Gefahren zu verzeichnen [ist], ganz abgesehen von jenen drohenden Gewittern auf dem internationalen Schauplatz.“³¹³

³¹⁰ Der Mitgliederstand der drei bayerischen Parteigäue war von 84696 Mitgliedern im Jahr 1913 auf 91609 gestiegen, d. h. um ungefähr ein Zwölftel. (Angabe aus SOZIALDEMOKRATISCHE PARTEI DEUTSCHLANDS (Hrsg.), Bericht des Parteivorstandes 1914, S. 8).

³¹¹ FVt Nr. 168 vom 22.7.1914.

³¹² FVt Nr. 169 vom 23.7.1914.

³¹³ Ebd.

Der Eindruck des letzten Parteitages der bayerischen Sozialdemokratie vor ihrer Spaltung war ambivalent. Der besondere historische Augenblick, zu dem er (aus purem Zufall) stattfand, war ohnehin erst in der Rückschau als solcher erkennbar, schließlich hatte es in den Jahren zuvor eine Reihe von ernststen internationalen Krisen gegeben, die von den Großmächten noch auf diplomatischem Wege hatten beigelegt werden können. Die Krisenwahrnehmung der bayerischen SPD befand sich in vollem Einklang mit derjenigen der übrigen politischen Öffentlichkeit.³¹⁴ Im Mittelpunkt des Parteitages hatten somit innen- und verfassungspolitische Probleme gestanden – und die Frage, mit welcher Strategie der Landesverband darauf zu reagieren habe. Einerseits wurde von der Landesleitung keine Kursänderung propagiert, geschweige denn Selbstkritik geübt; andererseits wurde der Ton gegenüber dem System Hertling doch merklich verschärft. Dass mit dem begrenzten Arsenal der reformistischen Werkzeuge in Bayern inzwischen nur noch wenig auszurichten war, mussten nun auch Müller und Auer zumindest indirekt eingestehen, ohne allerdings offen zuzugeben, dass ihre bisherige Strategie längst an ihre Grenzen gestoßen und damit eigentlich obsolet war.

Es muss zunächst offen bleiben, ob dies die Folge tieferer Einsicht war oder nur eine taktische Konzession an die ungeduldig werdende Parteibasis. Das Ergebnis war jedenfalls eindeutig: Die scharfen Auseinandersetzungen, die es zwei Jahre zuvor noch in Landshut gegeben hatte, schienen nun fast vergessen zu sein; der Landesverband war auf den ersten Blick wieder in ruhigeres Fahrwasser gelangt. Der weitgehend harmonische Verlauf der Verhandlungen suggerierte einerseits eine – so gar nicht vorhandene – innere Geschlossenheit des Landesverbandes, was den Interessen des Vorstandes entsprach und wohl auch vom größten Teil der Basis begrüßt wurde. Andererseits war dieser äußere Eindruck auch symptomatisch für die Erstarrung in programmatischen und auch strategischen Fragen sowie die mangelnde Fähigkeit zu ebenso kontroverser wie konstruktiver Debatte in der Partei. Diese Defizite sollten dann nach Kriegsausbruch voll durchschlagen.

Zunächst war davon jedoch noch nichts spüren. Der Kommentar der *Fränkischen Tagespost* sprühte vor Genugtuung und sah die „Münchner“ schon auf dem „richtigen“, d. h. dem Weg der „Nürnberger“; hier währte man – fälschlicherweise – die Abkehr vom bisherigen Reformismus endlich vollzogen.³¹⁵ In einer Beilage des Blattes, dem *Jungvolk*, war zu lesen: „Der wichtigste Beschluß des

³¹⁴ Vgl. RAITHEL, Das „Wunder“ der inneren Einheit, S. 150 u. passim.

³¹⁵ In dem einschlägigen Kommentar, wohl von Adolf Braun verfasst, zum Landesparteitag hieß es: „Daß von den herrschenden Gewalten für die Arbeiter nichts zu erwarten ist, daß auch von einer Aenderung der Personen keine Besserung unserer politischen Zustände zu gewärtigen ist, das ist heute Gemeingut der Sozialdemokratie auch in Bayern geworden, wie es deutlicher und klarer gar nicht ausgedrückt werden kann, als durch das Schlußwort Adolf Müllers, das die sozialistisch prinzipiellste Erklärung ist, die unser Münchner Parteigenosse in seiner langen politischen Laufbahn aufzuweisen hat. Sicherlich freuten wir uns über diese vortreffliche Rede des Kongreßvorsitzenden, sicherlich auch aus persönlichen Gründen, aber in noch viel höherem Maße aus der allgemeinen Erwägung, daß das, was Adolf Müller am Schlusse dieser so bemerkenswerten Tagung auf das kräftigste unterstrich, glücklich Ausdruck verlieh dem Gesamtergebnisse dieses Parteitags. Sehen wir von der Erörterung der Abonnentenversicherung und der Kritik einiger Stellen des Berichtes ab, den der Landesvorstand gegeben hat, so hat der Parteitag eine Einmütigkeit zum Ausdruck ge-

Parteitags betraf die Teilnahme an höfischen und dynastischen Kundgebungen, die sozialdemokratischen Gemeindevertretern künftig untersagt ist. Damit ist eine große Streitfrage aus den Erörterungen der Sozialdemokratie in Bayern ausgeschaltet worden. Kräftiger und einheitlicher als sie seit langem war, geht die Sozialdemokratie Bayerns neuen Kämpfen, hoffentlich auch baldigen und großen Siegen entgegen.³¹⁶

Ähnlich zufrieden äußerte sich die *Oberfränkische Volkszeitung*, gab dem Ganzen allerdings eine dramatischere Note mit dem Hinweis auf den „Augenblick, wo im Innern wie im Außen das politische Barometer auf Sturm deutet“³¹⁷ (dies wohlgernekt *bevor* das Wiener Ultimatum an die serbische Regierung bekannt wurde, das die Brisanz der Lage erst ins öffentliche Bewusstsein rückte). Auch die *Fränkische Volkstribüne*, an deren Erscheinungsort Bayreuth sich in den Jahren zuvor immer wieder Kritik am Landesvorstand geregt hatte, bilanzierte zustimmend: „In dem letzten Jahrzehnt hat kaum ein Parteitag der bayerischen Sozialdemokratie so vieles in der Ausgleichung der Meinungsverschiedenheiten über taktische und grundsätzliche Parteiprobleme geleistet wie dieser. Und zwar handelt es sich um Ausgleichung in einer Richtung, die uns gefällt. Hochbefriedigend ist, daß dieses Zusammenfinden zu harmonischem und *kraftgebärendem Zusammenklang* mit einer ruhigen Selbstverständlichkeit sich vollzog.“³¹⁸ Ganz ähnlich äußerte sich die *Schwäbische Volkszeitung* aus Augsburg.³¹⁹ So gut wie nichts deutete darauf hin, dass diese beiden Blätter bald einen ganz entgegengesetzten Kurs einschlagen sollten, dass die in Neustadt demonstrierte, keineswegs nur als oberflächlich erscheinende Einmütigkeit sich in Kürze als Trugbild erweisen sollte.

3.2.3 Die Haltung der bayerischen SPD gegenüber dem drohenden Krieg und ihre Friedenskundgebungen

Nur wenige Tage nach dem Ende des Parteitages von Neustadt forderte die Eskalation der bis dahin kontrollierbar erscheinenden Balkankrise auch eine Reaktion der bayerischen Sozialdemokratie auf die sehr wahrscheinliche Beteiligung Deutschlands am drohenden Krieg. Bereits am 23. Juli zeigte die *Oberfränkische Volkszeitung* Flagge, indem sie fragte: „Kann das internationale organisierte Proletariat nichts gegen die Verschärfung dieser Krise tun?“ Dabei wurde kritisiert, „daß die deutsche Partei, die jeder Konflikt Oesterreichs am ehesten angeht, bisher jede Antwort auf diese Frage vermissen läßt.“ Der Leitartikel schloss mit der Forderung: „Je mehr sich jetzt die oesterreichisch-serbische Spannung verschärft, je deutlicher die Kriegsfurie nach neuen Opfern schreit, je notwendiger wird es, an

bracht, wie sie seit langer Zeit für die Sozialdemokratie in Bayern nur ein wünschenswertes Ziel, aber kein erreichtes Ergebnis war.“ (FT Nr. 167 vom 21.7.1914).

³¹⁶ *Jungvolk* Nr. 30 vom 24.7.1914.

³¹⁷ OVZ Nr. 167 vom 21.7.1914.

³¹⁸ FVt Nr. Nr. 168 vom 22.7.1914.

³¹⁹ Vgl. SVZ Nr. 166 vom 21.7.1914.

die Massen der Völker heranzutreten und sie erneut für den Frieden und gegen den Krieg aufzupeitschen.³²⁰ (Nach Bekanntwerden des harten Ultimatums an Serbien wurde dieser Aufruf noch einmal wiederholt.³²¹)

Bedeutend weniger aktionistisch gab sich die *Fränkische Tagespost*:

„Die Stellung der deutschen Sozialdemokratie zum Krieg, zum Militarismus und Imperialismus ist durch tausende Zeugnisse klargelegt. [...] Ist die Sozialdemokratie aller Länder einig in ihrem Gegensatz gegen den Krieg, so herrschen über die Art des Widerspruches mancherlei Verschiedenheiten. Wir haben schon vor Wochen darauf hingewiesen, daß die von den Sozialdemokraten Frankreichs und Großbritanniens empfohlenen Versuche, einen Krieg zu verhindern, die Zustimmung der Sozialdemokratie Deutschlands nicht finden können. [...]

Leider ist die Sozialdemokratie heute noch nicht stark genug, den Krieg zu verhindern. Sie war und ist sicherlich schon längst ein Hemmschuh für leichtfertige Abenteuerpolitiker [...]. Aber noch sind wir nicht stark genug, noch ist die Arbeiterklasse nicht einig und mächtig genug, um mit Sicherheit Kriege verhindern zu können.

Wir werden den Krieg nicht verhindern können und wir werden nicht ahnen, wie er ausgehen wird, aber wir wissen, daß hunderttausende Existenzen zugrunde gehen werden, körperlich und wirtschaftlich.

Wirtschaftlich wird gewinnen der große Kapitalismus und ins Unermeßliche steigen der Widerspruch der Arbeiterklasse gegen die Zustände, die Elend und Not auf die höchste Spitze treiben.“³²²

Diese Mischung aus Ablehnung des Krieges und gleichzeitigem Fatalismus bezüglich der Wirkungslosigkeit von Gegenmaßnahmen der Arbeiterbewegung war durchaus typisch für die im Spektrum der Sozialdemokratie auf der gemäßigten Linken einzuordnenden Kräfte, die in Nordbayern den ganzen Krieg über dominierend bleiben sollten.³²³ Eine positive Erwartung hinsichtlich der Folgen des Krieges für die Stellung der Arbeiterschaft insgesamt, wie sie für die Befürworter der Integrationsstrategie konstitutiv war, fehlte hier völlig, dem stand die Einsicht in die verheerenden Folgen des Krieges entgegen. Das Herausstreichen der fehlenden Eingriffsmöglichkeiten für die Sozialde-

³²⁰ OVZ Nr. 169 vom 23.7.1914.

³²¹ Vgl. OVZ Nr. 170 vom 24.7.1914.

³²² FT Nr. 170 vom 24.7.1914.

³²³ Dass diese Grundhaltung gerade für die von Adolf Braun geleitete *Fränkische Tagespost* signifikant war, zeigte noch mehr ein Artikel vom 1. August: „Wir waren immer gegen den Krieg [...]. Aber wenn der Krieg trotz der Friedensliebe des Proletariats aller Länder unabänderlich geworden ist, dann kann es keinen unter uns geben, der wünschen könnte, daß der Feind siege und daß wir unterliegen. [...] wir stehen schmerzerfüllt vor der Wahrscheinlichkeit, daß der Krieg, den wir gegen Rußland führen müssen, den uns Rußland aufzwingt, ein Krieg wird, der Frankreich auch mit uns entzweit. So schmerzhaft das ist, auch das ist unabänderliches Schicksal [...] Aber kommt es zum Kriege, auch mit dem westlichen Nachbarn, so gilt es auch dann, vom heimischen Boden fernzuhalten den Feind, mag er sein, wer er sei.“ (FT Nr. 177 vom 1.8.1914).

mokratie wurde indes vom Landesvorstand unterstützt,³²⁴ was wohl für die von der *Fränkischen Tagespost* gleichzeitig erhobene Forderung nach einer Friedensaktion weniger gegolten haben dürfte.³²⁵

Während die bayerische SPD-Presse noch Eventualitäten diskutierte und von der Verschärfung der Krise überrascht wurde, war Ministerpräsident Hertling schon darüber im Bilde, was hinter den Kulissen gespielt wurde. Der bayerische Geschäftsträger in Berlin, Hans von Schön, hatte bereits am 18. Juli über das bevorstehende Ultimatum an Serbien nach München berichtet und dabei festgestellt:

„Dass Serbien derartige, mit seiner Würde als unabhängiger Staat unvereinbare Forderungen nicht annehmen kann, liegt auf der Hand. Die Folge wäre also der Krieg. Hier [d. h. in Berliner Regierungskreisen; B. A.] ist man durchaus damit einverstanden, dass Österreich die günstige Stunde nutzt, selbst auf die Gefahr weiterer Verwickelungen hin. [...] Man ist also hier der Ansicht, dass es für Österreich sich um eine Schicksalsstunde handle, und aus diesem Grunde hat man hier, auf eine Anfrage aus Wien, ohne Zögern erklärt, dass wir mit jedem Vorgehen, zu dem man sich dort entschliesse, einverstanden seien, auch auf die Gefahr eines Krieges mit Russland hin. [...] In Wien scheint man so ein unbedingtes Eintreten Deutschlands für die Donaumonarchie nicht erwartet zu haben, und Herr Zimmermann [Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt] hat den Eindruck, als ob es den immer ängstlichen und entschlossenen Stellen in Wien fast unangenehm wäre, dass von deutscher Seite nicht zur Vorsicht und Zurückhaltung gemahnt worden sei.“³²⁶

Die Regierung in Wien – wo es allerdings auch eine starke „Kriegspartei“ gab – fügte sich dem Drängen des Bündnispartners;³²⁷ der deutsche Gesandte teilte Bethmann Hollweg beruhigt mit, „die Note [an Serbien] werde so abgefasst sein, dass deren Annahme so gut wie ausgeschlossen sei.“³²⁸ In Relativierung der These Kruses lässt sich für die bayerische SPD keine explizite Kenntnis dieser gezielt konfliktverschärfenden Strategie der Reichsleitung feststellen.³²⁹ Der Informations-

³²⁴ Siehe dazu den Brief von A. Müller an A. Braun vom 15.7.1914. (Vgl. FASEL, Adolf Braun, S. 276, Fn. 5).

³²⁵ Vgl. FT Nr. 175 vom 30.7.1914.

³²⁶ Bericht abgedruckt in: GEISS (Hrsg.), Juli 1914, S. 108-112, hier: S. 109f.

³²⁷ Um die Haltung der deutschen Reichsleitung zu erkunden, war Alexander Graf Hoyos Anfang Juli von Wien nach Berlin gereist. Dort führte er auch ein Gespräch mit Unterstaatssekretär Zimmermann, der nach Kenntnisnahme der österreichischen Dokumente feststellte: „Ja, 90% Wahrscheinlichkeit für einen europäischen Krieg, wenn Sie etwas gegen Serbien unternehmen.“ Hoyos gewann den Eindruck, „dass man in Berlin einen energischen Schlag gegen Serbien von uns erwarte und entschlossen sei, uns die erforderliche Rückendeckung zu gewähren.“ Hoyos verabschiedete sich mit den Worten: „Sie konnten doch nicht glauben, dass Österreich-Ungarn die Ermordung des Thronfolgers in Sarajevo ruhig hinnehme und nicht reagieren werde.“ Darauf erwiderte Zimmermann: „Nein, aber gefürchtet hatten wir dies doch etwas.“ (Verena MORITZ, „Wir sind also noch fähig zu wollen!“ Alexander Hoyos und die Entfesselung des Ersten Weltkriegs, in: Dies./LEIDINGER, Die Nacht der Kirpitschnikow, S. 66-96, Zitat: S. 83). Über seine Unterredung mit Reichskanzler Bethmann Hollweg berichtete Hoyos, dieser habe den Standpunkt vertreten, es sei „nicht Deutschlands Sache, uns Ratschläge bezüglich unserer Politik Serbien gegenüber zu erteilen, es werde uns mit seiner ganzen Macht den Rücken decken und seine Bündnispflichten in jeder Weise erfüllen, wenn wir es für nötig fänden, gegen Serbien vorzugehen. Wollte ich seine persönliche Ansicht hinsichtlich der Opportunität des Zeitpunktes wissen, so könne er mir sagen, wenn der Krieg unvermeidlich wäre, sei jetzt der Zeitpunkt günstiger als ein späterer.“ (Ebd., Zitat: S. 84).

³²⁸ FROMKIN, Europas letzter Sommer, Zitat: S. 220.

³²⁹ Zu den Einschätzungen der Situation bei Kriegsausbruch siehe auch die Stellungnahmen auf der nordbayerischen Gaukonferenz vom Mai 1915. (Siehe unten Kap. 4.2.1.).

stand blieb hier mangelhaft: Noch am 29. Juli teilte der Berliner Parteivorstand den Redaktionen der SPD-Blätter mit, dass „absolut zuverlässigen Mitteilungen“ zufolge „die Reichsregierung [...] auch jetzt noch eifrig bemüht [ist], auf eine Lokalisierung des österreichisch-serbischen Konfliktes hinzuwirken. [...] Selbstverständlich dürfen wir uns in unserem Kampfe gegen die Kriegshetzerei durch nichts beeinflussen lassen, immerhin raten wir dringend, die gebotene Vorsicht obwalten zu lassen.“³³⁰

Daran hielt sich die bayerische Parteipresse, wenn auch im Einzelnen deutliche Nuancierungen erkennbar waren. Die *Neue Donau-Post* unterstellte der deutschen Regierung fälschlicherweise, „bis zur letzten Stunde alles zu tun, um eine friedliche Lösung zu suchen“³³¹. Auch der *Fränkische Volksfreund* (Würzburg) sah nur in der Wiener Regierung die zum Krieg treibende Kraft,³³² das Blatt glaubte, „bestimmten Grund zu der Annahme zu haben, daß die deutsche Regierung wenigstens zur Stunde noch ehrlich bestrebt ist, den Frieden zu erhalten. [...] Daß die deutsche Regierung die wahnsinnige Wiener Politik innerlich billigt, ist nicht anzunehmen.“³³³ Insbesondere Reichskanzler Bethmann Hollweg wurde dabei - ein aus heutiger Sicht absurd erscheinendes – uneingeschränktes Vertrauen entgegengebracht.³³⁴ Dies tat auch die *Schwäbische Volkszeitung*, die glaubte feststellen zu können: „Man braucht der deutschen Regierung wirklich kein Uebermaß von Klugheit und Gewissensverfeinerung zuzutrauen, um ihr die aufrichtige Absicht zuzugestehen, daß sie ehrlich die Erhaltung des Friedens wünscht.“³³⁵

Bei der insgesamt kritischer eingestellten *Oberfränkischen Volkszeitung* verband sich allgemeiner Pessimismus ebenfalls mit Hoffnungen auf die konflikteindämmende Haltung der Berliner Regierung.³³⁶ Deren Unschuldsbeteuerungen wurde auch hier Glauben geschenkt,³³⁷ die Verantwortung

³³⁰ Rundschreiben des Parteivorstandes vom 29.7.1914. (SAPMO-BArch; RY 20/II 145 4).

³³¹ NDP Nr. 176 vom 1.8.1914.

³³² Vgl. FV Nr. 171 vom 28.7.1914.

³³³ FV Nr. 172 vom 29.7.1914.

³³⁴ Welch kuriose Züge dies annehmen konnte, geht aus einem eine Woche später erschienen Leitartikel des Blattes hervor, in dem es hieß: „Für unsere Verhältnisse ist es in höchstem Maße charakteristisch, daß der Gedanke die Volksvertretung einzuberufen, von der konservativ-patriotischen Presse mit Hohn und Spott behandelt wurde. Für sie besteht das deutsche Volk immer noch aus einer Schar von Untertanen, die nicht erst zu fragen haben, weshalb man in den Weltkrieg ziehen soll, denen man den Patriotismus befehlt und die dann eben Patrioten sind. Allein so töricht ist der Reichskanzler nicht. Er weiß als alter Kavallerist sehr gut, daß man einem Pferde, das die letzten, die äußersten Kräfte hergeben soll, vorn in den Zügeln etwas Freiheit geben muß.“ (FV Nr. 178 vom 5.8.1914).

³³⁵ SVZ Nr. 172 vom 28.7.1914.

³³⁶ So hieß es bereits am 25. Juli in einem Leitartikel: „Obwohl es unzweifelhaft zum Kriege kommen wird, wird es doch wohl der Wunsch eines jeden sein, daß er auf Oesterreich und Serbien beschränkt bleibt. Und es muß vor allen Dingen von der *deutschen Regierung* verlangt werden, daß sie alles aufbietet, um das zu erreichen.“ (OVZ Nr. 171 vom 25.7.1914).

³³⁷ Auch die *Oberfränkische Volkszeitung* schenkte der wahrheitswidrigen Behauptung der Reichsleitung, sie habe vom Inhalt des Wiener Ultimatums an Serbien nichts gewusst, Glauben; auch die taktisch motivierten Willensbekundungen hinsichtlich einer Lokalisierung des Konfliktes wurden nicht in Zweifel gezogen. (Vgl. OVZ Nr. 173 vom 28.7.1914).

für die Eskalation der Krise vor allem bei Österreich gesehen.³³⁸ Die Ablehnung der britischen Vermittlungsinitiative durch Berlin wurde als „sehr unerfreulich“ bezeichnet - allerdings ohne das positive Urteil über die Reichsleitung infrage zu stellen.³³⁹ Wie falsch die Vorstellungen waren, die auch in der Redaktion des Hofer Blattes herrschten, zeigt allein schon folgende Passage eines Leitartikels: „und wir zweifeln schließlich nicht daran, daß die deutsche Regierung im Sinne des Friedens wirken wird. Besonders war es ein für den Frieden wirkendes Moment, daß die deutsche Regierung von der Art und vor allem von der verletzenden Schroffheit der österreichischen Note an Serbien nichts gewußt hat, daß also Deutschland für die Handlung der österreichischen Kriegstreiber nicht verantwortlich gemacht werden kann.“³⁴⁰

Dem war mitnichten so, wie inzwischen längst bekannt ist: „Es war Berlins Plan, dem Wien schließlich folgte (wenngleich man dies vor der Welt zu verschleiern suchte). Dieser Plan sah vor, dass Wien rasch losschlug, Serbien niederwarf und Europa damit ein *Fait accompli*, also eine vollendete Tatsache präsentierte.“³⁴¹ Als Österreich sich unfähig zu schnellem Handeln erwies, steckte die Berliner Führung nicht etwa zurück, sondern blieb auf Konfrontationskurs, dem Weltkrieg sehenden Auges entgegengehend. Die taktischen Motive der Reichsleitung gehen aus einem Telegramm hervor, das Bethmann Hollweg am 27. Juli an den deutschen Botschafter in Wien sandte; darin räsionierte der Kanzler über eine weitere englische Vermittlungsinitiative: „Nachdem wir bereits (!) einen englischen Konferenzvorschlag abgelehnt haben, ist es uns unmöglich, auch diese englische Anregung a limine abzuweisen. Durch eine Ablehnung jeder Vermittlungsaktion würden wir vor der ganzen Welt für die Konflagration verantwortlich gemacht und als die eigentlichen Treiber zum Krieg hingestellt werden. *Das würde auch unsere eigene Stellung im Lande unmöglich machen, wo wir als die zum Krieg Gezwungenen dastehen müssen.* Unsere Situation ist umso schwieriger, als Serbien scheinbar sehr weit nachgegeben hat.“³⁴² Wie die öffentliche Meinung im gewünschten Sinne gesteuert wer-

³³⁸ Vgl. OVZ Nr. 175 vom 30.7.1914 sowie die übrigen hier angeführten Leitartikel.

³³⁹ In dem betreffenden Artikel hieß es weiter: „Wenn die deutsche Regierung zur ernsthaften Bekundung ihres Friedenswillens gewillt ist, dann muß sie darauf dringen, daß der weiteren Entwicklung der Dinge ein Riegel vorgeschoben wird, um es nicht zu einem Blutvergießen kommen zu lassen, das an Entsetzlichkeit alles bisher Dagewesene weit in den Schatten stellt.“ (OVZ Nr. 174 vom 29.7.1914). Zwei Tage später hieß es: „Wohl versuchen die Kriegstreiber und Kriegshetzer in Deutschland, die Regierung zum Losschlagen zu veranlassen, jedoch ist diese bis jetzt bestrebt, die Erhaltung des Friedens zu garantieren.“ (OVZ Nr. 176 vom 31.7.1914).

³⁴⁰ OVZ Nr. 175 vom 30.7.1914.

³⁴¹ FROMKIN, Europas letzter Sommer, S. 198. Der österreichische Botschafter in Berlin berichtete am 25.7.1914 an Außenminister Graf Berchthold: „Man sieht hier [d. h. in Berlin] in jeder Verzögerung des Beginnes der kriegerischen Operationen grosse Gefahr betreffs Einmischung anderer Mächte. Man rät uns dringendst sofort vorzugehen und die Welt vor ein *fait accompli* zu stellen.“ (Abgedruckt in: GEISS (Hrsg.), Juli 1914, S. 190).

³⁴² F. FISCHER, Griff nach der Weltmacht, Zitat: S. 78.

den könnte, war Bethmann Hollweg dabei klar: „Auf jeden Fall muss Russland rücksichtslos ins Unrecht gesetzt werden“³⁴³.

Was dem Kanzler ernsthaft Sorge bereitete, waren Entwicklungen, die auf eine friedliche Beilegung der Krise abzielten; dies vermochte er gegenüber der Öffentlichkeit geschickt zu verbergen. Über die hinter der Fassade der Friedfertigkeit gefahrene Strategie der Reichsleitung herrschte in der bayerischen Parteipresse zweifellos blanke Unkenntnis.³⁴⁴ Etwas kritischer äußerte sich immerhin die *Fränkische Tagespost* angesichts der Ablehnung des von London vorgetragenen Vermittlungsversuches durch das Auswärtige Amt: „Leider können wir heute nicht die gleiche Zuversicht in die Friedensliebe der deutschen Regierung ausdrücken, obgleich die Reichsregierung weiß, wie das *ganze deutsche Volk*, von unbeträchtlichen, wenn auch sehr schreienden Ausnahmen abgesehen, *für den Frieden* ist“³⁴⁵. Die Redaktion musste schlicht eingestehen: „Über die Entschließungen der Machthaber herrscht Dunkel.“³⁴⁶ Auch Vollmar, ohnehin weitab vom Schuss in der bayerischen Provinz, glaubte noch am 26. Juli, eine Lokalisierung des Krieges auf den Balkan sei möglich.³⁴⁷ Was Adolf

³⁴³ FROMKIN, Europas letzter Sommer, Zitat: S. 269f.

³⁴⁴ In dem Artikel der *Schwäbischen Volkszeitung* hieß es noch: „Daß auch der deutschen Regierung vor solcher Verantwortung [d. h. für die Herbeiführung des Krieges; B. A.] graut, verrät die wiederholte offizielle Erklärung: wir waren vom Wortlaut des österreichischen Ultimatus *nicht* unterrichtet, wir *hoffen*, daß es zwischen Serbien und Oesterreich trotz alledem noch zu einem *Ausgleich* kommt und wir wünschen dringendst, daß das Balkanabenteuer *keine* europäischen Konflikte nach sich zieht.“ (SVZ Nr. 172 vom 28.7.1914). Tatsächlich hatte Bethmann Hollweg bereits am 6. Juli der österreichischen Regierung den so genannten „Blankoscheck“ ausgestellt; darin hatte er es Wien überlassen, über die weiteren Schritte gegen die serbische Regierung zu entscheiden und zugesichert, Österreich könne „hierbei – wie auch immer [die] Entscheidung ausfallen möge – mit Sicherheit darauf rechnen, daß Deutschland als Bundesgenosse und Freund der Monarchie hinter ihr stehe.“ (NEITZEL, Kriegsausbruch, Zitat: S. 167). Die möglichen Folgen waren dem Kanzler durchaus bewusst; am 7. Juli vertraute er Riezler seine Einschätzung an: „Eine Aktion gegen Serbien kann zu einem Weltkrieg führen.“ (RIEZLER, Tagebücher, S. 183). Der deutsche Botschafter in Wien, Heinrich Leopold von Tschirschky, hatte seine Gesprächspartner in Wien Anfang Juli bezüglich des Vorgehens gegen Serbien wissen lassen: „Wenn ihr (Österreicher) euch das gefallen laßt, seid ihr nicht wert, daß man euch anspuckt. Dann muß Deutschland sich nach einem anderen Bundesgenossen umsehen.“ (MEYER-ARNDT, Die Julikrise, Zitat: S. 57). Den Wortlaut des praktisch unannehmbaren Ultimatus an Belgrad hatte die Wiener Regierung einen Tag vor Übergabe (23.7.1914) dem Auswärtigen Amt in Berlin mitgeteilt (über den sinngemäßen Inhalt herrschte dort allerdings bereits viel früher weitgehende Klarheit); Zeit, um eine Modifikation des Ultimatus vorzunehmen bzw. zu fordern, bestand jedenfalls. Tschirschky hatte noch am 21. Juli von einer Abmilderung der an Belgrad gestellten Forderungen abgeraten. Staatssekretär Jagow äußerte zwar Bedenken, versuchte aber nicht, auf den Bundesgenossen mäßigend einzuwirken. Das Berliner Auswärtige Amt hatte sich vielmehr Sorgen gemacht, „Österreich könnte gegen Serbien nicht hart genug vorgehen.“ (John C. G. RÖHL, Vorsätzlicher Krieg? Die Ziele der deutschen Politik im Juli 1914, in: MICHALKA (Hrsg.), Der Erste Weltkrieg, S. 193-215, hier: S. 205). Die danach einsetzenden Vermittlungsbemühungen Londons wurden von der Reichsleitung nur dilatorisch behandelt; Berlin übermittelte den britischen Vorschlag, eine Konferenz zur friedlichen Streitbeilegung abzuhalten, nach Wien, verbunden mit dem Hinweis: „Die deutsche Regierung versichert auf das Bündigste, daß sie sich in keiner Weise mit den Vorschlägen identifiziere, sogar entschieden gegen deren Berücksichtigung sei und dieselben, nur um der englischen Bitte Rechnung zu tragen, weitergebe.“ (MEYER-ARNDT, Die Julikrise, Zitat: S. 126). Am 25.7.1914 antwortete Jagow auf die Frage, ob Deutschland nicht in einen Weltkrieg verwickelt werden würde, falls Rußland nicht zurückweiche, mit den Worten: „Er glaube das nicht, die diplomatische Situation sei sehr günstig. Weder Rußland, noch Frankreich, noch England wollten den Krieg [...]. Und wenn es sein müsse [lächelnd] – einmal werde der Krieg ja doch kommen, wenn wir die Dinge gehen lassen, und in zwei Jahren sei Rußland stärker als jetzt.“ (F. FISCHER, Die Außenpolitik des kaiserlichen Deutschland, in: SCHÖLLGEN (Hrsg.), Flucht in den Krieg?, S. 25-67, Zitat: S. 41).

³⁴⁵ FT Nr. 174 vom 29.7.1914.

³⁴⁶ FT Nr. 175 vom 30.7.1914.

³⁴⁷ So in Briefen an P. Scheidemann und M. Segitz vom 26.7.1914. (Vgl. GROH, Negative Integration, S. 630).

Müller genau über seine vertraulichen Kanäle wann erfahren hat, bleibt ungeklärt; sicher ist nur: Er kritisierte die Reichsleitung zu keinem Zeitpunkt - im Gegenteil.

Die *Oberfränkische Volkszeitung* wusste – oder ahnte - es diesmal besser; am 27. Juli, einen Tag bevor Österreich-Ungarn an Serbien den Krieg erklärte, verkündete sie bereits: „*Der Weltkrieg steht vor der Tür*. Ein Massenmorden, ein Elend bereitet sich vor, wie es die Menschheit noch nicht erlebt hat.“³⁴⁸ Auch die *Fränkische Volkstribüne* malte in ihrem Leitartikel vom selben Tag bereits das Schreckbild eines Krieges unter Beteiligung sämtlicher europäischer Großmächte an die Wand. Der Reichsleitung wurde dabei vorgeworfen, den Kriegstreibern in Wien aus purer Gleichgültigkeit nicht in den Arm gefallen zu sein; hier zeigte sich, wie geschickt es der Regierung gelungen war, ihre Taktik zu verbergen, die eben darin bestanden hatte, auf Wien gezielten Druck auszuüben, damit das Ultimatum an Belgrad möglichst unerfüllbar formuliert würde.³⁴⁹ Davon nichts ahnend forderte das Bayreuther Blatt: „Noch ist das anstehende Schreckensdrama nicht in dem Stadium, daß ein Rückmarsch zur Vernunft unmöglich wäre. Noch kann Deutschland seinen Verbündeten ohne Mühe zum Einlenken veranlassen. Es ist jedoch zu befürchten, daß es dies nicht tut. [...] Die Stunde ist gekommen, wo das gewaltigste Friedenselement im Volke, die organisierte Arbeitermacht, unwiderstehlich sich für die Sicherung des Friedens bemerkbar machen muß.“³⁵⁰

Genau dies geschah nun tatsächlich. Der am 25. Juli von der SPD-Parteiführung in Berlin veröffentlichte Aufruf zu Friedenskundgebungen fand in Bayern wie im übrigen Reich lebhaften Widerhall, der sich anhand der Berichte in der Parteipresse nachzeichnen lässt. Ein präzises Urteil darüber zu fällen, ob die SPD-Presse in diesem Fall ein getreues Abbild der Stimmung in der Arbeiterschaft darstellte, scheidet zwangsläufig an nahezu unüberwindlichen methodischen Hindernissen. Der

³⁴⁸ OVZ Nr. 172 vom 27.7.1914.

³⁴⁹ Zu den Dokumenten, die den Druck Deutschlands auf Österreich im Sinne einer raschen Konfliktverschärfung belegen, zählt nicht nur der oben zitierte Bericht des bayerischen Geschäftsträgers in Berlin an Ministerpräsident Hertling vom 18.7.1914, der im Übrigen zu der Dokumentensammlung gehörte, deren Veröffentlichung Eisner nach Kriegsende veranlasste. In diesem Bericht wurde die Befürchtung der Reichsleitung geschildert, ein zurückhaltendes Vorgehen Wiens könnte Belgrad die Gelegenheit für einen diplomatischen Ausgleich verschaffen, was einem Krieg die Grundlage entziehen würde. Das Auswärtige Amt wies dabei mehrere Auslandsvertretungen an, für eine Beeinflussung der öffentlichen Meinung im antiserbischen Sinne zu sorgen, „dabei aber sorgfältig alles zu vermeiden, was den Anschein erwecken könne, als hetzten wir die Österreicher zum Kriege.“ (Immanuel GEISS, *Die deutsche Politik gegenüber Serbien in der Julikrise 1914*, in: Ders., *Das Deutsche Reich und die Vorgeschichte des Ersten Weltkriegs*, S. 159-189, Zitat: S. 184). Eben darum ging es der Reichsleitung, nämlich Wien zu einem baldigen Vorgehen gegen Serbien zu drängen. Am 28. Juli erhielt der deutsche Botschafter in Wien vom Auswärtigen Amt die Anweisung: „Sie werden es dabei sorgfältig zu vermeiden haben, daß der Eindruck entsteht, als wünschten wir Österreich zurückzuhalten. Es handelt sich lediglich darum, einen Modus zu finden, der die Verwirklichung des von Österreich-Ungarn erstrebten Ziels, der großserbischen Propaganda den Lebensnerv zu unterbinden, ermöglicht, ohne gleichzeitig einen Weltkrieg zu entfesseln, und, wenn dieser schließlich nicht zu vermeiden ist, die Bedingungen, unter denen er zu führen ist, für uns nach Tunlichkeit zu verbessern.“ (MEYER-ARNDT, *Die Julikrise*, Zitat: S. 148). Wie insbesondere die neuere Forschung herausgearbeitet hat, rannte die Reichsleitung bei starken Kräften in der politischen und militärischen Führung der Doppelmonarchie offene Türen ein. Für den Gesamtzusammenhang bleibt „festzuhalten, dass Österreich-Ungarn *ohne* die Rückendeckung des mächtigen Bündnispartners niemals militärisch gehandelt hätte – aller Kriegsbereitschaft in Wien zum Trotz.“ (NEITZEL, *Kriegsausbruch*, S. 169).

³⁵⁰ FVt Nr. 172 vom 27.7.1914.

Verlauf der auf die Bewahrung des Friedens gerichteten Kampagne der SPD im Juli 1914 lässt jedoch auch für Bayern gewisse Rückschlüsse auf die Wahrnehmung der sich überschlagenden Ereignisse durch proletarische Bevölkerungsschichten zu, auch wenn diese in einer eher passiven Rolle verharrten. Ausschlaggebend für das Zustandekommen von Kundgebungen scheinen die örtlichen Parteileitungen geblieben zu sein, wenn auch - wie etwa in München - nicht einkalkulierte Faktoren eine Rolle spielen konnten.

Für die dann „außerordentlich stark“³⁵¹ besuchte Volksversammlung im Münchner Kindl-Keller am 27. Juli war seit längerem Kurt Eisner als Redner vorgesehen gewesen.³⁵² Thema der Veranstaltung war ursprünglich der Protest gegen die Kulturpolitik der Regierung Hertling. Es war somit purer Zufall, dass ausgerechnet der zukünftige Anführer der Münchner Parteiopposition bei dieser Veranstaltung auftrat, die kurzfristig zur Antikriegskundgebung umfunktioniert wurde.³⁵³ Der viel beschäftigte Redakteur war bis dato in München als Versammlungsredner nicht groß in Erscheinung getreten, sondern hatte sich vor allem journalistisch und publizistisch betätigt. Die lokale Parteiführung, die innerhalb der bayerischen SPD den rechten, auf Zusammenarbeit mit den staatlichen Instanzen setzenden Flügel bildete, befürchtete offenbar Ungemach und versuchte noch, Eisner dazu zu bewegen, kurzfristig „krank“ zu werden, was dieser jedoch entschieden ablehnte.³⁵⁴ Eisner schilderte in seiner Rede die Gefahren der Bündnisautomatik und die Folgen eines mit modernen Mitteln geführten Krieges. Trotz seines eindeutigen Friedensbekenntnisses – „Wir erklären, Europa braucht Frieden, und die Proletarier in allen Ländern trennt kein Gegensatz“³⁵⁵ - stellte er die Legitimität eines Verteidigungskrieges nicht in Abrede und hob ebenfalls die allerorten beschworene Gefahr hervor, die angeblich von Rußland ausging.³⁵⁶

Eisner bewegte sich zu diesem Zeitpunkt gänzlich innerhalb des in der Sozialdemokratie üblichen Diskurses, als er das Feindbild des reaktionären Zarismus verwendete. Um diesem entgegenzutreten, forderte er das Zusammenwirken von Deutschland, England und Frankreich; Eisner argumentierte damit unorthodox entgegen der herrschenden Bündnislogik, betonte vielmehr den kulturellen Gegensatz zwischen Westeuropa und dem Zarenreich. War diese Idee auch eher weltfremd, so

³⁵¹ MP Nr. 172 vom 29.7.1914.

³⁵² Zum Folgenden siehe auch GRAU, Kurt Eisner, S. 299-305.

³⁵³ Siehe dazu auch unten Kap. 4.7.

³⁵⁴ Vgl. FECHENBACH, Der Revolutionär Kurt Eisner, S. 11.

³⁵⁵ MP Nr. 173 vom 29.7.1914.

³⁵⁶ „Rußland ist für den Westen eine Kriegsgefahr. [...] Darum ist für uns Sozialdemokraten die heutige Situation so besonders schwer. Denn niemand von uns will, daß das Kosakentum Europa beherrscht. [...] Wir sind bereit einen Angriff des Feindes abzuwehren und unser Vaterland zu schützen Aber in allen Kulturländern muß in letzter Stunde das Volk aufstehen und erklären: Wir wollen den Frieden!“ (Ebd.).

sprach die von der Versammlung mit nur einer Gegenstimme angenommene Resolution in ihrem Realitätssinn - gerade im Blick auf das Nachfolgende - für sich: „Ein Weltkrieg, ungeheuerlich und unabsehbar in seinen Wirkungen, daß er gleiches Verderben für Sieger und Besiegte bringen muß, lauert an der Pforte der europäischen Kultur und will unseren Erdteil in ein Völkergrab verwandeln. Tod, Seuchen, Siechtum und Verstümmelung, Arbeitslosigkeit und Hunger schicken sich an, über die Nationen zu gebieten. [...] Ein solcher Krieg wird auch nach dem Frieden keine Erlösung bringen.“³⁵⁷ Welchen Beitrag die SPD leisten konnte oder sollte, um diese Gefahren abzuwehren, blieb dabei offen; die sich an die Versammlung anschließende Demonstration wurde von der Polizei aufgelöst.³⁵⁸

Während in München die Landesleitung der SPD wenig Willen erkennen ließ, die Antikriegsbewegung voranzutreiben, kam es in den übrigen Teilen Bayerns zu etlichen Veranstaltungen. Die landesweit wohl größte fand in Nürnberg statt; die dortige Versammlung im Herkules-Velodrom vom 29. Juli nahm nach einer Rede des Landtagsabgeordneten Süßheim einstimmig eine Resolution an, die jegliche Bedrohung deutscher Interessen in Abrede stellte³⁵⁹ und „in den Kriegstreibereien die egoistischen Machenschaften der interessierten Kapitalistenkreise sieht und die sofortige Einberufung des Reichstages fordert, um dem Willen zum Frieden klarsten Ausdruck zu verleihen“³⁶⁰. Wegen des großen Andranges wurde noch in einem weiteren Saal, der ebenfalls bis auf den letzten Platz gefüllt war, eine Parallelversammlung abgehalten, in der Josef Simon unter stürmischem Beifall feststellte: „Nicht dem Vaterlande, nicht dem Volke – nein, den eigennützigen Interessen des Rüstungskapitals und der großkapitalistischen Zirkel dient dieser, dient jeder Krieg.“³⁶¹

Einen Tag später sprach Simon auf einer weiteren Antikriegskundgebung in Hof vor über eintausend Menschen, die ebenfalls einstimmig eine Resolution verabschiedeten, die sich „in Übereinstimmung mit den Sozialdemokraten aller Länder“ gegen den Krieg „in entschiedenster Weise“³⁶² erklärte. Auf einer Versammlung aus dem gleichen Anlass sprach der Parteiredakteur Blumtritt am gleichen Tag in Münchberg; dabei warf er der österreichischen Regierung vor, durch ihr Vorgehen gegen Serbien „die Gefahr eines Weltkrieges“³⁶³ heraufbeschworen zu haben (es folgte die übliche Resolution). Am 29. Juli hatte auf einer zahlreich besuchten Versammlung in Bayreuth der Partei-

³⁵⁷ Ebd.

³⁵⁸ Vgl. FECHENBACH, Der Revolutionär Kurt Eisner, S. 11.

³⁵⁹ Vgl. FT Nr. 175 vom 30.7.1914.

³⁶⁰ GÄRTNER, Mit uns zieht die neue Zeit, Zitat: S. 138.

³⁶¹ FT Nr. 175 vom 30. 7. 1914.

³⁶² OVZ Nr. 176 vom 31.7.1914.

³⁶³ Ebd.

dakteur Puchta zum Thema „Krieg dem Kriege!“ gesprochen; er gab dabei die Parole aus: „Wenn wir schon einmal sterben müssen, dann für ein Ziel, das uns des Sterbens wert erscheint.“³⁶⁴ Die gleiche Resolution wie in Hof und Nürnberg wurde auch hier einstimmig verabschiedet.³⁶⁵ Für Anfang August waren in weiteren oberfränkischen Orten derartige Veranstaltungen mit Puchta als Redner angekündigt, die aber wohl nicht mehr stattfanden.³⁶⁶ Gleiches ist auch für die Versammlungen, die in Selbitz, Naila und Schönwald geplant waren,³⁶⁷ anzunehmen (als Redner waren dort Blumtritt und Hans Seidel³⁶⁸ vorgesehen).

Zu vergleichbaren Antikriegsdemonstrationen kam es auch in Mittelfranken.³⁶⁹ In Fürth sprach der Landtagsabgeordnete und Bezirksparteisekretär Hans Vogel am 29. Juli vor über 1200 Personen über „Imperialismus und Weltkrieg“. Dort war, wie der Berichterstatter der *Fränkischen Tagespost* mitteilte, „nichts von einer Kriegsstimmung zu bemerken, jedem konnte man den Ernst der Situation vom Gesichte ablesen. [...] Tränen flossen vielfach, besonders aus den Augen der Frauen, als der Referent versuchte, auch nur einigermaßen das Elend zu schildern, das ein Krieg, besonders für die Arbeiterklasse, mit sich brächte. Hunger, Not in den grellsten Farben, Seuchen und Tod [sic] würden reichliche Ernte halten. Keine Phantasie ist imstande, dieses Elendsbild auch nur annähernd der Wirklichkeit entsprechend darzustellen.“³⁷⁰ Unter lebhaftem Beifall schloss Vogel mit einer Kampfansage an Krieg und Unterdrückung; die Resolution für den Frieden wurde einstimmig angenommen. Einen ähnlichen Verlauf nahm die Mitgliederversammlung tags darauf in Erlangen.³⁷¹ Eine in Pappenheim für den 2. August geplante Kundgebung wurde angesichts der inzwischen ein-

³⁶⁴ ENDRES, Friedrich Puchta, in: *Archiv für Geschichte von Oberfranken* 75 (1995), S. 405-412, Zitat: S. 405.

³⁶⁵ Vgl. FVt Nr. 175 vom 30.7.1914.

³⁶⁶ Am 1.8.1914 sollte Puchta in Marktleuthen, am Tag darauf in Stockheim und Tettau sprechen. (Vgl. FVt Nr. 176 vom 31.7.1914).

³⁶⁷ Vgl. OVZ Nr. 176 vom 31.7.1914.

³⁶⁸ Seidel, Hans, geb. 9.6.1880 in Schwarzenbach a. d. Saale (BA Hof), 1887-1894 Volksschule in Münchberg, 1894-1910 Textilarbeiter bzw. Fabrikweber, Wanderschaft, 1898 Beitritt zur Gewerkschaft, 1903 Beitritt zur SPD, 1905-1910 Vorsitzender der Filiale des Textilarbeiterverbandes in Münchberg, ab Sept. 1911 2. Vorsitzender des SPD-Wahlkreisvereins Hof, 1913 Besuch der Parteischule in Berlin, Nov. 1910 bis Juni 1919 Redakteur der *Oberfränkischen Volkszeitung* in Hof, dazwischen 1914-1918 Kriegsteilnehmer, ab 1914 Vorstandsmitglied der SPD in Hof, 1917 Übertritt zur USPD, 1918/19 Mitglied des Arbeiter- und Soldatenrates in Hof und des oberfränk. Kreisarbeiterrates, 1918/19 Mitglied des provisor. Nationalrates in Bayern und des Landesarbeiterrates, Jan. 1919 Kandidatur zur deutschen Nationalversammlung für die USPD, Feb./März 1919 Mitglied des bayer. Rätekongresses, Juli 1919 bis Sept. 1922 USPD-Bezirksparteisekretär für Oberfranken mit Sitz in Hof, MdR 1920-1932, ab Mai 1921 Mitglied des USPD-Landesvorstandes, Delegierter auf den USPD-Parteitag von 1919 (Leipzig) und 1922 (Leipzig und Gera), 1922 Rückkehr zur SPD, Okt. 1922 bis Sept. 1930 Parteisekretär für den SPD-Unterbezirk Hof, Okt. 1930 bis März 1933 Geschäftsführer der Oberfränkischen Verlagsanstalt und Druckerei in Hof, MdL 1932-1933, März-April 1933 Schutzhaft in Hof, Juni 1933 erneut verhaftet, nach Freilassung im Aug. 1933 Webwarenfabrikant in Hof, Aug. 1944 verhaftet, bis Sept. 1944 im KZ Dachau, nach 1945 Mitheerausgeber der *Frankenpost*, 1958 Bundesverdienstkreuz, gest. 5.3.1959 in Hof.

³⁶⁹ Die Versammlungen in Erlangen, Fürth und Nürnberg hatten – ebenso wie diejenige in München – ursprünglich die reaktionäre Kulturpolitik der Regierung Hertling zum Gegenstand, wurden dann aber kurzfristig zu Antikriegskundgebungen umfunktioniert.

³⁷⁰ FT Nr. 175 vom 30.7.1914.

³⁷¹ Vgl. FT Nr. 176 vom 31.7.1914.

getretenen Ereignisse abgesagt.³⁷² Über diese Aufzählung hinaus sind noch weitere Veranstaltungen in kleineren Orten denkbar.³⁷³

Allerdings wurde der Aufruf des Parteivorstandes zu Friedenskundgebungen nicht überall umgesetzt. Die *Neue Donau-Post* (Regensburg) druckte ihn gar nicht erst ab; der *Fränkische Volksfreund* und die *Schwäbische Volkszeitung* (Augsburg) taten dies zwar,³⁷⁴ es folgten jedoch keine Aktionen der örtlichen SPD-Organisationen. Lediglich für Kempten lässt sich noch eine Volksversammlung unter dem Motto „Nieder mit dem Krieg!“ nachweisen;³⁷⁵ dort sprachen am 30. Juli der Landtagsabgeordnete Heinrich Gölzer³⁷⁶ und der Arbeitersekretär Wilhelm Deffner³⁷⁷. Diese (keinen Anspruch auf Vollständigkeit erhebende) Aufstellung von sozialdemokratischen Versammlungen, die sich gegen den Krieg richteten, zeigt, dass die Mitgliederschaft in erheblichem Umfang für dieses Ziel mobilisierbar war. Die *Schwäbische Volkszeitung* traf wohl die Stimmung in der Partei mit der Behauptung: „Nur unreife Burschen können sich für ein Kriegsabenteuer begeistern, das Europa in ein mit Blut- und Verwesungsdunst erfülltes Menschenschlachthaus verwandelt.“³⁷⁸ Noch etwas deftiger äußerte sich das *Bayerische Wochenblatt*: „Patriotischer` Pöbel hat beim Bekanntwerden der Nachrichten vom *drohenden Kriegsausbruch* in München wahrhaft *skandalöse` Begeisterungs`*-Szenen aufgeführt. Wenn es möglich wäre, die Kriegsschreier und Demonstrations-Brüllaffen auf den Straßen und in den Wirtshäusern immer gleich zusammenzupacken, in des `Königs Rock` zu stecken und ins Feld zu schicken, dann wäre der Rummel bald beendet. Meist sind es unreife Burschen oder andere Leute, die ihre Haut nicht zu Markte tragen brauchen, aber eben deswegen sich in eine Hurrastimmung

³⁷² Vgl. FT Nr. 177 vom 1.8.1914.

³⁷³ Die bislang umfangreichste Auflistung der Antikriegsdemonstrationen und –versammlungen im Reich bietet Kruse (vgl. Krieg und nationale Integration, S. 31-36). Dort sind für Bayern lediglich die Veranstaltungen in München, Nürnberg, Fürth und Bayreuth aufgeführt; eine systematische Untersuchung der Demonstrationsbewegung in Bayern Ende Juli/Anfang August 1914 steht noch aus.

³⁷⁴ Vgl. FV Nr. 170 vom 27.7.1914 und SVZ Nr. 171 vom 27.7.1914.

³⁷⁵ Vgl. SVZ Nr. 173 vom 29.7.1914.

³⁷⁶ Gölzer, Heinrich, geb. 3.1.1868 in Kempten, 1873-1881 Volksschule in Kempten, 1881-1884 Schreinerlehre und Fortbildungsschule in Kempten, Wanderschaft, 1885 Beitritt zur Gewerkschaft, 1888 Beitritt zur SAP, 1890-1893 Gewerbeschule in Hamburg, ab 1893 selbständiger Schreinermeister in Kempten, Mitbegründer und langjähriges Vorstandsmitglied der SPD in Kempten, 1905-1931 Gemeinderat in Kempten, MdL 1912-1918, 1918/19 Mitglied des provisor. Nationalrates in Bayern, MdR 1919-1920, 1920-1930 Mitglied des Vorstandes des SPD-Bezirks Oberbayern-Schwaben, gest. 29.1.1942 in Kempten.

³⁷⁷ Deffner, Wilhelm Johann, geb. 12.5.1871 in Deinigen (BA Nördlingen), ab 1873 in Augsburg, Sattlerlehre, dann Fabrikarbeiter, Spinner, 1891 Beitritt zur SPD, Beitritt zum Textilarbeiterverband, ab 1901 Ausgeher beim Textilarbeiterverband, 1904-1905 Betreiber eines Butter- und Käsehändels, ab Dez. 1910 Bezirksleiter des Textilarbeiterverbandes Südschwaben und Allgäu in Kempten, Arbeitersekretär in Kempten, 1917-1918 Militärdienst, 1918/19 Vorsitzender des Arbeiter- und Soldatenrates für Kempten und Umgebung, 1918/19 Mitglied des provisor. Nationalrates in Bayern und des Landesarbeiterrates, ab Nov. 1919 Gauleiter des Textilarbeiterverbandes in Bayern mit Sitz in Augsburg, nach 1933 Textilwarengroßhändler in Augsburg, gest. 12.5.1977 in Augsburg.

³⁷⁸ SVZ Nr. 172 vom 28.7.1914.

hineinalkoholisieren, daß man meinen möchte, von ihrer Maulaufreißerei hinge Sieg oder Niederlage ab.“³⁷⁹

Sehr wenig deutete hier auf die nahezu einmütige publizistische Unterstützung hin, die wenige Tage später von der bayerischen Sozialdemokratie der Regierung im Zeichen des Burgfriedens gewährt werden sollte. Bei den Ereignissen der letzten Juliwoche gilt es aber auch festzuhalten: Die vom Parteivorstand ausgegebene Direktive wurde keineswegs einheitlich befolgt, nur ein Teil der Ortsverbände ergriff die Initiative zu Friedenskundgebungen. Über die in den einzelnen Parteigremien vor Ort zu dieser Zeit abgelaufenen Diskussionen lassen sich keine Angaben machen. Der Landesvorstand hielt sich bei dieser Kampagne auffällig zurück und versah offenbar nur „Dienst nach Vorschrift“. Ende Juli zeichnete sich in den öffentlichen Meinungsäußerungen der bayerischen Sozialdemokratie jedenfalls noch keine Bereitschaft zur Unterstützung der Regierungspolitik im Kriegsfall ab; binnen weniger Tage sollte sich aber auch hier eine dramatische Wende vollziehen. Die dahinterstehenden, noch keineswegs in all ihrer Komplexität gänzlich erforschten individual- und kollektivpsychologischen Vorgänge wurden oben bereits skizziert. Soweit es sich bisher beurteilen lässt, lag die Entwicklung in Bayern im reichsweiten Trend; auch hier war die Stimmung der Arbeiterschaft „mehr durch Niedergeschlagenheit als durch Begeisterung“³⁸⁰ gekennzeichnet, was bestimmte Spezifika nicht ausschließt. Eine Untersuchung des „Augusterlebnisses“ auf breiterer Quellengrundlage könnte hier weitere Aufschlüsse erbringen.

3.2.4 *Die Stimmung in der SPD und in der Arbeiterschaft*

„Die Kriegsbegeisterung von 1914 ist geradezu legendär“³⁸¹, hat Wolfgang Kruse zu Recht festgestellt. Wie verhalten sich dazu nun die Befunde, die sich aus der Auswertung der Presse der bayerischen SPD ergeben? Auch in den bayerischen Städten war das öffentliche Leben Ende Juli/Anfang August 1914 geprägt von großen Menschenmengen, die in die Zentren drängten, um die neuesten Nachrichten zu erfahren und darüber zu diskutieren.³⁸² Einen ersten Eindruck über die Stimmungslage in der Arbeiterschaft (aber nicht nur dort) vermittelt eine Schilderung der Verhältnisse in Würzburg Ende Juli durch das örtliche Organ der SPD:

„Es ist ein trauriger Zustand, in dem die Bevölkerung sich befindet. Hilflos, das sieht jeder ein, ist die große Masse des werktätigen und friedliebenden Volkes zum Spielball für einige Diplomaten geworden. Wenn es im Wiener Auswärtigen Amt so gefällt, muß der deutsche Soldat sein Leben in die Schanze schlagen, das deutsche Wirtschaftsleben zerstört, über unzählige deutsche Familien

³⁷⁹ BayWo Nr. 31 vom 30.7.1914.

³⁸⁰ KRUSE, Krieg und nationale Integration, S. 158.

³⁸¹ KRUSE, Der Erste Weltkrieg, S. 17.

³⁸² Zu diesen Phänomenen siehe RAITHEL, Das „Wunder“ der inneren Einheit, S. 222 und passim.

unsagbare Not und gräßliches Elend gebracht werden. Alle diese Dinge spielen in den Betrachtungen der Menschen nur eine mehr stumme Rolle. Da sind aber die allerweltsweisen Bierbankpolitiker, die bis jetzt ihre Nasenspitze kaum über'n `Mee` hinausstreckten. Sie sind jetzt ins Gebiet der hohen Politik abgeschwenkt und – *vernichten Serbien!* [...] Ernst und schweigend stehen die *Arbeiter* in den Gruppen der Menschen, die sich um die Extrablätter reißen. [...] Sie wissen, daß *aus jedem Krieg*, in den Deutschland verwickelt wird, nur Not und Jammer für die Arbeiterfamilien entstehen können, daß ihre Angehörigen unversorgt bleiben, wenn sie selbst im bunten Rocke dem *Vaterland der Habsburger* zu neuem Ruhme verhelfen sollen.“³⁸³

Über die Stimmung in Hof am 1. August wurde berichtet: „Ueberall sah man auf den Straßen Gruppen von Personen zusammenstehen, die die Lage besprachen. Als dann gegen Abend die Anordnung der Mobilmachung bekannt wurde, füllten sich besonders die Hauptstraßen mit Menschen an. Stumm und niedergeschlagen durchpilgerten sie die Straßen, der Ernst der Situation war auf allen Gesichtern zu lesen. Wir gehen einer schweren Zeit entgegen, die Folgen der nun entfesselten Kriegesfurie sind nicht abzusehen.“³⁸⁴ Auch im benachbarten Selb löste das Bekanntwerden der Mobilmachung „eine sehr gedrückte Stimmung aus. Die Angst vor dem Kommenden ist mit verschwindenden Ausnahmen allgemein. [...] In dieser allgemeinen Depression versucht man nun, sich wenigstens vor dem schlimmsten zu schützen. Die Arbeiterschaft und mit ihr ein größerer Teil der übrigen Einwohnerschaft, versorgt sich mit den wichtigsten Nahrungsmitteln.“³⁸⁵

Für die hier im Mittelpunkt stehende mentale Disposition der Sozialdemokratie und ihrer Anhänger gibt ein Lagebericht aus Bayreuth noch genaueren Aufschluss, der am 8. August in der *Fränkischen Volkstribüne* veröffentlicht wurde. Unter der Überschrift „Anders als sonst“ hieß es dort:

„Wie anders ist es jetzt in der Stadt. Sonst überall das fröhliche Leben, das geschäftige Getue, das Schaffen und Wirken und oft auch sorglose Lachen und Jubeln. Und jetzt? Immer leerer und stiller wird es auf den Straßen. Es ist Krieg!

Gewichen sind freilich die Tage der quälenden Spannung vor der Entscheidung. Wer sie durchlebt, wird sie nie vergessen. Und dann kam die Gewißheit. Die Nervenspannung wich, die Gewißheit drückt nun schwer auf die Gehirne. Sie kam nicht auf einen Schlag. Langsam nahm sie von unserem Denken Besitz. Krieg! Wirklich Krieg! Diese Gewißheit ist so furchtbar, daß sich unser Gehirn nicht gefangen geben will. Viele wußten, daß Kriege ein Faktor der kapitalistischen Entwicklung sind. Aber trotzdem lebte die Hoffnung in ihnen, daß die Friedenskräfte, besonders die des Proletariats aller Länder, stärker sein würden, als die kapitalistischen Kriegstendenzen. Doch ist der Krieg da! Ist es nicht doch ein böser Traum? Ist der Kriegszustand nicht nur eine Drohung? Nein nein, es ist Krieg! Ist das möglich, daß Millionen Menschen unfaßbaren Gewalten folgen müssen, die ungezählte Massen auf die Schlachtfelder führen? Wie gigantisch müssen diese Gewalten sein, daß sie aller menschlichen Friedensarbeit spotten! Wer nicht die innersten Triebkräfte der kapitalistischen Wirtschaft kennt, nicht ihre imperialistischen Gegensätze zu verfolgen mag, der fühlt sich hilflos und verlassen, der sucht eine Stütze in der Zeit der schweren Not. Die Kirchen füllen sich. Gebete

³⁸³ FV Nr. 171 vom 28.7.1914.

³⁸⁴ OVZ Nr. 178 vom 3.8.1914.

³⁸⁵ Ebd.

erleichtern viele Herzen. Gott nimmt alle Schmerzen auf sich, er wird schicken, was sein unerforschlicher Ratschluß bestimmt, wir werden es ergeben tragen. Die *Wissenden* sehen auch in den Kriegen Resultate *menschlicher* Betätigung. Gewollt oder nicht gewollt, diese Resultate sind mit dem Kapitalismus untrennbar verbunden, wie die Krisen, die Arbeitslosigkeit, die Preisschwankungen. Die Wissenden sehen weit in der Zukunft Land: glückliche frohe Menschen bei friedlicher kulturfördernder Arbeit.

Aber heute ist Krieg! Tag für Tag rücken Männer ein. Erst waren es die jungen, nun sind es die älteren – bis nur noch die Alten, die Dienstuntauglichen, die Frauen und die Kinder zurückgeblieben sind. Pferdegetrappel, Wagengerassel, Autolärm locken immer wieder ans Fenster. Die Geräusche wirken anders als sonst, sie haben einen eigenen bangen Grundton. Truppweise marschieren Eingezogene durch die Straßen. Ernst blicken wir auf die Blüte des Volkes, auf seine Jugend. Da winken und grüßen Freunde und Bekannte. Und wieviel Kampfgenossen marschieren vorüber! Lebt wohl! Grüß Gott! Auf Wiedersehen! - Auf Wiedersehen? – Vielleicht. Sie ziehen ins Feld. - - - Läge es in unserer Macht, wir ließen euch alle gesund wiederkehren! Unsere heißen Wünsche für euer Leben begleiten euch. Könnten wir euch alle wiedersehen!

Doch ob sich eure und unsere Herzen zusammenkrampfen: Brüder, zaget nicht! Auch wir wollen nicht weinen und klagen, wir wollen handeln. Wir wollen uns eurer Lieben annehmen. Die Solidarität ist doch kein leerer Wahn!

Wenn aber das Werk gelingen soll, dann muß zuvor die geistige Krankheit energisch beseitigt werden, die viele Menschen erfaßt hat. Sie schließen die Häuser aus Furcht vor Spionen und Einbrechern. Sensationelle Meldungen jagen einander. Die bürgerliche Presse wirft unbedenklich auch die windigste Tatarennachricht durch Extrablätter in die Öffentlichkeit. Allmählich sind dann die Menschen in eine Stimmung hineingepeitscht, die zu gefährlichen Entladungen führen muß. [...]

Jeder verständige Mensch hat die Pflicht, andere zur Ruhe und Besonnenheit zu erziehen und ihnen mit gutem Beispiel voranzugehen. Jetzt mehr denn je, denn es ist Krieg - - -

Zuerst Krieg gegen Rußland. Dann Krieg gegen Frankreich. Und dann Krieg gegen England. Die halbe Welt in Flammen.“³⁸⁶

Dieses Stimmungsbild aus der fränkischen Provinz, verbunden mit einem profunden Einblick in die „Parteiseele“, kann nach Allem, was bislang erkennbar ist, als repräsentativ gelten. Von der meist wie selbstverständlich angenommenen „Kriegsbegeisterung“ war in der Arbeiterschaft keine Spur zu entdecken,³⁸⁷ sehr wohl aber das Bemühen um ruhige Gefasstheit. Die *Neue Donau-Post* stellte in ihrem Leitartikel vom 1. August klar: „Die von amtlichen Stellen redigierten Jubelmeldungen entbehren jeglicher Tatsächlichkeit. Das Grauen vor dem Entsetzlichen regiert.“³⁸⁸ Am selben Tag berichtete die *Fränkische Tagespost*:

„In Fürth machten die letzten Meldungen von der drohenden Kriegsgefahr einen erschütternden Eindruck. [...] Man muß nur die abgehärmten Gesichter der Frauen in den Nachmittagsstunden gesehen haben, als die Erklärung des Kriegszustandes bekannt wurde. Das helle Entsetzen sprach aus den geröteten Augen. Was Wunder, nachdem jetzt schon in normalen Verhältnissen ein ununterbrochenes Hungern das Los der Armen war. Den Ansturm auf die Verkaufsläden müssen sie untätig mit ansehen, da ihnen das Geld fehlt, auch einkaufen zu können. Zahlreichen Familien steht

³⁸⁶ FVt Nr. 183 vom 8.8.1914.

³⁸⁷ Ohne dies irgendwie zu belegen, behauptete Martin Geyer in seiner Studie über München: „Die Kriegsbegeisterung im August 1914 erfaßte zunächst auch Arbeiterfamilien, und die SPD konnte davon ohne weiteres profitieren.“ (Verkehrte Welt, S. 35).

³⁸⁸ NDP Nr. 176 vom 1.8.1914.

bevor, in den nächsten Tagen schon ihren Ernährer ziehen lassen zu müssen, sehr viele fürchten um das Leben irgend eines Familienangehörigen.“³⁸⁹

Schon in den Tagen zuvor war in der Stadt, die einen sehr hohen Anteil an Arbeitern aufwies, wenig Euphorie zu spüren gewesen.³⁹⁰ Die ersehnte Klärung der Lage durch die Bekanntgabe der Mobilmachung löste in Fürth folglich wenig Jubel aus: „Nach langem Warten war also die amtliche Bestätigung dessen da, woran zu glauben, sich niemand vorher zwingen konnte. Mit banger Sorge war auf diesen Augenblick gewartet worden; nachdem er da war, empfand man ihn als Befreiung von der lähmenden Ungewißheit. Mit noch tieferem Ernst, als die Menschen ins Stadttinnere gekommen waren, gingen sie wieder heim, nachdem die Mobilmachung amtlich ausgeschellt war. Jede lärmende Kundgebung unterblieb. Erst in den späten Abendstunden tönnten hier und da aus einem Wirtshaus heisere Menschenlaute auf die Straße, die Gesang sein sollten.“³⁹¹ Die bürgerliche *Nordbayerische Zeitung* berichtete: „In der Stadt waren bemerkenswerte Kundgebungen nirgends zu vernehmen. Die Menge unterrichtete sich aus den Anschlägen der Zeitungen und ging dann ruhig weiter.“³⁹² Auch nach dem Eintreffen der ersten Siegesnachrichten brach in Fürth keine Begeisterung aus;³⁹³ erst Anfang September kam es zu ersten patriotischen Straßenkundgebungen.³⁹⁴ (Stark beeinflusst wurde die öffentliche Stimmung auch durch die rasch anwachsende Arbeitslosigkeit, die in der Stadt im September den reichsweiten Rekordwert von 52% erreichte.³⁹⁵)

Als letzter Beleg dafür, dass „realistische Prognosen und Erwartungshaltungen nachweislich im Bereich des zeitgenössisch Denkbaren lagen“³⁹⁶, ein Artikel aus dem *Jungvolk*, der Beilage der *Fränkischen Tagespost*; am 31. Juli wurde dort ein Ausblick auf den Krieg veröffentlicht, der am nächsten Tag begann:

„Was die Menschen in jahrzehntelanger Arbeit geschaffen und mit Mühe und Opfern errichtet, worüber sich Tausende gefreut haben, was Hunderttausenden von Nutzen war, das alles wird zerstört und ausgelöscht werden.

Die modernen Kriegsmaschinen, die Kanonen, die Millionen von Gewehren, die Schnellfeuergeschütze vermögen in der aller kürzesten Zeit Zehntausende, ja Hunderttausende von Menschen zu töten und zu verstümmeln. Das große Heer der Soldaten, unsere Brüder und unsere Väter, die da

³⁸⁹ FT Nr. 177 vom 1.8.1914.

³⁹⁰ Vgl. RAITHEL, Das „Wunder“ der inneren Einheit, S. 238.

³⁹¹ FT Nr. 178 vom 2.8.1914.

³⁹² RAITHEL, Das „Wunder“ der inneren Einheit, Zitat: S. 267, Fn. 352.

³⁹³ So berichtete die *Nordbayerische Zeitung* am 22. August: „Ein großer Sieg ist unser! Aber niemand ruft es laut in die Straßen von Fürth, jeder liest die Botschaft schweigend und ernst.“ (Ebd., Zitat: S. 429, Fn. 94).

³⁹⁴ Dies wurde auch von der *Fränkischen Tagespost* ausdrücklich vermerkt. (Vgl. ebd., S. 431).

³⁹⁵ Angabe aus BIEBER, Gewerkschaften (Teil I), S. 85.

³⁹⁶ A. REIMANN, Der Erste Weltkrieg, in: APZ, H. 29-30/2004, S. 30-38, hier: S. 32.

hinausmarschieren, sie alle sind dem Tode geweiht. Sie können keinen Hoffnungsstrahl mitnehmen, wenn sie an die Grenzen geschickt werden. [...]

Der Krieg, wie er gegenwärtig Deutschland und alle großen Staaten Europas bedroht, wird ein Blutbad werden, in dem Unmassen wertvoller Menschen, blühende Gefilde, fruchttragende Aecker, glückliche Städte und Dörfer und all das untergeht, was uns Menschen das Leben verschönt.³⁹⁷

Eine deutliche Akzentverschiebung gegenüber den bisher angeführten Äußerungen der bayerischen SPD-Presse war Anfang August bei der *Schwäbischen Volkszeitung* erkennbar, die sich bereits um eine Sinnstiftung für den ausgebrochenen Krieg bemühte:

„Von der Hurrastimmung verantwortungsloser Radaupatrioten ist nicht mehr viel zu spüren, dazu ist die Situation zu ernst. Die Arbeiter sind nicht auf Radau gestimmt, [...] aber in treuer Pflichterfüllung fügen sie sich ins unvermeidliche und der heiße Wunsch, den Friedensstörer, den Hort der Reaktion, Rußland zu züchtigen, der Wunsch beseelt auch die Arbeiter, die von Haus und Herd gerissen werden. Die Arbeiter wollen keinen Krieg; wenn es aber gilt, das Vaterland gegen feindlichen Uebermut, gegen Unkultur und Barbarei zu verteidigen, dann sind sie die ersten, die ihren Mann voll und ganz stellen. Und die Arbeiter, soweit sie politisch denken gelernt haben, sie sind der Auffassung, daß die Niederwerfung des russischen Zarenreiches, des Henkerstaates, eine Kulturtat ist, die zu verrichten die deutsche Arbeiterschaft berufen sein wird.

„Ein furchtbar Schrecknis ist der Krieg!“ Das wissen wir [...]. Und trotz dieser Erkenntnis wird die organisierte Arbeiterschaft in diesen schweren Zeiten ihre Pflicht tun und den Beweis liefern, daß die „vaterlandslosen Gesellen“ mehr Vaterlandsliebe besitzen, als die Cafehauspatrioten und Asphaltkrakehler, die nichts riskieren.“³⁹⁸

Im sozialdemokratischen Milieu der bayerischen Städte herrschte – anders als bei den bürgerlichen Kreisen in der Landeshauptstadt – klar ersichtlich keinerlei „Freudenstimmung“, wohl aber eine ausgesprochene Solidarität vor, die bald das Bild bestimmte. Diese Solidarität galt nicht nur den Mitgliedern der eigenen Bewegung, sondern der „Nation“ insgesamt, auch und gerade im Wissen um die bevorstehenden Schrecknisse.³⁹⁹ Der zunächst überraschend erscheinende Stimmungsumschwung, der Furcht durch Entschlossenheit überdeckte, entfaltete nun seine Eigendynamik; deren Intensität sollte erst langsam nachlassen, nachdem sich – entgegen der zwischenzeitlich aufgeflammt Hoffnungen – kein rasches Kriegsende abzeichnete.

³⁹⁷ *Jungvolk* Nr. 27 vom 31.7.1914.

³⁹⁸ SVZ Nr. 178 vom 4.8.1914.

³⁹⁹ Zumindest die aus der bayerischen SPD-Partei-Presse gewonnenen Eindrücke stützen weitgehend die von Raithel geäußerte Vermutung, „daß die ruhige und ernste, aber doch kriegsbereite Reaktion, die sich in der Masse der städtischen Bevölkerung Deutschlands nach der Mobilmachung abzeichnete, im wesentlichen von der Arbeiterschaft getragen war. [...] Von der einigenden Kraft freudiger ‚Kriegsbegeisterung‘ ist dabei nichts zu erkennen. Im Gegensatz zum traditionellen Klischeebild läßt sich eher die Gegenthese vertreten: Ein starkes Hervortreten freudiger Begeisterung wäre dem Gefühl nationaler Einheit, das sich in deutschen und französischen Städten abzeichnete, nicht zuträglich gewesen. Gerade die dominierende Stimmungslage einer überwiegend ernsten Akzeptanz des nationalen Verteidigungskrieges ermöglichte eine auch die Arbeiterschaft einbeziehende Entfaltung des Gemeinschaftsgefühls.“ (Das „Wunder“ der inneren Einheit, S. 268 u. 277).

Als der Krieg, über dessen Entstehungszusammenhänge mit all ihren geheimdiplomatischen Winkelzügen allgemeine Unkenntnis herrschte, erst einmal eine „gegebene Tatsache“ war, blieb für offen oppositionelle Handlungen kaum noch eine Basis übrig. Stattdessen wurde von der *Fränkischen Tagespost* die Parole ausgegeben: „Heute gilt es nurmehr, Unvermeidliches mit Würde zu tragen, nüchtern zu bleiben, den Kopf hell und das Denken wach zu erhalten.“⁴⁰⁰ Auch die entschiedenste Stimme gegen den Krieg, die es in Bayern gab, Blumtritts *Oberfränkische Volkszeitung*, kapitulierte nun vor den übermächtigen Ereignissen und druckte eine Erklärung von Kreisvorstand und Redaktion ab, die zur Besonnenheit mahnte; von „Kampfmaßnahmen“ gegen die anlaufende Mobilmachung war auch hier keine Rede.⁴⁰¹ Diese Hinnahme des „Unvermeidlichen“, die mit Kriegsbegeisterung keineswegs gleichzusetzen war, bahnte der nachfolgenden Mythenbildung den Weg.

Wie weit entfernt die Weltsicht führender Vertreter der SPD in Berlin von der in den bayerischen Blättern geschilderten politischen Gefühlslage der Arbeiterschaft sein konnte, belegt das Beispiel Südekums, der „von einer allorts gleichmäßig prachtvollen Stimmung“⁴⁰² berichten zu können glaubte (Ebert notierte eine „mächtige Begeisterung“⁴⁰³, die in der Arbeiterschaft bei Kriegsausbruch geherrscht habe). Damit bewegten sie sich auf einer eigenen Wahrnehmungsebene, die den Nährboden für das verklärte „Augusterlebnis“ bot, weite Teile der Realität aber ausblendete. Auch für Bayern galt: „Die sorgenvolle Zurückhaltung in den proletarischen Wohnquartieren schloß allerdings weder aus, daß das konservative Establishment das Bekenntnis der Sozialdemokratie zum Reich und zu den Kriegskrediten aufatmend anerkannte, noch daß sich die Spitzenfunktionäre der politischen Arbeiterbewegung wegen des Versprechens der Gleichberechtigung als Vollbürger tief befriedigt zeigten.“⁴⁰⁴

Psychologisch bedeutsam war in diesem Zusammenhang noch, dass die von der Sozialdemokratie traditionell hoch gehaltenen Werte - Disziplin, Geschlossenheit, Solidarität – unter den Bedingungen des Krieges einen ganz neuen gesellschaftlichen Stellenwert erlangten und damit ein weiteres

⁴⁰⁰ FT Nr. 177 vom 1.8.1914.

⁴⁰¹ Die auf der ersten Seite abgedruckte Erklärung lautete: „Die Erklärung Deutschlands in den Kriegszustand hat eine veränderte Situation geschaffen, der auch wir uns anpassen müssen, da eine Einschränkung des Presserechtes und des Vereins- und Versammlungsrechtes erfolgt ist. Unsere Leser, unsere Parteigenossen und Parteigenossinnen werden die Zwangslage verstehen, in der wir uns befinden. Wir haben alles getan, was nur möglich ist, um den Frieden zu erhalten. Waren auch die Verhältnisse jetzt stärker als wir, so gebietet doch die Stunde, mit Ruhe und Ernst die Ereignisse zu durchleben und keine Unbesonnenheiten sich zuschulden kommen zu lassen, da sonst schwere Bestrafungen erfolgen, die im Kriegsrecht begründet sind. Wir bleiben unseren Idealen in Betracht der hohen Kulturmission treu und unsere Genossen und Genossinnen werden uns treu zur Seite stehen.“ (OVZ Nr. 177 vom 1.8.1914).

⁴⁰² A. Südekum an Unterstaatssekretär A. Wahnschaffe vom 9.8.1914. (Abgedruckt in: WOHLGEMUTH, Südekum im ersten Weltkrieg, in: ZfG XVII (1969), S. 749-760, hier: S. 753).

⁴⁰³ MÜHLHAUSEN, Friedrich Ebert, Zitat: S. 72.

⁴⁰⁴ WEHLER, Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 4, S. 17.

Mal der Beweis erbracht schien, dass die Prinzipien und Forderungen der Partei denjenigen ihrer Konkurrenten überlegen und damit zukunftssträftig waren. Dieses in seiner Breitenwirkung schwer abzuschätzende Gefühl wurde von der Presse auch aufgegriffen, wo es hieß: „Jeder ist seines Glückes Schmied“, diese altkapitalistischen Sprüche haben ihre Geltung allgemein verloren, nunmehr hat Geltung `Einer für alle, alle für einen`. In Friedenszeiten verband dieser Grundsatz die Arbeiterschaft zur Solidarität, weil sie gegen einen gemeinschaftlichen wirtschaftlichen Gegner Krieg führen mußte. Nun ruht dieser Krieg, an seine Stelle trat der blutige Krieg der Nationen. Nun gilt dieser Grundsatz `Einer für alle, alle für einen` für die ganze Nation.“⁴⁰⁵ Mit dieser Einschätzung bewegte sich die *Fränkische Tagespost* innerhalb der Strömung, die die Partei- und Gewerkschaftspresse dominierte.⁴⁰⁶ Gerade das reformistische Lager, zunächst aber auch Teile der Linken,⁴⁰⁷ glaubte(n) eine Affinität zwischen den Anforderungen des Krieges und den Grundsätzen der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung erkennen zu können.⁴⁰⁸ Auch Kautsky sah dies zunächst ganz ähnlich; er vertrat frühzeitig die Forderung: „Disziplin ist im Kriege nicht bloß für die Armee, sondern auch für die Partei das erste Erfordernis.“⁴⁰⁹

Mit Stolz stellte Parteipresse Ende Juli auch fest, „daß in den Arbeitervierteln viel größere Ruhe und Gefaßtheit zu Tage tritt, als im Großteil der bürgerlichen Kreise.“ Gewarnt wurde vor einer um sich greifenden „Nervosität“; stattdessen sollte die „Nervenkraft“ bewahrt werden, „die vielleicht schon in den nächsten Tagen unbedingt und in allen Kreisen der Bevölkerung viel notwendiger ist, soll nicht im Falle einer Mobilmachung in unserem geschäftlichen und wirtschaftlichen Leben alles drunter und drüber gehen“⁴¹⁰. Dabei handelte es sich nicht um eine Einzelstimme; wenige Wochen

⁴⁰⁵ FT Nr. 199 vom 27.8.1914.

⁴⁰⁶ Die *Metallarbeiter-Zeitung* verkündete im November 1914: „Solidarität und Hilfeleistung aus unverschuldeter Not, die wir den Arbeitern als unvergängliche Richtschnur eingepflichtet und von den Reichen so oft vergeblich gefordert haben, ist über Nacht Gemeingut eines großen leistungsfähigen Volkes geworden. Sozialismus, wohin wir blicken!“ (Abgedruckt in: Ulrich CARTARIUS (Hrsg.), Deutschland im Ersten Weltkrieg. Texte und Dokumente 1914-1918, München 1982, S. 124f.).

⁴⁰⁷ Die Übertragung der in der Arbeiterbewegung hoch geschätzten Solidarität auf die militärische Gemeinschaft wurde zunächst auch von links stehenden Parteiblättern mit vollzogen; die *Oberfränkische Volkszeitung* schrieb im September 1914: „Unsere wehrhaften Männer und Jünglinge im Feld hält das Band treuer Kameradschaft zusammen; es mag hart auf hart kommen, der Schrecken des Krieges mag sie noch so heiß umtoben – was ihren Mut stets aufs neue befeuert, was jeden den eigenen Schmerz vergessen und das eigene Leben gering erscheinen läßt, ist das begeisternde Gefühl, daß zuletzt alle für einen, einer für alle steht.“ (OVZ Nr. 208 vom 7.9.1914).

⁴⁰⁸ Der Reformist Edmund Fischer, der später allerdings in das Lager der Kriegskreditgegner wechselte, schrieb noch im Oktober 1914: „Die Solidarität des gesamten Volkes ist die erste und bedeutungsvollste Voraussetzung zur Durchführung eines modernen Krieges. Der Sozialismus ist aber im wesentlichen nichts anderes als die auf allen Gebieten in Anwendung gebrachte Solidarität. Es liegt deshalb in der Natur der Sache, daß während des Krieges der sozialistische Gedanke sich vielfach in die Tat umsetzen muß, sei es auch nur vorübergehend.“ (Der Sozialismus während des Krieges, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 18 vom 14.10.1914, S. 1128-1133, hier: S. 1128).

⁴⁰⁹ K. Kautsky an den SPD-Parteivorstand vom 8.8.1914. (Christian GELLINEK, Philipp Scheidemann. Gedächtnis und Erinnerung, Münster – New York – München – Berlin 2006, Zitat: S. 58).

⁴¹⁰ SVZ Nr. 175 vom 31.7.1914. Einen ganz ähnlichen Tenor hatte ein „Ruhig Blut!“ überschriebener Artikel der *Fränkischen Tagespost*, der verlangte: „Kühl und nüchtern wollen wir bleiben, das Beste hoffen, aber auch das Unheil gewärtigen.“ (FT Nr. 192 vom 19.8.1914).

später warnte die *Oberfränkische Volkszeitung*: „Immer wieder muß unser Volk daran erinnert werden, daß es in diesen entscheidungsvollen Tagen vor allem eiserne Ruhe zu bewahren hat. Die nervöse Ungeduld, um nicht zu sagen Verrücktheit mancher Leute zwingt dazu, auch heute diese Mahnung zu erneuern. Wird die nötige Ruhe und Besonnenheit nicht bewahrt, so laufen wir Gefahr, einem Massenwahnsinn im Innern zu verfallen, während unsere Soldaten draußen ihr Leben in die Schanze schlagen.“⁴¹¹

Hier zeigten sich Anknüpfungspunkte zwischen politisch weit voneinander entfernt stehenden Kräften; so behauptete Hindenburg, einen schon älteren Topos aufgreifend,⁴¹² wenig später: „Der Krieg ist vor allem eine Nervenfrage. Wenn wir die stärkeren Nerven haben und durchhalten, so werden wir siegen.“⁴¹³ Ludendorff sah dies ganz ähnlich.⁴¹⁴ Die später von der 3. OHL forcierte staatliche Aufklärungsarbeit verfolgte die Absicht, eine „Gegenwirkung gegen gewisse Auffassungen [zu erzielen], die ein Teilbestand der Massenpsychose sind, die der Krieg hervorbringt.“⁴¹⁵ Der Krieg sorgte damit auch hier für ganz neue Konstellationen. Die bei diesem Begriffsfeld erkennbar werdenden Querbezüge zum „Nervendiskurs“ der Zeit harren noch einer genaueren Untersuchung.⁴¹⁶ Diese sozialpsychologischen Faktoren, deren Bedeutung hier nur angeschnitten werden kann, dürften der Integrationsstrategie erheblich Vorschub geleistet haben, die sich in der SPD bei Kriegsbeginn durchsetzte.⁴¹⁷

⁴¹¹ OVZ Nr. 197 vom 25.8.1914.

⁴¹² So hatte Wilhelm II. 1910 in einer Rede vor Offizieren und Kadetten bereits angekündigt: „Der nächste Krieg und die nächste Seeschlacht fordern gesunde Nerven von Ihnen. Durch Nerven wird er entschieden.“ (Bernd ULRICH, Nerven und Krieg – Skizzierung einer Beziehung, in: LOEWENSTEIN (Hrsg.), Geschichte und Psychologie, S. 163-192, Zitat: S. 164; dort auch weitere Literatur- und Quellenhinweise zum Thema).

⁴¹³ Werner BIERMANN, Albtraum Verdun, in: BEIL, Der Erste Weltkrieg, S. 131-163, Zitat: S. 158.

⁴¹⁴ Angesichts der neuen Optionen für die deutsche Politik durch die russische Februarrevolution erklärte Ludendorff 1917: „Das Ergebnis des Krieges hängt mehr denn je von unseren Nerven ab. [...] Nur durch das Zeigen unseres Willens, den Krieg fortzusetzen, schaffen wir die Grundlage für Friedensverhandlungen, die (unseren) Interessen dienen.“ (BECKER/KRUMEICH, Der Große Krieg, Zitat: S. 268).

⁴¹⁵ So der bayerische Vertreter in einer Besprechung sämtlicher mit der Durchführung des „Vaterländischen Unterrichts“ beauftragten Militärbehörden am 27.12.1917. (Protokoll abgedruckt in: DEIST (Bearb.), Militär und Innenpolitik, 2. Teil, S. 900-909, hier: S. 907).

⁴¹⁶ Zum „Nervendiskurs“ im Kaiserreich siehe oben Kap. 2.1.; ausführlich zum Thema siehe Joachim RADKAU, Das Zeitalter der Nervosität. Deutschland zwischen Bismarck und Hitler, München – Wien 1998. In der militärpolitischen Diskussion der Vorkriegszeit war dieser Punkt ebenfalls aufgetaucht (vgl. NEFF, „Wir wollen keine Paradedruppe . . .“, S. 129-132); die SPD hatte dabei an den konservativen Eliten Kritik geübt, da deren angebliche Nervenstärke nur „vorgetäuscht“ sei. Auch in der bürgerlichen Presse wurde bei Kriegsausbruch die Notwendigkeit „starker Nerven“ immer wieder betont (vgl. A. REIMANN, Der große Krieg der Sprachen, S. 28-48). Mit ihrer Affinität zu dieser Tugend schien sich für die SPD ein Anknüpfungspunkt zu bieten, um die bisherige politische Isolation aufzuweichen. Die Diskussion zum Thema „Nerven“ setzte sich im Krieg unter dem Eindruck der an die Frontkämpfer gestellten Anforderungen, die einen „neuen Soldaten“ verlangten, fort (siehe dazu auch ULRICH, Kampfmotivationen, in: STIETENCRON/RÜPKE (Hrsg.), Töten im Krieg, S. 399-419, hier: S. 402-407).

⁴¹⁷ Wie dauerhaft dieses Denkmuster bei der SPD-Mehrheit wirkte, zeigen Ausführungen, die Auer im Februar 1917 im Landtag machte: „Jeder Proletarier hat in seinem Leben schon schlimme Tage durchgemacht, er weiß aus Erfahrung, daß manchmal der Hungerriemen enger gezogen werden mußte, wenn es galt, einen Streik durchzustehen oder im Kampf um Ideale, für die andere nur Hohn und Spott übrig hatten. Weil sie durch diese Schule gegangen sind, haben die Arbeiter bis jetzt auch den Kopf nicht verloren. Sie ertragen für eine große Sache in dem schweren unvermeidlichen Kampfe Opfer und Entbehrungen und gaben so ein gutes

3.2.5 *Der Kurs der Landesleitung und seine Durchsetzung*

Von der Parteimitgliederschaft geht der Blick nun wieder zurück zur SPD-Landesleitung um Auer und Adolf Müller, die die Fäden weiterhin in der Hand behielten und von den Friedenskundgebungen sowie den kritischen Untertönen in den Meinungsäußerungen der einzelnen Ortsverbände unbeeindruckt blieben. Hier, im „Machtzentrum“ des Landesverbandes, wurde zielstrebig – zunächst weitgehend von der Öffentlichkeit verborgen – ein Kurs verfolgt, der eine enge Fühlungnahme mit der bayerischen Regierung sowie eine aktive Unterstützung ihrer Politik beinhaltete und sich um eine direkte Legitimierung durch die Parteibasis gar nicht erst bemühte.⁴¹⁸ Hier zeigten sich deutliche Parallelen zum Vorgehen des rechten Parteiflügels in Berlin, der nun seine Integrationsstrategie umsetzte; allerdings waren die Voraussetzungen hierfür in Bayern von Anfang an günstiger. Vor allem Adolf Müller, faktisch der „geschäftsführende Vorsitzende“ der bayerischen SPD, hatte bereits vor 1914 vertrauliche Kontakte zum Bayerischen Kriegsministerium geknüpft und konnte damit gewährleisten, dass die bayerische SPD-Führung während der Julikrise „über die politische Situation jederzeit im Bilde“⁴¹⁹ war; man muss hinzufügen: allerdings nur in dem Maße, wie es der Regierung opportun erschien. Am 29. Juli informierte das Kriegsministerium Müller jedenfalls darüber, dass die Mobilmachung unmittelbar bevorstand. (Davon unberührt bezeichnete Segitz einen Tag später im Landtag die Lage als „nicht so gefährlich“⁴²⁰.)

Bei aller Kritik am bestehenden Gesellschaftssystem sah Müller nun die Chance seiner Partei in einer Strategie, die die sozialdemokratischen Ziele durch Kooperation mit der Regierung zu verwirklichen versprach; er sah endlich eine realistische Möglichkeit, die SPD aus der Opposition, mehr noch: aus ihrer gesellschaftlichen Isolation, herauszuführen. Dazu musste die Partei dazu gebracht werden, die Kriegsanstrengungen zu unterstützen - ein Ziel, zu dessen Realisierung Müller hinter den Kulissen auf alle ihm vertrauten Tricks und Kniffe zurückgriff (nicht etwa nur bei der Instrumentalisierung Eisners, bei der Müller diesen mit „vertraulichen“ Informationen bezüglich der von Rußland drohenden Gefahr versorgte, die auch unmittelbare Wirkung auf Eisners Auftritt vom 27. Juli hatte). Müllers starke Stellung im bayerischen Landesverband bot dazu vielfältige Möglichkeiten (über Otto Braun hielt er auch engen Kontakt zum Berliner Parteivorstand). Da Müller die Politik der Reichsleitung als defensiv (fehl-)interpretierte oder bewusst so interpretieren wollte,

Beispiel. Die Arbeiter wirkten durch ihre Ruhe und Besonnenheit zweifellos auf andere Stände, denen es auch oft recht schlecht geht.“ (Rede abgedruckt in: Erhard AUER, Die Sozialdemokratie zu den Ernährungs- und Wirtschaftsfragen, o. O. o. J., S. 3). In einem Aufruf von SPD-Parteivorstand und Generalkommission der Gewerkschaften vom August 1916 wurde hervorgehoben, dass nun „mehr denn je kaltes Blut und ruhige Besonnenheit am Platze ist.“ (Aufruf abgedruckt in: R. MÜLLER, Vom Kaiserreich zur Republik, S. 209f., hier: S. 210).

⁴¹⁸ Siehe dazu auch POHL, Adolf Müller, S. 119-267.

⁴¹⁹ POHL, Adolf Müller – sozialdemokratischer Politiker und deutscher Diplomat, in: MEHRINGER (Hrsg.), Von der Klassenbewegung zur Volkspartei, S. 103-109, hier: S. 105.

⁴²⁰ RAMBKE, Diesem System keinen Mann und keinen Groschen?, Zitat: S. 287.

erschien es ihm nur konsequent, *für* die Kreditbewilligung zu werben. Vollmar bezog seine Informationen ohnehin entsprechend vorgefiltert von Heine, einem der vehementesten Kreditbefürworter.⁴²¹

Der bayerische Landesvorstand folgte in seinen öffentlichen Äußerungen konsequent der von der Reichsregierung vorgegebenen Sprachregelung; im *Bayerischen Wochenblatt* hieß es am 6. August:

„Bis zum äußersten Termin hat die deutsche Regierung die schwere Entscheidung hinausgezögert, - bis es nicht mehr zu verantworten war, den russischen Kriegsvorbereitungen untätig zuzusehen, weil sonst die Gefahr näherückte, überrannt zu werden. [...] Die deutsche Regierung war ehrlich bemüht, einen Ausgleich zwischen Wien und Petersburg zu ermöglichen auf der Grundlage, daß Oesterreich sich verpflichtete, Serbiens Selbständigkeit nicht anzutasten und kein serbisches Gebiet für sich zu beanspruchen. Das genügte der russischen Panslawistenpartei nicht, deren Ziel ja nicht etwa nur der Schutz der slawischen Kleinstaaten ist, sondern die Oberherrschaft Rußlands über die gesamte Balkanhalbinsel, sowie die Umklammerung und spätere Zertrümmerung Oesterreich-Ungarns.“⁴²²

Mit dieser völligen Fehleinschätzung der Absichten der Regierung in Berlin nahm die bayerische Landesleitung eine schwere Bürde auf sich, die sie nicht mehr abzuschütteln vermochte. Müller setzte sich nicht nur in der Partei für die Politik der Reichsregierung ein, die er seit Beginn der Julikrise „nahezu bedingungslos“⁴²³ unterstützte, sondern erarbeitete sich auch eine Sonderstellung durch seine im Herbst 1914 einsetzende geheimdienstliche und diplomatische Tätigkeit im Ausland; sein Ziel bildete dabei ein Verständigungsfrieden, der Deutschlands Machtstellung sichern sollte (und damit Grenzveränderungen nicht ausschloss).⁴²⁴ Eine Gesamtschau über vergleichbare Aktio-

⁴²¹ Über den „Sieg“ der Kreditbefürworter schrieb Heine, nach der Fraktions- und noch vor der berühmten Reichstagssitzung am 4. August, an Vollmar: „Im ganzen hat die Vernunft gesiegt. Freilich sind wir uns klar, daß weniger die Vernunftgründe als andre Motive durchgeschlagen haben. Aber gleichviel. Die Regierung hofft auf einen schnellen Verlauf der Aktionen und baldigen Frieden. Ich kann die Lage natürlich nicht durchschauen. Hoffen wir, dass dieser Optimismus berechtigt ist.“ (W. Heine an G. v. Vollmar vom 4.8.1914; DITTMANN, Erinnerungen, Bd. 3, S. Zitat: S. 1442).

⁴²² BayWo Nr. 32 vom 6.8.1914.

⁴²³ POHL, Adolf Müller, S. 130.

⁴²⁴ Über die lange Zeit im Dunkeln gebliebenen geheimen Aktionen Müllers gibt es inzwischen durch die Biographie von Pohl einige gesicherte Erkenntnisse (siehe dazu auch Karl Heinrich POHL, Der „Münchener Kreis“. Sozialdemokratische „Friedenspolitik“ als Geheimdiplomatie, in: Bernd FLORATH/Armin MITTER/Stefan WOLLE (Hrsg.), Die Ohnmacht der Allmächtigen. Geheimdienste und Polizei in der modernen Gesellschaft, Berlin 1992, S. 68-99). Wenn sich – wie bei verdeckten Aktionen nicht anders zu erwarten – auch nicht alle Details klären lassen, so kann man über Müllers diplomatische und geheimdienstliche Tätigkeit während des Weltkrieges zusammenfassend festhalten: Die Basis für Müllers weit verzweigte Aktivitäten bildete der so genannte „Münchener Kreis“, ein loser Zusammenschluss von Privatpersonen, die teils – wie Timm – der Sozialdemokratie, teils auch bürgerlich-liberalen Kreisen entstammten und bereits lange vor dem Krieg politisch eng zusammengearbeitet hatten. Müller, der Kopf dieser Gruppe, konnte auch bei seinen Auslandsaktionen auf vielfältige persönliche Kontakte zurückgreifen, die er vor 1914 geknüpft hatte. Ziele des Münchener Kreises waren die Herbeiführung eines Verständigungsfriedens (allerdings mit solchen Vorteilen für Deutschland, die „einvernehmlich“, d. h. auf diplomatischem Wege, kaum zu erreichen waren) mit Hilfe einer internationalen Konferenz sowie innenpolitische Reformen im Reich. Zunächst versuchten Müller und seine Mitstreiter, die sozialistischen Parteien sowie die öffentliche Meinung in neutralen Ländern wie Holland und der Schweiz im Sinne Deutschlands zu beeinflussen, allerdings nur mit begrenztem Erfolg. Gleichzeitig bemühte sich Müller um den Aufbau eines Agentensystems in den feindlichen Staaten England, Frankreich und Italien. Durch den Rückgriff auf ein umfangreiches Informantennetz zählte er bald zu den am besten unterrichteten politischen Persönlichkeiten, was an seiner einmal gewonnenen Überzeugung, Deutschland führe einen Verteidigungskrieg, aller-

nen führender Sozialdemokraten – etwa von Scheidemann und Südekum - im Auftrag der Reichsregierung zur Beeinflussung des neutralen, teilweise auch des feindlichen Auslandes steht noch aus.⁴²⁵ Diese Unternehmungen, die vor der Parteibasis geheim gehalten wurden, scheiterten sämtlich, was keineswegs an mangelndem Eifer oder Geschick der Beteiligten lag; ursächlich war vielmehr, dass die Behauptung, das Deutsche Reich führe einen Verteidigungskrieg und hege keine Expansionsabsichten, im Ausland kaum glaubhaft zu machen war.

Genau darum bemühte sich Müller mehr als alle anderen. Durch und durch von patriotischen Motiven getrieben, beseelt vom Wunsch, endlich gestaltend in die Politik eingreifen zu können, versuchte er, *innerhalb* des herrschenden Systems außenpolitisch zu wirken – im Sinne einer möglichst raschen Beendigung des Krieges zu für Deutschland günstigen Bedingungen - und dabei gleichzeitig demokratische Reformen im Innern voranzubringen. Diese Zielsetzung war aller Ehren wert; allerdings: Bei den bestehenden Machtverhältnissen glich dieses Unterfangen von Anfang an der Quadratur des Kreises. Genauer gesagt: Seine Realisierungschancen waren gleich Null. Die Erfolge des bayerischen Reformismus in der Vorkriegszeit führten bei Müller dazu, sich über bestehende Bedenken hinwegzusetzen, als es darum ging, sich für ein undemokratisches und auf gewaltsame Expansion abzielendes Herrschaftssystem zu engagieren. Dieser Konflikt mit Interessen und Zielen der Sozialdemokratie wurde zunächst geschickt überspielt, nicht zuletzt durch den von der Regie-

dings nichts änderte. Im Zuge seiner Auslandstätigkeit, die sich immer mehr auf die Schweiz konzentrierte, gelangte Müller zu engen Verbindungen nicht nur mit der bayerischen, sondern auch mit der Reichsregierung; nicht nur zu Hertling und Bethmann Holweg, selbst zu Hindenburg und Ludendorff hatte Müller Zugang. In seiner Tätigkeit wurde Müller vom Berliner Auswärtigen Amt unterstützt, blieb aber stets unabhängig und stützte sich auf private Geldgeber. Auf verschiedensten Kanälen versuchte Müller während des ganzen Krieges, vertrauliche Informationen aus dem Ausland zu beschaffen, die dortige öffentliche Meinung zu manipulieren sowie immer wieder Möglichkeiten für Friedensgespräche auszuloten, dabei stets die kontraproduktive Politik der deutschen Annexionisten vergeblich bekämpfend. Trotz offenkundiger Erfolglosigkeit hielt er an seinen Zielen bis Kriegsende fest. Bei seinen vielfältigen konspirativen Tätigkeiten ging Müller, der sich dabei voll in seinem Element befand, außerordentlich professionell vor, was von Seiten der bayerischen Regierung durchaus anerkannt wurde. Die Ergebnisse der Aktionen des Münchner Kreises beurteilte Pohl angemessen kritisch, indem er feststellte, dass dessen Politik „insgesamt ein Fehlschlag gewesen ist und sogar [...] systemstabilisierend wirkte, den Krieg indirekt verlängernd und damit auch die preußischen Zustände perpetuieren half. Damit diente sie indirekt `der` Reaktion im Deutschen Reich.“ (Ebd., S. 94). Das als Gegengewicht von Pohl angeführte Argument, beim Münchner Kreis handele es sich um eine Vorform sozial-liberaler Politik und deshalb um ein zukunftsträchtiges Experiment, das bis in die Geschichte der Bundesrepublik vorgreife, fällt demgegenüber an Stringenz weit zurück. Zur Durchsetzung seiner Ziele kooperierte Müller auch mit dem berüchtigten russischen Sozialisten Alexander Helphand alias Parvus, der im Auftrag des Auswärtigen Amtes Lenins Bolschewiki unterstützte, um das Ausscheiden Rußlands aus dem Krieg zu erreichen. Bereits im Mai 1915 hatte Parvus erste Verbindungen zum Verlag der *Münchener Post* aufgebaut zwecks Herausgabe der Zeitschrift *Die Glocke* (für die v. a. rechte Sozialdemokraten wie Haenisch und Winnig arbeiteten); auch später blieb er mit Müller in Kontakt. Auch in seiner Zeit als Gesandter in Bern nach dem Krieg verwandte sich Müller wiederholt für Parvus (vgl. Winfried B. SCHARLAU/Zbynek B. ZEMAN, *Freibeuter der Revolution. Parvus-Helphand. Eine politische Biographie*, Köln 1964, S. 195/245 u. passim).

⁴²⁵ Siehe dazu auch BLÄNSDORF, *Die Zweite Internationale*, S. 56f.; DITTMANN, *Erinnerungen*, Bd. 2, S. 285; M. BLOCH, *Albert Südekum*, S. 141-154; Willibald GUTSCHE, *Südekum und die anderen. Ergänzende Materialien zur Rolle rechter Führer der deutschen Sozialdemokratie im ersten Weltkrieg*, in: *ZfG XVIII* (1970), S. 1173-1188 und LASCHITZA/PETERS, *Südekums Auftrag in Schweden*, in: *BzG 16* (1974), S. 600-620.

rungspropaganda gepflegten Popanz von der russischen Gefahr, auf den nahezu die gesamte Partei ansprang.⁴²⁶

Der bayerischen Regierung fiel es somit leicht, die Landesleitung der SPD erst zu manipulieren und dann einzubinden. Dies gelang auch und vor allem deshalb, weil Müller trotz seiner außergewöhnlichen Kenntnisse und seines unbestrittenen Scharfsinns die Politik der Reichsleitung während der Julikrise nicht genau genug hinterfragte. „Die psychische Disposition des `Antizarismus` hatte über seinen kritischen Verstand die Oberhand gewonnen, seine Hoffnungen und Wünsche hatten eine klare Analyse der Situation verhindert.“⁴²⁷ Für die weitere Entwicklung der bayerischen SPD ergaben sich daraus nachhaltige Konsequenzen. Dem Auswärtigen Amt dagegen erschien Müller als willkommenes Werkzeug, hier betrachtete man ihn (nicht ganz korrekt) als „Revisionisten mit Abneigung gegen alles Radikale“⁴²⁸. Diese Abneigung wurde nun bestimmend für die Positionierung Müllers und seiner Freunde in der Partei; das vor dem Krieg so starke bayerische Sonderbewusstsein trat demgegenüber in den Hintergrund.

Gefördert durch den überschäumenden Patriotismus, der die politische Öffentlichkeit zunehmend dominierte, verstummte überhaupt der preußen- und damit latent reichskritische bayerische Partikularismus zunächst praktisch völlig. Ludwig III. erklärte am 2. August auf dem Balkon des Wittelsbacher-Palais in München: „Niemand soll je sagen dürfen, Bayerns König habe auch nur einen Augenblick gezaudert, die Treue zum Reich durch die Tat zu beweisen.“⁴²⁹ Unter den völlig veränderten Rahmenbedingungen fiel es der bayerischen SPD-Führung, d. h. vor allem dem „Münchner“ Flügel, jetzt leicht, den lange Zeit gepflegten Oppositionskurs gegenüber der Berliner Zentrale zu beenden, da sich dort die kooperative Haltung gegenüber der Reichsregierung bis Anfang August durchgesetzt hatte. Das Einschwenken auf einen „nationalen Kurs“ deutete sich bereits in der Landtagsrede von Albert Roßhaupter⁴³⁰ am 29. Juli an, in der er die reservierte Haltung seiner Partei

⁴²⁶ Welch bizarre Blüten diese mentale Disposition treiben konnte, belegt ein Kommentar Müllers aus der *Münchener Post* bei Kriegsbeginn: „Es gibt in Deutschland keine Partei, keine Gruppe und – wir glauben – keinen Menschen, der in diesem Kriege eine Niederlage Deutschlands will. Diese Niederlage wäre etwas Unausdenkbares, Entsetzliches. Ist schon ein Krieg an sich der Schrecken aller Schrecken, wird das Furchtbare dieses Krieges noch durch den Umstand vermehrt, daß er nicht nur unter zivilisierten Nationen geführt wird. Wir haben das Vertrauen zu unseren Soldaten, daß sie sich von allen überflüssigen Grausamkeiten fernhalten werden. Wir können dieses Vertrauen nicht haben zu den buntgemischten Völkerschaften des Zaren, und wir wollen nicht, daß unsere Frauen und Kinder Opfer kosakischer Bestialitäten werden.“ (MP Nr. 177 vom 2./3.8.1914).

⁴²⁷ POHL, Adolf Müller, S. 129.

⁴²⁸ GUTSCHE, Südekum und die anderen, in: *ZfG XVIII* (1970), S. 1173-1188, Zitat: S. 1177.

⁴²⁹ KRAUS, Geschichte Bayerns, Zitat: S. 600.

⁴³⁰ Roßhaupter, Albert, geb. 8.4.1878 in Pillnach (BA Regensburg), Volksschule in München, Lackiererlehre, 1897 Beitritt zur SPD, Beitritt zur Gewerkschaft, 1900-1909 Geschäftsführer beim Eisenbahnerverband, 1913-1920 Redakteur bei der *Schwäbischen Volkszeitung* in Augsburg, 1915-1918 Kriegsteilnehmer, 1913-1919 Gemeindebevollmächtigter in Augsburg, Nov. 1918 Mitglied des provisor. Nationalrates in Bayern, Nov. 1918 bis Feb. 1919 Minister für militär. Angelegenheiten, MdL 1907-1933 und 1946, in der NS-Zeit mehrfach in Haft, 1945-1947 Minister für Arbeit und Soziale Fürsorge, 1948/1949 Mitglied des Parlamentarischen Rates in Bonn, gest. 14.12.1949 in Nannhofen.

gegenüber einem politischen Massenstreik erläuterte.⁴³¹ Der Umschwung wurde dann auch – mit graduellen Unterschieden - von sämtlichen bayerischen SPD-Blättern nach und nach vollzogen, d. h. auch von den fränkischen, die in der Regel deutlich weiter „links“ standen als das Sprachrohr des Landesvorstandes, die *Münchener Post*. Die *Fränkische Volkstribüne* versuchte indessen bis zum Schluss, sich dem bevorstehenden Krieg entgegenzustemmen. Ein vermutlich von Puchta abgefasster Leitartikel mit dem Titel „Greift der Tod zur Sense?“ erneuerte die Vorwürfe an die Reichsleitung bezüglich ihrer Unterstützung der aggressiven Politik Österreich-Ungarns. Vergeblich erging die Mahnung: „Jetzt ist die historische Rolle Deutschlands zur Rettung des europäischen Friedens gekommen. Versagt es, so wird die Geschichte ein verdammendes Urteil sprechen.“⁴³²

Die *Münchener Post* hingegen hatte der Zustimmung der SPD-Reichstagsfraktion zu den Kriegskrediten am 4. August bereits zwei Tage zuvor publizistisch den Weg bereitet:

„Solange es die Möglichkeit gibt, den Frieden zu retten, gibt es nur eine Pflicht: für ihn zu arbeiten. In dem Augenblick aber, in dem das weltgeschichtliche Ringen beginnt [...] ändern sich auch die Aufgaben des deutschen klassenbewußten Proletariats. [...] Unsere Vertreter im Reichstag haben es unzähligemale für eine Verleumdung erklärt, daß die Sozialdemokraten ihr Land im Augenblick der Gefahr im Stiche lassen könnten. Wenn die verhängnisvolle Stunde schlägt, werden die Arbeiter das Wort einlösen, das von ihren Vertretern für sie abgegeben worden ist. Die vaterlandslosen Gesellen werden ihre Pflicht erfüllen und sich darin von den Patrioten in keiner Weise übertreffen lassen. Unsere Fraktion steht bei der Frage der Bewilligung der Kriegskredite vor einer furchtbaren verantwortungsvollen Entscheidung, die ihr durch keine Diskussion erschwert werden darf. [...] Selbstverständlich ist, daß die Fraktion in vollständiger Geschlossenheit auf den Plan treten wird.“⁴³³

Die Begründung für die damit unterschwellig bereits in Aussicht gestellte Kreditbewilligung – und gleichzeitig die Erläuterung der Integrationsstrategie - folgte auf den Fuß: „Jenseits aller Greuel der Verwüstung steigt in uns ein anderes, freundlicheres Bild auf. Ein freies deutsches Volk, das sich sein Vaterland eroberte, indem es dieses sein Land verteidigte. [...] In der Pflicht der Landesverteidigung gegen das Blutzarentum lassen wir uns nicht zu Bürgern zweiter Klasse machen“⁴³⁴. Tags darauf trompetete die *Münchener Post* dann schon im Orchester der deutschnationalen Kriegspropaganda mit, als sie tönte: „Deutschland, Deutschland über alles! Das will auch die Sozialdemokratie.“⁴³⁵

⁴³¹ Vgl. KdAbg StenBer, Bd. XII, S. 271.

⁴³² FVt Nr. 176 vom 31.7.1914.

⁴³³ MP Nr. 177 vom 2./3. 8.1914.

⁴³⁴ Ebd.

⁴³⁵ MP Nr. 178 vom 4.8.1914.

Aufgrund der erwähnten Doppelfunktion Adolf Müllers können diese Parolen wohl als direkte Meinungsäußerung der Landesleitung angesehen werden; in diesen Artikeln kommen noch einmal mehrere für den reformistischen Flügel der SPD charakteristische Denkmuster zum Ausdruck: Das Verharren in einer strukturell defensiven Argumentationshaltung gegenüber dem politischen Gegner, verursacht durch den zwanghaften Willen, den Vorwurf der „Vaterlandslosigkeit“ durch die Tat zu widerlegen; die als selbstverständlich erachtete bedingungslose Loyalität der Parteianhänger gegenüber ihren „gewählten Führern“; die Bewertung der „inneren Geschlossenheit“ der Partei als höchstes Gut schlechthin; der zum Fatalismus degenerierte historische Determinismus, der den bevorstehenden Krieg erst unabwendbar erscheinen ließ; der Topos der von Rußland ausgehenden Gefahr für die von der deutschen Arbeiterschaft errungenen politischen und sozialen Fortschritte und schließlich die für die Politik des Mehrheitsflügels während des Krieges entscheidende Vorstellung – man ist geneigt zu sagen: „fixe Idee“ –, dass eine rückhaltlose Unterstützung der von der Reichsleitung betriebenen Kriegspolitik der Arbeiterschaft als „Belohnung“ die gesellschaftliche Gleichberechtigung und wirtschaftliche Besserstellung einbringen würde.

An genau diesem Punkt sollte sich später die Kritik der innerparteilichen Opposition entzünden. Leise Zweifel an diesem taktischen Kalkül äußerte zwar frühzeitig der Abgeordnete Johannes Hoffmann⁴³⁶ (der aus der Pfalz stammte, politisch aber den „Nürnbergern“ nahestand), als er in der Landtagssitzung vom 31. Juli einerseits ein Bekenntnis zur Vaterlandsverteidigung ablegte,⁴³⁷ jedoch infrage stellte, ob daraus zwangsläufig – wie vom Mehrheitsflügel unterstellt – die Gleichberechtigung der Sozialdemokratie folge: „Sie [d. h. die Sozialdemokraten; B. A.] dürfen Thron und Vaterland verteidigen. Sie dürfen auch sterben fürs Vaterland. Die Rückkehrenden aber sind dann wieder die vaterlandslosen Gesellen, die man mit Ausnahmegesetzen traktieren darf.“⁴³⁸ Dennoch gehörte Hoffmann zu den „entschiedenen Befürwortern“⁴³⁹ der Kriegskreditbewilligung im Reichstag, auch er stellte berechtigte Bedenken in dieser Ausnahmesituation zurück.

Am folgenden Tag stand im bayerischen Landtag, der als einziges deutsches Parlament bei Kriegsausbruch noch tagte, das aus „aktuellem Anlass“ abgeänderte Haushaltsgesetz für die Budgetperio-

⁴³⁶ Hoffmann, Johannes, geb. 3.7.1867 in Ilbesheim (BA Landau), 1873-1877 Volksschule, 1877-1882 Gymnasium in Landau, 1882-1885 Präparandenschule in Edenkoben, Ausbildung zum Volksschullehrer, 1888-1903 im Schuldienst, 1903-1904 Akademiebesuch in Frankfurt, 1904-1908 Lehrer in Kaiserslautern, 1900-1905 Gemeinderatsmitglied für die Demokraten in Kaiserslautern, 1904-1908 Lehrer an den Handelsklassen der Fortbildungsschule in Kaiserslautern, 1907 Beitritt zur SPD, 1910-1918 Stadtrat und Stellvertreter des Bürgermeisters in Kaiserslautern, MdL 1908-1920, MdR 1912-1930, Nov. 1918 Mitglied des provisor. Nationalrates in Bayern, Nov. 1918 bis März 1919 Kultusminister, März 1919 bis März 1920 Ministerpräsident, 1920-1923 erneut Volksschullehrer, Okt. 1923 Hauptakteur der „Pfalzaktion“ (erfolglose Proklamation einer pfälzischen Republik), gest. 15.12.1930 in Berlin.

⁴³⁷ „Vaterländisch sind auch wir Sozialdemokraten [...], denn der Begriff des Vaterlandes ist unabhängig von der jeweils bestehenden Gesellschafts- und Regierungsform. Auch der Republikaner hat ein Vaterland.“ (KdAbg StenBer, Bd. XII, S. 380).

⁴³⁸ Ebd.

⁴³⁹ HENNIG, Johannes Hoffmann, S. 58.

de 1914/15 zur Abstimmung, das den Finanzminister zur Aufnahme der als notwendig erachteten Anleihen autorisierte. Unter dem Eindruck der scharfen Auseinandersetzungen mit der Regierung in den Jahren zuvor lehnte die SPD-Fraktion die Etatvorlage geschlossen ab. Einen Präzedenzfall für die Reichstagsabstimmung vom 4. August zu schaffen, wurde hier aber nicht beabsichtigt; die ablehnende Haltung bewies eher, dass die bayerische SPD-Führung es nicht für nötig hielt, ihre Bereitschaft, an der Landesverteidigung aktiv mitzuwirken, zusätzlich unter Beweis zu stellen.

Zum offenen Ausbruch gravierender Differenzen kam es trotz des (zumindest scheinbar) dramatischen Kurswechsels der Parteiführung in den ersten Augusttagen zunächst nicht. Dabei muss noch einmal herausgestrichen werden, dass es keinerlei Hinweise darauf gibt, die Parteibasis hätte im Sinne einer Zustimmung zu den Kriegskrediten (im Reichstag) irgendeinen „Druck“ ausgeübt. Die Entscheidungen und Meinungsäußerungen der Parteiführung wurden von den Mitgliedern passiv entgegengenommen. Dort, wo zu Friedenskundgebungen aufgerufen wurde, fanden diese großen Anklang; wo dieser Aufruf unterblieb, regte sich kein hörbarer Protest. Die Loyalität der Mitglieder gegenüber der Parteiführung war zunächst noch groß genug, um die neuen patriotischen Töne nach dem Einschwenken auf den Burgfrieden nicht offen zu kritisieren.

Dieser Richtungswechsel wurde in der Parteipresse unterschiedlich offensiv vertreten. Die rasch aufeinander folgenden Etappen dieses Prozesses lassen sich bei der *Fränkischen Tagespost* gut verfolgen, die von ihren Voraussetzungen am ehesten in der Lage gewesen wäre, den Vorgaben der Landesleitung Paroli zu bieten. Am 1. August pries das Blatt noch die Friedensliebe der Arbeiterschaft, nicht ohne die russische Bedrohung auszumalen.⁴⁴⁰ Der Kommentar des folgenden Tages ging schon davon aus, „daß der deutsche Kaiser nicht über Krieg und Frieden entschieden hat, sondern daß der Zar von Rußland [...] Deutschland in die Zwangslage gebracht hat, das Schwert zu ziehen.“⁴⁴¹ Genauer gesagt: „Von russischer wie von französischer Seite ist der Krieg begonnen, ist Deutschland zur Abwehr genötigt worden.“⁴⁴² Am Tag der geschlossenen Kreditbewilligung durch den Reichstag hatte das Blatt den neuen Kurs bereits vollends verinnerlicht und die regierungsoffizielle Version der Ereignisse kritiklos adaptiert.⁴⁴³ Gleiches gilt für das *Bayerische Wochenblatt*.⁴⁴⁴ In

⁴⁴⁰ Vgl. FT Nr. 177 vom 1.8.1914.

⁴⁴¹ FT Nr. 177 vom 2.8.1914.

⁴⁴² FT Nr. 178 vom 3.8.1914.

⁴⁴³ „Deutschland ist angegriffen von zwei Großmächten, Deutschland ist zur Verteidigung genötigt. Es ist Sache der Feinde des Krieges in Rußland und in Frankreich, gegen den Krieg zu protestieren. Uns in Deutschland ist er aufgedrängt. [...] aber wir alle müssen auch alles daran setzen, uns der Feinde zu erwehren, Deutschland zu sichern vor der Treulosigkeit des Nachbarn, vor der Bedrohung des Kosacken [sic] und seiner so seltsamen Verbündeten. [...] Die Vertreter der [...] Sozialdemokraten [...] werden für alle Maßregeln stimmen, die uns die Angriffe unserer Nachbarn im Osten und im Westen unseres Reiches aufnötigen.“ (FT Nr. 179 vom 4.8.1914).

⁴⁴⁴ „Einen *schändlichen* Krieg hat Rußland mit Frankreich und England uns aufgezwungen.“ (BayWo Nr. 33 vom 13.8.1914).

dieselbe Kerbe schlug die *Schwäbische Volkszeitung* mit der Überschrift „Von drei Seiten überfallen!“⁴⁴⁵

So weit ging Puchtas *Fränkische Volkstribüne* nicht, doch auch von hier kamen keine Appelle zum Widerstand gegen die Mobilmachung, sondern zum Erhalt der Organisation unter den nun eingetretenen widrigen Umständen.⁴⁴⁶ Das andere dem linken Flügel zuzuordnende bayerische Parteiblatt, die *Oberfränkische Volkszeitung*, übernahm nun auch die von der Reichsleitung verbreitete Legende von der Kriegsschuld Rußlands und erklärte: „Bei aller Friedensliebe des Proletariats und allem Abscheu gegen den Krieg, kann doch kein Schrecken auf das deutsche Volk so wirken, wie die Aussicht, russische Barbaren, russische Kosaken als Bedroher unserer Kultur auf dem Einmarsch nach Deutschland zu wissen. Zur Abwehr russischer Barbarei und blutiger Knuten- und Galgenherrschaft wird das deutsche Volk wie ein Mann entschlossen sein.“ Bei der „Abwehr des Angriffes auf Deutschland“⁴⁴⁷ wollte auch die Hofer Organisation nicht abseits stehen, die traditionelle Feindschaft gegenüber dem Zarismus verdrängte auch hier zunächst kritische Überlegungen.⁴⁴⁸ Nicht nur das: Im Angesicht der ständig einlaufenden Siegesmeldungen schwenkte das bis dahin dem Krieg sehr reserviert gegenüberstehende Blatt zunächst auf den Burgfriedenskurs der Parteimehrheit ein, nationale Untertöne eingeschlossen.⁴⁴⁹

Eineinhalb Wochen nach Kriegsbeginn schwor auch der nordbayerische Gauvorstand in einem Aufruf die Parteimitglieder auf die neue Linie ein: „Wir Sozialdemokraten haben uns bis zuletzt gegen den Krieg gestemmt. Nun er unvermeidlich geworden ist, wissen wir alle, was wir unserem

⁴⁴⁵ SVZ Nr. 179 vom 5.8.1914.

⁴⁴⁶ In deutlich reservierterem Ton als die *Fränkische Tagespost* schrieb das Bayreuther Blatt: „Die klirrende Gewalt des Kriegszustandes hat das Versammlungsrecht so gut wie aufgehoben, die Pressefreiheit ist verschwunden, die Gewalt legt dem freien Wort Ketten an. Viele Tausende sind auch in unserer Gegend aus unserer Mitte gerissen und zum Marsch auf die Schlachtfelder in den Waffenrock gesteckt worden. Unzählige Vertrauenspersonen der Partei und Gewerkschaften sind aus ihrem Wirkungskreis gerissen und die ordnungsmäßige Weiterführung unserer Organisationen ist in größter Gefahr. [...] Die militärische Gefahr hat jetzt ihren Höhepunkt erreicht. Nichts wäre jetzt törichter, als ihr Gelegenheit zum Kampf gegen die Arbeiterklasse zu geben. Harren wir ruhig und mit eiserner Beherrschung unserer selbst der Entwicklung der Dinge. Nehmen wir die Ruhe aus der Gewißheit: Der *Sozialismus* wird am Schlusse des jetzt anhebenden Gemetzels *nicht* der Benachteiligte sein.“ (FVt Nr. 179 vom 4.8.1914).

⁴⁴⁷ OVZ Nr. 179 vom 4.8.1914.

⁴⁴⁸ Der Krieg konnte auch als Bestätigung lange Zeit ignoriert sozialdemokratischer Vorstellungen interpretiert werden; die *Oberfränkische Volkszeitung* schrieb nun: „Wie oft hat nicht die sozialdemokratische Presse auf die furchtbaren Zustände im Zarenreich hingewiesen und wie oft haben wir nicht an das Gewissen Europas appelliert. Allein standen wir da und erst jetzt durch den Krieg scheint man auch in bürgerlichen Kreisen zu begreifen, was der asiatische Despotismus zu bedeuten hat. Der Zarismus ist der Feind aller Kultur, allen Fortschritts, aller Freiheit, *er muß ins Herz getroffen werden*. Der *Endkampf für Deutschland* spielt sich nicht im Westen ab, sondern wird im Osten geschlagen.“ (OVZ Nr. 192 vom 19.8.1914).

⁴⁴⁹ So hieß es in einem Werbeauftrag zur Zeichnung von Kriegsanleihen: „Wir stehen allein gegen eine Welt in Waffen. Vom neutralen Ausland ist nennenswerte finanzielle Hilfe nicht zu erwarten, auch für die Geldbeschaffung sind wir auf die eigene Kraft angewiesen. Diese Kraft ist vorhanden und wird sich bestätigen, wie draußen vor dem Feinde, so in den Grenzen des deutschen Vaterlandes jetzt, wo es gilt, ihm die Mittel zu schaffen, deren es für den Kampf um seine Existenz und seine Weltgeltung[] bedarf. Die Siege, die unser herrliches Heer schon jetzt in West und Ost errungen, berechtigen zu der Hoffnung, daß auch diesmal wie einst nach 1870/71 die Kosten und Lasten des Krieges schließlich auf diejenigen fallen werden, die des Deutschen Reiches Frieden gestört haben.“ (OVZ Nr. 211 vom 10.9.1914).

Land schuldig sind: Treue, Pflichtbewußtsein, Mannhaftigkeit! Wir Sozialdemokraten führen das Vaterland nicht auf den Lippen. Daß es uns in diesen Stunden der Gefahr so viel bedeutet, wie jedem, der unsere Sprache spricht, hat sich schon gezeigt. Einmütig stellen wir uns zu der großen Sache unseres Landes. Was aber sollte uns hindern, deswegen nicht auch unserer Sache treu zu bleiben?⁴⁵⁰

Zuvor hatte sich die *Münchener Post* bereits beeilt, die Kreditbewilligung durch die SPD als „nicht anders zu erwarten“⁴⁵¹ darzustellen; der Rekurs auf die regierungsamtliche Propagandaterminologie folgte dann auf dem Fuß:

„Jetzt, da Deutschland ringsum von gehässigen Feinden bedroht, das Volk in seiner Existenz auf das höchste gefährdet ist, hatten grundsätzliche Bedenken zu schweigen, mußte zum Zwecke einer begeisterten Erfassung der höchsten Volksaufgabe die so ausgezeichnet gefügte Organisation des deutschen Heeres mit jenem Elan erfüllt werden, ohne den auch der beste Generalstab mit den zahlreichsten Truppen keine erfolgreiche Verteidigung führen kann. [...] Nun ist die zarte, von den Freunden des Volkes und der Freiheit gehegte Pflanze des Rechts und der Freiheit, nun ist das Volk selbst bedroht von den Horden des Blutzaren, denen sich das irreführte Frankreich, das kapitalistische England zugesellt. Ein Kampf auf Leben und Tod hat begonnen. Wir müssen, wir werden ihn mit Ehren bestehen *Für Recht und Freiheit*“⁴⁵²

Die Lebenslüge des Mehrheitsflügels der Sozialdemokratie, von der er sich während des ganzen Krieges nicht zu lösen vermochte, kam hier unverstellt zum Ausdruck: Der Glaube, ein Sieg des Deutschen Reiches würde die Sozialdemokratie einer Verwirklichung ihrer gesellschaftspolitischen Zielvorstellungen näher bringen und hätte sogar im internationalen Rahmen eine Machtverschiebung zu Gunsten des Proletariates (durch die Schwächung seiner Hauptfeinde) im Gefolge. Gänzlich benebelt von der vermeintlichen Größe des Augenblicks und der angeblich erreichten Einheit der Nation zeigte sich das *Bayerische Wochenblatt*, das verkündete:

„Diese Reichstageröffnung im Berliner Schlosse darf man wohl als einen Vorgang von weltgeschichtlicher Bedeutung bezeichnen. Das gesamte Volk und seine Vertreter, ohne Unterschied der Partei, hat den furchtbaren Ernst dieser Tage verstanden und weiß, daß uns ein Kampf aufgenötigt worden ist, bei dem es nicht nur um die Existenz des Deutschen Reiches geht, sondern um die europäische Kultur und Gesittung, die bedroht ist von moskowitischer Barbarei. [...] Die Vertreter der *Sozialdemokratie* im Reichstag haben gezeigt, daß sie nicht die `vaterlandslosen Gesellen` sind, als die sie ein unbedachtes Monarchenwort seinerzeit hingestellt hat. Sie betrachten dieses unschöne Monarchenwort als zurückgenommen und getilgt durch des Kaisers ehrliche Versicherung in der Stunde höchster Gefahr für Volk und Reich, daß er jetzt *keine Parteiunterschiede mehr* kenne“⁴⁵³ Und:

⁴⁵⁰ FT Nr. 185 vom 11.8.1914.

⁴⁵¹ MP Nr. 179 vom 5.8.1914.

⁴⁵² MP Nr. 180 vom 6.8.1914.

⁴⁵³ BayWo Nr. 32 vom 6.8.1914.

„Die Sozialdemokratie braucht freilich keine fürstliche Ermahnung, um zu wissen, was die Pflicht gegen Volk und Vaterland erfordert; aber sie weiß doch das Wort des Kaisers zu würdigen, umso mehr, als darin das Eingeständnis liegt, wie bitteres *Unrecht* unserer Partei so lange Jahrzehnte hindurch angetan worden ist, bis der Ernst dieser Tage bei den Zerschmetterungsrednern und `Umsturz`-Bekämpfern die Einsicht weckte, daß man in der Stunde der Entscheidung über Sein oder Nichtsein des Deutschen Reiches nicht mehr ein volles Drittel des deutschen Volkes als `vaterlandslose Gesellen` betrachten und behandeln kann.“⁴⁵⁴

Die SPD-Spitze sah sich von ihren langjährigen Gegnern endlich „rehabilitiert“ und anerkannt, was aber in Wirklichkeit nur sehr eingeschränkt der Fall war. Gerade durch diese Illusion entwaffnete sich die SPD im Streit der Meinungen selbst und gab die politische Deutungshoheit über das „Augusterlebnis“ an ihre Kontrahenten ab. Zunächst entfaltete die dahinter stehende politische Mythologie jedoch eine außerordentlich starke Sogwirkung, der sich auch die *Oberfränkische Volkszeitung* und ihr Chefredakteur Blumtritt, die später zur USPD wechseln sollten, nicht völlig zu entziehen vermochten.⁴⁵⁵ Ähnliches galt für den *Fränkischen Volksfreund*.⁴⁵⁶ Das Würzburger Blatt fasste in seinem Leitartikel vom 7. August noch einmal die „klassische“, wohl in der Partei am weitesten verbreitete Interpretation der in den Tagen zuvor abgelaufenen dramatischen Entwicklung zusammen:

„Die Sozialdemokratie bewilligt die Kriegskredite! Vor einer Woche war das etwas Undenkbares! Heute ist es das Selbstverständliche. Hätte es sich darum gehandelt, dem herrschenden Regime Vertrauen oder Mißtrauen auszusprechen – nie hätten die Sozialdemokraten die Kriegskredite bewilligt. Wäre es möglich gewesen, durch Ablehnung dieser Kredite den Krieg zu verhindern, - nie hätten die Sozialdemokraten die Kriegskredite bewilligt. Aber Vertrauen oder Mißtrauen, wir können das herrschende Regime heute nicht beseitigen, Schuld oder Unschuld, der Krieg ist da, der das deutsche Volk mit Knechtschaft oder Vernichtung bedroht *und darum haben die Sozialdemokraten die Kriegskredite bewilligt.*“

Explizit hervorgehoben wurde erneut die Bedrohung durch Rußland; das deutsche Volk kämpfe „gegen den Zaren um seine Freiheit. Alle tun in der Stunde der Gefahr willig die *gleiche Pflicht*, und keine Macht der Erde wird darum imstande sein, ihnen nach dem Kriege das *gleiche Recht* zu weigern.“ Neben dieser konkreten Erwartung einer verfassungs- und sozialpolitischen „Rendite“ für die Arbeiterschaft wies noch eine weitere Forderung in die Zukunft: „Wir wollen keinen Krieg, der

⁴⁵⁴ BayWo Nr. 33 vom 13.8.1914.

⁴⁵⁵ Zu Blumtritts nachträglicher Rechtfertigung seiner Haltung sind seine Ausführungen auf der Nürnberger Gaukonferenz im Mai 1915 aufschlussreich (siehe unten Kap. 4.2.1.)

⁴⁵⁶ Dort hieß es: „Die beherrschten Klassen leisten ohne Zögern ihre Kriegspflichten. Sie werden später die Herrschenden desto lauter an die nationalen Friedenspflichten erinnern, die zu erfüllen sie vordem versäumt hatten. Das Volk bringt jetzt furchtbare Opfer, aber es bringt sie nicht für einzelne oder für eine Minderheit, es kämpft für sich selbst, für seine Freiheit nach außen und innen. Die schlimmste Gefahr droht jetzt seiner Freiheit aus dem barbarischen Osten, und solange diese Gefahr nicht abgewehrt ist, gibt es nur einen Willen, nur eine Pflicht. *Wir, die wir niemals Knechte sein wollen, wollen nicht Knechte des Zaren werden!*“ (FV Nr. 181 vom 8.8.1914).

die Zwecke der staatlichen Verteidigung überschreitet, keinen Krieg bis zum allgemeinen Zusammenbruch ganz Europas. [...] Den Untergang Europas durch einen bis zur Erschöpfung geführten Weltkrieg zu verhindern, ist der Arbeiterklasse heiligste Pflicht.⁴⁵⁷ Wie ernst diese Pflicht (die offiziell in der Partei nie infrage gestellt wurde) ganz konkret im Angesicht der expansionslüsternen Politik der Reichsleitung zu nehmen war, wurde bald ganz unterschiedlich beurteilt. Vor allem an diesem Streitpunkt schieden sich letztlich die Geister in der SPD.

Genauer nachvollziehen lassen sich dieser Konflikt sowie der Zwiespalt zwischen Ablehnung des Krieges und Loyalität gegenüber Mehrheitsbeschlüssen der Partei bei Josef Simon, der später als einziger der bayerischen Reichs- und Landtagsabgeordneten zur USPD übertrat. Simons Verhalten bei den turnusmäßig wiederkehrenden Abstimmungen über Kriegskredite zeigte eine verschlungene und damit besonders interessante Entwicklung. In seinen erst nach dem Zweiten Weltkrieg abgefassten Erinnerungen behauptete Simon, bereits bei der Abstimmung vom 4. August 1914 das Plenum verlassen und somit die Zustimmung zu den Kriegskrediten verweigert zu haben (dieses ungeschriebene Recht der Abgeordneten war allerdings für diese Abstimmung ausdrücklich von der Fraktion aufgehoben worden); verursacht habe diesen Entschluss die unmittelbar zuvor von Bethmann Hollweg im Reichstag abgegebene Erklärung, dass deutsche Truppen bereits im Begriff waren, im neutralen Belgien einzumarschieren.⁴⁵⁸ Diese Darstellung, für die es keine weiteren Belege gibt, wurde von der Forschung bislang als glaubwürdig angesehen,⁴⁵⁹ obwohl Simon offenbar nicht zu den Abgeordneten zählte, die in der Fraktionssitzung vom 3. August gegen die Kreditbewilligung gestimmt hatten.⁴⁶⁰

Tatsächlich erklärte Simon jedoch auf einer Konferenz in Nürnberg im Mai 1915, zweimal den Kriegskrediten zugestimmt zu haben,⁴⁶¹ d. h. außer am 4. August auch noch bei der Abstimmung am 2. Dezember 1914, bei der Karl Liebknecht erstmals mit Nein gestimmt hatte.⁴⁶² Erst für die (dritte) Abstimmung am 20. März 1915 ist Simons Enthaltung nachweisbar.⁴⁶³ Anscheinend hatte er

⁴⁵⁷ FV Nr. 180 vom 7.8.1914.

⁴⁵⁸ Siehe dazu die Lebenserinnerungen Josef Simons. (Abgedruckt in: MIRKES (Hrsg.), Josef Simon, S. 11-202, hier: S. 102).

⁴⁵⁹ So besteht nach Susanne Miller im Falle Simons „auch kein Grund, an der Richtigkeit seiner Aussage in seinen Memoiren zu zweifeln“ (Burgfrieden und Klassenkampf, S. 67). Simons Darstellung folgen auch Kruse (vgl. Krieg und nationale Integration, S. 250, Fn. 324) und Scharrer (vgl. Manfred SCHARRER, Organisation und Vaterland. Gewerkschaften vor dem Ersten Weltkrieg, Köln 1990, S. 135).

⁴⁶⁰ Über diese Gruppe von Abgeordneten gibt es mehrere fragmentarische Aufzeichnungen, bei denen Simon allerdings nie aufgeführt wird (vgl. MILLER, Burgfrieden und Klassenkampf, S. 60f.); dies gilt auch für die Aufstellung, die Dittmann gibt (vgl. Erinnerungen, Bd. 2, S. 243).

⁴⁶¹ Vgl. Protokoll über die Verhandlungen der Kriegs-Gau-Konferenz der Sozialdemokratie Nordbayerns am 8. und 9. Mai 1915 zu Nürnberg, Würzburg 1915, S. 62.

⁴⁶² Insgesamt kam es während des Krieges im Reichstag zu zwölf Abstimmungen über Kriegskredite.

⁴⁶³ Siehe unten Kap. 4.2.1.

allerdings bereits zuvor intern seine Ablehnung der Burgfriedenspolitik zum Ausdruck gebracht; der Reichstagsabgeordnete Franz Schmitt berichtete in einem Brief an Vollmar über die Abstimmungen vom 3./4. August 1914: „Im Reichstag ging die Sache sehr gut. Diese fast an Einstimmigkeit grenzende Majorität hatte ich nicht erwartet./ Nur die Koll. Simon u. noch einige Andere spielten für einen Augenblick die wilden Männer. Diese kurze, aber peinliche Episode, die sich außerhalb der offiziellen Fraktionssitzung abspielte, war aber rasch beigelegt.“⁴⁶⁴ Hier zeigte sich bereits die isolierte Stellung Simons innerhalb der Führung der bayerischen SPD; dagegen half auch wenig, dass er sich zunächst (d. h. bei den ersten beiden Abstimmungen über Kriegskredite) – wider besseres Wissen - der Parteidisziplin unterworfen hatte.⁴⁶⁵ Welche Gewissenskonflikte ihm dies bereitete, lässt sich nur erahnen. Auf breitere Unterstützung aus seinem Landesverband durfte Simon vorerst jedenfalls nicht hoffen; der Landesvorstand behielt die Zügel fest in der Hand.

3.2.6 *Das informelle Bündnis zwischen SPD und Staatsregierung*

Von der Anhängerschaft der Partei ebenso unbemerkt wie diese internen Vorgänge, geschweige denn explizit autorisiert, ging die Landesleitung bereits im August zur direkten Kooperation mit den Behörden über, welche an die in der Vorkriegszeit geknüpften Kontakte angeschlossen, nun aber eine ganz neue Bedeutung gewann. Zentrale Figur auf Seiten der SPD war dabei nach wie vor Adolf Müller, wobei die Tragweite seiner Tätigkeit in der Öffentlichkeit kaum bewusst wahrgenommen, von der Regierung aber sehr wohl richtig eingeschätzt wurde. Zu seiner Instrumentalisierung im Kampf gegen die Burgfriedensgegner in seiner Partei war es dann nur noch ein kleiner Schritt. Entscheidend war, dass Müller an die Reformfähigkeit der bestehenden Ordnung auch unter Kriegsbedingungen fest glaubte – trotz aller weiterbestehenden Benachteiligung der Arbeiterschaft.⁴⁶⁶ Den

⁴⁶⁴ F. Schmitt an G. v. Vollmar vom 13.8.1914. (ROJAHN, Einleitung, in: DITTMANN, Erinnerungen, Bd. 1, S. 1-286, Zitat: S. 142, Fn. 639).

⁴⁶⁵ Für die erstmalige Zustimmungsverweigerung im März 1915 spricht auch der Eintrag Eduard Davids in sein Kriegstagebuch vom 17.3.1915. Darin heißt es: „Simon und Hoch verlangen Vorgehen gegen die ‚Proklamation des Eroberungskrieges‘ durch den Herrenhaus-Präsidenten v. Wedel-Piesdorf. Sie wollen damit ihren Umfall in der Kreditbewilligungsfrage begründen.“ (Kriegstagebuch, S. 111). Nach der Abstimmung vom März 1915 rapportierte Heine entsprechend an Vollmar: „Es stimmten gegen die Annahme des Etats dieselben, die am 2. Dezember [1914] gegen die Annahme des Fünfmilliardenkredits gestimmt haben [...] und außerdem [!] Horn, Hoch, Simon, Dittmann, Zubeil, Stolle, Leutert, Bernstein, die am 2. Dezember für die Annahme des Fünfmilliardenkredits waren.“ (W. Heine an G. v. Vollmar vom 22.3.1915; DITTMANN, Erinnerungen, Bd. 3, Zitat: S. 1163, Anm. 345). Einen weiteren indirekten Beleg für die anfängliche Zustimmung zu den Kriegskrediten bilden Simons wohl apologetische Ausführungen im provisorischen Nationalrat am 17.12.1918, wo er erklärte: „Daraus dem heute einen Vorwurf zu machen, wie das häufig geschieht, der eine hat einmal, der andere zweimal, der andere dreimal die Kriegskredite bewilligt, ich meine, das ist durchaus nicht berechtigt, sondern hier kommt es darauf an, daß eben jemand zu irgendeiner Zeit, gleichviel zu welcher, zu der Überzeugung gekommen ist, so geht es nicht weiter, und hat dann konsequent eine andere Stellung eingenommen.“ (Rede abgedruckt in: MIRKES (Hrsg.), Josef Simon, S. 375-383, hier: S. 383).

⁴⁶⁶ Müllers Sicht der Dinge geht aus einem Ende 1914 abgefassten Brief hervor: „Weil ich dieses [d. h. das deutsche] Volk kenne und liebe, möchte ich vor allem vermeiden, daß nach den großen Tagen, die wir jetzt durchleben, in denen es wenigstens das Bürgerrecht erworben hat, für sein Vaterland zu sterben [...], daß nach diesen Tagen das alte politische Elend wiederkehren könnte. Das Elend einer inneren Politik, die durch eine unverständige Niederhaltung der Massen das Reich nach außen so stark diskreditiert und so ungeheure Kräfte zur Er kämpfung einer bürgerlichen Rechtsgleichheit verzehrt hat, die in weniger kulturellen Ländern als dem unseren eine Selbstverständlichkeit ist. Es muß eine Brücke geschlagen werden – nicht zur Verbindung der Parteien, sie werden bleiben und sind das notwendige Ferment der Entwicklung -, nicht zur Nivellierung der Klassengegensätze, - sie sind das Erzeugnis

Krieg betrachtete er darüber hinaus als Katalysator, der die Verwirklichung des Sozialismus - oder was Müller und seine Anhänger darunter verstanden - noch beschleunigte.⁴⁶⁷ Von der falschen Prämisse ausgehend, das Reich und auch Bayern seien grundsätzlich demokratisierungsfähig, machte sich Müller nun daran, einen informellen Pakt mit der bayerischen Staatsregierung zu schließen.

Aufschluss hierüber gibt ein Bericht über seine Unterredung im Münchner Innenministerium im August 1914.⁴⁶⁸ Auf die – von Innenminister Soden persönlich initiierte – Androhung von Zensurmaßnahmen gegen die SPD-Presse reagierte Müller mit dem Hinweis, dass er sich „mit grösster Mühe und mit Einsetzen seiner ganzen Persönlichkeit“⁴⁶⁹ für die Bewilligung der Kriegskredite eingesetzt und auch seinen Einfluss in der Parteipresse im gleichen Sinne verwendet habe. Den von Regierungsseite beanstandeten kritischen Artikel in der *Münchener Post*⁴⁷⁰ rechtfertigte er mit Beschwerden von Seiten der Arbeiterschaft und bot der Regierung praktisch ein informelles Abkommen zwecks breiterer Abstützung der Kriegspolitik an:

„Dabei habe ihn [d. h. Müller] die Ueberzeugung geleitet, dass es besser sei, wenn auf diese Weise die Leute zur Ruhe gebracht würden, als wenn die Verbitterung im Volke im Stillen fortbestehe. Er gebrauchte dabei den Vergleich des Ventils eines Dampfkessels, das geöffnet werden müsse, um eine Explosion zu verhüten. [...] Im übrigen beabsichtige er keineswegs, in seinem Blatte weiterhin aufreizende Artikel gegen die Staatsregierung aufzunehmen, er werde vielmehr wie bisher eifrig darauf bedacht nehmen, beruhigend im vaterländischen Sinne auf seinen Leserkreis einzuwirken; dabei setze er allerdings voraus, dass er nicht durch Akte der Regierung, die eine grosse Unruhe und Verstimmung im Volke hervorzurufen geeignet seien, notgedrungen zu einer Kritik gezwungen[!] würde.“⁴⁷¹

Die hier wohl erstmals von den bayerischen Behörden formulierte „Ventiltheorie“ avancierte bald zur halboffiziellen Sprachregelung, insbesondere hinsichtlich der Handhabung der Pressezensur.⁴⁷²

des ökonomisch Gewordenen – wohl aber zur Vermenschlichung des unvermeidlichen und nützlichen Kampfes, zur Förderung des ja doch unaufhaltsamen Strebens von Unten, zur Auslöschung der Möglichkeit, daß einer den anderen politisch entrechtet und diffamieren kann, der sich die Weiterentwicklung der Nation und der Menschheit anders denkt als er.“ (A. Müller an D. v. Bergen vom 26.11.1914; POHL, Adolf Müller, Zitat: S. 126).

⁴⁶⁷ Charakteristisch hierfür ein Artikel aus der *Münchener Post*, der von Müller gebilligt, wenn nicht verfasst wurde; darin hieß es: „Man hat angesichts der durchgeführten, tief in das Leben unserer Wirtschaftsordnung einschneidenden sozialen Fürsorgemaßnahmen des Staates von einem Sozialismus des Krieges gesprochen. [...] was in harten Kriegsstürmen als Produkt der Not entstand, das muß in der milden Sonne des Friedens unter der allseitigen schöpferischen Tätigkeit des Volkes voll ausreifen. Und die vom Volk geleitete und vom Geist des Sozialismus beseelte Regierung kann nicht mehr die Regierung des alten Preußen-Deutschland sein. So wird sich hoffentlich die Prophezeiung unseres Altmeisters Engels erfüllen, daß mit dem Weltkrieg und seinen Zerstörungen der kapitalistischen Wirtschaftsordnung der Sozialismus kommen wird.“ (MP Nr. 216 vom 18.9.1914).

⁴⁶⁸ Siehe dazu den Bericht vom 13.8.1914. (HstAM, MA 94814/1).

⁴⁶⁹ Ebd.

⁴⁷⁰ D. h. der Leitartikel mit der Überschrift „Gefährlicher Unverstand“. (MP Nr. 186 vom 13.8.1914).

⁴⁷¹ Bericht vom 13.8.1914. (HstAM, MA 94814/1).

⁴⁷² Bei einer Besprechung von Presse- und Behördenvertretern in Berlin im November 1915 erklärte Robert Faber, Vorsitzender des Vereins Deutscher Zeitungsverleger: „Es darf aber bei der Handhabung der Zensur und bei den Wünschen der OHL nicht überse-

(Wilhelm II. persönlich hatte bereits vor dem Krieg den gleichen Mechanismus beschrieben;⁴⁷³ auch in der SPD wurde diese Sprachfigur seit längerem benutzt.⁴⁷⁴) Seine vertraulichen Beziehungen zur Regierung sowie seine Absprachen bezüglich einer engen Zusammenarbeit machte Müller der Parteiöffentlichkeit aus gutem Grund nie bekannt. Auch hier galt: „Er verstand es außergewöhnlich gut, viel zu erzählen, aber dabei genau das zu verschleiern, was er verbergen wollte, ohne daß seine Gesprächspartner das ahnten. Wenn es sein mußte, schreckte er auch vor zahlreichen Unwahrheiten nicht zurück.“⁴⁷⁵

Nicht nur die Bitte Müllers um diskrete Behandlung der Unterredung im Innenministerium, sondern auch das weitere Verhalten der von ihm repräsentierten Münchner Parteispitze legen den Schluss nahe, dass es sich bei Müllers Darlegungen nicht um taktisch motivierte Verhandlungsmänöver handelte, sondern um das Zeugnis einer völlig neuen Qualität in der Zusammenarbeit zwischen Vertretern des bayerischen Reformismus und der Staatsgewalt. Dass der hier skizzierte Kurs, ganz abgesehen von der völlig fehlenden Einbindung der Parteibasis, durchaus seine internen Gegner hatte, konnte Müller nicht verbergen: Die kritischeren Äußerungen aus Nordbayern, so beschwichtigte er gegenüber den Ministerialen, seien nicht ernst aufzufassen und nur erfolgt, um das Interesse an der Parteiorganisation aufrechtzuerhalten. Die Landesleitung habe des weiteren dafür gesorgt, dass die *Fränkische Tagespost* auf den gleichen Kurs gebracht werde wie die *Münchener Post* und zwar entgegen den Bestrebungen einiger Nürnberger „Heiss-Sporne“⁴⁷⁶ – so die Diktion Müllers.

Damit war aktenkundig, dass die Führung der bayerischen SPD sich auch dann in den Dienst des Staates zu stellen gewillt war, wenn dies auf Kosten der sonst sakrosankten innerparteilichen Solidarität und Geschlossenheit ging. Die Regierung hatte damit den entscheidenden Hebel gefunden, um die Sozialdemokratie indirekt und doch nachhaltig zu beeinflussen sowie langfristig eventuell ausserernde Teile der Partei zu isolieren. Wenn auch nicht institutionell, so doch ideologisch wurde

hen werden, daß die Presse an sich doch in gewissem Sinne das Ventil bildet, das ab und zu geöffnet werden muß, damit nicht Spannungen entstehen, die gefährlich werden können.“ (Martin CREUTZ, *Die Pressepolitik der kaiserlichen Regierung während des Ersten Weltkrieges. Die Exekutive, die Journalisten und der Teufelskreis der Berichterstattung*, Frankfurt/Main – Berlin – Bern – New York – Paris – Wien 1996, Zitat: S. 116). Major Walter Nicolai, der Leiter der Presseabteilung des Großen Generalstabes, erkannte die „Ventilfunktion“ der Presse grundsätzlich an, forderte allerdings einen maßvollen Umgang mit diesem Instrument.

⁴⁷³ In einem Brief an den Kronprinzen hatte Wilhelm II. 1913 ausgeführt: „Was die jüdisch beeinflusste Presse angeht, so stimme ich mit Dir ganz überein: In ihr hat das Judentum seinen gefährlichen Tummelplatz gefunden. Ihr Zügel anzulegen und ihrer schmutzigen Skandal- und Verleumdungssucht Halt zu gebieten, ist eine äußerst wichtige Aufgabe. Aber sie ist schwierig und kann nur gelöst werden, ohne die Freiheit der Presse im übrigen zu beschränken. Denn diese ist im modernen Staat nützlich und unentbehrlich als Ventil für allerlei Schmerzen und Unbehaglichkeiten, die sich sonst in gefährlicher Weise Luft machen würden.“ (POGGE-V. STRANDMANN/GEISS, *Die Erforderlichkeit des Unmöglichen*, Zitat: S. 38f.).

⁴⁷⁴ So von Gustav Bauer 1913 auf dem SPD-Parteitag von Jena. (Siehe dazu oben Kap. 2.2.8.).

⁴⁷⁵ POHL, Adolf Müller, S. 10.

⁴⁷⁶ Bericht vom 13.8.1914. (HstAM, MA 94814/1).

die Landesleitung der SPD in das System, das die Kriegspolitik trug, eingebunden. Die Befürwortung der Kriegskredite, die Werbung für die Zeichnung von Kriegsanleihen, die Übernahme nationalistischer Deutungsmuster sowie die Akzeptanz offensiver Kriegsziele bildeten den sichtbarsten Ausdruck dieser Integration, die sich in ganz unterschiedlichen Formen äußern konnte und letztlich den Spaltpilz in die Parteiorganisation trug.

Die bis dahin latenten Differenzen in der bayerischen SPD kamen bereits im Herbst 1914 auf einer Konferenz des Gaus Nordbayern zum offenen Ausbruch als Adolf Braun, der wortmächtige Chefredakteur der *Fränkischen Tagespost*, und Josef Simon mit dem Vertreter der Landesleitung, Johannes Timm, aneinandergerieten.⁴⁷⁷ Auch ohne das Vorliegen genauerer Aufzeichnungen über diese Konferenz kann davon ausgegangen werden, dass sich die Kritik der fränkischen Funktionäre an der regierungskonformen Politik der Münchner Führungsgruppe entzündete, deren Wirkung trotz aller Geheimhaltung inzwischen kaum noch zu übersehen war.⁴⁷⁸ Eine empfindliche Schwächung für das Lager der Burgfriedenskritiker stellte der Wechsel des Bayreuther Redakteurs Puchta zur *Plauenener Volkszeitung* im Herbst 1914 dar (ihm war zuvor von den bayerischen Zensurbehörden schon ein Maulkorb verpasst worden).⁴⁷⁹ Dieser Verlust war umso gravierender, da die Bedeutung der Presse im innerparteilichen Richtungskampf durch den Krieg noch weiter gewachsen war.

Für eine konstruktive und damit kontroverse Debatte über die „Politik des 4. August“ fehlten vorerst noch die Voraussetzungen. Vorherrschend war bis auf weiteres die vom *Fränkischen Volksfreund* formulierte Sicht: „Zerstörerarbeit aber leistet der, der in dieser Zeit schwerster Gefahren die Einigkeit und Disziplin der deutschen Arbeiterbewegung gefährdet. In einer Zeit, in der jede freie Aussprache unmöglich ist, steigern sich unausgesprochene, aber doch zur Schau getragene Gegensätze nur umso leichter zur Unerträglichkeit. Wenn es dem einen verwehrt ist, die Gründe seiner Stellungnahme vor der Öffentlichkeit klar zu legen, so ist es auch dem andern unmöglich, ihm seinen Irrtum nachzuweisen. Was bleibt da übrig als Unterordnung unter den Willen der überwältigenden Mehrheit und Vertagung aller Diskussionen auf eine gelegentlichere Zeit?“⁴⁸⁰

Dieser wohl aufrichtig gemeinte Appell an die Fairness und der Rekurs auf vermeintliche Sachzwänge zementierten faktisch den einmal eingeschlagenen Kurs und erschwerten damit dessen kriti-

⁴⁷⁷ Vgl. DAVID, Kriegstagebuch, S. 53.

⁴⁷⁸ Wohl unter dem Eindruck des Verlaufes dieser Konferenz schrieb Braun an Bernstein: „Wir leben in einer Zeit der bedenklichsten Verwirrung in der Partei, wie ich sie niemals für möglich erachtet habe. Erst vor kurzem wurde mir vorgeworfen, daß ich an der Sprengung der Partei mitwirken wolle, weil ich in einer geschlossenen Parteisitzung die Notwendigkeit betont habe, sich nicht mitreißen zu lassen von denen, die für die Annexion Belgiens schwärmen.“ (A. Braun an E. Bernstein vom 4.11.1914; FASEL, Adolf Braun, Zitat: S. 117).

⁴⁷⁹ Vgl. FVt Nr. 198 vom 27.8.1914.

⁴⁸⁰ FV Nr. 283 vom 7.12.1914.

sche Überprüfung sowie jegliche Diskussion über mögliche Alternativen. Daran war der Landesleitung auch gar nicht gelegen; sie arbeitete an einer Deutung, die jeden Zweifel am eingeschlagenen Kurs als Sakrileg bezeichnete:

„Nur eines wissen wir: die große Zeit der Entscheidungen ist gekommen, jetzt geht es überall um *Sieg oder Untergang*. Die Welt wird nach dem Kriege eine andere sein; ob sie eine bessere wird, das wird von uns abhängen; es wird davon abhängen, welches Gewicht an Kraft und Entschlossenheit wir in entscheidenden Augenblicken in die Waagschale werfen können. Würde sich unsere Partei in solchen Augenblicken uneinig und zerrissen zeigen, würde sie, statt den Blick fest auf die Zukunft zu richten, sich in unfruchtbarem Hader über Vergangenes erschöpfen, dann könnte man am Ende des Weltkrieges vielen Hoffnungen das Massengrab schaufeln.“⁴⁸¹

Hier wurde bereits einer Art parteiinterner Dolchstoßlegende der Boden bereitet, auf dem aus Meinungsverschiedenheiten schließlich Feindschaft erwachsen konnte. Welcher Geist nun dominierte, zeigten auch die Äußerungen des Münchner Partei- und Gewerkschaftsfunktionärs Mauerer im Parteiausschuss: „Auch die Stimmung für Annexionen ist begreiflich bei den Leuten, die gesehen haben, wieviel Tausende ihr Herzblut vergossen. Wir brauchen diese Stimmung nicht zu verteidigen. Darüber wird später zu reden sein, ebenso wie über die taktischen Differenzen.“⁴⁸²

Von hier aus war es nur noch ein kleiner Schritt zur Rechtfertigung der offensiven Kriegszielpolitik der Reichsleitung sowie zur Unterdrückung kritischer Stimmen innerhalb der Partei. Diese Positionen gingen weit über das hinaus, was ein vehementer Verteidiger der Geschlossenheit der Partei wie Adolf Braun konzedieren wollte; dieser befürwortete zwar auch die Kreditbewilligung,⁴⁸³ da er von einem Verteidigungskrieg ausging, ein weiteres Entgegenkommen der SPD gegenüber der Regierung lehnte er aber ab.⁴⁸⁴ Der Landesvorstand blieb ungeachtet dessen bei seinem entschieden nationalen Kurs im Einklang mit der äußersten Rechten der Partei; so befürwortete er im Herbst 1914 die Teilnahme der sozialistischen Jugend an der allgemeinen vormilitärischen Ausbildung, die selbst vom Parteivorstand und der Generalkommission der Freien Gewerkschaften abgelehnt worden war.⁴⁸⁵ Der Parteisekretär Auer ging mit „gutem Beispiel“ voran und weigerte sich, militärdienstun-

⁴⁸¹ BayWo Nr. 50 vom 10.12.1914.

⁴⁸² Protokolle des SPD-Parteiausschusses, Bd. I, S. 101.

⁴⁸³ Charakteristisch dafür der Leitartikel der *Fränkischen Tagespost* vom 3.9.1914: „Wie ein Mann ist das deutsche Volk aufgestanden, um in einem weltumspannenden Ringen deutsche und damit auch westeuropäische Kultur zu verteidigen gegen die Unkultur und Barbarei des zaristischen Absolutismus. [...] Werden die bürgerlichen Parteien [nach dem Krieg; B. A.] an die Pflichten gegen das Proletariat denken? Das Volk, die proletarischen Krieger, die ins Feld gezogen sind, hegen die Hoffnung. [...] Wer hilft ihnen, ihre Hoffnungen nach dem Kriege zu verwirklichen, wenn die herrschenden Mächte an diese Pflichten nicht denken? Einzig und allein die Sozialdemokratie wird sich für die proletarischen Interessen einsetzen müssen.“ (FT Nr. 205 vom 3.9.1914).

⁴⁸⁴ Zur Haltung Brauns siehe FASEL, Adolf Braun, S. 116.

⁴⁸⁵ Vgl. R. JANSEN, G. v. Vollmar, S. 118.

tauglich geschrieben zu werden,⁴⁸⁶ kam nach Frankreich und kehrte erst 1916 nach München zurück.⁴⁸⁷

Bereits in den ersten Kriegsmonaten hatten sich in der bayerischen Sozialdemokratie – wenn auch oft nur unterschwellig - erhebliche Meinungsverschiedenheiten bemerkbar gemacht, obwohl hier bis dahin das linke Zentrum der Partei nur wenig und die radikale Linke überhaupt keinen Einfluss hatten gewinnen können. Die Landesleitung vermochte es zunächst ihre strukturellen Vorteile geschickt auszunutzen, d. h. ihre bereits vor dem Krieg satzungsmäßig gefestigte organisatorische und publizistische Machtstellung sowie ihre gute Vernetzung mit den maßgeblichen Kräften in der Gesamtpartei (deren Richtung inzwischen von Anhängern des rechten Flügels bestimmt wurde). Darüber hinaus schränkte die traditionelle Hochschätzung der inneren Geschlossenheit in allen Teilen der Partei den Spielraum der Gegner des einmal eingeschlagenen Kurses empfindlich ein. Minderheitspositionen - auch wenn es diese durchaus gab - öffentlichkeitswirksam zu artikulieren, war kaum möglich. Die *Fränkische Tagespost* erlegte sich selbst auf, die Berichterstattung über die Streitigkeiten in der Partei „auf das unbedingt Notwendige zu beschränken“, und erklärte: „Die Disziplin verlangt, daß wir nun den Streit meiden, daß wir festhalten an dem, was uns als Pflicht vorgesetzt ist.“⁴⁸⁸

Damit konnte die bayerische Landesleitung gut leben und sie sah überhaupt keinen Anlass, kritische Anmerkungen aus Nürnberg nun ernster zu nehmen als vor dem Krieg. Gelegentliche Querschüsse gegen den Landesvorstand gab es allerdings von Anfang an; kurz nach Kriegsbeginn berichtete die *Fränkische Volkstribüne* über die Diskriminierung von Parteimitgliedern und fragte rhetorisch: „Die Sozialdemokratie *gleichberechtigt*? Wer kommt auf solche *Illusionen*?“⁴⁸⁹ Es überwogen in der Parteipresse vorerst jedoch die Stimmen, die die Kritik auf die aggressive Publizistik der extremen Rechten beschränkten und der Reichsleitung ein - bekanntlich völlig unangebrachtes - Vertrauen gewähr-

⁴⁸⁶ Über die Motivation Auers gibt ein Brief an Vollmar Auskunft, in dem er schrieb: „Dessen dürfen Sie sicher sein; wohin wir auch kommen, meine Pflichten erfülle ich. Dieser Dienst wird der Partei und dem Vaterlande mit Freuden erwiesen.“ (E. Auer an G. v. Vollmar vom 17.9.1914; POHL, Adolf Müller, Zitat: S. 131).

⁴⁸⁷ Über Auers Militärzeit in Frankreich herrscht noch nicht hinreichend Klarheit; in der bisherigen Forschung wurde die Darstellung übernommen, Auer sei an der Front verwundet worden (vgl. Michael LÖTTERSCHMID/Hartmut MEHRINGER, Erhard Auer: Ein königlich-bayerischer Sozialdemokrat und Republikaner wider Willen, in: Friedrich WECKERLEIN (Hrsg.), FREISTAAT! Die Anfänge des demokratischen Bayern 1918/19. München 1994, S. 109-126, hier: S. 113). Im Januar/Februar 1925 kam es in München zu einem von Auer angestregten Prozess gegen die ehemaligen USPD-Mitglieder Albert Winter junior und Richard Kaempfer; dort kam auch Auers Militärzeit zu Sprache. Dabei stellte sich heraus, dass Auer nicht an der Front gewesen war, sondern in Roubaix eine Wechselstube geleitet hatte. Dies wurde vom Gericht festgestellt, die gegen Auer aufgekomenen Bereicherungsvorwürfe wurden nicht weiterverfolgt. (Vgl. Albert WINTER/Richard KÄMPFER, Erhard Auer vor Gericht. Kritische Flugschriften der VSPD-Opposition, München 1925, S. 12-14, 18 u. 53f.).

⁴⁸⁸ FT Nr. 277 vom 26.11.1914.

⁴⁸⁹ FVt Nr. 186 vom 12.8.1914.

ten.⁴⁹⁰ Dabei wurde mitunter eine regelrechte Volksgemeinschaftsideologie verbreitet: „Deutschland kann einer Welt von Feinden die Stirne bieten, weil sich alle Klassen der Bevölkerung, die Gefahr erkennend, zum gemeinsamen Verteidigungskampfe zusammengeschlossen haben. Ja, ein Verteidigungskampf ist es, den das deutsche Volk führt, diese Wahrheit darf durch die wechselnden Bilder des ungeheuren Kriegs panoramas nicht in den Hintergrund gedrängt werden.“⁴⁹¹

Hier wurden, ohne dies einzugestehen, die Deutungsmuster der nationalistischen Rechten nahezu nahtlos nachvollzogen – abgesehen davon, dass in der Sozialdemokratie (zumindest öffentlich) nicht Annexionen das Wort geredet wurde. Während sich die breite, gemäßigte Strömung in der Partei noch einredete, die Reichsleitung strebe keine Eroberungen an, waren die gut vernetzten Strippenzieher des rechten Parteiflügels bereits einen Schritt weiter; auf ihre Affinität zu expansiven Kriegszielen wird noch einzugehen sein. Trotz der - gerade in Bayern - zahlenmäßig noch äußerst schwachen Opposition gegenüber der Burgfriedenspolitik wählte Vollmar - von Heine über die Gefahr, dass in Berlin der „terroristische Radikalismus“ die Oberhand gewinnen könnte, alarmiert⁴⁹² - bereits in dieser Phase, „daß eine unserer größten Gefahren die Ungeduld und Wichtigtuerei dieser sein wird, die nicht schnell genug die Friedensschalmei blasen können. Jetzt heißt es vor allem durchhalten und die Bahn frei machen, und wir müssen rücksichtslos gegen jeden Versuch eines weichlichen Internationalismus uns zur Wehr setzen.“⁴⁹³ Zum Parteivorstand hatte Vollmar inzwischen „kein unbegrenztes Vertrauen mehr“; Südekum hielt er dazu an, aufzupassen, „dass wir keine unliebsame Überraschung erleben und dass nicht die vortreffliche Stellung, welche die Reichstagsfrakt[ion] zum Krieg eingenommen hat, durch irgendwelche Machenschaft plötzlich wieder

⁴⁹⁰ Stellvertretend hierfür ein Artikel aus dem *Fränkischen Volksfreund*: „In der letzten Zeit werden auch bei uns im Lande Stimmen laut, die einer Eroberungspolitik ärgster Art das Wort reden. Entgegen den festen und bestimmten Erklärungen des deutschen Kaisers und der verantwortlichen Reichsleiter, daß Deutschland *keinen Eroberungskrieg* treibe, sondern nur seine nationale Selbständigkeit sichern wolle.“ (FV Nr. 224 vom 29.9.1914).

⁴⁹¹ SVZ Nr. 203 vom 2.9.1914. Eine ähnliche Tendenz hatte auch der Leitartikel „Einigkeit in Gefahr“, der das Recht auf freie Meinungsäußerung reklamierte, an der Abwehrbereitschaft Deutschlands gegenüber den äußeren Feinden aber keinen Zweifel aufkommen lassen wollte (vgl. SVZ Nr. 273 vom 23.11.1914).

⁴⁹² Heine informierte Vollmar regelmäßig über die Vorgänge in der Fraktion und in der Berliner Parteiorganisation. In einem Brief vom Oktober 1914 berichtete Heine: „Unter der Hand aber entfalten Haase, Ledebour, die Rosa Luxemburg, Dr. Duncker, Mehring und ein Teil der Redakteure des *Vormwärts* und eine Anzahl ähnlicher Geister eine intensive Wühlätigkeit, um Stimmung zu machen gegen den Beschluss vom 4. August und gegen jede Änderung in der Haltung der Partei. Wie man hört, haben sie dieselben grossen Erfolge in den engeren Konventikeln, in denen sie auftreten. Es ist sehr schwer, hiergegen anzukämpfen, weil die wenigen vernünftigen Leute unmöglich in den Tausenden von Zahlabenden, die monatlich stattfinden, überall anwesend sein können. [...] Ich mache mir ja in dieser Sache nur Sorge darum, dass in Berlin der terroristische Radikalismus die Oberhand behalten und die grosse Masse der Berliner Arbeiter, die wahrscheinlich auch ganz anders denkt, wieder zu Bekenntnissen für die Politik der Isolierung und Feindlichkeit dem Staat und der Nation gegenüber treiben könnte, dass dann das, was die Berliner tun, als die Meinung der gesamten Sozialdemokratie ausgerufen werden könnte, dass die edlen Mannesseele in der Presse und den Organisationen ausserhalb sowie ihre Vertreter im Reichstag und in den Landtagen dann wieder in dasselbe Horn blasen und dass damit jede Möglichkeit einer positiveren Gestaltung unserer Politik und eines grösseren Einflusses vereitelt würde . . .“ (Horst LADEMACHER (Hrsg.), *Die Zimmerwalder Bewegung. Protokolle und Korrespondenz*. Band I. Protokolle, The Hague – Paris 1967, Zitat: S. 77, Fn. 81).

⁴⁹³ G. v. Vollmar an A. Südekum, undat. Antwort auf Brief vom 11.9.1914. (KRUSE, *Krieg und nationale Integration*, Zitat: S. 143).

verdorben wird⁴⁹⁴. Dabei ging Vollmar davon aus, dass v. a. „die Berliner [Sozialdemokraten] [...] einer vernünftigen Auffassung der Dinge sicher noch viele Schwierigkeiten machen [werden]“, und fügte hinzu: „aber ich hoffe doch, daß die Partei darüber nicht in Trümmer gehen werde. Denn das ist für mich ausgemacht, daß, wenn der Radikalismus wirklich obenauf bliebe, es mit der Einheit der Partei am Ende wäre, und wenn die S[ozial] D[emokratie] wirklich nicht im Stande wäre, aus dieser Zeit zu lernen und ihre neuen Aufgaben zu begreifen, so wäre sie nicht mehr wert als unterzugehen.“⁴⁹⁵

Damit gab Vollmar, der den bayerischen SPD-Vorsitz noch bis 1918 innehielt, sich jedoch bereits einige Jahre vor Kriegsausbruch krankheitsbedingt aus der aktiven Politik weitgehend zurückgezogen hatte,⁴⁹⁶ den Kurs vor, den seine getreuen Helfer dann vollstrecken sollten. Einer von ihnen, der Parteisekretär Auer, gab bereits frühzeitig Entwarnung: „Die politische Situation für unsere Partei ist ausgezeichnet, wir müssen nur sehr obacht geben, dass unsere Uebermenschen die Geschichte nicht versauen.“⁴⁹⁷ (David teilte derartige Befürchtungen im wörtlichen Sinne.⁴⁹⁸) Die neben dieser Angst gleichzeitig hinter der Burgfriedenspolitik stehenden Hoffnungen auf zukünftige Reformen formulierte Südekum im November 1914: „Es scheint ganz und gar unmöglich, daß nach *diesem* Krieg die deutschen Regierungen und Parteien ihre politische Arbeit an den Fäden weiterspinnen, die durch den Kriegsausbruch abgerissen wurden.“⁴⁹⁹

Der Gewerkschaftsverein München, an dessen Spitze Timm stand, blickte in seinem Geschäftsbericht für das Jahr 1914 selbstsicher zurück: „Die Entscheidung darüber, was mit Ausbruch des Krieges Pflicht der Arbeiterschaft und ihrer Gewerkschaften geworden war, konnte nicht schwer fallen. Es galt die Verteidigung des Vaterlandes, das von übermächtigen Gegnern angegriffen worden war. [...] So wenig wir einen Krieg wollten, so sehr wir ihn als gegen alle Kultur und Gesittung gerichtet bekämpft haben, um ihn zu verhindern; nun, da er da ist, rechnen wir mit ihm und jeder tut seine Pflicht. Jeder von der Stelle aus, wohin er durch die Verhältnisse bestimmt wurde.“⁵⁰⁰ Mit

⁴⁹⁴ G. v. Vollmar an A. Südekum vom 16.9.1914. (M. BLOCH, Albert Südekum, Zitat: S. 155).

⁴⁹⁵ G. v. Vollmar an W. Heine vom 19.10.1914. (Abgedruckt in: FRICKE, Opportunismus und Nationalismus, in: ZfG XXII (1974), S. 844-869, hier: S. 866f., Zitat: S. 866).

⁴⁹⁶ Im Laufe des Krieges verstärkte Vollmar dann wieder seine Korrespondenz mit Gesinnungsgenossen im ganzen Reich. (Vgl. R. JANSEN, G. v. Vollmar, S. 111-120).

⁴⁹⁷ E. Auer an G. v. Vollmar vom 17.9.1914. (GRAU, Kurt Eisner, Zitat: S. 561, Anm. 39).

⁴⁹⁸ Im Dezember 1914 zog David die Bilanz aus einer Auseinandersetzung mit Gegnern der Burgfriedenspolitik in einer Versammlung von Parteifunktionären in Berlin-Charlottenburg: „Ich verlasse den Schauplatz dieses vergeblichen Kampfes mit der festen Überzeugung: die Partei wird auseinanderreißen. Es ist kein gemeinsamer Boden mehr da. Bleiben diese Leute in der Partei, so werden sie die ganze Position des 4. August versauen.“ (Kriegstagebuch, S. 84f.).

⁴⁹⁹ KRUSE, Krieg und nationale Integration, Zitat: S. 113.

⁵⁰⁰ ARBEITERSEKRETARIAT MÜNCHEN (Hrsg.), 17. Jahres-Bericht des Arbeitersekretariates München und Geschäfts-Bericht des Gewerkschaftsvereins München für das Jahr 1914, München 1914, S. 49f.

dieser Haltung wahrte die Gewerkschaftsführung den bisherigen Gleichklang mit der SPD-Landesleitung.⁵⁰¹

Rückblickend, aus dem Abstand einiger Monate betrachtet, erschien der Parteirechten die Entwicklung hin zur Kreditbewilligung bereits als zwangsläufiger Vorgang: „Die Sozialdemokratie ist [...] im wesentlichen eine Partei, die zunächst im gegebenen Rahmen der nationalen Möglichkeiten die kapitalistische Gesellschaft zu demokratisieren und zu sozialisieren versucht und erst dann auf das Gebiet der internationalen Politik hinübergreift [...]. Am 4. August hat also die Arbeiterschaft nur das ausgesprochen, was ist [...]. Am 4. August zerfloß lediglich eine falsche Spiegelung vom Wesen der Partei in der blauen Luft; die Partei blieb in ihrer ökonomisch-politischen Wirklichkeit bestehen.“⁵⁰² Dieser „Realpolitik“ (wohl von Adolf Müller persönlich formuliert), die alle Warnungen und Bedenken missachtete, stimmte die große Mehrheit der Partei in Bayern vorerst zu - oder sie stand ihr zumindest in passiver Wartestellung und habituellem Vertrauen in die „Weisheit“ der Führung gegenüber. Eine Minderheit allerdings, die von Auer gefürchteten „Übermenschen“, dachte nicht daran, dies zu tun; je länger der Krieg dauerte, desto weniger.

3.2.7 *Der Kriegszustand in Bayern und seine Folgen für die SPD*

Der Blick richtet sich nun wieder auf die bayerische Innenpolitik.⁵⁰³ (Die bayerische Regierung, die formal durchaus über einige verfassungsmäßige Rechte in der Außenpolitik verfügte,⁵⁰⁴ hatte auf diesem Gebiet „in der Julikrise ein sträfliches Maß an Zurückhaltung“⁵⁰⁵ gezeigt.) Mit der Verhängung des Kriegszustandes über Bayern durch König Ludwig III. am 31. Juli 1914 ging die vollziehende Gewalt an die Stellvertretenden Generalkommandos der drei bayerischen Korpsbezirke in München, Nürnberg und Würzburg über. Infolge der in der Reichsverfassung von 1871 festgelegten Reservatrechte wurde in Bayern nicht wie im übrigen Reich das preußische Gesetz über den Belagerungszustand von 1851 wirksam, das dem Militär „nahezu diktatorische Vollmachten über eine weite Bandbreite öffentlicher Angelegenheiten“⁵⁰⁶ zuwies, sondern das bayerische Kriegszustandsgesetz vom 5. November 1912, das sich von Ersterem teilweise erheblich unterschied. „Die

⁵⁰¹ Deren Organ, das *Bayerische Wochenblatt*, schrieb: „Die Sozialdemokraten haben von ihren Grundsätzen nichts aufgegeben und gedenken ihre Ziele nach dem Kriege kräftiger und erfolgreicher zu verfechten als zuvor. Aber gerade deswegen sind sie unter den gegebenen, von ihnen nicht gewollten Umständen vor allem zur nationalen Verteidigung bereit und entschlossen.“ (BayWo Nr. 49 vom 3.12.1914).

⁵⁰² MP Nr. 95 vom 24.4.1915.

⁵⁰³ Zum folgenden Abschnitt siehe W. ALBRECHT, Landtag und Regierung, S. 74-98; DEIST, Zensur und Propaganda, in: Ders., Militär, Staat und Gesellschaft, S. 153-163 und D. FISCHER, Die Münchener Zensurstelle, S. 8-20.

⁵⁰⁴ Die Reichsverfassung von 1871 gestand Bayern zu, einen eigenen diplomatischen Dienst zu unterhalten; außerdem führte Bayern den Vorsitz im Bundesratsausschuss für auswärtige Angelegenheiten.

⁵⁰⁵ MEYER-ARNDT, Die Julikrise, S. 269.

⁵⁰⁶ CHICKERING, Das Deutsche Reich und der Erste Weltkrieg, S. 45.

Stellv. Generalkommandos in Bayern unterstanden nicht, wie die Militärbefehlshaber im übrigen Reich, der Kommandogewalt des Kaisers, sondern derjenigen des bayerischen Kriegsministers, der sich seinerseits als der Obersten Heeresleitung (OHL) nicht unterstellt betrachtete.⁵⁰⁷ Der preußische Kriegsminister Falkenhayn drängte deshalb bereits in einem Erlass vom 25. Juli 1914 darauf, dass „die Maßnahmen der Militärbefehlshaber bei der Ausübung der vollziehenden Gewalt . . . in eine bestimmte Übereinstimmung gebracht werden“⁵⁰⁸ müssten.

Unter diesen formaljuristischen Voraussetzungen, bei denen Konflikte schon vorprogrammiert waren, standen einer restriktiven Handhabung der Zensur durch die Militärbehörden in Bayern noch einige rechtliche Schranken im Wege, die jedoch im „Bedarfsfall“ kein unüberwindliches Hindernis darstellten. Denn obwohl Maßnahmen gegen oppositionelle Kräfte „theoretisch innerhalb des Rahmens der Verfassung bleiben mußten, so führten sie doch praktisch zu einer großen Einschränkung der politischen oder wirtschaftlichen Betätigungsmöglichkeiten einzelner Personen oder Personengruppen.“⁵⁰⁹ Das Bayerische Innenministerium hatte noch am Tage der Verhängung des Kriegszustandes die zuständigen Behörden angewiesen, „sofort Listen derjenigen Personen anzulegen und weiterzuführen, von denen antimilitaristische Kundgebungen oder Störungen der Mobilmachung [...] zu befürchten sind.“⁵¹⁰ Derartige Präventivmaßnahmen erwiesen sich dann rasch als überflüssig. Der größte Teil der Presse schwenkte einträchtig auf die Linie der Regierung ein. Nur in seltenen Fällen waren Zwangsmaßnahmen notwendig, etwa bei dem von dem Pazifisten Wilhelm Herzog⁵¹¹ herausgegebenen Blatt *DAS FORUM*, das wegen „Propagierung eines völlig unangebrachten Europäertums“⁵¹² für die Dauer des Krieges verboten wurde (Herzog stand später in enger politischer Verbindung mit Eisner).⁵¹³

Im Vergleich zu anderen Bundesstaaten konnten die Zivilbehörden in Bayern gegenüber den militärischen Stellen mehr Einfluss bewahren; die Abgrenzung der Kompetenzbereiche – vor allem in

⁵⁰⁷ D. ALBRECHT, Von der Reichsgründung bis zum Ende des Ersten Weltkrieges, in: SCHMID (Hrsg.), Handbuch der bayerischen Geschichte, Bd. 4/I, S. 319-438, hier: S. 426.

⁵⁰⁸ SCHULTE, Europäische Krise und Erster Weltkrieg, Zitat: S. 121.

⁵⁰⁹ W. ALBRECHT, Landtag und Regierung, S. 75.

⁵¹⁰ MIIn an Kreisregierungen vom 31.7.1914. (StAWü, Reg. v. Ufr. K. d. I. 328).

⁵¹¹ Herzog, Wilhelm, geb. 12.1.1884 in Berlin, Studium der Germanistik und Kunstgeschichte in Berlin, Publizist, Schriftsteller, 1910/1911 Mitherausgeber der Zeitschrift *Pan*, 1912/1913 Leiter der Wochenschrift *März*, 1914 Gründer der Zeitschrift *Das Forum*, Herausgeber der Wochenschrift *Die Weltliteratur*, während des Ersten Weltkrieges als Pazifist politisch aktiv, Beitritt zur USPD, ab 1918 Chefredakteur der Tageszeitung *Die Republik*, ab 1929 Aufenthalt vorwiegend in der Schweiz und Frankreich, 1939 in Frankreich interniert, 1941 auf der Flucht in die USA verhaftet und bis 1945 auf Trinidad interniert, danach Einreise in die USA, 1947 Rückkehr in die Schweiz, 1952 Umzug nach München, gest. 18.4.1960 in München.

⁵¹² G. HUBER, Das klassische Schwabing, Zitat: S. 112.

⁵¹³ Vgl. Carla MÜLLER-FEYEN, Engagierter Journalismus: Wilhelm Herzog und DAS FORUM (1914-1929). Zeitgeschehen und Zeitgenossen im Spiegel einer nonkonformistischen Zeitschrift, Frankfurt am Main u. a. 1996, S. 90-160, v. a. S. 118-126.

den Fragen der Pressezensur und der Volksernährung – sollte mit zum wichtigsten Thema der bayerischen Innenpolitik in der Kriegszeit werden. Dabei versuchten die militärischen Stellen durch eine bewusst offensiv gefasste Auslegung des Begriffes der „öffentlichen Ordnung“, ihren Einflussbereich weit in den politischen Raum hinein auszudehnen,⁵¹⁴ dabei wurde auch auf ältere Verordnungen des Preußischen Kriegsministeriums Bezug genommen.⁵¹⁵ Für die Planungen und Möglichkeiten der bayerischen Sozialdemokratie wurden dadurch entscheidende Rahmenbedingungen gesetzt. Dabei eröffneten die (insbesondere in der ersten Kriegshälfte) teilweise gravierenden Differenzen zwischen Innen- und Kriegsministerium der SPD einige Freiräume, da gerade die Militärbehörden besonders scharfe Zensurmaßnahmen gegen die Presse zunächst ablehnten.⁵¹⁶ Das Bayerische Kriegsministerium handelte in diesem Fall mit der Rückendeckung des preußischen Kriegsministers Falkenhayn und auch des Reichskanzlers, die schon vor dem Krieg eine Politik des taktischen Entgegenkommens gegenüber der SPD konzipiert hatten.⁵¹⁷ (Trotz der zentralisierenden Tendenzen im weiteren Verlauf des Krieges blieb die Weisungsbefugnis des preußischen Kriegsministers gegenüber seinem bayerischen Amtskollegen begrenzt.⁵¹⁸)

Die Militärbehörden schätzten von Anfang an die Bedeutung der öffentlichen Meinung für eine erfolgreiche Kriegsführung sehr hoch ein und setzten dementsprechende Maßnahmen in Gang.⁵¹⁹ Besonderes Augenmerk wurde dabei zwangsläufig auf die Sozialdemokratie und die ihr verbundenen Freien Gewerkschaften gelegt, die ein Drittel (in Bayern ein Viertel) der Bevölkerung repräsentierten und bislang nur unzureichend in das gesellschaftliche System integriert waren. Dahinter stand die Erkenntnis: „Ohne die SPD und die von ihr geführte Arbeiterschaft war der Krieg nicht

⁵¹⁴ Der Pressereferent im Bayerischen Kriegsministerium stellte dazu fest: „Der Begriff der öffentlichen Sicherheit nach dem Kriegszustandsgesetz ist nicht im friedensgesetzlichen Sinne zu verstehen, nicht im Sinne der politischen Ordnung, er ist zu verstehen im Sinne der gegen Schädigungen und innere Widerstände zu sichernden Kriegsführung und umfaßt hiernach zunächst die Ausschaltung jeder unmittelbaren Beeinträchtigung der Kriegsführung, dann aber auch solcher Erscheinungen, die mittelbar die Kriegsführung schädlich beeinflussen, indem sie etwa die innere Geschlossenheit des Volkes zum Durchhalten gefährden.“ (KrA, MKr 13899).

⁵¹⁵ Einen Erlass des preußischen Kriegsministers vom März 1890 interpretierte das Bayerische Kriegsministerium im Mai 1915 wie folgt: „a) Die Gen.Kdos, Kommandanten, Garnisonsältesten müssen sich über die in ihrem Bereiche bestehenden staatsfeindlichen Organisationen, Zeitungen u. dgl. dauernd unterrichtet erhalten. b) Über die Handhabung des Belagerungszustandes werden verschärfende Bestimmungen getroffen. c) Vorbereitung von Unterdrückungsmaßnahmen wird befohlen.“ (SCHULTE, Europäische Krise und Erster Weltkrieg, Zitat: S. 84).

⁵¹⁶ Siehe dazu die Ausführungen Adolf Müllers in der Parteiausschusssitzung vom 12./13. Jan. 1915. (Vgl. Protokolle des SPD-Parteiausschusses, Bd. I, S. 112).

⁵¹⁷ Siehe oben Kap. 2.2.7.9.

⁵¹⁸ „Das preußische Kriegsministerium, in seiner zentralen Funktion als Instrument der Präsidialmacht, konnte zwar durch Empfehlungen, aber nicht durch Weisungen, im Laufe der Zeit eine gewisse koordinierende Wirkung ausüben, die durch vereinzelte Kabinettsordres für bestimmte Teilbereiche unterstützt wurde.“ (Wilhelm DEIST, Das Militär an der Heimatfront 1914 bis 1918 und 1939 bis 1945, in: THOSS/VOLKMANN (Hrsg.), Erster Weltkrieg – Zweiter Weltkrieg, S. 375-389, hier: S. 377).

⁵¹⁹ Bereits am 13.8.1914 erging ein Erlass des Chefs des Generalstabes des Feldheeres an die bundesstaatlichen Kriegsministerien, in dem es hieß: „Die geschlossene Stimmung der Parteien und die bisher einmütige Haltung der Presse für den Krieg ist für die oberste Heeresleitung von großer Bedeutung. Sie schafft den Geist der Hingabe und Geschlossenheit für Deutschlands große Aufgabe. Dies muß während der ganzen Dauer des Krieges, mag kommen was will, so bleiben.“ (KrA, MKr 13857).

zu führen.⁵²⁰ Demnach verfolgten die bayerischen Behörden, gewissermaßen dem „Vorbild“ des Reichskanzlers folgend, von Anfang an eine zwar nicht immer kohärente, aber doch auf die vordergründige politische Integration der Arbeiterbewegung hin ausgerichtete Politik - bei gleichzeitiger Vermeidung substanzieller Konzessionen. Dabei war das Kriegsministerium mehr als andere bereit, zum Zweck der Mobilisierung der ganzen Gesellschaft unorthodoxe Maßnahmen zu ergreifen, die nicht nur auf Repression setzten, und zeigte sich erstaunlich undogmatisch.⁵²¹

Zu einer durchgreifenden Intensivierung und Professionalisierung der Öffentlichkeitsarbeit durch die zentralen Stellen in Berlin sollte es erst 1916/17 unter der Ägide der 3. OHL kommen.⁵²² Die Anfänge hierfür reichten allerdings weiter zurück; bereits am 2. August 1914 hatte der Generalstab Major Walter Nicolai damit beauftragt, sich intensiv um die Pressearbeit zu kümmern (entsprechende Vorarbeiten hatte es bis dahin so gut wie nicht gegeben⁵²³). Da die Versuche, von Berlin aus eine konzise Pressepolitik zu betreiben (dem diente neben anderem auch die Einrichtung der Oberzensurstelle und des Kriegspresseamtes), wegen des Kompetenzgerangels zwischen den einzelnen Behörden nur begrenzte Durchschlagskraft entfalteten, blieb der Handlungsspielraum der bayerischen Regierung in diesem Bereich erheblich.⁵²⁴ Bei allen Besonderheiten, die es in Bayern gab, galt auch hier: „Im Sanktuarium des `Burgfriedens` sorgten die sofort eingerichteten Zensurbehörden nach Kräften für Stille. Sie schirmten nicht nur die zivile und militärische Leitung gegen jedes Bedenken ab, vielmehr ließen sie sich auch ganz hervorragend für die Rechte und gegen die Linke partiisch handhaben. Sobald es um konkrete Gleichbehandlung ging, war der `Burgfrieden` von Anfang an eine Fiktion.“⁵²⁵

Dieser für die Kooperation von Regierung und Landes-SPD problematische Tatbestand wurde durch die geschmeidige Politik der Behörden recht erfolgreich überspielt. Das Pressereferat im Bayerischen Kriegsministerium leitete Alfons Falkner von Sonnenburg, ein weltläufiger, unkonventio-

⁵²⁰ F. FISCHER, Griff nach der Weltmacht, S. 105.

⁵²¹ In ihrer einschlägigen Untersuchung zur Öffentlichkeitsarbeit der Regierung(en) im Ersten Weltkrieg sieht Anne Schmidt in der ersten Kriegshälfte eine Dominanz der „Traditionalisten“, die aus einer schlichten konservativen Gesinnung heraus auf paternalistische Belehrung und gemäßigte Repression setzten; dies gelte auch für Bayern (vgl. Belehrung – Propaganda - Vertrauensarbeit, S. 29-111). Die erstaunliche Flexibilität der bayerischen Behörden, die sich durchaus auszahlte, legt hier allerdings Zweifel nahe (was nicht heißt, dass sich hier das Lager der „Modernisten“ früher als in Berlin durchsetzte). Bayern blieb auch hier ein „Sonderfall“. Die geschickte Zensurpolitik der bayerischen Behörden, die mit der „Ventiltheorie“ operierte, entspricht eher der „reformistischen“ Strömung, die Schmidt in Berlin erst ab 1918 feststellt (vgl. ebd., S. 183-223, v. a. S. 195); trotz erheblicher inhaltlicher Übereinstimmungen kam es zwischen den Berliner „Reformisten“ und den „moderaten Traditionalisten“ in den bayerischen Zensurbehörden nicht zu einer nachhaltigen Zusammenarbeit (vgl. ebd., S. 217f.).

⁵²² Siehe dazu unten Kap. 4.1. und 5.5.

⁵²³ Vgl. Daniel UZIEL, Blick zurück auf den vergangenen, Planung für den kommenden Krieg. Die Entwicklung der deutschen militärischen Propaganda, in: THOSS/VOLKMANN (Hrsg.), Erster Weltkrieg – Zweiter Weltkrieg, S. 301-321, hier: S. 304.

⁵²⁴ Vgl. CREUTZ, Pressepolitik, S. 43-61 und passim.

⁵²⁵ WEHLER, Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 4, S. 39f.

neller Offizier mit erheblichen Talenten für seine schwierige Aufgabe.⁵²⁶ Seine Behörde stand der SPD-Presse „ausgesprochen wohlwollend und verständnisvoll“⁵²⁷ gegenüber, was u. a. darin zum Ausdruck kam, dass bei Kriegsbeginn in Bayern das Verbreitungsverbot für die SPD-Presse im Heer aufgehoben wurde.⁵²⁸ Dies führte so weit, dass im Herbst 1914 Konservative und Bayerisches Zentrum die Zensurpolitik gegenüber der SPD als zu nachsichtig kritisierten;⁵²⁹ als weitere Besonderheit der politischen Verhältnisse in Bayern lässt sich an dieser Episode erkennen, dass die Gräben zwischen Zentrum und Sozialdemokratie hier ungleich tiefer waren als andernorts, so dass keine Kooperation (nach dem späteren Vorbild des Interfraktionellen Ausschusses im Reichstag) möglich werden sollte.

Die Politik des Laissez-faire gegenüber der SPD-Presse hatte jedoch ihre Grenzen. Obwohl die *Oberfränkische Volkszeitung* in ihrer Berichterstattung über den Krieg von Anfang an sehr zurückhaltend war, erschien ihre Ausgabe vom 8. Oktober 1914 auf der Titelseite mit einem weißen Fleck;⁵³⁰ auch danach kam es wiederholt zu derartigen Eingriffen.⁵³¹ Dennoch versuchte die Redaktion, sich einen Rest an Prinzipientreue zu bewahren, etwa indem sie forderte: „Gerade die sozialdemokratische Presse hat die Pflicht, sich gegen Täuschungen und die Herabsetzung anderer Völker zu wehren. Es darf nicht vergessen werden, daß wir später wieder gemeinsam mit ihnen arbeiten müssen.“⁵³² Völlig „unmöglich“ war es demnach nicht, sich gegen den Strom der öffentlichen bzw. veröffentlichten Meinung zu stemmen; die Gegenmaßnahmen folgten allerdings auf den Fuß.

Bereits Ende August 1914 verbot das Stellvertretende Generalkommando in Nürnberg die in Bayreuth erscheinende *Fränkische Volkstribüne* für kurze Zeit.⁵³³ Hinter den Kulissen setzte die Behörde zudem durch, dass Puchta, der sich in der Antikriegsbewegung wenige Wochen zuvor stark exponiert hatte, keine politischen Artikel mehr verfassen dürfe;⁵³⁴ diese Regelung hatte faktisch Zen-

⁵²⁶ Vgl. Detlef BALD, Ein Offizier als Kritiker des preußisch-deutschen Militarismus. Alfons Falkner von Sonnenburg, in: WETTE (Hrsg.), *Schule der Gewalt*, S. 173-191.

⁵²⁷ D. FISCHER, *Die Münchner Zensurstelle*, S. 188f.

⁵²⁸ Vgl. Kriegsminister Kreß an StellvGenKdo I. AK vom 25.8.1914 (KrA, StellvGenKdo I. AK 1725). Allerdings erging kurz darauf noch eine geheime Anweisung vom Bayr. Kriegsministerium an die untergeordneten Generalkommandos, wonach das Verbot wieder in Kraft zu treten habe, falls die sozialdemokratische Presse den Burgfrieden stören würde (vgl. MKr an StellvGenKdo I. AK vom 3.9.1914; ebd.).

⁵²⁹ Die Kritik von Seiten des Bayerischen Zentrums an der vermeintlich zu großen Toleranz der Behörden gegenüber kritischen Berichten in der SPD-Presse wurde auch später immer wieder erhoben. (Vgl. Friedrich MÜNCH, *Die agitatorische Tätigkeit des Bauernführers Heim. Zur Volksernährungsfrage aus der Sicht des Pressereferates des bayerischen Kriegsministeriums während des Ersten Weltkrieges*, in: BOSL (Hrsg.), *Bayern im Umbruch*, S. 301-344, hier: S. 320f. u. 330).

⁵³⁰ Vgl. OVZ Nr. 235 vom 8.10.1914.

⁵³¹ Vgl. MACHT, *Die Hofer Arbeiterbewegung*, Bd. II, S. 575.

⁵³² OVZ Nr. 271 vom 19.11.1914.

⁵³³ Vgl. *Extrablatt der Fränkischen Volkstribüne* vom 21.8.1914.

⁵³⁴ Vgl. ENDRES, Friedrich Puchta, in: *Archiv für Geschichte von Oberfranken* 75 (1995), S. 405-412, hier: S. 405.

surcharakter, war aber weniger auffällig als weiße Zeitungsseiten. Als das Blatt wieder erscheinen konnte, druckte es eine vom Geschäftsführer (dem Reichstagsabgeordneten Hugel) unterzeichnete Zusicherung ab, der zufolge zukünftig zu keinen weiteren Beschwerden von Seiten staatlicher Stellen mehr Anlass gegeben werden sollte.⁵³⁵ Bemerkenswert war eine wenig später veröffentlichte Erklärung der lokalen Pressekommission, in der dargelegt wurde, dass das Gremium von diesem Schritt nicht hatte unterrichtet werden können; abschließend brachte die Pressekommission die Erwartung zum Ausdruck, „daß die Parteigenossen verstehen, wenn die Zeitung unter dem Kriegszustand nicht das sein kann, wie in früheren Zeiten und bittet sie, sich unter diesem Zustande damit abzufinden.“⁵³⁶ Mit diesem Akt der Resignation und Anpassung, der weitere Verbotsmaßnahmen allerdings nicht verhinderte,⁵³⁷ war *eine* Option genannt, die der SPD noch geblieben war.

Eine andere Option, die man als „konstruktive Mitgestaltung“ bezeichnen könnte, wählte die Regensburger *Neue Donau-Post*, die damit die im Gau Südbayern dominierenden Hoffnungen auf die Integrationsstrategie wiedergab; kurz nach Kriegsausbruch verkündete das Blatt: „Kein Kriegszustandsgesetz wird uns davon abhalten, auszusprechen, was zum Wohl der Armen und Bedrängten ausgesprochen werden muß. Denn wir werden nichts zu sagen haben, was gegen die Absichten einer vornehmen und politisch objektiven [sic] Landesverteidigungsbehörde verstößt.“⁵³⁸ Auch die *Schwäbische Volkszeitung* nahm für sich in Anspruch, mit ihrer Berichterstattung die Kriegsanstrengungen nur zu fördern.⁵³⁹

Die Möglichkeit einer wirklich kritischen Berichterstattung wurde in Bayern zunächst gar nicht ausprobiert. Dabei hatte der Vorstand der Gesamtpartei noch im September 1914 erklärt: „Wir betrachten es als unwürdig eines mündigen Volkes, sich vorschreiben zu lassen, welche Gedanken und Stimmungen es zum Ausdruck bringt.“⁵⁴⁰ Da ein Ende des Krieges bald in unerreichbare Ferne entrückt war, mussten die einzelnen sozialdemokratischen Redaktionen unter immer größerem Druck entscheiden, was sie als „unwürdig“ erachteten und was nicht. Welchen Kurs die bayerische SPD bzw. ihre einzelnen Zeitungen und Organisationen unter den Bedingungen des Kriegszustan-

⁵³⁵ Vgl. FVt Nr. 195 vom 24.8.1914.

⁵³⁶ FVt Nr. 198 vom 27.8.1914.

⁵³⁷ Ende November 1914 erfolgte erneut ein Verbot der *Fränkischen Volkstribüne*, das nach kurzer Zeit allerdings wieder aufgehoben wurde. (Vgl. FVt Nr. 278 vom 28.11.1914).

⁵³⁸ NDP Nr. 213 vom 4.8.1914.

⁵³⁹ So hieß es in einem Leitartikel zum Thema „Krieg und Presse“: „Indem die Arbeiterpresse bemüht ist, auf dem weiten Felde der Kriegsfürsorge und der geregelten Wirtschaftserhaltung, anregend, fördernd, Hindernisse aus dem Weg räumend tätig zu sein, leistet sie für die erfolgreiche Durchführung des Krieges vielleicht mehr als manches Blatt, das solche Notwendigkeiten übersieht, sich aber bei Bekundung seiner allgemeinen Gesinnung in Kraftworten überschlägt.“ (SVZ Nr. 230 vom 3.10.1914).

⁵⁴⁰ CREUTZ, Pressepolitik, Zitat: S. 57.

des und der Zensur dann tatsächlich gegenüber dem Kräfterdreieck aus dominierender Partei (Zentrum), Militär- und Zivilbehörden einschlug(en), zeigte sich in den folgenden Jahren.

3.3 Zwischenbilanz

In einer ersten Zwischenbilanz gilt es nun die für Bayern gewonnenen Erkenntnisse in *den* Zusammenhang zu stellen, der von den neueren Forschungsergebnissen zum Kriegsausbruch vorgegeben wird - und diese damit zu verifizieren bzw. zu differenzieren. Der Krieg bedeutete zweifelsohne „die erste scharfe Zäsur in der bisher organischen Aufwärtsentwicklung der SPD in Bayern.“⁵⁴¹ Da nun die „große Politik“, die in den europäischen Hauptstädten und den Hauptquartieren der einzelnen Armeen gemacht wurde, das Geschehen bestimmte, trat der Sondercharakter der bayerischen SPD zunächst in den Hintergrund, ohne völlig zu verschwinden (dazu hatte er sich bereits zu fest etabliert).

Zunächst soll noch einmal ein Blick zurück auf die Vorkriegszeit geworfen werden; dies auch, um zu erkennen, welche Prognosen in der Sozialdemokratie getroffen worden waren bzw. getroffen werden konnten. Im Jahr 1897 – dem Jahr, in dem die eben neu ins Amt gekommenen Staatssekretäre Bülow und Tirpitz die deutsche „Weltpolitik“ einleiteten, die dann in den Untergang führen sollte – ahnte das SPD-Zentralorgan *Vorwärts*:

„Wenn der Reichstag bei der Entstehung und Fortsetzung solcher [außenpolitischer] Verwicklungen gar nichts zu sagen hat, so kann der Fall eintreten, daß er einen schönen Tages vor ein *fait accompli* (vollendete Thatsache) gestellt wird, das nicht rückgängig gemacht werden kann, dessen ganze Konsequenzen dann nicht die deutsche Regierung, sondern das deutsche Volk zu tragen hat. Diese Konsequenzen bestehen vornehmlich in finanziellen, vielleicht aber auch in Opfern an Leib und Leben.

Für dies Opfer hat aber der Reichstag aufzukommen. Er bewilligt die Kredite, die Ausgaben, die im Gefolge eines solchen Konflikts entstehen. Wenn eine *Affaire* bis zu diesem Punkte gediehen ist, kann der Reichstag der Regierung nicht mehr links um kehrt kommandiren, er kann nicht die ganze deutsche Diplomatie als den blamirten Europäer stehen lassen, sondern er muß wohl oder übel, dazu wird er dann durch den Gegner gedrängt, die unheilvolle Politik der Diplomaten fortsetzen, er muß die Suppe auslöffeln, die ihm die Regierung eingebrockt hat.“⁵⁴²

Welche Art von „Suppe“ die Regierung dem Reichstag und dem deutschen Volk einbrocken könnte, sah während der 2. Marokkokrise von 1911 die *Fränkische Tagespost* voraus; sie warnte vor „einer Abenteuererclique, die nach außen und innen eine verbrecherische Katastrophenpolitik treibt“⁵⁴³. Damit war die Politik der militärischen und politischen Führung des Reiches in der Julikrise von

⁵⁴¹ MEHRINGER, Die bayerische Sozialdemokratie, in: Ders./BROSZAT (Hrsg.), Bayern in der NS-Zeit, Bd. 5, S. 287-432, hier: S. 311.

⁵⁴² PRACHT, Parlamentarismus und deutsche Sozialdemokratie, Zitat: S. 312.

⁵⁴³ FT Nr. 181 vom 5.8.1911.

1914 recht genau beschrieben. Die neueren Analysen zu diesem Thema lassen hier wenig Interpretationsspielraum.

Durch die Literatur zum Ersten Weltkrieg zieht sich fast durchgehend die Vorstellung vom exzeptionellen, nicht voraussehbaren Charakter dieses ersten „totalen“ Krieges – was die mangelnde mentale und organisatorische Vorbereitung in den betroffenen Staaten leichtweg zu erklären scheint. In Hans-Ulrich Wehlers „Deutscher Gesellschaftsgeschichte“, dem Extrakt der Forschungsarbeit mehrerer Generationen, lesen wir: „Auch die Finanzpolitik ging nach der Julikrise 1914 von der illusionären Prämisse aus, daß nur ein kurzer Krieg mit begrenzten, jedenfalls überschaubaren Kosten bevorstehe. Im Spandauer Juliusturm war ein altertümlicher Kriegsschatz in Höhe von 120 Millionen Mark, nach dem Wehrgesetz von 1913 bis zum August 1914 in Höhe von 225 Millionen Mark thesauriert worden. Diese damals vielbewunderte Summe sollte, wie sich herausstellte, für die Kosten von genau zwei Kriegstagen reichen.“⁵⁴⁴ (Andere Schätzungen gehen von noch weit höheren Kriegskosten aus.⁵⁴⁵)

Man reibt sich die Augen, stellt man daneben einen Artikel aus dem *Bayerischen Wochenblatt* (der Wehler vermutlich nicht geläufig gewesen ist), der im April 1913 prophezeite: „Im Spandauer Juliusturm liegen bekanntlich 120 Millionen Mark in Gold als eine Art *Reichskriegsschatz*. Die Entwicklung der Millionenheere hat freilich das patriotische Mordgeschäft so kostspielig gemacht, daß diese `lumpigen` 120 Millionen nicht einmal für die ersten paar Tage reichen würden.“⁵⁴⁶ (Ähnlich hatte sich im Übrigen Bebel bereits 1907 geäußert.⁵⁴⁷) Derart realistische Prognosen waren durchaus öfter zu hören; Heine hatte 1911 in einer öffentlichen Versammlung die Frage gestellt: „Ja, wo sollte Deutschland das Geld hernehmen, um täglich 100 Millionen Mark zu leisten, die die Mobilisierung [im Kriegsfall; B. A.] nach neuester Berechnung verschlingt?“ Er wusste auch: „An einen so *schnellen* Sieg, wie 1870, ist heute nicht mehr zu denken.“⁵⁴⁸

Die Frage „nach dem jeweils Denkmöglichen, den Grenzen des Denkbaren sowie potentiellen Denkwiderständen“⁵⁴⁹ wird hier noch einmal ganz neu aufgeworfen; erst recht, wenn man die bei Kriegsbeginn veröffentlichten, für jedermann vernehmbaren Warnungen vor dem Ausmaß der

⁵⁴⁴ WEHLER, Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 4, S. 64.

⁵⁴⁵ So beliefen sich die monatlichen Kriegskosten des Reiches nach anderen Angaben auf 8-10 Milliarden Goldmark (das entsprach dem kompletten Jahresetat vor 1914), d. h. die täglichen Kosten beliefen sich auf ca. 300 Millionen Mark. (Angabe aus BECKER/KRUMEICH, Der Große Krieg, S. 160f).

⁵⁴⁶ BayWo Nr. 14 vom 3.4.1913.

⁵⁴⁷ Auf dem Internationalen Sozialisten-Kongress in Stuttgart sagte Bebel voraus: „Die gewaltige Summe von 120 Millionen ist in kaum drei Tagen aufgebraucht.“ (Protokoll Internationaler Sozialisten-Kongress Stuttgart 1907, S. 100).

⁵⁴⁸ MP Nr. 189 vom 17.8.1911.

⁵⁴⁹ Martina KESSEL, Mentalitätengeschichte, in: CORNELISSEN (Hrsg.), Geschichtswissenschaften, S. 235-246, hier: S. 236.

bevorstehenden Schrecknisse berücksichtigt. Was von der Forschung lange nicht wirklich erkannt worden ist, wird inzwischen immer deutlicher: Den Zeitgenossen, d. h. *sowohl* den militärischen Experten *als auch* der breiteren Öffentlichkeit, war sehr wohl bewusst, dass der im Sommer 1914 beginnende Krieg an Kostspieligkeit und Zerstörungskraft alles bisher Dagewesene weit in den Schatten stellen würde. Der britische Außenminister Sir Edward Grey hatte dem deutschen Botschafter in London in einer vertraulichen Unterredung am 29. Juli 1914 die gar nicht so exklusive Gewissheit mitgeteilt: „If war breaks out, it will be the greatest catastrophe that the world ever has seen.“⁵⁵⁰

Die angeblich vorherrschende Erwartung vom kurzen Krieg ist in die Serie der nicht mehr haltbaren Vorstellungen – und auch der hartnäckigen Mythen – einzureihen (zumindest in Bezug auf Deutschland). Nicht nur der preußische Generalstab wusste es besser. Die *Oberfränkische Volkszeitung* verkündete bereits am 27. Juli 1914: „Der Weltkrieg steht vor der Tür. Ein Massenmorden, ein Elend bereitet sich vor, wie es die Menschheit noch nicht erlebt hat.“⁵⁵¹ In der Rückschau wurden derartige Vorhersagen gern verdrängt, wobei auch apologetische Motive – und sei es nur unbewusst – eine Rolle gespielt haben dürften. Ein Jahr später schrieb das vom Landesvorstand der bayerischen SPD herausgegebene *Bayerische Wochenblatt*: „Als nach der Kriegserklärung Österreich-Ungarns an Serbien (28. Juli 1914) am 1. August die deutsche Mobilmachung befohlen wurde und an der Ost- und Westgrenze die Gewehre sozusagen von selber losgingen [sic], da ging die allgemeine Ansicht dahin, daß ein mit allen Mitteln der modernen Technik zu führender Krieg keinesfalls von langer Dauer sein könne; die Ernährungsschwierigkeiten der Millionenheere, die wirtschaftlichen Schäden in den beteiligten Ländern müssten, so nahm man an, das Ringen abkürzen.“⁵⁵² Auch Kautsky sprach wenig später von der „unerwarteten Dauer“⁵⁵³, die der Krieg inzwischen angenommen habe.

Auf welche Art und Weise die Erinnerung an die jeweiligen *Kriegserwartungen* später überformt wurde, ist noch nicht eingehend untersucht. So viel lässt sich bereits sagen: Vieles, was aus späterer Sicht überraschend oder völlig neuartig erschien bzw. als Ausdruck von Irrationalität „erklärt“ wurde, war so unvorhersehbar nicht. (Den Begriff „Weltkrieg“ hatte Engels übrigens bereits 1888 in die Debatte eingeführt.⁵⁵⁴) Von einem kurzen, nur mit geringen Verlusten verbundenen Krieg ging (für den Fall der Verwicklung mehrerer europäischer Großmächte) in der SPD jedenfalls kaum jemand aus. Obwohl von vornherein mit hohen Opfern für das deutsche Volk im Allgemeinen und die

⁵⁵⁰ MEYER-ARNDT, Die Julikrise, Zitat: S. 189.

⁵⁵¹ OVZ Nr. 172 vom 27.7.1914.

⁵⁵² BayWo Nr. 31 vom 5.8.1915.

⁵⁵³ Karl Kautsky, Fraktion und Partei, in: *Die Neue Zeit*, Nr. 9 vom 26.11.1915, S. 269-276, hier: S. 273.

⁵⁵⁴ Vgl. SCHULZ, Die deutsche Sozialdemokratie, in: HERRMANN (Hrsg.), *Aus Geschichte und Politik*, S. 89-116, hier: S. 95.

Partei im Besonderen gerechnet wurde, stellte sich die SPD-Spitze mehrheitlich hinter die Burgfriedenspolitik, die deshalb erst recht einer Erklärung bedarf.

Hans Herzfeld schrieb dazu 1928: „Die Geschichte der sozialdemokratischen Partei bei Kriegsausbruch ist daher die Geschichte einer hilflosen Überraschung, in der schließlich der Druck der elementaren Verhältnisse siegte.“⁵⁵⁵ Hier sind Korrekturen angebracht, womit wir zu einer Kernthese der vorliegenden Untersuchung gelangen. Demnach war die „Politik des 4. August“ *nicht* einfach das Ergebnis einer unter hohem Zeitdruck und ohne Vorbereitung, d. h. überstürzt und eher „unfreiwillig“ getroffenen Richtungsentscheidung; sie war vielmehr die nahezu direkte Umsetzung eines Konzepts, das über einen langen Zeitraum hinweg ausgearbeitet worden war und dessen Befürworter sich zielstrebig – und keineswegs nur im Verborgenen – entscheidende Positionen im Machtgefüge der Sozialdemokratie gesichert hatten. Es zeugte deshalb von wenig Realismus, wenn der linke Flügel der SPD-Reichstagsfraktion, wie sich Liebknecht später erinnerte, geleitet wurde von „der Hoffnung, der Beschluß vom 3. August [an dem die entscheidende Fraktionssitzung stattfand; B. A.] sei das Ergebnis einer vorübergehenden Panik und werde alsbald korrigiert, jedenfalls nicht wiederholt und gar übertrumpft werden.“⁵⁵⁶ Davon konnte überhaupt keine Rede sein. Kolb brachte es stattdessen später auf den Punkt, indem er eine weitere Perspektive einbezog: „Die Politik des 4. August 1914 schließt bereits die Entscheidung über den Konflikt in sich, der sich wie ein roter Faden durch die Geschichte der deutschen und der internationalen Sozialdemokratie in den letzten 25 Jahren hindurchzieht.“⁵⁵⁷ Das bedeutet: Ebenso wie der Weltkrieg selbst ist die Burgfriedenspolitik der SPD ohne ihre lange Vorgeschichte nicht zu verstehen. Die einzelnen Komponenten dieser Politik waren längst vorhanden; bei Kriegsbeginn bündelten und verstärkten sich nur mehrere Stränge der Entwicklung innerhalb der Sozialdemokratie, die im einleitenden Teil herausgearbeitet worden sind.

Noch einmal zur Erinnerung: In der Führung der Freien Gewerkschaften hatte sich mit deutlicher Mehrheit die „praktizistische“ Strömung durchgesetzt; pragmatisch orientiert, auf sozialpolitische Erfolge sowie den Ausbau und Erhalt der Organisation fixiert, hatte sie das Konzept der „proletarischen Revolution“ längst ad acta gelegt. Bis 1906 hatte sich die Gewerkschaftsführung, gestützt vom beeindruckenden Wachstum der Mitgliederzahlen, eine gleichberechtigte Stellung gegenüber der (personell eng mit ihr verflochtenen) SPD-Spitze gesichert und war nicht mehr bereit, diese Position aufzugeben; ohne Unterstützung der Generalkommission, die von solchen Unternehm-

⁵⁵⁵ HERZFELD, Die deutsche Sozialdemokratie, S. 4.

⁵⁵⁶ LASCHITZA, Die Liebknechts, Zitat: S. 238.

⁵⁵⁷ Wilhelm Kolb, Die deutsche Sozialdemokratie vor der Entscheidung, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 1 vom 20.1.1916, S. 22-26, hier: S. 23.

gen wenig hielt, war an „Massenaktionen“ überhaupt nicht zu denken. Da andererseits der Widerstand des Arbeitgeberlagers gegen die elementaren Forderungen der Gewerkschaften mit den herkömmlichen Mitteln kaum zu brechen war, richteten sich die Hoffnungen auf die Intervention des Staates zu Gunsten der Arbeiterschaft, aller schlechten Erfahrungen auf diesem Gebiet (zu nennen ist hier nur der Einsatz von Militär gegen streikende Arbeiter) zum Trotz.

Ab 1908/10 hatte sich des Weiteren die (zuvor schon fest etablierte) Zusammenarbeit zwischen den süddeutschen Landesverbänden noch einmal intensiviert. In Bayern, Baden, Hessen und Württemberg hatte sich - unter dem Eindruck der (im Vergleich zu Preußen und Sachsen) weniger rückständigen politischen Verhältnisse - seit den 1890er Jahren die reformistische Strömung nachhaltig durchgesetzt. Sie verfocht die Vorstellung, durch allmähliche Verbesserungen, d. h. auch kleine sozial- und verfassungspolitische Fortschritte, die bestehenden Verhältnisse qualitativ verändern zu können. Die Reformisten hatten keine Berührungsängste mit bürgerlichen Parteien und den Vertretern der Staatsgewalt, sie setzten auf konstruktive Mitarbeit und waren – siehe Budgetstreit – nicht gewillt, sich den von der Parteimehrheit beschlossenen Richtlinien zu unterwerfen – und kamen mit diesem offenen „Disziplinbruch“ letztlich durch.

Der rechte Flügel der Reichstagsfraktion, wo die entscheidenden Fäden zusammenliefen, rekrutierte sich zu einem erheblichen Teil aus Vertretern dieser beiden Gruppen. Dazu kamen noch weitere Abgeordnete, wobei vor allem diejenigen von Bedeutung waren, die den verschiedenen Strömungen des rechten Lagers in der SPD durch programmatische und ideologische Konzepte einen zusätzlichen Zusammenhalt zu verschaffen vermochten. Eine weit geringere Rolle als meist unterstellt spielte dabei Bernsteins Revisionismus. Entscheidend war vielmehr Heines Kompensations- bzw. Integrationsstrategie, mit deren Ausarbeitung er bereits vor der Jahrhundertwende begonnen hatte und die bei Kriegsausbruch so praxisnah ausgestaltet war, dass sie beinahe „eins zu eins“ umgesetzt werden konnte. Zwei Jahrzehnte nachdem Heine erstmals eine „Revision“⁵⁵⁸ der Parteistrategie gefordert hatte, war er am Ziel: Die „Politik des 4. August“ ratifizierte den von ihm seit langem verfochtenen Richtungswechsel. Schippel, Heines Mitstreiter der ersten Stunde, konnte später zur Burgfriedenspolitik mit berechtigtem Stolz anmerken, sie sei „kein bloßes Zufallsgebilde und keine bloße Eintagserrungenschaft, sondern zu nicht geringem Teile der Ernteertrag für eine unablässig und unverdrossen wirkende geistige Vorbereitungsarbeit. Sie ist die endgültige, niemals wieder umzustoßende Anerkennung jenes Reformismus, der nur in der geistigen Erstarrung ereignisschwacher

⁵⁵⁸ W. Heine an K. Kautsky vom 13.12.1894. (FRICKE, Opportunismus und Nationalismus, in: ZfG XXII (1974), S. 844-869, Zitat: S. 844).

Zeitläufte unzählige Male seelenruhig für tot erklärt und stumpfsinnig überstimmt werden konnte⁵⁵⁹.

Der 1914 erfolgte Durchbruch der Integrationsstrategie war in der Tat der Endpunkt einer kontinuierlichen Entwicklung, aber keineswegs „zwangsläufig“. Gegenüber der „radikalen Mehrheit“ bzw. später gegenüber dem Parteizentrum war der rechte Flügel der SPD lange in der Minderheit geblieben; er musste auf den Parteitag von Dresden (1903) und Magdeburg (1910) sowie im *Vorwärts*-Konflikt (1905) zumindest auf den ersten Blick spektakulär erscheinende Niederlagen hinnehmen und hatte die „Überväter“ der Partei - Bebel, Singer und Kautsky - fast stets gegen sich. Und doch gelangen diesem Flügel, mit Beharrlichkeit, Geschick und Chuzpe, allmählich Positionsgewinne in der Partei. Einmal durch das geschickte Ausnutzen von programmatischen Schwächen der (in sich zerstrittenen) Linken; zum anderen v. a. dadurch, dass der rechte Teil des Zentrums – und damit die Mehrheit der Parteispitze – nach und nach als Verbündeter gewonnen werden konnte. In den großen Auseinandersetzungen des Jahres 1913 – über die Deckungsvorlage und die Massenstreikfrage – bewährte sich dieses informelle Bündnis zum ersten Mal. Bei Kriegsausbruch wurde es nur neu belebt und dann rasch weiter zementiert. Die Parteispitze um Ebert und Scheidemann, der es auch an intellektueller Potenz mangelte, um auf die strategischen Anforderungen an die Partei angemessen zu reagieren, geriet in das Fahrwasser von David, Gustav Bauer und Heine, die genau wussten, was sie wollten (nicht zuletzt den Ausschluss der „uneinsichtigen“ Linken).

In der Minderheit fand sich nun, d. h. im August 1914, die Linke um Haase wieder; diese war seit 1910 (Gründung der Siebenerkommission) zwar besser organisiert als zuvor, aber ohne innerparteilichen Bündnispartner (sieht man von der einflusslosen radikalen Linken ab) und v. a. ohne vorbereitete Konzept für den Krisen-/Kriegsfall, das eine Alternative zu Heines Integrationsstrategie geboten hätte. Die weiteren Perspektiven dieser Strömung, d. h. der Burgfriedensgegner der „ersten Stunde“, hingen davon ab, ob es ihr gelang, in nennenswertem Umfang Kräfte aus dem „anderen“ Lager zu sich herüberzuziehen. Die Chancen standen nicht ganz schlecht, gab es doch im rechten Parteizentrum eine starke, allerdings unzureichend organisierte Strömung (v. a. auch in Franken), deren Ansichten in Sachfragen sich von denjenigen der Haase-Sympathisanten nur in Nuancen unterschieden. Folgerichtig kam es dann auch zu vereinzelt „Übertritten“ von einem Lager zum anderen, die an der Grundkonstellation in der Substanz aber nichts mehr änderten. Der unvermeidliche Kampf um die Macht in der Sozialdemokratie wurde bald mit harten Bandagen geführt, wobei die Mehrheit über die weitaus besseren Startbedingungen verfügte und die Trumpfkarte des „Einigkeitsdogmas“ ausspielen konnte (und auch bei der Wahl der Mittel wenig zimperlich war). Die Aus-

⁵⁵⁹ Max SCHIPPEL, *England und Wir. Kriegsbetrachtungen eines Sozialisten*, Berlin 1917, S. 9.

einandersetzungen der Vorkriegszeit wurden unter den Ausnahmebedingungen des Belagerungszustandes bald nicht nur mit erhöhtem Einsatz fortgeführt, sondern sie gewannen auch eine kaum noch zu kontrollierende Eigendynamik.

Zu den Gewinnern der innerparteilichen Kräfteverschiebung gehörte eindeutig die bayerische Landesleitung. Hatte sie zur Beibehaltung ihres reformistischen Kurses lange Jahre einen zähen Abwehrkampf gegen die Mehrheit der Partei führen müssen, sah die Lage ab 1913, erst recht seit Kriegsbeginn, ganz anders aus: Die „Politik der kleinen Schritte“ und der Wille zur Kooperation mit der Regierung hatten sich in der Gesamtpartei durchgesetzt (was vor dem Krieg lange Zeit undenkbar erschienen war). Folglich war der Landesvorstand um Auer und Adolf Müller nun erst recht nicht bereit, der Opposition innerhalb des eigenen Landesverbandes, die sich in den Jahren zuvor immer wieder bemerkbar gemacht hatte, entgegenzukommen. Die Erfahrungen mit den „Nürnbergern“ hatten schließlich gelehrt, dass von dieser Seite – bei aller inhaltlichen Kritik – letzten Endes kein nachhaltiger Widerstand gegen die Vorgaben der „Münchner“ zu befürchten war. Die bedeutend kleinere Gruppe (v. a. aus Oberfranken), die 1912 ganz andere, nämlich weit renitentere Töne angeschlagen hatte als es die „Nürnberger“ jemals wagen sollten, hatte sich nach den umstürzenden Vorgängen bei Kriegsbeginn noch nicht wieder formieren können (und wurde durch den Weggang Puchtas weiter geschwächt). Dass innerhalb der bayerischen SPD die Burgfriedensgegner, die mit Josef Simon nur über einen einzigen prominenten Anführer verfügten, einen Fuß auf den Boden bekommen könnten, danach sah es vorerst überhaupt nicht aus. Die Landesleitung konnte sich mit guten Gründen völlig ungefährdet wähnen und blieb ihrer bisherigen Selbstzufriedenheit treu. Erst das Engagement einiger (meist jüngerer) Parteimitglieder, die bisher nicht in der ersten Reihe gestanden hatten, und der „Linksschwenk“ Eisners sollten 1915/16 dafür sorgen, dass sich auch in Bayern eine (immer noch kleine) Gruppe herausbildete, die den Führungsgremien der Partei die Stirn bot.

Zurück ins Jahr 1914: Die Bereitschaft, unter den gegebenen Umständen die Kriegsanstrengungen des Reiches rückhaltlos zu unterstützen, setzte sich in der SPD-Spitze in Berlin im Juli und August 1914 rascher durch als dies auf den ersten Blick zu erwarten gewesen war. Dass dieser Prozess in Bayern mit seiner reformistisch geprägten Parteikultur genauso rasch und noch reibungsloser vorstättenging, überrascht hingegen nicht. Gerade Adolf Müller sah nach jahrzehntelanger Kärnerarbeit in der Opposition nun die Gelegenheit, aus der bis dahin unentrinnbar scheinenden Machtlosigkeit auszubrechen und politisch am großen Rad mit zu drehen. Nicht nur weil er und seine Getreuen den Landesverband fest im Griff hatten, regte sich dagegen kaum Widerstand, sondern auch weil die Parteiöffentlichkeit über viele der Fäden, die nun zur Regierung geknüpft wurden, gar nicht erst informiert wurde. Bedenkenträger der „ersten Stunde“ gegenüber dem Burgfriedenskurs lassen

sich anhand der vorhandenen Quellen in Bayern kaum ausmachen; am ehesten fallen unter diese Kategorie noch Puchta und Josef Simon. Andere Exponenten der späteren Parteiopposition wie Blumtritt, Eisner und Soldmann hingegen trugen den Kurs des Parteivorstandes zunächst mit; den zum Kriegsdienst eingezogenen jüngeren Parteimitgliedern fehlte ohnehin die Möglichkeit, sich politisch zu informieren und zu artikulieren.

Rosa Luxemburg wunderte sich noch darüber, dass noch nie zuvor eine Partei „alles was sie war und besaß, so inbrünstig auf dem Altar einer Sache hingegeben [habe], gegen die bis zum letzten Blutstropfen zu kämpfen sie sich und der Welt tausendmal geschworen [hatte]“⁵⁶⁰. Mit der griffigen Formel „links blinken und rechts abbiegen“⁵⁶¹ lässt sich nach heutiger Sicht das Verhalten der SPD bei Kriegsausbruch jedoch nicht schlüssig beschreiben. Teile der Partei, deren Einfluss stetig zunahm, hatten schon vor der Jahrhundertwende angefangen, „rechts zu blinken“. In dieser Form nicht zu erwarten war allenfalls, wie schnell und nachhaltig diese Richtung im August 1914 das Steuer übernahm, um dann – aus ihrer Sicht nur konsequent - scharf nach „rechts abzubiegen“. Unabhängig davon bleibt noch zu klären, warum die SPD für die beiden zentralen strategischen Probleme - nämlich 1.: wie konnten Fortschritte in der Verfassungspolitik, sprich in der Machtfrage im Inneren, erzielt werden und 2.: welche außen- bzw. friedenspolitischen Vorstellungen sollten gegenüber der Regierung auf welche Weise vertreten werden – keine befriedigende Lösung fand.

Zunächst sollen die Vorgänge bei Kriegsbeginn noch näher analysiert werden; dabei gilt es stets zu berücksichtigen: „Obwohl der Erste Weltkrieg in einer modernen, bereits einigermaßen demokratischen Zeit stattfand, in der auch die Öffentlichkeit schon eine gewisse Rolle spielte, hatte nur eine Hand voll Leute in einer Hand voll Staaten mit seiner Entstehung zu tun. Das ist die große Besonderheit dieses Krieges. Es geht nicht lediglich darum, dass nur eine winzige Gruppe von Personen die wichtigen Entscheidungen traf; erstaunlicher noch ist, dass nur ganz wenige Menschen wussten, dass sich irgendetwas anbahnte, oder dass bestimmte Entscheidungen anstanden oder getroffen wurden. Es war eine Krise, die im Verborgenen entstand und ihren Lauf nahm.“⁵⁶²

Alle innerparteilichen Vorgänge werden nur verständlich vor der Folie der diplomatischen und militärischen Ereignisse, auf die die SPD so gut wie keinen direkten Einfluss nehmen konnte. Wie diese Ereignisse rezipiert, durchschaut, missverstanden oder einfach ignoriert wurden, bleibt die entscheidende Frage. Auch hier ist wieder faszinierend, mit welcher Klarheit und Weitsicht – die oft direkt neben Naivität und Verbohrtheit standen – in der sozialdemokratischen Öffentlichkeit die dramati-

⁵⁶⁰ MANNINEN, Sozialismus oder Barbarei?, Zitat: S. 141.

⁵⁶¹ RINTELEN, Links blinken und rechts abbiegen, in: HAFFNER u. a., Zwecklegenden, S. 57-74.

⁵⁶² FROMKIN, Europas letzter Sommer, S. 352.

schen Vorgänge im Sommer 1914 kommentiert und gedeutet wurden. Mangels weiterer Quellen kann hier (fast) nur auf die Parteipresse zurückgegriffen werden, deren Auswertung für Bayern ganz erhebliche Unterschiede zwischen den einzelnen Blättern zutage förderte. Zu vermeiden gilt es dabei allerdings auch in diesem Sektor die „Gleichsetzung von Presse und öffentlicher Meinung, die dem Problem nicht angemessen ist.“⁵⁶³ Das letzte Wort ist zu diesem Fragenkomplex daher noch längst nicht gesprochen. Einige wichtige Aspekte lassen sich bereits zusammenfassen.

„Weil Oesterreich unbedingt Serbien bekriegen will, weil Oesterreich-Ungarn das weitgehendste Entgegenkommen Serbiens für ungenügend erklärt hat [...] – dafür soll Deutschland in einen Krieg ziehen, bei dem es nur verliert, bei dem es nichts, aber gar nichts gewinnt.“⁵⁶⁴ Mit dieser Lagebeurteilung hatte die *Fränkische Tagespost* einerseits recht (Ironie der Geschichte: Der österreichische Thronfolger Franz Ferdinand, dessen Ermordung der Auslöser der hier beklagten Katastrophe war, hatte sich noch wenige Monate zuvor fast wortgleich geäußert⁵⁶⁵). Andererseits verkannte sie völlig, dass Deutschland nicht nur etwa „für Österreich“, sondern auch aus vollkommen eigenem Antrieb und mit eigenen Interessen in den Krieg zog, den die Reichsleitung zudem bewusst in Kauf nahm – in der Überzeugung, dass er ohnehin auf Dauer unvermeidlich sei. Über die Verantwortlichkeiten hieß es in dem gleichen Leitartikel: „Wir haben den Krieg nicht gewollt und nicht gesucht, und unsere Gegner hätten ihn vermeiden können, denn sie waren von uns nicht in ihrer Existenz bedroht; sie kämpfen nur um Machtansprüche.“ Bei der Einschätzung der innenpolitischen Folgen des Krieges zeigte sich ähnlicher, d. h. fehlender Realitätssinn in dem Urteil: „Dem Kaiser scheint es klar zu sein, daß man einem Volke, daß so ungeheure Opfer an Gut und Blut gebracht hat, die *Rechte* nicht vorenthalten kann, die seinen *Pflichten* entsprechen.“⁵⁶⁶ Die beiden Grundpfeiler der Burgfriedenspolitik und der dahinter stehenden Integrationsstrategie sind hier noch einmal in Idealform beschrieben: Die Überzeugung, das Deutsche Reich sei „überfallen“ worden, und die Hoffnung auf innenpolitische Reformen im demokratischen Sinne.

Die Entscheidung der SPD-Führung vom 3./4. August 1914, sich in die Burgfriedensfront einzureihen, „gehört zu den großen Wendemarken in der Geschichte der deutschen Sozialdemokratie und des europäischen Sozialismus“⁵⁶⁷. Lange herrschte die Ansicht vor: „Was [...] wirklich geschah, war nicht so sehr die Änderung einer politischen Grundhaltung als vielmehr, daß diese Grundhaltung der breiten Öffentlichkeit und auch den letzten der eigenen Mitglieder mit unmißverständli-

⁵⁶³ ROSENBERGER, Zeitungen als Kriegstreiber?, S. 53.

⁵⁶⁴ FT Nr. 175 vom 30.7.1914.

⁵⁶⁵ Vgl. FROMKIN, Europas letzter Sommer, S. 128.

⁵⁶⁶ FT Nr. 175 vom 30.7.1914.

⁵⁶⁷ WIRSCHING, Deutsche Geschichte im 20. Jahrhundert, S. 26.

cher Klarheit demonstriert wurde.⁵⁶⁸ Darin lag jedoch eine kritiklose Übernahme der Interpretation der Mehrheitsströmung, wie sie etwa in der *Münchener Post* verbreitet wurde. Oder wie es David in einer 1915 erschienenen Broschüre ausdrückte: „Nein, so schroff auch die am 4. August 1914 vollzogene taktische Wendung war, ein Bruch mit sozialdemokratischen *Grundsätzen* war sie nicht. Wir brauchten prinzipiell nicht `umzulernen`. Unser Einrücken in die nationale Verteidigungsfront war nur eine *Wahrnehmung* dessen, was die Bahnbrecher und berufensten Führer unserer Bewegung von jeher betont hatten.“⁵⁶⁹

Neuere Analysen kommen zu dem differenzierteren Schluss: „Die rechtszentristische Fraktionsmehrheit [...] wollte keinen offenen Bruch mit der eigenen Vergangenheit. Sie wollte vielmehr nur wahrnehmen, was die Sozialdemokratie schon immer dem Vorwurf der Vaterlandslosigkeit entgegengehalten hatte. Der Bruch, der darin trotzdem lag, ergab sich aus dem der integrativen Perspektive innewohnenden Zug zur Bedingungslosigkeit, dem die Mehrheit der Sozialdemokraten sich letztlich vollständig unterwarf.“⁵⁷⁰ Nicht die Bewilligung der Kriegskredite – auch wenn dieser Akt symbolisch noch so aufgeladen war – und damit das Bekenntnis zur Vaterlandsverteidigung bedeuteten demnach einen Bruch in der Geschichte der Sozialdemokratie, sondern der Verzicht auf eine entschlossene Oppositionspolitik und die Übernahme ideologischer Motive, die bislang in der Partei kaum Anklang gefunden hatten.⁵⁷¹ Beides hatte der rechte Parteiflügel gründlich vorbereitet, war aber doch nie von einem Parteitag beschlossen worden.

Die im Juli/August 1914 vollzogene Entwicklung war trotz ihrer langen Vorgeschichte keineswegs zwangsläufig. Hier muss die Frage nach den Alternativen zum Burgfriedenskurs einsetzen. Obwohl in der Sozialdemokratie die Überzeugung weit verbreitet war, dass die deutsche Regierung um Ausgleich bemüht gewesen und deshalb am Kriegsausbruch weitgehend unschuldig sei, wäre eine weiterhin kritische Haltung der Partei durchaus denkbar gewesen, zumal schon bald Vorgänge publik wurden (etwa die Missachtung der Neutralität Belgiens), die allen Anlass zu Misstrauen boten. Von ihrem informellen Bündnis mit den Regierungsbehörden gedachte sich die SPD-Führung, in Berlin genauso wie in München, jedoch in ihrer großen Mehrheit nicht mehr abbringen zu lassen. Dazu war in die SPD schon zu weit der Extremnationalismus vorgedrungen, der das politische Klima im Reich schon seit langem dominierte und der Deutschland, wie Heine anmerkte, grundsätzlich im „höheren Recht“ sah. Die Anführer des rechten Flügels fühlten sich der Regierung, auch wenn die-

⁵⁶⁸ Peter-Christian WITT, Friedrich Ebert. Parteiführer – Reichskanzler – Volksbeauftragter – Reichspräsident, Bonn 1982, S. 60f.

⁵⁶⁹ DAVID, Die Sozialdemokratie im Weltkrieg, S. 6.

⁵⁷⁰ KRUSE, Krieg und nationale Integration, S. 84.

⁵⁷¹ Auf diesen Punkt wies der Delegierte Fritz Soldmann auf der nordbayerischen Gaukonferenz im Mai 1915 ausdrücklich hin (siehe unten Kap. 4.2.2.).

se keinerlei demokratische Legitimität aufwies, inzwischen weit mehr verbunden als ihren innerparteilichen Kontrahenten vom linken Flügel. Nur konsequent war es dann, wenn David, Cohen, Robert Schmidt und Südekum schon in den ersten Kriegsmonaten Planspiele für eine zukünftige Parteispaltung durchführten, bei denen es nur noch darum ging, die Gefolgschaft der Linken möglichst klein zu halten. (In der Rückschau glaubte Heine: „In den ersten Kriegsmonaten hätte man leicht Ordnung schaffen können, und das Übel hätte nicht weiter gefressen.“⁵⁷²) Was bei den Parteirechten *nicht* diskutiert wurde, war die Möglichkeit, die eigene Position zu überdenken. Da die Regierung über die parteiinternen Vorgänge gut informiert war, konnte sie ganz gelassen einen Kurs fahren, der darauf abzielte, die entschiedenen Kriegsgegner zu isolieren und die Mehrheit der SPD als willfährige Hilfstruppe einzusetzen.

Damit die Parteibasis derweil nicht aus dem Ruder lief, wurde die „Ventiltheorie“ erdacht, die Adolf Müller zufolge auf der Überlegung beruhte, „dass es besser sei, wenn auf diese Weise [d. h. durch kritische Artikel in der SPD-Presse, die die Beschwerden der Arbeiterschaft aufnahmen; B. A.] die Leute zur Ruhe gebracht würden, als wenn die Verbitterung im Volke im Stillen fortbestehe.“⁵⁷³ Bereits in der zweiten Kriegswoche hatte die bayerische SPD-Führung damit ihre bis Oktober 1918 nicht mehr veränderte Strategie gefunden: Sie diente sich der Regierung an, versprach ihr, die Arbeiterbevölkerung „zur Ruhe“ zu bringen, und erhoffte sich dafür Gegenleistungen, die dann nie kamen. Auf dem Parteitag in Neustadt hatte Müller im Juli 1914 noch großspurig angekündigt: „wir werden zum Angriff übergehen müssen, zu einem Angriff in Sachen der demokratischen Reform der bayerischen Verfassung“⁵⁷⁴. Davon war wenige Tage später keine Rede mehr.

Um die Dialektik aus Kontinuität und Veränderung verstehen zu können, bedarf es noch mehrerer regional bzw. biographisch orientierter Studien für die Zeit vor 1914, die einen mentalitätsgeschichtlichen Ansatz verfolgen; dabei gilt es vor allem bislang vernachlässigte Personen und Parteigliederungen bzw. –strömungen zu untersuchen. Dies kann im Rahmen dieser Untersuchung nicht geleistet werden, der Blick konzentriert sich hier auf Bayern und den Kriegszeitraum. Die *Schwäbische Volkszeitung* brachte das vorherrschende Denkmuster auf den Punkt: „Ein furchtbar Schrecknis ist der Krieg! Das wissen wir [...]. Und trotz dieser Erkenntnis wird die organisierte Arbeiterschaft in diesen schweren Zeiten ihre Pflicht tun und den Beweis liefern, daß die ‚vaterlandslosen Gesellen‘ mehr Vaterlandsliebe besitzen, als die Cafehauspatrioten und Asphaltkrakehler, die nichts riskieren.“⁵⁷⁵ Das bedeutete nichts anderes, als die Gegner der Sozialdemokratie davon überzeugen zu

⁵⁷² W. Heine an A. Linke vom 23.2.1917. (MÜHLHAUSEN, Friedrich Ebert, Zitat: S. 81, Fn. 153).

⁵⁷³ Bericht vom 13.8.1914. (HstAM, MA 94814/1).

⁵⁷⁴ FVt Nr. 168 vom 22.7.1914.

⁵⁷⁵ SVZ Nr. 178 vom 4.8.1914.

wollen, wie unbegründet ihre Diffamierungskampagnen gegen die Partei gewesen waren. Dieser Versuch war von Anfang an zum Scheitern verurteilt und unterwarf die Sozialdemokratie nur der Deutungshoheit der konservativ-nationalistischen Rechten, die großenwahnsinnige Ziele verfolgten. Hier sah man gar keinen Grund zu substanziellem Entgegenkommen: „Die Ächtung der Sozialdemokratie – die zunächst dazu gedient hatte, die Arbeiterschaft von der Macht fernzuhalten und im Sinne der Sammlungspolitik einen Integrationsdruck auf die bürgerlichen Kräfte auszuüben – machte sich im August 1914 für das System zum zweiten Mal bezahlt; nunmehr auf die Weise, daß die Sozialdemokraten alles daransetzten, die Vorwürfe zu widerlegen und in ihrem Widerlegungsseifer sogar auf jegliche Gegenleistungen für die Unterstützung der Kriegsanstrengungen verzichteten.“⁵⁷⁶

Zum berühmten „Augusterlebnis“ sind hier noch einige Anmerkungen zu machen. Von der Forschung ist lange Zeit die Tatsache nicht hinreichend gewürdigt worden, dass es im öffentlichen Diskurs nicht nur die vom Krieg euphorisierten „Bildungsbürger“, sondern auch noch ganz andere Stimmen gab, die viel stärker von Vernunft und Realismus zeugten. Hier sei nur eine Passage aus dem Leitartikel, vermutlich aus der Feder Blumtritts, der *Oberfränkischen Volkszeitung* vom 28. Juli 1914 angeführt:

„Was alles in den paar Tagen als Kriegsbegeisterung des deutschen Volkes gemeldet wurde, schrumpft bei näherem Zusehen als das unverantwortliche Gebrüll unreifer junger Burschen zusammen, die sich über die Tragweite kriegerischer Verwicklungen nicht klar sind. Denn nur Narren und halbwüchsige Burschen können einen Krieg wünschen, der dem Volke Wunden schlagen würde, die gar nicht auszudenken sind. Arbeitslosigkeit, Hunger, Elend von Hunderttausenden von Witwen, Ruin von Zehntausenden von Geschäftsleuten und Handwerkern, grenzenloser Jammer aller heimkehrenden Krüppel, all das sind die notwendigen Folgen eines Krieges, den zu wünschen nur mangelnder Verstand oder grenzenlose Verblendung fertig bringen.“⁵⁷⁷

Die alte, oft diskutierte Frage, „weshalb die Öffentlichkeit die Entscheidung für den Krieg hinnehmen oder sogar begrüßen konnte“⁵⁷⁸, stellt sich inzwischen in neuem Licht. Als Ergebnis der jüngeren Untersuchungen zum „Augusterlebnis“, v. a. seit den Studien von Verhey und Raitzel, kann festgehalten werden, dass die Kriegsbegeisterung bei weitem nicht so weit verbreitet war, wie lange Zeit angenommen worden ist, vielmehr Furcht, Niedergeschlagenheit und Ungewissheit das Empfinden großer Bevölkerungsteile bestimmten. Dieser Befund wird von den Zeugnissen über die Stimmung in der Anhängerschaft der bayerischen Sozialdemokratie im Sommer 1914 auf ganzer

⁵⁷⁶ H.-C. SCHRÖDER, Die deutsche Arbeiterbewegung im Ersten Weltkrieg, in: BÖHME/KALLENBERG (Hrsg.), Deutschland und der Erste Weltkrieg, S. 253-274, hier: S. 262.

⁵⁷⁷ OVZ Nr. 173 vom 28.7.1914.

⁵⁷⁸ JOLL, Die Ursprünge des Ersten Weltkriegs, S. 55.

Linie gestützt. Auch hier überwog eine ernsthafte, teilweise resignative Haltung; in der Arbeiterschaft war keine Begeisterung, sondern vielmehr das Gefühl der Solidarität verbreitet. Gerade dies war der *Kriegsbereitschaft* letztlich aber durchaus förderlich; Gleiches gilt auch für die Betonung der „Nervenstärke“, die es nun zu zeigen galt.

Der Kampf um die Durchsetzung der neuen Sicht auf den Kriegsbeginn hat dabei gerade erst eingesetzt. In der aktuellen Auflage einer populären Gesamtdarstellung zur deutschen Geschichte wird ungerührt „die allgemeine Kriegsbegeisterung, die – heute nur schwer verständlich – die Mehrheit der Deutschen bei Ausbruch des Ersten Weltkriegs ergriffen hatte“⁵⁷⁹, ein weiteres Mal als feststehende Tatsache präsentiert. Angesichts der inzwischen erreichten Beweislage kann diese „allgemeine Kriegsbegeisterung“ als Legende klassifiziert werden (deren Anziehungskraft offenbar nicht leicht zu brechen ist). Unbestreitbar ist auf der anderen Seite, dass es nirgends zu offenem Widerstand gegen die Kriegspolitik der Reichsleitung kam. Dabei darf allerdings nicht übersehen werden, dass die Antikriegsbewegung, die sich in zahlreichen Versammlungen äußerte, breiten Anklang gefunden hatte. Bezeichnend war, dass der bayerische Landesvorstand sich in die Steuerung dieser Bewegung offenbar nicht aktiv eingeschaltet hat; wie der von Berlin ausgehende Aufruf vom 25. Juli vor Ort umgesetzt wurde, lag an den lokalen Führungsgremien. In einer so straff durchorganisierten und autoritär geführten Partei wie der SPD hätte es für weitere Aktionen der Direktive von „oben“ bedurft, die jedoch ausblieb.

Der Solidarisierungseffekt im Zeichen einer äußeren Bedrohung schlug schon wenige Tage später voll durch und erfasste auch Personen, die gegenüber dem nationalistischen Taumel der veröffentlichten Meinung weitgehend immun blieben. Innerhalb der Sozialdemokratie stellte sich dabei der Anti-Zarismus-Reflex über alle Parteiströmungen hinweg als ungemein wirksam heraus, der Kampf gegen Rußland wurde mit dem Kampf für die Ziele der SPD gleichgesetzt (was wiederum auf die ideologische Entwicklung in der Vorkriegszeit verweist): „Und die Arbeiter, soweit sie politisch denken gelernt haben, sie sind der Auffassung, daß die Niederwerfung des russischen Zarenreiches, des Henkerstaates, eine Kulturtat ist, die zu verrichten die deutsche Arbeiterschaft berufen sein wird.“⁵⁸⁰ Ähnliche Töne wie die *Schwäbische Volkszeitung* schlug auch Eisner an, der die Parole ausgab: „Jetzt hat das deutsche Proletariat den Erbfeind der europäischen Gesittung zu vernichten, als Deutsche, als Demokraten, als Sozialisten ergreifen wir die Waffen für die gerechte Sache.“⁵⁸¹

⁵⁷⁹ Hagen SCHULZE, *Kleine deutsche Geschichte. Mit Bildern aus dem Deutschen Historischen Museum*, München 2007, S. 157.

⁵⁸⁰ SVZ Nr. 178 vom 4.8.1914.

⁵⁸¹ MP Nr. 178 vom 4.8.1914.

Damit war Eisner gar nicht mehr so weit entfernt von den Deutungsmustern der bildungsbürgerlichen Schichten, die den öffentlichen Diskurs dominierten. Thomas Mann glaubte nun: „Deutschlands ganze Tugend und Schönheit – wir sahen es jetzt – entfaltet sich erst im Kriege.“ Aus der Perspektive seiner Villa in München-Bogenhausen gab sich der Schriftsteller entzückt über „die Wunder und Paradoxien, welche der Krieg sogleich im Lande zeitigte: das brüderliche Zusammenarbeiten von Sozialdemokratie und Militärbehörde etwa“⁵⁸². Der „Geist von 1914“ erfasste letztlich auch – in sehr unterschiedlichen Abstufungen und unterschiedlich lange - weite Teile der Sozialdemokratie, genauer gesagt: weite Teile derjenigen Gruppen der Partei, deren Denken sich rekonstruieren lässt. Der regierungsoffiziellen Sprachregelung passte sich ein Teil der SPD-Presse voll und ganz an; Propagandaphrasen wie „Feinde ringsum, aber Vertrauen auf den Sieg!“⁵⁸³ oder „Deutschland und Oesterreich siegreich gegen eine Welt von Feinden!“⁵⁸⁴ wurden hier nahtlos übernommen. Die Legende vom „Verteidigungskrieg“ setzte sich auch in der bayerischen SPD durch, die Manipulation der Regierung führte zu einem vollen Erfolg.

Dieses exogene Moment war zweifellos wichtig, wurde aber noch flankiert durch Versuche sozialdemokratischer Meinungsmacher, dem Krieg einen tieferen Sinn zuzuschreiben. Die in Bayern dominierende Strömung operierte dabei mit der Behauptung, dass der Krieg sich als den Zielen der Bewegung förderlich erweisen würde; folglich galt es einen Geist zu erwecken, „der dieses Völkerkriegen zu einem Ringen um fortgeschrittenere, umfassendere Gesellschaftsformen, um eine höhere politische und soziale Kultur werden läßt.“⁵⁸⁵ Die *Neue Donau-Post* phantasierte schließlich: „So soll der Weltkrieg uns ein wahrer Befreiungskrieg werden, der uns von stumpfer Gleichgültigkeit befreit und von entsagender Schwäche. Mit scharfer Pflugschar reißt er tiefe Furchen ins Land, aber der Säemann der Zukunft geht hintendrein und streut Saaten der Freiheit aus!“⁵⁸⁶ Noch bevor der Streit um die Burgfriedenspolitik in der Partei offen ausbrach, ja, z. T. noch bevor diese Politik überhaupt beschlossen worden war, zeichnete sich ein markanter Bruch innerhalb der Sozialdemokratie ab: Er bezog sich auf die Interpretation des Krieges, der zwar allen als „Schrecknis“, den einen aber als „sinnlos“, den anderen wiederum als durchaus „sinnvoll“ (v. a. im Hinblick auf die Ziele der Arbeiterschaft) erschien. (Auf diese Versuche zur „Sinnggebung des Sinnlosen“ wird noch zurückzukommen sein.⁵⁸⁷) Hier zeigte sich bereits bei Kriegsbeginn ein unüberwindlicher Antagonismus. Dabei

⁵⁸² T. MANN, Gedanken im Kriege, in: Ders., Essays II, S. 27-46, hier: S. 39 u. 31.

⁵⁸³ BayWo Nr. 33 vom 13.8.1914.

⁵⁸⁴ BayWo Nr. 35 vom 27.8.1914.

⁵⁸⁵ NDP Nr. 214 vom 16.9.1914.

⁵⁸⁶ NDP Nr. 234 vom 9.10.1914.

⁵⁸⁷ Siehe unten Kap. 6.7.

setzte sich der rechte Parteiflügel mit seiner „konstruktiven“ Interpretation zunächst eindeutig durch.

Da der Krieg in *dieser* Weltsicht als Motor bei der Realisierung lang ersehnter Fortschritte erschien, hielt sich die Begeisterung der Parteimehrheit, wenn es darum ging, die Regierungspolitik zu bekämpfen, von vornherein in engen Grenzen. Das „Nachkarten“ hinsichtlich der Verantwortlichkeiten bei den diplomatischen Verwicklungen bei Kriegsausbruch überließ man hier gerne der widerspenstigen Linken. David bezeichnete im Rückblick auf die Julikrise den „klaren und entschlossenen Willen der Berliner Regierung, den Frieden zu erhalten“⁵⁸⁸, stets als feststehende Tatsache (obwohl er es selbst sehr wohl besser wusste). Haase hingegen erklärte im Januar 1915: „Wer es nicht wollte, der mußte nicht auf die Phrase vom Verteidigungskrieg hereinfallen.“⁵⁸⁹ Das war im Prinzip richtig – nur: Die Mehrheit *wollte* eben dies, da sich auf dieser Interpretation ein scheinbar vielversprechender Strategiewechsel aufbauen ließ; nebenbei konnten dadurch ebenso unangenehme wie riskante Entscheidungen (vorerst) vermieden werden. Die Mehrheit der Parteiführung begann sich somit ein stabil wirkendes Gerüst aus Argumenten für ihre Haltung zu zimmern, dem indes das tragfähige Fundament fehlte. Der erhoffte Sieg der preußisch-deutschen Militärmonarchie wurde hier wider alle Vernunft zum Wegbereiter der Freiheit umgedeutet. Wer auf dieser Ebene argumentierte, war durch sachliche Einwände kaum noch zu erreichen.

Anhand der für Bayern gewonnenen Erkenntnisse gilt es nun noch einmal die Thesen Kruses zum Verhalten der Sozialdemokratie bei Kriegsausbruch und unmittelbar danach zu hinterfragen. Auch wenn detailliertere Untersuchungen zum „Augusterlebnis“ in Bayern noch ausstehen, so kann doch kaum noch ein Zweifel daran bestehen, dass sich die Kriegsbegeisterung hier wie im übrigen Reich auf einen kleineren Teil der Bevölkerung beschränkte und in der Arbeiterschaft so gut wie vollkommen fehlte. Von dieser Seite ging folglich, wie Kruse vollkommen zu Recht festgestellt hat, kein Impuls für die Richtungsentscheidung der sozialdemokratischen Parteiführung aus. Ebenfalls zuzustimmen ist Kruses These, dass die Hoffnung auf verfassungspolitische Fortschritte ein zentrales Motiv für die Burgfriedenspolitik war, in Bayern wohl eher noch stärker als andernorts.

Im Lichte der (zugegebenermaßen alles andere als optimalen) Quellen, die dazu greifbar sind, erscheint es dagegen eher zweifelhaft, ob die Funktionsträger der Partei in Bayern erkannten, dass es sich beim offiziell propagierten „Verteidigungskrieg“ um eine Propagandalüge handelte. Wie unterschiedlich und widersprüchlich die Motive im Einzelnen auch gewesen sein mögen: Der weit über-

⁵⁸⁸ Eduard DAVID, Wer trägt die Schuld am Kriege? Rede, gehalten vor dem holländisch-skandinavischen Friedenskomitee in Stockholm am 6. Juni 1917, Berlin 1917, S. 20.

⁵⁸⁹ KRUSE, Krieg, Neuorientierung und Spaltung, in: IWK 23 (1987), S. 1-27, Zitat: S. 5.

wiegende Teil derjenigen Personen, deren Ansichten sich rekonstruieren lassen, ließ sich – zumindest am Anfang – tatsächlich davon überzeugen, dass Deutschland angegriffen worden sei. Gerade die Aussagen von später zur Parteiopposition umgeschwenkten Delegierten auf der Nürnberger Gaukonferenz vom Mai 1915, auf die gleich einzugehen sein wird, belegen dies. Vor allem aus den Äußerungen der Parteipresse im Juli und August 1914 geht hervor, dass der Reichsleitung aufrichtige Friedensabsichten, wenn auch oft ungeschicktes Vorgehen, unterstellt wurde(n). Dass es sich bei den einschlägigen Artikeln durchgehend nur um raffinierte Manipulationsversuche von Parteiredakteuren handelte, die es „eigentlich“ viel besser wussten, jedoch ihre Leser hinters Licht zu führen versuchten, erscheint wenig plausibel. Eine derartige Unterstellung würde auf die schiefe Ebene dubioser Verschwörungstheorien führen. Dies schließt im Einzelfall, etwa bei Adolf Müller, ein gezieltes Doppelspiel keineswegs aus; bei Müller lässt sich ganz konkret nachweisen, wie prekär der Spagat zwischen der konspirativen Zusammenarbeit mit den Behörden und den Äußerungen gegenüber der Parteiöffentlichkeit war.

Insgesamt stellen die Ergebnisse für Bayern Kruses These zu diesem Punkt eindeutig infrage: Die Überzeugung, Deutschland führe einen Verteidigungskrieg, war zunächst im größten Teil des Landesverbandes verbreitet und in der Regel subjektiv aufrichtig - was nichts an der drängenden Notwendigkeit änderte, sich mit den „objektiven“ Tatsachen, über die doch einiges zum Vorschein kam, auseinanderzusetzen. Die Bereitschaft, dieser Verpflichtung nachzukommen, wurde für die Parteiopposition konstituierend; idealtypisch und mit einiger Verzögerung lief dieser Prozess bei Eisner, der von Adolf Müller zunächst getäuscht worden war, ab (in den übrigen Fällen lässt er sich weit weniger gut dokumentieren). Die Beurteilung der deutschen Rolle bei Kriegsausbruch war jedoch nur ein – wenn auch sehr wichtiger – Punkt. Er wurde bald überlagert durch die Auseinandersetzung über die deutschen „Kriegsziele“ sowie die innenpolitischen Konflikte, die sich durch die soziale Not und die Debatten um eine „Neuorientierung“ ergaben. Ob die Integrationsstrategie hier das adäquate Instrumentarium bot oder eine Fundamentalopposition vorzuziehen sei, darüber brach bald offener, erbittert geführter Streit in der SPD aus. Da der Frieden nicht in Sicht war, musste sich die SPD, so oder so, den bestehenden Herausforderungen stellen. Vollmar beklagte dabei schon bald „eine rückläufige Bewegung hinter den 4. August“⁵⁹⁰. Der Reformist Quessel sah sich zum Jahreswechsel 1914/15 gezwungen, einzugestehen, „daß die Hoffnungen auf eine schnelle Entscheidung, die der glänzende Anfang des Krieges hervorrief, sich nicht erfüllt haben. Wir wissen

⁵⁹⁰ G. v. Vollmar an W. Heine vom 14.11.1914. (M. BLOCH, Albert Südekum, Zitat: S. 155).

jetzt, daß der Lärm der Waffen im neuen Jahr nicht so bald verstummen wird.⁵⁹¹ Davon konnte wirklich keine Rede sein.

⁵⁹¹ Ludwig Quessel, Ein halbes Jahr Weltkrieg, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 2 vom 4.2.1915, S. 65-73, hier: S. 65.

4 Die SPD auf dem Weg zur Parteispaltung

4.1 Die Politik im Reich und die Radikalisierung der Kriegsführung 1915/16

Den Hintergrund für die zunehmenden Auseinandersetzungen in der Sozialdemokratie bildete nach dem Scheitern des deutschen Feldzugsplanes im Herbst 1914 eine stetige Intensivierung der Kriegsanstrengungen, die bis dato ohne Vorbild war und weit in den zivilen Bereich hinein wirkte.¹ Nachdem keinerlei Aussichten auf eine schnelle Beendigung des Krieges mehr bestanden, musste sich die militärische und wirtschaftliche Planung auf eine langfristige und intensive Ausschöpfung aller Ressourcen einstellen. „Defizite in der gesellschaftlichen Mobilmachung trugen zu den wachsenden Belastungen an der Heimatfront bei und verschärften die politischen Auseinandersetzungen, die mit der Verlängerung des Krieges einhergingen.“²

Das Jahr 1915 stand militärisch für Deutschland im Zeichen der Fortdauer des Stellungskrieges im Westen und umfangreicher Gebietsgewinne im Osten, die die Schwäche des Zarenreiches offenbarten, den ebenso maroden Zustand der Donaumonarchie aber nicht mehr zu überdecken vermochten. Der Kriegseintritt Bulgariens auf Seiten der Mittelmächte und die Niederwerfung Serbiens konnten als Erfolge verbucht werden, wurden durch das Eingreifen Italiens auf Seiten der Entente aber wettgemacht. An ein baldiges Ende des Krieges durch den Sieg einer Seite dachte Ende 1915 niemand mehr, eine Alternative zum Abnutzungskrieg war nicht in Sicht. Dennoch entstand zwischen objektiver militärischer Lage und deren subjektiver Wahrnehmung in der deutschen Öffentlichkeit eine letztlich fatale Diskrepanz, die - anders als Reichskanzler Bethmann Hollweg hoffte - im Laufe der Zeit größer statt kleiner wurde. „Unter dem Schutzmantel der Zensur und angesichts der Bereitschaft der Presse, die Informationspolitik der politischen Leitung und der Militärs im Hinblick auf das gemeinsame Ziel der größtmöglichen Stärkung der Kriegsmoral hinzunehmen und deren Propagandabestrebungen nahezu uneingeschränkt zu unterstützen, entwickelte sich im Innern eine fast unwirkliche Atmosphäre der Siegesgewissheit, die den tatsächlichen Verhältnissen überhaupt nicht entsprach.“³ Bethmann Hollweg war sich dessen voll bewusst, sah aber keinerlei Möglichkeit, die öffentliche Wahrnehmung in Einklang mit der Realität zu bringen.

¹ Zu diesem Abschnitt siehe CHICKERING, *Das Deutsche Reich und der Erste Weltkrieg*, S. 44-116; FELDMAN, *Armee, Industrie und Arbeiterschaft*, passim; KOCKA, *Klassengesellschaft im Krieg*, passim; W. MOMMSEN, *Die Urkatastrophe*, S. 48-73 u. 78-134; NEITZEL, *Blut und Eisen*, S. 66-99, 117-121 u. 170-192; SALEWSKI, *Der Erste Weltkrieg*, S. 149-226; Volker ULLRICH, *Kriegsalltag und deutsche Arbeiterschaft 1914-1918*, in: *GWU* 43 (1992), S. 220-230; ders., *Die nervöse Großmacht*, S. 413-471 und WEHLER, *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*, Bd. 4, S. 30-122.

² CHICKERING, *Das Deutsche Reich und der Erste Weltkrieg*, S. 44.

³ W. MOMMSEN, *Die Kontinuität des Irrtums. Das Deutsche Reich an der Schwelle zum totalen Krieg*, in: Ders., *Der Erste Weltkrieg*, S. 79-93, hier: S. 82.

Während auf den Schlachtfeldern in Flandern, in der Champagne, in Galizien und (ab Frühjahr 1915) in den Alpen keine Entscheidung absehbar war, gewann die „Heimatfront“ immer mehr an Aufmerksamkeit, was aber erst allmählich zu einer Professionalisierung der Regierungspropaganda führte. Was sich rasch einstellte - und letztlich nicht in den Griff zu bekommen war -, war das bürokratische Chaos von parallelen und sich widersprechenden Militär- und Zivilzuständigkeiten. In der wuchernden Vielfalt alter und neuer Ämter und Behörden gelang es nie, eine wirksame Kompetenzverteilung zu erreichen oder gar verfassungsmäßig festzulegen. Nicht zu übersehen war der Rückgang des Einflusses von Wilhelm II., der Nimbus des Kaisers begann früh und nachhaltig zu schwinden; die vollkommene Unfähigkeit des obersten Monarchen und Kriegsherrn, seine umfangreichen Rechte und Pflichten wahrzunehmen, leistete hier ganze Arbeit.⁴ Die dadurch entstandene Lücke füllte bald der Hindenburg-Mythos aus. Das Institutionengefüge des Reiches zeigte sich weiterhin resistent gegen gezielte Reformen. Wie bei Kriegsausbruch beschlossen, erließ der Bundesrat nun Notstandsgesetze, der Reichstag machte von seinem Vetorecht keinerlei Gebrauch. „Der Reichstag wurde zu einem Nebenkriegsschauplatz, dessen wichtigste Aufgabe darin bestand, alle sechs Monate die weitere Finanzierung des Krieges sicherzustellen.“⁵ Als Forum der öffentlichen Diskussion behielt das Parlament jedoch seine Bedeutung, die sich mit dem Zerschlagen des Burgfriedens noch verstärkte.

Die im August 1914 oberflächlich hergestellte „innere Einheit“ beruhte im wesentlichen auf der Annahme, Deutschland verteidige sich gegen einen feindlichen Angriff; konkrete Vorstellungen über die zukünftige Politik im Falle des als selbstverständlich vorausgesetzten Sieges gingen damit nicht einher. Noch während die Marne-Schlacht tobte, erfolgten dann die ersten konzeptionellen Erörterungen hinsichtlich der Kriegsziele der deutschen Reichsleitung, die wie kaum ein anderer Themenkomplex nachfolgende Historiker beschäftigen sollten. Zu erwähnen ist zunächst das seit Fritz Fischers Forschungen so genannte „September-Programm“ Bethmann Hollwegs, dessen Quintessenz lautete: „Sicherung des Deutschen Reiches nach West und Ost auf erdenkliche Zeit. Zu diesem Zweck muß Frankreich so geschwächt werden, daß es als Großmacht nicht neu entstehen kann, Rußland von der deutschen Grenze abgedrängt und seine Herrschaft über die nicht-russischen Vasallenvölker gebrochen werden.“⁶ Die realpolitische Übersetzung dieser euphemistischen Formulierungen bedeutete nichts anderes als den Durchbruch Deutschlands zur unangefochtenen Hegemonie auf dem Kontinent, den „Griff nach der Weltmacht“.

⁴ Siehe dazu ausführlich RÖHL, Wilhelm II. 1900-1941, S. 1176ff.

⁵ CHICKERING, Das Deutsche Reich und der Erste Weltkrieg, S. 47.

⁶ ULLRICH, Die nervöse Großmacht, Zitat: S. 421.

Die Vormachtstellung des durch Eroberungen erweiterten Deutschen Reiches sollte durch die ökonomische Vorherrschaft in Mitteleuropa abgesichert werden, die durch indirekte Herrschaftsmittel wie Zollvereinbarungen zu ergänzen war. In den Methoden gab sich dieses Programm vergleichsweise flexibel, in den Zielen unterschied es sich allenfalls graduell von denjenigen der extremen Annexionisten. Die hier von der Regierung aufgestellten Forderungen wirkten „ohne jeden Zweifel [...] ausladend, sogar maßlos; und für die überlieferte Gestalt vom europäischen Staatensystem waren sie im Grunde unverträglich“⁷, wie Klaus Hildebrand betont sachlich festgestellt hat. Zu den Folgen der deutschen Kriegszielpläne urteilte Hans-Ulrich Wehler: „Die bestürzende Fusion eines zügellosen Expansionismus und radikalnationalistischen Triumphalismus mit dem Fernziel der soziopolitischen Systemstabilisierung und Reformvermeidung durch endlich vollendete ‚Weltpolitik‘ trat seither in neuen exzessiven Projekten zutage, und trotz aller Kontrollmaßnahmen breitete sich diese Illusion auch in der Öffentlichkeit zusehends weiter aus.“⁸

Die jahrzehntelangen Kontroversen um die von Fritz Fischer aufgestellten Thesen können in diesem Rahmen nicht neu aufgerollt oder gar bewertet werden. Es genügt, festzuhalten, dass – bei allen Unterschieden zwischen einzelnen Gruppen und Personen – alle Kräfte, die die deutsche Politik beeinflussten, eine Nachkriegsordnung anstrebten, die nur im Falle eines Siegfriedens zu realisieren war und sich vom Status quo ante radikal unterschied. Die Diktatfriedensschlüsse im Osten demonstrierten Anfang 1918 eindrucksvoll die bedenkenlose Expansionsstrategie von militärischer und ziviler Führung. Um die innen- wie außenpolitische Sprengkraft dieser Zielsetzung wissend, versuchte Bethmann Hollweg zunächst, die Kriegszieldiskussion nach Möglichkeit von der Öffentlichkeit fernzuhalten.

Mit diesem Vorhaben scheiterte der Kanzler jedoch völlig. Da sich bald eine Vielzahl von Verbänden und Interessengruppen zu Wort meldete, ja ein „regelrechter Denkschriftenkrieg“⁹ einsetzte, bestimmte diese Debatte rasch in erheblichem Maße die innenpolitische Agenda. Bethmann Hollweg sah dadurch seinen Handlungsspielraum derart beschnitten, dass er auch die Diskussion über solche Kriegsziele, die er selbst anstrebte, zu unterbinden versuchte, was ihm den – objektiv vollkommen unberechtigten – Ruf einbrachte, zu den „Flaumachern“, die deutsche Ansprüche nicht entschieden genug vertraten, zu gehören. Im Frühjahr 1915 formierte sich daraufhin eine Allianz aus rechtsgerichteten Kräften – getragen von der Schwerindustrie und den nationalistischen Verbänden, angeführt von den akademischen Eliten –, die extreme Kriegsziele mit der Ablehnung jegli-

⁷ HILDEBRAND, Das vergangene Reich, S. 321.

⁸ WEHLER, Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 4, S. 30.

⁹ W. MOMMSEN, Die Urkatastrophe, S. 60.

cher Verfassungsreform verband.¹⁰ „Ein *Siegfrieden* wurde in diesen Kreisen für unverzichtbar gehalten, weil man glaubte, nur so das bestehende gesellschaftliche und politische System gegen die Ansprüche vor allem der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung verteidigen zu können.“¹¹ Damit war die untrennbare Verquickung von Friedens- und Verfassungsfrage offensichtlich geworden, die für die Regierung zunehmend bedrohlich wurde und der sich über kurz oder lang auch die SPD stellen musste.

Die Regierung war sich im Klaren darüber, dass die Kriegsanstrengungen ohne Unterstützung der Arbeiterbewegung nicht hinreichend effektiv zu organisieren waren; als „Belohnung“ für ihre kooperative Haltung wurde der SPD unverbindlich eine verfassungspolitische „Neuorientierung“ nach Kriegsende in Aussicht gestellt, vorerst blieb es aber nur bei einigen eher symbolischen Zugeständnissen. SPD und Freie Gewerkschaften wurden als legitime Vertreter der Interessen der Arbeiterschaft anerkannt; dies stellte einen gewissen Fortschritt dar, der aber juristisch nicht dauerhaft abgesichert war. Kleinere Konzessionen, etwa bei der Novelle des Reichsvereinsgesetzes, begründete Bethmann Hollweg damit, dass der gemäßigte Teil der SPD kaum bei der Stange zu halten sei, „wenn man ihm nicht durch irgendeinen Erfolg auf dem Gebiete der innern Politik eine Erleichterung verschaffe.“¹² Unter dem Strich bleibt als Fazit: „Die Diskriminierung der Sozialdemokraten wurde auch im Zeichen des `Burgfriedens` alles andere als vollständig abgebaut. Auf vielen Gebieten wurde sie vielmehr stillschweigend weiterpraktiziert und diskreditierte das vielbeschworene Ideal der `Volksgemeinschaft` in Kriegszeiten.“¹³

Die Politik der oberflächlichen Integration bzw. Beschwichtigung der Arbeiterbewegung war trotz der bescheidenen staatlichen Gegenleistungen stets Zielscheibe der Kritik der Rechtsparteien, die mit ihren weitgesteckten Kriegszielen auch den unvermindert aufrechterhaltenen Mythos vom deutschen Verteidigungskrieg bedrohten. Von Seiten der führenden Militärs, insbesondere durch das Preußische Kriegsministerium, erfuhr die Politik der Einbindung von SPD und Freien Gewerkschaften hingegen eine gezielte Förderung.¹⁴ Dahinter stand die (weit deutlicher als in der Industrie

¹⁰ Die wohl extremsten Vorstellungen wurden in einer Denkschrift von Heinrich Claß, dem Vorsitzenden des Alldeutschen Verbandes, im September 1914 formuliert. Darin war nicht nur von umfangreichen Annexionen Deutschlands in West und Ost die Rede, sondern auch von der „ethnischen Säuberung“ dieser Gebiete; dahinter stand auch eine Form des Antisemitismus, der deutlich rassistische Züge annahm. Aus der Vielzahl der sich gegenseitig überbietenden Forderungskataloge sei nur noch die Eingabe der Intellektuellen vom Juli 1915 erwähnt, in der es hieß: „[N]ur eine Furcht besteht in allen Schichten unseres Volkes, insbesondere breit und tief gerade in den einfachsten Schichten, die Furcht nämlich, es könnte aus falschen Versöhnungszugeständnissen oder gar aus nervöser Ungeduld ein vorzeitiger und deshalb halber und nimmermehr dauerhafter Frieden geschlossen werden.“ (VERHEY, Der „Geist von 1914“, Zitat: S. 254f.).

¹¹ ULLRICH, Die nervöse Großmacht, S. 424.

¹² F. FISCHER, Weltmacht oder Niedergang, Zitat: S. 94f.

¹³ WEHLER, Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 4, S. 86.

¹⁴ Vgl. FELDMAN, Armee, Industrie und Arbeiterschaft, S. 92f. und passim.

ausgeprägte) Einsicht in die Notwendigkeiten, die mit der Mobilisierung der Gesellschaft für den Krieg einhergingen. Bei allen Konflikten, die sich daraus ergaben, darf die größere taktische Geschicklichkeit der Militärs keineswegs mit einer echten Konzessionsbereitschaft in der Verfassungsfrage gleichgesetzt werden. Auch hier galt das vom preußischen Innenminister Wilhelm von Loebell Ende 1915 formulierte Prinzip: „Der Weg der Regierung endet da, wo die Demokratie den ihren eigentlich anzufangen wünscht: vor den Verfassungsfragen, vor der Verteilung der innenpolitischen Macht zwischen Regierung und Volksvertretung.“¹⁵

Auf den wachsenden Druck von rechts reagierte Bethmann Hollweg dilatorisch und er verzichtete auch darauf, die Öffentlichkeit über die militärische Lage Deutschlands aufzuklären. Diese Lage verwies die sich gegenseitig überbietenden Kriegszielforderungen absolut ins Reich der Illusionen. Auch dem Verlangen der SPD, öffentlich klarzustellen, dass das Reich einen reinen Verteidigungskrieg führe, wich der Kanzler wiederholt aus; die von ihm inaugurierte „Politik der Diagonale“ „erwies sich [...] als eine Farce. Von der behaupteten Unabhängigkeit der Regierung gegenüber den Parteien und Interessengruppen konnte in dem bestehenden halbautoritären Herrschaftssystem von Anfang an nicht die Rede sein.“¹⁶ Charakteristisch für dieses System war, dass selbst bei nüchterner Analyse der Fakten die notwendigen Konsequenzen nicht gezogen wurden. So hatten der Kanzler und Generalstabschef Falkenhayn bereits auf einer Besprechung im November 1914 erkannt, dass es inzwischen unmöglich war, bei der gegebenen Bündniskonstellation einen militärischen Sieg des Reiches herbeizuführen. Die von der Reichsleitung daraufhin unternommenen Bemühungen um einen Separatfrieden mit Rußland waren von vornherein halbherzig und damit aussichtslos; sie wiesen keinen Ausweg aus der Sackgasse, in die man sich selbst manövriert hatte. Alle diplomatischen Initiativen kämpften vergeblich gegen „die Tatsache, daß in einem Krieg, der zusehends totale Züge annahm, die traditionellen Mittel der Kabinettpolitik nicht mehr ausreichten, um Wege der Friedensanbahnung zu weisen. Die Radikalisierung der Kriegsführung bis zum Einsatz neuer Massenvernichtungswaffen wie Giftgas, die ungeheuren Opfer an Menschen und Material, die rücksichtslose Mobilisierung aller Ressourcen und die damit einhergehende Aufstachelung der nationalen Leidenschaften und des Völkerhasses – all das schränkte den Handlungsspielraum der Diplomatie ein.“¹⁷

Mit seiner Taktik des Lavierens saß Bethmann Hollweg bald zwischen allen Stühlen; seine Unterstützung im politischen Kräftefeld sank ebenso wie seine Abhängigkeit von der OHL stieg. „Das Konzept einer halbautoritären Regierung oberhalb der Parteien und Verbände, die sich für ihre

¹⁵ KRUSE, Krieg und nationale Integration, Zitat: S. 201.

¹⁶ W. MOMMSEN, Die Urkatastrophe, S. 59.

¹⁷ ULLRICH, Die nervöse Großmacht, S. 440.

Maßnahmen von Fall zu Fall auf informellem Wege der Zustimmung der Parteiführer und der jeweils betroffenen Verbände zu versichern suchte, die Öffentlichkeit hingegen wie der Teufel das Weihwasser scheute, war nicht aufgegangen.¹⁸ Die Art und Weise, wie in Deutschland Macht organisiert und Entscheidungen getroffen wurde(n), entzog sich einer Institutionalisierung; wie schon in der Vorkriegszeit hangelte sich die Reichsleitung von einem Notbehelf zum nächsten. Dabei blieb sie, wie alle anderen Regierungen auch, abhängig vom Geschehen an den Fronten.

Nicht von ungefähr wird 1916 in der Geschichtsschreibung als „das Jahr der Schlachten“¹⁹ bezeichnet. Vor allem die mit bis dahin ungekanntem Aufwand geführten Materialschlachten bei Verdun und an der Somme wurden zum Synonym einer pervertierten Strategie, die auf eigene Verluste keinerlei Rücksicht nahm, ungeachtet der Erkenntnis, dass auch damit keine Entscheidung herbeizuführen war. Falkenhayn war nun nach seinen eigenen Worten entschlossen, „den Krieg so lange fortzuführen, bis der Wille der Feinde zum Durchhalten des Krieges gebrochen ist, selbst auf die Gefahr hin, daß Deutschland dabei den letzten Mann und den letzten Groschen einsetzen müßte.“²⁰ Ohne die materielle und personelle Unterlegenheit des Reiches zu berücksichtigen, suchte Falkenhayn nun die Entscheidung im Westen, indem er im Februar 1916 bei Verdun das stärkste französische Festungssystem angriff. Die britische Offensive an der Somme, der Kriegseintritt Rumäniens auf der Seite der Entente und nicht zuletzt die russische Brussilow-Offensive führten jedoch bald zu einer schweren militärischen Krise der Mittelmächte; als Reaktion darauf wurde auf Betreiben Bethmann Hollwegs eine neue OHL berufen.

„Die Ablösung Falkenhayns durch Hindenburg und Ludendorff markierte einen Einschnitt nicht nur in der militärischen, sondern auch in der politischen Geschichte des Kaiserreiches. Sie machte einerseits den Weg frei für eine Radikalisierung der Kriegführung, die auf den militärischen Gesamtsieg setzte und dafür alle Ressourcen rücksichtslos zu mobilisieren bereit war; andererseits bedeutete sie einen stillen Verfassungswandel, denn durch ihren überwältigenden Rückhalt im Volke besaßen Hindenburg und Ludendorff eine plebiszitär abgestützte Machtposition, die sie gleichermaßen unentbehrlich wie unangreifbar machte. [...] Bethmann Hollweg sah sich bald in der Rolle des Zaublerlehrlings, der mit den Geistern, welche er gerufen hatte, nicht mehr fertig wurde.“²¹

Der Reichskanzler hatte in der Tat geglaubt, den Nimbus des Feldherrenduos zur Durchsetzung eines Friedensschlusses, der die extremen Annexionisten enttäuschen würde, einsetzen zu können – ein Irrtum, der ihn sein Amt kosten sollte.

¹⁸ W. MOMMSEN, Die Urkatastrophe, S. 66.

¹⁹ KEEGAN, Der Erste Weltkrieg, S. 361.

²⁰ ULLRICH, Die nervöse Großmacht, Zitat: S. 441.

²¹ Ebd., S. 418.

Der neuen, d. h. der 3. OHL gelang es tatsächlich, der akuten Krise Herr zu werden: Mit der Einstellung der Angriffe bei Verdun und der raschen Niederwerfung Rumäniens konsolidierte sich die militärische Lage der Mittelmächte wieder. Diesen Erfolg nutzte Bethmann Hollweg im Dezember 1916 zu einem Friedensangebot an die Entente, das jedoch nicht konkretisiert wurde; in der Reichstagsitzung vom 16. Dezember hielt sich der Kanzler in dieser Angelegenheit ebenfalls bedeckt, eine Debatte im Plenum erfolgte erst gar nicht.²² Die ganze Aktion war ohnehin in allererster Linie durch taktische Gesichtspunkte innen- und außenpolitischer Natur motiviert gewesen, von einem ernsthaften Verständigungswillen konnte keine Rede sein. Innerhalb der Sozialdemokratie gingen die Urteile weit auseinander: Scheidemann, David und Genossen sahen ihren Kurs triumphal bestätigt und stellten sich sofort unkritisch hinter den Vorstoß der Regierung; die Sozialistische Arbeitsgemeinschaft (SAG), die sich im März 1916 von der SPD-Reichstagsfraktion abgespalten hatte, blieb aus guten Gründen skeptisch. In einer eigens herausgegebenen Erklärung monierte die SPD-Opposition: „Von den Bedingungen, unter denen die Regierung Friedensverhandlungen einleiten will, erfahren Volk und Volksvertretung nichts. So bleibt das für den Erfolg Entscheidende im Dunkel.“²³ Damit war der Schwachpunkt klar bezeichnet, der letztlich auch zur Ablehnung des Angebots durch die Entente am 30. Dezember führte.²⁴

Die nahezu parallel von US-Präsident Woodrow Wilson gestartete Friedensinitiative fiel ebenfalls allgemeiner Ablehnung anheim. Auf deutscher Seite, die sich geweigert hatte, ihre Friedensbedingungen gegenüber den Amerikanern zu benennen, war dafür nicht zuletzt die kompromisslose Entschlossenheit der 3. OHL verantwortlich, doch noch einen Siegfrieden zu erreichen. Zu diesem Zweck sollte nun auch die Seekriegsführung verschärft werden. Nachdem sich die teure Schlachtflotte als völlig unbrauchbar erwiesen hatte, um die Fernblockade der deutschen Häfen zu durchbrechen, verkündete die Marineführung nun, das Heil läge in der Aufhebung der bislang für den U-Booteinsatz geltenden Restriktionen. Politische Einwände gegen diese Strategie, der auch die nötige militärtechnische Grundlage fehlte, schlug Ludendorff routiniert in den Wind. Die Wiederaufnahme des unbeschränkten U-Bootkrieges, der Bethmann Hollweg noch hinhaltenden Widerstand leistete, war nur mehr eine Frage der Zeit. Kurt Riezler, der enge Vertraute des Kanzlers, vertraute im Februar 1916 seinem Tagebuch denkwürdige Sätze an:

„Es sieht beinahe so aus, als dränge der Wille der Nation in den Abgrund. [...] Seltsam. Die Zeitungen wie die Menschen machen den Eindruck als seien sie komplett verrückt geworden, als wollten

²² Zur Friedensinitiative vom Dezember 1916 siehe auch WIELAND, Die Verteidigungslüge, S. 93-97.

²³ MILLER, Burgfrieden und Klassenkampf, Zitat: S. 265.

²⁴ Als Basis für einen Friedensschluss forderte die Entente im Gegenzug die Anerkennung des Nationalitätenprinzips, vor allem die Wiederherstellung Belgiens, die Wiedergutmachung der verletzten Rechte und Freiheiten sowie die Verständigung auf internationale Vereinbarungen zur Verhütung zukünftiger Kriege.

sie mit Gewalt in den Abgrund der Unvernunft hinein, des sich nun als rücksichtsloser Ubootkrieg präsentiert. [...] Der uneingeschränkte U-Boot-Krieg [ist] für die Menschen wie eine Orgie rücksichtsloser Gewaltanwendung an der sie sich berauschen. Wie trunken. Es haben wenn man das Geschrei hört, die Engländer beinahe recht, wenn sie immer sagen, die Deutschen sind toll geworden. Rausch an der gewaltsamen Methode. Dass es Grenzen der Gewalt gibt, dass alles davon abhängt, ob die Anwendung der Gewalt sich in den Gesamtfolgen lohnt: das will keiner bedenken.“²⁵

Im Gegenteil: Die 3. OHL setzte nun alles daran, sämtliche Energien des Landes in den Dienst des Krieges zu stellen. Flankierend zu den genannten militärstrategischen Entscheidungen sollte eine umfassende wirtschaftliche Mobilisierung erfolgen, die sich mit der Bezeichnung „Hindenburg-Programm“ verband. Dahinter standen die wahnhaften Vorstellungen Ludendorffs von einer „totalen“ Kriegsführung, die nun zur Richtschnur allen staatlichen Handelns erhoben wurden. Der Primat der Politik wurde damit weiter ausgehöhlt, zivilisierende Konventionen verloren immer mehr an Bindewirkung gegenüber einer Kriegsführung, die sich an der Front wie in der Heimat kontinuierlich radikalisierte. Die mit dem Hindenburg-Programm geplante gigantische Steigerung der Rüstungsproduktion führte zu einer Überhitzung der Wirtschaft sowie zu einer akuten Krise im Verkehrswesen, was eine weitgehende Rücknahme der eingeleiteten Maßnahmen erforderte. Der dennoch erreichte Produktionsanstieg ermöglichte es, den Krieg mittelfristig fortzusetzen, blieb allerdings weit hinter den utopischen Zielvorstellungen zurück, die am Anfang gestanden hatten. Letztlich beruhte das ganze Programm „auf der trotzigen Mißachtung grundlegender ökonomischer Realitäten. [...] Es basierte auf dem Glauben, daß Deutschland mit Entschlossenheit und produktiver Effizienz wettmachen könne, was ihm an Ressourcen fehlte.“²⁶ Die OHL verweigerte damit die notwendigen Konsequenzen, die aus der beschränkten materiellen Basis der Mittelmächte zu ziehen gewesen wären. Dafür trafen die Folgen dieser Begrenzung die Bevölkerung umso härter.

Nachdem für eine längere Dauer des Krieges keine wirtschaftlichen Vorbereitungen getroffen worden waren, kam es sukzessive zur Ausdehnung staatlicher Bewirtschaftungsmaßnahmen auf nahezu alle Bereiche, insbesondere auf die Verteilung von Rohstoffen und Lebensmitteln, bei denen Deutschland vor 1914 in erheblichem Umfang von Importen abhängig gewesen war. Die Lebensmittelrationierung begann im Januar 1915 mit der Einführung der Brotmarke; es folgte eine unkoordinierte Expansion des bürokratischen Steuerungssystems, das erst im Herbst 1916 flächendeckend eingeführt wurde. Da die offiziellen Rationen nicht einmal das Existenzminimum abdeckten, entstand rasch ein blühender Schwarzhandel (dessen Preise aber so hoch waren, dass drei Viertel der Bevölkerung von der Teilnahme ausgeschlossen waren). Gleichwohl sahen Vertreter des rechten Flügels der SPD im zunehmenden Interventionismus der Behörden einen „Kriegssozialismus“

²⁵ RIEZLER, Tagebücher, S. 334f.

heranwachsen, der die Vorstufe zum so lange angestrebten Sozialismus darstellte;²⁷ dabei handelte es sich jedoch um „reines Wunschdenken“²⁸.

Der staatliche Dirigismus stieß sofort an seine Grenzen, sobald die Interessen der Großindustrie berührt wurden, deren Vertreter die Verteilungsbükratie entscheidend beeinflussten. Die Grundlagen des deutschen Kapitalismus blieben letztlich unangetastet, die reglementierenden Maßnahmen der Behörden ließen die marktorientierte Wirtschaftsordnung im Kern bestehen. Die vor dem Krieg schon mächtige Schwerindustrie erweiterte durch die Expansion der Rüstungsproduktion noch ihre Gewinn- und Einflussmöglichkeiten (nicht zuletzt auf Kosten kleinerer Betriebe), es herrschte bald ein „Lobbyismus größten Stils“²⁹. Daran prallten auch die zaghaften Versuche ab, die steigenden Renditen steuerlich abzuschöpfen. „Die Kriegsprofite waren von Anfang an umstritten, und sie blieben es bis zur Revolution. Ihre genaue Höhe ist aber noch immer nicht empirisch geklärt. Auf jeden Fall gelang es den Unternehmern, alle staatlichen Anläufe zu einer Kontrolle ihrer internen Kostenkalkulation und Preisfestsetzung bis zuletzt mit unerschütterlichem Egoismus zu vereiteln.“³⁰

Während die Gewinne der Rüstungsindustrie immer weiter stiegen, da das staatliche Interesse einseitig auf Produktionsausweitung, nicht auf Kostenkontrolle ausgerichtet war, mussten die Arbeiter – trotz hoher nominaler Zuwächse in den kriegswichtigen Branchen – nahezu durchwegs empfindliche Einbußen beim Reallohn hinnehmen (zwischen 1914 und 1916 betrug der Rückgang in der Kriegsindustrie 21,6%, in der Zivilindustrie 42,1%³¹). Bereits in der ersten Kriegshälfte verschlechterten sich die Lebensbedingungen der Arbeiterschaft dramatisch.³² Im Herbst 1915 kam es zu den ersten Hungerkrawallen, die dann im Sommer 1916 in zahlreichen Großstädten vermehrt auftraten; höherwertige Lebensmittel waren bereits zu diesem Zeitpunkt für einen großen Teil der städtischen Bevölkerung unerschwinglich. Dies traf nicht nur die Industriearbeiterschaft; noch gravierender war

²⁶ CHICKERING, Das Deutsche Reich und der Erste Weltkrieg, S. 101 u. 210.

²⁷ Vgl. SIGEL, Die Lensch-Cunow-Haenisch-Gruppe, in: IWK 11 (1975), S. 421-436, hier: S. 424f. Haenisch schrieb dazu 1916: „Daß wir uns in einem ungeheuren Prozeß der Umorganisation unseres ganzen Wirtschaftslebens mitten drin befinden, steht außer Frage. Und ebenso unzweifelhaft ist es, daß sich dieser Prozeß der Umorganisation *in der Richtung auf den Sozialismus hin* selbst bewegt. [...] Mit rein kapitalistischen Wirtschaftsgrundsätzen wäre in dieser Kriegszeit Deutschland *geradenwegs in den Abgrund hinein gesegelt*. Sozialistische Gesellschaftsprinzipien waren es, die allein das Vaterland vor dem Schlimmsten bewahrten!“ (FRIES, Die große Katharsis, Bd. 1, Zitat: S. 217).

²⁸ ULLRICH, Die nervöse Großmacht, S. 458. Zur Thematik siehe auch Gerald D. FELDMAN, Kriegswirtschaft und Zwangswirtschaft: die Diskreditierung des „Sozialismus“ in Deutschland während des Ersten Weltkrieges, in: MICHALKA (Hrsg.), Der Erste Weltkrieg, S. 456-484.

²⁹ W. MOMMSEN, Bürgerstolz und Weltmachtstreben, S. 670.

³⁰ WEHLER, Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 4, S. 52.

³¹ Angabe aus FELDMAN, Armee, Industrie und Arbeiterschaft, S. 108.

³² Siehe dazu auch KRUSE, Krieg und nationale Integration, S. 164-178.

die Verarmung großer Teile des Mittelstandes, dem zudem die Instrumente fehlten, sich im Kampf der Interessen Gehör zu verschaffen. Hier verstärkten sich vorhandene antigewerkschaftliche bzw. antisozialdemokratische Affekte, die noch weit über den Krieg hinaus wirken sollten. Nur ein Teil der von Abstiegsängsten gebeutelten Angestelltenschaft, organisiert im Zentralverband der Handlungsgehilfen, suchte den Anschluss an die Sozialdemokratie.

Führte der Krieg zu einer sozialen Zerklüftung der gesamten Gesellschaft, so büßte auch die industrielle Arbeiterschaft an innerer Homogenität stark ein.³³ Mit dem Zustrom von Frauen und Jugendlichen veränderte sich die Zusammensetzung dieser Klasse erheblich, die zwischen den einzelnen Sektoren weit auseinanderklaffende Lohnentwicklung sorgte für eine ungleiche Lastenverteilung. Dabei bildete gerade *der* Teil der Arbeiterschaft, der sich materiell noch am besten stellte, nämlich die Facharbeiter in der Metallindustrie, die Hauptträgergruppe der Massenaktionen, die ab 1917 für Aufsehen sorgten. Dieses Phänomen zeigte sich bereits bei dem großen Berliner Streik vom Juni 1916, der von den Obleuten unter der Leitung von Richard Müller initiiert wurde, und bereits politische Forderungen in den Vordergrund stellte.³⁴ War es auch eine traditionelle Erscheinung, dass die Organisationsarbeit der Arbeiterbewegung von den Hochqualifizierten getragen wurde, so trat nun noch etwas anderes hinzu: Die Belegschaften der im Zuge des Hindenburg-Programms aus dem Boden gestampften Großbetriebe waren in ihrer heterogenen Zusammensetzung mit den klassischen Mitteln staatlicher und gewerkschaftlicher Kontrolle nicht mehr wie gewohnt zu dirigieren, wie sich im Januar 1918 zeigen sollte; hier bildeten sich im Laufe der Zeit ganz neue Organisationsformen heraus.

Nachhaltigste Wirkung auf die Volksstimmung übte die sich dramatisch verschlechternde Versorgungslage bei Nahrungsmitteln aus, die im Winter 1916/17 ihren Tiefpunkt erreichte.³⁵ Die getroffenen administrativen Maßnahmen wie die Gründung des Kriegsernährungsamtes (Mai 1916) und wenige Monate später des Kriegsammtes unter General Groener als neuer „Superbehörde“ führten zu keiner Lösung des Problems. Bürokratische Kompetenzstreitigkeiten, hemmungslose Profitinteressen von Produzenten und Zwischenhändlern sowie die begrenzten agrarischen Ressourcen Deutschlands verhinderten eine ausreichende Lebensmittelversorgung für alle Bevölkerungsschich-

³³ Für München ergaben sich beispielsweise folgende Daten: Die Zahl der in der Industrie Beschäftigten nahm zwischen 1913 und 1918 nur um 4% (Reichsdurchschnitt: 8%) zu; die Zahl der männlichen Arbeiter über 16 Jahre in größeren Betrieben ging in diesem Zeitraum allerdings um 1/3 (1/4) zurück, die der weiblichen stieg um 87% (50%). Die Anzahl der männlichen und weiblichen Jugendlichen bei den Beschäftigten stieg um 33 bzw. 88%. (Angabe aus M. GEYER, *Verkehrte Welt*, S. 39).

³⁴ Zu den Obleuten siehe unten Kap. 5.7.

³⁵ Siehe dazu auch unten Kap. 5.5.

ten.³⁶ Dieses Versagen des Staates unterminierte den Burgfrieden mehr als alles andere; ausschlaggebend dafür waren nicht nur administrative Ineffizienz, sondern auch die staatliche Gängelung und Kontrolle, die insbesondere die Bauern, aber auch den Kleinhandel in bislang ungekanntem Maße traf. „Das Eindringen öffentlicher Macht in private Lebensbereiche war massiv und in Folge des bürokratischen Chaos ungeplant, unsystematisch und ungerecht. Diese Umstände mußten zur Unzufriedenheit in der Bevölkerung führen, deren Widerwillen sich schnell auf die Beamten richtete, die die öffentliche Gewalt in ihrem ganzen chaotischen Ausmaß verkörperten.“³⁷ Hier nahm ein Erosionsprozess seinen Ausgang, der langfristig die Grundfesten der staatlichen Autorität erschütterte.

Trotz der Ungerechtigkeiten bei der Nahrungsverteilung und der durch die rücksichtslosen Mobilisierungsmaßnahmen verschärften sozialen Spannungen blieben größere Protestaktionen vorerst aus; bis 1916 kam es nur zu vereinzelt, meist unpolitischen Streiks oder Unruhen, die sich in der Regel an Versorgungsentpässen entzündeten.³⁸ Diese soziale „Stabilität“ beruhte nicht nur auf staatlichen und betrieblichen Repressionsmaßnahmen, bei denen die Drohung mit dem „Schützengraben“ gegenüber reklamierten, d. h. vom Kriegsdienst zurückgestellten Arbeitern ein probates Mittel lieferte. Obwohl die OHL den klassischen „Herr-im-Hause-Standpunkt“ der Unternehmer unterstützte, kam als weitere Ursache die sich verstärkende Kooperation zwischen Freien Gewerkschaften und Militärbehörden hinzu.³⁹ Als treue Anhänger des Burgfriedensurses blieben die Gewerkschaften mehrheitlich ein wirksames Mittel zur Stabilisierung der bestehenden Ordnung, das den Ausbruch offener Proteste vorerst verhinderte.⁴⁰ Die durchaus vorhandene Renitenz blieb noch unterhalb der „risikoreichen Streikschwelle“⁴¹.

Der teilweise Abbau der lange Zeit geübten Diskriminierungspraxis gegenüber den Arbeitervertretern wurde durch das im Dezember 1916 verabschiedete Hilfsdienstgesetz auf eine festere Grund-

³⁶ Wehler kommt dabei zu dem Ergebnis: „Im Grunde war der Krieg im Frühjahr 1916 ernährungswirtschaftlich verloren. Nur mit einer gewaltigen Überdehnung aller Kräfte um den Preis der zunehmenden Unterernährung und des Hungertodes wurden die folgenden zweieinhalb Jahre in einer anhaltenden Zerreißprobe noch überstanden.“ (Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 4, S. 61).

³⁷ CHICKERING, Das Deutsche Reich und der Erste Weltkrieg, S. 48.

³⁸ Politischen Charakter hatte der dreitägige Streik, an dem in Berlin nach der Verhaftung Karl Liebknechts im Juni 1916 55000 Arbeiter teilnahmen. (Vgl. BARTH, Dolchstoßlegenden, S. 38).

³⁹ Dazu ein Beispiel: Der rechte Sozialdemokrat August Müller teilte dem Preußischen Kriegsministerium im Juli 1916 die Namen der Anführer des vorangegangenen Streiks mit. (Vgl. ebd., S. 38, Fn. 158).

⁴⁰ Der Verbandsvorsitzende Leipart schrieb dazu: „Dem Einfluß der Gewerkschaften ist es hauptsächlich zu danken, daß heute allgemein die Ordnung in den Betrieben gehalten wird, daß die Leistungsfähigkeit der Arbeiter sich verdoppelt und vervielfacht hat, daß die Folgen der maschinellen Entwicklung nicht den geistigen Trieb und das Menschbewußtsein der Arbeiter ertöten konnten, sondern ihm die Freude an der Arbeit und der Sinn für Qualitätsarbeit erhalten blieben.“ (Theodor Leipart, Die gemeinsamen Interessen der Arbeiter und der Industrie, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 7 vom 15.4.1915, S. 342-346, hier: S. 346).

⁴¹ ULLRICH, Kriegsaltag, in: GWU 43 (1992), S. 220-230, hier: S. 227.

lage gestellt; das eigentliche Hauptziel dieses „Kuhhandels“⁴² (Groener) lag in der Mobilisierung noch vorhandener Arbeitskraftreserven. Dazu sollte die gesamte männliche Bevölkerung zwischen 17 und 60 Jahren durch Einschränkung der Wahlfreiheit des Arbeitsplatzes zum Einsatz für die Kriegsindustrien verfügbar gemacht werden. Bei den Beratungen im Reichstag wurden einige Verbesserungen für die Arbeiterschaft erreicht: Die Gewerkschaften waren den Arbeitgebern nun rechtlich gleichgestellt, in den Betrieben wurden Arbeiterausschüsse eingerichtet, die eine bescheidene Mitbestimmung erlaubten;⁴³ auch in mehreren Reichsbehörden kam es nun zur Mitsprache von Gewerkschaftsvertretern (der DMV-Vorsitzende Schlicke wurde in das neu gegründete Kriegsamt berufen).

Das Gesetz stellte eine tiefe Zäsur für die Gewerkschaften dar. Zum ersten Mal waren sie vom Staat als gleichberechtigter Verhandlungspartner akzeptiert worden und hatten der OHL mit der Einrichtung von Arbeiterausschüssen kleine Konzessionen abgerungen. Der Alleinherrschaftsanspruch der Unternehmer in den Betrieben war erstmals angekratzt worden und das ganz „legal“. Auf der anderen Seite waren die Freien Gewerkschaften mit ihrer Rolle als „Disziplinierungsagentur“⁴⁴ nun auch formell in den ihr lange feindlich gesinnten Staat integriert. „Auf diese Weise gerieten sie selbst in den Sog des Autoritätsverfalls, dem die zivilen und militärischen Behörden seit 1916 in steigendem Maße unterlagen. Damit büßten sie zunehmend die Fähigkeit ein, die sich radikalierenden Proteste in der Arbeiterschaft unter Kontrolle zu halten.“⁴⁵

Die Gewerkschaftsführung sah demgegenüber nur den lange ersehnten Ausbruch aus dem gesellschaftlichen Ghetto. Für die Reichsleitung war die sich weiter festigende Kooperation mit den Gewerkschaften unerlässlich, um den sozialen Frieden und damit die Funktionsfähigkeit der Kriegswirtschaft zu sichern. Dessen eingedenk stellten sich im Konfliktfall die Behörden häufig auf die Seite der Arbeitervertreter, gegen die Unternehmer. Dies weckte bei großen Teilen von SPD- und Gewerkschaftsführung falsche Hoffnungen; diese blendeten aus, dass „weder die Führer der Schwerindustrie noch die Heeresleitung [...] gewillt [waren], die Grundlage für eine dauerhafte Integration der Arbeiterschaft in Staat und Gesellschaft zu schaffen. Ihre letztendliche Lösung dieses

⁴² BIEBER, Gewerkschaften (Teil I), Zitat: S. 299.

⁴³ Die Arbeiterausschüsse waren für Betriebe mit mehr als 50 Beschäftigten obligatorisch; zur Regelung von Konflikten, die bei der Anwendung des Hilfsdienstgesetzes entstanden, wurden eigene Schlichtungsausschüsse eingerichtet, in denen die Arbeiter ebenfalls vertreten waren.

⁴⁴ SCHÖNHOFEN, Die deutschen Gewerkschaften, S. 106.

⁴⁵ ULLRICH, Die nervöse Großmacht, S. 463.

innenpolitischen Problems war der Imperialismus, wobei sie es aber ablehnten – im Gegensatz zu Groener –, der Möglichkeit eines Scheiterns ihrer imperialistischen Ziele ins Auge zu sehen.⁴⁶

Diese Möglichkeit zeichnete sich frühzeitig ab, die Bilanz des Hilfsdienstgesetzes blieb nämlich recht dürftig: Entgegen den hoch gesteckten Erwartungen konnten nur wenige zusätzliche Arbeitskräfte mobilisiert werden; die lähmende Bürokratisierung aller Lebensbereiche wurde eher noch verstärkt. Auch für die Gewerkschaftsführung waren die Folgen weniger positiv als erhofft, die Integration in den bestehenden Staat blieb mehr Anspruch als Wirklichkeit. „Insgesamt läßt sich sagen: Nach Ausweis der Presse, der Stimmungs- und Versammlungsberichte und der Reaktion der Partei- und Gewerkschaftsleitungen dürfte der Burgfrieden über atmosphärische Verbesserungen hinaus keine reale Erfahrungsgrundlage im Sinne eines innen- oder sozialpolitischen Neuanfangs gehabt haben.“⁴⁷ Da das Gros der Gewerkschaftsführung dies nicht einsehen wollte, kam es zu einem schleichenden Autoritätsverlust, der die Arbeiterschaft zu eigenständigen Aktionen, d. h. „unorganisierten“ Streiks, und neuen Organisationsformen, etwa Arbeiterräten, treiben sollte. Die Gegner der gewerkschaftlichen Konsens- bzw. Integrationsstrategie hatten zumindest im parteipolitischen Raum bald einen Bündnispartner: Die SAG (später die USPD) lehnte das Hilfsdienstgesetz von Anfang an ab; sie stellte bei den Reichstagsberatungen 20 Verbesserungsanträge, von denen keiner angenommen wurde.⁴⁸ Haase forderte zudem im Parlament die Verstaatlichung der Kriegsindustrien. Auch nach Kriegsende übten Gewerkschafter aus den Reihen der Unabhängigen mit Hinweis auf das Hilfsdienstgesetz noch scharfe Kritik an der Burgfriedenspolitik der Generalkommission.

Die 1915/16 in der SPD entstandene Opposition war eher Symptom, keineswegs die Ursache der Stimmungsverschlechterung, die der rasch verflogenen Kriegseuphorie folgte, die ohnehin nur partiell vorhanden gewesen war. Selbst der auf Konfliktvermeidung bedachte Parteivorstand erklärte im November 1915 öffentlich:

„Die Lebensmittelteuerung ist unerträglich geworden. Die Preise aller wichtigen Nahrungsmittel und der sonstigen Artikel des täglichen Bedarfs, wie Brennmaterial, Kleidung, Schuhzeug usw. haben eine unerschwingliche Höhe erreicht. (. . .) Muß im ungezügelterten freien Spiel der Kräfte selbstsüchtige Gewinnsucht und kapitalistische Profitgier zum Schaden des Volksganzen sich austoben? Müssen Millionen entbehren, damit jene schamlosen Produzenten und Händler, die die Kriegslage kaltrechnerisch ausnutzen, auf Kosten des Volkes sich bereichern können? Nein, das muß nicht so sein. (. . .) Das Volk will Taten sehen. Es fordert gebieterisch durchgeführte Maßnahmen zur Siche-

⁴⁶ FELDMAN, *Armee, Industrie und Arbeiterschaft*, S. 367.

⁴⁷ BOLL, *Frieden ohne Revolution?*, S. 111.

⁴⁸ Vgl. DITTMANN, *Erinnerungen*, Bd. 2, S. 495.

nung seiner Ernährung. Es hat es satt, noch länger Spielball gewissenloser Spekulanten und rücksichtsloser Gewinnsucht zu sein.“⁴⁹

Auch wenn die SPD-Führung dieser flammenden Anklage wie üblich keine konkreten Schritte folgen ließ, so war doch spätestens Anfang 1916 nicht mehr zu leugnen, dass unter der Last der wirtschaftlichen Notlage breiter Bevölkerungskreise die unter dem Banner des Burgfriedens proklamierte „Volksgemeinschaft“ brüchig geworden war. Hinzu kamen die im Laufe dieses Jahres ein bisher nicht vorstellbares Ausmaß annehmenden Verluste an der Front, von denen immer mehr Familien direkt betroffen waren. War es in den ersten Kriegsmonaten noch mit einigem Erfolg gelungen, den Soldatentod zum heroischen Opfer für die Zukunft Deutschlands zu stilisieren, so verfielen solche Deutungsmuster in der zweiten Kriegshälfte nicht mehr. Stattdessen breitete sich immer mehr Resignation und dumpfe Verzweiflung aus, die einen unübersehbaren Gegensatz zur offiziellen Durchhalterhetorik bildeten.

Alle politischen Erwägungen hatten diese Faktoren einzukalkulieren. Folgerichtig enthielt das Gesamtkonzept der neuen OHL aus militärischen und ökonomischen Veränderungen auch systematische Maßnahmen, um die Stimmung in der Bevölkerung und der Armee anzuheben; die nun betriebene Propaganda nahm rasch an Intensität und Umfang zu.⁵⁰ In den ersten beiden Kriegsjahren hatten noch konservativ geprägte „Traditionalisten“ die amtliche Kommunikationspolitik geprägt; diese setzten auf behäbige Belehrungsrhetorik, die mehr auf patriarchale Kontrolle statt auf Emotionalisierung abzielte, und waren damit an Grenzen gestoßen.⁵¹ Nun kam es zum Kurswechsel, es wurden „alternative kommunikationspolitische Konzepte formuliert“⁵², die sich nicht um „Aufklärung“ und „Verstand“, sondern um „Wille“ und „Gefühl“ drehten. Eine von Ludendorff geförderte Gruppe von „Modernisten“ versuchte unter Einsatz neuer technischer Mittel und mit den Erkenntnissen der Massenpsychologie die längst erloschene „Begeisterung“ wieder aufflammen zu lassen. Dahinter stand die Überzeugung: „Nur eine Führung [...], die Stärke und Entschlossenheit nach innen und außen demonstriere, könne auf rückhaltlose Anerkennung hoffen. [...] Propaganda

⁴⁹ KRUSE, Krieg und nationale Integration, Zitat: S. 176.

⁵⁰ Vgl. SCHMIDT, Belehrung – Propaganda – Vertrauensarbeit, S. 29-182.

⁵¹ Anne Schmidt fasste dieses Konzept zusammen: „Die Problem- und Ursachenanalysen traditionalistischer Kommunikationspolitik ließen sich durchaus strategisch nutzen: Indem die gesellschaftlichen Desintegrationserscheinungen vorrangig zu einem Problem der geistigen Haltung erklärt und ‚innere‘ und vor allem ‚äußere Feinde‘ beschuldigt wurden, das Denken und Fühlen der Deutschen zu manipulieren, konnten komplexe Probleme in einen einfachen Ursachenzusammenhang gebracht werden. Politische, ökonomische und soziale Konflikte wurden nicht in ihrer Komplexität dargestellt, sondern als einfache Kausal- und Funktionszusammenhänge beschrieben. Mit Hilfe von Schuldzuweisungen konnten Verantwortungen verschleiert werden; eigene politische Fehleinschätzungen, mangelnde Führungskompetenzen und Konzeptlosigkeit ließen sich auf diese Weise bagatellisieren und die Ursachen für die Legitimationskrise des monarchischen Staates externalisieren.“ (Ebd., S. 64f.).

⁵² Ebd., S. 113.

war für Modernisten ein Mittel zum Zweck, und erlaubt war, was Erfolg versprach.⁵³ Im Fokus der Modernisten stand dabei v. a. die Industriearbeiterschaft, die es im gewünschten Sinne zu beeinflussen galt.

Die Tätigkeit der SPD-Parteiopposition wurde für diese politische Neuausrichtung nicht nur als hinderlich erachtet, sondern galt als innenpolitisches Hauptübel schlechthin. Es kam zu zahlreichen Verhaftungen ohne ordentliche Gerichtsverfahren, wovon u. a. Luxemburg und Mehring getroffen wurden. Auf die darauf folgende Kritik der SAG im Reichstag antwortete Karl Helfferich, der Staatssekretär im Reichsamt des Innern: „Es ist mir lieber, daß der eine oder andere unschuldig leidet, als daß man einen Schuldigen laufen läßt und daraus ein Unheil für unser Vaterland entsteht.“⁵⁴ Dabei konnten oder wollten die politische und die militärische Führung nicht begreifen, dass das von der Bevölkerung täglich erlebte Elend der staatlichen Propaganda weit engere Grenzen setzte als es die verfolgten Systemkritiker jemals zu tun vermochten.

Die Wirkungskraft der Versuche, die Stimmung zu beeinflussen, ist schwer messbar; auch wenn der betriebene Aufwand erheblich und wohl nicht ganz vergebens war, blieben die Ergebnisse hinter den Zielen zurück.⁵⁵ Der Admiralstab hatte Mitte 1916 erkannt: „Je länger der Krieg dauert, desto mehr wird er auch ein Krieg zwischen den Nerven, den Stimmungen, der öffentlichen Meinungen, der Presse und schließlich der Verwertung und Aufmachung der Nachrichten in den kriegführenden und auch den neutralen Ländern.“⁵⁶ Eine Lenkung der öffentlichen Meinung im In- und Ausland im gewünschten Sinne wurde für die deutsche Reichsleitung vor allem deshalb immer schwieriger, weil die Proklamation extremer Kriegsziele immer lauter betrieben wurde. Während Bethmann Hollweg nach außen hin um Mäßigung bemüht war, um seinen geringen diplomatischen Spielraum aufrecht und die SPD bei der Stange zu halten, fand das Lager der radikalen Annexionisten in der 3. OHL einen mächtigen Verbündeten. Ludendorff sorgte im Herbst 1916 für die Freigabe der Kriegszieldiskussion, sie diene „vor allem der psychologischen Mobilisierung aller Kräfte für den totalen Krieg.“⁵⁷ Da die öffentliche Debatte dadurch von allen Fesseln befreit wurde, geriet der Kanzler mit seiner Taktik weiter ins Hintertreffen. Dessen Logik wurde von den Rechtsparteien nicht geteilt, hier sah man in der Erringung eines Siegfriedens auch die Möglichkeit, „Verteilungsmasse“ zu gewinnen, um den nach Kriegsende erwarteten „Begehrlichkeiten“ der Arbeiterschaft teilweise entgegenzukommen. Auf welches Echo auch immer auf die Ansprüche der Arbeiterbewe-

⁵³ Ebd., S. 120 u. 140.

⁵⁴ SCHORSKE, Die große Spaltung, Zitat: S. 389.

⁵⁵ Siehe dazu auch unten Kap. 6.7.

⁵⁶ Kurt KOSZYK, Pressepolitik und Propaganda im Ersten Weltkrieg, in: Francia 3 (1974), S. 465-475, Zitat: S. 474.

⁵⁷ F. FISCHER, Griff nach der Weltmacht, S. 419.

gung trafen, eine Demokratisierung bzw. Parlamentarisierung des Reiches war innerhalb der führenden Schichten zu keinem Zeitpunkt eine realistische Option, seit dem Amtsantritt von Hindenburg und Ludendorff weniger denn je.

4.2 Der Parteistreit im Reich und in Bayern im Jahr 1915

4.2.1 *Das Wirken der Parteiopposition im Verborgenen und der Vormarsch des rechten Parteiflügels*

Von einer Strategie, die angemessen auf die Intransigenz der herrschenden Schichten reagierte, war die SPD auch schon vor der Einsetzung der 3. OHL denkbar weit entfernt.⁵⁸ Kurz nach Kriegsbeginn hatte die Parteiführung vielmehr damit begonnen, die parteiinterne Debatte, vor allem über die Kreditbewilligung, so weit wie möglich einzudämmen,⁵⁹ woran sich die Vertreter des linken Zentrums um Haase und Ledebour zunächst auch hielten. Luxemburg hatte bereits im Herbst 1914 festgestellt: „Es ist nur der Belagerungszustand und der Krieg, die unsere angebliche Einigkeit künstlich zusammenhalten.“⁶⁰ Wohl mehr als jeder andere setzte sich Haase für die Überwindung der Gegensätze in der Partei ein, musste jedoch schon bald sein Scheitern erkennen. Sein aufrichtiges Streben nach einem Verständigungsfrieden erwies sich in der Partei als schlichtweg nicht mehrheitsfähig. Der Reichstagsabgeordnete Noske erklärte bereits im Mai 1915: „Nur ein Idiot kann für den Status quo vor dem Krieg sein.“⁶¹ Die führenden Vertreter des entschiedenen Reformismus sahen sich nun eindeutig in der Übermacht; Heine berichtete an Vollmar über die Opponenten in der Reichstagsfraktion: „Es bleiben wirklich nur einige Prinzipienreiter übrig und einige, die zu eingerostet sind, um etwas zu lernen, außerdem einige bedenkliche Gesellen, deren Namen ich nicht auf das Papier setzen will.“⁶²

Gemeint waren hier natürlich die anfangs fast völlig paralysierten Gegner der Burgfriedenspolitik. Diese begannen nur zögerlich, sich zu formieren und ihre Kritik vorzutragen, wenn auch nicht zu übersehen war, dass mit dem Andauern des Krieges, der Vergrößerung der materiellen Not und dem Ausbleiben innenpolitischer Reformen die Anführer der Parteimehrheit in wachsende Erklärungsnöte gerieten. Unter rigorosem Einsatz der vorhandenen Disziplinierungsmittel gelang es dem

⁵⁸ Zu diesem Abschnitt siehe BOLL, *Frieden ohne Revolution?*, S. 117-190; KRAUSE, *USPD*, S. 57-62, 74-76 u. 97f.; KRUSE, *Krieg und nationale Integration*, S. 131-158, 178-184 u. 195-222; MILLER, *Burgfrieden und Klassenkampf*, S. 75-125; ROJAHN, *Einleitung*, in: DITTMANN, *Erinnerungen*, Bd. 1, S. 1-286, hier: S. 176-194; SCHORSKE, *Die große Spaltung*, S. 370-386 und WIELAND, *Die Verteidigungslüge*, S. 31-79.

⁵⁹ Schon am 27.9.1914 hatte der Parteiausschuss beschlossen, in Mitgliederversammlungen der Partei keine Diskussionen über das Abstimmungsverhalten der Reichstagsfraktion zuzulassen. Am 23.4.1915 sandte der Parteivorstand ein Rundschreiben an die Bezirks- und Landesorganisationen, in dem es hieß: „Von den Vorständen der Organisationen erwarten wir auf das bestimmteste, daß sie den systematischen Versuchen, Verwirrung in die Partei zu tragen, und ihre Organisation und Aktionsfähigkeit zu zersplittern entschieden entgegenarbeiten . . .“ (MITTMANN, *Fraktion und Partei*, Zitat: S. 331, Fn. 130).

⁶⁰ LASCHITZA, *Im Lebensrausch*, Zitat: S. 475.

⁶¹ ENGELMANN/NAUMANN, *Haase – Lebensweg*, Zitat: S. 30.

⁶² W. Heine an G. v. Vollmar vom 10.12.1914. (Abgedruckt in: MATTHIAS/PIKART (Bearb.), *SPD-Reichstagsfraktion*, 2. Teil, S. 9-14, hier: S. 13).

Parteivorstand zunächst, den Schein der Geschlossenheit zu wahren. Erst nachdem der Parteiausschuss im Januar 1915 auf Initiative der Parteirechten den „innerparteilichen Burgfriedensbeschluss“ aufgehoben hatte, belebte sich der Diskurs innerhalb der SPD wieder; die Opposition versuchte nun, ihre programmatischen Vorstellungen und strategischen Ansätze zu konkretisieren sowie innerhalb der Organisation zu propagieren.⁶³ Das Ziel des größten Teiles der Parteiopposition blieb vorerst, „die Mehrheit wieder auf den Weg der Grundlinien unseres Programms zurückzuführen“⁶⁴, wie es der Reichstagsabgeordnete Stadthagen ausdrückte. Ledebour, der von Anfang an gegen den Burgfriedenskurs gewesen war, stellte in Februar 1915 die Frage, „was jetzt noch erreicht werden soll. Unsere Grenzen sind bis auf kleine Teile frei von Feinden. Will sich unsere Partei nicht mitschuldig machen an dem imperialistischen Verbrechen des jetzt einsetzenden Eroberungskrieges, so muß sie alle erdenklichen Mittel ergreifen, um den Frieden zu erzwingen.“⁶⁵ Mit der oberflächlich hergestellten „Ruhe“ in der Partei war es damit ein für allemal vorbei.

Kristallisationspunkt der oppositionellen Bewegung war der Partei- und Fraktionsvorsitzende Haase, formal immer noch der mächtigste Mann in der SPD;⁶⁶ für ihn war nun, d. h. nach einem halben Jahr Krieg, der Zeitpunkt gekommen, an dem „wir die Passivität nicht mehr länger ertragen können.“⁶⁷ Als er im Parteiausschuss im Januar 1915 eine internationale Aktion der sozialistischen Parteien anregte, um bei den Regierungen Druck für einen Friedensschluss auszuüben, hielt die Mehrheit den Zeitpunkt für ungeeignet; der Vorstoß blieb fruchtlos. Haase hatte allerdings Flagge gezeigt mit dem Bekenntnis: „wir verlangen keine Annexionen, keine Abrundung von Gebieten und die Aufhebung des Seebeuterechts. Unsere Interessen fallen nicht mit denen des Imperialismus zusammen.“⁶⁸ (Dagegen setzte Scheidemann die Warnung: „unzeitgemäßes Reden vom Frieden kann

⁶³ Eine prägnante Zusammenfassung des „Programms“ der Minderheit lieferte Friedhelm Boll: „1. Aufklärung der Anhängerschaft über den imperialistischen Charakter des Krieges und seine innenpolitisch negativen Rückwirkungen. Kritik der Burgfriedenspolitik nach dem Motto: Landesverteidigung ja – Vertrauen zur Regierung nein. 2. Rückgewinnung des innerparteilichen Einflusses, möglichst auch der Mehrheit, mit dem Ziel der Wiederaufnahme der oppositionellen Parlamentsarbeit. 3. Gleichzeitige Kontaktaufnahme mit anderen Parteien der II. Internationale zum Zwecke der Koordination und gegenseitigen Verstärkung von sozialdemokratischen Friedensbewegungen und der Festlegung von Friedensbedingungen. 4. Beendigung des Burgfriedens, Wiederaufnahme des aktiven Klassenkampfes, Unterstützung und partiell auch Initiierung von Streiks und Demonstrationen zur Stärkung der Friedensbewegung. Vorbereitung für revolutionäre Kämpfe nach dem Krieg. Ablehnung aktiv revolutionärer Kämpfe während des Krieges.“ (Frieden ohne Revolution?, S. 131). Demgegenüber vertrat die Mehrheit in der Reichstagsfraktion die Sicht: „1. Das Deutsche Reich befinde sich in einer eindeutigen Verteidigungssituation, wie der Einfall der russischen Truppen in Ostpreußen bezeuge. 2. Die Landesverteidigung besitze absolute Priorität auch gegenüber der Innenpolitik. Die Einhaltung des Burgfriedens sei ein unbedingtes Gebot der Landesverteidigung. 3. Mit dem Burgfrieden könnten innenpolitische Nebenabsichten verknüpft werden, vor allem die Änderung des preußischen Dreiklassenwahlrechts. 4. Diese nach dem Krieg zu realisierende Chance sei durch ein starkes, emotionales Zusammengehörigkeitsgefühl der Nation aufgrund der Verteidigungslage entstanden und habe antisozialdemokratische Emotionen abgebaut. 5. Aktive sozialdemokratische Friedenspolitik sei vorerst nicht möglich.“ (Ebd., S. 119).

⁶⁴ KRUSE, Krieg und nationale Integration, Zitat: S. 216.

⁶⁵ GROH/BRANDT, „Vaterlandslose Gesellen“, Zitat: S. 170.

⁶⁶ Haase war gleichzeitig einer der zwei Partei- und einer der drei Reichstagsfraktionsvorsitzenden.

⁶⁷ H. Haase an V. Adler vom 8.2.1915. (KRUSE, Krieg und nationale Integration, Zitat: S. 156).

⁶⁸ Protokolle des SPD-Parteiausschusses, Bd. I, S. 123.

den Krieg sehr verlängern, kann viele Opfer kosten.“⁶⁹) Neben dem Frieden sah sich Haase auch der Parteieinheit verpflichtet, weshalb Kautsky zu seinem Leidwesen eingestehen musste, dass sein enger Freund auf „einem verlorenen Posten steht, ihn aber mit aller Zähigkeit verteidigt“⁷⁰; darauf verwandte der Vorsitzende bis weit in das Jahr 1916 hinein fast all seine Energie.

An taktischer Finesse und Rücksichtslosigkeit Ebert weit unterlegen, verkörperte Haase mit seiner außergewöhnlichen persönlichen Integrität und seiner gerade dadurch begrenzten Durchsetzungskraft von Anfang an Stärke und Dilemma der von ihm angeführten Richtung - darin Eisner, mit dem er während des Krieges korrespondierte, in Vielem ähnlich. Eisners Pragmatismus und Lernfähigkeit in Fragen der Parteitaktik gingen Haase allerdings weitgehend ab; er

„glaubte nicht an die Notwendigkeit einer Revision von Theorie und Taktik, wie sie die Vertreter der äußersten Linken und Rechten verlangten. Notwendig erschien ihm einzig und allein, die Partei zu ihrer Vorkriegshaltung zurückzubringen. [...] Für einen Menschen von der humanitären Haltung Haases war es undenkbar, die Schrecken eines Weltkrieges für einen noch so edlen Zweck zu `benutzen`. Er gab nicht – wie so manche – den Glauben an die Revolution auf, hielt sie jedoch nach wie vor für ein Fernziel. [...] Haase sah daher seine Aufgabe als Parteivorsitzender nicht in der Ausarbeitung einer neuen Ideologie, sondern [...] in der Aufrechterhaltung der Einheit und Stärke der Partei, die er auf den Weg zurückführen wollte, die von nationalen und internationalen Kongressen wiederholt vorgezeichnet worden war.“⁷¹

Und doch: Es gab eine Fortentwicklung der Strategie des linken Zentrums gegenüber der vor 1914 erreichten Stufe und zwar durch Haases Weggefährten Kautsky, der sich zunächst *für* die Kreditbewilligung ausgesprochen hatte, aber bald zur Parteiopposition wechselte. Kautsky hatte seit Mitte der 1880er Jahre die Programmdebatte in der Sozialdemokratie entscheidend geprägt und trug somit eine erhebliche Mitverantwortung für die Defizite der Partei, die bei Kriegsausbruch sichtbar geworden waren; für die durch die Julikrise gestellten Anforderungen lagen keine brauchbaren Handlungsanweisungen vor, obwohl mit einem großen Krieg doch seit längerem hatte gerechnet werden müssen. Nach einer Phase der Orientierungslosigkeit zeigte sich der Cheftheoretiker der Partei bald ungewöhnlich flexibel und undogmatisch.⁷² Zunächst hatte Kautsky noch auf der unbedingten Wahrung der inneren Einheit der Partei beharrt und gehofft, sein eigener Meinungswechsel nach dem Studium der einschlägigen Akten würde von der Parteimehrheit mit vollzogen. Dies erwies sich rasch als Illusion; im Februar 1915 wurde Kautsky zum letzten Mal zu den Beratungen der

⁶⁹ Ebd., S. 124.

⁷⁰ K. Kautsky an V. Adler vom 11.2.1915. (Abgedruckt in: F. ADLER (Hrsg.), Victor Adler: Briefwechsel, S. 610f, hier: S. 611).

⁷¹ CALKINS, Hugo Haase, S. 65.

⁷² Vgl. ROJAHN, Kautsky im Ersten Weltkrieg, in: Ders. u. a. (Hrsg.), Kautskys Bedeutung, S. 199-219.

Reichstagsfraktion hinzugezogen, nachdem er bereits im November 1914 von der Mehrheit überstimmt worden war.

Von nun an, d. h. seit der Jahreswende 1914/15, bemühte sich Kautsky um eine Strategie, die einen Verständigungsfrieden herbeiführen sollte. Damit verwarf er faktisch das Theorem vom Krieg als der „naturnotwendigen“ Folge des zum Imperialismus gesteigerten Kapitalismus und schwor damit dem kruden Determinismus ab, der von der Marxexegese zum Fatalismus führte (dies vertiefte die Kluft zur radikalen Linken und brachte Kautsky in die Nähe zu seinem alten Kontrahenten Eisner⁷³). Kautsky forderte nun, erst bedächtig, bald aber immer deutlicher, zum aktiven Handeln auf; im Februar 1915 erklärte er im *Vorwärts*, nicht die Frage der Kriegskredite, sondern die des Friedens habe nun „den Prüfstein zu bilden, an dem jeder von uns seine Treue zu den Grundsätzen zu erproben hat.“⁷⁴ Kautsky ging dabei nicht so weit wie die radikale Linke, die sich von parlamentarischen Aktionen nichts mehr versprach, zog aber doch eine deutliche Trennlinie gegenüber der Parteimehrheit.

Zur Verwunderung vieler und zur Enttäuschung einiger Parteigenossen gesellten sich mehrere prominente Wortführer des rechten Parteiflügels, darunter Bernstein (dazu noch Erdmann und Edmund Fischer) bald zum Kreis um Haase.⁷⁵ Im August 1914 hatte Bernstein zunächst auf der Seite der Kreditbefürworter gestanden, da er von der Kriegsschuld Serbiens und Rußlands überzeugt war. Nach dem Studium der veröffentlichten Aktenstücke zum Kriegsausbruch kam er bald darauf zu der Erkenntnis, „daß die deutsche Politik Mitschuldige“⁷⁶ am Krieg war (was er Heine mitteilte, der sich dessen ebenfalls bewusst war). Bernstein betrachtete (im Gegensatz zu Luxemburg und ihren Anhängern) den Krieg *nicht* als zwangsläufige Folge des Imperialismus und hielt folglich die Unterscheidung zwischen Angriffs- und Verteidigungskrieg nach wie vor für sinnvoll. Die ausufernden Kriegsziele der deutschen Führung zeigten für Bernstein, wo der entscheidende Gegner beim Kampf um einen Verständigungsfrieden stand. Einen solchen Frieden hielt er ab Herbst 1914 für das unbedingt verpflichtende Ziel der Partei, die dafür auch auf die Sozialistische Internationale zurückgreifen sollte. Aus der Überzeugung, dass Deutschland eben keinen Verteidigungskrieg führte - einen solchen lehnte Bernstein keineswegs ab -, folgte als logische Konsequenz

⁷³ Zum Verhältnis zwischen Eisner und Kautsky siehe unten Kap. 4.7.

⁷⁴ ROJAHN, Kautsky im Ersten Weltkrieg, in: Ders. u. a. (Hrsg.), Kautskys Bedeutung, S. 199-219, Zitat: S. 211.

⁷⁵ Vgl. MILLER, Bernsteins Haltung im Ersten Weltkrieg und in der Revolution 1918/19, in: HEIMANN/MEYER (Hrsg.), Bernstein und der demokratische Sozialismus, S. 213-221.

⁷⁶ E. Bernstein an W. Heine vom 5.10.1914. (ROJAHN, Einleitung, in: DITTMANN, Erinnerungen, Bd. 1, S. 1-286, Zitat: S. 176).

der Bruch mit den *Sozialistischen Monatsheften* und daraufhin auch mit der Mehrheit der Partei,⁷⁷ die die Regierung unterstützte mit der Begründung: „Der Kampf wurde uns aufgezwungen.“⁷⁸

Der äußerste rechte Parteiflügel schoss sich schnell auf die beiden überraschend wieder versöhnten Theoriekoryphäen der Partei ein; in einem Bericht an Vollmar sprach Heine im Februar 1915 nur von den „beiden geschwätzigen Mümmelgreisen“⁷⁹, die inzwischen auch von der bayerischen Landesleitung nicht mehr ernst genommen wurden.⁸⁰ Kautsky wiederum schwante zu dieser Zeit längst Böses:

„Die um David und die Gewerkschafter glauben, der Moment sei günstig, die Partei von allem `Marxismus` zu reinigen. Uns einfach hinauszuerwerfen, dürfte ihnen schwerfallen, aber sie dominieren den Vorstand und besetzen eine Position nach der andern mit ihren Leuten. Dabei gehn sie mit einem rücksichtslosen Terrorismus vor, der sich schwer ertragen läßt. Natürlich wollen sie nicht die Spaltung, aber die Beherrschung des ganzen Parteiapparates und unsere Verurteilung zu stummen Hunden.

Andererseits arbeiten auch wir nicht auf eine Spaltung hin, aber die Gegensätze werden von Tag zu Tag erbitterter, und eines Tags kann auch uns ein Ultimatum blühen, das den offenen Krieg unvermeidlich macht.

Wie es schließlich kommt, hängt freilich nicht von uns ab, sondern von Ereignissen, die Niemand vorausszusehen und zu kontrollieren vermag, vor allem vom Verlauf des Kriegs. Aber auf die schwersten inneren Kämpfe müssen wir gefaßt sein.“⁸¹

Von einer Parteispaltung wollten weder Kautsky noch Bernstein – im Gegensatz zu den Scharfmachern der Parteirechten - zu dieser Zeit etwas wissen; beide hatten die Vorgänge bei Kriegsausbruch inzwischen jedoch kritisch analysiert und neu bewertet. Damit war der Weg frei, um die direkte Verantwortung der Reichsleitung für den Krieg zu erkennen und anzuprangern. Als Ziel einer an den traditionellen Zielen der Sozialdemokratie orientierten Politik galt nun ein möglichst schnell zu erreichender Verständigungsfrieden, wofür in Deutschland der Übergang zur parlamentarischen Demokratie, d. h. ein fundamentaler Systemwechsel vonnöten gewesen wäre. Hier ergaben sich Anknüpfungspunkte mit dem bürgerlichen Pazifismus, während gleichzeitig Vertreter der Parteirechten – damit ungewollt komisch wirkend - glaubten, Kautsky nun für die Abweichung vom wahren marxistischen Weg schelten zu müssen.

⁷⁷ Vgl. FRICKE, Zum Bruch Eduard Bernsteins mit den „Sozialistischen Monatsheften“, in: BzG 17 (1975), S. 454-468.

⁷⁸ Ludwig Quessel, Zum 4. August, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 15 vom 4.8.1915, S. 733-736, hier: S. 735.

⁷⁹ W. Heine an G. v. Vollmar vom Feb. 1915. (Abgedruckt in: MATTHIAS/PIKART (Bearb.), SPD-Reichstagsfraktion, 2. Teil, S. 39-41, hier: S. 40).

⁸⁰ Dies belegen auch die Äußerungen Timms im Parteiausschuss im Juli 1916 (siehe unten Kap. 4.5). Vollmar kommentierte Bernsteins kritische Haltung gegenüber der deutschen Regierung und ihrer Kriegsführung: „Daß unser guter Ede auch diese schöne Gelegenheit wieder benutzen muß, seine Verschrobenheiten leuchten zu lassen, wundert mich nicht weiter.“ (G. v. Vollmar an W. Heine vom 19.10.1914; abgedruckt in: FRICKE, Opportunismus und Nationalismus, in: ZfG XXII (1974), S. 844-869, hier: S. 866f., Zitat: S. 867).

Die von Teilen der SPD entwickelte Vorstellung, auch *innerhalb* des bestehenden kapitalistischen Weltsystems Friedenspolitik betreiben zu können, wurde auf der anderen Seite auch von den russischen Bolschewiki strikt abgelehnt. Lenin hatte im Oktober 1914 dazu geschrieben: „Die Friedenslösung ist nach meiner Ansicht zum gegenwärtigen Zeitpunkt nicht richtig. Sie ist eine spießbürgerliche, eine Pfaffenlösung. Die proletarische Losung muß lauten: Bürgerkrieg.“⁸² Dieser Parole schloss sich ein Teil der (sehr schwachen) äußersten Linken in der SPD bald an, der frühzeitig die Hoffnung aufgab, die Parteimehrheit wieder auf den „rechten Weg“ zurückführen zu können, woran die gemäßigte Linke vorerst noch glaubte. Bereits ab Frühjahr 1915 zeichneten sich somit innerhalb der SPD-Parteiopposition immer stärker zwei unterscheidbare Strömungen ab: Auf der einen Seite die im März jenes Jahres gegründete Gruppe „Internationale“, die sich ab Anfang 1916 als „Spartakusgruppe“ bezeichnete, sowie verschiedene linksradikale Splittergruppen, die später in der KPD zusammenfanden;⁸³ auf der anderen Seite die gemäßigtere Richtung, die sich um den Parteivorsitzenden Haase und dessen Anhänger in der Reichstagsfraktion scharte, die den Kern der späteren USPD bildete. Lenin warf dieser Gruppe vor, sich „mit linken Phrasen aus der Schlinge ziehen und an der alten verfaulten Partei nichts ändern“⁸⁴ zu wollen. Im Folgenden bleibt das Hauptaugenmerk auf die zweite Strömung gerichtet; diese verfügte bis zum Ende der Revolution und noch weit darüber hinaus über den bedeutend größeren Einfluss in der Arbeiterschaft – entgegen der Darstellung der kommunistischen Historiographie, die der Spartakusgruppe im Übrigen vorhielt, die Notwendigkeit der Abspaltung von der Sozialdemokratie zu spät erkannt zu haben. Zudem spielten die linksradikalen Gruppierungen, die unter hartem Verfolgungsdruck standen,⁸⁵ in Bayern während des Krieges überhaupt keine Rolle. Mag die Spartakusgruppe auf Reichsebene auch als „Katalysator bei der Loslösung von der Politik der Mehrheit“⁸⁶ gewirkt haben, so zeigte die Entwicklung in Bayern, dass es dessen nicht unbedingt bedurfte.

In der Reichstagsfraktion konzentrierten sich die Auseinandersetzungen immer mehr auf die Themen Kriegsziele und Friedensinitiativen, so auch in der Sitzung vom 4. Februar 1915. Bernstein und Hoch brachten Anträge ein, die Aktionen zur Herbeiführung des Friedens forderten; dagegen sprachen sich u. a. David und Cohen aus. Von den bayerischen Fraktionsmitgliedern meldete sich nur

⁸¹ K. Kautsky an V. Adler vom 11.2.1915. (Abgedruckt in: F. ADLER (Hrsg.), Victor Adler: Briefwechsel, S. 610f., hier: S. 611).

⁸² WIELAND, Die Verteidigungslüge, Zitat: S. 45.

⁸³ Zur radikalen Linken in der SPD während des Ersten Weltkrieges liegt keine moderne Gesamtdarstellung vor; einen Überblick über die programmatischen Konzepte und Diskussionen der Gruppe Internationale bzw. der Spartakusgruppe bietet Manfred SCHARNER, Die Spaltung der deutschen Arbeiterbewegung, Stuttgart 1985, S. 14-126.

⁸⁴ W. I. Lenin an A. M. Kollontai vom Juli 1915. (FRICKE, Handbuch (Bd. 1), Zitat: S. 369).

⁸⁵ Rosa Luxemburg musste im Februar 1915 doch noch die Haftstrafe antreten, zu der sie im Jahr zuvor verurteilt worden war; Liebknecht wurde gleichzeitig zum Militärdienst eingezogen, so dass ihm jegliche politische Tätigkeit außerhalb des Parlaments untersagt war.

⁸⁶ KRAUSE, USPD, S. 54.

Josef Simon zu Wort, der die Chancen, den verfahrenen Stellungskrieg zu überwinden, negativ beurteilte und schon deshalb die Suche nach nichtmilitärischen Auswegen forderte.⁸⁷ Vollmar hatte hingegen zuvor die Direktive ausgegeben: „Aus militärischen und politischen Gründen derzeit unbedingt jede Friedensaktion bekämpfen.“⁸⁸ Der Antrag Hochs wurde vorerst an die Führungsgremien der Partei überwiesen, der Konflikt war damit vertagt.

Damit war auch der bayerische Landesverband in die Programm- und Strategiedebatte in der Partei hineingezogen worden, obwohl hier die Tagespolitik noch ganz im Vordergrund stand, die geprägt war von den sich verschärfenden materiellen Verteilungskämpfen. Um den „ideologischen Überbau“ des Krieges kümmerten sich zunächst meist andere; das Schlagwort vom „Kriegssozialismus“ wurde zwar in der bayerischen Parteipresse mit unterschiedlichen Bewertungen behandelt,⁸⁹ zu den von der Landesleitung benutzten rhetorischen Versatzstücken gehörte dieser Topos jedoch nicht.⁹⁰ Nur vereinzelt wurden Versuche unternommen, den Krieg, dessen Ende nicht abzusehen war, in ein sozialistisches Deutungsgefüge einzupassen; charakteristisch hierfür ein Artikel aus dem *Fränkischen Volksfreund*, der argumentierte: „Dieser Weltkrieg wird der größte Lehrer des Sozialismus werden, den es je gegeben hat, indem er die Notwendigkeit überstaatlicher (internationaler) Organisation zur Vermeidung der Selbstzerfleischung der Kulturvölker eindringlich einprägt. Aber davon wird man erst nach dem Kriege reden können, wenn die Mitkämpfer zurückkehren und aus der Fülle

⁸⁷ Simon führte dabei aus: „Unsere Militärs sind nicht der Auffassung, daß wir einen solchen entscheidenden Sieg á la Cohen erringen können. Ein Durchstoßen der Front im Westen ist nur mit frischen Kräften noch möglich, wobei wir an drei Armeekorps opfern müßten. Der jetzige Handgranatenkrieg ist geradezu mörderisch; wo eine solche Handgranate hinfällt, ist auf 20-30 Meter in der Runde alles in Atome zerschmettert. Die letzte französische Offensive ist zusammengebrochen, weil die alte Mannschaft nicht mehr aus den Schützengräben hinausgeht. Bei uns ist es ebenso, dazu herrscht Geschossmangel. Bei uns gibt's keinen Pardon für englische Gefangene. Wir in Deutschland können eher für den Frieden eintreten, weil wir in Feindesland stehen, daher kann man nicht von Schwäche reden. Ich weiß, daß manche Offiziere entrüstet sind über unsere Presse, die es so hinstellt, als wenn bei uns lauter Engel wären und drüben lauter Teufel. Wir wollen nicht zu Mitschuldigen werden an dem, was noch kommen wird. Die Stimmung in allen Kreisen geht jetzt dahin: Ihr habt 10 Milliarden für den Krieg bewilligt, was aber tut Ihr für uns, für den Frieden?!“ (DITTMANN, Erinnerungen, Bd. 2, Zitat: S. 282).

⁸⁸ G. v. Vollmar an W. Heine vom 1.2.1915. (Abgedruckt in: FRICKE, Opportunismus und Nationalismus, in: ZfG XXII (1974), S. 844-869, hier: S. 867).

⁸⁹ Eine eher positive Bewertung gab die *Neue Donau-Post* ab: „Dieser Kriegssozialismus ist nun gewiß ein Sozialismus besonderer Art, er ist kein demokratischer und kein Arbeitersozialismus. Niemand wird sich der falschen Vorstellung hingeben, daß durch den Krieg die Arbeiterklasse zur Herrschaft gekommen wäre und nun alle Dinge im Reich nach ihren sozialistischen Grundsätzen ordnen könnte. [...] Unser Erfolg ist erst ein Triumph des Prinzips, noch kein Sieg der Interessen. Aber jener leistet für diesen wichtige Vorarbeit. Schon ist die Zeit vorbei [...] da man die Massen des arbeitenden Volkes als einen unerheblichen Faktor behandeln konnte. Was an sozialer Kriegsfürsorge geleistet wird im Gegensatz zu früheren Zeiten, in denen man über die Not der Massen einfach hinwegsah, verrät schon deutlich die sich anbahnende Verschiebung der Machtverhältnisse.“ (NDP Nr. 296 vom 20./21.12.1914).

⁹⁰ Zu den wenigen Fällen, in denen dieser Begriff von Vertretern der bayerischen Sozialdemokratie zu „definieren“ versucht wurde, gehörte ein Artikel aus dem *Bayerischen Wochenblatt*, wo es hieß: „Kriegssozialismus – so kann man die Maßnahmen zur *Sicherung der* Lebensmittelversorgung bezeichnen, zu denen sich die Reichsregierung nach langem Zögern bereit gefunden hat, und so weit entfernt dieser Kriegssozialismus auch von wirklichem Sozialismus ist – er bedeutet trotzdem einen Schritt nach vorwärts, eine der kapitalistischen Gesellschaftsordnung durch den Drang der Umstände abgenötigte Anerkennung des sozialistischen Prinzips. [...] wenn wir `durchhalten` wollen, müssen wir uns zu sozialistischen Grundgedanken bekehren und die Notwendigkeit einer *Regelung* der seither planlosen Produktion und Güterverteilung anerkennen.“ (BayWo Nr. 5 vom 4.2.1915).

ihrer Erlebnisse sprechen. Heute können wir den Weltkrieg als Lehrer zum Sozialismus nur in anderer, wirtschaftlicher Beziehung genau erkennen.“⁹¹

Für die auf dem rechten Flügel der Partei herrschenden Interpretationsmuster steht ein weiterer Artikel aus dem *Fränkischen Volksfreund*. Hier kondensierte sich eine seltsame Melange aus hilflosem Fatalismus, Adaption der regierungsamtlichen Propagandarhetorik, bizarrer Überschätzung der Konzessionsbereitschaft der Rechtsparteien, retrospektiver Apologetik bezüglich des eigenen Verhaltens bei Kriegsausbruch sowie ungebrochenem Fortschrittsoptimismus und dem Glauben an die menschliche Vernunft:

„In beispielloser Einigkeit hat das deutsche Volk vom Beginn dieses Krieges bis zum heutigen Tage zusammengehalten. Unsere Heere stehen vor Warschau und Soissons. Will man sich von ihrer gewaltigen Leistung den richtigen Begriff machen, so muß man sich nur vorstellen, daß die deutschen militärischen Operationen in dem Maße mißlungen wären, wie sie gelungen sind, und daß der feindliche Angriff ebenso landeinwärts getragen worden wäre, wie der deutsche landauswärts. Dann ständen die Franzosen und Engländer im rheinisch-westfälischen Industrierevier und in Frankfurt a. M., die Russen säßen in Königsberg und Breslau und ständen ein paar Kilometer vor Berlin! Das ist eben der durch die geographischen Verhältnisse bedingte Unterschied in der Lage Deutschlands und jener seiner Gegner, daß ein Stoß, der jene erst an der Haut verletzt, Deutschland schon ins Herz treffen würde. Und darum mußte der Krieg zur Verteidigung des Landes offensiv geführt werden – darum, und nicht aus Freude an der Zerstörung fremder Städte, an der Verwüstung fremder Fluren, an der Verelendung fremder Bevölkerungen. [...]

Alle Welt muß heute sich klar darüber sein, daß die Sozialdemokratie, indem sie den Krieg bekämpfte, die höchsten Interessen der Menschheit vertrat, und das tragische Mißlingen ihres Werkes wird heute von Unzähligen betrauert, die ihre Arbeit vordem verkannten und verdamnten. Die Sozialdemokratie hat keinen Augenblick aufgehört, Gegnerin des Krieges zu sein und den wirklichen Frieden zu wollen, der das friedliche Zusammenleben der Völker auf Dauer verbürgt.

Heute aber wissen wir alle, daß der Weg zu einer besseren Welt nur durch das Fegefeuer dieses Krieges geht, in das uns das Schicksal trotz unseres Widerstrebens mit erbarmungsloser Hand hineingestoßen hat. Wir sind aber auch davon überzeugt, daß niemand im Volke den Krieg länger führen will, als zur Erhaltung des Deutschen Reiches in seiner bisherigen [!] Stellung notwendig ist. Alle – eine Handvoll Biertischhelden ausgenommen – wollen den Frieden – nur wie man zu ihm gelangt, das ist die Frage! [...]

Das deutsche Volk wünscht einen baldigen Frieden, es hat aber bei der gegebenen Kriegslage nicht den allergeringsten Anlaß, ihn bei seinen Gegnern zu erbetteln oder durch Annahme drückender Bedingungen zu erkaufen. Solange also muß durchgehalten werden, bis die Gegner einsehen, daß es nicht die Furcht vor ihrem Sieg ist, die uns treibt, den Frieden zu wollen.“⁹²

War hier von den innerparteilichen Differenzen überhaupt noch nicht die Rede, so forderte die langsame Formierung der opponierenden Parteilinken doch eine konkrete Reaktion heraus. Die Münchner SPD-Führung, die im Gau Südbayern weiterhin die eindeutige Führungsrolle gegenüber allen anderen Parteigliederungen beanspruchte, hatte unzweideutig zu Gunsten der Burgfriedenspo-

⁹¹ FV Nr. 10 vom 14.1.1915.

⁹² FV Nr. 27 vom 3.2.1915.

litik Stellung bezogen und war schon zu diesem Zeitpunkt, d. h. Anfang 1915, kaum noch zu Kompromissen mit der Parteiopposition bereit. Schon bevor Letztere das Licht der Öffentlichkeit suchte, vertrat Vollmar einen ausgesprochen intransigenten Standpunkt; in einem seiner Briefe an Heine, deren Inhalt nahezu den Charakter von Instruktionen hatte, schrieb Vollmar im März 1915 zum Parteistreit:

„Aber wie die Dinge jetzt liegen [...] wäre es gerade eine Todsünde an der Partei und vor allem am deutschen Volk, wenn wir in bezug auf die Hauptsache irgendwelche Nachgiebigkeit zeigen würden. Sollte sich im Laufe der Reichstagsverhandlungen irgendwo auch nur der Anfang des Willens zur Änderung der Fraktionspolitik gegenüber dem Krieg oder der Schädigung der Kriegführung durch thörichtes Friedensgeschrei zeigen, so muss der Fraktion mit aller Bestimmtheit erklärt werden, dass hier jede Nachgiebigkeit ein Ende hat und dass die der bisherigen Fraktionspolitik Treugebliebenen sich im Notfall bei einer gegenteiligen Stellungnahme der Fraktion oder irgend eines ihrer Mitglieder sich offen trennen würden.“⁹³

Kurz darauf fügte Vollmar hinzu: „und wenn Sie mir sagen, dass bei Vielen die Angst besteht, dass die Einigkeit der Partei in Stücke gehen könnte, so kann das gerade als Sporn zum Festbleiben in der Verteidigungsfrage dienen, wenn sie nicht im Zweifel darüber bleiben, dass im Falle des Schwachwerdens der offene Bruch unvermeidlich wäre.“⁹⁴ Schließlich: „Es wäre falsch, den Bogen zu überspannen, aber andererseits wird die Lage nie mehr so günstig für uns, um unseren Auffassungen Nachdruck zu geben. Und wenn vollends die Dinge wirklich so weit kämen, daß die Gegner mit Recht unsere Vaterlandsgefühle bezweifeln könnten, dann müßte im Notfall – sei es gegen Haase oder gegen den ‘Vorwärts’ oder gegen sonst wen – unter Einsatz der Person offen vorgegangen werden.“⁹⁵ Die Parteispaltung war für Vollmar nachweislich bereits im Frühjahr 1915 eine realistische (und unter Umständen sogar wünschenswerte) Option, die Suche nach Verständigung mit der Parteiopposition war es nicht mehr. Damit einher gingen konzeptionelle Arbeiten Vollmars, der in Abstimmung mit Heine und David durchaus offensive Kriegszielforderungen vertrat.⁹⁶ Die Wortführer des rechten Parteiflügels brachten nun ihre ganze rhetorische und publizistische Schlagkraft zum Einsatz, um ihr Programm im innerparteilichen Meinungskampf durchzudrücken;⁹⁷ dabei

⁹³ G. v. Vollmar an W. Heine vom 5.3.1915. (Eckhard MÜLLER, Clara Zetkin und die Internationale Frauenkonferenz im März 1915 in Bern, in: Ulla PLENER (Hrsg.), Clara Zetkin und ihre Zeit. Neue Fakten, Erkenntnisse, Wertungen, Berlin 2008, S. 54-71, Zitat: S. 59).

⁹⁴ G. v. Vollmar an W. Heine vom 15.3.1915. (Zitat: Ebd.).

⁹⁵ G. v. Vollmar an W. Heine vom 15.5.1915. (KRUSE, Krieg und nationale Integration, Zitat: S. 151). Vollmar hatte auch als einer der ersten den Ausschluss Karl Liebkechts aus der Reichstagsfraktion gefordert (vgl. R. JANSEN, G. v. Vollmar, S. 113).

⁹⁶ So in weiteren Briefen an den Reichstagsabgeordneten Heine vom 29.1.1915 (vgl. POHL, Adolf Müller, S. 137) und 1.2.1915 (vgl. WIELAND, Die Kriegsschuldfrage, S. 49). Siehe dazu auch R. JANSEN, G. v. Vollmar, S. 112-117. In der Öffentlichkeit wurde diese annexionsfreundliche Haltung mit dem Topos vom „Verteidigungskrieg“, den das Reich führe, kaschiert.

⁹⁷ Trotz der inzwischen erheblichen Zahl von Einzelstudien ist die umfangreiche Publizistik des rechten SPD-Flügels, die sich auch für mentalitätsgeschichtliche Untersuchungen anbietet, noch nicht flächendeckend ausgewertet worden. Neben den hier angeführten

blieben sie – im Gegensatz zu ihren Widersachern – unbehelligt von der staatlichen Zensur und kümmerten sich auch eher wenig um Parteibeschlüsse und –disziplin.

Für diese sich immer besser organisierende Gruppe ging es nach den Worten Südekums für Deutschland in diesem Krieg um nicht weniger als „die Anwartschaft auf die Führung der Welt.“⁹⁸ Kurz nach Kriegsbeginn hatte Südekum sein Credo in einem Beitrag für eine Stockholmer Zeitung ganz unverblümt formuliert: „Wir in Deutschland, und zwar alle Parteien und alle Volksschichten, sind von der Ueberzeugung tief durchdrungen, daß wir siegen müssen oder untergehen. Das erklärt auch den furchtbaren entschlossenen Ernst, der das ganze Volk durchglüht, und das erklärt auch die Tatsache, daß jetzt jeder als etwas durchaus Selbstverständliches seine Pflicht und noch mehr als seine Pflicht tut.“⁹⁹ Gleichzeitig beklagte er: „Es kommt den wenigsten im Ausland wirklich klar zum Bewusstsein, dass wir jetzt um die Existenz ringen und selbstverständlich alles daran setzen müssen, um unser Volkstum zu erhalten.“¹⁰⁰

In einem ähnlichen Ton war ein Artikel abgefasst, den Südekum im Juli 1915 in der *Fränkischen Tagespost* veröffentlichte (und der den Widerspruch Adolf Brauns herausforderte).¹⁰¹ Der von der Propaganda der Alldutschen vor 1914 kreierte Topos „Weltmacht oder Niedergang“ - nun in der radikalisierten Form „Sieg oder Tod“ - hatte sich bis in die Sozialdemokratie hinein verbreitet;¹⁰² selbst offen rassistisches und sozialdarwinistisches Gedankengut fand auf dem rechten Parteiflügel Anklang.¹⁰³ Dass „unter der zwingenden Gewalt der Kriegsnot einheitliches Empfinden sich zu bil-

Zitaten seien als weitere Quellen(-sammlungen) nur genannt DAVID, Die Sozialdemokratie im Weltkrieg und HEINE, Zu Deutschlands Erneuerung.

⁹⁸ BIEBER, Gewerkschaften (Teil I), Zitat: S. 221.

⁹⁹ Zitat: FV Nr. 202 vom 3.9.1914.

¹⁰⁰ A. Südekum an M. Hillquit vom 24.9.1914. (M. BLOCH, Albert Südekum, Zitat: S. 149).

¹⁰¹ Vgl. ebd., S. 168.

¹⁰² In dem vor 1914 weit verbreiteten Werk „Deutschland und der nächste Krieg“ des allddeutsch gesinnten Generals Bernhardt war der Slogan „Weltmacht oder Niedergang“ popularisiert worden (vgl. F. FISCHER, Weltmacht oder Niedergang, S. 38 sowie die weiteren Werke Fischers; ausführlich dazu jetzt Sönke NEITZEL, Weltmacht oder Untergang. Die Weltreichslehre im Zeitalter des Imperialismus, Paderborn – München – Wien – Zürich 2000). Von Vertretern des rechten SPD-Flügels wie David war die dahinter stehende „Weltreichslehre“ schon vor dem und erst recht im Krieg adaptiert worden (vgl. ebd., S. 154 u. 371-373).

¹⁰³ Zu dieser noch nicht hinreichend erforschten Thematik hier nur einige Belege. Robert Schmidt äußerte kurz nach Beginn des Krieges: „Sollte es übrigens zutreffend sein, daß die französische Heeresverwaltung wieder, wie 1870/71, ihre Regimenter der Eingeborenen auf den Kriegsschauplatz bringt, so wird das nur dazu beitragen, den Krieg in hiesigen Arbeiterkreisen populärer zu machen, als er es gegenwärtig ist. Wer könnte als deutscher Arbeiter auch nur dem Gedanken gleichgültig gegenüberstehen, eventuell jene halbwildigen Völkerschaften ihre bestialischen Instinkte in unserm Lande, an unserer Bevölkerung austoben zu sehen? Ergreift die französische Regierung diese militärische Maßnahme, dann kann sie sicher sein, dieser Gefahr zu begegnen, verkennt niemand in Deutschland als seine heiligste Pflicht. Dann gilt es, uns alle, die Frauen und Kinder auch vor den Barbaren des Westens zu schützen.“ (R. Schmidt an A. Huggler vom 24.8.1914; abgedruckt in: WICHERS, Gewerkschaften, Krieg und Internationale, in: IWK 23 (1987), S. 506-522, hier: S. 508-511, Zitat: S. 510). Heine erklärte kurz nach Kriegsbeginn: „Der russische agrarische Wanderarbeiter aber ist und bleibt ein Fremdkörper und kann nichts anderes werden. Für die Kultur bedeutet er nichts, weder für die eigene noch für die Gesamtheit. Ihn loszuwerden wäre ein weiterer Erfolg der stärkeren Besiedlung des Landes.“ (Wolfgang Heine, Sozialistische Landesverteidigung, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 18 vom 14.10.1914, S. 1122-1124, hier: S. 1123). David schrieb 1915: „Das gemeinsame Blut spielt auch für die heutigen großen Kulturvölker eine viel bestimmendere Rolle als man gemeinhin annimmt. Frei-

den¹⁰⁴ begann, wodurch das Zusammengehörigkeitsgefühl des Volkes gestärkt würde, begrüßte Heine enthusiastisch,¹⁰⁵ nicht nur in seiner privaten Korrespondenz, sondern auch in der Öffentlichkeit.¹⁰⁶ An Pathos ließ es Heine dabei nicht fehlen: „Wie am Tage der Pfingsten [sic] scheint *ein* Geist über alle ausgegossen, jeder redet in seiner Sprache, aber es ist *ein* Sinn und *eine* Rede: Wir sind Deutsche, wir stehen zu unserem Vaterlande, unserer Nation, unserer Kultur.“¹⁰⁷

Entscheidend war für Heine – trotz des Fortbestehens politischer Interessengegensätze – „das Erlebnis eines einheitlichen Wollens und Handelns des ganzen Volkes und das Bewußtsein, daß die Notwendigkeit dazu mit dem Ende des Krieges nicht beseitigt sein wird.“¹⁰⁸ Als Zukunftsperspektive schwebte ihm eine Art „sozialer Monarchie“ vor (deren Verwirklichung angeblich nur die Widerstände auf der radikalen Rechten und der äußersten Linken entgegenstanden); auf die Einsicht und die Konzessionsbereitschaft des Kaisers setzte Heine dabei die kühnsten Hoffnungen:

„Der Glaube an die Friedensliebe des Kaisers, eine offene Dankbarkeit dafür, daß er schon zweimal in den letzten Jahren durch sein persönliches Auftreten den Frieden gerettet hat, das Bewußtsein, daß er auch in der jetzigen Katastrophe solange als irgend möglich dem Kriege widerstrebt hat und schließlich wie wir alle das Opfer eines Verhängnisses geworden ist, bei dem es nicht mehr lohnt, nach der Verteilung der Schuld zu fragen, – dies alles ist im deutschen Volke tief befestigt. Daraus und aus den übrigen dem Kaiser und dem Volke gemeinsamen Erlebnissen einer opfervollen Zeit kann sich auch im sozialdemokratischen deutschen Volke, das so viel Seelengröße bewiesen hat, ein

lich ist der Volksbestand der modernen Nationen kein reinrassiger. Durch die Jahrhunderte hindurch haben zahlreiche Vermischungen mit kleinen und größeren fremdrassigen Gruppen stattgefunden. Aber der biologische Grundstock ist dessen ungeachtet von durchschlagender Bedeutung geblieben.“ (DAVID, Die Sozialdemokratie im Weltkrieg, S. 187f.). Noch einmal David aus dem gleichen Jahr: „Welches sind die Ursachen des Krieges? Es gibt viele, die meinen, einzelne böse Menschen, gewisse Diplomaten hätten den ganzen Brand angefacht. Sie suchen die Schuld im wesentlichen bei den einzelnen Personen. Ich glaube, das ist nicht richtig. Wenn man nach den Ursachen fragt, so muß man schon etwas tiefer gehen. Die Ursachen, weshalb Menschen und Menschengruppen durch die Jahrhunderttausende hindurch Krieg miteinander geführt haben, lagen nicht in den einzelnen Personen. Die Menschenherden, die primitiven Menschenstämme der Urzeit, lagen fortwährend miteinander im Kampfe. Was trieb sie? Es war ein ‚Kampf um die Futterplätze‘, um die materiellen Notwendigkeiten des Daseins. Der Stamm nimmt an Bevölkerungszahl zu, er findet an den alten Stellen nicht mehr genügend Nahrung, er drängt darüber hinaus, und so stoßen dann die Gruppen zusammen im Kampfe um Erweiterung des Nahrungsspielraums. Dieser ‚Kampf um die Futterplätze‘ liegt auch im tiefsten Untergrund der Kriege zwischen entwickelten Völkern. Mit der höheren Entwicklung kommen freilich andere Ursachen hinzu, dynastische Bestrebungen, religiöse oder, besser gesagt, hierarchische, und sonstige sekundäre Ursachen. Aber wenn man tiefer schürft, findet man im letzten Grunde immer wieder große ökonomische Gegensätze innerhalb der Gruppen und zwischen ihnen. Sie bilden gewissermaßen die Ur-Ursache der Kriege.“ (Eduard DAVID, Sozialdemokratie und Vaterlandsverteidigung. Rede des Reichstagsabgeordneten Dr. Eduard David – Berlin gehalten am 6. März 1915 in Bielefeld, Bielefeld 1915, S. 12f.).

¹⁰⁴ W. Heine an E. Bernstein vom 2.10.1914. (Abgedruckt in: FRICKE, Zum Bruch Eduard Bernsteins mit den „Sozialistischen Monatsheften“, in: BzG 17 (1975), S. 454-468, hier: S. 458-461, Zitat: S. 460).

¹⁰⁵ Unter „Volk“ verstand Heine dabei „die Leute, die über deutsche Verluste trauern, deutsche Siege ehrlich feiern und die alle empfinden, daß Deutschlands Heer jetzt ihr Schutz, Deutschlands Krieg ein Krieg für sie, Deutschlands Waffen ihre Waffen und Deutschlands Abzeichen ihre Abzeichen sind.“ (W. Heine an E. Ernst vom 11.10.1914; FRICKE, Handbuch (Bd. 2), Zitat: S. 825f.).

¹⁰⁶ Im Februar 1915 erklärte Heine in einer Rede in Stuttgart: „Für den Frieden vertrauen wir zunächst auf die deutschen Waffen! [...] Heute ist das Heer das Volk und das Volk ist das Heer! [...] Vertrauen wir auch auf die Friedensliebe und den Friedenswillen des Kaisers. [...] Jetzt und zunächst gibt es nur ein einziges Kriegsziel, die Niederlage der Feinde, die uns die Sicherheit bringen muß, daß keiner mehr wagen wird, unseren Frieden zu stören, in dem wir deutsches Wesen und deutsche Kraft entfalten wollen.“ (MILLER, Burgfrieden und Klassenkampf, Zitat: S. 99, Fn. 38).

¹⁰⁷ So in einer Rede in Berlin im Oktober 1914. (HEINE, Kultur und Nation, S. 10).

¹⁰⁸ Wolfgang Heine, Nationale Politik, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 6 vom 30.3.1916, S. 305-310, hier: S. 306.

ehrliches, persönliches Vertrauen entwickeln, zumal zu glauben ist, daß ein gleiches Vertrauen ihm entgegenkommt. Vorausgesetzt natürlich, daß gewisse Politiker dies nicht zu stören suchen, was freilich eine sehr optimistische Annahme wäre. Aus einem solchen persönlichen Verhältnis *können* unter günstigen Umständen mehr fruchtbare Entwicklungen hervorgehen, als aus staatsrechtlichen Theorien.“¹⁰⁹

Für derart abstruse politische Phantasien spielte v. a. der Begriff „Volksgemeinschaft“¹¹⁰ eine bedeutende Rolle, der schon 1905 von David aufgegriffen worden war¹¹¹ und nun in Teilen der SPD eine ungeahnte Konjunktur erlebte.¹¹² Im März 1915 schwadronierte David in einer öffentlichen Versammlung in Bielefeld: „Was auch kommen mag, die wachsende Gefahr wird den Stahlblock der deutschen Einigkeit nur noch fester zusammenschweißen. Einer Welt von Feinden gegenüber werden wir uns erst recht bewußt werden, daß nur die Einigkeit uns sichere Gewähr bietet, daß man uns nicht auf die Knie niederzwingen kann. Das ist, glaube ich, unser aller fester Entschluß, und nur dieser Entschluß führt zu Sieg und Frieden. Als ein stolzes, freies Volk wollen wir aus diesem Kampfe hervorgehen, unerschüttert in unserer politischen Machtstellung, ungehemmt in unserer wirtschaftlichen Entfaltung.“¹¹³ Die Forderung nach einer Veränderung der Staats- und Gesellschaftsordnung geriet dabei immer mehr in den Hintergrund; in seiner Schrift „Die Sozialdemokratie am Scheideweg“ stellte Kolb fest: „Der Krieg hat ein neues Band um das deutsche Volk, aber auch ein solches um Volk und Monarchie geschlungen. Darüber sich zu täuschen, hieße sich einem verhängnisvollen Irrtum hinzugeben“¹¹⁴. Auf das „Volksgemeinschaftsgefühl“¹¹⁵ berief sich jetzt

¹⁰⁹ Wolfgang HEINE, Die Sozialdemokratie im neuen Deutschland. Antwort auf 2 Aufsätze des Herrn Dr. Thimme, in: Ders., Zu Deutschlands Erneuerung, S. 32-43, hier: S. 40.

¹¹⁰ Zur Genese des Begriffs „Volksgemeinschaft“, der in den 1860er Jahren entstanden und zunächst von den unterschiedlichsten politischen Strömungen adaptiert worden war, siehe MAI, „Verteidigungskrieg“ und „Volksgemeinschaft“, in: MICHALKA (Hrsg.), Der Erste Weltkrieg, S. 583-602, hier: S. 590. Eine ausführliche Darstellung der Wirkungsgeschichte dieses Begriffes, die den Bogen vom Ersten Weltkrieg bis hin zum Dritten Reich spannt, steht noch aus; siehe dazu auch FRITZSCHE, Wie aus Deutschen Nazis wurden.

¹¹¹ Siehe dazu oben Kap. 2.2.7.3.

¹¹² Der *Vereinsanzeiger*, das Organ der Maler und Lackierer, hatte im November 1914 geschrieben: „Unverkennbar ist der moralische Einfluß, den ein Volkskrieg auf die nicht direkt am Kampfe Beteiligten ausübt. Er schweißt sie zusammen zu einer Volksgemeinschaft, in der die bisherigen Gegensätze wirtschaftlicher, sozialer und sozialgeistiger Art zeitweilig zurücktreten und er drängt ihnen die Erkenntnis auf, daß es über all dem Parteistreit und dem Gezänk der Meinungen doch etwas Höheres gibt, das Allen gemeinsam ist.“ (Abgedruckt in: CARTARIUS (Hrsg.), Deutschland im Ersten Weltkrieg, S. 125). In einem offenen Brief an eine Kopenhagener Zeitung, der in der *Schwäbischen Volkszeitung* abgedruckt wurde, schrieb Vollmar: „Aber jetzt, wo Deutschland von außen bedroht ist, müssen die inneren Kämpfe in den Hintergrund treten und auf eine günstigere Zeit verschoben werden. Gegenwärtig ist das deutsche Volk in seiner Gesamtheit nur von einem einzigen unbezähmbaren Willen durchdrungen, nämlich das Vaterland, seine Unabhängigkeit und seine Kultur gegen die Feinde ringsum zu verteidigen und nicht früher zu ruhen, bis diese besiegt sind. Es gibt keinen Deutschen, der nicht jedes noch so große Opfer brächte, wenn es verlangt wird, um dieses Ziel zu erreichen.“ (Zitat: SVZ Nr. 16 vom 20.1.1915). Mit dieser martialischen Rhetorik war Vollmar auf dem rechten Parteiflügel nicht allein; in dem Gewerkschaftsorgan *Der Büro-Angestellte* fanden sich schon Mitte August 1914 bemerkenswerte Worte: „Mit eherner Entschlossenheit, bereit zu allen Opfern an Gut und Blut, voll Vertrauen zu den berufenen Führern, steht das deutsche Volk einig und geschlossen, ohne Unterschied der Partei, in lückenloser Schlachtreihe, um den aufgezwungenen Kampf gegen übermächtige Gegner abzuwehren.“ (RINTELEN, Gustav Bauer, Zitat: S. 108).

¹¹³ DAVID, Sozialdemokratie und Vaterlandsverteidigung, S. 28f.

¹¹⁴ DOMANN, Sozialdemokratie und Kaisertum, Zitat: S. 134, Fn. 47.

nicht nur Cunow, sondern die ganze Führungsgruppe des rechten Parteiflügels, die „die ungeheure moralische Kraft, die in der Einmütigkeit der Nation liegt“¹¹⁶, beschwor. Das wahre Wesen der dahinter stehenden Ideologie und seine strikt antidemokratischen Implikationen wurden hier nicht begriffen.¹¹⁷ Bestürzend bleibt die ideologische Affinität zwischen dem rechten Flügel der SPD und den Alldutschen.¹¹⁸

Der Bereitschaft zur Vaterlandsverteidigung wurde dabei zunächst in der ganzen Partei der Wille, einen Verständigungsfrieden herbeizuführen, gleichwertig zur Seite gestellt – was schlichtweg der Erklärung Haases im Reichstag vom 4. August 1914 entsprach.¹¹⁹ Im Laufe der Zeit gewann bei Teilen der SPD der erste Punkt gegenüber dem zweiten immer mehr die Oberhand, die eigenen Forderungen nach Friedensbemühungen von einst wurden in den Wind geschlagen. Stattdessen adaptierte die dominierende Strömung in der Partei die Durchhalterhetorik der Regierung, die Frage der Verantwortlichkeiten bei Kriegsausbruch wurde erfolgreich verdrängt.¹²⁰ Die Parteirechte übernahm die Regierungspropaganda beinahe nahtlos;¹²¹ eine argumentative Brücke baute die Formel:

¹¹⁵ MAI, „Verteidigungskrieg“ und „Volksgemeinschaft“, in: MICHALKA (Hrsg.), *Der Erste Weltkrieg*, S. 583-602, Zitat: S. 591.

¹¹⁶ Wolfgang Heine, *Die deutsche Sozialdemokratie in der Internationale*, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 4 vom 21.1.1915, S. 1-11, hier: S. 5.

¹¹⁷ Kruse beschrieb die Volksgemeinschaftsideologie, die sich im Krieg herausgebildet hat: „Die staatlich-militärische Formierung von Wirtschaft und Gesellschaft wurde als eine ganz neuartige, die Organisationstendenzen des modernen Kapitalismus mit den Traditionen der preußischen Bürokratie verbindende Form staatlich organisierter Volksgemeinschaft interpretiert, in der die Probleme kapitalistischer Klassengesellschaft eine zugleich antiliberalen und antimarxistische Lösung finden sollten. Der autoritäre Charakter dieser von vorindustriellen Gesellschaftsbildern geprägten, zugleich technokratisch über die bürgerliche Gesellschaft hinausweisenden Utopie konnte durch das Pathos der Einordnung nur oberflächlich überdeckt werden.“ (Wolfgang KRUSE, *Krieg und nationale Identität: Die Ideologisierung des Krieges*, in: Ders. (Hrsg.), *Eine Welt von Feinden*, S. 167-176, hier: S. 175).

¹¹⁸ Zu den hier zitierten einschlägigen Äußerungen der Vordenker des rechten SPD-Flügels als Vergleich ein Zitat aus den *Alldeutschen Blättern*, der Zeitschrift des Alldutschen Verbandes, vom März 1915: „Die Volksgemeinschaft, die gerade jetzt in kriegerischem Bündnis sich bestätigt, will und muß weit mehr sein als ein Kulturverband [...] Sie will sich einer Einheit bewußt bleiben, die [...] sich erstreckt [...] auf die [...] Gleichheit des Blutes, der Rasse, der Sprache [...] Weil das Volk als das Dauernde dem Leben des Staates erst den Inhalt gibt, steht uns das Volk höher als der Staat.“ (S. O. MÜLLER, *Nationalismus in der deutschen Kriegsgesellschaft*, in: ECHTERNKAMP (Hrsg.), *Die deutsche Kriegsgesellschaft*, 2. Halbband, S. 9-92, Zitat: S. 19, Fn. 14).

¹¹⁹ Die *Schwäbische Volkszeitung*, die dem bayerischen Landesvorstand während des Krieges stets loyal folgte, stellte die beiden genannten Kernpunkte der Erklärung vom 4.8.1914 noch einmal heraus (vgl. SVZ Nr. 47 vom 25.2.1915). Zum problematischen Verhältnis dieser beiden Elemente der sozialdemokratischen Politik hieß es wenig später: „Die Arbeiterklasse keines Landes wird heute die Verantwortung auf sich nehmen, ihrer Regierung den Frieden abtrotzen zu wollen, denn die eigene Regierung zum Frieden zwingen, das hieße ja dem Feinde zum Gefallen zu handeln! Aber eine mit Kriegsbereitschaft und vollem Pflichtbewußtsein verbundene Friedensbereitschaft bietet die feste Grundlage, auf der das Gebäude eines neuen gesicherten Weltfriedens errichtet werden kann. Uns bleibt einstweilen nichts anderes zu tun, als in stiller Arbeit die Steine zu diesem Werk herbeizutragen, zugleich aber in aller Welt die Ueberzeugung aufrecht zu erhalten, daß der Krieg, solange ihn die Gegner auch weiterführen mögen, in Deutschland ein einiges, zur äußersten Gegenwehr bereites Volk finden wird!“ (SVZ Nr. 76 vom 31.3.1915).

¹²⁰ Hier war wieder ein Kommentar desselben Blattes bezeichnend, der diesmal den Kriegseintritt Italiens zum Anlass nahm: „Noch viel weniger wie je ist jetzt die Zeit gegeben, den tatsächlichen Ursachen, die zum Ausbruch des Völkerkrieges führten, nachzuforschen. Das wird und muß später kommen. Und wehe denen, die die Schuld am Ausbruch des Krieges tragen. [...] Sind wir auch nicht schuld an dem Kriege, konnten wir und können wir den Frieden mit seinen Segnungen nicht wahren und erzielen, ehe die Waffen entschieden haben, - wir müssen um unser selbst willen den Kampf bestehen! [...] Weg jetzt mit aller Zwiespalterei, ein einzig Volk im Kampfe um Kultur und Existenz; so wollen und müssen wir handeln!“ (SVZ Nr. 121 vom 27.5.1915).

¹²¹ In einem Artikel Heines, der im *Vormwärts* (dessen Redaktion sich vom Inhalt distanzierte) und weiteren Parteiblättern, etwa der *Neuen Donau-Post* (die dessen Inhalt befürwortete), abgedruckt wurde, hieß es: „Die Friedensliebe, die völlige Freiheit von der Sucht nach `Gloire` oder nach anderen Eroberungen als denen der Wissenschaft und der Arbeit liegen dem deutschen Volke im Blut, und daß es je eher je lieber zu dieser ihm gemäßen Art des Daseins zurückkehren möchte, bedarf keiner Versicherung. [...] In allen [sic]

„Auch wenn irgendwer auf unserer Seite Eroberungsabsichten hat, kann der Krieg doch wegen der *Absichten unserer Feinde* ein Verteidigungskrieg bleiben.“¹²² David beharrte darauf, „daß der größere Teil der diplomatischen Schuld [am Kriegsausbruch; B. A.] auf Seite der Entente-Politiker liegt. [...] Dieser Krieg ist für uns ein nationaler Verteidigungskrieg.“¹²³

Heine behauptete öffentlich, dass „Deutschland nicht an Eroberungen auf Frankreichs Kosten denkt und zu diesem Zweck nie das Schwert gegen Frankreich ergriffen haben würde.“ Wider besseres Wissen fügte er hinzu: „Selbst wenn die deutsche Regierung alle Schuld trüge, wenn sie, wie unsere Feinde behaupten, den Krieg vom Zaun gebrochen hätte, um Europa zu unterjochen (was ich für eine ganz unsinnige Verdrehung halte), selbst dann könnten wir nicht anders handeln, als wir getan haben. Denn man muß sein Haus retten, sobald es brennt, wer es auch angezündet hat.“¹²⁴ Nach dieser Logik galt es für die „Feuerwehr“, sich mit den „Brandstiftern“ zu solidarisieren. Hier zeigte sich am augenfälligsten der die SPD letztlich ins Verderben führende Kurs der vom rechten Flügel angetriebenen Parteiführung; inzwischen lag dieser an der günstigen Beurteilung durch den (ehemaligen) politischen Gegner, dem man sich immer mehr angenähert hatte, bedeutend mehr als an der Toleranz gegenüber der innerparteilichen Opposition. (Diese nahm inzwischen – wie Cunow in einer Broschüre meinte – „immer widerlichere Formen“¹²⁵ an.)

Rückendeckung für den rechten Parteiflügel gab es durch die Gewerkschaftsführung, die ihrer bei Kriegsausbruch eingeschlagenen Linie treu blieb (Legien führte im *Correspondenzblatt* einen „regelrechten Kreuzzug“¹²⁶ gegen die „Sonderbündelei“ der Parteiopposition).¹²⁷ Die Idee der „Volksgemeinschaft“ war auch bei der Generalkommission populär; schon Mitte 1915 hatte Gustav Bauer in einem Arbeitspapier für die deutschen Arbeiter außerdem ein „starkes Interesse an der ungeschmälernten nationalen Selbständigkeit des Reiches“¹²⁸ bekundet. Wie noch gezeigt werden wird,

Schichten und, wie ich überzeugt bin, im Heere so gut wie in den anderen Teilen unseres Volkes würde man mit dem guten Gewissen, seine vaterländische Pflicht erfüllt und den heimischen Boden mit Erfolg verteidigt zu haben, gern unter anständigen Bedingungen die Waffen niederlegen, sobald die Kriegslage es gestattet.“ (NDP Nr. 93 vom 22.4.1915).

¹²² So das *Volksblatt für Anhalt* in einem Leitartikel im Juni 1915. (Max Schippel, Die Sprengungsaufrufe und die Parteipresse, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 13 vom 8.7.1915, S. 636-641, Zitat: S. 637).

¹²³ DAVID, Sozialdemokratie und Vaterlandsverteidigung, S. 21 u. 24.

¹²⁴ Wolfgang Heine, Die deutsche Sozialdemokratie in der Internationale, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 4 vom 21.1.1915, S. 1-11, hier: S. 2 u. 4.

¹²⁵ Abgedruckt in: Peter FRIEDEMANN (Hrsg.), Materialien zum politischen Richtungsstreit in der deutschen Sozialdemokratie 1890-1917. Band II, Frankfurt/Main – Berlin – Wien 1978, S. 875.

¹²⁶ John A. MOSES, Carl Legien und das deutsche Vaterland im Weltkrieg 1914-1918, in: *GWU* 26 (1975), S. 595-611, hier: S. 597.

¹²⁷ In seiner 1915 erschienenen Broschüre „Der Burgfrieden und die Arbeiterschaft“ schrieb der Gewerkschaftsvorsitzende Winnig: „Mit einem vom Parteienstreit und Klassenkampf durchwühlten Volk im Rücken kann eine Armee, die gegen eine solche Übermacht steht, nicht siegen.“ (RIBHEGGE, August Winnig, Zitat: S. 93). Derartige Äußerungen verweisen bereits auf die spätere Dolchstoßlegende.

¹²⁸ RINTELEN, Gustav Bauer, Zitat: S. 112.

bedurfte es von dieser Terminologie ausgehend nur noch ein wenig interpretatorischer Akrobatik, um zur Befürwortung von Annexionen zu gelangen.¹²⁹ Auf der Konferenz der Verbandsvorstände im Juli 1915 setzte Legien eine gegenüber den Vorstellungen Bauers etwas moderatere Resolution durch;¹³⁰ „dennoch ist davon auszugehen, daß Legien und die gesamte Vorstandskonferenz – mit der einen Ausnahme Josef Simons – den Auffassungen Bauers [...] grundsätzlich zustimmten.“¹³¹ Bauer und seine Gesinnungsgenossen ließen sich von der fixen Idee, der Krieg ließe sich für die Arbeiterschaft als Hebel zur Beförderung ihrer Emanzipation einsetzen, nicht mehr abbringen.¹³² Dahinter stand die Überzeugung, die politischen Gegner der Arbeiterbewegung hätten sich durch die Burgfriedenspolitik von SPD und Gewerkschaften eines Besseren belehren lassen. Leipart wies immerhin darauf hin, dass außer Versprechungen von Regierungs- und Arbeitgeberseite noch nicht viel gekommen war;¹³³ an der Notwendigkeit und Stimmigkeit der Burgfriedenspolitik zweifelte auch er nicht.

Der hier zum Ausdruck kommende Optimismus geriet selbst dann nicht ins Wanken, als sich alle Hoffnungen auf eine Parlamentarisierung der Verfassungen in Preußen und im Reich immer wieder zerschlugen. Auf der anderen Seite legten 1918 die Diktatfriedensschlüsse im Osten die offensiven Kriegsziele der Reichsleitung und ihr ungezügelter Weltmachtstreben offen, aber: Die Annexionspolitik der Regierung wurde von der Gewerkschaftsführung sogar noch propagandistisch unterstützt.¹³⁴ Die Entfremdung von der Basis wurde dabei bewusst in Kauf genommen; Bauer schrieb Ende 1915: „Die darbenenden Massen haben vielfach für die schwierige Situation, in der das Land sich tatsächlich befindet, kein Verständnis. Unsere Pflicht aber ist es, in diesem Fall unsere Einsicht nicht der `Stimmung` noch so weiter Parteikreise unterzuordnen.“¹³⁵ Diesem pervertierten Pflichtbegriff verweigerte sich Josef Simon nun im Reichstag, indem er aus der bisher geübten Parteidisziplin ausbrach: Als einziger von 30 Landtags- und neun Reichstagsabgeordneten der bayerischen

¹²⁹ Zu den wenig bescheidenen Kriegszielen der Gewerkschaftsführung siehe auch BIEBER, Gewerkschaften (Teil I), S. 223-232.

¹³⁰ Zu dieser Konferenz siehe auch unten Kap. 5.7. Dort auch weitere Erläuterungen zu den Vorstellungen der Gewerkschaftsführung.

¹³¹ RINTELEN, Gustav Bauer, S. 112.

¹³² Südekum sah bei den Gewerkschaften „eine eiserne Entschlossenheit [...], aus den sozialen Umwälzungen das herauszuholen, was nur irgend zugunsten der Arbeiterbewegung herausgeholt werden [könne].“ (BIEBER, Gewerkschaften (Teil I), Zitat: S. 244).

¹³³ Vor Vertretern des Holzarbeiter-Verbandes erklärte Leipart im April 1915 in Hamburg: „In Aussicht gestellt und versprochen ist der Arbeiterklasse die Erfüllung dieser Wünsche und Forderungen oft genug in dieser schweren Zeit, deren Druck auf allen Klassen des Volkes lastet, worden. Wir haben jetzt nur darauf zu sehen, daß es beim Versprechen nicht bleibt. Nicht wegen unseres angeblichen Wohlverhaltens während des Krieges, sondern wegen der Berechtigung und Notwendigkeit unserer Bewegung überhaupt haben wir das Recht, unsere Forderungen auch erfüllt zu sehen.“ (Rede abgedruckt in Ulla PLENER (Bearb.), Theodor Leipart. Persönlichkeit, Handlungsmotive, Wirken, Bilanz – Ein Lebensbild mit Dokumenten (1867-1947). 2. Halbband: Dokumente, Berlin 2001, S. 174-189, hier: S. 186).

¹³⁴ So deklarierte die *Deutsche Metallarbeiter-Zeitung* den Diktatfriedensschluss mit der Ukraine als „wirklichen Verständigungsfrieden“. (OPEL, Metallarbeiter-Verband, Zitat: S. 41).

¹³⁵ G. Bauer an P. Löbe vom 4.12.1915. (KRUSE, Krieg und nationale Integration, Zitat: S. 184).

SPD widersetzte er sich der von der Parteiführung proklamierten Politik.¹³⁶ Am 20. März 1915 gehörte er zu der Gruppe von 30 Abgeordneten seiner Fraktion,¹³⁷ die bei der Abstimmung über den Etat (einschließlich neuer Kriegskredite) den Plenarsaal verließen.¹³⁸ Die Namen der Dissidenten veröffentlichte der *Vorwärts* umgehend, womit die nötige Publizität für die Aktion hergestellt wurde. Den Abweichlern war es bei ihrer Aktion um ein politisches Signal gegangen; die Spaltung der Partei lag noch außerhalb ihres Planungshorizontes. Wie groß die Kluft in der Fraktion bereits war, hatte eine Reichstagsdebatte im gleichen Monat gezeigt. Stadthagen kritisierte dabei die Aufrechterhaltung des Belagerungszustandes, Ledebour verurteilte die menschenverachtende Politik der deutschen Armeeführung im Osten.¹³⁹

Handelte es sich dabei „eigentlich“ um Selbstverständlichkeiten im Geiste traditioneller sozialdemokratischer Programmatik, so sprach die Reaktion des Fraktionsvorstandes Bände: Er distanzierte sich von den genannten Rednern und ihren Ansichten und reihte sich in den dagegen gerichteten Protest der bürgerlichen Parteien ein.¹⁴⁰ Ebert gab zwar die Devise aus: „Der Parteivorstand ist entschlossen, die Disziplin innerhalb der Partei aufrechtzuerhalten, dabei hat aber selbstverständlich die Opposition volle Meinungsfreiheit.“¹⁴¹ Mit dieser „Meinungsfreiheit“ war es allerdings bald nicht mehr weit her. Die Parteiopposition und ihre Presse, insbesondere der *Vorwärts*, wurden vom

¹³⁶ In der vorangegangenen Fraktionssitzung hatten sich auch die bayerischen Abgeordneten Hierl, Hugel und Johannes Hoffmann gegen die Bewilligung der Kredite ausgesprochen (vgl. W. Heine an G. v. Vollmar vom 22.3.1915; DITTMANN, Erinnerungen, Bd. 3, Zitat: S. 1163, Anm. 345). Den offenen Wechsel zur Parteiopposition bzw. später zur USPD vollzogen die Genannten allerdings nicht.

¹³⁷ In der Fraktionssitzung vom 18. März 1915 war die Kreditbewilligung mit 77 zu 23 Stimmen befürwortet worden; am 20. März stimmte neben Karl Liebknecht auch noch Otto Rühle im Plenum gegen die Kredite. Die Gruppe der Burgfriedensgegner in der Fraktion war damit langsam im Wachsen begriffen; zu den 30 Abgeordneten, die das Plenum verließen, muss noch Oskar Cohn hinzugerechnet werden, der krankheitsbedingt an der Sitzung nicht teilnehmen konnte, aber erklärte, andernfalls im gleichen Sinne gehandelt zu haben.

¹³⁸ Siehe auch oben Kap. 3.2.5. Simon hatte in der Fraktionssitzung den Antrag eingebracht, im Reichstag zu erklären, dass die Zustimmung zum Budget „nur unter dem Zwang der Kriegslage erfolge und an unserer grundsätzlichen Stellung zur Budgetfrage nichts geändert werde“; dieser Antrag wurde mit 60 zu 34 Stimmen abgelehnt. (Vgl. MATTHIAS/PIKART (Bearb.), SPD-Reichstagsfraktion, 2. Teil, S. 47).

¹³⁹ Hindenburg hatte zuvor angekündigt, für jedes von der russischen Armee in Ostpreußen niedergebrannte Dorf drei russische Dörfer niederzubrennen. Das dagegen gerichtete Vorgehen Ledebours kommentierte die *Schwäbische Volkszeitung*: „Genosse Ledebour war beauftragt, über das Vereinsgesetz zu sprechen; er hat bei dieser Gelegenheit auch Ausführungen über gewisse Akte der Kriegführung gemacht. Gleichgültig, ob diese Ausführungen sachlich berechtigt waren, oder nicht, so steht doch fest, daß eine Kritik der Kriegführung eine sehr wichtige politische Angelegenheit ist. Soll sie im Reichstag zur Sprache gebracht werden, so hat die Fraktion darüber zu befinden, in welcher Weise dies von dem dazu bestellten Fraktionsredner zu geschehen hat. Dieser klare Sachverhalt mußte leider im Plenum festgestellt werden. Unrichtig ist dagegen, daß Ledebour absichtlich den Versuch gemacht haben soll, die Politik der Fraktion zu durchkreuzen, er hat sich lediglich von seinem Temperament hinreißen lassen und war dabei von Motiven geleitet, die jeder Sozialdemokrat achtet.“ (SVZ Nr. 71 vom 25.3.1915).

¹⁴⁰ Obwohl die Mehrheitsströmung in der Fraktion die Proteste gegen die brutale deutsche Kriegführung abzuwürgen trachtete, behauptete Wels nach dem Krieg, auf dem Sozialisten-Kongress in Bern: „Wir deutschen Sozialdemokraten haben die Verteidigung unseres Landes als unsere Pflicht betrachtet, haben aber die Methoden der preußischen Kriegführung niemals gebilligt. (*Zwischenruf: Aber auch niemals bekämpft!*) wir haben sie bekämpft mit allen Mitteln[], die uns möglich waren. (*Zwischenruf: Wo und wann?*)“ (Rede abgedruckt in: G. A. RITTER (Hrsg.), Die II. Internationale 1918/19, Bd. I, S. 210-220, hier: S. 215). Hermann Müller ergänzte: „Wir haben gegen die barbarische Kriegführung Stellung genommen, wo wir konnten, aber niemals gesagt, daß allein der preußische Militarismus Schuld sei.“ (Rede abgedruckt in: Ebd., S. 243-254, hier: S. 246).

¹⁴¹ MILLER, Burgfrieden und Klassenkampf, Zitat: S. 104.

Partei Vorstand immer mehr in ihrem Spielraum eingeengt (die Bedeutung der Parteipresse für den Richtungsstreit war von Anfang an unumstritten¹⁴²). Heine forderte noch weiter gehende Schritte: „Die Angriffe gegen den Vorwärts [...] müßten in der Tat von allen Seiten eingeleitet werden. Übrigens wäre es gut, wenn sie sich auch gegen Kautsky und die Neue Zeit richteten.“¹⁴³ Zu diesem innerparteilichen Gegenwind kamen noch die staatlichen Zensur- und sonstigen Verfolgungsmaßnahmen, die sich gezielt gegen die Minderheit und ihre Kritik an der Mehrheit (in der SPD) richteten. Gegenüber den chauvinistischen Ergüssen von Lensch, Südekum und anderen zeigte sich Ebert inzwischen ungleich toleranter, obwohl sie weit entfernt von der offiziellen Beschlusslage der Partei waren (die von keinem Parteigremium abgesegneten Extratouren Südekums als Geheimgesandter des Auswärtigen Amtes unterband Ebert ebenfalls nicht). „Der Wendung gegen die Opposition lag in der Tat weniger ein formaler Disziplinbegriff als vielmehr das strategische Kalkül der integrativen Perspektive zugrunde, das durch jede sozialdemokratische Opposition gegen Burgfrieden und Krieg infrage gestellt wurde.“¹⁴⁴

Der Streit in der Reichstagsfraktion entzündete sich immer wieder daran, wie die Kriegspolitik der Regierung, vor allem ihre Haltung in der Annexionsfrage, zu beurteilen war. Exemplarisch hierfür waren die Debattenbeiträge in der Fraktionssitzung vom 27. Mai 1915. Cohen behauptete hier: „Es ist keine Eroberung, was Bethmann mit Belgien plant.“ Ihm sekundierte Südekum: „Unsere schlimmsten Kriegshetzer sind nicht so schlimm, wie manche Annexionssozialisten im Auslande. Bethmann lehnt die Annexionspolitik ab.“¹⁴⁵ Dem entgegnete Haase: „Es ist falsch, unsere Regierung immer als engelrein hinzustellen. Wir werden später vielmehr unsere und die österreichische Regierung als die Treiber zum Kriege nachweisen müssen [...]. Alle bürgerlichen Parteien sind für Annexionen. Es ist eine naive Illusion, daß der Kanzler mit uns dagegen sei. Das ist falsch. Er wägt nur ab, wie weit Annexionen möglich sind. Im Osten will er strategisch bessere Grenzen, ebenso im Westen, dazu seine Absichten mit Belgien!“¹⁴⁶ Die Mehrheit weigerte sich, diese Tatsachen zur Kenntnis zu nehmen und daraus Konsequenzen zu ziehen. Ebert zog sich im Mai 1915 im Reichstag auf die Behauptung zurück: „Wir haben von Anfang an den Standpunkt eingenommen, daß wir jeden Eroberungskrieg verurteilen. Daran halten wir fest!“¹⁴⁷ Das stand zu den Annexionsplänen,

¹⁴² Schippel schrieb hierzu: „Für die langvorbereiteten, wohlorganisierten Versuche angesichts des Krieges die sozialdemokratische Partei mit allen Mitteln der demagogischen Einschüchterung und des *boßhähnlichen* Drahtziehertums[!] zu einer andern Haltung zu drängen wird ungeheuer viel von der Stellungnahme der Tagespresse abhängen.“ (Max Schippel, Die Sprengungsaufrufe und die Parteipresse, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 13 vom 8.7.1915, S. 636-641, hier: S. 636).

¹⁴³ W. Heine an G. Noske vom 23.10.1915. (WIELAND, Heinrich Ströbel, Zitat: S. 95).

¹⁴⁴ KRUSE, Krieg und nationale Integration, S. 142.

¹⁴⁵ DITTMANN, Erinnerungen, Bd. 2, Zitat: S. 326.

¹⁴⁶ Ebd., Zitat: S. 327.

¹⁴⁷ DITTMANN, Erinnerungen, Bd. 3, Zitat: S. 1180, Anm. 117.

die von den Anführern der SPD-Mehrheit geschmiedet oder zumindest toleriert wurden, in eklatantem Widerspruch.¹⁴⁸ Bei dem Versuch, solche Widersprüche aufzulösen, stand Haenisch an der Spitze mit der Erkenntnis, „Imperialismus und Demokratie“ seien keine „ein für allemal unvereinbare[n] Gegensätze“¹⁴⁹.

4.2.2 Die Frühphase des Parteistreits in Bayern

Mit dem offenen Wechsel Josef Simons zu den „Kreditverweigerern“ im März 1915 waren auch die Differenzen innerhalb des bis dahin recht homogen wirkenden bayerischen Landesverbandes erstmals publik geworden, ohne dass vorerst von organisatorischen Bemühungen der Parteiopposition gesprochen werden konnte. Stattdessen blieben hier starke Kräfte in der Partei weiterhin um Verständigung bemüht. Die von der Nürnberger Organisation betriebenen Versuche, einen Ausgleich zwischen den zentrifugalen Kräften in der Partei zu erreichen, schlugen sich sowohl in der „äußerst zurückhaltende[n]“¹⁵⁰ Informationspolitik der *Fränkischen Tagespost*, als auch im Verlauf einer öffentlichen Volksversammlung am 28. März nieder.¹⁵¹ Dort sprach Scheidemann zum Thema „Weltkrieg und Sozialdemokratie“ im Sinne des Parteivorstandes. Auf Vorschlag des Versammlungsleiters Karl Giermann¹⁵² stimmte die Versammlung zwar den Ausführungen Scheidemanns zu, lehnte es jedoch ab, die Zustimmung der Mehrheit der Reichstagsfraktion zu den neuen Kriegskrediten ausdrücklich zu billigen und sich dadurch explizit gegen die Parteiopposition auszusprechen. Als Begründung wurde dabei auf den Brauch verwiesen, Parteiinterna nicht öffentlich zu erörtern; die Klippen, die bei einer kontroversen Debatte drohten, wurden noch einmal umschifft.

Gravierender als der Streit um die Kriegskredite waren zunächst andere Kriegsfolgen gewesen. Das Parteileben v. a. in den kleineren Ortsverbänden begann sich erst allmählich von dem durch die Einberufungen ausgelösten Aderlass zu erholen (bis Ende September 1914 war bereits ein Drittel der bayerischen SPD-Mitglieder zum Militär eingezogen worden, darunter 878 örtliche Vorstandsmitglieder und Funktionäre¹⁵³). In der Folgezeit verschärfte sich diese Situation noch weiter;¹⁵⁴ äh-

¹⁴⁸ Zu den in der SPD zu dieser Zeit teilweise vertretenen Positionen in der Annexionsfrage siehe unten Kap. 4.2.4.

¹⁴⁹ So in einem Artikel in der Zeitschrift *Die Glocke* vom März 1915. (FLEMMING, Neomarxismus, Krieg und Nonkonformismus, in: GRUNEWALD (Hrsg.), *Das linke Intellektuellenmilieu*, S. 303-333, Zitat: S. 325).

¹⁵⁰ FASEL, Adolf Braun, S. 120.

¹⁵¹ Vgl. GÄRTNER, *Mit uns zieht die neue Zeit*, S. 158f.

¹⁵² Giermann, Karl, geb. 14.10.1872 in Greifswald, 1878-1886 Bürgerschule in Greifswald, 1886-1889 Schlosser- und Maschinenbauerlehre, Wanderschaft, Beitritt zur SPD und zur Gewerkschaft, bis 1910 Schlosser und Maschinenbauer sowie Funktionär des Metallarbeiter-Verbandes in Nürnberg, 1910-1933 Parteisekretär in Nürnberg, 1908-1919 Gemeindebevollmächtigter und 1919-1933 Stadtrat in Nürnberg, 1918/19 Mitglied des Arbeiter- und Soldatenrates in Nürnberg, MdL 1919-1933, nach 1919 Vorsitzender der Arbeiterwohlfahrt und der Wohnungsbaugenossenschaft in Nürnberg, gest. 20.5.1964 in Nürnberg.

¹⁵³ Angabe aus FVt Nr. 226 vom 29.9.1914. Allein aus dem Gau Nordbayern waren bis zu diesem Zeitpunkt 593 Vorstandsmitglieder und Funktionäre einberufen worden (Angabe aus OVZ Nr. 223 vom 24.9.1914). Die Einberufung von hauptamtlichen Funktionären blieb dabei zunächst die Ausnahme; zu nennen wäre hier der Hofer Parteiredakteur Hans Seidel, der bereits unmittelbar nach Kriegsbeginn einrücken musste (vgl. OVZ Nr. 181 vom 6.8.1914).

lich verhielt es sich bei den Mitgliedern der Freien Gewerkschaften¹⁵⁵. Weitere Einschnitte blieben nicht aus. Auf Anordnung des Parteivorstandes sollte auf die traditionellen Kundgebungen zum 1. Mai – und damit natürlich auch auf die damit bislang oft verbundenen Arbeitseinstellungen – dieses Mal verzichtet werden.¹⁵⁶ Der Festtag der Arbeiterbewegung wurde vielerorts mit einfachen Mitgliederversammlungen begangen.¹⁵⁷ An Appellen zu „unermüdlicher Arbeit“¹⁵⁸, wie sie August Karsten¹⁵⁹ in Aschaffenburg vortrug, herrschte dabei kein Mangel.

Angesichts der negativen Auswirkungen des Krieges auf das Parteileben hatte sich der *Fränkische Volksfreund* schon einige Monate zuvor zu einer regelrechten Philippika veranlasst gesehen:

„Während unsere Brüder und Söhne ihr Leben in Gefahr bringen, ihrer Gesundheit Abbruch tun, die größten Entbehrungen auf sich nehmen und vielfach ein Leben führen müssen, mit dem selbst der ärmste Proletarier nicht tauschen möchte, fehlt es im Lande selbst vielfach an der Wiedespiegelung der Opferbereitschaft und dieses Opfermutes, den täglich Millionen unserer Besten an den Tag legen. [...] Vielfach sehen wir trotz der von den Lobrednern des Krieges entdeckten sittlichen Wirkungen des Krieges, des Zurücktretens der einzelnen Persönlichkeit und des Aufgehens in einem Gemeinschaftssinn, das direkte Gegenteil. Betrübliche Eigensucht, Hartherzigkeit und Rücksichtslosigkeit, Geldgier, das Denken nur an sich und das Vergessen an alle Pflichten [sic], die man der Allgemeinheit schuldet.

So bitter es für uns ist, so können wir leider das Bekenntnis nicht zurückhalten, daß [sich] diese traurigen Begleiterscheinungen des Krieges auch innerhalb der Arbeiterklasse, innerhalb des organisierten Proletariats in bedenklicher Weise breit machen. Statt daß die große Not den Kitt festigt, der die Arbeiter zusammenhält, sehen wir viele Arbeiter heute der Organisation den Rücken kehren,

¹⁵⁴ Bei der Kreisorganisation Bamberg-Herzogenaurach waren bis März 1915 beispielsweise 60% der Mitglieder im Kriegsdienst; eine der zwölf Sektionen hatte sich ganz aufgelöst, nachdem alle Funktionäre eingezogen worden waren (vgl. FV Nr. 64 vom 18.3.1915). Bei der Bamberger SPD war die Mitgliederzahl von 449 (Juni 1914) auf 150 (April 1915) zurückgegangen (Angabe aus FV Nr. 95 vom 29.4.1915). Die Wahlkreisorganisation Schweinfurt hatte bis Mai 1915 1300 Einberufungen zu verzeichnen (Angabe aus FV Nr. 115 vom 19.5.1915). Von den 2897 Mitgliedern, die die SPD in Augsburg am 1.4.1914 gezählt hatte, waren ein Jahr später noch 1480 verblieben (Angabe aus SVZ Nr. 100 vom 30.4.1915).

¹⁵⁵ Hier waren bis Dezember 1914 31,3% der Mitglieder eingezogen worden. (Angabe aus OVZ Nr. 289 vom 10.12.1914). 1913 hatten die 89 Gewerkschaftskartelle in Bayern 232442 Mitglieder gezählt; von den 66 Kartellen, die darüber Angaben machten, waren bis Ende 1914 allein 65526 Mitglieder eingezogen worden (Angabe aus SVZ Nr. 116 vom 20.5.1915).

¹⁵⁶ Vgl. NDP Nr. 86 vom 14.4. und Nr. 88 vom 16.4.1915.

¹⁵⁷ Neben Regensburg geschah dies auch in Augsburg (vgl. SVZ Nr. 94 vom 23.4.1915), in Würzburg (vgl. FV Nr. 102 vom 3.5.1915) sowie in Schweinfurt und Aschaffenburg (vgl. FV Nr. 103 vom 4.5.1915).

¹⁵⁸ Ebd.

¹⁵⁹ Karsten, August, geb. 20.12.1888 in Peine (Krs. Hildesheim), 1895-1903 Volksschule in Peine, 1903 Transport- und Stahlarbeiter, 1908 Beitritt zur SPD, 1907 nach Beinverlust durch Arbeitsunfall Invalide, 1914-1917 Arbeitersekretär und Gemeindebevollmächtigter in Aschaffenburg, ab Nov. 1914 Vorsitzender der SPD in Aschaffenburg, April 1917 Übertritt zur USPD, April-Okt. 1917 1. Vorsitzender der USPD in Aschaffenburg, Okt. 1917 bis Feb. 1918 Angestellter des Metallarbeiter-Verbandes in Schweinfurt, 1918 am Januarstreik in Schweinfurt führend beteiligt, daraufhin von Feb. bis Okt. 1918 Verbannung nach Brückenau, nach Amnestierung Umzug nach Peine, Nov. 1918 bis Juni 1919 Vorsitzender des Arbeiter- und Soldatenrates in Peine, April 1919 Delegierter auf dem 2. Reichsrätekongress, 1919-1922 Vorsitzender der USPD in Peine, April 1917 bis März 1919 Mitglied der Kontrollkommission der USPD, Okt. 1920 bis Sept. 1922 Mitglied der zentralen USPD-Kontrollkommission, 1919-1923 Arbeitersekretär in Peine, 1922 Rückkehr zur SPD, Sept. 1922 bis Juni 1924 Mitglied der zentralen SPD-Kontrollkommission, 1919-1921 und 1925-1933 Mitglied des Kreistages und 1919-1921 Mitglied des Provinziallandtages Hannover, Delegierter auf den USPD-Parteitag 1917, 1919 (Berlin und Leipzig), 1920 und 1922 (Leipzig), MdR 1920-1933, Dez. 1923 bis Sept. 1924 hauptamtliches Mitglied und Sept. 1924 bis 1933 hauptamtlicher Vorsitzender des Zentralverbandes der Arbeitsinvaliden mit Sitz in Peine, in der NS-Zeit mehrmals in Haft, 1945/46 Mitglied des Berliner SPD-Zentralausschusses, April 1946 bis Jan. 1949 Mitglied des Zentralsekretariates der SED, danach Ruhestand, gest. 8.5.1981 in Berlin-Ost.

sehen wir sie zur Arbeiterbewegung gleichgültig stehen, die Pflichten der Solidarität und der proletarischen Geschlossenheit leugnen.“¹⁶⁰

Obwohl die Arbeit in den einzelnen Organisationen der SPD durch den massenhaften Mitgliederschwund und die schwierigen Lebensverhältnisse unzweifelhaft schwer litt, wurde die anfängliche Lähmung doch langsam überwunden. Die verbliebenen Amtsträger bemühten sich - unabhängig von ihrer Haltung zum Burgfrieden – darum, die Parteitätigkeit fortzusetzen; im Mittelpunkt standen dabei zunächst Mitgliederversammlungen zum Thema „Unsere Aufgaben während des Krieges“.

Die von der Kreisleitung Aschaffenburg einberufenen Versammlungen im Januar 1915 „waren nicht so besucht, wie man es hätte erwarten können. Unter Berücksichtigung der Verhältnisse darf man aber sagen, daß draußen auf dem Lande immerhin noch Interesse an politischen Dingen besteht.“¹⁶¹ Dies belegten zur selben Zeit auch gut besuchte Parteiveranstaltungen in kleineren Orten in der Nähe von Bamberg, in denen Johann Steitz¹⁶² und Konrad Mörsberger¹⁶³ sprachen.¹⁶⁴ Bei der wenig später in Bamberg abgehaltenen Versammlung kam erstmals der Parteistreit um die Burgfriedenspolitik zur Sprache. Mörsberger schilderte dabei die Vorgänge, die zur Entscheidung der Reichstagsfraktion am 4. August 1914 geführt hatten, und vertrat die Auffassung, „daß nach den vorliegenden Dokumenten feststehe, daß Deutschland angegriffen [worden] sei, obwohl es den Krieg erklärte. Für diesen Fall wurde aber schon früher von Führern der Partei ausgesprochen, daß auch sie das Vaterland gegen eindringende Feinde verteidigen werden. [...] Die Zukunft werde zeigen, daß die Zustimmung zu den Kriegskrediten kein Fehler für die Partei war.“¹⁶⁵ In der anschließenden Diskussion fand diese Position einmütige Billigung, das abweichende Vorgehen Liebknechts wurde hingegen verurteilt.

¹⁶⁰ FV Nr. 24 vom 30.1.1915.

¹⁶¹ FV Nr. 14 vom 19.1.1915. Auch die Mitgliederversammlung am 27.2.1915 wies nur „mäßigen Besuch“ auf (FV Nr. 50 vom 2.3.1915).

¹⁶² Steitz, Johann, geb. 7.7.1866 in Bamberg, 1872-1879 Volksschule in Bamberg, Maurer- und Steinhauerlehre in Bamberg, 1886-1888 Militärdienst, Beitritt zur SPD und zum Bauarbeiterverband, bis 1907 Maurer und Steinhauer, zuletzt Polier, 1898-1902 Vorsitzender des Gewerkschaftskartells Bamberg, 1907-1924 Geschäftsführer des Bauarbeiterverbandes in Bamberg, 1907-1913 Vorsitzender der SPD-Wahlkreisorganisation in Oberfranken, 1908-1920 Mitglied des Armenrates, 1911-1919 Gemeindebevollmächtigter, 1919-1933 Stadtrat und 1919-1924 3. Bürgermeister in Bamberg, ab März 1915 Vorsitzender des SPD-Kreisvereins Bamberg-Herzogenaurach, ab April 1915 Vorsitzender der SPD in Bamberg, Aufsichtsratsmitglied des Konsumvereins, MdL 1919-1920, gest. 13.2.1953 in Bamberg.

¹⁶³ Mörsberger, Konrad, geb. 13.7.1879 in Bruck bei Erlangen, Beitritt zur SPD, Arbeitersekretär in Bamberg, ab März 1915 Kassier des SPD-Kreisvereins Bamberg-Herzogenaurach, ab April 1915 Kassier der SPD in Bamberg, 1918/19 Mitglied des provisor. Nationalrates in Bayern und des Landesarbeiterrates, 1919 Vorsitzender der SPD in Bamberg, gest. 1957 in Nürnberg.

¹⁶⁴ Vgl. FV Nr. 20 vom 26.1.1915.

¹⁶⁵ FV Nr. 40 vom 18.2.1915.

Bei der vom Redakteur Robert Wunderlich¹⁶⁶ geleiteten, harmonisch verlaufenen Generalversammlung des Regensburger Ortsverbandes wurden die Streitigkeiten in der Partei immerhin von *einem* Diskussionsredner angesprochen, der forderte, dass hierzu „baldmöglichst eine öffentliche Versammlung stattfindet, um Klärung in die Sache zu bringen.“¹⁶⁷ Eine weitere Debatte zum Thema unterblieb allerdings. Die Generalversammlung der Sektion Bayreuth im April beschäftigte sich ebenfalls mit der Anpassung der Parteiarbeit an die schwierige Lage; der Parteistreit wurde (noch) nicht thematisiert.¹⁶⁸ Ebenso wenig geschah dies in Augsburg, Schweinfurt und auch Würzburg,¹⁶⁹ wo im März 1915 Curt Geyer¹⁷⁰, „zweifelloser der talentierteste Journalist seiner Partei“¹⁷¹, die Redaktionsgeschäfte übernommen hatte. Bei seinen ersten Auftritten auf Ortsvereinsebene verzichtete Geyer noch darauf, sich in oppositionellem Sinne zu exponieren;¹⁷² dazu ergab sich schon bald eine bessere Gelegenheit.

Zur offenen Gegenüberstellung der entgegengesetzten Auffassungen in der Partei kam es erst auf der nordbayerischen Gaukonferenz im Künstlerhaus in Nürnberg am 8. und 9. Mai 1915. Dass der Berliner Parteivorstand auch den Vorgängen an der Peripherie seine Aufmerksamkeit schenkte, war schon an der Entsendung von Molkenbuhr ersichtlich, immerhin einer der Vorsitzenden der Reichstagsfraktion. Warum die Wahl gerade auf ihn fiel, muss offen bleiben; fest steht, dass Molkenbuhr den Burgfriedenskurs loyal unterstützte, sich um diese Zeit jedoch energisch um eine Überwindung der Gegensätze in der Partei bemühte und auf konfliktverschärfende Schritte verzich-

¹⁶⁶ Wunderlich, Robert, geb. 3.6.1869 in Chemnitz, Volksschule, Kürschnerlehre, Wanderschaft, Beitritt zur SPD, ab 1898 Parteifunktionär, ab 1908 1. Vorsitzender der SPD in Regensburg, ab 1909 Redakteur der *Neuen Donau-Post*, 1912-1915 Gemeindebevollmächtigter und 1915-1919 Magistratsrat in Regensburg, 1918/19 Mitglied des provisor. Nationalrates in Bayern und des Landesarbeiterrates, 1919 MdL, gest. 18.4.1919 in Regensburg.

¹⁶⁷ NDP Nr. 104 vom 5.5.1915.

¹⁶⁸ Vgl. FVt Nr. 85 vom 13.4.1915.

¹⁶⁹ Die Jahreshauptversammlung der Augsburger SPD am 1.5.1915 nahm einen harmonischen Verlauf (vgl. SVZ Nr. 104 vom 5.5.1915). Am 1.2.1915 hatte auf einer Parteiversammlung in Würzburg Fritz Endres zur zurückliegenden Gemeindewahl gesprochen, ohne den Parteistreit zu berühren (vgl. FV Nr. 26 vom 2.2.1915). In Schweinfurt hatte am 6.2.1915 Säckler über die kriegswirtschaftlichen Maßnahmen referiert (vgl. FV Nr. 33 vom 10.2.1915).

¹⁷⁰ Geyer, Curt, geb. 19.11.1891 in Leipzig, Sohn von Friedrich Geyer, 1898-1902 Bürgerschule, 1902-1911 Oberrealschule in Leipzig, 1911 Beitritt zur SPD, 1911-1914 Studium (Geschichte und Nationalökonomie) in Leipzig, 1914 Promotion zum Dr. phil., Redaktionsvolontär in Leipzig und Nürnberg, 1915-1917 Chefredakteur beim *Fränkischen Volksfreund* in Würzburg, 1917 Übertritt zur USPD, 1917-1920 Redakteur der *Leipziger Volkszeitung*, ab Nov. 1918 Mitglied und ab Feb. 1919 Vorsitzender des engeren Ausschusses des Großen Arbeiterrates in Leipzig, Delegierter auf den Reichsrätekongressen im Dez. 1918 und April 1919 (dort jeweils Fraktionsvorsitzender der USPD), ab 1920 Chefredakteur der *Hamburger Volkszeitung*, MdR 1919-1924, Okt.-Dez. 1920 Beisitzer im Zentralkomitee der Links-USPD, Ende 1920 Übertritt zur KPD, Dez. 1920 bis Mai 1921 Mitglied der Zentrale der VKPD, Aug. 1921 Ausschluss aus der KPD, Sept. 1921 KAG, 1922 Rückkehr zur USPD, dann zur SPD, 1924-1933 Redakteur beim *Vormwärts*, 1933 Emigration (Prag, Paris, England), nach 1945 Auslandskorrespondent deutscher Zeitungen, Erwerb der brit. Staatsbürgerschaft, Verfasser zahlreicher politischer Schriften, gest. 24.6.1967 in Lugano (Schweiz).

¹⁷¹ KNOPP, Einigungsdebatte, S. 103.

¹⁷² Einen seiner ersten Auftritte in der (Partei-)Öffentlichkeit hatte Geyer auf einer Sektionsversammlung der Schweinfurter SPD, wo er über die deutschen und englischen Handelsbeziehungen sprach; der Parteistreit scheint in dieser Veranstaltung nicht zur Sprache gekommen zu sein (vgl. FV Nr. 102 vom 3.5.1915). Geyer war auch der Hauptredner auf der Generalversammlung der Würzburger SPD am 1.5.1915.

tete.¹⁷³ War es auch sicher sein Ziel, die Wogen in der nordbayerischen Organisation zu glätten, so war er doch schon zu diesem Zeitpunkt – d. h. noch vor der Veröffentlichung des Aufrufes „Das Gebot der Stunde“ – davon überzeugt, dass die Parteieinheit nicht mehr zu retten war.¹⁷⁴ Mit seiner Beschreibung der Ursache des Parteistrits traf Molkenbuhr auf der Nürnberger Konferenz den Nagel auf den Kopf: „Wenn wir so einig sind in unserem Ziel“, d. h. der Beendigung des Krieges, „so zeigt sich doch sofort der Gegensatz, wenn irgendwie von Maßregeln gesprochen wird, die zur Herbeiführung des Friedens dienen sollen. Dann gehen die Ansichten auf einmal auseinander, jeder glaubt, sein Mittel sei das beste.“¹⁷⁵ Genau um diese Mittel sollten die Diskussionen auf der Konferenz kreisen.

Adolf Braun eröffnete die Debatte und kam in seinem Referat auch auf den Parteistreit zu sprechen, der für ihn Anlass zu einem pessimistischen Ausblick auf die Zukunft war: „Die Hoffnungen so mancher werden sich nicht erfüllen, weil es ein Abkommen zwischen den Proletariern und den Repräsentanten unserer herrschenden Klasse über die künftige Gestaltung unseres politischen Lebens nicht geben kann, weil alle Kräfte vor dem Kriege nach dem Kriege weiterwirken.“¹⁷⁶ Diese düstere Prognose wurde vom Nürnberger Landtagsabgeordneten Süßheim geteilt.¹⁷⁷ Den Standpunkt der Parteimehrheit trug der Reichstagsabgeordnete Segitz vor, der in seinem Referat ebenfalls davon ausging, dass der Krieg „die Grundlagen der bürgerlichen Gesellschaft nicht aufheben, der Friede [...] an den bestehenden gesellschaftlichen Verhältnissen nichts ändern“¹⁷⁸ werde. Obwohl er also von der Burgfriedenspolitik keine Integration der Sozialdemokratie in die Gesellschaft erwartete, sondern vielmehr mit einer Verschärfung der sozialen Gegensätze rechnete – „Der Kapitalismus hat seine eigene Logik, die Verhältnisse gehen unaufhaltsam ihren Gang weiter“¹⁷⁹ –, rechtfertigte Segitz die Kreditbewilligung mit der Bedrohung Deutschlands, das angeblich angegriffen wor-

¹⁷³ Vgl. Bernd BRAUN, Hermann Molkenbuhr (1851-1927). Eine politische Biographie, Düsseldorf 1999, S. 295-324.

¹⁷⁴ Im Januar 1915 hatte Molkenbuhr in sein Tagebuch eingetragen: „Als einige und geschlossene Partei könnten wir die Entwicklung schon vorwärts treiben. Leider lässt sich kaum annehmen, daß wir die Einigkeit durchhalten. Denn schon jetzt sind die Phantasten und hysterischen Naturen besorgt, daß die Reinheit des Prinzips Schaden leiden könnte. Man darf nach deren Auffassung nicht die konkreten Dinge des täglichen Lebens betrachten und dort ansetzen, wo etwas für die Arbeiter zu erlangen ist, sondern man muß Orakelsprüche über Imperialismus, Massenstreik, direkte Aktion, revolutionäre Taktik usw. deklamieren und gehörige Kämpfe im Innern der Partei durchkämpfen, damit die Gegner Zeit haben, sich zu konsolidieren.“ (BRAUN/EICHLER (Hrsg.), Molkenbuhr: Tagebücher, S. 243).

¹⁷⁵ Protokoll Kriegs-Gau-Konferenz Nürnberg 1915, S. 37. Zweieinhalb Jahre später formulierte Kautsky den Kern des Problems mit ähnlichen Worten: „Ohne konkrete Unterlage läßt sich schon deshalb nichts machen, weil das beiderseitige Misstrauen ein zu großes ist. Denn selbst dort, wo beide Fraktionen [d. h. MSPD und USPD; B. A.] das gleiche (oder anscheinend das gleiche) Ziel verfolgen [...] tun sie es mit total verschiedenen Mitteln und Methoden gegenüber den bürgerlichen Parteien und der Regierung.“ (K. Kautsky an V. Adler vom 17.11.1917; abgedruckt in: F. ADLER (Hrsg.), Victor Adler: Briefwechsel, S. 647f., hier: S. 647).

¹⁷⁶ Protokoll Kriegs-Gau-Konferenz Nürnberg 1915, S. 8.

¹⁷⁷ Vgl. ebd., S. 52.

¹⁷⁸ Ebd., S. 21.

¹⁷⁹ Ebd., S. 23.

den sei, durch den „russischen Despotismus“¹⁸⁰ und die offensiven Absichten Englands und Frankreichs. (Diese und ähnliche Einschätzungen aus dem Munde anderer Delegierter, die die Hoffnungen auf eine „Belohnung“ der SPD für ihre einseitigen Vorleistungen ebenfalls nicht teilen, lassen zumindest einige Zweifel an der These Kruses aufkommen, die führenden Sozialdemokraten hätten von Anfang an die besondere Verantwortung der Reichsleitung für den Kriegsausbruch durchschaut.)

Im daran anschließenden Korreferat unterstrich Josef Simon zwar ebenfalls die fundamentale Bedeutung der Einheit der Partei, betonte jedoch, dass die innerparteilichen Differenzen gravierender seien, als von seinem Vorredner dargestellt. Bezüglich der Kreditbewilligung wies Simon darauf hin, dass sämtliche kriegführenden Staaten für sich in Anspruch nähmen, einen Verteidigungskrieg zu führen; gerade wegen der relativ günstigen militärischen Situation Deutschlands (zumindest bis zum Kriegseintritt Italiens) habe die Fraktionsminderheit eine Friedensinitiative für notwendig und erfolgversprechend gehalten. Eine endgültige Beurteilung der divergierenden Standpunkte sollte dem nächsten Parteitag vorbehalten bleiben.¹⁸¹ Von einem Drängen Simons zum offenen Bruch kann hier wie auch später nicht gesprochen werden, auch wenn er schon frühzeitig über Absichten der „Radikalen“, die Spaltung voranzutreiben, informiert war.¹⁸² Von besonderem Interesse für die hier untersuchte Thematik ist die Frage, in welchem Maße Simon mit seiner kritischen Haltung gegenüber der Parteiführung auf dieser Konferenz Rückhalt fand bzw. ob sich die späteren Protagonisten der nordbayerischen Parteiopposition zu diesem Zeitpunkt auf eine Linie festgelegt hatten, in der die Abspaltung schon latent angelegt war. Da dieser (ohnehin kleine) Personenkreis nahezu vollständig anwesend war, ist der Verlauf der Debatte auf der Nürnberger Konferenz, die in der bisherigen Forschung kaum rezipiert wurde, sehr aufschlussreich.

Vor dem Hintergrund seiner späteren Führungsrolle in der bayerischen USPD ist die Haltung des Hofer Parteiredakteurs Blumtritt, der schon in der Vorkriegszeit als Kritiker des Kurses der Landesleitung aufgefallen war,¹⁸³ erwähnenswert. Nun, im Frühjahr 1915, vertrat er die Ansicht, die Reichstagsfraktion habe im August 1914 gar keine andere Wahl gehabt, hätte sie nicht schwerwiegende staatliche Repressalien in Kauf nehmen wollen. Bei aller Kritik an den Exponenten des rech-

¹⁸⁰ Ebd., S. 11.

¹⁸¹ Vgl. ebd., S. 23-36.

¹⁸² Laut dem Tagebucheintrag Eduard Davids vom 31.10.1914 soll sich Simon dahingehend geäußert haben (vgl. Kriegstagebuch, S. 57). Im Juni 1915 nahm Simon in der Nähe von Stuttgart (der dortige Ortsverein war der erste innerhalb der SPD, der sich wegen der Burgfriedenspolitik gespalten hatte) an einem konspirativen Treffen von Vertretern der Parteilinken teil (vgl. NEUSCHL, Geschichte der USPD in Württemberg, S. 95).

¹⁸³ Siehe oben Kap. 2.4.7.

ten Parteiflügels blieb Blumtritt durchaus optimistisch, unter der Voraussetzung, „daß unsere Organisation und Presse stark und mächtig ist“¹⁸⁴.

Ein weiteres Beispiel für die sich bei vielen erst im Laufe des Krieges herausbildende burgfriedenskritische Haltung lieferte der Schweinfurter Arbeitersekretär Fritz Soldmann, später eine der wichtigsten Führungsfiguren der bayerischen USPD. Auf der hier geschilderten Gaukonferenz behauptete Soldmann noch: „Am 4. August [1914] hat es in der gesamten Parteigenossenschaft keine andere Meinung gegeben, als daß den Kriegskrediten zugestimmt werden müsse. Es galt das eine: Es geht gegen Rußland, gegen dieses zaristische Regiment, das jedem unserer Parteigenossen zum Ekel geworden ist.“¹⁸⁵ Mit diesem, unzählige Male repetierten Topos lag er noch auf der Linie der Mehrheit; gleichzeitig wies er jedoch darauf hin:

„Der Streit dreht sich am wenigsten darum, ob die sozialdemokratische Fraktion für oder gegen die Kredite gestimmt hat, als um das Verhalten der Parteigenossen, die ganz gewaltig umgelernt haben, daß Erzradikale in den ersten Wochen des Krieges die Reichsregierung nicht genug haben loben können. Man hat Maßnahmen, die die Regierung unter dem Zwange der bittersten Not getroffen hat, als sozialistische Errungenschaften gepriesen. Das ist ein Unfug. Es gibt Leute, die nicht nur umgelernt haben, sondern die sich auch vorreden, nach dem Kriege würde es eine ganz andere Zeit geben, man werde sich für unsere Opferfreudigkeit und unseren Enthusiasmus erkenntlich zeigen. Der Kampf zwischen Kapital und Arbeit aber wird noch schärfere Formen annehmen, als es vorher der Fall war. Es ist das Wesen des Kapitalismus, daß er unersättlich ist.“¹⁸⁶

Damit hatte Soldmann sich bereits entschieden gegen die mit der Integrationsstrategie verbundenen Deutungsmuster des rechten Parteiflügels gestellt, auch wenn er sich (noch) nicht gegen die Kreditbewilligung an sich wandte.

Einen weit radikaleren Standpunkt als Blumtritt und Soldmann vertrat der Aschaffenburgener Arbeitersekretär Karsten, dessen Ansicht nach es keineswegs „selbstverständlich war, daß bei Kriegsausbruch die Fraktion den Kriegskrediten ihre Zustimmung geben mußte und daß damals die Wähler es für selbstverständlich gehalten haben, daß es so kommen mußte, wie es gekommen ist.“¹⁸⁷ Nachdem er die Theorie vom russischen Angriff verworfen hatte, forderte er: „Wir müssen uns heute auf den Standpunkt stellen, daß sich die Fraktion ganz energisch für den Frieden einzusetzen hat. Falsch wäre es, uns nun in verbitternden Streitigkeiten zu ergehen oder aggressiv gegen die Fraktion vorzugehen. Die Gegensätze müssen sachlich ausgetragen werden und der Mehrheit müs-

¹⁸⁴ Protokoll Kriegs-Gau-Konferenz Nürnberg 1915, S. 58.

¹⁸⁵ Ebd., S. 53.

¹⁸⁶ Ebd., S. 53f.

¹⁸⁷ Ebd., S. 57.

sen sich die anderen fügen.“¹⁸⁸ Hinter dieser Forderung stand offenkundig der Glaube, die opponierende Minderheit würde schon bald zur Mehrheit werden.

Dem erst seit Kurzem in Bayern tätigen Curt Geyer blieb es vorbehalten, mit seiner intellektuellen Brillanz das wirre Argumentationsgeflecht der Kreditbefürworter zu zerpfücken. Der aus Leipzig stammende Geyer, dessen Vater Friedrich als Reichstagsabgeordneter zum harten Kern der Opposition um Haase zählte, war nach seinem mit der Promotion abgeschlossenen Studium von Geschichte und Nationalökonomie zunächst bei der *Leipziger Volkszeitung* tätig gewesen. Wenige Monate vor der Nürnberger Konferenz wurde er, gerade 23 Jahre alt, Chefredakteur des *Fränkischen Volksfreundes* in Würzburg.¹⁸⁹ Nun wies er auf den gern übersehenen Umstand hin, dass die deutsche Sozialdemokratie im August 1914 zu schwach gewesen war, um den Krieg zu verhindern, es sich bei der Haltung zu den Kriegskrediten also um eine rein taktische Frage gehandelt habe.¹⁹⁰ Mit einiger Berechtigung konnte Geyer behaupten, dass ein negatives Votum der Partei keineswegs zwangsläufig Unterdrückungsmaßnahmen der Regierung provoziert hätte, da diese an einem geregelten Verhältnis zur SPD interessiert sein musste. Das Argument, „die Massen“ hätten eine Ablehnung nicht verstanden, zog er in Zweifel (die durch die neuere Forschung als bestätigt angesehen werden können¹⁹¹).

Gerade im Hinblick auf die Parteibasis hielt Geyer die Mehrheitspolitik für verhängnisvoll: „Mit der Bewilligung aber hat man, anstatt aufklärend zu wirken, geradezu Verwirrung in die Reihen unserer Genossen getragen. Die Sozialdemokratie im deutschen Reichstag hat bisher als prinzipielle Gegnerin des Militarismus sämtliche Forderungen für Rüstungszwecke abgelehnt. Sie hat das damit begründet, daß das Heer dieses Systems nur ein Werkzeug zur Vertretung der Interessen der herrschenden Klassen sei. Im Augenblick aber, wo dies Werkzeug im Interesse der herrschenden Klasse zu funktionieren begann, bewilligte man die Mittel dafür!“¹⁹² (Die reformorientierte Militärkritik der Vorkriegszeit und die Zustimmung der SPD-Fraktion zur Deckungsvorlage von 1913 wurde dabei allerdings stillschweigend ausgeblendet.) Als nächstes bestritt er die Behauptung der Mehrheit, eine Ablehnung hätte dem politischen Gegner Propagandamaterial geliefert, mit dem Hinweis, dass bei zukünftiger Ablehnung von Rüstungsausgaben durch die SPD diese sich dem Vorwurf der Inkonsistenz aussetze.

¹⁸⁸ Ebd.

¹⁸⁹ Zur Biographie Curt Geyers siehe das Vorwort von Robert F. WHEELER, in: C. GEYER, *Die revolutionäre Illusion*, S. 9-22.

¹⁹⁰ Die bayerische SPD hatte im Landtag gegen den Etat gestimmt, ohne dass dies zum Anlass für repressive Maßnahmen genommen worden war.

¹⁹¹ Siehe dazu vor allem KRUSE, *Krieg und nationale Integration*, passim.

¹⁹² Protokoll Kriegs-Gau-Konferenz Nürnberg 1915, S. 59.

Schließlich ging Geyer auf die Stilisierung des Krieges zu einem Befreiungskampf für die Arbeiterbewegung ein, wie sie auf der Konferenz noch einmal Molkenbuhr, der Vertreter des Parteivorstandes, vorgetragen hatte. Den reaktionären Charakter des russischen Herrschaftssystems stellte Geyer nicht in Abrede, bestritt jedoch energisch, dass sich daraus allein eine emanzipatorische Wirkung der deutschen Kriegspolitik ergab. „Der Krieg mit Rußland wird geführt, nicht um auf der Spitze der Bajonette die Freiheit in das Reich des Zaren zu tragen, sondern um ganz bestimmter materieller Interessen willen.“¹⁹³ Den Versuchen von Vordenkern des rechten Parteiflügels, dem Krieg eine im Sinne der Sozialdemokratie fortschrittliche Tendenz zuzuweisen – ein Hauptargument der Vertreter der Integrationsideologie –, wurde damit eine unverhohlene Absage erteilt.

Danach ergriff noch einmal Josef Simon das Wort, um seinen kurz zuvor vollzogenen Kurswechsel zu erklären: „Parteigenossen, ich habe erklärt, daß ich zweimal den Krediten zugestimmt habe. Ich bekenne offen, daß ich nach längerer Ueberlegung und nach gründlicher Bearbeitung des Stoffes zu der Auffassung gekommen bin, daß das falsch war. Ich stehe nicht an, das einzugestehen. Aber wie gesagt, Geyer hat recht, es handelt sich hier um eine taktische Frage über die man verschiedener Auffassung sein kann.“ Zu einem offenen Bruch mit der Partei war Simon jedoch keineswegs bereit: „Ich billige auch nicht den Disziplinbruch Liebnechts. Gerade ich als Gewerkschaftler, der weiß, daß nur die straffste Disziplin uns in den Stand setzt, die Forderungen der Arbeiter durchzusetzen, läßt mich jeden Disziplinbruch verurteilen [sic].“¹⁹⁴ Simon wies jedoch – den Tatsachen entsprechend – gleichzeitig darauf hin, dass im August 1914 eine Gruppe rechter Abgeordneter angekündigt hatte, den Krediten in *jedem* Fall zuzustimmen, notfalls also auch unter Bruch des Fraktionszwanges.¹⁹⁵ Abschließend bekräftigte er nochmals seinen Standpunkt, „daß unter keinen Umständen eine Zerreißung der Partei eintreten darf, weil diese Zerreißung ein Unglück wäre. Und weil das der Fall ist, und weil das auch die Arbeiterklasse erkennt und weiß, deshalb bin ich überzeugt, daß es nicht dazu kommen wird.“¹⁹⁶ Bezüglich der allgemeinen Zukunftsaussichten äußerte er sich ähnlich skeptisch wie seine Vorredner, indem er von einem Erstarren der Reaktion nach Kriegsende ausging. Gegen die Befürworter der Integrationsstrategie wandte sich Simon am Schluss seiner Rede: „Ich weise jene Bestrebungen zurück, die von einzelnen Parteigenossen unternommen werden, um den bisherigen Boden der Arbeiterbewegung zu verlassen, die einem opportunistischen Standpunkt das Wort reden.“¹⁹⁷ Dass der beinahe zwei Jahrzehnte zuvor von Schippel und Heine

¹⁹³ Ebd., S. 61.

¹⁹⁴ Ebd., S. 62.

¹⁹⁵ Auf das im August 1914 geplante Sondervotum der Gruppe von rechten Fraktionsmitgliedern (siehe oben Kap. 3.1.3.) hatte Edmund Fischer im Februar 1915 noch einmal hingewiesen; in der gleichen Fraktionssitzung verurteilte Simon das Vorgehen Liebnechts, wandte sich jedoch gegen dessen Ausschluss aus der Fraktion. (Vgl. DITTMANN, *Erinnerungen*, Bd. 2, S. 279 u. 282).

¹⁹⁶ Protokoll Kriegs-Gau-Konferenz Nürnberg 1915, S. 64.

¹⁹⁷ Ebd., S. 65.

kreierte „Opportunismus“ inzwischen nicht mehr nur von „einzelnen Parteigenossen“ vertreten wurde, stellte sich schon bald heraus.

Zusammenfassend lassen sich innerhalb der Funktionärsschicht, die auf dieser nordbayerischen Konferenz vertreten war, mehrere signifikante Gemeinsamkeiten, aber auch Differenzen feststellen. Auffallend ist die weit verbreitete Erwartung, dass der Krieg – völlig unabhängig von seinem Ausgang – *keine* Überwindung der bestehenden Klassenschranken und –spannungen bringen werde. Im Gegenteil: Es wurde mit einer neuerlichen Stärkung der Reaktion gerechnet und nicht damit, dass die Burgfriedenspolitik der Sozialdemokratie mit greifbaren Gegenleistungen der herrschenden Schichten vergolten werden würde.¹⁹⁸ Wenige Wochen vor der Konferenz hatte Adolf Braun diese Ansicht in einem für ihn untypisch sarkastischen Tonfall seinem Kollegen Haenisch mitgeteilt, dem er schrieb: „Auf Schwimmsand bauen Sie ihr luftiges Gebäude. [...] das preußische Wahlrecht bekommen wir nicht, die Vereinsfreiheit wird uns versagt, kein Zugeständnis, das über die Zeit des Krieges gesichert bleibt, wird uns in Aussicht gestellt. Aber voll Hoffnung sind die Bewunderer von Haenischs Leitartikeln, denn der Kaiser und Bethmann Hollweg sind für die Neuorientierung der deutschen Politik.“¹⁹⁹ Die ideologischen Versatzstücke des rechten Parteiflügels fanden bei den fränkischen Parteifunktionären insgesamt wenig Anklang, selbst die Befürworter der Kreditbewilligung versprachen sich von diesem Schritt keinen innenpolitischen Ertrag für die Partei.

Diejenigen, die aus den berechtigten Einwänden gegen den Kurs der Parteileitung die Konsequenz gezogen wissen wollten und eine weitere Unterstützung der Kriegspolitik ablehnten, waren auf der Gaukonferenz dennoch in der Minderheit. Sie hatten in Curt Geyer aber bereits einen beredten Wortführer und in Josef Simon wenigstens *eine* prominente Leitfigur. Von einer Forcierung des Parteistreits durch Anhänger der oppositionellen Strömung kann zu diesem Zeitpunkt keine Rede sein; auch sie waren noch voll in den tradierten Denk- und Verhaltensmustern verhaftet, die bereits kleinste Abweichungen vom Einheitsdogma mit schweren Gewissenskonflikten ahndeten. Noch war allerdings das innerparteiliche Klima – zumindest in Nordbayern – nicht wie in späteren Zeiten vergiftet, die Differenzen zwischen den verschiedenen Lagern verhinderten noch nicht eine konstruktive, im Großen und Ganzen halbwegs sachliche Debatte. Die Einflüsse aus Berlin waren mächtig, aber noch nicht übermächtig. Waren die an sich unvereinbaren Standpunkte auf der Gaukonferenz auch klarer als je zuvor herausgearbeitet worden, so unterblieb doch vorerst noch die

¹⁹⁸ Kruse (Krieg und nationale Integration) hat in seiner Neubewertung der Politik der SPD bei Kriegsausbruch überzeugend nachgewiesen, dass die Mehrheit vor allem deshalb auf den Burgfriedenskurs einschwenkte, weil sie sich davon soziale und verfassungspolitische Zugeständnisse versprach; dass sich die Opposition gerade an der Ablehnung dieser Theorie entzündete, ergibt sich daraus folgerichtig. Wie sich hier am bayerischen - genauer gesagt: fränkischen - Beispiel zeigen lässt, reichte die Ablehnung dieser Vorstellung weit in das Lager hinein, das später nicht den Schritt zur USPD tat, sondern in der MSPD verblieb.

¹⁹⁹ A. Braun an K. Haenisch vom 22.3.1915. (KRUSE, Krieg und nationale Integration, Zitat: S. 198).

Weiterführung der Kontroverse in den einzelnen nordbayerischen Organisationen. Die für eine derartige Diskussion maßgebliche *Fränkische Tagespost* hielt sich weiterhin bedeckt. Eine Versammlung der Sektion Bayreuth erklärte sich ganz allgemein mit den in Nürnberg abgehaltenen Beratungen einverstanden.²⁰⁰ Auch auf einer Konferenz der Würzburger Wahlkreisorganisation löste der Bericht über die Gaukonferenz keine Debatte aus.²⁰¹

Die Parteiopposition in Bayern befand sich zu diesem Zeitpunkt, d. h. im Frühjahr 1915, noch in der Phase der Orientierung; der durch den Kriegsausbruch hervorgerufene „Schock“ war langsam überwunden, erste tastende Versuche zur Interpretation der vorangegangenen Ereignisse und zur Formulierung alternativer Handlungsmöglichkeiten kamen nun in Gang. In Nordbayern zeigte sich – in unterschiedlichen Schattierungen – bereits deutliche Kritik an der Linie des Parteivorstandes, v. a. an der dahinter stehenden Integrationsideologie. Für Südbayern fehlen vergleichbare Meinungsäußerungen; in München formierte sich erst einige Zeit später eine kleine Gruppe von Burgfriedensgegnern. Dass die Parteiopposition bei Vollmar – dessen Äußerungen wenig Interpretationsspielraum lassen – und der ihm ergebenen Teil der Landesleitung auf kein Entgegenkommen zu hoffen brauchte, konnte bereits als feststehende Tatsache gelten. Der Kurs Richtung Konfrontation war hier bereits eingeschlagen worden, während sich die Minderheit noch sortierte.

4.2.3 „Das Gebot der Stunde“ und die Folgen

Was in Nürnberg noch hinter verschlossenen Türen debattiert worden war,²⁰² fand zur gleichen Zeit auch den Weg ins Rampenlicht der öffentlichen Debatte. In den ersten Monaten des Jahres 1915 verschärfte sich nämlich die Diskussion um die deutschen Kriegsziele, befördert durch Eingaben von wirtschaftlichen Interessen- und politischen Agitationsverbänden, die weit reichende Eroberungen forderten.²⁰³ Reichskanzler Bethmann Hollweg gab sich im Ton gemäßiger, ließ jedoch keinen Zweifel, dass die von ihm angestrebten „Grenzkorrekturen“ mit einem Verständigungsfrieden keinesfalls vereinbar waren. In einer Besprechung mit Vertretern der Reichstagsfraktionen forderte er im März „Sicherung, größere Bewegungsfreiheit für ein stärkeres und größeres Deutschland.“²⁰⁴ Eine breite Strömung in der SPD, die weit in die Parteimitte hineinreichte und in der Führung über starken Rückhalt verfügte, sah hier keinen Anlass, entschlossenen Widerspruch anzumel-

²⁰⁰ Vgl. FVt Nr. 146 vom 25.6.1915.

²⁰¹ Vgl. FV Nr. 114 vom 18.5.1915. Die ebenfalls am 16.5. stattfindende Kreiskonferenz der Wahlkreisorganisation Schweinfurt sowie die Generalversammlung der Sektion Schweinfurt am 5.6.1915 behandelten den auf der Gaukonferenz ausgetragenen Streit offenbar nicht (vgl. FV Nr. 115 vom 19.5. und Nr. 132 vom 10.6.1915).

²⁰² Über Verlauf und Bewertung der Konferenz finden sich in der bayerischen Parteipresse merkwürdigerweise keine Kommentare.

²⁰³ Vgl. F. FISCHER, Griff nach der Weltmacht, S. 180-202.

²⁰⁴ KRUSE, Krieg und nationale Integration, Zitat: S. 132.

den, sondern akzeptierte – in unterschiedlich verklausulierter Form²⁰⁵ – den Gedanken an erzwungene Gebietserwerbungen großen Stils. Nicht zuletzt dadurch fühlte sich die Parteiopposition legitimiert, bislang eingehaltene (Selbst-)Beschränkungen aufzugeben: Ihre Wortführer suchten nun den Weg in die Öffentlichkeit. Es ging, mit den Worten Ströbels, darum, Widerstand zu organisieren gegen „die Konfusionstaktik unserer Kriegsfanatiker und Annexionsfreunde innerhalb der Partei und der Gewerkschaften“²⁰⁶. Dabei gab es gegenüber den Kontroversen der Vorkriegszeit zwei eklatante Unterschiede: Eine ausgiebige Debatte innerhalb der Parteiöffentlichkeit war unter den Bedingungen des Kriegszustandes kaum möglich; und: die Klärung der Streitfragen durch einen Parteitag schien bis auf weiteres ebenfalls ausgeschlossen. Was blieb, waren Notbehelfe.

Den Beginn machte ein von Liebknecht entworfener offener Brief vom 9. Juni, der an Partei- und Fraktionsvorstand adressiert war; er richtete sich in erster Linie an die Parteiöffentlichkeit und reagierte auf die sich dort immer mehr breit machenden Sympathien für Eroberungspläne.²⁰⁷ (Die Reichsleitung war im Übrigen vom Inhalt des Briefes auf konspirative Weise von Südekum informiert worden.²⁰⁸) Dieser Appell, der auch von dem Haase näher stehenden *Vorwärts*-Redakteur Ströbel beeinflusst war, rechnete kompromisslos mit der bisherigen Politik des Vorstandes ab und warf einen seherischen Blick in die Zukunft:

„Mit dem 4. August hat die parlamentarische und außerparlamentarische Leitung der deutschen Sozialdemokratie eine Politik begonnen, die nicht nur das Versagen der Partei in einem unvergleichlichen geschichtlichen Augenblick, sondern eine immer schroffere Abkehr von ihren bisherigen Grundsätzen bedeutet.

Die verhängnisvollen Wirkungen dieser Abkehr ergriffen unerbittlich von der äußeren Politik aus die gesamte innere Politik der Partei, die damit auf beiden Gebieten aufhörte, als selbständiger Faktor zu existieren. Die Anerkennung des Burgfriedens war das Kreuz auf dem Grabe des Klassenkampfes, der nicht in behördlichen und parlamentarischen Geheimkonventikeln, noch durch eine Hintertreppenpolitik nach dem Muster kapitalistischer Klüngel geführt werden kann. [...].

Unverblümt hatte der Reichskanzler in der Reichstagsitzung vom 28. Mai [1915] den Eroberungskrieg proklamiert, zu dessen Programm, wie die Fraktion wußte, die offene Annexion russischer und französischer Gebietsteile und unter dem Etikett der zwangsweisen wirtschaftlichen Angliederung die versteckte Annexion Belgiens gehört. Auf diese Proklamation galt es, die sozialdemokratische Antwort zu erteilen. Die sozialdemokratische Fraktionsmehrheit jedoch fand darauf [...] nur ein erneutes Bekenntnis zur Politik des 4. August, das heißt zur Willfährigkeit gegenüber der Regierung und den herrschenden Klassen [...].

²⁰⁵ Der Nürnberger Reichstagsabgeordnete Südekum etwa sprach von „Grenzsicherungen“ und „recht weitgehenden wirtschaftlichen Verbindungen zwischen den europäischen Staaten“ (WIELAND, Die Verteidigungslüge, Zitat: S. 52), was im Klartext dem vom Kanzler konzipierten Projekt einer politischen und ökonomischen Vorherrschaft eines vergrößerten Deutschen Reiches in Mitteleuropa gleichkam.

²⁰⁶ H. Ströbel an K. Kautsky vom 2.6.1915. (WIELAND, Heinrich Ströbel, Zitat: S. 91).

²⁰⁷ Liebknecht hatte bereits im Mai 1915 eine Flugschrift mit dem Titel „Der Hauptfeind steht im eigenen Lager“ veröffentlicht, in der er den „internationalen proletarischen Klassenkampf gegen die internationale imperialistische Völkerzerfleischung“ (KRAUSE, USPD, Zitat: S. 76) forderte.

²⁰⁸ Vgl. WOHLGEMUTH, Südekum im ersten Weltkrieg, in: ZfG XVII (1969), S. 749-760, hier: S. 751.

Treibt die Leitung der deutschen Sozialdemokratie jetzt weiter *im Kielwasser der Eroberungspolitik*, rettet sie sich nicht jetzt endlich auf den Boden des internationalen proletarischen Kampfes gegen den Krieg und die imperialistischen Raubgelüste zurück, so versäumt sie die letzte Gelegenheit, sich von der vollen Mitschuld daran zu entlasten, daß dieser Krieg als erbarmungsloser Vernichtungskrieg bis zum Weißbluten der Völker fortgesetzt und der ihm folgende Friede nur die Vorbereitung eines neuen Weltkrieges sein wird.

Der Augenblick heischt gebieterisch sofortiges Handeln. [...] Keinem, der noch länger zögert, kann fürderhin Gutgläubigkeit und Unkenntnis zugebilligt werden. [...] Die Alternative lautet schlechthin: Parteirettung oder Parteizerstörung.²⁰⁹

An Deutlichkeit ließen diese Formulierungen nichts mehr zu wünschen übrig. Haase und Dittmann verweigerten letztlich ihre Unterstützung für diesen Vorstoß, da ihnen die hier bezogene Position zu unversöhnlich erschien und sie sich wohl nicht die (möglicherweise) noch vorhandenen Chancen für einen Ausgleich verbauen wollten. Die sich an die Veröffentlichung des Briefes (der auch per Flugblatt verteilt wurde) anschließende Unterschriftenaktion, zu deren Initiatoren (insgesamt 172) nur zwei bayerische Parteimitglieder zählten,²¹⁰ gab erstmals „einen Hinweis auf die Stützpunkte, die sie [d. h. die Parteiopposition; B. A.] um diese Zeit im Lande besaß.“²¹¹ In Bezug auf Bayern, wo aus Hof 14 und aus München 8 (von reichsweit 729 erfassten) Stimmen kamen,²¹² gilt dies (trotz der geringen Beteiligung) ebenfalls, wenn auch mit einigen Einschränkungen. Hof sollte später *die* USPD-Hochburg in Bayern schlechthin werden, während sich in München eine der ersten Ortsgruppen bildete, die auch zur zahlenmäßig stärksten im Land werden sollte. Unter den Unterzeichnern fand sich eine Reihe von Personen, die später an der Gründung der USPD in Bayern aktiv mitwirkten.²¹³ (Dazu zählten allerdings *nicht* Eisner und Josef Simon.²¹⁴) Der Brief Liebknichts hatte insofern aber nur dokumentarischen Wert, als es die Führungsgremien der Partei nicht für nötig befanden, darauf näher einzugehen und eine angemessene Reaktion zu zeigen. Diese Nonchalance war schon bei der nächsten auf die Öffentlichkeit gerichteten Aktion der Parteiopposition nicht mehr durchzuhalten.

²⁰⁹ Abgedruckt in: PRAGER, Das Gebot der Stunde, S. 65-68.

²¹⁰ Angabe aus GÄRTNER, Mit uns zieht die neue Zeit, S. 161f.

²¹¹ MILLER, Burgfrieden und Klassenkampf, S. 108.

²¹² Angabe aus ebd. Insgesamt soll der Protestbrief von 11 Reichstagsabgeordneten, über 100 „prominenten“ und 1400 weiteren Parteimitgliedern unterzeichnet worden sein. (Angabe aus WIELAND, Die Verteidigungslüge, S. 60).

²¹³ Zu den Unterzeichnern gehörten eine Reihe von Personen, die später in der bayerischen USPD eine bedeutende Rolle spielen sollten; dabei handelte es sich um August Karsten (Aschaffenburg), Fritz Schröder, Hedwig Nibler (später Kaempfer), Fritz Sauber (alle München), Max Reuter (zu diesem Zeitpunkt noch in Dresden, später in München), Gottfried Beyer, Ferdinand Geissler (beide Hof) und Adolf Goller (Münchberg). (Die Liste der Unterzeichner ist abgedruckt in: INSTITUT FÜR MARXISMUS-LENINISMUS BEIM ZENTRALEKOMITEE DER SOZIALISTISCHEN EINHEITSPARTEI DEUTSCHLANDS (Hrsg.), Dokumente und Materialien zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, Band 1, Juli 1914 - Oktober 1917, Berlin 1958, S. 173-185).

Der am 19. Juni 1915 erstmals in der *Leipziger Volkszeitung* publik gemachte,²¹⁵ später berühmt gewordene Aufruf mit dem Titel „Das Gebot der Stunde“ hatte schon kraft der Prominenz seiner Unterzeichner – Bernstein, Kautsky und Haase – einen ganz anderen Stellenwert als die Initiative Liebknechts. Über die Motive der hinter dieser Aktion stehenden Vertreter der gemäßigten Linken gibt ein Brief Erdmanns an Kautsky Aufschluss: „Wir sind es unserer Partei schuldig, die im eignen Lande wie auch in der internationalen Arbeiterbewegung unendlich an Ansehen einbüßen würde, wenn wir zu der Räuberpolitik der Regierung und der bürgerlichen Parteien nicht mehr zu sagen wagten, als die paar lahmen und beiläufigen Sätzchen, die Ebert und Scheidemann am 29. Mai im Reichstag geredet haben. Ich glaube auch hoffen zu dürfen, daß sich eine Anzahl Fraktionskollegen, die bisher bewilligt haben, eines besseren besinnen und die Verantwortung für den weiteren Verlauf des Krieges ablehnen werden.“²¹⁶

Ähnlich ultimativ wie der Brief Liebknechts wurde die Erklärung eingeleitet: „*Die Stunde der Entscheidung ist gekommen*. Die deutsche Sozialdemokratie ist vor eine Frage gestellt, die für die Geschicke des deutschen Volkes, für die Zukunft der Kulturwelt von der größten Tragweite ist.“ Nach der Aufzählung der expansiven Kriegszielpläne von Regierung, Parteien und Verbänden wurden naheliegende Folgerungen gezogen:

„Angesichts all dieser Kundgebungen muß sich die *deutsche Sozialdemokratie* die Frage vorlegen, ob sie mit ihren Grundsätzen und mit ihren Pflichten, die ihr als *Hüterin der materiellen und moralischen Interessen der arbeitenden Klassen Deutschlands* obliegen, vereinbaren kann, in der Frage der Fortführung des Krieges an der Seite derjenigen zu stehen, deren Absichten in schroffstem Widerstand sind zu den Sätzen der Erklärung unserer Reichstagsfraktion vom 4. August 1914, in denen diese aussprach, daß sie im Einklang mit der Internationale *jeden Eroberungskrieg verurteilt*. Dieser Satz würde zur Lüge gestempelt werden, wenn die deutsche Sozialdemokratie jenen Erklärungen aus den Kreisen der Machthaber gegenüber es bei dem Aussprechen akademischer Friedenswünsche bewenden ließe. Zu deutlich haben wir es erfahren müssen, daß man auf solche Bekundungen auch nicht die geringste Rücksicht nimmt. [...].

Wir wissen, daß die *Friedensbedingungen*, die von einer Seite der Kriegführenden der anderen aufgezungen werden, keinen wirklichen Frieden bringen, sondern nur neue Rüstungen mit dem Ausblick auf neuen Krieg bedeuten. Ein wirklicher und dauernder Friede ist nur möglich auf der *Grundlage freier Vereinbarung*. Diese Grundlage zu schaffen, ist nicht der Sozialdemokratie eines einzelnen Landes gegeben. Aber jede einzelne Partei kann nach Maßgabe ihrer Kräfte dazu beitragen, daß diese Grundlage hergestellt wird. [...].

²¹⁴ Zur Entwicklung der Einstellung Eisners zu diesem Zeitpunkt siehe unten Kap. 4.7. Simon erklärte wenige Wochen später, auf der Konferenz der gewerkschaftlichen Verbandsvorstände, er habe die Eingabe an den Parteivorstand nicht unterzeichnet, „weil er mit derselben nicht einverstanden sei.“ (Abgedruckt in: SCHÖNHOFEN (Bearb.), *Gewerkschaften 1914-1919*, S. 187).

²¹⁵ Die Veröffentlichung der Erklärung brachte der *Leipziger Volkszeitung* ein Verbot für eine Woche ein; nur ein Teil der sozialdemokratischen Presse war in der Lage, „Das Gebot der Stunde“ zu veröffentlichen.

²¹⁶ A. Erdmann an K. Kautsky vom 14.6.1915. (DITTMANN, *Erinnerungen*, Bd. 3, Zitat: S. 1184, Anm. 130).

Hat unsere Partei nicht die Macht, die Entscheidungen zu treffen, so fällt doch uns die Aufgabe zu, als treibende Kraft die Politik in der Richtung vorwärtszudrängen, die wir als die richtige erkannt haben.“²¹⁷

Bei der Aufzählung der Kundgebungen für weit ausgreifende Kriegsziele wurde auch die so genannte „Kanalrede“ von König Ludwig III. angeführt. Dieser hatte in einer Ansprache vor dem „Kanalverein“ in Fürth am 6. Juni die Hoffnung geäußert, „daß wir für Süd- und Westdeutschland günstigere Verbindungen zum Meere bekommen werden.“²¹⁸ Mit seinen annexionistischen Forderungen, die er intern schon länger erhoben hatte und hier verkläusuliert zum Ausdruck gebracht worden waren, stand der König dabei keineswegs allein.²¹⁹

Der Aufruf von Haase, Kautsky und Bernstein ging deutlich über das Maß an Kritik an der Regierung bzw. dem Monarchen hinaus, das die bayerische SPD-Führung bisher als opportun erachtet hatte und von den Behörden aus taktisch motivierten Rücksichten heraus toleriert worden war. Die Parteiführung um Ebert musste sich durch diesen Schritt, der die Haltung der Parteioption erstmals einer breiten Öffentlichkeit bekannt machte, ohnehin herausgefordert fühlen. Die Vorstände von Partei und Reichstagsfraktion antworteten mit einer „Gegen Parteizerrüttung!“ überschriebenen Erklärung, die die erhobenen Vorwürfe zu widerlegen versuchte: „Wir haben also wiederholt und vor aller Welt bekundet, daß wir die entschiedensten Gegner aller Eroberungspläne sind. Auch außerhalb des Parlaments haben wir, soweit sich dazu die Möglichkeit bot, in dem gleichen Sinne gewirkt.“²²⁰ Angesichts der annexionsfreundlichen Planspiele des rechten Parteiflügels, die vom Vorstand zumindest toleriert wurden, war diese Behauptung, man kann es nur so sagen, mehr als dreist. Nicht nur das: Diese Verhaltensweise sollte bald Schule machen; in der Wahl ihrer Kampfmittel zeigte sich die Parteiführung immer weniger wählerisch. Die Gruppe um Heine und David verstärkte nach dem entschlossenen Vorgehen von Haase und seinen Mitstreitern ihre Angriffe auf die Linke und ihr Sprachrohr, den *Vorwärts*, erst recht.²²¹ Quessel warnte davor, dass „tö-

²¹⁷ Abgedruckt in: PRAGER, Das Gebot der Stunde, S. 68-70.

²¹⁸ Als weitere Forderung hatte Ludwig III. verkündet: „Eine Stärkung des Deutschen Reiches und eine Ausdehnung über seine Grenzen hinaus, soweit dies notwendig ist, damit wir gesichert sind gegen künftige Angriffe, das soll die Frucht dieses Krieges sein.“ (NDP Nr. 131 vom 9.6.1915).

²¹⁹ Bereits im Dezember 1914 hatte Ludwig gegenüber Kronprinz Rupprecht eine „wesentliche Gebietsvergrößerung“ (MACHTAN, Die Abdankung, Zitat: S. 82) für Bayern gefordert. Dass sich diese Meinungsäußerung auch durchaus in der Regierungspolitik widerspiegelte, zeigte die Denkschrift von Ministerpräsident Hertling zur Annexionsfrage vom 27.1915, in der dieser eine vorteilhafte Westgrenze für Deutschland verlangte, bei der Belgien den Status einer „Kronkolonie“ erhalten sollte (vgl. Karl-Heinz JANSSEN, Macht und Verblendung. Kriegszielpolitik der deutschen Bundesstaaten 1914/18, Göttingen 1963, S. 67). Auch Kronprinz Rupprecht von Bayern forderte in einer Denkschrift vom Frühjahr 1915 im Westen umfangreiche Gebietserwerbungen (vgl. F. FISCHER, Griff nach der Weltmacht, S. 213).

²²⁰ SVZ Nr. 149 vom 30.6.1915.

²²¹ Heine schrieb dazu: „Daß eine Quelle des Quertreibertums in der Partei sich überhaupt erheben und Kreise ziehen konnte, hat seinen Grund in der durchaus berechtigten Sehnsucht mit diesem Krieg zu Ende zu kommen, eine Sehnsucht, die jeder föhlende

richte Berater der deutschen Arbeiterschaft mit dem verhängnisvollen Rat kommen den Burgfrieden, der Deutschland seinen Feinden gegenüber stark und unbesiegbar gemacht hat, jetzt aufzukündigen.“²²²

In zwei Artikeln im Karlsruher *Volksfreund* legte Kolb dar, welche Kluft sich innerhalb der Partei durch „Das Gebot der Stunde“ aufgetan hatte:

„Je mehr sich die Theoretiker und ihr Gefolge von politischen Phantasten dagegen sträuben politisch umdenken zu lernen, desto mehr Veranlassung haben die *Politiker* der sozialdemokratischen Partei mit fester Entschlossenheit die Politik fortzusetzen, die uns die Gewähr gibt, daß die Sozialdemokratie dann, wenn es gilt für die Zukunft Deutschlands und Europas eine neue Basis zu schaffen, ein Faktor von Einfluß ist, den man nicht ignorieren kann. [...]

Die Sozialdemokratie steht heute vor einer Entscheidung, wie sie folgenschwerer noch nicht an sie herangetreten ist. Hier handelt es sich nicht mehr um bloße Meinungsverschiedenheiten darüber, ob die Kriegskredite bewilligt werden durften, oder ob es zweckmäßiger gewesen wäre, sie abzulehnen beziehungsweise sich der Stimme zu enthalten. Der Konflikt geht viel tiefer. Es handelt sich darum, ob die Sozialdemokratie eine politische Partei, die bestimmend auf die wirtschaftlichen, sozialen, politischen und kulturellen Geschehnisse des deutschen Volkes einwirken kann, oder ob sie eine Sekte politischer Fanatiker sein soll, die jegliche politische Verantwortung prinzipiell von sich weist und die auf den Tag der sozialen Revolution ihre ganzen Hoffnungen setzt. Es handelt sich um nichts mehr und nichts weniger als um den entscheidenden Schritt in der inneren Entwicklung der Sozialdemokratie von der Sekte zur Partei.“²²³

Auf den Generalangriff der Rechten, der die Parteispaltung schon in greifbare Nähe rückte, zeigte sich das Lager der Opposition schlecht vorbereitet; zudem ließen sich dort die internen Differenzen nicht länger überdecken: Während Haase und seine Anhänger nach wie vor bestrebt waren, *innerhalb* der Partei eine Mehrheit für ihren Kurs zu gewinnen, und deshalb die Angriffe auf ihre Kontrahenten nicht ausufern lassen wollten, schlug die Gruppe um Liebknecht inzwischen radikalere Töne an und orientierte sich – anders als noch vor dem Krieg²²⁴ – am russischen Vorbild. Die Kampfpparole lautete hier nun: „Der Hauptfeind steht im eigenen Land“²²⁵ bzw. „Burgkrieg, nicht Burgfriede!“²²⁶

und vernünftige Mensch teilt; mehr noch in der Ausnutzung dieses Wunsches durch eine bedenkenlose Agitation. Die Hauptschuld liegt in Berlin am Vorwärts, der die wirklichen Friedensmöglichkeiten und das, was ihnen jetzt noch entgegensteht, nicht klar und wahr darstellt und sich dadurch als der schlimmste Schädiger wirklicher Friedensarbeit erweist.“ (Wolfgang Heine, Die deutsche Sozialdemokratie im deutschen Volk, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 13 vom 8.7.1915, S. 628-636, hier: S. 630).

²²² Ludwig Quessel, Zum 4. August, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 15 vom 4.8.1915, S. 733-736, hier: S. 735.

²²³ Max Schippel, Die Sprengungsaufrufe und die Parteipresse, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 13 vom 8.7.1915, S. 636-641, Zitat: S. 640.

²²⁴ Vgl. D. GEYER, Zur „Ostpolitik“ der deutschen Sozialdemokratie vor dem Ersten Weltkrieg, in: *GWU* 35 (1984), S. 145-154, hier: S. 154.

²²⁵ So der Titel eines von Liebknecht Mitte 1915 veröffentlichten Flugblattes. (Vgl. TROTNOW, Karl Liebknecht, S. 225f.).

²²⁶ K. Liebknecht an die Zimmerwalder Konferenz vom 2.9.1915. (Abgedruckt in: LADEMACHER (Hrsg.), Die Zimmerwalder Bewegung, S. 55).

Nachdem die II. Internationale mit Ausbruch des Krieges faktisch zusammengebrochen war, versuchten entschiedene Kriegsgegner aus mehreren Ländern wieder Kontakte herzustellen. Auf der internationalen Konferenz oppositioneller sozialistischer Gruppen in Zimmerwald (Schweiz) im September 1915 waren aus Deutschland Vertreter unterschiedlicher Strömungen vertreten. Das nach längerer Diskussion verabschiedete Manifest spiegelte bei der Analyse der Kriegsursachen den Standpunkt der radikalen Linken wider und forderte die sozialistischen Parteien auf, „den unveröhnlichen proletarischen Klassenkampf“²²⁷ aufzunehmen. Wie das konkret geschehen sollte, blieb umstritten. Während Ledebour, der über den Stand des Parteistreits in Deutschland berichtete, und die ihm gleich Gesinnten hier bewusst eine Festlegung verhindern und zunächst den Anhang der Opposition vergrößern und festigen wollten, brachten Lenin und Karl Radek eine Resolution ein, die sich offen zur Revolution bekannte. Der Krieg, der aus dieser Sicht in der Logik des Imperialismus lag und somit *innerhalb* des Systems gar nicht bekämpft werden konnte, sollte zum Bürgerkrieg umfunktioniert werden, der den Sieg des Sozialismus bringen würde. Die Mehrheit der Konferenzteilnehmer lehnte diesen Standpunkt ab; als Ergebnis blieb eine gemeinsame Resolution deutscher und französischer Delegierter, die den Krieg und die Burgfriedenspolitik ablehnte, einen Verständigungsfrieden forderte, bei den dafür anzuwendenden Mitteln aber recht vage blieb.²²⁸ Damit war der Streit in der zentralen Frage der zukünftigen Strategie keineswegs beendet.

In deutlicher Abgrenzung zur radikalen Linken entwickelte die gemäßigte Opposition um Haase und Kautsky nun eine Strategie, die von Friedhelm Boll unter der Formel „Systemveränderung durch Verständigungsfrieden“ zusammengefasst wurde: „Der zentrale Inhalt dieser Strategie lag in der Mischung aus Kritik (am Burgfrieden) und Alternative (Frieden der Verständigung), wobei die systemverändernde Kraft dann um so größer wurde, je stärker die Alternative des Verständigungsfriedens gegenüber dem Eroberungsfrieden herausgestellt und von den sozialistischen Parteien aller kriegführenden Staaten mitgetragen würde.“²²⁹ Damit kristallisierten sich zum Kurs des Parteivorstandes allmählich klare Alternativen heraus, die nach einer innerparteilichen Diskussion verlangten, die unter den herrschenden Bedingungen aber kaum in der nötigen Offenheit zu führen war. Das bedeutete allerdings nicht, dass überhaupt keine Debatte stattfand.

Auf den von der Parteiopposition vollzogenen Gang an die Öffentlichkeit - unter den gegebenen Umständen durchaus ein dramatisch zu nennender Schritt - musste auch die bayerische Parteipresse

²²⁷ Das Manifest ist abgedruckt in: Ebd., S. 166-169, hier: S. 169.

²²⁸ Die Erklärung ist abgedruckt in: Ebd., S. 158-160.

²²⁹ BOLL, Frieden durch Revolution?, S. 188.

reagieren.²³⁰ Die *Münchener Post* druckte „Das Gebot der Stunde“ ab und kommentierte es mit der gewohnten Verweigerung einer inhaltlichen Auseinandersetzung, die lediglich durch eine gönnerhafte Attitüde kaschiert wurde: „Bei allem berechtigten Streben nach einem möglichst raschen Abschluß des Völkermordens muß man eben mit den vorhandenen Tatsachen rechnen. Im übrigen ist ja der Genosse Haase Vorsitzender des Parteivorstandes und auch noch Vorsitzender der Reichstagsfraktion. Da liegt das Feld, auf dem er seine sicher sehr guten Absichten wirken lassen kann.“²³¹ Dem sonst so wortgewandten Chefredakteur Adolf Müller gelang es hier nicht, argumentativ wieder in die Offensive zu kommen. (Wegen seiner zunehmenden Auslandstätigkeit nahm der Kontakt Müllers zur bayerischen und deutschen Innenpolitik sowie zum Parteileben allmählich ab, seinen Einfluss auf den Landesverband verlor er dabei aber noch nicht gänzlich.)

Auch das *Bayerische Wochenblatt* nahm gegen die „Verbreiter des vor Entstellungen strotzenden Flugblattes“ Stellung und behauptete: „*Vorbedingung* eines künftigen erfolgreichen Wirkens der deutschen Sozialdemokratie ist aber die Sicherung der Unabhängigkeit des Reiches gegen seine Angreifer, und darum muß `durchgehalten` werden, bis der Sieg völlig errungen ist. Wer da mit Parteispaltung droht, begeht ein Verbrechen an unserer Sache.“²³² Die inzwischen meist im Kielwasser der *Münchener Post* dümpelnde *Schwäbische Volkszeitung* (Augsburg) brachte eine Haltung zum Ausdruck, der jede auch nur ansatzweise mit Selbstkritik versehene programmatische Debatte als Sakrileg gegenüber einem verabsolutierten Einigkeitsdogma erschien.²³³ Ausgewogenheit wurde hier insofern noch gewahrt, als „Das Gebot der Stunde“ ebenso abgedruckt wurde wie die darauf folgenden Erklärungen und Repliken.²³⁴ Ähnlich verfuhr die *Neue Donau-Post* aus Regensburg.²³⁵

Während sich die *Fränkische Volkstribüne* (Bayreuth) auf den unkommentierten Abdruck des Oppositionsaufrufes, der diesem entgegneten Vorstandserklärung und der darauf folgenden „Klar-

²³⁰ Die Darstellung von Boll (vgl. *Frieden durch Revolution?*, S. 156), die Erklärung „Das Gebot der Stunde“ sei nur in der *Leipziger Volkszeitung* und der *Sozialdemokratischen Partei-Correspondenz* veröffentlicht worden, entspricht nicht den Tatsachen wie die Publikation in mehreren bayerischen Parteiblättern belegt.

²³¹ MP Nr. 142 vom 22.6.1915.

²³² BayWo Nr. 26 vom 1.7.1915.

²³³ „Sicherlich wird wohl jeder, der die baldige Beendigung des Völkermordens wünscht, mit dem Grundgedanken des Artikels Bernstein – Haase – Kautsky einverstanden sein, ob aber der Weg, den die Genossen zur Erreichung ihrer Absicht gingen, der richtige ist, darüber kann man zum mindesten sehr im Zweifel sein [...]. [Die] Einmütigkeit und Geschlossenheit [der Partei; B. A.] gestört zu haben, der Vorwurf kann den drei Genossen nicht erspart bleiben.“ (SVZ Nr. 143 vom 23.6.1915).

²³⁴ Vgl. ebd., SVZ Nr. 144 vom 24.6., Nr. 145 vom 25.6. und Nr. 146 vom 26.6.1915.

²³⁵ Das Blatt druckte auf der Titelseite die „Klarstellung“ von Partei- und Fraktionsvorstand ab, während das „Gebot“ selbst erst auf Seite 3 folgte (vgl. NDP Nr. 143 vom 23.6.1915). In einem kurzen Kommentar wurde dabei Unverständnis für das Vorgehen Haases bekundet, dennoch wurde seine Replik aus dem *Vorwärts* ebenfalls veröffentlicht (vgl. NDP Nr. 144 vom 24.6.1915). Es folgte die Antwort hierauf von Ebert, Scheidemann und Genossen (vgl. NDP Nr. 145 vom 25.6.1915) und eine weitere Erklärung von Partei- und Fraktionsvorstand (vgl. NDP Nr. 150 vom 1.7.1915).

stellung“ Haases beschränkte,²³⁶ veröffentlichte der *Fränkische Volksfreund* (Würzburg), dessen Chefredakteur Curt Geyer eindeutig auf der Seite der Parteiopposition stand, eine positive Stellungnahme von Gustav Eckstein²³⁷, obwohl bereits der Abdruck von „Das Gebot der Stunde“²³⁸ dem Blatt ein dreitägiges Erscheinungsverbot eingebracht hatte.²³⁹ Der besagte Artikel Ecksteins mit dem Titel „Die Einheit der Partei“ erwähnte den Oppositionsaufwurf zwar nicht *expressis verbis*, befasste sich jedoch ausschließlich mit dem Parteistreit und verteidigte unter weitgehendem Verzicht auf Polemik die Position der Haase-Gruppe:

„Es wäre also kindisch zu glauben, daß ein Genosse die Parteeinheit schon dadurch gefährde, daß er gegen die Politik der Parteeinstanzen Einwendungen erhebt und eine Aenderung der Taktik in Vorschlag bringt. [...] Hat die Politik der Parteeinstanzen eine falsche Richtung eingeschlagen [...], dann treibt sie, konsequent weitergeführt, unweigerlich auch zur Zertrümmerung der Partei. Wer dieser Politik entgegentritt, wer die Partei auf die Gefahren hinweist, die ihrer Zukunft drohen, und ihr zeigt, welchen Weg sie einschlagen muß [...], der bedroht damit nicht die Einheit der Partei, er macht sich um diese Einheit verdient. Die Frage der Parteeinheit läßt sich daher nicht von der richtigen proletarischen Politik trennen. [...] Die sich von den proletarischen Zukunftsinteressen loslösende Politik kleinlicher Staatsmännerei aber gefährdet die Einheit der Partei gerade umso mehr, je weniger Opposition sie findet.“²⁴⁰

Diese Aufforderung zu einer inhaltlichen Debatte über Taktik und Ziele der Partei sollte weder beim loyal zum Parteivorstand stehenden „Münchner“ Flügel noch bei den stets um Entschärfung der Gegensätze bemühten „Nürnbergern“ auf positive Resonanz stoßen. Das bedeutendste Organ der nordbayerischen SPD, die *Fränkische Tagespost*, deren Leser bis dahin „das Opfer der Wunschvorstellung Adolf Brauns vom Burgfrieden innerhalb der Partei“²⁴¹ gewesen waren, druckte „Das Gebot der Stunde“ zunächst nur unkommentiert ab.²⁴² Dies veranlasste Südekum zu einem offenen Brief, in dem er unterstellte, „die Redaktion wolle sich mit dem Aufruf einverstanden erklären und selbstverständlich auch im weiteren Verlauf der Dinge den Versuch machen, die Parteigenossen in Nürnberg für diesen Standpunkt zu gewinnen.“ Der Reichstagsabgeordnete sah sich deshalb gezwungen, „ein warnendes Wort an meine Parteigenossen zu richten“, indem er die „drei Romantiker“ (d. h. Haase, Bernstein und Kautsky), die „Das Gebot der Stunde“ verfasst hatten, mit den bekannten

²³⁶ Vgl. FVt Nr. 144 vom 23.6. und Nr. 145 vom 24.6.1915.

²³⁷ Eckstein, Gustav, geb. 19.2.1875 in Wien, Historiker und Ökonom, Beitritt zur SPD, 1910-1911 Lehrer für Geschichte des Sozialismus an der zentralen Parteechule der SPD in Berlin, ab 1910 Redakteur der *Neuen Zeit*, Mitarbeiter beim *Vormärts*, gest. 27.7.1916 in Zürich.

²³⁸ FV Nr. 142 vom 22.6.1915. Die Erklärung des Parteivorstandes und die Replik Haases wurden ebenfalls abgedruckt (vgl. FV Nr. 143 vom 23.6.1915).

²³⁹ Vgl. C. GEYER, *Die revolutionäre Illusion*, S. 51.

²⁴⁰ FV Nr. 151 vom 3.7.1915.

²⁴¹ K.-D. SCHWARZ, *Weltkrieg und Revolution in Nürnberg*, S. 213.

²⁴² Vgl. FT Nr. 142 vom 21.6.1915.

Argumenten angriff. Südekum kam zu dem wenig überraschenden Schluss, „daß [es] für uns deutsche Sozialdemokraten in der Tat jetzt keine andere Losung gibt, als *das treue und zuverlässige Festhalten an der Politik vom 4. August*, die zugleich eine unzweifelhafte *Friedenspolitik* ist.“²⁴³

An den Abdruck von Südekums Artikel schloss sich unmittelbar eine Antwort der Redaktion an.²⁴⁴ Darin wurde zunächst darauf hingewiesen, dass es für Südekum und seinesgleichen bedeutend einfacher war, sich in der Öffentlichkeit Gehör zu verschaffen, als für ihre innerparteilichen Gegner, die unter den Zensurbestimmungen zu leiden hatten (was sogleich dadurch demonstriert wurde, dass die Entgegnung der Redaktion nur mit einer Auslassung abgedruckt werden konnte). Aus diesem Grund wurde auch darauf verzichtet, nachzuweisen, „daß die Haltung Bethmann Hollwegs zu den Annexionspolitikern nicht während der ganzen Zeit des Krieges die gleiche gewesen ist.“ Auch unter den erschwerten Bedingungen blieb die Redaktion Südekum allerdings nichts schuldig: „Man wird wohl gut tun, erst Jahr und Tag nach dem Friedensschlusse die Rangliste der einzelnen Genossen nach der Nüchternheit ihres politischen Urteils anzufertigen. Wir sind nicht so ungeduldig wie Genosse Südekum. Wir glauben auch, daß das Schreien nach Disziplinierung [...] denen am wenigsten zusteht, die sich vor dem Kriege die Selbständigkeit gegenüber Parteibeschlüssen sehr kräftig zu wahren verstanden.“²⁴⁵ Dem war an sich wenig hinzuzufügen; jeder, der sich einige Jahre (etwa an den Budgetstreit) zurückerinnern konnte, wusste, was gemeint war.

Einen Tag später veröffentlichte die *Fränkische Tagespost* die Antwort des Parteivorstandes auf den Oppositionsaufwurf,²⁴⁶ bevor sie sich einige Zeit später in versöhnlicher Diktion äußerte: „Wer mit vollem Herzen bei der Partei war, empfindet mit tiefstem Schmerze die Zerklüftung in unseren Reihen. Er ist aber auch voller Zuversicht, daß die Einheit und Geschlossenheit der Partei und der Gewerkschaft zuletzt über alle Politisiererei von rechts und über alle Sektiererei von links den Sieg davon tragen wird.“²⁴⁷ Erstaunlich zurückhaltend gab sich noch die *Oberfränkische Volkszeitung*, die die umstrittene Erklärung veröffentlichte, sich aber jeglicher Wertung enthielt.²⁴⁸ Lediglich die Wiedergabe von erläuternden Erklärungen Haases deutete auf eine merkliche Affinität zu den Auffas-

²⁴³ FT Nr. 148 vom 28.6.1915.

²⁴⁴ Diese Erklärung war nicht gekennzeichnet, dürfte aber von Adolf Braun verfasst, zumindest aber maßgeblich beeinflusst gewesen sein.

²⁴⁵ FT Nr. 148 vom 28.6.1915.

²⁴⁶ Vgl. FT Nr. 149 vom 29.6.1915.

²⁴⁷ FT Nr. 158 vom 9.7.1915.

²⁴⁸ Vgl. OVZ Nr. 143 vom 22.6.1915.

sungen der Parteioption hin,²⁴⁹ ohne jedoch bereits eine klare Distanzierung von der Parteiführung erkennen zu lassen.²⁵⁰

Die bayerische SPD-Presse hatte somit auf die erste öffentlichkeitswirksame Manifestation der Kritik an der Parteiführung keineswegs einmütig reagiert; eine Verschärfung der Differenzen deutete sich in diesem mehrstimmigen Chor zumindest an, war darin jedoch noch nicht zwangsläufig angelegt. Da es in Bayern erst wenige entschiedene Anhänger der Gruppe um Kautsky und Haase gab, konnte der Dissens zwischen den Parteigauen²⁵¹ (ohnehin ein altbekanntes Phänomen) bezüglich der Reaktion auf die Initiative der Opposition noch als rein taktischen Motiven entsprungen erscheinen. Diesem Eindruck, den wohl auch die Behörden zunächst hatten,²⁵² widersprachen indes die weiteren Reaktionen der „Münchner“ auf das Vorgehen der Parteioption. Der südbayerische Gauvorstand erklärte, „daß das Vorgehen Haases mit seinen Pflichten als Parteivorsitzender nicht zu vereinbaren“ und ein „energischer Ton des Parteivorstandes gegen die Opposition [...] dringend notwendig“²⁵³ seien. Der für den gesamten Gau maßgebliche Ortsverein München bestätigte diesen Kurs, indem er im Juli auf einer Wahlkreis-Konferenz mit überdeutlicher Mehrheit die Anträge der Opposition, die nur sieben von 357 Stimmen erhielten, ablehnte.²⁵⁴ Kritische Geister – so genannte „Quertreiber“²⁵⁵ –, die es auch gab, blieben eine verschwindende Minderheit.²⁵⁶

Die Generalversammlung der SPD im Reichstagswahlkreis Augsburg-Wertingen-Schwabmünchen erklärte wenig später sogar einstimmig „ihre Übereinstimmung mit dem Verhalten der Reichstags-

²⁴⁹ Vgl. OVZ Nr. 145 vom 24.6. und Nr. 146 vom 25.6.1915.

²⁵⁰ Darauf deutet auch der Abdruck der Erklärung der Vorstände von Partei und Reichstagsfraktion zum „Gebot der Stunde“ hin. (Vgl. OVZ Nr. 144 vom 23.6.1915).

²⁵¹ Hier wie im Folgenden ist nur von Nord- und Südbayern die Rede, der dritte bayerische Gau, die linksrheinische Pfalz, wird mangels Relevanz nicht eingehend berücksichtigt.

²⁵² Die burgfriedenskritische SPD-Minderheit geriet dann erst 1916 genauer ins Visier der Behörden.

²⁵³ So die Ausführungen des südbayerischen Vertreters Franz Schmitt (München) in der Parteiausschusssitzung vom 30.6./1.7.1915. (Protokolle des SPD-Parteiausschusses, Bd. I, S. 183).

²⁵⁴ Vgl. R. JANSEN, G. v. Vollmar, S. 118.

²⁵⁵ Auf wen der Kampfbegriff „Quertreiber“, der jede Opposition gegen die Burgfriedenspolitik mit dem Stigma des Destruktiven belegte, genau zurückgeht, ist nicht ganz klar. Bereits lange vor dem Krieg hatte Ströbel gegenüber Kautsky gefordert, Eisner (damals Redakteur beim *Vorwärts*) müsse „eine Lektion“ erteilt werden, um ihm die Lust auf „weitere Quertreibereien“ (H. Ströbel an K. Kautsky vom 1.9.1904; WIELAND, Heinrich Ströbel, Zitat: S. 41) zu nehmen. Heine verwendete den Begriff im Krieg jedenfalls frühzeitig, u. a. auch im Titel einer Kampfschrift (Wolfgang HEINE, Gegen die Quertreiber!, Dessau [1917]).

²⁵⁶ Wie weit sich die Wahrnehmungen bereits zu dieser Zeit voneinander entfernten hatten, zeigt wiederum ein Schreiben Heines, in dem er berichtete: „Ich bekomme von einem Parteigenossen aus München, der mich dort in Versammlungen gehört hat und jetzt meine Broschüre gegen die Quertreiber gelesen hat, einen Brief voll heftigster Vorwürfe. Daraus sehe ich, daß die Leute eben nicht lesen können, und daß ihnen eine andere Ausdrucksweise als die hergebrachte ihrer Konventikel und Zeitungen unverständlich bleibt. Dieser Mensch hat allen Ernstes aus meiner Broschüre herausgelesen, daß ich für den Krieg schwärmte, usw. Dieser edle Bruder versteigt sich aber auch zu dem ganz offenen Wunsch, Deutschland möchte unterliegen, weil sonst die Sozialdemokratie gefährdet werde. Der Kerl ist dumm, aber solche Dumme bilden eine Gefahr.“ (W. Heine an G. v. Vollmar vom März 1915; abgedruckt in: MATTHIAS/PIKART (Bearb.), SPD-Reichstagsfraktion, 2. Teil, S. 48-51, hier: S. 51). Möglicherweise handelte es sich bei diesem Münchner „Parteigenossen“ sogar um Eisner, der an Heine im Februar 1915 einen Brief gesandt hatte (siehe unten Kap. 4.7).

fraktion, des Parteivorstandes und des Parteiausschusses in der Frage der Bewilligung der Kriegskredite.²⁵⁷ (Ähnlich positionierte sich auch eine Konferenz des benachbarten Landtagswahlkreises Friedberg.²⁵⁸) Noch weiter ging Vollmar, der kurz darauf bereits forderte, sogar den Ausschluss der opponierenden Minderheit ernsthaft zu erwägen.²⁵⁹ Demgegenüber bezeichnete Max Walther, der nordbayerische Vertreter im Parteiausschuss, die Unterstützung Haases für den Aufruf zwar als „Fehler“²⁶⁰, stellte die weitere Bewilligung der Kriegskredite jedoch zumindest theoretisch infrage.²⁶¹

Einzig zum Thema des Parteistreits wurde am 8. August eine weitere Gaukonferenz nach Nürnberg einberufen, die aber einen ausdrücklichen Beschluss vermied, um sich auch weiterhin Handlungsspielraum im Sinne einer Konfliktbeilegung zu bewahren.²⁶² Wenig später sollte Nürnberg zum Ausgangspunkt für eine Reihe von Verständigungsinitiativen werden. (Aufrichtig um Ausgleich bemüht waren dort nicht nur Adolf Braun, sondern auch Josef Simon, der nicht zu den Unterzeichnern des Liebknecht-Flugblattes gehört hatte; in einer Konferenz der Verbandsvorstände im Juli bemühte er sich darum – ohne von seiner kritischen Position abzugehen –, den Parteistreit nach Möglichkeit aus den Gewerkschaften herauszuhalten.²⁶³) Die Chancen dieser Initiativen reduzierten sich allerdings schon dadurch, dass neben der Frage der Kreditbewilligung noch weitere Streitpunkte in den Vordergrund drängten.

4.2.4 *Der Streit um die „Kriegsziele“ und der Pakt mit der Regierung*

Auf Initiative der Burgfriedensgegner hatten im Juni 1915 Partei- und Fraktionsvorstand in einer Eingabe an den Reichskanzler die von mehreren Interessenverbänden geforderte weit ausgreifende Annexionspolitik abgelehnt, deren verhängnisvolle Folgen skizziert und für das Selbstbestimmungsrecht der Völker plädiert.²⁶⁴ Bei realistischer Betrachtung waren diese Forderungen der SPD mit

²⁵⁷ SVZ Nr. 177 vom 2.8.1915.

²⁵⁸ Am 3.10.1915 nahm diese Konferenz einstimmig eine Resolution an, die die Bewilligung der Kriegskredite befürwortete und bedauerte, „daß durch einzelne Quertreiber Uneinigkeit und Zersplitterung in die Reihen der Partei zu tragen versucht wird.“ (SVZ Nr. 232 vom 5.10.1915).

²⁵⁹ Vgl. R. JANSEN, G. v. Vollmar, S. 113. Diesen Vorschlag hatte Vollmar noch vor der Veröffentlichung von „Das Gebot der Stunde“ erstmals ventiliert (siehe Beginn des Kapitels).

²⁶⁰ In der Sitzung am 30.6./1.7.1915. (Protokolle des SPD-Parteiausschusses, Bd. I, S. 187).

²⁶¹ So erklärte Max Walther: „Ob im August [1915] erneut die Bewilligung erfolgen dürfe, könne heute noch nicht entschieden werden.“ (Ebd.).

²⁶² Vgl. GÄRTNER, Mit uns zieht die neue Zeit, S. 162.

²⁶³ Siehe dazu das Protokoll der Konferenz der Verbandsvorstände vom 5.-7.7.1915. (Abgedruckt in: SCHÖNHOFEN (Bearb.), Gewerkschaften 1914-1919, S. 181-195).

²⁶⁴ In der Eingabe von 26.6.1915 hieß es: „Die sozialdemokratische Partei hat sich am 4. August 1914 in Reih und Glied gestellt mit der Gesamtheit des deutschen Volkes, um seine nationale Existenz und Unabhängigkeit zu verteidigen. Sie hat in diesem Kampfe gegen eine Welt von Feinden zu ihrem Lande gestanden und wird dies weiter tun, bis das Ziel der Sicherung erreicht und die Gegner zum Frieden geneigt sind. Aber angesichts der immer deutlicher hervortretenden Bestrebungen, dem Krieg den Charakter eines

den wenige Monate zuvor von Bethmann Hollweg selbst angekündigten Kriegszielen unter keinen Umständen kompatibel, was jeder in der Reichstagsfraktion wissen *konnte*. Die Frage war, was der Einzelne wissen *wollte*; kritische Stimmen meldeten sich nun auch aus bislang loyalen Kreisen.²⁶⁵ Bei Betrachtung der weiteren Entwicklung drängt sich der Verdacht auf, dass die Parteimehrheit nicht wirklich hinter dem Kerninhalt der Eingabe an den Kanzler stand und die darin ausgesprochenen Warnungen selbst nicht ernst nahm. Heine verteidigte die Regierung mit dem fadenscheinigen Argument: „Geradezu als Verräter an der Idee des Friedens aber hat der gehandelt, der das Schriftstück der wirtschaftlichen Verbände, das deren Kriegsziele enthält, der Berner Tagwacht in die Hände gespielt und in dem Artikel *Der deutsche Raubzug* die wahrheitswidrige Behauptung aufgestellt hat, dies wäre das Kriegsziel der deutschen Regierung.“²⁶⁶ Wahrheitswidrig war hier vor allem die Behauptung, die deutsche Regierung verfolge keine Eroberungsziele.

Von einer kritischen Haltung gegenüber der Reichsleitung war der rechte SPD-Flügel inzwischen meilenweit entfernt. Seinen innerparteilichen Widersachern hielt Kolb entgegen:

„Wer bisher noch im Zweifel über die Unhaltbarkeit der aus der revolutionären Romantik abgeleiteten politischen und taktischen `Prinzipien` war, den muß die Haltung der `Marxisten` seit Ausbruch eines Krieges eines Besseren belehrt haben, falls er für Belehrungen überhaupt noch zugänglich ist. Die Stellung, welche die `Marxisten` bezüglich der *Friedensfrage* einnehmen, ist doch die Utopie zu Pferde, genau so wie die Illusionen, die sie vor dem Kriege bezüglich der Verhütung desselben durch das Proletariat propagiert haben. [...] Wie kann man einem so gewaltigen historischen Ereignis gegenüber, wie es dieser Weltkrieg darstellt, von Standpunkt der ökonomisch-historischen Ge-

Eroberungskrieges zu geben, halten wir es für unsere Pflicht, auch an das zu erinnern, was wir in jener Sitzung zum Kriegsbeginn sagten: Wir wollen einen Frieden, der die Freundschaft mit den Nachbarvölkern ermöglicht. Dabei leitete uns in erster Linie das Interesse unseres eigenen Volkes; denn nur ein solcher Frieden trägt die Gewähr einer dauernden Sicherung für uns selbst in sich. [...] Wie das Volk in allen anderen Ländern, so ersehnt auch unser aus Hunderttausenden von Wunden blutendes Volk einen baldigen Frieden. [...] Schon die Propagierung der Eroberungspläne [durch die Eingabe der Wirtschaftsverbände; B. A.] peitscht die Gegner Deutschlands zur Fortführung des Kampfes auf und trägt zur Verlängerung des Krieges bei. [...] Jede gewaltsame Antastung der Selbständigkeit und Unabhängigkeit eines Volkes enthält den Keim neuer kriegerischer Verwicklungen, birgt in sich die Voraussetzungen für eine dem Deutschen Reiche gefährliche Koalition von Gegnern. [...] Die Behauptung, daß das Deutsche Reich für seine wirtschaftliche Existenz Gebietswerbungen im Osten und Westen brauche, wird durch den glänzenden wirtschaftlichen Aufschwung widerlegt, den wir innerhalb der bisherigen Reichsgrenzen erlebt haben. [...] Jeder Versuch, Belgien zu vergewaltigen, in welcher Form es auch immer sei, würde die Auflösung der Koalition gegen uns, was doch ein Hauptziel sein muß, ganz unmöglich machen. Die Annexion Belgiens würde Deutschland isolieren, die Koalition gegen uns noch verschärfen und erweitern. Nicht noch mehr Feindschaften, sondern mehr Sympathien muß uns der Frieden bringen. [...] Indem wir unter allen Umständen für die Selbständigkeit und Unabhängigkeit aller Völker und gegen jede Annexionspolitik eintreten sind wir überzeugt, unserem Volke den größten Dienst zu leisten.“ (Abgedruckt in: Herbert MICHAELIS/Ernst SCHRAEPLER (Hrsg.), Ursachen und Folgen. Vom deutschen Zusammenbruch 1918 und 1945 bis zur staatlichen Neuordnung Deutschlands in der Gegenwart. Eine Urkunden- und Dokumentensammlung zur Zeitgeschichte. Erster Band. Die Wende des ersten Weltkrieges und der Beginn der innerpolitischen Wandlung 1916/1917, Berlin 1958, S. 362-364).

²⁶⁵ In der Sitzung von Parteivorstand und Generalkommission der Gewerkschaften erklärte Otto Braun am 10.8.1915: „Mit aller Entschiedenheit habe ich bisher die Haltung der Mehrheit verteidigt. Das wird aber den Parteigenossen gegenüber immer schwerer, wenn wir nicht genügende Zusicherungen von seiten der Regierung über das Kriegsziel erhalten. Es würde mich schmerzen, wenn unsere Fraktion durch die Verhältnisse dazu getrieben würde, die Kredite abzulehnen. Handelt die Fraktion diesmal ohne genügende sichere Grundlagen, so wird das den offenen Aufruhr in der Partei entfachen.“ (KRUSE, Krieg und nationale Integration, Zitat: S. 184).

²⁶⁶ Wolfgang Heine, Die deutsche Sozialdemokratie im deutschen Volk, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 13 vom 8.7.1915, S. 628-636, hier: S. 632.

schichtsauffassung eine so hirnverbrannte Ideologie vertreten, wie es seitens der `Marxisten` geschieht.“²⁶⁷

Eine Verständigung der Kontrahenten war auf dieser Basis kaum noch vorstellbar; dazu waren die Gegensätze in der Partei inzwischen viel zu groß. David vertrat ganz offen den Standpunkt: „Während des Krieges muß der Gedanke, daß wir alle Deutsche sind und in gemeinsamer Sache zusammenstehen müssen, freilich allen Parteiunterschieden gegenüber obsiegen.“²⁶⁸ Im Juli 1915 vertraute er dem Kanzler an, die Partei müsse an „gewissen prinzipiellen Formulierungen“ festhalten, ansonsten „treiben wir der Opposition Leute zu.“²⁶⁹ Darauf konnte sich Bethmann Hollweg seinen eigenen Reim machen; er hatte jedenfalls die Gewissheit, sich mit geschicktem Lavieren weiterhin die Unterstützung der SPD(-Mehrheit) bewahren zu können – ohne seine weit ausgreifenden Kriegsziele preis- oder gar aufgeben zu müssen.

Die Mehrheit der SPD-Führung stand den Eroberungsabsichten der Regierung wohlwollend, teilweise sogar begeistert gegenüber, worüber etliche Äußerungen Aufschluss geben.²⁷⁰ Dem Duktus der Regierungspropaganda folgend hatte Südekum - für den die SPD die eigentliche „Kerntruppe“²⁷¹ des Kanzlers war - gegen „notwendige Grenzsicherungen“ und „gegen selbst recht weitgehende wirtschaftliche Verbindungen“²⁷² mit anderen europäischen Staaten nichts einzuwenden. Die *Frankfurter Volksstimme* argumentierte: „Der uneingeschränkte deutsche Verzicht auf Annexionen, jetzt schon in verbindlicher Form amtlich ausgesprochen [!], könnte ein schwerer politischer Fehler sein, denn er gäbe jegliche Möglichkeit das Faustpfand als Druckmittel zur Erlangung von Konzessionen zu benutzen aus der Hand.“²⁷³ Quessel wiederum teilte die weit verbreitete Auffassung, „daß, so gewaltig die Bedeutung der Selbstbehauptung Österreich-Ungarns gegen die nationalistischen

²⁶⁷ Wilhelm Kolb, Sekte oder Partei?, in: *Die Neue Zeit*, Nr. 2 vom 8.10.1915, S. 54-60, hier: S. 58.

²⁶⁸ DAVID, Sozialdemokratie und Vaterlandsverteidigung, S. 29.

²⁶⁹ DAVID, Kriegstagebuch, S. 138. Nicht nur David hielt vertraulichen Kontakt mit der Regierung, wobei diese über Parteiinterna informiert wurde; Heine besprach sich zum gleichen Thema kurz zuvor mit Riezler, der in diesem Zusammenhang befürchtete: „Bei längerer Kriegsdauer bekommen wir Schwierigkeit mit der Sozialdemokratie.“ (RIEZLER, Tagebücher, S. 277).

²⁷⁰ Dies wurde auch von den Behörden aufmerksam und wohlwollend registriert; in einem Bericht des Berliner Polizeipräsidenten Traugott von Jagow vom 15.8.1915 hieß es: „nach vertraulichen Mitteilungen [stehe] fest, daß gegen jede Annexion nur die Unbedingt-Oppositionellen kämpfen. Der rechte Flügel der Fraktion ist Gebietsverweiterungen in Flandern und Polen nicht abgeneigt.“ (ROJAHN, Einleitung, in: DITTMANN, Erinnerungen, Bd. 1, S. 1-286, Zitat: S. 189, Fn. 825).

²⁷¹ M. BLOCH, Albert Südekum, Zitat: S. 175.

²⁷² So in einem Zeitungsartikel im *Hamburger Echo* vom 19.7.1915. (GUTSCHE u. a., Deutschland im Ersten Weltkrieg, Bd. 2, Zitat: S. 156).

²⁷³ Max Schippel, Die Sprengungsaufrufe und die Parteipresse, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 13 vom 8.7.1915, S. 636-641, Zitat: S. 638.

schen Begierden Serbiens, Rußlands und Italiens ist, der Primat des Weltkriegs doch der Kampf Deutschlands gegen den Anspruch Englands auf Weltherrschaft ist.“²⁷⁴

Über die wahren Motive der Eingabe an den Kanzler vom Juni 1915 schrieb Heine in den *Sozialistischen Monatsheften* unverblümt: „Man geht kaum fehl, wenn man annimmt, daß der sozialdemokratische Parteivorstand die tatsächliche Lage des Krieges genau so gut gekannt hat wie andere Leute, und wenn man deshalb in dieser Aufforderung an die Regierung nichts als eine schöne Geste sieht, bestimmt, Parteigenossen und vielleicht auch ausländische Sozialisten zufriedenzustellen.“²⁷⁵ Der Kampf der SPD-Mehrheit gegen die Expansionspolitik der Regierung bestand in der Tat inzwischen nur noch aus „schönen Gesten“. Ströbel gab nicht von ungefähr die Parole aus: „Es geht diesmal wirklich `ums Ganze`, und wer nicht seiner geistigen Veranlagung nach der kalmierenden Mittel frommer Selbsttäuschungen bedarf, sollte sich bereit halten, den Kampf um Sein oder Nichtsein der Sozialdemokratie mit aller Entschiedenheit aufzunehmen.“²⁷⁶ Das tat allerdings weiterhin nur eine Minderheit.

Über das aktuelle Kräfteverhältnis in der Partei(-spitze) gab eine gemeinsame Tagung von Reichstagsfraktion und Parteiausschuss vom 14. bis 16. August 1915 Aufschluss. Zum Thema Kriegsziele und Friedenspolitik wurden am Ende die „Leitsätze“, die David formuliert hatte, abgesegnet;²⁷⁷ die Gegenposition war von Bernstein vorgetragen worden. Für die Minderheit brachte Hoch zudem einen Antrag ein, der erneut Dinge forderte, die in der Partei lange Zeit als unstrittig galten: „Die Sozialdemokratie ist gegen jede Vergewaltigung eines Volkes, also auch gegen jede zwangsweise politische und wirtschaftliche Angliederung fremder Staatsgebiete und gegen jede erzwungene `Verbesserung` der Grenzen.“²⁷⁸ Doch die Mehrheit lehnte dies ab.²⁷⁹ Sie war offenbar, wie es Cohen in einem Zwischenruf ausdrückte, der Ansicht: „Das Bethmannsche Programm ist so übel nicht.“²⁸⁰

Auf dieser Tagung kam es auch zu einem direkten Aufeinandertreffen der zu diesem Zeitpunkt wohl bedeutendsten Köpfe von Burgfriedensgegnern und -befürwortern in der bayerischen SPD.

²⁷⁴ Ludwig Quessel, Zum 4. August, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 15 vom 4.8.1915, S. 733-736, hier: S. 734.

²⁷⁵ Wolfgang Heine, Die deutsche Sozialdemokratie im deutschen Volk, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 13 vom 8.7.1915, S. 628-636, hier: S. 634.

²⁷⁶ Heinrich Ströbel, Die Ursachen der sozialistischen Krise, in: *Die Neue Zeit*, Nr. 12 vom 17.12.1915, S. 353-361, hier: S. 361.

²⁷⁷ Die Thesen Davids wurden von der Fraktion mit 74 zu 26, vom Parteiausschuss mit 30 zu 8 Stimmen angenommen. (Angabe aus DIITMANN, Erinnerungen, Bd. 2, S. 360).

²⁷⁸ Ebd., Zitat: S. 347.

²⁷⁹ Von der Fraktion sprachen sich 62 Anwesende gegen, 34 für den Antrag Hochs aus, vom Parteiausschuss 26 dagegen, 11 dafür. (Angabe aus ebd., S. 357).

²⁸⁰ DIITMANN, Erinnerungen, Bd. 3, Zitat: S. 1205, Anm. 74.

Zunächst stellte sich Adolf Müller im Wesentlichen auf den Standpunkt von David; daraufhin legte Müller die ihm durch seine vertraulichen Kontakte bekannte pessimistische Einschätzung der militärischen Lage durch den bayerischen Kriegsminister und die angebliche Absicht Bethmann Hollwegs, kein französisches Gebiet zu annektieren, dar.²⁸¹ Er schloss mit der apodiktischen Festlegung, „daß Deutschland jetzt keine andere Wahl hat, als weiter durchzuhalten.“²⁸² Dem trat Josef Simon entschieden entgegen: „Wenn die militärische Lage wirklich so schlecht ist, [wie] Adolf Müller uns [...] mitgeteilt hat, dann ist es erst recht unsere Pflicht, die Regierung zu zwingen, Farbe zu bekennen. Es wird immer gesagt, die Annexionspolitiker hätten keine Bedeutung. [...] Das ist falsch, die Annexionisten haben die Regierung im Schlepptau. Wir müssen der Regierung die Gefolgschaft verweigern.“²⁸³ Doch davon wollte die Fraktionsmehrheit nichts wissen; der äußerste rechte Flügel stand den Forderungen Simons, die auf völlig korrekten Grundannahmen beruhten, direkt feindlich gegenüber.²⁸⁴ Im Anschluss an Simon verlangte Dittmann: „Nachdem der Krieg als Eroberungskrieg fortgeführt wird, haben wir jede moralische und politische Stärkung der Kraft, mit der er geführt wird, zu verweigern! Für die parlamentarische Haltung der Fraktion folgt daraus die Pflicht, neue Kriegskredite abzulehnen. Sonst geht der Krieg weiter bis zum Weißbluten. Deshalb heißt es jetzt: Bis hierher und nicht weiter! Wir unterstützen keinen Eroberungskrieg!“²⁸⁵ Unmittelbar darauf, am 20. August, stimmte der Reichstag über die vierte Kriegskreditvorlage ab: 72 Abgeordnete der SPD stimmten dafür, Liebknecht dagegen, 32 verließen vor der Abstimmung den Saal. In der drei Tage zuvor abgehaltenen Fraktionssitzung hatten noch 36 Abgeordnete gegen die erneute Kreditbewilligung gestimmt, darunter auch Josef Simon, der dann zu denjenigen gehörte, die an der Abstimmung nicht teilnahmen.²⁸⁶

Von diesem Ausscheren unberührt hatte die bayerische Landesleitung der SPD ihre Zusammenarbeit mit den staatlichen Organen weiter intensiviert, was von diesen auch durchaus anerkannt wurde.²⁸⁷ Das Bayerische Kriegsministerium konnte nach Berlin melden: „Die sozialdemokratische

²⁸¹ Zu den Ausführungen Müllers siehe DITTMANN, *Erinnerungen*, Bd. 2, S. 347f. Müller gehörte dem Reichstag nicht an, sprach in der Sitzung jedoch als Vertreter des Parteiausschusses. Neben seiner Tätigkeit im Parteiausschuss hielt Müller auch noch anderweitig Kontakt mit der Berliner Parteiführung, so nahm er im Dezember 1916 an Sitzungen des Parteivorstandes teil (vgl. POHL, *Adolf Müller*, S. 260).

²⁸² DITTMANN, *Erinnerungen*, Bd. 2, Zitat: S. 348.

²⁸³ Ebd., Zitat: S. 350.

²⁸⁴ Bezeichnend dafür die Schilderung dieser Sitzung durch Heine gegenüber Vollmar: „Müllers Ausführungen machten zunächst einen sehr starken Eindruck. Aber im weiteren Verlauf wiederholten die Redner der Opposition immer wieder ihr prinzipielles Geschwätz, ohne im geringsten auf die Frage nach der Lage des Vaterlands und seiner Gefahr einzugehen.“ (W. Heine an G. v. Vollmar vom 17.8.1915; POHL, *Adolf Müller*, Zitat: S. 261).

²⁸⁵ DITTMANN, *Erinnerungen*, Bd. 2, Zitat: S. 352.

²⁸⁶ Vgl. MATTHIAS/PIKART (Bearb.), *SPD-Reichstagsfraktion*, 2. Teil, S. 74-76.

²⁸⁷ Siehe dazu auch W. ALBRECHT, *Landtag und Regierung*, S. 106-110 und POHL, *Adolf Müller*, S. 236-244.

Partei in Bayern [...] hat dem Kriegsministerium gegenüber seit Kriegsbeginn eine höchst anerkanntenswerte Loyalität bewiesen. Die Redaktion der 'Münchener Post' legte auf Fühlung mit dem Kriegsministerium stets Wert [...]. Auf innerpolitischem Gebiet waren allerdings einige Rückfälle in den alten Parteiton zu beklagen, jedoch meist nur als Antwort auf gegnerische Herausforderungen und ohne hetzerische Absicht; auch hat in solchen Fällen ein Vorhalt des Referenten gegenüber dem Chefredakteur [Adolf Müller] stets genügt, um die beginnende Polemik abzuschneiden.²⁸⁸ Umgekehrt funktionierte dieses informelle Zusammenwirken (fast) ebenso gut.²⁸⁹ Dieses informelle politische „Bündnis“ zweier gänzlich ungleicher Partner führte auf beiden Seiten zu gravierenden internen Auseinandersetzungen, wobei die Befürworter dieser Kooperation sich davon jeweils eine indirekte, aber doch wirksame Beeinflussung der Gegenseite versprachen, die den eigenen Interessen förderlich sein würde.

Der bayerische Kriegsminister Otto Krefß von Kressenstein vertrat frühzeitig die Ansicht, „daß es für die Erhaltung der öffentlichen Sicherheit vorzuziehen sei, den Klagen der großen Masse der wirtschaftlich Schwachen [...] einen unter der Kontrolle von geordneten und organisierten Versammlungen stehenden Ausdruck geben, und dabei durch die Veranstalter auf die angebahnten Abhilfen hinweisen zu lassen, statt ein Verbot solcher Versammlungen zu verfügen.“²⁹⁰ Als Hauptträger dieser Strategie war selbstredend der Mehrheitsflügel der Sozialdemokratie ausersehen; dieser sollte im Sinne einer Bewahrung der inneren Geschlossenheit der Gesellschaft instrumentalisiert werden, ohne dass sich die geringste Bereitschaft der Regierung zu durchgreifenden verfassungs- und gesellschaftspolitischen Konzessionen zu Gunsten der Arbeiterschaft belegen ließe. Als eigentliche Bedrohung des Herrschaftssystems wurden in dieser Logik – trotz ihrer zunächst verschwindend geringen Anzahl – bezeichnenderweise die Parteioptionellen betrachtet, deren Bekämpfung auch indirekt forciert wurde, da „bei der Entwicklung, in der die sozialdemokratische Partei augenblicklich begriffen ist, [...] es vielleicht sogar im staatlichen Interesse [liegt], den bisherigen Führern einigen Spielraum in der Abwehr der Bestrebungen des Liebknecht'schen Flügels zu lassen.“²⁹¹ Geleitet von diesem Kalkül blieb das Kriegsministerium - trotz der entgegengesetzten In-

²⁸⁸ MKr an Chef d. stellv. Generalstabes d. Armee in Berlin vom 30.6.1915. (KrA, MKr 14018).

²⁸⁹ In der Parteiausschusssitzung vom 12./13.1.1915 erklärte Adolf Müller: „Das Kriegsministerium liege mit den Zivilbehörden im Gegensatz. [...] Besondere Maßnahmen gegen die sozialdemokratische Presse hat das Kriegsministerium [...] abgelehnt. Bei versuchten Eingriffen gegen die 'Münchener Post' habe er sofort das Kriegsministerium intervenieren lassen, und zwar mit Erfolg.“ (Protokolle des SPD-Parteiausschusses, Bd. 1, S. 112).

²⁹⁰ MKr an StellvGenKdos vom 24.6.1915. (KrA, MKr 11521).

²⁹¹ So Krefß in einer Stellungnahme (handschriftl.) des Chefs der Armeeteilung I des Bayr. MKr vom 26.3.1916. (Ebd.).

terventionen des Innenministeriums²⁹² - bei seiner flexiblen Politik gegenüber der SPD(-Mehrheit).²⁹³

Entzündet hatte sich der offene Streit innerhalb der bayerischen Regierung an einem „Nieder mit den Ausbeutern!“ betitelten Artikel der *Münchener Post*, in dem scharfe Kritik an der Ernährungspolitik des Innenministeriums geübt (dieser wurde eine einseitige Ausrichtung an den Interessen der Händler vorgeworfen), gleichzeitig jedoch die Maßnahmen des Münchner Stellvertretenden Generalkommandos – also einer militärischen Stelle - zur Bekämpfung des Wuchers ausdrücklich gelobt wurden.²⁹⁴ In der nun folgenden Auseinandersetzung stellte sich Ministerpräsident Hertling auf die Seite von Innenminister Soden, was zur Verhängung der Vorzensur gegen die *Münchener Post* führte (weiter gehenden Maßnahmen widersetzte sich der Kriegsminister jedoch erfolgreich). Dieser Vorgang blieb dann auch während des ganzen Krieges eine einmalige Ausnahme; gänzlich verboten wurde die Zeitung – trotz teilweise durchaus massiver Kritik an Missständen, v. a. in der Lebensmittelversorgung – nie: „Ein Freiraum, wie ihn die ‚Münchner Post‘ genoß, war im deutschen Reich ungewöhnlich.“²⁹⁵ Hier zahlten sich wohl die Kontakte aus, die Adolf Müller seit langem mit höchsten Stellen gepflegt hatte; die konziliante Haltung der bayerischen SPD-Spitze spielte eine mindestens ebenso große Rolle. In gewisser Hinsicht setzte sich der bayerische Sonderweg – in ausdrücklicher Abgrenzung zu Preußen – in der Zensurfrage weiter fort.

Das Verhältnis zwischen *Münchener Post* und Landesleitung der SPD auf der einen, Regierung und Militärbehörden auf der anderen Seite war allerdings von Anfang an geprägt von einem nicht zu übersehenden Ungleichgewicht. Die Staatsorgane gewährten aus rein taktischen Motiven begrenzte Freiräume, allerdings nur mit dem Ziel, eine breitere Basis für die Kriegsanstrengungen zu erreichen und gleichzeitig eine eventuell auftretende kritische Opposition zu isolieren. Die Mehrheitsströmung in der SPD bekam für ihre aufrichtige und aufopferungsvolle Unterstützung der Regierung jedoch keine handfesten Gegenleistungen; es blieb – gemäß der „Ventil-Theorie“ - bei der Gewährung eines begrenzten Spielraums, der es erlaubte, Proteste gegen die zahlreichen Missstände zu artikulieren. Die Parteipresse kritisierte letztlich nur die Symptome, nicht aber die „Krankheit“ der

²⁹² Innenminister Soden forderte eine gezielte Verschärfung der Zensurmaßnahmen gegenüber der SPD. (Vgl. MInn an MKr vom 16.7.1915; KrA, MKr 13865).

²⁹³ In einem Bericht der preußischen Gesandtschaft in München an Reichskanzler Bethmann Hollweg vom 8.7.1915 hieß es zu diesem Themenkomplex: „Die Sozialdemokraten Bayerns [...] wissen der Regierung und den bürgerlichen Parteien nicht geringe Verlegenheiten durch das unermüdliche Bestreben zu bereiten, innerhalb der Grenzen des Burgfriedens und der Zensur sich Geltung zu verschaffen und Einfluß auf den Gang der öffentlichen Dinge zu gewinnen. Es ist für die militärischen Behörden keine leichte Aufgabe gewesen, bei den auftauchenden Einzelfragen die Grenzen so zu ziehen, daß einerseits der Parteifrieden nicht gestört, andererseits ein Sicherheitsventil geöffnet blieb, aus dem berechnete Wünsche des Volkes sich Luft machen konnten.“ (SAPMO-BArch, R 1501 113580).

²⁹⁴ MP Nr. 156 vom 8.7.1915.

²⁹⁵ POHL, Adolf Müller, S. 236.

bestehenden Ordnung. Die pflichtschuldigen Forderungen der (Mehrheits-)SPD nach einem Verständigungsfrieden waren letztlich das bedruckte Papier nicht wert, auf das sie geschrieben wurden, wie sich 1918 an der Reaktion auf den Diktatfrieden von Brest-Litowsk zeigen sollte. Die von der *Münchener Post* erzielte Wirkung bei der Festigung der „Heimatfront“ erkannte das Bayerische Kriegsministerium klar; die dem Blatt entgegengebrachte Milde kostete wenig und brachte viel. Auf vergleichbare Nachsicht konnte der oppositionelle *Fränkische Volksfreund* nicht hoffen; im September 1915 wurde eine Ausgabe der Zeitung beschlagnahmt, da die Leitsätze der SPD zu den Friedenszielen abgedruckt worden waren.²⁹⁶ Hier zeigt sich: Die Konzessionsbereitschaft der Behörden war sofort am Ende, sobald die entscheidenden innen- und außenpolitischen Fragen kritisch beleuchtet wurden.

Die schon längst praktizierte Strategie des *divide et impera* gegenüber der Sozialdemokratie war dem Bayerischen Kriegsministerium im August 1915 von Berlin aus explizit nahegelegt worden. Das einschlägige Schreiben des Preußischen Kriegsministeriums unterstrich noch einmal die Bedeutung des Burgfriedens für die „gewaltige Kraftäußerung im Felde und gleichzeitig die erfolgreiche Kriegsorganisation im Lande“. In der Unterstützung der Kriegsanstrengungen durch einen großen Teil der SPD sah man die Chance, „eine Entwicklung anzubahnen, die es ermöglicht, zahlreiche Anhänger dieser Partei dem gesunden vaterländischen Gedanken zu erhalten und wiederzugewinnen.“ Flankierend dazu sollte die Politik gegenüber der Parteiopposition diesen Prozess nicht „durch Gewaltmaßregeln in unerwünschter Weise“ stören, sondern es wäre nur bei strafbaren Handlungen einzugreifen, ansonsten aber die Schaffung von politischen „Märtyrern“ tunlichst zu vermeiden.²⁹⁷

Das hier beschriebene Kalkül lag ganz auf der Linie des Kanzlers, der bereits Anfang 1915 eine ähnliche Vorgehensweise befürwortet hatte;²⁹⁸ diese bestand darin, gezielt, aber ohne Übereifer zu versuchen, einen Keil in die sozialdemokratische Arbeiterbewegung zu treiben; dazu sollte der kooperationsbereite Teil integriert, der Rest isoliert und notfalls kriminalisiert werden, ohne dabei Solidarisierungseffekte auszulösen. Bethmann Hollweg gab sich in dieser Hinsicht bald zuversichtlich; Ende 1915 erklärte er vor den preußischen Ministern, die Sozialdemokraten hätten „während der Dauer des Krieges bis jetzt an keiner Stelle versagt“²⁹⁹. Ein Bericht der „Büros für Socialpolitik“

²⁹⁶ Vgl. StellvGenKdo II. AK an MKr vom 22.9.1915 (KrA, StellvGenKdo II. AK 251). Curt Geyer forderte daraufhin in seiner Funktion als Chefredakteur des *Fränkischen Volksfreundes* die Zensurbestimmungen der OHL bei den Militärbehörden an (vgl. C. Geyer an StellvGenKdo II. AK vom 25.10.1915; ebd.).

²⁹⁷ PreußMKr an MKr vom 31.8.1915. (KrA, MKr 14018).

²⁹⁸ Siehe dazu oben Kap. 3.1.6.

²⁹⁹ HERTZ-EICHENRODE, Deutsche Geschichte 1890-1918, Zitat: S. 225.

über die Stimmung in der Sozialdemokratie bestärkte zur gleichen Zeit die von der Reichsleitung verfolgte Strategie.³⁰⁰

Dazu passte auch genau der informelle Pakt zwischen dem rechten Flügel der bayerischen SPD, dessen Herzstück die Münchner Organisation bildete, und der Staatsregierung, wobei hier vor allem das Kriegsministerium federführend war. Dieser Pakt blieb bis zur Novemberrevolution von 1918 wirksam und sollte für das weitere Schicksal der Landespartei gravierende Folgen haben. Von Seiten der Behörden war die Motivation für dieses „Bündnis“ klar zu bestimmen: Sie beruhte auf der nüchternen Einsicht – die sich der militärischen Seite offensichtlich weit eher erschloss als der zivilen –, dass die *Münchener Post* einen „wichtigen Integrationsfaktor“³⁰¹ zwecks Unterstützung der Kriegsanstrengungen darstellte. Für diese konnte es nur förderlich sein, wenn dem mit der zunehmend schlechter werdenden Versorgungslage zwangsläufig wachsenden Unmut breiter Bevölkerungsschichten ein „Ventil“ geschaffen würde (in diesem Sinne hatte bereits im August 1914 Adolf Müller seine Strategie formuliert).

Solange die vorgebrachte Kritik nicht mit dem offenen Aufruf zum Umsturz einherging und sich der SPD-Mehrheitsflügel mit unverbindlichen Forderungen in der Verfassungsfrage begnügte, war die relativ liberale bayerische Zensurpolitik wirksam im Sinne der Stabilisierung der Herrschaftsverhältnisse. Die – zunächst allenfalls potenzielle - Gefährlichkeit der Parteiopposition für diese Politik wurde von den Behörden sofort erkannt, was zur Bereitschaft beitrug, mit taktischen Zugeständnissen die SPD-Rechte zu stärken.³⁰² Die prinzipielle Unterstützung der Kriegspolitik durch die SPD-Führung beruhte letztlich auf der Annahme, dass durch diesen Beweis der „nationalen Zuverlässigkeit“ der Arbeiterschaft die bisher vorenthaltene politische und gesellschaftliche Gleichberechtigung von den herrschenden Schichten des Kaiserreiches quasi freiwillig, einer nun endlich erlangten „Einsicht“ folgend, zugestanden werden würde.³⁰³ Diese Zukunftshoffnungen, an denen auch im-

³⁰⁰ Darin hieß es: „Trotzdem hören wir in den gemäßigten Parteikreisen [der SPD; B. A.] immer wieder Stimmen des Bedauerns, wenn die staatliche Gewalt, etwa durch Verhaftung einzelner radikaler Führer [...], in die innere Auseinandersetzung der Partei eingreift; nicht aus Mitleid, sondern weil man um alles in der Welt den Radikalen die Märtyrergloriole nicht gönnt, von der man aus der Zeit des Sozialistengesetzes weiß, wie stark ihr propagandistischer Wert ist.“ (MKr an StellvGenKdos vom 16.12.1915; KrA, StellvGenKdo I. AK 1370).

³⁰¹ POHL, Adolf Müller, S. 241.

³⁰² In einem Schreiben an die übrigen Minister vom 10.7.1916 erklärte Kriegsminister Krefß: „Wie aber durch derartige Zwangsmaßnahmen [d. h. die Verhängung der Vorzensur; B. A.] mit besonderer Spitze gegen ein sozialdemokratisches Presseorgan von im allgemeinen durchaus besonnener und ruhiger Haltung, auf die Presse in ihrer Gesamtheit, wie auf die betroffene Partei selbst wirken würde, wie hierdurch innerhalb der Sozialdemokratie die Liebknecht-Gruppe nur gestärkt und die national gerichtete sozialdemokratische Mehrheitspartei immer mehr an Boden verlieren würde, kann aus den [...] vertraulichen Berichten des K. Preußischen Kriegsministeriums über die Vorgänge in dieser Partei unschwer entnommen werden. Es wäre dann nicht ausgeschlossen, daß auch in der bayerischen Sozialdemokratie sich ähnliche Verhältnisse entwickeln könnten, wie solche in Berlin zu beklagen sind!“ (KrA, MKr 13865).

³⁰³ Formale Anzeichen einer wachsenden Akzeptanz gegenüber der (Mehrheits-)Sozialdemokratie im bürgerlichen Lager gab es immer wieder; so schrieben die liberalen *Münchener Neuesten Nachrichten* im August 1915: „Daß eine Gruppe in der deutschen Sozialdemokratie sich nachträglich von der Politik des 4. August loszumachen und, unter internationalen [sic] Zwangsvorstellungen leidend, den

mer wieder Zweifel geäußert wurden,³⁰⁴ hatte David in die Worte gefasst: „Die gesellschaftliche und politische Aechtung des Gegners muß ausgelöscht sein durch diesen Krieg, der gezeigt hat, daß alle bereit sind, wenn es gilt, die gemeinsame Heimat zu schützen, dem nationalen Ganzen alles zu opfern, auch das Leben.“³⁰⁵ Die Frage, ob dieses politische Kalkül der deutschen Sozialdemokratie (das ohnehin praktisch durch keinerlei Erfahrungswerte aus dem vorangegangenen halben Jahrhundert gedeckt war und in erster Linie an der Aufrechterhaltung der Legende vom deutschen Verteidigungskrieg hing) aufgehen konnte, entschied sich an der Reformfähigkeit Bayerns und des Deutschen Reiches.

Hier die Regierung mit allen Mitteln dazu zu zwingen, mehr als rhetorische Beruhigungspillen zu verabreichen, wäre die wichtigste innenpolitische Aufgabe der Sozialdemokratie gewesen. Doch die Bereitschaft, aus den für die Arbeiterschaft immer unerträglicher werdenden Lebensumständen konkrete politische Konsequenzen zu ziehen, ging beim Mehrheitsflügel über gelegentlichen Verbalradikalismus nicht hinaus.³⁰⁶ Stattdessen kam es in der bedeutungsschweren Frage der deutschen Kriegsziele zu einer Annäherung der Landesleitung an die Position von Reichs- bzw. Landesregierung. Der immer noch einflussreiche Vorsitzende Vollmar skizzierte in einer Denkschrift, die er an David sandte, im August 1915 ein eigenes „Kriegszielprogramm“³⁰⁷, das Forderungen nach Frieden verwarf, solange der Krieg nicht entschieden war, und Annexionen zwar ablehnte, nicht jedoch „Grenzkorrekturen“; das Programm forderte den Schutz Deutschlands gegen künftige Angriffe und die Loslösung der westlichen Teile des Zarenreiches sowie eine große Kriegsentschädigung von Frankreich und visierte schließlich das Projekt eines Zusammenschlusses Mitteleuropas an.³⁰⁸ Dieser Katalog stand dem berühmten „September-Programm“ Bethmann Hollwegs in augenfälliger

unversöhnlichen Feinden die Hand hinzustrecken suchte, die dann natürlich mit Hohn zurückgewiesen ward, kann die Bedeutung der am 4. August von der großen Masse der Sozialdemokraten vollzogenen Wendung nur noch in ein helleres Licht setzen.“ (A. REIMANN, *Der große Krieg der Sprachen*, Zitat: S. 204).

³⁰⁴ Molkenbuhr erklärte im Januar 1915 im Parteausschuss im Hinblick auf die Nachkriegszeit: „Auf Geschenke und Trinkgelder wird man nicht rechnen können. Wir werden nur das erhalten, was wir durch unsere Macht erringen.“ (Protokolle des SPD-Parteausschusses, Bd. I, S. 128).

³⁰⁵ DAVID, *Sozialdemokratie und Vaterlandsverteidigung*, S. 29.

³⁰⁶ So äußerte der Abgeordnete Johannes Hoffmann in der Landtagsdebatte zur Ernährungspolitik am 17.12.1915: „Der schamlosen Ausbeutung des Volkes, dem Nahrungsmittelwucher, seinen freiwilligen und unfreiwilligen Helfern gegenüber gibt es für uns Sozialdemokraten keinen Burgfrieden.“ (KdAbg StenBer, Bd. XIII, S. 200).

³⁰⁷ Vgl. R. JANSEN, G. v. Vollmar, S. 114f.

³⁰⁸ Wie nah die Position des rechten Flügels der SPD in der Annexionsfrage bei den Absichten Bethmann Hollwegs lag, zeigte die Antwort Davids an Vollmar; dort hieß es: „Auch ich bin entschlossen, der evtl. letzten Konsequenz nicht auszuweichen. Hoffentlich gelingt es aber, die Linke in der Minderheit zu halten. Diesem Zweck zuliebe habe ich meine Thesen mit Ebert, Scheidemann und Gen[ossen] besprochen und eine Einigung erzielt, die als Kerngedanke immer wieder die polit[ische] und wirtsch[aftliche] Sicherung des Reiches enthält. Die Annexion volksfremder Gebiete, als innere und äußere Schwächung, wird abgelehnt und inbezug auf Belgien und Polen besonders behandelt. Ersteres darf `andererseits auch kein milit[ärisches] Bollwerk Englands werden`; Letzteres soll selbst[ändiges] Staatswesen werden (nach Wunsch der Polen). (Die Anlehnung an Deutschland und Österreich selbstverständlich.) Kurland lasse ich unerörtert.“ (E. David an G. v. Vollmar vom 11.8.1915; DITTMANN, *Erinnerungen*, Bd. 3, Zitat: S. 1195, Anm. 38).

Weise entschieden näher als Forderungen nach einem Verständigungsfrieden ohne Annexionen und Kontributionen in der sozialdemokratischen Tradition der Vorkriegszeit,³⁰⁹ zumal Vollmar sich auch dagegen wandte, die sozialistischen Parteien der anderen Länder mit „Friedens- und Brüderlichkeitsgefühlen“³¹⁰ zu überhäufen. Die Ansinnen Vollmars, einen Ausschluss der opponierenden Minderheit aus der eigenen Partei zu überprüfen, war von diesem Standpunkt ausgehend nur noch konsequent.

Die Strategie der bayerischen Regierung, der Sozialdemokratie zumindest kleinere Zugeständnisse zu machen, um den rechten Parteiflügel zu stärken, wurde in den letzten Monaten des Jahres 1915 ganz deutlich sichtbar.³¹¹ So wurde im Oktober das Verbot der Zulassung von Sozialdemokraten zu Gemeindeämtern aufgehoben, im folgenden Monat dann das so genannte Eisenbahnrevers (diese Regelung hatte Angestellten der bayerischen Staatsbahnen die Mitgliedschaft in sozialdemokratischen Interessenverbänden untersagt). Diese bescheidenen Erfolge bestärkten die tonangebenden Führer der bayerischen SPD in ihrem dogmatischen Glauben an die prinzipielle Reformfähigkeit des gegenwärtig herrschenden politischen Systems, dem lediglich mit vagen Drohungen für die Zeit nach dem Krieg auf die Sprünge geholfen werden müsse.³¹² In der Landtagsdebatte vom 25. November 1915 brachte Adolf Müller dies noch einmal zum Ausdruck: „Wir erwarten, daß die bayerische Regierung auf innerpolitischem Gebiete auch für sich die Versprechungen einlöst, die der Reichskanzler [...] gab, als er sagte: Wenn ein ruhmvoller, ein glücklicher Friede erkämpft sei, dann solle nur noch der Mann gelten, *einer dem anderen gleich*. Sollte ein reaktionärer Widerstand diesen Fortschritt in sozialer und demokratischer Richtung zu hindern suchen, so werden die Millionen kampfgewohnter Männer auch im Frieden ihre Pflicht zu erfüllen wissen den Feinden des Fort-

³⁰⁹ Vollmar ging mit seinen Vorstellungen sogar über die Ziele von Ministerpräsident Hertling hinaus, der im Juni 1915 beim Reichskanzler zu Gunsten eines Status-quo-Friedens mit Rußland interveniert hatte; dieser Vorstoß wurde jedoch von König Ludwig III. aus grundsätzlichen Bedenken gegen einen Annexionsverzicht wieder zurückgenommen (vgl. W. ALBRECHT, Landtag und Regierung, S. 156). Zu diesem Zeitpunkt sprach sich auch noch Kronprinz Rupprecht für umfangreiche Annexionen aus (vgl. K.-H. JANSSEN, Macht und Verblendung, S. 293-297). Demgegenüber vertrat die *Fränkische Tagespost* traditionelle sozialdemokratische Positionen in der Friedensfrage; die Interpellation der SPD-Reichstagsfraktion vom 9.12.1915, die eine Offenlegung der deutschen Kriegsziele forderte – was Reichskanzler Bethmann Hollweg ablehnte – kommentierte sie folgendermaßen: „Nun gibt die stärkste sozialdemokratische Partei der Welt in einer lange bei ihr vermißten Einheitlichkeit der Welt das Beispiel mutigen Bekenntnisses zum Frieden. [...] Mut machen den Friedensliebenden, deren Zahl in allen Völkern größer ist, als die uns feindlichen Regierungen zugestehen möchten, das sollte eine Nebenwirkung der sozialdemokratischen Interpellation sein.“ (FT Nr 290 vom 10.12.1915). Welche Kriegszielpläne auf dem rechten Flügel der SPD verfolgt wurden, geht aus einem Brief von Heine an den ihm politisch nahe stehenden Vollmar hervor, in dem es hieß: „Der Erwerb von Kolonialland ist auch wahrscheinlich die einzige Möglichkeit, um uns wenigstens teilweise für die ungeheuren Kosten des Krieges schadlos zu halten. Es mag nicht gut klingen, wenn man daran denkt, dem durch diesen Krieg ohnehin so schwer getroffenen Belgien auch noch den Kongo wegzunehmen. Aber wir können hier nicht die Interessen eines anderen Volkes wahrnehmen, wo unsere eigene Existenz auf dem Spiele steht. Die Schuldfrage muß in solchen Momenten ganz ausscheiden.“ (W. Heine an G. v. Vollmar vom 10.11.1915; POHL, Adolf Müller, Zitat: S. 261).

³¹⁰ G. v. Vollmar an P. Scheidemann vom 7.12.1915. (KAMPFFMEYER, Georg von Vollmar, Zitat: S. 140).

³¹¹ Vgl. R. JANSSEN, G. v. Vollmar, S. 113-119.

³¹² Als Beispiel für diese Selbstbeschränkung auf deklamatorische Maßnahmen kann die Petition des Landesvorstandes gelten, die sich gegen den Lebensmittelwucher aussprach und im Sommer 1915 von 274417 Personen – in Bayern einschließlich der Pfalz – unterzeichnet wurde. (Vgl. FV Nr. 186 vom 13.8.1915).

schritts und der freien Entwicklung gegenüber.³¹³ Dass dieser Optimismus nicht allgemein geteilt wurde, hatte Müller selbst noch zu Jahresbeginn zugegeben, als er intern äußerte, dass man „in Bayern [...] keine große[n] Hoffnungen auf die Zustände nach dem Kriege [setze]. Wohl werde unsere[r] Partei durch ihre verständige und selbstverständliche Haltung die Agitation sehr erleichtert werden. Voraussetzung sei, daß unsere Position nicht leichtfertig verdorben werde.“³¹⁴

Dieser Hinweis konnte nur als Spitze gegen die Parteiopposition verstanden werden, die Müller und seine Gesinnungsgenossen als Gefahr für den Kurs der Parteiführung betrachteten.³¹⁵ Diese Gefahr galt es um beinahe jeden Preis auszuschalten; sich einer substanziellen inhaltlichen Debatte zu stellen, war für den rechten Parteiflügel keine Option. In einer Parteiversammlung in Regensburg stellte der Landtagsabgeordnete Sigmund von Haller³¹⁶ fest, in Bayern gebe „es keine Liebknechtiaden, da stände die Sozialdemokratie nicht auf dem Standpunkte der Revolution, sondern der Evolution.“³¹⁷ Für die differenziertere Sichtweise von Adolf Braun, der sich um diese Zeit als „Zentrumsmann gegen die Politisierer von rechts und gegen die Sektierer von links“³¹⁸ sah, war der Spielraum bereits recht schmal geworden.

In der Sitzung der Reichstagsfraktion vom 30. November 1915 beklagte Josef Simon: „Die Minderheit ist nicht imstande, ihre Auffassung zur Geltung zu bringen, wenn sie im Reichstage nicht reden kann. Die jetzige Mehrheit hat früher als Minderheit der Partei immer Schwierigkeiten gemacht, trotzdem ist sie beim Reden im Plenum stets berücksichtigt worden. [...] wir [haben] kein Vertrauen, daß von den Rednern der Mehrheit jetzt energisch für einen annexionslosen Frieden gesprochen wird und verlangen deshalb für uns einen Redner.“³¹⁹ Der von Simon eingebrachte Antrag, der vorsah, der Minderheit im Reichstag Aktionsfreiheit zu gewähren, wurde mit 68 zu 29 Stimmen abgelehnt. Die Existenz oppositioneller Kräfte in der bayerischen Parteiorganisation wurde auf diese Weise nur allmählich, aber mit der Zeit doch immer stärker von der Öffentlichkeit registriert.

³¹³ KdAbg StenBer, Bd. XIII, S. 85.

³¹⁴ So in der Parteiausschusssitzung vom 12./13.1.1915. (Protokolle des SPD-Parteiausschusses, Bd. I, S. 112).

³¹⁵ In der gleichen Sitzung forderte Müller den Parteivorstand auf, eventuell ein neues Zentralorgan zu schaffen, da der *Vorwärts* mit seiner vorstandskritischen Haltung seiner eigentlichen Funktion nicht mehr gerecht werde. (Vgl. ebd., S. 113).

³¹⁶ Haller, Sigmund von, geb. 22.10.1861 in Speyer (RB Pfalz), Gymnasium in Bamberg, Studium der Medizin in Erlangen, Marburg und Kiel, 1887 Promotion zum Dr. med. in Kiel, 1887-1888 Assistenzarzt in München, 1889-1890 Schiffsarzt beim Norddeutschen Lloyd, 1890-1893 Arzt in Erlangen, Berlin und Genf, 1893-1897 Arzt in München, Beitritt zur SPD, 1897-1910 Arzt in St. Alban (BA Landsberg), ab 1910 erneut in München, danach auf Schloss Großgründlach (BA Fürth), 1899 Sekretär der SPD-Landtagsfraktion in München, MdL 1900-1905 und 1907-1920, 1905-1907 Mitglied des Distriktrates in Landsberg, 1911-1920 Steuerausschussmitglied beim Stadtrentamt München II, Nov. 1918 bis Nov. 1919 Staatsrat im Bayer. Finanzministerium, Dez. 1918 Mitglied des provisor. Nationalrates in Bayern, 1920 1. Vizepräsident des bayer. Landtags, gest. 20.3.1936 in Nürnberg.

³¹⁷ NDP Nr. 256 vom 3.11.1915.

³¹⁸ A. Braun an G. Eckstein vom 9.7.1915. (FASEL, Adolf Braun, Zitat: S. 122).

³¹⁹ DITTMANN, Erinnerungen, Bd. 2, Zitat: S. 395f.

Deren Wahrnehmung wurde dominiert durch die Vorgänge im Reichstag. Während es sich bei dem Antrag Simons noch um eine interne Angelegenheit gehandelt hatte, galt dies nicht mehr für die wenige Tage später im Reichstagsplenum stattfindenden Ereignisse.

4.2.5 Die Parteiopposition bezieht im Reichstag Stellung

Zum Ende des Jahres 1915 hin gewann der Parteistreit noch einmal an Dynamik. In der *Neuen Zeit* hatte Kautsky die Gegenoffensive der Parteiopposition bereits mit mehreren Beiträgen eingeleitet; u. a. schrieb er dort:

„Daß ein getrenntes Vorgehen von Minderheit und Mehrheit ein Übel ist, kann nicht geleugnet werden. Es fragt sich bloß, ob es nicht das kleinere Übel ist, ob nicht der Zustand, dem es abhilft, ein größeres Übel darstellt. Was die Einheit der Partei gefährdet, ist nicht das *Aussprechen*, sondern das *Bestehen* des Gegensatzes. Gewiß, sein Aussprechen im Reichstag, an so ungewöhnlicher und zentraler Stelle, wirkt intensiver als sein Aussprechen etwa in der Presse oder in Versammlungen; dies aber nur deshalb, weil es eben bezeugt, wie hoch die innere Spannung gediehen sein muß, wenn sie so weit geht, sich an dieser Stelle Luft zu machen.“³²⁰ „Es handelt sich also um die Existenz der Partei. Um sie zu retten, darf die Minderheit sich nicht weiter mehr vor der Öffentlichkeit ausschalten lassen, selbst auf die Gefahr hin, daß die Mehrheit sich dadurch nicht nur zu heftigen Protesten, was zu erwarten, sondern darüber hinaus zu Akten der Intoleranz hinreißen lassen sollte. Gewiß, jede Unvorsichtigkeit wird sich an der Minderheit rächen. Noch mehr aber jede Schwäche. Sie darf nicht provozieren, sich aber auch nicht durch Drohungen einschüchtern lassen.“³²¹

Auf Drängen der Minderheit brachte die SPD im Reichstag nun eine Interpellation ein, die den Kanzler zwingen sollte, in der Kriegszielfrage seine wahren Pläne zu offenbaren.³²² Durch die konspirativen Kontakte, die Südekum und Heine mit dem Kanzler pflegten, blieb die Reichsleitung allerdings wohlinformiert und in einer überlegenen Position.³²³ Die Fraktionsmehrheit hatte zudem durchgesetzt, die ursprüngliche Initiative zu verwässern.³²⁴ „Ihre wirkliche Funktion kann nicht anders gedeutet werden als die einer unverbindlichen Demonstration sozialdemokratischen Frie-

³²⁰ Karl Kautsky, Freiheit der Meinungsäußerung und Parteidisziplin, in: *Die Neue Zeit*, Nr. 6 vom 5.11.1915, S. 161-169, hier: S. 168.

³²¹ Karl Kautsky, Fraktion und Partei, in: *Die Neue Zeit*, Nr. 9 vom 26.11.1915, S. 269-276, hier: S. 275f.

³²² Über die Zahl der Abgeordneten, die den von Ledebour in der Fraktionssitzung vom 30.11.1915 eingebrachten Antrag unterstützten, gehen die Angaben auseinander. Miller geht von 48 Abgeordneten aus (Burgfrieden und Klassenkampf, S. 120), Dittmann berichtet von 44 (Erinnerungen, Bd. 2, S. 388), Scheidemann von 50 (Protokolle des SPD-Parteiausschusses, Bd. I, S. 236). Im Vergleich zum August 1914 war die Parteiopposition jedenfalls erheblich angewachsen, was Haase optimistisch stimmte: „Für meine Behandlung der Friedensfrage habe ich schon fast die Hälfte der Fraktion gewonnen [...]; vielleicht gelingt es diesmal, die Mehrheit [...] zu mir herüberzuziehen.“ (H. Haase an E. Brill vom 27.11.1915; abgedruckt in: E. HAASE (Hrsg.), Hugo Haase, S. 112f., hier: S. 112).

³²³ Vgl. M. BLOCH, Albert Südekum, S. 178f.

³²⁴ Der von Ledebour eingebrachte Antrag lautete: „Ist der Herr Reichskanzler zu sofortigen Friedensverhandlungen auf Grundlage des Verzichtes auf Annexionen jeder Art durch alle kriegführenden Staaten bereit?“ Nachdem dieser Antrag abgelehnt worden war, wurde eine abgeschwächte Fassung angenommen; diese lautete: „Ist der Herr Reichskanzler bereit, Auskunft zu geben, unter welchen Bedingungen er zu Friedensverhandlungen bereit ist?“ (MILLER, Burgfrieden und Klassenkampf, Zitat: S. 120). David kommentierte diesen Vorgang in einem Bericht an Vollmar: „Die Interpellation der Ledebour und Gen. wäre eine Katastrophe gewesen. Verhindert konnte sie nur noch durch eine Interpellation mit harmloserer Fassung und entsprechenden Rednern werden.“ (E. David an G. v. Vollmar vom 3.12.1915; MITTMANN, Fraktion und Partei, Zitat: S. 353, Fn. 78).

denswillens, aus der die Regierung keinerlei Konsequenzen zu ziehen brauchte, da ihr ja selber keine Konsequenzen angedroht wurden.³²⁵ Bethmann Hollweg wich in der Parlamentsdebatte am 9. Dezember in gewohnter Manier jeder Festlegung aus, während ein Sprecher der Zentrumsparlei im Namen aller bürgerlichen Fraktionen erklärte, dass für sie nur ein Friedensschluss in Betracht käme, bei dem „für die Dauer die militärischen, wirtschaftlichen, finanziellen und politischen Interessen Deutschlands im ganzen Umfang und mit allen Mitteln einschließlich der dazu erforderlichen Gebietserweiterungen“³²⁶ gewährleistet würden.

Otto Landsberg³²⁷, der für die SPD sprach, meldete hier keinen Widerspruch an; auch gegenüber der Regierung blieb es beim üblichen Lavieren. Auf Klarheit zu drängen, hielt die Mehrheit weiterhin für verzichtbar. „Aufgrund der Zweideutigkeit der Reden des Reichskanzlers war es die Mehrheitsfraktion, die ständig die Kanzlerworte im Sinne ihrer Absichten uminterpretieren mußte, während die Minderheit sich mit gutem Recht an die Fakten halten konnte, daß nämlich die `Friedensliebe` des Reichskanzlers nur in abstrakten Wendungen zum Ausdruck kam, seine Betonung der Sicherheitsgarantien aber eindeutig auf Machterweiterung des Reiches abzielten.“³²⁸ Entgegen den bisherigen Gepflogenheiten hatte die Fraktionsmehrheit verhindert, dass in der Debatte neben Landsberg auch noch ein Sprecher der Minderheit zu Wort kam. Die Mehrheit vertrat den Standpunkt: „Jedenfalls ist es aber eine irreführende Übertreibung, wenn behauptet wird, dadurch, daß die Fraktionsdisziplin der Minderheit verbietet, im Reichstag zu reden, werde diese *nun verhindert, überhaupt zu reden*.“³²⁹

Die Parteiopposition reagierte nun umgehend mit einem Flugblatt, das eine Erklärung von 36 Reichstagsabgeordneten (darunter neben Josef Simon auch Hugel als weiteren bayerischen Vertreter) enthielt, die ihre Kritik am ausweichenden Verhalten des Kanzlers im Parlament zum Ausdruck brachten.³³⁰ (Dabei gilt es zu beachten: „Die Kriegslage Deutschlands nach eineinhalb Jahren war so, daß auch in den Kreisen der Opposition mit einem Sieg, oder doch mit einem Vergleichsfrieden

³²⁵ MILLER, Burgfrieden und Klassenkampf, S. 257.

³²⁶ WIELAND, Die Verteidigungslüge, Zitat: S. 73.

³²⁷ Landsberg, Otto, geb. 4.12.1869 in Rybnik (RB Oppeln), 1878-1887 Gymnasium in Ostrowo, 1887-1890 Jurastudium in Berlin, 1890-1895 Gerichtsreferendar in Gostyn, Ostrowo und Posen, 1891 Beitritt zur SPD, 1895-1919 Rechtsanwalt in Magdeburg, 1903-1909 Stadtverordneter in Magdeburg, MdR 1912-1920 und 1924-1933, Okt. 1918 Vorstandsmittglied der SPD-Reichstagsfraktion, Nov. 1918 bis Feb. 1919 Mitglied des Rates der Volksbeauftragten, Feb.-Juni 1919 Reichsminister der Justiz, 1920-1924 Deutscher Geschäftsträger in Brüssel, 1924-1933 Rechtsanwalt in Berlin, 1933 Emigration (Tschechoslowakei, Schweiz, Belgien, Niederlande), gest. 9.12.1957 in Baarn (Niederlande).

³²⁸ BOLL, Frieden ohne Revolution?, S. 161.

³²⁹ Otto Braun, Die Theorie der Parteispaltung, in: *Die Neue Zeit*, Nr. 9 vom 26.11.1915, S. 264-269, hier: S. 267.

³³⁰ Über die Zahl der Unterzeichner liegen unterschiedliche Angaben vor: Miller (Burgfrieden und Klassenkampf, S. 122) spricht von 37, Prager (Das Gebot der Stunde, S. 82) listet 34 Abgeordnete auf.

gerechnet wurde.³³¹) Durchaus in der sozialdemokratischen Traditionslinie stehend, aber in ihrer Direktheit doch die Politik des Parteivorstandes desavouierend, zogen die Unterzeichner des Flugblattes eine markante Trennlinie zur Regierungspolitik: „Wir lehnen jede Gemeinschaft mit diesen vom Reichskanzler und den bürgerlichen Parteien verkündeten Eroberungsplänen ab. [...] Unsere Landesgrenzen und unsere Unabhängigkeit sind gesichert. Die Gefahr, die dem deutschen Volke droht, ist nicht der Einbruch fremder Heere. Dagegen geht Europa mit Riesenschritten einem Zustande entgegen, in dem der Unterschied zwischen Sieger und Besiegtem – wenn es einen solchen schließlich geben sollte – völlig ausgelöscht wäre in dem allgemeinen Ruin aller kriegführenden Staaten“³³². Mit der Forderung nach „Anerkennung des Grundsatzes, daß kein Volk vergewaltigt, daß die politische und wirtschaftliche Selbständigkeit jedes Volkes gewahrt wird, daß alle Staaten Eroberungsplänen [...] entsagen“³³³, sollte die Reichsregierung zu einem „Offenbarungseid“ gezwungen werden, der auch für die Politik der SPD Konsequenzen haben musste. Folgerichtig wurde die geplante Veröffentlichung der Erklärung im *Vorwärts* durch die Zensurbehörden verboten, konnte aber per Flugblatt erfolgen;³³⁴ ein Exemplar davon tauchte in Würzburg auf.³³⁵

Für einen Teil der Minderheit hatte es damit aber noch nicht sein Bewenden. In der Fraktionssitzung vom 20. Dezember kam es zum Bruch, der sich als irreversibel erweisen sollte. Während einer erregten Debatte, bei der die bekannten Standpunkte aufeinanderprallten, machte Haase schließlich öffentlich, dass er und eine Reihe weiterer Abgeordneter am nächsten Tag im Plenum gegen die Kredite stimmen würden, verwahrte sich aber gegen den Vorwurf der Spaltung, den die Mehrheit immer lauter vorbrachte.³³⁶ Die Grundüberzeugung der Minderheit fasste Dittmann prägnant zusammen:

„Kein einziger Genosse der Minderheit bezeichnet die Vertreter der Mehrheit als Verräter. Überhaupt scheidet die moralische Wertung für uns vollständig aus. Es handelt sich auch nicht darum, ob durch das objektive Kräfteverhältnis der Kriegführenden der Krieg für Deutschland zu Eroberungen führt oder nicht. Entscheidend ist vielmehr, daß nach den Erklärungen der Regierung und der bürgerlichen Parteien dieser Krieg als ein Eroberungskrieg weitergeführt wird. Jene Erklärungen sind so zweifelsfrei, es ist so deutlich dargetan, daß man jetzt um Eroberungen willen den Krieg weiterführt, daß wir jetzt unsere eigene Erklärung vom 4. August 1914 wahr machen müssen. Denn damals haben wir erklärt, daß wir gegen jeden Eroberungskrieg sind. Und jetzt ist der Augenblick

³³¹ R. MÜLLER, *Vom Kaiserreich zur Republik*, S. 92.

³³² DITTMANN, *Erinnerungen*, Bd. 2, Zitat: S. 399.

³³³ Ebd., Zitat: S. 400.

³³⁴ Vgl. DITTMANN, *Erinnerungen*, Bd. 3, S. 1267.

³³⁵ Dem dortigen Stellvertretenden Generalkommando zufolge war das Flugblatt eigentlich verboten worden. (Vgl. StellvGenKdo II. AK an Zensurbehörden des Korpsbezirks vom 17.1.1916; KrA, StellvGenKdo II. AK 252).

³³⁶ Otto Braun hatte kurz zuvor gewarnt: „Eine Spaltung der Fraktion muß aber unabwendbar eine Spaltung der Partei nach sich ziehen. Denn eine einheitliche geschlossene Partei mit zwei Fraktionen im Parlament ist ein Unding.“ (Otto Braun, *Die Theorie der Parteispaltung*, in: *Die Neue Zeit*, Nr. 9 vom 26.11.1915, S. 264-269, hier: S. 265).

gekommen, wo wir öffentlich auftreten müssen. Das Bisherige genügt dazu nicht mehr, sondern wir müssen die schärfste und schroffste Form dazu wählen. [...] Wir denken nicht an Spaltung, wir fordern nur das gleiche Recht wie die Mehrheit. Denn die Mitglieder der Mehrheit haben ja auch von Parteitagebschlüssen Ausnahmen gemacht. So betrachten wir auch unser Verhalten als Ausnahme und wollen es vor einem Parteitag verantworten.“³³⁷

Anschließend griff auch Ledebour die Mehrheit wegen ihrer Unterstützung für die Eroberungspläne der Regierung an und erklärte: „Wir von der Minderheit befinden uns im Einklang mit den Beschlüssen der Partei und der Internationale, und darin sehen wir die Rechtfertigung für unser Vorgehen.“³³⁸ Auf die stichhaltigen Argumente der Minderheit vermochte Ebert in der Sache nichts zu entgegnen; er betrachtete die Bewilligungsfrage schlicht als „erledigt“³³⁹ und beschränkte sich ansonsten darauf, weiter auf dem Einigkeitsdogma zu insistieren. Die Mehrheit der Fraktion störte sich nicht an dieser Realitätsverweigerung: Gegen 21 Stimmen wurde am Ende der Sitzung der Antrag, der Minderheit Aktionsfreiheit zu gewähren, abgelehnt.

Die Ausführungen Josef Simons in dieser Aussprache sind besonders geeignet, seine Position innerhalb des Meinungsspektrums in der Partei genauer zu bestimmen.³⁴⁰ Auffallend ist dabei seine Einschätzung, dass die Parteispaltung weder notwendig noch zwangsläufig sei, „daß es [in Bezug auf innerparteiliche Auseinandersetzungen; B. A.] früher viel schlimmer war“³⁴¹. Obwohl er den Kurs der Parteiführung ablehnte, war er noch nicht zur offenen Konfrontation entschlossen: „Ich wende mich an die Genossen der Minderheit, und sosehr ich verurteile, daß die Mehrheit in ganz systematischer Weise darauf hingearbeitet hat, daß es scheinbar zu einem Bruch komme, sosehr möchte ich jedoch dringend ersuchen, von dem Vorhaben [d. h., im Reichstag gegen die Kriegskredite zu stimmen; B. A.] abzusehen. Ich habe lange gekämpft, ob ich mitgehen sollte; als ich mir aber die Folgen überlegte, was nicht kommen muß aber vielleicht kommen wird, da habe ich meine Überzeugung dem Parteiinteresse zum Opfer gebracht.“³⁴²

Simon bezog sich dabei explizit auf den Wunsch der Parteibasis, die - bei aller Kritik am Burgfriedenskurs - die Parteieinheit als allem Anderen übergeordneten Wert betrachte; ihm ging es zunächst um die Vermeidung eines „Bruderkampfes“, auch aus der Erkenntnis heraus, „daß die Zeit für sie

³³⁷ MATTHIAS/PIKART (Bearb.), SPD-Reichstagsfraktion, 2. Teil, S. 115f.

³³⁸ Ebd., S. 120.

³³⁹ Ebd.

³⁴⁰ Vgl. ebd., S. 122-124.

³⁴¹ Ebd., S. 123.

³⁴² Ebd.

[d. h. die Minderheit; B. A.], nicht für die Mehrheit arbeitet.“³⁴³ Dass die Wiederherstellung der Parteinheit letztlich auf der Linie der (gegenwärtigen) Minderheit stattfinden müsse, machte Simon im Schlusssatz deutlich: „Ich meine also, daß die Minderheit sich diesmal noch enthalten sollte, und daß wir dann gemeinsam später gegen neue Kredite stimmen könnten.“³⁴⁴ Neben der eklatanten Überschätzung der Verständigungsbereitschaft und Einsichtsfähigkeit der Parteiführung um Ebert³⁴⁵ und Scheidemann lässt sich an diesem Redebeitrag Simons auch erkennen, dass es sich bei der Parteiopposition von Anfang an um einen sehr heterogenen, losen Zusammenschluss verschiedener Strömungen handelte, die voneinander nicht exakt abzugrenzen waren.

Neben der kleinen radikalen Gruppe um Liebknecht³⁴⁶ (die in Bayern während des Krieges praktisch keine Resonanz fand) und dem Kristallisationskern der späteren SAG bzw. USPD um Haase, Ledebour und Kautsky gilt es noch eine weitere Strömung im Auge zu behalten: Eine nicht unerhebliche Gruppe von Abgeordneten – immerhin ein Fünftel der Fraktion – vertrat einen gemäßigeren Kurs, der sich zwar gegen die Kreditbewilligung wandte, den Gegensatz zum Vorstand zunächst intern zum Ausdruck bringen, aber (noch) nicht öffentlich eskalieren lassen wollte. Erst die Ereignisse der nächsten beiden Jahre führten in dieser Gruppe zu einer klaren Scheidung in die Anhänger der abgespaltenen USPD, zu denen sich Simon gesellen sollte, und denjenigen, die „trotz allem“ in der (M)SPD blieben, wie Michael Hierl³⁴⁷ und Hugel. Der rechte Parteiflügel bemühte sich frühzeitig nach Kräften, das wachsende Lager seiner Gegner zu spalten - letztlich mit Erfolg.³⁴⁸

Bei der Abstimmung im Reichstag am 21. Dezember 1915 votierten schließlich 20 Abgeordnete der SPD gegen die neue Kreditvorlage, 22 hatten vorher den Saal verlassen (zu dieser Gruppe gehörten auch Josef Simon und Hugel, die sich damit gegen den Kurs der bayerischen SPD-Führung stell-

³⁴³ Ebd., S. 124.

³⁴⁴ Ebd.

³⁴⁵ Dieser hatte in der gleichen Fraktionssitzung noch ausgerufen: „Wo ist der Staatsmann irgend eines feindlichen Staates, der so eine Friedensliebe [sic!] dargetan hat wie Bethmann? Das ist doch für uns entscheidend.“ (Ebd., S. 122).

³⁴⁶ Die Kluft, die sich bereits zwischen Liebknecht und der Gruppe um Haase geöffnet hatte, zeigte sich auch daran, dass Liebknecht die von Friedrich Geyer am 21.12.1915 vorgetragene Erklärung als unzureichend ablehnte.

³⁴⁷ Hierl, Michael, geb. 25.9.1868 in Oberschleißheim (BA München), 1874-1881 Volksschule, 1882-1885 Feingoldschlägerlehre, 1887 Beitritt zur SAP und zur Gewerkschaft, 1889-1892 Militärdienst, bis 1904 Tätigkeit als Feingoldschläger, 1894-1904 Vorsitzender der SPD-Wahlkreisorganisation Mittelfranken, 1904-1905 angestellter Geschäftsführer des Metallarbeiter-Verbandes in Dresden, 1905-1933 Geschäftsführer des Metallarbeiter-Verbandes in Schwabach, 1908-1919 Magistratsrat und 1919-1933 Stadtrat in Schwabach, MdL 1908-1918, MdR 1912-1920, Dez. 1918 Mitglied des provisor. Nationalrates in Bayern, 1928-1933 Mitglied des Kreistages von Mittelfranken, gest. 30.7.1933 in Nürnberg.

³⁴⁸ Über die „unsicheren Kantonisten“ in der Reichstagsfraktion wurde Vollmar von Heine ständig auf dem Laufenden gehalten: „Es krümeln doch immer wieder von neuem Leute ab. Während bisher Dr. Erdmann, Edmund Fischer, Wurm und Zubeil für die Kredite gestimmt haben, werden sie diesmal dagegen stimmen. Aus Bayern ist Hugel dagegen, [Michael] Hierl zweifelhaft. Ich muß Ebert recht geben, daß schon des äußeren Eindrucks wegen jede Stimme erhalten werden muß, bei der es möglich ist. Immerhin werden diejenigen, die nicht für die Kredite stimmen, diesmal ca. 40 sein [...]. Es handelt sich jetzt darum, diese 40 zu spalten, so daß die Zahl, die sich entschließt, sofort gegen die Kredite zu stimmen und sich mit der bloßen Absentierung nicht begnügt, möglichst gering wird.“ (W. Heine an G. v. Vollmar vom 17.8.1915; DITTMANN, Erinnerungen, Bd. 3, Zitat: S. 1238, Anm. 354).

ten³⁴⁹). Für die Minderheit der 20 (offenen) Bewilligungsgegner verlas Friedrich Geyer eine von Haase verfasste Erklärung, die anklagte: „Die Militärdiktatur, die rücksichtslos alle Friedensbestrebungen unterdrückt und die freie Meinungsäußerung zu ersticken sucht, macht es uns unmöglich, außerhalb dieses Hauses unsere Stellung zu der Kreditvorlage zu begründen. [...] Unsere Landesgrenzen und unsere Unabhängigkeit sind gesichert. Nicht der Einbruch feindlicher Heere droht uns. Wohl aber gehen unser Reich wie das übrige Europa bei Fortsetzung des Krieges der Gefahr der Vernichtung der Lebenskräftigsten, der Verarmung der Völker und der Verwüstung ihrer Kultur entgegen.“³⁵⁰ Diese prophetischen Worte verhallten in der politischen Öffentlichkeit weitgehend ungehört; auch in der SPD gewann diese Sicht der Dinge nur ganz allmählich an Zustimmung.

Die „Sonderaktion“ der 20 Abgeordneten, die mit Nein gestimmt hatten, wurde nicht nur von Anhängern des rechten Flügels strikt abgelehnt – bezeichnenderweise wieder unter Verzicht auf jegliche inhaltliche Argumentation, stattdessen nur durch Rekurs auf die traditionelle Einigkeitsrhetorik. Dies wird ersichtlich durch den Antrag Johannes Hoffmanns in der Fraktionssitzung vom 21. Dezember, der „einen Disziplinbruch bedauerlichster Art“ durch die Minderheit gegeben sah; sie „zerstört die Einheit der parlamentarischen Aktion in der schwierigsten politischen Lage und ist darum auf das schärfste zu verurteilen.“³⁵¹ Diese Initiative fand eine Mehrheit in der Fraktion.³⁵² Hoffmann sprach sich jedoch gegen einen Antrag von Legien aus, der (vorerst vergeblich) den Ausschluss der 20 „Widerständler“ forderte;³⁵³ Hoffmann sah die Gefahr, dass sich dann auch Abgeordnete, die sich der Stimme enthalten hatten, möglicherweise der Oppositionsgruppe anschließen könnten – Hoffmann nannte namentlich Simon als zu diesen „Kandidaten“ gehörig – und das „wäre nicht Säuberung, sondern Spaltung“³⁵⁴. Letztlich hielt Hoffmann zu diesem Zeitpunkt – darin mit Simon durchaus einig – die Konflikte noch für überbrückbar und prognostizierte, dass die „Sonderaktion“ lediglich Episodencharakter haben würde. Auf den Missbilligungsbeschluss der Fraktionsmehrheit antwortete die Minderheit mit einer eigenen Erklärung, die in der Behauptung gipfelte, ihr Vorgehen „spaltet nicht, sondern fördert die Einheit der Partei.“³⁵⁵ In sichtbarem Kontrast dazu stand allerdings, dass Haase den Fraktionsvorsitz niederlegte. Im rechten Lager wiederum

³⁴⁹ Simon hatte in der Woche vor der Abstimmung über die Kredite gegenüber Scheidemann noch erklärt, gegen die Bewilligung stimmen zu wollen (vgl. MATTHIAS/PIKART (Bearb.), SPD-Reichstagsfraktion, 2. Teil, S. 99). Bei der Abstimmung im Reichstag gehörte Simon dann aber - ebenso wie Hugel - zu denjenigen Abgeordneten, die den Saal vorzeitig verlassen hatten (vgl. ebd., S. 133, Fn. 7).

³⁵⁰ KRAUSE, USPD, Zitat: S. 61f.

³⁵¹ MATTHIAS/PIKART (Bearb.), SPD-Reichstagsfraktion, 2. Teil, S. 134.

³⁵² Vgl. ebd., S. 150.

³⁵³ Dieser Antrag wurde gegen 18 Stimmen abgelehnt. (Vgl. ebd.).

³⁵⁴ Ebd.

³⁵⁵ PRAGER, Das Gebot der Stunde, Zitat: S. 88.

galt der Verzicht auf harte Maßnahmen gegen die Abweichler als, wie David es nannte, „elendster Unfall, jetzt wo das Geschwür ausgeschnitten werden könnte und müsste.“³⁵⁶

In der Reaktion der bayerischen SPD-Presse auf die Minderheitsaktion zeigte sich wieder ein vielschichtiges Bild. Die *Fränkische Tagespost*, die noch unmittelbar zuvor den Parteivorstand deutlich kritisiert und die Hoffnung auf eine Umkehrung der Mehrheitsverhältnisse geäußert hatte,³⁵⁷ bezeichnete die Erklärung der Abgeordnetengruppe um Haase als „unerwünscht und unerfreulich und selbst von ihrem Standpunkte aus durchaus nicht klug und weitsichtig“³⁵⁸; die Parteieinheit wurde in gewohnter Weise einer inhaltlichen Klärung übergeordnet.³⁵⁹ Nachdem zunächst die beiden widerstreitenden Positionen gegenübergestellt worden waren,³⁶⁰ bezog der *Fränkische Volksfreund* eindeutig für die opponierende Minderheit Stellung; das Blatt sah in deren Aktion „ein bedeutendes geschichtliches Ereignis“, ohne zu glauben, „daß sie den Anfang der Spaltung der deutschen Sozialdemokratie bedeute“, vielmehr habe sie „den Genossen im Ausland klar und deutlich gezeigt, daß die deutsche Sozialdemokratie nicht mit vollen Segeln im Fahrwasser der Imperialisten dahintreibt, [...] daß unter ihnen der feste Wille lebt zu bestehen auf den Grundsätzen, die der deutschen Sozialdemokratie vor[!] dem 4. August 1914 zu eigen gewesen sind.“³⁶¹

Demgegenüber hielt der Berichterstatter der *Münchener Post* den offenkundig gewordenen Bruch in der Reichstagsfraktion zunächst für ein großes Missverständnis:

„Sieht man sich die Erklärungen Eberts und [Friedrich] Geyers dem Wortlaute nach an, so wird das Vorgehen der Minderheit erst recht unbegreiflich. In einem wesentlichen Teil stimmen beide Erklärungen miteinander überein: in der Sehnsucht nach Beendigung des furchtbaren Krieges [...] und in der Ablehnung irgendwelcher Teilnahme des sozialistischen Proletariats an der Verantwortung für den Ausbruch und die Dauer des Weltkrieges. Die Erklärung Geyer zeigt aber, daß die Minderheit den Reichskanzler wegen seiner Antwort auf die sozialdemokratische Friedensinterpellation

³⁵⁶ DAVID, Kriegstagebuch, S. 148.

³⁵⁷ „Im Büro des Parteivorstandes scheint man aber anzunehmen, daß die Voraussetzung des Beschlusses vom 4. August 1914 [...] das wichtigste Fundament der Partei [bleibt] [...], und daß sonst die vollste Freiheit herrscht, sich zu den Parteigrundsätzen zu stellen, wie es diesem oder jenem beliebt. Vom Parteivorstand kamen Bannstrahlen gegen die Genossen, die der sogenannten Politik vom 4. August widerstreiten, Duldung zeigte aber allen Seitensprüngen derer gegenüber, die mit den Parteianschauungen, wie sie vor dem 4. August herrschten, in immer deutlicheren Widerspruch treten.[...] Wir rechnen mit der Möglichkeit, daß die Minderheit der Reichstagsfraktion, die von 14 auf 43 Mitglieder gestiegen ist, in nicht zu ferner Zeit die Mehrheit [...] sein wird. Wird man dann im Büro des Parteivorstandes bemüht sein, die zur Minderheit gewordene Mehrheit von heute ebenso kräftig zur Disziplin und zur Einheit zu mahnen, kräftig auch dafür zu sorgen, daß das, was im Widerspruche zu den Parteigrundsätzen getan wurde, wieder gutgemacht wird?“ (FT Nr. 298 vom 20.12.1915).

³⁵⁸ FT Nr. 300 vom 22.12.1915.

³⁵⁹ Charakteristisch für diese Prioritätensetzung war auch der unmittelbar vor der Reichstagssitzung vom 20.12.1915 veröffentlichte Aufruf des Parteivorstandes unter dem Titel „Um die Einheit der Partei!“, der mit dem Diktum endete: „Die Einheit und Geschlossenheit der Partei über alles!“ (MP Nr. 296 vom 19./20.12.1915).

³⁶⁰ Vgl. FV Nr. 295 vom 21.12.1915.

³⁶¹ FV Nr. 297 vom 23.12.1915.

den Annexionspolitikern hinzurechnet.^[362] Ob dazu ausreichende Gründe vorliegen, erscheint uns durchaus nicht klar³⁶³.

Die *Neue Donau-Post* druckte den gleichen Kommentar ab,³⁶⁴ das *Bayerische Wochenblatt* äußerte sich in ähnlicher Richtung.³⁶⁵ Die hier hervortretende Unfähigkeit bzw. der Unwillen zur ungeschminkten Analyse der politischen Gegebenheiten – in der eigenen Partei wie in der Reichspolitik insgesamt – sollte die (Miss-)Geschicke der bayerischen Sozialdemokratie in den folgenden Jahren bestimmen. Der Konflikt in der SPD, der 1915 langsam an die Oberfläche gedrungen war, sollte 1916 die Agenda der innerparteilichen Debatte bestimmen, in der sich die verständigungsbereiten Kräfte zunächst noch Gehör zu verschaffen vermochten, bald aber an den Rand gedrängt wurden.

4.3 Verschärfung der Parteikrise: Die Bildung der SAG, Positionsbestimmungen der Parteiflügel und bayerische Landeskonferenz (April 1916)

Im Mittelpunkt des Parteigeschehens stand weiterhin die Reichstagsfraktion, in der sich noch stärker als in Friedenszeiten die Entscheidungs- und Meinungsbildungsprozesse innerhalb der SPD konzentrierten, auf die auch die lokalen und regionalen Organisationen zu reagieren hatten.³⁶⁶ Die Kräfteverhältnisse waren dabei schwer einzuschätzen, wie auch Kautsky zugeben musste: „Auf welcher Seite die Mehrheit der Partei zurzeit steht, weiß niemand. Sicher ist, daß die Minderheit in der Fraktion stetig wächst. Wenn wir von der Mehrheit diejenigen abrechnen, die sich auf einen Boden gestellt haben, der vor dem Krieg ihren Ausschluß aus der Partei herbeigeführt hätte, wenn wir bloß diejenigen zählen, die auf dem überlieferten Boden der Partei verblieben sind, dann stellt vielleicht heute schon innerhalb der Fraktion die anscheinende Minderheit die Mehrheit dar.“³⁶⁷

Die Rezeption der Berliner Vorgänge gewann zur Jahreswende 1915/16 auch in Bayern eine neue Qualität. Der Eklat bei der Kreditabstimmung vom Dezember 1915 forderte eine harsche Reaktion – oder, auf der anderen Seite, Sympathiebekundungen – geradezu heraus. Parteiausschuss und –vorstand verabschiedeten wenig später eine Erklärung, die festhielt:

³⁶² In der Reichstagsitzung vom 9.12.1915 erklärte Bethmann Hollweg: „Ich kann nicht sagen, welche Garantien die Kaiserliche Regierung z. B. in der belgischen Frage fordern wird, welche Machtgrundlagen sie für diese Garantien für notwendig erachtet. Aber eines müssen sich unsere Feinde selbst sagen: Je länger und verbitterter sie diesen Krieg gegen uns führen, umso mehr wachsen die Garantien, die für uns notwendig sind . . . Weder im Osten noch im Westen dürfen unsere Feinde von heute über Einfallstore verfügen, durch die sie uns von morgen ab erneut und schärfer als bisher bedrohen.“ (F. FISCHER, Griff nach der Weltmacht, Zitat: S. 258f.).

³⁶³ MP Nr. 299 vom 23.12.1915.

³⁶⁴ Vgl. NDP Nr. 299 vom 23.12.1915.

³⁶⁵ Vgl. BayWo Nr. 51 vom 23.12.1915 (Beilage: *Die Heimat*).

³⁶⁶ Zu diesem Abschnitt siehe KRAUSE, USPD, S. 62-68 und MILLER, Burgfrieden und Klassenkampf, S. 125-133.

³⁶⁷ Karl Kautsky, Fraktion und Partei, in: *Die Neue Zeit*, Nr. 9 vom 26.11.1915, S. 269-276, hier: S. 271.

„Die Zustimmung der Fraktion zu den Kriegskrediten am 21. Dez. 1915 war wohl begründet. Sie ist die folgerichtige Fortführung der am 4. Aug. 1914 eingeleiteten Politik, deren Voraussetzungen auch heute noch gegeben sind. Die Gegner zeigen noch *keinerlei Geneigtheit zum Frieden*, beharren vielmehr auf ihrer Absicht, Deutschland und seine Verbündeten militärisch niederzuwerfen.

Die Durchkreuzung der Politik unserer Fraktion durch das *Vorgehen der 20 Fraktionsmitglieder*, die entgegen dem Fraktionsbeschluß die Kredite *ablehnten* und eine *besondere Erklärung* abgaben, ist aufs schärfste zu verurteilen. [...]

Insbesondere verdient das Verhalten des Genossen *Haase* die schärfste Mißbilligung. Indem Haase sich am Disziplinbruch beteiligte, hat er aufs neue und in noch schlimmerer Weise als durch das 'Gebot der Stunde' gegen die Pflicht verstoßen, die ihm sein Amt als *Vorsitzender* der Parteiorganisation auferlegt.“³⁶⁸

Mit der Veröffentlichung dieses Beschlusses³⁶⁹ begann die nächste Etappe im Parteistreit, auch im bayerischen Teil der Sozialdemokratie. Dieser Streit war dort bis dahin nur in der Presse – dabei immer noch in gemäßigttem Ton – und in den Parteigremien ausgetragen worden. Der Landesvorstand unterstützte nach wie vor vorbehaltlos die Burgfriedenspolitik.³⁷⁰ Auer hatte in der Parteiausschusssitzung, die zu der angegebenen Erklärung führte, deutlich gegen Haase Stellung bezogen und die strikte Unterordnung der Minderheit gefordert.³⁷¹ Ab Ende 1915 lassen sich anhand des Verlaufes von Mitgliederversammlungen auch erste Rückschlüsse auf die Haltung der bayerischen Parteibasis ziehen. Dadurch kann zumindest ansatzweise eingeschätzt werden, in welchem Maße die Parteipresse jeweils die örtlich dominierende Strömung tatsächlich repräsentierte bzw. diese erst generierte.

Als aussagekräftiges Beispiel soll zunächst die Entwicklung in Würzburg herausgegriffen werden. Hier hatte bereits seit einiger Zeit die oppositionelle Richtung ein Übergewicht erlangt, was zur Entlassung der beiden *Volksfreund*-Redakteure und zur Berufung Curt Geysers führte.³⁷² Dieser stand bald in enger Verbindung zu den örtlichen Parteiführern Fritz Endres³⁷³ (Vorsitzender des

³⁶⁸ BayWo Nr. 2 vom 13.1.1916.

³⁶⁹ Der Beschluss wurde in der Sitzung am 7./8.1.1916 mit 28 zu 11 Stimmen gefasst. (Vgl. MP Nr. 7 vom 11.1.1916).

³⁷⁰ Die *Münchener Post* verzichtete auf eine Kommentierung der oben zitierten Maßregelung Haases (vgl. ebd.); das *Bayerische Wochenblatt* ergänzte: „Der Streit um die Kreditbewilligung muß so lange überflüssig erscheinen, als das Reich noch von Feinden bedroht ist. [...] Gegensätze der Auffassung in der Partei sollten auch *innerhalb* der Partei und Fraktion ausgetragen werden, nicht im Parlament.“ (BayWo Nr. 2 vom 13.1.1916).

³⁷¹ Vgl. Protokolle des SPD-Parteiausschusses, Bd. I, S. 258.

³⁷² Vgl. C. GEYER, Die revolutionäre Illusion, S. 48-51 und Klaus SCHÄFER, Die Organisation der Würzburger Arbeiterschaft im Ersten Weltkrieg 1914 bis 1918, in: Hans Werner LOEW/Klaus SCHÖNHOFEN (Hrsg.), Würzburgs Sozialdemokraten. Vom Arbeiterverein zur sozialdemokratischen Volkspartei. 1868-1978, Würzburg 1978, S. 41-57, hier: S. 43f.

³⁷³ Endres, Fritz, geb. 15.10.1877 in Ebenhausen (Unterfranken), Volksschule und Kupferschmiedelehre in Würzburg, Beitritt zur SPD und zur Gewerkschaft, 1901-1911 Tätigkeit beim Süddeutschen Eisenbahnerverband, MdL 1912-1918 und 1920-1933, MdR 1919-1920, 1911-1918 Arbeitersekretär in Würzburg, dazwischen Kriegsteilnehmer, 1911-1919 Gemeindebevollmächtigter in Würzburg, 1914-1919 Vorsitzender der SPD und des Gewerkschaftskartells in Würzburg, Dez. 1918 Mitglied des provisor. Nationalrates in Bayern, März-Mai 1919 bayerischer Justizminister, Juni 1919 bis März 1920 bayerischer Innenminister, 1920-1933 LandesparteiSekretär der SPD, in der NS-Zeit mehrmals in Haft, gest. 2.5.1963 in München.

Ortsvereins und des Gewerkschaftskartells), Robert Kern (Parteisekretär) und vor allem zum 2. Vorsitzenden Felix Freudenberger³⁷⁴. Da alle am Ort einflussreichen Persönlichkeiten der Burgfriedenspolitik „kritisch bis ablehnend“³⁷⁵ gegenüberstanden, kam es in Würzburg zunächst zu keinen internen Kampfabstimmungen; Geyer und Freudenberger bildeten als „entschiedene Gegner der Bewilligung der Kriegskredite“³⁷⁶ allerdings eindeutig den äußersten linken Flügel, der sich von den gemäßigeren Kräften merklich absetzte.³⁷⁷

Die oben zitierte Stellungnahme der Parteiführung gegen die Minderheit ließ Curt Geyer im *Fränkischen Volksfreund* nicht unbeantwortet: „Der Parteausschuß hat [...] der *Einheit der Partei* den denkbar schlechtesten Dienst erwiesen. [...] Wir erblicken in diesem Beschluß den Versuch *eines Staatsstreiches* gegen die Minderheit, die vielleicht die Mehrheit der Partei ist.“³⁷⁸ Diese für bayerische Verhältnisse ziemlich radikale Haltung wurde von der örtlichen Parteibasis offenbar durchaus goutiert: In zwei Mitgliederversammlungen am 6. Dezember 1915 und am 24. Januar 1916 wurde dem Reichstagsabgeordneten Franz Schmitt, ein Anhänger der Burgfriedenspolitik, zunächst vorgeworfen, die sozialdemokratischen Grundsätze aufgegeben zu haben, und die Enttäuschung darüber zum Ausdruck gebracht, dass er sich der Minderheitsaktion nicht angeschlossen hatte.³⁷⁹ Solange nicht die offene Parteispaltung auf der Tagesordnung stand, kam es in der Würzburger Organisation auch danach nicht zu Kampfabstimmungen, die den Parteistreit betrafen;³⁸⁰ wie groß der Anhang der entschiedenen Opposition hier tatsächlich war, blieb vorerst unklar.

Wie sehr sich die Verhältnisse von Ort zu Ort unterschieden, lässt sich schon durch die Betrachtung einiger weniger Fälle belegen. Ihren Ruf als „Hochburg“ der Einigungsbewegung in der Partei begründete die Nürnberger SPD spätestens mit dem Aufruf vom 20. Januar 1916,³⁸¹ dem sich der

³⁷⁴ Freudenberger, Felix, geb. 8.8.1874 in Heidingsfeld (BA Würzburg), Volksschule, Realschule und Handlungsgehilfenlehre in Fürth, 1901 bis zu seinem Tode Inhaber einer Buchhandlung in Würzburg, Beitritt zur SPD, 1908-1914 Gemeindebevollmächtigter, 1914-1918 Magistratsrat, 1919-1927 Stadtrat in Würzburg, 1919-1924 4. Bürgermeister, Nov. 1918 Vorsitzender des Arbeiter- und Soldatenrates in Würzburg, MdL 1919-1920, gest. 15.12.1927.

³⁷⁵ K. SCHÄFER, Würzburger Arbeiterschaft im 1. Weltkrieg, in: LOEW/SCHÖNHOFEN (Hrsg.), Würzburgs Sozialdemokraten, S. 41-57, hier: S. 44.

³⁷⁶ C. GEYER, Die revolutionäre Illusion, S. 49.

³⁷⁷ Über seine Position innerhalb der nordbayerischen SPD berichtete Geyer in seinen Erinnerungen: „In den Anfängen des Parteikonflikts stimmten meine Ansichten noch mit denen Adolf Brauns in Nürnberg überein. Aber dann begannen sie abzuweichen. Er hielt es für seine Pflicht, an der Erhaltung der Einheit der Partei zu arbeiten, und deshalb nahm er eine vermittelnde Position zwischen der Mehrheit und der Opposition ein. Ich dagegen steuerte mit wachsender Entschiedenheit den oppositionellen Kurs.“ (Ebd., S. 51).

³⁷⁸ FV Nr. 6 vom 10.1.1916.

³⁷⁹ Vgl. K. SCHÄFER, Würzburger Arbeiterschaft im 1. Weltkrieg, in: LOEW/SCHÖNHOFEN (Hrsg.), Würzburgs Sozialdemokraten, S. 41-57, hier: S. 46.

³⁸⁰ Vgl. C. GEYER, Die revolutionäre Illusion, S. 50.

³⁸¹ Der Aufruf lautete: „Weichen die Anschauungen unserer Reichstagsabgeordneten, insbesondere über die heute einzuschlagende Taktik, oft scharf voneinander ab, hat jede dieser Anschauungen in unserer örtlichen Organisation Anhänger und Anhängerinnen,

Sozialdemokratische Verein Fürth-Erlangen-Hersbruck-Lauf unmittelbar anschloss.³⁸² Kurz zuvor hatte die *Fränkische Tagespost* erstmals die Parteikrise in ihrer ganzen Tragweite eingestanden;³⁸³ sie sympathisierte dabei weiterhin mit den Burgfriedensgegnern.³⁸⁴

Ganz auf der Linie des Parteivorstandes bewegte sich hingegen die Resolution, die von einer Mitgliederversammlung des Sozialdemokratischen Vereins für den Wahlkreis Augsburg-Wertingen am 6. Februar mit großer Mehrheit angenommen wurde;³⁸⁵ diese erklärte sich mit der Kriegskreditbewilligung einverstanden, forderte die „Unterordnung unter die von kompetenten Parteikörperschaften gefaßten Beschlüsse“³⁸⁶ und verurteilte die Minderheitsaktion im Reichstag. In Bezug auf das Verhältnis zwischen Parteibasis und –funktionären wurde hier ein gravierender Unterschied zur Nürnberger Haltung deutlich, der sich analog auch in taktischer und programmatischer Hinsicht bemerkbar machen sollte. Für den weiteren Kurs der Landespartei bedeutender war die kurz darauf folgende Konferenz der Organisationen der Reichstagswahlkreise München I und II.³⁸⁷ Hier waren neben Parteifunktionären auch Gewerkschaftsbeamte vertreten, wodurch sich ein recht repräsentatives Bild der Stimmungslage bei den aktiven Kräften der örtlichen Sozialdemokratie ergab. Nach eingehender Diskussion wurden schließlich noch einmal die beiden gegensätzlichen Positionen durch je einen prominenten Redner zusammengefasst. Für die Minderheit hielt Eisner das Plädoyer, dessen Inhalt er in einem Brief an Haase schilderte:

„Ich trat für eine selbständige sozialdemokratische Politik rücksichtsloser Opposition ein und erklärte die bisherige politische Haltung der Mehrheit für völlig unmöglich und weiterhin unerträglich. Auch ich sei der Meinung, daß eine wirksame Opposition [...] eine [...] einheitliche Geschlossenheit der Partei voraussetze, daß diese Einheit aber nur in der Richtung der Minderheitspolitik gewonnen werden könnte. Ich wies darauf hin, welche furchtbare Waffe wir gerade jetzt im Parlament gegen Regierung und bürgerliche Parteien besäßen, wenn wir einfach die Wahrheit sprächen und Kritik übten, wenn wir die längst ganz klaren Verantwortlichkeiten des Krieges feststellten, [...] die Kriegspolitik der Regierung und der bürgerlichen Parteien angriffen und ein positives Programm sozialistisch-europäischer Friedenspolitik bei jeder Gelegenheit propagierten. Wir würden dann

so solle doch keiner das Trennende betonen, sondern dahin wirken, daß die Massen ihren Vertretern zu Lehrmeistern werden [...]. Deshalb fordern wir Euch auf, auch in diesen Tagen, wo die Zerklüftung leicht um sich greifen könnte, an den Grundsätzen der Partei festzuhalten, treu zur Organisation zu stehen, die Geschlossenheit gegen die gemeinsamen Gegner zu steigern.“ (GÄRTNER, Mit uns zieht die neue Zeit, Zitat: S. 179f).

³⁸² Vgl. ebd., S. 180.

³⁸³ Vgl. FT Nr. 7 vom 10.1.1916.

³⁸⁴ So stellte sich die *Fränkische Tagespost* auf die Seite der Mehrheit der SPD-Fraktion im preußischen Landtag, die im Januar 1916 eine Erklärung gegen den Krieg abgegeben hatte. (Vgl. FT Nr. 17 vom 21.1.1916).

³⁸⁵ Vgl. SVZ Nr. 124 vom 27.5.1916 und OVZ Nr. 34 vom 10.2.1916.

³⁸⁶ SVZ Nr. 124 vom 27.5.1916.

³⁸⁷ Siehe dazu MP Nr. 54 vom 5./6.3.1916 und den Brief von K. Eisner an H. Haase vom 5.3.1916 (abgedruckt in: Annelies LA-SCHITZA, Kurt Eisner – Kriegsgegner und Feind der Reaktion. Eine Dokumentation, in: BzG 9 (1967), S. 454-489, hier: S. 466-468). Eine präzise Datierung der Konferenz lassen die vorhandenen Quellen nicht zu, sie fand jedenfalls in der zweiten Februarhälfte 1916 statt.

freilich geächtet werden wie zuvor, und es sei auch nicht zweifelhaft, daß wir uns Verfolgungen und Gefahren aussetzen. Aber das sei unsere weltgeschichtliche Aufgabe in diesem Augenblick. Wie könnten wir glauben, daß die Regierung, die den Krieg gemacht habe, fähig und gewillt sei, einen Frieden in unserem Sinne herbeizuführen! Das sei vielmehr *unsere* Aufgabe. Die *deutsche* Sozialdemokratie müsse die Führung übernehmen; und dann würde im Kriege die Internationale auferstehen und den Frieden schließen.“³⁸⁸

Diese Ausführungen können als programmatische Basis der Münchner Parteioption angesehen werden; sie kontrastieren vor allem durch das selbstbewusste Einfordern einer offensiven sozialdemokratischen Politik - auch unter den gegebenen widrigen Rahmenbedingungen - zu der fatalistisch motivierten Selbstbeschränkung, die sich sowohl die bedingungslosen Anhänger der Vorstandspolitik als auch die um Ausgleich bemühten „Nürnberger“ auferlegten.

Den Widerpart zu Eisner gab Adolf Müller, dessen Handschrift in der verabschiedeten Resolution erkennbar war.³⁸⁹ Die Argumentation, mit der Müller seinem Vorredner entgegentrat, geht aus den Quellen nicht direkt hervor, lässt sich jedoch aus einer Grundsatzdiskussion erschließen, die Müller einige Monate später mit Curt Geyer bei einem zufälligen Zusammentreffen in der Redaktion der *Fränkischen Tagespost* führte. Als geeignete Taktik zur Umsetzung der sozialdemokratischen Ziele propagierte Müller in der Tradition des bayerischen Reformismus einen evolutionären Weg: „Wachsen, mehr und mehr das Vertrauen des Volkes gewinnen, größere Fraktionen in den Parlamenten, bis wir die weitere Entwicklung in unserem Sinne praktisch beeinflussen könnten.“³⁹⁰ Auf den berechtigten Einwand Geyers, dass die politischen Gegner der SPD ihre Machtpositionen auch mit Gewalt verteidigen und sämtliche Parlamentsmehrheiten missachten könnten, entgegnete Müller: „Wenn wir so weit sind, daß wir an Mehrheiten denken können, werden die anderen klüger geworden sein und es sich überlegen, Gewalt zu gebrauchen. [...] Wenn wir unter demokratischen Verhältnissen so stark geworden sein werden, daß wir regieren können, wird sich vorher die gesellschaftliche Struktur geändert haben.“³⁹¹ Auch hier wurde wieder ein völlig unberechtigtes Vertrauen in die Lernfähigkeit des politischen Gegners demonstriert.

Die beiden von Eisner und Müller vorgetragenen Positionen hätten nun eigentlich der Ausgangspunkt einer längst überfälligen sachlichen Debatte sein können, mit dem Ziel, den weiteren Kurs

³⁸⁸ Ebd., S. 466f.

³⁸⁹ Das Urteil von Pohl, Müller habe „seit dem September 1914 für Parteipolitik kaum noch zur Verfügung [gestanden]“ (Adolf Müller, S. 134), kann so nicht ganz bestätigt werden; bis zum Frühjahr 1917 schaltete sich Müller, wie hier, immer wieder in wichtige innerparteiliche Debatten ein.

³⁹⁰ C. GEYER, *Die revolutionäre Illusion*, S. 54f.

³⁹¹ Ebd., S. 55.

der Partei zu bestimmen bzw. den bisherigen Kurs zu hinterfragen.³⁹² Dies unterblieb jedoch wegen der baldigen Akzentverschiebung hin zur Frage der organisatorischen Geschlossenheit. Die am Ende der Münchner Versammlung mit 194 zu 111 Stimmen angenommene Resolution unterstützte weitgehend die Politik der Landesleitung: Sie erklärte sich einverstanden mit dem „Gedanken der Landesverteidigung und der Sicherung des Reiches“³⁹³, wie er in der Kriegskreditbewilligung zum Ausdruck kam; diese wurde nicht als Vertrauensvotum für die Regierung oder als Entgegenkommen gegenüber den bürgerlichen Parteien angesehen, sondern als den Lebensinteressen des deutschen Volkes und der deutschen Arbeiterbewegung geschuldet. Die Minderheitsaktion im Reichstag wurde bedauert, die parteiinterne Auseinandersetzung verurteilt und von den Parteinstanzen ein Einschreiten gegen Spaltungstendenzen gefordert; außerdem verlangte die Resolution von der Reichstagsfraktion, die Missstände bei der Lebensmittelversorgung entschlossen zu bekämpfen und die Kontakte zu den Arbeiterparteien des Auslandes wieder aufzunehmen.

Als Zwischenfazit bleibt festzuhalten, dass nach eineinhalb Jahren Krieg selbst in München, der Zentrale des bayerischen Reformismus, ein gutes Drittel der Partei- und Gewerkschaftsvertreter der Opposition zuneigte, obgleich sowohl das lokale Parteiorgan als auch sämtliche Inhaber von Mandaten bzw. Führungspositionen – zu diesen zählte Eisner, der lediglich eine gewisse innerparteiliche „Prominenz“ genoss, eben nicht – auf dem Boden der Burgfriedenspolitik standen. Diese wurde durch die „äußerst zahm[e]“³⁹⁴ Resolution zwar gebilligt, deren Tenor unterschied sich jedoch erheblich von den intransigenten Verlautbarungen der Berliner Parteiführung, die auf der Konferenz keine Unterstützer fanden. Dennoch wurde mit dieser Konferenz im bayerischen Parteistreit eine neue Dimension der Auseinandersetzung erreicht;³⁹⁵ zwei „Programme“, die auf keinen Fall miteinander vereinbar waren, wurden von beredten Sprechern vor- und danach zur Abstimmung gestellt. An eine Abkopplung Bayerns von den Streitigkeiten in der Reichstagsfraktion war nun jedenfalls nicht mehr zu denken.

Erneut von außen forciert wurde der in Bayern noch nicht eskalierte Konflikt wiederum durch die Vorgänge in der Reichstagsfraktion. Bereits im Januar 1916 war Karl Liebknecht aus der Fraktion

³⁹² Aus den übrigen überlieferten Stellungnahmen Müllers aus dieser Zeit kann geschlossen werden, dass Geyer trotz „parteilicher“ Voreingenommenheit als Anhänger der Minderheit und auch unter Berücksichtigung des Umstandes, dass er seine Erinnerungen an die hier geschilderten Vorgänge erst im Abstand einiger Jahrzehnte abfasste, das Argumentationsmuster des rechten Flügels der bayerischen SPD weitgehend authentisch schildert.

³⁹³ MP Nr. 54 vom 5./6.3.1916.

³⁹⁴ So Eisner in seinem Brief an Haase vom 5.3.1916. (Abgedruckt in: LASCHITZA, Kurt Eisner. Eine Dokumentation, in: BzG 9 (1967), S. 454-489, hier: S. 466-468, Zitat: S. 466).

³⁹⁵ Dies stellte auch Curt Geyer im *Fränkischen Volksfreund* fest: „In Bayern ist bisher im allgemeinen von der Beschlußfassung über die Haltung der Reichstagsfraktion abgesehen worden. Es fragt sich, ob nach dem Vorgange der Münchener Organisation noch an dieser Praxis festgehalten werden kann.“ (FV Nr. 55 vom 7.3.1916).

ausgeschlossen worden (der dahingehende Antrag wurde von insgesamt 25 Abgeordneten, darunter drei bayerischen, nämlich Hierl, Hoffmann und Josef Simon, abgelehnt³⁹⁶). Auf dem rechten Parteiflügel wurden bereits Stimmen laut, die sich gegen „die Erhaltung der Scheineinheit“ wandten.³⁹⁷

Die Spaltung der SPD-Reichstagsfraktion erfolgte schließlich im März bei der Abstimmung über den Notetat. Einen Tag vor der entsprechenden Reichstagsitzung hatten sich diejenigen Abgeordneten, die im vorangegangenen Dezember gegen die Kriegskredite gestimmt hatten, darauf verständigt, den Notetat abzulehnen, Haase diesen Schritt im Plenum begründen zu lassen – und die übrige Fraktion über diesen Coup nicht vorab zu informieren. Daraufhin kam es am 24. März im Reichstag zum Eklat, als Haase sich zu Wort meldete und zur Überraschung seiner innerparteilichen Widersacher gegen die Etatbewilligung sprach. Es folgten Tumulte im Plenum; der Reichstagspräsident entzog Haase schließlich das Wort, dabei auch unterstützt von rechten Sozialdemokraten, die sich in hysterischen, mitunter antisemitischen Angriffen ergingen.³⁹⁸ Die „gemäßigeren“ Parteiführer beließen es bei Invektiven wie „Dreckseele“ (Scheidemann) und „Schamloser Kerl. Frecher Halunke“³⁹⁹ (Ebert). Spätestens jetzt war der Bruch unvermeidbar.

Auf dieses *Fait accompli* der Opposition antwortete die düpierte Mehrheit umgehend und zwar mit „einer geradezu explosiven Reaktion“⁴⁰⁰. In der an die Reichstagsitzung anschließenden Fraktionsitzung brachte Ebert für den Vorstand eine Erklärung ein, die vorsah, „daß *Haase* und diejenigen Fraktionsmitglieder, welche die gemeinsam gefaßten Beschlüsse gröblich mißachteten und öffentlich durchkreuzten, dadurch die aus der Fraktionszugehörigkeit entspringenden Rechte verwirkt haben!“⁴⁰¹ Zur Minderheit von 33 Abgeordneten, die gegen diesen Antrag stimmten, gehörten auch Josef Simon und Hoffmann.⁴⁰² Noch am gleichen Tag verließen Haase und 17 weitere Abgeordnete

³⁹⁶ Vgl. MATTHIAS/PIKART (Bearb.), SPD-Reichstagsfraktion, 2. Teil, S. 155.

³⁹⁷ Zum Stand des Parteistreits schrieb Kolb im Januar 1916: „Denn bei der Entscheidung, vor die nunmehr die Partei gestellt ist, handelt es sich, das muß in aller Schärfe wiederholt werden, nicht allein um die Bewilligung der Kriegskredite sondern um die Politik des 4. August in ihrer geistigen Totalität. [...] Die Ursache des tiefgehenden Konflikts wurzelt nicht in dem Für und Wider der Kriegskreditbewilligung sondern in zwei einander diametral entgegenstehenden Theorien über die soziale Entwicklung, von denen jede ihr besonderes politisches System bedingt. [...] Notwendig ist es nur festzustellen: Es hat keinen Sinn vermittelst mehr oder weniger scharfsinniger Deutungskünste nach einem Ausweg zu suchen, der zu einer Verständigung zwischen diesen beiden verschiedenen Formen politischen Denkens überhaupt führte. [...] Es handelt sich nicht mehr um die Erhaltung einer Scheineinheit sondern um die Schaffung einer wirklichen Einheit politischen Wollens und Handelns. [...] Die Gefahr einer Spaltung der Arbeiterbewegung unterschätze ich wahrhaftig nicht. Was aber auch immer deren Folgen sein mögen, es stünde dann nicht entfernt so schlimm, als wenn die Sozialdemokratie sich in ihrer Ganzheit nach diesem Krieg für politisch bankrott erklären müßte.“ (Wilhelm Kolb, Die deutsche Sozialdemokratie vor der Entscheidung, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 1 vom 20.1.1916, S. 22-26, hier: S. 23f. u. 26).

³⁹⁸ Vgl. RINTELEN, Der David-Kreis, in: IWK 26 (1990), S. 14-34, hier: S. 20f.

³⁹⁹ DAVID, Kriegstagebuch, Zitat: S. 168.

⁴⁰⁰ WEHLER, Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 4, S. 110.

⁴⁰¹ MATTHIAS/PIKART (Bearb.), SPD-Reichstagsfraktion, 2. Teil, S. 174f.

⁴⁰² Vgl. ebd., S. 176.

die Fraktion und bildeten die Sozialistische Arbeitsgemeinschaft (SAG).⁴⁰³ Am folgenden Tag trat Haase vom Amt des Parteivorsitzenden zurück; gleichzeitig veröffentlichten 14 Abgeordnete – darunter wiederum Simon – eine Erklärung,⁴⁰⁴ die besagte, dass die Unterzeichner in der Fraktion gegen den Notetat gestimmt, bei der Abstimmung im Reichstag „entsprechend dem bisherigen Brauch“⁴⁰⁵ das Plenum verlassen und in der Fraktion gegen die Maßregelung der 18 Abgeordneten der Haase-Gruppe votiert haben, da der darin enthaltene faktische Ausschluss aus der Fraktionsgemeinschaft eines Parteitagsbeschlusses bedurft hätte. Dieser Erklärung schlossen sich kurz darauf noch weitere sieben Abgeordnete an, darunter Hugel.⁴⁰⁶

Die Hoffnung, dass von dieser Gruppe, die eine Mittelstellung einnahm, die Überbrückung der Gegensätze ausgehen könnte, war von Anfang an substanzlos.⁴⁰⁷ Der Parteiausschuss demonstrierte wenig später seine Unversöhnlichkeit und beschloss: „In der deutschen Sozialdemokratie gibt es nur eine politische Organisation. Sonderorganisationen müssen zur Parteierstörung führen. Wer für solche Sonderorganisationen wirkt oder in ihnen Mitglied wird, stellt sich außerhalb der Organisation der Gesamtpartei.“⁴⁰⁸ Der Parteivorstand wurde gleichzeitig ermächtigt, „alle geeigneten Maßnahmen in Anwendung zu bringen, um die Geschlossenheit der Organisation zu wahren.“⁴⁰⁹ Kautsky begründete dagegen den Schritt der Minderheit: „Nicht um die Partei zu spalten, betrat die Minderheit die Tribüne des Reichstags, sondern um die Partei, um das deutsche Volk vorwärts zu drängen auf die Bahn, auf der allein es imstande wäre, dem entsetzlichen Morden [...] ein Ende zu bereiten.“⁴¹⁰ Davon wollte der rechte Parteiflügel, der durch die Abspaltung der SAG noch gestärkt wurde, nichts wissen. Heine argumentierte, die Mehrheit der Fraktion habe „das Tischtuch zwischen sich und jenen zerschneiden müssen, die die nationalen Pflichten nicht mehr unbedingt zu betätigen gewillt sind.“⁴¹¹ Aus Kritikern wurden in dieser Logik Verräter, aus Gegnern schließlich Feinde, die drei Jahre später in einem Bürgerkrieg mit allen Mitteln bekämpft werden sollten.

⁴⁰³ Zur SAG gehörten bei ihrer Gründung die Abgeordneten Bernstein, Bock, Otto Büchner, Oskar Cohn, Dittmann, Friedrich Geyer, Haase, Henke, Herzfeld, August Horn, Kunert, Ledebour, Schwartz, Stadthagen, Wilhem Stolle, Vogtherr, Emanuel Wurm und Zubeil.

⁴⁰⁴ Vgl. *Vormärts* Nr. 84 vom 25.3.1916.

⁴⁰⁵ Ebd.

⁴⁰⁶ Vgl. *Vormärts* Nr. 90 vom 31.3. und Nr. 96 vom 6.4.1916.

⁴⁰⁷ Wolfgang Kruse bemerkte hierzu: „Hätte auch diese Gruppe hingegen der alten Partei den Rücken gekehrt, so wäre das Ergebnis wohl eine größere Klarheit der Trennung zwischen in das politische System integrierter SPD und dieses System bekämpfender USPD gewesen.“ (Krieg, Neuorientierung und Spaltung, in: *IWK* 23 (1987), S. 1-27, hier: S. 26).

⁴⁰⁸ MILLER, Burgfrieden und Klassenkampf, Zitat: S. 127f.

⁴⁰⁹ FRICKE, Handbuch (Bd. 1), Zitat: S. 372.

⁴¹⁰ ROJAHN, Einleitung, in: DITTMANN, Erinnerungen, Bd. 1, S. 1-286, Zitat: S. 203.

⁴¹¹ Wolfgang Heine, Nationale Politik, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 6 vom 30.3.1916, S. 305-310, hier: S. 306.

Mit guten Gründen ist – etwa von Susanne Miller – angenommen worden, die Gruppe um Haase habe den Bruch ganz bewusst herbeigeführt. Demgegenüber meinte Hartfrid Krause: „Eine eigene Partei wollte die Minderheit durchaus noch nicht gründen. Sie sah sich vor einer Situation, in der in *einer* Partei und in *einer* Fraktion zwei klar umgrenzte, in vielem gegensätzliche Richtungen einen immer schärferen Kampf um Einfluß und Durchsetzung ihrer Vorstellungen austragen mußten, wobei *ihre* Richtung rechtlich und organisatorisch schwer benachteiligt war. Die Minderheit hielt die Politik der Mehrheit für falsch, ohne daraus, was ihr vielfach unterstellt wurde, den Schluß zu ziehen, daß mit dieser Mehrheit keine gemeinsame Arbeit mehr möglich sei, daß man sich von ihr trennen und neu organisieren wolle.“⁴¹² Lassen sich die Motive der Beteiligten auch kontrovers interpretieren, das Ergebnis war eindeutig: Die Reichstagsfraktion der SPD hatte sich offiziell gespalten.

Dieser nicht mehr zu übersehende Bruch im Organisationsgefüge der deutschen Sozialdemokratie hatte auf Nordbayern – auch wenn keiner der bayerischen Reichstagsabgeordneten zur SAG übertrat – eine scheinbar paradoxe Auswirkung. Die von Adolf Braun repräsentierte Strömung wurde wegen ihrer zwanghaften Fixierung auf die Parteieinheit zu einer engeren Anlehnung an die Linie von Auer und Adolf Müller gedrängt, obwohl sie in ihrer Reserve gegenüber dem Parteivorstand inhaltlich der Gruppe um Hugel und Josef Simon (die innerhalb der Opposition wiederum zu den gemäßigten Kräften zählten) bedeutend näher stand. Selbst zwischen der von Curt Geyer vertretenen äußersten linken Position innerhalb des Gaues Nordbayern und der von Braun lagen eigentlich keine unüberwindbaren inhaltlichen Differenzen: Zum Bruch zwischen den beiden engen Vertrauten kam es schließlich wegen der aus der Kritik an der Burgfriedenspolitik zu ziehenden Konsequenzen.⁴¹³ Zunächst glaubte Braun noch, das in seinen Augen Schlimmste verhindern zu können: „Wir bedauern auf das lebhafteste den Schritt der Minderheit. [...] Wir teilen die Empfindlichkeiten der Partei gegen jeden Disziplinbruch, wir bedauern aber auch die Ueberspannung der Disziplin, die von der Mehrheit der Reichstagsfraktion [...] erzwungen werden wollte. [...] Solange es aber geht, sollen die Massen alles daran setzen, daß die Uneinigkeit im Fraktionszimmer [...] nicht hinübergreife auf die Reihen der Arbeiter“⁴¹⁴.

Über dieses Ziel herrschte in der bayerischen Sozialdemokratie weitgehende Einigkeit, die Mittel, um es zu erreichen, unterschieden sich auffällig. Eine substanzielle Auseinandersetzung mit den

⁴¹² KRAUSE, USPD, S. 66.

⁴¹³ Curt Geyer schrieb dazu in seinen Erinnerungen: „Dies enge Verhältnis [zwischen ihm und Adolf Braun; B. A.] ist später getrübt worden, als wir im Verlaufe der inneren Parteiauseinandersetzungen in verschiedener Richtung zogen, wurde aber im Jahre 1922 voll wieder aufgenommen.“ (Die revolutionäre Illusion, S. 47).

⁴¹⁴ FT Nr. 72 vom 25.3.1916.

Argumenten der nun entstandenen SAG wurde in den südbayerischen Organisationen gar nicht erst zu führen versucht. Die *Neue Donau-Post* führte die Spaltung der Reichstagsfraktion zurück auf „eine allzu geringe politische Begabung und einen allzu starken Mangel an Verantwortungsgefühl der Führer der Minderheit.“⁴¹⁵ (Immerhin druckte das Blatt verschiedene Stimmen zur Fraktionsspaltung aus der Parteipresse, darunter auch von der oppositionellen *Leipziger Volkszeitung*, ab.⁴¹⁶) Das *Bayerische Wochenblatt* sah die Lage als ernst, aber (für die Parteieinheit) noch nicht hoffnungslos an.⁴¹⁷

In München hielt die SPD am 25. und 26. März 1916 eine Serie von Mitgliederversammlungen ab zum Thema „Wie werden am besten die Existenz und die Rechte der Frauen und Männer in dieser schweren Kriegszeit geschützt?“⁴¹⁸ Die Redner sollten dort versuchen, den Anhängern die Politik der Parteiführung zu erklären. Oskar Dürr⁴¹⁹ allerdings schlug in seiner Rede auch kritische Töne an: „So wie im Schützengraben Reich und Arm, hoch und nieder neben einander kämpfen und all die Leiden gemeinsam getragen werden, so sollte auch der Klassenunterschied im Innern des Landes verschwinden. [...] Die besitzende Klasse hat uns das nicht zukommen lassen, was uns gebührt hätte. Mit dem Geiste des wahren Sozialismus durchdrungen müssen wir allerorts aufklärend wirken und zur Organisation einladen, denn nur durch diese werde etwas erreicht.“⁴²⁰ Bislang habe der Burgfrieden nur den Besitzenden genützt, weshalb Dürr die Beschlagnahmung der Kriegsgewinne forderte und zum Protest bei der Regierung gegen die unhaltbaren sozialen Zustände aufrief, was die Versammlung mit lang anhaltendem Beifall quittierte.

Timm nutzte seine Rede auf einer anderen Versammlung, um die kurz zuvor erfolgte Aktion der Minderheit der SPD-Reichstagsfraktion zu kritisieren.⁴²¹ Über die Argumente, die Hans Ischin-

⁴¹⁵ NDP Nr. 72 vom 26./27.3.1916.

⁴¹⁶ Vgl. NDP Nr. 73 vom 28.3. und Nr. 74 vom 29.3.1916. Auch ein Aufruf der SAG aus dem *Vormärts* wurde abgedruckt (vgl. NDP Nr. 76 vom 31.3.1916).

⁴¹⁷ Im Leitartikel des Blattes hieß es: „Ueber den Disziplinbruch der Minderheit ist kein einziges Wort weiter zu verlieren. In der Erregung des Augenblicks sind dann von einzelnen Mitgliedern der Mehrheit bedauerliche Worte gefallen, die nicht dazu beitragen können, die Gegensätze zu verringern, und der ganze Reichstag hat sich durch die Art, wie er dem Präsidenten mit der Redefreiheit umzuspringen gestattete, nicht mit Ruhm bedeckt. [...] Meinungsunterschiede hat es auch vor dem Kriege in der Partei gegeben; daß sie jetzt schärfer auseinanderplatzen, ist verständlich. [...] Die Einigkeit aber war uns niemals notwendiger als gerade jetzt, da innen und außen die wichtigsten Entscheidungen fallen, und sie wird uns *nach* dem Kriege ebenso notwendig sein.“ (BayWo Nr. 13 vom 30.3.1916).

⁴¹⁸ Handzettel des Sozialdemokratischen Vereins München: Einladung für Mitgliederversammlungen am 25. und 26.3.1916. (Exemplar in KrA, MKr 11521).

⁴¹⁹ Dürr, Oskar, geb. 24.7.1877, Steindrucker, Gutsverwalter, Beitritt zur SPD, Vorsitzender der Gewerkschaft der Steindrucker in München, Funktionär der OKK in München, 1910 Sektionsführer der SPD in München, 24.11.1918 bis 13.4.1919 Stadtkommandant von München, 1945-1948 Stadtrat in München, gest. 1959.

⁴²⁰ Bericht an die PoldirM vom 27.3.1916. (KrA, MKr 11521).

⁴²¹ Vgl. Bericht an die PoldirM vom 27.3.1916. (Ebd.).

ger⁴²², Vorsitzender des Metallarbeiter-Verbandes in München, vortrug, hieß es in einem Polizeibericht: „Ausgehend vom Kaiserwort: `Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche`, folgte der Referent, daß die Sozialdemokraten keinerlei Ursache haben, sich als minderwertige Deutsche zu betrachten; umso mehr als sie ihre Pflicht dem Vaterlande gegenüber ebenso treu erfüllten wie die Angehörigen anderer Parteien. Wenn auch die weiteren Kämpfe für die Sozialdemokratie damit noch nicht aus der Welt geschaffen seien, könne doch mit der Tatsache gerechnet werden, daß eine maßgebliche Persönlichkeit die Sozialdemokraten mit anderen Augen betrachtet wie der Kapitalismus.“⁴²³ Diese naiv harmonisierende Sicht, die allen Ernstes Hoffnungen auf den Kaiser setzte, stieß auf wenig enthusiastische Zustimmung; am Burgfriedenskurs der Münchner Parteiführung änderte dies nichts.

Dynamischer und flexibler zeigten sich die Ortsverbände in Franken; hier kam es zu einer breit angelegten Bewegung, die sich um eine Versöhnung der entstandenen Gegensätze bemühte. Die Parteiführungen von Nürnberg und Fürth beschlossen, nachdem sie sich mit 30 zu 6 Stimmen hinter den Parteivorstand gestellt hatten,⁴²⁴ einen gemeinsamen Aufruf, der sich mit demjenigen vom 20. Januar deckte (d. h. sich für die Überwindung der Gegensätze aussprach).⁴²⁵ Diesem schlossen sich an die Führungsgremien des Wahlvereins Ansbach-Schwabach,⁴²⁶ der Wahlkreise Würzburg, Schweinfurt und Haßfurt-Ebern,⁴²⁷ Kitzingen-Ochsenfurt-Marktbreit, Aschaffenburg-Miltenberg-Obernburg und Hof-Helmbrechts-Münchberg-Selb⁴²⁸ sowie Lohr-Karlstadt-Marktheidenfeld.⁴²⁹ Die Bewegung griff auch über die Grenzen Frankens hinaus: Die *Schwäbische Volkszeitung* druckte die „wohlgemeinte Mahnung“⁴³⁰ aus Nürnberg im Wortlaut ab und empfahl, sie zu beherzigen.

⁴²² Ischinger, Hans, geb. 20.1.1872 in Herbrechtingen (Württemberg), 1878-1886 Volksschule, 1886-1889 Schlosserlehre und Fortbildungsschule in Heidenheim, Wanderschaft, 1890 Beitritt zur Gewerkschaft, bis 1899 Schlossergehilfe, Beitritt zur SPD, 1890 Mitbegründer des Schlosser-Fachvereins in Augsburg, 1893-1895 Vorstandsmitglied der Filiale des Metallarbeiter-Verbandes in München, 1895-1897 Gründer verschiedener Gewerkschaftsfilialen und des Gewerkschaftsvereins in Heidenheim, zugleich Vorsitzender des Gewerkschaftskartells und Vorstandsmitglied der SPD, 1898 und 1905-1919 Vorsitzender der Filiale des Metallarbeiter-Verbandes in München, 1899-1900 Angestellter und nach Zusammenschluss aller Sektionen 1900-1919 angestellter Geschäftsführer des Metallarbeiter-Verbandes in München, 1904-1908 Mitglied des Landesvorstandes der bayer. SPD, 1908-1919 Gemeindebevollmächtigter in München, 1918/19 Mitglied des provisor. Nationalrates in Bayern, April 1919 bis zu seinem Tode Ministerialreferent, zuletzt Regierungsrat im Ministerium für soziale Fürsorge in München, gest. 14.6.1925 in München.

⁴²³ Bericht an die PoldirM vom 27.3.1916. (KrA, MKr 11521).

⁴²⁴ Vgl. FT Nr. 75 vom 29.3.1916.

⁴²⁵ Vgl. GÄRTNER, Mit uns zieht die neue Zeit, S. 184.

⁴²⁶ Vgl. FT Nr. 75 vom 29.3.1916.

⁴²⁷ Vgl. FT Nr. 76 vom 30.3.1916.

⁴²⁸ Vgl. FT Nr. 79 vom 3.4.1916.

⁴²⁹ Vgl. FV Nr. 80 vom 5.4.1916.

⁴³⁰ SVZ Nr. 75 vom 29.3.1916.

Die große Resonanz, die der Einigungsaufruf in den Parteigliederungen hervorrief, lässt durchaus Rückschlüsse auf die weit verbreitete Absicht zu, das Auseinanderbrechen der Partei zu verhindern. Dieser Stimmung an der Basis trug die Parteipresse, wenn auch mit unterschiedlicher Akzentsetzung, Rechnung. Die *Münchener Post* stellte pragmatisch fest, dass die Gründung der SAG „nun noch keineswegs eine Spaltung der Partei“, sondern „eine größere Bewegungsfreiheit“⁴³¹ für die Mehrheit bedeute. Von einer Spaltung wollte auch die *Oberfränkische Volkszeitung* noch nicht sprechen und die weiteren Konsequenzen aus dem Minderheitsvotum im Reichstag erst von einem Parteitag gezogen wissen; trotz dieser Kritik am Vorgehen der Fraktionsmehrheit wurde auch hier die Richtigkeit von Haases Schritt bezweifelt.⁴³² (Das Hofer Blatt nahm demnach zu diesem Zeitpunkt noch nicht dezidiert zu Gunsten der Opposition Stellung.) In aller Deutlichkeit *gegen* die Parteiführung stellte sich in Bayern vorerst nur der *Fränkische Volksfreund*, zollte dabei aber auch der hochgeschätzten inneren Geschlossenheit der Partei seinen Tribut,⁴³³ hielt als Basis dafür den Aufruf der SAG jedoch für weit besser geeignet.⁴³⁴

In den Reaktionen auf die Vorgänge in der Reichstagsfraktion war immer deutlicher geworden, dass auch in der bayerischen Sozialdemokratie gravierende Differenzen über Sinn und Notwendigkeit der bei Kriegsausbruch erfolgten Neuorientierung und aller daraus folgenden Konsequenzen bestanden. Diese Differenzen hatten die organisatorische Geschlossenheit noch nicht direkt tangiert, ihr destruktives Potenzial war aber nicht mehr zu übersehen. Aus diesem Grund sah sich der Landesvorstand am 29. März veranlasst, eine Konferenz (die in ihren Kompetenzen unterhalb eines Landesparteitages angesiedelt war) nach Nürnberg einzuberufen; ob bei der Auswahl des Tagungsortes organisatorische Gründe oder die moderate Haltung der örtlichen Sozialdemokratie ausschlaggebend waren, lässt sich nicht mehr klären. Gleichzeitig erging die Aufforderung, vorerst von der Erörterung der Fraktionsspaltung Abstand zu nehmen.⁴³⁵ Bei der Zusammenkunft sollten nach dem Willen des Landesvorstandes „die bedenklichen Vorkommnisse in parteigenössischer Weise besprochen und die Richtlinien für unsere gemeinsamen Handlungen festgelegt werden“⁴³⁶. Da in diesem Gremium mit Josef Simon nur ein Anhänger der Minderheit saß, war von Anfang an klar, in welche Richtung die an die Konferenz geknüpften Erwartungen gingen. Aus der Entfernung sprach der Landesvorsitzende Vollmar die Hoffnung aus, dass sich in der bayerischen SPD niemand finde,

⁴³¹ MP Nr. 72 vom 26./27.3.1916.

⁴³² Vgl. OVZ Nr. 73 vom 27.3.1916.

⁴³³ So in dem folgenden, vermutlich von Curt Geyer verfassten Kommentar: „Es ist nicht wahr, daß die Minderheit systematisch auf die Parteispaltung hinarbeitet, auch der Minderheit ist die Einheit der Partei die schärfste Waffe im Kampfe gegen den gemeinsamen Feind!“ (FV Nr. 74 vom 29.3.1916).

⁴³⁴ Vgl. FV Nr. 76 vom 31.3.1916.

⁴³⁵ Vgl. FT Nr. 76 vom 30.3.1916.

⁴³⁶ MP Nr. 76 vom 31.3.1916.

„welcher der geschlossenen Einheit und Kraft der deutschen Arbeiterbewegung und der Sache des im harten Kampfe stehenden Vaterlandes Abbruch tun würde.“⁴³⁷

Am 9. April 1916 trafen sich in Nürnberg 101 Vertreter der bayerischen SPD, darunter alle Landtags- und Reichstagsabgeordneten mit Ausnahme Vollmars, Delegierte der Parteipresse und aus den einzelnen Organisationen des Landes. Der vom Landesvorstand zusammen mit Adolf Braun eingebrachte Leitantrag kam zur einstimmigen Annahme; der Schulterschluss zwischen dem „Münchener“ und dem „Nürnberger“ Flügel vermochte noch einmal die Gegensätze notdürftig zu überbrücken. Der Reichstagsfraktion wurde in dem Antrag vorgeworfen, „ein schlechtes Beispiel von Kameradschaft und einheitlichem Handeln zu geben“;⁴³⁸ allerdings ohne einer Seite direkt die Schuld zuzuweisen, was eine gewisse Neutralität suggerierte. Unmissverständlich war jedoch der Auftrag an die Parteinstanzen, „aufmerksam darüber zu wachen, daß in Bayern etwaigen Versuchen, Sonderorganisationen zu schaffen, sofort und nachdrücklich entgegengewirkt wird. [...] Wer für solche Sonderorganisationen wirkt oder in ihnen Mitglied wird, stellt sich außerhalb der Organisation der Gesamtpartei. [...] Höher als alle Rechthaberei muß die Einheit und Geschlossenheit der Partei stehen. [...] Die Konferenz verpflichtet alle Parteigenossen und Genossinnen, duldsam gegen andersdenkende Genossen und Genossinnen, [...] für die Geschlossenheit unserer Reihen und gegen jeden Versuch der Gründung einer Sonderorganisation zu wirken.“⁴³⁹ Darüber hinaus wurden – ebenfalls einstimmig – noch Erklärungen zur Ernährungspolitik der Regierung⁴⁴⁰ und zur Pressepolitik verabschiedet.⁴⁴¹

Bezeichnend für diese Kundgebung war wieder die konsequente Verweigerung einer Debatte über konkrete inhaltliche Fragen durch Rückgriff auf die traditionelle Einigkeitsphraseologie. Das eigentliche Hauptziel der Burgfriedenspolitik, eine „positive, auf gesellschaftlicher Gleichberechtigung basierende nationale Integration“⁴⁴² zu erreichen, wurde dabei gleichzeitig selbst als utopisch entlarvt durch die in dem Antrag enthaltene Prognose, dass nach Kriegsende „sich die Übermacht des Kapitalismus in nie gesehener Schärfe zeigen“⁴⁴³ werde. Der Glaube, der Krieg würde Wirkungen

⁴³⁷ G. v. Vollmar an E. Auer vom 6.4.1916. (R. JANSEN, G. v. Vollmar, Zitat: S. 118).

⁴³⁸ GÄRTNER, Mit uns zieht die neue Zeit, Zitat: S. 184.

⁴³⁹ Ebd., Zitat: S. 184f.

⁴⁴⁰ Siehe dazu den folgenden Abschnitt.

⁴⁴¹ Vgl. MP Nr. 85 vom 11.4.1916.

⁴⁴² KRUSE, Krieg und nationale Integration, S. 224.

⁴⁴³ GÄRTNER, Mit uns zieht die neue Zeit, Zitat: S. 185.

im Sinne der sozialdemokratischen Ziele zeitigen, war hier bereits verblasst.⁴⁴⁴ Ob es sich bei der einmütig verabschiedeten zentralen Erklärung nur um einen substanzlosen Formelkompromiss oder um eine tragfähige Basis für die weitere Zukunft handelte, musste sich angesichts der weiter schwelenden Konflikte rasch herausstellen. Zunächst war es dem Konferenzleiter Auer jedoch noch einmal gelungen, die linke Minderheit in gewohnter Weise auszumanövrieren und alle Delegierten auf den Kurs des Landesvorstandes festzulegen. Skeptische Stimmen blieben zunächst im Hintergrund; zumindest Südekum bemängelte mit gutem Grund, dass auf der Konferenz jede „Erörterung über die Fraktionsspaltung und die ihr zugrunde liegenden Gegensätze in Fraktion und Partei“⁴⁴⁵ ausgeblendet worden sei. Das lag u. a. daran, dass das burgfriedenskritische Lager es noch nicht gewagt hatte, eine direkte Konfrontation herbeizuführen. Der *Vorwärts* konnte unwidersprochen konstatieren: „Die Verhandlungen nahmen einen in jeder Beziehung harmonischen Verlauf.“⁴⁴⁶

Auch im Münchner Kriegsministerium herrschte noch Optimismus bei der Einschätzung der Lage, getragen von dem Glauben, „daß die gewaltige Mehrheit der bayer. Sozialdemokraten Haases Treiben mißbilligt [...], andererseits wird in Bayern der ganze Konflikt, weil es eben an den Reibungen fehlt, weniger empfunden, und vielleicht soll nach Nürnberger Muster (Braun) versucht werden ihn zu ignorieren und unter allen Umständen weiter zusammenzuarbeiten.“⁴⁴⁷ Dieses Urteil zeugte von gutem Einblick in die Binnenverhältnisse der bayerischen SPD und sollte erst im darauffolgenden Jahr von der Entwicklung überholt werden.

4.4 Die SPD und die politische Entwicklung in Bayern bis Ende 1916

Trotz aller kriegsbedingten Angleichungstendenzen behielt die bayerische Innenpolitik nach wie vor einige Besonderheiten bei.⁴⁴⁸ Der im August 1914 ausgerufene „Burgfrieden“ wurde „in Bayern von Anfang an großzügig und zwar mehr dahingehend ausgelegt, daß die Auseinandersetzungen über bisherige Themen zwar zurückgestellt, aber durch den Krieg aufgeworfene innenpolitische Probleme (ausgenommen Kriegszielfragen) freizügig und scharf diskutiert worden sind.“⁴⁴⁹ Ein im Ver-

⁴⁴⁴ In einer Proklamation des Landesvorstandes vom 2.3.1916 hatte es dazu geheißen: „Die gewaltigsten Kämpfe stehen der Arbeiterklasse noch bevor, denn mit der heißersehnten Beendigung des Krieges wird nicht etwa ein Zeitalter des wirtschaftlichen und politischen Friedens kommen.“ (NDP Nr. 54 vom 5./6.3.1916).

⁴⁴⁵ A. Südekum an G. v. Vollmar vom 15.4.1916. (M. BLOCH, Albert Südekum, Zitat: S. 182).

⁴⁴⁶ *Vorwärts* Nr. 101 vom 11.4.1916.

⁴⁴⁷ MKr an MA vom 8.5.1916. (HstAM, MA 95735).

⁴⁴⁸ Zu diesem Abschnitt siehe W. ALBRECHT, Landtag und Regierung, S. 74-207; AY, Entstehung einer Revolution, S. 62-68 u. passim sowie SPERL, Wirtschaft und Staat in Bayern, S. 26-75.

⁴⁴⁹ D. ALBRECHT, Von der Reichsgründung bis zum Ende des Ersten Weltkrieges, in: SCHMID (Hrsg.), Handbuch der bayerischen Geschichte, Bd. 4/I, S. 319-438, hier: S. 431f.

gleich zu anderen Bundesstaaten ungewöhnliches Maß an politischer „Normalität“ signalisierte auch die Abhaltung der turnusmäßig anstehenden Gemeindewahlen im November und Dezember 1914.

Der SPD-Landesvorstand hatte für eine Verschiebung der Wahlen plädiert; in seinem Wahlaufruf bezeichnete er einen Urnengang unter den gegebenen Bedingungen als „gewaltsame Fälschung des Volkswillens.“⁴⁵⁰ Blumtritt kommentierte sarkastisch den Vorgang: „Während ein holder Burgfriede über Deutschlands politischen Fluren liegt, sind im Lande der `homogenen Regierungspolitik` die Gemeindewahlen angeordnet worden, obwohl sie jetzt *während des Krieges eine Entrechtung derjenigen Gemeindebürger* bedeuten, die sich im Felde befinden.“⁴⁵¹ Von der SPD vor Ort wurde teilweise ganz unverhohlene Kritik an diesem Schritt geübt; in einer öffentlichen Versammlung in Bayreuth nahm Puchta kein Blatt vor den Mund:

„In einer Zeit, wo unter gewaltigen Donnerschlägen die Welt erzittert, wo eine ganze Anzahl unserer Leute draußen auf dem Schlachtfeld liegt, sollen die Gemeindewahlen stattfinden. – In einer Zeit, wo unbeschreibliches soziales Elend herrscht, wo eine Masse kleiner Mittelstandsexistenzen vernichtet wird, wo eine maßlose Zahl von Frauen zu Weihnachten keine Männer haben, sollen wir Interesse haben für Gemeindepolitik. *Es wäre jetzt wirklich keine Zeit für Gemeindewahlen.* Wir Sozialdemokraten wären gern einverstanden gewesen, wenn die Wahlen jetzt unterblieben wären. Aber die herrschende Partei in Bayern, das *Zentrum*, will sie haben. Und weil das Zentrum es will, *deshalb haben wir die Wahlen.*“⁴⁵²

Absprachen mit anderen Parteien lehnte die Landesleitung nun – anders als vor dem Krieg - ab und verkündete: „Die Sozialdemokratie hat das ihrige getan, um den Konflikt jetzt zu vermeiden; sie scheut ihn aber nicht. Sie wird den Wahlkampf rücksichtslos führen.“⁴⁵³ Trotz widriger Bedingungen konnte die SPD bei den Wahlen Mandate hinzugewinnen: In Nordbayern stieg die Zahl ihrer Gemeindebevollmächtigten auf 226 (1911: 172), die der Magistratsräte auf 48 (29); für Südbayern lauteten die entsprechenden Werte 75 (50) und 14 (7).⁴⁵⁴ Eine verfassungspolitische Dynamik entstand dadurch allerdings keineswegs; das kommunale Wahlrecht, das die weniger vermögenden Bevölkerungskreise klar benachteiligte, blieb unangetastet.

Konnte hier die Regierung ihren Willen noch reibungslos durchsetzen, so nahm mit zunehmender Kriegsdauer der Kampf um Ressourcen und damit auch die politische Auseinandersetzung an Härte zu. In der einschlägigen Studie stellte Karl-Ludwig Ay dazu fest: „Nichts hat die Stimmung während

⁴⁵⁰ NDP Nr. 249 vom 27.10.1914.

⁴⁵¹ Max Blumtritt, Die Gemeindewahlen in Bayern, in: *Die Neue Zeit*, Nr. 6 vom 13.11.1914, S. 189-192, hier: S. 189.

⁴⁵² FVt Nr. 275 vom 25.11.1914.

⁴⁵³ NDP Nr. 243 vom 20.10.1914.

⁴⁵⁴ Angabe aus FVt Nr. 8 vom 11.1. und Nr. 13 vom 16.1.1915.

des Krieges stärker beeinflußt als die wirtschaftliche Not mit allen ihren Begleiterscheinungen.⁴⁵⁵ Hier stieß die Staatsmacht bald an die Grenzen ihrer Steuerungsmöglichkeiten. Bereits im ersten Kriegswinter drehte sich das Interesse der breiteren Öffentlichkeit hauptsächlich um Ernährungsfragen, wenn auch die Versorgungslage noch nicht so katastrophal war wie in der zweiten Kriegshälfte. Das sozialdemokratische *Bayerische Wochenblatt* hatte zunächst noch geprahlt: „Deutschlands `unerschöpfliche Reserven` flößen den Gegnern einen Respekt ein, der trotz ihrer Aufschneidereien über die Bildung neuer englischer, französischer und russischer Armeen zum Durchbruch kommt.“⁴⁵⁶ Dass die Lebensmittelvorräte des Reiches sehr wohl erschöpfbar waren, zeigte sich bald. Darauf musste auch die Sozialdemokratie reagieren.

Die Münchner SPD beantragte für den 8. Februar 1915 die Genehmigung einer Reihe von öffentlichen Volksversammlungen, auf denen gegen den Lebensmittelwucher protestiert werden sollte.⁴⁵⁷ Entgegen dem Willen von Innenminister Soden sprach das Kriegsministerium kein Versammlungsverbot aus, da „besonders die sozialdemokratische Partei in München niemals Anlaß gegeben habe an ihrer vaterländischen Gesinnung zu zweifeln.“⁴⁵⁸ Von militärischer Seite wurden derartige geordnete Volksversammlungen als der Aufrechterhaltung der inneren Geschlossenheit durchaus dienlich betrachtet, zumal Adolf Müller im Vorfeld zugesichert hatte, dass keine Diskussionen stattfinden und „keinerlei Angriffe gegen die Staatsregierung“⁴⁵⁹ erfolgen würden. Diese von der SPD akzeptierten Auflagen des Kriegsministeriums kamen einem völligen Verzicht auf Kritik an der Regierung - und damit auf Politik schlechthin - gleich.⁴⁶⁰ Die Militärbehörden sahen demnach in der Folgezeit keinen Grund, von ihrer Strategie abzugehen, die darin bestand, die kaum noch vermeidbaren Proteste der Bevölkerung vom gemäßigten Teil der SPD kanalisieren und damit letztlich ins Leere laufen zu lassen.⁴⁶¹

⁴⁵⁵ AY, Die Entstehung einer Revolution, S. 26.

⁴⁵⁶ BayWo Nr. 2 vom 14.1.1915.

⁴⁵⁷ Vgl. Bericht der Armeedivision I des MKr vom 5.2.1915. (KrA, MKr 11521).

⁴⁵⁸ Ebd.

⁴⁵⁹ Aktennotiz von Falkner v. Sonnenburg vom 5.2.1915. (KrA, MKr 11521).

⁴⁶⁰ Die Auflagen lauteten: „1.) In den Ausführungen der Redner dürfen keine Angaben, Vergleiche u. a. enthalten sein, die die Bevölkerung über die Möglichkeit und Organisation der Lebensmittelversorgung während des Krieges beunruhigen oder dem Auslande Gelegenheit zu politisch schädlichen Schlußfolgerungen geben könnte. 2.) Die Vorträge müssen sich von Angriffen auf die Staatsregierung oder die Bundesratsbeschlüsse, überhaupt von jeder Kritik frei halten, die aufreizend oder beunruhigend wirken könnte. Sie dürfen auch in keiner Weise den inneren Frieden stören. 3.) An den Vortrag in den einzelnen Versammlungen darf sich keinerlei öffentliche Aussprache anschließen.“ (MKr an Franz Schmitt vom 7.2.1915; ebd.).

⁴⁶¹ In einem Schreiben an den Parteisekretär Hans Nimmerfall hatte das Münchner Stellvertretende Generalkommando offen erklärt: „In Würdigung der Tatsache, daß in sehr weiten Bevölkerungskreisen, namentlich der minderbemittelten Schichten, eine wachsende Beunruhigung wegen der immer höher ansteigenden Preise der nötigsten Lebensmittel aller Art besteht, wird die Abhaltung der am 29. Juni 1915 in der Brauerei Pasing einberufenen Volksversammlung, welche die sachliche Besprechung dieser Verhältnisse und ihre Abhilfe zum Zweck hat, unter Zulassung einer in sachlichen Grenzen gehaltenen Diskussion genehmigt. Es war für die Erteilung dieser Erlaubnis der Gesichtspunkt maßgebend, daß es für die Erhaltung der öffentlichen Sicherheit vorzuziehen sei, den Kla-

Dies sah dann z. B. so aus, dass Adolf Braun in Würzburg zur Ernährungsfrage in einer gut besuchten Versammlung sprach, an deren Ende einstimmig eine Resolution verabschiedet wurde; darin bekundeten die Anwesenden, „daß sie sich mit Verständnis den Notwendigkeiten fügen wollen, die die vom Feinde bedrohte Volksernährung allen auferlege, daß sie aber zugleich erwarten, daß gegen reich und arm in Stadt und Land die Maßnahmen in gleich energischer Weise durchgeführt werden.“⁴⁶² Bei dieser Art von Veranstaltung handelte es sich nicht um einen Einzelfall.⁴⁶³ In Hof versuchte der Reichstagsabgeordnete Daniel Stücklen⁴⁶⁴ (der hier früher als Redakteur gewirkt hatte) seinen Vortrag zum Thema „Der Krieg und die Volksernährung“ auch dazu zu nutzen, die Kreditbewilligung der Reichstagsfraktion zu rechtfertigen, was bei den ungefähr 600 Zuhörern nur wenig Beifall hervorrief.⁴⁶⁵ Aus dem von der wirtschaftlichen Notlage besonders betroffenen Oberfranken reiste eine Delegation, bestehend aus vier Arbeitern sowie dem Landtagsabgeordneten Hans Gentner⁴⁶⁶ und den Reichstagsabgeordneten Josef Simon und Hugel, nach München, um die Beschwerden der Arbeiterschaft vorzubringen.⁴⁶⁷ Auch diese Maßnahme bewegte sich immer noch im Rahmen der sozialdemokratischen Beschwichtigungspolitik, mit der die bayerische Regierung inzwischen routiniert umzugehen wusste.

gen der großen Masse der wirtschaftlich Schwachen, die von den hohen Lebensmittelpreisen besonders empfindlich betroffen sind, einen unter der Kontrolle von geordneten und organisierten Versammlungen stehenden Ausdruck geben und dabei durch die Veranstalter auf die angebotenen Abhilfen hinweisen zu lassen, statt ein Verbot solcher Versammlungen zu verfügen. Das stellvert. Generalkommando vertraut den Herren Einberufern der Versammlung, daß sie in dem vorstehenden Sinne aufklärend und beruhigend die Versammlung und die daran anschließende Diskussion abhalten und leiten werden, und daß sie dafür Sorge tragen werden, daß in der Diskussion nicht die Friedensziele zur Erörterung gelangen.“ (NDP Nr. 173 vom 28.7.1915).

⁴⁶² FV Nr. 49 vom 1.3.1915.

⁴⁶³ Am 28.2.1915 hatte der Landtagsabgeordnete Eduard Schmid vor ca. 1000 Besuchern zum Thema „Die Volksernährung in der Kriegszeit“ gesprochen, was mehr der Aufklärung und weniger der Kritik an den Behörden diene. (Vgl. SVZ Nr. 51 vom 2.3.1915).

⁴⁶⁴ Stücklen, Daniel, geb. 30.4.1869 in Nürnberg, 1875-1882 Volksschule in Nürnberg, 1882-1885 Feingoldschlägerlehre in Nürnberg, Wanderschaft, 1886 Beitritt zur SAP, Beitritt zur Gewerkschaft, bis 1891 Feingoldschläger, 1890 Werkmeister in Budapest, 1891-1893 Mitglied im zentralen Vorstand der ungarischen sozialistischen Partei und Redakteur der *Arbeiterpresse* in Budapest, 1893-1898 Redakteur der *Oberfränkischen Volkszeitung* in Hof, 1898-1905 Redakteur der *Volkszeitung* in Altenburg, MdR 1903 bis Mai 1924 und Dez. 1924 bis 1932, 1905-1906 Redakteur der *Arbeiterzeitung* in Dortmund, 1906-1908 Redakteur der *Partei-Korrespondenz* in Berlin, 1908-1915 Redakteur des sozialdemokratischen „Presse-Bureaus“ und 1915-1918 des „Militärbureaus“ in Berlin, Verurteilung zu einer Reihe von Gefängnisstrafen aus politischen Gründen, 1919-1925 Vorsitzender der Reichszentralstelle für Kriegs- und Zivilgefangene, dann Reichskommissar für Zivilgefangene und Flüchtlinge im Reichsministerium des Innern, anschließend Ruhestand in Berlin, gest. 13.3.1945 in Berlin.

⁴⁶⁵ Vgl. OVZ Nr. 45 vom 23.2.1915.

⁴⁶⁶ Gentner, Hans, geb. 26.1.1877 in Pegnitz (RB Oberfranken), Volksschule in Pegnitz, Eisendreherlehre und Fortbildungsschule in Pegnitz, 1894 Beitritt zur Gewerkschaft, Wanderschaft, 1898 Beitritt zur SPD, bis 1904 Metallarbeiter, ab 1904 selbständiger Land- und Gastwirt in Pegnitz, 1903-1908 Gemeindebevollmächtigter, 1908-1919 Magistratsrat, 1919-1923 Stadtrat, 1923-1933 1. Bürgermeister in Pegnitz, MdL 1912-1920 und 1928-1933, 1918/1919 Staatsrat im Bayerischen Landwirtschaftsministerium, 1918/19 Mitglied des provisor. Nationalrates in Bayern, in der NS-Zeit mehrfach in Haft, 1945-1953 1. Bürgermeister in Pegnitz, Jan.-Sept. 1947 Staatssekretär im Bayerischen Staatsministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten, nach 1945 Mitglied des Stadt- und Kreistages in Pegnitz, Mitglied des SPD-Landesvorstandes, Bezirksobmann und ab Dez. 1946 Präsidialmitglied des Generalsekretariats sowie ab 1947 Senator des Bayerischen Bauernverbandes, gest. 24.8.1953 in Pegnitz.

⁴⁶⁷ Vgl. BayWo Nr. 4 vom 28.1.1915.

An Herausforderungen mangelte es dem Ministerium Hertling dennoch nicht. Da für einen längeren Krieg keinerlei wirtschaftliche Vorbereitungen getroffen worden waren, entstand bald eine Fülle von Steuerungsproblemen, für die es keine erprobten Lösungen gab, wobei die Umstellung von der Friedens- zur Kriegswirtschaft in Bayern langsamer erfolgte als in anderen Teilen des Reiches. Dass sich Regierung und Verwaltung in Bayern schon bei der Behebung der bis dahin aufgetretenen Versorgungsengpässe als recht ineffizient erwiesen hatten, stellte im Mai 1915 die vom SPD-Abgeordneten Segitz verfasste Denkschrift „Die Kriegsfürsorge in Bayern“ ausdrücklich fest; darin wurde im Namen aller Parteien die rasche Einberufung des Landtages gefordert, um die drängenden Probleme auf diesem Gebiet mit parlamentarischen Mitteln anzugehen.⁴⁶⁸ Kurz zuvor hatte die SPD-Landtagsfraktion per Interpellation ihre Kritik an der Versorgungspolitik der Regierung publik gemacht.⁴⁶⁹ Ein Aufruf von SPD-Landesvorstand und den bayerischen Agitationskommissionen der Freien Gewerkschaften beschäftigte sich mit der gleichen Angelegenheit und kündigte eine Reihe von Veranstaltungen an;⁴⁷⁰ die dort behandelte Petition, die eine gerechte Verteilung der Lebensmittel verlangte, wurde von 274417 Personen unterzeichnet.⁴⁷¹

In München fand am 20. Juni 1915 eine eigene Parteikonferenz statt zum Thema: „Was muß geschehen, um die Nahrungsmittelversorgung planmäßig zu organisieren und die Aushungerung der Massen zu verhindern?“⁴⁷² Beschlossen wurde dabei ein 18 Punkte beinhaltender Forderungskatalog, der umfangreiche staatliche Eingriffe in das Ernährungswesen zwecks Herstellung von Verteilungsgerechtigkeit vorsah.⁴⁷³ Auf einer öffentlichen Protestversammlung in Regensburg brachte Gentner die verbreiteten Beschwerden zum Ausdruck; laut Pressebericht führte er dabei aus:

„Wenn von Anfang an die Mehrzahl der Reichen ihren Konsum eingeschränkt haben würde, dann wären für die Allgemeinheit sicher genügend Lebensmittel vorhanden gewesen. Heute besäße man nicht nur teure, sondern auch vielfach schlechte Lebensmittel. Andererseits vermehren sich die Millionäre. Wenn den Engländern ihr Plan, Deutschland auszuhungern, gelungen wäre, würde man es in erster Linie deutschen Profitmenschen zu danken gehabt haben. (Stürm. Zustimmung.) Man habe sich in staatlichen und städtischen Kreisen viel zu sehr davor gescheut, die sozialdemokratischen Vorschläge durchzuführen. [...] Der Krieg müsse für Deutschland gewonnen werden, weil sonst die nichtbesitzenden Volksmassen am schwersten leiden müßten. Das Volk habe daher all die schweren Opfer ohne Murren getragen, das Volk sei bereit, auch weiterhin Opfer zu bringen. Ein solches Volk habe aber auch das gute Recht, zu verlangen, daß es vor wucherischer Ausbeutung

⁴⁶⁸ Vgl. Martin SEGITZ, Die Kriegsfürsorge in Bayern. Eine Denkschrift für die Königlich Bayerische Staatsregierung, Nürnberg 1915, S. 79 u. 82.

⁴⁶⁹ Vgl. W. ALBRECHT, Landtag und Regierung, S. 141f.

⁴⁷⁰ Vgl. NDP Nr. 144 vom 24.6.1915.

⁴⁷¹ Angabe aus FV Nr. 186 vom 13.8.1915.

⁴⁷² NDP Nr. 153 vom 4./5.7.1915.

⁴⁷³ Vgl. SVZ Nr. 144 vom 24.6.1915.

geschützt werde. Es müsse daher den Wucherern ohne Ausnahme im Interesse der Volkswohlfahrt das Handwerk gründlich gelegt werden. (Stürm. Zustimmung.)⁴⁷⁴

Als die Kammer der Abgeordneten endlich wieder einberufen wurde, reagierte die SPD-Presse mit Spott: „Der vermißt gewesene bayerische Landtag hat sich am 30. September [1915] mehr oder weniger wohlbehalten wieder zusammengefunden. Es hat inzwischen ein Weltkrieg getobt, und er tobt noch, aber an der soliden Eindeckung der khakifarbenen politischen Unterstandshütte in der Münchener Prannerstraße ist das Trommelfeuer der Weltgeschichte wirkungslos abgeprallt.“⁴⁷⁵ Ungeachtet dieser sarkastischen Bemerkungen, die nicht von ungefähr kamen, war die Führung der Landes-SPD aufrichtig bemüht, der sich verschlimmernden Notlage der Bevölkerung entgegenzuwirken, bewegte sich dabei aber stets auf dem Boden des bestehenden Systems, von dem man sich nach wie vor eine Linderung der Beschwerden versprach und das man folglich nicht per se infrage stellte. Der Burgfrieden mit dem Ziel des militärischen Sieges stand weiterhin nicht zur Disposition.

Unter Druck geriet diese Haltung durch die 1916 eintretende dramatische Verschlechterung der Versorgungs- und Stimmungslage. Diese traf in Bayern auf andere Rahmenbedingungen als im übrigen Reichsgebiet, bildete aber dennoch den zentralen Faktor des innenpolitischen Geschehens. Der bayerische Kriegsminister musste in einem Schreiben an seine Kabinettskollegen vom 1. Februar jenes Jahres eingestehen,

„daß in den letzten Monaten mehrfach in größeren Städten Straßenkundgebungen unter dem Rufe nach Frieden und Brot stattgefunden haben. Auch auf Bayern, das bisher von solchen öffentlichen Kundgebungen verschont blieb, scheint die Bewegung neuerdings übergreifen zu wollen [...]. Alle diese Vorkommnisse erscheinen [...] mit den immer mehr um sich greifenden Gegensätzen zwischen Stadt und Land und mit den Verhandlungen im Reichstage, insbesondere über die Genehmigung des letztmaligen Zehnmilliardenkredits geeignet, vom Standpunkte der Landesverteidigung aus ernsthafte Besorgnisse zu erregen. [...]

Wenn [...] in einzelnen Schichten der Bevölkerung Unzufriedenheit und Niedergeschlagenheit eingezogen sind, so mögen daran die lange Dauer des Krieges, die großen Opfer an Gut und Blut, der durch die Einberufungen zum Militärdienste eingetretene Mangel an männlichen Arbeitskräften und nicht zuletzt die unterirdischen Umtriebe gewissenloser und vaterlandsloser Hetzer die Hauptschuld tragen. Diesen Mächten gilt es noch stärkere Kräfte entgegenzusetzen, um der gefahrdrohenden Bewegung Herr zu werden und auch die Mutlosen mit neuem Mute zu beleben. Zur Erreichung dieses Ziels darf kein Mittel unversucht bleiben, insbesondere erscheint eine unmittelbare positive Einwirkung auf die Bevölkerung dringend geboten.“⁴⁷⁶

⁴⁷⁴ NDP Nr. 162 vom 15.7.1915.

⁴⁷⁵ BayWo Nr. 39 vom 30.9.1915.

⁴⁷⁶ MKr an übrige Ministerien vom 1.2.1916. (StABa, K 3 Präs. Reg. 1787).

Entgegen sonstigen Gepflogenheiten wurde diese Lageeinschätzung - sowohl in Bezug auf die Ernährungslage als auch auf die Bedeutung der zumindest indirekt erwähnten SPD-Minderheit - auch vom Innenminister geteilt; dieser folgerte daraus, dem aus der Kriegsmüdigkeit hervorgehenden „Unmute muß – wenn er auch, wie mir scheint, weite Kreise noch nicht ergriffen hat – doch allen Ernstes durch Belehrung und Aufklärung entgegengetreten werden.“⁴⁷⁷ Damit waren die beiden an der „Heimatfront“ drohenden Hauptgefahren bereits angesprochen: Die zunehmend schlechter werdende Versorgungslage, die die gesellschaftlichen Spannungen – vor allem zwischen Produzenten und Konsumenten – verschärfte, und – wie im Dezember 1915 im Reichstag erstmals geschehen – das offene Auftreten einer die Burgfriedenspolitik direkt bekämpfenden Gruppierung. Dabei erkannten die Behörden von Anfang an die Gefährdung, die von einer gegenseitig sich verstärkenden Wirkung dieser beiden Faktoren ausging. Die oppositionellen Kräfte konnten die Unzufriedenheit in der Bevölkerung beispielsweise durch Flugblätter mit „aufreizendem, vornehmlich Frieden heischendem Inhalt“⁴⁷⁸ weiter verstärken; umgekehrt galt „überall: das Absinken von Ernährung und Lebenshaltung stärkte die innerparteiliche Opposition“⁴⁷⁹ in der SPD. Folgerichtig wurden die öffentlichen Versammlungen der SPD nur noch unter einschneidenden Auflagen gestattet, die vor allem verboten, die katastrophale Versorgungssituation zu thematisieren.⁴⁸⁰

Dies war nur eine von vielen Maßnahmen zur Steuerung der öffentlichen Meinung; bereits im Oktober 1914 war in Berlin ein zentrales Zensurbüro eingerichtet worden, um systematisch die Berichterstattung in der Presse zu kontrollieren. Insgesamt blieb die Zensurpraxis in Bayern stets moderater als in anderen Staaten des Deutschen Reiches. Der *Fränkische Volksfreund*, seit dem Amtsantritt Curt Geyers die publizistische Speerspitze der SPD-Parteiopposition in Bayern, wurde (nach

⁴⁷⁷ MIInn an MK vom 5.2.1916. (HstAM, MK 19288).

⁴⁷⁸ MKr an übrige Ministerien vom 1.2.1916. (StABa, K 3 Präs. Reg. 1787).

⁴⁷⁹ C. GEYER, *Die revolutionäre Illusion*, S. 50.

⁴⁸⁰ Die von der Münchner SPD im März 1916 geplante Serie von Versammlungen wurde von Kriegsminister Krefß nur unter folgenden Auflagen genehmigt: „Die Redner müssen sich aller Hinweise oder Bemerkungen enthalten, die die Entschlossenheit unseres Volkes, den Krieg bis zum siegreichen Ende fortzuführen, erschüttern oder das Vertrauen zur politischen und militärischen Leitung untergraben können. 2. Unzulässig sind kritische Ausführungen, Vergleiche und Angaben, die die Bevölkerung über die wirtschaftliche Lage, besonders die Lebensmittelversorgung beunruhigen oder dem Auslande Gelegenheit zu politisch schädlichen Schlußfolgerungen geben können. 3. Die Vorträge müssen sich von Angriffen, Glossen und aufreizenden Bemerkungen auf die Staatsregierung oder die Bundesratsbeschlüsse, überhaupt von aller demagogischen Kritik und zum Klassenhaß treibenden Sprache fernhalten. [...] 5. Die sämtlichen Redner sind vom Vorstände des Sozialdemokratischen Vereins auf die sorgfältige Beachtung der vorstehenden Anordnungen zu verpflichten.“ (Kriegsminister Krefß an Franz Schmitt vom 19.3.1916; abgedruckt in: DEIST (Bearb.), *Militär und Innenpolitik*, 1. Teil, S. 359f.). Im September 1916 hielt die SPD in Straubing eine Versammlung zum Thema „Das Volk und die Friedensfrage“ ab, die vom zuständigen Stellvertretenden Generalkommando nur unter der Bedingung genehmigt wurde, „daß die fortdauernde Notwendigkeit des Aufwandes aller unserer Kraft für siegreiche und ehrenvolle Durchführung des Krieges und der hierfür unerläßlichen Geschlossenheit unseres gesamten Volkstums ferner die Notwendigkeit der künftigen politischen Unabhängigkeit, territorialen Unversehrtheit und wirtschaftlichen Entwicklungsfreiheit des Reiches nicht in Zweifel gezogen wird . . .“ (W. SCHÄFER, *Straubing im Ersten Weltkrieg*, Zitat: S. 99f., Anm. 425).

einem kurzen Vorspiel im Mai⁴⁸¹) im August 1916 allerdings längerfristig unter Vorzensur gestellt, wobei die öffentliche Bekanntmachung dieser Maßnahme untersagt wurde.⁴⁸² Noch in der ersten Kriegshälfte kam es zudem zum Aufbau eines flächendeckenden Überwachungssystems für alle auch nur im weiteren Sinne politischen Meinungsäußerungen – ein Umstand, dem im Übrigen ein erheblicher Teil der hier herangezogenen Quellen zu verdanken ist. Bald konnten die Behörden über „eine Unmenge bezahlter und unbezahlter Spitzel aller Gesellschaftskreise“⁴⁸³ verfügen und setzte diese auch ein.

Ergänzt wurden diese repressiven Maßnahmen eher konventionellen Stils durch die in dieser Form neuartige Politik der Beeinflussung der öffentlichen Meinung; dazu dienten der Staatsregierung „Vertrauensmänner“, d. h. gesellschaftlich angesehene Personen, die die Anliegen der Regierung in der Öffentlichkeit transportierten, ohne dass die Hintermänner dabei groß in Erscheinung traten.⁴⁸⁴ Eine weitere Maßnahme war die Gründung des bestens ausgestatteten Kriegspresseamtes im Oktober 1915, mit der „die Voraussetzung für eine zentral gesteuerte Pressepolitik geschaffen [wurde]“⁴⁸⁵ (die aber v. a. in Bayern längst nicht alle Eigenständigkeiten und Eigenwilligkeiten zu beseitigen vermochte⁴⁸⁶). Über die Wirksamkeit der staatlichen Propaganda in Deutschland gehen die Meinungen nach wie vor auseinander.⁴⁸⁷ In Bayern litt die Effizienz der Presselenkung unter der unklaren Aufgabenverteilung zwischen den verschiedenen beteiligten Stellen; dennoch gelang es, nahezu alle Blätter auf eine Linie zu verpflichten, deren Hauptwesensmerkmal die systematische Verschleierung der militärischen Realitäten bildete.⁴⁸⁸ Zumindest in dieser Hinsicht gab es einen Gleichklang zwischen Bayern und dem übrigen Reichsgebiet: „Kritisches Informieren der Bevölkerung oder das Austragen von politischen Kontroversen galten als unpatriotisch und waren nicht gefragt.“⁴⁸⁹

⁴⁸¹ Die zunächst verhängte Vorzensur beschränkte sich auf den Zeitraum von acht Tagen. (Vgl. StellvGenKdo III. AK an MKr vom 10.5.1916; KrA, MKr 13877).

⁴⁸² Auslöser dieser Maßnahme war ein Bericht des Blattes über das Urteil eines Militärgerichtes gegen Karl Liebknecht; Berichte über Verhandlungen der Militärgerichtsbarkeit waren grundsätzlich verboten. (Vgl. StellvGenKdo II. AK an MKr vom 24.8.1916; KrA, MKr 13882).

⁴⁸³ Denkschrift des MKr vom März 1918. (KrA, MKr 2339).

⁴⁸⁴ Vgl. SCHMIDT, *Belehrung – Propaganda – Vertrauensarbeit*, S. 79-81.

⁴⁸⁵ D. FISCHER, *Die Münchener Zensurstelle*, S. 231.

⁴⁸⁶ Vgl. SCHMIDT, *Belehrung – Propaganda – Vertrauensarbeit*, S. 176-179.

⁴⁸⁷ Zu den unterschiedlichen Urteilen siehe BARTH, *Dolchstoßlegenden*, S. 119.

⁴⁸⁸ Vgl. Paul HOSER, *Die politischen, wirtschaftlichen und sozialen Hintergründe der Münchner Tagespresse zwischen 1914 und 1934. Methoden der Pressebeeinflussung.* (2 Teile). Frankfurt/Main – Bern – New York – Paris 1990, S. 377-385.

⁴⁸⁹ SCHMIDT, *Belehrung – Propaganda – Vertrauensarbeit*, S. 74.

War die publizistische Landschaft in München vor dem Krieg noch ausgesprochen bunt gewesen, hatten sich hier gesellschaftskritische Strömungen wie kaum anderswo im Reich gebündelt,⁴⁹⁰ so vollzog ein großer Teil der bürgerlichen Presse – exemplarisch dafür zu nennen der *Simplicissimus* – nun einen scharfen Rechtschwenk (dessen Wirkungen weit über den Krieg hinaus reichten).⁴⁹¹ Diese größtenteils freiwillige Unterwerfung gegenüber den Zielen der Staatsmacht wurde auch von der Führung der bayerischen SPD mitgemacht, deren informelles Bündnis mit der Regierung bereits beschrieben wurde. Darüber hinaus starteten die Behörden eine umfangreiche Kampagne zur Hebung der Volksstimmung, bei der auch die Kirchen mit einbezogen wurden.⁴⁹² Im Gegensatz zu Preußen standen diese Maßnahmen in Bayern nicht unter Federführung des Kriegs-, sondern des Innenministeriums.⁴⁹³

Die Auswirkungen dieser Maßnahmen lassen sich nur schwer überprüfen, doch gerade die „ungeahnte Eskalation der Kriegführung“⁴⁹⁴ in den Materialschlachten des Jahres 1916 und deren Folgen für die Zivilbevölkerung dürften die Intentionen der Urheber nachhaltig konterkariert haben: „Das Volk nahm kaum erkennbar Anteil an den einzelnen Erfolgen des deutschen Heeres, eher an seinen Verlusten. [...] Der Kriegsverlauf wird nur unter dem Aspekt gesehen: beschleunigt er das Kriegsende oder verzögert er es.“⁴⁹⁵ Diese pessimistische Grundhaltung beschränkte sich nicht nur auf die notleidenden Bevölkerungskreise; selbst Ministerpräsident Hertling sah nach eigenen Worten bereits im Sommer 1916 „keinerlei Hoffnung mehr, diesen Krieg rechtzeitig militärisch zu einem für uns befriedigenden Ende zu führen.“⁴⁹⁶ Wenige Monate später bekundete Ludwig III. dennoch gegenüber dem preußischen Gesandten, „es sei unerträglich für Bayern, ohne erheblichen Gewinn aus diesem Kriege nach Hause zu kommen“⁴⁹⁷. Kurz darauf begründete der neue Kriegsminister Philipp von Hellingrath gegenüber dem König die Einrichtung des Kriegsamt in Berlin mit der ungeheuren materiellen Überlegenheit der gegnerischen Allianz.⁴⁹⁸ Politische Konsequenzen zog die Regierung aus dieser Lagebeurteilung keine.

⁴⁹⁰ Vgl. G. HUBER, Das klassische Schwabing.

⁴⁹¹ Vgl. M. GEYER, Verkehrte Welt, S. 29-37.

⁴⁹² Siehe dazu auch die Aufzeichnungen Falkner v. Sonnenburgs vom 5.12.1916. (Abgedruckt in: DEIST (Bearb.), Militär und Innenpolitik, 1. Teil, S. 339-342).

⁴⁹³ Vgl. DANIEL, Arbeiterfrauen, S. 361f., Fn. 109.

⁴⁹⁴ MAI, Das Ende des Kaiserreichs, S. 83.

⁴⁹⁵ AY, Die Entstehung einer Revolution, S. 23.

⁴⁹⁶ D. ALBRECHT, Von der Reichsgründung bis zum Ende des Ersten Weltkrieges, in: SCHMID (Hrsg.), Handbuch der bayerischen Geschichte, Bd. 4/I, S. 319-438, Zitat: S. 421.

⁴⁹⁷ MACHTAN, Die Abdankung, Zitat: S. 86.

⁴⁹⁸ Vgl. Kriegsminister Hellingrath an König Ludwig vom 20.12.1916. (KrA, MKr 865).

Spätestens im Verlauf des Jahres 1916 hatte sich die Versorgungslage in Bayern so dramatisch verschlechtert,⁴⁹⁹ dass der daraus erwachsende Unmut das politische Geschehen vollständig überlagerte; mittelfristig musste dies zu einem systemdestabilisierenden Vertrauensverlust gegenüber der Regierung in breiten Bevölkerungsschichten führen. An Warnhinweisen fehlte es nicht: Im März kam es in Hof zu einer Hungerdemonstration,⁵⁰⁰ ähnliche Erscheinungen gab es auch in den benachbarten Orten Selb und Rehau,⁵⁰¹ Mitte Juni brachen in München erste von Hausfrauen initiierte Lebensmittelunruhen aus,⁵⁰² im Juli folgten in Nürnberg mehrtägige Krawalle mit Zusammenstößen zwischen Demonstranten und Polizei.⁵⁰³ Bereits im Januar hatte Josef Simon in einer Reichstagsdebatte über Ernährungsfragen auf die potenziell revolutionären Folgen der Misstände auf diesem Gebiet hingewiesen.⁵⁰⁴

Die bayerische SPD-Führung blieb trotz allem nach wie vor bei ihrem Kurs: Einerseits übte sie scharfe Kritik, wie etwa auf der Landeskonferenz vom April 1916⁵⁰⁵, oder warnte im Landtag vor den aus der Ernährungsnotlage entstehenden Folgen.⁵⁰⁶ Die Angriffe beschränkten sich dabei nicht nur auf die Staatsorgane: „Es zeugt nicht gerade von starker politischer Veranlagung, wie sich unser Volk mit der *Lebensmittelversorgungskonfusion* abzufinden sucht. Schimpfen tut jeder, der nicht zum Ringe der Kriegswucherer und Lieferanten gehört oder von Haus aus so mit Glücksgütern gesegnet ist, daß ihn die Kosten seines Lebensbedarfs nicht zu interessieren brauchen. Aber mit dem Schimpfen ist es bei den meisten abgetan; Abhilfe können sie sich nur durch eingreifen `von oben` vorstellen“⁵⁰⁷. Andererseits sah sich der Mehrheitsflügel der SPD durch das vernichtende Urteil über die Regierungspolitik keineswegs veranlasst, die Burgfriedensstrategie auch nur ansatzweise zu

⁴⁹⁹ Im Dezember 1916 betrug in München die offizielle – nicht immer ausgegebene – Tagesration 200 Gramm Mehl oder 260 Gramm Brot, 1 Pfund Kartoffeln, ¼ Liter Milch, 36 Gramm Fleisch und 9(!) Gramm Butter. (Angabe aus Wilfried RUDLOFF, Notjahre – Stadtpolitik in Krieg, Inflation und Weltwirtschaftskrise 1914 bis 1933, in: Richard BAUER (Hrsg.), Geschichte der Stadt München, S. 336-368, hier: S. 339).

⁵⁰⁰ Vgl. MACHT, Hofer Arbeiterbewegung, Bd. II, S. 596f.

⁵⁰¹ Vgl. Albrecht BALD, Porzellanarbeiterschaft und punktuelle Industrialisierung in Nordostoberfranken. Der Aufstieg der Arbeiterbewegung und die Ausbreitung des Nationalsozialismus im Bezirksamt Rehau und in der kreisfreien Stadt Selb 1895-1936, Bayreuth 1991, S. 94.

⁵⁰² Vgl. W. ALBRECHT, Landtag und Regierung, S. 148.

⁵⁰³ Vgl. K.-D. SCHWARZ, Weltkrieg und Revolution, S. 148-151.

⁵⁰⁴ Simon erklärte im Reichstag: „Das Volk, das so ungeheure Opfer bringt [...], darf erwarten, daß man sich nicht nur über den Aushungerungsplan der Engländer entrüstet, sondern daß man auch denjenigen schamlosen Elementen, die durch Zurückhaltung der Lebensmittel und Preistreiberei das Volk auswuchern, rücksichtslos zu Leibe geht. Täuschen sie das Volk nicht in dieser Erwartung: es würden sonst die unheilvollsten Wirkungen ausgelöst werden.“ (RT StenBer, Bd. 306, S. 573).

⁵⁰⁵ Diese „verurteilte aufs schärfste die groben Fehler und Unterlassungen der zuständigen Behörden und das Versagen der bayerischen Regierung“. (MP Nr. 85 vom 11.4.1916).

⁵⁰⁶ In der Sitzung vom 25.2.1916 zur Ernährungspolitik schloss der Abgeordnete Johannes Hoffmann seine Kritik mit der Warnung: „Noch ist Ruhe im Lande, Herr Minister! Sorgen sie dafür, daß sie erhalten bleibt!“ (KdAbg StenBer, Bd. XIII, S. 393). In der Interpellation vom 8.5.1916 übte die SPD-Fraktion ebenfalls scharfe Kritik an der Ernährungssituation (vgl. W. ALBRECHT, Landtag und Regierung, S. 141f.).

⁵⁰⁷ BayWo Nr. 20 vom 18.5.1916.

hinterfragen. In der Landtagssitzung vom 9. Mai 1916 bekräftigte dies der Abgeordnete Eduard Schmid noch einmal: „Wir wollen gemeinsam durchhalten und siegen, wir wollen das im Innern und Äußern, aber die verantwortlichen Behörden dürfen das Durchhalten nicht unmöglich machen.“⁵⁰⁸

Nicht zuletzt unter dem Eindruck solcher Parolen intensivierte die Regierung zu dieser Zeit ihre Bemühungen zur Stärkung des rechten SPD-Flügels auf Kosten der Minderheit; schon frühzeitig war in der Reichsleitung eine derartige Taktik, die mehr auf Geschicklichkeit als auf Härte setzte, erörtert worden.⁵⁰⁹ Während die Urheber der regierungskritischen Flugblattwelle, die um die Jahreswende 1915/16 München erreicht hatte, nicht feststellbar waren,⁵¹⁰ gerieten die auf Öffentlichkeitswirksamkeit bedachten Maßnahmen der SPD-Parteiopposition von Anfang an ins Visier der Zensur. Die Veröffentlichung bzw. Verbreitung einer Erklärung der 36 oppositionellen Abgeordneten⁵¹¹ wurde ebenso verboten wie weitere Publikationen der Minderheit.⁵¹² Nach ihrer Abspaltung durch Bildung der SAG veröffentlichte die Opposition regelmäßig Flugschriften,⁵¹³ deren Weiterverbreitung auch in Bayern umgehend untersagt wurde.⁵¹⁴ Die darin enthaltenen scharfen Angriffe auf Regierung und Parteimehrheit waren geeignet, das informelle Bündnis zwischen diesen beiden als solches zu entlarven. In einer Flugschrift vom Juli 1916 mit dem Titel „Parteizerstörer“ hieß es: „Von August Bebel ist uns so oft Mißtrauen gegen die Führer gepredigt worden, wie notwendig es war, zeigt der schmachliche Versuch der Sozialpatrioten, die Partei an die Regierung zu verkaufen. [...] Das Volk forderte Frieden, die Mehrheit predigte Durchhalten und bewilligte Kredite.“⁵¹⁵

⁵⁰⁸ KdAbg StenBer, Bd. XIII, S. 845.

⁵⁰⁹ Bereits am 14.1.1915 hatte Kurt Riezler in einem Vermerk an den Reichskanzler geschrieben: „Wenn auch ein strafrechtliches Vorgehen gegen Liebknecht [...] nicht zu einer Verurteilung führen wird, so wäre doch zu erwägen, ob in dem weiteren Verlaufe dieser Umtriebe sich vielleicht die Handhabe findet, Liebknecht und die Hauptschreier der intransigenten Gruppe wenigstens untersuchungshalber hinter Schloß und Riegel zu setzen. Diesem Gedanken steht die Erwägung gegenüber, daß jedes gewaltsame Vorgehen die schwankende Mitte und den rechten Flügel zwingen kann, für die gewaltsam angefaßte Linke einzutreten. Es ist aber vielleicht nicht ausgeschlossen, für ein Vorgehen gegen Liebknecht und Genossen *das stillschweigende Einverständnis des rechten Flügels zu erhalten*, der in der Zeit der Inhaftierung der Intransigenten seine Stellung bedeutend stärken und sich einiger Positionen z. B. die Leitung des Vorwärts[!] bemächtigen kann.“ (Abgedruckt in: WOHLGEMUTH, Südekum im ersten Weltkrieg, in: ZfG XVII (1969), S. 749-760, hier: S. 754). Dittmann, einer der führenden Köpfe der Parteiopposition, stellte in der Reichstagsdebatte am 25.5.1916 fest: „Aber die behördliche Einmischung in unsere inneren Parteiverhältnisse wird neuerdings immer mehr die Regel. Die Behörden ergreifen Partei für eine bestimmte Richtung innerhalb der Partei.“ (RT StenBer, Bd. 307, S. 1284).

⁵¹⁰ Vgl. AY, Die Entstehung einer Revolution, S. 50.

⁵¹¹ Zum Wortlaut der Erklärung siehe oben Kap. 4.2.4.

⁵¹² Vgl. Kriegspresseamt/Oberzensurstelle Berlin an MKr vom 3.2.1916 und StellvGenKdo III. AK an MKr vom 1.3.1916. (KrA, MKr, 13874).

⁵¹³ Vgl. O. V., Aus Flugschriften und Flugblättern der Parteiopposition, o. O. 1916, S. 18.

⁵¹⁴ Vgl. StellvGenKdo III. AK an MKr vom 1.3.1916 (KrA, MKr 13874) und StellvGenKdo III. AK an MKr vom 9.4.1916 (KrA, MKr 13876).

⁵¹⁵ O. V., Aus Flugschriften und Flugblättern der Parteiopposition, S. 19-21.

Angesichts des Erstarkens der Parteiopposition sah sich die Landesleitung der SPD gezwungen, den Eindruck eines allzu engen Verhältnisses zur Regierung – zumindest nach außen hin – zu vermeiden. Vor diesem Hintergrund ist die Rückgabe des Ludwigskreuzes - dieser Orden wurde für Verdienste um die Volkswohlfahrt verliehen – durch mehrere Arbeiterführer zu verstehen, die „unter voller Anerkennung der freundlichen Absicht des Spenders [...], in Uebereinstimmung mit einem einmütig gefaßten Beschluß der Münchener Parteileitung“⁵¹⁶ erfolgte. Von Behördenseite wurde dieser Schritt lediglich als taktische Maßnahme im parteiinternen Kampf betrachtet, die jedoch keine Zweifel an der Loyalität und der daraus folgenden Harmlosigkeit der Parteiführung aufkommen ließ.⁵¹⁷ Diese sah ihr Hauptaufgabengebiet weiterhin in der Milderung der Kriegsfolgen, nicht in der Bekämpfung des Krieges an sich und seiner Verursacher. Über die sozialpolitische Tätigkeit der SPD auf kommunaler Ebene in München in den ersten beiden Kriegsjahren rapportierte Eduard Schmid zusammenfassend: „Welche Unsumme von Arbeit hier in den einzelnen Ausschüssen und von den einzelnen Personen geleistet wird, kann nur der beurteilen, der Einblick in dieses Arbeitsgebiet hat. Gewiß ist es Pflicht der Gemeinde und jedes einzelnen, hier helfend einzugreifen, immerhin darf ruhig ausgesprochen werden, daß es unserem Wirken auf diesem Gebiete gelungen ist, die Gemeinde vorwärts zu treiben und so viel Not und Elend zu lindern.“⁵¹⁸

Diese Politik des Kurierens von Symptomen, die mit vollem Eifer betrieben wurde - ohne das eigentliche Übel anzugehen, welches die Ursache bildete -, kam der bayerischen Regierung sehr entgegen. Die strikte Bekämpfung der SPD-Minderheit hatte folglich ihre Entsprechung in der Dialogbereitschaft gegenüber der Mehrheit. Innenminister Soden persönlich erläuterte Delegierten von Partei und Gewerkschaften auf einer Versammlung in München im Juni 1916 die Schwierigkeiten bei der Lebensmittelversorgung und versprach baldige Besserung. Auer wurde sogar in den zur gleichen Zeit gebildeten „Beirat für das Ernährungswesen“ berufen, der das Innenministerium in allen wichtigen Fragen der Volksernährung beraten sollte, jedoch keine Weisungsbefugnis hatte. An der faktischen Isolation und Ohnmacht der bayerischen SPD änderten derartige Maßnahmen wenig. „Es gelang zwar der bayerischen Regierung, ihr Verhältnis zur Sozialdemokratischen Partei durch die Beseitigung einiger Diskriminierungen der Partei zu versachlichen. Aber weder Regierung noch Zentrum waren bereit, auch von ihrem konservativen Kulturprogramm Abstriche zu machen, um die seit langem bestehenden innenpolitischen Gräben etwas einzuebnen. Je länger der Krieg

⁵¹⁶ MP Nr. 6 vom 9./10.1.1916.

⁵¹⁷ In einem Bericht des Büros für Socialpolitik vom 1.2.1916 hieß es dazu: „Die Ablehnung des Ludwigskreuzes seitens der zahlreichen damit bedachten bayerischen Gewerkschaftsführer ist unzweifelhaft vor allem erfolgt, um der Minderheit keine neue Waffe in die Hand zu geben und die Massen nicht stutzig zu machen; um eine Betonung der republikanischen These des Parteiprogramms handelt es sich, wie die Begründung des Schrittes erweist, nicht.“ (HstAM, MK 19291).

⁵¹⁸ ANGERMAIR, Eduard Schmid, Zitat: S. 49.

dauerte, desto deutlicher mußte diese für Bayern bedeutungsvolle innenpolitische Frontstellung wieder in Erscheinung treten⁵¹⁹.

Das vergleichsweise weite Entgegenkommen der bayerischen Regierung in Fragen der Tagespolitik⁵²⁰ und der rechtlichen Gleichstellung⁵²¹, die nicht die Machtverhältnisse tangierten, trug neben der traditionellen Parteiloyalität dazu bei, dass die Parteiopposition in Bayern nur schleppend Fuß fasste. Hinzu kam die Unkenntnis der Parteibasis über die tatsächliche Qualität der Beziehungen zwischen Landesleitung und Regierung. Dadurch wurden die Risiken des Kurses der Parteimehrheit vorerst überdeckt; das Urteil von Pohl kann hier nur unterstrichen werden:

„In jedem einzelnen Fall glich die Kooperation zwischen Regierung und Sozialdemokratie jedoch einem ‚Eiertanz‘. Die Sozialdemokratie versuchte stets mehr zu erreichen als die Regierung zugehen wollte, und die Regierung versuchte jeweils nur so viel zu bewilligen wie ihr zur ‚Beruhigung‘ der Lage notwendig erschien. Im Unterschied zu Preußen kam es jedoch meistens zu Gesprächen, und immer hatten die Sozialdemokraten das Gefühl, von der Situation profitieren zu können. Man darf dabei allerdings nicht übersehen, daß sich die Sozialdemokratie bei der Kooperation im allgemeinen stärker auf die Regierung zubewegte als diese auf die Forderungen der Arbeiterbewegung. Ja, es läßt sich sogar nachweisen, daß die Sozialdemokraten ihre alten Positionen zum Teil regelrecht aufgaben.“⁵²²

Diese Feststellung wird nicht relativiert durch den Umstand, dass die sozialdemokratische Landtagsfraktion im Juli 1916 den Haushalt ablehnte (wobei 19 Abgeordnete mit Nein stimmten und 9 das Plenum verließen). Unter dem Eindruck der innenpolitischen Krise des Sommers 1916, als die auch von München ausgehende „Kanzlersturzbewegung“ (die extrem annexionistische Ziele vertrat) offen für einen Regierungswechsel in Berlin agitierte,⁵²³ war die Parteimehrheit vollends bereit, die Politik Bethmann Hollwegs als kleinstmögliches Übel zu akzeptieren.⁵²⁴ Die Unterschriftenaktion,

⁵¹⁹ W. ALBRECHT, Landtag und Regierung, S. 146.

⁵²⁰ Kriegsminister Kreß betonte in einem Schreiben an seine Kabinettskollegen vom 10.7.1916 noch einmal ausdrücklich die unterschiedlichen rechtlichen Grundlagen für die Handhabung der Zensur in Bayern und Preußen. (KrA; MKr 13939).

⁵²¹ Das vor dem Krieg heftig umstrittene so genannte Eisenbahnerrevers, das den Mitarbeitern der staatlichen Eisenbahnen in Bayern die Organisation in sozialdemokratischen Gewerkschaften verbot, war 1915 aufgehoben worden. Zudem waren SPD- und Gewerkschaftsmitglieder als Gemeindebeamte zugelassen worden.

⁵²² POHL, Adolf Müller, S. 257.

⁵²³ Vgl. Dieter ALBRECHT, Von der Reichsgründung bis zum Ende des Ersten Weltkrieges (1871-1918), in: Max SPINDLER (Hrsg.), Handbuch der bayerischen Geschichte. 4. Band. Das neue Bayern 1800-1970. 1. Teilband, München 1978, hier: S. 369f.

⁵²⁴ Das Kriegsministerium schätzte in einem Schreiben an die Stellvertretenden Generalkommandos vom 5.8.1916 die Lage folgendermaßen ein: „Von Seite der sozialdemokratischen Mehrheit vollends sind keine Schwierigkeiten für den Kanzler zu befürchten. Aus Gründen der äußeren wie der inneren Politik ist der Kanzler nicht ihr Ideal, aber praktisch der beste erreichbare Staatsleiter. [...] Die sozialdemokratische Minderheit steht natürlich Herrn v. Bethmann gegenüber auf dem Standpunkte grundsätzlicher Ablehnung.“ (KrA, MKr 13904).

mit der die SPD die annexionistischen Umtriebe beantwortete, war in Form und Inhalt jedenfalls nicht geeignet, eine echte Alternativkonzeption zur Regierungspolitik darzustellen.⁵²⁵

Auch deshalb liefen die innenpolitischen Auseinandersetzungen in Bayern vorerst nicht aus dem Ruder. Ministerpräsident Hertling blieb bei seiner Unterstützung der vergleichsweise gemäßigten – aber keineswegs annexionsfeindlichen – Linie des Reichskanzlers gegen die radikalen Agitatoren der Rechten. König Ludwig III. forcierte indessen immer wieder Pläne, die den ganzen oder teilweisen Anschluss Elsaß-Lothringens an Bayern im Falle des deutschen Sieges vorsahen (bereits 1915 hatte der Monarch die „Flaumacherei und Schlappeheit“⁵²⁶ der deutschen Außenpolitik kritisiert). Zu konkreten Zusagen der Reichsleitung kam es in dieser Frage nie. Trotz interner Meinungsverschiedenheiten war es nicht der Komplex der Kriegszielforderungen, der den bayerischen Regierungsapparat in eine Krise stürzte.

Geprägt wurde die bayerische Innenpolitik bis Jahresende vielmehr durch den sich verschärfenden Gegensatz zwischen Innenminister Soden und Kriegsminister Krefß, der sich v. a. an Zensur- und Ernährungsfragen entzündet hatte (und damit an Fragen, die direkt und indirekt in erster Linie die Sozialdemokratie betrafen). Ein vorläufiges Ende fand die Kabinettskrise im Dezember 1916 mit dem Rücktritt der beiden Kontrahenten (Krefß würzte seinen Abgang noch mit einer ungewöhnlichen Stellungnahme zur Notwendigkeit innenpolitischer Reformen⁵²⁷). Neuer Innenminister wurde Friedrich von Brettreich, das Kriegsministerium übernahm Hellgrath. Damit waren die beiden entscheidenden Kabinettsposten neu besetzt und „eine glückliche Lösung der Krise“⁵²⁸ erreicht. Um die sich bald verschärfende Staatskrise zu verhindern bzw. zu beheben, waren die neu Berufenen jedoch zu sehr Vertreter des „ancien régime“. Der langjährige Nürnberger Oberbürgermeister Otto Geßler bezeichnete Brettreich als die Verkörperung der „Reinkultur des ehrgeizigen höheren Berufsbeamtentums in Bayern: Fleißig und den ganzen Tag geschäftig, jede Anregung apportierend, richtete er eine papierene Welt von Verordnungen auf und glaubte damit alles bestens geregelt zu

⁵²⁵ Zu dieser Unterschriftenaktion siehe unten Kap. 4.6.

⁵²⁶ MACHTAN, Die Abdankung, Zitat: S. 82.

⁵²⁷ In seiner Note an Ministerpräsident Hertling vom 25.11.1916 führte Krefß aus: „Das Verhalten des Innenministers macht dem Kriegsminister [d. h. Krefß selbst] eine amtliche Zusammenarbeit mit ihm unmöglich. Der tiefe Gegensatz wurde nun auch nach außen sichtbar, da Vertreter der Bevölkerung an dieser Sitzung [des Ernährungsbeirates; B. A.] teilgenommen haben, somit wurden bestehende Meinungsverschiedenheiten nicht innerhalb der Staatsregierung sondern vor einer beschränkten Öffentlichkeit ausgetragen. Vor Außenstehenden wurde demnach bekundet, daß der Regierung die innere Geschlossenheit fehlt, deren sie augenblicklich (Krieg) mehr denn je bedarf“. Krefß lehnte es darüber hinaus ab, durch eine schärfere Pressezensur die Kritik am Innenministerium in Ernährungsfragen zu unterbinden und ergänzte: „Demgegenüber vertrete ich die Auffassung, daß mit der zunehmenden Dauer des Krieges ein Abbau der Beschränkungen, die der freien Meinungsäußerung . . . durch die Zensur auferlegt sind, notwendig ist, wenn von einem politisch reifen Volk in bewegter Zeit die schwersten Opfer auf allen Gebieten gefordert werden. Je mehr Pflichten dem Volk auferlegt werden, desto mehr Rechte müssen ihm meines Erachtens eingeräumt werden.“ (MÜNCH, Die agitatorische Tätigkeit des Bauernführers Heim, in: BOSL (Hrsg.), Bayern im Umbruch, S. 301-344, Zitat: S. 337).

⁵²⁸ W. ALBRECHT, Landtag und Regierung, S. 197.

haben. Ohne politischen Instinkt und ohne festen Willen schwankte er in Wirklichkeit nach allen Seiten.“⁵²⁹

4.5 Formierung der Lager und Ausgleichsbemühungen

Nachdem die SPD-Landeskonferenz im April 1916 nach außen hin Geschlossenheit demonstriert hatte, ging die Fragmentierung danach umgehend weiter. Auf Seiten der Parteiopposition lag in Bayern eine erkennbare Trennlinie zwischen den beiden Gauen vor (die sich aus den unterschiedlichen strukturellen Bedingungen, die sich in der Vorkriegszeit herausgebildet hatten, erklären lassen). Während die Münchner Minderheitsgruppe,⁵³⁰ die bis Kriegsende praktisch mit der südbayerischen Opposition in Eins gesetzt werden kann, zunächst weitgehend isoliert blieb, bildeten ihre Gesinnungsgenossen aus dem fränkischen Raum allmählich ein teilweise rekonstruierbares informelles Netzwerk. So kamen – wohl im Frühjahr 1916 - die Chefredakteure Curt Geyer (*Fränkischer Volksfreund*), Blumtritt (*Oberfränkische Volkszeitung*) und Georg Hacke⁵³¹ (*Fränkische Volkstribüne*) in Bamberg bei einer Besprechung überein, ihre Blätter künftig „auf der gleichen Linie zu führen.“⁵³² Geyer knüpfte auch enge Kontakte nach Aschaffenburg und Schweinfurt, deren Organisationen bei der späteren USPD-Gründung in Nordbayern an der Spitze standen. Das Ziel dieser Schritte war nicht die „Vorbereitung einer Parteispaltung, sondern Stärkung der innerparteilichen Opposition mit der Hoffnung, noch während des Krieges oder nach dem Kriege eine Parteimehrheit für die Opposition zu gewinnen.“⁵³³ Ob diese Strategie der Parteiredakteure in den angegebenen Orten auch auf Resonanz stieß, soll im Folgenden untersucht werden.

In Bayreuth wurde am 1. Mai 1916 eine sehr stark besuchte Parteiversammlung abgehalten, auf der der örtliche Reichstagsabgeordnete Hugel seine ablehnende Haltung gegenüber den Kriegskrediten begründete. Neben der einstimmigen Annahme der auf der Landeskonferenz verabschiedeten,

⁵²⁹ Abgedruckt in: Gerhard SCHMOLZE (Hrsg.), Revolution und Räterepublik in München 1918/19 in Augenzeugenberichten, München 1978, S. 68.

⁵³⁰ Siehe dazu unten Kap. 4.8.

⁵³¹ Hacke, Georg, geb. 17.2.1876 in Königszelt (Schlesien), Porzellandreher, Beitritt zur SPD, ab 1913 Redakteur der *Fränkischen Volkstribüne* in Bayreuth, 1918/19 Vorsitzender des oberfränkischen Kreisarbeiterrates, 1919-1921 Vorsitzender der MSPD in Bayreuth, 1924-1933 Stadtrat in Bayreuth, 1930-1933 2. Vorsitzender der SPD in Bayreuth.

⁵³² C. GEYER, Die revolutionäre Illusion, S. 52. Geyer gibt dabei nicht die Namen der Chefredakteure an. Wolfgang Benz und Hermann Graml, die beiden Herausgeber von Geyers Erinnerungen, nennen Blumtritt korrekt als Chefredakteur der *Oberfränkischen Volkszeitung*, irrtümlicherweise jedoch Puchta für die *Fränkische Volkstribüne* (ebd., Fn. 72). Puchta, der 1919 in Bayreuth für die USPD für das Amt des Bürgermeisters kandidierte, hatte seine Stelle als Redakteur in Bayreuth jedoch bereits im Herbst 1914 aufgegeben und war zur *Plauener Volkszeitung* gewechselt (siehe oben Kap. 3.2.6.), kurz darauf wurde er zur Armee einberufen. Sein Nachfolger bei der *Fränkischen Volkstribüne* wurde Georg Hacke (vgl. Heinz TISCHER, Die Bayreuther Sozialdemokratie von ihren Anfängen bis zum Ende des Ersten Weltkrieges, in: SPD-KREISVERBAND BAYREUTH (Hrsg.), 100 Jahre Bayreuther SPD, S. 5-32, hier: S. 32); dessen Teilnahme an dem genannten Treffen wird plausibel durch seine Beteiligung am Antrag der entschiedenen Opposition auf der bayerischen Landeskonferenz im Frühjahr 1917 (siehe unten Kap. 5.1.) und die allgemein vorstandskritische Haltung der *Fränkischen Volkstribüne* bis Kriegsende. Den Übertritt zur USPD vollzog Hacke letztendlich jedoch nicht.

⁵³³ C. GEYER, Die revolutionäre Illusion, S. 52.

recht neutral gehaltenen Erklärung bezogen die Mitglieder in bis dahin in Bayern kaum gekannter Deutlichkeit zum Parteistreit Stellung: „Alle Redner betonten die Notwendigkeit der Parteieinheit, noch mehr aber die Hochhaltung der Grundsätze der Sozialdemokratie. Die Fraktionsmehrheit – so wurde wiederholt erklärt – habe diese Grundsätze völlig außer acht gelassen. Mit der Haltung Hugelers zu den Kriegskrediten erklären sich die Versammelten einverstanden, da sie in der Ablehnung der Mittel die Festhaltung an den sozialdemokratischen Prinzipien und das wirksamste Mittel, endlich den Friedensweg zu ebnen, erblicken.“⁵³⁴ Der Parteistreit als solcher konnte von der Sektion, die inhaltlich die Positionen der SAG teilte, weiterhin ferngehalten werden (auf der Generalversammlung im Juli traten keine Differenzen auf⁵³⁵).

Eine ähnliche Stellungnahme gab im Juni die Generalversammlung der Würzburger SPD ab, die der Resolution der Landeskonferenz nur insoweit zustimmte, als sie „den Klassenkampf-Charakter der Partei für ein ebenso hohes Gut hält, wie die organisatorische Einheit der Partei.“⁵³⁶ Auch Josef Simon als prominentester Exponent der nordbayerischen Opposition spitzte seine Positionen weiter zu, z. B. indem er im Reichstag bekannte, dass „unser Kampf mehr als je der Beseitigung dieser Gesellschaftsordnung [gilt].“⁵³⁷ Die Parteiorganisationen in Hof und Schweinfurt artikulierten bald noch deutlicher ihre Unterstützung der oppositionellen Richtung in der Partei, sodass selbst von der Seite der „Nürnberger“ harsche Kritik kam.⁵³⁸ Gleichzeitig begannen die SAG-Anhänger, sich Verstärkung durch zugkräftige Versammlungsredner von außerhalb Bayerns zu holen, etwa durch Ledebour, der in Bayreuth, Würzburg und Schweinfurt sprach.⁵³⁹ Ledebour hatte in der Partei schon seit der Jahrhundertwende zu den schärfsten Kritikern der süddeutschen Praxis der Budgetbewilligung und damit auch des Reformismus´ Vollmars gezählt.⁵⁴⁰ Aus dem engsten Führungszirkel der SAG bzw. später der USPD gehörte er – neben Hugo Haase - während des Ersten Weltkrieges zu den Wenigen, die in Bayern wiederholt Präsenz zeigten bzw. sich zum dortigen Stand des Parteistreits dezidiert äußerten.

Als im Juni 1916 weitere Kriegskredite zur Bewilligung anstanden, stimmten die inzwischen 20 Mitglieder der SAG dagegen, weitere 23 Abgeordnete hatten sich in der Sitzung der Rumpffraktion

⁵³⁴ FVt Nr. 103 vom 3.5.1916.

⁵³⁵ Vgl. FVt Nr. 172 vom 25.7.1916.

⁵³⁶ FVt Nr. 147 vom 26.6.1916.

⁵³⁷ So in der Sitzung vom 8.6.1916. (RT StenBer, Bd. 308, S. 1680).

⁵³⁸ In der Parteiausschusssitzung am 18.8.1916 monierte Max Walther (Nürnberg), dass Anhänger der Minderheit bei der Festlegung von Versammlungsrednern dafür sorgten, dass Vertreter der Mehrheit gar nicht zum Zuge kämen und dabei sogar mit der „Sprengung“ von Versammlungen drohten. (Vgl. Protokolle des SPD-Parteiausschusses, Bd. I, S. 360).

⁵³⁹ Vgl. ebd.

⁵⁴⁰ Vgl. RATZ, Georg Ledebour, S. 54 u. 143ff.

gegen eine erneute Zustimmung ausgesprochen; Berechnungen ergaben, dass diese 43 Abgeordneten – von insgesamt 111 – ungefähr die Hälfte aller SPD-Mitglieder repräsentierten.⁵⁴¹ Dies nährte bei der Parteiopposition die Hoffnung, bald zur Mehrheit werden zu können. In zunehmender Wechselwirkung kam es nun auch auf dem anderen Ende des innerparteilichen Spektrums zu einer weiteren Verhärtung der Positionen, die sich nicht mehr nur in der völligen Diskussionsverweigerung äußerte, sondern auch in der offenen Bereitschaft zum Bruch mit der Minderheit. Der Münchner Gewerkschaftsführer Timm, der als Vorsitzender des südbayerischen Gauvorstandes zur „ersten Garde“⁵⁴² der Landespartei zählte, zeigte sich von Anfang an als entschiedener Gegner der Haase-Gruppe;⁵⁴³ in der Parteiausschusssitzung vom 20./21. Juli erklärte er rigoros: „Die rein negative Kritik hat im Krieg manchmal zu schweigen. Das muß den Genossen, die nur eine solche negative Kritik üben, einmal ganz deutlich gesagt werden: wenn ihr in dieser Kriegszeit nichts anderes tun könnt, dann setzt Euch meinetwegen hin und schmiert Artikel über Artikel, theoretisiert so viel Ihr wollt, aber stört nicht die Arbeit der praktisch arbeitenden Männer und Frauen! Wenn alle Arbeiter so denken würden, dann würde bei uns einmal aufgeräumt werden können und dann würden wir manches Uebel bei uns los. Es wäre ein Segen für die Partei. Wir würden nur einige Querköpfe und ewig graue Theoretiker los werden.“⁵⁴⁴

Diese selbst für südbayerische Verhältnisse äußerst unversöhnliche Haltung wurde von der Münchner Parteibasis – bei aller Loyalität zur Führung um Auer und Adolf Müller - keineswegs geteilt. Auf einer Konferenz der beiden Münchner Reichstagswahlkreise am 1. Mai berichtete Auer über den Verlauf der Landeskonzferenz; dabei verurteilte er – ein inzwischen übliches Ritual – die angeblichen Bestrebungen zur Bildung von Sonderorganisationen. Nachdem Eisner in der Diskussion noch einmal den Standpunkt der Opposition erläutert hatte, stimmten die 437 Versammlungsteilnehmer einstimmig einer Resolution zu, die sich mit den Beschlüssen der Landeskonzferenz vollkommen einverstanden erklärte und sich für die Beendigung des Bruderzwistes aussprach, ohne eine Richtung gesondert hervorzuheben bzw. zu verurteilen.⁵⁴⁵ Die *Münchener Post* sah sich denn auch zu einer optimistischen Prognose veranlasst: „Der überaus harmonische Verlauf der Konferenz bewies, daß von München aus allen Zersplitterungsversuchen nach jeder Richtung entschieden entgegengetreten wird.“⁵⁴⁶ Diese in Kontrast zu den Auslassungen Timms stehende Haltung - die sich unter

⁵⁴¹ Vgl. BOLL, *Frieden ohne Revolution?*, S. 139.

⁵⁴² Bernhard GRAU, Johannes Timm – ein sozialdemokratischer Parteifunktionär, in: MEHRINGER (Hrsg.), *Von der Klassenbewegung zur Volkspartei*, S. 163-167, hier: S. 166.

⁵⁴³ In einer öffentlichen Versammlung der SPD in München am 26.3.1916 hatte Timm bereits die Aktion der Fraktionsminderheit im Reichstag kritisiert. (Vgl. Bericht an PoldirM vom 27.3.1916; KrA, MKr 11521).

⁵⁴⁴ Protokolle des SPD-Parteiausschusses, Bd. I, S. 311f.

⁵⁴⁵ Vgl. MP Nr. 104 vom 4.5.1916.

⁵⁴⁶ Ebd.

Verzicht auf Polemik ebenso wie auf Sachargumente unverfänglich für striktes Festhalten an der Parteinheit aussprach - verfolgte Adolf Müller in seinem Blatt zunächst weiter.⁵⁴⁷

Auf seiner bisherigen Linie blieb Georg Simon, Vorsitzender der Augsburger Parteiorganisation, der bei seinem Bericht über die Landeskonferenz auf einer Jahresgeneralversammlung alle Bestrebungen zur Bildung von Sonderorganisationen scharf ablehnte, was durch die einstimmige Annahme einer Resolution durch die anwesenden Parteimitglieder, die auch den in Nürnberg gefassten Beschlüssen zustimmten, gutgeheißen wurde.⁵⁴⁸ Von der Brisanz der Parteikrise nahm die *Schwäbische Volkszeitung*, für die Georg Simon arbeitete, noch keine Notiz: „Mit Genugtuung kann man verfolgen, daß das korrekte und parteigenössische Vorgehen der bayerischen Genossen auch außerhalb Bayerns Eindruck gemacht hat [...], wie denn auch in der letzten Zeit der Streit an Schärfe wesentlich abgenommen hat.“⁵⁴⁹

Bei der Behandlung der Landeskonferenz kam der Parteistreit auch in der Generalversammlung der Regensburger SPD am 27. Mai offen zur Sprache, soweit ersichtlich zum ersten Mal am Ort. Der Vorsitzende Ludwig Ehrensperger⁵⁵⁰ bekannte sich als „Freund“ der Minderheit, sah sich aber durch den Verlauf der Konferenzdebatten in Nürnberg in der Überzeugung gestärkt, „daß die Harmonie innerhalb der sozialdemokratischen Partei in Bayern nicht gestört sei, unbekümmert darum, auf welche `Richtung` der eine oder andere Teil der Genossen auch schwört.“⁵⁵¹ Mit den Realitäten hatte diese Sicht immer weniger zu tun. Das örtliche Parteiblatt, die *Neue Donau-Post*, blieb eindeutig auf der Seite des Parteivorstandes; führende Vertreter des rechten Parteiflügels wie Robert Schmidt und Cunow konnten hier an herausgehobener Stelle ihre Artikel publizieren.⁵⁵²

Nach Lage der Dinge konnte ein erfolversprechender Versuch, die Gegensätze in Bayern doch noch einmal zu überwinden, nur von Nürnberg - das hieß konkret: von Adolf Braun, dem Chefredakteur der *Fränkischen Tagespost* - ausgehen.⁵⁵³ Dieser wollte seinen Standpunkt innerhalb der ausei-

⁵⁴⁷ Siehe dazu v. a. die Leitartikel „Zur Sommertagung des Reichstags“, der für eine Klärung des Streits auf dem nächsten Parteitag plädierte (MP Nr. 108 vom 9.5.1916), und „Die beiden Fraktionen“ (MP Nr. 119 vom 21./22.5.1916).

⁵⁴⁸ Vgl. SVZ Nr. 129 vom 3.6.1916.

⁵⁴⁹ Ebd.

⁵⁵⁰ Ehrensperger, Ludwig, geb. 25.2.1865 in Regensburg, Kaufmann, Lagerverwalter, Beitritt zur SPD, ab Sept. 1914 Mitglied der SPD-Pressekommission in Regensburg, während des Ersten Weltkrieges 1. Vorsitzender der SPD bzw. MSPD in Regensburg, 1918/19 2. Vorsitzender des Arbeiter- und Soldatenrates in Regensburg, 1919-1933 Stadtrat in Regensburg, gest. 5.2.1951 in Regensburg.

⁵⁵¹ NDP Nr. 127 vom 31.5.1916.

⁵⁵² Vgl. NDP Nr. 27 vom 3.2. und Nr. 51 vom 2.3.1916. Kurz zuvor waren auch Auszüge von Vertretern der Parteiopposition wie Otto Rühle und Eduard Bernstein veröffentlicht worden mit dem Ziel, die Zerstrittenheit des linken Parteiflügels zu belegen (vgl. NDP Nr. 14 vom 19.1.1916).

⁵⁵³ Die Nürnberger Organisation hatte sich nach der Landeskonferenz „ganz allgemein für Erhaltung der Parteinheit ausgesprochen [...], ohne Mehrheit oder Minderheit zu tadeln“. (MKr an MA vom 20.5.1916; HstAM, MA 95735). In ähnlicher Weise hatte sich um diese Zeit auch die *Fränkische Tagespost*, d. h. Adolf Braun, geäußert (vgl. FT Nr. 115 vom 17.5.1916).

inanderdriftenden SPD „zwischen der Gefolgschaft des Parteivorstandes und den Anhängern der Arbeitsgemeinschaft definiert wissen: offen und kritisch gegenüber beiden. Alles in allem neigte er jedoch wenigstens in dieser Phase des ‚Parteistreits‘ - solange die SPD formal noch ungespalten war – eher den politischen Positionen der SAG zu: einen Eintritt in diese lehnte er freilich kategorisch ab.“⁵⁵⁴ In seiner – teilweise an politische Schizophrenie grenzenden – inneren Zerrissenheit zwischen der in jahrzehntelanger Organisationszugehörigkeit gewachsenen Loyalität einerseits und der Einsicht in die fatalen Konsequenzen der vom Parteivorstand eingeschlagenen Linie andererseits stand Braun in der nordbayerischen SPD nicht allein, wie die Reaktionen auf seine Vermittlungsbemühungen in der Folgezeit noch zeigen sollten. In einem Brief an den mit ihm befreundeten Kautsky deckte Braun unumwunden das Dilemma auf, in dem er sich gefangen sah: „Ich bin gegen die Mehrheit, aber ich kann mich für die Minderheit nicht erklären, denn der Minderheit fehlt jede parteibildende Kraft, jede Einheitlichkeit und Geschlossenheit. . . . Es ist unsere Aufgabe, solange eine Einigung herbeigeführt werden kann, in dieser Richtung zu wirken. Erst wenn alle Möglichkeiten erschöpft sind, dann kann man sich zu denen schlagen, zu denen man innerlich gehört.“⁵⁵⁵

Trotz – oder vielleicht gerade wegen – seines pessimistisch grundierten Fatalismus, der schon aus seinen Artikeln bei Ausbruch des Krieges gesprochen hatte (und auch in dem zitierten Brief zwischen den Zeilen durchscheint), entfaltete Braun ab Mitte 1916 rege Aktivitäten zur Erhaltung der Parteeinheit, „die über die bisherigen journalistischen und agitatorischen Tätigkeiten des Chefredakteurs“⁵⁵⁶ hinausgingen. Bei der von ihm nun in Gang gesetzten „Einigungsbewegung“ handelte es sich um eine „ideologiefreie, ja nachgerade ideologiefindliche Initiative zur Aufrechterhaltung der organisatorischen Einheit mittels eines innerparteilichen Burgfriedens und einer Betonung gemeinsamer Momente“⁵⁵⁷. Dabei operierte Braun zweigleisig: Ein von ihm selbst verfasster Aufruf⁵⁵⁸ wurde im Juni als internes Schreiben an die gesamte sozialdemokratische Presse versandt mit der ausdrücklichen Bitte, keine Veröffentlichung vorzunehmen; er sollte „lediglich als ein freundschaftlicher parteigenössischer Rat betrachtet“⁵⁵⁹ werden. Der Aufruf beinhaltete einen Appell an die Parteipresse, sich ihrer Verantwortung in der gegenwärtig besonders schwierigen Situation bewusst zu werden und die Auseinandersetzungen zwischen den verschiedenen Richtungen „im Geiste der Brüderlichkeit und Kameradschaftlichkeit“⁵⁶⁰ zu führen. Zu den Unterzeichnern gehörte auch eine

⁵⁵⁴ KNOPP, Einigungsdebatte, S. 2.

⁵⁵⁵ A. Braun an K. Kautsky vom 11.6.1916. (Zitat: Ebd.).

⁵⁵⁶ FASEL, Adolf Braun, S. 134.

⁵⁵⁷ KNOPP, Einigungsdebatte, S. 5.

⁵⁵⁸ Abgedruckt in: FASEL, Adolf Braun, S. 357-360.

⁵⁵⁹ So Braun in einem persönlichen Anschreiben an alle Adressaten. (Abgedruckt in: Ebd., S. 357).

⁵⁶⁰ Ebd.

ganze Reihe prominenter Parteimitglieder, so aus Bayern Auer, Adolf Müller, Segitz, Fritz Endres, Giermann, Hierl, Timm, Hoffmann und Roßhaupter, aber auch Hugel und Josef Simon, sodass beinahe sämtliche Strömungen vertreten waren.⁵⁶¹ Ansatzweise erkennbar wurde hier schon Brauns Taktik: „Während der Kriegszeit Ausklammerung der Parteidifferenzen, statt dessen Betonung einigender Momente, die sowohl für Mehrheitsfraktion und Arbeitsgemeinschaft als auch für deren Anhänger gleichermaßen unbestritten sein konnten.“⁵⁶²

Als Reaktion auf die Initiative wurde Anfang Juli auf einem Treffen der wichtigsten bayerischen Landtagsabgeordneten in Anwesenheit Brauns einer Einigungskonferenz unter dessen „Schirmherrschaft“ zugestimmt. Diese Zusammenkunft von Vertretern verschiedener Richtungen sollte am 23. Juli 1916 in Nürnberg in der Redaktion der *Fränkischen Tagespost* stattfinden.⁵⁶³ Parallel zu dieser Aktion erfolgte auch ein Appell an die gesamte Parteiöffentlichkeit, der ebenfalls von Braun verfasst und von 75 teilweise sehr einflussreichen Parteigrößen – darunter allerdings kein führender Vertreter der Minderheit – unterzeichnet war. In Ton und Inhalt ähnelte dieser Aufruf demjenigen, der sich an die Parteidredakteure gewandt hatte;⁵⁶⁴ seine Urheber verzichteten jedoch bewusst darauf, ein konkretes Aktionsprogramm zu formulieren, aus der Überzeugung heraus, dass zunächst die innerparteiliche Konfrontation erheblich gedämpft werden müsse. Dieser zweite Aufruf wurde von den meisten Parteizeitungen ungekürzt, ansonsten zumindest in Auszügen abgedruckt, wobei die Kommentare mehrheitlich freundlich waren.

Der Nürnberger Einigungskonferenz,⁵⁶⁵ die laut Brauns Einladungsschreiben ein Signal an die Partei im Sinne des kurz zuvor veröffentlichten Appells sein sollte, wurde selbst von ihrem Hauptinitiator nur mit gedämpften Hoffnungen entgegengesehen.⁵⁶⁶ Die Konferenz, deren Verlauf mangels eines überlieferten Protokolls nur ansatzweise rekonstruierbar ist, war auch von einer Reihe nicht-bayerischer Parlamentarier und Pressevertreter der Partei besichtigt, die jedoch alle nicht zur enge-

⁵⁶¹ Vgl. ebd., S. 359f.

⁵⁶² KNOPP, Einigungsdebatte, S. 3.

⁵⁶³ Vgl. FASEL, Adolf Braun, S. 134f.

⁵⁶⁴ „Wir wollen vergessen oder in den Hintergrund drängen, was uns getrennt hat, nicht streiten um das, was uns entzweit hat, wir wollen nicht Rechenschaft fordern und den guten Willen der Andersdenkenden nicht in Zweifel ziehen. In Erkenntnis des Ernstes der harten Parteikonflikte fordern wir alle Parteigenossen auf, einig und geschlossen zusammenzustehen. [...] Es wird möglich werden, sich über Richtlinien zu verständigen, die alle billigen können – Richtlinien für eine künftige, geschlossene, erfolgreiche Aktion der Partei im wahren Interesse des arbeitenden Volkes.“ (FT Nr. 146 vom 24.6.1916).

⁵⁶⁵ Zum Verlauf der Konferenz siehe FASEL, Adolf Braun, S. 137-139 und KNOPP, Einigungsdebatte, S. 7-12.

⁵⁶⁶ Zu seinen diesbezüglichen Erwartungen schrieb Braun an Kautsky: „Ich verspreche mir von meiner Einigungsaktion nicht viel, aber ich glaube, daß man auf die ganz wirkungslose Polemik einigermaßen einwirken kann und daß man durch das Hineinschieben eines Zentrums erreicht, daß der Parteivorstand sich nicht mehr darauf berufen kann, daß alles, was rechts der Arbeitsgemeinschaft steht, zur Firma David/Scheidemann gehört [...], daß die David, Scheidemann und Genossen nur die Vertretung einer Minderheit sind. Gelingt das, so wäre außerordentlich viel gewonnen.“ (A. Braun an K. Kautsky vom 9.7.1916; FASEL, Adolf Braun, Zitat: S. 137).

ren Führung eines der beiden Lager zählten. Für die bayerischen Verhältnisse bezeichnend war, dass Curt Geyer, einer der Exponenten der Parteiopposition in Franken, eine Teilnahme abgelehnt hatte; auch aus dem Wahlkreis Bayreuth, der kurz zuvor seine Sympathien für die Opposition bekundet hatte, nahm kein Delegierter an der Konferenz teil.⁵⁶⁷ Unter den gegebenen Voraussetzungen konnte das Treffen nicht mehr bewirken, als wohlmeinende Bekenntnisse zur Organisationseinheit abzugeben; mit irgendwelcher Bindewirkung versehene Beschlüsse waren von vornherein undenkbar.⁵⁶⁸

Wie wenig geeignet derartige rhetorische Trockenübungen waren, um das weitere Geschehen zu steuern, zeigten die Reaktionen auf die Konferenz. Während der Parteivorstand Brauns Initiative schlichtweg ignorierte – und damit den Kurs fortsetzte, sich mit der Kritik der Minderheit gar nicht erst auseinanderzusetzen, gleichzeitig aber auch eine Kompromittierung durch offene Sabotage von Einigungsaktionen vermied⁵⁶⁹ –, veröffentlichte die SAG-Fraktion am 29. Juli eine Erklärung, die sich von der Einigungskonferenz klar distanzierte.⁵⁷⁰ Das „Ergebnis“ der Reichskonferenz, die zwei Monate später stattfand, wurde hier im Prinzip bereits vorweggenommen. Eine unsentimentale und realistische Bilanz kam von Seiten der Behörden: „Der Einigungsaufruf, der von Dr. A. Braun [...] ausging und Unterschriften fast ausschließlich von Parteigrößen ‘dritter Garnitur’ und solchen, die einmal pro forma guten Willen zeigen wollten, trug, ist wirkungslos verhallt. Braun erklärt nachträglich, er habe bloß einen Ruhepunkt in der Diskussion schaffen wollen, nach dem der Ton kameradschaftlicher werden sollte.“⁵⁷¹ Braun verfolgte in der *Fränkischen Tagespost* seine bisherige Linie weiter,⁵⁷² ohne sich an die geänderten Rahmenbedingungen anzupassen;⁵⁷³ diese wurden in erster Linie

⁵⁶⁷ Vgl. FVt Nr. 173 vom 26.7.1916.

⁵⁶⁸ Das offizielle Konferenz-Kommuniqué lautete: „Die freie Zusammenkunft von Parteigenossen verschiedener Richtung [...] war eines Sinnes in der Notwendigkeit, den Streit in der Partei zu begrenzen und auf kameradschaftliche Art der Auseinandersetzung, dort, wo sie notwendig sind, einzuwirken. Die versammelten Parteigenossen haben eine Reihe von Vorschlägen erwogen, deren Verwirklichung in der nächsten Zeit geplant ist. Diese Vorschläge sollen einem weiteren Kreise von Parteigenossen vorgelegt werden. Die Zusammenkunft, die keine Sonderkonferenz darstellt – sie war sowohl von Anhängern der Fraktion wie der Arbeitsgemeinschaft besucht – ist überzeugt, daß ihr Bemühen in den weitesten Kreisen der Parteigenossen kräftige Unterstützung finden wird.“ (FT Nr. 172 vom 25.7.1916).

⁵⁶⁹ Auch die *Münchener Post* druckte die Erklärung unkommentiert ab. (Vgl. MP Nr. 173 vom 27.7.1916).

⁵⁷⁰ Die SAG-Erklärung lautete: „Eine in Nürnberg am 23. Juli zusammengetretene Konferenz von Parteigenossen hat sich mit dem Plane befaßt, die Austragung der bestehenden Parteidifferenzen zu mildern. Da vieldeutige Mitteilungen über die Zusammenkunft den Glauben erweckt haben, daß Mitglieder unserer Fraktion an der Zusammenkunft beteiligt waren, und da außerdem an einzelne Fraktionsmitglieder die Aufforderung zu nachträglicher Zustimmungserklärung zu den Konferenzbeschlüssen ergangen sind, stellt die Fraktion fest: Kein einziges Mitglied der Fraktion hat an der Konferenz selbst oder an deren Vorbereitung mitgewirkt. Ferner ist die Fraktion einstimmig der Meinung, daß die erwähnten Bemühungen keine nützliche Wirkung haben können und deshalb die Zustimmung zu den Beschlüssen abzulehnen ist.“ (FT Nr. 178 vom 1.8.1916).

⁵⁷¹ MKr an MK (Bericht des Büros für Socialpolitik) vom 6.8.1916. (HstAM, MK 19291).

⁵⁷² So beispielsweise in dem Leitartikel „Was uns eint.“ (Vgl. FT Nr. 189 vom 14.8.1916).

⁵⁷³ Ein durch das Auftauchen von oppositionellen Flugschriften evozierter Aufruf von Parteivorstand und Generalkommission der Gewerkschaften vom 25.7.1916 (Wortlaut siehe im folgenden Kapitel) wurde auch in der *Fränkischen Tagespost* auf der Titelseite abgedruckt. (Vgl. FT Nr. 173 vom 26.7.1916).

durch die sich noch weiter verschlechternde Volksstimmung vorgegeben, der die Politik der Parteiführung nur unzureichend Rechnung trug.

Wie groß die Kluft zwischen den entschiedenen Anhängern der SAG und den Vertretern des Ausgleichskurses bereits war, zeigte sich auf einer Mitgliederversammlung der Schweinfurter SPD am 5. August 1916, die ursprünglich nicht zuletzt dazu dienen sollte, den oppositionellen Einfluss in der dortigen Organisation einzudämmen.⁵⁷⁴ Adolf Braun vertrat hier als Hauptredner erneut seine Strategie der Vernachlässigung aller Trennenden und einer gemeinsamen Hinwendung zu den „großen Aufgaben der Zukunft“⁵⁷⁵. Curt Geyer, der das Recht, ein Korreferat zu halten, durchgesetzt hatte, setzte dem entgegen, „daß die sozialdemokratische Arbeitsgemeinschaft der Kern sei, um den sich die neu geeinte Partei schließen müsse. Die grundsätzlichen Ursachen des Streits müßten beseitigt werden. Die Einheit sei nur möglich, wenn man sich über ihre sachliche Grundlage verständige.“⁵⁷⁶ Die Versammlung stellte sich schließlich mehrheitlich auf den Standpunkt der SAG und lehnte die Abhaltung eines Kriegsparteitages, dessen Einberufung um diese Zeit in der Partei lebhaft diskutiert wurde, ab. Die, gegen nur drei Gegenstimmen, verabschiedete Resolution hielt fest: „Ueberhaupt ist die hiesige Parteigenossenschaft empört über die einseitige Geschäftsführung des Parteivorstandes, dessen ausgesprochenes Bestreben es ist, die Fraktionsminderheit und deren Anhänger im Lande zu bekämpfen, während er für das parteischädigende Treiben der Rechten keine Worte des Tadelns findet.“⁵⁷⁷ Die sich hier abzeichnende Oppositionshaltung nahm nicht nur die Spaltung der Partei in Schweinfurt, sondern auch diejenige in Bayern und im Reich im Frühjahr 1917 vorweg. Zuvor folgten noch die letzten Aktionen und die letzte Konferenz der ungeteilten Sozialdemokratie.

4.6 Friedenspetitionsbewegung und Reichskonferenz (September 1916)

Entlang welcher der verschiedenen Konfliktlinien in der SPD sich die Spaltung dann organisatorisch tatsächlich vollziehen sollte, war keineswegs von vornherein festgelegt.⁵⁷⁸ Die Ausdifferenzierung verschiedener Strömungen *innerhalb* der Parteioption wurde besonders bei den außenpolitischen Konzepten deutlich. Auf der einen Seite konkretisierten Bernstein und Kautsky, von den Grundwerten Demokratie und Verständigungsfrieden ausgehend, ihre pazifistisch gefärbten Vorstellungen (mit denen Eisner weitgehend konform ging). Luise Zietz veröffentlichte ein Programm,

⁵⁷⁴ Vgl. C. GEYER, Die revolutionäre Illusion, S. 55.

⁵⁷⁵ OVZ Nr. 186 vom 10.8.1916.

⁵⁷⁶ Ebd.

⁵⁷⁷ Ebd.

⁵⁷⁸ Zu diesem Abschnitt siehe BOLL, Frieden ohne Revolution?, S. 191-208; KRAUSE, USPD, S. 68-76 u. 99f.; MILLER, Burgfrieden und Klassenkampf, S. 133-149 und WIELAND, Die Verteidigungslüge, S. 80-90.

das die Vorstellungen der gerade gegründeten SAG zusammenfasste: „Friedensschluß auf der Basis des Selbstbestimmungsrechts der Völker ohne Annexionen und Kontributionen, Abrüstung, Ausbau des Völkerrechts, obligatorische Schiedsgerichte, Freihandel, Arbeiterschutzmaßnahmen.“⁵⁷⁹

Auf der anderen Seite gerieten die Spartakusgruppe und die ihr nahe stehenden Splittergruppen - bei allen Meinungsunterschieden in Einzelfragen - immer mehr ins Fahrwasser der russischen Bolschewiki, welche die Ziele der SAG als „sozialpazifistisch“ denunzierten (und ihre Führer verachteten).⁵⁸⁰ Auch wegen dieser unübersehbaren Differenzen beharrte die radikale Linke auf ihrer Eigenständigkeit. Rosa Luxemburg (die von Februar 1915 bis Februar 1916 und von Juli 1916 bis kurz vor Kriegsende im Gefängnis war) plädierte dafür, „nicht etwa die ganze Opposition unter einen Hut zu bringen, sondern umgekehrt aus diesem Brei den kleinen, festen und aktionsfähigen Kern herauszuschälen, um den wir unsere Plattform gruppieren können.“⁵⁸¹ Liebknecht, der sich zu diesem Zeitpunkt bereits mit der Gruppe um Haase und Ledebour überworfen hatte,⁵⁸² gab für die Arbeit der Parteiopposition im Februar 1916 die Parole „Nicht `Einheit`, sondern Klarheit über alles“ aus und legte zum Verhältnis gegenüber den Gemäßigten fest: „Gemeinsame Arbeit, soweit Übereinstimmung herrscht – ja. Sammlung ohne Klärung, ohne Übereinstimmung? – Nein!“⁵⁸³ Damit war bereits klar, dass sich die Spartakusgruppe nicht reibungslos in das von Haase angeführte Lager, das sich kurz darauf mit der Gründung der SAG verselbständigte, würde integrieren lassen.

Der Dissens innerhalb der Burgfriedensgegner prägte die so genannte zweite Zimmerwalder Konferenz der Vertreter oppositioneller Strömungen in den sozialistischen Parteien Europas, die im April 1916 in Kienthal (Schweiz) stattfand. Aus kontroversen Debatten gingen schließlich drei Resolutionen hervor, die u. a. die Kriegskreditbewilligung in allen Ländern ablehnten und sofortige Verhandlungen mit dem Ziel eines Verständigungsfriedens forderten.⁵⁸⁴ An den Differenzen zwischen SAG und Bolschewiki änderte dies nichts, die Bilanz der Konferenz blieb zwiespältig.⁵⁸⁵ Man war sich

⁵⁷⁹ Ebd., Zitat: S. 90.

⁵⁸⁰ Der organisatorischen Festigung der Spartakusgruppe hatte eine Konferenz in Berlin im Januar 1916 gedient; dort wurden „Leitsätze“ beschlossen, die u. a. vorsahen, sich den Beschlüssen einer neu zu schaffenden Internationale unterzuordnen (dies lehnte die Mehrheit der Opposition um Haase und Ledebour ab). Daraufhin spaltete sich die Berliner Parteiopposition bereits formell. Rosa Luxemburg behielt allerdings bei allen Gemeinsamkeiten auf der radikalen Linken eine eigenständige Position, die sich keineswegs durchgehend mit derjenigen Lenins deckte; so lehnte sie etwa eine Kaderpartei bolschewistischen Typs ab. Noch Mitte 1916 vertrat Luxemburg den Standpunkt, *innerhalb* der SPD etwas bewirken zu können, und lehnte einen Parteiaustritt ab, was Lenin wiederum scharf kritisierte.

⁵⁸¹ LASCHITZA, Im Lebensrausch, Zitat: S. 512.

⁵⁸² Vgl. TROTNOW, Karl Liebkecht, S. 239.

⁵⁸³ LASCHITZA, Im Lebensrausch, Zitat: S. 519.

⁵⁸⁴ Die Resolutionen sind abgedruckt in: LADEMACHER (Hrsg.), Die Zimmerwalder Bewegung, S. 403-413.

⁵⁸⁵ Lothar Wieland urteilte: „Kienthal spaltete die bis dahin relativ geschlossene sozialistische Bewegung und brachte sie ab von ihrem Weg zu einem sozialistischen Pazifismus. Statt der Bestrebungen der gemäßigten sozialdemokratischen Opposition nach Entlarvung der Kriegsschuldigen und Vermittlung eines demokratischen Verständigungsfriedens zu unterstützen, destabilisierte die Zimmer-

dort weitgehend einig in der Ablehnung der bestehenden Sozialistischen Internationale, interpretierte den Krieg aber ganz unterschiedlich. Schwerer als die oft überbewerteten internationalen Kontakte wogen die Meinungsverschiedenheiten innerhalb der deutschen Parteioption: „Während das marxistische Zentrum einen demokratischen Frieden auf dem Wege friedlicher Vereinbarungen und mit Hilfe internationaler Schiedsgerichte anstrebte [...], wollte die Spartakusgruppe einen dauerhaften Frieden durch die Überwindung des Imperialismus erreichen“⁵⁸⁶.

Der Streit um die „richtige“ Friedensstrategie für die Sozialdemokratie ging auch danach unvermindert weiter, der nächste Beitrag kam allerdings überraschenderweise von der Parteimehrheit. Trotz der starken Einschränkung der Kampagnenfähigkeit, die durch den Parteistreit und die burgfriedensbedingte Selbstblockade verursacht wurden, gelang es der SPD im Spätsommer 1916, eine breite Bewegung zur Unterstützung einer Friedenspetition ins Leben zu rufen. Die Initiative hierfür war von Auer ausgegangen;⁵⁸⁷ die Parteiführung reagierte damit auf die Kanzlersturz Bewegung und die verstärkten Aktivitäten annexionistischer Kreise, wollte vor allem aber der Kritik der Minderheit den Wind aus den Segeln nehmen.⁵⁸⁸ (Partei- und Gewerkschaftsführung hatten sich im Juli gezwungen gesehen, gegen die Agitation der „Protest- und Generalstreikapostel“, die die Autorität der „berufenen Körperschaften der Arbeiterbewegung“ bedrohte, öffentlich Stellung zu nehmen.⁵⁸⁹)

Ausgangspunkt der ganzen Aktion war ein Aufruf des SPD-Parteivorstandes vom 11. August, der formal ausschließlich defensive Kriegsziele als legitim anerkannte und Expansionsplänen eine Absage erteilte; dabei wurde ein weiteres Mal die Behauptung aufgestellt, Deutschland führe einen

walder Bewegung mit ihrer Betonung des revolutionären Elements das Ringen um die Demokratisierung der Zentralmächte.“ (Die Verteidigungslüge, S. 86).

⁵⁸⁶ Dieter ENGELMANN, Zum Charakter der USPD und zu ihrer Rolle in der Novemberrevolution, in: MARX-ENGELS-STIFTUNG E. V. (Hrsg.), 75 Jahre deutsche Novemberrevolution, Bonn 1994, S. 98-112, hier: S. 101f.

⁵⁸⁷ In der Parteiausschusssitzung vom 20./21.7.1916. (Vgl. Protokolle des SPD-Parteiausschusses, Bd. I, S. 325).

⁵⁸⁸ Zum Verlauf der Petitionsbewegung in Bayern siehe auch W. ALBRECHT, Landtag und Regierung, S. 174-176.

⁵⁸⁹ Im Aufruf des SPD-Parteivorstandes und der Generalkommission der Gewerkschaften vom 25.7.1916 hieß es: „In anonymen Flugblättern, die im Laufe der letzten Monate in Partei- und Gewerkschaftskreisen verbreitet wurden, wird versucht Haß und Mißtrauen gegen die von den Arbeitern selbst gewählten Vertrauensleute zu säen. Gegen Männer, die seit vielen Jahren an der Spitze der Organisation der deutschen Arbeiterklasse stehen, wird der Vorwurf erhoben, daß sie die sozialistischen Grundsätze preisgeben, die Beschlüsse deutscher Parteitage und internationaler Kongresse mißachten, Parteiverrat betreiben und anderes mehr. Die Verdächtigungen und wüsten Schimpfereien könnte man unbeachtet lassen, wenn nicht zugleich die Arbeiterschaft zu unbesonnenen Handlungen aufgefordert und gewissenlos die Propaganda für Streiks und Massenaktionen betrieben würde, für die die Gewerkschaften und die Sozialdemokratische Partei jede Verantwortung ablehnen müssen. [...] Wir konstatieren ausdrücklich, daß die sozialdemokratische Partei und die Leitung der Gewerkschaftsbewegung mit dieser Propaganda nichts gemein hat; sie ist das Werk Einzelner. Wohin soll es führen, wenn die Arbeiterschaft Aktionen unternimmt, die von Unberufenen auf eigene Faust und zwecklos eingeleitet sind? [...] Wir halten es deshalb für unsere Pflicht, die Arbeiterschaft von dem Treiben der im Dunkel der Anonymität wirkenden Protest- und Generalstreikapostel nachdrücklich zu warnen. [...] wie bisher, so muß auch im Kriege die einheitliche Aktion der Arbeiterklasse aufrecht erhalten werden. [...] Wer das putschistische Treiben einzelner, jeden Verantwortungsgefühls baren Personen mitmacht oder andere dafür zu gewinnen sucht, der dient weder den Interessen der Arbeiterbewegung, noch der Sache des Friedens, sondern trägt eher zur Verlängerung des Krieges bei. Unsere wichtigste Aufgabe ist aber die baldige Herbeiführung des Friedens. Dieser großen Pflicht sind sich die berufenen Körperschaften der Arbeiterbewegung bewußt und sind unermüdet bestrebt, sie zu erfüllen. Arbeiter, steht treu zu Euren Organisationen und weist Zersplitterungsversuche zurück!“ (Abgedruckt in: MICHAELIS/SCHRAEPLER (Hrsg.), Ursachen und Folgen, Bd. 1, S. 187-189).

„Verteidigungskrieg“.⁵⁹⁰ Da bisher weder die Forderung nach Aufhebung des Belagerungszustandes noch diejenige nach offener Bekanntgabe der Kriegsziele erfüllt worden war, sollten nun alle Parteiorganisationen im Reich Versammlungen zur Erörterung der Friedensfrage und zur Unterschriftensammlung einberufen. Die an den Reichskanzler direkt gerichtete Petition – diese wurde per Flugblatt mit anliegender Unterschriftenliste verbreitet – forderte eine baldige Beendigung des Krieges, lehnte sämtliche Eroberungsabsichten ab, die dem entgegenstehen könnten, und erklärte gleichzeitig die „politische Unabhängigkeit, [...] territoriale Unversehrtheit“ sowie die „wirtschaftliche Entwicklungsfähigkeit“⁵⁹¹ des Reiches zu Kernelementen eines anzustrebenden Friedensschlusses.

Die in der Bewegung enthaltene potenzielle innenpolitische Sprengkraft musste angesichts derart schwammiger Formulierungen sofort verpuffen, hatte doch die Regierung in Kriegszielfragen längst eine betont euphemistische Sprachregelung kultiviert, bei der großräumige Eroberungen unter dem Terminus der „Sicherung der wirtschaftlichen Entwicklungsfähigkeit Deutschlands“ subsummiert werden konnten. Dementsprechend gelassen und anstandslos genehmigte das Bayerische Kriegsministerium die Unterschriftenaktion (Bedenken meldete hingegen die Bayerische Zentrumspartei an, der sich auch in dieser Frage Ministerpräsident Hertling anschloss; was die Volksstimmung anbetraf, sah die Regierung noch keinen Anlass zur Beunruhigung⁵⁹²). Das Kriegsministerium band allerdings die Genehmigung von Versammlungen, bei denen auch die Kriegszielfrage behandelt werden sollte, an die Gewährleistung, dass „die ganzen Erörterungen in dem Sinne gehalten sind, daß der Geist zum Durchhalten gestärkt, die Siegeshoffnungen der Gegner nicht belebt und die Opferwilligkeit und militärische Unterordnung der Truppen nicht von politischen Zielen abhängig gemacht wird.“⁵⁹³

Die konziliante Genehmigungspraxis des Kriegsministeriums entsprang mutmaßlich der durchaus korrekten Einschätzung, dass die in der bayerischen Sozialdemokratie maßgeblichen Kräfte keineswegs daran dachten, die Petitionsbewegung zur Zuspitzung auf konkrete, die Regierung in Verle-

⁵⁹⁰ Im Wortlaut hieß es dort: „Nur das Bewußtsein, einen Verteidigungskrieg zu führen, der Deutschland von den gegnerischen Mächten aufgezwungen wurde, löste bei unseren Brüdern im Waffenrock die heldenmütige Hingabe und zähe Tapferkeit aus, mit denen sie dem Ansturm der feindlichen Massenheere standhalten. Nur für die Sicherheit des Landes, für dessen politische Selbständigkeit und wirtschaftliche Lebensmöglichkeit kämpft und leidet das deutsche Volk, nicht aber zur Verwirklichung irgendwelcher Eroberungspläne.“ (MP Nr. 187 vom 12.8.1916).

⁵⁹¹ So der Text auf dem Originalflugblatt. (KrA, MKr 11522).

⁵⁹² Hertling brachte in der Kabinettsitzung vom 2.9.1916 die Agitation der Alldeutschen und die daraus folgende Beunruhigung, die sich auch in der SPD-Petitionsbewegung äußerte, zur Sprache; Grund zum Eingreifen sah das Kabinett nicht: „Einmütig ging jedoch die Meinung dahin, daß man die in der Bevölkerung herrschende Mißstimmung nicht überschätzen soll und insbesondere eine tiefgehende Erschütterung der monarchischen Gesinnung des weit überwiegenden Teiles der bayerischen Bevölkerung nicht zu befürchten sei.“ (HstAM, MA 99511).

⁵⁹³ MKr an StellvGenKdo I. AK vom 27.8.1916. (KrA, MKr 11523).

genheit bringende Forderungen auszunutzen.⁵⁹⁴ Bezeichnend war eine Episode vom September 1916: Der Münchner Gewerkschaftssekretär Albert Schmid⁵⁹⁵ hatte sich in einer Versammlung der SPD bedrohlich der Realität genähert, als er „sich über die Entstehung des Krieges dahin geäußert [hat], dass die oesterreichisch-ungarische Regierung durch die übertriebenen Forderungen ihres Ultimatus an Serbien den Krieg mitverschuldet hat und dass die deutsche Regierung der Vorwurf treffe, dass sie der oesterreichisch-ungarischen Regierung nicht in den Arm gefallen sei.“⁵⁹⁶ Das örtliche Stellvertretende Generalkommando intervenierte daraufhin umgehend bei Johann Nimmerfall⁵⁹⁷, dem SPD-Parteisekretär für Südbayern, der sogleich „versprach, dafür Sorge zu tragen, dass derartige Aeusserungen, die er selbst für unzulässig und überflüssig bezeichnete, sich nicht wiederholten.“⁵⁹⁸ Die Führung der bayerischen Sozialdemokratie zeigte somit weiterhin keinerlei Interesse, die Hintergründe des Kriegsausbruches aufzuklären; auch die Friedenspetition umschiffte bewusst alle kritischen Punkte und verblieb im Ungefähren.

Den Vertretern des äußersten rechten Flügels der Partei ging selbst diese Symbolpolitik schon zu weit; so lehnte Timm im Parteiausschuss die Unterschriftenaktion mit der aufschlussreichen Begründung ab: „Auf die Stimmung der Massen das Hauptgewicht zu legen, haben wir immer abgelehnt. Stimmungen sind gewiß ein Gradmesser, man muß sie abwägen, aber seine politischen Handlungen nicht davon bestimmen lassen. Entweder sind wir politische Kindsköpfe und lassen uns von Stimmungen leiten, dann müssen wir darauf verzichten, Politiker und Führer zu sein, oder wir wollen exakt handeln im Interesse der arbeitenden Schichten, dann haben wir ernst zu beraten und ein nach außen wirkendes Ergebnis herbeizuführen. Es ist viel besser, auf Resolutionen zu verzichten.“⁵⁹⁹ Andere Vertreter der Parteirechten agierten flexibler: Der Reichstagsabgeordnete David

⁵⁹⁴ Die Prioritäten Vollmars gehen aus einem Brief an Ebert hervor, in dem er zum Thema der Einberufung einer Konferenz der sozialistischen Parteien schrieb: „Unsere erste Aufgabe aber muß jetzt sein, daß alles vermieden wird, was unsere politische und militärische Stellung irgendwie beeinträchtigen könnte. Bevor also internationale Besprechungen zulässig und nützlich sein können, muß erst die ganze Lage mehr geklärt und müssen alle Theile durch die Macht der Thatsachen in den Stand gesetzt werden, die Dinge nüchtern so zu sehen, *wie sie wirklich sind*. Und bis dahin darf nichts geschehen, was uns irgendwie binden und unsere[r] seinerzeitige[n] Stellung beim Friedensschluß vorgreifen könnte!“ (G. v. Vollmar an F. Ebert vom 1.2.1916; abgedruckt in: BLÄNSDORF, Friedrich Ebert, in: AfS 9 (1969), S. 311-428, hier: S. 369-371, Zitat: S. 371).

⁵⁹⁵ Schmid, Albert, geb. 25.5.1874 in München, Steindrucker, Beitritt zur SPD, Beitritt zur Gewerkschaft, 1901-1903 Vorsitzender des Verbandes der Lithographen und Steindrucker in München, Vorsitzender der Pressekommission der SPD in München, ab Juli 1906 Angestellter des Buch- und Steindrucker-Hilfsarbeiterverbandes, später 1. Vorsitzender des Gewerkschaftsvereins und Geschäftsführer des Verbandes der graphischen Hilfsarbeiter in München, 1918/19 Mitglied des provisor. Zentralrates in Bayern, März/April 1919 Mitglied des Zentralrates, danach im Revolutionären Zentralrat.

⁵⁹⁶ StellvGenKdo I. AK an MKr vom 23.9.1916. (KrA, MKr 11522).

⁵⁹⁷ Nimmerfall, Johann, geb. 25.9.1872 in München, 1879-1887 Volksschule in München, 1887-1890 Schreinerlehre, Wanderschaft, bis 1903 Gastwirt in München, Beitritt zur SPD, 1898-1903 nebenamtlicher Gauvorstand des Holzarbeiter-Verbandes in München, 1903-1908 Lagerhalter im Konsumverein München-Pasing, 1900-1933 Mitglied des SPD-Bezirksvorstandes Südbayern, 1908-1933 Bezirksparteisekretär für Südbayern mit Sitz in München, 1906-1911 Gemeindebevollmächtigter, 1911-1919 Magistratsrat und 1919-1933 Stadtrat in Pasing, MdL 1912-1920 und 1924-1928, 1918/19 Mitglied des provisor. Nationalrates in Bayern, 1919 Staatsrat im bayer. Ministerium für militär. Angelegenheiten, gest. 20.8.1934 in Pasing.

⁵⁹⁸ StellvGenKdo I. AK an MKr vom 23.9.1916. (KrA, MKr 11522).

⁵⁹⁹ Protokolle des SPD-Parteiausschusses, Bd. I, S. 325f.

sprach am 22. August in Nürnberg auf einer Volksversammlung, die einstimmig eine Resolution annahm, die die „Treibereien“ der Annexionisten zwar scharf ablehnte, sich jedoch von vornherein jeglicher Pressionsmöglichkeiten gegenüber der Regierung beraubte durch die Festlegung, dass die deutsche Sozialdemokratie „entschlossen [ist], treu auszuharren in der Verteidigung der Lebensinteressen des eigenen Volkes gegen alle sie bedrohenden Eroberungs- und Vergewaltigungspläne der feindlichen Regierungen.“⁶⁰⁰ Die Definitionsmacht bezüglich der „Lebensinteressen“ des deutschen Volkes wurde dabei stillschweigend der Regierung überlassen, die Petition war damit als reine Schaufensteraktion entlarvt. David notierte denn auch zufrieden zu seinem Auftritt in Nürnberg: „Ich denaturiere die Friedensaktion.“⁶⁰¹ Die Bilanz der ganzen Bewegung war entsprechend dürftig: Außer einer „Massenmobilisierung bot die Aktion keine neue, politische Perspektive.“⁶⁰²

Unverzichtbare Basis des von der Parteirechten gebrauchten Argumentationsmusters war der Topos vom deutschen Verteidigungskrieg, auf dessen schwankendem Boden das Konstrukt der Burgfriedenspolitik von der Mehrheit errichtet worden war.⁶⁰³ Immer mehr Einfluss auf die Parteispitze um Ebert und Scheidemann gewann dabei die kleine, aber mit besten Verbindungen versehene Gruppe um David und Gustav Bauer.⁶⁰⁴ (Zu deren engerem Kern zählte aus Bayern lediglich der Nürnberger Reichstagsabgeordnete Südekum,⁶⁰⁵ es gab aber auch Kontakte zur Münchner Parteiführung.⁶⁰⁶) Diese Gruppe drängte bereits zu diesem Zeitpunkt, d. h. Mitte 1916, darauf, einen entschiedenen Schnitt gegenüber der Linken zu machen und die „Restpartei“ in eine formelle Koalition mit bürgerlichen Parteien zu führen (deren nationalistische Einstellung wurde dabei nicht als Hindernis betrachtet).⁶⁰⁷ David hielt die Spaltung der Sozialdemokratie - nicht nur in Deutschland, sondern weltweit - für unausweichlich, nämlich in „eine Partei der außerparlamentarischen, nations-

⁶⁰⁰ GÄRTNER, Mit uns zieht die neue Zeit, Zitat: S. 192.

⁶⁰¹ DAVID, Kriegstagebuch, S. 194.

⁶⁰² BOLL, Frieden ohne Revolution?, S. 202.

⁶⁰³ Die *Münchener Post* kolportierte gerade um diese Zeit die Auffassung, dass die Sozialdemokratie bei einem Eroberungskrieg die Kriegskredite „einstimmig abgelehnt“ hätte. (Vgl. MP Nr. 188 vom 13.8.1916).

⁶⁰⁴ Siehe dazu auch BIEBER, Gewerkschaften (Teil I), S. 262f. u. passim.

⁶⁰⁵ In den Auseinandersetzungen innerhalb der bayerischen SPD während des Weltkrieges trat Südekum allerdings fast nicht in Erscheinung, obwohl er nominell das Nürnberger Reichstagsmandat innehielt, da er bereits lange vor 1914 seinen Wohnsitz nach Berlin verlegt hatte.

⁶⁰⁶ Insbesondere David, der wichtigste Vordenker und Organisator des rechten Parteiflügels, stand 1915/1916 in Verbindung mit Adolf Müller (vgl. DAVID, Kriegstagebuch, S. 95, 126, 131f., 179 u. 214); Ende Juli/Anfang August 1916 hielt sich David in München auf, wo er neben Müller auch Timm und Auer traf und dem Kriegsministerium einen Besuch abstattete (vgl. ebd., S. 190f.). Auer hatte sich kurz zuvor mit den Vorstellungen Davids einverstanden erklärt (vgl. ebd., S. 189). Die Kontakte Davids zur bayerischen Parteiführung reichten bereits in die Vorkriegszeit zurück, wo er Vollmar drängte, an seinem reformistischen Kurs festzuhalten (vgl. HIRSCHFELDER, Bayerische Sozialdemokratie (Teil II), S. 506). Vollmar blieb während des Krieges auch mit Heine brieflich in Verbindung (vgl. R. JANSEN, G. v. Vollmar, S. 112-118 und KRUSE, Krieg, Neuorientierung und Spaltung, in: IWK 23 (1987), S. 1-27, hier: S. 13 u. 15f.).

⁶⁰⁷ Vgl. RINTELEN, Der David-Kreis, in: IWK 26 (1990), S. 14-34.

losen, anarchosocialistischen Aktion, und eine im nationalen Boden wurzelnde, socialdemokratische Volkspartei mit parlamentarisch-reformistischer Taktik.“⁶⁰⁸

Die Vordenker der letzteren Richtung in der SPD bemühten sich auch wortreich und mit verqueren Argumenten darum, den Krieg vom Odium der puren Destruktivität zu befreien und ihm – in offensiver Abgrenzung zur Parteiopposition – einen tieferen „Sinn“ zuzuschreiben.⁶⁰⁹ Dieser bestand in dieser Sicht u. a. darin, dass der Krieg die Sozialdemokratie ihren lange verfolgten Zielen näher gebracht habe; Haenisch vertrat nun die Auffassung: „die Grundsteine zum demokratischen Volksherr der Zukunft sind in diesem Weltkrieg gelegt worden.“⁶¹⁰ Cohen zufolge sprach für die Burgfriedenspolitik nicht nur „das bessere geschichtliche Recht [...], das auf deutscher Seite sich befand“, sondern auch die „vernünftigeren Entwicklung der Weltwirtschaft“, die durch einen deutschen Sieg angeblich befördert würde und „die auch dem Sozialismus nicht gleichgültig sein kann.“⁶¹¹

Dass das Ausmaß der Opfer, die der Krieg der Arbeiterschaft abverlangen würde, noch gar nicht absehbar war, führte zu keinem Umdenken.⁶¹² Vor allem Heine, mit dem Auer und Adolf Müller in kontinuierlicher Verbindung standen, fuhr damit fort, auch expansivere Kriegsziele ins Auge zu fassen.⁶¹³ Mit dem Erhalt der Parteieinheit war diese Verschärfung der Integrationsstrategie durch

⁶⁰⁸ E. David an P. Löbe vom 24.6.1916. (OLIWA, Paul Löbe, Zitat: S. 245).

⁶⁰⁹ In seiner 1916 veröffentlichten Broschüre mit dem Titel „Zur Lage der Partei“ schrieb Konrad Haenisch: „Es gibt zweierlei Möglichkeiten, das furchtbare Erlebnis dieses Weltkrieges anzusehen. Entweder man sieht, wie unsere Parteiminderheit und ihr führendes Blatt, der `Vorwärts` es tun, in den ungeheuren Geschehnissen dieser Jahre *nur* Schrecknis und Grauen, Elend und Verwüstung, Tränen, Blut und Tod. Eine Betrachtungsweise, die geraden Weges in trübsten Pessimismus, in absolute Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung hineinführt. Oder man sieht, wie der *wirkliche* Marxist [...] es eigentlich ganz selbstverständlich tun sollte, auch in diesem Weltkrieg einen großen, dialektisch-historischen Prozeß; dann erkennt man in diesem Krieg eine gewaltige Rebellion der von der kapitalistischen Gesellschaft entwickelten Produktivkräfte gegen die ihnen zu eng gewordenen Schranken der bisherigen rechtlichen und staatlichen Verhältnisse. [...] daß wir in einem ungeheuren Prozeß der Umorganisation unseres ganzen Wirtschaftslebens uns mitten drin befinden, steht ganz außer Frage. Und ebenso unzweifelhaft ist es, daß sich dieser Prozeß der Umorganisation *in der Richtung auf den Sozialismus hin* bewegt. [...] So zertrampelt unsere [Partei-]Opposition mit einem Eifer, der wahrlich einer besseren Sache würdig wäre, alle weltpolitischen, innerpolitischen und sozialpolitischen Früchte der Politik des 4. August. Auf unsere Opposition allein noch setzen unsere innerpolitischen Gegner ihre Hoffnungen für die Zukunft. Nur in ihr noch sehen sie die Rettung vor der herabbrausenden Flut des Sozialismus! *Es ist einfach zum Heulen!*“ (Abgedruckt in: FRIEDEMANN (Hrsg.), Materialien zum Richtungsstreit, S. 879-887, hier: S. 879f. u. 884).

⁶¹⁰ FRIES, Die große Katharsis, Bd. 1, Zitat: S. 196, Fn. 173.

⁶¹¹ COHEN, Das Volk und der Krieg, S. 31.

⁶¹² Der radikale Reformist Ludwig Quessel schrieb dazu: „Es wäre verfrüht über die im Weltkrieg geborene neue Gesellschaft, zu der die sozialdemokratische Mehrheit eine den Aufgaben der Zukunft entsprechende Stellung zu gewinnen sucht, etwas Bestimmtes aussagen zu wollen. Sie wird, ähnlich der durch die große Revolution von 1789 neu geschaffenen Gesellschaft, die 20 Jahre Krieg im Gefolge hatte, den arbeitenden Massen zunächst vielleicht nicht eine Erleichterung, sondern eine Erschwerung ihrer Daseins bringen, deren Größe sich heute mehr ahnen als bestimmen läßt. Aber es liegen in ihr doch die Keime, die zu neuen Entwicklungen drängen.“ (Ludwig Quessel, Die Sozialdemokratie nach dem Krieg, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 8 vom 27.4.1916, S. 424-428, hier: S. 426).

⁶¹³ Dabei forderte Heine: „wir dürfen uns nicht auf die rein negative Formel: `Keine Annexionen` festlegen. Sonst kann es geschehen, daß wir im entscheidenden Moment durch uns selbst zur Einflußlosigkeit verurteilt werden. Wir müssen mindestens [...] uns selber klar werden, wie weit man nach dem Krieg in der Änderung der östlichen Grenzverhältnisse gehen dürfte.“ (W. Heine an G. v. Vollmar vom 3.2.1916; POHL, Adolf Müller, Zitat: S. 262). In der Frage der Kriegsziele gehörte Adolf Müller allerdings nicht zum äußersten rechten Flügel der Partei; dies zeigte sich u. a. daran, dass er sich 1916/17 bei der Arbeit für das Blatt *Die Glocke* mit den

David, Heine und ihren Anhang vollends unvereinbar. Auch, um gegenüber den sozialistischen Bruderparteien eine bessere Figur zu machen, stritt der Parteivorstand annexionistische Absichten nach wie vor strikt ab.⁶¹⁴ Die Exponenten des rechten Parteiflügels, die ganz andere Planspiele betrieben und weiter versuchten, „die laue und flauere Mitte vorwärts“⁶¹⁵ zu treiben, hatten jedoch keine Maßregelung zu fürchten; ihr Einfluss nahm mit der Separierung der Parteiopposition sogar noch zu.

Durch Verdrängung der Realitäten gelang es zunächst noch, zumindest die Fassade der Organisationseinheit aufrechtzuerhalten: Die Friedenspetitionsbewegung stellte äußerlich durchaus einen eindrucksvollen Erfolg für die SPD dar. Allein im Gau Nordbayern wurden 34 Volksversammlungen abgehalten,⁶¹⁶ davon allein zehn im Wahlkreis Hof am 26. und 27. August, wo Blumtritt, Josef Simon und andere auftraten.⁶¹⁷ In Nürnberg wurden 53000, in München über 100000 Unterschriften gesammelt.⁶¹⁸ Die Aktion hatte damit zwar ihre bewährte Ventilfunktion für die Missstimmung in der Bevölkerung wieder erfüllt, eine Steigerung der tatsächlichen Mitwirkungsmöglichkeiten der Partei – von einer Aufweichung der zementierten Verhältnisse in der Verfassungsfrage ganz zu schweigen – erreichte sie aber nicht. Der nur vordergründige propagandistische Erfolg konnte auch nicht über die zerrüttete und von Unsicherheit geprägte Lage der SPD hinwegtäuschen, die Cohen in den *Sozialistischen Monatsheften* ganz offen ansprach:

„Niemand kann heute sich mehr der Tatsache verschließen, daß die Situation in der deutschen Sozialdemokratie einer Zerreißung der einheitlichen Organisation verzweifelt ähnlich sieht, und man kann kaum noch hoffen, daß die Spaltung der Gesamtpartei sich vermeiden lassen wird. Dabei ist nicht zu verkennen, daß die Opposition im Ganzen nicht unbeträchtlich gewachsen ist, wenn es auch eine starke Übertreibung ist zu sagen, sie, die ehemalige Minderheit, sei bereits heute zur Mehrheit geworden. Niemand vermag zur Stunde das zahlenmäßige Verhältnis zwischen Anhä-

„Parteirechtsaußen“ Lensch und Haenisch überwarf (vgl. ebd., S. 244-254). Auf den Kurs der bayerischen SPD hatte er mit seinem mäßigenden Kurs aber nur noch wenig Einfluss, da er aus der Landespolitik 1917 endgültig ausschied. Praktisch völlig vom traditionellen sozialdemokratischen Denken verabschiedet hatte sich inzwischen Südekum; kennzeichnend dafür seine Mitarbeit am 1916 gegründeten „Deutschen Nationalausschuß“. Diese recht kurzlebige Organisation hatte sich dem Ziel verpflichtet, den „Geist von 1914“ (wieder) zu beleben und damit ein Kernstück der Regierungspropaganda zu unterstützen (vgl. VERHEY, Der „Geist von 1914“, S. 257f.).

⁶¹⁴ In der Einleitung zu einer 1916 herausgegebenen Dokumentensammlung schrieb der Parteivorstand: „Daß die Reichstagsfraktion bei jeder Tagung des Reichstags seit Anbeginn der Kriegen sich entschieden für einen baldigen Frieden und gegen alle Annexionen ausgesprochen hat, geht aus den in dieser Broschüre abgedruckten Reden hervor. [...] Die deutsche Partei hat jedenfalls alles mögliche getan, um einer Verständigung der Sozialisten der kriegführenden Länder die Wege zu ebnet und die Aktionsfähigkeit der Internationale herbeizuführen.“ (VORSTAND DER SOZIALDEMOKRATISCHEN PARTEI DEUTSCHLANDS (Hrsg.), Die deutsche Sozialdemokratie über Krieg und Frieden. Eine Sammlung der Erklärungen, Aufrufe und Reichstagsreden, in denen in den beiden ersten Kriegsjahren die Stellung der Sozialdemokratie zum Krieg und zu den Friedenszielen dargelegt wurde, Berlin 1916, S. 6f.).

⁶¹⁵ K. Haenisch an W. Heine vom 5.1.1916. (MÜHLHAUSEN, Friedrich Ebert, Zitat: S. 76).

⁶¹⁶ Angabe aus GÄRTNER, Mit uns zieht die neue Zeit, S. 193.

⁶¹⁷ Vgl. MACHT, Hofer Arbeiterbewegung, Bd. II, S. 617.

⁶¹⁸ Angabe aus FVt Nr. 244 vom 17.10.1916.

ngern der Fraktionsmehrheit und der Opposition genau anzugeben, und noch weniger vermag irgend jemand zu sagen, wie sich die Dinge auf dem nächsten Parteitag gestalten werde.“⁶¹⁹

Als Ersatz für eben diesen Parteitag wurde für den 21. bis 23. September 1916 in Berlin eine Reichskonferenz anberaumt, auf der die bayerischen Vertreter eine maßgebliche Rolle spielen sollten. Die Delegiertenwahlen erlauben erstmals eine zumindest grobe Einschätzung der Kräfteverhältnisse in den einzelnen lokalen Organisationen, womit der Blick sich wieder auf den Parteistreit in Bayern richtet. Der Konferenz ging zunächst eine Kontroverse zwischen Mehrheit und Minderheit über Sinn und Legitimität eines „Kriegsparteitages“ voraus. Die SAG und ihre Anhänger lehnten die Konferenz, die im Parteistatut nicht vorgesehen war und keine bindenden Beschlüsse fassen konnte, zunächst ab, da sie sich durch den vom Parteivorstand für die Delegiertenwahl festgelegten Modus – zu Recht – benachteiligt sah. Allerdings brach Eisner aus der nahezu geschlossenen Phalanx der Opposition aus, indem er eine derartige Zusammenkunft befürwortete und in einem offenen Brief an den *Vorwärts* – dieser stand zu dieser Zeit noch auf Seiten der SAG – seinen Standpunkt begründete. Dabei stellte Eisner zunächst fest, dass der demokratische Willensbildungsprozess in der Partei momentan kaum möglich sei, da die Opposition in ihrer Handlungsfreiheit stark eingeschränkt werde und somit die Delegiertenwahlen kein getreues Abbild der innerparteilichen Kräfteverhältnisse böten. Diese misslichen Umstände waren für ihn – hier zeigte sich ein gravierender Unterschied zur Haltung Adolf Brauns – jedoch nachrangig im Vergleich zur überragenden Bedeutung programmatischer Fragen:

„Aber es scheint mir, als ob es für die Parteiopposition zurzeit unendlich größere Aufgaben zu lösen gibt, als die noch so bedeutsame innere Ordnung des sogenannten Parteichaos. Unsere elementare Aufgabe ist es vielmehr, *dem Proletariat den raschesten stärksten Einfluß auf die Kriegspolitik zu gewinnen*. Parteiklarheit und Parteieinheit finden sich ganz von selbst wieder, wenn wir ein sozialistisches und demokratisches Aktionsprogramm (das aber nicht nur Programm bleiben darf, sondern unmittelbar auszuführen ist) für die gegenwärtige Weltkrise aufstellen und ungesäumt mit seiner Verwirklichung beginnen.“ Dieser Aufgabe könne die Opposition durch einen Parteitag besser gerecht werden, da dieser „wesentlich dazu beitragen [kann], daß wir uns nicht mehr bloß mit dem leeren Protest begnügen müssen, durch den wir Verantwortlichkeiten *ablehnen*, sondern daß wir den Einfluß gewinnen, die Verantwortung für die Durchsetzung einer positiven und aktiven sozialdemokratischen Politik *übernehmen* zu können.“⁶²⁰

Die Redaktion des *Vorwärts* führte im Anschluss an Eisners Artikel die bekannten Gegenargumente auf: Die Mehrheit würde wohl kaum die mangelnde demokratische Legitimierung ihrer Delegierten eingestehen und mit aller Macht Beschlüsse in ihrem Sinne durchzusetzen versuchen, was die Ge-

⁶¹⁹ Max Cohen, Zur Rückkehr des 4. August, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 15 vom 3.8.1916, S. 781-787, hier: S. 781.

⁶²⁰ *Vorwärts* Nr. 197 vom 20.7.1916.

fahr einer Parteispaltung in sich bergen würde. Diese Befürchtungen teilte auch Adolf Braun, dem sich die übrige Parteipresse in Franken anschloss.⁶²¹ Kautsky versprach sich ebenfalls wenig von der Konferenz, denn: „Es ist heute unmöglich, einwandfrei festzustellen, auf welcher Seite die Mehrheit der Genossen steht. So lange das aber der Fall [ist], muß jeder Versuch einer Reichskonferenz die Verwirrung noch steigern. Es handelt sich doch auch nicht um das `große Mißverständnis` das durch Aussprache zu beseitigen wäre, sondern um den großen praktischen Gegensatz: Soll die Partei als Regierungspartei fungieren oder als Oppositionspartei?“⁶²²

Die Parteiopposition (d. h. die SAG, die sich deshalb von der Spartakusgruppe den Vorwurf der „Halbheit und Feigheit“⁶²³ anhören musste) stellte derartige Bedenken einstweilen zurück und versuchte stattdessen, möglichst zahlreiche Vertreter zur Konferenz zu entsenden. Exemplarisch für diesen Stimmungswechsel war das Umschwenken der Würzburger Organisation: Nachdem der Kreisvorstand zunächst beschlossen hatte, die Beteiligung an einem „Absolutionskonzil“ für den Parteivorstand zu verweigern, wurde schließlich doch Curt Geyer als Vertreter bestimmt, um der Opposition größtmögliches Gewicht zu verleihen.⁶²⁴ An der Delegiertenwahl war die Parteibasis direkt beteiligt, was es erlaubt, eine ungefähre Abschätzung der Kräfteverteilung zwischen den Lagern vorzunehmen.⁶²⁵ Von den 17 Delegierten des Gaues Nordbayern⁶²⁶ können vier - Blumtritt (Hof), Kaspar Starz (Schweinfurt), Karsten (Aschaffenburg) und Geyer – auf Grund ihrer späteren Rolle bei der Abspaltung der USPD eindeutig der Opposition zugerechnet werden. Als Indiz für die nur graduellen Unterschiede zwischen den einzelnen Strömungen in Nordbayern kann die Zurechnung des Bayreuther Vertreters Johann Panzer zu den SAG-Anhängern gelten.⁶²⁷ In Nürnberg wurde – neben Giermann – Adolf Braun mit großer Mehrheit gewählt,⁶²⁸ was auf eine positive Resonanz seiner Ausgleichsbemühungen bei der Mitgliederschaft schließen lässt. Unter den 14 südbayerischen Vertretern befand sich mit Eisner nur ein klar identifizierbarer Gegner des Parteivorstandes.

⁶²¹ Vgl. C. GEYER, Die revolutionäre Illusion, S. 52.

⁶²² K. Kautsky an V. Adler vom 7.8.1916. (Abgedruckt in: F. ADLER (Hrsg.), Victor Adler: Briefwechsel, S. 629-632, hier: S. 630).

⁶²³ FRICKE, Handbuch (Bd. 1), Zitat: S. 373.

⁶²⁴ Vgl. K. SCHÄFER, Würzburger Arbeiterschaft im 1. Weltkrieg, in: LOEW/SCHÖNHOFEN (Hrsg.), Würzburgs Sozialdemokraten, S. 41-57, hier: S. 48.

⁶²⁵ In der Abschrift eines vertraulichen Berichtes der Parteiopposition vom Frühjahr 1916 findet sich bereits eine von Emil Eichhorn erstellte Liste mit Kreisen, in denen die Opposition mutmaßlich in der Mehrheit war; aus Bayern sind darin aufgeführt die Kreise Hof, Bayreuth, Forchheim, Kronach, Bamberg und Nürnberg. (Polizeipräsidium Berlin an Reichsamt des Inneren vom 17.6.1916; SAPMO-BArch, R 1501 113581).

⁶²⁶ Zu den bayerischen Vertretern auf der Reichskonferenz siehe das Verzeichnis der Delegierten in: Protokoll SPD-Reichskonferenz Berlin 1916, S. 181.

⁶²⁷ Vgl. *Vormärts* Nr. 254 vom 15.9.1916.

⁶²⁸ Vgl. *Vormärts* Nr. 255 vom 16.9.1916.

Die in der Parteipresse artikulierten Erwartungshaltungen gegenüber der Reichskonferenz brachten in ihrer sehr unterschiedlichen Akzentsetzung die vorhandenen Differenzen zum Ausdruck. Begrenzter Optimismus wurde von der *Neuen Donau-Post* verbreitet, allerdings aus einer dezidiert vorstandstreuen Haltung heraus.⁶²⁹ Auch die *Münchener Post* sah angesichts der „weltgeschichtlichen Aufgaben, wie sie bisher niemals an uns herantraten“, die Hauptaufgabe der Konferenz darin, „jede parteispaltende Tätigkeit von Sonderorganisationen aus[zuschalten“⁶³⁰. Während die treuen Anhänger der Mehrheitsströmung das leidige Problem der stetig wachsenden Parteiopposition im Keim ersticken wollten – bei einem Scheitern dieser Strategie stand der Ausschluss der Minderheit als ultima ratio unausgesprochen im Raum –, hielten die „Nürnberger“ einen Kurswechsel in der Gesamtpolitik der Partei für notwendig, um die Einheit zu erhalten. Zunächst sollte dazu ein „Aktionsprogramm“ aufgestellt werden; das davon ausgehende Zusammengehörigkeitsgefühl würde dann zur Erkenntnis führen, „daß die infolge des Burgfriedens zu wenig zum Ausdruck gekommenen Unterschiede von den anderen Parteien eine [sic] der Gründe der Fahnenflucht der Parteigenossen und Parteigenossinnen wie der inneren Unzufriedenheit der Partei sind.“⁶³¹

Damit war im Prinzip schon vorweggenommen, welche Initiativen von den in den Gauen Nord- und Südbayern jeweils maßgeblichen Kräften zu erwarten waren, als am 21. September 1916 im Berliner Reichstag 451 Delegierte zusammentrafen, darunter 307 Abgesandte aus nahezu allen Gliederungen der Partei sowie die Reichstagsabgeordneten, Redakteure diverser Parteiblätter und die Mitglieder des Parteiausschusses. Diese Konferenz sollte das letzte Treffen sein, das die ungeteilte Sozialdemokratie abhielt. Die dort gehaltenen Reden „erhoben sich nur selten über das Niveau kleinlicher Rechthaberei“⁶³², wie schon Susanne Miller festgestellt hat. Bereits die einleitende Geschäftsordnungsdebatte artete in unproduktives Gezänk aus, die „eigentliche“ Auseinandersetzung ließ kaum Erbaulicheres erwarten.

In seinem Grundsatzreferat für die SAG legte Haase den Finger in die Wunde: „Mir scheint die Frage dringend zu sein, *woher denn unsere Einflußlosigkeit* kommt. Sie kommt daher, daß *die Regierung ja weiß*, daß sie nach der Haltung, die die Sozialdemokratie im Kriege eingenommen hat, ihr das alles

⁶²⁹ In dem einschlägigen Leitartikel hieß es zum Parteistreit: „Es handelt sich jetzt in der sozialdemokratischen Partei um Meinungsverschiedenheiten über die Anwendung taktischer Mittel zur Beendigung des furchtbaren Krieges. Einig ist sich ja die Partei in dem Gedanken der Notwendigkeit der Vaterlandsverteidigung, einig auch in dem leidenschaftlichen Wunsche nach einem dauernden, Europa zusammenschließenden Frieden. Auseinander gehen die Ansichten nur über den schnellsten und sichersten Weg zu diesem Ziele. Soll sich nun die größte Partei Deutschlands wegen dieser zeitweiligen Meinungsverschiedenheiten, die vielleicht schon kurz nach dem Kriege ein schnelles Ende finden werden, *selbst zerfleischen*, soll sich eine vorbildliche Massenorganisation selbst zerstören, weil sich einige Vertreter der Massen nicht in der Wertung bestimmter Ereignisse und bestimmter taktischer Mittel zusammenfinden können?“ (NDP Nr. 211 vom 10./11.9.1916).

⁶³⁰ MP Nr. 211 vom 10./11.9.1916.

⁶³¹ FT Nr. 214 vom 12.9.1916.

⁶³² MILLER, Burgfrieden und Klassenkampf, S. 140.

bieten darf [...], *daß sie keine Rücksicht auf sie zu nehmen braucht.*⁶³³ Zur Frage der Kreditbewilligung behauptete Haase, „daß wir am 4. August nicht zustimmen durften, weil der Charakter dieses Krieges und die Haltung der Regierung zu diesem Krieg uns davon abhalten mußten. Aus dem Weißbuch [eine von deutscher Seite amtlich herausgegebene Sammlung von Dokumenten zum Kriegsausbruch, deren erste Fassung bereits am 3. August 1914 veröffentlicht worden war; B. A.] geht hervor, daß unsere Regierung nicht alles getan hat, um den Krieg zu verhindern. [...] Wir mußten von vornherein durch unsere Abstimmung klarstellen: Ihr seid die Schuldigen, Ihr habt die ganze Verantwortung zu tragen.“⁶³⁴ Zu den Zielen der SAG erklärte ihr Vorsitzender: „Der Friede, den wir erstreben, ist nur zu erreichen, wenn mit aller Rücksichtslosigkeit diejenigen bekämpft werden, die der Verständigung sich in den Weg stellen. Einen Kompromißfrieden will die Regierung nicht, das kann kein Mensch bestreiten. [...] Wir wollen die Einheit der Partei, aber nicht einer Partei, in der dem Imperialismus offen oder versteckt Konzessionen gemacht werden. [...] Wir wollen nicht eine Partei, in der der Klassenkampf abgeschwächt wird. [...] Wir wollen die Einheit der Partei, aber auf dem festen granitenen Boden des sozialdemokratischen Programms; wir wollen sie als internationale Sozialisten.“⁶³⁵

Ebert und Scheidemann wiederholten in ihren Hauptreferaten die bekannten Standpunkte der Parteiführung. Stellvertretend für diejenigen Parteimitglieder, die zunächst an einen deutschen Verteidigungskrieg geglaubt hatten, sich inzwischen aber eines Schlechteren hatten belehren lassen, konstatierte Dittmann: „Wenn alle Akten über den Kriegsbeginn der Masse der Parteigenossen zur Kenntnis kommen werden, wird darüber kein Zweifel sein, daß es sich um einen freventlich von der deutschen Militärmakarilla vom Zaune gebrochenen Krieg gehandelt hat und daß wir von Bethmann schmachvoll düpiert worden sind.“⁶³⁶ Damit waren unangenehme Wahrheiten ausgesprochen; nun mussten auch die bayerischen Delegierten Farbe bekennen.

Adolf Braun sprach als Vertreter der moderaten Kräfte der Reichskonferenz das Recht ab, Beschlüsse zu fassen, die gegen die Minderheit gerichtet waren;⁶³⁷ gleichzeitig verfolgte er die wenig erfolgversprechende Strategie, den Konflikt durch Fokussierung auf unstrittige Themenfelder zu entschärfen.⁶³⁸ Ähnlich unbeirrt wie Braun vertraten die Angehörigen des rechten Flügels ihre Posi-

⁶³³ Protokoll SPD-Reichskonferenz Berlin 1916, S. 63.

⁶³⁴ Ebd., S. 68f.

⁶³⁵ Ebd., S. 80 u. 82.

⁶³⁶ Ebd., S. 117.

⁶³⁷ Vgl. ebd., S. 95.

⁶³⁸ In diese Richtung zielte ein Antrag von Adolf Braun und Genossen, der die Einsetzung einer mit Vertretern aller Richtungen besetzten Kommission forderte, die sich mit dem Problem der Umstellung von der Kriegs- auf die Friedenswirtschaft befassen sollte. Der Antrag kam nicht zur Abstimmung, sondern wurde an den Parteivorstand überwiesen. (Vgl. ebd., S. 177f.)

tion. Die brisante Mischung aus Selbstbetrug und Realitätsflucht brachte der Münchner Delegierte Alwin Sanger⁶³⁹, der für die militärische Abteilung des Auswärtigen Amtes tätig war, noch einmal auf den Punkt: „Es handelt sich um die Verteidigung des Landes, das nach meiner persönlichen Ueberzeugung trotz alledem wert ist, daß es verteidigt wird.[...] Wenn ich [...] weiß, daß ich Opfer gebracht habe, und wenn jeder Sozialdemokrat mit diesem Bewußtsein zurückkommt, dann wird eine wahrhaft revolutionäre Kraft geboren, dann kann man hintreten vor die Regierung und verlangen und durchsetzen.“⁶⁴⁰ Auch alle anderen Diskussionsredner – egal welcher Richtung sie angehörten – vertraten ihre bisher schon eingenommene Haltung, eine Aufweichung der Fronten war nicht erkennbar.

Jeglichen Spekulationen über die Möglichkeit, den tiefen Riss durch die Partei zu verschleiern, wurde schließlich durch den Antrag Auer und Genossen der Boden entzogen. Diesem zufolge sollte die Konferenz die Kriegskreditbewilligung ausdrücklich billigen und das abweichende Vorgehen, das zur Abspaltung der SAG geführt hatte, verurteilen.⁶⁴¹ Einen aufschlussreichen Einblick in die Denkmuster des rechten Parteiflügels bot fernerhin ein Antrag David und Genossen,⁶⁴² der die Diktion der amtlichen Propaganda kopiert hatte und zu dessen Unterzeichnern die südbayerischen Delegierten annähernd vollzählig gehörten.⁶⁴³ Die auf den Parteitag der Vorkriegszeit praktizierte Zusammenarbeit zwischen Auer und David erlebte nun ihre Fortsetzung unter ganz anderen äußeren Umständen.

Noch bevor die Abstimmung über diese beiden Anträge klare Auskunft dauber geben konnte, welchen Rückhalt die Politik des Vorstandes in der Partei nun wirklich besaß, wurde eine Erklärung des oppositionellen Lagers verlesen, der zufolge „es dem Wesen der Parteikonferenz und der Auffassung weitester Parteikreise widerspricht, daß Beschlüsse, die der Partei politische Richtung geben sollen, gefaßt werden. [...] Wir sind endlich überzeugt, daß die Resolutionen David und Auer die

⁶³⁹ Sänger, Alwin, geb. 12.7.1881 in Eutin (bei Lübeck), Gymnasium in München, Jurastudium in München und Kiel, 1906-1910 Rechtspraktikant in München, Juni 1910 bis zu seinem Tod Rechtsanwalt in München, Beitritt zur SPD, 1915/1916 Kriegsteilnehmer, danach bis Nov. 1918 in der militärischen Abteilung des Auswärtigen Amtes und der Auslandsabteilung der OHL, Nov. 1918 Vorsitzender des Rates der geistigen Arbeiter in München und Mitglied des provisor. Nationalrates in Bayern, Aug.-Okt. 1919 Staatsrat und Nov. 1919 bis März 1920 Staatssekretär im Bayr. Kultusministerium, MdL 1919-1924, MdR Jan.-Feb. 1919 und 1924-1929, gest. 18.2.1929 in München.

⁶⁴⁰ Protokoll SPD-Reichskonferenz Berlin 1916, S. 89.

⁶⁴¹ Wortlaut des Antrages siehe ebd., S. 175.

⁶⁴² David hatte sich bereits am 20.9.1916 mit ihm gleich gesinnten Reichstagsabgeordneten getroffen, um das Vorgehen auf der Reichskonferenz abzustimmen. (Vgl. DAVID, Kriegstagebuch, S. 199).

⁶⁴³ In diesem Antrag hieß es u a: „In der Ueberzeugung, daß nur durch geschlossenes Zusammenstehen in diesem Kampfe gegen eine Welt von Feinden [sic!] das Deutsche Reich vor Zerstückelung, vor politischer und wirtschaftlicher Knebelung bewahrt werden kann, hat die Sozialdemokratie sich zu Beginn des Krieges in Reih und Glied mit der Gesamtheit des deutschen Volkes gestellt. [...] Die Sozialdemokratie ist nach wie vor entschlossen, auszuharren in der Verteidigung unseres Landes, bis die Gegner zu einem Frieden bereit sind, der die politische Unabhängigkeit, die territoriale Unversehrtheit und die wirtschaftliche Entwicklungsfreiheit Deutschlands gewährleistet.“ (Protokoll SPD-Reichskonferenz Berlin 1916, S. 174).

Partei der Einheit und Geschlossenheit nicht entgegenführen werden.“⁶⁴⁴ Die Teilnahme an der Abstimmung als solche wurde aus den angeführten Gründen abgelehnt. Von den 33 Unterzeichnern dieser Erklärung stammten immerhin 14 aus Bayern,⁶⁴⁵ darunter die Reichstagsabgeordneten Josef Simon, Hoffmann, Hugel und Hierl. Während aus Südbayern nur Eisner beteiligt war, unterzeichneten nahezu alle nordbayerischen Delegierten, d. h. auch solche, die nicht eindeutig auf Seiten der SAG standen.

Da nun nicht mehr mit einer geschlossenen Teilnahme der Delegierten an den Abstimmungen über die essenziellen Anträge von Auer und David zu rechnen war, konnte eine Quantifizierung der beiden Lager – die in sich zu diesem Zeitpunkt noch keineswegs vollkommen gefestigt waren – nur über die Haltung zum Antrag Haase-Ledebour erfolgen. Dieser lautete ebenso lapidar wie unzweideutig: „Da die Reichskonferenz nach dem Organisationsstatut der Partei keine Berechtigung hat über sachliche Anträge zu beschließen, beantragen wir: eine Beschlußfassung über sachliche Anträge ist abzulehnen.“⁶⁴⁶ In namentlicher Abstimmung wurde dieser Antrag mit 276 zu 169 Stimmen abgelehnt. Unter den nordbayerischen Vertretern überwog demgegenüber die Zustimmung: Von den 17 gewählten Delegierten stimmten 13 dafür, von den sechs Reichstagsabgeordneten drei (Hierl, Hugel und Simon); dagegen stimmte das Parteiausschussmitglied Max Walther. Kaum anders zu erwarten war die nahezu geschlossene Ablehnung aus Südbayern – Eisner blieb hier wieder einmal Einzelkämpfer.⁶⁴⁷ Die darauf folgende Annahme der Anträge von Auer (mit 218 gegen zwei Stimmen bei vier Enthaltungen) und David (mit 251 gegen 5 Stimmen bei 15 Enthaltungen) wurde durch den Abstimmungsboykott der Oppositionsanhänger (die bei einer Gesamtdelegiertenzahl von 451 eine starke Minderheit stellten) entwertet und konnte lediglich der Selbstvergewisserung der Mehrheit dienen, wobei diese die weitere Verhärtung ihrer Wagenburgmentalität billigend in Kauf nahm. Wie vergiftet das Klima zwischen den Exponenten der äußeren Ränder der Partei bereits war, illustrierte der Eklat, der durch das handgreifliche Vorgehen des südbayerischen SPD-Vorsitzenden Timm gegenüber dem SAG-Mitglied Stadthagen ausgelöst wurde.⁶⁴⁸

Zur Überwindung der Differenzen innerhalb der Partei hatte die Konferenz letztlich nichts beigetragen; beide Lager hatten nur die Gelegenheit genutzt, ihre längst bekannten Argumente vorzutragen;

⁶⁴⁴ Ebd., S. 168.

⁶⁴⁵ In diesem Fall sind die pfälzischen Vertreter mitgezählt.

⁶⁴⁶ Protokoll SPD-Reichskonferenz Berlin 1916, S. 168.

⁶⁴⁷ Der *Vormärts* veröffentlichte im Anschluss an die Reichskonferenz eine Aufschlüsselung der Abstimmungsergebnisse, bei der den einzelnen Delegierten die von ihnen jeweils repräsentierte Mitgliederzahl zugeordnet wurde. Bei der Abstimmung über den Antrag Haase-Ledebour ergab sich für Nordbayern ein Verhältnis von 26769 zu 18333 zu Gunsten der Opposition, für Südbayern ein Verhältnis von 24191 zu 4750 Mitgliedern zu Gunsten des Parteivorstandes. (Angabe aus *Vormärts* Nr. 277 vom 8.10.1916).

⁶⁴⁸ Vgl. DAVID, Kriegstagebuch, S. 199.

gen und ihre Anhänger um sich zu scharen. Von der Reichskonferenz als Schauplatz eines „moralischen Triumphs“⁶⁴⁹ zu sprechen, wie es die *Leipziger Volkszeitung* tat, war gewiss übertrieben. Nicht mehr zu bezweifeln war hingegen, dass die gegenüber dem Kurs des Parteivorstandes kritische Strömung weit mehr als nur ein marginales Randphänomen war. Ob alle Anhänger dieser Richtung im äußersten Fall bereit waren, der SAG-Führung zu folgen und den organisatorischen Bruch zu vollziehen, war indessen alles andere als sicher; die Analyse der weiteren Entwicklung in Nordbayern gibt hier einige Aufschlüsse.

Die Entschlossenheit des Parteivorstandes wiederum, seinen Kurs um nahezu jeden Preis durchzusetzen und die Opposition zu entmachten, zeigte sich schon wenige Wochen später beim so genannten „Vorwärts-Raub“.⁶⁵⁰ Eine besondere Konstruktion hatte bereits vor dem Krieg zu Konflikten geführt, nämlich „die unhaltbare Zwitterstellung des Vorwärts als Zentralorgan und zugleich als Berliner Lokalblatt.“⁶⁵¹ Da die Berliner Parteiorganisation eindeutig auf Seiten der Opposition stand, hatte die SAG in der Redaktion des auflagenstärksten Blattes der Partei eine zuverlässige Stütze, was der Parteiführung schon lange ein Dorn im Auge war; der Parteivorstand bescheinigte dem Zentralorgan „die krasseste Klassenverhetzung, die sich denken läßt“⁶⁵². Die Einsetzung eines „Vorzensors“, der die bisherige kritische Berichterstattung unterbinden sollte, stieß auf Widerstand; diesen zu brechen, gelang dem Vorstand letztlich nur mit Hilfe der Militärbehörden, die den *Vorwärts* bis zur Absetzung des ihnen unliebsamen Redaktionsmitgliedes Däumig verboten. Unter Leitung des vom Parteivorstand entsandten Hermann Müller wurde die Redaktion nach und nach mit „linientreuen“ Kräften besetzt; den „linken“ Redaktionsmitgliedern wurde per Gerichtsbeschluss das Betreten der Redaktionsräume untersagt. Die Leitungsposition übernahm Stampfer (der sich in den folgenden Jahren und Jahrzehnten bei der Diffamierung Eisners hervortun sollte⁶⁵³). Nach dem Verlust des *Vorwärts* gab die Opposition in Berlin ein eigenes *Mitteilungsblatt* heraus. Mit rücksichtsloser Entschlossenheit, letztlich mit purer Gewalt, hatten Ebert, Scheidemann und ihre Getreuen damit ihre Machtstellung ausgebaut. Was den innerparteilichen Kampf um die Kontrolle über die Presse betraf, war hier ein Präzedenzfall geschaffen worden, der noch des Öfteren als Muster diente.⁶⁵⁴ In Bayern sollte dies vor allem für den *Fränkischen Volksfreund* gelten.⁶⁵⁵

⁶⁴⁹ MILLER, Burgfrieden und Klassenkampf, Zitat: S. 141, Fn. 32.

⁶⁵⁰ Siehe dazu auch WIELAND, Heinrich Ströbel, S. 100-102.

⁶⁵¹ Wolfgang Heine, Der Vorwärts und die Berliner Genossen, in: *Die Neue Gesellschaft*, Nr. 32 vom 8.11.1905, S. 379-381, hier: S. 379.

⁶⁵² RINTELEN, Es steckt „im Wesen der Partei eine schwere Krankheit“, in: BzG 36 (1994), H. 2, S. 57-74, Zitat: S. 57.

⁶⁵³ Vgl. F. EISNER Der Publizist und Politiker, S. 122-125.

⁶⁵⁴ Auch die *Bremer Bürger-Zeitung* und der Braunschweiger *Volksfreund* waren Ende 1916 unter die Kontrolle des Parteivorstandes gebracht worden. Im Mai 1917 wurde Clara Zetkin aus der Redaktion der *Gleichheit* entlassen, im September wurde Kautsky nach 34 Jahren der Leitung der *Neuen Zeit* enthoben.

Im Reichstag blieb es bei der bisherigen Linie: Am 27. Oktober bewilligte die Fraktionsmehrheit die nächsten Kriegskredite; Ebert begründete dies stereotyp mit der Notwendigkeit, „unser Land gegen den Ansturm der feindlichen Übermacht auf allen Fronten zu schützen.“⁶⁵⁶ Die SAG stimmte erneut dagegen; für sie sprach Bernstein, dem von allen Seiten des Hauses grimmige Ablehnung entgegen schlug. Reale Aussichten auf eine Eindämmung des Konfliktes in der Partei bestanden unter diesen Auspizien im Herbst 1916 nicht mehr. Einige Wochen nach der Reichskonferenz resümierte der SAG-Vorsitzende Haase in einem Brief an Eisner: „Anfangs schien es so, als ob der Verlauf dieser Konferenz die Scheidemänner etwas nachdenklich gestimmt hätte. Aber sie sind auf ihrer Bahn nicht mehr aufzuhalten. Der Handel mit dem Oberkommando zur Unterdrückung des ‘Vorwärts’ als Oppositionsorgan ist das Schädigste, was ich in der Politik erlebt habe. Jetzt habe ich aufgehört, mich noch über eine Gemeinheit zu wundern. [...] Könnten wir uns doch einmal aussprechen!“⁶⁵⁷

Das – objektiv gesehen äußerst bescheidene – Ergebnis der Reichskonferenz wurde umgehend in Mitgliederversammlungen diskutiert und in der Presse kommentiert. Der Bericht des „Büros für Socialpolitik“ fasste wenige Monate später treffend zusammen: „Fast niemandes Ansichten haben sich durch die Konferenz geändert, und nach einem kurzen Schweigen der lautesten Rufer im Streite ist dieser bereits wieder voll im Gange.“⁶⁵⁸ Adolf Braun stellte in der *Neuen Zeit* desillusioniert fest: „niemand, mit dem ich die Resultate der Konferenz besprochen habe, ist klüger aus dem Budgetsaal des Reichstags herausgegangen, als er in ihn hineingetreten ist. [...] Ich weiß sehr wohl, dass man diesem Streite nicht einfach Fesseln anzulegen vermag. [...] Was wir können, ist einsehen, dass wir heute nichts Neues und nichts Überzeugendes sagen können, was wir nicht schon gestern gesagt haben, und dass wir deshalb warten, bis wir Neues zu sagen wissen, und dass wir uns um so mehr mit dieser Resignation bescheiden, als wir ja auch sonst sehr vieles nicht sagen können, was wir gerne sagen möchten.“⁶⁵⁹ Demgegenüber zog er in der *Fränkischen Tagespost* eine positivere Bilanz, da sich die im Vorfeld gehegten Befürchtungen nicht bewahrheitet hätten, und raffte sich noch einmal zu Zweckoptimismus auf: „Ist der Krieg einmal zu Ende, ja bereiten wir uns nur während des Krieges auf die Zeit des Friedens vor, so wird vieles, was uns zusammenführen muß, in den Hintergrund drängen, was uns heute trennt.“⁶⁶⁰ Die Einschätzung des Konferenzergebnisses als ein

⁶⁵⁵ Siehe unten Kap. 5.2.3.

⁶⁵⁶ WIELAND, Die Verteidigungslüge, Zitat: S. 90.

⁶⁵⁷ H. Haase an K. Eisner vom 4.11.1916. (Abgedruckt in: E. HAASE (Hrsg.), Hugo Haase, S. 130f.).

⁶⁵⁸ MKr an StellvGenKdo I. AK vom 7.12.1916. (Kra, StellvGenKdo I. AK 1370).

⁶⁵⁹ Adolf Braun, Nur Politik?, in: *Die Neue Zeit*, Nr. 3 vom 20.10.1916, S. 57-62, hier: S. 58f.

⁶⁶⁰ FT Nr. 225 vom 25.9.1916.

unter schwierigen Bedingungen erreichter Teilerfolg wurde auch in einer Mitgliederversammlung in Nürnberg gebilligt.⁶⁶¹

Gedämpften Optimismus verbreitete die im Lager der Opposition stehende *Oberfränkische Volkszeitung*, deren Kommentator davon ausging, die Konferenz habe nicht nur die „Erhaltung der Parteinheit gesichert, sondern auch die Gewähr gegeben, daß die bisher vorhandene Unduldsamkeit gegenüber der Minderheit nun beseitigt und daß dem Kampf um die Grundsätze der Partei freier Spielraum gegeben ist, ohne die bisher übliche Verfehlung [sic] durch die Instanzen.“⁶⁶² Ganz ähnlich äußerte sich auch Curt Geyer im *Fränkischen Volksfreund*; er wies noch darauf hin, dass erst ein unter regulären Umständen einberufener Parteitag das letzte Wort im Parteistreit haben könne. Unerbittlich blieb er jedoch in seinem Insistieren auf der „Notwendigkeit des schärfsten nachdrücklichsten Austrages [von] *sachlichen* Meinungsdivergenzen“⁶⁶³. Geyer, der bis dahin die Notwendigkeit einer eigenständigen Oppositionsorganisation bezweifelt hatte, modifizierte diese Ansicht unter dem Eindruck der Reaktion Eberts auf die Initiative Adolf Brauns während der Reichskonferenz; Geyer war nun „völlig überzeugt, daß er [d. h. Ebert] die sehr unbehaglich anwachsende Minderheit aus der Partei herausbringen wollte, und zwar mit allen Mitteln und um jeden Preis, ehe sie noch durch die steigende Kriegsmüdigkeit im Volke und unter dem Einfluß wachsender Ernährungsschwierigkeiten zur Mehrheit werden würde, was bei objektiver Prüfung aller Umstände nicht nur als möglich, sondern auch als wahrscheinlich erschien.“⁶⁶⁴

Wie weit entfernt davon die Prioritäten des rechten Flügels waren, zeigte exemplarisch eine Mitgliederversammlung in Augsburg, auf der Georg Simon über den Konferenzverlauf berichtete. In seinem Vortrag stellte er apodiktisch fest: „Parteitagsbeschlüsse sind Gesetz und wer sich dem Parteitagsgesetz nicht fügen will, der stellt sich außerhalb der Partei.“⁶⁶⁵ Dabei verdrängte er erfolgreich, dass sich die Propagierung dieses Grundsatzes auch und vor allem gegen die Befürworter der Burgfriedenspolitik richten konnte. Obwohl Georg Simon den Argumenten der Minderheit nicht jede Berechtigung absprach und die Abwehr der Spaltung als großen Erfolg betrachtete, kam in seinen Ausführungen eine der bereits latent vorhandenen Bruchlinien innerhalb der Partei zum Ausdruck, nämlich diejenige zwischen „Theoretikern“ und „Praktikern“, „Intellektuellen“ und „Apparatschiks“.⁶⁶⁶ Der Augsburger SPD-Vorsitzende konstatierte das „vollständige Versagen unserer Par-

⁶⁶¹ Vgl. GÄRTNER, *Mit uns zieht die neue Zeit*, S. 197f.

⁶⁶² OVZ Nr. 227 vom 27.9.1916.

⁶⁶³ FV Nr. 224 vom 28.9.1916.

⁶⁶⁴ C. GEYER, *Die revolutionäre Illusion*, S. 56.

⁶⁶⁵ SVZ Nr. 245 vom 20.10.1916.

⁶⁶⁶ Idealtypisch zur Ausbildung kam dieser Gegensatz in München durch die Auseinandersetzungen zwischen Eisner und Auer, v. a. ab Herbst 1918; gerade in der älteren Literatur wird der unterschiedliche biographische Hintergrund der beiden Kontrahenten gern

teitheoretiker, die durch den Ausbruch des Krieges vollständig überrascht worden seien und sich heute noch nicht zurechtgefunden hätten.⁶⁶⁷

In gebührender Ausführlichkeit wurde die Reichskonferenz in München behandelt: Die außerordentliche Generalversammlung der Organisationen der beiden örtlichen Reichstagswahlkreise erstreckte sich über zwei Abende (2. und 9. Oktober). Eduard Schmid verteidigte in seinem Bericht vehement die Burgfriedenspolitik und erklärte, dass die Rede Haases auf ihn den „denkbar ungünstigsten“ Eindruck hinterlassen habe und „auf dem Kampffelde drei Leichen, die Haases, Kautskys und Bernsteins“⁶⁶⁸ geblieben seien. Trotz ritueller Beteuerungen, dass er eine Abmilderung des Konfliktes erhoffe, war für Schmid die Spaltung inzwischen eine realistische Option: „Wer da Sonderbündelei treibt, stellt sich außerhalb des Rahmens der Partei und ist uns als Gegner lieber wie als Freund.“⁶⁶⁹ Obwohl die Versammlung diese schroffe Abfuhr mit „lebhaftem“ Beifall goutierte, konnte Eisner seinen entgegengesetzten Standpunkt noch vortragen. In der Diskussion über die beiden Referate drohten verschiedene Redner: „wenn die Führer nicht zur Einigung kommen können, würden eben die Geführten, die Arbeiter selbst, für Einigkeit sorgen.“⁶⁷⁰ Eisner warb dafür, zu einer entschiedenen Oppositionspolitik überzugehen,⁶⁷¹ drang damit jedoch nicht durch, so dass die von den Führungsgremien eingebrachte Resolution angenommen wurde. Darin wurde das Ausbleiben der Einigung auf der Reichskonferenz bedauert, die Haltung der Mehrheit der Münchner Delegierten ausdrücklich gebilligt (damit das Abstimmungsverhalten Eisners implizit missbilligt) und die Mitgliedschaft aufgefordert, „im Sinne des Beschlusses der bayerischen Landeskonferenz vom 9. April 1916 für die Einigkeit und Stärkung der Partei zu wirken.“⁶⁷² Was konkrete politische Fragen anbelangte, kam man über die Forderung nach einer Verbesserung der Lebensmittelversorgung nicht hinaus. Nur 24 Stimmen (bei circa 500 Anwesenden) entfielen auf die Gegner der Resolution; Eisner hatte demnach nur eine kleine Gruppe von Mitgliedern um sich scharen können, die am Ende noch von Auer ermahnt wurde, „nicht verstimmt nach Hause zu gehen.“⁶⁷³

betont. Obwohl praktisch alle führenden Parteitheoretiker (Bernstein, Kautsky, Breitscheid, Hilferding) zur USPD überwechselten, darf diese Scheidelinie aber nicht überbewertet werden, da auch der rechte Flügel über „Intellektuelle“ bürgerlicher Herkunft wie David, Cunow und Lensch verfügte.

⁶⁶⁷ SVZ Nr. 245 vom 20.10.1916.

⁶⁶⁸ MP Nr. 231 vom 4.10.1916.

⁶⁶⁹ Ebd.

⁶⁷⁰ MP Nr. 237 vom 11.10.1916.

⁶⁷¹ Siehe dazu ausführlicher im folgenden Abschnitt.

⁶⁷² MP Nr. 237 vom 11.10.1916.

⁶⁷³ Ebd.

Mit dieser Abstimmung waren in München die Kräfteverhältnisse und die Fronten vorerst geklärt: Die Anhänger der SAG waren hier weit davon entfernt, einen nennenswerten Faktor innerhalb der Parteiorganisation darzustellen. Trotz der zahlenmäßigen Schwäche der Münchner Parteiopposition sollte es dieser in naher Zukunft gelingen, entscheidend in den Lauf der Geschehnisse einzugreifen. Bevor die Entwicklung dieser Gruppe kurz zusammengefasst wird, soll zunächst ihr bald unumstrittener Anführer näher vorgestellt werden.

4.7 Kurt Eisners langer Marsch zur Linksoption

Auch ohne der Gefahr einer unangemessenen personalisierenden Zuspitzung zu erliegen, kann die Entstehung der Münchner Parteioption (und vor allem auch die Revolution in Bayern insgesamt) nicht geschildert und erklärt werden, ohne auf Kurt Eisner - eine der „umstrittensten Persönlichkeiten der neueren bayerischen Geschichte“⁶⁷⁴ - gesondert und ausführlich einzugehen.⁶⁷⁵ Zudem ergeben sich dadurch auch einige Rückschlüsse auf die gesamte deutsche Sozialdemokratie der Zeit, in der Eisner stets eine Sonderrolle spielte.⁶⁷⁶

⁶⁷⁴ Falk WIESEMANN, Kurt Eisner. Studie zu seiner politischen Biographie, in: BOSL (Hrsg.), Bayern im Umbruch, S. 387-426, hier: S. 387.

⁶⁷⁵ Zum Lebenslauf Eisners siehe BÜCHERGILDE GUTENBERG, BERLIN (Hrsg.), Welt werde froh! Ein Kurt-Eisner-Buch, Berlin 1929; Freya EISNER, Kurt Eisner: Die Politik des libertären Sozialismus, Frankfurt/M. 1979; dies., Der Publizist und Politiker; dies., Kurt Eisner. Zwischen Kapitalismus und Kommunismus, Frankfurt/M. 1996; dies., Kurt Eisners Ort in der sozialistischen Bewegung, in: VfZ 46 (1995), S. 407-435; Kurt EISNER, Gesammelte Schriften, 2 Bände, Berlin 1919; Bernhard GRAU/Karl Heinrich POHL, Kurt Eisners Volksstaat. Zur Bedeutung der „politischen Pädagogik“ in der Revolution von 1918/19, in: BzG 37 (1995), H. 4, S. 3-21; GRAU, Kurt Eisner; Michaela KARL, Kurt Eisner (1867-1919). Vom Ministerpräsidenten zum Märtyrer, in: Dies., Die Münchener Räterepublik, S. 14-40; Allan MITCHELL, Revolution in Bayern 1918/19. Die Eisnerregierung und die Räterepublik, München 1967, S. 29-237; F. SCHADE, Kurt Eisner; Gerhard und Renate SCHMOLZE (Hrsg.), Kurt Eisner. Die halbe Macht den Räten. Ausgewählte Aufsätze und Reden, Köln 1969 und WIESEMANN, Kurt Eisner, in: BOSL (Hrsg.), Bayern im Umbruch, S. 387-426.

⁶⁷⁶ Verblüffende Parallelen – die, so weit zu sehen ist, bislang noch nicht eingehend thematisiert worden sind – weist der politische Lebenslauf Eisners mit demjenigen von Heinrich Ströbel auf (zu Ströbels politischem Wirken siehe Rüdiger GRAF, Die Politik der reinen Vernunft – das Scheitern des linken Sozialdemokraten Heinrich Ströbel zwischen Utopie und Realpolitik, in: Andreas WIRSCHING/Jürgen EDER (Hrsg.), Vernunftrepublikanismus in der Weimarer Republik. Politik, Literatur, Wirtschaft, Stuttgart 2008, S. 131-155; Lothar WIELAND Als Gegner des Militarismus in der praktischen Politik – der Sozialdemokrat Heinrich Ströbel, in: WETTE (Hrsg.), Schule der Gewalt, S. 207-227 und WIELAND, Heinrich Ströbel). Ströbel (geb. 1869) gehörte der gleichen Generation wie Eisner an, entstammte ebenfalls einem bürgerlichen Elternhaus; wie Eisner fehlte Ströbel eine abgeschlossene akademische Ausbildung und machte als Parteijournalist Karriere (und war daneben als Publizist und Schriftsteller tätig). Das leidenschaftliche Interesse für Literatur und Theater verband die beiden ebenso wie die Ablehnung des preußischen Militarismus sowie eine prinzipiell rationalistische und optimistische Grundeinstellung. Als die beruflichen Wege von Eisner und Ströbel sich 1900 in der Redaktion des *Vormärts* kreuzten, entwickelten sich die beiden allerdings zu erbitterten Gegnern. An der unrühmlichen Entlassung Eisners hatte Ströbel nicht geringen Anteil; das Verhältnis blieb nachhaltig zerrüttet. Erst im Weltkrieg trat hier ein Wandel ein, an dem beide ihren Anteil hatten. Eisner brach mit seinen ehemaligen Freunden vom rechten Parteiflügel und stellte sich nach einigem Zögern auf die Seite der Burgfriedensgegner, zu denen Ströbel von Anfang an gehört hatte. Auch Ströbel machte allerdings einen grundlegenden Wandel durch; er löste sich vom doktrinen Marxismus kautskyscher Prägung und bewertete nun subjektive und ideologische Faktoren höher als ökonomische, wodurch es sich Eisners vor dem Krieg angefeindeten „ethischen Sozialismus“ näherte. Nur folgerichtig war, dass beide im den Weg zur USPD fanden, in der sie ein Projekt für einen „dritten Weg“ und gegen die parteibürokratische Erstarrung sahen. Wie Eisner trat Ströbel in der Revolutionszeit an die Spitze einer Landesregierung und kämpfte für die Demokratisierung der Staatsorgane (v. a. des Militärs), die Klärung der „Schuldfrage“ und gegen das Bündnis der MSPD mit den reaktionären Kräften. Der beharrliche Kampf Ströbels um die Aufklärung der Vorgänge bei Kriegsbeginn brachte ihm in der konservativen Presse später das Prädikat „Eisner-Jünger“ (WIELAND, Heinrich Ströbel, Zitat: S. 267) ein. Der weitere politische Lebensweg Ströbels gibt auch eine Vorstellung davon, wie es Eisner wohl ergangen wäre, wäre er nicht ermordet worden. Den Auseinandersetzungen mit dem linken Parteiflügel folgte Mitte 1920 der Ausschluss Ströbels aus der USPD; daraufhin schloss er sich der MSPD an. Trotz seiner Wahl in den Reichstag 1924 blieb Ströbel in der (ab 1922 wiedervereinigten) Partei, v. a. wegen sei-

Dass die Ansichten über ihn und sein politisches Lebenswerk in die verschiedensten Richtungen in die Irre gingen, belegen schon einige wenige Zeugnisse.⁶⁷⁷ Für die parteikommunistische Geschichtsschreibung war Eisner ein Mensch, „der Zeit seiner Wirksamkeit nicht bloß als Journalist ein politischer Feuilletonist gewesen ist, [...] voller Schrullen und Spitzfindigkeiten, der, stets an der Oberfläche haftend, sich blenden ließ von dem äußeren Getue bürgerlicher Politik und, ohne Sinn für die harten Tatsachen, an schönen Worten und großen Gesten sein Ergötzen fand.“⁶⁷⁸ Die DDR-Geschichtsschreibung rechnete den Eisner der Vorkriegszeit undifferenziert zu den „rechtsopportunistische[n] Sozialdemokraten“⁶⁷⁹.

Aus einer ganz anderen Perspektive urteilten die mit Eisners Wirken konfrontierten Staatsorgane und die zeitgenössische bürgerliche Öffentlichkeit. Ein Bericht des „Büros für Socialpolitik“ zählte ihn zu denjenigen „begabten Journalisten, die, mit viel Temperament aber wenig Zuverlässigkeit ausgestattet, im Laufe des Krieges mehr durch äußere Zufälligkeiten als aus innerem Zwang zu den Unabhängigen übergegangen sind“⁶⁸⁰. Das hier zutage tretende Unverständnis sollte sich bald mit blindem Hass zu offener Verleumdung verbinden. So kommentierte die Berliner *Kreuzzeitung* schon am Tag nach der Ermordung des zum Rücktritt entschlossenen Ministerpräsidenten: „Eisner war einer der übelsten Vertreter des Judentums, die in der deutschen Geschichte der letzten Monate eine so bezeichnende Rolle gespielt haben. In hervorragender Weise vereinigten sich in ihm zwei Eigenschaften seiner Rasse, der geschichtlich begründete Internationalismus – auch Eisner war ja Ausländer von Geburt – und die blutsmäßig begründete Eitelkeit im Gegensatz zu deutscher Sachlichkeit.“⁶⁸¹

War hier ein „Niveau“ erreicht, auf dem sich jede Diskussion erübrigte, das aber zählebige Legenden hervorbrachte,⁶⁸² so gingen die Urteile über Eisner auch innerhalb der deutschen Sozialdemo-

nes intensiven pazifistischen Engagements, ein Außenseiter und trat im Herbst 1931 im Streit um die Wehrpolitik aus der SPD aus. Die Zeit als Mitvorsitzender der neu gegründeten SAPD wahrte allerdings nur kurz; auch diese Partei verließ Ströbel bald und blieb von da an im parteipolitischen Abseits. Seine politischen Analysen und Prognosen, die er in unzähligen Artikeln veröffentlichte, beeindruckten noch heute und machen ihn zu einer der wenigen Persönlichkeiten, die sich mit Eisner vergleichen lassen.

⁶⁷⁷ Zahlreiche Zitate bei F. EISNER, *Der Publizist und Politiker*, S. 118-171.

⁶⁷⁸ Paul WERNER [d. i. Paul Frölich], *Die Bayrische Räte-Republik. Tatsachen und Kritik*, Leipzig ²1920, S. 8. Etwas generöser zeigte sich die DDR-Geschichtsschreibung; Jürgen Kuczynski, einer ihrer maßgeblichen Experten zur Geschichte der Arbeiterbewegung, schrieb 1988 zum *Vorwärts*-Konflikt: „Das Zentralorgan der Partei, der *Vorwärts*, war 1903 bereits in den Händen der, nennen wir sie, Opportunisten, mit dem journalistisch sehr befähigten Kurt Eisner an der Spitze.“ (1903. Ein normales Jahr im imperialistischen Deutschland, S. 200).

⁶⁷⁹ FRICKE, Zur Rolle der Zeitschrift „Die Neue Gesellschaft“, in: *BzG* 17 (1975), S. 696-709, S. 697.

⁶⁸⁰ Bericht des Büros für Socialpolitik vom 31.12.1917. (MKr an MK vom 16.1.1918; HstAM, MK 19292).

⁶⁸¹ Zitat: *Freiheit* Nr. 96 vom 22.2.1919.

⁶⁸² So leistete sich Hagen Schulze (Weimar. Deutschland 1917-1933, Berlin 1982, S. 452) noch eine völlig unverständliche Fehlleistung mit der längst widerlegten Behauptung, Eisners „richtiger“ Name sei „Kosmanowski“ gewesen. Dabei handelt es sich um die Übernahme einer explizit antisemitischen Diffamierung, die während Eisners Ministerpräsidentenschaft behauptete, dieser stamme tatsäch-

kratie weit auseinander. Das lange Zeit gängige Klischee, Eisner sei ein „eingewanderter Berliner Literat“⁶⁸³ gewesen, wurde vom *Vorwärts* selbst in die Welt gesetzt. Während sich Auer und Adolf Müller im Verlauf des Ersten Weltkrieges zu seinen erbitterten Feinden entwickelt hatten, brachten politische Anhänger und Weggefährten Eisner – zumal nach seiner Ermordung – eine schon beinahe religiöse Züge annehmende Verehrung entgegen. So erklärte der Würzburger USPD-Stadtrat Willy Schuwer⁶⁸⁴ auf einer Gedenkveranstaltung am ersten Todestag Eisners: „Fort mit den Gebetbüchern und Rosenkränzen, nehmt ein Buch Eisners zur Hand, da stehen solch schöne Episteln darinnen, wie sie noch kein Religionsmacher gemacht hat u. durch die Verbreitung dieser Bücher wird auch der Geist Eisners erhalten und verbreitet.“⁶⁸⁵ Eine derartige hagiographische Überhöhung war kein Einzelfall;⁶⁸⁶ sie hatte bereits zu Lebzeiten Eisners eingesetzt und wurde danach durch seinen „Märtyrerstatus“ nur noch gesteigert.⁶⁸⁷ Schon diese kleine Auswahl an Urteilen illustriert, wie sehr Eisner die Mit- und Nachwelt zu polarisieren vermochte. Auf der anderen Seite galt noch Ende der 1960er Jahre: „In den Schulen gehört Kurt Eisner zu den großen Unbekannten, von denen nicht gesprochen wird.“⁶⁸⁸

Auch die bayerische Landesgeschichte (ebenso wie die Landeshauptstadt⁶⁸⁹) hat sich lange Zeit mit dem Anführer der Münchner Revolution schwer getan;⁶⁹⁰ für Benno Hubensteiner war Eisner ein

lich aus Galizien und heiße „Salomon Kosmanowski“ (es kursierten auch noch andere ebenso aus der Luft gegriffene Namensvarianten). Diese Legende taucht auch in der neueren Literatur immer wieder auf (siehe dazu auch oben, Einleitung).

⁶⁸³ So in einem ungezeichneten Artikel vom Dezember 1918, in dem Eisners Ministerpräsidentschaft als „Kasperlekomödie des Lebens“ bezeichnet wurde. (Susanne MILLER, *Die Bürde der Macht. Die deutsche Sozialdemokratie 1918-1920*, Düsseldorf 1978, Zitat: S. 77).

⁶⁸⁴ Schuwer, Willy, geb. 10.9.1888 in Niederwürzbach (St. Ingbert/Saarland), Bäckergehilfe, Krankenwärter, Journalist, Kriegsteilnehmer (Sanitätssergeant), Beitritt zur USPD, 1919 Mitglied des Vorstandes der USPD in Würzburg, dort Vorsitzender der Pressekommission, 1919 Kassier der Ortsgruppe Würzburg des Soldatenbundes „Der freie Kamerad“, ab Juni 1919 Stadtrat in Würzburg, dort Fraktionsvorsitzender der USPD, ab Sept. 1920 drei Monate Schutzhaft in Günzburg wegen politischer Rede auf einer Beerdigung, 7. April 1921 Niederlegung des Stadtratsmandates, Wechsel zur christlichen Arbeiterbewegung, dort Arbeitersekretär.

⁶⁸⁵ RvBrig 23 (Würzburg) an GrKdo 4 vom 25.2.1920. (KrA, RvGrKdo 4 366).

⁶⁸⁶ Über die eigentümliche Verschmelzung von bayerischer Volksfrömmigkeit und Verehrung für einen im Kampf für den Sozialismus „gefallenen“ Märtyrer geben nach der Ermordung Eisners erschienene Postkarten Auskunft, deren Motiv Eisners Ankunft im „Himmel“ zeigte. Darunter fanden sich unbeholfene Reime wie folgender: „Eisner an der Himmelstür! / Darob erschrickt der Petrus schier / Und schreit, Hergott Sakra, / Der bayer. Ministerpräsident ist da! / Was spricht Herr Jesu Christ´ ganz laut / Geh nur eini liäber Eisner, / Du warst auf Erden doch ein Waiser! [sic]“ (Postkarte in: O. V., *Kurt Eisner zum Gedächtnis!*, o. J.).

⁶⁸⁷ Siehe dazu auch unten Kap. 6.6.

⁶⁸⁸ AY, *Die Entstehung einer Revolution*, S. 209.

⁶⁸⁹ Noch bis in die 1980er Jahre war der Umgang mit dem Gedenken an Eisner, der von konservativer Seite als „Kommunist“ verunglimpft wurde, in München heftig umstritten (vgl. Katharina WEIGAND, *Die öffentliche Erinnerung an Kurt Eisner in München*, in: Dies./Hans-Michael KÖRNER, *Denkmäler in Bayern*, Augsburg 1997, S. 41-44); in der Debatte um eine Gedenktafel an der Stelle der Ermordung Eisners in der Kardinal-Faulhaber-Straße meinte die Stadträtin Gisela Aeckerlein (CSU): „Eisner war meiner Meinung nach ein Politiker, der Gewalt gesät, Gewalt geerntet und darin umgekommen ist.“ (Ebd., Zitat: S. 43). In der Trabantenstadt Neu-Perlach ist seit längerem eine Straße nach Eisner benannt. Im Juni 2008 stimmte der Münchner Stadtrat der Errichtung eines Denkmals für Eisner in der Innenstadt zu; die Ausschreibung eines entsprechenden Wettbewerbs folgte umgehend (vgl. *Süddeutsche Zeitung* Nr. 145 vom 24.6.2008), bei dem es allerdings zu einigen Verzögerungen kam (vgl. *Süddeutsche Zeitung* Nr. 171 vom 28.7.2009). Das Ergebnis des Wettbewerbs wurde schließlich im Januar 2010 vorgestellt (vgl. *Süddeutsche Zeitung* Nr. 15 vom 20.1.2010). Das im Mai 2011 am Oberanger errichtete Denkmal (vgl. *Süddeutsche Zeitung* Nr. 125 vom 31.5.2011) sorgte umgehend

„glänzender Journalist [...], aber eitel und voll verstiegenem Idealismus“; dem zufolge „besaß er kaum etwas, was ihn dem bayerischen Wesen hätte näherbringen können.“⁶⁹¹ Erst spät gelang es der seriösen Eisner-Forschung, dieses schiefe Bild gerade zu rücken. Unterstützung leisteten dabei auch einige kritische Publizisten;⁶⁹² geradezu hymnisch hatte sich schon frühzeitig Sebastian Haffner geäußert.⁶⁹³

Mittlerweile dürfte ein Rückfall hinter das Urteil von Karl Heinrich Pohl nicht mehr drohen, der festhielt: „Eisners Lebensgeschichte wirft sowohl die Frage nach den Alternativen der Revolution von 1918/19 als auch nach den `Kosten` der eingetretenen Entwicklung auf. Nicht zuletzt halten seine menschlichen Qualitäten jedem Vergleich mit den historischen Leitfiguren stand, deren Leben das deutsche Geschichtsbewußtsein prägt.“⁶⁹⁴ Dank der brillanten Biographie von Bernhard Grau liegen Eisners Leistungen und Grenzen inzwischen klar zutage,⁶⁹⁵ ohne dass alle mit einer Persönlichkeit solcher Komplexität verbundenen Fragen und Widersprüche aufgeklärt sind; hin und wieder flackern auch die alten Kontroversen und Vorurteile noch einmal auf.⁶⁹⁶ Fest steht: Eine Ge-

für kontroverse Diskussionen (vgl. *Süddeutsche Zeitung* Nr. 136 vom 15.6.2011). Eine weitere Initiative setzte sich dafür ein, den nördlich des Rathauses gelegenen Marienhof in „Kurt-Eisner-Platz“ umzubenennen (vgl. *Süddeutsche Zeitung* Nr. 115 vom 20./21.5.2009).

⁶⁹⁰ Typisch für die Landesgeschichtsschreibung der Zeit – auch was die rassistischen Untertöne betrifft – sind folgende Passagen: „Die einzige Figur, von der eine umstürzlerische Aktivität ausgehen konnte, war der USP-Mann Kurt Eisner. Er hatte es in seiner krampfhaften Agitation nicht einmal verschleiert. Aus dem Osten stammend, war er via Berlin kurz vor Kriegsbeginn nach München-Schwabing zugewandert. Als feuilletonistischer Publizist gehörte er zu der Sorte von halben oder ganzen Edelkommunisten, die auch durch andere Literaten schon vertreten war, aber bisher mit Recht nicht allzu ernst genommen wurde. [...] Kurt Eisner hielt sich nach dem Schlag gegen das alte Bayern für den schöpferischen Gestalter einer Zeitenwende. Er hatte etwas vom ehrlichen Idealismus eine Menschheitsbeglückers. Aber stärker war in ihm der geborene Demagoge, und gleich größeren Diktatoren unterlag auch er dem Gift der Macht, die ihm so plötzlich zugefallen war.“ (Kurt SENDTNER, Rupprecht von Wittelsbach. Kronprinz von Bayern, München 1954, S. 372f. u. 420). Noch zu den harmloseren, für eine Arbeit mit wissenschaftlichen Ansprüchen gleichwohl peinlichen Fällen zählen Bemerkungen über Eisner wie: „Der Januarstreik hatte den bis dahin fast nur literarisch für die Partei wirksamen Bohemien in das Licht der Öffentlichkeit geführt.“ (R. JANSEN, G. v. Vollmar, S. 119). Auch bei Joachim C. Fest, der zu Recht die Bedeutung des Münchner Umfeldes für die Herausbildung von Hitlers Weltbild herausstreicht, ist noch die Rede von Eisner als „eines bärtigen Bohémiens und Theaterkritikers“. (Joachim C. FEST, Hitler. Eine Biographie, Frankfurt/M. – Berlin 1973, S. 156).

⁶⁹¹ Benno HUBENSTEINER, Bayerische Geschichte. Staat und Volk, Kunst und Kultur, München 1980, S. 332.

⁶⁹² Dazu zählte Carl Amery, der sich früh gegen die konservative Grundströmung in Bayern wandte und über Eisner schrieb: Er „war der unwahrscheinlichste Politiker, der je in unserer Stadt wirksam wurde – höchst wirksam.“ (Der zugereiste Patriot. Der Reformator Kurt Eisner bescherte München und Bayern 1918 eine eigene und unverwechselbare Revolution; *Süddeutsche Zeitung* Nr. 255 vom 4.11.1999).

⁶⁹³ In seinem Revolutionsbuch, das aus einer im *Stern* Ende der 1960er Jahre veröffentlichten Artikelserie hervorging, hieß es: „Anders als in Berlin fiel die Revolution in München nicht von Anfang an in die Hände ihrer Feinde; anders als im übrigen Reich war sie nicht das Werk führerloser Massen. Sie hatte eine Führung und einen Führer: Kurt Eisner – einen Mann, der, mit keiner Organisation hinter sich, drei Monate lang die Situation in seinem Lande souverän beherrschte, dank einer einzigartigen Mischung von Einfallsreichtum und Tatkraft, Idealismus und listenreicher Wendigkeit, witterndem Feingefühl und Härte im Nehmen.“ (Sebastian HAFFNER, 1918/19. Eine deutsche Revolution, Reinbek bei Hamburg 1981, S. 169).

⁶⁹⁴ Karl Heinrich POHL, Kurt Eisner und die Räterepublik in München, in: Manfred HETTLING/Claudia HUERKAMP/Paul NOLTE/Hans-Walter SCHMUHL (Hrsg.), Was ist Gesellschaftsgeschichte? Positionen, Themen, Analysen, München 1991, S. 225-236, hier: S. 226.

⁶⁹⁵ Siehe hier vor allem die differenzierende Zusammenfassung bei GRAU, Kurt Eisner, S. 449-472.

⁶⁹⁶ In die Debatte anlässlich des neuen Eisner-Denkmal in der Münchner Innenstadt schaltete sich auch Diethard Hennig, der Biograph des MSPD-Ministerpräsidenten Johannes Hoffmann, mit einem Leserbrief ein, in dem er anmerkte: „Jetzt hat man dem Revolutionär gar auf dem Oberanger ein Denkmal gesetzt, obwohl er ein Politiker war, der mit der parlamentarischen Demokratie in

schichte der bayerischen USPD ohne eingehende Würdigung ihres berühmtesten und einflussreichsten Repräsentanten ist schlichtweg nicht denkbar. Neben Eisners beruflicher Laufbahn ist dabei besonders die Entwicklung seines politischen Weltbildes und Handlungskonzeptes zu untersuchen; es gilt nicht zuletzt zu klären, ob er tatsächlich – wie dies sein langjähriger Freund Julius Kaliski⁶⁹⁷ posthum behauptete – „schon 1905 der Revolutionär gewesen ist, der er 1919 war.“⁶⁹⁸

Zu den Details: Kurt Eisner wurde am 14. Mai 1867 in Berlin als Sohn eines Militäreffektenfabrikanten geboren. Nach dem Besuch des Gymnasiums, an dem er – bei schwächlicher körperlicher Konstitution – als guter Schüler keine Schwierigkeiten hatte, wechselte er an die Universität. Eisner schloss das Studium der Germanistik und der Philosophie jedoch ebenso wenig ab wie seine bereits begonnene Dissertation, was vor allem an der inzwischen verschlechterten materiellen Situation seiner Eltern lag. Die Möglichkeit, sein lebhaftes Interesse an deutscher Sprache und Literatur in eine akademische Karriere umzusetzen, war damit verbaut. Vom Denken der europäischen Aufklärung inspiriert, an sozialen Fragen interessiert, aber noch ohne politisches Handlungsbedürfnis, wandte sich Eisner dem Journalismus zu. Zunächst arbeitete er beim Berliner Depeschensbüro „Herold“ (wo auch Adolf Müller kurz darauf seine journalistische Laufbahn beginnen sollte), dann ab 1891 bei der *Frankfurter Zeitung*, wenig später bei der *Hessischen Landeszeitung* in Marburg, wo er von 1893 bis 1897 blieb.

Unter dem Einfluss des in Marburg lehrenden Philosophieprofessors Hermann Cohen⁶⁹⁹ gewann die Ethik Immanuel Kants Einfluss auf das politische Denken Eisners,⁷⁰⁰ der nun forderte, „die Synthese Marx-Hegel in die Verbindung Marx-Kant aufzulösen.“⁷⁰¹ Bereits hier zeigte sich die für Eisner Zeit seines Lebens charakteristische undogmatische Ausformung seiner politischen Weltanschauung. Sein treuer Weggefährte Hans Unterleitner bemerkte später richtig: „Eisner kam nicht

unserem Sinn nichts am Hut hatte. [...] Der Eisner-Mythos wurde erst nach seiner Ermordung begründet, sonst wäre er heute vergessen. Die Sozialdemokraten in Bayern, die von ihrer Geschichte wenig Ahnung haben und heute Eisner als einen der Ihren feiern, sollten sich mal anschauen, wie negativ dieser über die damalige SPD und ihren Vorsitzenden Erhard Auer geurteilt hat.“ (*Süddeutsche Zeitung* Nr. 140 vom 20.6.2011).

⁶⁹⁷ Kaliski, Julius, geb. 20.6.1868, Schriftsteller, 1893 Beitritt zur SPD, Mitarbeiter der *Sozialistischen Monatshefte*, 1916 wirtschaftspolitischer Redakteur beim *Correspondenzblatt der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands*, 1918/1919 Mitglied des Groß-Berliner Arbeiter- und Soldatenrates, Vorsitzender der MSPD-Fraktion auf dem 2. Reichsrätekongress im April 1919, gest. 16.12.1935.

⁶⁹⁸ Gerhard ENGEL/Bärbel HOLTZ/Gaby HUCH/Ingo MATERNA (Hrsg.), Groß-Berliner Arbeiter- und Soldatenräte in der Revolution 1918/19. Dokumente der Vollversammlungen und des Vollzugsrates. Vom 1. Reichsrätekongress bis zum Generalstreikbeschluss am 3. März 1919, Berlin 1997, S. 748.

⁶⁹⁹ Cohen hatte 1896 Kant als den „wahren und wirklichen Urheber des deutschen Sozialismus“ bezeichnet. (GENETT, *Der Fremde im Kriege*, Zitat: S. 112).

⁷⁰⁰ Anlässlich des 70. Geburtstages Cohens schrieb Eisner 1912: „Aber geistigen Einfluß auf das Innerste meines Wesens hat doch nur einer jemals gewonnen: Hermann Cohen, der Menschenbildner.“ (F. EISNER, *Der Publizist und Politiker*, Zitat: S. 22).

⁷⁰¹ WIESEMANN, Kurt Eisner, in: BOSL (Hrsg.), *Bayern im Umbruch*, S. 387-426, Zitat: S. 388.

direkt über Marx und Engels, sondern über Lessing, Goethe, Kant und Fichte zum Sozialismus.⁷⁰² Bevor Eisner sich der Sozialdemokratie zuwandte, verharrte er noch in einer eher bürgerlich-liberalen Vorstellungswelt, bewies aber schon früh ein Gespür für soziale Belange und beschäftigte sich zunächst philosophischen Fragen. In der Auseinandersetzung mit Friedrich Nietzsche, aus der 1892 Eisners erstes Buch hervorging, gewann sein Welt- und Menschenbild deutlichere Konturen. Es war geprägt vom „Festhalten an der Veränderbarkeit der Welt, an der Machbarkeit der Verhältnisse, an der Fähigkeit des einzelnen zu selbstbestimmtem Handeln. Daraus resultieren dann die Verteidigung moralischer Werte und sittlicher Maßstäbe, der Glaube an die Existenz wenn nicht zeitloser, so doch aktuell gültiger Wahrheiten und eine humanitäre Grundhaltung.“⁷⁰³ Geprägt von der Geschichtsphilosophie der europäischen Aufklärung war gesellschaftlicher Fortschritt für Eisner nicht „zwangsläufig“, aber möglich, und wichtigstes Ziel allen politischen Handelns. Auf das zu dieser Zeit gelegte Fundament an Werten und Grundsätzen konnte er sich später auch in schwierigsten politischen Situationen stützen. Konfessionelle Bindungen bedeuteten ihm wenig, er selbst bezeichnete sich als freireligiös. Es gilt: „In Eisners Biographie läßt sich keinerlei jüdisches Minoritäts- oder Ausgeschlossenheitsbewußtsein erkennen.“⁷⁰⁴ Dennoch bleibt festzuhalten: Seine politischen Gegner, auch aus der eigenen Partei, nutzten später exzessiv antisemitische Hetzparolen, um seine politischen Vorhaben zu diskreditieren, was Eisner letztlich das Leben kosten sollte.

Bei der linksliberalen *Hessischen Landeszeitung* baute Eisner seine Kenntnisse des journalistischen Metiers, mit dem ihn zeitlebens eine innige Hassliebe verband, weiter aus; am Erfolg des Blattes war er maßgeblich beteiligt. Ohne an eine Partei gebunden zu sein, hatte seine Tätigkeit, etwa der Kampf gegen die antisemitische Bewegung, bereits dezidiert (partei-)politischen Charakter. Inzwischen verheiratet (aus der Ehe gingen fünf Kinder hervor), erlebte Eisner in Marburg beruflich und privat die wohl glücklichste Phase seines Lebens. Publizistisch war er nebenbei noch für diverse Berliner Blätter aktiv, was ihm auch überregionale Bekanntheit einbrachte. In seiner politischen Einstellung bewegte sich Eisner allmählich vom Linksliberalismus hin zu größeren Sympathien gegenüber der aufstrebenden Sozialdemokratie.⁷⁰⁵ An dieser zog ihn weniger der ökonomische Determinismus der marxistischen Orthodoxie an als der von der Partei propagierte Kampf gegen Unterdrückung und Ausbeutung. „Das Proletariat [...] hat von der liberalen Bourgeoisie die von ihr verratene und verlassene kulturelle Weltanschauung weltbürgerlicher Humanität übernommen, die sonst nirgends

⁷⁰² So Unterleitner in einer Rede auf der Eisner-Gedenkveranstaltung im oberbayerischen Penzberg am 19.2.1922. (*Münchener Morgenpost* Nr. 43 vom 21.2.1922).

⁷⁰³ GRAU, Kurt Eisner, S. 58.

⁷⁰⁴ F. EISNER, Der Publizist und Politiker, S. 131.

⁷⁰⁵ Im August 1896 schrieb Eisner dazu: „Wir müssen uns zur Sozialdemokratie flüchten, selbst wenn wir ihre wirtschaftlichen und taktischen Grundanschauungen nicht teilen. Sie ist die einzige Zuflucht aller Idealisten, um sie kreisen die Sympathien der Gesundgeblienen.“ (Ebd., Zitat: S. 46).

mehr eine Stätte findet.⁷⁰⁶ Mit dieser 1900 veröffentlichten Einschätzung erklärte Eisner rückblickend wohl auch seinen Wechsel zur Sozialdemokratie.

Die bestehende Staatsordnung lehnte Eisner schon frühzeitig rigoros ab.⁷⁰⁷ Ein im Januar 1897 in der Berliner Wochenschrift *Die Kritik* veröffentlichter Artikel mit dem Titel „Ein undiplomatischer Neujahrs-Empfang“, der mit Wilhelm II., ohne diesen namentlich zu nennen, satirisch abrechnete, brachte Eisner – nicht zum ersten Mal - in Konflikt mit der Justiz. Diese zeigte sich unerbittlich und verurteilte den Autor wegen Majestätsbeleidigung zu einer Gefängnisstrafe, die er von November 1897 bis August 1898 in Berlin-Plötzensee verbüßte. Nach seiner Entlassung eröffneten sich Eisner ganz neue berufliche Perspektiven: Ohne Parteimitglied zu sein, wurde er an den *Vorwärts* berufen, wo er Nachfolger des aus Preußen ausgewiesenen Österreicherers Adolf Braun wurde. Diesen fulminanten Karrieresprung hatte Eisner einzig seiner journalistischen Kompetenz zu verdanken; den mangelnden „Stallgeruch“ konnte er auch durch den umgehend erfolgten Parteieintritt nicht ablegen. Bebel monierte, Eisner habe „leider nicht einmal die nöthigen parteihistorischen u. theoretischen Kenntnisse, sonst wäre er ein Nr. 1 Mann.“⁷⁰⁸ Die in ihn gesetzten Hoffnungen bezüglich der Professionalisierung der journalistischen Arbeit erfüllte der Neuling allerdings voll und ganz; Eisner versuchte durch Innovationen die Reichweite des Blattes zu erhöhen und erarbeitete sich rasch eine herausgehobene Stellung im Redaktionskollektiv. Nach dem Tod Wilhelm Liebknechts übernahm er faktisch die Rolle eines Chefredakteurs.

War Eisner einer breiteren (Partei-)Öffentlichkeit auch noch nicht bekannt, so musste ihn seine exponierte Position beim *Vorwärts* doch zwangsläufig in den Strudel der innerparteilichen Auseinandersetzungen reißen, die gerade zu dieser Zeit einem Höhepunkt entgegen strebten. Durch die Doppelrolle als Organ der Berliner Organisation *und* der Parteiführung stand das Blatt – wie auch später im Weltkrieg – im Brennpunkt der parteiinternen Auseinandersetzungen, die nun immer mehr im Zeichen des Revisionismusstreits standen, dessen Verlauf und Bedeutung bereits geschildert wurden. Eisner bemühte sich, die verschiedenen Richtungen in seinem Blatt gleichberechtigt zu Wort kommen zu lassen und auf den Ton der Auseinandersetzung mäßigend einzuwirken; für ihn waren die Differenzen innerhalb der Partei nur taktischer, nicht prinzipieller Natur. Dieser „überparteiliche“ Ansatz hatte die Vernunft auf seiner Seite, brachte Eisner jedoch nur wenige Sympathien ein. Da er sich im Revisionismusstreit für keines der beiden Lager dezidiert entscheiden konnte oder wollte, isolierte er sich zunehmend. Innerhalb der *Vorwärts*-Redaktion hatten sich in-

⁷⁰⁶ H.-C. SCHRÖDER *Sozialismus und Imperialismus*, Zitat: S. 160.

⁷⁰⁷ Im Januar 1896 schrieb Eisner: „Für den aufgeklärten, unterrichteten, den denkenden und empfindenden Menschen ist das ganze heutige Regierungssystem – schon rein als geistiges Beobachtungsobjekt – unerträglich.“ (F. EISNER, *Der Publizist und Politiker*, Zitat: S. 34).

⁷⁰⁸ A. Bebel an V. Adler vom 23.10.1899. (Abgedruckt in: F. ADLER (Hrsg.), *Victor Adler: Briefwechsel*, S. 329).

zwischen zwei sich befehdende Gruppen herauskristallisiert; die vorerst noch stärkere wurde von Eisner angeführt, die linke von Cunow und Ströbel. Die Arbeitsbedingungen verschlechterten sich dadurch zusehends; im September 1903 beklagte sich Eisner gegenüber Bebel: „... niedrigen Verdächtigungen und eklen Intrigen ist meine Nervenkraft auf Dauer nicht gewachsen.“⁷⁰⁹

Der Parteivorsitzende konnte und wollte hier jedoch keine Abhilfe schaffen.⁷¹⁰ Bebel und Kautsky warfen dem *Vorwärts* - und damit Eisner – vielmehr eine mangelnde Profilierung des Blattes vor,⁷¹¹ dessen Renommee indes durch die erfolgreiche Kampagne für die Reichstagswahlen von 1903 noch einmal gestärkt wurde. Die Parteilinken diffamierten Eisner immer wieder als Revisionisten, obwohl seine Positionen in Fragen der Theorie dafür keinerlei Grundlage boten.⁷¹² Seine Unterstützung für die umstrittene Budgetbewilligung durch die süddeutschen Landtagsfraktionen lieferte allerdings begründeten Anlass, ihn zweifelsfrei dem reformistischen Lager zuzuordnen.⁷¹³ Für genauere Differenzierungen blieb im innerparteilichen Kampfgetümmel bald kein Platz mehr; frühzeitig wurden die Begriffe Revisionismus und Reformismus fälschlicherweise weitgehend synonym verwendet.

Nicht viel besser verhielt - und verhält - es sich in diesem Punkt bei vielen wissenschaftlichen Darstellungen. Die falsche Kategorisierung Eisners als Revisionist wurde durch die Arbeiten von Freya Eisner und Franz Schade längst widerlegt; ein Hinweis auf dieses häufige Fehlurteil würde sich erübrigen, wenn es sich nicht auf nahezu groteske Weise bis in die jüngste Zeit auch in seriösen Wer-

⁷⁰⁹ K. Eisner an A. Bebel vom 8.9.1903. (SCHUELER, Trotz alledem, Zitat: S. 265).

⁷¹⁰ Bebel monierte: „Daß Eisner und Gradnauer den einen und den anderen einseifen, ist richtig. Leider gibt es nur so wenig Leute, die sich nicht einseifen lassen.“ (A. Bebel an K. Kautsky vom 6.9.1904; abgedruckt in: KAUTSKY JR. (Hrsg.), *Bebels Briefwechsel*, S. 165f., hier: S. 165).

⁷¹¹ Zwischen Eisner und Bebel war es schon kurz vor dem Dresdener Parteitag (1903) zum Konflikt gekommen: Eisner verweigerte zwei Erklärungen Bebels im *Vorwärts* zu veröffentlichen, die gegen Heine und seine Art der innerparteilichen Auseinandersetzung Stellung bezogen; am Ende kam es erst in der *Leipziger Volkszeitung*, dann auch im *Vorwärts* zu einer Veröffentlichung. (Vgl. INSTITUT FÜR MARXISMUS-LENINISMUS (Hrsg.), *Dokumente und Materialien*, Bd. IV, S. 97, Fn. 1).

⁷¹² Im Reichstagswahlkampf von 1903 hatte Eisner eine Flugschrift veröffentlicht, die Kautsky ausdrücklich gegen Bernstein verteidigte. Dessen ungeachtet setzte sich die Zuordnung Eisners zum Revisionismus in der Sozialdemokratie frühzeitig fest und erwies sich als kaum noch zu korrigieren, über alle Parteiströmungen hinweg. Rosa Luxemburg äußerte sich zur *Vorwärts*-Redaktion um Eisner wenig schmeichelhaft: „Die Redaktion besteht aus Ochsen, und überheblichen noch dazu. „*Journalist*“ – nicht ein einziger, dabei führen Eisner & Co. mitsamt der ganzen *Meute* der Revisionisten eine erbitterte Polemik gegen uns in der Presse“ (R. Luxemburg an L. Jogiches vom 3.11.1915; abgedruckt in: LASCHITZA/ADLER (Hrsg.), *Luxemburg. Ausgewählte Briefe*, S. 193f.). Der Unabhängige Heinrich Ströbel schrieb in seiner Kampfschrift über „Die Kriegsschuld der Rechtssozialisten“ 1919: „denn das wollen wir natürlich gar nicht bestreiten, daß der Revisionismus in Bernstein seinen kenntnisreichsten Kopf (. . .) und in Eisner seinen besten Journalisten an die Opposition verlor“ (SIGEL, *Die Lensch-Cunow-Haenisch-Gruppe*, Zitat: S. 162). Zu konzedieren ist allerdings, dass es zwischen dem Denken Bernsteins und Eisners gewisse Berührungspunkte gab; dabei wäre zu nennen einmal die Skepsis gegenüber dem starren Determinismus Kautskys, zum anderen die Affinität Bernsteins zum Werk Kants (vgl. GNEUSS, *Voraussetzungen des Revisionismus*, in: HEIMANN/MEYER (Hrsg.), *Bernstein und der Demokratische Sozialismus*, S. 72-85, hier: S. 82f. und STEINBERG, *Sozialismus und deutsche Sozialdemokratie*, S. 98-106), das auch Eisner stark geprägt hatte.

⁷¹³ So berichtete Dittmann in einer Parteiversammlung in Solingen über den Nürnberger Parteitag von 1908: „Dort saßen nicht etwa nur die süddeutschen Landtagsabgeordneten zusammen, die in Bayern, Württemberg und Baden das Budget bewilligt hatten, sondern alle revisionistischen Führer aus dem Reich, wie David, Ulrich, Südekum, Hug-Bant, Böhle, Eisner u.s.w.“ (DITTMANN, *Erinnerungen*, Bd. 3, Zitat: S. 1427).

ken gehalten hätte.⁷¹⁴ Deshalb noch einmal zur Klarstellung: Eisner war nie Revisionist! Albert Winter junior⁷¹⁵, der ihn aus nächster Nähe kannte, urteilte über Eisner vollkommen richtig: „Es war ihm immer klar, daß der parlamentarisch verbrämte wilhelminische Halbabsolutismus nur auf revolutionärem Wege beseitigt werden könne.“⁷¹⁶

Eisner nahm also das Erfurter Programm und seine Doppelstrategie ernst: Er sprach sich *gegen* die Ideologie des „Hineinwachsens“ aus, wie sie – auf unterschiedliche Weise - Bernstein, Vollmar und David vertraten (die beiden letztgenannten erachteten darüber hinaus jegliche Revolutionsvorstellung als obsolet).⁷¹⁷ Gleichzeitig plädierte Eisner jedoch *für* ein aktives Eingreifen in die Tagespolitik, um wenigstens kleine Fortschritte zu erzielen, und lehnte eine Fundamentalopposition à la Luxemburg, Mehring und Ledebour ab. Ströbel regte deshalb bei Kautsky an, Eisner „eine Lektion“ zu erteilen, um ihm die Lust auf „weitere Quertreibereien“⁷¹⁸ zu nehmen. Der radikalen Linken in der Partei war Eisner schon deshalb suspekt, weil er die von Marx und Engels stammende Terminologie nicht bedingungslos verinnerlicht hatte und ein bestimmtes Verständnis von Prinzipientreue ablehnte, das in Wahrheit immer mehr zu dogmatischer Erstarrung führte.⁷¹⁹

⁷¹⁴ So etwa bei Katharina KELLER, *Modell SPD? Italienische Sozialisten und deutsche Sozialdemokratie bis zum Ersten Weltkrieg*, Bonn 1994, S. 230; KRUSE, *Krieg und nationale Integration*, S. 209; GROH, *Die Sozialdemokratie 1897-1909*, in: Ders., *Emanzipation und Integration*, S. 253-566, hier: S. 391 oder Heinrich POTTHOFF/Susanne MILLER, *Kleine Geschichte der SPD: 1848-2002*, Bonn 2002, S. 78. Weitere Beispiele aus der älteren Literatur bei F. EISNER, *Der Publizist und Politiker*, S. 142 und GRAU, *Kurt Eisner*, S. 525, Anm. 75.

⁷¹⁵ Winter, Albert (jun.), geb. 17.2.1896 in München, Kriegsteilnehmer, Mai 1917 Beitritt zur USPD in München, 1918 am Januarstreik führend beteiligt, daraufhin verhaftet, Okt. 1918 Entlassung, 1918/1919 Mitglied des provisor. Nationalrates und im Landessoldatenrat, Mitglied im Vollzugausschuss des Münchner Soldatenrates und im Aktionsausschuss des provisor. Arbeiter-, Bauern- und Soldatenrates, Mitarbeit beim Münchner USPD-Blatt *Die Neue Zeitung*, ab Juli 1919 Redakteur des Münchner USPD-Blattes *Der Kampf* sowie von dessen Nachfolgeorgan *Münchener Morgenpost* bis Sept. 1922, Aug. 1922 Verhaftung im Zusammenhang mit dem Hochverratsprozess gegen Felix Fechenbach, nach drei Tagen entlassen, Sept./Okt. 1922 Übertritt zur SPD, Mitglied des Parteivorstandes der Münchner SPD, Bildung einer oppositionellen Gruppe innerhalb der SPD, daraufhin Juni 1924 aus der SPD ausgeschlossen, Mitglied der „Roten Hilfe“, Umzug nach Wiesbaden, Umzug nach Leipzig, Mitarbeit bei verschiedenen sozialdemokratischen Zeitschriften, u. a. bei *Das freie Wort* und den *Jungsozialistische Blättern*, 1931 Wiedereintritt in die SPD, Verfasser mehrerer politischer Schriften.

⁷¹⁶ Albert Sommer [d. i. Albert Winter junior], *Die Novemberrevolution in Bayern – Kurt Eisners Revolutionspolitik*, in: *Jungsozialistische Blätter*, H. 11 vom Nov. 1928, S. 325-331, hier: S. 328.

⁷¹⁷ In der *Neuen Zeit* schrieb Eisner 1901 im Hinblick auf die Berufung eines Sozialisten in das französische Kabinett: „Auch ein durchweg sozialistisches Ministerium stellt noch keine Eroberung der politischen Macht dar, wenn es die Laune eines Monarchen oder, in parlamentarischen Staaten, der Zufall einer augenblicklichen Parteikonstellation beruft. *Die Eroberung der politischen Macht vollzieht sich in der Eroberung des Volkes für den klar bewußten Sozialismus*. Erst wenn diese Eroberung vollendet ist, dann bedeutet die im Reifezustand der Verhältnisse erfolgende endgiltige [sic] Uebernahme der Staatsmaschinerie durch die Organisation des Proletariats jene wahrhafte Eroberung der politischen Macht, die Vorbedingung ist für die Durchsetzung und Erarbeitung des Sozialismus in der Wirklichkeit.“ (Parlamentarismus und Ministerialismus, in: *Die Neue Zeit*, Nr. 41 (1900/1901), S. 484-491, hier: S. 491).

⁷¹⁸ H. Ströbel an K. Kautsky vom 1.9.1904. (WIELAND, Heinrich Ströbel, Zitat: S. 41).

⁷¹⁹ Zu den inhaltlichen Differenzen kamen auch hier wieder kleinkarierte Reibereien. Auf dem Parteitag in Bremen (1904) war Eisner mit Ledebour aneinandergeraten, der sich über die falsche Wiedergabe einer seiner Reden im *Vormwärts* und den dafür verantwortlichen Eisner erregte. (Vgl. SPD-Parteitag Bremen 1904, S. 288f.).

Mehring stellte seine Mitarbeit beim *Vorwärts* ein, nachdem er den Punkt erreicht sah, „wo Eisner glaubte, ich spräche hottentottisch, und wo ich glaubte, er spräche irokesisch“⁷²⁰. In Anspielung auf Eisners Verehrung gegenüber Kant beschied ihm Luxemburg: „Bleiben Sie bei Sanct-Immanuel und ernähren Sie sich redlich!“⁷²¹ (Dessen ungeachtet ließ sich Luxemburg Eisners Anerkennung allerdings gern gefallen.⁷²²) Auf die Angriffe, die Mehring nun in der *Leipziger Volkszeitung* gegen die *Vorwärts*-Redaktion ritt, reagierte Eisner sarkastisch: „Auf jeden Fall möchten wir niemandem raten, mit der ‚L. V.‘ [=Leipziger Volkszeitung] in irgend einer Frage nicht ganz einverstanden zu sein, auch die höflichsten und zartesten Ausdrücke eines solchen Gegensatzes würden nicht davor schützen, morgen in diesem Parteiblatt zu lesen, daß ein Bubenstück an ihm verübt worden sei, wie es in der Geschichte der entarteten Gesellschaftsklassen auch von den verwehrlosesten Individuen noch niemals begangen worden sei.“⁷²³ Vor allem Eisners Kritik an der von den Orthodoxen propagierten „Strategie“, die er für wirkungslos hielt, löste allergische Reaktionen aus – was keinesfalls gegen die Berechtigung dieser Kritik spricht.

Eisners originärer Ansatz, der am Ziel des Komplettumbaus der Gesellschaft (d. h. der grundsätzlichen Ablehnung der bestehenden Ordnung) festhielt und gleichzeitig auf puristische Prinzipienreiterei verzichtete, hatte logische Stringenz und brachte Theorie und Praxis in eine ausgewogene Balance. Diese Synthese war ebenfalls nicht der Weisheit allerletzter Schluss, hatte aber zweifellos ein solideres Fundament als die fatalistische Revolutionserwartung des Kautskyianismus und die zu optimistische Offensivstrategie Luxemburgs. Allein: Eisner saß in der Partei mit seiner Sicht bald zwischen sämtlichen Stühlen, die Kritik prasselte von allen Seiten auf ihn ein. Dies ging sogar so weit, dass sein zur Parteilinken zählender Redaktionskollege Cunow ihm gegenüber handgreiflich wurde;⁷²⁴ während des Ersten Weltkrieges gehörte Cunow dann zu den prominentesten „Umlernern“, die vom linken zum rechten Parteiflügel überliefen - was an der Gegnerschaft zu Eisner indessen nichts änderte.⁷²⁵

⁷²⁰ MEHRING, *Meine Rechtfertigung*, S. 37.

⁷²¹ R. Luxemburg an K. Eisner vom 27.4.1904. (Abgedruckt in: Feliks TYCH, *Zwei Briefe Rosa Luxemburgs an Kurt Eisner*, in: *IWK* 8 (1972), S. 40-46, hier: S. 45f., Zitat: S. 46).

⁷²² Zum Abschluss des Mainzer Parteitages berichtete Luxemburg: „Eisner erklärte heute beim Mittagessen, ich *beherrsche die deutsche Sprache meisterhaft* [...] und daß ich hinsichtlich der Form der beste Redner des *Parteitages* bin! Was aus seinem Munde ein enormes Lob darstellt.“ (R. Luxemburg an L. Jogiches vom 21.9.1900; LASCHITZA, *Im Lebensrausch*, Zitat: S. 155).

⁷²³ EICHLER, *Von Köln nach Mannheim*, Zitat: S. 171, Fn. 947.

⁷²⁴ Vgl. R. Luxemburg an L. Jogiches vom 6.10.1905. (Abgedruckt in: LASCHITZA/ADLER (Hrsg.), *Luxemburg. Ausgewählte Briefe*, S. 172-176).

⁷²⁵ Vgl. SIGEL, *Die Lensch-Cunow-Haenisch-Gruppe*, in: *IWK* 11 (1975), S. 421-436.

In einem Brief an Bebel, mit dem ihn schon seit dem Dresdener Parteitag nur noch ein gespanntes Verhältnis verband,⁷²⁶ machte Eisner Ende 1905 seine Position noch einmal deutlich: „Ich habe mit der `revisionistischen` Gruppe nie etwas zu tun gehabt, sie, wo ich Gelegenheit fand, scharf bekämpft (ohne sie natürlich zu verfemen), und ich glaube, nach meinem ganzen Temperament, hinsichtlich des Radikalismus der Aktion viel radikaler, viel konsequenter zu sein als die Leute mit den ewigen Marxzitate, mit der `revolutionären Dialektik`, dem `historischen Sinn` und wie sonst die Vokabeln lauten, mit denen man vor den Arbeitern eine Gelehrsamkeit und Prinzipienfestigkeit schauspielert, hinter der nichts, aber auch gar nichts steckt.“⁷²⁷ Zu diesem Zeitpunkt war Eisner schon nicht mehr für den *Vorwärts* tätig. Im Zuge der Massenstreikdebatte hatte sich die Konfrontation zwischen Eisners Redaktion (genauer gesagt: einem Teil davon) und Kautsky weiter zugespitzt. Dabei stießen zwei gänzlich verschiedene Weltbilder aufeinander: Der ökonomische Determinismus Kautskys, der den Massenstreik nur als Mittel für den (noch gehörig entfernten) „revolutionären Endkampf“ vorsah, und der Pragmatismus Eisners, der im Massenstreik ein rein funktional zu betrachtendes Instrument sah, das auch friedlichen Demonstrationscharakter annehmen konnte. Als es 1906 darum ging, Wahlrechtsverschlechterungen in Hamburg und Lübeck abzuwehren, vertrat Eisner – in evidentem Gegensatz zu Kautsky (und auch Bebel) – einen aktivistischen Standpunkt: „Wir verstehen unter dem Studium des politischen Streiks, daß eine Dreimillionenpartei im Kampfe um politische Rechte nicht buchmäßig rechnen und nicht in die Ferne spekulieren dürfe, sondern daß sie, wenn es gilt, auch Niederlagen wagen müsse.“⁷²⁸

Die vorerst unüberbrückbaren Gegensätze beruhten indes nicht nur auf Meinungsverschiedenheiten bezüglich der Parteitaktik. Seinen persönlichen Gegenentwurf zum mechanistischen Wissenschafts- und Politikverständnis Kautskys (und etlicher anderer orthodoxer Marxisten) formulierte Eisner einige Jahre später:

„Es ist dem Menschen nicht vergönnt, im voraus allgemeingültige ewige Rezepte für das politische Handeln zu entwerfen. Die Wissenschaft, die Theorie kann ein System von Forderungen aufstellen. Sie kann die Entwicklungstendenzen einer Gesellschaftsordnung zeigen. Sie kann selbst für das politische Handeln, also für das, was man Taktik nennt, gewisse formale Gesetze ergründen. Aber sie kann nie die schöpferische Tat des Entschlusses ersetzen, der in einem bestimmten Augenblick unter gewissen Umständen zu geschehen hat. Politik setzt zunächst voraus: eine in ihrer Gesamtheit zur Klarheit des Urteilens und zur Energie des Entscheidens erzogene Masse, ein waches Bewußtsein der allgemeinen Zusammenhänge und der Klasseninteressen, endlich den gereiften Willen, Entscheidungen zu treffen und auszuführen. Politik setzt weiter voraus: in dieser Masse eine möglichst große Fülle von Persönlichkeiten, deren Wissen, Charakter, Wille und Geschicklichkeit sie

⁷²⁶ Bebel hatte auf dem Dresdener Parteitag Kritik an Eisner geübt, ohne dessen journalistische Kompetenz infrage zu stellen; Eisner, der sonst keinem Disput aus dem Weg ging, hatte sich vor den Delegierten in seiner Entgegnung zurückgehalten. (Vgl. Protokoll SPD-Parteitag Dresden 1903, S. 268, 315, 411 u. 416).

⁷²⁷ K. Eisner an A. Bebel vom 10.11.1905. (GRAU, Kurt Eisner, Zitat: S. 161).

⁷²⁸ GROH, Die Sozialdemokratie 1897-1909, in: Ders., Emanzipation und Integration, S. 253-566, Zitat: S. 393.

befähigt, im gegebenen Augenblick unter den andrängenden Möglichkeiten als Führer der Masse die zweckmäßige Entscheidung zu treffen und das geeignete Mittel anzuwenden.“⁷²⁹

Hier standen sich unversöhnlich gegenüber: Auf der einen Seite das Dogma von der „Naturnotwendigkeit“ einer „zwangsläufigen“ Entwicklung, der unabänderliche Gesetzmäßigkeiten zugrunde lagen, und auf der anderen Seite der Glaube an die Gestaltbarkeit einer prinzipiell offenen gesellschaftlichen Zukunft. Aus der einen Weltsicht folgte der berühmte Attentismus, aus der anderen der Versuch zur aktiven Politik, ein „ethischer Sozialismus“, bei der der Erziehungsgedanke im Vordergrund stand.⁷³⁰ Kautsky spitzte den Konflikt ultimativ zu mit der Forderung: „An der Partei ist es daher, sich jetzt zu entscheiden für die materialistische oder die ethische Methode.“⁷³¹ Ein Ausgleich entsprach nicht seinem Politikverständnis.⁷³² Am Ende konnte Kautsky, der seinen „wissenschaftlichen Sozialismus“ als überlegenen Gegenentwurf zum „Gefühlssozialismus“ seiner Kontrahenten verkaufte, wieder einmal die stärkeren Bataillone in der Partei mobilisieren.⁷³³ Der Rekurs auf (natur-)wissenschaftliche Erkenntnisse und „Beweise“ schien mehr Plausibilität aufzuweisen als die Betonung der freien Willensentscheidung. Für Kautsky waren die Ausblicke auf eine bessere Zukunft nicht „Erwartungen von Zuständen, die bloß kommen *sollen*, die wir bloß *wünschen* und *wollen*, sondern Ausblicke auf Zustände, die kommen *müssen*, die *notwendig* sind.“⁷³⁴

Von hier führte vorerst kein Weg zum Denken Eisners, dem die Ethik Kants ungleich mehr bedeutete als alle „wissenschaftlichen“ Konstrukte, die Kautsky für seine Lehre ins Feld führen zu können glaubte. Dass die beiden Antipoden später doch wieder (parteilpolitisch) zusammenfanden, belegt mehr als vieles andere, wie einschneidend der Weltkrieg auf die SPD und das Denken ihrer Mitglieder wirkte. Michels schrieb später zum *Vorwärts*-Konflikt aus soziologischer Sicht: „Die große geistige Beweglichkeit, über die er [d. h. Eisner] verfügte, paßte schlecht zu der dogmatischen

⁷²⁹ So Eisner in dem 1908 in der *Fränkischen Tagespost* erschienenen Artikel „Vier Fragen“, der sich mit dem Problem der Budgetbewilligung befasste. (Abgedruckt in: F. EISNER (Hrsg.), *Sozialismus als Aktion*, S. 26-39, hier: S. 27).

⁷³⁰ In einem *Vorwärts*-Artikel vom Juni 1905 kam die Sicht von Eisner und seinen Mitstreitern deutlich zum Ausdruck; darin hieß es: „Die Sozialdemokratie ist revolutionär, nicht weil sie Mittel der Ungesetzlichkeit und der Gewalt anwenden will, sondern weil sie ein grundstürzendes Ziel, eine neue sozialistische Gesellschaftsordnung erstrebt, sie ist in ihrer Taktik revolutionär, weil sie zur Erreichung des Zieles in den Köpfen der Menschen die gewaltigste Umwälzung aller überlieferten Anschauungen vollbringen muß. Die Eroberung der Geister ist die erste Aufgabe der Sozialdemokratie gegenüber den reaktionären Verschwörungen gegen die Völkerrechte.“ (GRAU, Kurt Eisner, Zitat: S. 197).

⁷³¹ EICHLER, Von Köln nach Mannheim, Zitat: S. 172.

⁷³² In seiner „Nachlese zum Vorwärtskonflikt“ schrieb Kautsky: „Wo aber verschiedene Richtungen nebeneinander bestehen, da ist es unerlässlich, daß sie einander bekämpfen, und zwar, daß sie nicht bloß miteinander debattieren und schwatzen, sondern daß jede von ihnen trachtet, zur Mehrheit zu werden und die Vertreter ihrer besonderen Anschauungen in die Machtpositionen in der Partei zu bringen, d. h. den Gang der Partei in ihrem Sinne zu bestimmen.“ (HOLZHEUER, Karl Kautskys Werk, Zitat: S. 103).

⁷³³ Publizistisch bezog sich dies vor allem auf die von Kautsky selbst herausgegebene *Neue Zeit* sowie die *Leipziger Volkszeitung*, das von Franz Mehring redigierte führende Organ der Parteilinken.

⁷³⁴ STEINBERG, Sozialismus und deutsche Sozialdemokratie, Zitat: S. 104.

Erstarrung, der sich die Mehrzahl der marxistischen Epigonen [...] hingeeben hatte. [...] Seine Vergangenheit als philosophierender Privatgelehrter ließ ihn dem Parteibonzenum, das von der Pike auf gedient hatte und allen outsiders von vornherein unhold war, als eine Art von Einbrecher in das Parteheiligtum der Vorwärtsdirektion erscheinen.⁷³⁵

Die sich längere Zeit hinziehenden Querelen zwischen dem Parteivorstand um Bebel und der *Vorwärts*-Redaktion endeten schließlich mit einem klaren Schnitt: Eisner und fünf weitere Redakteure – von Bebel als die „edlen Sechs“⁷³⁶ verspottet - mussten im Oktober 1905, nicht zuletzt auf Drängen Kautskys,⁷³⁷ das Zentralorgan verlassen (elf Jahre später sollte es mit dem so genannten *Vorwärts*-Raub unter umgekehrten Vorzeichen zu einem ähnlichen Vorgang kommen⁷³⁸). Die Entlassenen veröffentlichten daraufhin eine Broschüre mit Dokumenten zum vorangegangenen Konflikt, was ihnen die Unterstützung von Heine⁷³⁹, Stampfer und der Gewerkschaftsführung einbrachte, den Graben gegenüber der Parteileitung aber nur weiter vertiefte. Eisner ging so weit, beim Parteivorstand und der Kontrollkommission eine – völlig aussichtslose – „formelle Beschwerde . . . über das Verhalten ihres Mitgliedes Bebel“⁷⁴⁰ einzulegen.

Die Genugtuung des linken Parteiflügels über das Revirement in der Redaktion des Zentralorgans machte Ledebour in der *Neuen Zeit* publik.⁷⁴¹ Eisner blieb die Antwort in der *Neuen Gesellschaft* nicht schuldig und wiederholte:

⁷³⁵ MICHELS, Kurt Eisner, in: *Archiv für die Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung* 14 (1929), S. 364-391, hier: S. 366.

⁷³⁶ SCHUELER, *Trotz alledem*, Zitat: S. 268.

⁷³⁷ Kautsky schrieb dazu: „Auch ich weiß die Bedeutung des Zentralorgans zu würdigen. Aber wenn dieses wichtigste Parteiorgan einer Bande von Ignoranten und Intriguanen [sic] ausgeliefert ist, die die Partei immer mehr versimpeln, und wenn alle Reformversuche scheitern, weil diese Bande durch ihre meisterhaften Intriguen alle beteiligten Faktoren einzuseifen und durcheinander zu paralysieren versteht, dann bleibt nichts übrig als die Flucht in die Öffentlichkeit. Die jetzige Redaktion ist ein Krebschaden. Kann ich sie nicht reformieren, so bleibt nichts übrig, als sie zu diskreditieren. Das mag schlimm sein, steht aber auch vom Standpunkt der Solidarität immer noch höher, als die infamen Intriguen der Eisner, Fischer u. Co. Und jeder gebraucht die Taktik, die er versteht. Eine andere, als die des offenen Angriffs ist mir nicht gegeben.“ (K. Kautsky an V. Adler vom 20.7.1905; abgedruckt in: F. ADLER (Hrsg.), *Victor Adler: Briefwechsel*, S. 461-466, hier: S. 464).

⁷³⁸ Nahezu prophetisch hatte Eisner 1907 diese Entwicklung vorausgesehen: „Ihr `Revisionisten` seid nicht besser, sondern eher schlimmer als die anderen. Ihr verlangt auch für Euch nur die Toleranz und seid von der äußersten Unduldsamkeit gegen die anderen, wenn Ihr Euch in der Macht fühlt. (. . .) Wenn Ihr einmal, was Gott verhüte, ans Ruder gelangt, der `Vorwärts`-Konflikt würde sich in noch widerlicherer Weise wiederholen.“ (K. Eisner an J. Bloch vom 2.9.1907; F. EISNER, *Der Publizist und Politiker*, Zitat: S. 73).

⁷³⁹ Vgl. Wolfgang Heine, *Der Vorwärts und die Berliner Genossen*, in: *Die Neue Gesellschaft*, Nr. 32 vom 8.11.1905, S. 379-381.

⁷⁴⁰ K. Eisner an A. Bebel vom 10.11.1905. (FRICKE, *Handbuch* (Bd. 1), Zitat: S. 558).

⁷⁴¹ Ledebour schrieb dazu: „Die Redaktionsführung [des *Vorwärts*], wie sie durch die Mehrheit der Redaktion bestimmt wurde, befand sich seit langer Zeit im Widerspruch zu der Auffassung der überwiegenden Mehrheit der Gesamtpartei nicht nur, sondern auch der Parteigenossen Berlins. [...] Zum Beweis dafür, wie sehr die Mehrheit der Redakteure des Zentralorgans gegen die Auffassung der Gesamtpartei fröndierte, sei hier nur auf die Tatsache hingewiesen, daß sie von Anfang an den Dresdener Parteitag und seine Ergebnisse zu diskreditieren versucht hat.“ (Georg Ledebour, *Eine Literatenrevolte*, in: *Die Neue Zeit*, Nr. 6 vom 4.11.1905, S. 189-194, hier: S. 190).

„Wir protestieren gegen das System der geheimen Abwürgung von Redakteuren, die man meuchlings abtut, ohne sie zu hören, gegen die Maßregelung Unbeteiligter, gegen die beweislose Gesinnungsverfolgung, gegen den hinterlistigen Aussperrungsversuch nach allen Regeln der kapitalistischen Kunst; [...] Ledebour begnügt sich nicht damit, wirkliche Ketzer zu *verbrennen*, sondern er legt mehr Wert darauf, Ketzer zu *erfinden*! [...] Ledebours Radikalismus besteht eben darin, daß er immer wieder mit wuchtigen Gebärden beschwört, daß zweimal zwei vier sei, und jedem, der sich über diese Einsicht nicht aufregt, nachsagt, der Ketzer leugne die Wahrheit! Meine literarische Tätigkeit liegt klar zutage. Wo ich Gelegenheit hatte, mich über Revisionisten zu äußern, trat ich als ihr schroffer Gegner auf. [...] Genug des revisionistischen Tratsches!“⁷⁴²

Die sich noch über mehrere Monate hinziehenden Polemiken brachten den Gemaßregelten nichts ein, was ihrer Stellung in der Partei hätte förderlich sein können. Eisners Ruf litt durch den ganzen Vorgang nachhaltig. Der Parteivorsitzende Singer vermerkte dazu: „Wenn je mit der Partei Schindluder getrieben [worden] ist, dann hier mit der bombastischen Eisnerei.“⁷⁴³ Als Kritiker des Parteiüberters Bebel, als vermeintlicher Revisionist und angeblich weltfremder Literat, der erst spät zur Partei gestoßen war, in der er zudem ohne irgendeine Hausmacht geblieben war und über keine mächtigen Förderer mehr verfügte, standen Eisners Chancen, noch einmal eine auch nur annähernd so einflussreiche Position zu erreichen wie beim *Vorwärts*, denkbar schlecht. Sein honoriges journalistisches Ethos hatte sich als nicht kompatibel mit der parteiinternen Streitkultur erwiesen.⁷⁴⁴ Doch Aufgeben war seine Sache nicht und mittelfristig ergaben sich auch wieder vielversprechende Perspektiven.

Zunächst blieb Eisner noch für zwei Jahre in Berlin, wo er als freier Journalist für mehrere Parteiorgane arbeitete.⁷⁴⁵ Seinen vielfältigen Interessen folgend erschloss er sich nun ein neues Feld, indem er sich verstärkt außenpolitischen Themen widmete; insbesondere die Ereignisse der 1. Marokkokrise (1905/6) schärfen sein Bewusstsein für die drohenden Gefahren. „Seit jenen erregenden Wochen wußte ich“, schrieb Eisner später, „daß der Weltkrieg wie ein unentrinnbares Verhängnis sich heranwälzte“⁷⁴⁶. Dabei handelte es sich keineswegs um eitle Selbststilisierung; Eisner hatte schon 1906 gewarnt:

⁷⁴² Kurt Eisner, Zur Literaten-Psychologie, in: *Die Neue Gesellschaft*, Nr. 34 vom 22.11.1905, S. 404-408, hier: S. 405-407.

⁷⁴³ P. Singer an V. Adler vom 8.11.1905. (REUTER, Paul Singer, Zitat: S. 439).

⁷⁴⁴ Über sein Berufsverständnis hatte Eisner während seiner Zeit beim *Vorwärts* geschrieben: „Der sozialdemokratische Journalist wirkt als Vertrauensmann der proletarischen Organisation, die ihn berief, er ist kein Verlagsangestellter, sondern ein politischer Führer. Weil unsere Presse kein Werkzeug für Profitinteressen ist, darum ist sie ein um so reineres Werkzeug idealer Bestrebungen. Nur der sozialdemokratische Journalist kann jene Lebensluft geistigen Schaffens atmen: die Betätigung freier Gesinnung innerhalb der freigewählten Parteiüberzeugung.“ (Abgedruckt in: G. u. R. SCHMOLZE (Hrsg.), *Die halbe Macht den Räten*, S. 28).

⁷⁴⁵ In der 1905 bis 1907 erscheinenden Zeitschrift *Die Neue Gesellschaft*, die eindeutig dem rechten Parteiflügel zuzuordnen war, veröffentlichte Eisner eine Vielzahl von Artikeln zu kulturellen Themen ebenso wie zu innen- und außenpolitischen Fragen.

⁷⁴⁶ WIESEMANN, Kurt Eisner, in: BOSL (Hrsg.), *Bayern im Umbruch*, S. 387-426, Zitat: S. 391.

„der Bülow'schen Staatskunst ist es gelungen, die Isolierung Deutschlands zu vollenden, die europäische Mißachtung zu steigern, und zugleich das nicht mehr auszurottende Mißtrauen gegen uns zu einer Intensität zu steigern, die jeden Tag sich in Katastrophen entladen kann. [...] wenn Deutschland aus solchen Gründen, zu solchen Zwecken [wie in der Marokkokrise; B. A.] die Welt in Brand setzen zu wollen beteuert, dann kann das Ausland nicht so respektlos sein, hinter diesem ruchlosen Unsinn eben nur Unsinn zu suchen, sie [sic] muß vielmehr hinter dem Unverständlichen große gewaltige abenteuerliche Pläne vermuten, die ernste Absicht, die deutsche Weltherrschaft zu etablieren.“⁷⁴⁷

In weiteren Meinungsbeiträgen, etwa der Broschüre „Der Sultan des Weltkrieges“, fand Eisner harte Worte: „Nach Marokko gibt es nichts mehr in der offiziellen deutschen Politik, das glaubhaft ist, sofern es nicht die Absurdität selbst ist.“⁷⁴⁸ Eisner ahnte wohl selbst nicht, wie Recht er damit hatte. Die Resonanz auf seine Warnungen blieb indessen aus, auch in der eigenen Partei. Auf die mit der Marokkokrise deutlich gewordenen Gefahren reagierte die SPD zögerlich und unzureichend; auch im Bereich der Außenpolitik blieben entscheidende Fragen offen. Die Sozialdemokratie akzeptierte zwar allgemein das Recht des Staates auf Selbstverteidigung, es herrschten jedoch ganz unterschiedliche Auffassungen darüber, ob und wie ein „Verteidigungskrieg“ als solcher definiert bzw. erkannt werden könnte. Wie sich die Partei im Kriegsfall verhalten sollte, mit welchen Szenarien sie konfrontiert werden könnte und über welche Optionen sie verfügte, wurde nie ausdiskutiert. Eisner hielt eine Unterscheidung zwischen Angriffs- und Verteidigungskrieg für sehr wohl sinnvoll und orientierte sich an den Beschlüssen der Internationalen Sozialistenkonferenz von 1907; er geriet über diesen Themenkomplex bald in scharfen Gegensatz zum rechten Parteiflügel, der immer mehr zu der Auffassung neigte, im Interesse der Arbeiterschaft „nationale Zuverlässigkeit“ statt internationale Solidarität demonstrieren zu müssen.⁷⁴⁹ Diesen Vorstellungen trat Eisner vehement entgegen:

„Was hat der Deutsche im Laufe der Jahrhunderte an nationalen Gütern mit der Waffe verteidigen müssen: Folter und Leibeigenschaft, Soldatenverkauf und Religionswahnsinn, Maitressen und Frohn, Geistesknechtung und Zunftsklaverei, Hohenzollern und Welfen, Lüge und Heuchelei, Tyrannei und Barbarentum, und immer nur die ewige eigene Not und die Ueppigkeit derer, die sie national zu empfinden und national zu verrecken hießen. Wollten sie aber gar einmal für *ibr* Recht die Waffen führen, für *ibre* Freiheit und *ibre* Erhöhung – pfui über das vaterlandslose Gesindel, das immer noch nicht die patriotische Satzung eingesehen hat: Mein Vaterland ist dort, wo es den *andern* gut geht!“⁷⁵⁰

⁷⁴⁷ Kurt Eisner, Diplomaten, in: *Die Neue Gesellschaft*, Nr. 6 vom 7.2.1906, S. 63-65, hier: S. 64.

⁷⁴⁸ GRAU, Kurt Eisner, Zitat: S. 264.

⁷⁴⁹ Siehe dazu oben Kap. 2.2.7.2. und 2.2.7.3. Für die völlig gegensätzliche Interpretation der 1. Marokkokrise stand Leuthner, der die Ansicht vertrat, dass für die Eskalation keineswegs das Deutsche Reich, sondern Frankreich und seine Verbündeten verantwortlich waren. (Vgl. Karl Leuthner, Deutschland und Sozialdemokratie, in: *Die Neue Gesellschaft*, Nr. 16 vom 18.4.1906, S. 183-185, hier: S. 185).

⁷⁵⁰ Kurt Eisner, Internationalität, in: *Die Neue Gesellschaft*, Nr. 18 vom 2.5.1906, S. 208-210, hier: S. 210.

Auf dem Essener Parteitag von 1907, an dem Eisner schon als Nürnberger Delegierter teilnahm, wurde er nahezu zwangsläufig in den Streit um außenpolitische Fragen verwickelt, nachdem Noske von der äußersten Linken vorgeworfen worden war, die Solidarität der SPD mit der Regierung im Verteidigungsfalle zu stark zu betonen. Eisner – durchaus kein Gegner eines *Verteidigungskrieges*⁷⁵¹ – stellte klar: „Wir verlangen nationale Autonomie. Unser Patriotismus besteht nicht darin, daß wir fremde Länder erobern wollen, sondern daß wir das eigene Vaterland für uns erobern.“ Der Einschätzung Bebels, dass es in nächster Zukunft nicht zu großen internationalen Konflikten kommen werde, entgegnete Eisner: „Ich teile diesen Optimismus nicht. Ich bin in diesen Dingen sehr pessimistisch.“⁷⁵² Auch diesmal sollte er Recht behalten. Seine scharfe Kritik am herrschenden Imperialismus brachte Eisner zwar erstmals in die Nähe der radikalen Linken; deren Vorstellung, der Kapitalismus führe zwangsläufig zum Weltkrieg – was jegliche Friedenspolitik innerhalb der bestehenden Ordnung aussichtslos machte – teilte er jedoch keineswegs. Für Eisner war der Kampf gegen eine als verhängnisvoll erkannte Außen- und Rüstungspolitik möglich und nötig; in der Partei blieb er damit jedoch weiter isoliert.

Als Bilanz seiner Berliner Zeit konnte Eisner bei allen Rückschlägen positiv verbuchen, dass seine politische Gesamtkonzeption nun weit kohärenter war als noch ein Jahrzehnt zuvor. Zu den Richtungsstreitigkeiten in der SPD hatte er eine unabhängige Position eingenommen, die sich rückblickend betrachtet mit der Devise „Viel Feind, viel Ehr“ wohl treffend beschreiben lässt. „Eisners Alternative zu Reformismus, Zusammenbruchshoffnung oder fatalistischem Revolutionsglauben war ein aufklärerisches Konzept, war die Hoffnung auf die Gewinnung der Bevölkerungsmehrheit für den Sozialismus, war die `Revolutionierung der Köpfe`.“⁷⁵³ Er „sah keinen Widerspruch zwischen seiner Forderung nach einem stärkeren Engagement in der parlamentarischen Arbeit und der Absage an alle Hoffnungen auf eine Verwirklichung sozialistischer Ziele unter den Bedingungen des monarchischen Obrigkeitsstaates. Er bestritt daher auch nicht, daß es zu einer Zuspitzung der politischen und sozialen Verhältnisse und damit letztlich zur revolutionären Beseitigung des herrschenden Systems kommen konnte, plädierte aber – da eine solche Entwicklung nicht abzusehen war – gleichwohl für eine stärkere Beschäftigung mit den tagespolitischen Erfordernissen.“⁷⁵⁴ Damit hatte Eisner ein eigenständiges, in sich stimmiges Strategiekonzept entwickelt, das aller Anerkennung und Diskussion in der Partei würdig gewesen wäre, ihn letztlich aber zum nicht ganz ernst genommenen Außenseiter machte.

⁷⁵¹ Eisner schrieb dazu: „Indessen gebt uns morgen den deutschen sozialdemokratischen Staat, und wir schwören, ihn mit Zähnen und Klauen gegen jede Fremdherrschaft zu verteidigen. Freilich werden wir leider unter diesen Fremden dann auch unsere Nationalen sehen müssen.“ (Ebd.).

⁷⁵² Protokoll SPD-Parteitag Essen 1907, S. 258.

⁷⁵³ GRAU, Kurt Eisner, S. 205.

Mit außen- und militärpolitischen Fragen hatte sich Eisner zudem seit 1905 eingehender und kontinuierlicher befasst als die meisten anderen Vordenker der Partei, was seinen zukünftigen Aufgaben mehr zupass kam, als er zu diesem Zeitpunkt voraussehen konnte. Eine langfristig wichtige Konstante seines Weltbildes war die entschiedene Ablehnung des „reaktionären Preußentums“; mehr als die meisten seiner Parteigenossen beherrschte ihn „die Erkenntnis, daß in dem Kampf um Preußen die politische Existenzfrage des deutschen Proletariats, der deutschen Demokratie, der deutschen Kultur ausgefochten wird.“⁷⁵⁵ Diese stark emotional gefärbte Einstellung bestimmte auch sein vom klassischen Marxismus abweichendes (Haupt-)Feindbild: Das deutsche Bürgertum betrachtete er zwar als „müde, skeptisch, brutal, nur noch vertrauend auf materielle Gewalt, das grobe gemeine Interesse zum Gott erhebend, ohne Ideale, Weltanschauung, ja ohne klar zusammenhängende Ideen“⁷⁵⁶, der entscheidende Antagonismus bestand für ihn jedoch zwischen dem Proletariat und dem preußischen Junkertum. Dessen Exponent Bismarck habe dafür gesorgt, dass Deutschland „unter feudaler Leitung durch die Periode des Capitalismus [gehe]. [...] Die Bourgeoisie erwarb die wirtschaftliche, der Feudaladel die gesellschaftliche Potenz [...]. Beide fanden sich im Militarismus.“⁷⁵⁷

Die Möglichkeiten, diesen Gegner „vor Ort“ zu bekämpfen, um eine „Verpreußung Deutschlands“⁷⁵⁸ zu verhindern, waren vorerst gering; die Breitenwirkung von Eisners publizistischem Schaffen blieb überschaubar. So überrascht es wenig, dass Eisner das Angebot, die Leitung der *Fränkischen Tagespost* (wiederum in Nachfolge von Adolf Braun) in Nürnberg zu übernehmen, nicht ausschlug und dort nach einigen Verzögerungen im März 1907 seinen Dienst antrat. Die Übersiedelung nach Bayern kam ihm in mehrfacher Hinsicht entgegen. Bereits 1893 hatte er in einem Zeitungsartikel die – sicher auch von seiner Aversion gegen das Preußentum gespeisten - Hoffnungen zum Ausdruck gebracht, die er auf die Entwicklung in diesem Staat setzte: „Unten in Bayern scheint sich wieder in der allerletzten Zeit der alte bürgerlich-demokratische Idealismus zu regen, der politische Freiheit, wirtschaftliche Reform und kulturelle Förderung erstrebt, ohne die Interessen eines Standes, einer Classe zu vertreten. . . . Das sociale Mitleid sucht den Classenkampf zu überwin-

⁷⁵⁴ Ebd., S. 459.

⁷⁵⁵ Kurt Eisner, Petition Nr. 79, in: *Die Neue Gesellschaft*, Nr. 23 vom 6.6.1906, S. 267-269, hier: S. 267.

⁷⁵⁶ Freya EISNER, Eisners dritter Weg zwischen Kapitalismus und Kommunismus, in: WECKERLEIN (Hrsg.), *FREISTAAT!*, S. 99-108, Zitat: S. 101.

⁷⁵⁷ WIESEMANN, Kurt Eisner, in: BOSL (Hrsg.), *Bayern im Umbruch*, S. 387-426, Zitat: S. 390.

⁷⁵⁸ F. EISNER, *Der Publizist und Politiker*, Zitat: S. 91.

den.⁷⁵⁹ Diese „Vorschusslorbeeren“ erwiesen sich aus Eisners Sicht – zumindest einige Jahre lang – als berechtigt.⁷⁶⁰

An der Spitze einer der renommiertesten Parteizeitungen stehend, gewann er nun auch wieder an Wirkungsmöglichkeiten in einer breiteren Öffentlichkeit. Die Redaktionsarbeit gestaltete Eisner gewohnt professionell und ambitioniert, dabei neue Themen, etwa aus der Außenpolitik, aufgreifend; das trug ihm bald deutliche Kritik ein,⁷⁶¹ sorgte allerdings auch für zusätzliche Wirkung des bisherigen Regionalblattes außerhalb Bayerns. Er bediente sich dabei sämtlicher journalistischer Formen, vom Leitartikel bis zur Satire, um weiterhin seine nonkonformistischen Ansichten – wenn auch oft auf subtile Weise – zu verbreiten. Eisner war somit wieder ganz in seinem Element. Stampfer berichtete über Eisners Tätigkeit in Nürnberg: „Er modernisierte das Blatt und ließ sich von mir täglich vor Redaktionsschluß durchs Telefon das Neueste aus Berlin geben. Ein Einfall, auf den bis dahin keine andere sozialdemokratische Redaktion gekommen war.“⁷⁶²

Ebenfalls neu war, dass Eisner nun auch auf anderen Wegen, etwa als Versammlungsredner, Einfluss zu entfalten versuchte. Nach ersten Versuchen in Berlin entwickelte er sich in Nürnberg zu einem routinierten Redner, der auch in der Landagitation in der fränkischen Provinz tätig war. Anfänglich noch etwas befangen, entdeckte der intellektuelle Berufsschreiber bald sein rhetorisches Talent,⁷⁶³ das auch bei einem Publikum aus der Unterschicht verfiel. Diese Erfahrung sollte dem späteren „Revolutionsführer“ noch unschätzbare Dienste leisten. Sein Verhältnis zur Parteibasis beschrieb Eisner 1907 in einem kritischen Artikel über die deutschen „Intellektuellen“, in dem er schwärmte: „Das gerade, grobe, ehrliche Verhältnis, wie es zwischen dem körperlichen und dem geistigen Arbeiter in der Sozialdemokratie herrscht, ist ein Stahlbad gegen jede Verzärtelung und eine Säure für jeden eitlen Hochmut. Sie finden sich gemeinsam in der Sache, für die sie leben, die ihnen erst Leben schenkt. Das Proletariat der Hand braucht die Spezialisten des Kopfes. Und tausendmal mehr noch bedarf der Hirnarbeiter der innigen Berührung, des gemeinsamen Ringens mit

⁷⁵⁹ Gerhard SCHMOLZE, Kurt Eisners Föderalismus, in: Politische Studien 19 (1968), S. 46-60, Zitat: S. 46.

⁷⁶⁰ In der *Fränkischen Tagespost* schrieb Eisner 1908: „Die demokratische Verfassung Süddeutschlands [kennt keine] Staatsbürger 1. und 2. Klasse, wie dies in Preußen in unverschämtester Weise im Dreiklassenwahlrecht zum Ausdruck kommt [...] Die Auffassung, daß ein Sozialdemokrat nicht gleichberechtigt sei, ist im Süden verschwunden. Eine Justiz wie in Preußen, die noch angebliche Beleidigungen der Urgroßmutter des jetzigen Preußenkönigs mit Gefängnis bestraft, ist dort unmöglich. Es würde in Süddeutschland kein Minister wagen, der sozialdemokratischen Fraktion gegenüber zu erklären: ihr könnt reden, was ihr wollt und wir tun, was wir wollen.“ (POHL, Adolf Müller, Zitat: S. 126f).

⁷⁶¹ Neben der Kritik am angeblich zu hohen Niveau der Artikel wurde Eisner auch die Vernachlässigung der Berichterstattung über die Landtagsarbeit vorgeworfen. So intervenierte der Landtagsabgeordnete Segitz bei Eisner mit der Bitte „Anweisung zu erteilen, daß die bayerischen Angelegenheiten mehr Berücksichtigung finden“, sonst drohten „Zerwürfnisse mit den Parteigenossen, die ich gerne vermeiden möchte.“ (M. Segitz an K. Eisner vom 17.2.1910; GRAU, Kurt Eisner, Zitat: S. 228).

⁷⁶² STAMPFER, Erfahrungen und Erkenntnisse, S. 112.

dem Proletariat. So erst vermag er für die Kultur zu wirken, so erst wird er Kämpfer der Menschheit – ein Intellektueller.“⁷⁶⁴

Diesen Maßstab legte Eisner an sein eigenes Schaffen an; sein besonderes Augenmerk galt denn auch – als Vortragsredner wie als Verfasser von einschlägigen Artikeln⁷⁶⁵ - der Breitenbildung, die eine entscheidende Rolle in seiner politischen Konzeption spielte.⁷⁶⁶ Er entfaltete hier, über Nürnberg hinaus, eine rege Tätigkeit; dabei ging ihm Allgemeinbildung vor Parteitheorie. Sein Ziel war es, „die Arbeiter zu selbständigem Denken und kräftigem Wollen anzuleiten, zu erziehen“⁷⁶⁷; dazu galt es, im Gau Nordbayern „einen mächtigen Unterbau elementarer Kenntnisse zu verbreiten und auf deren Grundlage dann die theoretische Weiterbildung zu vollziehen.“⁷⁶⁸ Ohne es so zu formulieren,⁷⁶⁹ hatte Eisner frühzeitig erkannt: „Die Hauptarbeit, um die oligarchischen Tendenzen jeder Arbeiterbewegung tunlichst abzuschwächen, liegt auf dem Gebiete der sozialen Pädagogik.“⁷⁷⁰ (Diese Affinität zu den Überlegungen von Michels war kein Einzelfall.⁷⁷¹) Diesen während seiner Nürnberger Zeit so wichtigen Strang seiner Tätigkeit, der ihm von Vertretern der Parteilinken als

⁷⁶³ Auch in der Parteiöffentlichkeit erprobte Eisner nun sein rednerisches Geschick; auf dem Gautag der nordbayerischen SPD am 21./22.8.1909 in Hof hielt er die einleitende Ansprache, „die auf alle Anwesenden großen Eindruck machte.“ (FT Nr. 195 vom 23.8.1909).

⁷⁶⁴ Kurt Eisner, Die Wahlparole der Intellektuellen, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 1 vom Jan. 1907, S. 36-39, hier: S. 38.

⁷⁶⁵ Eigens für Bildungszwecke erhielt die *Fränkische Tagespost* unter Eisner die beiden Beilagen „Der Volksbildner“ und „Die Furche“.

⁷⁶⁶ Robert Michels, zwischen dessen wissenschaftlichem (Früh-)Werk und dem politischen Denken und Handeln Eisners es markante Berührungspunkte gab, hat 1909 an den Schluss seines wegweisenden Vortrages über die nahezu zwangsläufige Oligarchisierung bürokratischer Apparate den dezent optimistischen Hinweis gestellt: „Vielleicht liegt, wenn auch nicht die Heilung, so doch eine gewisse Milderung der oligarchischen Krankheit in dem Prinzip der Demokratie selbst, das immer weiteren Volksmassen die Quellen der Bildung zu öffnen bestrebt ist. Erhöhte Bildung aber bedeutet erhöhte Fähigkeit zur Kontrolle. Die Führung der gebildeten Massen ist immerhin weniger uneingeschränkt als die Führung der Massen Ungebildeter.“ (MICHELS, Der konservative Grundzug der Partei-Organisation, in: Ders., *Soziale Bewegungen*, S. 198-213, hier: S. 213). Dieser Sichtweise entsprach das Bemühen Eisners um Breitenbildung voll und ganz.

⁷⁶⁷ F. EISNER, Der Publizist und Politiker, Zitat: S. 109.

⁷⁶⁸ GRAU, Kurt Eisner, Zitat: S. 256.

⁷⁶⁹ In Eisners eigenen Worten, aus der *Fränkischen Tagespost* vom August 1908, hieß das Mittel gegen oligarchische Tendenzen: „Wir sollten darauf verzichten, durch Halbjahreskurse in Berlin eine auserwählte Schar von Parteiführern heranzuziehen, sondern uns unmittelbar an die geistig begehrlige Masse der Partei wenden. Und da diese Masse nicht ein halbes Jahr feiern und nach Berlin gehen kann, so muss eben die Berliner Parteischule zur Masse kommen.“ (F. EISNER, Die Politik des libertären Sozialismus, Zitat: S. 46).

⁷⁷⁰ MICHELS, Zur Soziologie des Parteiwesens, S. 376.

⁷⁷¹ Man vergleiche den oben zitierten Brief Eisners an Bebel vom November 1905 mit einer fast zeitgleich erschienenen Aussage von Michels: „Gegenüber dem debilen Reformismus und dem sterilen Revolutionarismus alter Prägung wird sich, zweifellos von Tag zu Tag mehr, eine realistische Konzeption der praktischen revolutionären Aktion behaupten.“ (GENETT, Der Fremde im Kriege, Zitat: S. 280). In seiner umfangreichen Studie zu Michels geht Genett auch ausführlich auf dessen Verhältnis zu Eisner ein (vgl. ebd., S. 670-721). Vor allem in der Kriegsschuldfrage und in der Bewertung der MSPD gab es dabei große Übereinstimmungen zwischen den beiden. Michels veröffentlichte später auch einen ausführlichen Nachruf auf Eisner: „Tatsächlich erscheint in der Michelschen Rekonstruktion Eisners Leben in mehr als einer Hinsicht wie ein geistig-moralisches Paralleluniversum zur Vita des deutsch-italienischen Soziologen“ (ebd., S. 676, Fn. 253). Genett arbeitet detailliert die diplomatischen Fäden der bayerischen Revolutionsregierung, die in die Schweiz reichten, heraus. Die Bezeichnung Eisners als „Mitbegründer der Münchner Räterepublik“ (ebd., S. 677) stellt dabei einen lapsus dar, der leicht vermeidbar gewesen wäre.

„Theoriefeindlichkeit“ ausgelegt wurde,⁷⁷² sollte er erst als Ministerpräsident wieder aufnehmen. Seiner nie erlahmenden Neugier folgend beschäftigte Eisner sich auch mit der Agrarfrage;⁷⁷³ hier ergaben sich wiederum Affinitäten zur Haltung Vollmars und ein Dissens gegenüber den marxistischen Dogmen.⁷⁷⁴ Das besondere Wesen des Bayerischen Bauernbundes – sein Verbündeter in der Revolutionszeit – hatte Eisner schon frühzeitig erkannt.⁷⁷⁵

Der Rückhalt Eisners in der Nürnberger SPD blieb indessen begrenzt, nicht nur was sein aufklärerisches Bildungskonzept anbelangte. Seine Haltung wurde teilweise als zu „reformistisch“ kritisiert, seine hohen Standards für die Berichterstattung der *Fränkischen Tagespost* schienen vielen Lesern unangemessen, zudem geriet das Blatt in wirtschaftliche Schwierigkeiten. Einen richtigen Draht zu den führenden „Nürnbergern“ fand Eisner offenbar nicht, weder zu den „rechten“ wie Segitz und Südekum (der Eisner zu seinem Posten verholphen hatte⁷⁷⁶), noch zu den „linken“ wie Süßheim (der schließlich die Ablösung Eisners betrieb⁷⁷⁷) und Josef Simon oder anderen (womöglich wirkte dies im Weltkrieg noch nach; zwischen der Parteiopposition bzw. USPD in München und Nürnberg lassen sich jedenfalls kaum Kontakte nachweisen).

Um die Kritik von „links“ zu verstehen, muss daran erinnert werden, dass Eisner zu dieser Zeit mit dem Reformismus Vollmars, der sich unnachgiebig gegen jede Kritik von außen zeigte, weitgehend konform ging. Demgegenüber gab es in Nürnberg – etwa bei der Frage der Budgetbewilligung – auch Gegner der Haltung des Landesvorstandes. Wie oben geschildert wurde, unterstützte Eisner auf dem Nürnberger Parteitag von 1908 vorbehaltlos die Budgetbewilligung, d. h. die Linie von Timm, Auer und Adolf Müller, und stand damit gegen die „linken“ Süßheim und Josef Simon.⁷⁷⁸ Kurz vor dem Parteitag hatte Eisner die Position der süddeutschen Landesverbände in der *Fränkischen Tagespost* noch einmal ausführlich begründet:

„Daß das Geschick Deutschlands in Preußen entschieden wird, ist auch für mich nicht zweifelhaft. [...] Es ist überhaupt ein vollständiger Unsinn, anzunehmen, selbst der ärgste süddeutsch-

⁷⁷² Zur Auseinandersetzung zwischen Eisner und Luxemburg über die unterschiedlichen Auffassungen zu den Bereichen Parteischule bzw. -bildungswesen siehe LASCHITZA, Im Lebensrausch, S. 293-297.

⁷⁷³ Vgl. Protokoll SPD-Parteitag Nürnberg 1908, S. 456f.

⁷⁷⁴ Während nach der marxistischen Entwicklungslehre der Bauernstand zum Untergang verurteilt war (siehe dazu auch oben Kap. 2.4.1.), propagierte Eisner die Bildung von Produktionsgenossenschaften und die Kooperation mit städtischen Konsumgenossenschaften.

⁷⁷⁵ Bereits 1897 hatte Eisner über den Bayerischen Bauernbund geschrieben: „In Bayern wächst eine selbständige Bauernbewegung, die durchaus demokratisch gerichtet ist und deren wirtschaftliches Programm, wenn auch vielfach anfechtbar, wenigstens auf kleinstädtische Interessen zugeschnitten ist. Nichts ist politisch klüger, als solche Bewegung zu unterstützen.“ (Abgedruckt in: G. u. R. SCHMOLZE (Hrsg.), Die halbe Macht den Räten, S. 37).

⁷⁷⁶ Vgl. M. BLOCH, Albert Südekum, S. 104.

⁷⁷⁷ Vgl. ebd., S. 109.

⁷⁷⁸ Siehe oben Kap. 2.4.3.

parlamentarische Doppelkretin glaube, daß man Erfolge durch Gemütlichkeit und Entgegenkommen gewinne. Die unleugbaren Erfolge gerade der süddeutschen Politik sind vielmehr umgekehrt eine Wirkung der ebenso klug überlegten wie rücksichtslos durchsetzenden Politik, welche die durch die Einsetzung der Klassenmacht errungenen Zugeständnisse immer nur zu weiteren Forderungen ausnutzt. [...] Ich bin überzeugt, daß die preußische Politik nicht durch süddeutsche Methoden überwunden wird. Die süddeutschen Parteien können vielleicht auf dem Umweg über die deutsche Politik einigen Einfluß auf die preußische Entwicklung nehmen. Dieser Einfluß, den merkwürdigerweise Kautsky verhöhnt, muß eingesetzt werden, weil eben auch das unscheinbarste Mittel im Kampf gegen die preußische Reaktion nicht verschmäht werden darf. Aber ich wenigstens bin mir bewußt, daß dieser bescheidene Einfluß in keinem Verhältnis zur Größe der Aufgabe steht, die in Preußen selbst gelöst werden muß. Und da ich mir klar darüber bin, daß das preußische Junkertum keinen Schritt der ungeheuren Macht, die es sich gesichert hat, freiwillig aufgibt, da ich auch nicht glaube, daß es durch die wirtschaftliche Entwicklung `von selbst` entwurzelt werden wird, so glaube ich aber, daß der proletarische Klassenkampf in Preußen durch harte Konflikte, durch schwere Erschütterungen und entscheidende Katastrophen führen wird.“⁷⁷⁹

Immerhin: In seiner pessimistischen Einschätzung der Lage in Preußen und des Einflusses, der von Süddeutschland aus darauf genommen werden konnte, unterschied sich Eisner sichtbar vom bayerischen Landesvorstand.⁷⁸⁰ Viel auffälliger war allerdings zu diesem Zeitpunkt Eisners Opposition gegenüber Kautsky und Bebel, die vor dem Parteitag zum Angriff auf die Budgetbewilliger geblasen hatten. Selbstsicher bemerkte Eisner am Ende seines Artikels dazu: „Auch heute halte ich die Budgetdebatte für überflüssig. Auch heute betrachte ich die Frage unter dem taktischen Gesichtspunkt des politischen Tageskampfes. Kautsky hielt sie für brennend und für ein Prinzip des sozialistischen Klassenkampfes. Ich habe die frohe Zuversicht, daß Kautsky sich auch diesmal dreinfügen wird, wenn die Partei schließlich meine Auffassung für selbstverständlich hält.“⁷⁸¹

Von der gemäßigten, erst recht von der radikalen Linken in der Partei blieb Eisner in seinem Kampf gegen die grundsätzliche Budgetablehnung meilenweit entfernt. Angesichts der Entwicklung nach 1914 mag dies nicht wenig überraschen, war jedoch aus der Zeit heraus betrachtet verständlich. Eisners politische Aversion gegen das reaktionäre Preußen - und wohl auch seine leidvollen Erfahrungen mit der Berliner Parteiführung - sowie seine Hochschätzung praktischer Politik entfalteten ihre eigene Logik, die ihn ins Lager der „Münchner“ führte (wobei sein dort tatsächlich vorhandener Einfluss im weit entfernten Berlin völlig irrational überschätzt wurde⁷⁸²). Hier zeigten sich noch die Nachwehen des erst wenige Jahre zurückliegenden Streits um die *Vorwärts*-Redaktion.

⁷⁷⁹ Artikelserie abgedruckt in: F. EISNER (Hrsg.), Sozialismus als Aktion, S. 40-57, hier: S. 47-49.

⁷⁸⁰ Zur optimistischeren Lagebeurteilung durch Adolf Müller und Timm siehe oben Kap. 2.4.8.

⁷⁸¹ Artikelserie abgedruckt in: F. EISNER (Hrsg.), Sozialismus als Aktion, S. 40-57, hier: S. 57.

⁷⁸² Aus Berlin schrieb Kaliski an Eisner: „Systematisch erweckt man hier die Vorstellung, dass nur Sie, Sie allein, die Entscheidung der Fraktion [gemeint wohl die Zustimmung der bayerischen Landtagsfraktion zum Budget; B. A.] veranlasst haben. Der dämonische Einfluss Eisners!“ (J. Kaliski an K. Eisner vom 30.8.1908; GRAU, Kurt Eisner, Zitat: S. 543, Anm. 24). Auch einem Bericht der Berliner politischen Polizei zufolge war Eisner der Parteilinken in Berlin „als eigentlicher Inszenator der süddeutschen `Rebellion` gründlich verhaßt“. (Abgedruckt in: FRICKE/KNAACK (Bearb.), Dokumente aus geheimen Archiven (Teil III), S. 110).

Eisners Forderungen, die „Politik des demonstrativen Nichtstuns“⁷⁸³ aufzugeben, stießen beim linken Parteiflügel, der zu dieser Zeit noch über eine starke Stellung verfügte, auf offene Ablehnung; *Vorwärts* und *Leipziger Volkszeitung* sparten denn auch nicht mit Angriffen auf den Nürnberger Chefredakteur.

Eisners Äußerungen aus dieser Phase wiesen eine größere Schnittmenge mit dem pragmatischen Kurs der „Münchner“ auf als mit der Haltung der „Nürnberger“. Eisner bezog auch auf dem Leipziger Parteitag von 1909 in gewohnt undogmatischer Weise Stellung zur Strategie der Partei:

„Daran, daß wir Nein sagen, geht das System nicht zugrunde. Aber es scheint bei manchen Parteigenossen eine Verwechslung zwischen Neinsagen und Verhindern zu bestehen. [...] Darin beruht der Wert der parlamentarischen Arbeit, daß wir in jeder Situation uns nicht mit Protesten begnügen, sondern es möglich zu machen suchen, daß ein positives Programm durchgesetzt wird [...]. Ich halte es für sehr wenig radikal, wenn man immer hinter den Regierungsentwürfen und bürgerlichen Entwürfen hinterherläuft, wenn man es diesen überläßt, unsere Arbeit zu tun. [...] Der Parlamentarismus ist unser Programm. Wenn wir ihn wollen, so müssen wir ihn ganz wollen, und vor allem in Deutschland, wo wir noch gar keinen Parlamentarismus haben, den wir erst erobern müssen.“⁷⁸⁴

Eisners Kritik an herrschenden Denkschablonen und seine ganz eigene Sprache, die vom Jargon der verschiedenen Parteiflügel stets unterscheidbar blieb, hatten allerdings keineswegs zur Folge, dass er gänzlich auf genuin marxistische Termini und Gedankengänge verzichtete, was ihn aber nach wie vor nicht davon abhielt, mit Kautsky, dem Theoriepapst der Partei, verbal die Klingen zu kreuzen.⁷⁸⁵ Eisners Rückhalt in der SPD blieb dabei weiterhin begrenzt; sein parlamentarisches Aktionsprogramm wurde vom Leipziger Parteitag abgelehnt.⁷⁸⁶

War Eisner somit zu dieser Zeit schwerlich einer der Hauptströmungen in der Partei zuzuordnen,⁷⁸⁷ so blieben auch seine Vorstellungen zum Aufbau der Parteiorganisation kritisch und unkonventionell; auf dem bayerischen Landesparteitag von 1908 verlangte er diesbezüglich: „Eine Zentralregierung [d. h. Parteileitung; B. A.] soll aber nicht im entferntesten den Charakter eines Absolutismus

⁷⁸³ F. EISNER, *Der Publizist und Politiker*, Zitat: S. 84.

⁷⁸⁴ Protokoll über die Verhandlungen des Parteitages der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands. Abgehalten zu Leipzig vom 12. bis 18. September 1909, Berlin 1909, S. 322-324.

⁷⁸⁵ Siehe dazu die 1908 in der *Fränkischen Tagespost* erschienene Artikelserie Eisners mit dem Titel „Das vorgeschrittene Hinterpomern. Zur Theorie der deutschen Entwicklung“. (Abgedruckt in: F. EISNER (Hrsg.), *Sozialismus als Aktion*, S. 40-57).

⁷⁸⁶ Zusammen mit 19 anderen Delegierten hatte Eisner dem Parteitag ein Aktionsprogramm zur Abstimmung vorgelegt; dessen zentrale Forderungen waren: Revision der Reichsverfassung zwecks Parlamentarisierung, Militärreform, Reichfinanzreform, Reform des Arbeitsrechts, Reichsschulgesetz und eine Reform des Strafrechts. (Vgl. Protokoll SPD-Parteitag Leipzig 1909, S. 211).

⁷⁸⁷ Während seiner Zeit als Chefredakteur der *Fränkischen Tagespost* wurde Eisner sowohl von der nunmehr „radikalen“ *Vorwärts*-Redaktion angefeindet, als auch von revisionistischer Seite mit Unverständnis behandelt; Eisner selbst stellte fest, dass sich beide Strömungen über ihn ärgerten, und behauptete, dass ihm dies „angenehm“ sei (K. Eisner an J. Bloch vom 2.9.1907; F. EISNER, *Der Publizist und Politiker*, Zitat: S. 89).

bekommen, da sonst eine Neigung zu bürokratischer Erstarrung gegeben ist.⁷⁸⁸ Diese Weltsicht und seine Hochschätzung des Parlamentarismus vertrugen sich zu diesem Zeitpunkt ganz vorzüglich mit dem bayerischen Reformismus, der sich explizit in Abgrenzung gegenüber Preußen, d. h. sowohl gegenüber der dortigen Staats- als auch der Parteiorganisation, definierte. In einem Brief an seinen Redakteurskollegen Haenisch, der während des Weltkrieges vom linken auf den äußersten rechten Parteiflügel wechselte, verwehrte sich Eisner 1908 energisch gegen die Ratschläge der norddeutschen Marxexegeten:

„Stört uns durch Euer Geschrei nicht die politische Situation im Süden. Ihr wißt von unseren Verhältnissen gar nichts. Wenn es so einfach wäre, jede politische Situation mit zwei verfilzten Formeln zu erklären, so kann jeder Schwachsinnige Politik treiben. Merkwürdig ist nur, daß gerade Ihr historischen Ökonomiker, wenn es gilt Eure Theorien anzuwenden, so vollständig versagt und anfangt, statt zu erklären, ethisch zu heulen. Sonst müßtet Ihr wissen, warum gegenwärtig namentlich in Bayern, unsere Situation verhältnismäßig günstig ist. [...] Bayern steht am Anfang einer großen Industrialisierung und Proletarisierung. Die Sozialdemokratie allein vertritt in dieser Entwicklung die fortschrittlichen Tendenzen. Wenn nun ein reines Beamten-Ministerium, wie das jetzige am Ruder ist, so ist es naturgemäß schon aus einer Art Ressortinteresse mit uns viel näher verwandt, als mit den bürgerlichen Parteien, die nur ihre Interessen vertreten und nicht die Tendenzen der wirtschaftlichen Entwicklung, namentlich nicht in dem kleinbürgerlichen und bäuerlichen Bayern.“⁷⁸⁹

Hier lassen sich Konstanten wie Variablen in Eisners Denken erkennen: Einerseits das Misstrauen gegen einen theorielastigen Determinismus und seine Präferenz für eine Politik der Tat, die er bis zu seinem Tod pflegte; andererseits der Glaube an die Reformierbarkeit Bayerns in Zusammenarbeit mit der Staatsbürokratie, den Eisner noch verlieren sollte. Er lehnte die „Verelendungstheorie“ der orthodoxen Marxisten um Kautsky ab und setzte nicht auf den „zwangsläufigen“ Zusammenbruch der kapitalistischen Wirtschaftsordnung, sondern auf deren beharrliche Bekämpfung mit dem Ziel ihrer Abschaffung. Dies schloss für Eisner den Einsatz für graduelle soziale Verbesserungen nicht aus, im Gegenteil, dadurch wurde für ihn die Glaubwürdigkeit der Partei gesichert. „Eisner wollte offenbar nicht wahrhaben, daß die marxistische Lehre ihre Anhänger von `positiver Arbeit`, wie er sie forderte, entbindet, in der Annahme, sie verzögere, systemstabilisierend, das Endziel. [...] Andererseits gelang es ihm auch nicht, die Revisionisten für das von ihm `einheitlich gedachte System der Aktion` zu gewinnen, das in der Verrichtung der Gegenwartsarbeit die revolutionäre Umwälzung intendierte. Er projizierte seine eigene Tatentschlossenheit auf die, wie er hoffte, für die `große Sache` zu begeisternden Sozialdemokraten.“⁷⁹⁰

⁷⁸⁸ Landesvorstand der Sozialdemokratischen Partei Bayerns (Hrsg.), Protokoll über die Verhandlungen des 9. Parteitag. Abgehalten in München am 28. und 29. Juni 1908, Nürnberg 1908, S. 145.

⁷⁸⁹ K. Eisner an K. Haenisch vom 21.8.1908. (POHL, Adolf Müller, Zitat: S. 108).

⁷⁹⁰ F. EISNER, Der Publizist und Politiker, S. 117.

Für ihn selbst folgerichtig stand Eisner bei den heftigen Auseinandersetzungen, die auf den Parteitagen von 1908 und 1910 ihre Höhepunkte erreichten, entschieden auf der Seite der süddeutschen Reformisten (und gegen das „linke Zentrum“, den Kern der späteren USPD). Im Kampf um die Budgetbewilligung warf er seine publizistischen Möglichkeiten in die Waagschale und entwickelte sich zu einem der „radikalsten Verfechter der bayerischen Sonderentwicklung“⁷⁹¹. (Was ihn nicht hinderte, Verständnis für die Ablehnung des Etats in Preußen aufzubringen). Eisners „Lehre“, die eine aktive Politik einforderte, und seine Ablehnung der in Berlin vorherrschenden dogmatischen Positionen gingen hier Hand in Hand. War Eisner auch ein beredter Fürsprecher der Vorbildfunktion der süddeutschen Landesverbände und forderte für diese Toleranz ein, so blieb ihm doch bewusst, dass die Entwicklung in Preußen für das Reich insgesamt entscheidend war.

Eisners persönliche Lebensumstände änderten sich schon bald wieder. Durch sein unabhängiges Denken und die Differenzen hinsichtlich der redaktionellen Arbeit war der Gegensatz zur Nürnberger Organisation immer größer geworden; dazu kam noch das unappetitliche Gerede über das Privatleben Eisners, der sich von seiner Frau getrennt hatte. Die ganze Entwicklung endete mit der Entlassung Eisners, was ihn 1910 seine Zelte in Nürnberg abbrechen ließ. Bemerkenswert, da meist unterschlagen, ist die durch diesen Ortswechsel und seine Ursachen erzwungene Niederlegung der Reichstagskandidatur im 1. Anhalter Wahlkreis, die Eisner schwer traf; ein in Aussicht stehender Aufstieg in der Partei blieb ihm damit verwehrt.⁷⁹²

Eisners nächste Station war die bayerische Landeshauptstadt, wo er als freier Mitarbeiter bei der *Münchener Post* weiter in seiner erlernten Profession tätig bleiben konnte. Chefredakteur Adolf Müller engagierte den erfahrenen Journalisten für sein Blatt, um insbesondere das Feuilleton zu fördern; eine Aufgabe, die Eisner mit Bravour erledigte. Eisners Preußenfeindschaft verband ihn wie seine bürgerliche Herkunft, sein beruflicher Werdegang und der Habitus des Intellektuellen mit Adolf Müller.⁷⁹³ Dieser sorgte als „rücksichtsloser Machtpolitiker“⁷⁹⁴ allerdings dafür, dass Eisner – bei aller Freundschaft und von ihm selbst konstatiertes „voller Harmonie“⁷⁹⁵ in der Zusammenarbeit – keinen wirklichen Einfluss auf die Ausrichtung des Blattes gewann. Der Neankömmling prägte die

⁷⁹¹ POHL, Münchener Arbeiterbewegung, S. 498.

⁷⁹² Eisner war im Februar 1909 von diesem Wahlkreis nominiert worden. Dort setzte sich bei den Reichstagswahlen von 1912 der Sozialdemokrat Wolfgang Heine durch; die Erringung eines Reichstagsmandats – und damit der Wechsel auf die Berliner politische Bühne – lag für Eisner folglich kurzzeitig im Bereich des Möglichen (vgl. F. EISNER, Eisners dritter Weg, in: WECKERLEIN (Hrsg.), FREISTAAT!, S. 99-108, hier: S. 106). Vor dem Krieg bemühte sich Eisner nicht mehr um eine weitere Kandidatur.

⁷⁹³ So hatte Müller 1910 erklärt: „Die Diktatur der Junker in Preußen, die Stellung, die verfassungswidrig die Zentralmacht Preußen sich errungen hat, hindert nicht nur jeden weiteren Fortschritt, sondern stellt das bißchen Demokratie, das wir im Süden haben, in Frage, bedeutet eine Gefahr für das bereits Errungene.“ (Protokoll SPD-Parteitag Magdeburg 1910, S. 423). Zu den ähnlichen Lebensläufen von Müller und Eisner siehe POHL, Adolf Müller, S. 134f.

⁷⁹⁴ GRAU, Kurt Eisner, S. 235.

⁷⁹⁵ K. Eisner an A. Müller vom 8.8.1914 (!). (POHL, Adolf Müller, Zitat: S. 132).

Münchener Post indes zweifelsohne durch eine Vielzahl von Artikeln für alle Bereiche, v. a. aber für das Kulturressort. Da Eisner vom Landesvorstand zudem mit der Landtagsberichterstattung beauftragt wurde, ergab sich hier – neben seinem einen Großteil der Parteipresse beliefernden „Arbeiter-Feuilleton“ – ein weiteres wirtschaftliches Standbein. Ein weiterer Vorteil: Dadurch konnte Eisner die Landespolitik und die daran Beteiligten direkt kennenlernen. Die vielfältigen journalistischen Aufgaben vergrößerten seinen Bekanntheitsgrad und dürften ihm auch persönliche Erfüllung verschafft haben wie sonst nur selten während seiner beruflichen Laufbahn.

Die Integration Eisners in die Münchner Sozialdemokratie und auch in die liberal geprägte Gesellschaft der Stadt ging reibungslos vonstatten. Entgegen einem kaum auszurottenden Vorurteil, das seine Gegner später nicht müde wurden, zu kolportieren, gehörte Eisner nie der „Schwabinger Boheme“ an. Anders als während seiner Tätigkeit beim *Vormwärts* stand Eisner nun nicht im Zentrum erbitterter Parteikämpfe; seine undogmatische Weltsicht behielt er auch an seinem neuen Wirkungsort bei.⁷⁹⁶ Dies erleichterte ihm die Akklimatisierung in der Hochburg des Reformismus zweifelsohne. Eisner verfügte – wenn auch in der „zweiten Reihe“ – über eine solide Stellung in der Partei, exponierte sich nun allerdings weniger als in seiner Nürnberger Zeit. Er konzentrierte sich nahezu ausschließlich auf die journalistische Arbeit, die ihm einen hervorragenden Einblick in die bayerische Innenpolitik verschaffte; am Kampf um Posten und Ämter innerhalb der Partei beteiligte er sich nicht, was wohl auch eine Folge der zuvor gemachten bitteren Erfahrungen war.

In seiner Befürwortung der Bündnispolitik mit den Liberalen ging Eisner mit der Landesleitung ebenfalls konform;⁷⁹⁷ zusammen mit Auer brachte er 1911 auch einen Antrag an den SPD-Parteitag ein, der vorsah, dem Reichstag die Mitbestimmung in der Außenpolitik zu sichern.⁷⁹⁸ Es wäre dennoch unangemessen, Eisners Haltung auf eine Stufe mit derjenigen von Parteigrößen wie Timm und Vollmar zu stellen. Was ihn von diesen unterschied, war die Skepsis hinsichtlich der Möglichkeit eines evolutionären Übergangs zur Demokratie und – vermutlich noch wichtiger – die Bereitschaft, den eigenen Standpunkt immer wieder kritisch an den veränderten Realitäten zu messen.

⁷⁹⁶ Kennzeichnend dafür Eisners Stellungnahme in einer Auseinandersetzung darüber, in welchem Maße ein „sozialistisches“ Blatt sich für kommerzielle Inserate öffnen sollte; anlässlich einer Kampagne zur Gewinnung neuer Abonnenten für die *Münchener Post* spot-tete er: „Einer Frau waren zu wenig Wohnungsanzeigen im Parteiblatt, einer anderen zu wenig Traueranzeigen, einer dritten zu wenig Käufe und Verkäufe. Anstatt auf diese Einwendungen sorgfältig zu hören, nennt man sie spießbürgerlich, rückständig. Aber jeder Blick in ein bürgerliches Inseratenblatt beweist doch gerade durch die Unzahl proletarischer Inserate der Art, daß dies Bedürfnis vorhanden ist. Und da die Befriedigung dieses Bedürfnisses obendrein die finanzielle Leistungsfähigkeit des Blattes erhöht und damit die redaktionelle Ausgestaltung ermöglicht, ist es wirklich bei einigem Nachdenken unerfindlich, warum man auf das Bedürfnis schilt, anstatt es zu befriedigen. Auch das schärfst entwickelte Klassenbewußtsein hindert nicht, daß ein Proletarier gelegentlich ein Kanapee zu kaufen oder zu verkaufen wünscht.“ (POHL, Münchener Arbeiterbewegung, Zitat: S. 408f).

⁷⁹⁷ Im Jahr 1913 schrieb Eisner dazu: „Soll sich endlich auch in Deutschland die Demokratie entwickeln und zur herrschenden Macht werden, so kann das, wie sich bei uns die Parteiverhältnisse gestaltet haben, zunächst nur durch die gemeinsame Aktion des sozialistischen Proletariats und des wahrhaft liberalen Bürgertums erreicht werden.“ (Abgedruckt in: G. u. R. SCHMOLZE (Hrsg.), Die halbe Macht den Räten, S. 35).

⁷⁹⁸ Vgl. MP Nr. 189 vom 17.8.1911.

Dabei war auch Eisner vor Irrwegen keineswegs gefeit. Unter dem Eindruck des Balkankrieges von 1912 und der vertraulichen Informationen, die Adolf Müller aus dem Bayerischen Kriegsministerium erhalten hatte, schwenkte der bisherige Kritiker des deutschen Militarismus um und sah im reaktionären Rußland – dem Lieblingsfeindbild der deutschen Sozialdemokratie – die Hauptgefahr für den Frieden in Europa. In einem Zeitschriftenartikel schrieb Eisner: „Die Sozialdemokratie ist nicht `antimilitaristisch`. Sie kennt und würdigt die Schwierigkeiten der internationalen Lage. Und da sie natürlich weiß, daß die schwerste Gefahr für den Frieden Europas gegenwärtig von der russischen Expansion droht, ist sie am allerwenigsten geneigt, ihre leidenschaftliche und nicht erfolgreiche Propaganda für den Weltfrieden durch eine Entwaffnung Deutschlands zu schwächen.“⁷⁹⁹ Folgerichtig sprach sich Eisner für die Stärkung der Landesverteidigung aus und entwickelte Vorstellungen zur Demokratisierung der Armee, die von der SPD im Parlament eingebracht werden sollten.⁸⁰⁰ Im Jahr 1913, als der reformorientierte Flügel in der Gesamtpartei erstmals ganz offen das Übergewicht erlangte, stand Eisner somit eindeutig im Lager der „rechten“ Mehrheit,⁸⁰¹ was ihn auch wieder enger an die Führung der Partei heranführte. „Auf lange Sicht sollte Eisner diesen Schwenk seiner außenpolitischen Annahmen freilich bedauern.“⁸⁰² Bei Kriegsausbruch sollte sich Eisner allerdings noch einmal täuschen lassen.

⁷⁹⁹ GRAU, Kurt Eisner, Zitat: S. 276.

⁸⁰⁰ Dass Eisner zu diesem Zeitpunkt zu den Befürwortern der reformorientierten Wehrpolitik in der SPD gehörte, beweist sein Artikel, der am 24.2.1913 in der *Chemnitzer Volksstimme* veröffentlicht wurde; darin schrieb er: „Gerade von *unserer* Auffassung aus, daß die stehenden Heere ersetzt werden müssen durch die *allgemeine* Wehrhaftigkeit des ganzen Volkes, um den Weltfrieden zu sichern, war es uns logisch *unmöglich*, den Krebschaden des Militarismus in der *Zahl* der kriegstüchtig auszubildenden Männer zu behaupten, denn wir wollten ja umgekehrt, daß *alle*, bis auf den letzten tauglichen Mann, auch wirklich für die Vaterlandsverteidigung mitwirken sollten. Der *Milizgedanke* setzt der *Zahl* der (nicht ständigen) Armee nur eine Grenze: die körperliche Leistungsfähigkeit der Nation . . . Wir haben nunmehr den Augenblick erreicht, wo jene innere Logik des herrschenden Militarismus bis zur letzten möglichen Grenze zu streben zum Durchbruch gelangt. Die neue Militärvorlage mit ihren beispiellosen finanziellen Anforderungen will die *allgemeine* Wehrpflicht *wirklich* durchführen, jeder Mann, der brauchbar ist, soll hinfort auch eingezogen werden. Das ist nichts weniger als eine militärische Revolution. Und in dieser Lage, die von weithin wirkender geschichtlicher Bedeutung ist, erwachsen gerade für die Sozialdemokratie ganz besondere Aufgaben. Die Zeit, in der man sich anschnickt, die *allgemeine* Wehrpflicht *durchzuführen*, ist der gegebene Augenblick, in dem wir (in aktueller *Selbstbeschränkung* auf das unmittelbar Mögliche und Durchsetzbare) in eine stürmisch vorangehende und angreifende Propaganda für die Demokratisierung der Armee eintreten sollten. [...] *Noch wirksamer* scheint uns, daß wir uns einstweilen auf einige klare und bestimmte Forderungen konzentrieren, die uns auf den Weg zur Miliz führen und die zugleich selbst den ehrlichen Fachleuten einer nur um ihrer selbst willen durchgeführten Verstärkung nationaler Wehrhaftigkeit annehmbar sein müssten. In dieser Hinsicht scheint uns das im März angedeutete Militärprogramm diskutabel: *1jährige* Dienstzeit für die Fußtruppen; Deckung der Kosten durch *direkte Steuern* auf hohe Einkommen, Vermögen und Erbschaften, Beseitigung des *Offiziersmonopols*.“ (Max Schippel, Ein rüstungspolitisches Aktionsprogramm?, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 8 vom 24.4.1913, S. 461-466, Zitat: S. 463f.). Zur Debatte um die Wehrpolitik in der SPD und Eisners Rolle dabei siehe oben Kap. 2.2.7.

⁸⁰¹ Kennzeichnend für die Positionierung Eisners im Strömungsspektrum der Partei um diese Zeit war seine Haltung zum Ausschluss des Parteiredakteurs Gerhard Hildebrand wegen (Rechts-)Abweichung vom Parteiprogramm auf dem Chemnitzer Parteitag von 1912; im Anschluss daran kam es zu einer Erklärung, die gegen diesen Ausschluss protestierte. Zu den Unterzeichnern gehörte Eisner zusammen mit etlichen Vertretern des rechten Parteiflügels, darunter, Auer, David, Edmund Fischer, Heine, Schippel, Severing, Südekum, Timm und Vollmar. (Vgl. FRICKE/KNAACK (Bearb.), Dokumente aus geheimen Archiven (Teil III), S. 465-467). Nach den Ereignissen der vorangegangenen Jahre war diese Stellungnahme Eisners wenig überraschend. Selbst mit dem weit auf dem rechten Flügel positionierten Südekum, den Eisner in Nürnberg sicher näher kennenlernte, gab es offenbar keine Auseinandersetzungen; im Gegenteil, auf dem nordbayerischen Gautag in Würzburg im April 1908 unterstützte Südekum ausdrücklich Eisners (in der Partei nicht unumstrittene) Vorstellungen zur Bildungspolitik (vgl. FT Nr. 98 vom 27.4.1908).

⁸⁰² GRAU, Kurt Eisner, S. 278.

Über Eisners „special relationship“ zur bayerischen Sozialdemokratie ist bereits viel Kluges und auch weniger Kluges gesagt und geschrieben worden. Bernhard Grau hat treffend zusammengefasst, was zu wissen notwendig ist, um die weitere Entwicklung dieser Beziehung ab 1914 zu verstehen:

„Eisner harmonierte mit dem bayerischen Modell nicht deswegen, weil er den Glauben an den sozialistischen Zukunftsstaat aufgegeben hatte und die Beseitigung der bestehenden Verfassungsordnung für überflüssig erachtete, sondern weil er überzeugt war, daß unter den gegebenen sozio-ökonomischen und politischen Verhältnissen nur die mühsame Politik der kleinen Schritte Erfolge zeitigen konnte. Gerade in Bezug auf Bayern schätzte er die Möglichkeiten einer solchen Tagespolitik, die dazu beitragen konnte, die Sozialdemokratie nicht nur für proletarische, sondern auch für bürgerliche Bevölkerungskreise glaubwürdig und politikfähig erscheinen zu lassen, recht hoch ein. Da er andererseits nicht befürchtete, daß die Mitarbeit im Gegenwartsstaat die Partei von ihren langfristigen Zielen abbringen könnte, zögerte er auch nicht, in seinem realpolitischen Engagement bis an den Rand des Möglichen zu gehen. Damit hielt Eisner an dem schon in seinen Berliner Jahren formulierten Konzept fest, das – in Anlehnung an das sozialdemokratische Parteiprogramm – von einem dialektischen Verhältnis von Revolution und Reform, von Prinzip und Taktik ausging. Für sein Verhältnis zum bayerischen Reformismus war dabei entscheidend, daß er sich gerade in diesem Punkt mit den Auffassungen des Landesvorstands der bayerischen Sozialdemokratie offensichtlich vollständig einig zu sein glaubte. [...] Obwohl er schon früh von engen, inoffiziellen Kontakten zwischen Parteispitze [...] und dem politischen Establishment gewußt und selber auf diesem Weg Informationen zugespielt bekommen hatte, scheint er nicht befürchtet zu haben, dies könne zu einer bewußten Manipulation der Partei oder – umgekehrt – zu Abstrichen derselben an ihren Prinzipien und Zielsetzungen führen. Dies sollte sich bitter rächen und zu einem bösen Erwachen führen, als der Ausbruch des Ersten Weltkriegs die politische Konstellation von Grund auf veränderte. [...] Schon nach kurzer Zeit wurde deutlich, welche Kluft Eisner tatsächlich vom sozialdemokratischen Reformismus und damit vom bayerischen Sonderweg trennte.“⁸⁰³

Hinzuzufügen ist dem nur, dass Eisner nahezu idealtypisch das verkörperte, was Erich Fromm – in Antithese zum berühmten „autoritären Charakter“ – als „revolutionären Charakter“ bezeichnete; dieser wird wie folgt beschrieben:

„Im charakterologischen Sinne ist ein Mensch noch nicht dadurch revolutionär, daß er revolutionäre Reden hält oder an einer Revolution teilnimmt. Ein Revolutionär im charakterologischen Sinne ist ein Mensch, der sich von den Bindungen an Blut und Boden, an Vater und Mutter, von der Loyalität gegenüber dem Staat, der Klasse, Rasse, Partei oder Religion gelöst hat. Der revolutionäre Charakter ist ein Humanist, sofern er in sich die ganze Menschheit erfährt und ihm nichts Menschliches fremd ist. Er liebt das Leben und achtet es. In ihm sind Skepsis und Glaube. Skeptiker ist er, weil er die Ideologien verdächtigt, unerwünschte Realitäten zu verschleiern. Glaubender ist er, weil er an das glauben kann, was erst potentiell ist, ohne schon ganz geboren zu sein. Er kann `nein` sagen und ungehorsam sein, eben weil er `ja` sagen kann und jenen Grundsätzen gehorcht, die in Wahrheit seine eigenen sind. Er befindet sich nicht im Halbschlaf, sondern nimmt in voller Wachheit die persönlichen und gesellschaftlichen Realitäten um sich wahr. Er ist unabhängig; was er ist, verdankt er seinen eigenen Bemühungen, er ist frei und keines Menschen Diener.“⁸⁰⁴

⁸⁰³ Ebd., S. 284 u. 295.

⁸⁰⁴ Erich FROMM, Der revolutionäre Charakter, in: Ders., Gesamtausgabe. Herausgegeben von Rainer Funk. Band IX. Sozialistischer Humanismus und Humanistische Ethik, München 1989, S. 343-353, hier: S. 352f.

Der Nonkonformist Eisner, ein „Unabhängiger“ im Wortsinne seit langer Zeit, war an allen Orten seines Wirkens letztlich ein unangepasster Exot geblieben innerhalb einer Partei, die von „fanatischen Parteigänger[n] des Organisationsgedankens“⁸⁰⁵ dominiert wurde, die er selbst als eine „eine bis zur Komik getreue Volksausgabe des Staates, in dem sie lebt“⁸⁰⁶, charakterisierte und die doch seine politische Heimat war und blieb, in der und für die er mit nicht nachlassender Energie kämpfte. In innerparteilichen Stürmen gut erprobt, aber immer noch mit Illusionen über die „Prinzipienfestigkeit“ der Parteiführung in München und Berlin behaftet, ging Eisner in die Kämpfe, die der SPD nun bevorstanden.

Bei Ausbruch des Weltkrieges war Eisner mit den politischen Verhältnissen in Bayern – allein schon durch seine Mitarbeit bei den beiden wichtigsten Blättern der hiesigen Sozialdemokratie – bestens vertraut und genoss auch einen gewissen Grad an „Prominenz“, war jedoch im Geflecht der Parteilgliederungen und der diesen nahe stehenden Institutionen formal in keiner Weise verankert und konnte sich folglich auch auf keinerlei „Hausmacht“ stützen (worauf er auch nie hingearbeitet hatte). Eisners Werdegang als Partiejournalist stellte in der SPD für sich allein genommen nichts Außergewöhnliches dar, eine Tätigkeit für die Parteipresse war in der Führungsschicht weit verbreitet;⁸⁰⁷ was Eisner von der immer mehr an Einfluss gewinnenden Gruppe von „Berufspolitikern“ unterschied, waren das Parlamentsmandat und die Parteiämter, die ihm fehlten. Dennoch hatte er bis dahin „ein fast harmonisches Verhältnis zu Bayern und der Münchener Sozialdemokratie“⁸⁰⁸ entwickelt. „Eisners bürgerliche Herkunft, seine wissenschaftliche Sozialisation, sein wenig ‚sozialdemokratischer Stallgeruch‘, seine Vorliebe für Bildung, seine engen Kontakte zu bürgerlichen Politikern und Intellektuellen, sein ausgeprägter Reformismus, der ihn seit der Jahrhundertwende in strikte Gegnerschaft zu den preußischen ‚Radikalen‘ brachte und nicht zuletzt seine strikte Bejahung des bayerischen ‚Sonderkurses‘ innerhalb der deutschen Sozialdemokratie, alles dies ließ ihn zu Beginn des Ersten Weltkrieges nicht wie einen zukünftigen bayerischen Revolutionär erscheinen.“⁸⁰⁹ Um dazu zu werden, bedurfte es in der Tat noch einiger Lernerfahrungen.

⁸⁰⁵ MICHELS, Der konservative Grundzug der Partei-Organisation, in: Ders., Soziale Bewegungen, S. 198-213, hier: S. 200.

⁸⁰⁶ K. EISNER, Marx-Feier; abgedruckt in: Ders., Gesammelte Schriften, 1. Bd., S. 221-239, hier: S. 223.

⁸⁰⁷ Vgl. Waltraud SPERLICH, Journalist mit Mandat. Sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete und ihre Arbeit in der Parteipresse 1867 bis 1918, Düsseldorf 1983.

⁸⁰⁸ GRAU/POHL, Kurt Eisners Volksstaat, in: BzG 37 (1995), H. 4, S. 3-21, hier: S. 9.

⁸⁰⁹ Ebd.

Nach Ausbruch der Julikrise setzte Eisner sich als „überzeugter Anhänger des Grundsatzes der Vaterlandsverteidigung im Falle eines Verteidigungskrieges“⁸¹⁰, dabei die Sachlage durch die gezielte Desinformation Adolf Müllers falsch einschätzend,⁸¹¹ dafür ein, dass die SPD-Reichstagsfraktion die Kriegskredite bewilligte, forderte jedoch gleichzeitig, Alles zur Abwendung der akuten Kriegsgefahr zu unternehmen.⁸¹² Maßgeblich war für Eisner, dass für ihn zunächst Rußland der entscheidende Aggressor war, den es nun zu bekämpfen galt.⁸¹³ Dadurch scheint auch sein bis dahin sehr kritischer Blick auf die Politik der deutschen Regierung erheblich getrübt worden zu sein.⁸¹⁴ Während Eisner frühzeitig daran zweifelte, dass sich die durch das Attentat von Sarajevo ausgelöste Krise noch friedlich beilegen ließe, dauerte es etwas länger, bis er erkannte, hinsichtlich der Verantwortlichkeiten für die Eskalation zum Weltkrieg einer Propagandalüge aufgesessen zu sein.

⁸¹⁰ FECHENBACH, Der Revolutionär Kurt Eisner, S. 12.

⁸¹¹ Müller, der über beste Kontakte zum Bayerischen Kriegsministerium verfügte, hatte Eisner wohl mitgeteilt, dass vertraulichen Informationen zufolge ein russischer Angriff auf Deutschland unmittelbar bevorstehe. Eisner schilderte die Ereignisse später, d. h. 1918, in seinem so genannten Gefängnistagebuch wie folgt: „Seit dem Herbst 1912 wurde ich ständig durch Adolf Müller informiert [..], daß wir [d. h. Deutschland] mit einem bevorstehenden Überfall durch die Russen zu rechnen hätten. [...] Unter dem Eindruck dieser Informationen – ich hatte damals keinen Grund, dem mir eng befreundeten Adolf Müller zu mißtrauen, den ich als den einzigen politischen Kopf der Fraktion und der Parteileitung schätzte – schrieb ich auch jenen Märzartikel [der sich mit Vorschlägen zu einer Heeresreform befasste; B. A.]. [...] Unter dem Eindruck jener Einflüsterungen [Müllers] stand auch meine Kindl-Keller-Rede [im Juli 1914 für die Bewilligung der Kriegskredite] [...] Am Dienstag Nachmittag [28. Juli] suchte mich, sehr erregt, Adolf Müller im bayerischen Landtag auf und benachrichtigte mich, daß wir unmittelbar vor der deutschen Mobilmachung stünden [...]. Ich erklärte ihm, daß ich es für meine Pflicht hielte, diese Informationen zu verbreiten [...] Ich telephonierte darauf die Mitteilung [...] an den Parteivorstand in Berlin und an das Chemnitzer Parteiblatt. Der Parteivorstand meinte auf die Botschaft, ich wäre verrückt geworden [...] Adolf Müller veranlaßte mich noch, brieflich über Chemnitz auf die Fraction einzuwirken, daß sie die Kredite bewilligen sollte. Da das auch meiner Überzeugung entsprach, schrieb ich den Brief [...] Das Schicksal wollte es [also], daß ich in den letzten Jahren vor dem Kriege meine politische Mitarbeit gerade den beiden Organen fast ausschließlich gewidmet hatte, die im Kriege am widerwärtigsten sich prostituierten: München und Chemnitz.“ (POHL, Adolf Müller, Zitat: S. 132f).

⁸¹² Siehe oben Kap. 3.2.3.

⁸¹³ Dabei scheute Eisner auch vor martialischen Tönen nicht zurück: „Jetzt hat der Zarismus angegriffen, jetzt haben wir keine Wahl, jetzt gibt es kein Zurückblicken. Jetzt hat das deutsche Proletariat den Erbfeind der europäischen Gesittung zu vernichten, als Deutsche, als Demokraten, als Sozialisten ergreifen wir die Waffen für die gerechte Sache.“ (MP Nr. 178 vom 4.8.1914).

⁸¹⁴ Über die oben geschilderte öffentliche Versammlung, auf der Eisner am 27.7.1914 in München sprach, liegt neuerdings ein aufschlussreicher Bericht des daran teilnehmenden Münchner Rechtsanwalts Philipp Loewenfeld vor; dieser ausgesprochen glaubwürdige und bestens informierte Zeitzeuge berichtet über die Ausführungen Eisners: „Entgegen seiner sonstigen Präzision und Klarheit waren seine Ausführungen sehr vage und pflaumenweich. Er gab in allgemeiner Form seinem `Vertrauen` Ausdruck, dass es der deutschen Regierung doch noch `gelingen` werde, den Kriegsausbruch zu verhindern. Das oesterreichische Ultimatum kritisierte er sehr sanft, indem er Bemerkungen des Inhaltes fallen ließ, wenn man es auch nicht billigen könne, so könne man es doch verstehen. Am Schluss wurde eine äußerst zahme Resolution angenommen, in der die Hoffnung auf Erhaltung des Weltfriedens ausgedrückt war. Davon, was die Partei tun wolle, wenn sich diese Hoffnung nicht bewahrheite, war nicht mit einem Wort die Rede. Der Verlauf der Versammlung hatte auf mich einen ebenso ernüchternden und niederdrückenden Eindruck gemacht, wie wohl auf die meisten Teilnehmer. Jedermann wusste, dass Kurt Eisner ein Mann von unbedingter sozialistischer Überzeugungstreue und allgemein bekannter Kriegsgegnerschaft war. Wie mochte es nur kommen, fragte sich ein jeder, dass er sich in ernstester Stunde so diplomatisch ausdrückte? Mangel an Mut war bestimmt nicht die Ursache, denn sein tapferes Eintreten für seine Überzeugung war allgemein geschätzt. Um der Sache auf den Grund zu kommen, beschloss ich, mich Eisner nach Schluss der Versammlung anzuschließen. Ich hatte mit ihm in einem Restaurant eine stundenlange Unterredung. Mein Erstaunen über das, was er mir erzählte, war nicht zu überbieten. Er war völlig eingefangen von der deutschen Propagandathese, dass ein russischer Angriffskrieg bevorstehe und war ganz und gar dafür, dass die Sozialdemokratie die Ankündigung von Bebel wahr mache und die Flinte auf den Buckel nehme. Er betrieb sich auf eingehende militärische Informationen, die er kraft besonderer Beziehung aus dem bayrischen Kriegsministerium erhalten habe. [...] Was mein maßloses Erstaunen erregte, war, dass ein Mann von so kritischem Sinn sich vom Berufsmilitär zur Entgegennahme und vorsichtigen Verbreitung solcher Informationen in zweifellosem guten Glauben benutzen ließ, um, objektiv gesprochen, Kriegsstimmung zu verbreiten.“ (LANDAU/RIESS (Hrsg.), Loewenfeld: Erinnerungen, S. 143-145).

Durch das Studium der ihm zugänglichen Aktenstücke über das Verhalten der Großmächte bei Kriegsbeginn setzte die entscheidende Wende in Eisners Denken ein; er schrieb darüber später: „Ich war nicht in Berlin beim Ausbruch des Krieges, aber als ich das erste deutsche Weißbuch las, da war mir schon beinahe klar, daß wir getäuscht worden waren, und nach wenigen Wochen war ich mir über Ursachen, Schuld und Verantwortlichkeit dieses Krieges nicht mehr im Zweifel.“⁸¹⁵ Und das, obwohl das deutsche Weißbuch „nicht nur das erste und kürzeste aller Farbbücher der am Krieg beteiligten Mächte [war], sondern auch das am meisten und mit größtem Erfolg verfälschte.“⁸¹⁶ In Eisners Analyse stellte sich der Krieg *nicht* als zwangsläufiges Ergebnis ökonomischer Prozesse und damit als grundsätzlich nicht abwendbares Übel dar, sondern als Ergebnis ganz konkreter Handlungen und Unterlassungen führender Politiker – und damit als Teil einer politischen Welt, die gestalt- und veränderbar war (hier zeigten sich wieder die grundsätzlichen Differenzen zur dogmatischen Linken). Am Ende dieses noch länger dauernden Prozesses des Umdenkens konnte für Eisner, dem jeder politische Fatalismus fremd war, nur der offene Kampf gegen die Kriegspolitik der Regierung stehen. Dieser zunächst nur von wenigen Parteigenossen vollzogene Schwenk musste ihn unweigerlich in Konflikt mit den Befürwortern der Burgfriedenspolitik bringen.⁸¹⁷ In besserer Kenntnis der diplomatischen Vorgänge bei Kriegsausbruch fühlte sich Eisner nun zu Recht von Adolf Müller „durch eine systematische, lang vorbereitete Intrigue“⁸¹⁸ hintergangen. Aus Freundschaft wurde nun rasch offene Gegnerschaft, die auf völlig unterschiedlichen Lagebeurteilungen beruhte, „und das, obwohl die Grundlage ihrer Meinungsbildung auf denselben politischen Informationen beruhte. Nur eines blieb ihnen selbst in dieser Phase gemeinsam: Sie bekannnten sich konsequent zu ihren Entscheidungen und gingen ihre Wege mit vollem persönlichem Risiko und großer politischer Härte, schließlich auch gegeneinander.“⁸¹⁹

Welches Stadium der Meinungsumschwung bei Eisner Anfang 1915 erreicht hatte, geht aus einem Brief an Heine (der aus dem gleichen Kenntnisstand völlig entgegengesetzte Konsequenzen zog und die Diskussion der „Kriegsschuldfrage“ grundsätzlich ablehnte⁸²⁰) hervor; darin schrieb Eisner:

⁸¹⁵ Abgedruckt in: G. u. R. SCHMOLZE (Hrsg.), Die halbe Macht den Räten, S. 31.

⁸¹⁶ GEISS, Kurt Riezler und der Erste Weltkrieg, in: Ders./WENDT (Hrsg.), Deutschland in der Weltpolitik des 19. und 20. Jahrhunderts, S. 398-418, hier: S. 403.

⁸¹⁷ Aus dem Studium der veröffentlichten Akten zog der bayerische SPD-Vorsitzende Vollmar ganz andere Schlüsse als Eisner: „Jetzt kennt man die Vorgeschichte des Krieges aus russischen, französischen und vor allem auch aus englischen und belgischen Quellen diplomatischer und militärischer Art hinreichend, um zu wissen, wer den Krieg gemacht und Deutschland in seine heutige Rolle gezwungen hat.“ (G. v. Vollmar an H. Branting vom 5.1.1915; WIELAND, Die Verteidigungslüge, Zitat: S. 209, Anm. 50).

⁸¹⁸ POHL, Adolf Müller, Zitat: S. 132.

⁸¹⁹ Ebd., S. 135.

⁸²⁰ Wie weit auseinander Eisner und Heine sich im Krieg entwickelten, war zuvor nicht abzusehen gewesen. Auf Eisners Affinität zum bayerischen Reformismus und seine Auseinandersetzungen mit der Parteilinken wurde bereits hingewiesen. Eisner teilte gewiss auch den Standpunkt, den Heine 1912 formulierte: „Es ist ja begreiflich und in gewisser Weise entschuldbar, daß der preußische Polizei-

„Ich stehe auf dem Standpunkt der Erklärung der Partei vom 4. August. Ich bin der erste in der Partei gewesen, der vor dem Kriege als Redner der Münchner Protestversammlung unsere Haltung genau so präziserte, wie sie in jener Erklärung zum Ausdruck kam. Der Krieg war und ist für mich eine Katastrophe, in der niemand neutral sein kann; irgendwo müssen wir kämpfen, und da wir nun einmal dem deutschen Reich angehören, ist hier unser Platz. Wir haben unsere Pflicht zu tun – unabhängig von jeder Stimmung und Einsicht – und uns unserer Haut zu wehren. Das war auch der Gehalt der Erklärung vom 4. August. Sie enthielt zweierlei: Die Bereitwilligkeit der Sozialdemokratie, das Vaterland zu verteidigen, und die Ablehnung der Verantwortung. Statt der Ablehnung der Verantwortung aber kam vom ersten Tage an die Solidarität mit den Verantwortlichen des Kriegs. [...] Was aber hat die deutsche Sozialdemokratie mit dem preußischen Militarismus gemein, den sie seit 40 Jahren bekämpft und der sich am 4. August nicht durch ein plötzliches Verwandlungswunder von Grund aus gewandelt, sondern vielmehr sein furchtbares Gesicht gezeigt hat? Welchen Grund haben wir, die Politik einer Regierung zu verteidigen, das Weltabenteuer herrschender Klassen, die bis zum August 1914 die Sozialdemokraten als minderen Rechts behandelten? [...] Was ist das für eine Internationalität, die nicht genau so die Invasionsleiden der belgischen und französischen, wie der ostpreußischen und galizischen Bevölkerung empfindet, und für die es deshalb gar keine Genugtuung ist, daß wir die Kriegsgreuel ins Ausland getragen haben, anstatt sie selber im Lande zu haben? [...] Wir müssen in dem tragischen Konflikt, in den wir hineingerissen sind, ernst, ehrlich und entschlossen für die Verteidigung des Vaterlandes kämpfen. Aber gerade deshalb müssen wir mehr denn je internationale Sozialisten, Demokraten, Republikaner sein. Ich fordere natürlich nicht, daß wir jetzt eine lärmende Agitation für unsere Ideale entfesseln, wir sollten überhaupt jede negative und positive Parteipolitik lassen, aber unsere ganze Haltung sollte von einer würdigen Verschlossenheit sein, die gar keinen Verdacht aufkommen läßt, daß wir uns selbst untreu geworden seien, [...] daß wir innere Solidarität mit unseren Unterdrückern üben. Verzeihen Sie, daß meine Schreierei ihnen die Zeit stiehlt. Aber in der jämmerlichen Überflüssigkeit, zu der ich verurteilt bin, empfinde ich um so schärfer die Pflicht, nicht durch Schweigen am Unheil noch mitzuhelfen.“⁸²¹

und Kasernengeist auch an den unter ihm aufgewachsenen Parteigenossen nicht spurlos vorübergegangen ist; aber nachdrücklich muß betont werden, daß die Genossen sich von diesem Geist freimachen müssen, wenn nicht die Partei unwiederbringlichen Schaden leiden soll. Die Disziplin, die gefordert werden darf, verpflichtet ausschließlich zu der Teilnahme an bestimmten gegen den Feind gerichteten[] von der Partei beschlossenen Aktionen. Geistige Arbeit in der Partei, wozu auch theoretische und taktische Erörterungen gehören, reglementieren zu wollen widerspricht dem Wesen solcher Tätigkeit und dem Grundsatz persönlicher Freiheit.“ (Sonderkonferenzen, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 18-20 vom 12.9.1912, S. 1139-1146, hier: S. 1142). Auch in einem anderen Punkt wollte Heine nun von seinen vor dem Krieg vertretenen Positionen nichts mehr wissen; 1907 hatte er noch gefordert: „Die verbrecherischen oder leichtfertigen Verursacher eines Krieges zur Verantwortung zu ziehen, soweit als unsere Macht reichte, wäre Aufgabe unseres inneren politischen Kampfes.“ (Wie bekämpfen wir den Militarismus?, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 11 vom Nov. 1907, S. 911-918, hier: S. 916). Genau dieser Forderung widmete sich Eisner nach Kriegsende mit Vehemenz während Heine schon während des Krieges von der Klärung der „Schuldfrage“ nichts mehr wissen wollte (obwohl oder weil er sich in vertraulichen Äußerungen von der besonderen Verantwortung der deutschen Regierung für den Krieg frühzeitig überzeugt zeigte): „Bei der Lage, in der das deutsche Volk sich befand und noch befindet, kommt es für uns Sozialdemokraten nicht im geringsten darauf an, welche Personen oder welche politischen Fehler die *Schuld an diesem Kriege* tragen. Selbst wenn die deutsche Regierung ganz allein diesen Weltbrand entfacht hätte, woran kein halbwegs objektiv Denkender glauben kann, wären wir verpflichtet gewesen, unser Land zu schützen und zu retten was möglich war. [...] Die Verantwortung mag später festgestellt werden, und selbst wenn die Schuldigen nie zur Verantwortung gezogen werden könnten, wäre das ein geringeres Unheil, als wenn mit Reden und Streiten die Zeit der Abwehr und Hilfe vergeudet würde.“ (Gegen die Quertreiber!, S. 9). Geradezu als Antithese zu Eisners späterem Denken und Handeln (und als Vorwegnahme der Dolchstoßlegende) lässt sich eine Rede, die Heine am 22.2.1915, d. h. wenige Tage nach Eisners hier zitiertem Brief, in Stuttgart hielt; dort führte er aus: „Jeder von uns weiß, daß der Gedanke an eine Revolution trotz der Vorliebe mancher Leute für dies Wort Phantasterei wäre und jeder Wirklichkeit meilenfern liegt, namentlich nach einem Kriege. Ich frage deshalb gar nicht, ob wir sie beginnen könnten. Ich frage nur: dürften wir als Deutsche eine Revolution wünschen, auch wenn wir sie könnten? Der Krieg zeigt uns die Lage unseres Volkes. Von allen Seiten ist unser Reich, unser Volk von Feinden umdrängt. Wir haben uns früher doch keine rechte Vorstellung gemacht von der Allgemeinheit des Hasses gegen Deutschland in allen Völkern, auch in solchen, die uns durch Blutsverwandtschaft oder alte Kulturbände verknüpft sind [...]. Wollten wir jetzt diesen Staat durch eine Revolution erschüttern, dann würden sogleich die Gegner Deutschlands den Augenblick für günstig erachten, um von allen Seiten über uns herzufallen; das wäre das Ende des Deutschen Reiches, aber auch das Ende des deutschen Sozialismus.“ (Wolfgang HEINE, Die politische Zukunft Deutschlands und die Sozialdemokratie. Rede gehalten in Stuttgart, in: Ders., Zu Deutschlands Erneuerung, S. 6-25, hier: S. 15f).

⁸²¹ K. Eisner an W. Heine vom 11.2.1915. (Abgedruckt in: G. u. R. SCHMOLZE (Hrsg.), Die halbe Macht den Räten, S. 253-259).

Dieser instruktive Einblick in Eisners politisches Denken zu jener Zeit zeigt, dass er zwar den herrschenden Nationalismus, von dem auch Teile der SPD infiziert worden waren, verwarf, jedoch noch nicht auf der Seite der Linksoption stand. Die „Politik des 4. August“, d. h. die Bewilligung der Kriegskredite, lehnte Eisner (noch) nicht grundsätzlich ab, forderte also keinen radikalen Kurswechsel der Partei. Dies teilte er auch Bernstein mit, der (zusammen mit Haase und Kautsky) Mitte 1915 mit dem Aufruf „Das Gebot der Stunde“ bereits zur offenen Rebellion übergegangen war.⁸²² In einer Hinsicht zeigte sich Eisner allerdings schon entschlossen, gegen den Kurs der Parteileitung zu opponieren: „Wie immer man über unsere bisherigen Handlungen denken mag, niemand kann bestreiten, daß wir das Recht und die Pflicht haben, Klarheit über Wesen und Ziel des Krieges zu verlangen.“⁸²³ Das hieß, offene Kritik zu legitimieren, bedeutete aber noch nicht die Unterstützung für Massenaktionen oder Vorstöße, die zur Spaltung der Partei führen konnten; noch sah Eisner die Möglichkeit, *innerhalb* der Organisation für seine Positionen zu werben, wobei er auf die Bedeutung der Kriegszielfrage immer wieder energisch hinwies.⁸²⁴ Insgesamt verhielt sich Eisner in dieser Phase, d. h. Mitte 1915, noch zögerlich; seine Unterstützung des Aufrufes von Bernstein, Haase und Kautsky und der diesem vorangegangenen Aktion Karl Liebknechts ist nicht nachweisbar (und auch recht unwahrscheinlich).⁸²⁵ Lehnte Eisner zu dieser Zeit auch die in der Partei um sich greifenden Tendenzen, sich voll und ganz mit der Regierungspolitik zu identifizieren, ab, so war seine Kritik am Kurs der Parteiführung doch weniger entschieden als bei den oppositio-

⁸²² Eisner rechtfertigte die Bewilligung weiterer Kriegskredite mit der Begründung, „wir bewilligen die Summen nicht für den Krieg, sondern für die Opfer des Krieges, die wir nicht schutzlos lassen wollen, indem wir zugleich das internationale Proletariat zum Frieden auffordern.“ (K. Eisner an E. Bernstein vom 11.8.1915; GRAU, Kurt Eisner, Zitat: S. 309).

⁸²³ K. Eisner an E. Bernstein vom 11.8.1915. (WIELAND, Die Verteidigungslüge, Zitat: S. 72).

⁸²⁴ So konnte Eisner in der *Neuen Zeit* einen Artikel veröffentlichen, in der er den Alldutschen Verband und seine Rolle vor sowie während des Krieges scharf angriff; darin hieß es: „Wer auch in Kriegszeiten nicht unterläßt, zu fordern, dass die *Worte*, mit denen man bombardiert wird, einen *Sinn* haben sollen, muß erkennen, dass jener Aufruf [des Alldutschen Verbandes; B. A.] zum *Durchhalten*, nur dann aufhört, ein leeres Wort zu sein, wenn zugleich klar gesagt wird, welches das Kriegsziel sei, bis zu dem man durchhalten müsse. Auch welchen militärischen Zustand man als ‚*Sieg*‘ aufzufassen sich entschieße, hängt von dem Kriegsziel ab. Ebenso steht es mit den Redewendungen vom ‚*ebrenvollen*‘ oder vom ‚*jaulen*‘ *Frieden*. Ehreivoll ist eben der Friede, in dem das von dieser oder jener Richtung aufgestellte Kriegsziel erreicht wird; faul, wo man weniger zu erreichen sucht oder zu erreichen vermag. Es folgt daraus, dass die Dauer des Krieges nicht nur von dem Grad der militärischen oder wirtschaftlichen Zurückdrängung und Erschöpfung der einen oder der anderen Partei abhängt, sondern insbesondere von der Art des Kriegsziels, das, je höher es vom Standpunkt *einer* Kriegspartei gesteckt ist, um so mehr *beide* Kriegsparteien zwingt, bis zum letzten Mann und bis zum letzten Stückchen Brot - ‚*durchzuhalten*‘. Und auch die andere Erwägung ist ohne weiteres einleuchtend: Je größere Opfer der Krieg fordert, um so mehr wird auf allen Seiten die Stimmung sich durchsetzen, dass man diesen Krieg doch nicht ‚*umsonst*‘ geführt haben dürfe. Darin liegt die Kraft der alldutschen Propaganda, daß sie ein solches *positives* Kriegsziel fordert. Ich glaube, dass die Sozialdemokratie, wenn sie auf den weiteren Verlauf der Dinge Einfluß gewinnen will, ihrerseits gleichfalls ein großes positives Kriegsziel mit aller Kraft propagieren müsse, ein Ziel, das in der Richtung unserer Auffassungen der deutschen und *europäischen* Entwicklung, im *gemeinsamen* Interesse aller Völker, *vornwärts* führt. Ueber dieses sozialdemokratische Kriegsziel heute deutlicher zu reden, ist freilich nicht möglich. Aber rüsten wir uns rechtzeitig auf die kommende verhängnisvolle Stunde!“ (Treibende Kräfte, in: *Die Neue Zeit*, Nr. 4 vom 23.4.1915, S. 97-106, hier: S. 106).

⁸²⁵ Zu diesen Vorgängen siehe oben Kap. 4.2.2.

nellen Kräften in Nordbayern, zu denen Eisner, der eine umfangreiche Korrespondenz unterhielt, offenbar keinen Kontakt hatte.

Dennoch war Eisner in der Redaktion der *Münchener Post* recht schnell isoliert, wo er bald nur noch als Theaterkritiker wirken konnte und damit von der politischen Berichterstattung ausgeschlossen war; Chefredakteur Adolf Müller war in keiner Weise bereit, Eisners kritischen Ansichten ein Forum zu bieten. Der ihm nur allzu bekannten Taktik der innerparteilichen Ausgrenzung konnte Eisner auch dadurch nicht entgehen, dass er seine Überlegungen zu Charakter und Ursachen des Krieges nicht an die große Glocke hängte und eher dezent formulierte. Wie ernst gemeint ein Vermittlungsversuch des gewieften Taktikers Müller war, der sich im März 1915 an Eisner wandte und es für „gut und nötig“ befand, „daß wir uns über verschiedenes aussprechen“⁸²⁶, muss dahin gestellt bleiben. Unstrittig ist, dass sich die zuvor durchaus freundschaftlich gefärbte Beziehung zwischen den beiden inzwischen erheblich abgekühlt hatte.

Aus der von ihm beklagten erzwungenen Untätigkeit versuchte Eisner auszubrechen, indem er sich als Kriegsberichterstatter bewarb, um so seine journalistische Tätigkeit – buchstäblich an vorderster Front – fortzusetzen. Dieses Vorhaben wurde vom SPD-Parteivorstand höchstpersönlich vereitelt. Die wachsende Bedrohung seiner beruflichen Existenz hinderte Eisner jedoch nicht, den Kontakt zu Gesinnungsgenossen – auch aus bürgerlichen Kreisen – zu intensivieren. Er nahm Verbindung auf zum pazifistischen, auf innenpolitische Reformen drängenden „Bund Neues Vaterland“ und zur „Deutschen Friedensgesellschaft“, Organisationen, die den Zielen der späteren USPD nahe standen und in denen der Historiker Ludwig Quidde in München eine führende Rolle spielte.⁸²⁷ Diese Gruppierungen gehörten zu denjenigen, die vom Bayerischen Kriegsministerium schon im Laufe des Jahres 1915 als gefährlich eingestuft worden waren; in diesen Kreisen des linksbürgerlichen Pazifismus fand Eisner potenzielle Bündnispartner, auf die er später noch zurückkommen sollte.

Unter dem Eindruck des durch die Burgfriedenspolitik ausgelösten Konfliktes innerhalb der Partei begann Eisner nun eine eindeutige Positionierung im Spektrum der auseinanderdriftenden Strömungen vorzunehmen (ohne dabei auf im Detail abweichende Ansichten zu verzichten⁸²⁸). Die nächste Stufe dieses Prozesses lässt sich deutlich aus einem Brief an seinen alten Kontrahenten Kautsky ablesen, mit dem er seit Herbst 1915 korrespondierte. Dabei ging Eisner zunächst von einer Analyse der deutschen Innenpolitik aus:

⁸²⁶ A. Müller an K. Eisner (handschriftl.) vom 20.3.1915. (SAPMO-BArch, NY 4060 66).

⁸²⁷ Vgl. Joachim REIMANN, Der politische Liberalismus in der Krise der Revolution, in: BOSL (Hrsg.), Bayern im Umbruch, S. 165-199, hier: S. 183. Zum bürgerlichen Pazifismus in München siehe auch AY, Entstehung einer Revolution, S. 45-52.

⁸²⁸ Siehe Eisners gegenüber der SAG nonkonforme Haltung in der Frage eines Kriegsparteitages.

„Er [d. h. Reichskanzler Bethmann Hollweg] braucht die Sozialdemokraten als Regierungspartei gegen die alldeutschen Radikalen. Aber selbst diese Hilfeleistung ist Gaukelei. Der Kanzler ist, wie er am Anfang Gefangener der Kriegspartei war und den Krieg machte, den er nicht wollte [!], so jetzt in den Ketten der Annexionspartei; er widerstrebt den Annexionen, aber er wird den Krieg so lange und nur aus dem Grunde fortsetzen, bis die Annexionen erreichbar sind. Übrigens sind alle bürgerlichen Parteien (einschließlich gewisser Sozialdemokraten) annexionistisch. [...] Eine Friedensaktion der deutschen Sozialdemokratie kann nur zweierlei Ziele sich setzen. Wir müssen die Regierung zu wirklichem Friedenswillen zwingen, indem wir ihre Verantwortlichkeit für den Krieg feststellen und eine neue Regierung des Friedens fordern. [...] Zweitens müssen wir auf den Friedenswillen der Massen in den anderen Ländern einwirken. [...] Eine proletarische Friedensaktion hat nur dann Sinn, wenn sie das friedliche Volk und den friedlichen Massenwillen *gegen* die herrschenden Kriegs- und Annexionscliquen aufruft. Die Mehrheit [der SPD; B. A.] will das aber gerade verhindern. Die Minderheit soll nicht einmal reden dürfen. Was schützt die Mehrheit vor? Die Sorge wegen einer Parteispaltung. Humbug! Zunächst steht gegenwärtig mehr auf dem Spiel als die Frage der äußeren Einheit einer sozialdemokratischen Partei, die in einem großen Teil ihrer Führer nicht mehr sozialdemokratisch ist. Dann aber ist von solcher Minderheitsaktion so wenig eine Parteispaltung zu erwarten, daß sie vielmehr sofort zeigen würde, wie *einig* die Partei als *sozialdemokratische* Partei in Wahrheit ist.“⁸²⁹

So scharfsinnig dieses Urteil über die politische Gesamtsituation war (abgesehen von der immer noch zu positiven Einschätzung des Kanzlers), hinsichtlich der Folgen einer „Minderheitsaktion“ unterlag Eisner einem Trugschluss. Die Kluft, die sich allmählich zwischen ihm und der Münchner Parteiführung aufgetan hatte, vergrößerte sich im Laufe des Jahres 1916 zu einem Abgrund. Zunehmend vergeblich kämpfte Eisner gegen die Einschränkung seines journalistischen Arbeitsfeldes durch die Parteiführung, wobei auch der Hebel materieller Zwänge zum Einsatz kam. Die vor dem Krieg gegebenen Möglichkeiten, auch außerhalb Bayerns Artikel zu veröffentlichen, wurden immer geringer, das „Arbeiterfeuilleton“ fand immer weniger Abnehmer; es kam zur „unfreiwillige[n] Abkoppelung vom parteiinternen Diskussionsprozeß“⁸³⁰.

Da es amtliche Zensur und die Selbstzensur der Partei Eisner nahezu unmöglich machten, seine Ansichten publizistisch in die Öffentlichkeit zu tragen, blieb nur der direkte Weg persönlichen Einsatzes als Versammlungsredner. Folgerichtig suchte Eisner auf einer Parteikonferenz der Münchner SPD im Februar 1916 die offene Auseinandersetzung mit Adolf Müller.⁸³¹ Mit seinem Werben für eine „selbständige sozialdemokratische Politik rücksichtsloser Opposition“⁸³² unterlag Eisner hier zwar, konnte aber doch eine starke Minderheit hinter sich scharen. Auf diesen Zeitpunkt lässt sich damit der Schritt Eisners zur bekennenden Parteiopposition datieren, nachdem er bereits kurz zu-

⁸²⁹ K. Eisner an K. Kautsky vom 3.12.1915. (Abgedruckt in: LASCHITZA, Kurt Eisner. Eine Dokumentation, in: BzG 9 (1967), S. 454-489, hier: S. 464-466, Zitat: S. 465).

⁸³⁰ GRAU, Kurt Eisner, S. 313.

⁸³¹ Siehe oben Kap. 4.3.

⁸³² K. Eisner an H. Haase vom 5.3.1916. (Abgedruckt in: LASCHITZA, Kurt Eisner. Eine Dokumentation, in: BzG 9 (1967), S. 454-489, hier: S. 466-468, Zitat: S. 466f).

vor für diese ein „positives Aktionsprogramm“⁸³³ gefordert hatte. Seine Rolle als Sprecher der Minderheit nahm Eisner auch auf einer weiteren Münchner Versammlung ein, die sich mit der Landeskonferenz vom April 1916 beschäftigte.⁸³⁴ Somit hatte er sich rasch als Wortführer der örtlichen Parteiopposition etabliert (eine Position, für die es ohnehin wenig Konkurrenz gab).

Diese Entwicklung führte bald zu Gegenaktionen der Münchner Parteileitung: Auer beantragte unter fadenscheinigem Vorwand ein Parteiausschlussverfahren gegen Eisner, das sich dann durch dessen Übertritt zur USPD erledigte.⁸³⁵ Bis dahin entwickelte sich der Konflikt mit der ihm eigenen Logik. Sein Biograph Grau datiert Eisners Entschluss, mit seiner oppositionellen Haltung offensiv an die Öffentlichkeit zu gehen, auf den Oktober 1916. Anlass war demnach ein Disput mit der Redaktion der Chemnitzer *Volksstimme*, das Parteiblatt hatte den propagandistischen Ladenhüter wiederholt, dem zufolge die russische Mobilmachung Auslöser des deutschen Kriegseintrittes gewesen sei. In einer Art Gegendarstellung bekundete Eisner: „Ich halte es länger für nicht zulässig, über den entscheidenden Punkt unserer Kriegsargumente zu schweigen. Ich will mir künftig, wenn die Zeit der Abrechnung gekommen ist, nicht vorwerfen lassen, daß ich früher nicht gesprochen hätte.“⁸³⁶ Das anschließende Gezerre zwischen Redaktion, Zensurbehörden und Eisner um die Veröffentlichung seiner kritischen Ausführungen kann hier übergangen werden, entscheidend war die hier bekundete Bereitschaft Eisners, „über den Rubikon zu gehen“⁸³⁷, wie es später Curt Geyer in seinem Fall formulieren sollte. Weder innerparteilicher Konformitätsdruck noch die ständige Bedrohung durch behördliche Zwangsmaßnahmen vermochten von nun an zu verhindern, dass Eisner offen aussprach, was er dachte und wollte.

Damit nähern wir uns der Frage, warum und wann genau Eisner dazu überging, sich innerhalb der Partei eine eigene Plattform zu suchen, wodurch er eine potenzielle Spaltung der Organisation in Kauf nahm. Seine Äußerungen vom Oktober 1916 lassen hier einige Rückschlüsse zu; nicht übersehen werden darf dabei jedoch auch die Koinzidenz mit der bereits geschilderten Reichskonferenz der SPD, die kurz zuvor abgehalten worden war.⁸³⁸ Dort hatte sich Eisner explizit dafür ausgesprochen, den Verlauf der Beratungen - das hieß: die weit auseinandergehenden Ansichten innerhalb der

⁸³³ K. Eisner an K. Kautsky vom 15.2.1916. (Abgedruckt in: Ebd., S. 466).

⁸³⁴ Siehe oben Kap. 4.5. Ob Eisner selbst an der Landeskonferenz teilnahm, ist unklar, weder in der umfangreichen Literatur über Eisner noch in den wenigen Quellen zu dieser Konferenz gibt es dazu Hinweise.

⁸³⁵ Vordergründiger Anlass für das Verfahren war ein Honorarvorschuss, den Eisner von der Partei für ein Handbuch erhalten hatte, zu dessen Fertigstellung es dann kriegsbedingt nicht kam. Wegen seiner materiellen Notlage konnte Eisner den Betrag zunächst nicht zurückerstatten, was von Auer gezielt ausgenutzt wurde.

⁸³⁶ K. Eisner an die Redaktion der Chemnitzer *Volksstimme* vom 27.10.1916. (GRAU, Kurt Eisner, Zitat: S. 316).

⁸³⁷ C. GEYER, Die revolutionäre Illusion, S. 57.

⁸³⁸ Siehe oben Kap. 4.6. Es liegen offensichtlich keine Quellen vor, die Eisners Einschätzung des Konferenzverlaufes näher erhellen könnten, Grau erwähnt in seiner Biographie Eisners Teilnahme an der Konferenz nicht.

Partei - publik zu machen.⁸³⁹ Er hielt es also zu diesem Zeitpunkt für unvermeidlich bzw. angebracht, die Kritik der Parteiopposition an die Öffentlichkeit zu tragen. Aus dem Verlauf der Konferenz dürfte er wohl zweierlei für seine weitere politische Tätigkeit abgeleitet haben. Erstens: So hoffnungslos unterlegen die Anhänger seiner Überzeugung innerhalb der Münchner Parteiorganisation auch waren, reichsweit gab es eine starke, im Anwachsen begriffene Minderheit in der Partei, die hinter der SAG-Führung um Haase stand (auch wenn die Unterstützung für deren Haltung nicht mit der Bereitschaft zur Parteispaltung gleichgesetzt werden darf, die ohnehin noch außerhalb von Eisners Vorstellungswelt lag). Zweitens brachte der Konferenzverlauf endgültige Klarheit darüber, dass die Betonfraktion um Ebert sachlichen Einwänden gegenüber immun war und jede kritische Diskussion unter Verweis auf die vermeintliche Parteiräson zu unterbinden trachtete.

Die anschließende Behandlung der Konferenz auf der Generalversammlung der Münchner SPD am 2. und 9. Oktober 1916 führte Eisner erneut vor Augen, dass im bestehenden institutionellen Rahmen der Partei keine substanzielle Debatte über die aktuellen Kontroversen mehr möglich war. In dieser Versammlung ließ der Landtagsabgeordnete Eduard Schmid keinen Zweifel an der Kompromisslosigkeit der Münchner Führungsgruppe gegenüber der SAG und ihren Anhängern. Eisner konnte ein letztes Mal auf der Tribüne der noch nicht gespaltenen Partei eine Politik reklamieren, „die in kraftvoller und zielklarer Opposition gegen die Kriegsparteien und die [...] völlig von ihnen abhängige Regierung, im Parlament sowohl wie durch Aufklärung der Massen auf sofortige Durchführung demokratischer Reformen und einen europäischen Frieden hinwirkt“⁸⁴⁰.

In welchem Maße Eisner und seine Gegner inzwischen aneinander vorbei redeten, zeigte deutlich ein Leitartikel der *Münchener Post*, der sich für demokratische Reformen sowie gegen eine „Zerschmetterung“ des Feindes aussprach und dabei ungerührt behauptete, das Verhältnis der Sozialdemokratie zur Regierung „wird durch nichts anderes bestimmt, als durch das Verhalten der Regierung gegenüber diesem Programm.“⁸⁴¹ Hier wurde den Fakten mehr als nur sanfte Gewalt angetan. Wie sehr die ganze Argumentation der Mehrheit auf den tönernen Füßen einer imaginären Ausgangsprämisse stand, deren Infragestellung je länger, desto mehr tabuisiert wurde, zeigte sich in der selbstzufriedenen Feststellung, dass „auch die [SPD-]Minderheit [...] anerkennen [muss], daß die Haltung der Fraktion [d. h. die Zustimmung zu neuen Kriegskrediten im Reichstag; B. A.] in diesem Falle nur die Konsequenz ihrer bisherigen Haltung ist, so richtig oder so falsch [sic!!] sie gewesen sein mag. Die Mehrheit sieht sich aber vor keinerlei neue Tatsachen gestellt, die sie veranlassen

⁸³⁹ Vgl. Protokoll SPD-Reichskonferenz Berlin 1916, S. 12.

⁸⁴⁰ MP Nr. 237 vom 11.10.1916.

⁸⁴¹ MP Nr. 253 vom 29./30.10.1916.

könnten, der Auffassung der Minderheit beizutreten.⁸⁴² Dieser realitätsblinde, diskursunfähige Wahrnehmungsmodus hatte seine logische Entsprechung in einer maßlosen Überschätzung des tatsächlichen Einflusses der vollkommen handzahmen (Mehrheits-)Sozialdemokratie.⁸⁴³

Eisner, der die Kreditbewilligung inzwischen völlig entgegengesetzt beurteilte,⁸⁴⁴ musste spätestens jetzt erkennen, dass er *innerhalb* der Münchner Parteiorganisation keine Chance hatte, mit seinen Ansichten Wirkung zu erzielen, da ihm nur eine kleine Minderheit der aktiven Mitglieder auf seinem Weg zu folgen bereit war.⁸⁴⁵ Dennoch blieb er seinen Prinzipien treu: Ihn trieb weiterhin „ein, gewiß unvorteilhaftes, Naturell, gerade für das Unpopuläre, sofern ich es für richtig halte, meine Kraft einzusetzen.“⁸⁴⁶ Was er als *homo politicus* in dieser Situation dringender denn je brauchte, war ein Forum, auf dem er sich öffentlichkeitswirksam äußern konnte. Eisner, für den organisatorische Fragen stets nachrangig gewesen waren und blieben, brauchte nun eben dies: Eine Organisation - oder zumindest etwas Ähnliches.

4.8 Die Herausbildung der Parteiopposition in München

Einen Ausweg aus Eisners Dilemma bot bald darauf eine bis dahin in München nicht in den Vordergrund getretene Gruppierung, nämlich die lokale sozialistische Parteijugend.⁸⁴⁷ Eine der politischen Bruchlinien, die zur Abspaltung der USPD führte, diese aber keineswegs für sich genommen erklärt, lag im „Generationskonflikt“ innerhalb der Partei, der sich in München ungewöhnlich deutlich manifestierte.⁸⁴⁸ Die nun politisch wirksam werdende Affinität von Burgfriedensgegnern und

⁸⁴² Ebd.

⁸⁴³ So schrieb die *Münchener Post* wenig später: „Die deutsche Reichsregierung und die Regierungen der Einzelstaaten sind wirklich nicht so töricht, die gewaltige Bedeutung der Arbeiterpresse in der großen europäischen Friedensfrage [...] zu verkennen. Die deutsche organisierte Arbeiterschaft – das beweist schon die Lösung der Hilfsdienstfrage – ist in den katastrophenreichen Wirren des Weltkrieges zu einer Großmacht geworden.“ (MP Nr. 293 vom 16.12.1916).

⁸⁴⁴ In einem Ende 1916 abgefassten Artikel, dessen Erscheinen von den Zensurbehörden verhindert wurde, schrieb Eisner zur Kreditbewilligung vom 4.8.1914: „Aber die Folgen, die sich aus dieser, der ganzen (von mir nicht geteilten) Tradition der Partei widersprechenden Tat ergaben, waren zermalmend. Ein halbes Jahrhundert sozialistischer Erziehungsarbeit war in einem Augenblick vertan. Weil die Abstimmung ein Bruch mit unserer bisherigen Politik war, darum passte man die neue Politik der Abstimmung an. Die Kreditbewilligung war nicht die Folge unserer früheren Politik, aber die jetzige Politik war die Folge der Kreditbewilligung.“ (Kurt EISNER, *Unterdrücktes aus dem Weltkrieg, München – Wien – Zürich 1919*, S. 35f.).

⁸⁴⁵ Auf der Generalversammlung vom 2./9. Oktober 1916 hatten nur 24 von ca. 500 Anwesenden *gegen* die Vorstandsresolution – und damit im Sinne Eisners – gestimmt.

⁸⁴⁶ Kurt Eisner, *Zur Literaten-Psychologie*, in: *Die Neue Gesellschaft*, Nr. 34 vom 22.11.1905, S. 404-408, hier: S. 406.

⁸⁴⁷ Zur Münchner Parteijugend siehe Bernhard GRAU, *Studien zur Entstehung der Linken. Die Münchner USP zwischen 1917 und 1920*, München 1989, (ungedr. Magisterarbeit), S. 17-27; ders., Kurt Eisner, S. 319-324 und SCHUELER, Felix Fechenbach, S. 22-46.

⁸⁴⁸ Nicht nur in München bildete der aktive Teil der Parteijugend einen wesentlichen Bestandteil der Parteiopposition bzw. später der USPD, Ähnliches gilt auch für Hamburg (vgl. Volker ULLRICH, *Trotz Alledem! Der Konflikt um den Hamburger Jugendbund 1916*, in: Ders., *Vom Augusterlebnis zur Novemberrevolution*, S. 39-53). Eine mit den Münchner Verhältnissen auch nur annähernd vergleichbare Entwicklung ist allerdings in keiner anderen bayerischen Stadt feststellbar. In Würzburg soll die Arbeiterjugendbewegung ebenfalls einen oppositionellen Standpunkt eingenommen haben (vgl. FRICKE, *Handbuch* (Bd. 1), S. 486); genauere Belege hierfür konnten allerdings nicht gefunden werden. An den Bemühungen, den burgfriedenskritischen Teil der sozialdemokratischen Jugendbewegung reichsweit zu organisieren, scheinen bayerische Vertreter kaum Anteil gehabt zu haben; an der illegalen

Parteijugend bedarf einer kurzen Erläuterung, da aus „Eisners Werdegang selbst [...] sich auf den ersten Blick keine besondere Disposition für die Belange der Jugend ablesen [lässt].“⁸⁴⁹ Die sozialdemokratische Jugend in München hatte von Anfang an gegen das Misstrauen der Parteiführung, die ihr nur zögerlich und in bescheidenem Ausmaß Selbstbestimmung konzederen wollte, zu kämpfen gehabt und litt zudem unter einer restriktiven Gesetzgebung, die die politische Betätigung Jugendlicher per se als Straftatbestand betrachtete.⁸⁵⁰

Die Mehrheit der SPD-Führung stand dem Aufbau einer eigenständigen Jugendbewegung skeptisch bis feindselig gegenüber; auf dem Parteitag in Bremen (1904) hatte Molkenbuhr noch verkündet: „Hätten wir eine solche Bewegung, so müssten wir sie bekämpfen, denn das Streben der Partei geht auf Zentralisation und größere Einheitlichkeit.“⁸⁵¹ Gerade Vertreter des rechten Parteiflügels, der allmählich immer mehr an Einfluss gewann, teilten diese ablehnende Haltung.⁸⁵² Dessen ungeachtet ließ sich in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg ein beschleunigtes Wachstum bei der Mitgliedschaft der sozialdemokratischen Jugendorganisationen feststellen. Da die SPD sich nicht auf ein kohärentes, parteiweit durchgesetztes Konzept bezüglich der Jugendarbeit verständigen konnte, eröffneten sich den Initiativen besonders engagierter Gruppen auf lokaler Ebene zunächst einige Freiräume, die die Partei- und vor allem die Gewerkschaftsführung durch eine organisatorische

Konferenz der oppositionellen sozialistischen Jugend in Jena am 23./24.4.1916 nahmen aus Bayern lediglich Delegierte aus Selb teil (vgl. INSTITUT FÜR MARXISTISCHE STUDIEN UND FORSCHUNGEN (IMSF) Frankfurt am Main (Hrsg.), Dokumente und Materialien. Aus der Geschichte der deutschen Arbeiterjugendbewegung 1904-1945. Neudrucke zur sozialistischen Theorie und Gewerkschaftspraxis Band 7, Frankfurt/Main 1975, S. 50, Fn. 1). Eine Gesamtdarstellung zur sozialdemokratischen Parteijugend und ihrer verschiedenen Strömungen im Ersten Weltkrieg steht noch aus. Die bisherigen Analysen deuten darauf hin, dass die Abspaltung der USPD (und auch deren Vorgeschichte) keineswegs eindimensional als Konflikt der Generationen in der Partei erklärbar ist bzw. dass die USPD-Mitgliedschaft bis Kriegsende signifikant jünger war als diejenige der MSPD (vgl. Klaus TENFELDE, Generationelle Erfahrungen in der Arbeiterbewegung bis 1933, in: SCHÖNHOFEN/BRAUN (Hrsg.), Generationen in der Arbeiterbewegung, S. 17-49, hier: S. 44f.). In Bezug auf die Reichstagsfraktion lässt sich sogar nachweisen, dass die Gegner der Kreditbewilligung deutlich älter waren als die Befürworter (vgl. Frank ENGEHAUSEN, Die sozialdemokratische Reichstagsfraktion im wilhelminischen Deutschland: Altersstruktur und Generationenkonflikte, in: Ebd., S. 145-163, hier: S. 160f.). Nach Kriegsende wurde die Arbeiterbewegung, d. h. Parteien und Gewerkschaften, allerdings für einige Jahre von einem starken Mitgliederzuwachs erfasst, der zu einer erheblichen Verjüngung führte; dies galt vor allem für die USPD. Auf die grundlegende Problematik, die in den Jahren vor 1914 sichtbar geworden war, ging bereits Robert Michels explizit ein, als er feststellte: „Die alten Führer [in der SPD; B. A.] trachten stets danach, neue Bewegungen, die noch keine starken Führer aufweisen, an ihre Interessen zu binden und so jeder Konkurrenz und jeder Möglichkeit einer neuen Geistesrichtung von vornherein vorzubeugen. Die *Entstehung der Bewegung der jugendlichen Arbeiter* ist von dem Gros der deutschen Sozialdemokratie und der Gewerkschaften nur scheelen Auges angesehen worden. Als beide aber merkten, daß sich die Entwicklung nicht mehr aufhalten ließ, setzten sie sich resolut an die Spitze und nahmen die Führung dieser jungen Bewegung in die alten Hände. Zur Leitung der Jugendbewegung wurde eine *Zentralstelle für die arbeitende Jugend Deutschlands* eingesetzt, die aus je vier Vertretern des Parteivorstandes der Sozialdemokratie, der Generalkommission der Gewerkschaften und der Jugendlichen – also einer Zweidrittelmajorität der Alten [...] – gebildet wurde. Diese Bevormundung wird mit mehr opportunistischem Eifer als logischer Schärfe mit der Unfähigkeit der Masse der Jungen, gegen den Willen ihrer eigenen Führer aufzukommen, zu rechtfertigen versucht.“ (Zur Soziologie des Parteiwesens, S. 190f.).

⁸⁴⁹ Bernhard GRAU, Kurt Eisner und sein Verhältnis zur Jugend im 1. Weltkrieg und in der Zeit der Revolution (1918/1919) aus der Perspektive Ernst Tollers, in: NEUHAUS u. a. (Hrsg.), Ernst Toller und die Weimarer Republik, S. 47-58, hier: S. 50.

⁸⁵⁰ Das 1908 vom Reichstag verabschiedete Vereinsgesetz verbot Jugendlichen unter 18 Jahren generell jede politische Betätigung.

⁸⁵¹ Rudolf FALKENBERG u. a., Geschichte der deutschen Arbeiterjugendbewegung 1904-1945, Dortmund 1973, Zitat: S. 36.

⁸⁵² Vgl. ebd., S. 65f.

Integration der Arbeiterjugendbewegung einzuschränken versuchte.⁸⁵³ Um staatlichen Unterdrückungsmaßnahmen keinen Vorwand zu liefern, bemühte sich die Partei auch, antimilitaristische Tendenzen aus der Jugendbewegung fernzuhalten.⁸⁵⁴ Die Folgen des autoritären Organisationsverständnisses der SPD auf ihre Jugendarbeit hatte Adolf Braun auf dem Jenaer Parteitag von 1913 hellsichtig beschrieben: „Die Jungen in der bürgerlichen Jugendbewegung haben das Gefühl viel größerer Freiheit und Selbständigkeit, viel geringerer Bevormundung als bei uns. Sie werden vielleicht dort mehr bevormundet und gegängelt als bei uns, aber sie merken es nicht. Bei uns aber merken sie, daß sie so abgeklärt und diszipliniert gemacht werden sollen [...]. Wir verstehen nicht die Jugend zu behandeln, weil wir sie ebenso machen wollen, wie wir sind.“⁸⁵⁵

Genau deswegen sollte es auch in München bald zu schweren Konflikten zwischen örtlicher Parteijugend und –leitung kommen. Dreh- und Angelpunkt dieser Auseinandersetzung war Felix Fechenbach, dessen Bedeutung für die Entstehung und Geschichte der bayerischen USPD eine nähere Betrachtung mehr als rechtfertigt.⁸⁵⁶ Der 1894 im württembergischen Mergentheim geborene, in Würzburg aufgewachsene Fechenbach entstammte einem orthodox-jüdischen Elternhaus; den ärmlichen Verhältnissen entsprechend verließ er mit 13 Jahren die Schule und absolvierte eine kaufmännische Lehre in einer Würzburger Schuhwarengroßhandlung. Auf Anregung des älteren Bruders trat er dem Zentralverband der Handlungsgehilfen (ZdH) und der sozialdemokratischen Jugendbewegung bei. Nach einem kurzen Zwischenspiel in Frankfurt/Main, wo er der SPD beigetreten war und sich am Reichstagswahlkampf von 1912 beteiligt hatte, zog er nach München, wo er im November 1912 eine Stelle beim Arbeitersekretariat⁸⁵⁷ antrat (dessen Leiter war kein Geringerer als Johannes Timm). Seiner Ausbildung entsprechend kümmerte sich Fechenbach um Angestelltenfragen; gerade 18 Jahre alt, beschränkte er sich nicht nur auf Verwaltungsaufgaben, sondern war auch als Redner und journalistisch aktiv. „Von einem ungeheuren Arbeitseifer besessen, zu jeder Tätigkeit bereit, bildungsbeflissen und idealistisch, schien der Aufstieg für den jungen Genossen geradezu programmiert zu sein.“⁸⁵⁸ Die Partei- und Gewerkschaftsarbeit lernte Fechenbach von der Pike auf; sein Engagement in der Parteijugend führte allerdings bald zur Konfrontation mit den Parteioberen,

⁸⁵³ Zur Jugendbewegung in der SPD vor 1914 siehe auch SCHORSKE, Die große Spaltung, S. 134-147.

⁸⁵⁴ Vgl. LAMPE u. a., Militärpolitik, S. 331.

⁸⁵⁵ SCHUELER, Felix Fechenbach, Zitat: S. 31f.

⁸⁵⁶ Zur Biographie Fechenbachs siehe Dieter HEISTERMANN (Hrsg.), Felix Fechenbach – ein Leben für die Freiheit, Warburg 1993; LANDESVERBAND LIPPE - INSTITUT FÜR LIPPISCHE LANDESKUNDE - KREIS LIPPE (Hrsg.), Felix Fechenbach 1894-1933. Journalist, Schriftsteller, Pazifist. Symposium zum 100. Geburtstag; 28. und 29. Januar 1994 in Detmold, Detmold 1994; SCHUELER, Felix Fechenbach und Peter STEINBACH, „Das Schicksal hat bestimmt, daß ich hierbleibe“: Zur Erinnerung an Felix Fechenbach (1894-1933). Mit der Zusammenstellung der Artikel von „Nazi-Jüskén“, Berlin 1983.

⁸⁵⁷ Dabei handelte es sich um eine Beratungsstelle der Freien Gewerkschaften.

⁸⁵⁸ Karl Heinrich POHL, Eisner, Fechenbach und die Revolution in Bayern: Zur Rolle der Persönlichkeit und zu den strukturellen Voraussetzungen der Revolution 1918/19, in: LANDESVERBAND LIPPE u. a. (Hrsg.), Felix Fechenbach, S. 42-59, hier: S. 50.

worauf noch näher einzugehen sein wird. Nachdem er im November 1914 zum Militär eingezogen worden war, kam Fechenbach Anfang 1915 an die Westfront, wo er wenig später schwer verwundet wurde. Nach längerem Lazarettaufenthalt kehrte er, nur noch garnisonsdienstfähig, nach München zurück, wo er sich wieder auf dem linken Parteiflügel, d. h. nun für die Burgfriedensgegner stark machte.

Fechenbach war bald der engste Vertraute Eisners, dessen Sekretär er nach der Regierungsübernahme im November 1918 wurde. Zudem noch Mitglied diverser Rätegremien, stand der gerade 24-jährige nun im Zentrum des politischen Geschehens in der Landeshauptstadt. Innerhalb der Münchner USPD gehörte Fechenbach zu den Wortführern der moderaten Kräfte;⁸⁵⁹ er bemühte sich um einen Ausgleich mit der MSPD und stand der radikalen Linken ablehnend gegenüber. Der Bewegung, die auf die Ausrufung einer Räterepublik abzielte, begegnete er von Anfang an mit Skepsis (von einer kurzen Ausnahme abgesehen⁸⁶⁰); in keiner der beiden Münchner Räterepubliken übte Fechenbach eine Funktion aus (was ihn allerdings nicht vor einer Verhaftung bewahrte). Später arbeitete er für verschiedene sozialdemokratische Zeitungen – zeitweise auch im Sudetenland – ehe er im Juni 1921 als Sekretär der USPD-Landtagsfraktion vorübergehend wieder nach Bayern zurückkehrte. Mit dem größten Teil der Rest-USPD schloss Fechenbach sich im Herbst 1922 der wiedervereinigten Sozialdemokratie an.

Die erstarkende Reaktion in Bayern startete gegen Fechenbach schon 1921 eine gehässige, deutlich antisemitisch eingefärbte Hetzkampagne, mit der die „Novemberverbrecher“ diskreditiert, die Kriegsunschuldlegende „bewiesen“ und der politischen Linken die Schuld an den Folgen des Versailler Vertrages in die Schuhe geschoben werden sollte. Im Oktober 1922 wurde Fechenbach in einem politischen Schauprozess, der auch eine breitere Öffentlichkeit bewegte, dann wegen Landesverrats zu elf Jahren Zuchthaus verurteilt; Anlass hierfür war u. a. seine Beteiligung an der Aktenpublikation Eisners über das Verhalten der deutschen Regierung in der Julikrise von 1914 (Vorwand war der Vorwurf, Fechenbach habe 1919 der französischen Zeitung *Le Journal* ein die deutsche Regierung kompromittierendes Dokument zur Julikrise zugespielt).⁸⁶¹ Nach seiner vorzeitigen Entlassung auf Bewährung im Dezember 1924 war Fechenbach wieder als Redakteur tätig, zu-

⁸⁵⁹ Die Frage der Mitgliedschaft Fechenbachs in der USPD war Anlass einiger Irritationen. Auf einer Generalversammlung der Münchner USPD am 9.3.1919 erklärte Richard Kaempfer, der mit Fechenbach eng befreundet war und deshalb als glaubwürdig gelten kann, dieser sei bereits vor dem Januarstreik von 1918 wieder aus der Partei ausgetreten, sein Wunsch, nach der Novemberrevolution wieder beizutreten, sei aus Nachlässigkeit nicht vollzogen worden (vgl. *Neue Zeitung* Nr. 66 vom 11.3.1919). Später scheint dieser Wiedereintritt dann vollzogen worden zu sein, laut dem Biographen Schueler (Felix Fechenbach, S. 140) ist der genaue Zeitpunkt unklar.

⁸⁶⁰ Auf einer Versammlung am 5. April 1919, d. h. wenige Tage vor Ausrufung der ersten Räterepublik in München, hatte sich Fechenbach *für* die Räterepublik ausgesprochen. (Vgl. SELIGMANN, *Aufstand der Räte*, S. 138).

⁸⁶¹ Vgl. BARTH, *Dolchstoßlegenden*, S. 507f.

nächst in Berlin, ab 1929 beim *Detmolder Volksblatt*, wo er sich als unerschrockener Kämpfer gegen den Nationalsozialismus einen Namen machte. Zur Jahreswende 1932/33 bescheinigte er seinen Gegnern: „Die Sklavenseelen im Braunhemd müssen sich einen Popanz machen, vor dem sie katzbuckeln können. Der ewige Untertan in ihnen verlangt, daß sie jemanden haben, dem sie die Stiefel lecken können.“⁸⁶² Die hiervon Getroffenen nutzten bald die Gelegenheit, Rache zu üben. Am 7. August 1933 wurde Fechenbach auf dem Transport ins KZ Dachau von dem begleitenden SA-Kommando ermordet.⁸⁶³

Felix Fechenbach, „ein Vollblutpolitiker mit idealistischer Motivation“⁸⁶⁴, war zweifelsohne der kongeniale Partner Eisners beim Aufbau einer oppositionellen Gruppe in München. Beider politisches Handeln wurde von ähnlichen Ansichten und Motiven geprägt, der Mentor Eisner mit seinem rhetorischen Geschick und seinen visionären Gedanken fand im loyalen Organisator Fechenbach und dessen Jugendgruppe eine treue Gefolgschaft. Zeit seines Lebens stand Fechenbach auf dem linken Flügel der Sozialdemokratie, ohne je in die Versuchung zu kommen, zum Kommunismus zu konvertieren. Die Einigkeit der Arbeiterbewegung war ihm ein hohes Gut, das ihm stets bis ans Äußerste gehende Anstrengungen, nicht aber die Aufgabe von grundsätzlichen Positionen wert war. Diese Konsequenz und Eigenständigkeit brachten ihn im Weltkrieg in Gegensatz zur Parteiführung, die von Fechenbachs Kampf gegen den Krieg nichts wissen wollte. Seine Rehabilitierung und Integration in das „offizielle“ Parteierbe erfolgte erst mit peinlich langer Verzögerung; immerhin: Sie erfolgte.⁸⁶⁵

Zunächst muss noch einmal in die Vorkriegszeit zurückgeblendet werden, um die Genese der Münchner Parteioption nachzeichnen zu können. Bald nach seiner Ankunft in München im Jahr 1912 hatte sich Fechenbach, der ein strikter Gegner der militaristischen bürgerlichen Jugend-

⁸⁶² STEINBACH, „Das Schicksal hat bestimmt, daß ich hierbleibe“, Zitat: S. 48.

⁸⁶³ Die offizielle Pressemitteilung zu diesem Vorgang lautete: „Der ehemalige Redakteur des `Volksblatt` in Detmold und frühere Privatsekretär des 1919 in München erschossenen bayerischen Ministerpräsidenten Kurt Eisner, Felix Fechenbach, sollte gestern im Kraftwagen nach einem bayerischen Konzentrationslager gebracht werden. Unterwegs unternahm Fechenbach einen Fluchtversuch. Als er auf mehrmalige Haltrufe der Begleitmannschaft nicht stehenblieb, feuerte die Begleitung hinter dem Flichenden her. Eine Kugel traf Fechenbach tödlich.“ (Abgedruckt in: Herbert MICHAELIS/Ernst SCHRAEPLER (Hrsg.), Ursachen und Folgen. Vom deutschen Zusammenbruch 1918 und 1945 bis zur staatlichen Neuordnung Deutschlands in der Gegenwart. Eine Urkunden- und Dokumentensammlung. Neunter Band. Das Dritte Reich. Die Zertrümmerung des Parteienstaates und die Grundlegung der Diktatur, Berlin 1964, S. 160).

⁸⁶⁴ SCHUELER, Felix Fechenbach, S. 249.

⁸⁶⁵ So gibt es zu Fechenbach einen Eintrag in dem von der SPD herausgegebenen „Gedenkbuch“, in dem Kurzbiographien verfolgter Sozialdemokraten versammelt sind (vgl. VORSTAND DER SOZIALDEMOKRATISCHEN PARTEI DEUTSCHLANDS (Hrsg.), Der Freiheit verpflichtet. Gedenkbuch der deutschen Sozialdemokratie im 20. Jahrhundert, Marburg 2000, S. 93). Die SPD-Lippe vergibt seit 1996 einen „Felix-Fechenbach-Preis“, erster Preisträger war – aus welchen Gründen auch immer – Wolfgang Clement. Die Münchner Jusos betrachten Fechenbach nach Auskunft ihres Internetauftrittes als ihren „Gründervater“. Inzwischen ist der Name Fechenbachs auch im Münchner Stadtbild präsent; seit einigen Jahren existiert ein Felix-Fechenbach-Bogen, passenderweise unweit des Geländes, auf dem während des Ersten Weltkrieges der Großteil der Münchner Kasernen lag, die Fechenbach zusammen mit Eisner und den übrigen Revolutionären am 7. November 1918 unblutig erstürmte.

bewegung war, daran gemacht, eine eigenständige Jugendorganisation der SPD aus der Taufe zu heben. Daraus ergaben sich schnell innerparteiliche Spannungen. Bereits die Abhaltung von wöchentlichen literarischen Abenden fand gegen den Willen der Münchner Parteileitung statt, deren Vertreter sich im Jugendausschuss ein deutliches Übergewicht vorbehalten hatten. Um dieser „kaum noch vorstellbare[n] Bevormundung durch die Erwachsenen“⁸⁶⁶ zu entgehen, strebte die Gruppe um Fechenbach größere Autonomie an. Anfang 1914 gelang es, die „Jugendsektion des sozialdemokratischen Vereins München“ ins Leben zu rufen, die zunächst für die 18-21-jährigen Mitglieder vorgesehen war (durch Beschluss der Generalversammlung vom Juni 1914 wurde das Höchstalter auf 23 Jahre heraufgesetzt). Eine beteiligte Zeitgenossin bezeichnete Fechenbach als „Seele des Ganzen“⁸⁶⁷; dies wohl zu Recht, wie die weitere Entwicklung zeigen sollte.

Fechenbach schilderte retrospektiv die widerstreitenden Konzeptionen: „Die Partei sah in der Jugendsektion nur eine Gruppe junger Genossen, die sich im *Alter* von den übrigen Parteigenossen unterschied. Die Jugend dagegen betrachtete ihre neue Vereinigung darüber hinaus als eine Bewegung, die eine Verjüngung sozialistischen Wollens, eine Erneuerung politischen Geistes bedeuten sollte. Es standen sich also von vornherein grundsätzlich verschiedene Auffassungen über das Wesen der Jugendsektion gegenüber.“⁸⁶⁸ Die Sektion verfügte über einen selbstgewählten Vorstand und ein eigenes „Mitteilungsblatt“, durfte jedoch keine selbständigen Beschlüsse fassen und wurde von dafür abgestellten erwachsenen „Aufpassern“ kontrolliert. Diese Überwachung äußerte sich auch darin, dass die Altgenossen im Jugendausschuss ein Einspruchsrecht bei Vortragsabenden mit politischen Themen besaßen. Das erste Veranstaltungsprogramm der Jugendsektion sah Referenten der verschiedensten Parteirichtungen vor, darunter Süßheim, Hugo Freund⁸⁶⁹, Franz Schmitt und – Kurt Eisner. Aus dieser bereits vor dem Krieg hergestellten Verbindung sollte sich dann der entscheidende Impuls für die Organisation der Münchner Parteiopposition ergeben.

⁸⁶⁶ Felix Fechenbach, Jungsozialistische Frühzeit, in: *Jungsozialistische Blätter*, H. 7 vom Juli 1925, S. 204-206, hier: S. 204.

⁸⁶⁷ Gerda WALTHER, *Zum anderen Ufer. Vom Marxismus und Atheismus zum Christentum*, Remagen 1960, S. 169.

⁸⁶⁸ Felix Fechenbach, Jungsozialistische Frühzeit, in: *Jungsozialistische Blätter*, H. 7 vom Juli 1925, S. 204-206, hier: S. 204f.

⁸⁶⁹ Freund, Hugo Hans, geb. 5.5.1890 in Bruchsal (Baden), Medizinstudium in München, Promotion zum Dr. med., praktischer Arzt, Beitritt zur SPD, Kriegsteilnehmer (Militärarzt), Nov. 1918 Vorsitzender des Soldatenrates von Groß-Brüssel, kurzzeitig Leiter der deutschen Zivilverwaltung in Belgien, Rückkehr nach Nürnberg, Übertritt zur USPD, März 1919 bis Mai 1921 Mitglied des Landesvorstandes der bayer. USPD, Delegierter auf dem USPD-Parteitag im März 1919 (Berlin), 26.4.1919 Verhaftung aus politischen Gründen, 31.5.1919 Freilassung, ab Juni 1919 Stadtrat in Nürnberg, ab 30.7.1919 3. Bürgermeister von Nürnberg, Chefredakteur des *Sozialdemokrat*, ab Jan. 1922 Ministerialrat im Innenministerium von Thüringen, später Ministerialrat in Dresden, Leiter der Gesundheitsverwaltung im Freistaat Sachsen, Stadtverordneter in Dresden, Mitarbeiter am Hygienemuseum, 1929 Diplom für Individualpsychologie, 1933 KZ-Haft, nach der Freilassung Emigration, Aufenthalt in Palästina, USA und Großbritannien, 1948 Rückkehr nach Deutschland, dort wieder in der SPD aktiv, Mitglied im Gesundheitspolitischen Arbeitskreis in Frankfurt/Main, 1950-1954 in der hessischen Gesundheitsverwaltung, ab 1956 Mitglied der Bundesdeutschen Atom-Kommission, 1956-1960 Stadtrat in München, Vorsitzender der Münchner Ortsgruppe der „Deutschen Gesellschaft für die Vereinten Nationen“, Gründer des „Archivs für universelle Entwicklungspolitik“, Verfasser mehrerer wissenschaftl. Schriften, gest. 25.6.1974 in München.

Damit kommt die Sprache auf eine weitere, in der Forschung bisher kaum beachtete Keimzelle der späteren Münchner USPD, nämlich den 1913 gegründeten, im Gewerkschaftshaus tagenden „Sozialistischen Arbeitskreis“, der von Gegnern des reformistischen Kurses gebildet wurde.⁸⁷⁰ Freund, als Medizinstudent einer der Teilnehmer des Arbeitskreises, berichtete aus der Rückschau des Jahres 1919 über die Frühgeschichte des Parteistreits: „Der Mehrheitssozialismus ist viel älteren Datums als der 4. August 1914. Ein Jahr zuvor schon gab es in München `Unabhängige`. Der 4. August hat aber den Umfall radikaler Führer veranlaßt, von denen man das nicht erwartete.“⁸⁷¹ Wer damit gemeint war, wird rasch offenbar, wenn man berücksichtigt, dass dieser Kreis (meist) junger Mitglieder und Gewerkschaftsangestellter vor allem an den führenden „Nürnbergern“ (Josef Simon, Schnepfenhorst, Adolf Braun und Süßheim) Orientierung suchte, während Eisner – objektiv zu Unrecht, aber wegen seiner Auseinandersetzung mit Bebel und Kautsky um den Kurs des *Vorwärts* aus verständlichen Gründen – noch als Befürworter des Revisionismus wahrgenommen wurde.

Als eigentlicher Gegner in der Partei galt diesem Zirkel die Münchner Führung um Auer, Adolf Müller, Timm und Eduard Schmid, denen man „Opportunismus, Kompromißpolitik mit dem Bürgertum, Hofgängerei“⁸⁷² vorwarf. Die loyalen Anhänger Vollmars hatten in den Jahren vor Kriegsausbruch die Münchner SPD eindeutig beherrscht; allerdings: „Unterhalb` der von der Führung kontrollierten Gremien und Organisationen gab es weiterhin eine Opposition gegen den Kurs der Führung, die sich u. a. gegen den autoritären Führungsstil des Parteiestablishments richtete. [...] Gleichzeitig ist aber zu betonen, daß dieser Flügel bis 1914 die Reformer in der Partei niemals gefährden konnte.“⁸⁷³ Dazu war die Opposition, der auch Freidenker, Anarchisten und Teile der Metallarbeiterschaft angehörten, zahlenmäßig zu schwach, in sich gespalten und bis 1913 ohne jegliche organisatorische Struktur. Verbindendes Element war die von einem „linken“ Standpunkt ausgehende Kritik an der engen Zusammenarbeit mit den staatlichen Organen, die die Parteileitung propagierte, und an der rabiaten Art, mit der diese Politik innerparteilich durchgesetzt wurde.

⁸⁷⁰ In der bisherigen Literatur wurde diese Gruppierung kaum gewürdigt (einzige Ausnahmen: F. EISNER, Die Politik des libertären Sozialismus, S. 60 und HURWITZ, The bavarian revolution, S. 96; Hurwitz konnte noch Unterleitner, der dem „Sozialistischen Arbeitskreis“ angehörte, befragen). Pohl geht in seiner detailreichen Untersuchung zur Münchner Sozialdemokratie vor 1914 nicht auf sie ein und behauptet: „Es gab praktisch bis zum Ersten Weltkriege in München keine organisierte Opposition gegen die Politik des Sozialdemokratischen Vereins.“ (Münchener Arbeiterbewegung, S. 201). Klaus-Dieter Schwarz erwähnt kurz die diesbezüglichen Erinnerungen des Teilnehmers Freund (vgl. Weltkrieg und Revolution in Nürnberg, S. 45). Die ausführlichsten Angaben liefert Freund in seinen Aufzeichnungen, die er im April/Mai 1919 in der Festungshaftanstalt Ebrach gemacht hatte (abgedruckt in: *Sozialdemokrat* Nr. 96 vom 27.4.1921). Für die Diskussionsabende vom 28.5., 14.6., 18.6., 2.7., 16.7. und 31.7.1914 liegen handschriftliche Teilnehmerlisten vor (Archiv der Münchner Arbeiterbewegung, Nachlass Kröpelin).

⁸⁷¹ *Sozialdemokrat* Nr. 96 vom 27.4.1921.

⁸⁷² Ebd.

⁸⁷³ POHL, Münchener Arbeiterbewegung, S. 199.

Die Kluft gegenüber den Parteioberen wurde noch akzentuiert durch die intensive Auseinandersetzung mit der Frage, wie sich die SPD im Falle eines ausbrechenden Krieges zu verhalten habe. Somit nimmt es nicht Wunder, dass sich hier, d. h. im „Sozialistischen Arbeitskreis“, neben Freund und Fechenbach mit Carl Kröpelin⁸⁷⁴, August Hagemeyer, Christian Ferkel⁸⁷⁵, Hedwig Nibler⁸⁷⁶ (die 1917 Richard Kaempfer⁸⁷⁷ heiratete), Wendelin Schmöger und Hans Unterleitner noch mehre-

⁸⁷⁴ Kröpelin, Carl, geb. 12.9.1893 in Velgast (Krs. Franzburg/Pommern), Volksschule und Gewerbeschule, Hauptgewerbeschule in Hamburg, Werkzeugdreherlehre, Tätigkeit als Werkzeugdreher und Kolonnenführer in Hamburg, 1909-1912 Funktionär der Sozialistischen Arbeiterjugend in Hamburg, 1912 Beitritt zur SPD und zum Metallarbeiter-Verband, 1914 Vorsitzender der 18-23-jährigen in der SPD, Feb. 1914 Umzug nach München, in der Münchner Parteijugend aktiv, Kriegsteilnehmer, verwundet, Rückkehr nach München als Kriegsbeschädigter, Tätigkeit als Mechaniker, Mai 1917 Übertritt zur USPD, 1918 am Januarstreik in München führend beteiligt, daraufhin verhaftet, Mitte 1918 Entlassung, 1918/19 Mitglied des provisor. Nationalrates in Bayern, des Vollzugsrates der Arbeiterräte Bayerns, Geschäftsführer des Landesarbeiterrates, im Aktionsausschuss des provisor. Arbeiter-, Bauern- und Soldatenrates, Mitglied des RAR in München, Jan. 1919 Kandidatur für die USPD zum bayer. Landtag, 21.2.-7.3.1919 Mitglied des Zentralrates, Mitglied der bayer. Sozialisierungskommission, Feb./März 1919 Mitglied des bayer. Rätekongresses, März-Okt. 1919 Mitglied des Landesvorstandes der bayer. USPD, März-Dez. 1919 Mitglied des Parteibeirates, April 1919 Mitglied des revolutionären Hochschulrates in München, ab Mitte 1919 Vorsitzender der USPD-Gauleitung Südbayern, Vorsitzender des Jugendkartells der Gewerkschaften, Juli 1919 bis Juli 1920 Vorsitzender der oberbayer. USPD, 1920-1933 Sekretär und Geschäftsführer des Metallarbeiter-Verbandes in München, 2. Vorsitzender des bayer. Metallarbeiter-Verbandes, ab Juni 1919 Mitglied des Kreistages von Oberbayern, dort ab 1922 stellv. Fraktionsvorsitzender, Delegierter auf dem USPD-Parteitag März 1919 (Berlin) und Nov. 1919 (Leipzig), Feb.-Aug. 1920 Hauptleiter der Erwerbslosenzentrale des Gewerkschaftsvereins in München, 1920-1923 mehrere Besuche auf der Arbeiterakademie in Frankfurt, 1922 Rückkehr zur SPD, 1933/34 arbeitslos, danach Tätigkeit als Handelsvertreter und in der Kohlenbranche, ab Okt. 1944 Zwangsarbeit in Tiefenort und Abterode (Harz), ab 1.8.1945 als Oberregierungsrat Leiter der Geschäftsabteilung Tarifwesen im bayer. Arbeitsministerium, 1945-1947 Stadtrat in München, 1946 Mitglied der bayr. verfassunggebenden Nationalversammlung, ab 30.3.1946 Ministerialrat im Arbeitsministerium, ab April 1946 Mitglied des Landesvorstandes der bayer. SPD, März 1947 wegen beabsichtigter Auswanderung Entlassung aus dem Staatsdienst, 1947-1976 in Long Island City (Bundesstaat New York), Rückkehr nach München, gest. 20.3.1977 in München.

⁸⁷⁵ Ferkel, Christian, geb. 13.11.1881 in Augsburg, Steindruckerlehre, Steindrucker, Beitritt zur SPD und zur Gewerkschaft, 1909-1911 Vorsitzender des Arbeitsnachweises, 1911-1914, 1919 und 1922 Vorsitzender der Filiale des Lithographen- und Steindruckerverbandes in München, Kriegsteilnehmer, 1917 Übertritt zur USPD, 1918/1919 Mitglied des provisor. Nationalrates in Bayern und des Landessoldatenrates, Jan. 1919 Kandidatur für die USPD zum bayer. Landtag und zur deutschen Nationalversammlung, April 1919 während der Münchner Räterepublik für Milchbeschlagnahme zuständig, Sept. 1919 bis Sept. 1922 Vorsitzender der USPD in München, Okt. 1919 bis 1922 Mitglied des Landesvorstandes der bayer. USPD, Juli 1920 bis Okt. 1922 Parteisekretär der USPD in München, Delegierter auf dem USPD-Parteitag 1922 (Gera), 1922 Rückkehr zur SPD, Jan. 1923 Umzug nach Leipzig, 1923-1933 Gauleiter des Lithographen- und Steindruckerverbandes in Leipzig, 1926-1933 MdL in Sachsen, Mitarbeit in der „Klassenkampf-Gruppe“, Mai 1933 festgenommen, danach 3 Wochen in Haft, nach Entlassung unter ständiger Polizeiaufsicht, Unterstützung politischer Häftlinge und ihrer Familien, 1.8.1934 erneute Festnahme, an den Folgen schwerer Misshandlungen am 12.10.1934 im Krankenhaus St. Jakob in Leipzig gestorben.

⁸⁷⁶ Kaempfer, Hedwig (geborene Nibler), geb. 23.1.1889 in München, Sept. 1895 bis Juli 1902 Besuch der Werktagsschule sowie der Sonn- und Feiertagsschule in München, Kontoristin, Beitritt zum Handlungsgehilfenverband, Beitritt zur SPD, ab 1.6.1911 Angestellte beim Handlungsgehilfenverband in München, 1917 Heirat mit Richard Kaempfer, Mai 1917 Übertritt zur USPD, 1918 im Vorstand der USPD in München, Mai 1918 aus politischen Gründen aus Bayern ausgewiesen, Umzug nach Berlin, Okt. 1918 Rückkehr nach München, 1918/1919 Mitglied des provisor. Nationalrats in Bayern, im Aktionsausschuss des provisor. Arbeiter-, Bauern- und Soldatenrates (1. Schriftführerin), des Landesarbeiterrates und des RAR in München, Jan. 1919 Kandidatur für die USPD zum bayer. Landtag, Mitglied des bayer. Rätekongresses Feb./März 1919, Mitbegründerin des „Bundes sozialistischer Frauen“, April 1919 während der Münchner Räterepublik Mitglied des Revolutionstribunals, Verhaftung am 1.5.1919, Juni 1919 Freilassung, vorübergehend aus München ausgewiesen, 1919-1924 Stadträtin in München, Okt. 1919 bis 1922 Mitglied des Landesvorstandes der bayr. USPD, 1920 Kandidatur zum Reichstag für die USPD, 1922 Übertritt zur SPD, 1935 Emigration nach Frankreich (Paris), Mai 1940 Deportation in das Internierungslager Gurs (Südfrankreich), Dez. 1942 ausgebürgert, 1943 Flüchtlingslager Begue, 1945 Rückkehr nach Paris, gest. 8.1.1947 in Paris.

⁸⁷⁷ Kaempfer, Richard, geb. 29.8.1884 in Posen, bis 1900 Gymnasium in Posen und Berlin, techn. Ausbildung in einer mechan. Werkstatt, kaufmänn. Lehre, danach als Expedient, Buchhalter und Reisender tätig, 1910 Beitritt zur SPD, 1911 Beitritt zum Zentralverband der Handlungsgehilfen, bis 1914 Buchhalter in Frankfurt/Main, 1914-1916 Tätigkeit für die Großeinkaufsgesellschaft Deutscher Konsumvereine in Gröba-Riesa (Sachsen), 1916 Umzug nach München, dort Handlungsgehilfe, ab April 1917 Mitglied der örtlichen Agitationskommission des Zentralverbandes der Handlungsgehilfen, 1917 Heirat mit Hedwig Nibler, Mai 1917 Übertritt zur USPD, dort Schriftführer der Münchner Ortsgruppe, 1918 am Januarstreik in München führend beteiligt, daraufhin im April 1918 in Düsseldorf verhaftet, Prozess wegen unerlaubter Entfernung von der Truppe, danach bis Okt. 1918 in Haft, unmittelbar

re Persönlichkeiten zusammenfanden, die einige Jahre später in der bayerischen USPD eine zentrale Rolle spielen sollten.⁸⁷⁸ Der „harte Kern“ der späteren Münchner USPD, zu dem Eisner erst 1916 dazu stieß und sogleich die Führungsrolle übernahm, hatte sich hier bereits herausgebildet; in einigen Parteiversammlungen bezogen Unterleitner und Hagemeister bereits 1913 offen gegen die Parteiführung Stellung.⁸⁷⁹ Das vor Kriegsausbruch noch gepflogene enge Verhältnis mit den als geistesverwandt angesehenen „Nürnbergern“ (genauer gesagt: mit deren linkem Flügel) war hingegen bald zerbrochen, da diese – mit der einzigen Ausnahme Josef Simon – bei aller Unzufriedenheit nicht zum offenen Widerstand gegenüber dem Burgfriedenskurs der Landesleitung bereit waren. Dazu war vorerst nur eine sehr kleine Minderheit entschlossen, die sich in München nun langsam formierte; sie konnte dabei lediglich auf das lose Netzwerk zurückgreifen, das den Kreis Gleichgesinnter seit der Vorkriegszeit verband.

Eine Übereinstimmung gab es (unausgesprochen) zwischen dem „Sozialistischen Arbeitskreis“ und Eisner von Anfang an; sie bestand in dem hohen Stellenwert, der der Bildungsarbeit beigemessen wurde. Im Rückblick analysierte Freund:

„Man ist in weiten Kreisen der Sozialdemokratie am 4. August 1914 nicht nur im Gefühle völliger *Ohnmacht* den Dingen gegenübergestanden, sondern, und das ist das Entscheidende: man hat den Weltkrieg vielfach gar nicht mehr in den großen Zusammenhang des imperialistischen Geschehens einzufügen verstanden (oder vielleicht auch nicht den Mut dazu gehabt). Es muß also eine Umkehr schon vorher stattgefunden haben in der Art und Weise, die Dinge zu betrachten [...]. In der Tat war in dem Jahrzehnt vor Kriegsausbruch eine prinzipielle Veränderung in der *Erziehungsarbeit* der Arbeiterschaft eingetreten. War man früher auf die *geschichtliche* Betrachtungsweise eingestellt, und leitete man aus ihr Theorie und Stellungnahme ab, so war an die Stelle dieser weit-sichtigen Betrachtungsweise die nur-gewerkschaftliche Anschauung auch innerhalb der Partei zum Durchbruch gekommen und damit die Opportunität, d. h. die *augenblickliche Zweckmäßigkeit* für das politische Handeln maßgebend geworden. [...]

nach der Entlassung zum Militär eingezogen, 1918/19 Sekretär des Ministers für soziale Fürsorge Hans Unterleitner, 1918/1919 Mitglied des provisor. Nationalrates in Bayern, im Aktionsausschuss des provisor. Arbeiter-, Bauern- und Soldatenrates, im Vollzugsausschuss des Münchner Soldatenrates, Dez. 1918 bis Juni 1919 Redakteur des Münchner USPD-Blattes *Neue Zeitung*, Teilnahme am 1. Reichsrätekongress im Dez. 1918, dort Schriftführer, Jan. 1919 Kandidatur für die USPD zum bayer. Landtag, 1917-1919 Mitglied des Vorstandes der USPD in München, März-Okt. 1919 Mitglied des Landesvorstandes der bayer. USPD, ab Juli 1919 ltd. Redakteur der Münchner USPD-Tageszeitung *Kampf*, ab 1921 bis Sept. 1922 von dessen Nachfolgeblatt *Münchener Morgenpost*, 1919-1920 Leiter der Rednerschule der Münchner USPD, Juni 1920 Kandidatur für USPD zum bayer. Landtag, 10.8.1922 Verhaftung im Zusammenhang mit dem Hochverratsprozess gegen Felix Fechenbach, nach drei Tagen wieder freigelassen, Okt. 1922 Übertritt zur SPD, Bildung einer oppositionellen Gruppe innerhalb der SPD, daraufhin Juni 1924 aus der SPD ausgeschlossen, 1922-1923 Kontorist bei der AOK in München, 1923-1932 Prokurist in einem Weinimportgeschäft in München, danach arbeitslos, 1931 Beitritt zur SAPD, ehrenamtl. Vorsitzender der SAPD des Bezirkes Oberbayern-Schwaben, 1932 Kandidatur für die SAPD zum Bayr. Landtag, 1932 2. Vorsitzender, 1933 Vorsitzender des Parteibezirks München, nach der NS-Machtergreifung mehrere Hausdurchsuchungen, August 1933 Flucht über Österreich und die Schweiz nach Frankreich, in Paris als Gelegenheitsarbeiter tätig, nach Kriegsausbruch 1939 in verschiedenen Lagern in Frankreich interniert, zum Schluss in der Nähe von Brest, nach Auflösung des Lagers Flucht in unbesetztes französisches Gebiet, Herbst 1942 Flucht in die Schweiz, dort als Flüchtling anerkannt, August 1945 Emigration in die USA, Tätigkeit als Gelegenheitsarbeiter, später als Hausverwalter in New York, gest. 10.11.1966 in Cooperstown (Bundesstaat New York).

⁸⁷⁸ Zu nennen wären hier noch Viktoria Gärtner, Otto Killer, Emilie und Betty Landauer.

⁸⁷⁹ Siehe dazu oben Kap. 2.4.6.

In vielen großen Parteiorganisationen war die Zahl der Parteigenossen, die die Zusammenhänge noch in marxistischer Weise sahen und sich nicht irremachen ließen durch vorübergehende Zeiten wirtschaftlichen Aufschwungs, zu kleinen Diskutiergruppen zusammengeschmolzen, deren Mitglieder von den maßgebenden Parteigrößen als Utopisten und weltfremde Gedanken- und Prinzipienfanatiker angesehen wurden.

Neben der *marxistischen Intelligenz* war natürlich auch der *revolutionäre Wille* in entsprechender Weise gelähmt. Und so traf der Weltkrieg in Deutschland eine Arbeiterschaft, die nur zu leicht einer nationalistischen Ideologie und imperialistischen Versprechungen auf den Leim ging, zumal ja der maßgebende Teil der Führerschaft in nationalistischer Begeisterung sich dem deutschen Militarismus zur Verfügung stellte.⁸⁸⁰

Die hier sichtbare dogmatische Hochschätzung des Marxismus war Eisner zwar wesensfremd, doch der Kampf gegen den Krieg überbrückte auch hier alte Gegensätze. Eisners Vergangenheit auf dem rechten Parteiflügel der Partei irritierte die Anhänger der kleinen oppositionellen Grüppchen in München jedenfalls nicht nennenswert; im Kampf gegen die Parteileitung konnten sie jede Unterstützung gebrauchen.

Der Ausbruch des Krieges drängte durch die damit verbundenen Einberufungen die Spannungen zwischen der Jugendorganisation und der Partei(-führung) zunächst in den Hintergrund; der nun entstehende Parteistreit wirkte längerfristig jedoch auch hier konfliktverschärfend (von einer besonderen Kriegsbegeisterung „der Jugend“ konnte ohnehin kaum die Rede sein⁸⁸¹). Am 27. Juli 1914 hatte die Jugendsektion noch an der Spitze der Münchner Antikriegsdemonstration gestanden, die umgehend von der Polizei aufgelöst worden war; danach waren derartige öffentliche Kundgebungen kaum noch möglich. Das Verhältnis zwischen der Jugendsektion, insbesondere der Gruppe um Fechenbach, und der Münchner Parteileitung blieb weiterhin schwierig und von Misstrauen geprägt (Auer soll dabei sogar auf den Einsatz eines agent provocateur zurückgegriffen haben, um politisch missliebige Elemente in der Parteijugend zu diskreditieren⁸⁸²).

Der bekannteste unter den von der Parteileitung beauftragten „Aufpassern“ war der Arbeitersekretär Otto Thomas⁸⁸³, der die Rolle des „Kindermädchens“⁸⁸⁴ übernehmen sollte. Dieser erfüllte die

⁸⁸⁰ Hans Hugo FREUND, *Kapitalistische Kolonie oder Sozialistischer Wirtschaftsband. Die Zukunft Europas*, München 1920, S. 5f.

⁸⁸¹ Vgl. Andreas GESTRICH, „Leicht trennt sich nur die Jugend vom Leben“ – Jugendliche im Ersten Weltkrieg, in: SPILKER/ULRICH (Hrsg.), *Der Tod als Maschinist*, S. 32-45.

⁸⁸² Vgl. G. WALTHER, *Zum anderen Ufer*, S. 174.

⁸⁸³ Thomas, Otto, geb. 23.1.1886 in Heisterberg (Hessen), (nicht zu verwechseln mit Otto Thomas, geb. 1894, Juni 1919 für die USPD in den Münchner Stadtrat gewählt), Dreherlehre, ab 1900 Schuhmacher, danach in einer Drahtstiftfabrik tätig, Beitritt zu den „gelben“ Gewerkschaften, 1906 Beitritt zur SPD, 1910 Wechsel zu den Freien Gewerkschaften, ab Dez. 1910 Arbeitersekretär in Heidelberg, dann in München, Kriegsteilnehmer, 1917 Übertritt zu USPD, 1918/1919 Mitglied des provisor. Nationalrates in Bayern und des Landessoldatenrates, ab Dez. 1918 Redakteur bei der *Neuen Zeitung* in München, März 1919 Übertritt zur KPD, April 1919 an der Räterepublik in München beteiligt, darauf folgendes Strafverfahren im Nov. 1919 eingestellt, Chefredakteur und Herausgeber der zur KPD übergeschwenkten *Neuen Zeitung*, 1921-1923 vorübergehender Parteiausschluss (mit Unterbrechung) wegen Kontakts zu nationalbolschewistischen Kreisen, Mitglied der KPD-Bezirksleitung Großthüringen, 1924-1926 Aufenthalt in Moskau, 1926-

in ihn gesetzten Erwartungen zunächst voll und ganz: Thomas forderte nicht nur, „unnationalen Menschen das Handwerk zu legen“⁸⁸⁵, er versuchte auch mit allen Mitteln, die Kriegsgegner innerhalb der Jugendsektion zu bekämpfen. Der opponierenden Minderheit prophezeite er ihre „Zersetzung“ nach Kriegsende.⁸⁸⁶ Noch Mitte 1917 gerierte sich Thomas als treuer Paladin Auers, so z. B. als es in einer Generalversammlung der Münchner MSPD darum ging, scharf gegen die USPD Stellung zu beziehen.⁸⁸⁷ Wenig später muss Thomas dann einen radikalen Richtungswechsel vollzogen haben: Er trat zur USPD über. In der Revolutionszeit wirkte er dort zunächst als Redakteur für die Partei, ehe er im März 1919 zur KPD wechselte; dies sollte nicht die letzte Wendung in seiner politischen Karriere sein. Im Gegensatz dazu war der Lebensweg seines ehemaligen Kontrahenten Fechenbach „aus einem Guß“⁸⁸⁸.

Nachdem Fechenbach von der Westfront zurückgekehrt war, kam es zu einer Neubelebung der Münchner Jugendsektion,⁸⁸⁹ die nun „in schärfster Opposition zum Krieg stand, während die Sozialdemokratie eine andere Einstellung genommen hatte.“⁸⁹⁰ Hier ergab sich nun ein mehr als nahe liegender Anknüpfungspunkt zur Haltung Eisners, der 1915 und 1916 mehrfach in den wöchentlichen Zusammenkünften der Parteijugend im Gewerkschaftshaus als Vortragsredner auftrat. Dass Eisner in diesem Kreis bald zu den „begehrtesten Rednern“⁸⁹¹ zählte, lag neben der Affinität in der Haltung zum Krieg und der gemeinsamen kritischen Distanz gegenüber der lokalen Parteiführung auch an Eisners unpräntösen Gestus. Fechenbach zählte ihn zu den Personen, „die auch im reifsten Alter die Jugend in ihrem innersten Empfinden verstanden.“⁸⁹² Auf dem Gothaer USPD-Gründungsparteitag erklärte Eisner, „wichtig sei auch, daß wir uns der Jugend annehmen, und daß wir die Fehler vermeiden, die früher an unserer Jugend begangen worden sind. Auf alle Fälle müsse

1929 Chefredakteur der *Neuen Zeitung* in Jena, dort aus politischen Gründen entlassen, danach Redakteur der Zeitung *Berlin am Morgen*, gest. 19.10.1930.

⁸⁸⁴ G. WALTHER, *Zum anderen Ufer*, S. 170.

⁸⁸⁵ POHL, Adolf Müller, Zitat: S. 257.

⁸⁸⁶ So in einem Artikel für die Zeitschrift *Die Glocke* vom 5.5.1917. (Vgl. KNOPP, *Einigungsdebatte*, S. 64f.).

⁸⁸⁷ Vgl. Bericht (handschriftl.) des USPD-Mitglieds W. Eichinger über die Generalversammlung der Münchner MSPD am 4.6.1917. (SAPMO-BArch, NY 4060 80).

⁸⁸⁸ SCHUELER, Felix Fechenbach, S. 251.

⁸⁸⁹ Überregionale Kontakte der Münchner Parteijugend lassen sich dabei nicht ermitteln; an der Reichskonferenz der oppositionellen Jugendbewegung in Jena am 23./24.4.1916 nahmen keine Delegierten aus München teil. (Vgl. FRICKE, *Handbuch* (Bd. 1), S. 489f.).

⁸⁹⁰ Aussage Fechenbachs im gegen ihn gerichteten Volksgerichtsverfahren am 3.10.1922. (GRAU, *Die Münchner USP*, Zitat: S. 24).

⁸⁹¹ G. WALTHER, *Zum anderen Ufer*, S. 171.

⁸⁹² GRAU, Kurt Eisner und sein Verhältnis zur Jugend, in: NEUHAUS u. a. (Hrsg.), *Ernst Toller und die Weimarer Republik*, S. 47-58, Zitat: S. 51.

der Jugend ihre Selbständigkeit gelassen werden, natürlich unter dem geistigen Beirat der Älteren.“⁸⁹³

Obwohl Eisners Vorträge, an die sich ausgiebige politische Diskussionen anschlossen, unter bewusst harmlos formulierten Titeln firmierten – so gab es Anfang 1916 einen mehrteiligen Vortragszyklus über Weltliteratur⁸⁹⁴ –, war das Einschreiten der Parteiführung nur eine Frage der Zeit (Ebert hatte schon im Januar 1915 bestimmte „Treibereien in den Jugendsektionen der Partei“ als besonders „hässlich“⁸⁹⁵ bezeichnet). In München wurde als erste taktische Maßnahme Ende 1915 das Höchstalter für die Teilnahme an Veranstaltungen der „Jugendabteilung“ – diese neue Bezeichnung „sollte zweifelsohne eine stärkere Unterordnung der Jugend unter die Aufsicht der Parteileitung zum Ausdruck bringen“⁸⁹⁶ – wieder auf 21 Jahre gesenkt. Dieser Schachzug intendierte vor allem eine Kaltstellung Fechenbachs (dieser wurde im Januar 1916 22 Jahre alt), der der Parteileitung „zu links orientiert“⁸⁹⁷ war. Der Ausgebootete gab sich aber nicht geschlagen und warb in der Generalversammlung der Münchner SPD am 6. Juni 1916 für eine Änderung der Organisation der Parteijugend, fand damit jedoch keinen Anklang;⁸⁹⁸ dies war vor allem auf die denunziatorischen Ausführungen von Thomas zurückzuführen. „Die Münchener Partei hatte ihre Jugend-Sektion nun ‚endgültig in eine sozialdemokratische Jugendpflege‘ umgewandelt. Das Problem ihrer mit der Parteilinie unzufriedenen Jugend sollte sie aber nur vorübergehend losgeworden sein. Es kehrte in anderer und drohenderer Gestalt bald zurück.“⁸⁹⁹

Fechenbach wandte sich nach dieser Niederlage nämlich erneut an Eisner mit der Bitte um Abhaltung regelmäßiger „Diskussionsabende“ für die aus der Organisation hinausgedrängten Gesinnungsgenossen; der Angesprochene willigte ein, unter der Voraussetzung, dass es für die Teilnehmer keine Altersbegrenzung geben dürfe.⁹⁰⁰ Die erste dieser Veranstaltungen fand am 7. Dezember 1916 mit 25 Teilnehmern statt. Ab Januar 1917 traf man sich jeden Montag im „Goldenen Anker“ in der Schillerstraße; die Teilnehmerzahl stieg bald auf an die 100 Personen aus den verschiedensten

⁸⁹³ Emil EICHHORN (Hrsg.), Protokoll über die Verhandlungen des Gründungs-Parteitags der U.S.P.D. vom 6. bis 8. April 1917 in Gotha. Mit Anhang: Bericht über die Gemeinsame Konferenz der Arbeitsgemeinschaft und der Spartakusgruppe vom 7. Januar 1917 in Berlin, Berlin 1921 [Unveränderter Nachdruck Glashütten im Taunus 1975], S. 73.

⁸⁹⁴ Vgl. MP Nr. 29 vom 5.2.1916.

⁸⁹⁵ FRICKE, Handbuch (Bd. 1), Zitat: S. 487.

⁸⁹⁶ GRAU, Die Münchner USP, S. 26.

⁸⁹⁷ G. WALTHER, Zum anderen Ufer, S. 179.

⁸⁹⁸ Vgl. MP Nr. 132 vom 7.6.1916.

⁸⁹⁹ SCHUELER, Felix Fechenbach, S. 38.

⁹⁰⁰ Siehe dazu auch GRAU, Die Münchner USP, S. 27f.

Bevölkerungs- und Berufsgruppen an.⁹⁰¹ Die Quintessenz dieser Treffen schilderte Fechenbach: „Ueber die Frage des Krieges gab es in den Diskussionsabenden nur eine Meinung, und die zeitigte die Erkenntnis, daß das Proletariat die Regierung stürzen, die politische Macht erobern und selbst Frieden schließen müsse. [...] Die Hauptaufgabe der Eisnerschen Diskussionsabende war die Erziehung der Teilnehmer zum selbständigen politischen Denken und Urteilen, namentlich zur Emanzipation von dem Lügenschwall der Tagespresse.“⁹⁰² Obwohl die sich hier versammelnde Gruppe recht überschaubar blieb und sich zudem aus Personen zusammensetzte, die von jeglichen Machtpositionen denkbar weit entfernt waren, sollte sie der Ausgangspunkt einer folgenschweren Entwicklung werden. „Die von den Jugendlichen initiierten Diskussionsabende boten für die fehlenden Artikulationsmöglichkeiten also einen bescheidenen Ersatz. Wichtiger war jedoch, daß Eisner in den Jugendlichen eine gewiß kleine, dafür aber zuverlässige Hilfstruppe gewonnen hatte. Die von Eisner inszenierten Massenaktionen des Jahres 1918, der Januarstreik und die Novemberrevolution, wären ohne diesen Helferkreis in dieser Form wohl nicht durchführbar gewesen.“⁹⁰³

Fechenbach stand dabei im Mittelpunkt des Geflechtes von politischen Kontakten, die sich innerhalb des „Sozialistischen Arbeitskreises“ und der Münchner Parteijugend schon vor dem Krieg entwickelt hatten. Nicht zu vergessen ist auch seine Tätigkeit beim Zentralverband der Handlungsgehilfen, wo er Hedwig und Richard Kaempfer, mit denen ihn eine langjährige Freundschaft verband, sowie Fritz Schröder⁹⁰⁴ erstmals getroffen haben dürfte. Fechenbachs persönliche Bedeutung bei der organisatorischen Verfestigung der Münchner Parteiopposition kann kaum hoch genug veranschlagt werden. Als Augenzeuge der „Diskussionsabende“ berichtete Oskar Maria Graf scharfsichtig: „Und immer saß Felix Fechenbach als ‘Apostel’ neben Kurt Eisner. Er war ausgehungert, die Uniform schlenkerte um seinen mageren Körper, arglos sahen seine Augen aus dem jungen,

⁹⁰¹ Vgl. FECHENBACH, Der Revolutionär Kurt Eisner, S. 16.

⁹⁰² Ebd., S. 18f.

⁹⁰³ GRAU, Kurt Eisner und sein Verhältnis zur Jugend, in: NEUHAUS u. a. (Hrsg.), Ernst Toller und die Weimarer Republik, S. 47-58, hier: S. 55.

⁹⁰⁴ Schröder, Friedrich Heinrich, geb. 3.1.1891 in Tangermünde (Krs. Stendal), Volksschule, höhere Privatschule, Handelsschule, kaufmännische Lehre, 1909 Beitritt zur SPD und zum Zentralverband der Handlungsgehilfen, bis 1914 kaufmännischer Angestellter in Hamburg, seit Ende 1914 in München, dort hauptamtlicher Geschäftsführer des Zentralverbandes der Handlungsgehilfen, Kriegsteilnehmer, zweimal verwundet, 1917 Übertritt zur USPD, 1918 am Januarstreik in München führend beteiligt, 16. April 1918 Verhaftung in Düsseldorf, Anfang Nov. 1918 Haftentlassung, im Anschluss daran Einziehung zum Militär, Nov./Dez. 1918 bis 7.3.1919 1. Vorsitzender der USPD in München, ab November 1918 2. Vorsitzender des provisor. Nationalrates in Bayern, 1918/19 Mitglied im Landessoldatenrat, im Vollzugsausschuss des Münchner Soldatenrates und im Aktionssausschuss des provisor. Arbeiter-, Soldaten- und Bauernrates, Jan. 1919 Kandidatur für die USPD zum bayer. Landtag, Mitglied des bayr. Rätekongresses Feb./März 1919, stellv. Vorsitzender des 2. Reichsrätekongresses in Berlin im April 1919, Juni 1920 Ausschluss aus der USPD, daraufhin Beitritt zur MSPD, 1920 Umzug nach Berlin, Mitarbeit in der Partei- und Gewerkschaftspresse (Mitarbeiter des *Vormwärts* für sozialpolitische Fragen, Beiträge für die *Betriebsrätezeitung* des Metallarbeiter-Verbandes und für *Die Arbeit*, wissenschaftl. Zeitschrift des ADGB), Nov. 1920 bis 1933 hauptamtlicher Geschäftsführer des Zentralverbandes der Angestellten in Berlin, MdR April-Juli 1933, Mai 1933 Flucht nach Holland, wiederholt illegal in Deutschland, Nov. 1934 in Berlin verhaftet, Verurteilung zu 13 Monaten Gefängnis wegen „Vorbereitung zum Hochverrat“, Haft in Bremen, nach Entlassung ab Feb. 1936 unter Aufsicht der Gestapo Aufenthalt in Harburg-Wilhelmsburg, am 16.8.1937 in Hamburg vermutlich an den Folgen eines Verkehrsunfalles gestorben.

blassen Gesicht, und sein Lächeln machte ihn ganz und gar knabenhaft. Er war so gar kein Intellektueller, so gar kein routinierter Parteimann.“⁹⁰⁵ Letzteres dürfte in den Augen von Eisner ausgesprochen positiv zu werten gewesen sein, wobei zu betonen ist, dass Fechenbach, trotz seiner Jugend, bereits über erhebliche Erfahrungen und Kenntnisse hinsichtlich des Partei- und Gewerkschaftsapparates verfügte, für den er zwei Jahre hauptamtlich tätig gewesen war. Was Fechenbach mit Eisner verband, war gleichwohl die Überzeugung, dass „die Organisation“ kein Wert an sich war, sondern höheren Zielen zu dienen hatte - und das war nun in allererster Linie der Kampf gegen den Krieg.

Mit der Sammlung einer Gruppe von Gleichgesinnten bei den „Diskussionsabenden“ hatte Eisner eine für ihn neue Strategie eingeschlagen. Nachdem ihm die Waffe des geschriebenen Wortes, die er brillant wie Wenige zu führen verstand, von den Parteinstanzen weitgehend entwunden worden war, setzte er nun mehr auf seine rhetorischen Fähigkeiten, die er in seiner Nürnberger Zeit erstmals erprobt hatte. Über kurz oder lang musste dies zur Eskalation des Parteikonfliktes führen, auch wenn Eisner die Parteispaltung sicherlich nicht anstrebte.⁹⁰⁶ Ein unvermeidliches Handicap erschwerte den Kampf der Parteiopposition gegen die Mehrheit noch weiter, nämlich die Gegnerschaft des autoritären Staatsapparates. Ende 1916 wurde Eisner bereits längere Zeit überwacht (um ihn auf diesen Umstand nicht hinzuweisen, unterblieb eine Verhängung der Vorzensur⁹⁰⁷). Mit zunehmender Kriegsdauer und fortschreitender Organisation der Parteiopposition verfeinerten die Behörden noch ihre Überwachungs- und Verbotsmaßnahmen.⁹⁰⁸ Dass die amtlichen Berichte nur ein teilweise zutreffendes Bild der Lage vermittelten, belegt die Einschätzung der Münchner Polizeidirektion vom Juli 1916, dass bislang in der sozialdemokratischen Jugend keine Anhänger der „Radikalen“ – zu denen die Gruppe um Fechenbach zweifellos zählte - festzustellen seien.⁹⁰⁹ Die Sicherheitsbehörden hatten zu diesem Zeitpunkt noch keine Vorstellung davon, wo und wie sich ihr hartnäckigster Gegner formierte.

⁹⁰⁵ Abgedruckt in: SCHMOLZE (Hrsg.), *Revolution und Räterepublik*, S. 40.

⁹⁰⁶ Fritz Schröder, einer der engsten politischen Weggefährten Eisners und zeitweise Vorsitzender der Münchner USPD, berichtete dazu aus der Rückschau: „Eisner war aus der tiefsten Kenntnis und der schärfsten Beurteilung der Dinge – wenn man heute die authentischen Belege deutscher Kriegspolitik mit der Eisnerschen Beurteilung vergleicht, ist man überwältigt von dem ungeheueren politischen Scharfblick – Gegner der sozialdemokratischen Kriegspolitik. Dieser Gegensatz verführte ihn jedoch nie dazu, eine organisatorische Trennung von der Sozialdemokratischen Partei zu propagieren. Im Gegenteil: er bekämpfte sie leidenschaftlich. Als sie Tatsache wurde, war Eisner der Bannerträger der Einigung.“ (Brief von F. Schröder an die *Münchener Post* vom Juni 1920; MP Nr. 127 vom 4.6.1920). Auch Fechenbach erklärte später, dass Eisner die Parteieinheit erhalten wissen wollte (vgl. GRAU, Kurt Eisner, S. 567, Anm. 98).

⁹⁰⁷ Vgl. StellvGenKdo I. AK an MKr vom 15.12.1916. (KrA, MKr 13886).

⁹⁰⁸ Siehe unten Kap. 5.3. und 6.4.

⁹⁰⁹ PoldirM an K. Württemberg. Landespolizeizentralstelle vom 12.7.1916. (KrA, MKr 13368).

4.9 Zwischenbilanz

Die Entwicklung des Parteistreits unter den Bedingungen des sich ausweitenden und intensivierenden Krieges soll nun wieder in einen größeren Zusammenhang gestellt werden. August Müller versuchte ebendies bereits im Juli 1916: „Geben wir es doch einmal offen zu: das seit den Dresdener Tagen [d. h. seit dem Parteitag von 1903; B. A.] auf der Partei lastende drückende Gefühl, daß sie in einer entscheidenden Stunde einen falschen Weg eingeschlagen habe, wich am 4. August 1914 der frohen Hoffnung, daß der damals begangene Fehler nunmehr wieder gutgemacht und der Anschluß an die bewußt in den Vordergrund als entscheidend gestellte soziale Reformarbeit erreicht werden könne, deren Verdrängung durch einen leeren Wortradikalismus seit Dresden von weiten Parteikreisen als das schwerste Übel empfunden wurde.“⁹¹⁰ In der Tat: Die Mehrheit der SPD hatte inzwischen – teils freudig, teils widerwillig – die (bereits vor der Jahrhundertwende erfundene) Integrationsstrategie akzeptiert. Doch diese Strategie blieb umstritten - und zwar sowohl die damit verbundenen außenpolitischen Implikationen als auch der Verzicht auf wirksame Oppositionsarbeit.

Hilferding fragte ein halbes Jahr nach Kriegsbeginn: „Können wir nach dem Kriege die Massen zum Kampfe gegen die Regierung aufrufen, die wir jetzt gedeckt haben?“⁹¹¹ Diese Frage zu stellen, hieß natürlich, sie zu verneinen. Auch in Bayern waren, etwas später als in Berlin, nach einer kurzen Ruhephase Differenzen über die Burgfriedenspolitik aufgetreten. Im Februar 1915 erklärte Josef Simon in dunkler Vorausahnung: „Wir wollen nicht zu Mitschuldigen werden an dem, was noch kommen wird.“⁹¹² Zur gleichen Zeit behauptete der Bamberger Arbeitersekretär Mörsberger, „daß nach den vorliegenden Dokumenten feststehe, daß Deutschland angegriffen [worden] sei, obwohl es den Krieg erklärte. [...] Die Zukunft werde zeigen, daß die Zustimmung zu den Kriegskrediten kein Fehler für die Partei war.“⁹¹³ Was bewirkte diese Zustimmung nun für die Partei tatsächlich bis Ende 1916?

Zunächst zur Innenpolitik. Die als Integrationsstrategie bezeichnete Politik, die eine Systemveränderung – d. h. Parlamentarisierung der Verfassung und Gleichberechtigung der Arbeiterschaft - durch einseitige Vorleistungen der Sozialdemokratie erreichen zu können glaubte, wurde auch von der bayerischen Landesleitung vorbehaltlos verfolgt. Welche Hoffnungen mit dem neuen Kurs verbunden waren, ging aus einem Artikel der *Neuen Donau-Post* hervor, in dem es hieß:

⁹¹⁰ August Müller, Die Stellung der deutschen Sozialdemokratie zum Krieg und zu den Kriegsmassnahmen, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 14 vom 20.7.1916, S. 729-736, hier: S. 732.

⁹¹¹ Protokolle des SPD-Parteiausschusses, Bd. I, S. 120.

⁹¹² DITTMANN, Erinnerungen, Bd. 2, Zitat: S. 282.

⁹¹³ FV Nr. 40 vom 18.2.1915.

„Die Gesamtpartei ist durch den Mehrheitsbeschluß der Reichstagsfraktion Trägerin der Politik des 4. August, und sie wird nicht verfehlen, allen Vorteil auszunutzen, der ihr aus dieser Tatsache entspringt. Die bürgerlichen Parteien sind damit auf dem Gebiet, auf dem sie ihre Hauptschlachten gegen die Sozialdemokratie zu schlagen gewohnt waren, geradezu in den Zustand der Hilflosigkeit zurückgeworfen. Der sozialdemokratischen Propaganda ist der Weg in breite Volksschichten geöffnet, die sich ihr bisher teils aus inneren Gründen verschlossen, teils aus äußeren Gründen verschließen mußten. Staatsbeamte, Staatsarbeiter, Privatbeamte, Lehrer, Angehörige der freien Berufe – die ganze Arbeiterschaft im eigentlichen Sinne des Wortes wird jetzt zum Rekrutierungsgebiet für die Werbetätigkeit der Partei. Auch diese Schichten sind an dem Kampf um die Demokratie und gegen den Kapitalismus lebhaft interessiert.“⁹¹⁴

Daran schloss sich ein entsprechend optimistischer Ausblick auf die ersten Reichstagswahlen nach dem Krieg an, die der Partei - eine Überwindung des „Bruderkampfes“ vorausgesetzt - den Sieg bringen würden. Dass die innerparteiliche Entwicklung zu diesem Zeitpunkt, d. h. Mitte 1916, eher in die entgegengesetzte Richtung ging, wurde erfolgreich verdrängt. Noch gravierender war die Konzeptionslosigkeit im Hinblick auf die notwendige Demokratisierung des Reiches, ohne die auch ein noch so grandioser Wahlsieg wenig bedeutete. Das Regensburger Blatt propagierte „staatsbürgerliche Bildung, gute Zeitungen und großzügige Parteibildungen“⁹¹⁵, ohne sich der letztlich entscheidenden Frage zu stellen: Wie konnte die SPD zur Macht gelangen? Dieses strategische Defizit war typisch für die ganze bayerische Landesleitung.

Den hochtrabenden Zukunftshoffnungen stand eine ernüchternde Realität gegenüber. Die Zusammenarbeit zwischen der organisierten Arbeiterbewegung und den Behörden (am deutlichsten sichtbar im Zusammenhang mit dem Hilfsdienstgesetz und den dadurch eingerichteten Arbeiterausschüssen) machte erstere „zu einem Agenten der Mobilmachung, einem Instrument zur Sicherung der Treue und Disziplin der Arbeiter.“⁹¹⁶ Dessen waren sich die Gruppe um Auer auf der einen, Bayerisches Innen- und Kriegsministerium auf der anderen Seite jederzeit voll bewusst. An der Parteibasis der SPD setzte sich nur langsam die Erkenntnis durch, dass die eigene Führung keinerlei Interesse mehr zeigte, geschweige denn Initiative entwickelte, die gegebene Staats- und Gesellschaftsordnung durch offensives Vorgehen zu verändern, sondern öffentlichkeitswirksame Aktionen nur noch als „Ventil“ für den angestauten Unmut zu funktionalisieren gedachte.

Die Mehrheit in den Führungsgremien der SPD glaubte unverdrossen daran, dass der Krieg – bei allen unbestreitbaren negativen Begleiterscheinungen - die Benachteiligung und Ausgrenzung der Arbeiterschaft wenn nicht aufheben, so doch merklich mindern würde, zumindest auf längere Sicht.

⁹¹⁴ NDP Nr. 176 vom 30.7.1916.

⁹¹⁵ NDP Nr. 178 vom 2.8.1916.

⁹¹⁶ CHICKERING, Das Deutsche Reich und der Erste Weltkrieg, S. 187.

Dass es sich dabei um eine reine Projektion eigener Wunschvorstellungen handelte, zeichnete sich frühzeitig ab (auch die Annahme, die SPD könnte durch die Burgfriedenspolitik ihre Anhängerschaft in großem Umfang in die Mittelschichten hinein ausdehnen, stand auf schwachen Füßen). Für die aktuelle Situation der Arbeiterschaft viel einschneidender war die rapide Verschlechterung der Lebensbedingungen, die im dritten Kriegswinter eine neue Dimension erreichte. Doch selbst die denkbar größten Opfer konnten bei den Gegnern der Sozialdemokratie keine „Läuterung“ bewirken; sich hier völlig falsche, durch und durch naive Hoffnungen zu machen, stellte den Kardinalirrtum der SPD-Führung dar. Dieser Fehler stieß frühzeitig auf Kritik, etwa bei Soldmann auf der nordbayerischen Gaukonferenz im Mai 1915:

„Der Streit dreht sich am wenigsten darum, ob die sozialdemokratische Fraktion für oder gegen die Kredite gestimmt hat, als um das Verhalten der Parteigenossen, die ganz gewaltig umgelernt haben, daß Erzradikale in den ersten Wochen des Krieges die Reichsregierung nicht genug haben loben können. Man hat Maßnahmen, die die Regierung unter dem Zwange der bittersten Not getroffen hat, als sozialistische Errungenschaften gepriesen. Das ist ein Unfug. Es gibt Leute, die nicht nur umgelernt haben, sondern die sich auch vorreden, nach dem Kriege würde es eine ganz andere Zeit geben, man werde sich für unsere Opferfreudigkeit und unseren Enthusiasmus erkenntlich zeigen. Der Kampf zwischen Kapital und Arbeit aber wird noch schärfere Formen annehmen, als es vorher der Fall war. Es ist das Wesen des Kapitalismus, daß er unersättlich ist.“⁹¹⁷

Von solchen Hinweisen auf die fortbestehenden sozialen Interessengegensätze und die mangelnde Reformbereitschaft der Regierung wollte die Parteimehrheit nichts wissen. Dies hielt Haase auf der Reichskonferenz im September 1916 gerade seinen bayerischen Gegnern vor: „Sie haben in der Mehrheit im wesentlichen das eine *vergessen*, nämlich, daß die *Interessen der verschiedenen Klassen* auch im Kriege ebenso verschieden sind wie vorher, ja daß die arbeitende Klasse im Kriege mehr noch leidet als vorher. [...] Genosse Auer, Sie wissen gar nicht, was für ein Schaden dadurch angerichtet worden ist, daß sie und Genosse Müller in München auch in dieser Zeit immer und immer wieder sich in die Ideologie der bürgerlichen Parteien eingesponnen haben.“⁹¹⁸

Gegen Kritik dieser Art waren die Vorreiter des bayerischen Reformismus schon längst immun. In den letzten Jahren vor dem Krieg hatten sie, teils im offenen, teils im verdeckten Kampf, jegliche interne Opposition klein gehalten. Die Burgfriedenspolitik betrachtete der Landesvorstand als die lange ersehnte Chance, sich der Regierung anzudienen, sich als unverzichtbarer Bündnispartner zu erweisen. Konzipiert, umgesetzt und verkörpert wurde dieser Kurs vor allem von Adolf Müller, der sich davon weitere Integrationserfolge für seine Partei versprach. „Mit einer solchen Strategie bewegte er sich allerdings auf schlüpfrigem Terrain. Es bestand zweifellos die Gefahr, ungewollt zum

⁹¹⁷ Protokoll Kriegs-Gau-Konferenz Nürnberg 1915, S. 53f.

⁹¹⁸ Protokoll SPD-Reichskonferenz Berlin 1916, S. 63.

Kollaborateur des aggressiven politischen Systems, wie es das preußisch-deutsche Reich nun einmal war, zu werden. Aufgrund seiner positiven politischen Erfahrungen in Süddeutschland war er jedoch bereit, sich dieser Gefahr auszusetzen.⁹¹⁹ Wozu Müller hingegen *nicht* bereit war – bzw. was er womöglich für wenig zielführend hielt, ohne sich darüber groß den Kopf zu zerbrechen –, war etwas ganz anderes: Über *das* zentrale Element der Parteistrategie, d. h. das informelle Bündnis mit der Regierung, wurde innerhalb des Landesverbandes nie Transparenz herzustellen versucht, folglich auch keine basisdemokratische Legitimierung eingeholt. Die Stellung des Landesvorstandes war seit der Jahrhundertwende derart gefestigt, dass auf demokratische Selbstverständlichkeiten dieser Art offenbar verzichtet werden konnte.

Dabei ist allerdings hinzuzufügen, dass zunächst nur eine sehr kleine Minderheit Bedenken gegen die Integrationsstrategie und das dahinter stehende Kalkül anmeldete. Rückblickend ist klar zu erkennen, welcher der widerstreitenden Einschätzungen innerhalb der SPD von der Entwicklung Recht gegeben wurde:

„Die atmosphärischen Wandlungen des Kriegsbeginns, die die Parteimehrheit so sehr beeindruckten, waren macht- und verfassungspolitisch vorerst ohne Konsequenzen, und die ‚Neuorientierung‘ blieb ein unverbindliches, inhaltsleeres Versprechen. [...] Darüber hinaus bestärkte die Kriegssituation die im Kern antidemokratische Machtposition der Armee. Aus welchem Grund hätte denn nach einem deutschen Sieg die Demokratisierung eine Chance haben sollen, obwohl während des Krieges im Konflikt zwischen den alternativen Integrationsstrategien Demokratisierung und Militarisierung immer die letztere die Oberhand behalten hatte? Warum hätten Wilhelm II. und die Oberste Heeresleitung an der Spitze eines siegreichen Heeres ihre Macht einschränken oder gar aufgeben sollen?“⁹²⁰

Darauf gab es keinerlei plausible Antwort; doch der Misserfolg ihrer Strategie und die mit dem Andauern des Krieges immer mehr steigenden Opfer führten bei der Parteirechten nur dazu, dass sich ihre Haltung noch verhärtete. Die von Haase angesprochene „Ideologie der bürgerlichen Parteien“ hatte, wie sich im Krieg in unerwarteter Deutlichkeit herausstellte, erhebliche Teile der SPD infiziert. Vollmar, der im Hintergrund noch mitzumischen versuchte, und andere stimmten in den Chor der nationalistischen Bekundungen ein und sahen gerade dadurch neue Chancen für die SPD. Vollmar schrieb Anfang 1915: „Gegenwärtig ist das deutsche Volk in seiner Gesamtheit nur von einem einzigen unbezähmbaren Willen durchdrungen, nämlich das Vaterland, seine Unabhängigkeit und seine Kultur gegen die Feinde ringsum zu verteidigen und nicht früher zu ruhen, bis diese be-

⁹¹⁹ POHL, Adolf Müller, S. 128.

⁹²⁰ KRUSE, Krieg und nationale Integration, S. 199 u. 207.

siegt sind. Es gibt keinen Deutschen, der nicht jedes noch so große Opfer brächte, wenn es verlangt wird, um dieses Ziel zu erreichen.“⁹²¹

Vollmars Freund Heine forderte zur selben Zeit: „Einigkeit muß herrschen zwischen den *Parteien*. Wer jetzt nichts Gescheiteres weiß als die Gegensätze zu proklamieren, die jeder kennt, der schadet unserm Volk. Einheit muß hergestellt werden auch zwischen den *Klassen*.“⁹²² Haenisch schrieb von einer „alle Klassen umfassenden *deutschen Gefühls- und Gedankengemeinschaft*“⁹²³; die Reihe der Beispiele für derartigen rhetorischen Schwulst ließe sich beliebig verlängern. Die dahinter stehende Volksgemeinschaftsideologie, die aus den so genannten „Ideen von 1914“ destilliert worden war, lieferte für die Burgfriedenspolitik den nötigen Unterbau. Diese Ideologie untergrub die Bereitschaft zum Kampf gegen die langjährigen Gegner der sozialistischen Arbeiterschaft ebenso wie diejenige zur unvoreingenommenen Wahrnehmung von Stimmen aus dem Ausland; vor allem zerstörte sie die Fähigkeit, sich einen kritischen Blick auf die Regierungspolitik zu bewahren.

Die Kooperationsbereitschaft der SPD(-Mehrheit) stieß bei den Behörden auf eine ausgesprochen wohlwollende Aufnahme, die das zuvor hörbare Raunen von einem Verbot und einer Verfolgung der Partei schnell verstummen ließ. Ursache dafür war selbstredend kein Sinneswandel (etwa nach dem Motto: „weniger Obrigkeitsstaat, mehr Demokratie“), sondern die realistische Einsicht in die Sachzwänge eines modernen Volkskrieges. Gerade die Militärbehörden zeigten sich dabei ausgesprochen pragmatisch, flexibel und lernfähig; so erkannte General Groener, der mächtige Leiter des Kriegsamtes: „Gegen die Arbeiterschaft könnten wir diesen Krieg überhaupt nicht gewinnen.“⁹²⁴ Welche Handlungsspielräume der Sozialdemokratie aus dieser Tatsache erwachsen - Entschlossenheit, nüchternes Kalkül und Prinzipientreue vorausgesetzt -, erkannte die Parteiführung nicht. Sie war, wie Bernstein im März 1916 konstatierte, „in eine Art geistiger Gefangenschaft geraten“⁹²⁵ – und das aus vollkommen eigenem Verschulden.

Aus dieser „Gefangenschaft“ vermochte sich die Parteimehrheit nicht mehr zu befreien; sie sah zu ihrer willfährigen Zusammenarbeit mit der Regierung keine Alternativen (und konnte folglich mit solchen auch nicht drohen), was „nebenbei“ eine Minderheit in der Partei immer mehr an den Rand drängte. Das war auch der bayerischen Regierung nur recht; Kriegsminister Kreß erkannte, dass „es

⁹²¹ So in einem offenen Brief an eine Kopenhagener Zeitung. (Zitat: SVZ Nr. 16 vom 20.1.1915).

⁹²² Wolfgang Heine, Die Einheit der Nation, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 3 vom 18.2.1915, S. 117-120, hier: S. 118.

⁹²³ SIGEL, Die Lensch-Cunow-Haenisch-Gruppe, Zitat: S. 110.

⁹²⁴ Auszüge aus dem Bericht des Herzoglich Sachsen-Meiningschen stellv. Bevollmächtigten zum Bundesrat über Besprechung mit Staatssekretär Helfferich und Generalleutnant Groener über das Hilfsdienstgesetz vom 9.11.1916. (Abgedruckt in: DEIST (Bearb.), Militär und Innenpolitik, 1. Teil, S. 511-515, hier: S. 513).

⁹²⁵ KRUSE, Krieg, Neuorientierung und Spaltung, in: IWK 23 (1987), S. 1-27, Zitat: S. 27.

vielleicht sogar im staatlichen Interesse [liegt], den bisherigen Führern [der SPD] einigen Spielraum in der Abwehr der Bestrebungen des Liebknecht'schen Flügels zu lassen.“⁹²⁶ So wie man ab 1915 „von einer Art Bündnis zwischen Bethmann Hollweg und den Führern der [SPD-]Parteimehrheit sprechen [kann]“⁹²⁷, so galt dies analog – und eigentlich bereits ab August 1914 – auch für die bayerische Regierung und die Führung der Landes-SPD um Auer und Adolf Müller. In Bayern waren für ein solches informelles Bündnis die Voraussetzungen ohnehin noch besser gewesen als im Reich: Es konnte an enge Kontakte zwischen Ministerien und SPD-Landesleitung aus der Vorkriegszeit anknüpfen und wurde durch die auch im Krieg weniger rigorose Herrschaftsausübung begünstigt. Die Behörden waren von der Loyalität der SPD-Führung bald voll überzeugt, die schließlich Versammlungsaufgaben akzeptierte, die jegliche Kritik an der Regierung ausschlossen. Angesichts der sich dramatisch verschlechternden Versorgungslage waren die Durchhalteappelle der SPD unverzichtbar, sollte die Stimmung der Arbeiterbevölkerung nicht noch weiter absinken. Zu diesem Zweck ersannen die Ministerien auch ein umfangreiches Instrumentarium zur Beeinflussung der öffentlichen Meinung; gleichzeitig wurde die Überwachung unliebsamer politischer Strömungen verstärkt, wobei v. a. die SPD-Parteiopposition ins Visier kam.

Zur Außenpolitik: Auch hier kam es zur Adaption bürgerlich-nationalistischer Wertvorstellungen durch Teile der Sozialdemokratie (was bei Kruse eher noch zu schwach akzentuiert wurde, dezidiert äußerte sich hierzu bereits Rintelen). Mit einer mehr als ausreichenden Zahl von Belegen lässt sich nachweisen, dass die prominenten Vertreter des rechten Parteiflügels expansive Kriegsziele nicht nur zu tolerieren bereit waren, sondern auch direkt befürworteten (und damit implizit einen Verständigungsfrieden a priori verwarfen). Im August 1915 lehnten Reichstagsfraktion und Parteiausschuss der SPD mehrheitlich den von der Linken eingebrachten Antrag ab, im Falle einer Friedensregelung deutsche Gebietszuwächse grundsätzlich auszuschließen. Damit wurde die traditionelle Parteiprogrammatik ebenso konterkariert wie das weiterhin propagierte Selbstverständnis der SPD als „Friedenspartei“.

Der *Fränkische Volksfreund* hatte schon Anfang 1915 angemerkt: „Alle – eine Handvoll Biertischhelden ausgenommen – wollen den Frieden – nur wie man zu ihm gelangt, das ist die Frage!“⁹²⁸ Auch hier traten in der SPD bald unüberwindliche Gegensätze hervor. Dittmann präzisierte die Haltung der Minderheit im August 1915: „Nachdem der Krieg als Eroberungskrieg fortgeführt wird, haben wir jede moralische und politische Stärkung der Kraft, mit der er geführt wird, zu verweigern! Für die parlamentarische Haltung der Fraktion folgt daraus die Pflicht, neue Kriegskredite abzulehnen.“

⁹²⁶ So Kreß in einer Stellungnahme (handschriftl.) des Chefs der Armeearbeitung I des Bayr. MKr vom 26.3.1916. (KrA, MKr 11521).

⁹²⁷ BOLL, *Frieden ohne Revolution?*, S. 126.

⁹²⁸ FV Nr. 27 vom 3.2.1915.

[...] Deshalb heißt es jetzt: Bis hierher und nicht weiter! Wir unterstützen keinen Eroberungskrieg!⁹²⁹ Auch Eisner setzte sich Anfang 1916, noch vor der Bildung der SAG, für „eine selbständige sozialdemokratische Politik rücksichtsloser Opposition ein und erklärte die bisherige politische Haltung der Mehrheit für völlig unmöglich und weiterhin unerträglich.“ Über die nun einzuschlagende Taktik – und den dafür zu entrichtenden Preis – hatte Eisner feste Vorstellungen; in einem Brief beschwor er Haase,

„welche furchtbare Waffe wir gerade jetzt im Parlament gegen Regierung und bürgerliche Parteien besäßen, wenn wir einfach die Wahrheit sprächen und Kritik übten, wenn wir die längst ganz klaren Verantwortlichkeiten des Krieges feststellten, [...] die Kriegspolitik der Regierung und der bürgerlichen Parteien angriffen und ein positives Programm sozialistisch-europäischer Friedenspolitik bei jeder Gelegenheit propagierten. Wir würden dann freilich geächtet werden wie zuvor, und es sei auch nicht zweifelhaft, daß wir uns Verfolgungen und Gefahren aussetzen. Aber das sei unsere weltgeschichtliche Aufgabe in diesem Augenblick. Wie könnten wir glauben, daß die Regierung, die den Krieg gemacht habe, fähig und gewillt sei, einen Frieden in unserem Sinne herbeizuführen!“⁹³⁰

Die Mehrheitsrichtung in der Partei war indes nicht bereit, „einfach die Wahrheit“ auszusprechen; sie drückte sich weiter um die drängenden außenpolitischen Fragen herum. Die 1916 gestartete Friedenspetitionsbewegung war von Intention und Anlage her nicht geeignet, hier Abhilfe zu schaffen. Die SPD-Führung war auch nicht bereit, die Regierung im Reichstag zu stellen und sie dazu zu zwingen, sich gegenüber den extremen Kriegszielforderungen der diversen Interessenverbände zu positionieren. Auch im Hinblick auf die Art der Kriegsführung der deutschen Armee (etwa die massenhafte Erschießung von Zivilisten in den ersten Kriegsmonaten) war von der SPD-Rechten keine Kritik zu hören; der völkerrechtswidrige Einmarsch in Belgien und Luxemburg war ebenfalls kein Thema mehr. In diesen Kreisen wurden stattdessen ganz andere Töne angeschlagen; so erklärte Heine 1916 in bester Ludendorffmanier: „In der Tat hat Deutschland nur die Wahl, aus diesem allgemeinen Ringen der Völker entweder vernichtet oder als festgegründete *Weltmacht* hervorzugehen.“⁹³¹ Diese Zwangsvorstellung von der angeblich unabwendbaren Alternative „Sieg oder Untergang“, deren Wurzeln in die Vorkriegszeit zurückreichten, fand auch in der bayerischen SPD teilweise Anklang, deren Führung mehrheitlich ins Fahrwasser von Nationalisten wie Heine, David und Südekum geriet. Diese Gruppe bildete das eine Extrem einer innerparteilichen Polarisierung, die sich zunehmend auch um die Deutung und Sinnstiftung des Krieges drehte.

⁹²⁹ DITTMANN, Erinnerungen, Bd. 2, Zitat: S. 352.

⁹³⁰ K. Eisner an H. Haase vom 5.3.1916. (Abgedruckt in: LASCHITZA, Kurt Eisner. Eine Dokumentation, in: BzG 9 (1967), S. 454-489, hier: S. 466-468, Zitat: S. 466f.).

⁹³¹ MILLER, Burgfrieden und Klassenkampf, Zitat: S. 193, Fn. 13.

Auf dem rechten Flügel der SPD fand ein deutscher Siegfrieden – und damit die daraus zwangsläufig folgenden umfangreichen Annexionen – durchaus Unterstützung. Haenisch stellte dazu zustimmend fest: „An die Stelle des alten Schlachtrufes: ‘Von der Maas bis an die Memel’ tritt heute der Schlachtruf: ‘Von Hamburg bis Bagdad’! Deutschland entwickelt sich zu Mitteleuropa . . .“⁹³² Wo solche Phantasien Raum gewannen, fehlte dann auch zwangsläufig die Bereitschaft, den autoritären und großenwahnsinnigen Kräften entgegenzutreten, die sich hinter der Fassade von Bethmann Hollwegs halbwegs besonnen wirkender Politik formierten. Gegenüber den Erzfeinden der Sozialdemokratie auf der äußersten politischen Rechten beschränkte sich die Parteiführung - in Bayern wie im Reich - nur noch auf zahnlose Proteste, sie sah bald in den internen Kritikern ihrer unbrauchbaren Strategie das eigentliche Problem. Eisner kommentierte: „Hinter der vorgeschützten Angst vor der Parteispaltung verbirgt sich nur das schlechte Gewissen, daß vor dem Worte der Wahrheit ihr eigenes Tun und Treiben . . . nicht zu bestehen vermöchte und auf ihre Kosten die innere Parteinheit wiederhergestellt werden möchte.“⁹³³

Entschiedene Abgrenzung von der Regierungspolitik versus Volksgemeinschaftsideologie, Aussprechen der Wahrheit (über die Rolle der Reichsleitung bei Kriegsausbruch) oder deren Verschleierung – auf diesen vereinfachten Nenner ließen sich die Gegensätze in der SPD nach einem halben Kriegsjahr bringen. Es ging also nicht nur oder in erster Linie – wie etwa Severing glauben machen wollte – um „Rechthaberei und das kleinliche Gezänk über Formelkram“⁹³⁴. Die Art und Weise, wie die Reichskonferenz vom September 1916 sowie alle aufrichtig gemeinten Ausgleichsversuche Adolf Brauns scheiterten, zeigte vielmehr: Es ging beim Partiestreit inzwischen um Positionen, zwischen denen keine Vermittlung mehr möglich war. Ausdrücklich gestützt werden durch die bayerischen Befunde in diesem Fall Kruses Ergebnisse; dies gilt auch noch in anderer Hinsicht: Die Streitigkeiten wurden keineswegs von der Parteispitze aus einseitig forciert. Die Parteibasis erwies sich hier als selbstständig handelnder Faktor, ohne den gerade in Bayern, wo sich kein Mitglied der Führung auf die Seite der SAG schlug, die Spaltung gar nicht hätte erfolgen können bzw. müssen.

Da die SPD-Mehrheit keine wirklich überzeugenden Gründe (statt bloßer Hoffnungen) für ihren Kurs anführen oder gar Erfolge (etwa eine Verfassungsreform, die das Parlament stärkte) vorweisen konnte, versuchte sie, eine inhaltliche Debatte gar nicht erst aufkommen zu lassen. Gleichzeitig bemühten sich die Anführer der Mehrheit, das Lager der Kritiker zu stigmatisieren, das die Partei-

⁹³² JOHN, Konrad Haenisch, Zitat: S. 59.

⁹³³ K. Eisner an K. Kautsky vom 3.12.1915. (WIELAND, Die Verteidigungslüge, Zitat: S. 74).

⁹³⁴ Carl Severing, Die Auseinandersetzung in der deutschen Sozialdemokratie und die deutschen Gewerkschaften, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 10-11 vom 31.5.1916, S. 547-551, hier: S. 551.

spaltung – nach Ansicht des *Bayerischen Wochenblattes* „ein Verbrechen an unserer Sache“⁹³⁵ - befördern würde. Die Gegner der Kreditbewilligung sahen sich somit in die Enge getrieben, waren aber zu einem wachsenden Teil nicht mehr bereit, bei Abstimmungen im Reichstag die bessere Einsicht der Parteidisziplin unterzuordnen – was allerdings nicht bedeutete, dass sie die Trennung von der Partei intentional betrieben. Die organisatorische Verfestigung der Parteiopposition erfolgte stets aus der Defensive heraus. Es dauerte dabei einige Zeit, bis die Anhänger der Minderheit begriffen hatten, wie sehr die führenden Vertreter der Mehrheit in ihrem Denken und Handeln mit den herrschenden Schichten inzwischen konform gingen und insbesondere vom Internationalismus der Vorkriegszeit nichts mehr wissen wollten. Der Widerstand gegen die Führungsspitze entfaltete sich, in Bayern wie im übrigen Deutschland, zunächst sehr zögerlich, trat dann aber mit der Unterschriftenaktion Karl Liebknechts und dem kurz darauf folgenden Aufruf „Das Gebot der Stunde“ resolut an die (Partei-)Öffentlichkeit. Das hatte Folgen: „Die Aktionen der Opposition vom Juni 1915, die im Rückblick gesehen Marksteine bildeten auf dem Wege zur Gründung der neuen Partei [d. h. der USPD], haben in der Tat Richtungen und Personen `aneinandergeschweißt`, an deren Heterogenität sie schon nach wenigen Jahren zerbrechen sollte.“⁹³⁶

Zunächst gab es jedoch noch ein großes Reservoir an Übereinstimmungen. Was die Parteiopposition vor allem zusammenhielt, war die Gegnerschaft zum Kurs des Vorstandes, der immer mehr vom rechten Parteiflügel beeinflusst wurde. Die rhetorische Keule, mit der Abweichlern – bis Ende 1916 noch weitgehend mit Erfolg – gedroht wurde, war der Vorwurf der „Sonderbündelei“, aus der notwendigerweise die Parteisplaltung folge. Die Lobpreisung der längst zum Selbstzweck degenerierten Parteeinheit mutierte zum Denk- und Diskussionsverbot, das eine nahezu völlige Erstarrung in programmatischen und strategischen Fragen zur Folge hatte. Die entschiedene Opposition hatte mit dem Odium der Parteisplaltung zu kämpfen und geriet so schnell in eine gefährliche Defensive. Wie weit verbreitet die Bereitschaft war, die politische Überzeugung *nicht* dem Einheitsdogma zu opfern, musste erst die nähere Zukunft erweisen.

In der engeren Führung der bayerischen SPD hatte die *offensiv* burgfriedenskritische Strömung nicht den geringsten Rückhalt – sieht man von Josef Simon ab, der in der Reichstagsfraktion im August 1915 gefordert hatte: „Wir müssen der Regierung die Gefolgschaft verweigern.“⁹³⁷ Dennoch trat er nicht zur 1916 gegründeten SAG über, sondern zögerte den offenen Bruch noch hinaus, wohl auch deshalb, weil er glaubte, die Minderheit könnte doch noch zur Mehrheit werden. Auch Adolf Braun, der wie viele andere den Burgfriedenskurs „*passiv*“ ablehnte, sah die Entwicklung noch im

⁹³⁵ BayWo Nr. 26 vom 1.7.1915.

⁹³⁶ MILLER, Burgfrieden und Klassenkampf, S. 112f.

⁹³⁷ DITTMANN, Erinnerungen, Bd. 2, Zitat: S. 350.

Fluss und hielt die endgültige Spaltung noch lange Zeit für abwendbar. Dafür gab es sogar gute Gründe: Als Reaktion auf die immer mehr in die Öffentlichkeit geratenden Differenzen um die Kriegskreditbewilligung hatte sich der Gau Nordbayern zur Hochburg einer Einigungsbewegung entwickelt, deren „zentrale Triebkraft“⁹³⁸ Braun wurde. Charakteristisch für das „Programm“ dieser Bewegung war die beinahe ins mythische übersteigerte Hochschätzung der organisatorischen Geschlossenheit der Partei, die aus den Erfahrungen der Zeit unter dem Sozialistengesetz zwar partiell verständlich ist, insgesamt jedoch nicht rational begründet werden kann.

Die „überaus starke Fixierung“⁹³⁹ von Braun und seinen Gesinnungsgenossen auf die Parteieinheit hatte zwei bedeutende Folgen: Zum einen verhinderte diese Einstellung sehr wirksam eine inhaltliche Debatte über die von der Partei unter den Bedingungen des Krieges einzuschlagende Strategie. Sowohl auf den einschlägigen Konferenzen als auch in den zahlreichen Äußerungen in der Presse verweigerte diese Parteiströmung mit einer schwer zu überbietenden Persistenz die kritische Auseinandersetzung mit den eigentlichen Ursachen des Parteistreits, sie beschränkte sich auf gebetsmühlenartig wiederholte Appelle an die Streitenden, die Notwendigkeit der Einheit doch „einzusehen“. Es bestätigte sich hier, dass „das Postulat der Einheit, zumal an der sozialdemokratischen Basis, stets ideologieähnliche Funktionen übernommen hatte und mitunter gar als ausgesprochener ‘Ideologie-Ersatz’ diente.“⁹⁴⁰ Die sich dadurch etablierende chronische Diskursunfähigkeit in einer existenziellen Frage dekonstruiert auch den Topos, wonach Programm und Strategie der SPD das Ergebnis von intensiven, durch geschulte Theoretiker befruchteten Diskussionen gewesen seien. Gerade die Landeskonferenz im April 1916 hatte gezeigt, dass sich die hinter Braun stehende moderate Gruppe im Zweifelsfall auf die Seite der stärkeren Bataillone schlagen würde. Eine echte Debatte über die Konfliktpunkte hatte die Konferenz nicht gebracht, deren Beschlüsse suggerierten, der Parteistreit könnte mit herkömmlichen Maßnahmen entschärft bzw. eingehegt werden. In diversen nordbayerischen Ortsgruppen zeigte sich zwar auch danach erheblicher Unmut gegenüber der Berliner Parteiführung; ob dieser bei weiterer Zuspitzung der Konfrontation zur offenen Sezession führen würde, war Ende 1916 aber noch ungewiss. Der Landesleitung war es vorerst gelungen, den herrschenden Einheitsfetischismus geschickt zu instrumentalisieren; sie vermochte es, die Anhänger der Einigungsbewegung - trotz der Differenzen in der Frage des Burgfriedens - im Lager der Mehrheit zu halten und damit die zum Bruch bereiten Kräfte zu isolieren und klein zu halten.

Damit konnte die Landesleitung zwar Zeit gewinnen, doch die Risse im Gefüge der Partei wurden allmählich immer größer. Die bedingungslose Unterstützung der Burgfriedenspolitik war innerhalb

⁹³⁸ KNOPP, Einigungsdebatte, S. 1.

⁹³⁹ K.-D. SCHWARZ, Weltkrieg und Revolution, S. 80.

⁹⁴⁰ KNOPP, Einigungsdebatte, S. 41.

der bayerischen Sozialdemokratie von Anfang an nicht konsensfähig gewesen. Die fränkischen Parteiblätter hatten zwar 1914 den schlagartigen Umschwung in der Haltung gegenüber dem Krieg ebenfalls mit vollzogen, verhielten sich aber gegenüber der Politik des Parteivorstandes bald sehr distanziert. Auch bei der gemäßigteren Parteiströmung in Franken, die weitaus stärker blieb als die entschiedenen Oppositionellen, fanden die Pläne von Vollmar und anderen Vertretern der Parteilinken, die in Richtung eines Siegfriedens gingen, keinen Anklang. Im Mittelpunkt der parteiinternen Debatte standen jedoch nicht die expansiven Kriegsziele des rechten Flügels, sondern das Verhalten der Opponenten in der Reichstagsfraktion.

Gerade an der Basis setzte sich allerdings die Erkenntnis durch, dass Anspruch und Handeln der Parteispitze nicht mehr zusammenpassten; über eine Versammlung der Bayreuther SPD im Mai 1916 wurde berichtet: „Alle Redner betonten die Notwendigkeit der Parteeinheit, noch mehr aber die Hochhaltung der Grundsätze der Sozialdemokratie. Die Fraktionsmehrheit – so wurde wiederholt erklärt – habe diese Grundsätze völlig außer acht gelassen.“⁹⁴¹ Diesem Empfinden gab zunächst v. a. Curt Geyer eine Stimme, der seit der Übernahme des Postens als Chefredakteur in Würzburg der Wortführer der Burgfriedensgegner in Franken war. Er stellte im August 1916 klar, „daß die sozialdemokratische Arbeitsgemeinschaft der Kern sei, um den sich die neu geeinte Partei schließen müsse. Die grundsätzlichen Ursachen des Streits müßten beseitigt werden. Die Einheit sei nur möglich, wenn man sich über ihre sachliche Grundlage verständige.“⁹⁴² Die für den Raum Hof maßgebliche *Oberfränkische Volkszeitung* zeigte sich dagegen immer noch sehr zurückhaltend (die Haltung von Blumtritt auf der Nürnberger Gaukonferenz im Mai 1915 zeigte deutlich, wie sehr bzw. wie lange auch Vertreter des linken Flügels in ihrem Denken vom tradierten Einigkeitsdogma bestimmt waren), ebenso die *Fränkische Volkstribüne* aus Bayreuth. Adolf Brauns *Fränkische Tagespost* blieb – bei aller Reserve gegenüber dem Burgfriedenskurs - *das* führende Organ der Befürworter eines Ausgleichs (und damit der Wahrung der Parteeinheit) in der SPD schlechthin.

Ganz anders als in Nordbayern verlief die Entwicklung in München. Im Kampf gegen die Opposition, d. h. gegen Eisner und die Parteijugend um Fechenbach, ließ es Auer nicht nur bei vagen Drohungen bewenden, sondern er arbeitete rigoros darauf hin, diese Gruppe auszugrenzen und mundtot zu machen. Deren harter Kern ließ sich allerdings nicht einschüchtern. Eisner forderte im Oktober 1916 von seiner Partei eine Ausrichtung ihrer Politik, die auf „sofortige Durchführung demokratischer Reformen und einen europäischen Frieden hinwirkt“⁹⁴³, nur um bald festzustellen, dass er damit in der Münchner SPD über ganz geringen Rückhalt verfügte. Eisner musste im Laufe

⁹⁴¹ FVt Nr. 103 vom 3.5.1916.

⁹⁴² OVZ Nr. 186 vom 10.8.1916.

⁹⁴³ MP Nr. 237 vom 11.10.1916.

der Zeit schmerzlich erkennen, wie sehr er die „Prinzipienfestigkeit“ der bayerischen SPD-Führung über- sowie deren mentale Korrumpierung durch die bestehende Gesellschaftsordnung und ihre Vertreter unterschätzt hatte. Aus *ibrer* Sicht knüpften Auer, Adolf Müller und ihre Anhänger nahtlos an die seit langem „bewährte“ Politik an - für Eisner war dieses Vorgehen spätestens nach zwei Kriegsjahren der mit allen Mitteln zu bekämpfende Sündenfall. Für diesen ungleichen Kampf Mitstreiter zu gewinnen, erwies sich von Anfang an als außerordentlich schwierig, wenn auch nicht ganz unmöglich. Unter Rückgriff auf Verbindungen, die bis in die Vorkriegszeit zurückreichten, formierte sich schließlich Ende 1916 in München ein kleiner Kreis von Oppositionellen. Mit der Etablierung der „Diskussionsabende“ in München war Eisner (der zuvor praktisch sämtlicher Möglichkeiten, in der Partei zu wirken, sukzessive beraubt worden war) wieder „im Spiel“ - auch wenn sich zu diesem Zeitpunkt nicht absehen ließ, dass hier die Keimzelle für den späteren Staatsumsturz entstanden war. „Daß es in München [...] gelang, unter den Bedingungen des Ausnahmezustandes einen weitgehend ideologiefreien Raum für einen systemkritischen Diskurs zu schaffen, wird man sicher als kleines Kunststück bezeichnen können.“⁹⁴⁴ Dies trifft vor allem auch deshalb zu, weil die entscheidenden Schalthebel der Macht in der örtlichen SPD sämtlich in der Hand der Mehrheit blieben.

Ein Aspekt, der bisher oft erwähnt, aber wohl noch nicht hoch genug veranschlagt wurde, war das Bestreben der SPD-Führung, ihren so stolzen Parteiapparat um buchstäblich *jeden* Preis vor der Zerstörung zu bewahren. Dabei greift der Hinweis auf die materiellen Eigeninteressen der Funktionsträger sicher zu kurz; ausschlaggebend sind hier vielmehr mentale Dispositionen, die sich nur schwer erfassen lassen. In dem (einstimmig gefassten) Beschluss der bayerischen Landeskonferenz vom April 1916 hieß es aufschlussreich: „Die Kultur und die soziale Zukunft hängen davon ab, wie die Organisation der Arbeiterschaft die schwere Zeit übersteht.“⁹⁴⁵ Die hier versammelten Funktionäre gingen – subjektiv vollkommen aufrichtig – davon aus, dass nicht weniger als die menschliche Zivilisation (bzw. deren deutscher Anteil) als solche(r) vom Erhalt des Parteiapparates abhing. In dem Weltbild, das hier zum Ausdruck kam, war die Fähigkeit zur Organisation *das* Wesensmerkmal der Deutschen schlechthin – und die Sozialdemokratie, die sich (nicht ohne Grund) so viel auf ihre eigene Organisationskraft zugutehielt, war damit viel mehr ein Produkt der ihr ablehnend bis feindlich entgegnetretenden Gesellschaftsordnung als es die Partei wahrhaben konnte und wollte.⁹⁴⁶ Vom sozialdemokratischen Organisationsverständnis ausgehend war es demnach ein weiter und schwieriger Weg zu der Erkenntnis, dass unter den veränderten politischen Verhältnissen die Par-

⁹⁴⁴ GRAU, Kurt Eisner, S. 325.

⁹⁴⁵ GÄRTNER, Mit uns zieht die neue Zeit, Zitat: S. 185.

⁹⁴⁶ Siehe dazu auch unten Kap. 6.7.

teinheit aufs Spiel gesetzt werden *musste*, um an essenziellen Zielen festhalten und ein Mindestmaß an taktischer Handlungsfreiheit wahren (bzw. zurückgewinnen) zu können. Wie klein die Gruppe war, die diesen Weg trotz alledem beschritt, wird in den folgenden Abschnitten beschrieben.

5 Die Parteispaltung im Jahr 1917

5.1 Die letzten Etappen auf dem Weg zur Spaltung der bayerischen SPD und die Gründung der USPD in Gotha (6.-8. April 1917)

Nachdem die Reichskonferenz vom September 1916 keinen Ausgleich herbeizuführen vermocht hatte, eskalierte der Parteistreit rasch weiter. Befördert wurde dies vor allem durch die Auseinandersetzungen um mehrere Parteiblätter, die im Kampf um den *Vorwärts* in Berlin (wo die SAG ihre wichtigste Bastion hatte) ihren symbolträchtigen Höhepunkt fanden.¹ Vor dem Hintergrund der kontroversen Einschätzung der Friedensinitiative der Regierung vom Dezember 1916 forcierte die Parteiopposition nun ihre organisatorischen Bemühungen (bereits am 19. November war auf einer Besprechung der SAG in Chemnitz beschlossen worden, eine eigene Konferenz einzuberufen). Der Parteivorstand riet daraufhin „den Parteiorganisationen eindringlich, dieses parteizerstörende Treiben nicht zu unterstützen.“²

Dieser Appell verhinderte aber nicht, dass am 7. Januar 1917 im Berliner Reichstagsgebäude eine Konferenz stattfand, die „sich um die Taktik der oppositionellen Abgeordneten im Reichstag und um Massregeln zum Schutze des Parteistatuts und der Organisation, sowie um die Sicherung der Eigentumsrechte der Parteigenossen an ihren Zeitungen“³ Gedanken machen sollte (dabei waren weder Zuhörer noch die Presse zugelassen). Die Richtlinien zur Beschickung der Konferenz waren nicht präzise geregelt;⁴ unter den 157 Delegierten war auch eine Anzahl bayerischer Vertreter.⁵ Neben Eisner handelte es sich dabei um Karsten (Aschaffenburg), Julius Steeger⁶ (Bayreuth), Blumtritt und Wilhelm Hofmann (beide aus der Kreisorganisation Hof) sowie Curt Geyer (Würzburg); darüber hinaus soll auch der Kreis Schweinfurt vertreten gewesen sein.⁷ Die Anwesenheit von Josef

¹ Zu diesem Abschnitt siehe KRAUSE, USPD, S. 79-92; MILLER, Burgfrieden und Klassenkampf, S. 148-177; PRAGER, Das Gebot der Stunde, S. 119-144 und SCHORSKE, Die große Spaltung, S. 392-402.

² *Vorwärts* Nr. 3 vom 4.1.1917.

³ Einladungsschreiben von H. Haase, G. Ledebour und E. Vogtherr vom 19.12.1916. (SAPMO-BArch, RY 20/II 145 6).

⁴ Teilnahmeberechtigt waren die Mitglieder der SAG sowie der Reichstagsabgeordnete Rühle; bei Wahlkreisorganisationen, die auf dem Boden der Opposition standen, sollte die Bemessung der Delegiertenzahl nach dem Schlüssel erfolgen, der für Parteitage angewandt wurde; in den übrigen Wahlkreisen „werden sich die oppositionellen Genossen über gemeinsame Delegationen zu verständigen haben.“ (Ebd.).

⁵ Im offiziellen Konferenzprotokoll ist kein Register der anwesenden Delegierten enthalten, als einziger bayerischer Redner trat Kurt Eisner auf. Über weitere bayerische Vertreter gibt nur eine handschriftliche Liste der zur Konferenz angemeldeten Delegierten bzw. der dort vertretenen Wahlkreise Auskunft, die teilweise mit Haken versehen ist, folglich nicht mit allerletzter Gewissheit Auskunft über die tatsächlich anwesenden Personen gibt. (Vgl. Liste der zur Januarkonferenz angemeldeten Delegierten (handschriftl.); SAPMO-BArch; RY 20/II 145 6).

⁶ Steeger, Julius, geb. 2.4.1881 in Bayreuth, Volksschule und Buchdruckerlehre in Bayreuth, Wanderschaft, 1903 Beitritt zur SPD, 1908-1933 Maschinenmeister bzw. Geschäftsführer der Druckerei der *Fränkischen Volkstribüne* in Bayreuth, 1912-1918 Gemeindebevollmächtigter in Bayreuth, MdL 1919-1932, in der NS-Zeit mehrfach in Haft, gest. 5.5.1954 in Bayreuth.

⁷ Da Schweinfurt zu den bayerischen Hochburgen der Opposition zählte, ist es sehr wahrscheinlich, dass auch von hier ein Vertreter geschickt wurde, möglicherweise handelte es sich dabei um Kaspar Starz, der wenig später an der Landeskonferenz in Nürnberg (31.3./1.4.1917) und am Gothaer Gründungsparteitag der USPD (6.-8.4.1917) als Delegierter teilgenommen hat.

Simon ist denkbar, lässt sich jedoch nicht belegen.⁸ Die genannten Vertreter waren womöglich nicht aus einem einheitlich geordneten Wahlverfahren hervorgegangen, gaben aber dennoch ein halbwegs repräsentatives Bild der Opposition in Bayern ab.

In seinem Hauptreferat forderte Haase die oppositionellen Kräfte in der Partei auf, sich zusammenzuschließen, lehnte eine Abspaltung allerdings ab.⁹ Demgegenüber verlangte ein Sprecher der Spartakusgruppe, die Gangart gegenüber dem Vorstand zu verschärfen. Die sich bald zum Dauerthema entwickelnden Differenzen zwischen den Anhängern der SAG-Führung um Haase und den Befürwortern eines radikaleren Kurses deuteten sich hier bereits an (Luxemburg bezeichnete die Gruppe um Haase zu dieser Zeit als „sumpfige Froschgesellschaft“¹⁰). Nennenswerten Einfluss auf den Diskussionsverlauf nahm von den bayerischen Delegierten lediglich Eisner; in seinem Redebeitrag übte er zunächst schonungslose Selbstkritik: „mir scheint, es war schon vor dem Kriege so, daß an die Stelle des Lebens die Routine getreten ist, daß unsere Parteiorganisation entseelt und erstarrt war, daß, was wir in merkwürdiger Form in unserer Organisation unbewußt nachgeahmt haben, die Organisation des preußischen Kasernenstaates gewesen ist. Es ist deshalb gar kein Zufall, daß diese Organisation, als die Weltkatastrophe hereinbrach, als reife Frucht diesem Kasernenstaat in den Schoß fiel. [...] Es ist namentlich der Begriff der Disziplin, der gar nichts mit Demokratie und Sozialismus zu tun hat, vielmehr ein Begriff des Militarismus ist, der uns geistig und seelisch gelähmt hat.“ Mit Sicht auf die nähere Zukunft lenkte er den Blick weg von der viel diskutierten Frage der Bildung einer „Sonderorganisation“: „Wir sollten die Zeit viel eher als zum Nachdenken über Gründung einer Organisation dazu verwenden, in den Massen den Kampfgeist zu beleben. [...] Massenaktionen, das hört sich sehr schön an, aber ich vermisse, daß die Masse aus einzelnen besteht, und daß jeder einzelne bereit ist, diese Massenaktionen mit seiner Person zu führen. Diese Abstumpfung des Persönlichkeitsbewußtseins der einzelnen Parteigenossen, dieses Verkriechen hinter der Masse ist es, was diese Heroen der Bureaukratie immer beseelt hat.“¹¹

Eine von Eisner eingebrachte und einstimmig angenommene Resolution rechnete scharf mit der Friedenspolitik der Parteiführung ab und verwarf deren Lavieren: „Für das deutsche Volk gibt es nur noch zwei Wege: Entweder unterstützt man, direkt oder indirekt, die alldeutsche Eroberungspolitik, oder man ruft die proletarischen Massen zu einer selbständigen, gegen die verantwortliche

⁸ In einem amtlichen Bericht über die Konferenz wurde darauf hingewiesen, dass das offizielle Protokoll „die mit Bestimmtheit verlauende Tatsache [verschweige], dass auch einzelne Abgeordnete von der Minderheit der alten Fraktion anwesend gewesen sind.“ (Bericht vom 11.1.1917; SAPMO-BArch, R 1501 113581).

⁹ Das Protokoll der „Gemeinsamen Konferenz der Arbeitsgemeinschaft und der Spartakusgruppe vom 7. Januar 1917 in Berlin“ ist als Anhang abgedruckt in: Protokoll USPD-Gründungsparteitag Gotha 1917, S. 84-120. Das Referat Haases siehe ebd., S. 85-89.

¹⁰ LASCHITZA, Im Lebensrausch, Zitat: S. 545.

¹¹ Protokoll USPD-Gründungsparteitag Gotha 1917, S. 100.

Regierung gerichteten *europäischen*, demokratischen und sozialistischen Friedenspropaganda auf, die keine Isolierung eines *deutschen* Friedens, sondern die Schaffung eines Weltfriedens der Völker zum Ziele hat.“¹² Darüber hinaus wurde ein von Kautsky formuliertes „Friedensmanifest“ verabschiedet.¹³ In Organisationsfragen kam es zu keiner konkreten Beschlussfassung; der von der Spartakusgruppe eingebrachte Antrag, keine Beiträge mehr an den Vorstand abzuführen, erhielt nur 34 Stimmen. Die heterogene Parteioption hatte auf ihrem ersten offiziellen Treffen somit noch keine Schritte unternommen, sich organisatorisch zu separieren; immerhin wurden die persönlichen Kontakte vertieft und Positionen formuliert, die mit dem Kurs der Parteiführung definitiv nicht mehr vereinbar waren.

Nachdem die oppositionellen Aktivitäten nun wiederum eine neue Qualität erhalten hatten, war die Reichskonferenz Gegenstand der Sitzung des Parteiausschusses am 18. Januar 1917. Hier bezeichnete Timm die Ahndung der „Sonderbündelei“ mit dem Parteiausschluss als Fortsetzung der auf der bayerischen Landeskonferenz im April 1916 eingeschlagenen Linie; die Spaltung erschien ihm unabwendbar: „Wenn die Gegensätze so groß werden, daß sie sich nicht überbrücken lassen – und das ist bekundet durch das Bestehen der neuen Organisation –, dann müssen die Organisationen nebeneinander stehen, müssen die Geister sich scheiden.“¹⁴ Mit 29 zu 10 Stimmen verabschiedete der Parteiausschuss eine Resolution, die zur Konferenz der Opposition festhielt: „Das ist die Gründung einer *Sonderorganisation* gegen die Partei, und die Mitglieder der [Sozialistischen] Arbeitsgemeinschaft wie ihre Anhänger haben sich nunmehr *auch von der Partei selbst getrennt*.“¹⁵ Die Vertreter des rechten Parteiflügels fühlten sich dadurch bestärkt und dachten schon einen Schritt weiter. Cohen forderte: „Nunmehr ist durch den Parteiausschuß und den Parteivorstand die Trennung in der deutschen sozialdemokratischen Partei, die innerlich längst geschehen war, auch äußerlich vollzogen worden. [...] im Kern handelt es sich um tiefgehende politische Meinungsverschiedenheiten. Die Spaltung muß ein *politischer*, kein organisatorischer Akt sein. Die Partei muß nun, klar und ohne Schwanken, den Weg gehen, den sie in der Praxis einer kriegspolitischen Tätigkeit von 30 Monaten, zögernd zwar und ihren Aufgaben nur halb genügend, gegangen ist. Es gibt auf der beschrifteten Bahn kein Rückwärts mehr.“¹⁶

¹² Ebd., S. 119.

¹³ Abgedruckt in: KRAUSE, USPD, S. 282-284.

¹⁴ Protokolle des SPD-Parteiausschusses, Bd. I, S. 424.

¹⁵ PRAGER, Das Gebot der Stunde, Zitat: S. 124.

¹⁶ Max Cohen, Die Parteisplaltung, und was ihr folgen muss, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 2 vom 31.1.1917, S. 59-63, hier: S. 59f.

Die Berliner Konferenz als solche und noch stärker die schroffe Reaktion der Parteiführung, die wenig verklausuliert mit dem Parteiausschluss der Dissidenten drohte,¹⁷ sowie die darauf folgende Replik der Opposition¹⁸ zwangen alle Organisationen und Presseorgane mehr als je zuvor, Stellung zu beziehen. In Bezug auf Bayern galt dies insbesondere für die in Franken tonangebende, bisher auf Ausgleich bedachte Strömung. Für die vorstandstreuen Kräfte, die in Südbayern dominierten, und die zahlenmäßig viel kleinere Gruppe der entschiedenen SAG-Anhänger konnte die weitere Eskalation des Konfliktes nur zu einer weiteren Verfestigung ihrer Haltung führen.

Die *Fränkische Tagespost*, d. h. in erster Linie Adolf Braun, verbreitete unverdrossenen Zweckoptimismus: „Einigt euch, das weitere wird sich von selbst nach dem Krieg ergeben, so hoffe ich.“¹⁹ In Wahrheit war der Chefredakteur, der auch in Nürnberg mit seiner vermittelnden Position zunehmend in die Kritik geriet, zu diesem Zeitpunkt schon weitgehend einer resignativen Haltung verfallen, die sowohl die „Sauwirtschaft des [Berliner Partei-]Vorstands“²⁰ verurteilte, als auch der Minderheit das Potenzial zu konstruktiver Politik absprach.²¹ Während Braun auf der einen Seite anscheinend sogar einen zeitweisen Rückzug aus der Politik erwog,²² propagierte er in der *Fränkischen Tagespost* die Vorbildfunktion Bayerns bei der Erhaltung der Parteieinheit.²³ Das konzeptionelle Vakuum des in Franken starken Rückhalt findenden Ausgleichskurses, der über „Goodwill-Proklamationen“ nie hinauskam, zeigte sich noch einmal am Aufruf des nordbayerischen Gauvorstandes vom 24. Januar 1917 (zu den Unterzeichnern gehörten auch Braun und Josef Simon). Darin

¹⁷ Parteiausschuss und –vorstand hatten am 18.1.1917 unter Hinweis auf die Oppositionskonferenz beschlossen: „Die Schaffung dieser Sonderorganisation und die Zugehörigkeit zu ihr ist unvereinbar mit der Mitgliedschaft in der Gesamtpartei. Daher ist es nun Aufgabe aller treu zur Partei stehenden Organisationen, dem unehrlichen Doppelspiel aller Parteizerstörer ein Ende zu machen und die durch die Absplitterung der Sonderorganisationen erforderlichen organisatorischen Maßnahmen zu treffen.“ (*Vormwärts* Nr. 21 vom 22.1.1917). Dieser Beschluss besaß allerdings keine Rechtskraft, da laut Statut nur den Landes- und Bezirksvorständen das Recht auf einen Parteiausschluss zustand.

¹⁸ Die Parteioption reagiert auf die Maßnahmen der Mehrheit mit einer eigenen Erklärung, in der es hieß: „Der Kampf, den wir in der Partei durchzuführen haben, ist nur die Folgeerscheinung des großen grundsätzlichen Streits zweier Weltanschauungen. Der Vorstand und seine Anhänger haben sich durchgemauert zu nationalsozialen Anschauungen und sind so zu einer *Gefolgschaft der Regierung und der imperialistischen bürgerlichen Parteien geworden*. Wir blieben und bleiben auch während des Weltkrieges: *Vorkämpfer für den Weltfrieden und die Befreiung des Proletariats!*“ (PRAGER, Das Gebot der Stunde, Zitat: S. 125). Die Parteivorstandsmitglieder Wengels und Zietz verwahrten sich in einer eigenen Erklärung an die Öffentlichkeit gegen den Beschluss des Parteivorstandes gegen die Opposition (vgl. *Vormwärts* Nr. 21 vom 22.1.1917).

¹⁹ FT Nr. 17 vom 20.1.1917.

²⁰ A. Braun an K. Kautsky vom 12.1.1917. (FASEL, Adolf Braun, Zitat: S. 148).

²¹ Im gleichen Brief hieß es: „Ich bin heute so pessimistisch, wie nur je im Leben und ich bin nur frei von jeder Initiative. Nicht weil ich vermitteln will, gehöre ich keiner der beiden Richtungen an, sondern weil ich mich für keine zu entscheiden vermag. [...] Hier in Nürnberg werde ich angepöbelt und angegriffen, weil ich durch meine Haltung der Minderheit nütze.“ (Ebd., Zitat: S. 148f.).

²² Vgl. ebd., S. 149f.

²³ „Zu unserer größten Genugtuung können wir darauf verweisen, daß ein so großes und wichtiges Parteigebiet wie Bayern so wenig vom Parteistreit gefährdet wurde, daß es ein Glück für die Gesamtpartei wäre, wenn der gleiche Zustand für das ganze Reich gelten würde. Die sozialdemokratische Partei in Bayern würde sich einen Ruhmestitel in der ganzen proletarischen Bewegung sichern, wenn sie alle Anstrengungen machen würde, den Zustand, den die Nürnberger Landeskonferenz festgelegt hat, auch für die Zukunft aufrecht zu erhalten: allen bisherigen Gliedern und Organen der Partei in ihr weiter eine Heimstätte zu sichern.“ (FT Nr. 36 vom 12.2.1917).

wurde erneut der Riss durch die Partei tief bedauert, unter Rekurs auf die Landeskonferenz die Meinungsfreiheit und Einheit der Partei beschworen und – unter strikter Ignorierung der vorhandenen Streitpunkte – vor der Bildung von Sonderorganisationen gewarnt.²⁴

Diese Appelle waren inzwischen in keiner Weise mehr geeignet, die auseinanderstrebenden Kräfte zusammenzuhalten. Ledebour, einer der Wortführer der SAG, wandte sich in der *Leipziger Volkszeitung*, dem informellen Zentralorgan der Parteioption, offen gegen die Einigungspolitik Brauns: „Wer dieser Nürnberger Rattenfängerflöte folgt, der wird spurlos in dem national sozialen Vorstandstroß verschwinden. [...] Es gibt kein bayerisches Reservatrecht, das die Genossen in Bayern zur Teilnahmslosigkeit in den Kämpfen um die Lebensfragen der deutschen Sozialdemokratie verpflichtet. Unsere bayerischen Freunde werden sich für die zugemutete Rolle von rückständigen Elementen schönstens bedanken.“²⁵ Angesichts dieser polemischen Kritik von links und der im „Vorwärts-Raub“ zutage getretenen Skrupellosigkeit des Parteivorstandes gestand Braun – zumindest im vertraulichen Umgang – sein Scheitern ein²⁶ und konstatierte, „daß nicht nur Ledebour und Genossen, sondern auch ihre Gegenfüßler [sic] von allen guten Geistern verlassen sind. Der Krieg scheint in ihnen den Glauben zu erwecken, daß man mit Gewalt alles machen kann.“²⁷ Spätestens zu diesem Zeitpunkt, d. h. Anfang 1917, waren im parteiinternen Kräftespiel die von Nürnberg ausgehenden Versöhnungsinitiativen kein relevanter Faktor mehr.

Während die *Fränkische Volkstribüne* die einschlägigen Aufrufe von Parteivorstand und –opposition unkommentiert abdruckte²⁸ und sich ansonsten hinter die Nürnberger Einigungsaufrufe stellte²⁹, gingen die beiden anderen nordbayerischen SPD-Blätter zunehmend auf Konfrontationskurs. Die *Oberfränkische Volkszeitung* kritisierte den Beschluss über den Ausschluss der Oppositionellen³⁰ und bestritt den Führungsgremien schlichtweg das Recht, für die deutsche Sozialdemokratie zu sprechen.³¹ Als legitime Hüterin des sozialdemokratischen Erbes sah die Redaktion vielmehr die sich formierende Opposition an. Dafür gab es umgehend Rückendeckung: Eine Sektionsversammlung nahm am 3. Februar in Hof einstimmig eine Resolution an, die es

²⁴ Vgl. FT Nr. 20 vom 24.1.1917.

²⁵ Abgedruckt in: MP Nr. 50 vom 1.3.1917.

²⁶ „Dass ich mit meinen Anschauungen sehr isoliert stehe, wirst Du aus der deutschen Parteipresse bemerkt haben. Es ist in Bayern und Nürnberg nicht besser. Trotzdem hat meine Haltung dazu geführt, daß man hier nicht das Gleiche macht, wenigstens vorerst nicht gemacht hat, wie im Königreich Sachsen. Doch was die nächsten Wochen bringen werden, steht dahin.“ (A. Braun an V. Adler vom 2.3.1917; abgedruckt in: F. ADLER (Hrsg.), Victor Adler: Briefwechsel, S. 636-638, hier: S. 636f.).

²⁷ A. Braun an V. Adler vom 12.3.1917. (MILLER, Burgfrieden und Klassenkampf, Zitat: S. 147).

²⁸ Vgl. FVt Nr. 7 vom 9.1., Nr. 8 vom 10.1., Nr. 17 vom 20.1. u. Nr. 18 vom 21.1.1917.

²⁹ Vgl. FVt Nr. 40 vom 16.2.1917 mit Abdruck eines Artikels aus der *Fränkischen Tagespost*.

³⁰ Vgl. OVZ Nr. 17 vom 20.1.1917.

„mit Freude und Genugtuung [begrüßte], daß angesichts der vom Parteivorstand gedeckten bedenklichen Abkehr der Mehrheit der Reichstagsfraktion von den Richtlinien sozialdemokratischer Politik, die Parteiopposition auf der Berliner Konferenz vom 7. Januar 1917 eine scharfe Trennungslinie gegenüber Vorstand und Mehrheit gezogen hat und fest entschlossen ist, die alte sieggekürzte, von den deutschen Parteitag und internationalen Kongressen ausnahmslos gebilligte Taktik aus den Erschütterungen des Weltkrieges in die Zukunft hinüberzuretten. Der vom Parteivorstand und dem Parteiausschuß unternommene Versuch, die Anhänger der Opposition als außerhalb der Partei stehend zu erklären, ist ein grober Verstoß gegen Wortlaut und Sinn des Organisationsstatuts. Der Aufruf des Parteivorstandes dient nicht der Einheit der Partei, sondern trägt die Zerrüttung in sie hinein, weshalb er den schärfsten Protest herausfordern muß“³².

Damit wurden erstmals die Tatsachen, die lange verdrängt worden waren, offen ausgesprochen. Die Einsicht in die Unvermeidbarkeit der Spaltung wurde nun, im Februar 1917 (in Bayern wohl überhaupt zum ersten Mal öffentlich), von der *Oberfränkischen Volkszeitung* artikuliert: „Nachdem Vorstand und Mehrheit die Parteizerreißung zum Ziel erhoben haben, zwingt uns Oppositionelle in Bayern diese Tatsache, Farbe zu bekennen und eine klare Entscheidung zu treffen. Zwischen zwei Stühle würde sich heute der setzen, der der unabwendbaren Entscheidung im Sinne einer grundsätzlichen sozialdemokratischen Politik ausweichen möchte.“³³ Wie sich zeigen sollte, wichen die Parteiorganisationen im Raum Hof der „unabwendbaren Entscheidung“ dennoch zunächst aus, um schließlich doch zur USPD zu wechseln.

Der *Fränkische Volksfreund* aus Würzburg besprach die Januarkonferenz durchaus differenziert, indem er Meinungsverschiedenheiten *innerhalb* der Opposition zugab, jedoch die vorhandene Einmütigkeit hinsichtlich der Notwendigkeit betonte, den Krieg zu beenden und den Klassenkampf fortzuführen.³⁴ Die vom Parteiausschuß getroffenen Gegenmaßnahmen wurden entsprechend ablehnend kommentiert.³⁵ Ein Leitartikel Curt Geyers mit dem Titel „Die Situation in der Partei“ gab eine Bestandsaufnahme aus Sicht der Minderheit und ging bereits zu vagen Drohungen über:

„Die Opposition ist jenen Beschlüssen [der Parteiführung] vom 18. Januar mit außerordentlichem Langmut begegnet. Sie hat angesichts der begreiflichen Erregung der oppositionell gestimmten Parteigenossen nichts zur Abwehr unternommen – namentlich in Bayern – außer wenigen platonischen Protestkundgebungen. [...] Auch um die Einheit der Partei in Bayern geht es jetzt. [...] von sich gegebenenfalls [d. h. durch das Vorgehen der Führungsgremien der Partei; B. A.] notwendig machenden Notwehrreaktionen werden sie die auf dem Boden der Opposition stehenden Genossen

³¹ Vgl. OVZ Nr. 18 vom 22.1.1917.

³² Vgl. OVZ Nr. 30 vom 5.2.1917.

³³ OVZ Nr. 36 vom 12.2.1917.

³⁴ Vgl. FV Nr. 10 vom 13.1.1917.

³⁵ „Die Schuld, die die Mehrheit jetzt der Minderheit zuschieben will, fällt auf die Mehrheit zurück. [...] Sie hat mit terroristischen Mitteln jeden Widerstand zu unterdrücken gesucht. Sie hat die Grundsätze der Partei zerrissen in außerpolitischen und innerpolitischen Fragen.“ (FV Nr. 16 vom 20.1.1917).

nicht abhalten können. Die endgültige Haltung dieser Genossen wird bestimmt werden durch die Taten des Parteivorstandes.“³⁶

Dieser besaß in der *Münchener Post* eine nach wie vor zuverlässige Stütze im Kampf um die Meinungsführerschaft in der bayerischen Organisation. Das von Adolf Müller redigierte Blatt bezeichnete die Januarkonferenz schon im Vorfeld als „parteierstörende[s] Treiben“³⁷, verzichtete bei der Berichterstattung jedoch auf die Wiedergabe der Redebeiträge;³⁸ die Redaktion beschränkte sich bei der Einordnung des Ereignisses auf die Übernahme eines Kommentars aus der *Fränkischen Tagespost*, deren Urteil wegen ihrer vermittelnden Rolle im Parteistreit von „besonderem Interesse“³⁹ sei. Auf eine weitere Polarisierung wurde wohl aus taktischen Gründen verzichtet. Die *Münchener Post* beschränkte sich zunächst darauf, die Verlautbarungen der Parteiführung zu veröffentlichen,⁴⁰ brachte aber auch diejenigen der SAG.⁴¹ Eisner wiederum, der in Bayern keine Möglichkeit mehr besaß, in der Parteipresse Stellung zu nehmen, sah unter dem Eindruck der russischen Februarrevolution die Möglichkeiten der Opposition wachsen und konstatierte: „Die Sache der offiziellen Partei ist hoffnungslos.“⁴²

Während man auf Seiten der Behörden weiterhin davon ausging, dass unter den spezifischen bayerischen Verhältnissen keine Abspaltung von der SPD bevorstand,⁴³ trat genau dieser Fall bereits im März in Aschaffenburg ein.⁴⁴ Die Landesleitung der Partei sah sich denn auch gezwungen, dem sich zuspitzenden Konflikt durch die erneute Einberufung einer Landeskonferenz Rechnung zu tragen. Diese fand – ursprünglich schon für den 17. März geplant - am 31. März und 1. April 1917 wieder in Nürnberg statt.⁴⁵ Vertreten waren dort 102 Delegierte, darunter die bayerischen Landtags- und Reichstagsabgeordneten, Parteisekretäre, Redakteure und Gewerkschaftsführer. Es sollte die letzte Konferenz der ungeteilten bayerischen SPD werden, nebenbei auch der letzte „große Auf-

³⁶ FV Nr. 36 vom 13.2.1917.

³⁷ MP Nr. 3 vom 4.1.1917.

³⁸ Vgl. MP Nr. 7 vom 10.1.1917.

³⁹ MP Nr. 9 vom 12.1.1917.

⁴⁰ Vgl. MP Nr. 17 vom 22.1.1917.

⁴¹ Vgl. MP Nr. 5 vom 8.1., Nr. 18 vom 23.1. u. Nr. 71 vom 26.3.1917.

⁴² K. Eisner an K. Kautsky vom 26.3.1917. (WIELAND, Die Verteidigungslüge, Zitat: S. 110).

⁴³ Vgl. Bericht des Büros für Socialpolitik vom 21.2.1917. (HstAM, MA 95736).

⁴⁴ Siehe dazu das folgende Kapitel.

⁴⁵ Zum Verlauf der Konferenz siehe MP Nr. 78 vom 3.4.1917; KNOPP, Einigungsdebatte, S. 26-28; FASEL, Adolf Braun, S. 151f. und Bericht des Landesvorstandes über „Die Partespaltung in Bayern“, abgedruckt in: LANDESVORSTAND DER SOZIALDEMOKRATISCHEN PARTEI BAYERN (Hrsg.), Protokoll über die Verhandlungen des 14. Parteitages der sozialdemokratischen Partei Bayerns. Abgehalten in München am 12. und 13. Oktober 1918, Nürnberg 1918, S. 96-102, hier: S. 99-101. Pohl geht in seiner Biographie über Adolf Müller nicht auf die Landeskonferenz ein; Eisner scheint daran nicht teilgenommen zu haben, es finden sich jedenfalls in der umfangreichen Literatur keinerlei Hinweise in diese Richtung.

tritt“ von Adolf Müller in dem von ihm mehr als zwei Jahrzehnte maßgeblich mitbestimmten Landesverband.⁴⁶

Als Abgesandter des Parteivorstandes erschien am zweiten Tag Scheidemann, mit dem auch Südekum eintraf. Die Koinzidenz mit der wenige Tage später nach Gotha einberufenen Oppositionskonferenz dürfte die Berliner Parteiführung darin bestärkt haben, einen ihrer erfahrensten und rhetorisch am meisten beschlagenen Vertreter nach Bayern zu entsenden, um zu verhindern, dass dort der bislang gemäßigt verlaufene Parteistreit aus dem Ruder lief. Scheidemann, der zu dieser Zeit den „Gipfel der politischen Karriere“⁴⁷ in der SPD erreichte, lag allerdings gerade mit dem Parteivorsitzenden Ebert über Kreuz.⁴⁸ An Scheidemanns Gegnerschaft zur Parteiopposition bestand dennoch kein Zweifel, stand er doch seit Kriegsbeginn in engstem Kontakt zur Reichsregierung. Hatte er sich auch von seiner anfänglichen martialischen Kriegsrhetorik, die den „unerschütterlichen Willen zum Durchhalten, bis zum Sieg“⁴⁹ wünschte, gelöst und sich zum Fürsprecher eines Verständigungsfriedens gewandelt, so lehnte er das von der SAG geforderte aktive Vorgehen gegen die Kriegspolitik der Reichsleitung strikt ab.⁵⁰

Der Nürnberger Konferenz lagen drei Resolutionen vor, entsprechend den Hauptströmungen, die sich bis dahin im Landesverband herausgebildet hatten; über deren Kräfteverhältnis musste der Tagungsverlauf Aufschluss geben. Nachdem eine Erklärung, die den gerade erfolgten Umsturz in Rußland begrüßte, einstimmig angenommen worden war, ging es zur Sache. Zunächst gab der Landesvorstand seinen Bericht zur Lage der Partei ab, dem es an Selbstbeweihräucherung nicht mangelte. „An Duldsamkeit der bayerischen Parteinstanzen“, hieß es dort, „habe es wahrlich nicht gefehlt. In keinem Falle habe der Landesvorstand beschränkend eingegriffen, keines der großen Parteiblätter in Bayern [d. h. *Münchener Post* und *Fränkische Tagespost*] habe verbitternd in dem Parteistreit gewirkt, während einzelne kleine Blätter [d. h. wohl v. a. Curt Geyers *Fränkischer Volksfreund*] Tag für Tag geschürt und sich bemüht haben, den Zwist auflodern zu lassen und das Gegenteil von dem zu

⁴⁶ Müller, der bereits in den Jahren zuvor einen großen Teil seiner Zeit mit „halboffiziellen“ Missionen im Ausland verbracht hatte, zog sich nun aus der bayerischen Landespolitik praktisch vollständig zurück, was er im Herbst 1917 mit der Rückgabe seines Landtagsmandates auch offiziell bekundete. Bis Kriegsende versuchte er weiterhin rastlos, von der Schweiz aus Friedensgespräche anzuknüpfen, seit 1918 vor allem mit den USA; gleichzeitig bemühte er sich – natürlich ohne Erfolg – auf die Reichsregierung einzuwirken, damit diese ihre Kriegsziele mäßige. Wenige Wochen nach der Nürnberger Konferenz teilte Müller aus Bern Reichskanzler Bethmann Hollweg mit, „daß Friede mit Rußland nur zu haben sei durch klaren Verzicht auf Annexionen und Kriegsentschädigung. Ohne diese Voraussetzung sei die Trennung Rußlands von seinen Verbündeten ausgeschlossen. Erfolge sie aber, so könne beinahe garantiert werden, daß es bald zum russischen Sonderfrieden kommen würde.“ (F. FISCHER, *Griff nach der Weltmacht*, Zitat: S. 497). Im Januar 1919 übernahm Müller schließlich den Posten des deutschen Gesandten in Bern (vgl. POHL, *Adolf Müller*, S. 187-269).

⁴⁷ SCHMERSAL, *Philipp Scheidemann*, S. 103.

⁴⁸ Ursache dafür war ein kurz zuvor von Scheidemann im *Vorwärts* veröffentlichter Artikel, in dem er sofortige verfassungspolitische Reformschritte forderte. (Vgl. SCHEIDEMANN, *Memoiren*, S. 394-397).

⁴⁹ Neujahrsgrußbotschaft Scheidemanns aus der *Bergischen Arbeiterstimme* vom Januar 1915. (Abgedruckt in: Ebd., S. 327f).

tun, was sie 1916 [d. h. auf der vorangegangenen Landeskonferenz; B. A.] selbst mitbeschlossen hatten.“⁵¹

Nun folgte die Präsentation der verschiedenen Resolutionen: Die von Wilhelm Hofmann, Ferdinand Geissler⁵², Blumtritt (alle aus Hof), Steeger, Hacke (beide Bayreuth), Kaspar Starz (Schweinfurt), Curt Geyer und Karsten eingebrachte Resolution bestritt das Recht der Parteiführung, oppositionelle Genossen als außerhalb der Partei stehend zu erklären, und verlangte, die diesbezüglichen Beschlüsse zurückzunehmen; die Erfüllung dieser Forderung wurde dabei als *conditio sine qua non* zur Wiederherstellung der Parteieinheit erklärt. (Anzumerken ist noch, dass diese Initiative nicht nur von späteren Exponenten der USPD mitgetragen wurde, sondern auch von den Bayreuthern Steeger und Hacke, die ihre Laufbahn in der MSPD fortsetzten, Hacke als Redakteur der *Fränkischen Volkstribüne*, Steeger wurde später in den Landtag gewählt.)

Von Auer wurde ein Antrag mit entgegengesetztem Inhalt eingereicht, der eine Verurteilung jeglicher Art von Sonderorganisationen vorsah. Zwischen diesen Polen stand ein von Adolf Braun formulierter Antrag, der das Schwergewicht auf den Einigungsgedanken legte. Nachdem keine der vorgestellten Resolutionen eine Mehrheit gefunden hatte, wurde die Sitzung vertagt. Noch am Abend des ersten Konferenztages einigten sich Auer und Braun auf eine gemeinsame Resolution, die im Kern die Handschrift Brauns trug (und interessanterweise auch von Josef Simon mitgetragen wurde). Gegen die darin vorgesehene „Methode des Hinausschmeißens“⁵³ (Originalton Braun), nämlich die Anwendung der restriktiven Bestimmungen des Organisationsstatutes der Partei, intervenierte am zweiten Verhandlungstag Timm, der das Vorgehen des Parteiausschusses mit dem Hintergedanken präferierte, dass Burgfriedensbefürwortern, die in ihrer lokalen Organisation in die Minderheit geraten waren, die Möglichkeit, eine eigene Organisation zu gründen (und damit selbst „Sonderbündelei“ zu betreiben), offen bleiben sollte. Zuvor war der von den SAG-Anhängern eingebrachte Antrag gegen nur zwölf Stimmen abgelehnt worden, was bedeutete, dass nur ein kleiner Teil der Partei(-funktionäre) entschlossen war, der Politik des Vorstandes mit letzter Konsequenz

⁵⁰ Vgl. SCHMERSAL, Philipp Scheidemann, S. 67-115.

⁵¹ Bericht des Landesvorstandes über „Die Parteisplaltung in Bayern“, abgedruckt in: Protokoll SPD-Landesparteitag München 1918, S. 96-102, hier: S. 100.

⁵² Geissler, Ferdinand, geb. 29.4.1864 in Kleinkamsdorf (Kr. Ziegenrück/Thüringen), Beitritt zur SPD, Beitritt zum Schuhmacherverband, ab 1889 in Hof, Tätigkeit als Schuhmachermeister, 1890-1896 Vorsitzender des Schuhmacherverbandes in Hof, Vorsitzender des SPD-Wahlkreisvereins Hof, 1893-1901 Vorsitzender der Pressekommission, ab Aug. 1901 Geschäftsführer der *Oberfränkischen Volkszeitung*, ermöglicht durch eine Erbschaft unterstützte er die *Oberfränkischen Volkszeitung* 1903 und gewährleistete deren Druck in Hof, Beisitzer beim Gewerbegericht Hof, ab Dez. 1911 Arbeitervertreter beim bayer. Städtebund, 1908-1914 Gemeindebevollmächtigter, 1914-1919 Magistratsrat in Hof, 1913-1925 Aufsichtsrat der Genossenschaftsweberei Leopoldgrün, Okt. 1917 Übertritt zur USPD, 1918/19 Mitglied des Arbeiter- und Soldatenrates in Hof, 1919-1933 Stadtrat in Hof, Sept. 1919 Kandidat der USPD bei der Bürgermeisterwahl in Hof, 1922 Vorsitzender der USPD in Hof, Sept. 1922 Rückkehr zur SPD, ab Okt. 1922 Vorsitzender der SPD in Hof, Juli 1922 bis Dez. 1924 2. Bürgermeister von Hof, gest. 12.2.1936.

⁵³ A. Braun an K. Kautsky vom 2.4.1917. (Abgedruckt in: FASEL, Adolf Braun, S. 299f).

entgegenzutreten. Anschließend griff Scheidemann mit „offenbar geschickt gewählten Worten“⁵⁴ die Parteiopposition an, der keine Gelegenheit mehr gegeben wurde, sich zu rechtfertigen (über die Art der Mittel, die vom rechten Flügel eingesetzt wurden, gibt der Umstand Auskunft, dass Auer aus Briefen Curt Geysers an Karsten zitierte, die er sich auf dubiosem Wege beschafft hatte⁵⁵).

Danach wurde unmittelbar, d. h. ohne jede Diskussion, zur entscheidenden Beschlussfassung geschritten und der Änderungsantrag Timms mit 53 zu 43 Stimmen in namentlicher Abstimmung angenommen, was die Eliminierung des Satzes bedeutete, der Brauns Kompromiss „erst den eigentlichen Sinn gegeben hatte.“⁵⁶ Die „entschärfte“ Version erhielt daraufhin eine Mehrheit von 64 zu 32 Stimmen. Die schließlich verabschiedete Kompromissformel gab sich vordergründig neutral durch ihre Weigerung, explizite Schuldzuweisungen vorzunehmen, war funktional jedoch ein Sieg des vorstandsloyalen Flügels.⁵⁷ Im Kern gab es keine Präzisierung oder Differenzierung der ein Jahr zuvor verabschiedeten Resolution. Wieder wurde vor den negativen Folgen einer Zersplitterung der Arbeiterbewegung gewarnt, die Bestrebungen, Sonderorganisationen zu errichten, verurteilt und die Hoffnung zum Ausdruck gebracht, eine in sich geschlossene bayerische Organisation könne der Gesamtpartei als Vorbild dienen. Im Sinne eines rhetorischen Feigenblattes wirkte der Verweis auf den innerparteilichen Pluralismus: „Bei aller Aufrechterhaltung einer unversehrten Disziplin soll nach wie vor in voller Sachlichkeit und gegenseitiger Duldsamkeit der Austausch der Meinungen über grundsätzliche und taktische Fragen innerhalb unserer Organisation erfolgen.“⁵⁸ Eben diese „grundsätzlichen und taktischen Fragen“, an denen sich der Parteistreit entzündet hatte, wurden erneut mit keiner Silbe erörtert, was ebenfalls ganz im Sinne des rechten Flügels um Auer war. Diesem war es erneut gelungen, das versöhnungsbereite Lager ohne substanzielle Konzessionen zu sich herüberzuziehen und die entschieden oppositionellen Kräfte zu isolieren. Braun musste resignierend zugeben, dass seine Strategie durchkreuzt worden war.⁵⁹

⁵⁴ Ebd., S. 152.

⁵⁵ Vgl. C. GEYER, Die revolutionäre Illusion, S. 56.

⁵⁶ FASEL, Adolf Braun, S. 152.

⁵⁷ Braun sprach bilanzierend von einem Sieg der „Mehrheitsleute“ über Zentrum und Opposition (A. Braun an K. Kautsky vom 2.4.1917; KNOPP, Einigungsdebatte, Zitat: S. 27). Auch ein Bericht des Büros für Socialpolitik vom 11.4.1917 brachte die Einschätzung zum Ausdruck, dass Timm den Versuch Brauns, das Vorgehen gegen die Minderheit zu erschweren, erfolgreich sabotiert hatte (HstAM, MK 19291).

⁵⁸ MP Nr. 78 vom 3.4.1917.

⁵⁹ Als Bilanz hielt Braun fest: „Unsere Konferenz ist vor allem wegen des Eingreifens von Philipp [Scheidemann] nicht so ausgegangen, wie ich es gewünscht hatte. Wir hatten nach dem ersten Verhandlungstage einen erträglichen Kompromiß geschlossen unter Aufgabe des Entwurfes von Auer. Scheidemann, der erst am 2. Tage kam, hat dann Auer veranlaßt, gegen den von ihm selbst unterzeichneten Entwurf zu stimmen und gegen die eigene Arbeit zu wirken. Das schafft natürlich wieder neue Verbitterungen und Schwierigkeiten. Es ist schwer zu fassen, daß in dem gegenwärtigen Augenblicke nur Sinn ist für den inneren Kampf.“ (A. Braun an V. Adler vom 4.4.1917; KNOPP, Einigungsdebatte, Zitat: S. 27).

Den Höhe- und Schlusspunkt bildete der Appell, den der Konferenzleiter Adolf Müller an diejenigen Delegierten richtete, die in der darauffolgenden Woche zur Gothaer Oppositionskonferenz reisen sollten.⁶⁰ Er rief sie dazu auf, „dafür zu wirken, daß eine Sonderorganisation nicht gegründet werde und dort [d. h. in Gotha; B. A.] zu sagen, daß in Bayern noch ein gesunder Parteikörper und das Bestreben bestehe, die Partei wieder zusammenzuführen.“⁶¹ Wie es um den Glauben an die Parteinheit – bzw. um den Willen zur Wahrung derselben – bei Müller tatsächlich bestellt war, zeigte eine Bemerkung, die er wenige Tage später – aber noch *vor* der Gründung der USPD – gegenüber dem preußischen Gesandten in München machte. Im vertraulichen Gespräch meinte Müller, „im Grunde hätte es sich [bei der Konferenz in Nürnberg; B. A.] nur darum gehandelt, ob Dissidenten auf die eine oder andere Weise hinausgeschmissen werden sollten.“⁶² Entgegen seinen öffentlichen Bekundungen stand der bis dahin einflussreichste Anführer der bayerischen SPD offensichtlich auf der Seite der Scharfmacher in der Partei, die einen offenen Bruch wollten.⁶³ Dieses Doppelspiel versprach allenfalls kurzfristigen Gewinn. Von amtlicher Seite zog man das Fazit: „In der bayerischen Sozialdemokratie werden die Gegensätze, weil sie in Bayern mit Ausnahme weniger Wahlkreise infolge des Fehlens der ultraradikalen Elemente bisher weniger schroff hervorgetreten sind, als in Norddeutschland, noch immer nicht in voller Schärfe erkannt.“⁶⁴

Curt Geyer war sich allerdings durchaus bewusst, welche Konsequenzen die Beschlüsse der Landeskonferenz für die Anhänger der SAG haben würden, nämlich den eher früher als später erfolgenden Parteiausschluss.⁶⁵ Als Ausblick auf die bevorstehende Oppositionskonferenz druckte der *Fränkische Volksfreund* einen von Däumig verfassten Artikel ab, der die vorhandenen Alternativen schilderte: „Es bleibt den Hinausgedrängten nur die eine Wahl zwischen zwei Möglichkeiten: entweder inmitten eines gewaltigen Weltgeschehens als politisch heimatloser zur Ohnmacht verurteilt zu sein, oder aus den Trümmern der gewaltsam auseinander gesprengten Partei ein neues Heim zu

⁶⁰ Es handelte sich dabei um August Karsten und Kaspar Starz; ob Eisner und Konrad Beißwanger, die beiden übrigen bayerischen Vertreter in Gotha, an der Nürnberger Konferenz teilnahmen, ist unklar.

⁶¹ Bericht des Landesvorstandes über „Die Parteisplaltung in Bayern“, abgedruckt in: Protokoll SPD-Landesparteitag München 1918, S. 96-102, hier: S. 101.

⁶² Bericht der K. Pr. Gesandtschaft in München an Bethmann Hollweg vom 4.4.1917. (PolArchivAA, R 383).

⁶³ Im Gegensatz zu Müller und anderen sich konzilient gebärdenden Inhabern hoher Parteiämter wie Ebert und Scheidemann nahmen die Wortführer des äußersten rechten Parteiflügels auch hier kein Blatt vor den Mund. Haenisch forderte in einem Artikel für *Die Glocke* im Dezember 1916: „Der Abstand zwischen der aus der Bahn geschleuderten Sekte [d. h. der SAG; B. A.] und der mit der geschichtlichen Entwicklung marschierenden Partei wird mit jedem Tag größer. (. . .) Da ist es eine innere Unmöglichkeit, diese entscheidenden Unterschiede übersehen und bei Wahlen einer klaren und reinigenden Entscheidung aus dem Wege gehen zu wollen.“ (SIGEL, Die Lensch-Cunow-Haenisch-Gruppe, Zitat: S. 132).

⁶⁴ Bericht des Büros für Socialpolitik vom 11.4.1917. (HstAM, MA 95736).

⁶⁵ Vgl. FV Nr. 79 vom 4.4.1917.

bauen und darin für den proletarischen Befreiungskampf zu wirken.“⁶⁶ Diese illusionslose Analyse sollte sich rasch als richtig herausstellen.

Den letzten Schritt zur Abspaltung vollzog dann die Gothaer Konferenz vom 6. bis 8. April 1917, zu der die Reichstagsabgeordneten Haase, Ledebour, Dittmann und Vogtherr aufgerufen hatten; sie forderten „alle grundsatztreuen Genossen [auf], sich organisatorisch zu vereinen zu gemeinsamer Arbeit für die *Gesundung der sozialdemokratischen Bewegung*, für die Durchführung des sozialdemokratischen Programms sowie der Beschlüsse der Parteitage und der internationalen Sozialistenkongresse!“⁶⁷ Von der Gründung einer neuen Partei war im Vorfeld nicht explizit die Rede gewesen. In Gotha versammelten sich schließlich 143 Vertreter der Opposition, von denen 124 von 91 Wahlkreisen delegiert worden waren; dazu kamen 15 Reichstagsabgeordnete und vier sonstige Teilnehmer. Aus Bayern stammten vier Abgesandte aus ebenso vielen Wahlkreisen.⁶⁸ Von diesen traten als Redner in Erscheinung Konrad Beißwanger⁶⁹ (Nürnberg), Eisner (ihm war die Reise nur durch eine Geldsammlung seiner Gesinnungsfreunde ermöglicht worden⁷⁰) und Karsten (Aschaffenburg).⁷¹

In seiner Begrüßungsrede erklärte Haase, dass die Konferenz praktische Arbeit zu leisten, nicht theoretische Probleme zu erörtern habe, und äußerte die Hoffnung, „daß die heutige Konferenz die Partei zu neuem Leben erwachsen läßt und daß die Massen draußen zur Opposition halten.“⁷² Dieser Optimismus konnte allerdings nicht die vorhandenen Differenzen überdecken. Auf der einen Seite betrachteten die Vertreter der SAG die neu zu gründende Partei als Wahrerin des vom Vorstand verratenen Parteierbes; Dittmann, der den provisorischen Organisationsentwurf vorstellte, erklärte dementsprechend: „In Wahrheit sind *wir* die Partei.“⁷³ Folgerichtig „orientierten sich auch

⁶⁶ FV Nr. 80 vom 5.4.1917.

⁶⁷ Aufruf des Vorstandes der SAG vom 9.2.1917. (Abgedruckt in: PRAGER, Das Gebot der Stunde, S. 127-129, hier: S. 129).

⁶⁸ Angabe aus Protokoll USPD-Gründungs-Parteitag Gotha 1917, S. 38.

⁶⁹ Beißwanger, Konrad Ludwig Wilhelm geb. 3.3.1869 in Dettingen (Lkr. Aschaffenburg), Volksschule, Buchdruckerlehre, 4 Jahre auf Wanderschaft, Beitritt zur SPD, 1893-1894 Schriftführer des SPD-Wahlvereins Nürnberg, Anschluss an die freireligiöse Gemeinde in Nürnberg, 1912 Gründer der „Freidenker-Vereinigung Nürnberg“, ab 1904 Besitzer einer Druckerei, ab 1905 Verleger der Freidenkerperiodika „Atheist“ und „Zeitschrift für freie Weltanschauung“, Redakteur der Zeitschriften „Menschentum. Zeitschrift für freie Weltanschauung“ und der „Illustrierten Wochenschrift für Volksaufklärung“, Mitglied der Kontrollkommission des Arbeitersekretariats, 1917 Mitbegründer und 1. Vorsitzender der Nürnberger USPD, Delegierter auf dem USPD-Parteitag 1917, Okt. 1917 Verhaftung wegen staatsfeindlicher Agitation, Mai 1918 vom Reichsgericht zu 2 Jahren Haft und 5 Jahren Ehrenverlust wegen versuchten Landesverrats verurteilt, Okt. 1918 Freilassung auf Grund eines Gnadenerlasses, 1918/19 Mitglied des Arbeiter- und Soldatenrates in Nürnberg, Jan. 1919 Kandidatur für die USPD zum Bayr. Landtag, 20.2.-10.3.1919 in Haft wegen angeblicher Beteiligung an Putsch gegen das Nürnberger Generalkommando, März 1919 Übertritt zur KPD, April 1919 Austritt aus der KPD, Bildung einer eigenen kommunistischen Organisation in Nürnberg, später Wiedereintritt in die KPD, gest. 12.5.1934 in Nürnberg.

⁷⁰ Vgl. WIESEMANN, Kurt Eisner, in: BOSL (Hrsg.), Bayern im Umbruch, S. 387-426, hier: S. 399.

⁷¹ Der vierte bayerische Vertreter war Kaspar Starz aus Schweinfurt (laut LVZ Nr. 128 vom 6.6.1917 entsandte die Schweinfurter Organisation nach Gotha den gleichen Delegierten wie zur Nürnberger Landeskonferenz).

⁷² Protokoll USPD-Gründungs-Parteitag Gotha 1917, S. 2.

⁷³ Ebd., S. 16.

die Organisationsvorstellungen an den alten sozialdemokratischen Modellen.⁷⁴ Mit einem entscheidenden Unterschied: Die Machtfülle der zentralen Parteileitung sollte, aus schmerzvoller Erfahrung heraus, deutlich eingeschränkt, die unteren Organisationsebenen dafür gestärkt werden. Dittmann forderte: „In der neuen Organisation darf das Beamtentum nicht dominieren.“⁷⁵ Der in Gotha beschlossene föderale Parteiaufbau, wie ihn – Ironie der Geschichte – gerade die bayerischen Reformisten vor 1914 gefordert hatten, sollte zukünftig Stärke und gleichzeitig Schwäche der USPD ausmachen.

Auf der anderen Seite stellten die Delegierten der Spartakusgruppe ihre Forderungen. Entgegen ihrem eigentlichen Programm verlangten sie eine noch weiter gehende Dezentralisierung; dahinter stand die Absicht, weitgehend autonom ihre Vorstellungen, die von denjenigen der SAG doch deutlich abwichen (etwa bei der Haltung zum Parlamentarismus) propagieren zu können. Während die Mehrheit der Konferenzteilnehmer eine Rückkehr zu den Grundsätzen des Erfurter Programms befürwortete, war die Spartakusgruppe damit nicht zufrieden zu stellen; der korporative Beitritt zur neuen Partei war hier eher Mittel zum Zweck. Die bestehenden Differenzen wurden in Gotha nicht ausdiskutiert. Bis zur organisatorischen Loslösung der radikalen Linken Ende 1918 schwelte in der USPD folglich ein unauflösbarer Dauerkonflikt, der durch die gemeinsame Ablehnung der Mehrheitspolitik notdürftig überdeckt wurde.

Von den bayerischen Vertretern griff Eisner wieder am nachhaltigsten in die Debatte ein, wenn auch nicht ohne auf Widerspruch zu stoßen. Nach einer Kritik am Programm der Spartakusgruppe, das in seinen Augen einer weiteren Zersplitterung Vorschub leistete und „aktionslos“⁷⁶ sei, beantragte er mehrere Änderungen des Entwurfes für ein Organisationsstatut, die es erleichtern sollten, die Parteieinheit zu bewahren bzw. wiederherzustellen. Eisners Plädoyer für die Möglichkeit eines Verbleibs in den Organisationen, selbst wenn diese von der Mehrheit beherrscht werden, brachte ihm einen kritischen Zwischenruf von Karsten ein. Eisner verteidigte dennoch seine Taktik: „Wir wollen die Münchener Organisation für uns gewinnen. Haben aber aus eigener Kraft kein Mittel, an die Massen heranzukommen und müssen die Mittel der Organisation benutzen, die Massen aufzuklären.“⁷⁷ Diesen Versuchen, unter Hinweis auf die spezifischen bayerischen Verhältnisse die endgültige Spaltung zumindest aufzuschieben, trat der Frankfurter Delegierte Dißmann entgegen: „Der Bruch muß vollzogen werden. [...] Wir haben lange genug gewartet [...]. Jetzt kann es keine Paktiererei mehr geben. Auch nicht in Bayern. Nicht Kartellverhältnisse ist die Losung, sondern raus und

⁷⁴ KRAUSE, USPD, S. 87.

⁷⁵ Protokoll USPD-Gründungs-Parteitag Gotha 1917, S. 18.

⁷⁶ Ebd., S. 25.

⁷⁷ Ebd., S. 26.

zusammenscharen unter dem alten Banner. Nicht Braun und Genossen in Nürnberg dürfen wir folgen, wir würden eine ganze Anzahl Kreise auf diesem Wege verlieren.“⁷⁸ Dieser Argumentation schloss sich die Konferenz letztlich an, Eisners Anträge wurden nicht berücksichtigt,⁷⁹ seine Einschätzung der Chancen, die Parteieinheit zu erhalten, ging inzwischen an den Realitäten vorbei.

Nachdem die Konferenz die formelle Abspaltung beschlossen hatte, wandte sich Eisner, der am alten Parteinamen festhalten wollte, zusammen mit Bernstein, Haase und Kautsky gegen die Bezeichnung „Unabhängige Sozialdemokratische Partei Deutschlands“;⁸⁰ diese Bezeichnung wurde dennoch mit 77 zu 42 Stimmen angenommen wurde.⁸¹ Wie heterogen die sich nun formierende Partei auch in Bayern von Anfang an war, zeigten die Beiträge der beiden anderen bayerischen Redner. Beißwanger kritisierte die Überschätzung des Parlamentarismus und forderte, die Aufklärung der Massen als oberste Priorität zu setzen.⁸² Der Ablehnung einer Beschränkung auf parlamentarische Mittel schloss sich auch Karsten an – er wurde in die Kontrollkommission gewählt und war damit einziger bayerischer Vertreter in den Führungsgremien der neuen Partei⁸³ - und forderte, den politischen Kampf zu forcieren: „Unsere Politik muß auf die Macht eingestellt werden. Dies unterscheidet uns ja von den Regierungssozialisten. Eisner sagt zwar, wir wollen mit den Scheidemännern nichts zu tun haben, aber wir wollen auch nichts zu tun haben mit Timm, [Adolf] Müller und ihresgleichen. Mit der Nürnberger Politik wird nichts erreicht. [...] Wir müssen die Magenfrage benutzen, das Proletariat politisch aufzuklären. Der Krieg wird die Geburtsstunde des Sozialismus sein.“⁸⁴

Fragen der Strategie waren Gegenstand des Referates von Ledebour, der sich für parlamentarische Mittel *und* Massenaktionen aussprach, um die Demokratisierung von Staat und Gesellschaft zu erreichen. Hartfrid Krauses Einschätzung des Gründungsparteitages lautete: „Unklarheit und viel Allgemeines, aber wenig Konkretes.“⁸⁵ Dies trifft auf die Ziele der Partei weniger zu als auf die von

⁷⁸ Ebd., S. 32.

⁷⁹ Dies bezieht sich auf die Anträge Eisners, die auf Aufrechterhaltung der Organisationseinheit zielten (vgl. KNOPP, Einigungsdebatte, S. 520); angenommen wurden hingegen Anträge, die die Einsetzung einer Reichstagskommission zur Überwachung der militärischen Operationen und einen Protest gegen die deutsche Besatzungspolitik in Frankreich beinhalteten (vgl. Protokoll USPD-Gründungs-Parteitag Gotha 1917, S. 82).

⁸⁰ Vgl. ebd., S. 49.

⁸¹ Weitere Vorschläge waren „Internationale Sozialdemokratische Partei Deutschlands“, „Sozialdemokratische Partei Deutschlands, Opposition“ oder „Opposition der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands“. (PRAGER, Das Gebot der Stunde, Zitat: S. 139).

⁸² Vgl. ebd., S. 69.

⁸³ Vgl. KRAUSE, USPD, S. 300.

⁸⁴ Protokoll USPD-Gründungs-Parteitag Gotha 1917, S. 75.

⁸⁵ KRAUSE, USPD, S. 91.

ihr verfolgte Strategie. Das von Kautsky formulierte Manifest, das mit einer Gegenstimme am Ende des Parteitages angenommen wurde, stellte sehr wohl konkrete Forderungen:

„Der Volkswille muß oberstes Gesetz werden.

Dringend geboten ist eine *Amnestie* für alle aus politischen Gründen Verhafteten und Verurteilten. Erforderlich ist die *Aufhebung der Zensur*, unbeschränkte Freiheit des Vereins- und Versammlungsrechtes sowie der Presse, *Sicherung des Koalitionsrechtes*, Aufhebung aller Ausnahmegesetze, insbesondere gegenüber den Landarbeitern, den Staatsarbeitern und dem Gesinde, weitgehender Arbeiterschutz, namentlich Achtstundentag.

Unaufschiebbar ist ferner die Einführung des *allgemeinen, gleichen, geheimen und direkten Wahlrechts* aller Erwachsenen vom 20. Jahre an für den Reichstag, die Parlamente der Einzelstaaten, der Gemeindevertretungen und für die sonstigen Körperschaften der Selbstverwaltung.

Wir fordern das *Wahlrecht für die Frauen* ebenso wie für die Männer. [...].

Wir verlangen einen Frieden durch Verständigung der Völker, ohne direkte oder versteckte Annexionen, auf Grund des Selbstbestimmungsrechtes der Nationen mit internationaler Beschränkung der Rüstungen und obligatorischen Schiedsgerichten. Wir sehen in diesen Einrichtungen nicht Zaubermittel, den ewigen Frieden zu sichern, wohl aber die kräftigsten Stützpunkte für den proletarischen Kampf um die Erhaltung des Friedens, unsere wichtigste Aufgabe nach dem Kriege.“⁸⁶

Für die Ansicht von David W. Morgan, die Vordenker der USPD „blickten rückwärts und bezogen ihre Eingebung aus der Vergangenheit“⁸⁷, lassen sich gute Gründe ins Feld führen, die sich auf die Rhetorik der Konferenzteilnehmer beziehen und sich aus der Mentalitätsgeschichte der deutschen Sozialdemokratie ableiten lassen. Das *Programm* der USPD – das ist entscheidend – wirkt in seinem innen- wie in seinem außenpolitischen Teil allerdings über weite Strecken ausgesprochen modern und alles andere als „rückwärtsgewandt“.⁸⁸ Es war seiner Zeit teilweise um Jahrzehnte voraus und trug bemerkenswerterweise kaum „sozialistische“, geschweige denn „kommunistische“ Züge, war insgesamt wenig ideologisch geprägt, sondern stellte ganz konkrete Forderungen auf.⁸⁹ Sie lassen sich auf die Kurzformel bringen: Verständigungsfrieden und Demokratie (mit sozialer Ausgestaltung). Um diese Ziele zu verwirklichen, galt es nun unter ausgesprochen schwierigen Bedingungen Mittel und Wege zu finden.

Die Gründung der USPD entsprang keiner konzisen Strategie, sondern der Notwendigkeit, eine organisatorische Plattform für diejenigen Kräfte innerhalb der Sozialdemokratie zu schaffen, die wegen ihrer vom offiziellen Kurs abweichenden Ansichten – die sich mit der Beschlusslage der

⁸⁶ PRAGER, Das Gebot der Stunde, Zitat: S. 142-144.

⁸⁷ MORGAN, The German Independent Social Democratic Party, S. 8. (KRAUSE, USPD, Zitat: S. 90).

⁸⁸ Auf die außenpolitischen Vorstellungen der „neuen“ Partei ging Ledebour in seiner Reichstagsrede vom 15.5.1917 noch näher ein; er lehnte dort die weit verbreitete Weltreichsidee, die bis in die (M)SPD hinein Anziehungskraft entfaltete, und die Aufteilung der Welt in wirtschaftliche Einflusszonen ab. Stattdessen forderte er für alle Erdbewohner gleiche wirtschaftliche Entwicklungsmöglichkeiten und eine weltweite ökonomische Zusammenarbeit. (Vgl. NEITZEL, Weltmacht oder Untergang, S. 377).

⁸⁹ Siehe dazu auch unten die 1918 während des Januarstreiks erhobenen Forderungen der USPD.

Partei allerdings im besten Einvernehmen befanden – von den Führungsgremien immer mehr ausgegrenzt, entmachtet und in ihrem publizistischen Einfluss beschnitten worden waren. In der Welt-
sicht der SAG, die den Kern der „neuen“ Partei bildete, war sie selbst die legitime Wahrerin des Erbes der Sozialdemokratie. Die USPD hatte einen „kräftigen pazifistischen Anstrich“⁹⁰, stellte sich dadurch außerhalb des durch den Burgfrieden festgelegten gesellschaftlichen Konsenses und lehnte das herrschende Verfassungssystem prinzipiell ab. Daraus folgte eine exponierte Sonderstellung im innenpolitischen Kräftegefüge, der die Staatsorgane durch Beobachtungs- und Verfolgungsmaßnahmen umgehend Rechnung tragen sollten. In sich war die Partei, trotz der identitätsstiftenden Feindbilder, die die „alte“ Partei und die herrschende Militärdiktatur abgaben, keinesfalls geschlossen; sie verfügte mit der weiterhin recht eigenständig agierenden, zahlenmäßig aber sehr schwachen Spartakusgruppe über einen permanenten Unruheherd, dem es v. a. darum ging (so Mehring), „vorwärtsdrängende und treibende“⁹¹ Kritik zu üben.⁹²

Ein anderes Problem war die Führung der neuen Partei. Die gewählten Gremien waren, ähnlich wie bei der Vorkriegssozialdemokratie, dominiert von preußischen Vertretern, was zentrifugalen Tendenzen weiteren Vorschub leisten konnte. Auch mit dem Prinzip der Doppelspitze blieb man beim mehr oder weniger „bewährten“ System. Als Vorsitzende wurden gewählt Haase, auf den dieses Amt fast automatisch zulief, und der alte Haudegen Ledebour, gegen den es, so Dittmann, „wegen seines auch im persönlichen Verkehr oft schroffen und intransigenten Auftretens“⁹³ starke Bedenken gegeben hatte. Die Mängel der in Gotha geschaffenen Konstruktion hat Susanne Miller angemessen bewertet: „Haase war alles andere als eine politische Führernatur; seine Führungsrolle verdankte er vor allem dem Ansehen, das er durch seine moralische und intellektuelle Integrität erworben hatte. Das Führungsproblem der USPD war aber nicht allein durch die Persönlichkeit Haases und durch die Spannungen, die zwischen ihm und Ledebour bestanden, bedingt. Es war auch durch die lose Organisationsstruktur geschaffen worden. Sie entsprach der Heterogenität der Zusammensetzung dieser Partei und gab ihrer Leitung eine nur schwache Position.“⁹⁴

⁹⁰ WIELAND, Die Verteidigungslüge, S. 104.

⁹¹ MANNINEN, Sozialismus oder Barbarei?, Zitat: S. 166.

⁹² Siehe dazu auch die Ausführungen von Leo Jogiches zur Eigenständigkeit der Spartakusgruppe vom April 1917. (Abgedruckt in: CARTARIUS (Hrsg.), Deutschland im Ersten Weltkrieg, S. 163).

⁹³ RATZ, Georg Ledebour, Zitat: S. 227.

⁹⁴ MILLER, Die USPD in der Revolution 1918, in: SALEWSKI (Hrsg.), Die Deutschen und die Revolution, S. 346-359, hier: S. 349.

Über das Selbstverständnis der „neuen“ Partei gab ein wenige Tage nach ihrer Gründung von der Zentralleitung herausgegebener Aufruf (der auch in Nürnberg per Flugblatt verbreitet wurde⁹⁵) beredten Aufschluss:

„Es gilt, die Volksmassen *zurückzuführen auf den Weg*, den uns Marx, Engels und Lassalle gewiesen, auf dem uns August Bebel, Wilhelm Liebknecht und Paul Singer jahrzehntelang ruhm- und siegreich geführt haben. Ihr Werk mit Hingebung und Tatkraft nicht nur fortzuführen, sondern auch fortzubilden zur Verwirklichung der Demokratie und des Sozialismus, zur endgültigen Befreiung der Menschheit von Kriegsschrecken und Kriegsgreuel – das ist unsere Aufgabe.

In dem erhebenden Bewußtsein, daß in Gotha *die alte Sozialdemokratie neu erstanden* ist, werden Hunderttausende begeistert den unabhängigen Organisationen zuströmen, die schon bestehen oder jetzt in allen Kreisen zur Bildung gelangen werden.

Alle, die den Glauben an die Sozialdemokratie verloren haben, als sie voll Schmerz sahen, wie die Partei die alten Grundsätze preisgab und zu einer nationalsozialen Regierungspartei wurde, werden mit Hoffnungsfreudigkeit und Zuversicht Mitglieder der neuen Organisation werden, um den Kampf für das aufzunehmen und weiterzuführen, wofür sie früher ihre besten Kräfte eingesetzt, wofür sie gelebt haben – *für die behren Ziele des Sozialismus*.“⁹⁶

Mit den Konferenzen von Nürnberg und Gotha war endgültig klar geworden, dass auch die bayerische SPD ein Auseinanderbrechen der (Gesamt-)Organisation nicht verhindern konnte: Hier war ihr „Sonderweg“ an ein Ende gelangt. Der preußische Gesandte in München bemerkte dazu im April 1917: „Die straffe Organisation und die Einigkeit, auf die die bayerischen Sozialisten bisher so stolz waren, krachen in allen Fugen.“⁹⁷ Welchen genauen Verlauf die Scheidelinie nehmen sollte, musste sich erst in den kommenden Monaten herausstellen. Obwohl die Spartakusgruppe in Bayern bis dato noch keine organisierten Anhänger besaß (was auch bis Kriegsende so blieb),⁹⁸ handelte es sich beim immer noch kleinen oppositionellen Lager in der bayerischen SPD um keine homogene Gruppierung, ihr Zusammenhalt resultierte in erster Linie aus der Ablehnung der Politik der „Regierungssozialisten“. Über die lokalen Vorgänge, die zur Gründung der ersten bayerischen USPD-Organisationen führten, soll nun berichtet werden.

⁹⁵ Vgl. Gerd LOBODDA/Peter SCHERER/Barbara SCHILCH (Hrsg.), Dokumente zur Geschichte der Arbeiterbewegung in Nürnberg, Bd. III, Vom Fall des Sozialistengesetzes bis zur Novemberrevolution 1890-1918. Bearbeitet von Elfie Müller, Nürnberg 1985, S. 228f.

⁹⁶ PRAGER, Das Gebot der Stunde, Zitat: S. 145f.

⁹⁷ Bericht der K. Pr. Gesandtschaft in München an Bethmann Hollweg vom 20.4.1917. (PolArchivAA, R 383).

⁹⁸ Für einen Einfluss der Gruppe um Luxemburg und Liebknecht in Bayern fehlen während der Kriegszeit fast jegliche Hinweise; lediglich Karsten berichtet in seinen Erinnerungen, er hätte die ihm regelmäßig zugehenden „Spartakus-Briefe“ zur Verteilung gebracht (vgl. Politischer Lebenslauf von August Karsten in dessen Nachlass, S. 4; SAPMO-BArch, SgY 30 1328). Dies scheint der Wahrheit zu entsprechen, da die Polizei später ermittelte, dass Karsten schon 1916 Spartakusschriften vertrieben habe (vgl. PETZOLD u. a., Deutschland und der Erste Weltkrieg, Bd. 3, S. 132). Von der Berliner „Zentrale“ aus soll die Spartakusgruppe auch Verbindungen nach München und Würzburg unterhalten haben (vgl. LASCHITZA, Im Lebensrausch, S. 519).

5.2 Die Entstehung der ersten bayerischen Ortsverbände der USPD

5.2.1 *Aschaffenburg*

Die Spaltung eines SPD-Ortsvereins erfolgte in Bayern erstmals in Aschaffenburg, ganz an der Peripherie des Landes. Die Gründung der USPD in der zweitgrößten Stadt Unterfrankens (1916: 30476 Einwohner⁹⁹) ist eng verbunden mit dem Wirken von August Karsten, der in der Frühzeit der USPD in Nordbayern eine Schlüsselrolle spielte.¹⁰⁰ Der 1888 in Peine (Krs. Hildesheim) geborene Karsten war nach dem Besuch der Volksschule als Transport- und Stahlarbeiter tätig und trat 1908 der SPD bei. Nachdem er durch einen Arbeitsunfall Invalide geworden war, übte er diverse nebenamtliche Tätigkeiten in der Verwaltung der Arbeiterbewegung aus. Mit der Teilnahme am Chemnitzer Parteitag der SPD im Jahr 1912 kam Karsten schon in jungen Jahren in Kontakt mit den Debatten und Persönlichkeiten, die die Partei vor dem Krieg bestimmten.¹⁰¹ Im Juli 1914 wechselte er nach Aschaffenburg, wo er einstimmig zum Geschäftsführer des Arbeitersekretariates ernannt wurde. Bis zu seiner Rückkehr in seine Heimatstadt nahm er in der unterfränkischen Sozialdemokratie – erst bei der SPD, dann bei der USPD – noch weitere Funktionen ein. Nach dem Januarstreik von 1918, den er in Schweinfurt mit angeführt hatte, musste er sich aus dem politischen Leben allerdings vorübergehend zurückziehen.

Die Novemberrevolution machte Karsten, der inzwischen in seine Heimat zurückgekehrt war, zum Vorsitzenden des Arbeiter- und Soldatenrates in Peine, wo er später auch den Vorsitz der USPD übernahm; später wurde er zum Demobilmachungskommissar in Braunschweig berufen. Von 1920 bis 1933 gehörte er dem Reichstag an, von 1920 bis 1922 war er Mitglied der zentralen Kontrollkommission der USPD, nach seiner Rückkehr zur SPD füllte Karsten auch dort zahlreiche Ämter aus. Daneben war er ab 1924 hauptamtlicher Vorsitzender des Zentralverbandes der Arbeitsinvaliden. In der NS-Zeit mehrfach in Haft, engagierte sich Karsten unmittelbar nach Kriegsende beim Wiederaufbau der Berliner SPD, wodurch seine politische Karriere noch einmal einen – allerdings nur kurzfristigen – Aufschwung nahm; bereits im August 1945 gelangte Karsten in den geschäftsführenden Vorstand der Berliner SPD (der sich für die gesamte sowjetische Besatzungszone zuständig fühlte).¹⁰² Trotz der bald spürbaren Pressionen der russischen Besatzungsmacht sah Karsten

⁹⁹ Angabe aus BAYERISCHES STATISTISCHES LANDESAMT (Hrsg.), Statistisches Jahrbuch für den Freistaat Bayern. Vierzehnter Jahrgang 1919, München 1919, S. 20.

¹⁰⁰ In der bisherigen Literatur findet sich noch keine Abhandlung über Karstens politisches Wirken, ausführlichere Angaben nur bei Schröder (Sozialdemokratische Parlamentarier, S. 541) und in Karstens selbst verfasstem politischen Lebenslauf (SAPMO-BArch, SgY 30 1328).

¹⁰¹ Karsten kam auch als Redner zu Wort; er sprach zum Thema Arbeiterjugend. (Vgl. Protokoll SPD-Parteitag Chemnitz 1912, S. 268f.).

¹⁰² Vgl. Andreas MALYCHA/Peter Jochen WINTERS, Die SED. Geschichte einer deutschen Partei, München 2009, S. 22 und Frank MORAW, Die Parole der „Einheit“ und die Sozialdemokratie. Zur parteiorganisatorischen und gesellschaftspolitischen Orientierung der SPD in der Periode der Illegalität und in der ersten Phase der Nachkriegszeit 1933-1948, Bonn-Bad Godesberg 1973, S. 82ff.

offenbar keine Alternative zur Zusammenarbeit zwischen SPD und KPD (deren Verschmelzung er allerdings an bestimmte Voraussetzungen geknüpft wissen wollte);¹⁰³ die Organisation der SPD in der SBZ sah er nur als Provisorium, denn „über allem stehe die Reichseinheit [sic], für die wir in erster Linie kämpfen.“¹⁰⁴ Was Karsten dann bewog, die Zwangsvereinigung von SPD und KPD zur SED im April 1946 mitzumachen, muss offen bleiben; er gehörte jedenfalls dem dabei gewählten Zentralsekretariat an, das zunächst das „entscheidende Führungsorgan“¹⁰⁵ der neuen Partei bildete. Mit der Auflösung dieses Gremiums Anfang 1949 endete die politische Laufbahn von Karsten so wie diejenige anderer ehemaliger SPD-Mitglieder; Repressalien war er dabei nicht ausgesetzt.¹⁰⁶ August Karsten starb im Mai 1981 hochbetagt in Ost-Berlin.

August Karsten war nie ein in theoretischen Fragen versierter Vordenker, der die programmatische Debatte in der Partei aktiv mitgestaltet hätte, sondern ein begabter Parteiorganisator, der durch seine Herkunft aus dem proletarischen Milieu und seine Tätigkeit als Arbeitersekretär mit den Sorgen und Nöten seiner Klientel vertraut war, aber auch die Eigenheiten des Apparates kannte. Frühzeitig wie Wenige hatte er sich im Weltkrieg von der Politik des Parteivorstandes gelöst und sein ganzes Engagement in den Dienst der Opposition gestellt; dass diese in Nordbayern wenigstens auf schwachen Füßen zu stehen kam, war nicht zuletzt Karstens Verdienst. Wie sich aus dem rudimentär erhaltenen Schriftverkehr ersehen lässt, liefen bei ihm die organisatorischen Fäden der USPD in

¹⁰³ Über seinen Vortrag auf einer SPD-Versammlung in Oranienbaum bei Dessau im Dezember 1945 berichtete Karsten: „Ich ging in dem Referat besonders auf die Folgen der 12 Jahre Hitlerherrschaft ein, besprach die schwierige Wirtschafts- und Finanzlage, übte Kritik an dem Verhalten des deutschen Volkes vor 1933, bejahte die Schuld des deutschen Volkes an den Kriegsergebnissen. Ich ging auch auf die internationalen Fragen ein und betonte dabei, daß auch von unserer Seite alles getan werden müsse, um die politischen und wirtschaftlichen Spannungen in der Welt zu beseitigen, damit ein neuer Krieg nicht mehr eintreten könne. Die Sozialdemokratische Partei habe die Aufgabe, das Vertrauen in der Welt wiederzugewinnen, für Ordnung in Staat und Verwaltung und für saubere und korrekte Pflichterfüllung zu arbeiten, insbesondere müssen wir, soweit unsere Machtbefugnisse ausreichen, mit den früheren Nationalsozialisten und mit ihrer ideologischen Hinterlassenschaft aufräumen, damit wir Achtung und Ansehen in der Welt wiedergewinnen. Wir müssen alles tun, um die Wirtschaft wieder in Gang zu bringen. Dazu sei erforderlich, daß Deutschland wieder ein einheitliches Staatsgebiet wird. Im Verhältnis der SPD zur KPD erklärte ich, daß aus außenpolitischen Gründen eine organisatorische Vereinigung im östlichen Sektor nicht wünschenswert sei, weil dadurch neue internationale Spannungen entstehen könnten. Im übrigen sei die organisatorische Vereinigung reif, wenn das Verhältnis unter den beiden Parteien so freundschaftlich gestaltet ist wie etwa unter Brautleuten, die vor der Heirat sich auch erst lieben müssen. Solange die Vereinigung noch nicht spruchreif ist, müssen wir wie gute Arbeitskameraden nebeneinanderstehen und miteinander arbeiten, damit es in Deutschland wieder vorwärts geht.“ (Bericht abgedruckt in: Andreas MALYCHA, Auf dem Weg zur SED. Die Sozialdemokratie und die Bildung einer Einheitspartei in den Ländern der SBZ. Eine Quellenedition, Bonn 1995, S. 156-158, hier: S. 156). Nach der Rede von Karsten erschien ein russischer Major mit Dolmetscher, der heftige Vorwürfe gegen Karsten erhob; dieser wurde auf der Kommandatur verhört und beschimpft. Karsten schloss seinen Bericht mit der Bemerkung: „Ich halte es für meine Pflicht, es der Sowjetischen Militär-Administration zu melden, weil es unter solchen Erschwernissen einfach unmöglich ist, daß unsere Organisation in ordnungsgemäßer Weise ihre Arbeiten und ihre politische Aufklärung verrichten kann.“ (Ebd., S. 158).

¹⁰⁴ So Karsten in der Sitzung des Landesvorstandes der SPD Thüringen in Weimar am 16.11.1945. (Protokoll abgedruckt in: Ebd., S. 192f, hier: S. 193).

¹⁰⁵ MALYCHA/WINTERS, Die SED, S. 68.

¹⁰⁶ Vgl. Harold HURWITZ, Die Stalinisierung der SED: Zum Verlust von Freiräumen und sozialdemokratischer Identität in den Vorständen 1946-1949, Opladen 1997, S. 42 u. 461f. und Heinz NIEMANN (Hrsg.), Auf verlorenem Posten? Zur Geschichte der Sozialistischen Arbeiterpartei. Zwei Beiträge zum Linkssozialismus in Deutschland von Helmut Arndt und Heinz Niemann, Berlin 1991, S. 9.

Franken zusammen.¹⁰⁷ Dies offenbar erkennend, forderte die OHL bereits im Juni 1917 die Festnahme Karstens, zu der es jedoch nicht kam.¹⁰⁸ Triebkraft für seinen rastlosen und keine Opfer scheuenden Einsatz für die Arbeiterbewegung waren auch bei Karsten die Überzeugung von der historischen Mission der Sozialdemokratie und ein unerschütterlicher Fortschrittsglaube. Selbst im Juni 1919 – d. h. kurz nach dem Scheitern der Revolution in Deutschland – erklärte er noch: „Ich baue fest auf die Weltrevolution. [...] Heute kann es meiner Auffassung nach nichts weiter geben als eifrig zu werben und aufzuklären und alles weitere der Entwicklung [zu] überlassen. [...] Jeder Tag macht uns ja um Monate reifer.“¹⁰⁹

Bei Kriegsausbruch war Karsten – so zumindest seine spätere Darstellung - davon ausgegangen, „daß es nunmehr zum Generalstreik kommen würde“, genau so, wie es auf dem Internationalen Sozialisten-Kongress in Stuttgart beschlossen worden war. Jedoch: „Es kam anders als wir glaubten. Mit der Zustimmung der Sozialdemokratie im Reichstage für die Kriegskredite am 4. August waren zunächst alle revolutionären Träume ausgeträumt.“¹¹⁰ Wie seine Ausführungen auf der Gaukonferenz im Mai 1915 belegen, stand Karsten der Kreditbewilligung sehr frühzeitig kritisch gegenüber, wobei er zunächst eine Spaltung der Partei nicht in Erwägung zog.¹¹¹ Auf einer Parteiversammlung im Oktober 1914 sprach er über die Kriegsnotgesetze, ohne auf die Burgfriedenspolitik der Partei einzugehen.¹¹² Im darauffolgenden Monat erhielt seine Parteikarriere einen entscheidenden Schub: Karsten wurde, noch nicht ganz 26 Jahre alt, zum Vorsitzenden der Aschaffener SPD sowie der Kreisorganisation der Partei gewählt.¹¹³ Gleichzeitig wurde er zum Listenführer für die Gemeindewahl bestimmt und zog Ende des Jahres in das Kollegium der Gemeindebevollmächtigten ein.¹¹⁴ In der Folgezeit bemühte er sich vor allem um den Wiederaufbau des darniederliegenden Parteilebens in seinem Wirkungsbereich.

¹⁰⁷ Bezeichnend war auch, dass Johann Baier, der formelle Anführer der bayerischen USPD, im März 1918 Karsten bat, ihm die Adressen der USPD-Ortsvereine zwecks Versendung der Einladungen zur Landeskonferenz zukommen zu lassen. (Vgl. J. Baier an A. Karsten (Abschrift) vom 7.3.1918; StdANü, C 7/V 5099).

¹⁰⁸ Der bayerische Kriegsminister Hellingrath erklärte gegenüber diesem Ansinnen der OHL, dass die Erwirkung eines Haftbefehls gegen Karsten momentan wenig aussichtsreich sei, stattdessen sollte die Ausweisung Karstens, der preußischer Staatsangehöriger war, forciert werden. (Vgl. MKr an StellvGenKdo II. AK vom 21.6.1918; KrA, StellvGenKdo II. AK 279).

¹⁰⁹ A. Karsten an J. Stock vom 29.6.1919. (AdsD Bonn, Nachlass Stock).

¹¹⁰ Politischer Lebenslauf von August Karsten, S. 4. (SAPMO-BArch, SgY 30 1328).

¹¹¹ Siehe oben Kap. 4.2.2.

¹¹² Vgl. FV Nr. 229 vom 5.10.1914.

¹¹³ Vgl. FV Nr. 272 vom 24.11.1914. Im April 1915 wurde Karsten von der Generalversammlung des Kreiswahlvereins in seinem Amt einstimmig wiedergewählt (vgl. FV Nr. 98 vom 28.4.1915).

¹¹⁴ Zur Aschaffener SPD im Ersten Weltkrieg siehe auch SPD-KREISVERBAND ASCHAFFENBURG-STADT (Hrsg.), 1878-1978. 100 Jahre SPD in Aschaffenburg, Aschaffenburg 1979, S. 22f. (Dort wird die Wahl von Karsten zum Orts- und Kreisvorsitzenden auf den 10.4.1915 datiert).

Als lokaler Berichterstatter für den *Fränkischen Volksfreund* stand Karsten in regem Kontakt mit Curt Geyer, dessen vorstandskritische Ansichten er teilte;¹¹⁵ bei der Reichskonferenz im September 1916 standen beide im oppositionellen Lager. Dass Karsten mit seiner Position durchaus den Rückhalt der Basis hatte, zeigte sich auf der Kreisgeneralversammlung am 4. März 1917 (dort waren Delegierte aus 17 Ortsvereinen vertreten), die einstimmig eine Resolution verabschiedete,¹¹⁶ die die Reaktion der Parteiführung auf die Januarkonferenz der Opposition entschieden verurteilte und die Tragweite der dadurch erfolgten Zäsur voll erkannte: „Damit ist die Möglichkeit eines weiteren Zusammenarbeitens der verschiedenen Anschauungen in der Partei unmöglich geworden. Jetzt heißt es für die Anhänger der Opposition solidarisch mit ihren organisatorisch gemäßregelten politischen Freunden zu stehen. [...] Darüber hinaus ist nunmehr aber der organisatorische Zusammenschluß aller oppositionellen Parteimitglieder notwendig, um die Rechtsbrüche des Parteivorstandes zu parieren.“¹¹⁷ Des Weiteren wurde eine Beitragssperre gefordert¹¹⁸ und von der SAG verlangt, im Sinne des Parteiprogrammes zu wirken. Die Ausführungen des Landtagsabgeordneten Fritz Endres und des Parteisekretärs Kern, die die Vorstandspolitik verteidigten, stießen auf Ablehnung; stattdessen wurde in einer weiteren, ebenfalls einstimmig angenommenen Resolution dem *Fränkischen Volksfreund* – das hieß faktisch dessen Chefredakteur Geyer – Anerkennung für seine „grundsatztreue Haltung“¹¹⁹ ausgesprochen.

Noch vor der Nürnberger Landeskonferenz vom 31. März/1. April (an der Karsten als Delegierter teilnahm und dort den Oppositionsantrag mit unterstützte) war sich der Ortsverein Aschaffenburg, der auf der Seite der SAG stand, also über die Vergeblichkeit aller Ausgleichsbemühungen – speziell auch in Bayern – im Klaren. In einem Brief¹²⁰ hatte Karsten schon Anfang März festgehalten: „Selbst wenn die Landeskonferenz beschließen würde, in Bayern soll die Opposition nicht hinausgeworfen werden. Wir sind der Ansicht, daß wir Solidarität mit unseren politischen Freunden im Reich [d. h. mit der SAG und ihren Anhängern; B. A.] üben müssen.“¹²¹ Wie Karsten dann in Gotha bekundete, hielt er nichts von einem bayerischen „Sonderweg“, der doch nur auf unproduktives

¹¹⁵ Vgl. C. GEYER, Die revolutionäre Illusion, S. 52.

¹¹⁶ Eine gleich lautende Resolution war bereits am 24.2.1917 von einer Versammlung der Sektion Aschaffenburg angenommen worden.

¹¹⁷ OVZ Nr. 61 vom 13.3.1917.

¹¹⁸ Dazu meinte Auer in der Parteiausschusssitzung am 18./19.4.1917: „Ein Wahlkreis hat die Beitragssperre beschlossen: Aschaffenburg, der hat aber bis jetzt noch nie Beiträge abgeführt (Heiterkeit), also groß ist die Gefahr nicht und wenn wir früher energisch eingegriffen hätten, wäre es vielleicht nicht so weit gekommen.“ (Protokolle des SPD-Parteiausschusses, Bd. I, S. 457).

¹¹⁹ OVZ Nr. 61 vom 13.3.1917.

¹²⁰ Vermutlich handelte es sich bei diesem Brief auch um einen Teil der Korrespondenz zwischen Karsten und Curt Geyer, der auf der Nürnberger Landeskonferenz eine Rolle spielte. (Siehe dazu oben Kap.5.1.).

¹²¹ Bericht des Landesvorstandes über „Die Parteispaltung in Bayern“, abgedruckt in: Protokoll SPD-Landesparteitag München 1918, S. 96-102, hier: S. 101.

Lavieren hinausgelaufen wäre. Die Wahlkreisorganisation Aschaffenburg wechselte schließlich kurz darauf zur USPD, die damit in Bayern ihre erste Dependence bekam.¹²²

Die Mehrheitsanhänger holten frühzeitig zum Gegenschlag aus: Noch im März beschloss die Generalversammlung des Gewerkschaftskartells die sofortige Entlassung von Karsten – dieser war kurz zuvor nach einer polizeilichen Hausdurchsuchung vorübergehend festgenommen worden¹²³ - aus seiner Funktion als Arbeitersekretär wegen der von ihm betriebenen „Zersplitterung“ der Organisation,¹²⁴ wobei sich die Initiatoren dieser Maßnahme auch zweifelhafter Mittel bedienten.¹²⁵ Deren „Notwendigkeit“ bewies die Generalversammlung des Metallarbeiter-Verbandes am 21. April: Sie beschloss – mit 35 zu 17 Stimmen – eine Resolution, die Karstens Entlassung als „mit den gewerkschaftlichen Grundsätzen unvereinbar“ bezeichnete und forderte, diesen Schritt rückgängig zu machen, da eine solche „Maßregelung aus politischen Motiven“¹²⁶ die Einheit der Gewerkschaftsbewegung gefährde. Weitere Gegenmaßnahmen wie den Austritt aus dem Gewerkschaftskartell behielt sich die Versammlung ausdrücklich vor. Kurz zuvor hatte der nordbayerische Gauvorstand noch einen Vermittlungsversuch unternommen, indem er einen „letzten Appell“ an die Aschaffener Wahlkreisorganisation richtete, der zwar Verständnis für deren Beschlüsse vom 4. März äußerte, jedoch dazu aufrief, von deren Durchführung abzusehen.¹²⁷ Der *Fränkische Volksfreund* entgegnete diesem Ansinnen: „Die Aschaffener Genossen sind die Avantgarde der neuen Partei in Bayern. Ihre Organisation hat als erste den Beschluß gefaßt, volle Solidarität gegenüber der Opposition zu üben.“¹²⁸ Das genaue Datum der Gründung des USPD-Ortsvereins lässt sich nicht bestimmen,¹²⁹ die Neuwahl einer Sektionsführung durch die (M)SPD am 6. Mai weist jedoch eindeutig auf das Bestehen von zwei sozialdemokratischen Organisationen am Ort zu diesem Zeitpunkt hin. (Bereits auf der Nürnberger Landeskonferenz war Aschaffenburg doppelt vertreten; die Spaltung muss

¹²² Über die genauen Umstände des Übertritts der Wahlkreisorganisation, insbesondere die Haltung der kleineren Ortsvereine außerhalb der Stadt Aschaffenburg selbst, ist nichts bekannt; Tatsache ist, dass auf dem MSPD-Parteitag in Würzburg im Oktober 1917 die Wahlkreisorganisation Aschaffenburg zu denen gezählt wurde, die zur USPD übergewechselt waren. (Vgl. MILLER, Burgfrieden und Klassenkampf, S. 167).

¹²³ Vgl. Politischer Lebenslauf von August Karsten, S. 4. (SAPMO-BArch, SgY 30 1328).

¹²⁴ Vgl. OVZ Nr. 76 vom 30.3.1917 und Bericht des Büros für Socialpolitik vom 11.4.1917 (HstAM, MK 19292).

¹²⁵ Vgl. LVZ Nr. 73 vom 28.3.1917.

¹²⁶ OVZ Nr. 97 vom 26.4.1917.

¹²⁷ Vgl. OVZ Nr. 93 vom 21.4.1917.

¹²⁸ FV Nr. 88 vom 17.4.1917.

¹²⁹ Der erste greifbare amtliche Beleg für den Übertritt der Wahlkreisorganisation Aschaffenburg, ein Bericht des Pressereferates des Bayerischen Kriegsministeriums, datiert erst vom 26.11.1917. (HstAM, MK 19289).

zu diesem Zeitpunkt, d. h. noch vor der Gründung der USPD, faktisch schon vollzogen gewesen sein.¹³⁰⁾

Um diese Zeit soll die örtliche USPD angeblich einen Streikversuch geplant haben;¹³¹ ein Übergreifen der großen Streikbewegung des Frühjahrs 1917 auf Bayern ist jedoch nicht nachweisbar. Die weitere Entwicklung des Ortsvereins kann nur ansatzweise nachgezeichnet werden: Im Sommer 1917 hat die Aschaffener USPD den amtlichen Berichten zufolge Fortschritte gemacht; sie hatte sich prominente Versammlungsredner wie die Reichstagsabgeordneten Ledebour und Fritz Kunert¹³² von auswärts „engagiert“. ¹³³ Wenige Monate später gehörten noch 2/3 der zur USPD übergetretenen Mitglieder dieser an.¹³⁴ Nachdem Ende des Jahres noch USPD-Anhänger festgestellt worden waren, ohne dass diese besondere Aktivitäten entfaltet hätten,¹³⁵ lässt sich danach kaum noch eine Tätigkeit der Sektion registrieren.¹³⁶ Dies lag sicher auch am Wechsel von Karsten nach Schweinfurt im November 1917, wodurch die Aschaffener USPD ihre führende Persönlichkeit verlor; zu seinem Nachfolger wurde der Schlosser Adam Eisenhauer¹³⁷ gewählt.¹³⁸ Aus der ehemaligen Ortsvereinsführung war noch der 24-jährige Buchdrucker Jean Stock¹³⁹ zur USPD

¹³⁰ Vgl. Bericht des Landesvorstandes über „Die Parteispaltung in Bayern“, abgedruckt in: Protokoll SPD-Landesparteitag München 1918, S. 96-102, hier: S. 99.

¹³¹ Vgl. Bericht der ZPolSt Bayern an StellvGenKdo I. AK vom 9.12.1917. (KrA, StellvGenKdo I. AK 1335).

¹³² Kunert, Fritz, geb. 15.9.1850 in Alt-Landsberg (Kr. Niederbarnim), Volksschule, 1867-1870 Lehrerseminar in Kyritz, 1871-1887 Volksschullehrer bzw. Lehrer in Beeltz, Konstantinopel und Berlin, 1876 Beitritt zur SAP, ab 1887 Schriftsteller in Berlin, 1887-1889 Kaufmann und Korrektor in Berlin, Stadtverordneter in Berlin, ab 1889 Redakteur bei verschiedenen sozialdemokratischen Zeitungen, Nov. 1894 bis 1917 Redakteur und Redaktionssekretär des *Vornwärts*, 1890-1906 insgesamt 18 Monate Untersuchungs- und Gefängnishaft wegen polit. Vergehen in Breslau und Berlin, MdR 1890-1893, 1896-1907 und 1909-1924, 1916 SAG, 1917 Übertritt zur USPD, 1922 Rückkehr zur SPD, gest. 26.11.1931 in Berlin.

¹³³ Vgl. Bericht des Pressereferates des Bayerischen Kriegsministeriums vom August 1917 (KrA, MKr 17146) und Bericht vom Januar 1918 (KrA; StellvGenKdo II. AK 263).

¹³⁴ Vgl. OVZ Nr. 255 vom 30.10.1917.

¹³⁵ Vgl. StellvGenKdo II. AK an MKr vom 30.12.1917. (KrA, MKr 11529).

¹³⁶ Fasel geht ohne genauere Belege davon aus, dass die Aschaffener USPD-Sektion „gänzlich zum Erliegen gekommen“ sei. (Adolf Braun, S. 300).

¹³⁷ Eisenhauer, Adam Georg, geb. 15.7.1876 in Waldmichelbach (Kr. Heppenheim), Schlosser, 1888 Umzug von Darmstadt nach Aschaffenburg, Beitritt zur USPD, 1918 Vorsitzender der USPD in Aschaffenburg, ab Nov. 1918 2. Vorsitzender, ab Mai 1919 1. Vorsitzender des Arbeiter- und Soldatenrates in Aschaffenburg, 1920 Nachrücker für die USPD im Aschaffener Stadtrat, dessen Mitglied bis 1933, 1922 Übertritt zur SPD, gest. 12.12.1943 in Aschaffenburg.

¹³⁸ Vgl. Bericht des StdMag Aschaffenburg an RegPräs von Ufr vom 15.5.1918. (HstAM, MInn 66284).

¹³⁹ Stock, Jean, geb. 7.6.1893 in Gelnhausen (RB Kassel), 1899-1907 Volksschule in Gelnhausen, Schriftsetzerlehre in Büdingen, Wanderschaft, bis 1911 Mitglied der Sozialistischen Arbeiterjugend und der Jugend der Freien Gewerkschaften, darin zuletzt Vorsitzender, 1911 Beitritt zur SPD und zum Buchdruckerverband, bis 1914 Buchdrucker, 1914-1918 Kriegsteilnehmer, 1915 2. Vorsitzender der SPD in Aschaffenburg, 1917 Übertritt zur USPD, 1917-1922 Mitglied im Vorstand der USPD in Aschaffenburg, Nov. 1918 bis April 1919 Mitglied des Arbeiter- und Soldatenrates Aschaffenburg, Mitglied des provisor. Nationalrates in Bayern und des Landesarbeiterrates, Feb./März 1919 Mitglied des bayr. Rätekongresses, April 1919 Beteiligung an der Räterepublik in Aschaffenburg, 13.5.1919 Verhaftung, anschließend zu 1½ Jahren Festungshaft verurteilt (wegen schlechten Gesundheitszustandes jedoch ausgesetzt), Dez. 1919 bis Sept. 1922 Arbeitersekretär in Aschaffenburg, 1919-1933 Stadtrat in Aschaffenburg (ab 1927 Fraktionsvorsitzender der SPD) und Aufsichtsratsmitglied des Konsumvereins, MdL 1920-1924, 1920-1924 Mitglied des Staatsgerichtshofes, 1922 Rückkehr zur SPD, 1922-1933 Mitglied im Vorstand der SPD in Aschaffenburg, 2. Vorsitzender des Unterbezirkes Aschaffenburg der SPD, 1922-1933 Geschäftsführer der *Volkszeitung* in Aschaffenburg, Juni-Juli 1933 Schutzhaft in Aschaffenburg, Buchdrucke-

übergewechselt, der nach Kriegsende noch zahlreiche Funktionen und Ämter für die Partei ausüben sollte.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass angesichts der Stellungnahme des Orts- und Kreisvorsitzenden Karsten im Parteikonflikt während des Jahres 1916 und des Rückhalts, den er damit an der Parteibasis fand, die Gründung einer USPD-Sektion in Aschaffenburg unmittelbar nach dem Gothaer Parteitag nicht überraschen konnte. Der Rückhalt, den der Vorsitzende in der ganzen Kreisorganisation hatte, sprach dafür, dass diese mehrheitlich zur neuen Partei übertrat und die Anhänger der Burgfriedenspolitik in Aschaffenburg einen eigenen Ortsverband gründen mussten. Wie sich die Kräfteverhältnisse zwischen den rivalisierenden Arbeiterparteien im Laufe der Zeit einpendelten, lässt sich nicht präzise quantifizieren. Spätestens nach dem Weggang von Karsten scheint das Parteileben bei den Unabhängigen zurückgegangen zu sein, ohne dass die MSPD davon profitieren konnte.

5.2.2 Schweinfurt

Die politischen und wirtschaftlichen Gegebenheiten Schweinfurts (1916: 28183 Einwohner¹⁴⁰) waren geprägt durch mehrere große metallverarbeitende Betriebe, die insbesondere in der Wälzlagerproduktion deutschland- und weltweite Bedeutung hatten. Diese kriegswichtigen Produktionsstätten expandierten im Zuge des Hindenburgprogrammes noch weiter; allein bei der Firma Fichtel & Sachs vervielfachte sich die Belegschaft auf 8000 Personen, darunter zahlreiche Frauen und Jugendliche.¹⁴¹ Nicht von ungefähr war ein Großteil der Erwerbsbevölkerung im Metallarbeiter-Verband und in der Sozialdemokratie organisiert,¹⁴² wobei vor allem die Arbeiter der Kugellagerfabrik Fichtel & Sachs den „Kern der Parteiorganisation“¹⁴³ stellten.

reibesitzer, 1934 und 1940 erneut in Haft, 1943 Schließung der Firma, Aug.-Sept. 1944 Schutzhaft im KZ Dachau, April-Dez. 1945 Oberbürgermeister von Aschaffenburg und Landrat des Bezirks Aschaffenburg/Alzenau, Dez. 1945 bis Aug. 1946 Regierungspräsident von Unterfranken, 1946-1958 Mitglied des SPD-Landesausschusses Bayern und Vorstandsmitglied des SPD-Bezirks Franken, 1946 Mitglied der Verfassunggebenden Landesversammlung in Bayern, Juli-Dez. 1947 Mitglied des bayr. Staatsgerichtshofes, Sept. 1948 bis Mai 1949 Mitglied des Parlamentarischen Rates, MdL 1946-1962, Juni 1946 bis Nov. 1950 Vorsitzender und Nov. 1950 bis Nov. 1958 stellv. Vorsitzender der SPD-Landtagsfraktion, 1946 bis zu seinem Tod Stadtrat Aschaffenburg, 1957 Bundesverdienstkreuz, gest. 13.1.1965 in Aschaffenburg.

¹⁴⁰ Angabe aus Statist. Jb. 1919, S. 20.

¹⁴¹ Vgl. DGB-BILDUNGSWERK E. V. KREIS SCHWEINFURT (Hrsg.), „Nach dem Krieg war keiner Nazi gewesen.“ Arbeiterbewegung in Schweinfurt zwischen 1928 und 1945. Regionale Geschichtsschreibung anhand von Augenzeugen und Dokumenten, Schweinfurt 1986, S. 13f.

¹⁴² Bei Kriegsausbruch zählte die SPD in Schweinfurt 1870 Mitglieder, das Gewerkschaftskartell 5263; die Mitgliederzahl des Metallarbeiter-Verbandes nahm während des Krieges noch zu. (Angabe aus KREISVERBAND SCHWEINFURT-STADT DER SPD (Hrsg.), 100 Jahre Sozialdemokratische Partei in Schweinfurt, Schweinfurt 1989, S. 68 u. 71).

¹⁴³ C. GEYER, Die revolutionäre Illusion, S. 50.

Dass diese sich zu einer Hochburg der USPD in Nordbayern entwickelte, lag auch an Fritz Soldmann.¹⁴⁴ Der aus Lübeck stammende gelernte Schuhmacher hatte, nachdem er schon 1897 mit 19 Jahren der Sozialdemokratie beigetreten war, zunächst eine klassische Karriere innerhalb der Partei- und Gewerkschaftsbürokratie absolviert. Seit 1903 Vorsitzender der Schweinfurter Filiale des Schuhmacherverbandes, stand Soldmann von 1905 bis 1909 an der Spitze des örtlichen Gewerkschaftskartells und war gleichzeitig Angestellter der Ortskrankenkasse. Auch in der Partei arbeitete er sich langsam nach oben.¹⁴⁵ Für die SPD saß Soldmann seit 1914 im Kommunalparlament; ab Januar 1914 leitete er das Arbeitersekretariat, das zugleich Parteisekretariat war, womit er unbestritten an der Spitze der örtlichen Arbeiterbewegung stand. Die Bedeutung Soldmanns für die USPD sollte später noch deutlich über den lokalen politischen Rahmen hinausgehen. Über seine Positionierung bei den Auseinandersetzungen innerhalb der Partei vor dem Krieg lassen sich nur Vermutungen anstellen;¹⁴⁶ auch hier ist die Quellenlage äußerst dürftig.

Wie seine Ausführungen vom Mai 1915 (auf der Nürnberger Gaukonferenz) zeigten, stand Soldmann der Kreditbewilligung nicht von Anfang an ablehnend gegenüber (eine Haltung, die er nachträglich abzuschwächen versuchte¹⁴⁷). Möglicherweise hat erst seine kurz darauf erfolgte Einberufung zur Armee einen Sinneswandel bewirkt. Nachdem er 1917 aus dem Kriegsdienst entlassen worden war – an der Front war er nur einige Wochen gewesen –, griff er wieder in das innerparteiliche Geschehen, jetzt auf der Seite der Opposition, ein und schloss sich bald der neu gegründeten USPD an. Die Novemberrevolution sah Soldmann zunächst als Vorsitzenden des Arbeiter- und Soldatenrates in Schweinfurt; von dort wechselte er bald nach München, wo er den führenden Rätegremien des Landes angehörte. Im März 1919 wurde er zum Landessekretär (d. h. faktisch zum

¹⁴⁴ Zur Biographie Soldmanns siehe „Unterfränkische Silhouetten“, in: *Unterfränkisches Heimatblatt*, Nr. 18 vom 15.9.1951 und KREIS-VERBAND SCHWEINFURT-STADT DER SPD (Hrsg.), 100 Jahre SPD in Schweinfurt, S. 121-124. Eine eingehendere biographische Würdigung in der wissenschaftlichen Literatur steht bislang noch aus.

¹⁴⁵ Als Beweis dafür, dass sich Soldmann in der örtlichen Parteiorganisation etabliert hatte, kann gelten, dass er an den nordbayerischen Gautagen von 1908, 1911 und 1913 als Delegierter teilnahm (vgl. FT Nr. 98 vom 27.4.1908, Nr. 182 vom 7.8.1911 und Nr. 193 vom 19.8.1913). Zudem gehörte er 1912, wie der Anzeige für eine Wahlkreisversammlung zu entnehmen ist, dem Vorstand der örtlichen SPD-Wahlkreisorganisation an (vgl. BayWo Nr. 26 vom 27.6.1912).

¹⁴⁶ In dieser Hinsicht gibt es bisher nur einen aussagekräftigen Quellenbeleg: Soldmann sprach sich auf dem nordbayerischen Gautag in Nürnberg im August 1913 gegen Wahlabkommen mit den Liberalen aus (vgl. FT Nr. 193 vom 19.8.1913), dies war ein Punkt, der im Jahr zuvor zu erheblichen Verwerfungen innerhalb des Landesverbandes geführt hatte. Diese Haltung ist deshalb bemerkenswert, weil im überwiegend katholischen Schweinfurt das Zentrum der Hauptgegner der SPD war (d. h. die lokale Motivationslage eine ganz andere als in Bayreuth oder Hof, wo sich v. a. Widerstand regte). Weitere Hinweise, dass Soldmann zur sich 1912/13 in Franken herausbildenden Linksopposition zählte, fehlen allerdings.

¹⁴⁷ Im April 1921 kam es zu einer Pressepolemik zwischen dem Würzburger *Fränkischen Volksfreund* (MSPD) und Soldmann; das Blatt warf Soldmann vor, noch 1916 Lobreden auf einen Kompanieführer gehalten zu haben, der unmittelbar zuvor annexionistische Parolen ausgegeben hatte. In einem daraufhin veröffentlichten Brief behauptete Soldmann, „daß ich seit dem Tage der Kriegserklärung [...] mich ganz entschieden gegen diesen Wahnsinn des Krieges wandte und tatsächlich in der Meinung lebte, das Proletariat würde nicht so stark der Kriegsspsyche verfallen und sich bald dagegen auflehnen. Daß dies nicht geschah, ist nicht zuletzt auf das Schuldkonto der Rechtssozialisten zu setzen, die später selbst Minister für die kaiserliche Regierung stellten. Ich habe es selbstverständlich besser mit meiner Ueberzeugung vereinbaren können, im Felde 'Schuhe zu flicken', als dem Massenmord zu huldigen, fasse dies auch ganz und gar nicht als Unehre auf.“ (*Sozialdemokrat* Nr. 94 vom 25.4.1921).

Vorsitzenden) der bayerischen USPD gewählt. Wegen seiner führenden Beteiligung an der ersten Räterepublik in München geriet Soldmann kurz darauf drei Monate in Haft.¹⁴⁸ Danach blieb er in der Landes- wie in der Kommunalpolitik – so u. a. als 3. Bürgermeister von Schweinfurt - weiter aktiv; 1920 wurde er als einer von fünf bayerischen Unabhängigen in den Reichstag gewählt. Nach seiner Rückkehr zur SPD im Zuge der Wiedervereinigung (1922) übernahm er von 1924 bis 1933 erneut den Posten des Arbeitersekretärs in Schweinfurt und übte daneben noch mehrere Parteiämter aus. 1932 kehrte er noch einmal in den Reichstag zurück; an der Abstimmung über das Ermächtigungsgesetz im März 1933 konnte Soldmann schon nicht mehr teilnehmen, da er bereits kurz zuvor verhaftet worden war.¹⁴⁹ Die ganze NS-Zeit hindurch folgten mehrere Aufenthalte in Gefängnissen bzw. im KZ; Fritz Soldmann starb wenige Tage nach seiner Befreiung im Mai 1945 an den Folgen der dort erlittenen Misshandlungen.

Die Biographie Soldmanns lehrt, dass eine feste Verankerung im Partei- und Gewerkschaftsapparat keineswegs abweichendes Verhalten gegenüber der vom Parteivorstand bzw. der Generalkommission ausgegebenen Linie ausschloss; zudem wird deutlich, dass ein Engagement in der Räterepublik-Bewegung nicht unbedingt in den Übertritt zur KPD münden musste. Vorschnelle Urteile verbieten sich demnach, was auch für Soldmanns Charakter gilt, zu dem es kaum aussagekräftige Zeugnisse von Zeitgenossen gibt. Was bleibt, ist der Blick auf einen Lebenslauf im Dienste der Sozialdemokratie, für den Soldmann den denkbar höchsten Preis bezahlen musste.¹⁵⁰

Neben Soldmann war zweifellos Kaspar Starz die wichtigste Persönlichkeit in der Vorgeschichte und der Anfangsphase der Schweinfurter USPD (als Mitglied des Landesvorstandes gehörte er 1919 kurzzeitig auch zum engeren Führungszirkel der Partei in Bayern).¹⁵¹ Seine Rolle beschränkte sich dabei nicht nur auf die lokalen Vorgänge, sondern er nahm auch an der Reichskonferenz vom

¹⁴⁸ Während der ersten Räterepublik in München war Soldmann Volksbeauftragter für Inneres gewesen; am 13.4.1919 wurde er im Zuge des – letztlich gescheiterten – so genannten Palmsonntagsputsches verhaftet und in den Machtbereich der Bamberger Regierung gebracht. Trotz seiner herausgehobenen Stellung innerhalb der ersten Räterepublik wurde Soldmann im Juli 1919 vom Vorwurf des versuchten Hochverrats freigesprochen und umgehend aus der Haft entlassen, während andere, gleich oder weit weniger exponierte Vertreter der Räteherrschaft zu langjährigen Haftstrafen verurteilt wurden, z. B. Erich Mühsam, Fritz Sauber oder August Hagemeister. (Das Urteil gegen Soldmann ist abgedruckt in: Ernst TOLLER, Justiz. Erlebnisse, Berlin 1927, S. 42-44).

¹⁴⁹ Reichstagspräsident Paul Löbe (SPD) hatte sich zuvor bei Innenminister Wilhelm Frick dafür eingesetzt, dass die verhafteten sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten, darunter Soldmann, wieder freigelassen würden, hatte damit aber keinen Erfolg. (Vgl. Michael SCHNEIDER, Unterm Hakenkreuz. Arbeiter und Arbeiterbewegung 1933 bis 1939, Bonn 1999, S. 61).

¹⁵⁰ In seiner Hauptwirkungsstätte Schweinfurt wird das Gedenken an Soldmann inzwischen eingehend gepflegt. Seit längerem ist eine Straße nach ihm benannt. Im März 2009 wurde auch ein Denkmal eingeweiht; die DGB-Region Main-Rhön/Schweinfurt vergibt eine „Fritz-Soldmann-Urkunde“ als höchste Auszeichnung.

¹⁵¹ In der bisherigen Literatur taucht Kaspar Starz, so weit ersichtlich, so gut wie überhaupt nicht auf. Einzige Ausnahmen bilden die einmalige Erwähnung in einer Festschrift (vgl. KREISVERBAND SCHWEINFURT-STADT DER SPD (Hrsg.), 100 Jahre SPD in Schweinfurt, S. 72) und mehrere Hinweise ohne Angaben des Vornamens bei Michael SELIGMANN, Aufstand der Räte. Die erste bayerische Räterepublik vom 7. April 1919, Grafenau – Dörfingen 1989; es kann davon ausgegangen werden, dass es sich dort bei dem in Würzburg agierenden Starz um Stephan, bei dem in Schweinfurt um Kaspar handelt (dass es sich um zwei Personen handelt, scheint Seligmann nicht klar geworden zu sein). Eine biographische Würdigung von Kaspar Starz fehlt ebenso wie eine Berücksichtigung in sämtlichen in Frage kommenden Nachschlagewerken.

Herbst 1916, der bayerischen Landeskonferenz vom März/April 1917 und – nach seinem dortigen entschiedenen, aber vergeblichen Eintreten für die Parteiopposition nur folgerichtig – aller Wahrscheinlichkeit nach am Gothaer Gründungsparteitag der USPD teil.¹⁵² Der 1885 geborene Kaspar Starz stammte aus einem sozialdemokratisch geprägten Elternhaus – sein Vater Stefan¹⁵³ war später Vorsitzender und Stadtrat der USPD in Würzburg – und kam 1909 nach Schweinfurt, wo er als Schleifer in einem metallverarbeitenden Betrieb tätig war. Neben der Sozialdemokratie engagierte er sich auch im Metallarbeiter-Verband, bei dem er später, während der Weimarer Republik, hauptamtlich angestellt war. Aus der Vorkriegszeit sind kaum Hinweise auf die politische Betätigung von Starz überliefert; in einer Diskussion über den Verlauf des Landesparteitages von 1913 taucht sein Name zum ersten Mal auf.¹⁵⁴ Er dürfte innerhalb des Ortsvereins um diese Zeit zu den aktiven Mitgliedern gehört haben, ohne den Führungsgremien anzugehören.

Dass Starz ab 1915 der Kontaktmann Curt Geyers in Schweinfurt gewesen ist, welches nach Geyers Ansicht „für die innerparteiliche Entwicklung in Nordbayern von besonderer Bedeutung war“¹⁵⁵, lässt sich nicht belegen, ist jedoch angesichts der gemeinsamen Haltung der beiden auf den genannten Konferenzen wahrscheinlich. Geyers im *Fränkischen Volksfreund* vertretener Oppositionskurs wurde in Schweinfurt jedenfalls von einer starken Strömung unterstützt. An deren Spitze stellte sich schon bald Starz, was im Sommer 1917 nicht mehr überraschen konnte; innerhalb der unterfränkischen USPD gehörte er in der Folgezeit und - nach einem Intermezzo als Frontsoldat - auch in der Revolutionsphase zu den maßgeblichen Figuren, schloss sich aber der Räterepublik-Bewegung im April 1919, die auch auf Schweinfurt übergriff, nicht an. Eines der wenigen überlieferten Zeugnisse über seine Persönlichkeit bietet ein Polizeibericht vom Juni 1919; darin heißt es: „Startz [sic] ist ein ausgezeichneter Redner, seine deutliche, langsame, wohldurchdachte, idealistische Vortragsweise hat etwas fesselndes an sich. Verblüffend [sic] hören ihn seine Getreuen an und niemand wagt es ihn [sic] zu widersprechen noch viel weniger Opposition zu üben, an festen Zügeln führt er die Opposition [d. h. die USPD] in Schweinfurt.“¹⁵⁶ Innerhalb der USPD stets dem gemäßigten Flügel angehörend, kehrte Starz 1922 zur wieder vereinigten SPD zurück und blieb Vorsitzender der örtlichen Sektion des DMV bis zur nationalsozialistischen Machtergreifung. Außer seiner Verhaftung im

¹⁵² Siehe dazu oben Kap. 5.1.

¹⁵³ Starz, Stefan, geb. 3.8.1856 in Randersacker bei Würzburg, Schriftsetzer, Beitritt zur SPD, Übertritt zur USPD, 1918-1919 Vorstandsmitglied der USPD in Würzburg, Aug.–Dez. 1919 Vorsitzender der USPD in Würzburg, danach Vorstandsmitglied, 1919-1929 Stadtrat in Würzburg, 1922 Mitglied der Pressekommission der USPD in Würzburg, 1922 Rückkehr zur SPD, ab 1921 in Ruhestand, gest. 12.10.1929 in Würzburg.

¹⁵⁴ Vgl. FV Nr. 240 vom 14.10.1913.

¹⁵⁵ C. GEYER, Die revolutionäre Illusion, S. 51.

¹⁵⁶ Bericht vom Kommando der Regierungstruppen vom 25.6.1919. (StANü, PolDir Nü-Fürth 394).

Jahr 1933 lassen sich für die Zeit des Dritten Reiches keine Angaben machen.¹⁵⁷ Nach Kriegsende wurde Starz für die SPD in den Stadtrat gewählt (er beteiligte sich auch am Wiederaufbau der freireligiösen Gemeinde¹⁵⁸), starb aber schon im Januar 1947 in Schweinfurt.

Kaspar Starz, der einem proletarischen Milieu entstammte, war über Jahrzehnte in der sozialdemokratischen Partei- und Gewerkschaftsbewegung ehren- und hauptamtlich tätig gewesen. Er steht stellvertretend für diejenigen, deren Engagement von einer politischen Sozialisation im Kaiserreich bis zum Wiederaufbau nach 1945 reichte; bei allen Brüchen überwog dabei das Element der Kontinuität. Dass Starz in der bisherigen (Partei-)Geschichtsschreibung nicht auftaucht, dürfte wohl nicht zuletzt daran liegen, dass er sich im Ersten Weltkrieg auf die Seite der Gegner der Parteiführung stellte und – im Gegensatz zu anderen, die als Redakteure oder in sonstigen „geistigen“ Berufen wirkten – kaum Schriftliches hinterlassen hat. Sein Charakterbild bleibt folglich unscharf, wenn überhaupt können Rückschlüsse nur durch den Vergleich mit ähnlich verlaufenen (partei-)politischen Karrieren gezogen werden¹⁵⁹ sowie durch die Schilderung der Entwicklung im Schweinfurter Ortsverein.

In der ersten Kriegshälfte lassen sich hier noch keine oppositionellen Äußerungen feststellen.¹⁶⁰ Angedeutet hatte sich die nach links gehende Entwicklung des Ortsvereins erst im August 1916: Der Versuch der bayerischen Parteiführung, ein Abdriften der Schweinfurter Organisation ins Lager der entschiedenen Opposition zu verhindern, führte zu einer Versammlung, auf der Adolf Braun und Curt Geyer ihre unterschiedlichen Standpunkte im Parteistreit darlegten, die jedoch mit einer eindeutigen Niederlage des vorstandstreuen Lagers endete.¹⁶¹ Zwei Monate später berichtete Kaspar Starz in einer Mitgliederversammlung vom Verlauf der Berliner Reichskonferenz und erklärte, dass die fränkischen Ortsverbände mehrheitlich auf Seiten der SAG stünden.

Bei einer erneuten Zusammenkunft am 24. Februar 1917 wurde(n) schließlich mit großer Mehrheit eine oppositionelle Resolution angenommen und entsprechend gesinnte Delegierte für die bevorstehende Kreisgeneralversammlung bestimmt. Die *Münchener Post* zog die Rechtsgültigkeit dieses

¹⁵⁷ Vgl. „Unterfränkische Silhouetten“, in: *Unterfränkisches Heimatblatt*, Nr. 18 vom 15.9.1951.

¹⁵⁸ Vgl. Franz BOHL, *Die freireligiöse Bewegung in Bayern. Werden und Wirken*, Nürnberg 1960, S. 33.

¹⁵⁹ Hier bietet sich etwa der acht Jahre jüngere Carl Kröpelin an, der ebenfalls einen Metallberuf erlernte, in der Frühzeit der USPD in der Partei maßgeblich aktiv war (u. a. im Januarstreik von 1918), in der Revolutionszeit und danach parteipolitisch weiter tätig blieb, ebenfalls hauptamtlicher Angestellter des DMV wurde, den Weg zurück zur SPD fand und schließlich nach 1945 wieder für die Sozialdemokratie am politischen Neuaufbau beteiligt war.

¹⁶⁰ Auf einer Parteiversammlung im September 1914 etwa hatte Soldmann ein Referat anlässlich des 50. Todestages von Ferdinand Lassalle gehalten; auf die aktuelle Politik des Parteivorstandes ging er dabei nicht ein. In der anschließenden Debatte über „Vereinsangelegenheiten“ regte sich ebenfalls keine Kritik (vgl. FV Nr. 207 vom 9.9.1914). Zur Entwicklung in Schweinfurt 1915 siehe oben Kap. 4.2.1. und 4.2.2.

¹⁶¹ Siehe oben Kap. 4.5.

Beschlusses in Zweifel,¹⁶² worauf sich der *Fränkische Volksfreund* zu einer Klarstellung veranlasst sah, die das Gegenteil behauptete.¹⁶³ Auf der schließlich am 11. März stattfindenden Kreisgeneralversammlung wurde einmütig (es gab eine Enthaltung, keine Gegenstimme) eine Erklärung verabschiedet, die sich klar für die Opposition und die Beschickung der von ihr einberufenen Reichskonferenz¹⁶⁴ aussprach und gegen die „brutalen Gewaltmaßregeln des Parteivorstandes“¹⁶⁵ protestierte. Die Linie des *Fränkischen Volksfreundes* wurde dabei ausdrücklich gebilligt. Nach der Entlassung Curt Geyers¹⁶⁶ wurde das nun vorstandsloyale Blatt von der Schweinfurter USPD boykottiert.¹⁶⁷

Über die Bewertung der Vorgänge in der Redaktion des *Fränkischen Volksfreundes* kam es in der Mitgliederversammlung am 2. Mai 1917 dann auch zum Streit, der mit dem Auszug der Sympathisanten Geyers endete, nachdem dessen erzwungener Abgang mehrheitlich gebilligt worden war.¹⁶⁸ Dieser Sieg der Mehrheitsanhänger war jedoch nur von kurzer Dauer. Im Juli beschloss der Sozialdemokratische Verein Schweinfurt unter der Führung von Kaspar Starz den Anschluss an die USPD;¹⁶⁹ der provisorische Vorsitzende – die ersten offiziellen Vorstandswahlen erfolgten erst am 20. September¹⁷⁰ (1. Vorsitzender: Starz; 2. Vorsitzender: Kurt Walther¹⁷¹) – betonte in einem Antwortschreiben an den Stadtmagistrat ausdrücklich, dass der von ihm repräsentierte Verein *keine* Neugründung darstelle, sondern die Fortführung des längst bestehenden Sozialdemokratischen Vereins sei.¹⁷² (Dies galt für den Kern der Mitgliederschaft; der alte Ortsvorstand blieb hingegen bei der Mehrheitspartei, ebenso Josef Säckler, der örtliche Landtagsabgeordnete.) Nachdem im Oktober 1917 Karsten Angestellter des Metallarbeiter-Verbandes in Schweinfurt geworden war – Soldmann hatte sich der USPD gleich nach ihrer Gründung ebenfalls angeschlossen –, lag auch die örtliche

¹⁶² Vgl. MP Nr. 53 vom 5.3.1917.

¹⁶³ Vgl. FV Nr. 58 vom 10.3.1917.

¹⁶⁴ Dabei handelte es sich dann um den USPD-Gründungsparteitag in Gotha im April, an dem Kaspar Starz als Delegierter teilnahm. (Siehe oben Kap. 5.1.).

¹⁶⁵ OVZ Nr. 63 vom 15.3.1917.

¹⁶⁶ Siehe dazu den folgenden Abschnitt.

¹⁶⁷ Vgl. *Vormwärts* Nr. 127 vom 10.5.1917.

¹⁶⁸ Vgl. KREISVERBAND SCHWEINFURT-STADT DER SPD (Hrsg.), 100 Jahre SPD in Schweinfurt, S. 74f.

¹⁶⁹ Vgl. K. Starz an StdMag Schweinfurt vom 20.7.1917 (KrA, StellvGenKdo II. AK 312) und Bericht des StdMag Schweinfurt an RegPräs von Ufr vom 14.5.1918 (HstAM, MIInn 66284).

¹⁷⁰ Vgl. USP-Kreisverein Schweinfurt an den StdMag Schweinfurt vom 31.10.1917. (KrA, StellvGenKdo II. AK 312).

¹⁷¹ Walther, Kurt, geb. 7.6.1890 in Suhl, Eisendreher, 1909 Beitritt zur SPD, Kriegsteilnehmer, als dienstunfähig aus der Armee entlassen, Juli 1917 Übertritt zur USPD, ab Sept. 1917 2. Vorsitzender der USPD in Schweinfurt, 1918/19 Mitglied, ab 28.3.1919 2. Vorsitzender des Arbeiter- und Soldatenrates in Schweinfurt, April 1919 an der Räterepublik in Schweinfurt führend beteiligt, daraufhin ab Mai 1919 in Schutzhaft, im darauf folgenden Hochverratsprozess freigesprochen, gest. 9.3.1929 in Schweinfurt.

¹⁷² Vgl. StdMag Schweinfurt an K. Starz vom 23.7.1917 und K. Starz an StdMag Schweinfurt vom 25.7.1917. (KrA, StellvGenKdo II. AK 312).

Gewerkschaftsführung in der Hand der „neuen“ Partei.¹⁷³ Obwohl Schweinfurt Ende des Jahres als „Hauptherd“¹⁷⁴ der USPD im Korpsbezirk bezeichnet wurde, lassen sich bis zum Januarstreik nur einige Versammlungen als Aktivitäten der Sektion nachweisen, darunter immerhin auch ein Auftritt des Parteivorsitzenden Ledebour.¹⁷⁵

Insgesamt kann von einer recht kontinuierlichen Entwicklung der Opposition in der Schweinfurter Sozialdemokratie gesprochen werden: Von der Unterstützung der SAG über den frühzeitigen, vom Kern der Mitgliederschaft mit vollzogenen Parteiübertritt bis zur Stellung als Hochburg der USPD in Unterfranken (die Leitung der Organisation für den Kreis hatte später hier ihren Sitz) und einer entsprechenden Stärke der Rätebewegung während der Revolutionszeit. Hier zeigte sich – ähnlich wie in Berlin – die radikalere Einstellung der Beschäftigten in der Rüstungsindustrie, deren – relativ gesehen – günstigere Lohnentwicklung keine Gewähr gegen das Abschwenken ins oppositionelle Lager bot. Anders als in Hof ging in Schweinfurt der Riss mitten durch die örtliche Sozialdemokratie, spätere Versuche, diesen wieder zu kitten, blieben zunächst Episode.¹⁷⁶

5.2.3 *Würzburg und Umgebung*

Wegen des im Vergleich zu Schweinfurt weit geringeren Anteils an Industriearbeitern war die Sozialdemokratie in der Kreishauptstadt Würzburg (1916: 84752 Einwohner¹⁷⁷) weniger stark, stand jedoch v. a. aufgrund des regionalen Parteiblattes, das dort erschien, bald im Zentrum des Parteistreits in Unterfranken.¹⁷⁸ Da die Burgfriedensgegner vor Ort bislang den Ton angegeben hatten, schienen die Chancen der Opposition, dort organisatorisch Fuß zu fassen, zunächst nicht schlecht zu sein. Sowohl Freudenberger als auch Curt Geyer unterstützten die oppositionelle Gruppe von Reichstagsabgeordneten bzw. die SAG, was letzterer auch als Konferenzdelegierter und Redakteur stets zum Ausdruck brachte (einen Versuch von Seiten der Spartakusgruppe, ihn in deren Lager

¹⁷³ Der Metallarbeiter-Verband war innerhalb der Gewerkschaftsbewegung von Anfang an eine Hochburg der Opposition und wurde im Oktober 1919 von der USPD „übernommen“.

¹⁷⁴ StellvGenKdo II. AK an MKr vom 30.12.1917. (KrA, MKr 11529).

¹⁷⁵ Auf einer öffentlichen Versammlung am 9.12.1917 sprach Karsten vor ca. 150 Zuhörern zum Thema „Die USPD und der Frieden“, bei der er die MSPD angriff (vgl. Bericht des StdMag Schweinfurt an StellvGenKdo II. AK vom 10.12.1917; KrA, StellvGenKdo II. AK 263); eine Diskussion und die Verabschiedung einer Resolution waren ausdrücklich verboten worden (vgl. handschriftl. Schreiben des StellvGenKdo II. AK an StdMag Schweinfurt vom 8.12.1917; ebd.). Am 12.1.1918 sprach Ledebour in Schweinfurt vor ca. 700 Zuhörern (vgl. Bericht von Jan. 1918; ebd.).

¹⁷⁶ Im Dezember 1918 fusionierten MSPD und USPD in Schweinfurt zur „Vereinigten Sozialdemokratischen Partei“, worauf an geeigneter Stelle noch einzugehen sein wird. Am Streit über das Abstimmungsverhalten bei den Wahlgängen vom Januar 1919 zerbrach diese Einheit jedoch schnell wieder und konnte erst – von den zur KPD abgewanderten Mitgliedern abgesehen – im Zuge der reichsweiten Verschmelzung der beiden sozialdemokratischen Parteien im Herbst 1922 wiederhergestellt werden.

¹⁷⁷ Angabe aus Statist. Jb. 1919, S. 20.

¹⁷⁸ Zur Entwicklung in Würzburg und Umgebung siehe K. SCHÄFER, Würzburger Arbeiterschaft im 1. Weltkrieg, in: LOEW/SCHÖNHOFEN (Hrsg.), Würzburgs Sozialdemokraten, S. 41-57.

hinüberzuziehen, hatte Geyer abgelehnt¹⁷⁹). Dieser Kurs wurde von der Parteibasis durchaus goutiert.¹⁸⁰ Eine völlig neue Situation entstand erst durch die Gründung der USPD, wodurch für die auf Einheit um beinahe jeden Preis beharrenden Mitglieder, die auch in Würzburg die Mehrheit bildeten, ein schwerer Gewissenskonflikt entstand. Während der 2. Vorsitzende Freudenberg vorzuschlug, „vorsichtig [zu] lavieren unter Vermeidung einer Kampfposition gegen die USPD“, war Geyer „entschlossen, über den Rubikon zu gehen“¹⁸¹. Um weiter gehende Folgen dieses Schrittes zu verhindern, intervenierten nun, d. h. nach der Gründung der USPD, die übergeordneten Parteinstanzen; Auer hatte im Parteiausschuss dazu hämisch bemerkt, dass „Dr. Geyer von der Schule weg in die Redaktion gekommen ist (Heiterkeit), auch etwas, was gar nicht genug beachtet werden kann [...], und nun hat die Partei die Beschercung.“¹⁸²

Schon wenige Tage danach, am 21. April 1917, fand eine gemeinsame Sitzung von Vorstand der Würzburger SPD, Verlagsleitung und Pressekommission des *Fränkischen Volksfreundes* statt; dort waren auch Auer sowie vom Parteivorstand – bei dem das Blatt hoch verschuldet war – Otto Braun anwesend, die wohl massiv Druck ausübten, um die Redaktion wieder auf Linie zu bringen.¹⁸³ Die Entsendung eines Spitzenfunktionärs zeigte schon, welche Bedeutung die Berliner Parteiführung diesem Präzedenzfall beimaß; Braun, zwar „alles andere als ein ‘rechter’ Parteivertreter“¹⁸⁴, aber doch loyaler Anhänger der Burgfriedenspolitik, exekutierte die intransigente Haltung des Vorstandes, die jede Abweichung mit scharfen Sanktionen bedrohte. Karsten, eigentlich der angestammte Vertreter des Kreises Aschaffenburg in der Pressekommission, war wegen seiner Zugehörigkeit zur USPD von der Sitzung von vornherein ausgeschlossen worden. Dennoch kam es zum Konflikt: Der Abgesandte der Sektion Heidingsfeld¹⁸⁵ kündigte einen Boykott des Blattes im Falle der Entlassung Geyers an, die wiederum vom Bamberger Vertreter gefordert wurde. Der Schlichtungsversuch von Arbeitersekretär Fritz Endres wurde sofort durch Otto Braun mit der Forderung konterkariert, Geyer habe in Zukunft *gegen* die USPD zu arbeiten. Nachdem Geyer dies abgelehnt hatte, wurde in geheimer Abstimmung – mit elf zu drei Stimmen – seine sofortige Entlassung beschlossen.¹⁸⁶

¹⁷⁹ Vgl. C. GEYER, Die revolutionäre Illusion, S. 53.

¹⁸⁰ Siehe oben Kap. 4.2.5. und 4.3.

¹⁸¹ C. GEYER, Die revolutionäre Illusion, S. 57.

¹⁸² Protokolle des SPD-Parteiausschusses, Bd. I, S. 457.

¹⁸³ Zu dieser Sitzung siehe OVZ Nr. 95 vom 24.4.1917, FT Nr. 98 vom 27.4.1917 und LVZ Nr. 98 vom 28.4.1917.

¹⁸⁴ H. SCHULZE, Otto Braun, S. 193.

¹⁸⁵ Heidingsfeld war zu diesem Zeitpunkt noch eine selbständige Gemeinde, die Eingemeindung nach Würzburg erfolgte erst 1930.

¹⁸⁶ Curt Geyer ging daraufhin zurück nach Leipzig, wo er in die Redaktion der *Leipziger Volkszeitung* eintrat.

Diese Kraftprobe war eindeutig zu Gunsten der Mehrheit ausgegangen, deren Haltung zu diesem Vorfall die *Schwäbische Volkszeitung* auf den Punkt brachte: „Es ist zu hoffen, daß nach der nun erfolgten Regelung auch in Unterfranken wieder geordnete Parteiverhältnisse einziehen werden.“¹⁸⁷ Davon konnte jedoch nur bedingt die Rede sein: Noch Ende April fanden in Würzburg drei gut besuchte Mitgliederversammlungen statt, in denen ausführlich über die Parteisplaltung und ihre Ursachen auf Reichsebene sowie die Entlassung Geyers diskutiert wurde. Bei nur vier Gegenstimmen wurde eine Resolution verabschiedet, die sowohl die Burgfriedenspolitik strikt ablehnte als auch das Vorgehen gegen Geyer. Sie warnte darüber hinaus davor, einen Kriegsparteitag abzuhalten – der dann ein halbes Jahr später in Würzburg stattfinden sollte –, und stellte ganz konkrete Forderungen auf wie die Abschaffung des preußischen Dreiklassenwahlrechtes oder den Einsatz von „allen parlamentarisch zulässigen Mitteln zur zweifelsfreien Bekanntgabe der deutschen Kriegsziele“¹⁸⁸. In der Tradition der nordbayerischen Einigungsaufrufe wurde diesen programmatischen Aussagen – die de facto von denjenigen der USPD substantiell nicht abwichen und sich von den Beschlüssen der Landeskongress eklatant unterschieden – noch ein Appell zur Wahrung von Einheit und Meinungsfreiheit in der Partei hinzugefügt.

Die durch dieses widersprüchliche Verhalten zwangsläufig evozierten Friktionen kamen schon auf der Wahlkreis-Konferenz vom 10. Juni 1917 zum Ausbruch, als ein von einem Delegierten aus Heidingsfeld eingebrachter Antrag, der den Übertritt zur USPD verlangte, denkbar knapp abgelehnt wurde (mit elf zu zehn Stimmen bei zwei Enthaltungen).¹⁸⁹ Daraufhin trat die Mehrheit des -kriegsbedingt allerdings stark zusammengeschmolzenen - Ortsvereins Heidingsfeld zur USPD über (ein winziger MSPD-Ortsverein blieb bestehen); an der einschlägigen Versammlung nahmen von 71 verbliebenen Mitgliedern 21 teil, wobei sich nur zwei für den Verbleib in der alten Partei aussprachen.¹⁹⁰ Bis Kriegsende wuchs die USPD-Sektion Heidingsfeld unter dem Vorsitzenden Franz Röthlein¹⁹¹, der auch Gemeindebevollmächtigter war, auf ungefähr 100 Mitglieder an.¹⁹² Im Gegensatz zu Würzburg gelang es der USPD hier, sich zur klar dominierenden Kraft innerhalb der Arbeiterschaft zu entwickeln (bei den Kommunalwahlen im Juni 1919 errang die USPD vier Sitze, die MSPD nur einen¹⁹³). Führender Kopf der örtlichen Bewegung war der 32-jährige Schlossermeister

¹⁸⁷ SVZ Nr. 101 vom 1.5.1917.

¹⁸⁸ FVt Nr. 107 vom 8.5.1917.

¹⁸⁹ Vgl. FV Nr. 137 vom 16.6.1917.

¹⁹⁰ Vgl. Robert KERN, Aus Vergangenheit und Gegenwart der Würzburger Arbeiterbewegung. Zur Erinnerung an den deutschen sozialdemokratischen Parteitag in Würzburg 1917, Würzburg 1917, S. 39f.

¹⁹¹ Röthlein, Franz Josef, geb. 23.11.1894 in Würzburg, Gärtner, Beitritt zur SPD, ab 1915 Gemeindebevollmächtigter in Heidingsfeld, 1917 Übertritt zur USPD, 1918 Vorsitzender der USPD in Heidingsfeld.

¹⁹² Angabe aus Übersicht des Innenministeriums über den Stand der USPD in Bayern vom 13.9.1918. (HstAM, MA 92782).

¹⁹³ Vgl. Bericht Nr. 24 vom 16.9.1919. (KrA, StellGenKdo II. AK 574).

Ignaz Löhlein¹⁹⁴, der schon vor Kriegsausbruch für die SPD im Gemeindeparlament aktiv war.¹⁹⁵ Später gehörte er als Landtagsabgeordneter und Funktionär des Metallarbeiter-Verbandes zu den prominentesten Vertretern der USPD in Unterfranken. Insgesamt blieb der Fall Heidingsfeld jedoch eine der wenigen Ausnahmen hinsichtlich der Bildung einer USPD-Fraktion in einem bayerischen Kommunalparlament während des Ersten Weltkrieges. Ebenfalls zu einem Parteiwechsel auch kam es bei der Sektion Randersacker.¹⁹⁶ (Darüber hinaus ist in Unterfranken nur noch der Übertritt der Sektion Ochsenfurt zur USPD nachweisbar.¹⁹⁷)

In Würzburg blieb die USPD hingegen bis zur Novemberrevolution „eine vollkommen unbedeutende Gruppe“¹⁹⁸. Die formelle Gründung des Ortsvereins war bereits im Juni 1917 erfolgt,¹⁹⁹ zu nennenswerten Aktivitäten scheint es aber nicht gekommen zu sein; Vorsitzender war vermutlich schon zu diesem Zeitpunkt Franz Priemer²⁰⁰. Obwohl die Würzburger Sozialdemokratie den Burgfriedenskurs nach wie vor mehrheitlich ablehnte – dies zeigte sich auch am Verhalten der von Freudenberger angeführten Delegierten auf dem Parteitag im Oktober 1917²⁰¹ –, gelang es der USPD hier bis Kriegsende nicht, nennenswerte Mitgliedergewinne zu verbuchen.

¹⁹⁴ Löhlein, Ignaz, geb. 29.4.1885 in Heidingsfeld, Volksschule, Schlosserlehre und Schlossermeister in Heidingsfeld, Beitritt zur SPD und zum Metallarbeiter-Verband, 1912-1919 Gemeindebevollmächtigter in Heidingsfeld, ab 1917 2. Vorsitzender des Kollegiums der Gemeindebevollmächtigten, 1917 Übertritt zur USPD, 1917-1920 Vorsitzender der USPD in Heidingsfeld, 1918/19 Vorsitzender des Arbeiterrates Heidingsfeld, Jan. 1919 Kandidatur zum Bayr. Landtag für die USPD, 1919 bis zu seinem Tod Stadtrat in Heidingsfeld und Mitglied des Kreistages von Unterfranken, 1919 Kreisbevollmächtigter der USPD für Unterfranken, ab März 1920 2. Geschäftsführer des Metallarbeiter-Verbandes in Würzburg, MdL 1920-1924, 1922 Rückkehr zur SPD, Delegierter auf den USPD-Parteitagen 1919 (Leipzig) und 1922 (Gera), gest. 12.11.1929 in Würzburg.

¹⁹⁵ Der Lebenslauf Löhleins bei Wilhelm Schröder (Sozialdemokratische Parlamentarier, S. 583) macht keine Angaben über den Zeitpunkt des Beitritts zur SPD; Löhlein war jedenfalls Delegierter auf dem Gautag der SPD Nordbayerns im August 1913 (vgl. GAUVORSTAND DER SPD NORDBAYERN (Hrsg.), Protokoll über die Verhandlungen des 8. Gautages der Sozialdemokratischen Partei – Gau Nordbayern. Abgehalten in Nürnberg am 16. und 17. August 1913, S. 105).

¹⁹⁶ Vgl. LVZ Nr. 137 vom 15.6.1917.

¹⁹⁷ Vgl. LVZ Nr. 145 vom 25.6.1917.

¹⁹⁸ K. SCHÄFER, Die Würzburger Arbeiterschaft im 1. Weltkrieg, in: LOEW/SCHÖNHOFEN (Hrsg.), Würzburgs Sozialdemokraten, S. 41-57, hier: S. 51. Der Parteisekretär Kern stellte 1917 fest, dass „in Würzburg nur einige Genossen absplitterten“. (KERN, Aus Vergangenheit und Gegenwart der Würzburger Arbeiterbewegung, S. 39).

¹⁹⁹ Vgl. LVZ Nr. 137 vom 15.6.1917.

²⁰⁰ Priemer, Franz Josef Karl, geb. 25.9.1868 in Breslau, Notenstecher, Mai 1915 Umzug von Leipzig nach Würzburg, Beitritt zur USPD, 1918-19 Vorsitzender der USPD in Würzburg, 1918/19 Vorsitzender des Provisor. Arbeiter- und Soldatenrates in Würzburg, April 1919 Beteiligung an der Räterepublik in Würzburg, im Prozess gegen die Führer der Würzburger Räterepublik freigesprochen, Juni 1919 bis Jan. 1922 2. Vorsitzender, Jan.-Sept. 1922 Vorsitzender der USPD in Würzburg, Juni 1920 Kandidatur für die USPD zum Reichstag, 1921 im Vorstand der unterfränk. USPD, ab März 1921 Vorsitzender des Bezirks Würzburg der USPD, Oktober 1922 Übertritt zur SPD, dort 2. Vorsitzender, ab Juni 1923 1. Vorsitzender der SPD in Würzburg.

²⁰¹ Vgl. K. SCHÄFER, Die Würzburger Arbeiterschaft im 1. Weltkrieg, in: LOEW/SCHÖNHOFEN (Hrsg.), Würzburgs Sozialdemokraten, S. 41-57, hier: S. 54.

5.2.4 Hof und Umgebung

Eine gemeinsame Abhandlung der Vorgänge in der Stadt Hof (1916: 38725 Einwohner²⁰²), dem Zentrum der Textil- und Porzellanindustrie im nordöstlichen Oberfranken, und den umliegenden Gemeinden ist notwendig und sinnvoll auf Grund der vergleichbar gelagerten sozio-ökonomischen Strukturen sowie der ähnlichen Ausrichtung der sozialdemokratischen Organisationen im engeren Verbreitungsgebiet der *Oberfränkischen Volkszeitung*.²⁰³ Zur parteipolitischen Sonderstellung der Region merkte ein vertraulicher „Stimmungsbericht“ vom August 1920 an: „Wohl in keiner Gegend Bayerns wird es eine Arbeiterschaft eines grossen Bezirkes geben, die so vollständig hinter der USP. steht, wie in Oberfranken im Allgemeinen und den beiden `Mustergruppen` Hof und Selb im Besonderen. Zurückgeführt [werden] kann das auf die schlechten wirtschaftlichen Verhältnisse diese[s] Bezirks, auf die starke Durchsetzung mit Arbeitern aus Sachsen und nicht zuletzt aus [sic] dem Umstand, dass die oberfränkische Volkszeitung, das Organ der USP. zu den wenigen Zeitungen gehört, die bei der Teilung der alten Soz. Partei mit in die Hände der USP. übergegangen ist.“²⁰⁴ Hier wurden bereits die wichtigsten Aspekte angesprochen, die den Hofer Raum zur bayerischen USPD-Hochburg schlechthin machen sollten.

Zur Vorgeschichte: Lange vor 1914 hatte sich in der Hofer SPD deutliche Kritik am reformistischen Kurs der Landespartei bemerkbar gemacht (die Budgetbewilligung war 1908 – d. h. noch vor der Ära Blumtritt – vom örtlichen Parteiblatt abgelehnt worden). Das von der Landesleitung konspirativ eingefädelt Landtagswahlbündnis mit den Liberalen hatte 1911/12 in Oberfranken an den Rand einer Parteirevolte geführt; die Erinnerung daran dürfte wenige Jahre später noch nicht ganz verblasst gewesen sein.²⁰⁵ Bei den Reichstagswahlen von 1912 errang die SPD im Wahlkreis Hof stolze 53,9% der Stimmen (Bayern: 27,3 %)²⁰⁶, die Stadtsektion allein zählte im Frühjahr 1914 1200 Mitglieder. Dass in Oberfranken „rasch eine starke `linke` Tradition maßgeblich wurde“²⁰⁷, die die Ausrichtung der örtlichen Partei auch noch während der Weimarer Republik prägte, lag auch an

²⁰² Angabe aus Statist. Jb. 1919, S. 20.

²⁰³ Zur Geschichte der Arbeiterbewegung in Hof und Umgebung siehe BALD, Porzellanarbeiterschaft und punktuelle Industrialisierung; MACHT, Hofer Arbeiterbewegung, Bd. II; Christoph RABENSTEIN, Die Hofer Sozialdemokraten von ihren Anfängen bis zum Ende des Ersten Weltkrieges, in: SPD-KREISVERBAND HOF (Hrsg.), Ein Jahrhundert Hofer SPD. 1872-1885-1945. Festschrift zum Jubiläum der SPD in Hof, Hof 1986, S. 6-26 und RABENSTEIN, Hof 1918-1924, S. 178-192.

²⁰⁴ Stimmungsbericht aus Hof-Oberfranken vom 23.8.1920. (KrA, RwGrKdo 4 376).

²⁰⁵ Siehe oben Kap. 2.4.7.

²⁰⁶ Angabe aus MACHT, Hofer Arbeiterbewegung Bd. II, S. 525.

²⁰⁷ MEHRINGER, Die bayerische Sozialdemokratie, in: Ders./BROSZAT (Hrsg.), Bayern in der NS-Zeit, Bd. V, S. 287-432, hier: S. 310.

Max Blumtritt, der zwei Jahrzehnte lang der unbestrittene Führer der Hofer Sozialdemokratie war.²⁰⁸

Blumtritt, Jahrgang 1877, stammte aus Burg (bei Magdeburg), wo er nach dem Besuch der Mittelschule eine Holzbildhauerlehre absolvierte. Nach der Rückkehr von der Wanderschaft war er bis 1908 im erlernten Beruf tätig und engagierte sich daneben in der örtlichen Arbeiterbewegung (er übernahm Ämter in der Arbeitersportbewegung, dem Bildhauerverband, dem Gewerkschaftskartell und gehörte dem Gemeindeparlament an). In den Jahren 1907/8 besuchte Blumtritt (als Teilnehmer des allerersten Halbjahreskursus) die Berliner Parteischule,²⁰⁹ wo – nicht zuletzt unter dem Einfluss der dort lehrenden Rosa Luxemburg – sein streng marxistisches politisches Weltbild die entscheidende Ausbildung erfuhr. Diese Prägung dürfte bei ihm auch zur Verfestigung einer eher dogmatischen Denkweise geführt haben, die stark in der Terminologie der führenden Parteitheoretiker der Linken verhaftet blieb.²¹⁰ Das unorthodoxe Denken Eisners war Blumtritts Sache gewiss nicht, wie aus seinen überlieferten Äußerungen eindeutig hervorgeht; auch nach der revolutionären Umbruchphase blieb das von Kautsky verfasste Erfurter Programm sein politischer Katechismus, der ihm auf alle Fragen eine befriedigende Antwort zu bieten schien.²¹¹ Die durch den „wissenschaftlichen“ Marxismus Kautskys begründete Fortschrittsgläubigkeit trübte auch Blumtritts politische Urteilskraft: Im Vorfeld der Reichstagswahlen vom September 1930 (die den ersten großen Durchbruch der NSDAP brachten), verkündete er, dass die „Situation für uns außerordentlich günstig ist und wir nicht daran zu zweifeln brauchen, daß die Sozialdemokratie auch diesmal wieder siegreich aus dem Wahlkampf hervorgeht“²¹².

In der Vorkriegszeit ist Blumtritt innerhalb der SPD am ehesten dem linken Zentrum zuzurechnen, ohne dass sich engere Kontakte zum Netzwerk, das die Wortführer dieser Strömung seit 1910 auf-

²⁰⁸ Zur Biographie Blumtritts siehe v. a. RABENSTEIN, Hof 1918-1924, S. 179-181 und passim.

²⁰⁹ In seiner Begrüßungsansprache erklärte Bebel, Ziel der Parteischule sei es, „einer Reihe tätiger und geistig strebsamer Genossen die Grundlage derjenigen sozialen und politischen Erkenntnis zu übermitteln, die bei dem so mächtig in die Breite gegangenen Parteileben doppelt notwendig sei“. (LASCHITZA, Im Lebensrausch, Zitat: S. 287).

²¹⁰ Ernst Niekisch – wie meist besserwisserisch, aber wohl auch hier einen wahren Kern treffend – beschrieb seinen Fraktionskollegen im Landtag in seinen Erinnerungen wie folgt: „Redakteur Blumtritt aus Hof hatte eine Parteischule besucht und fühlte sich in so festem Besitz der endgültigen Wahrheit, daß es für ihn keine Zweifel und Probleme mehr gab. Immer hatte er die erlösende Formel und das rettende Rezept bereit.“ (Ernst NIEKISCH, Gewagtes Leben, Köln – Berlin 1958, S. 105).

²¹¹ Auf dem Bezirksparteitag der USPD in Hof im Oktober 1921 erklärte Blumtritt: „Das Bürgertum hat ganz andere Interessen wie die Arbeiterklasse zu verfechten. Es will vor allem den Bestand der kapitalistischen Gesellschaft und damit die Ausbeutung und das Elend der Arbeiterklasse verewigen. Demgegenüber geht der Klassenkampf der Arbeiterklasse auf die Beseitigung der kapitalistischen Gesellschaft und damit auf die Beseitigung der Ausbeutung und des Elends hinaus. Und diese Befreiung der Arbeiterklasse kann nur das Werk der Arbeiterklasse selbst sein, heißt es mit Recht im `Erfurter Programm`“. (OVZ Nr. 256 vom 1.11.1921).

²¹² Ludwig EIBER, Arbeiter unter der NS-Herrschaft. Textil- und Porzellanarbeiter im nordöstlichen Oberfranken 1933-1939, München 1979, Zitat: S. 42.

bauten, nachweisen lassen;²¹³ als Parteiredakteur eines kleineren Blattes aus der Provinz stand Blumtritt ohnehin hinter den Parteigrößen der ersten und zweiten Reihe deutlich zurück. Selbst auf Landesebene verfügte er zu dieser Zeit über keine nennenswerte Bekanntheit, auch wenn er sich auf dem Landshuter Parteitag von 1912 mit seiner Kritik an der Landesleitung stark exponiert hatte.²¹⁴ Bei aller „Prinzipientreue“, d. h. dem Festhalten am Dogma von der unverzichtbaren Revolution, lehnte Blumtritt praktische Alltagsarbeit keineswegs ab. Ein 1911 in der *Oberfränkischen Volkszeitung* veröffentlichter Artikel zur Kommunalpolitik gibt auch darüber hinausführend Auskunft über seine Ansichten:

„Der Kampf der Sozialdemokratie gilt der heutigen kapitalistischen Gesellschaftsordnung, deren Beseitigung das Ziel des proletarischen Klassenkampfes ist. Im Hinblick auf dieses Ziel führt sie auch den täglichen Kleinkampf mit unerbittlicher Schärfe. Sie ist sich vollkommen darüber klar, daß gerade die vom grundsätzlichen Standpunkte aus betriebene tägliche Reformarbeit besonders dazu angetan ist, die Arbeiter über ihre Klassenlage aufzuklären und die Macht der Arbeiterklasse zu stärken. Durch die Tätigkeit ihrer Vertreter in den verschiedenen Parlamenten, durch das Verfolgen dieses politischen Kampfes verschaffen sich die Arbeiter das so notwendige politische Verständnis für ihren Kampf. Es ist für die Sozialdemokratie unmöglich, die Kommunalpolitik losgelöst vom sonstigen politischen Kampf der Arbeiterklasse zu betreiben. Im Gegenteil. Soll die kommunalpolitische Tätigkeit der Sozialdemokratie fruchtbar sein [...], so muß sie naturgemäß von der klaren Erkenntnis der historisch-ökonomischen Entwicklung getragen sein. [...] Die sozialdemokratischen Vertreter haben ihre gemeindliche Tätigkeit vom ersten Augenblick an darauf zu richten, vom prinzipiellen sozialistischen Standpunkte aus die Reformarbeit zu betreiben.[...] Gilt der kommunalpolitische Kampf des Bürgertums der Erhaltung und Verewigung des Bestehenden, so gilt unser kommunalpolitischer Kampf als ein Stück Befreiungskampf, da die Gemeinden Teile des Ganzen sind.“²¹⁵

Trotz des angestaubt wirkenden marxistischen Jargons: Wenn es darum ging, beide Teile des Erfurter Programms (revolutionärer Anspruch mit entsprechender Langzeitperspektive – reformerische Alltagsarbeit im gegebenen Rahmen) gleichermaßen ernst zu nehmen, traf sich Blumtritt durchaus mit Eisner (der im Gegensatz zu ersterem zu diesem Zeitpunkt noch die Politik des Landesvorstandes unterstützte). Nach Kriegsausbruch trat dann noch eine weitere Gemeinsamkeit hinzu: Wie Blumtritts Einstellungswandel hinsichtlich der Kreditbewilligungsfrage zeigen sollte, fehlte es ihm, bei allem Doktrinarismus, ebenfalls nicht an der Fähigkeit, eigene Fehleinschätzungen zu erkennen und zu korrigieren. Dies führte ihn dann mit einer kleinen „Verspätung“ zur USPD.

²¹³ Ein direkter Kontakt mit der von der 1910 gegründeten Siebenerkommission angeführten Gruppierung des linken Zentrums ist nicht zu belegen, aber durchaus möglich, da Blumtritt an den Parteitagen von 1910 (Magdeburg) und 1912 (Chemnitz) als Delegierter teilnahm. Blumtritt vertrat jedenfalls in den entscheidenden Fragen die gleichen Positionen wie Süßheim und Josef Simon, die dieser Richtung angehörten.

²¹⁴ Siehe oben Kap. 2.4.7.

²¹⁵ MACHT, Hofer Arbeiterbewegung, Bd. II, Zitat: S. 519f.

Deren Herausbildung war nicht absehbar, als Blumtritt am 1. Januar 1909 die Leitung der *Oberfränkischen Volkszeitung* übernahm, die er bis zu seinem Tod mit kurzen Unterbrechungen ausübte. Wie sich schnell herausstellte, fügte er sich in die vor Ort dominierende Gegnerschaft zum Reformismus der bayerischen Landesleitung ganz hervorragend ein, weitere Überzeugungsarbeit erübrigte sich offenbar. Im Streit um die Budgetbewilligung gehörte Blumtritt 1910 zu den vehementesten Verteidigern der prinzipiellen Oppositionshaltung;²¹⁶ nach dem Magdeburger Parteitag schrieb er: „Die Klassenkampftheorie soll fürderhin die Grundlage der praktischen Gegenwartsarbeit unserer Partei bleiben; durch sie und mit ihr ist die Partei groß und stark geworden und wir haben gar keine Ursache, den Sirenenklängen der Revisionisten auf Anbiederung an bürgerliche Parteien Gehör zu schenken.“²¹⁷ (Auch hier wurden, wie in der Partei inzwischen üblich, Revisionisten fälschlich mit Reformisten gleichgesetzt.) Im September 1911 wurde er zum Vorsitzenden des sozialdemokratischen Kreisvereins Hof gewählt, wodurch er die geistig-publizistische und organisatorische Führung der Hofer Arbeiterschaft auf sich vereinte (seit diesem Jahr gehörte er auch dem Magistrat der Stadt an). Die Opposition zum reformistischen Kurs Vollmars fand im überzeugten „Linken“ Blumtritt einen beredten Fürsprecher; bereits ab 1908/10 hatten sich in strategischen Fragen zwischen der bayerischen Parteispitze und den oberfränkischen Organisationen gravierende Differenzen abgezeichnet, die nur notdürftig kaschiert werden konnten.

Wie die unterschiedliche Entwicklung in Bayreuth und Hof zeigen sollte, führten die weit zurückreichenden Kontroversen nicht auf die gleiche Art und Weise zur Spaltung der Partei. In Hof gelang es Blumtritt, die Parteiorganisation praktisch geschlossen zur USPD „mitzunehmen“ und deren größten Teil 1922 wieder zur vereinigten SPD zurückzuführen, in der er bis zu seinem Tod im Dezember 1931 seine führende Rolle behielt. Die Sonderstellung Blumtritts illustriert ein Polizeibericht vom März 1920, in dem es hieß: „Er ist übrigens auch ein sehr gewandter Redner, sodass auftretende Diskussionsredner fast niemals aufkommen können. Schon deswegen wird er viel gefürchtet. Die Macht des Bl.[umtritt] geht in Hof über das gewöhnliche Mass hinaus, man nennt ihn sogar den ungekrönten König von Hof.“²¹⁸ Mag dies auch übertrieben gewesen sein, so ist unbestreitbar, dass es nicht zuletzt der Integrationsleistung Blumtritts zuzuschreiben war, dass die USPD fünf Jahre lang die eindeutig dominierende Arbeiterpartei im Raum Hof war, der weder MSPD noch KPD ernsthaft Konkurrenz zu machen vermochten.

²¹⁶ Siehe oben Kap. 2.4.3.

²¹⁷ OVZ Nr. 228 vom 29.9.1910.

²¹⁸ Bericht des Kriminalwachtmeisters Hopperdietzel über die bisherige politische Tätigkeit Blumtritts vom 24.3.1920. (StABa, K 107 XII 131).

Zurück zur Entwicklung der Hofer Sozialdemokratie im Weltkrieg. Wie in vielen anderen Orten auch waren dort im Juli 1914 Antikriegsdemonstrationen abgehalten worden,²¹⁹ ohne dass es zu offenem Widerstand gegen die Mobilmachung gekommen war. Auch die lokale Parteiorganisation zeigte sich weitgehend unvorbereitet, auch wenn Blumtritt zuvor eine scheinbar eindeutige Haltung gegenüber einem von „kapitalistischen“ Regierungen geführten Krieg vertreten hatte. Die von ihm geleitete *Oberfränkische Volkszeitung* distanzierte sich bald nach Kriegsausbruch von der Vorstandspolitik, blieb im Ton zunächst allerdings moderater als der von Curt Geyer redigierte *Fränkische Volksfreund*. So veröffentlichte Blumtritt zwar im Februar 1915 eine Stellungnahme Karl Liebnechts, in der dieser seine Vorgehen rechtfertigte, gab aber noch im Dezember des gleichen Jahres die Parole aus: „Die Einheit und Geschlossenheit der Partei über alles!“²²⁰ (Blumtritts spätere harsche Kritik an der „Politik des 4. August“ lässt sich zu diesem Zeitpunkt noch nicht explizit feststellen.²²¹) Wie schon in der Vorkriegszeit – v. a. beim Streit um das Landtagswahlabkommen 1911/12 – war Blumtritt bereit, der traditionell hochgehaltenen Parteidisziplin große Opfer zu bringen. Erst im Verlaufe des Jahres 1916 rückte er allmählich von dem auf Ausgleich bedachten Kurs ab, den er noch auf der Gaukonferenz im Mai 1915 vertreten hatte. Dieser Schwenk lässt sich an der oben geschilderten Absprache Blumtritts mit seinen Bayreuther und Würzburger Redakteurskollegen, im Sinne der SAG zu wirken, erkennen. Eine immer noch gemäßigte Linie behielt auch der Hofer Reichstagsabgeordnete Josef Simon bei, der sich der im März 1916 gebildeten SAG nicht anschloss. Einen Indikator für die burgfriedenskritische Strömung in Hof hatte bereits die für bayerische Verhältnisse ungewöhnlich starke Resonanz auf den Aufruf Liebnechts vom Juni 1915 gebildet (zu den Unterstützern zählten aber weder Blumtritt noch Josef Simon).²²²

In völliger Verkennung der tatsächlichen Lage glaubte Blumtritt die drohende Parteisplaltung durch den Verlauf der Reichskonferenz vom September 1916 abgewendet,²²³ vollzog aber bis zur bayerischen Landeskonzferenz ein halbes Jahr später einen irreversiblen Wechsel ins Lager der Opposition. Bereits die Reaktion der Parteiführung auf die Januarkonferenz von 1917 hatte die *Oberfränkische Volkszeitung* – die Arbeit des für einige Monate zum Kriegsdienst einberufenen Blumtritt hatte

²¹⁹ Nachweislich in Hof und Münchberg (siehe oben Kap. 3.2.3.).

²²⁰ OVZ Nr. 300 vom 22.12.1915.

²²¹ Außer den in diesem und anderen Kapiteln zitierten Artikeln Blumtritts aus der *Oberfränkischen Volkszeitung* liegen kaum Quellenzeugnisse vor, die die Entwicklung seiner Haltung zur Kriegskreditfrage erhellen, persönliche Briefe etwa fehlen völlig. Interessant sind seine Ausführungen auf der Nürnberger Gaukonferenz im Mai 1915, wo er noch nicht eindeutig gegen den Burgfriedenskurs Stellung nahm.

²²² Während Susanne Miller die Zahl der Unterschriften aus Hof mit 14 angibt (siehe oben Kap. 4.2.3.), spricht Rudolf Macht von nur 13 (vgl. Hofer Arbeiterbewegung, Bd. II, S. 614).

²²³ Vgl. OVZ Nr. 227 vom 27.9.1916.

Gottfried Beyer²²⁴ in dessen Sinne fortgesetzt - weiter in Richtung der Opposition gedrängt.²²⁵ Wie stark die Bindung zur alten Partei - oder die Furcht vor einer Spaltung - immer noch war, zeigt der Umstand, dass die Gründung der USPD im April 1917 im Raum Hof *nicht* unmittelbar die Spaltung auslöste. (Ein Bericht des Stadtmagistrats Hof hatte im März die Haltung der örtlichen Sozialdemokratie als „oft unklar und schwer verständlich“²²⁶ bezeichnet, da die *Oberfränkische Volkszeitung* einerseits die SAG unterstützte, andererseits Werbung für die Zeichnung von Kriegsanleihen betrieb.) Eine Konferenz des Reichstagswahlkreises Hof-Münchberg-Naila-Rehau beschloss am 29. April (drei Wochen nach Gründung der USPD) nach lebhafter Diskussion – gegen zwei Stimmen – eine Resolution, die „auf das entschiedenste die Politik der Fraktionsmehrheit [verurteilt], da sie nicht nur eine Abkehr von der alten bewährten Politik der Partei bedeutet, sondern auch dem Parteivorstand Veranlassung gegeben hat, die in der Opposition zu der Mehrheit [...] stehenden Genossen mit unerhörten, [...] undemokratischen Mitteln zu bekämpfen.“²²⁷ Die Entschlossenheit, den letzten Schritt – d. h. den Parteiwechsel - zu vollziehen, fehlte hier offenbar noch; der Glaube an eine gütliche Einigung war noch nicht ganz erloschen. In einer Stellungnahme zur vorangegangenen Landeskonferenz forderte die Konferenz, die Meinungsverschiedenheiten in der Partei bis nach Kriegsende zu vertagen.

Der weitere Ablauf des internen Meinungsbildungsprozesses in der Hofer Sozialdemokratie ist wegen der unzureichenden und teilweise widersprüchlichen Quellenzeugnisse nicht exakt zu rekonstruieren.²²⁸ Offenkundig ist, dass die *Oberfränkische Volkszeitung* den an sich dramatischen Vorgang der Parteispaltung gar nicht weiter kommentierte und gleichzeitig Berichte über die USPD unter der Rubrik „Parteinachrichten“ brachte. Diese beinahe schizophrene anmutende Linie ließ sich allerdings nicht lange durchhalten. Erst recht nicht angesichts der immer katastrophaler werdenden Versorgungslage und des daraus erwachsenden Unmutes in der Bevölkerung, der sich in öffentlichen Kundgebungen manifestierte (so in einer Frauendemonstration in Hof im Juli²²⁹ oder in den Unru-

²²⁴ Beyer, Gottfried, geb. 2.11.1867 in Issigau (BA Naila), seit 1884 in Hof, Fabrikarbeiter, Kontorist, Beitritt zur SPD und zum Textilarbeiterverband, diverse Funktionen in der Hofer SPD, ab 1892 Kassier des Textilarbeiterverbandes in Hof, ab April 1909 Expedient der *Oberfränkischen Volkszeitung*, Kreisvorsitzender des oberfränk. Arbeitersängerbundes, ab Aug. 1911 2. Vorsitzender der SPD in Hof, Vorsitzender der Pressekommission, während des Krieges Tätigkeit in der Redaktion der *Oberfränkischen Volkszeitung*, 1915-1918 Gemeindebevollmächtigter, 1919-1924 Stadtrat in Hof, 1917 Übertritt zur USPD, 1918/19 Mitglied des Arbeiter- und Soldatenrates in Hof, 1922 Rückkehr zur SPD, gest. 18.9.1929 in Hof.

²²⁵ Vgl. oben Kap. 5.1. sowie OVZ Nr. 18 vom 22.1. und Nr. 36 vom 12.2.1917.

²²⁶ StdMag Hof an Reg von Ofr vom 22.3.1917. (StABa, K 3 Präs. Reg. 1894).

²²⁷ OVZ Nr. 101 vom 1.5.1917.

²²⁸ Von Fortschritten der USPD in Hof sprach im August 1917 ein Bericht des Pressereferates im MKr (KrA, MKr 17146), während ein Stimmungsbericht für den Monat September des StellvGenKdo III. AK an das MKr in Hof noch keine „planmäßige Verhetzung der Massen durch Führer oder Anhänger des radikalen Flügels der Sozialdemokraten“ feststellen konnte (KrA, MKr 12845).

²²⁹ Vgl. MACHT, Hofer Arbeiterbewegung, Bd. II, S. 597f.

hen in den Bezirksämtern Hof, Naila, Rehau und Wunsiedel im August 1917, die nach amtlicher Einschätzung durch „Hetz- und Wühlarbeit“²³⁰ hervorgerufen worden waren).

Die sozialdemokratischen Ortsvereine Alexanderhütte, Sattelgrund, Tettau und Kleintettau (Bezirkssamt Teuschnitz) beschlossen als erste im Kreis Oberfranken in einer gemeinsamen Versammlung am 8. Juli den geschlossenen Übertritt zur USPD,²³¹ wobei der 26-jährige Glasarbeiter Fritz Schaper²³² eine ausschlaggebende Rolle spielte.²³³ Die Entscheidung darüber, ob dieser Schritt ebenfalls vollzogen werden sollte, stand auf der Tagesordnung der Konferenz des Reichstagswahlkreises Hof-Münchberg-Naila-Rehau am 30. September 1917, an der 26 Delegierte sowie der Abgeordnete Josef Simon und Gausekretär Max Walther teilnahmen. Beide Funktionäre warnten vor übereilten Beschlüssen; Simon argumentierte nach eigener Darstellung damit, dass er „zwar die bisherige Mehrheitspolitik ablehne, [...] aber von dem Parteitag der Sozialdemokratischen Partei, der am folgenden Sonntag in Würzburg stattfinden sollte, eine Änderung der Kriegskreditpolitik erwarte.“²³⁴ Diesen – wie sich herausstellen sollte ohnehin völlig unbegründeten - Optimismus teilte die Versammlung nicht, sondern beschloss einstimmig den Übertritt zur USPD, worauf Simon seine „abweichende Meinung unterordnete“²³⁵ und erklärte, „daß er zu den Hofern stehen werde. Er werde auch äußerlich sein, was er bisher nur innerlich war und seinen Uebertritt zu den Unabhängigen nun auch offiziell vollziehen.“²³⁶ Dieser Entschluss wurde dann auch bereits in der Reichstagsfraktionssitzung vom 2. Oktober bekannt gegeben.²³⁷

Der pathetische Bericht der *Oberfränkischen Volkszeitung* über die Konferenz dürfte die subjektive Perzeption der Beteiligten durchaus getroffen haben: „Feierlicher Ernst und Ergriffenheit, sich von dem zu trennen, was man selbst in jahrelanger mühevoller Kleinarbeit mit aufgebaut hatte, trat wäh-

²³⁰ MKr an MK vom 30.10.1917. (HstAM, MK 19289).

²³¹ Vgl. OVZ Nr. 159 vom 10.7.1917.

²³² Schaper, Fritz, geb. 14.10. 1890 in Holzminden/Weser, Glasarbeiter, Beitritt zur SPD, Umzug nach Tettau, Juli 1917 Übertritt zur USPD, 1. Vorsitzender der USPD in Tettau, 1918/19 Mitglied des oberfränkischen Kreisarbeiterrates, Feb./März 1919 Mitglied des bayer. Rätekongresses, 1920 Übertritt zur KPD, 1928-1933 Parteisekretär des Unterbezirks Hof, Mitglied der nordbayer. Bezirksleitung, 1931 Lehrgangsteilnehmer an der KPD-Parteischule Berlin-Fichtenau, MdL 1928-1933, Strafverfahren wegen Beleidigung und Übertretung des Pressegesetzes, ab März 1933 in Nürnberg im Untergrund aktiv, April 1933 bei illegalem Treffen von KPD-Funktionären in Nürnberg verhaftet, April 1933 bis April 1939 KZ-Haft in Dachau, danach wieder Glasarbeiter in Tettau, Sept. 1939 kurzzeitig im Gefängnis in Bamberg, Sept. 1939 bis Jan. 1940 KZ-Haft in Buchenwald, 1940 Einstellung des 1939 eingeleiteten Verfahrens, Aug. 1944 nach erneuter Verhaftung Flucht, daraufhin bis Kriegsende in Tettau und Umgebung untergetaucht, ab 1945 wieder für die KPD aktiv, 1947-1949 Angestellter des Bayerischen Gewerkschaftsbundes in Kronach, 1950 Angestellter des DGB in Bayreuth, 1950-1954 Angestellter der KPD-Landesleitung Bayern, ab August 1954 bei der KPD-Landesleitung Rheinland-Pfalz, ab 1955 Rentner in Tettau, gest. 27.5.1966 in Coburg.

²³³ Vgl. BA Teuschnitz an RegPräs von Ofr vom 26.2.1918. (StABa, K 3/1967 4844).

²³⁴ J. SIMON, Erinnerungen, in: MIRKES (Hrsg.), Josef Simon, S. 11-202, hier: S. 107.

²³⁵ Ebd.

²³⁶ *Vorwärts* Nr. 271 vom 3.10.1917.

²³⁷ Vgl. MATTHIAS/PIKART (Bearb.), SPD-Reichstagsfraktion, 2. Teil, S. 329.

rend der Abstimmung zutage. Jedoch die Politik der Mehrheitler ließ auch hier es als ein Gebot der Parteipflicht erscheinen, den entscheidenden Schritt zu tun.²³⁸ Typisch für das Selbstverständnis der übergetretenen Organisation war auch hier wieder der Rekurs auf das Erbe der traditionsreichen Sozialdemokratie, als deren Sachwalter man schon aus Pflichtbewusstsein agierte. Max Walther berichtete wenig später auf dem Würzburger Parteitag (der MSPD), dass die zum Übertritt entschlossene Versammlung „gegen das Verhalten der bayerischen Parteileitungen nichts einzuwenden gehabt“ habe, „aber [erklärte,] es seien grundsätzliche Gegensätze vorhanden und deshalb müsse die Trennung erfolgen.“²³⁹ Der Wechsel zur USPD wurde von den Beteiligten keineswegs als Abwendung von den bisher vertretenen Idealen wahrgenommen, sondern als bedauerlicherweise notwendiger Schritt, um eben diese weiterhin zu verfolgen.²⁴⁰

Entsprechend dem vorangegangenen einstimmigen Beschluss wurde der Übertritt von allen Sektionen des Wahlkreises vollzogen,²⁴¹ namhaft gemacht werden können die USPD-Ortsgruppen Erkersreuth, Naila (1. Vorsitzender: Arthur Tübel²⁴²; 2. Vorsitzender: Hans Grimm²⁴³), Münchberg²⁴⁴, Rehau (1. Vorsitzender: Fritz Strunz²⁴⁵), Selb (1. Vorsitzender: Arthur Ahlendorf²⁴⁶), Schönwald

²³⁸ OVZ Nr. 230 vom 1.10.1917.

²³⁹ Protokoll SPD-Parteitag Würzburg 1917, S. 304.

²⁴⁰ Aufschlussreich in diesem Zusammenhang ist auch ein amtlicher Bericht, der sich zeitnah mit dem Übertritt der Hofer Parteiorganisation befasste: „Nach Mitteilung des Vertrauensmannes des stellv. Generalkommandos beruht dieser Uebertritt auf den besonderen schon im Frieden dort vorhandenen, im Krieg noch wesentlich verschlimmerten ungünstigen Verhältnissen der Angehörigen der Textil- und Porzellanindustrie und ist lediglich als innerer Vorgang in der sozialdemokratischen Partei zu werten. In der politischen Stellungnahme der bezeichneten Partei nach aussen werde er eine wesentliche Aenderung nicht mit sich führen; er solle nur gewisse Unzufriedenheit mit der offiziellen Parteileitung der sozialdemokratischen Mehrheitspartei zum Ausdruck bringen.“ (StellvGenKdo III. AK an MKr vom 6.10.1917; MKr 11529). Aus Münchberg lag hingegen eine „vertrauliche Information“ vor, der zufolge die Arbeiterschaft Simons Übertritt zur USPD keineswegs gutheißt (vgl. BA Münchberg an Reg von Ofr vom 3.11.1917; StABa, K 3 Präs. Reg. 1834). Einen weiteren Beleg für eine besonders MSPD-freundliche Stimmung dort gibt es allerdings nicht.

²⁴¹ Vgl. OVZ Nr. 249 vom 23.10.1917.

²⁴² Tübel, Arthur Ernst, geb. 10.6.1880 in Löbtau (Sachsen), 1886-1894 Volksschule in Löbtau, 1894-1898 Töpferlehre und Fortbildungsschule in Meißen, Wanderschaft (Deutschland, Schweiz, Österreich), 1897 Beitritt zur Gewerkschaft, 1900-1902 Militärdienst, 1904 Beitritt zur SPD, 1907-1910 Vorsitzender des Gewerkschaftskartells in Lauf (BA Hersbruck), 1910-1911 Vorsitzender der SPD in Lauf, 1911-1914 Werkführer in einer Töpferei in Naila, 1914 Vorsitzender des Gewerkschaftskartells Naila, 1914-1918 Kriegsteilnehmer, 1914-1926 Lagerhalter des Konsumvereins Naila, Okt. 1917 Übertritt zur USPD, 1917/18 Vorsitzender der USPD in Naila, 1918/19 Vorsitzender des Bezirksarbeiterrates Naila, Feb./März 1919 Mitglied des bayer. Rätekongresses, MdL 1919-1924 und 1931-1932, 1919-1933 Stadtrat und Schulreferent in Naila und Vorsitzender des Bezirkstages in Naila, Delegierter auf den USPD-Parteitagen 1919 (Leipzig) und 1922 (Gera), 1922 Rückkehr zur SPD, Kreisvorsitzender der SPD, ab 1926 Gastwirt in Naila, März-Juli 1933 mehrfach im Gefängnis Hof in Schutzhaft, Juli-Aug. 1933 im Gefängnis Bayreuth in Schutzhaft, danach ins KZ Dachau überstellt, Juli 1934 entlassen, Nov.-Dez. 1939 erneut in Hof in Schutzhaft, Aug.-Dez. 1944 zunächst in Hof, danach im KZ Dachau in Schutzhaft, 1945 kurzzeitig kommissarischer Landrat in Naila, 1946 Mitglied des Bayerischen Beratenden Landesausschusses, MdL 1949-1950, 1949-1957 2. Bürgermeister und Mitglied des Kreistages in Naila, seit 1953 Ehrenvorsitzender der SPD-Naila, gest. 12.8.1957 in Naila.

²⁴³ Grimm, Hans, Hand- und Gelegenheitsarbeiter, Beitritt zur SPD, Kriegsteilnehmer, Okt. 1917 Übertritt zur USPD, 1917/1918 2. Vorsitzender der USPD in Naila.

²⁴⁴ Einem amtlichen Bericht zufolge soll die USPD-Ortsgruppe Münchberg erst im Juni 1918 gegründet worden sein (siehe unten Kap. 6.4.), was mit den sonstigen Befunden schwer in Einklang zu bringen ist.

²⁴⁵ Strunz, Fritz, geb. 18.11.1863, Konsumlagerhalter, Beitritt zur SPD, Okt. 1917 Übertritt zur USPD, 1917/1918 Vorsitzender der USPD in Rehau, ab 1919 Mitglied des Bezirkstages in Rehau, gest. 13.2.1933.

(Vorsitzende: Johann Fritsch²⁴⁷ und Wilhelm Werner²⁴⁸) und Schwarzenbach a. d. Saale²⁴⁹ (1912 hatte der Kreisverein 29 Sektionen umfasst). Der Einfluss der *Oberfränkischen Volkszeitung* kann für das geschlossene Umschwenken der Organisation des Wahlkreises kaum hoch genug veranschlagt werden; die Redaktion sowie Hans Dill²⁵⁰ (nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Bezirksparteisekretär der MSPD²⁵¹), der Besitzer der Druckerei, vollzogen den Schritt einmütig mit.

Zur „schlagkräftige[n] Führungsmannschaft“²⁵², die in der Wahlkreisorganisation weiterhin das Sagen hatte, gehörte auch der Arbeitersekretär und Gemeindebevollmächtigte Arthur Mähr, dessen Verhältnis zu Blumtritt jedoch – wohl mehr aus persönlichen als politischen Gründen – schon seit längerem gespannt war, was schließlich im August 1919 zum Übertritt Mährs zur MSPD führte. Neben Beyer, Blumtritt, Dill, Mähr und Geissler traten auch die übrigen sozialdemokratischen Mitglieder von Magistrat und Gemeindebevollmächtigtenkollegium – Friedrich Gebhardt, Emil Liebold sowie Max²⁵³ und Joseph Raithel²⁵⁴ - zur USPD über. Zu besonderen Aktionen der „neuen“ Partei kam es bis Jahresende nicht mehr, im Dezember hielt der Reichstagsabgeordnete Dittmann seine bereits in Nürnberg und Fürth vorgetragene Rede auch in Hof und Selb.²⁵⁵

²⁴⁶ Ahlendorf, Arthur, geb. 25.9.1877 in Naumburg a. d. Saale, Porzellanreher, Beitritt zur SPD und zum Porzellanarbeiterverband, Verbandsangestellter, Gewerkschaftssekretär, 1905-1907 Vorsitzender, 1907-1911 Kassier der Zahlstelle des Porzellanarbeiterverbandes in Selb, ab Okt. 1911 Angestellter des Porzellanarbeiterverbandes, Mitglied des Aufsichtsrates des Konsumvereins, Kassier des Gewerkschaftskartells in Selb, Gemeindebevollmächtigter in Selb, Okt. 1917 Übertritt zur USPD, 1917/1918 Vorsitzender der USPD in Selb, 1919-1924 Stadtrat in Selb, ab 1919 Mitglied des Kreistages von Oberfranken, 1922 Rückkehr zur SPD, gest. 14.1.1939.

²⁴⁷ Fritsch, Johann, Fabrikarbeiter, Beitritt zur SPD, Okt. 1917 Übertritt zur USPD, 1917/1918 Ko-Vorsitzender der USPD in Schönwald, 1918/1919 Mitglied des Arbeiter- und Bauernrates in Schönwald.

²⁴⁸ Werner, Wilhelm, geb. 14.10.1882 in Rehau, Fabrikarbeiter (Porzellanreher), Beitritt zur SPD, Okt. 1917 Übertritt zur USPD, 1917/1918 Ko-Vorsitzender der USPD in Rehau, 1918/1919 Mitglied des Arbeiter- und Bauernrates in Schönwald, gest. 30.1.1920 in Schönwald.

²⁴⁹ Vgl. Übersicht des Innenministeriums über den Stand der USPD in Bayern vom 13.9.1918. (HstAM, MA 92782).

²⁵⁰ Dill, Hans, geb. 16.2.1871 in Heinersreuth (BA Bayreuth), Beitritt zur SPD, vor dem Ersten Weltkrieg Vorsitzender des „Bürgerrechtsvereins“, Besitzer einer Druckerei in Hof (in der 1903-1919 die *Oberfränkische Volkszeitung* gedruckt wurde), Mitglied der Pressekommision der SPD, Kassier des SPD-Wahlkreisvereins Hof, Beisitzer am Gewerbegericht in Hof, 1914-18 Gemeindebevollmächtigter und 1919-1923 Stadtrat in Hof, Okt. 1917 Übertritt zur USPD, 1920 2. Vorsitzender der USPD in Hof, 1922 Rückkehr zur SPD, gest. 1.11.1925 in Erlangen.

²⁵¹ Gemeint ist Hans Dill (1887-1973), bayerischer Landtagsabgeordneter 1919-1931, Reichstagsabgeordneter 1930-1933.

²⁵² RABENSTEIN, Hof 1918-1924, S. 179.

²⁵³ Raithel, Johann Jakob (genannt Max), geb. 28.5.1876 in Hof, Spinnereiarbeiter, Obst- und Gemüsehändler, 1893 Beitritt zur SPD und zum Textilarbeiterverband, 1897-1900 Mitglied des Aufsichtsrates des Konsumvereins in Hof, 1902 Geschäftsführer der Verwaltungsstelle des Textilarbeiterverbandes in Hof, ab Juli 1906 hauptamtlicher Sekretär des Verbandes, Mitglied des SPD-Sektionsvorstandes, 1911-1918 Gemeindebevollmächtigter, 1919-1933 Stadtrat in Hof, Okt. 1917 Übertritt zur USPD, Geschäftsführer der *Oberfränkischen Volkszeitung*, Vorsitzender des Ortsausschusses des ADGB, Juni 1920 Kandidatur für die USPD zum Landtag, 1922 Rückkehr zur SPD, gest. 1959.

²⁵⁴ Raithel, Joseph, geb. 7.11.1879 in Hof, Gastwirt, Beitritt zur SPD, 1914-1918 Gemeindebevollmächtigter, 1919-1923 Stadtrat in Hof, Okt. 1917 Übertritt zur USPD, 1922 Rückkehr zur SPD, gest. 10.4.1946.

²⁵⁵ Vgl. StellvGenKdo III. AK an MKr vom 30.12.1917 (KrA, MKr 11529). Im Dezember 1917 war Dittmann nicht nur für Hof und Selb, sondern auch für Schönwald, Schwarzenbach und Münchberg eine Auftrittserlaubnis erteilt worden (vgl. StellvGenKdo III. AK an MKr vom 5.1.1918; KrA, MKr 11523); ob er tatsächlich in allen genannten Orten gesprochen hat, ist unklar.

Wenn es darum geht, die Ursachen der „Sonderentwicklung“ im Raum Hof zu klären, kann nicht nur ein Punkt herausgegriffen werden, es liegt vielmehr ein ganzes Geflecht von Faktoren vor. Neben der bereits erwähnten räumlichen Nähe zu den Zentren der sozialdemokratischen Linken in Mitteldeutschland (und der damit einhergehenden Entfernung zu den Münchner Reformisten) sowie der einflussreichen Stellung Blumtritts (diese hatte ihr Fundament nicht zuletzt im Zugriff auf das regionale Parteiorgan) sind einige zusätzliche strukturelle Ursachen zu berücksichtigen. Auf Grund der starken Konzentration industriell beschäftigter Arbeitnehmer gelang es der Sozialdemokratie bereits vor dem Ersten Weltkrieg, die Mehrheit der Wählerschaft an sich binden; es entstand ein eigenes proletarisch geprägtes Milieu wie sonst meist nur in den Industriestädten Norddeutschlands. Von diesen Voraussetzungen ausgehend sind als verschärfendes Moment während des Krieges „noch die Determinanten einer punktuellen bzw. monoindustriellen Industriekultur zu nennen, wo die Verschlechterung der Verdienst- und Lebensverhältnisse sowohl innerhalb eines Großbetriebs als auch im täglichen Leben der Kleinstadt kollektiv erfahrbar war und Missstimmung sowie Kritik einen geeigneten Resonanzboden fand.“²⁵⁶ Die USPD blieb Zeit ihres Bestehens im Wahlkreis Hof die eindeutig dominierende Arbeiterpartei; die Auswirkungen des Januarstreiks im nordöstlichen Oberfranken sollten allerdings zeigen, dass die relative Stärke der örtlichen USPD allein noch keine hinreichende Basis für organisierte Massenaktionen war. Im übrigen Oberfranken konnte die USPD – mit der möglichen Ausnahme von Wunsiedel²⁵⁷ – im Jahr 1917 organisatorisch noch nicht Fuß fassen.

5.2.5 Nürnberg

Von entscheidender Bedeutung für den Erfolg der Organisationsbemühungen der USPD in Franken war die Entwicklung in Nürnberg (1916: 325434 Einwohner²⁵⁸), dem „Prototyp einer Industriearbeiterstadt“²⁵⁹ mit ihrer traditionsreichen Arbeiterbewegung, der Stadt, die seit den Ursprüngen der bayerischen Sozialdemokratie das geistige Zentrum der nordbayerischen Gauorganisation darstellte.²⁶⁰ Im Gegensatz zu den oben behandelten Orten hatte sich hier im Laufe des Jahres 1916 -

²⁵⁶ BALD, Porzellanarbeiterschaft und punktuelle Industrialisierung, S. 98f.

²⁵⁷ Nach Angaben von Zeitgenossen soll in Wunsiedel bereits 1917 ein USPD-Ortsverein gegründet worden sein (vgl. Elisabeth JÄGER, Wunsiedel 1810-1932. III. Band einer Geschichte der Stadt Wunsiedel, Wunsiedel 1983, S. 293). Ein Beleg hierfür ließ sich in den archivalischen und sonstigen Quellen nicht beibringen, ein amtlicher Bericht vom September 1918 spricht nur von einzelnen USPD-Anhängern in Wunsiedel (vgl. Übersicht des Innenministeriums über den Stand der USPD in Bayern vom 13.9.1918; HstAM, MA 92782). Die Datierung der Ortsvereinsgründung auf Anfang Mai 1919 besitzt daher größere Plausibilität (siehe dazu SPD-ORTSVEREIN WUNSIEDEL (Hrsg.), Sozialdemokratie in Wunsiedel. 1900 – 1903 – 1983. Ein Beitrag zur Geschichte Wunsiedels und der Arbeiterbewegung im Fichtelgebirge, Wunsiedel 1983, S. 41). Die erste Erwähnung des Ortsvereins in der *Oberfränkischen Volkszeitung* erfolgte denn auch erst im Juni 1919 (vgl. OVZ Nr. 129 vom 5.6.1919).

²⁵⁸ Angabe aus Statist. Jb. 1919, S. 20.

²⁵⁹ ROSSMEISSL, Sozialdemokratie in Nürnberg, S. 34.

²⁶⁰ Zur Gründung der USPD in Nürnberg siehe K.-D. SCHWARZ, Weltkrieg und Revolution, S. 225-236 und Christa KRÖMKER, Die Nürnberger USPD, in: STADTARCHIV NÜRNBERG (Hrsg.), Walter Lehnert/Dieter Rossmeißl (Bearb.), 75 Jahre kommuni-

soweit ersichtlich - keine Gruppierung herausgebildet, die das Vorgehen der SAG offen unterstützte; der ausgleichende, die evidenten Konflikte ignorierende Kurs Adolf Brauns wurde hier kaum infrage gestellt (auf den diversen Konferenzen hatte kein Nürnberger Delegierter die Parteiopposition direkt unterstützt). Somit war es wenig überraschend, dass an der Gründung der Nürnberger USPD keine der lokalen „Parteigrößen“ beteiligt war.²⁶¹

Die Initiative ging stattdessen von Konrad Beißwanger aus, seines Zeichens Druckereibesitzer, Schriftleiter und Verleger des Freidenkerorganes *Der Atheist*, ein rühriger politischer Aktivist mit unorthodoxen Ansichten.²⁶² Wie das Gründungsmitglied August Meier²⁶³ berichtete, war das Hauptziel des neuen Vereins die „Beendigung des Mordens“; Beißwanger übernahm die Führung, weil er „älter als wir und auch nicht im Felde [war], so daß er bei der Parteigründung, auch wegen seiner Druckerei eine wesentliche Rolle spielte.“²⁶⁴ Der 1869 geborene Beißwanger hatte nach dem Besuch der Volksschule eine Lehre als Buchdrucker absolviert und sich nach seiner Wanderschaft in Nürnberg niedergelassen, wo er der freireligiösen Gemeinde beitrug, deren Vorsitzender er um die Jahrhundertwende wurde. Ab Anfang 1905 gab er – inzwischen Besitzer einer Druckerei – das Organ des „Zentral-Verbandes der proletarischen Freidenker Deutschlands“, den *Atheist*, heraus; damit zählte Beißwanger bereits vor dem Ersten Weltkrieg zu den profiliertesten Vertretern des proletarischen Flügels der deutschen Freidenkerbewegung.²⁶⁵ (Seine kirchenkritische Haltung be-

nales Verhältniswahlrecht. 75 Jahre SPD-Stadtratsfraktion Nürnberg. 1908-1983. Ausstellungskatalog mit kommentierenden Beiträgen zur Nürnberger Stadtgeschichte der letzten 75 Jahre, Nürnberg 1983, S. 41-53.

²⁶¹ Die *Fränkische Tagespost* berichtete später über diese Zeit: „Als die Unabhängige Sozialdemokratische Partei in Nürnberg gebildet wurde, nahmen die Vertreter der Nürnberger Mehrheitspartei an einer Reihe von Sitzungen teil, um die Einigung zu fördern. Sie haben die größten Zugeständnisse gemacht, aber alle Versuche scheiterten an der Macht der 'grundsätzlich Uneinigen' in der U.S.P.“ (FT Nr. 199 vom 28.8.1919).

²⁶² Kurze biographische Angaben zu Beißwanger in der bisherigen Literatur nur ebd. und bei K.-D. SCHWARZ, *Weltkrieg und Revolution in Nürnberg*. Weitere Informationen bietet die autobiographische Artikelserie Beißwangers in *Der Atheist* (Nr. 10 vom 18.5., Nr. 11 vom 1.6., Nr. 13 vom 29.6. und Nr. 14 vom 13.7.1919).

²⁶³ Meier, August, geb. 4.4.1885 in Gernsbach/Schwarzwald, Zimmermannlehre, ab 1887 in Nürnberg, 1898-1902 Abendkurse zur Weiterbildung, 1902 Beitritt zur Gewerkschaft, 1908 Beitritt zur SPD, 1908-1912 Funktionär der Arbeitersportbewegung und des Konsumvereins in Nürnberg, 1917 Übertritt zur USPD, 1918/19 Mitglied des Arbeiter- und Soldatenrates in Nürnberg, 26. April 1919 aus politischen Gründen verhaftet, nach kurzer Zeit freigelassen, Sept. 1919 bis April 1921 Vorsitzender der USPD in Nürnberg, 1919-1933 Stadtrat in Nürnberg, ab Okt. 1919 Mitglied der Gauleitung der mittelfränk. USPD, Delegierter auf dem USPD-Parteitag 1922 (Gera), 1922 Rückkehr zur SPD, dort bis 1933 Mitglied des fränk. Bezirksvorstandes, in der NS-Zeit sieben Monate in Haft, danach Inhaber eines Tabakwarengeschäftes, nach 1945 am Aufbau der Fränk. Verlagsanstalt beteiligt, 2. Geschäftsführer der *Fränkischen Tagespost*, 1945-1946 Vorsitzender des SPD-Bezirks Franken, 1945-1957 Vorsitzender der SPD in Nürnberg, 1946-1966 wieder Stadtrat in Nürnberg, dort 1952-1960 Fraktionsvorsitzender, 1965 Ehrenbürger der Stadt Nürnberg, gest. 29.6.1976 in Nürnberg.

²⁶⁴ KRÖMKER, *Die Nürnberger USPD*, in: STADTARCHIV NÜRNBERG (Hrsg.), *75 Jahre SPD-Stadtratsfraktion Nürnberg*, S. 41-53, Zitat: S. 43.

²⁶⁵ Siehe dazu FRICKE, *Handbuch* (Bd. 2), S. 1031f.; Jochen-Christoph KAISER, *Arbeiterbewegung und organisierte Religionskritik. Proletarische Freidenkerverbände in Kaiserreich und Weimarer Republik*, Stuttgart 1981, passim und Hartmann WUNDERER, *Arbeitervereine und Arbeiterparteien. Kultur- und Massenorganisationen in der Arbeiterbewegung (1890-1933)*, Frankfurt/Main – New York 1980, S. 57-67 und passim.

kundete er durch einen entsprechenden Antrag auf dem Gothaer USPD-Gründungsparteitag, der dort aber nicht beachtet wurde.²⁶⁶)

Gleichzeitig gehörte Beißwanger auch der SPD an, zählte als Mitglied der Kontrollkommission des Arbeitersekretariates jedoch nur im weitesten Sinne zur Führungsgruppe der Partei in Nürnberg. In den Auseinandersetzungen innerhalb der Nürnberger SPD war er nur ein Mal in Erscheinung getreten: Im Streit um die Budgetbewilligung stellte er sich 1894 auf die Seite der Kritiker von Landtagsfraktion und Parteiführung;²⁶⁷ danach lassen sich für lange Zeit keine oppositionellen Äußerungen von ihm mehr belegen. Allein schon durch seine offensive Tätigkeit für die Freidenkerbewegung²⁶⁸ stand Beißwanger in schroffer Opposition zur religionsfreundlichen Haltung der bayerischen SPD-Führung um Vollmar.²⁶⁹ Der Krieg dürfte diesen Gegensatz um weitere Aspekte erweitert haben; Anfang 1917 brachte Beißwanger dann seine kritische Haltung gegenüber der Burgfriedenspolitik, die schließlich zum Parteiübertritt führte, im *Atheist* publizistisch zum Ausdruck.²⁷⁰ Fast gleichzeitig wie Eisner – und offenbar völlig unabhängig von diesem – hatte Beißwanger den nicht ganz risikolosen Schritt in die Öffentlichkeit gewagt.

Beißwanger war „politisch kaum einzuordnen, ein Paradiesvogel zwischen Spartakus und Anarchie“²⁷¹, er war „kein Marxist, eher ein utopischer Sozialrevolutionär“²⁷². Den Vorsitz der Nürnberger USPD konnte er nur ein halbes Jahr ausüben, da er im Oktober 1917 aus politischen Gründen verhaftet und erst kurz vor Kriegsende wieder entlassen wurde. In der Revolution war Beißwanger als Mitglied des Nürnberger Arbeiter- und Soldatenrates aktiv und kandidierte für die USPD zum Landtag. Im März 1919 trat er zur KPD über, bildete jedoch bald mit anderen ehemaligen Unabhängigen eine eigene kommunistische Splittergruppe in Nürnberg, die aber bedeutungslos blieb.²⁷³ Später schloss er sich offensichtlich wieder der USPD an;²⁷⁴ über ein weiteres parteipolitisches Engagement Beißwangers bis zu seinem Tod im Mai 1934 ist nichts bekannt. Ein politischer Nonkon-

²⁶⁶ Vgl. Protokoll USPD-Gründungs-Parteitag Gotha 1917, S. 69.

²⁶⁷ Vgl. ROSSMEISSL, Sozialdemokratie in Nürnberg, S. 144.

²⁶⁸ Beißwanger war bei seiner Tätigkeit für die Freidenkerbewegung offenbar nicht nur im Nürnberger Raum aktiv; im Oktober 1913 sprach er auf einer Versammlung in Kempten zum Thema „Soldaten, Kirchen und Zuchthäuser“. (Vgl. SVZ Nr. 236 vom 10.10.1913).

²⁶⁹ Zur Politik der bayerischen SPD gegenüber religiösen bzw. religionspolitischen Fragen, speziell gegenüber dem Katholizismus, siehe POHL, Sozialdemokratie in München, in: IWK 28 (1992), S. 293-319, hier: S. 306-312.

²⁷⁰ Siehe dazu das „Neujahrsgrußwort“ Beißwangers. (*Der Atheist* Nr. 1 vom 7.1.1917).

²⁷¹ RUPRECHT, Felix Boenheim, S. 59.

²⁷² K.-D. SCHWARZ, Weltkrieg und Revolution, S. 226.

²⁷³ Vgl. FT Nr. 93 vom 22.4.1919.

²⁷⁴ Einem Wochenbericht des Regierungspräsidiums der Oberpfalz vom 2.5.1922 zufolge war Beißwanger zu diesem Zeitpunkt Schriftleiter des USPD-Wochenblattes *Regensburger Echo*. (HstAM, MA 102142).

formist vom Schlage Beißwangers konnte wohl nur in der USPD in eine (zumindest relativ) bedeutende Stellung gelangen und auch das nur für kurze Zeit. Von Anfang an wenig zentralistisch organisiert, dafür programmatisch vielschichtig, bot die Partei auch politischen „Paradiesvögeln“ ein Forum. Dass im Falle Beißwangers auch ganz konkrete praktische Gründe dafür sprachen, ihn an die Spitze des Nürnberger Ortsvereins zu wählen, sollte darüber aber nicht vergessen werden. Die Parteiopposition handelte hier pragmatisch und konnte sich angesichts der (nicht nur personell) sehr schwierigen Ausgangslage auch gar nichts anderes leisten.

Die bereits am 22. April 1917 gegründete USPD-Ortsgruppe firmierte zunächst unter der Bezeichnung „Sozialdemokratischer Verein Nürnberg und Umgebung“.²⁷⁵ Diese Namensgebung suggerierte, dass es sich dabei um die „eigentliche“ sozialdemokratische Organisation am Ort handelte; von einer Fortsetzung des langjährig bestehenden Ortsvereins durch die Opposition konnte in Nürnberg – anders als etwa in Schweinfurt – allerdings keine Rede sein.²⁷⁶ Die neue Gruppierung, die später in „USP Reichstagswahlkreis Nürnberg-Altendorf“ umbenannt wurde, war – dem eigenen Legitimitätsanspruch zum Trotz – vorerst nur eine kleine Ansammlung von Anpassungsverweigerern. Zum Stellvertreter Beißwangers wurde der 31-jährige Maschinenmeister Edwin Steinmetz²⁷⁷ gewählt, als Schriftführer der Mechaniker Johann Claußner²⁷⁸.

Das Amt des Kassiers übernahm Johann Baier²⁷⁹, der sich bald zur treibenden Kraft beim Aufbau der USPD in Nordbayern entwickeln sollte; allein schon die (zumindest bruchstückhaft) überlieferte Korrespondenz mit anderen Parteiführern belegt seine zentrale Rolle während des Weltkrieges, die

²⁷⁵ Vgl. Gründungserklärung von K. Beißwanger vom 22.4.1917 und Original des Aufnahmescheins. (StdANü, C 7/V 5099).

²⁷⁶ Die *Leipziger Volkszeitung*, das inoffizielle USPD-Zentralorgan, brachte dem neu gegründeten Ortsverein zunächst unberechtigt euphorische Erwartungen entgegen: „Da in der Industriestadt Nürnberg die Unzufriedenheit der Arbeiterschaft mit dem bisherigen Parteiregim[e] außerordentlich groß ist, dürfte der oppositionelle Verein rasch emporblühen.“ (LVZ Nr. 89 vom 18.4.1917).

²⁷⁷ Steinmetz, Edwin, geb. 6.6.1885 in Aschersleben (RB Magdeburg), Buchdrucker, Maschinenmeister im Verlag der *Nürnberger Zeitung*, April 1917 Beitritt zur USPD, April-Okt. 1917 2. Vorsitzender, Okt. 1917 bis Sept. 1919 1. Vorsitzender der USPD in Nürnberg, 1918/19 Mitglied des Arbeiter- und Soldatenrates in Nürnberg, Mitglied im Vollzugsrat der Arbeiterräte Bayerns (1. Beisitzer, Pressereferent, Auskunftsreferent), Feb./März 1919 Mitglied des bayr. Rätekongresses, 1921 Mitglied der Kreisleitung der USPD Mittelfranken, Anfang 1922 Übertritt zur MSPD, gest. 18.10.1934 in Nürnberg.

²⁷⁸ Claußner, Johann, geb. 18.6.1869 in Nürnberg, Mechaniker, April 1917 Beitritt zur USPD, ab April 1917 Schriftführer der USPD in Nürnberg, 1918/19 Mitglied des Arbeiter- und Soldatenrates in Nürnberg, 1920 Mitglied des Vorstandes der Nürnberger USPD.

²⁷⁹ Baier, Johann, geb. 28.9.1883 in Nürnberg, Steinmetzlehre, Beitritt zur SPD, 1902-1908 in Bonn, ab 1910 Einkassierer und Verkäufer, ab 1912 Geschäftsteilhaber in Nürnberg, Kriegsteilnehmer, als Invalide 1915 Rückkehr nach Nürnberg, Nov. 1915 bis Aug. 1917 Kontrolleur der Ortskrankenkasse Nürnberg, April 1917 Übertritt zur USPD, ab April 1917 Kassier der USPD in Nürnberg, am Januarstreik 1918 führend beteiligt, daraufhin kurzzeitig in Haft, jedoch nicht verurteilt, Juli 1918 bis Feb. 1919 Verleger und Chefredakteur des USPD-Blattes *Sozialdemokrat* in Nürnberg, März 1918 bis Feb. 1919 Gausekretär der bayr. USPD, 1918/19 Mitglied des Arbeiter- und Soldatenrates in Nürnberg, Jan. 1919 Kandidatur für die USPD zum Bayr. Landtag, Feb./März 1919 wegen Beteiligung an Unruhen in Nürnberg kurzzeitig in Haft, 26. April 1919 erneut aus politischen Gründen verhaftet, Juni 1919 Freispruch in Hochverratsprozess, 1919-1920 Vorsitzender der mittelfränk. USPD, 1919-1924 Stadtrat in Nürnberg, Dez. 1919 in den Beirat, Okt. 1920 in die Kontrollkommission der USPD gewählt, Juni 1920 Kandidatur für die USPD zum Bayr. Landtag, Delegierter auf den USPD-Parteitagen 1919 (Leipzig) und 1920 (Halle), Ende 1920 Übertritt zur KPD, dort nordbayr. Bezirksvorsitzender, Mai 1921 von diesem Amt abgesetzt, 1924 Verurteilung zu drei Monaten Haft aus politischen Gründen, 1925 Schriftleiter in Nürnberg, Austritt aus der KPD, Mitglied der „Eisernen Front“, 1931 Beitritt zur SAPD, 1932 Kandidatur für die SAPD zum Bayr. Landtag.

in der bisherigen Literatur allerdings kaum gewürdigt wurde.²⁸⁰ Baier wurde 1883 in Nürnberg geboren und erlernte dort das Steinmetzhandwerk; nach mehrjährigem Aufenthalt in Bonn kehrte er in seine Heimatstadt zurück und wurde dort zunächst Angestellter der Ortskrankenkasse, später Miteigentümer eines kleinen Abzahlungsgeschäftes. Er gehörte der SPD bereits vor dem Krieg an, trat dort aber nicht in Erscheinung.²⁸¹ Nachdem er als Invalide von der Front zurückgekehrt war, nahm Baier wieder eine Tätigkeit bei der Ortskrankenkasse auf, bevor er sich der USPD verschrieb. Da die neue Partei über keine nennenswerten finanziellen Mittel verfügte, erfolgte dieses Engagement ehrenamtlich, auch wenn dies bezweifelt wurde.²⁸² Baier, ein „Radikaldemokrat, der mit erhobener Faust am liebsten alles sofort geändert hätte“²⁸³, war auch in seiner eigenen Partei nicht unumstritten.²⁸⁴ Sein aktivistischer Radikalismus bestimmte auch das Urteil der Polizeibehörden: „Er ist ein Schreier und findet durch die bekannten Schlagworte überall Dumme als Anhänger. Wo Baier auftritt, entstehen sicher Sektionen der U.S.P.“²⁸⁵

Im März 1918 zum Gausekretär gewählt, stand Baier bis zu seinem Rücktritt im Februar 1919 formal an der Spitze der bayerischen USPD. Sein Ausscheiden aus diesem Amt dürfte auch an der mangelnden Unterstützung für seine radikalen Ansichten gelegen haben. Im April 1919 versuchte Baier den Anschluss Nürnbergs an die Münchner Räterepublik herzustellen, woraufhin er zusammen mit einigen Parteigenossen verhaftet wurde; der anschließende Hochverratsprozess endete jedoch mit einem Freispruch.²⁸⁶ Danach war Baier für die USPD in diversen Ämtern und Funktionen (u. a. im Nürnberger Stadtrat und in den zentralen Leitungsgremien der Gesamtpartei) aktiv, ehe er Ende 1920 im Zuge der Parteispaltung, die er energisch mit betrieben hatte, zur KPD wechselte. Seine dortige Karriere, die er gleich als nordbayerischer Bezirksparteisekretär begonnen hatte, endete allerdings schon nach wenigen Monaten; wegen angeblich mangelnder „Kampfbereitschaft“ (v. a. im Zusammenhang mit dem kommunistischen Aufstand in Mitteldeutschland im März 1921)

²⁸⁰ Bruchstückhafte biographische Angaben über Baier siehe bei KRAUSE, USPD, S. 350 und K.-D. SCHWARZ, Weltkrieg und Revolution in Nürnberg, passim.

²⁸¹ Die einschlägige Studie über die Nürnberger SPD bis 1914 von Dieter Rossmeißl (Sozialdemokratie in Nürnberg) erwähnt Baier nicht.

²⁸² Laut einem Bericht an den Stadtmagistrat Nürnberg war es „rätselhaft, wovon Baier seinen Unterhalt bestreitet [...]. Sehr wahrscheinlich wird Baier von der U.S.P. für seine agitatorische Tätigkeit bezahlt.“ (KRÖMKER, Die Nürnberger USPD, in: STADT-ARCHIV NÜRNBERG (Hrsg.), 75 Jahre SPD-Stadtratsfraktion Nürnberg, S. 41-53, Zitat: S. 45).

²⁸³ So das Urteil von August Meier. (Zitat: Ebd.).

²⁸⁴ Der Fürther Unabhängige Fritz Oerter urteilte nach Baiers Wahl zum Gauvorsitzenden auf der Landeskonferenz im März/April 1918: „Bei all seiner Rührigkeit und seinem Eifer erscheint er [d. h. Baier] uns hier in Fürth als sehr ungeeignet für den Gauleiterposten. So ein unfähiger Mensch schadet der Bewegung bedeutend mehr als er ihr nützen kann.“ (F. Oerter an S. Oerter (Abdruck) vom 2.6.1918; KrA, MKr 11529).

²⁸⁵ Bericht der PolStelle für Niederbayern an MInn vom 2.10.1919. (HstAM, MInn 66281).

²⁸⁶ Vgl. FT Nr. 138 vom 17.6., Nr. 140 vom 19.6. und Nr. 142 vom 21.6.1919.

wurde er von der Zentrale der Partei abgesetzt.²⁸⁷ Danach scheint Baier in der politischen Versenkung verschwunden zu sein, aus der er jedoch ein Jahrzehnt später noch einmal auftauchte, als er 1932 für die kurz zuvor gegründete SAPD zum bayerischen Landtag kandidierte.²⁸⁸ Kurz nach der nationalsozialistischen Machtergreifung verliert sich Baiers Spur in Nürnberg,²⁸⁹ sein weiteres Schicksal ist unbekannt.²⁹⁰

Lässt sich Baiers Bedeutung für die Partei in der Frühphase der bayerischen USPD auch kaum überbewerten, so steht einer treffsicheren Beurteilung seiner Persönlichkeit ein eklatanter Mangel an aussagekräftigen Selbstzeugnissen entgegen. Als gesichert gelten kann seine Präferenz für spontanen Aktionismus, dem es oft am nötigen Realitätssinn mangelte. Baiers Fähigkeiten als Parteiorganisator und –agitator stehen hingegen außer Zweifel; dass noch während des Krieges ein zumindest lose organisierter Landesverband der USPD in Bayern entstand, war in erster Linie sein Verdienst. Was ihn antrieb, sich mit vollem Elan für eine wenig Erfolgsaussichten und erhebliche Risiken bietende Sache zu engagieren, muss weitgehend offen bleiben. Zumindest indirekt lassen sich auch Baiers Motive erschließen. Ein Aufnahmeschein für die neugegründete Ortsgruppe gibt Auskunft über deren Selbstverständnis und Agitationsmethoden: „Wie sie selbst schon gefunden haben, sind die Zustände in der deutschen Sozialdemokratie im Laufe der Jahre immer unhaltbarer geworden, und auch die Parteiverhältnisse in Nürnberg fordern zu schärfster Kritik heraus. [...] Auch Sie müssen sich entscheiden, ob sie noch länger in den Reihen der reformistisch und regierungsfremd gewordenen Sozialdemokratie sich wohl fühlen können, oder ob sie sich der oppositionellen Parteibewegung anschließen wollen.“ Deren „Bestreben [...] ist [es], den Klassenkampfstandpunkt und unsere altbewährten Parteigrundsätze gegenüber allen Verwässerungsversuchen hochzuhalten.“²⁹¹

Da es wegen der durchaus kritischen Haltung der Nürnberger MSPD gegenüber der Politik der Reichstagsfraktion vor Ort an agitatorisch verwertbaren Anknüpfungspunkten für die oppositionelle Kritik mangelte, musste diese zwangsläufig entsprechend allgemein und damit weniger wirksam formuliert werden. Der Aufruf des USPD-Zentralkomitees vom 12. April 1917 wurde in Nürnberg

²⁸⁷ Vgl. Ulrich NEUHÄUSSER-WESPY, Die KPD in Nordbayern 1919-1933. Ein Beitrag zur Regional- und Lokalgeschichte des deutschen Kommunismus, Nürnberg 1981, 63f.

²⁸⁸ Vgl. Joachim LILLA (Bearb.), Der Bayerische Landtag 1918/19 bis 1933. Wahlvorschläge – Zusammensetzung – Biographien, München 2008, S. 129.

²⁸⁹ Am 13.2.1933 fand in Nürnberg eine Massenkundgebung der „Eisernen Front“ statt, bei der Baier als Redner auftrat (vgl. Harald HAUPTMANN, Dokumente zur Geschichte der Arbeiterbewegung in Nürnberg. Band V. Von der Errichtung der Diktatur bis zur Kapitulation des faschistischen Deutschland 1933-1945, Nürnberg 1986, S. 20).

²⁹⁰ Denkbar, aber keinesfalls sicher zu belegen ist eine Emigration Baiers in die Sowjetunion; ein „Hans Bayer“ – die abweichende Schreibweise, die auch in den hier verwendeten Quellen variiert, spricht noch nicht gegen eine Identität der Person mit dem hier behandelten Johann Baier – wurde im Zuge der großen Säuberungswelle im Juni 1936 verhaftet. (Vgl. Reinhard MÜLLER, Menschenfalle Moskau. Exil und stalinistische Verfolgung, Hamburg 2001, S. 135).

²⁹¹ Original eines Aufnahmescheins der USPD-Nürnberg. (StdANü, C 7/V 5099).

auch in Flugblattform verteilt,²⁹² teilweise sogar direkt an den Saaleingängen von MSPD-Versammlungen.²⁹³ Diese Art der Werbung verbot die Polizei, sie beschlagnahmte 445 Exemplare des Flugblattes. Im folgenden Monat beschloss die Generalversammlung der Nürnberger MSPD die Unvereinbarkeit der Mitgliedschaft in der alten und der neugegründeten sozialdemokratischen Organisation; Giermann warf den zur USPD übergetretenen Mitgliedern vor, diese hätten gar keinen Versuch gemacht, die kritisierten Zustände innerhalb der bestehenden Ortsgruppe abzustellen.²⁹⁴

In Nürnberg wurde kurz darauf auch die erste in Bayern nachweisbare Jugendsektion der USPD gegründet. Die Leitung übernahmen der Dreher Otto Max, Georg Krause²⁹⁵ und Elisabeth Simon²⁹⁶, die Tochter von Josef Simon; die Zusammenkünfte der Jugend waren von ungefähr 30 Personen besucht, die Mitgliederzahl lag bei circa 100.²⁹⁷ Das sonstige Parteileben bestand aus monatlichen Zusammenkünften im Café Merk, wo 30 bis 40 Mitglieder den Referaten eines Funktioniärs folgten. Im September 1917 umfasste die Nürnberger USPD laut einem Bericht des Stadtmagistrates gerade einmal 60 Personen.²⁹⁸ Einen Monat später verlor die Ortsgruppe auch noch ihren Vorsitzenden Beißwanger durch Verhaftung wegen der Herstellung von Flugschriften,²⁹⁹ die zu Demonstrationstreiks und Befehlsverweigerung aufgerufen hatten.³⁰⁰ (Nachfolger wurde der bisherige 2. Vorsitzende Steinmetz, dessen Amt Ludwig Zeiträg³⁰¹ übernahm.) Wegen Anstiftung zum Landesverrat wurde Beißwanger zu zwei Jahren Zuchthaus und fünf Jahren „Ehrverlust“ verurteilt;³⁰² nach seiner vorzeitigen Entlassung im Oktober 1918 spielte Beißwanger nur noch kurze Zeit eine Rolle in der örtlichen USPD.

²⁹² Original des Flugblattes. (Ebd.).

²⁹³ Vgl. GÄRTNER, Mit uns zieht die neue Zeit, S. 203.

²⁹⁴ Vgl. FT Nr. 116 vom 19.5.1918.

²⁹⁵ Krause, Georg, geb. 22.9.1897 in Berlin, Dreher, Beitritt zur USPD, 1918 1. Vorsitzender der USPD-Jugendsektion Nürnberg.

²⁹⁶ Simon, Elisabeth, geb. 19.9.1896 in Offenbach/Main, Tochter von Josef Simon, Beitritt zur USPD, 1918 2. Vorsitzende der USPD-Jugendsektion in Nürnberg.

²⁹⁷ Angabe aus Bericht des StdMag Nürnberg an Reg von Mfr vom 18.7.1918. (StANü, Reg., K. d. I. Abg. 1968 II 215).

²⁹⁸ Angabe aus Bericht des StdMag Nürnberg vom 6.9.1917. (StdANü, C 7/V 5099).

²⁹⁹ Die Verhaftung Beißwangers erfolgte am 15.10.1917. (Vgl. Bericht der ZPolSt Bayern an Reg von Mfr vom 7.11.1917; StANü, Reg. K. d. I. Abg. 1968 II 674).

³⁰⁰ Vgl. Abdruck des Haftbefehls vom 22.9.1917 (ebd.). Auf diese Aktivitäten Beißwangers bezog sich wohl auch ein Bericht des Büros für Socialpolitik vom 21.5.1917, der behauptete, dass die Nürnberger USPD „eine eifrige Werbearbeit bis in die Schützengräben entfaltet.“ (HstAM, MA 95736).

³⁰¹ Zeiträg, Ludwig, geb. 28.12.1863 in Nördlingen, Einkassierer, Beitritt zur USPD, Okt. 1917 bis 1918 2. Vorsitzender der USPD in Nürnberg.

³⁰² Vgl. ZPolSt Bayern an Reg von Mfr vom 16.9.1918. (StANü, Reg. K. d. I. Abg. 1968 II 674).

Ein „großer Gewinn“³⁰³ für die Ortsgruppe war hingegen der Übertritt von Josef Simon zur USPD; der Vorsitzende des Schuhmacherverbandes hatte seit 1912 eines der Nürnberger Landtagsmandate inne und konnte als fraktionsloser Abgeordneter die Tribüne der Kammer der Abgeordneten für die auf jede Agitationsmöglichkeit angewiesene Partei nutzen. Bereits im Oktober 1917 trat er auf einer MSPD-Veranstaltung dem dortigen Redner Otto Landsberg mit einigem Erfolg entgegen;³⁰⁴ am 30. Dezember hatte Simon seinen ersten Auftritt bei einer USPD-Kundgebung in Nürnberg, wo er zur Frage „Warum zwei sozialdemokratische Parteien[?]“ referierte.³⁰⁵ Simon blieb allerdings das einzige Nürnberger Parteimitglied von Rang, das zur USPD wechselte.³⁰⁶

Auf der ersten öffentlichen Versammlung des USPD-Ortsvereins sprach am 4. November 1917 Dittmann im Herkulesvelodrom vor ungefähr 1000 Zuhörern zum Thema „Der Kampf um Frieden und Freiheit“.³⁰⁷ Adolf Braun hatte sich bereit erklärt, dazu eine Vorankündigung in der *Fränkischen Tagespost* abzdrukken, „im Gefühl unserer Stärke und in der Überzeugung, daß die politische Unduldsamkeit ein unerfreuliches politisches Kampfmittel ist“³⁰⁸. Seine ebenso generöse wie politisch weltfremde Haltung versuchte Braun auch auf der besagten Versammlung zu vertreten, drang damit jedoch nicht durch; seine Kritik an Dittmann führte zu tumultartigen Szenen.³⁰⁹ Die am Ende gegen wenige Gegenstimmen angenommene Resolution versprach, „den Kampf gegen die Politik der Kriegsverlängerer und gegen alle Feinde der Demokratisierung energisch zu führen. Sie fordert die Arbeiter und Arbeiterinnen und alle freiheitlich gesinnten Volkskreise auf, der einzigen politischen Partei Deutschlands beizutreten, die diesen Kampf bisher unerschrocken geführt hat, der unabhängigen sozialdemokratischen Partei, unter deren Banner sich die Sammlung der Arbeiterschaft Deutschlands auf dem Boden der alten sozialdemokratischen Grundsätze vollzieht.“³¹⁰ Dass die Zahl der Arbeiter, die sich von diesem Aufruf angesprochen fühlten und sich nicht mehr auf die papierenen Proteste Braunscher Provenienz beschränken wollten, in Nürnberg weit über die winzige Anhängerschaft der USPD hinausging, sollten die Ereignisse im Januar 1918 zeigen. Braun hatte

³⁰³ K.-D. SCHWARZ, *Weltkrieg und Revolution*, S. 230.

³⁰⁴ Vgl. LVZ Nr. 245 vom 19.10.1917.

³⁰⁵ Einladung der USP, Reichstagswahlkreis Nürnberg-Altldorf. (StdANü, C 7/V 5099).

³⁰⁶ Für die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg hat Dieter Rossmeißl nach mehreren Kriterien eine Liste von „Parteiführern“ in der Nürnberger SPD aufgestellt, zu der u. a. Adolf Braun, Süßheim und eben auch Josef Simon zählten; von den Anführern der Nürnberger USPD zählte ansonsten niemand zu dieser Gruppe. (Vgl. *Sozialdemokratie in Nürnberg*, S. 231-244).

³⁰⁷ Am Tag der Versammlung hatten Dittmann und Josef Simon bei einer Besprechung im örtlichen Stellvertretenden Generalkommando eine Genehmigung für die Rede unter Auflagen erreicht. (Vgl. StellvGenKdo III. AK an MKr vom 5.1.1918; KrA, MKr 11523).

³⁰⁸ KRÖMKER, *Die Nürnberger USPD*, in: STADTARCHIV NÜRNBERG (Hrsg.), *75 Jahre SPD-Stadtratsfraktion Nürnberg*, S. 41-53, Zitat: S. 49.

³⁰⁹ Vgl. Bericht des StdMag Nürnberg an StellvGenKdo III. AK vom 5.11.1917. (KrA, StellvGenKdo III. AK 202).

³¹⁰ Ebd.

als unmittelbare Reaktion auf die USPD-Gründung noch einmal seine Haltung bekräftigt: „Nichts liegt uns ferner, als die Taktik der Mehrheit [...] kritiklos hinzunehmen und als ein Glück für unsere Partei zu erachten. Ebenso ferne liegt unserer Auffassung der Gedanke, daß das Wirken der Opposition außerhalb der Reihen unserer Partei für das Proletariat ein Vorteil sei. [...] Gegenseitige Schonung der Anschauung und gemeinsame Betonung des Einigenden, das ist der Ausgangspunkt, der die streitenden Brüder zusammenführen muß“³¹¹.

Die Überzeugung, dass die Parteispaltung in Nürnberg ein „recht unbegründeter und unnötiger Schritt“³¹² war, wurde offensichtlich zunächst vom größten Teil der Mitgliederschaft geteilt.³¹³ Nur Wenige reagierten mit dem radikalen Schritt des Parteiwechsels auf die Entwicklungen in Berlin, deren Auswirkungen sich die Nürnberger Organisation auf Dauer aber nicht verschließen konnte: „Braun wollte die Einigkeit. Nachdem er nichts erreichte, ist nach der Fraktionsspaltung die Neugründung zur Durchsetzung von Interessen der Opposition notwendig geworden, weil innerhalb der Partei die Austragung von Differenzen unmöglich geworden ist.“³¹⁴ Da diese Auffassung außer von Simon von keiner der lokalen Parteigrößen geteilt wurde, waren dem Anwachsen der Nürnberger Unabhängigen noch engere Grenzen gesetzt als es durch die materielle Notlage und staatliche Repressionsmaßnahmen ohnehin der Fall war.³¹⁵ Der vergleichsweise „linke“ Kurs der Nürnberger Parteiführung führte zweifellos dazu, dass die Bindewirkung der „alten“ Organisation größer war als andernorts; auch in der Folgezeit blieb hier das Klima zwischen den beiden sozialdemokratischen Parteien weitaus besser als beispielsweise in München. Dennoch ist die Behauptung nicht haltbar, es habe in Nürnberg „keine grundsätzlichen qualitativen Unterschiede“³¹⁶ gegeben. Jedenfalls war eine Strategie, die die lokalen Gegebenheiten weitgehend isoliert von der „großen Politik“ betrachtete, gerade in der durch den Krieg hervorgerufenen Ausnahmesituation mittelfristig völlig aussichtslos. Wie sich im Zusammenhang mit dem Würzburger Parteitag zeigen sollte, war jedoch insbesondere Adolf Braun nicht bereit, hieraus die Konsequenzen zu ziehen. Dass die Nürnberger USPD bis

³¹¹ FT Nr. 89 vom 17.4.1917.

³¹² KRÖMKER, Die Nürnberger USPD, in: STADTARCHIV NÜRNBERG (Hrsg.), 75 Jahre SPD-Stadtratsfraktion Nürnberg, S. 41-53, hier: S. 42.

³¹³ In einer Generalversammlung des (Mehrheits-)Sozialdemokratischen Vereins Nürnberg-Altendorf am 16.5.1917 erklärte der Referent Giermann „die Differenzpunkte, um die es sich hauptsächlich handelt und die seiner Meinung nach nicht grundsätzlicher, sondern taktischer Natur sind. Wir können diese Streitfragen nicht entscheiden, aber in unserer Partei ist bisher stets Raum genug für die verschiedensten Auffassungen gewesen [...], deshalb braucht keine Spaltung zu erfolgen, um sich gegenseitig zu bekämpfen.“ Daraufhin wurde ein Antrag, der die Unvereinbarkeit der Mitgliedschaft in USPD und MSPD vorsah, mit großer Mehrheit angenommen. (FT Nr. 116 vom 19.5.1917).

³¹⁴ So die Einschätzung von August Meier. (KRÖMKER, Die Nürnberger USPD, in: STADTARCHIV NÜRNBERG (Hrsg.), 75 Jahre SPD-Stadtratsfraktion Nürnberg, S. 41-53, Zitat: S. 42).

³¹⁵ Zur Reaktion der Behörden siehe unten Kap. 5.3.

³¹⁶ KRÖMKER, Die Nürnberger USPD, in: STADTARCHIV NÜRNBERG (Hrsg.), 75 Jahre SPD-Stadtratsfraktion Nürnberg, S. 41-53, hier: S. 49.

Ende 1917 „eher eine isolierte Caféhaus-Sekte denn eine ernstzunehmende Parteiorganisation“³¹⁷ blieb, dürfte hingegen ein im Kern zutreffendes Urteil sein.

5.2.6 Fürth

In der wirtschaftlich und politisch eng mit Nürnberg verflochtenen Industriestadt Fürth (1916: 65081 Einwohner³¹⁸) hatten die oppositionellen Kräfte in der SPD zunächst noch gehofft, „innerhalb des alten Wahlvereins einen Umschwung herbeiführen zu können“³¹⁹. Nachdem dies offensichtlich nicht gelang, erfolgte im Juli 1917 die Anmeldung einer Ortsgruppe unter der Bezeichnung „Unabhängige Sozialdemokratische Partei Deutschlands, Mitgliedschaft Fürth“; erster Vorsitzender wurde der 48-jährige Bildhauer Adam Hopf³²⁰, sein Stellvertreter der Glasschleifer Johann Fischer³²¹, die Mitgliederzahl belief sich zunächst auf 35.³²² Die erste Mitgliederversammlung fand am 29. Juli statt,³²³ im September trat mit Karsten erstmals ein auswärtiger Redner auf.³²⁴ Bei seiner Reise nach Nürnberg machte Dittmann am 4. November auch in Fürth Station, wo er den gleichen Vortrag in einer öffentlichen Versammlung hielt³²⁵ (die Besucherzahl soll bei 300 gelegen haben³²⁶). Trotz ihrer geringen Größe sollte die Fürther Sektion der USPD kurz darauf am Januarstreik in „hervorragender Weise“³²⁷, wie es der Bericht des Stadtmagistrats ausdrückte, beteiligt sein. Darüber hinaus lassen sich für Mittelfranken im Jahr 1917 keine weiteren Gründungen von Ortsvereinen der USPD feststellen.

³¹⁷ KNOPP, Einigungsdebatte, S. 43.

³¹⁸ Angabe aus Statist. Jb. 1919, S. 20.

³¹⁹ LVZ Nr. 115 vom 19.5.1917.

³²⁰ Hopf, Adam Johann, geb. 24.3.1869 in Fürth, Bildhauer, Beitritt zur SPD, 1917 Übertritt zur USPD, 1917-1918 Vorsitzender der USPD in Fürth, am Januarstreik 1918 führend beteiligt, danach verhaftet, nach kurzer Zeit freigelassen, im Okt. 1918 vom Reichsgericht in Leipzig wegen versuchten Landesverrats zu einjähriger Haftstrafe verurteilt, 1918/19 Mitglied des Arbeiter- und Soldatenrates in Fürth, dort Mitglied des Vollzugsausschusses, ab Juni 1919 Mitglied des Kreistages von Mittelfranken, ab Nov. 1920 Schriftführer der USPD in Fürth, 1921 Mitglied der Kreisleitung der mittelfränk. USPD, ab Nov. 1921 Vorsitzender der USPD in Fürth.

³²¹ Fischer, Johann, geb. 21.10.1880 in Obermuhrental (bei Neuburg a. W.), Glasschleifer, Beitritt zur USPD, ab Juli 1917 2. Vorsitzender der USPD in Fürth, 1918 am Januarstreik in Fürth beteiligt, Delegierter auf dem USPD-Parteitag 1919 (Berlin), ab 1920 Stadtrat in Fürth, Ende 1920 Übertritt zur KPD, ab Juli 1921 Angestellter des Zentral-Verbandes der Glasschleifer.

³²² Vgl. Bericht vom 23.5.1918 (HstAM, MInn 66284) und Schreiben des StdMag Fürth an Reg von Mfr vom 28.8.1917 (StANü, Reg., K. d. I. Abg. 1968 II 215).

³²³ Vgl. Einladung der USPD-Ortsgruppe Fürth zur 1. Mitgliederversammlung. (StdANü, C 7/V 5099).

³²⁴ Vgl. Einladung der USPD-Ortsgruppe Fürth vom 22.9.1917. (Ebd.).

³²⁵ Vgl. Bericht des StdMag Fürth an Reg von Mfr vom 10.12.1917. (StANü, Reg., K. d. I. Abg. 1968 II 675).

³²⁶ Angabe aus OVZ Nr. 263 vom 9.11.1917.

³²⁷ Bericht des StdMag Fürth an Reg von Mfr vom 18.3.1918. (StANü, Reg., K. d. I. Abg. 1968 II 675).

5.2.7 München

In der Landeshauptstadt München (1916: 594096 Einwohner³²⁸) – immerhin der viertgrößten Stadt des Reiches – hatte sich, wie einleitend beschrieben, vor dem Krieg ein politisches und soziales Milieu sui generis gebildet, das sich auch auf die örtliche Sozialdemokratie entsprechend auswirkte. Der Anteil der Industriearbeiterschaft an der Gesamtbevölkerung war hier deutlich geringer als etwa in Nürnberg. Erst im Zuge des Ausbaus der Rüstungsindustrie im Weltkrieg kam es zur Ansiedlung einiger Großbetriebe wie etwa der Krupp-Werke in Freimann, deren – großteils aus Norddeutschland stammende – Belegschaft schon bei der Streikbewegung von Januar 1918 eine politisch relevante Rolle spielen sollte. Hier bildete sich in der zweiten Kriegshälfte ein Protestpotenzial heraus, auf das die oppositionelle Gruppe um Eisner zurückgreifen konnte, an deren Entstehungsgeschichte es nun wieder anzuknüpfen gilt.

Noch bevor es zur Gründung einer USPD-Ortsgruppe in München kam, hatten sich die im Dezember 1916 gestarteten informellen „Diskussionsabende“, deren Bezeichnung durchaus programmatisch zu verstehen war, als Forum der Kriegsgegner etabliert.³²⁹ Diese wöchentlichen Veranstaltungen wurden nirgends öffentlich bekannt gemacht; es traf sich ein Kreis von Eingeweihten, der grundsätzlich jedoch jedem offenstand, der davon erfuhr und sich angesprochen fühlte. Eisner nutzte die neue Plattform, die vom Hauch des Konspirativen umweht war, mit professoralem Gestus, aber rhetorisch geschickt zur Agitation und Aufklärung im Sinne der Parteiopposition; durch die Lektüre ausländischer Zeitungen und dank Informationen, die auf Vertrauensmänner aus dem Regierungsapparat zurückgingen, zeigte er sich hervorragend unterrichtet. Die von ihm so hoch geschätzte Bildungsarbeit fand nun unter völlig veränderten Umständen eine Neuauflage, die Förderung kritischer Vernunft und selbständigen Denkens erschien notwendiger denn je. Eisners geistige Führungsstellung war in diesem heterogenen Kreis unumstritten, er füllte diese Rolle aber keineswegs autoritär oder abgehoben aus. Sein publizistischer Spielraum wurde zur gleichen Zeit weiter eingeschränkt. Im Februar 1917 verbot das Münchner Stellvertretende Generalkommando die Veröffentlichung seiner Artikelserie „Die Mobilmachung als Kriegsursache und anderes“, da die darin gemachten Ausführungen geeignet seien, „die Interessen der Landesverteidigung zu gefährden.“³³⁰ Eisner protestierte energisch, was allerdings wenig Wirkung zeigte.

Die beiden Oppositionskonferenzen vom Januar und April 1917 hatten im Parteikonflikt reichsweit eine neue Lage geschaffen, der sich auch der bayerische Landesverband letztlich nicht zu entziehen

³²⁸ Angabe aus Statist. Jb. 1919, S. 20.

³²⁹ Zum folgenden Abschnitt siehe GRAU, Die Münchner USP, S. 28-39 und ders., Kurt Eisner, S. 322-331.

³³⁰ Abgedruckt in: G. u. R. SCHMOLZE (Hrsg.), Die halbe Macht den Räten, S. 260. Siehe dazu auch StellvGenKdo I. AK an Zensurstelle vom 7.2.1917 (KrA, StellvGenKdo II. AK 253).

vermochte. Der Kontakt zwischen Münchner Opposition und SAG-Führung war bis dahin offenbar lediglich über den Briefwechsel zwischen Eisner und Haase, die sich aus Eisners Berliner Zeit kannten und sich während des Krieges politisch immer näher kamen, aufrechterhalten worden,³³¹ auch mit Kautsky korrespondierte Eisner seit längerem.³³² Davon abgesehen agierte die Münchner Parteiopposition offenbar weitgehend autonom; auch hier setzte sich schließlich die Erkenntnis durch, dass ohne institutionellen Rahmen keine effektive Arbeit möglich war.

Nach dem Gründungsparteitag der USPD vom April 1917 nahm die Parteispaltung auch in München ihren Lauf. Eisner, der in Gotha erneut Vorbehalte gegen den organisatorischen Bruch vorgebracht hatte, blieb zunächst skeptisch: „Die Trennung ist vollzogen. Es bleibt uns nichts anderes übrig, als auch in München eine eigene Organisation zu gründen. Ich habe bis zuletzt dagegen angekämpft; vergebens. Ob es bei uns besser wird – wer weiß es.“³³³ Eisner ging es nach wie vor mehr um Sach- als um Organisationsfragen. In einem Brief an die Wahlkreis-Konferenz der Münchner SPD, die sich dann für den Verbleib in der Partei aussprach, bekräftigte er seinen Standpunkt noch einmal,³³⁴ die Parteeinheit war nun aber nicht mehr zu retten. Fechenbach erinnerte sich später: „Ich war Gegner und auch Eisner war Gegner [der Parteispaltung], er wollte die Einheit erhalten wissen. Er war in der Minderheit: Nachdem die Partei [d. h. die USPD; B. A.] gegründet war, blieb auch den Gegnern nichts anderes übrig, als sich der neuen Partei anzuschließen.“³³⁵ Als erster Schritt zur Bildung einer neuen Ortsgruppe wurde ein eigenes Austrittsformular hergestellt, um Mitgliedern der „alten“ Organisation den Übertritt zu erleichtern.³³⁶

Am 16. Mai 1917 wurde schließlich der Verein „Unabhängige Sozialdemokratische Partei München, Stadt und Land“ gegründet.³³⁷ Erster Vorsitzender wurde der 52-jährige (aus Österreich stammende

³³¹ Siehe dazu die Briefe von H. Haase an K. Eisner vom 17.2. und 4.11.1916 (abgedruckt in: E. HAASE (Hrsg.), Hugo Haase, S. 117f. u. 130f.) und den Brief von K. Eisner an H. Haase vom 5.3.1916 (abgedruckt in: LASCHITZA, Kurt Eisner. Eine Dokumentation, in: BzG 9 (1967), S. 407-435, hier: S. 466-468). Weitere Hinweise bei GRAU, Kurt Eisner, S. 565, Anm. 74.

³³² Vgl. F. EISNER, Der Publizist und Politiker, S. 29-32.

³³³ K. Eisner an E. Belli vom 8.4.1917. (GRAU, Kurt Eisner, Zitat: S. 327).

³³⁴ Darin hieß es u. a.: „Das ist das furchtbare Entweder – Oder! Entweder Krieg bis zur Erschöpfung, damit die deutschen Verantwortlichen des Krieges auf den Leichen des deutschen Volkes ihre Herrschaft zu erhalten vermöchten, oder: Beseitigung dieser Regierung und ihrer Politik und damit Rettung des deutschen Volkes und Frieden! Die sogenannte Mehrheit der deutschen Sozialdemokratie unterstützt wissentlich oder unwissentlich das noch herrschende System, verhindert damit den Frieden und hilft, das deutsche Volk in den Abgrund zu treiben. Daran darf kein deutscher Proletarier, kein deutscher Sozialdemokrat mitschuldig werden.“ (K. Eisner an die Münchener Wahlkreis-Konferenz vom 1.5.1917 (Abschrift); SAPMO-BArch, NY 4060 80).

³³⁵ GRAU, Die Münchner USP, Zitat: S. 37.

³³⁶ Vgl. K. Eisner an H. Haase vom 10.5.1917. (Abgedruckt in: LASCHITZA, Kurt Eisner. Eine Dokumentation, in: BzG 9 (1967), S. 454-489, hier: S. 473f.).

³³⁷ Vgl. PoldirM an StellvGenKdo I. AK vom 26.5.1917 (HstAM, MInn 66284). Bei der Vernehmung führender Mitglieder der Münchner USPD nach dem Januarstreik von 1918 wurde die Gründung der Münchner USPD-Ortsgruppe auf den April 1917 datiert (vgl. Bericht des StellvGenKdo I. AK gegen C. Kröpelin vom 6.2.1918 und Bericht des StellvGenKdo I. AK gegen A. Winter junior vom 9.2.1918; KrA, MKr 253). Eine genaue Klärung lässt sich hier nicht herbeiführen, zumal der Personenkreis, der an der Gründung der USPD beteiligt war, zuvor bereits bei den Diskussionsabenden regelmäßig zusammentraf.

de) Schreinermeister Albert Winter senior³³⁸, zum Schriftführer wurde der 32-jährige Handlungsgehilfe Richard Kaempfer, als Kassierer die 25-jährige Buchhalterin Emilie Landauer³³⁹ gewählt. Eisner, der „die Chancen, die eine parteipolitische Betätigung bot, anfangs sicherlich unterschätzte“³⁴⁰, übernahm – seinem Naturell entsprechend – kein Parteiamt, jedoch unzweifelhaft die „geistige Leitung“³⁴¹, wie es Fechenbach später ausdrückte. Das Statut des Vereins regelte nur das Nötigste, die neue Organisation wurde wohl auch von ihren Urhebern zunächst als zeitlich befristetes Provisorium betrachtet.³⁴² Die „alte“ Partei war, wie nicht anders zu erwarten, bemüht, der neuen Organisation jede Werbemöglichkeit zu entziehen; so war Eisner daran gehindert worden, in der genannten Wahlkreis-Konferenz die Gründe seines Austritts zu erläutern.³⁴³ Die Anziehungskraft der neuen Gruppierung blieb zunächst sehr gering; bis zur Generalversammlung des Sozialdemokratischen Vereins München am 4. Juni traten nur 33 Mitglieder aus, die vermutlich zur USPD überwechselten.³⁴⁴ Unter den übrigen Mitgliedern gab es in dieser Versammlung jedoch auch kritische Stimmen, die eine Veröffentlichung der Position Eisners und eine Zusammenarbeit mit der USPD forderten. Auer bürtete Anträge, die in diese Richtung gingen, schließlich ab, nicht zuletzt mit dem Hinweis auf die intransigente Haltung der Unabhängigen, wie sie speziell Ledebour kurz zuvor zum

³³⁸ Winter, Albert, geb. 27.9.1864 in Altstadt (Mähren), Schreinermeister, 1893 Umzug von Wien nach München, dort in der SPD-Führung aktiv, 1912 bayerischer Staatsangehöriger, 1917 Übertritt zur USPD, 1918 am Januarstreik führend beteiligt, danach bis Okt. 1918 in Haft, Okt./Nov. 1918 Kandidatur für die USPD bei der Landtagsersatzwahl.

³³⁹ Landauer, Emilie, geb. 27.3.1892 in Rothenburg o. d. Tauber, Buchhalterin, ab 1897 in München, verlobt, später verheiratet mit Carl Kröpelin, im Krieg Tätigkeit bei der bayer. Lebensmittelstelle, 1917 Beitritt zur USPD, ab Mai 1917 Kassierer des USPD-Ortsvereins in München, 1918 am Januarstreik führend beteiligt, danach in Haft, April 1918 entlassen, während des Zweiten Weltkrieges Zwangsarbeit in Münchner Rüstungsbetrieb, 1947-1976 in Long Island City (Bundesstaat New York), Rückkehr nach München, gest. 1978 in München.

³⁴⁰ GRAU, Kurt Eisner, S. 328.

³⁴¹ FECHENBACH, Der Revolutionär Kurt Eisner, S. 17.

³⁴² Das Statut des USPD-Vereins München Stadt und Land lautete: „Artikel 1. Zweck des Vereins ist die Unterstützung der Bestrebungen der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei Deutschlands. (Sozialdemokratische Opposition, beschlossen in Gotha zu Ostern 1917). Artikel 2. Mitglied des Vereins kann jede Person vom achtzehnten Lebensjahre an sein, die gewillt ist, die genannte Partei zu unterstützen. Artikel 3. Aufnahmegebühr 30 Pfg. Der monatliche Beitrag beträgt 50 Pfg., für Frauen 25 Pfg. Artikel 4. Der Vorstand des Vereins besteht aus einem Vorsitzenden, einem Kassier und einem Schriftführer, die von der Generalversammlung gewählt werden. Artikel 5. Die Generalversammlung findet alljährlich statt. Außerordentliche Generalversammlungen können bei Bedarf einberufen werden. Artikel 6. Die Generalversammlung entscheidet über die Auflösung des Vereins und über die Verwendung des Vermögens.“ (Abschrift in: HstAM, MIInn 66284).

³⁴³ Vgl. K. Eisner an H. Haase vom 10.5.1917. (Abgedruckt in: LASCHITZA, Kurt Eisner. Eine Dokumentation, in: BzG 9 (1967), S. 454-489, hier: S. 473f.).

³⁴⁴ Vgl. PoldirM an MKr vom 13.6.1917 (KrA, MKr 11528). Laut *Vorwärts* waren von den 14128 Mitgliedern der Münchner SPD (Stand 31.3.1917) bis zum 23.5.1917 wegen des Parteistreits 32 ausgetreten (Angabe aus *Vorwärts* Nr. 143 vom 27.5.1917). Adolf Müller erklärte gegenüber dem preußischen Gesandten in München im Frühjahr 1917, dass von 20000 SPD-Mitgliedern im Großraum München nur 18 zur USPD übergetreten seien (vgl. POHL, Adolf Müller, S. 255).

Ausdruck gebracht hatte.³⁴⁵ Fechenbach hob rückblickend völlig zu Recht hervor: „Es war nur eine kleine Schar, die sich in München der neuen Partei anschloß.“³⁴⁶

So bescheiden der Beginn der Münchner USPD auch war, umso mehr verdient sie die Aufmerksamkeit der Forschung, da sie den entscheidenden Ausgangspunkt für den revolutionären Umsturz in Bayern im November 1918 bildete. Außer bei Eisner selbst und bei Fechenbach sind die biographischen Hintergründe dieser Gruppe bislang kaum erhellt worden; dieses Defizit soll nun verringert werden.³⁴⁷ Bei der Beschreibung des engsten Kreises um Eisner wäre neben Albert Winter junior und Richard Kaempfer vor allem Carl Kröpelin zu nennen, der wie Fechenbach von der Münchner Parteijugend den Weg zur Opposition gefunden hatte.³⁴⁸ Der 1893 geborene Kröpelin, gelernter Werkzeugdreher, war schon 1909 der Sozialistischen Arbeiterjugend in Hamburg beigetreten, wo er als Funktionär tätig war. 1912 wurde er Mitglied der SPD und des Metallarbeiterverbandes; zwei Jahre später kam er nach München, wo er regelmäßiger Teilnehmer der von der Parteijugend veranstalteten „Diskussionsabende“ sowie des „Sozialistischen Arbeitskreises“ war und so zu dem Kreis um Fechenbach stieß, der die Keimzelle der späteren Parteioption bildete. Als Kriegsbeschädigter von der Front zurückgekehrt, schloss Kröpelin sich, obwohl noch Soldat, der Münchner USPD bereits bei ihrer Gründung an.³⁴⁹ Er zählte zu den Hauptorganisatoren des Januarstreiks, weshalb er bis zum Herbst 1918 inhaftiert wurde. Seine Mitgliedschaft im Münchner Revolutionären Arbeiterrat (RAR) und seine Stellung im Führungszirkel der örtlichen USPD lassen vermuten, dass Kröpelin an den revolutionären Ereignissen des 7. November 1918 aktiv beteiligt war.

Als Mitglied des provisorischen Nationalrates und des Aktionsausschusses der Arbeiterräte Bayerns, dort auch als Organisator der bayerischen Arbeiterräte, entfaltete er danach eine umfangreiche Tätigkeit,³⁵⁰ die ihn auch auf Agitationsreisen in die Provinz führte.³⁵¹ Durch seine vielfältigen politi-

³⁴⁵ Vgl. Bericht (handschriftl.) des USPD-Mitglieds W. Eichinger über die Generalversammlung der Münchner MSPD am 4.6.1917. (SAPMO-BArch NY 4060 80).

³⁴⁶ FECHENBACH, Der Revolutionär Kurt Eisner, S. 18.

³⁴⁷ Siehe dazu auch die Kurzbiographien von Fritz Schröder, Ernst Toller und Hans Unterleitner (unten Kap. 6.1.6).

³⁴⁸ Eine biographische Abhandlung über Kröpelin fehlt in der bisherigen Literatur, ein grobes Datengerüst lässt sich aus den wenigen Unterlagen seines Nachlasses im Archiv der Münchner Arbeiterbewegung und den Angaben bei Krause (vgl. USPD, S. 362f.) erstellen.

³⁴⁹ Bei den Ermittlungen gegen Kröpelin in Folge des Januarstreiks wurde von den Behörden festgestellt: „Obwohl dies mit der dem Landesherren im Fähneneid gelobten Treue in unvereinbarem Widerspruch stand, beteiligte sich der Infanterist Karl Kröpelin an der Gründung der Münchener Gruppe der unabhängigen Sozialdemokraten, trat dieser bei Gründung unter der Mitgliedsnummer 20 bei und stellte sich mit Einsatz seiner ganzen Persönlichkeit der Gruppe zur Verfügung.“ (StellvGenKdo I. AK an Stellv. Generalstab der Armee (Berlin) vom 16.2.1918; KrA, MKr 253).

³⁵⁰ Vgl. Georg KÖGLMEIER, Die zentralen Rätegremien in Bayern 1918/19. Legitimation – Organisation – Funktion, München 2001, S. 85-154 und passim.

³⁵¹ Vgl. Protokoll der Vollzugsratssitzung vom 25.1.1919. (HstAM, Arbeiter- und Soldatenrat 2).

schen Funktionen stand Kröpelin nach der Novemberrevolution in unmittelbarem Kontakt mit den kontroversen Debatten über das Räte-system. Er war sicher kein Anhänger eines reinen Räte-systems, gehörte nie dem äußersten linken Parteiflügel an; andererseits erschien ihm - wie vielen anderen - der pure Parlamentarismus ohne zusätzliche Räte als rein formale Demokratie; denn: „Das Stimmzettelabgeben macht noch keine sozialistische Republik.“³⁵² Wie sehr Kröpelin ein Schüler Eisners war, zeigen seine im Januar 1919 geäußerten Organisationsvorstellungen: „Die Arbeiter- und Soldatenräte sind die geeigneten Körperschaften, wo Marken kleben und Mitgliedsbücher eine Nebensache, die geistige Proletariergemeinschaft, aber eine unbedingte Notwendigkeit ist. [...] Führer sind eine Nebensache, eine notwendige Nebensache! Die Hauptsache ist, dass ein geschlossenes Proletariat gegen alle bürgerlich-kapitalistischen, klärikalen [sic] militaristischen und monarchistischen Bestrebungen in Wort, Schrift und Tat, Front macht.“³⁵³

Die Einigung des Proletariats, der sich Kröpelin zutiefst verpflichtet fühlte, rückte schnell in unerreichbare Ferne. Obwohl er nach der Ermordung Eisners dem Zentralrat – formal für kurze Zeit das höchste politische Gremium in Bayern - bis zum 7. März 1919 angehört hatte und sich bei der Vorbereitung der Räterepublik-Bewegung stark engagierte, nahm Kröpelin während der Münchner Räterepublik(en) selbst nur eine untergeordnete Funktion als Mitglied des Hochschulrates ein (und wurde auch nicht wie viele seiner Parteigenossen zu einer Haftstrafe verurteilt).³⁵⁴ Danach übte er in der USPD noch diverse Ämter aus, war Mitglied des Kreistages von Oberbayern, Vorsitzender der südbayerischen USPD, Mitglied des Landesvorstandes und kehrte schließlich wieder zur vereinigten SPD zurück. Hauptamtlich tätig war er von 1920 bis 1933 als Angestellter des DMV in München (in dieser Position engagierte sich Kröpelin auch in der gewerkschaftlichen Bildungsarbeit³⁵⁵). Diese erfüllenden Aufgaben fanden mit der nationalsozialistischen Machtergreifung ihr jähes Ende. Kröpelin wurde arbeitslos, musste sich als Handelsreisender durchschlagen und wurde zu Zwangsarbeit verurteilt, weil er sich weigerte, sich von seiner jüdischen Frau scheiden zu lassen.³⁵⁶

Nach Befreiung und Kriegsende wurde Kröpelin politisch sofort wieder aktiv; er gehörte bereits dem im August 1945 von der amerikanischen Militärregierung eingesetzten Stadtrat und ab April

³⁵² So Kröpelin auf einer USPD-Versammlung in Regensburg im März 1919. (*Regensburger Echo* Nr. 14 vom 29.3.1919).

³⁵³ C. Kröpelin an Rosseutscher vom 11.1.1919. (HstAM, Arbeiter- und Soldatenrat 25)

³⁵⁴ Zu Kröpelins Tätigkeit im Vorfeld und während der Münchner Räterepublik siehe SELIGMANN, *Aufstand der Räte*.

³⁵⁵ Vgl. Günter SCHARFENBERG, *Arbeiterbildung an den Schulen der freien Gewerkschaften in der Weimarer Republik 1919-1933*, Berlin 1988, S. 469.

³⁵⁶ Vgl. Hans Eberhard FROHMUT, *Diskriminierung und Deportation – ein Familienschicksal*, in: LANDESHAUPTSTADT MÜNCHEN (Hrsg.), *Verdunkeltes München. Lesebuch zur Geschichte des Münchner Alltags. Geschichtswettbewerb 1985/1986: Die nationalsozialistische Gewaltherrschaft, ihr Ende und ihre Folgen*, München 1987, S. 55-58.

1946 dem Landesvorstand der bayerischen SPD an.³⁵⁷ Seine Abneigung gegen selbstherrliches Auftreten der Parteioberen hatte er sich aus seiner Zeit in der Parteioption während des Ersten Weltkrieges bewahrt: Er wandte sich gegen die „autoritären Unarten“ Kurt Schumachers und das „Führerprinzip“ in der Partei.³⁵⁸ Schon im August 1945 war die „Aktionsgemeinschaft der Sozialdemokratischen und Kommunistischen Partei in München“ gegründet worden (dabei handelte es sich faktisch um eine Neuauflage der „Linksozialistischen Arbeitsgemeinschaft“ von 1919, bei der Kröpelin an führender Stelle mitgewirkt hatte³⁵⁹). Für die SPD gehörte Kröpelin neben Wilhelm Hoegner und Roßhaupter zu den Unterzeichnern der einschlägigen Vereinbarung; Kröpelin überwarf sich jedoch bald mit den Kommunisten, die „Aktionsgemeinschaft“ endete schon im Januar 1946.³⁶⁰

Daneben war Kröpelin noch Stadtrat in München, Mitglied der verfassunggebenden Landesversammlung von Bayern und Abteilungsleiter im Bayerischen Arbeitsministerium, wo er im März 1946 zum Ministerialrat aufrückte. Ironie der Geschichte: Die Initiative hierzu ging von seinem ehemaligen politischen Gegner Roßhaupter, nunmehr Minister, aus.³⁶¹ Kröpelin versuchte also zum zweiten Mal, eine Nachkriegszeit mitzugestalten - diesmal unter weit günstigeren Vorzeichen. Somit bleibt unklar, was ihn bewog, seine Zelte in München abzubauen und 1947 mit seiner Frau Emilie in die USA auszuwandern. Carl Kröpelin starb im März 1977 in München, wohin er kurz zuvor zurückgekehrt war; anscheinend hat er keine Erinnerungen hinterlassen, die seine Sicht auf dieses bewegte politische Leben wiedergeben.

Zu den frühesten Anhängern Eisners zählend, war Kröpelin gewiss durch dessen Idealismus geprägt. Kröpelin, der einem proletarischen Milieu entstammte und sich seine Bildung hart hatte erarbeiten müssen, war dabei kein jugendlicher „Schwarmgeist“, sondern sich der realen Anforderungen der Politik immer bewusst. Er versuchte den Spagat zwischen visionärer Zukunftsvorstellung und praktischer Alltagsarbeit zu schaffen, ohne das Zweite zu vernachlässigen (seine langjährige Gewerkschaftstätigkeit spricht hier eine eindeutige Sprache). Dies trennte ihn bei aller phasenweise

³⁵⁷ Vgl. Helmut HANKO, „München braucht Sozialdemokraten“. Geschichte der Münchner SPD seit 1945, München 2009, S. 14, 18 u. 24.

³⁵⁸ Über die Tätigkeit Kröpelins im bayerischen SPD-Landesvorstand ist wenig bekannt; Wilhelm Hoegner überliefert eine Äußerung Kröpelins vom Juli 1946 gegenüber den Abgesandten der Gesamtpartei (Alfred Nau und Erich Ollenhauer): „Autokratische Unarten des Genossen [Kurt] Schumacher können wir nicht brauchen. Wie müssen wieder lernen, von wir zu sprechen. Wir müssen von dem Führerprinzip auch in der Sozialdemokratie wegkommen, wir haben keine Schumacherpartei.“ (HOEGNER, Der schwierige Außenseiter, Zitat: S. 230).

³⁵⁹ Die so genannte „Linksozialistische Arbeitsgemeinschaft“ war, unter maßgeblicher Beteiligung Kröpelins, im Januar 1919 in München gegründet worden. Ihr Ziel bestand in einer Verständigung bzw. Kooperation zwischen KPD und USPD (unter Einbeziehung von Teilen der MSPD-Basis).

³⁶⁰ Vgl. Walter MÜLLER, Die Aktionsgemeinschaft zwischen KPD und SPD in München 1945/46, in: BzG 3 (1961), S. 117-138.

³⁶¹ Vgl. Karl-Ulrich GELBERG (Bearb.), Die Protokolle des Bayerischen Ministerrats 1945-1954. Das Kabinett Hoegner I. 28. September 1945 bis 21. Dezember 1946, Band 1, München 1997, S. 181.

eingenommenen Radikalität von den Anarchisten und Kommunisten, und nicht nur das. Über dreieinhalb Jahrzehnte hinweg kämpfte Kröpelin für konkrete Verbesserungen für die Arbeiterschaft – und war bereit, wenn sich die Gelegenheit und Notwendigkeit dazu ergab, auch die herrschende Ordnung aus den Angeln zu heben. Auf einer Mitgliederversammlung im Dezember 1917 gab sich Kröpelin, gerade 24 Jahre alt, ebenso kritisch gegenüber der neuen Partei wie weit ausgreifend bezüglich der anzustrebenden Ziele: „Die ganze Organisation habe sich – nach seiner Anschauung – nur lächerlich gemacht, da sie aus dem Kleinkrämertum und der Spießbürgerei nicht herausgekommen sei. Es fehle an geschulten Leuten und die meisten Mitglieder sind zu wenig vom Geiste der `Unabhängigen` beseelt. Viele Mitglieder des Vereins wissen überhaupt nicht, warum sie die Versammlungen besuchen. So wie es bis jetzt gegangen ist, kann es nicht weitergehen, es muss ein Stamm von Parteigenossen gegründet werden, um die Regierungsgewalt ergreifen zu können.“³⁶²

Vorerst, d. h. aus der Perspektive des Jahres 1917, deutete nicht das Geringste darauf hin, dass die Münchner USPD dazu jemals imstande sein könnte; die Voraussetzungen für die politischen Wirkungsmöglichkeiten des Ortsvereins waren denkbar ungünstig: Es mangelte an materieller Ausstattung jeglicher Art; vor allem das Fehlen eines eigenen Presseorgans schränkte die Öffentlichkeitsarbeit von vornherein ein. Die Anhängerschaft des „alten“ Parteivorstandes bildete in München einen vergleichsweise homogenen Block, dem praktisch alle lokalen Führer angehörten, während die juristische Basis für burgfriedenskritische Aktionen auch in Bayern ziemlich prekär war. Die Aktivitäten der jungen Partei beschränkten sich zunächst weitgehend auf die Fortführung der gewohnten „Diskussionsabende“. Eine atmosphärisch dichte Schilderung des Charakters dieser Veranstaltungen lieferte Oskar Maria Graf (der selbst nicht der Partei beitrug; er betrieb während des Januarstreiks 1918 jedoch illegale Agitation und wurde zwei Wochen inhaftiert³⁶³); in seiner Autobiographie „Wir sind Gefangene“³⁶⁴ schrieb er:

„Dort saßen in einem Nebenzimmer alle rebellischen Elemente Münchens – und es waren ihrer so wenige! Kaum zwei bis drei Dutzend! Wer sie erlebt hat, begreift erst, mit wie wenig man etwas zustande bringen kann, wenn nur der Geist der rechte ist. Was saß denn da neben dem grauhaarigen, bebrillten, immer belebten, immer geistreichen Kurt Eisner? Vier oder fünf ganz Getreue, rundherum etliche oppositionelle SPD-Proleten, USPDler, Intellektuelle und vor allem kriegsmüde Proletarierinnen, Frauen mit ausgelaugten Gesichtern, zerarbeiteten Händen und entschlossenen Augen. Sie waren eigentlich die Nüchternsten, die Mutigsten. Sie arbeiteten in den Granatenfabriken, waren Straßenbahnschaffnerinnen, schufteten sonstwo und erzählten von ihren Nöten, von

³⁶² PoldirM an MKr vom 22.12.1917. (KrA, MKr 11529).

³⁶³ Vgl. Hansjörg VIESEL (Hrsg.), Literaten an der Wand. Die Münchner Räterepublik und die Schriftsteller, Frankfurt/Main 1980, S. 103.

³⁶⁴ Zu Grafts Verarbeitung seiner persönlichen Erlebnisse siehe Peter Michael LÜTZELER, Oskar Maria Graf und die Münchner Revolution von 1918/1919. Zur Problematik des politischen Expressionismus, in: Wolfgang DIETZ/Helmut F. PFANNER (Hrsg.), Oskar Maria Graf. Beschreibung eines Volksschriftstellers, München 1974, S. 123-145. Zur Grafts Biographie und Werk siehe auch Heinz Ludwig ARNOLD (Hrsg.), Oskar Maria Graf, München 1986.

den Schwierigkeiten der Agitation unter ihren Kolleginnen, und sie machten Vorschläge. [...] Wer war damals eigentlich noch in jenen Versammlungen? Syndikalisten und Anarchisten, merkwürdige Menschen mit anthroposophischen Ideen und pazifistische Dichter.“³⁶⁵

Die „Diskussionsabende“, die zunächst unabhängig von den Mitgliederversammlungen weiter abgehalten wurden,³⁶⁶ waren im Sommer 1917 jeweils von etwa 80 Personen besucht.³⁶⁷ Auf der Tagesordnung standen Fragen der Kriegspolitik und des Sozialismus; unter der Anleitung Eisners analysierten die Teilnehmer auch unveröffentlichtes Informationsmaterial über diplomatische Vorgänge.³⁶⁸ Bis zu diesem Zeitpunkt nahmen auch die der anarchistischen Bewegung angehörenden Erich Mühsam und Josef Sontheimer, die über keine eigene politische Basis verfügten, an den Versammlungen teil.³⁶⁹ Eisner und Mühsam überwarfen sich jedoch bald wegen ihrer unterschiedlichen Haltung gegenüber der russischen Revolution;³⁷⁰ ebenfalls im Dezember 1917 erfolgte der Bruch mit Sontheimer. Die späteren Konflikte zwischen Eisner und dem gemäßigten Parteiflügel auf der einen Seite und der radikalen Linken auf der anderen deuteten sich hier bereits an.

Der Mitgliederbestand des Ortsvereins soll zu dieser Zeit 120 betragen haben.³⁷¹ Zu einem ersten Konfrontation mit der Staatsgewalt kam es schon im August 1917, als eine Versammlung, auf der der USPD-Reichstagsabgeordnete Vogtherr sprechen sollte, durch Kriegsminister Hellingrath persönlich verboten wurde, da die „aus Gründen der öffentlichen Sicherheit für notwendig erachteten Bedingungen nicht erfüllt worden sind“³⁷². Diese Maßnahme wurde jedoch erst bekannt gegeben, nachdem sich bereits circa 500 Personen vor den Kolosseums-Bierhallen versammelt hatten, von denen über die Hälfte, darunter zahlreiche Soldaten, nicht sogleich das Feld räumten, was die USPD-Leitung wenigstens nutzen konnte, um Flugschriften und Beitrittserklärungen zu verteilen.³⁷³

³⁶⁵ Abgedruckt in: SCHMOLZE (Hrsg.), *Revolution und Räterepublik*, S. 40.

³⁶⁶ Vgl. FECHENBACH, *Der Revolutionär Kurt Eisner*, S. 18.

³⁶⁷ Fechenbach berichtet von einem Anwachsen der Besucherzahl auf bis zu weit über 100 Teilnehmer (vgl. ebd., S. 19), die etwas niedrigere Zahl gibt der Bericht der PoldirM vom 21.7.1917 an (KrA, MKr 11528).

³⁶⁸ Dazu gehörte eine Denkschrift, die der ehemalige deutsche Botschafter in London Lichnowski 1916 verfasst hatte; darin wurde die deutsche Politik in der Julikrise scharf kritisiert und festgestellt, dass England zu keinem Zeitpunkt Angriffsabsichten gehabt habe. Auf verschlungenen Wegen gelangte die Denkschrift an die Öffentlichkeit und sorgte für großes Aufsehen.

³⁶⁹ Vgl. Ulrich LINSE, *Organisierter Anarchismus im Deutschen Kaiserreich von 1871*, Berlin 1969, 344f.

³⁷⁰ Vgl. Erich MÜHSAM, *Von Eisner bis Levine. Die Entstehung der bayerischen Räterepublik. Persönlicher Rechenschaftsbericht über die revolutionären Ereignisse in München vom 7. November 1918 bis zum 13. April 1919*, Berlin 1929, S. 11.

³⁷¹ Angabe aus Bericht der PoldirM vom 19.7.1917. (KrA, MKr 11528).

³⁷² Anordnung von Kriegsminister Hellingrath vom 27.8.1917. (Ebd.).

³⁷³ Vgl. Bericht des Pressereferates im MKr vom 28.8.1917 (KrA, MKr 17146) und Politischer Bericht vom 28.8.1917 (StAM, RA 57796).

Die Verbreitung von Flugschriften blieb angesichts der begrenzten Ressourcen und Freiräume eine der wenigen praktikablen Agitationsmethoden. So beauftragte der Ortsverein eine Münchner Druckerei damit, 3000 Exemplare eines Flugblattes (die offensichtlich von außerhalb stammten) mit dem Titel „Die Wahrheit über die Friedenspolitik der Regierungssozialisten“ zusätzlich mit dem Aufdruck einer Beitrittserklärung zu versehen.³⁷⁴ Der umfangreiche Text des Flugblattes, der einem Artikel aus der *Leipziger Volkszeitung* entsprach, beinhaltete einen Rückblick auf die Vorgänge in der Partei seit Kriegsausbruch. Zum wiederholten Mal wurde zur Rechtfertigung vorgebracht: „Die Spaltung der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion resultiert also aus der Pflichtvergessenheit ihrer Mehrheit in der Annexions- und Friedensfrage und die gleiche Ursache führte schließlich zur Gründung der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei Deutschlands [...]. Eine lange Zeit hindurch wollten die Führer der Regierungssozialisten ebensowenig wie die Alldeutschen etwas wissen von einem Verständigungsfrieden, auch sie wollten einen Siegerfrieden, der auf Grund der militärischen Gewalt diktiert wird.“ Danach wurde mit umfangreichem Material der Nachweis geführt, dass die Parteimehrheit die Erörterung der Kriegsziel- bzw. Friedensfrage systematisch sabotiert habe, wodurch die Sonderaktionen der Minderheit im Reichstag unvermeidlich wurden. Abschließend folgte der Appell: „Das arbeitende Volk darf und wird sich von ihnen [d. h. den Mehrheitsführern; B. A.] nicht täuschen und betören lassen, es wird immer klarer erkennen, daß einzig und allein die Unabhängige Sozialdemokratische Partei Deutschlands [...] offen und unerschrocken die Volksinteressen vertritt und einem Frieden ohne Annexionen und Kriegsentschädigungen dient, indem sie jegliche Mittel zur Fortführung des Krieges verweigert.“³⁷⁵

Wie schwierig es war, in München Unterstützung für diese Politik zu gewinnen, zeigte sich exemplarisch an der Ortsvereinssitzung vom 7. September 1917. Da sich nur 17 Personen eingefunden hatten,³⁷⁶ fiel die Veranstaltung gänzlich aus; der Polizeibericht konstatierte: „Der Versammlungsleiter nahm in Anbetracht des sehr schwachen Besuches von der Abhaltung der Versammlung Abstand und bedauerte, daß die hiesige Arbeiterschaft eine solche Gleichgültigkeit in dieser Sache an den Tag lege. Auch der Umstand, daß die Polizeidirektion die Versammlung als öffentliche betrachte, zwingt ihn, die Nichtabhaltung der Versammlung durchzuführen, denn er habe keine Lust, seine Haut zum Markte zu tragen und sich aus reinem Vergnügen für die Behörde einer Bestrafung aus-

³⁷⁴ Vgl. MKr an StellvGenKdo XI. AK vom 18.7.1917. (KrA, MKr 13896).

³⁷⁵ Original des Flugblattes. (KrA, MKr 13898).

³⁷⁶ An der Mitgliederversammlung vom 18.6.1917 hatten noch 75-80 Personen teilgenommen. (Angabe aus Bericht der PoldirM vom 19.7.1917; KrA, MKr 11528).

zusetzen.³⁷⁷ Gleichzeitig blieb auch die Anziehungskraft der „Diskussionsabende“ überschaubar.³⁷⁸

Davon unbeeindruckt setzte Eisner, der inzwischen auch von den Behörden „als der geistige Leiter der Bewegung“³⁷⁹ erkannt worden war, seine Aufklärungstätigkeit, insbesondere in Bezug auf die Friedensfrage, fort. In einer Versammlung am 25. November (die Teilnehmerzahl betrug diesmal immerhin rund 200) legte er in einer zweistündigen Rede sein Programm dar.³⁸⁰ Auf innenpolitischem Gebiet kritisierte Eisner die nichtparlamentarische Regierungsweise, das Fehlen von Rechtsstaatlichkeit und die Macht der Militärbehörden. Ausführlicher ging er auf die Außenpolitik ein: Er lehnte die deutsche Unterstützung für Lenin ebenso ab wie eine einseitige Kapitulation eines Landes. Stattdessen forderte Eisner das Selbstbestimmungsrecht der Völker und sah nur noch drei Möglichkeiten, um zum Frieden zu gelangen, nämlich eine militärische Entscheidung, wirtschaftliche Erschöpfung oder die Erringung der Macht durch das Proletariat in allen kriegführenden Staaten. Zum Abschluss rief er die Versammelten auf: „Wir müssen selbst etwas tun, um die politische Macht zu erlangen. Ob dies friedlich abgeht oder nicht, hängt nur von dem Verhalten unserer Gegner ab. [...] Wir wollen nicht den Sieg Deutschlands oder einer anderen Macht, sondern den Sieg der Menschheit, wir wollen niemandes Knecht sein. Daher auch nicht andere Völker zu Knechten machen.“³⁸¹ Die Behörden, die von dieser Rede umgehend Kenntnis erhielten, schätzten sie als „sehr wirksam“ ein; Eisner galt ihnen schon zu diesem Zeitpunkt als „ein besonders beachtenswerter, aber sehr vorsichtiger und politisch erfahrener Vorkämpfer der unabhängigen Sozialdemokratie.“³⁸²

Bis Ende des Jahres hatte die Münchner USPD nach eigenem Bekunden einen Mitgliederstand von 300 erreicht, der Zustand des Vereins galt allerdings als äußerst kritisch.³⁸³ Wegen drohender Gegenmaßnahmen von MSPD und Gewerkschaften wurde auf Agitation in den Fabriken vorerst ver-

³⁷⁷ Der Bericht der PoldirM an das MKr vom 11.9.1917 schloss mit der Folgerung: „Umsomehr scheint es aber geboten, alle Veranstaltungen der unabhängigen Sozialdemokraten mit den gesetzlich zulässigen Mitteln, wenn nicht ganz zu unterbinden, so doch wenigstens fühlbar einzuschränken, um noch Schwankende von dem verderblichen Einfluß ‘unabhängiger’ Hetzer zu bewahren.“ (StAM, RA 57796).

³⁷⁸ Dazu hieß es in einem Bericht der Überwachungsbehörden: „Die Erhebungen über die Diskussionsabende bei Kurt Eisner sind ergebnislos verlaufen. Es dürfte sich um kleinere private Zusammenkünfte handeln.“ (StellvGenKdo I. AK an MKr vom 22.10.1917; KrA, MKr 11529).

³⁷⁹ StellvGenKdo I. AK an MKr vom 9.11.1917. (Ebd.).

³⁸⁰ Ursprünglich war für diese Versammlung der Besuch des USPD-Reichstagsabgeordneten Dittmann, der kurz zuvor in Nürnberg aufgetreten war, vorgesehen. Dieser Auftritt kam offenbar nicht zustande; unklar bleibt, ob dies an den von den Behörden dafür gemachten Auflagen (Vorlage aller Redemanuskripte und Resolutionen im Wortlaut) zurückzuführen war. (Vgl. USPD München Stadt und Land an MKr vom Nov. 1917 (handschriftl.) und MKr an A. Winter sen. vom 23.11.1917; ebd.).

³⁸¹ PoldirM an MKr vom 25.11.1917. (KrA, MKr 11523).

³⁸² Bericht der Abwehrabteilung des StellvGenKdo I. AK vom 12.1.1918. (KrA, StellvGenKdo I. AK 1335).

³⁸³ Zur Lage der Münchner USPD siehe auch Bericht der PoldirM an MKr vom 22.12.1917. (KrA, MKr 11529).

zichtet; an ein schlagkräftiges System von Vertrauensleuten, wie es die USPD in Berlin mit den sogenannten „Revolutionären Obleuten“ in den großen Rüstungsbetrieben aufzubauen vermochte, war somit überhaupt nicht zu denken. Auf zwei Mitgliederversammlungen im Dezember 1917 kam es zum offenen Streit. Zunächst übte Kröpelin scharfe Kritik am Vorsitzenden Albert Winter senior, dem er Dilettantismus vorwarf. In der darauf folgenden Zusammenkunft eskalierte die Auseinandersetzung; Winter legte sein Amt nieder, schlug Unterleitner als Nachfolger vor, ließ sich offensichtlich aber noch einmal umstimmen. Winters Hinweis auf die völlige Leere der Parteikasse und die Beendigung der Versammlung mit persönlichen Angriffen runden das Bild einer mit kaum zu bewältigenden Problemen kämpfenden Ortsgruppe ab, die sich trotz ihrer geringen Mitgliederzahl auch noch den Luxus von internen Streitereien leistete. Die Münchner Polizeidirektion stellte zufrieden fest: „Von der unabhängigen sozialdemokratischen Partei kann es nicht abgeleugnet werden, daß das Endziel ihres Strebens die Revolution ist. [...] Bei der im Münchener Verein bestehenden Uneinigkeit, welche auf die in den Vereinsabenden von mehreren Mitgliedern gerügte Selbstüberhebung einzelner zurückzuführen ist, wird jedoch ein Erfolg, wie ihn die `Unabhängigen` erträumen, sicher ausgeschlossen sein.“³⁸⁴

Gegenüber diesen organisatorischen Schwierigkeiten und persönlichen Animositäten war auch Eisner bei aller Autorität weitgehend machtlos, sie dürften ihn vielmehr in seiner Reserve gegenüber Parteiapparaten bestätigt und seine Hoffnung auf die Fähigkeit der Massen zur Selbstorganisation bestärkt haben. Dennoch hatte die USPD, die als einzige Partei den Krieg konsequent ablehnte, auch in München eine Sonderstellung, die ein gewisses öffentliches Interesse hervorrief, das nicht zuletzt Eisner zugute kam. Dieser hielt ungeachtet der Probleme seiner Partei an seinen inzwischen gewonnenen Überzeugungen fest. Das Singuläre an Eisner war, dass er „nicht nur ein klares Ziel vor Augen [hatte], sondern auch eine Vorstellung von dem Weg, auf dem dieses zu erreichen war. [...] Mit der Wiederherstellung des Friedens mußte, davon war er fest überzeugt, die Aburteilung der Urheber des Krieges und ihre Entfernung von den Schalthebeln der Macht einhergehen. Zugleich war aber auch das Herrschaftssystem zu beseitigen, das solchen Machtmißbrauch zugelassen hatte. [...] Der einzige Weg dorthin führte, wie Eisner glaubte, über die Machtergreifung durch das Proletariat, über die Revolution.“³⁸⁵ Dieses Ziel gab Eisner Halt und Überzeugungskraft; mit der „alten“ Partei verband ihn nichts mehr, sie verkörperte nach seinen Worten „die monarchistisch-oligarchische Organisation von Beamten- und Angestelltenpartei, von Ober- und Unterführung, von Geschäften und Kassen . . ., diese riesige, unpolitische, ohnmächtige, öde, geistlose und verlogene Vereinsmeierei, in der die vielen ein paar Groschen wie einen Ablaß zahlen, um ein paar Leute

³⁸⁴ Ebd.

³⁸⁵ GRAU, Kurt Eisner, S. 331.

für sich arbeiten zu lassen.³⁸⁶ An einer Neuauflage einer solchen Organisation war Eisner nicht interessiert, er dachte in anderen Kategorien.

5.2.8 Übriges Südbayern

Außerhalb Münchens ist für das Jahr 1917 nur noch die Gründung eines einzigen USPD-Ortsvereins in Südbayern nachweisbar. Ende Mai oder Anfang Juni fasste die Versammlung des Sozialdemokratischen Vereins Kottern (Bezirksamt Kempten) den einstimmigen Beschluss, zur USPD überzutreten (anwesend waren dabei 51 von 64 Mitgliedern); zum Vorsitzenden wurde der 43-jährige Buchhändler Wilhelm Schmid³⁸⁷ gewählt, der bislang schon an der Spitze der sozialdemokratischen Sektion gestanden hatte. Unter Hinweis auf die vorangegangene Nürnberger Landeskonferenz wurde dabei folgende Resolution verabschiedet: „Da die Parteiinstanzen nicht gewillt sind, den Anhängern der sozialdemokratischen Opposition Meinungs- und Handlungsfreiheit zu gewähren, vielmehr der statutenwidrigen und gewaltsamen Politik des Parteivorstandes auch in Bayern Geltung verschaffen wollen, ist es uns unmöglich, in der Landesorganisation der sozialdemokratischen Partei zu verbleiben.“³⁸⁸ Dieser Darstellung trat die *Schwäbische Volkszeitung* sofort entgegen und warnte eindringlich davor, Sonderorganisationen zu bilden.³⁸⁹ Bis Kriegsende gelang es der USPD dann kaum, in Schwaben weitere organisatorische Fortschritte zu erzielen.

5.3 Die Reaktion der Behörden auf die Gründung der USPD

Die bisherige Strategie der Behörden, die Sozialdemokratie mit symbolischen Konzessionen und vagen Versprechungen auf die Unterstützung der Kriegsanstrengungen zu verpflichten, wurde durch die Entstehung einer eigenen Parteiorganisation der Burgfriedensgegner vor neue Herausforderungen gestellt; sie musste nun dementsprechend erweitert und modifiziert werden. Bereits Anfang 1917 war von Berlin die Warnung vor „landesverräterischen Umtriebe[n]“³⁹⁰ ausgegangen, die ihren Ursprung bei der SAG hätten. Daraufhin wies das Bayerische Innenministerium die Regierungspräsidien an, dahingehende Entwicklungen zu beobachten und „auch alle Vorbereitungen [zu]

³⁸⁶ Gefängnistagebuch, Eintrag vom 19.2.1918. (F. SCHADE, Kurt Eisner, Zitat: S. 118, Anm. 69).

³⁸⁷ Schmid, Wilhelm, geb. 21.4.1874 in Adelsried (BA Zusmarshausen), Werktagsschule in Adelsried, Sonntagsschule in Zusmarshausen, Hammerschmidlehre, Tätigkeit als Hammerschmid in Augsburg, 1897-1899 in der Schweiz in der Landwirtschaft tätig, danach in Baden, ab 1901 in Kempten, dort diverse berufliche Tätigkeiten, 1905 Beitritt zur SPD und zum Deutschen Fabrikarbeiter-Verband, ab 1912 Reisender und Ausgeher bei Kolportagebuchhändler in Schelldorf bei Kempten, ab 1916 Mitinhaber eines Buchladens, Vorsitzender der SPD in Kottern, 1917 Übertritt zur USPD, dort Vorsitzender der Ortsgruppe Kottern, ab 8.12.1918 Mitglied des Arbeiter-, Bauern- und Soldatenrates Kempten und Umgebung, Jan. 1919 Kandidatur für die USPD zum bayer. Landtag, April 1919 an der Räterepublik in Kempten führend beteiligt, Mitglied der Kommission zur Bewaffnung des Proletariats und der Wohnungskommission, Mai 1919 Verhaftung, Juli 1919 Verurteilung zu 15 Monaten Festungshaft, Okt. 1920 Haftentlassung.

³⁸⁸ *Augsburger Postzeitung* Nr. 255 (Vorabendblatt) vom 5.6.1917.

³⁸⁹ Vgl. SVZ Nr. 128 vom 4.6.1917.

³⁹⁰ ZPolSt Mitte an MKr vom 4.1.1917. (KrA, MKr 251).

treffen, um etwaigen Unruhen sofort mit der nötigen Bereitschaft begegnen zu können.³⁹¹ In die gleiche Richtung gingen auch die Anordnungen der Militärbehörden.³⁹²

Zunächst behielten die Behörden aus taktisch-psychologischem Kalkül heraus eine erhebliche Toleranz gegenüber allgemeinen Unmutsäußerungen bei; ein Erlass des Preußischen Kriegsministeriums vom 17. Januar 1917 legte auch für Bayern die Richtlinien fest: „Die wirtschaftlichen und Ernährungsschwierigkeiten drängen zur Erörterung, Klagen, Wünsche und Vorschläge müssen einen Weg in die Öffentlichkeit finden, um sich zu klären. Ein Sicherheitsventil muß vorhanden sein, um angesammelte Unzufriedenheit und Kleinmütigkeit zu entlasten. [...] Eine ungehinderte Versammlungstätigkeit ist in vielen Fällen erwünscht, damit zuverlässigen Führern Gelegenheit gegeben werden kann, Klagen und Wünsche der Arbeiterschaft kennen zu lernen und beruhigend und aufklärend auf sie einzuwirken.“³⁹³ Die „Ventiltheorie“, die Adolf Müller bereits bei Kriegsbeginn eingeführt hatte,³⁹⁴ wurde nun von „ganz oben“ abgesegnet.

Obwohl die Militärbehörden den Einfluss der in ihrem Sinne wirkenden Führer des SPD-Mehrheitsflügels auf die städtische Bevölkerung noch als vorherrschend betrachteten,³⁹⁵ trafen sie bereits umfangreiche Vorbereitungen für den Fall von Unruhen.³⁹⁶ Um diesen vorzubeugen, wurden die Wirkungsmöglichkeiten der Burgfriedensgegner in der SPD systematisch eingeschränkt (so wurde bereits die Verbreitung der von Haase auf der Reichskonferenz im September 1916 gehaltenen Rede verboten;³⁹⁷ linke Parteiredakteure wie Eugen Prager³⁹⁸ von der *Leipziger Volkszeitung*

³⁹¹ MIInn an RegPräsidiien vom 16.2.1917. (Ebd.).

³⁹² Vgl. StellvGenKdo I. AK an RegPräsidiien vom 3.4.1917. (KrA, MKr 2497).

³⁹³ MKr an StellvGenKdos vom 12.2.1917. (KrA, MKr 13887).

³⁹⁴ Siehe oben Kap. 3.2.6.

³⁹⁵ In einem Erlass des Bayerischen Kriegsministeriums vom 11.8.1917 hieß es: „Verhältnismäßig am besten werden die moralischen und materiellen Prüfungen von der *organisierten Arbeiterschaft* ertragen. Hohe Löhne [sic !], straffe Organisation und der starke Einfluß der Führer der sozialdemokratischen *Mehrheitspartei*, sowie der freien, christlichen und Hirsch-Dunkerschen Gewerkschaften stützen und stärken ihren Willen zum Aushalten so nachhaltig, daß – wenigstens in Bayern – von dieser Seite her ein Nachlassen der seelischen Widerstandskraft zunächst nicht zu befürchten ist.“ (Abgedruckt in: DEIST (Bearb.), *Militär und Innenpolitik*, 2. Teil, S. 855-857, hier: S. 856).

³⁹⁶ Vgl. Erlass des MKr zur Bekämpfung innerer Unruhen vom 2.4.1917. (KrA, MKr 2497).

³⁹⁷ Vgl. StellvGenKdo I. AK an MKr vom 10.1.1917. (KrA, MKr 13888).

³⁹⁸ Prager, Eugen, geb. 31.5.1876 in Bosacz (Kreis Ratibor), Mittelschule, Handlungsgehilfenlehre, Militärdienst, Handlungsgehilfe in Breslau, Beitritt zum ZdH, Beitritt zur SPD, ab Juni 1904 Mitglied des Vorstandes des ZdH in Breslau, 1904-1906 Mitarbeiter der Breslauer *Volkswacht*, 1906 bis Sept. 1907 Redakteur beim *Offenbacher Abendblatt*, Okt. 1907 bis Okt. 1911 bei der *Rheinischen Zeitung* in Köln, Okt. 1911 bis April 1914 bei der *Tribüne* in Erfurt, April 1914 bis April 1919 bei der *Leipziger Volkszeitung*, 1917 Übertritt zur USPD, ab Aug. 1917 Militärdienst, Mai 1919 bis April 1922 Redakteur beim USPD-Zentralorgan *Freiheit* in Berlin, 1919-1933 Mitglied im Vorstand des „Vereins Arbeiterpresse“, 1922 Rückkehr zur SPD, Redakteur beim *Vorwärts*, ab Jan. 1925 Angestellter der SPD-Reichstagsfraktion als Herausgeber des „Sozialdemokratischen Pressedienstes“, nach 1933 im Widerstand gegen das NS-Regime, bis 1938 journalistische Tätigkeit für verschiedene Zeitungen, Jan. 1942 Deportation in das Ghetto von Riga, bei der Ankunft dort von der SS ermordet.

wurden gezielt zum Militärdienst einberufen³⁹⁹). Zwischen der Gründung der USPD und der – auf Bayern noch nicht übergreifenden – großen Streikbewegung im Frühjahr 1917 sah das Preußische Kriegsministerium einen engen Zusammenhang⁴⁰⁰ und zog daraus die Folgerung: „Diesem gefährlichen Treiben der unabhängigen Sozialdemokratie muß mit aller Entschiedenheit entgegengetreten und ihr die Möglichkeit zur Verbreitung ihrer Gesinnung im Volke unterbunden werden.“⁴⁰¹ Als geeignete Maßnahmen wurden die Überwachung von USPD-Versammlungen, die Verhaftung von „Hetzrednern“ (wobei wohlweislich auch Angriffe auf die MSPD zu unterbinden seien), Verbot bzw. Auflösung von Versammlungen und das Vorgehen gegen kriegsfeindliche Flugschriften aufgezählt. Den Kampf der USPD gegen die Mehrheitssozialdemokratie interpretierte man in Berlin dabei explizit als Anschlag auf den Burgfrieden.⁴⁰²

Das Bayerische Kriegsministerium hielt es ebenfalls für geboten, auf die neugegründete Partei mit administrativen Gegenmaßnahmen zu reagieren, rekurrierte aber doch auf die in Bayern verbindliche spezifische Rechtsgrundlage⁴⁰³ und warnte davor, kooperationswillige Kräfte (d. h. natürlich v. a. die SPD-Mehrheit) zu verprellen.⁴⁰⁴ Auf die Betonung der bayerischen Eigenständigkeit auch in dieser Frage folgte ebenfalls die Anweisung, die Tätigkeit der USPD genau zu überwachen; dies forderte wenig später auch Innenminister Brettreich, „damit nicht die Behörden von Ereignissen überrascht werden, die zu den bedenklichsten Folgewirkungen führen könnten.“⁴⁰⁵ Das Innenministerium wies Ende 1917 die Regierungspräsidien noch einmal eindringlich darauf hin, dass das

³⁹⁹ Vgl. FISCHER/ZIMMERMANN, Eugen Prager, S. 77.

⁴⁰⁰ Vgl. Bericht des bayr. Beauftragten beim preuß. Kriegsamt vom 14.8.1917 über Besprechung vom Vortag über die vorangegangene Streikbewegung. (KrA, MKr 252).

⁴⁰¹ Erlass des Preuß. Obermilitärbefehlshabers an MKr vom 14.6.1917. (HstAM, MA 92782).

⁴⁰² Die leitenden Stellen in Berlin verlangten beispielsweise, die Verbreitung des Aufrufes der USPD-Zentrale vom 12.4.1917 zu untersagen (vgl. Obermilitärbefehlshaber Berlin an StellvGenKdos vom 26.6.1917; KrA, StellvGenKdo I. AK 1895), da dieser „in parteipolitisch agitatorischer Weise gegen den rechtsstehenden Flügel der Sozialdemokratie Stellung nimmt sowie zum Abfall von diesem und zur Werbung von Mitgliedern für die Unabhängige Sozialdemokratie auffordert und dadurch den Burgfrieden stört“. (StellvGenKdo I. AK an Distriktpolizeibehörden des Korpsbezirks vom 20.7.1917; ebd.). Diese Anordnung wurde an die lokalen Polizeibehörden in Bayern weitergereicht (vgl. StellvGenKdo I. AK an Distriktpolizeibehörden des Korpsbezirks vom 20.7.1917; StAA, BA Neuburg 6774).

⁴⁰³ „Im Hinblick auf die in Bayern gesondert gelagerten politischen Verhältnisse möchte es sich aber nicht empfehlen, einer allenfalls beabsichtigten Neugründung von vornherein mit einem Verbot entgegenzutreten; vielmehr wird es zweckmäßig sein, zunächst wenigstens den Versuch zu machen, durch eine strenge Handhabung der Zensur die öffentliche Sicherheit gefährdende Veröffentlichungen [zu] verhindern.“ (MKr an StellvGenKdos vom 16.8.1917; KrA, MKr 13895).

⁴⁰⁴ In einem Schreiben an den Ministerpräsidenten wies Kriegsminister Hellingrath im April 1917 auf „die große Not und Entbehrung, die nicht nur den minderbemittelten, breiten Volksmassen, sondern auch dem ganzen Mittelstand, insonderheit aber dem großen Heere der Festbesoldeten auferlegt ist“, hin und fügte hinzu, „daß diese Not nicht zuletzt darum ertragen wird, weil die Führer der in den Parteien organisierten Volksmassen mit Einsatz ihrer ganzen Persönlichkeit sich für diesen Zweck *rückhaltlos* und freudig einsetzen. Mit der Ausschaltung dieser im vaterländischen Geiste freiwillig und überzeugt wirkenden Einflüsse aber, würde die innere Kraft und Geschlossenheit unseres Volkes auf das Äußerste gefährdet, und alle etwa als Gegenwirkung beabsichtigten Versuche, durch *künstliche* Stimmungsmache hierfür einen Ersatz zu bieten und *die öffentliche Meinung von regierungswegen zu galvanisieren*, müßten m. E. unbedingt scheitern.“ (Kriegsminister Krefß an den Ministerpräsidenten vom 2.4.1917; abgedruckt in: DEIST (Bearb.), Militär und Innenpolitik, 2. Teil, S. 700-702, hier: S. 700f.).

⁴⁰⁵ Minn an MKr vom 27.9.1917. (KrA, StellvGenKdo III. AK 202).

Kriegsministerium diesbezüglich auf dem Laufenden gehalten zu werden wünschte.⁴⁰⁶ (Dem Zweck der Informationsbeschaffung diente auch die Überwachung der Post von Richard Kaempfer;⁴⁰⁷ gegenüber Eisner war diese Maßnahme schon seit längerer Zeit in Kraft.)

Mit der förmlichen Parteisplaltung war für die Behörden deutlicher geworden, welcher Teil der Sozialdemokratie *nicht* bereit war, an der Mobilisierung der Gesellschaft zur Durchsetzung offensiver Kriegsziele mitzuwirken (die Reaktion der Militärbehörden auf die Forderung nach einem Verzicht auf Eroberungen sprach bezüglich der tatsächlich verfolgten Kriegsziele eine deutliche Sprache). Mindestens ebenso bedrohlich erschien die Weigerung der Opposition, sich in der Verfassungs-, das hieß im Klartext: der Demokratisierungsfrage mit Vertröstungen auf die Nachkriegszeit zufrieden zu geben. Die Sprengkraft der Forderungen der neuen Partei für den gesellschaftlichen Status quo sahen die Herrschaftsträger von Anfang an und antworteten mit entsprechenden Repressionsmaßnahmen, ungeachtet der Tatsache, dass die USPD zunächst nur eine kleine, sehr heterogene Gruppierung mit eng begrenzten Möglichkeiten war.

Die Urteile der Behörden gingen dabei auseinander. Die preußische Gesandtschaft in München berichtete dem Reichskanzler im Juni 1917: „Die schon früher gemeldete, von Dr. A[dolf]. Müller leicht genommene Uneinigkeit innerhalb der bayerischen Sozialdemokratie scheint doch weiter um sich zu greifen.“⁴⁰⁸ In einem Bericht vom August stellte das Pressereferat im Kriegsministerium für Bayern hingegen fest, dass bis zu diesem Zeitpunkt „die `Unabhängigen` keinen maßgebenden Einfluß gewinnen [konnten], die sämtlichen sozialdem. Zeitungen stehen ausgesprochen auf dem Standpunkte der Mehrheitspartei.“⁴⁰⁹ Bei einer Bilanz über die Streikbewegung vom April wurde für Bayern lapidar vermerkt: „Bevölkerung wenig angekränkt durch die neue Richtung [innerhalb der Sozialdemokratie, d. h. die USPD]. Die Mehrheit [d. h. die MSPD; B. A.] steht immer in Fühlung mit der Regierung.“⁴¹⁰ Für das Bayerische Innenministerium hingegen stand es „jedenfalls außer Zweifel, daß die radikalen Gruppen der deutschen Sozialdemokratie im Laufe der letzten, politisch hoch bedeutsamen Monate, insbesondere seit Ausbruch der russischen [Februar-]Revolution sich bedeutend bemerkbar gemacht und unter dem Einfluß einer Reihe von Strömungen der gegenwärtigen erregten und politisch verworrenen Zeit wohl auch stark an Boden gewonnen haben. Dies fällt um so mehr ins Gewicht, als die Unabhängigen dabei angeblich bloß das eine

⁴⁰⁶ Vgl. MInn an RegPräsidien vom 29.12.1917. (KrA, MKr 11529).

⁴⁰⁷ Vgl. StellvGenKdo I. AK an Oberpostdirektion München vom 6.6.1917. (KrA, StellvGenKdo I. AK 1644).

⁴⁰⁸ Bericht der K. Pr. Gesandtschaft in München an T. v. Bethmann Hollweg vom 5.6.1917. (PolArchivAA, R 383).

⁴⁰⁹ MKr an MA vom 12.8.1917. (HstAM, MA 97552).

⁴¹⁰ Aufzeichnung über die Besprechung vom 26.4.1917 im Kriegsamt über die Streikbewegung. (Abgedruckt in: DEIST (Bearb.), Militär und Innenpolitik, 2. Teil, S. 724-735, hier: S. 734).

Ziel verfolgen, den Massen den ersehnten Frieden zu bringen.“⁴¹¹ Bei den untergeordneten Stellen herrschte mitunter einige Verwirrung hinsichtlich der Richtungskämpfe in der Sozialdemokratie,⁴¹² die durch entsprechende Rhetorik zu überspielen versucht wurde; die Spitze des Bamberger Stadtmagistrats bekundete im April 1917: „Ich hoffe aber, dass es mir erspart bleibt, die schärfsten Massnahmen anzuwenden, weil im grossen und ganzen die Stadt sich doch aus ruhigen besonnenen Elementen zusammensetzt [...] und die hiesige Arbeiterschaft ein Zusammengehen mit der sozialdemokratischen Arbeitsgemeinschaft und deren verräterischen Tendenzen weit von sich weist.“⁴¹³

Analog zur Bekämpfung des „radikalen“ Flügels der Sozialdemokratie verliefen die intensivierten Versuche, den Einfluss der Mehrheitspartei zu erhalten und zu stärken,⁴¹⁴ notfalls unter Gewährung von begrenzten Konzessionen. General Groener, der Chef des Kriegsammtes, hatte bereits in einer Besprechung am 26. April 1917 eine strikte Trennlinie im Umgang mit rechter Sozialdemokratie (mit dieser sollte weiter zusammengearbeitet werden) und USPD (diese sollte isoliert und bekämpft werden) gefordert.⁴¹⁵ In der Reichsleitung war es nahezu *opinio communis*, dass von der Mehrheitssozialdemokratie nichts zu befürchten war;⁴¹⁶ „besonders seit Frühjahr 1917 wurden in der Bewertungsskala der Monarchie, d. h. der Heeresleitung und der stellvertretenden Generalkommandos, nur noch Unabhängige und Spartakisten zu den `Staatsfeinden` gezählt, während die Mehrheitssozialdemokraten und die ihnen nahestehenden Gewerkschaften immer mehr auf die Seite der staaterhaltenden Kräfte gerückt wurden.“⁴¹⁷ Das Stellvertretende Generalkommando in Nürnberg gab dieser Linie folgend als Devise aus: „Der Einfluß der Gewerkschaftsführer muß unter allen Umständen erhalten bleiben. Er bleibt erhalten, wenn die Regierung nicht durch antisoziale Massnahmen u. Begünstigung des Herrenstandpunktes bei den Arbeitgeber-Organisationen selbst Wasser auf die Mühlgänge der Unabhängigen leitet.“⁴¹⁸ Die gegenüber der USPD – in begrenztem

⁴¹¹ MIInn an RegPräsidiem vom 3.9.1917. (StANü, Reg. K. d. I. Abg. 1968 II 206).

⁴¹² In einem Bericht des Bamberger Stadtmagistrats hieß es: „Ob der Referent der Versammlung, Reichstagsabgeordneter Gustav Noske aus Chemnitz, zur Fraktion der Unabhängigen Sozialdemokraten gehört oder nicht, vermögen wir nicht zu beurteilen.“ (StdMag Bamberg an Reg von Ofr vom 20.10.1917; StABa, K 3 Präs. Reg. 1834).

⁴¹³ StdMag Bamberg an Reg von Ofr vom 7.4.1917. (StABa, K 3 Präs. Reg. 1894).

⁴¹⁴ Ein Monatsbericht des Pressereferates im MKr vom Juli 1917 schätzte den Wert der Mehrheitssozialdemokratie wie folgt ein: „Der Haltung der führenden sozialdemokratischen Kreise ist es mitzuverdanken, daß auch im Juli keinerlei organisierte Arbeiterausschreitungen oder Arbeitseinstellungen stattgefunden haben.“ (KrA, MKr 12844).

⁴¹⁵ Vgl. FELDMAN, *Armee, Industrie und Arbeiterschaft*, S. 275.

⁴¹⁶ So schrieb Arthur Zimmermann, Staatssekretär im Auswärtigen Amt, im Mai 1917 (im Vorfeld der Stockholmer Friedenskonferenz der internationalen sozialistischen Parteien im September 1917) an Ludendorff: „Im unmittelbaren Angesicht des Sieges wird auch die deutsche Sozialdemokratie nicht mehr aufs Verzichtestimmte sein. Bei günstiger Weiterentwicklung der militärischen Lage wird sie vielmehr desto sicherer für alle zum Wohle des Vaterlandes nötigen Forderungen an den Feind zu gewinnen sein, je schlechtere Erfahrungen sie inzwischen mit ihren fremden Parteigenossen gemacht hat.“ (WIELAND, *Die Verteidigungslüge*, Zitat: S. 116).

⁴¹⁷ Ulrich KLUGE, *Soldatenräte und Revolution*, Göttingen 1975, S. 169.

⁴¹⁸ StellvGenKdo III. AK an MKr vom 2.11.1917. (KrA, MKr 12846).

Rahmen – geübte Nachsicht entsprang also dem Kalkül, dadurch eine Radikalisierung der Arbeiterschaft auf Kosten des Einflusses der integrationswilligen MSPD zu verhindern - und weniger der Furcht vor Gegenmaßnahmen der MSPD bei einer Verschärfung der Repressionsmaßnahmen gegenüber der USPD.⁴¹⁹

Nach der Gründung der USPD wurde der Spielraum für die Erörterung sensibler Themen in der Öffentlichkeit dennoch immer mehr eingeengt. Der in der *Leipziger Volkszeitung* veröffentlichte Aufruf, der einen annexionslosen Frieden forderte, durfte weder nachgedruckt noch diskutiert werden.⁴²⁰ Auf den Nullpunkt sank die taktische Flexibilität der Behörden immer dann, wenn die USPD die expansiven Kriegsziele der Reichsleitung thematisierte. Ein geheimer Erlass des Bayerischen Kriegsministeriums vom 22. November 1917 bestimmte: Die von der USPD „geplanten öffentlichen Versammlungen sind, wenn sie die Forderung eines sofortigen allgemeinen Waffenstillstandes zum Zwecke eines annexionslosen Friedens zum Gegenstand haben, nicht zu genehmigen, mit der Begründung, daß eine derartige Forderung in der Heimat den Geist zum Durchhalten und bei den Truppen des Feldheeres den Siegeswillen schädigen, somit den Interessen der öffentlichen Sicherheit im Kriege widersprechen würde.“⁴²¹ (Damit war bereits der Kern der Dolchstoßlegende im Denken der Militärs verankert.⁴²²) Mit diesem Verbot folgte man in München strikt den Vorgaben aus Berlin.⁴²³ Wenn es an die politische Substanz ging, fand der „bayerische Sonderweg“ schnell sein Ende.

5.4 Die bayerische Mehrheitssozialdemokratie

Eine vergleichbare Bedrohung des „Siegeswillens“, wie sie von den wenigen strikten Befürwortern eines annexionslosen Friedens ausging, war von der bayerischen MSPD mitnichten zu erwarten. Vor allem da die Mehrheitspartei die Vorherrschaft über die Partei- und Gewerkschaftsorganisationen in den größten Städten – München, Nürnberg und Augsburg – vorerst unangefochten behauptete, erschien die Gründung der USPD in Bayern zunächst nur als Marginalie. Das Kriegsministerium war folglich bemüht, diesen ihm genehmen Zustand nicht durch überzogene Maßnahmen zu gefährden.⁴²⁴ Die insbesondere in der südbayerischen (M)SPD stark ausgeprägte Kooperationsbereitschaft gegenüber den staatlichen Stellen würdigte Kriegsminister Hellingrath ausdrücklich; in

⁴¹⁹ So behauptet bei W. ALBRECHT, Landtag und Regierung, S. 283.

⁴²⁰ Vgl. Telegramm der Oberzensurstelle Berlin an MKr. (KrA, MKr 13899).

⁴²¹ MKr an StellvGenKdos vom 22.11.1917. (KrA, MKr 11522).

⁴²² Siehe dazu unten Kap. 6.7.

⁴²³ Vgl. Telegramm der Oberzensurstelle Berlin an MKr vom 14.11.1917. (KrA, MKr 13899).

⁴²⁴ Das Kriegsamt beim Bayer. Kriegsministerium verlangte im September 1917, „daß alle mit Arbeiterfragen befaßten Organe der Kriegsamtsstelle von der Notwendigkeit strenger Objektivität gegenüber den Gewerkschaften und eines vertrauensvollen Zusammenwirkens mit den Führern der Arbeiter durchdrungen sind.“ (AY, Entstehung einer Revolution, Zitat: S. 84).

einem Schreiben an die Berliner Oberzensurstelle vom Juni 1917 wies er darauf hin, dass die *Münchener Post*

„trotz mancher Entgleisungen [...] sich während des Krieges im allgemeinen durchaus loyal verhalten und im vaterländischen Sinne betätigt [hat]. Ihrem Einflusse ist es nicht zum mindesten [soll heißen: nicht zuletzt; B. A.] zu danken, dass bisher in Bayern nennenswerte Aufstandsbewegungen nicht vorgekommen sind und die unabhängigen Sozialdemokraten nur sehr geringe Gefolgschaft gewinnen konnten. Die Stellung des Blattes ist naturgemäss in der gegenwärtigen Zeit infolge der verhetzenden Agitation der radikalen Sozialdemokraten keine leichte; der Verdacht liegt zu nahe, dass es, wie ihm auch schon in der sozialdemokratischen Presse vorgeworfen wurde, im Solde der Regierung steht. Es muss daher – soferne es sich seinen Leserkreis erhalten will – alles vermeiden, was diesem Verdachte Nahrung geben könnte und insbesondere durch seine Veröffentlichungen beweisen, dass es ohne Rücksichtnahme auf die Regierung ausschliesslich die Interessen der sozialdemokratischen Partei vertritt.“

Des weiteren rechtfertigte Hellingrath seine vergleichsweise nachsichtige Pressepolitik mit dem Argument, „ein allzuscharfes, die Eigenart des Blattes unterdrückendes Vorgehen der Zensurstelle könnte die ‚Münchener Post‘ veranlassen, ihre wertvolle vaterländische Mitarbeit aufzugeben und vielleicht sogar zur Opposition überzugehen, und würde so zur Förderung der staatsgefährlichen Bestrebungen der radikalen Sozialdemokratie aufs wirksamste beitragen.“⁴²⁵

An diesem Schlüsseldokument, das in entwaffnender Offenheit – die natürlich nicht für die Öffentlichkeit bestimmt war - die Sachlage beschrieb, lässt sich das besondere Wesen der politischen Symbiose festmachen, die auch in Bayern rechte Sozialdemokraten mit den Staatsorganen eingegangen waren, wobei die Asymmetrie des wechselseitigen Abhängigkeitsverhältnisses ins Auge sticht. Für die Sozialdemokratie sprang bei diesem informellen Bündnis – neben dürftigen sozialpolitischen Zugeständnissen – nicht mehr heraus als ein begrenzter Spielraum zur Artikulation der Unzufriedenheit der Anhängerschaft; am systemstabilisierenden Charakter des dadurch eingerichteten „Ventils“ – so die von beiden Seiten übernommene Sprachregelung – konnte dabei ernsthaft kein Zweifel bestehen. In einer Beschwerde Auers bei Hellingrath über Zensurmaßnahmen gegen den *Fränkischen Volksfreund* – der nach der Entlassung Curt Geyers ohnehin auf den Burgfriedenskurs eingeschwenkt war – wurde dies erneut deutlich; Auer argumentierte:

„Wenn durch die Zensur und ähnliche Massnahmen das Ventil der Kritik und der Sorgen in der Not der Bevölkerung geschlossen wird, dann ergreift das Volk das Gefühl der Schutzlosigkeit. Dem Kenner der Volkspsyche ist die geradezu verderbliche Wirkung eines solchen Verfahrens ohne weiteres klar. Das Volk versucht dann selbst die Abwehr und wir kommen damit zu anarchischen Zuständen. [...] Meines Erachtens können nur auf dem Wege des vertrauens- und verständnisvollen Zusammenarbeitens der amtlichen Stellen mit der Presse und den Organisationen [von MSPD und

⁴²⁵ MKr an Oberzensurstelle des Kriegspresseamtes Berlin vom 29.6.1917. (KrA, MKr 13893).

Gewerkschaften; B. A.] die gegenwärtigen und die vielleicht kommenden noch grösseren Schwierigkeiten dieser schweren Zeit überwunden werden.“⁴²⁶

Diese Intervention zeigte Wirkung: Die Sanktionen gegen den *Fränkischen Volksfreund* wurden umgehend aufgehoben.⁴²⁷ Hellingrath mahnte noch einmal bei den militärischen Zensurstellen eine wohlwollende Haltung gegenüber der MSPD an, da diese gegen die USPD „sehr wertvolle Dienste zu leisten“⁴²⁸ vermöge. Aus seiner Sicht bestand gar keine Veranlassung, an der bisherigen, sehr erfolgreichen Taktik Änderungen vorzunehmen,⁴²⁹ woran der in Berlin inzwischen vorgenommene Richtungswechsel in der Kommunikationspolitik nichts änderte.⁴³⁰ Der hier geschilderte Fall zeigte auch: „Bayern bestand auf seiner Eigenständigkeit in Sachen Öffentlichkeitsarbeit und setzte sich durch.“⁴³¹ Selbst Ludendorff stieß hier mit seinem Machtanspruch an Grenzen.

Gerade aus der Furcht der Behörden davor, dass die größte und am besten organisierte Partei den Burgfrieden eines Tages tatsächlich aufkündigte, hätte die Sozialdemokratie – entsprechende analytische Schärfe und Entschlossenheit vorausgesetzt – durchaus Kapital schlagen und damit politischen Handlungsspielraum (zurück-)gewinnen können. Diese Möglichkeit spielte die bayerische Landesleitung jedoch nicht einmal theoretisch durch. Gefangen im wider besseres Wissen bewahrten Glauben an einen deutschen Verteidigungskrieg und in den dadurch hervorgerufenen Solidarisierungseffekten gegenüber einer Regierung, die den Lebensinteressen der Arbeiterschaft distanziert bis ablehnend begegnete, geprägt von einem Politikverständnis, dem ein strukturell defensiver Charakter inhärent war, verfolgte sie ihren Kurs unverdrossen weiter. Da Auer in seiner „eher schlichten Webart“⁴³² kurzfristige Machtinteressen langfristigen Erwägungen überordnete, musste ihm die Abspaltung der Opposition, die auf grundsätzliche Veränderungen drängte, nur als Beseitigung

⁴²⁶ E. Auer an Kriegsminister Hellingrath vom 4.12.1917. (KrA, MKr 13901).

⁴²⁷ Vgl. StellvGenKdo II. AK an MKr vom 8.1.1918. (Ebd.).

⁴²⁸ Kriegsminister Hellingrath an StellvGenKdo II. AK vom 26.1.1918. (Ebd.).

⁴²⁹ Hellingrath blieb schlicht bei der Linie, die in Berlin noch einige Zeit zuvor propagiert worden war. Major Erhard Deutelmooser, zu dieser Zeit noch Chef des Kriegspresseamtes, hatte im Februar 1916 ausgeführt: „Beschränken wir die Presse aber zu sehr, so verliert sie das Vertrauen des Volkes in ihre Unabhängigkeit und schließlich entsteht der Eindruck, als würde ihr das, was sie schreibt, zum mehr oder weniger großen Teil von der Regierung diktiert. Das trifft zwar, wie wir alle wissen, nicht zu, aber auch das bloße Bestehen einer solchen Vorstellung liegt weniger im Interesse der Allgemeinheit noch in dem der Regierung und der Obersten Heeresleitung. Der Presse muß daher soviel Freiheit gelassen werden, wie nur möglich. Je größer sie ist, desto besser für alle. Das alleinige Ziel der Zensur kann nur sein, solche Ausführungen zu verhüten, die unmittelbar oder mittelbar die Erreichung des Kriegszwecks gefährden oder erschweren.“ (Auszüge aus den Aufzeichnungen über die Besprechung der Leiter der Zensurstellen vom 28./29.2.1916; abgedruckt in: DEIST (Bearb.), *Militär und Innenpolitik*, 1. Teil, S. 110-113, hier: S. 113).

⁴³⁰ „Für die Überlegung gemäßiger Traditionalisten, dass allzu strikte Zensurmaßnahmen eine ambivalente Wirkung haben und Kritiker erst recht in die Opposition treiben könnten, hatten Modernisten kein Verständnis – eine moderate Handhabung der Zensur war in ihren Augen verantwortungslose Schwäche.“ (SCHMIDT, *Belehrung – Propaganda - Vertrauensarbeit*, S. 137).

⁴³¹ Ebd., S. 179.

⁴³² GRAU/POHL, *Kurt Eisners Volksstaat*, in: BzG 37 (1995), H. 4, S. 3-21, hier: S. 4.

bzw. Ausblendung eines lästigen Störfaktors erscheinen; seine erste Beurteilung der neuen Lage lautete dementsprechend: „Die Bedeutung der Unabhängigenpartei wird überschätzt. Auch München war in Gotha vertreten, durch den Eisner. Er war nicht gewählt, sondern als Delegierter bestimmt von 22 Leuten in einer Versammlung, 11 Männlein und 11 Weiblein, fast alles jüdische Elemente. (Heiterkeit.) [...] Weiter ist nichts zu spüren von Opposition.“⁴³³ Die in der Geschichtsschreibung anzutreffende Behauptung, dass „noch 1917 die Mehrheitssozialisten auch in Bayern ihre Konkurrenz sehr ernst nahmen“⁴³⁴, ist demgegenüber kaum belegbar; dazu bestand auch wenig Anlass.

Die Landesleitung der (M)SPD hatte die Situation dem Anschein nach vorerst noch vollkommen unter Kontrolle und war über den in Gotha vollzogenen Schritt wohl eher erleichtert als entsetzt; die *Münchener Post* kommentierte die nun erfolgte Klärung: „Kurz gesagt: die Opposition strebt die *Auflösung der alten, bewährten Parteiorganisation an*.“⁴³⁵ Wie es um diese Organisation in München unter den völlig neuen Rahmenbedingungen bestellt war, zeigte die Stellungnahme zum Verlauf der vorangegangenen Landeskonferenz. Auf der Konferenz der beiden Münchner Reichstagswahlkreise am 1. Mai 1917 erstattete Adolf Müller Bericht und stellte unter „starkem Beifall“ die Unversehrtheit des bayerischen Parteikörpers fest. Mit 304 zu 4 Stimmen wurde eine Resolution angenommen, die die Nürnberger Beschlüsse billigte. Auer verlas ein USPD-Flugblatt mit Austrittserklärung und gab bekannt, dass beim Parteisekretariat bisher 18 derartige Exemplare mit Unterschrift eingegangen seien.⁴³⁶ Der Münchner Parteiführung war es offenbar zunächst gelungen, sich der Loyalität des weitaus größten Teiles der Mitgliederschaft zu versichern.

Dass es zumindest partielle Widerstände gab, geht aus einer Resolution hervor, die im vorangegangenen Februar von einer Versammlung der Sektionen „Nordend“ und „Briennerviertel“ verabschiedet worden war. Diese „protestiert[e] gegen den gewalttätigen, parteizerstörenden Beschluß des Partei-Ausschusses“⁴³⁷ und hielt „die Kriegspolitik der sogenannten Mehrheit für ungeeignet, Deutschland und der Welt einen Frieden zu erringen, der den sozialistischen Ideen und Forderungen entspricht.“⁴³⁸ Davon abgesehen waren die überlieferten Meinungsäußerungen aus Südbayern jedoch eindeutig *gegen* die Opposition gerichtet. Die Generalversammlung der Augsburger (M)SPD verurteilte die Bildung von Sonderorganisationen erneut und behauptete, dass abweichende Mei-

⁴³³ Protokolle des SPD-Parteiausschusses, Bd. I, S. 457.

⁴³⁴ KRAUS, Geschichte Bayerns, S. 616.

⁴³⁵ MP Nr. 86 vom 18.4.1917.

⁴³⁶ Vgl. MP Nr. 102 vom 2.5.1917.

⁴³⁷ Gemeint ist der Beschluss des Parteiausschusses, der auf die Januarkonferenz der Opposition reagierte und mit dem Parteiausschluss drohte (siehe oben Kap. 5.1.).

⁴³⁸ FV Nr. 30 vom 6.2.1917.

nungen innerhalb der Partei zum Ausdruck gebracht werden könnten.⁴³⁹ Auch der Regensburger Ortsverein kam bei der Diskussion der Landeskonzferenz zu dem Ergebnis, dass eine Spaltung „unter allen Umständen vermieden werden muß“⁴⁴⁰, einige Monate später wurde die Nürnberger Vermittlungsresolution, über die die Entwicklung inzwischen längst hinweggegangen war, von einer Mitgliederversammlung einstimmig befürwortet.⁴⁴¹

Die Ablehnung der Basis gegenüber der Gründung einer eigenen Partei durch die Opposition ging jedoch nicht zwangsläufig einher mit dem Verzicht auf traditionelle programmatische Forderungen, wie dies faktisch bei den Führern des rechten Flügels der MSPD der Fall war. So stellte eine Generalversammlung des Münchner Vereins mit großer Mehrheit klar, „daß sich die deutschen Arbeiter nicht für dynastische und klassenstaatliche Interessen opfern, sondern für den Gedanken eines freien Vaterlandes, das allen Deutschen beiderlei Geschlechts die volle politische, wirtschaftliche und geistige Freiheit verbürgt. Die Versammlung ist erstaunt darüber, daß die Kundgebungen zu Beginn des vierten Kriegsjahres kein Wort von den Rechten des Volkes enthalten. Sie verlangt die Beseitigung der Zensur, ferner eine Amnestie für die unter dem Belagerungszustand wegen politischer Vergehen Verurteilten [...]. Die Versammlung ersucht Reichstagsfraktion und Parteivorstand in diesem Sinne zu wirken.“⁴⁴² Bei diesem frommen Wunsch blieb es dann auch; mehr als wirkungslosen Protest brachte die Parteispitze, wenn überhaupt, nicht zustande und die Basis ließ sich weiter beschwichtigen. An Verbalradikalismus ließ es auch die *Münchener Post* gelegentlich nicht fehlen, etwa als sie in einem Leitartikel unter der Überschrift „Großkapital, Annexionspolitik und Preßkorrumpion!“ die Manipulation der öffentlichen Meinung durch die annexionistische Propaganda geißelte und eine Massenbewegung zu Gunsten eines Verständigungsfriedens forderte.⁴⁴³ Dieser Tonart folgten jedoch keine adäquaten politischen Schritte, sie entsprang rein taktischem Kalkül.

Die hier zitierten Forderungen wichen von der Programmatik der USPD de facto kaum ab; der einzige – und entscheidende – Unterschied lag im unreflektierten und, wie sich herausstellen sollte, unbegründeten Vertrauen zur Fähigkeit und Bereitschaft der MSPD-Parteiführung, in genannter Richtung Fortschritte wirklich erzielen zu wollen. Welche intellektuellen Verrenkungen fern jeder politischen Logik notwendig waren, um die traditionellen Forderungen der Partei mit der Burgfriedenspolitik kompatibel erscheinen zu lassen, zeigte der Kommentar zur Friedensinitiative der

⁴³⁹ Vgl. SVZ Nr. 101 vom 1.5.1917.

⁴⁴⁰ NDP Nr. 100 vom 1.5.1917.

⁴⁴¹ Vgl. NDP Nr. 199 vom 29.8.1917.

⁴⁴² *Vorwärts* Nr. 236 vom 29.8.1917.

⁴⁴³ Vgl. MP Nr. 133 vom 11.6.1917.

Reichstagsmehrheit⁴⁴⁴ in der *Münchener Post* im Juli 1917, der in der Behauptung gipfelte: „Die Zustimmung der Sozialdemokratie zu den Kriegskrediten war eine Kundgebung für die Friedensresolution.“⁴⁴⁵ Wer dies im Ernst behauptete, betrieb die von Bernstein einige Monate zuvor angeprangerte „Politik des opportunistischen Als Ob“; diese beruhte auf „Fiktionen einer *gewollten* Begrenzung des Erkennens, zu denen man seine Zuflucht nimmt, weil man nicht sehen *will*, was *ist*, weil man es für zweckmäßiger hält, den Dingen nicht auf den Grund zu gehen oder sogar sie bewußt in einem anderen Lichte darzustellen als [es] der Wirklichkeit entspricht.“⁴⁴⁶

Dieser Befund traf die mentale Disposition der bayerischen MSPD-Spitze recht genau. An der Parteibasis herrschte indessen meist eine klarere Sicht der Dinge vor; die genannten Münchner Forderungen wurden mutatis mutandis auch von der Nürnberger Organisation geteilt. Diese hatte sich im Juli 1917 auf sieben Versammlungen mit dem bevorstehenden Parteitag beschäftigt und dabei jeweils einstimmig eine Resolution verabschiedet, die der Erwartung Ausdruck gab, „daß die Reichstagsfraktion jedes[!] Mittel anwenden wird, um die Demokratisierung Deutschlands durchzusetzen und um die Hemmnisse eines baldigen Friedens zu überwinden.“⁴⁴⁷ Eine inhaltsgleiche Resolution wurde auch von der Generalversammlung des Wahlkreises Forchheim-Kulmbach-Pegnitz⁴⁴⁸ und einer Konferenz des Wahlkreises Kronach-Lichtenfels verabschiedet.⁴⁴⁹ Die wenige Tage später von der USPD im Reichstag eingebrachte Friedensresolution brachte genau dieses Verlangen, nur etwas pointierter, zum Ausdruck. Eine im Vergleich zu München deutlich andere Akzentsetzung bekundeten die Nürnberger bezüglich des Parteistreits mit dem Wunsch, „daß die Spaltung der Partei keine dauernde Erscheinung bleibe und daß vom Parteitag der Wille ausgehe, wieder zur Einigung zu kommen.“⁴⁵⁰

Die Einigungsfrage stand auch im Mittelpunkt eines von der Nürnberger Parteileitung daraufhin ausgearbeiteten Antrages an den Parteitag, der auf einer allgemeinen Mitgliederversammlung einstimmig angenommen wurde.⁴⁵¹ Darin wurden die Parteigenossen aufgefordert, „den Willen zur Parteeinheit zu stärken und diesem Willen alle anderen Gegensätze zu unterwerfen“, und „alle Parteiorganisationen und vor allem die Parteipresse [beauftragt,] [...] bei günstiger Gelegenheit zu han-

⁴⁴⁴ Siehe dazu ausführlich den folgenden Abschnitt.

⁴⁴⁵ MP Nr. 167 vom 20.7.1917.

⁴⁴⁶ KRUSE, Krieg und nationale Integration, Zitat: S. 133.

⁴⁴⁷ *Vorwärts* Nr. 194 vom 18.7.1917.

⁴⁴⁸ Vgl. *Vorwärts* Nr. 196 vom 20.7.1917.

⁴⁴⁹ Vgl. FVt Nr. 172 vom 25.7.1917.

⁴⁵⁰ *Vorwärts* Nr. 194 vom 18.7.1917.

⁴⁵¹ Vgl. FT Nr. 169 vom 21.7.1917.

deln.“⁴⁵² Durch diese unverbindliche Formulierung enthielt der Antrag „keine konkrete Verpflichtung und konnte bei negativer Auslegung mühelos in eine Erklärung von rein deklamatorischem Wert uminterpretiert werden.“⁴⁵³ An der Entstehung dieses Antrages war auch Josef Simon, der erst im Oktober (d. h. kurz vor dem Würzburger Parteitag) zur USPD übertreten sollte, beteiligt, was „vor allem auch als weiteres Beispiel für das bis dahin relativ gute Parteiklima in Nürnberg und weiten Teilen Nordbayerns interpretiert werden kann.“⁴⁵⁴ Ganz Ähnliches wie die Nürnberger forderte die Generalversammlung des Wahlkreises Bamberg im selben Monat;⁴⁵⁵ in die gleiche Richtung gingen Anträge der Organisationen Bamberg-Herzogenaurach⁴⁵⁶, Fürth, Würzburg, Bayreuth⁴⁵⁷, Nürnberg-Altendorf⁴⁵⁸ und Amberg⁴⁵⁹.

Innerhalb der nordbayerischen MSPD bestand auch nach der Abspaltung der ersten oppositionellen Ortsgruppen ein ausgeprägter linker Flügel, der inhaltlich weitgehend auf der Linie der USPD lag und sich weiterhin um eine Überbrückung der Gegensätze bemühte; in der Reichstagsfraktion gab es eine ähnlich orientierte Strömung, die sich um den Hanauer Abgeordneten Hoch scharte. Neben dem bereits skizzierten Fall Würzburg soll nun auf die Entwicklung in Bayreuth (1917: 34664 Einwohner⁴⁶⁰) exemplarisch eingegangen werden, wo die Sozialdemokratie 1912 das Reichstagsmandat hatte erringen können und schon zu diesem Zeitpunkt die linke Richtung in der Partei dominierte. In den amtlichen Berichten ist für die Hauptstadt Oberfrankens bereits im Jahr 1917 wiederholt von Fortschritten oder gar dem Vorherrschen der USPD die Rede;⁴⁶¹ im November erwartete das Pressereferat im Kriegsministerium, dass die dortige Organisation als nächstes umschwenken werde,⁴⁶² was dann aber doch – trotz der Unzufriedenheit über den Verlauf des Würzburger Parteitages – unterblieb.⁴⁶³ Auch das örtliche Parteiblatt, die *Fränkische Volkstribüne*, wirkte nach Einschätzung

⁴⁵² Protokoll über die Verhandlungen des Parteitages der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands. Abgehalten in Würzburg vom 14. bis 20. Oktober 1917, Berlin - Bonn-Bad Godesberg 1973, S. 208.

⁴⁵³ KNOPP, Einigungsdebatte, S. 49.

⁴⁵⁴ Ebd., S. 45.

⁴⁵⁵ Vgl. FVt Nr. 177 vom 31.7.1917.

⁴⁵⁶ Vgl. MP Nr. 171 vom 25.7.1917.

⁴⁵⁷ Vgl. FT Nr. 178 vom 1.8.1917.

⁴⁵⁸ Vgl. MP Nr. 170 vom 24.7.1918.

⁴⁵⁹ Vgl. FT Nr. 233 vom 4.10.1917.

⁴⁶⁰ Angabe aus Statist. Jb. 1919, S. 20.

⁴⁶¹ Vgl. KastNü an MKr vom 6.8.1917 (KrA, StellvGenKdo III. AK 163/I), Bericht des PrRef im MKr vom 12.9.1917 (KrA, MKr 12845), Reg von Ofr an StellvGenKdo III. AK vom 1.10.1917 (KrA, StellvGenKdo III. AK 202) und Bericht des PrRef im MKr vom 30.10.1917 (HstAM, MA 97553/97554).

⁴⁶² Vgl. Bericht des PrRef im MKr vom 26.11.1917. (HstAM, MK 19289).

⁴⁶³ Vgl. Bericht des PrRef im MKr vom 28.12.1917. (Ebd.).

der Behörden „im Sinne des radikalen Parteiflügels“⁴⁶⁴. Tatsächlich kam es jedoch erst im Februar 1919 zur Gründung einer Bayreuther Ortsgruppe der USPD,⁴⁶⁵ was die Frage aufwirft, in welchem Verhältnis zueinander die Hochschätzung der Parteieinheit einerseits und die politischen Überzeugungen andererseits bei der örtlichen Parteiorganisation standen.

Die *Fränkische Volkstribüne* führte zwar seit dem Weggang Puchtas keine den Hofer und Würzburger⁴⁶⁶ Parteizeitungen vergleichbar entschiedene Sprache im Sinne der Parteioption (gegenüber den seit Anfang 1917 auf Reichsebene eskalierenden Parteistreitigkeiten hatte sie sich auf reinen Verlautbarungsjournalismus beschränkt⁴⁶⁷); allerdings bewegte sich das Bayreuther Blatt doch auf der von den Mitgliedern unterstützten Linie des Reichstagsabgeordneten Hugel,⁴⁶⁸ der die Vorstandspolitik inzwischen ablehnte, wenn auch wohl mehr unter dem Druck der Basis als aus eigenem Entschluss.⁴⁶⁹ Vom bis dato gemäßigt oppositionellen Kurs – der Adolf Braun näher stand als Curt Geyer – wichen die beiden Bayreuther Delegierten auf der Landeskonferenz im März/April 1917 ab, als sie den Antrag der entschiedenen Linken um Karsten und Blumtritt unterstützten;⁴⁷⁰ eine weitere „Radikalisierung“ erschien damit im Bereich des Möglichen.

Zur inzwischen vollzogenen Spaltung der Gesamtpartei nahm eine Generalversammlung für den Wahlkreis Bayreuth-Berneck-Wunsiedel am 29. Juli 1917 Stellung, auf der 15 Sektionen durch 21 Delegierte vertreten waren. In der Aussprache über die Referate von Adolf Braun und Hugel wandten sich die Diskussionsredner „restlos *gegen* die Politik der Parteimehrheit und des Parteivorstandes, betonten aber mit einer Ausnahme, der bisherigen Partei weiter angehören zu wollen und für eine Verständigung und Einigung der beiden Parteigruppen wirken zu wollen.“⁴⁷¹ Daraufhin wurde eine gegen die Politik der Berliner Parteileitung gerichtete Erklärung angenommen während ein Antrag der Sektion Weißenstadt auf Übertritt zur USPD zurückgezogen wurde. Die Hoffnungen, mit einer versöhnlichen Politik die Spaltung doch noch rückgängig machen zu können, richteten sich auf den

⁴⁶⁴ BA Kronach an Reg von Ofv vom 20.1.1917 (StABa, K 3 Präs. Reg. 1831); siehe dazu auch BA Kronach an Reg von Ofv vom 16.3.1917 (StABa, K 3 Präs. Reg. 1894).

⁴⁶⁵ Vgl. FVt Nr. 40 vom 17.2.1919 und OVZ Nr. 45 vom 22.2.1919.

⁴⁶⁶ Für den *Fränkischen Volksfreund* galt dies nur bis zur Entlassung Curt Geysers.

⁴⁶⁷ Vgl. FVt Nr. 5 vom 6.1., Nr. 6 vom 8.1., Nr. 7 vom 9.1., Nr. 8 vom 10.1., Nr. 17 vom 20.1., Nr. 18 vom 21.1., Nr. 75 vom 29.3., Nr. 89 vom 17.4. und Nr. 98 vom 27.4.1917.

⁴⁶⁸ Auf einer Mitgliederversammlung der Sektion Bayreuth am 18.7.1917 hatte Hugel für seinen Bericht über die politische Lage „ungeteilte Zustimmung“ gefunden (FVt Nr. 166 vom 18.7.1917).

⁴⁶⁹ Der Bayreuther Oberbürgermeister Casselmann urteilte über Hugel: „Wenn er sich in das radikale Fahrwasser begeben hat, so geschah es wohl nur auf Drängen politischer Freunde und gewisser Wählerkreise, deren Einfluss er sich nicht entziehen konnte. Bei Ausbruch des Krieges hat er noch voll innerer Ergriffenheit von den Vorgängen im Reichstag berichtet.“ (Vorstand des StdMag Bayreuth an RegPräs von Ofv vom 17.9.1917; KrA, StellvGenKdo III. AK 202).

⁴⁷⁰ Dennoch blieben die beiden Delegierten (Hacke und Steeger, der auch an der Januarkonferenz der Opposition in Berlin teilgenommen hatte) auf Dauer bei der MSPD.

⁴⁷¹ FVt Nr. 177 vom 31.7.1917.

bevorstehenden Parteitag in Würzburg; ein dahingehender Antrag der Kreisleitung wurde mit nur einer Gegenstimme verabschiedet. Bezeichnenderweise veröffentlichte das sozialdemokratische Pressebüro in Berlin nur den Antrag für den Parteitag und unterschlug die Ablehnung der Vorstandspolitik durch die Versammlung,⁴⁷² während das staatliche „Büro für Socialpolitik“ über die tatsächliche Stimmung in der Ortsgruppe Bescheid wusste.⁴⁷³ Die Beschlüsse der Wahlkreis Konferenz wurden von einer Generalversammlung der Bayreuther Sektion unterstützt;⁴⁷⁴ dem Gerücht, er werde zur USPD übertreten, begegnete Hugel mit der Erklärung, er denke „nicht daran, *andere* Wege zu wandeln als die Wahlkreisorganisation. Was *diese* nach dem Parteitag tun wird, kommt ganz auf das Parteitagsergebnis an.“⁴⁷⁵

Da Hugel, trotz Vorbehalten gegenüber der Politik des Parteivorstandes,⁴⁷⁶ *nicht* entschlossen war, den offenen Bruch zu vollziehen, fehlte es in Bayreuth an einer prominenten Führungsfigur, die den schwierigen Weg zur Gründung einer USPD-Ortsgruppe in Angriff hätte nehmen können. Einen anderen Lauf hätten die Dinge wohl genommen, wäre der ehemalige Schriftleiter der *Fränkischen Volkstribüne*, Fritz Puchta, weiterhin vor Ort gewesen.⁴⁷⁷ Für Oberbürgermeister Leopold von Casselmann galt dieser als „böser Geist [...], wenn er auch nicht mehr hier weilt“, als „Fanatiker und Hetzer übelster Art“, er „schreibt zeitweise für die [Fränkische] Volkstribüne und steht jedenfalls in steter, einflussreicher Fühlung mit der hiesigen Parteileitung.“⁴⁷⁸ Puchta, der bereits 1917 zur USPD wechselte, hatte aus der Entfernung indes nicht genügend Einfluss auf die Bayreuther Parteiverhältnisse, um einen radikalen Schritt, wie ihn die Hofer Genossen wenig später unternahmen, herbeizuführen. Panzer und Hacke galten Casselmann im Übrigen ebenfalls „als ehrliche Fanatiker“ und „wortgewandte Persönlichkeiten, die als Volksredner in politischen Versammlungen Eindruck zu machen wissen.“⁴⁷⁹ Die Beiden blieben allerdings bei der MSPD. Obwohl der Würzburger Parteitag einen Verlauf nahm, der die in Bayreuth gehegten Erwartungen auf der ganzen Linie enttäuschte, konnte die USPD hier vorerst nicht Fuß fassen.

⁴⁷² Vgl. FVt Nr. 180 vom 3.8.1917.

⁴⁷³ Vgl. Bericht des Büros für Socialpolitik vom 11.8.1917. (KrA, StellvGenKdo I. AK 1370).

⁴⁷⁴ Vgl. FVt Nr. 190 vom 15.8.1917.

⁴⁷⁵ FVt Nr. 238 vom 10.10.1917.

⁴⁷⁶ Ein Bericht des Stadtmagistrats Kulmbach hatte im Vorfeld der USPD-Gründung behauptet, dass Hugel „zweifellos zur Gefolgschaft der sozialdemokratischen Arbeitsgemeinschaft gehört“. (StdMag Kulmbach an Reg von Ofv vom 17.3.1917; StABA, K 3 Präs. Reg. 1894).

⁴⁷⁷ Puchta war im Herbst 1914 von Bayreuth zur *Plauener Volkszeitung* gewechselt und kurz darauf zum Militärdienst einberufen worden, wo er zwei Jahre an der Front verbrachte. Wie es ihm trotz seiner Dienstpflicht gelang, den Kontakt zu den Bayreuther Genossen aufrecht zu erhalten, bleibt unklar. 1924 kehrte Puchta wieder zur *Fränkischen Volkstribüne* zurück und war dann 1927-1933 Vorsitzender des SPD-Unterbezirkes Bayreuth.

⁴⁷⁸ Vorstand des StdMag Bayreuth an RegPräs von Ofv vom 17.9.1917. (KrA, StellvGenKdo III. AK 202).

⁴⁷⁹ Ebd.

Mit Johannes Hoffmann ging Mitte 1917 ein weiterer bayerischer Reichstagsabgeordneter zu den Gegnern des Parteivorstandes über, ohne jedoch die MSPD zu verlassen.⁴⁸⁰ Zu diesem Zeitpunkt war Hoffmann zu der Überzeugung gelangt, dass „nach übereinstimmender Auffassung die Gesamtlage unseres Vaterlandes anfängt(,) verzweifelt zu werden und daß eine Katastrophe nur dann abgewandt werden kann, wenn sich (die) Reichsregierung auf (den) Boden unserer Friedensformel stellt und ohne Verzug demokratische Reformen durchführt.“ Er rechtfertigte zwar immer noch die bisherige Politik der Kreditbewilligung, zog nun aber in Zweifel, ob die Fraktion alles getan habe, um „eine Änderung des verhängnisvollen Kurses der Reichspolitik herbeizuführen.“⁴⁸¹ In der Fraktionssitzung vom 5. Juli, die eine neuerliche Kreditbewilligung behandelte, plädierte er für die Verweigerung, um „den Reichskanzler durch ein äußerstes Mittel zu einer klaren Stellungnahme in den Fragen der Kriegsziele (und) der Neuorientierung zu zwingen.“ Diesen Schritt sah Hoffmann auch unter dem Gesichtspunkt der Wirkung auf die eigene Anhängerschaft, um deren Zustimmung die Partei mit der jungen USPD konkurrierte: „Wie eine Erlösung ginge es durch die Massen des Volkes, wenn eine entschiedenere Haltung unsererseits der Schaukel- und Gaukelpolitik der Regierung endlich ein Ende machen würde.“⁴⁸²

Bestärkt sah er sich darin durch seine Eindrücke, die er am folgenden Tag als Mitglied einer Fraktionsabordnung bei einem Besuch Bethmann Hollwegs gewann; diese fasste Hoffmann in einem Bericht an die Fraktion mit den Worten zusammen: „Der Reichskanzler annektiert, wenn er kann, und verzichtet auf Annexionen nur (,) wenn er muß.“⁴⁸³ Scheidemann trat dieser ebenso korrekten wie illusionslosen Einschätzung sogleich entgegen; der gesamte Vorstand setzte weiter auf die Kooperationspolitik gegenüber den bürgerlichen Parteien und war nicht bereit, sich von der Regierung entschlossen abzugrenzen. Als Hoffmann in der Fraktion noch einmal gegen die Kreditbewilligung sprach mit dem stringenten Argument, dass die Regierung die Friedensresolution keineswegs in sozialdemokratischem Sinne interpretiere und von einer Demokratisierung noch gar keine Rede sein könne, entgegnete Südekum: „Wir haben immer und allezeit die Kredite nur bewilligt, weil das Land und Volk verteidigt werden muß gegen die Angriffe unserer Feinde. Jetzt können wir sie noch leichter bewilligen, weil wir zugleich einen nicht zu unterschätzenden Erfolg auf dem Gebiete der

⁴⁸⁰ Hoffmann hatte bereits in der Sitzung der Reichstagsfraktion vom 14.3.1916 die Politik der Parteimehrheit mit den Worten kritisiert: „Ich habe jede Hoffnung aufgegeben, daß auf dem Gebiet der Lebensmittelversorgung Besserung geschaffen wird. Unsere Aufgabe liegt auf dem Gebiet der Taktik. Wir müssen schärfere politische Mittel gegen die Regierung anwenden. Die Situation ist schlimmer geworden, als die ärgsten Pessimisten geglaubt haben. Jetzt ist die `Verteilung` nicht mehr das wichtigste, sondern die `Beschaffung`. Was wir jetzt erleben, ist ein langsames Verhungern. [...] Von der Regierung ist in den letzten Monaten gegen die Not nichts gemacht worden. Es gibt noch ein Mittel, um Abhilfe zu erzwingen. Wir müssen der Regierung sagen: Wir verweigern jede parlamentarische Mitarbeit!“ (DITTMANN, Erinnerungen, Bd. 2, Zitat: S. 446).

⁴⁸¹ HENNIG, Johannes Hoffmann, Zitat: S. 73.

⁴⁸² Ebd., Zitat: S. 74.

⁴⁸³ Ebd., Zitat: S. 78.

äußeren und inneren Politik errungen haben.⁴⁸⁴ Wurde diese Sicht der Dinge auch nicht von der Nürnberger Basis geteilt, war sie in den entscheidenden Gremien doch mehrheitsfähig. „Hoffmanns Position einer eigenständigen sozialdemokratischen Pressionspolitik gegenüber der Regierung und den bürgerlichen Parteien lehnte die Fraktion mehrheitlich ab, sie war auch in Zukunft nicht mehr gefragt.“⁴⁸⁵ Die einzig logische Konsequenz, einen Übertritt zur USPD, vollzog Hoffmann indes nicht.

Gerade in den nordbayerischen Sektionen wurde dem Würzburger Parteitag trotz allem mit großen Hoffnungen entgegengesehen; unter der geistigen Führung Adolf Brauns blieb der Gau auch unter den veränderten Rahmenbedingungen eine Hochburg der Einigungsbewegung. Der Rückhalt für die Positionen des rechten Parteiflügels war so gering, dass über einen Vortrag Südekums in einer Nürnberger Versammlung nicht in der *Fränkischen Tagespost*, sondern im liberalen *Fränkischen Kurier* berichtet wurde.⁴⁸⁶ Bezeichnend war, dass sich in inhaltlichen Fragen kaum Differenzen zwischen der nordbayerischen MSPD und den Äußerungen der bayerischen USPD-Vertreter erkennen lassen; die MSPD-Kreiskonferenz des Wahlkreises Kronach-Lichtenfels verlangte beispielsweise die „Fortsetzung des Kampfes um baldige Herbeiführung eines dauernden, die Völker versöhnenden Friedens“ und forderte die Parteiführung auf, der „unerläßlichen Einführung des parlamentarischen Systems und der Demokratisierung der Wahlrechte und Staatseinrichtungen mit voller Kraft die Wege zu ebnet.“⁴⁸⁷ Diese Sätze hätten Karsten oder Dittmann eher unterschreiben können als Timm oder David.

In offensichtlichem Gegensatz zur Haltung Auers – mit dem er noch auf der Landeskonferenz eng zusammengearbeitet hatte - stand Adolf Brauns Kommentierung der USPD-Gründung in der *Fränkischen Tagespost*, wo er diesen Schritt zwar ablehnte, aber auch mit der Politik der Mehrheit ins Gericht ging.⁴⁸⁸ Braun betrachtete die Spaltung zudem keineswegs als irreversiblen Vorgang, sondern propagierte wiederholt ihre Überwindung⁴⁸⁹ und bedauerte ausdrücklich den Übertritt der Hofer Wahlkreisorganisation, die „das Streben der Genossen für die Wiederherstellung der Einheit in der Partei in unglückseliger Weise erschwert.“⁴⁹⁰ Die in Nordbayern unermüdlich artikulierte

⁴⁸⁴ MATTHIAS/PIKART (Bearb.), SPD-Reichstagsfraktion, 2. Teil, S. 311.

⁴⁸⁵ HENNIG, Johannes Hoffmann, S. 78.

⁴⁸⁶ Vgl. M. BLOCH, Albert Südekum, S. 209.

⁴⁸⁷ FVt Nr. 172 vom 25.7.1917.

⁴⁸⁸ „Nichts liegt uns ferner, als die Taktik der Mehrheit der Reichstagsfraktion, des Parteivorstandes und des Parteiausschusses kritiklos anzunehmen und als ein Glück für unsere Partei zu erachten. Ebenso ferne liegt unserer Auffassung der Gedanke, daß das Wirken der Opposition außerhalb der Reihen unserer Partei für das Proletariat von Vorteil ist.“ (FT Nr. 89 vom 17.4.1917).

⁴⁸⁹ Siehe dazu die Leitartikel in der FT Nr. 178 vom 1.8. und Nr. 194 vom 20.8.1917.

⁴⁹⁰ FT Nr. 231 vom 2.10.1917.

Forderung nach einer Wiedervereinigung der gespaltenen Sozialdemokratie hielt Braun allerdings in naher Zukunft für unrealistisch und er „akzeptierte die für ihn überaus unerfreuliche Tatsache der Existenz zweier sozialdemokratischer Parteien als eine Realität, mit der man zukünftig zu rechnen hatte.“⁴⁹¹ Dessen ungeachtet setzte er sich weiter für die Überbrückung der Differenzen ein, wobei er – besonders im fränkischen Raum – zunächst einige Unterstützung fand, wie die erwähnten Anträge zeigten (neben den oben genannten Parteiorganisationen forderten noch elf weitere in Resolutionen an den Parteitag die Wiedervereinigung von MSPD und USPD). „In der sozialdemokratischen Presse beider Lager war es keine Frage, daß als geistige Initialzündung dieser Anträge die von Braun vertretene Einigungstaktik anzusehen war.“⁴⁹² Braun stieß mit seiner Taktik innerhalb seiner Partei gleichzeitig aber auch auf teilweise heftigen Widerstand (Noske führte die Erfolge der USPD in Nordbayern auf die Ausgleichsversuche zurück und forderte die Verschärfung des Parteistreits). Ob diese Taktik geeignet war, auf den intransigenten Kurs der Berliner Parteiführung zumindest mäßigend einzuwirken, musste der Verlauf des vom 14. bis 20. Oktober 1917 in Würzburg stattfindenden Parteitages erweisen.⁴⁹³

Dieser hatte ursprünglich bereits im September 1914 dort abgehalten werden sollen, war dann aber kriegsbedingt verschoben worden.⁴⁹⁴ Ob die etwas weniger rigide Handhabung des Belagerungszustandes in Bayern dazu beitrug, an diesem Versammlungsort festzuhalten – für eine andere Disposition wäre genügend Zeit gewesen –, bleibt offen; die Auflagen des örtlichen Stellvertretenden Generalkommandos waren jedenfalls durchaus restriktiv.⁴⁹⁵ Ihre Annahme bedeutete den Verzicht auf jegliche kritische Kundgebung gegenüber der Regierungspolitik, was die Parteileitung indes ohnehin nicht beabsichtigte. Vizekanzler Helfferich hatte zuvor die bayerischen Behörden um ein Entgegenkommen gebeten, weil ihm aus „allgemeinen politischen Gründen“ eine „wohlwollende Haltung

⁴⁹¹ FASEL, Adolf Braun, S. 153.

⁴⁹² KNOPP, Einigungsdebatte, S. 44.

⁴⁹³ Zum Verlauf des Parteitages siehe FASEL, Adolf Braun, S. 155-159; KNOPP, Einigungsdebatte, S. 78-87 und MILLER, Burgfrieden und Klassenkampf, S. 331-347.

⁴⁹⁴ Vgl. FVt Nr. 160 vom 13.7.1914. Am 5.8.1914 hatte die Parteiführung beschlossen, den sonst im Jahresturnus stattfindenden Parteitag auf unbestimmte Dauer zu verschieben.

⁴⁹⁵ Das Bayerische Innenministerium hatte in Abstimmung mit dem Kriegsministerium frühzeitig erklärt, dass unter den von Ebert zugesicherten Voraussetzungen keine Einwände gegen den MSPD-Parteitag bestünden (vgl. Minn an MA vom 3.7.1917; KrA, MKr 11522). Die Veranstalter hatten dann folgende Anordnung vor Beginn des Parteitages unterschrieben dem Würzburger Stellvertretenden Generalkommando zuzustellen: „1.) Die Erörterungen dürfen nur in dem Sinne gehalten werden, daß der Geist zum Durchhalten gestärkt, die Siegeshoffnungen der Gegner nicht belebt und die Opferwilligkeit und militärische Unterordnung der Truppen nicht von politischen Zielen abhängig gemacht wird. 2.) Sämtliche Resolutionen, Telegramme und dergl. sind vor der Versammlung entweder dem stellv. Generalkommando zur Genehmigung einzureichen oder mit dem Referenten des stellv. Generalkommandos mündlich zu besprechen. Sie sind nur nach Maßgabe der erteilten Genehmigung zulässig. 3.) Preßberichte über die stattgehabte Versammlung sind vor der Veröffentlichung dem stellv. Generalkommando zur Genehmigung vorzulegen. Die eingeladenen Parteiberichterstatter sind hievon zu verständigen. 4.) Die öffentliche Bekanntgabe der gegenwärtigen Anordnung ist weder ganz noch teilweise zulässig.“ (StellvGenKdo II. AK an Lokalkomitee für den sozialdemokratischen Parteitag vom 13.10.1917; KrA, MKr 11528).

erwünscht [erschien].⁴⁹⁶ Da auch das Auswärtige Amt keine Einwände erhob, konnte der Parteitag mit dem wohlwollenden Segen der Reichsregierung stattfinden;⁴⁹⁷ sie wusste, dass sie von der MSPD(-Führung) nichts zu befürchten hatte.

Die ersten eineinhalb Verhandlungstage dienten der Diskussion der Resolutionen, die mit der Einigungsfrage zusammenhingen. Ebert attackierte dabei die USPD frontal: „Was mit der Fraktionspaltung begonnen, wurde in Gotha vollendet. Starrsinn und Fanatismus haben sich über die Grundregeln von Demokratie und der proletarischen Aktion hinweggesetzt. [...] Alles, was die Unabhängigen bisher geleistet haben, bestand lediglich in der Bekämpfung unserer Partei. [...] auf politischem Gebiete haben sie jeden Fortschritt bekämpft, jedem Fortschritt in der Friedensbewegung, in der inneren Neuorganisation des Reichs haben sie Steine in den Weg gelegt.“⁴⁹⁸ Unmittelbar im Anschluss an die Berichte des Vorstandes sprach Adolf Braun; er blieb in seinen Ausführungen recht allgemein und erwähnte den Antrag seiner Nürnberger Parteifreunde, an dem er nicht persönlich mitgewirkt hatte und der ihm inzwischen „wohl selbst allzu verschwommen schien“⁴⁹⁹, nicht *expressis verbis*. Die kleine Chance, die Braun mit einem beherzten Auftritt gehabt hätte, um die Delegierten zu sich herüberzuziehen, war damit vertan; sie sollte nie wieder kommen.

Weitaus kritischer nahm der Amberger Delegierte Robert Springer Stellung: „Wir haben es als eine Schande empfunden, daß Liebknecht von der Partei im Stich gelassen wurde. [...] Der Parteivorstand ist nicht immer objektiv gewesen, er wird sich nicht selbst anklagen, deshalb sollten wir auch jetzt seine Ausführungen kritisch bewerten. [...] Die größte Sorge ist nicht zu verhindern, daß die Arbeiter zu den Unabhängigen gehen, sondern daß sie indifferent werden. Eine Partei, die Schlepenträgerin der bürgerlichen Parteien ist, zieht die Arbeiter nicht an. [...] Mir wäre es viel lieber, wir könnten mit den Unabhängigen einen Block schließen.“⁵⁰⁰ Aufschlussreich für die Verhältnisse vor Ort waren auch die Ausführungen des Nürnberger Delegierten Giermann:

„Bei dem Antrag Nürnberg handelt es sich nicht um die Meinung einzelner Personen, sondern um den Willensausdruck der gesamten Nürnberger Parteigenossenschaft. In sieben verschiedenen Parteiversammlungen ist einstimmig dieser Wille zum Ausdruck gekommen, sowohl auf seiten derer, die zur Politik der Unabhängigen hinneigen, als auf seiten derer, die zur Politik der Mehrheit neigen.

⁴⁹⁶ Telegramm von K. Helfferich an das K. Staatsministerium des Königlichen Hauses und des Äußern (Abschrift) vom 30.6.1917. (KrA, StellvGenKdo II. AK 263).

⁴⁹⁷ Gegenüber Südekum hatte Reichskanzler Michaelis in einem vertraulichen Gespräch mitgeteilt, er würde es bedauern, wenn er „der Partei für die Würzburger Tagung Schwierigkeiten bereitet habe. Er wünsche sehnlichst, daß die Partei, ganz gleich wie die Krise in Berlin gelöst werde, sich nicht auf eine grundsätzliche Gegnerschaft gegen jede Regierung während der Kriegszeit festlege.“ (A. Südekum an F. Ebert vom 13.10.1917; FRICKE, Handbuch (Bd. 2), Zitat: S. 1171, Anm. 527).

⁴⁹⁸ Protokoll SPD-Parteitag Würzburg 1917, S. 234 u. 236.

⁴⁹⁹ KNOPP, Einigungsdebatte, S. 81.

⁵⁰⁰ Protokoll SPD-Parteitag Würzburg 1917, S. 260.

Alle stimmten darin überein, daß unter allen Umständen auf dem Parteitage ein kräftiger Wille für die Einigung zum Ausdruck kommen müsse. Es war interessant, daß in allen sieben Versammlungen ohne jeden Zusammenhang derselbe Gedanke sich Bahn brach. Das hat die Parteileitung bewogen, den vorliegenden Antrag Nürnberg-Altendorf zu formulieren [...].

Es darf nicht verkannt werden, daß Fehler und Seitensprünge [sic] von allen Seiten gemacht sind. Es geht doch nicht an, daß einzelne Parteigenossen sich an Veranstaltungen und vaterländischen Kundgebungen beteiligen, die uns gar nicht berühren, wenn neben einem Graf Westarp auch Genossen in führender Stellung sprechen. Das erweckt das Mißtrauen der Arbeiter. Diesen Genossen muß deutlich gesagt werden, daß es eine Grenze gibt, innerhalb derer sie sich bewegen müssen. [...] Die Parteigenossen, die bereits abgesprungen sind, und das sind nicht wenige, haben doch immer den Wunsch ausgedrückt, daß die Trennung nur eine zeitweise sein möge. Wenn man mit den Parteigenossen kameradschaftlich sich unterhält, taucht immer wieder dieser Gedanke auf, daß ein gemeinsames Wirken doch erforderlich sei. Man muß also nicht auf die Auffassungen einzelner führender Genossen das Hauptgewicht legen, die Auffassung der Massen ist eine andere. Wenn die Einigung nicht an der persönlichen Verbitterung einzelner scheitern soll, so muß sie über deren Köpfe hinweg erfolgen.“⁵⁰¹

Die hier bereits auftauchende Formel von der Einigung „über die Köpfe der Führer hinweg“ sollte das Leitmotiv der stets vorhandenen, wechselnden Konjunkturen unterworfenen Bewegung zur Einigung zwischen MSPD und USPD bleiben.⁵⁰² Bedeutender war im Augenblick etwas anderes: Giermann formulierte hier die Position einer in Franken sehr populären Parteiströmung, die der Politik des Vorstandes kritisch begegnete und den Kontakt mit der USPD nicht aufzugeben gedachte, dies auch in der Hoffnung, die eingetretene Spaltung doch in absehbarer Zeit wieder überwinden zu können. Davon wollte der überwiegende Teil der MSPD-Parteiführung allerdings nichts mehr wissen.

Nachdem noch mehrere Delegierte die Einigungsresolutionen ihrer Ortsvereine vorgestellt hatten, holte der rechte Parteiflügel zum Gegenschlag aus. Eine von Severing angeführte Gruppe brachte einen weiteren Antrag ein, der sich formal *für* eine Wiedervereinigung aussprach, diese jedoch an Bedingungen knüpfte, deren Erfüllung einer Kapitulation der USPD gleich gekommen wäre; damit besaß der Antrag faktisch keinerlei Chance, in politische Realität umgesetzt zu werden. In seiner geschickt gewählten Vorgehensweise unterstützte der Parteivorstand sowohl diesen als auch den Nürnberger Antrag, wodurch nach außen hin der Eindruck von Verständigungsbereitschaft notdürftig gewahrt blieb, tatsächlich aber die ernst gemeinten Einigungsbemühungen zahlreicher Parteigliederungen vereitelt wurden. Dieser taktischen Meisterleistung versuchte sich Adolf Braun noch entgegen zu stemmen, indem er Unterstützung für eine eigene Entschliebung mobilisierte, die alle Einigungsanträge – mit Ausnahme desjenigen aus Nürnberg – ersetzen sollte. Darin hieß es, dass

⁵⁰¹ Ebd., S. 292f.

⁵⁰² Siehe dazu ausführlich KNOPP, Einigungsdebatte.

„jeder Weg, jede Gelegenheit benutzt werden [muss], um die Hindernisse, die das Gelingen zur Einheit in Frage stellen, aus dem Wege zu räumen.“⁵⁰³

Auf dieses Ziel hin sollte auch eine neu einzusetzende Kommission wirken, deren Bericht dem nächsten Parteitag vorzulegen gewesen wäre. Die Durchsetzung dieses Antrages wurde einerseits erschwert durch die Geschäftsordnung, die es Braun unmöglich machte, den Antrag selbst zu erläutern, andererseits durch die Aufrechterhaltung des Nürnberger Antrages, dessen qualitativer Unterschied zur Initiative Brauns den meisten Delegierten nicht klar wurde. Ebert empfahl dem Parteitag nur die Annahme der Anträge Nürnbergs und Severings, wohl wissend, dass dadurch die Einigungspolitik umgehend aufs Abstellgleis geschoben werden würde. Mit einem mehrheitlich verabschiedeten Änderungsantrag, der mit der Annahme der Entschließung Severings auch gleich diejenige Brauns für „erledigt“ erklärte, war die Entscheidung gefallen; nur sieben Delegierte stimmten gegen diesen modifizierten Antrag.

Die Annahme der Nürnberger Resolution – bei nur einer Gegenstimme – hatte daraufhin nur noch dekorativen Charakter. „Damit hatte der Parteivorstand, gewissermaßen in einem ad-hoc-Bündnis mit dem rechten Flügel der Partei, die Gefahr einer Einigungskommission gebannt.“⁵⁰⁴ Die Selbstgewissheit der Parteileitung erhielt dadurch weiteren Auftrieb; Scheidemann sah sich in der eingeschlagenen Taktik bestärkt und tönte nun: „Die deutsche Sozialdemokratie [...] ist durch den Krieg zu einer Partei geworden mit der unmittelbaren Anwartschaft auf die Macht im Staate. So oder so wird sich das parlamentarische System durchsetzen, Deutschland wird nach dem Kriege ein parlamentarisch-demokratisches Staatswesen sein.“⁵⁰⁵ Hier zeigte sich, wie weit die Parteiführung der MSPD von den machtpolitischen Realitäten entfernt war – oder es für opportun hielt, einen derartigen Eindruck zu erwecken. Der rechte Parteiflügel um David, der sich vehement gegen eine Zusammenarbeit bzw. Verständigung mit der USPD gestemmt hatte,⁵⁰⁶ konnte den Parteitag fast ohne Einschränkungen als Erfolg verbuchen.

In unserem Zusammenhang noch relevant sind die Stellungnahmen der übrigen bayerischen Parteitagsdelegierten. Während sich der Fürther Vertreter Schirmer für Brauns Resolution aussprach,⁵⁰⁷ stand Giermann der darin vorgeschlagenen Bildung einer Einigungskommission skeptisch gegen-

⁵⁰³ Protokoll SPD-Parteitag Würzburg 1917, S. 215.

⁵⁰⁴ KNOPP, Einigungsdebatte, S. 86.

⁵⁰⁵ Protokoll SPD-Parteitag Würzburg 1917, S. 406.

⁵⁰⁶ Vgl. ebd., S. 334-336.

⁵⁰⁷ Vgl. ebd., S. 288.

über, ohne sich dabei gegen eine Verständigung mit der USPD auszusprechen.⁵⁰⁸ Der Gausekretär Max Walther lehnte die Anträge Brauns sowie Severings gleichermaßen ab und unterstützte nur die Resolution seines eigenen Ortsvereins.⁵⁰⁹ Auffallend ist die nicht übereinstimmende Haltung der beiden Münchner Delegierten. Ganz im Stile der Landesleitung sprach Eduard Schmid die eigene Seite von jeder Verantwortung für die zerrütteten Verhältnisse frei und behauptete, „die Partei in Bayern hat alles getan, um die Parteieinheit zu wahren. [...] Allein wenn die andern nicht wollen, kann der Frieden nicht geschlossen werden.“⁵¹⁰ Die USPD hielt er nur für ein kurzlebiges Phänomen, das bei Kriegsende sofort verschwinden werde. Demgegenüber sprach sich Fischer eindeutig für die vermittelnde Initiative Brauns aus, ging jedoch auch mit der USPD hart ins Gericht: „Die sogenannte Unabhängige Partei hat den unverzeihlichen Fehler dadurch begangen, daß sie sich vom Parteikörper losgelöst hat. Trotz anderer Anschauungen hätte sie in der Partei bleiben und dort ihre Meinungen geltend machen müssen.“⁵¹¹ Dabei übersah er allerdings, dass die Parteileitung der Opposition am Ende jeden Aktionsraum verweigert und sie schließlich aus der Partei gedrängt hatte.

Ebenso bezeichnend wie ernüchternd war: Selbst auf dem dafür prädestinierten Forum eines Parteitages kam es zu keiner Debatte über die entscheidenden Sachfragen, deren unterschiedliche Beurteilung die Parteisplaltung ausgelöst hatte. Die kühle und ablehnende Reaktion der USPD, die gar nicht erst eine Delegation nach Würzburg geschickt hatte,⁵¹² auf die Parteitagsbeschlüsse konnte folglich nicht verwundern.⁵¹³ Mit der Annahme der Resolution Severing waren die Unabhängigen gleichzeitig auch der Notwendigkeit enthoben, auf die aufrichtig gemeinten Ausgleichsbemühungen im Sinne Adolf Brauns eine Antwort geben zu müssen (was sie mit hoher Wahrscheinlichkeit ihrerseits in erhebliche Verlegenheit gebracht hätte). Dieser „Parteitag der Selbstbestätigung für die Parteileitung und –mehrheit und der Niederlage für jene kleine Minderheit, die sich trotz ihrer Kritik an deren Politik nicht zu einer Trennung entschloß“⁵¹⁴, hatte insofern eine Klärung gebracht, als sich die in erster Linie von Nordbayern ausgehenden Einigungsbemühungen innerhalb der MSPD als nicht mehrheitsfähig erwiesen hatten. Als Tribut an die unzweifelhaft versöhnlichere Stimmung an der

⁵⁰⁸ Vgl. ebd., S. 293.

⁵⁰⁹ Vgl. ebd., S. 304f.

⁵¹⁰ Ebd., S. 298.

⁵¹¹ Ebd., S. 291.

⁵¹² Vgl. KRAUSE, USPD, S. 96.

⁵¹³ Im Leitartikel der *Leipziger Volkszeitung*, der sich mit dem Verlauf des Würzburger MSPD-Parteitages auseinandersetzte, hieß es: „Wir halten eine Einigung in gegenwärtiger Zeit wegen der tiefgehenden grundsätzlichen Gegensätze, die die Entwicklung zwischen uns und den Regierungssozialisten aufgerissen hat, für gänzlich aussichtslos. So hoch das Gut der Einigung anzuschlagen ist, mit der Aufgabe der sozialistischen Grundsätze würde sie die deutsche Arbeiterbewegung zu teuer erkaufen.“ (LVZ Nr. 250 vom 25.10.1917). Kautsky stellte fest, die „Würzburger Tagung“ habe von der Einigung des Proletariats geredet, aber: „Die Einigung, an der sie arbeitete, war die mit Gegnern des Proletariats. Für diese Einigung sind wir nicht zu haben.“ (ROJAHN, Einleitung, in: DITTMANN, Erinnerungen, Bd. 1, S. 1-286, Zitat: S. 202).

⁵¹⁴ MILLER, Burgfrieden und Klassenkampf, S. 331.

Basis kam es zu zahlreichen Lippenbekenntnissen der Parteioberen; wirklich substanzielle Initiativen wurden vom Parteivorstand unterlaufen bzw. erstickt. Dies galt auch für die Versuche des linken Parteiflügels, die annexionsfreundliche Rechte um Lensch und Haenisch aus der Partei auszuschließen, die stattdessen ihr Treiben ungehindert fortsetzen konnte.⁵¹⁵ Ebenso wichtig war die von der Partei in Würzburg gezeigte „Bereitschaft, die Rolle einer Oppositionspartei aufzugeben.“⁵¹⁶ Damit waren die Weichen für die Zukunft gestellt - wieder einmal im Sinne der „Münchner“, gegen die „Nürnberger“. Die Militärbehörden blieben in ihrer Beurteilung des Parteitages allerdings skeptisch. Die Niederlage der „Radikalen“ wurde registriert, jedoch: „Bei den Arbeitermassen aber, auch innerhalb der Gewerkschaften macht die Wühlarbeit der Extremen Fortschritte.“⁵¹⁷

Adolf Braun musste als Ergebnis des Parteitages anerkennen, mit seinem Ansatz zur Überwindung der Gegensätze gescheitert zu sein, und beschränkte seine diesbezüglichen Initiativen von nun an auf das lokale Umfeld.⁵¹⁸ Das positive Fazit, das die *Fränkische Tagespost* hinsichtlich der Würzburger Beschlüsse zur Parteieinheit zog, grenzte bereits an Selbstbetrug.⁵¹⁹ In einer Versammlung der Bayerischer MSPD wurde von allen Diskussionsrednern hingegen offen ausgesprochen, dass der Parteitag in dieser Kernfrage „kein positives Ergebnis“ gezeitigt habe; dennoch sprach sie sich dafür aus, „den Bruderkampf in der Partei auch fernerhin von der Organisation fernzuhalten und im Interesse des Proletariats für baldige Einigung [...] mit allen Kräften weiter zu wirken.“⁵²⁰ Trotz weitgehender inhaltlicher Übereinstimmung war die Hemmschwelle für einen Übertritt zur USPD beim linken Flügel der MSPD immer noch kaum überwindbar. In Amberg wurde ein dahingehender Antrag immerhin eingebracht, aber gegen vier Stimmen abgelehnt.⁵²¹

Im Verlauf der MSPD-Mitgliederversammlungen, die den Parteitag behandelten, tauchten auch in Südbayern vermehrt Stimmen auf, die der Parteiführung kritisch entgegentraten. Roßhaupter machte in Augsburg den Parteivorstand für die Spaltung verantwortlich und führte weiter aus, dessen „Haltung in der Frage der Bewilligung der Kriegskredite sei nicht zu billigen. Von einem Verteidigungskrieg könne keine Rede mehr sein. [...] Von einem Fortschritt auf politischem Gebiete sei keine Rede mehr, mit der so viel gerühmten Demokratisierung sei es nichts, nach wie vor bleibe es beim Alten und es fehlten jede Garantien, daß das, was jetzt unter dem Zwang der Not zugestanden

⁵¹⁵ Vgl. SIGEL, Die Lensch-Cunow-Haenisch-Gruppe, S. 140.

⁵¹⁶ MILLER, Burgfrieden und Klassenkampf, S. 351.

⁵¹⁷ StellvGenKdo III. AK an MKr vom 2.11.1917. (KrA, MKr 12845).

⁵¹⁸ Vgl. KNOPP, Einigungsdebatte, S. 90.

⁵¹⁹ Vgl. FT Nr. 248 vom 22.10.1917.

⁵²⁰ FVt Nr. 259 vom 3.11.1917.

⁵²¹ Vgl. FVt Nr. 266 vom 12.11.1917.

sei, auch so bleibe.⁵²² Auch wenn Roßhaupter damit in der Versammlung offenbar auf keine positive Resonanz stieß, sind seine Ausführungen doch insofern bemerkenswert, als hier erstmals ein führender Vertreter des Gaues Südbayern direkt die Politik der Berliner Parteiführung kritisierte und die entscheidenden Streitpunkte konkret ansprach, die ansonsten mit Hilfe krampfhafter Einigkeitsrhetorik überspielt wurden.

Zu einer solchen Überwindung der bisher gepflegten Phraseologie kam es bei der außerordentlichen Generalversammlung der beiden Münchner Wahlkreise nicht, die das Verhalten ihrer Delegierten und die in Würzburg gefassten Beschlüsse billigte, sich aber auch gegen die überhand nehmenden annexionistischen Bestrebungen wandte.⁵²³ In Regensburg wurde ebenfalls Zufriedenheit mit dem Verlauf des Parteitages bekundet; der Berichterstatter Wunderlich sah in der Einheit die Voraussetzung für die Schlagkraft der Partei. In der anschließenden Diskussion räumte Ehrensberger zumindest ein, dass am Parteistreit beide Seiten nicht schuldlos seien.⁵²⁴ Den Schritt zur Gründung eines USPD-Ortsvereins wagte er allerdings jetzt genauso wenig wie später.⁵²⁵

Selbst Auer musste inzwischen eingestehen, dass die Regierung bisher weder in der Friedens- noch in der Verfassungsfrage substanzielle Konzessionen an die Zielvorstellungen der (M)SPD gemacht hatte. Bereits am 26. Juni 1917 hatte er im Parteiausschuss eine Situationsanalyse vorgetragen, die einem Offenbarungseid für die bisherige Mehrheitspolitik gleichkam: „Wenn die Fraktion lediglich die Kredite bewilligen würde, ohne irgendein positives Zugeständnis in bezug auf die innere Politik, so würde es um die Politik der Mehrheit nicht gut gestellt sein. [...] was hindert die Regierung, uns auf innerpolitischem Gebiet Zusagen zu machen. [...] Wo sind denn die Zusagen? Was ist die Osterbotschaft gewesen als eine Wiederholung der früheren Thronrede, Phrasen und Sprüche und das Volk sieht nichts davon! [...] Die Regelung der innerpolitischen Angelegenheiten wird auch zum Frieden führen.“⁵²⁶

Hiermit war die enge Verflechtung von Friedens- und Verfassungsfrage ebenso klar ausgesprochen wie der völlige Bankrott der Mehrheitspolitik.⁵²⁷ Deren Protagonisten waren jedoch nicht bereit bzw. in der Lage, daraus die Konsequenzen zu ziehen, und zwar auch dann nicht, als die Verschie-

⁵²² SVZ Nr. 268 vom 17.11.1917.

⁵²³ Vgl. *Vormärts* Nr. 301 vom 2.11.1917.

⁵²⁴ Vgl. NDP Nr. 252 vom 30.10.1917.

⁵²⁵ In Regensburg wurde erst Ende Dezember 1918 eine USPD-Ortsgruppe gegründet. (Vgl. *Regensburger Echo* Nr. 17 vom 26.4.1919).

⁵²⁶ Protokolle des SPD-Parteiausschusses, Bd. I, S. 524 u. 533.

⁵²⁷ Angesichts der realistischen Selbsteinschätzung Auers wirkt die Beurteilung der Lage durch Salewski schon beinahe kurios: „Aber die Gründung der USPD hatte auch für die Sozialdemokratie schwerwiegende Folgen. Denn diese schwächte die SPD gerade zu einem Zeitpunkt, als sich zum ersten Mal in diesem Krieg ernsthafte Chancen boten, das große Reformwerk vielleicht doch schon jetzt und, das war entscheidend, im Konsens mit den herrschenden Eliten in Angriff zu nehmen.“ (Der Erste Weltkrieg, S. 245).

bungen im Machtgefüge an der Spitze des Reiches der bisherigen Strategie endgültig den Boden entzogen, was schon wenige Wochen nach Auers Ausführungen offenkundig wurde: „der Sturz Bethmann Hollwegs, vor allem aber der Sturz Groeners, bedeuteten nicht nur das Ende der zumindest auf temporäre Kompromisse bedachten Arbeiterpolitik dieser Männer, sondern sie bedeuteten gleichzeitig das Ende des Burgfriedens. Die am 4. Aug. 1914 vorsichtig begonnene, von beiden Seiten vorwiegend pragmatisch bestimmte Zusammenarbeit auf Zeit zwischen Sozialdemokratie und Militär [...] war nun zerbrochen; sie wich einer zunehmenden Verhärtung der innenpolitischen Fronten, die von den Zeitgenossen als `Militärdiktatur` verstanden wurde und die sich schon sehr bald in einer starken Zunahme der Streikbewegung äußerte.“⁵²⁸ Auf diese folgenschweren Veränderungen, die das „Epochenjahr“ 1917 mit sich brachte, gilt es nun die Aufmerksamkeit zu wenden.

5.5 Die innenpolitische und militärische Entwicklung 1917

Das Jahr 1917 gilt wegen der russischen Revolution(en) und des Kriegseintritts der USA gemeinhin als „Epochenjahr“;⁵²⁹ auch in der Geschichte der sozialistischen Arbeiterbewegung nimmt dieses Jahr, in dem die organisatorische Einheit der deutschen Arbeiterbewegung endgültig zerbrach, eine Schlüsselstellung ein.⁵³⁰ Innenpolitisch stand die Entwicklung im Reich weiterhin im Zeichen des ungebremsten Herrschaftsanspruches der 3. OHL, die nicht gewillt war, den zivilen Stellen Einfluss in wichtigen Fragen zuzugestehen. Der Kaiser selbst hatte dazu die passende Devise ausgegeben: „Politik hält im Kriege den Mund, bis Strategie ihr das Reden wieder erlaubt.“⁵³¹ Da die militärische Spitze für alle mit dem Krieg zusammenhängenden Bereiche ihre Zuständigkeit reklamierte, ging der Primat des Politischen nun endgültig verloren - doch der Reihe nach.

Im Innern bestand das Hauptziel Ludendorffs zunächst in einer bis dahin nicht bekannten Intensivierung der Kriegsanstrengungen, der sich Alles und Jeder unterzuordnen hatte. Die Mobilisierung zusätzlicher Arbeitskräfte und Ressourcen blieb allerdings weit hinter den vom Hindenburg-

⁵²⁸ MAI, Burgfrieden und Sozialpolitik, in: MGM 16 (1976), S. 21-50, hier: S. 42.

⁵²⁹ Zur „Epochengrenze“ 1917 siehe ROTHFELS, Zeitgeschichte als Aufgabe, in: VfZ 1 (1953), S. 1-8. Dabei ist zu berücksichtigen: „Rothfels' Definition von Zeitgeschichte enthielt also zwei einander widersprechende Bestimmungsmerkmale: Zeitgeschichte als Epochenbegriff und als in die Gegenwart mitwandendes Geschehen, das logischerweise nicht auf einen bestimmten Zeitpunkt festgelegt werden kann.“ (Thomas SANDKÜHLER, Zeitgeschichte in Deutschland am Ende des 20. Jahrhunderts, in: CORNELIUSSEN (Hrsg.), Geschichtswissenschaften, S. 114-129, hier: S. 117).

⁵³⁰ Zu diesem Abschnitt siehe BOLL, Frieden ohne Revolution?, S. 209-238; CHICKERING, Das Deutsche Reich und der Erste Weltkrieg, S. 117-203; FELDMAN, Armee, Industrie und Arbeiterschaft, passim; Imanuel GEISS, Die politische Krise ab 1916: vom Entschluß zum U-Bootkrieg bis zum Sturz Bethmann Hollwegs, Januar bis Juli 1917, in: Ders., Das Deutsche Reich und der Erste Weltkrieg; Ders., Die Verschärfung der politischen Krise: vom Sturz Bethmann Hollwegs zum Frieden von Brest-Litowsk, Juli 1917 bis März 1918, in: Ebd., S. 165-173; KOCKA, Klassengesellschaft im Krieg, passim; KRAUSE, USPD, S. 92-105; MILLER, Burgfrieden und Klassenkampf, S. 283-331; W. MOMMSEN, Die Urkatastrophe, S. 74-141; NEITZEL, Blut und Eisen, S. 100-110; SALEWSKI, Der Erste Weltkrieg, S. 227-286; Dirk STEGMANN, Die deutsche Inlandspropaganda 1917/18. Zum innenpolitischen Machtkampf zwischen OHL und ziviler Reichsleitung in der Endphase des Kaiserreiches, in: MGM 12 (1972), S. 75-116, hier: S. 75-87; ULLRICH, Die nervöse Großmacht, S. 442-445 u. 507-529; WEHLER, Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 4, S. 30-147 sowie WIELAND, Die Verteidigungslüge, S. 126-144.

⁵³¹ RÖHL, Wilhelm II. 1900-1941, Zitat: S. 1192.

Programm anvisierten Zielen zurück. Die Bilanz war eindeutig: „Die neue OHL ließ nicht schöpferischen Einfallsreichtum, sondern die reine Fantasie triumphieren. Mit seiner totalen Mobilmachung zur Erreichung irrationaler Ziele unterminierte Ludendorff zugleich die Kraft des Heeres, förderte die Instabilität der Wirtschaft, schuf Chaos in der Verwaltung und ebnete einer zügellosen Interessenpolitik den Weg.“⁵³² Interne Kritiker mit dem Mut zur eigenen Meinung, von denen es ohnehin nicht viele gab, wurden kaltgestellt: Kriegsamtchef Groener wurde im August 1917 entlassen, da er an den exzessiven Gewinnen der Rüstungsindustrie Anstoß genommen hatte. Im Laufe jenes Jahres organisierte sich aber auch erstmals aus der Gesellschaft heraus offener Widerstand gegen die Kriegspolitik der Reichsleitung.

Neue Perspektiven in vielerlei Hinsicht eröffneten sich durch die Februarrevolution in Rußland, die die Zarenherrschaft beendete und zur Bildung einer vergleichsweise demokratischen Regierung führte, die den Krieg gegen Deutschland allerdings fortzusetzen gewillt war. Das vom Petrograder Sowjet (Arbeiterrat) Ende März 1917 veröffentlichte Manifest forderte hingegen umgehend einen Frieden „ohne Annexionen und Kontributionen“; dieser Ruf sollte bald über Ländergrenzen hinweg zur Parole der Massenbewegung gegen den Krieg werden. Von der USPD wurde dieser Ansatz offen begrüßt.⁵³³ Unter dem Eindruck des Umsturzes in Rußland kam es im April 1917 in Berlin unter der Führung der oppositionellen Obleute (deren Leiter Richard Müller verhaftet, aber bald wieder freigelassen wurde) zu einer in dieser Form neuartigen Streikbewegung mit circa 300000 Teilnehmern, die auch auf Leipzig und weitere norddeutsche Städte übergriff.⁵³⁴ Beteiligt waren daran vor allem Rüstungsarbeiter, die sich mit der Bildung von Räten eine eigene Organisationsform gaben und nicht nur sozial-, sondern auch verfassungspolitische Forderungen erhoben; Affinitäten zur Programmatik der USPD, die eine Demokratisierung des Reiches forderte, waren dabei unübersehbar. Nach Ausbruch des Streiks wurden führende Unabhängige in die Leitung des Ausstands einbezogen, der gegen den Widerstand der Gewerkschaften zustande gekommen war; die aktivistischen Teile der Arbeiter in den Betrieben sahen ihre Interessen durch die Burgfriedenspolitik der Gewerkschaftsführung nicht mehr vertreten. Letztere „warnte die Regierung, aber sie tat oder förderte nichts, um einen anderen Kurs zu erzwingen. Ihre Zustimmung zum Hilfsdienstgesetz band sie nur noch fester an die Politik der Regierung. Dafür wurden auch die Gewerkschaften als kriegswichtige Organisationen [...] anerkannt und ihre Funktionäre, soweit sie dem Regierungskurs folgten, für unabkömmlich zum Heeresdienst erklärt.“⁵³⁵ Die Spaltung der Sozialdemokratie

⁵³² FELDMAN, *Armee, Industrie und Arbeiterschaft*, S. 133.

⁵³³ Siehe dazu die Ausführungen Haases auf dem Parteitag in Gotha. (Vgl. Protokoll USPD-Gründungs-Parteitag Gotha 1917, S. 8).

⁵³⁴ Siehe dazu auch Ralf HOFFFROGGE, *Richard Müller. Der Mann hinter der Novemberrevolution*, Berlin 2008, S. 44-46.

⁵³⁵ OPEL, *Metallarbeiter-Verband*, S. 57.

beschränkte sich somit keineswegs auf die Reichstagsfraktion, sondern hatte bereits das ganze Organisationsgefüge der Arbeiterbewegung erfasst.

Der USPD bot der Aprilstreik einen Anknüpfungspunkt, um für ihre Ziele breitere Volksmassen zu mobilisieren. Die Verselbständigung der Opposition in Gotha stand mit der Auslösung des Streiks nicht in direktem Zusammenhang, die neue Partei erhielt jedoch „in den Augen der Arbeiter ein schärferes Profil als Prellbock gegen den Burgfrieden. Sie hatte sich bei der ersten größeren selbständigen Aktion der Arbeitermassen als Bündnispartner erwiesen.“⁵³⁶ Darauf ließ sich für die Zukunft aufbauen; im Frühjahr 1917 war in Deutschland erstmals so etwas wie ein „revolutionäres Potenzial“ sichtbar geworden. Die dezidiert politischen Forderungen der Streikenden wurden von den Militärbehörden zu Recht als ernste Bedrohung verstanden; mit Hilfe scharfer Gegenmaßnahmen gelang es, die Streikbewegung zu unterdrücken. Die „Ruhe“ war damit vorerst äußerlich wiederhergestellt, in der deutschen Innenpolitik setzte gleichwohl eine turbulente Phase ein.

Die Differenzen zwischen ziviler und militärischer Führung spitzten sich nun immer mehr zu. Auf einer Konferenz in Bad Kreuznach hatte die OHL im April die Anerkennung ihrer maßlosen Kriegsziele durchgesetzt; Reichskanzler Bethmann Hollweg erklärte daraufhin intern, sich daran nicht gebunden zu fühlen, geriet nun aber immer mehr in die Defensive. Dennoch war er weiterhin bemüht, die Initiative zu behalten. So hatte er sich – nicht zuletzt unter dem Eindruck des Sturzes des Zaren per Revolution - dazu durchgerungen, mittels der so genannten „Osterbotschaft“ des Kaisers das preußische Dreiklassenwahlrecht zur Disposition zu stellen. Der Reichskanzler kam damit auch der Mehrheitssozialdemokratie entgegen, die Zugeständnisse in der Kriegsziel- und der preußischen Wahlrechtsfrage als Voraussetzung für ihre weitere Unterstützung gefordert hatte; das Ziel dieses Schrittes bestand somit vor allem darin, den Einfluss der MSPD in der Arbeiterschaft nicht zu gefährden. Die gemäßigten Kräfte der zivilen Reichsleitung waren bemüht, den rechten Flügel der Sozialdemokratie einzubinden, ohne allerdings wirklich substantielle verfassungspolitische Zugeständnisse – d. h. eine volle Parlamentarisierung im Reich und in Preußen – ins Auge zu fassen.⁵³⁷ Allein die Ankündigung, das reaktionäre preußische Wahlrecht reformieren zu wollen, hatte indes genügt, Bethmann Hollweg „im konservativen Lager und bei der Obersten Heeresleitung vollends zum bestgehaßten Mann im Lande“⁵³⁸ werden zu lassen; seine Tage im Amt waren nunmehr gezählt. Dies lag nicht nur daran, dass die herrschenden Eliten nicht im geringsten bereit

⁵³⁶ KRAUSE, USPD, S. 94.

⁵³⁷ Eine von Reichskanzler Hertling gebilligte Denkschrift des Unterstaatssekretärs Wilhelm von Radowitz hatte im Januar 1918 für eine „demokratische Monarchie“ Vorstellungen entwickelt; zu diesem Zweck sollte die MSPD zu einer „nationalgesinnte[n] Arbeiterpartei“ umgeformt werden. (STEGMANN, Die deutsche Inlandspropaganda, in: MGM 12 (1972), S. 75-116, Zitat: S. 87, Fn. 84).

⁵³⁸ W. MOMMSEN, Die Urkatastrophe, S. 77.

waren, freiwillig ihre Machtstellung zu schmälern, sondern auch am schlichten Weltbild der OHL: Für Hindenburg und Ludendorff stellte die sozialdemokratische Bewegung *als Ganzes* einen niederzuhaltenden innenpolitischen Feind dar, Differenzierungen zwischen verschiedenen Strömungen bei Sozialdemokratie und Gewerkschaften hatten hier keinen Raum. Damit war der taktische Spielraum, den die untergeordneten Behörden durchaus sahen, unnötig begrenzt und das auf unabsehbare Zeit.

Hierin lag eine der Lebenslügen der Burgfriedenspolitik offen zutage. Um ihren Einfluss auf die Arbeiterschaft nicht zu verlieren, forderte die MSPD-Führung innenpolitische Reformen und einen Verständigungsfrieden; dahinter standen aber nur „taktische Überlegungen, die beweisen, daß sie an ihrem Ziel eines moderierten deutschen Sieges keine Abstriche gemacht hatte.“⁵³⁹ Dennoch oder gerade deshalb drang sie beim Kanzler nicht durch, dessen Autorität ohnehin durch Intrigen der OHL und die Hetzkampagnen der Annexionisten zerrieben wurde. Die auf Betreiben Bethmann Hollwegs gemachten Wahlrechtsversprechungen legten keinen konkreten Termin fest, die Angelegenheit verlief letztlich im Sande. Da selbst bescheidenste Reformschritte der Regierung das Misstrauen Ludendorffs eintrugen und die MSPD wegen des Stillstandes in der Friedens- und Verfassungsfrage (allerdings wenig glaubwürdig) mit der Aufkündigung der Unterstützung drohte, war der Balanceakt, mit dem der Kanzler unvereinbare Interessen auszugleichen versucht hatte, nicht mehr länger fortzusetzen.

Zur Überraschung der Reichsleitung ging nach drei Jahren Krieg vom Reichstag eine nicht einfach zu ignorierende Initiative für einen baldigen Frieden aus.⁵⁴⁰ Dies löste eine Kette von Ereignissen aus, die mit dem Sturz Bethmann Hollwegs endete. Ausgangspunkt dieser „wohl verworrensten aller Regierungskrisen des Deutschen Kaiserreiches“⁵⁴¹ war eine Sitzung des Hauptausschusses des Reichstages am 6. Juli 1917; dort hatte der Zentrumsführer Erzberger innenpolitische Reformen und ein Angebot für einen Verständigungsfrieden verlangt, nachdem er zuvor das Scheitern des unbeschränkten U-Bootkrieges nachgewiesen hatte. Daraufhin schlossen sich Zentrum, MSPD und Linksliberale zum so genannten „Interfraktionellen Ausschuss“ (an dem sich die Nationalliberalen partiell beteiligten) zusammen. Eine solche Institutionalisierung der parlamentarischen Zusammenarbeit kam einer kleinen Sensation gleich, bedeutete allerdings keineswegs die Einführung der Regierungsverantwortlichkeit gegenüber dem Reichstag und war zudem belastet durch die stark differierenden Vorstellungen der beteiligten Partner.

⁵³⁹ BOLL, *Frieden ohne Revolution?*, S. 210.

⁵⁴⁰ Zur innenpolitischen Krise im Juli 1917 siehe auch HENNIG, *Johannes Hoffmann*, S. 73-78.

⁵⁴¹ GEISS, *Die Verschärfung der politischen Krise*, in: Ders., *Das Deutsche Reich und der Erste Weltkrieg*, S. 165-173, hier: S. 166.

Mit einem raffinierten Manöver, bei dem es darum ging, den Kaiser zu beeinflussen und die Reichstagsparteien im gewünschten Sinne zu instrumentalisieren, gelang es Ludendorff schließlich, den von ihm als überfällig erachteten Rücktritt Bethmann Hollwegs zu erreichen. Trotz der Beteiligung der Parteien an diesem Vorgang war nun keineswegs die Parlamentarisierung des politischen Systems erreicht, wie allein schon der flugs aus dem Hut gezauberte Nachfolger Georg Michaelis verdeutlichte, der am 14. Juli zum Reichskanzler ernannt wurde. Die OHL hatte mit diversen Tricks ihr Ziel, d. h. den Sturz Bethmann Hollweg, erreicht. Dabei hatte sie alles aufgeboten, von der Rücktrittsdrohung bis hin zur Streuung des Gerüchtes, sie stünde einer Parlamentarisierung aufgeschlossen gegenüber, was von Teilen der MSPD - so weit war die Verwirrung dort bereits fortgeschritten – tatsächlich für bare Münze genommen wurde. Die Realität strafte solchen Wunderglauben schnell Lügen. Bei der Auswahl des neuen Kanzlers besaßen die Parteien keinerlei Einfluss, Michaelis selbst betrachtete sich als technokratischen Erfüllungsgehilfen der OHL.

„So endete der Versuch der Reichstagsmehrheit, im dritten Kriegsjahr gestaltenden Einfluß auf die deutsche Politik zu erlangen, mit einem Fiasko. Die Parlamentarier hatten der OHL die Hand zur Zusammenarbeit geboten, ohne zu erkennen, daß sie sich damit für deren Zwecke mißbrauchen ließen. Aus der Krise des Juli 1917 gingen Hindenburg und Ludendorff nicht geschwächt, sondern gestärkt hervor, ja, ihr politischer Einfluß war nie größer als nach dem erzwungenen Rücktritt Bethmann Hollwegs. Ohne erkennbaren Willen zur Macht, untereinander in vielem uneins, boten die Parteien der Reichstagsmehrheit ein wenig imponierendes Bild. Weder sachlich noch personell waren sie im Sommer 1917 auf den Übergang zur parlamentarischen Regierungsweise vorbereitet.“⁵⁴²

Dieses Urteil von Volker Ullrich ist hart, aber gerecht, da es dem wahren Elend des deutschen Parteienwesens in dieser Zeit entspricht, das einer Demokratisierung des Reiches nach wie vor im Wege stand. Auch in der mindestens ebenso bedeutsamen Friedensfrage legten die Mehrheitsparteien kein beeindruckenderes Zeugnis ab. MSPD, FVP und Zentrum präsentierten am 19. Juli, wenige Tage nach dem Kanzlerwechsel, im Reichstag eine Resolution,⁵⁴³ die einen „Frieden der Verständigung und der dauernden Versöhnung der Völker [erstrebt]. . . . Mit einem solchen Frieden sind erzwungene Gebietsveränderungen und politische, wirtschaftliche und finanzielle Vergewaltigungen unvereinbar.“⁵⁴⁴ Die Resolution war in Verhandlungen mit Ludendorff und Michaelis noch verwässert worden,⁵⁴⁵ „war aber selbst in ihrer ursprünglichen Form [...] – gegen den Hintergrund der amtlichen deutschen Kriegszielpolitik gesehen – alles andere als eine klare und aufrichtige Willens-

⁵⁴² ULLRICH, Die nervöse Großmacht, S. 528.

⁵⁴³ Bei der Abstimmung über die Friedensresolution gehörte Josef Simon zu einer Gruppe von vier MSPD-Abgeordneten, die sich der Stimmabgabe entzogen. (Vgl. MILLER, Burgfrieden und Klassenkampf, S. 310ff.).

⁵⁴⁴ CHICKERING, Das Deutsche Reich und der Erste Weltkrieg, Zitat: S. 199.

⁵⁴⁵ Die Endredaktion war von Ludendorff zusammen mit dem MSPD-Reichstagsabgeordneten Südekum vorgenommen worden, ein für sich genommen schon bezeichnender Vorgang. (Vgl. M. BLOCH, Albert Südekum, S. 203).

erklärung zumindest der Mehrheit des Reichstags, als Preis für den Frieden den status quo ante zu akzeptieren.⁵⁴⁶ Von einem annexionslosen Frieden war also keineswegs die Rede. „Die Formulierungen waren so gewählt, daß sie genügend Spielraum für die Vergrößerung des deutschen Einflusses ließen.“⁵⁴⁷ Dessen ungeachtet feierte die MSPD die Initiative als großen Erfolg.

Über die faktische Unverbindlichkeit der Resolution war sich Michaelis indes voll bewusst, als er erklärte: „Man kann schließlich mit der Resolution jeden Frieden machen, den man will.“⁵⁴⁸ Welche Art von „Frieden“ Ludendorff anstrebte, war kein Geheimnis. Die Mehrheitsparteien⁵⁴⁹ im Reichstag hatten sich mit der Friedensresolution im Prinzip nur eine kurze Eskapade erlaubt – und bewilligten dann wie gewohnt neue Kriegskredite. Am Tag der Abstimmung über die Resolution hatte die MSPD-Reichstagsfraktion mit 61 zu 14 Stimmen diese Kredite befürwortet.⁵⁵⁰ Somit hatte die Mehrheitssozialdemokratie „sich ihre einzige ‚Waffe‘ aus der Hand nehmen lassen. Die Konzessionsbereitschaft der SPD in der Friedensfrage war so weit gegangen, daß die ausgehandelte Friedensresolution keinen Bezug zur sozialdemokratischen Friedensformel mehr besaß, sie war eher das Dokument einer verschleierte Annexion, das von der SPD abgesehen wurde.“⁵⁵¹

Die USPD sah im Reichstag folglich überhaupt keine Veranlassung, „sich einer Aktion anzuschließen, die sie als Entlastungsmanöver zugunsten einer Regierung betrachtete, die in Wahrheit von den Militärs manipuliert wurde“⁵⁵². Stattdessen brachte die Fraktion umgehend eine eigene Resolution ein, die in komprimierter Form die Ziele der jungen Partei enthielt. Kernpunkt war ein „Frieden ohne Annexionen irgendwelcher Art und ohne Kriegsschädigung auf Grund des Selbstbestimmungsrechts der Völker“, wobei die Wiederherstellung Belgiens ausdrücklich hervorgehoben wurde. Darüber hinaus enthielt die Resolution auch Vorschläge hinsichtlich einer zukünftigen Friedensordnung (Abrüstungsabkommen, Freiheit von Handel und Verkehr, internationale Schiedsgerichtsbarkeit). Der Konnex zwischen Außen- und Innenpolitik wurde im Schlusssatz noch einmal

⁵⁴⁶ GEISS, Die Verschärfung der politischen Krise, in: Ders., Das Deutsche Reich und der Erste Weltkrieg, S. 165-173, hier: S. 169.

⁵⁴⁷ WINKLER, Der lange Weg nach Westen, Bd. 1, S. 350.

⁵⁴⁸ G. Michaelis an den Kronprinzen vom 25.7.1917. (GEISS, Die Verschärfung der politischen Krise, in: Ders., Das Deutsche Reich und der Erste Weltkrieg, S. 165-173, Zitat: S. 169).

⁵⁴⁹ Mit dem Begriff Mehrheitsparteien sind ab diesem Zeitpunkt MSPD, Zentrum und FVP gemeint, deren Fraktionen im Reichstag enger kooperierten.

⁵⁵⁰ In dieser Fraktionssitzung hatte Johannes Hoffmann angekündigt, gegen die neuen Kredite stimmen zu wollen. (Vgl. DAVID, Kriegstagebuch, S. 248f.).

⁵⁵¹ HENNIG, Johannes Hoffmann, S. 80.

⁵⁵² MILLER, Burgfrieden und Klassenkampf, S. 308.

bekräftigt: „Erforderlich ist ferner die völlige Demokratisierung der Verfassung und Verwaltung der Einzelstaaten, die ihren Abschluß zu finden hat in der Schaffung einer sozialen Republik.“⁵⁵³

Haase forderte im Reichstag die „Aufstellung eines gemeinsamen Friedensprogramms“, das „von einer energischen internationalen Aktion der Volksmassen getragen wird [...] Die Kredite sind jeder Regierung zu verweigern, die dieses Programm ablehnt oder auch nur ausweichend beantwortet, oder die sich nicht bereit erklärt, in sofortige Friedensverhandlungen auf der Grundlage dieses Programms einzutreten. Sie ist auf das entschiedenste zu bekämpfen.“⁵⁵⁴ Mit der Ablehnung dieser Forderungen, die durchwegs tradierten sozialdemokratischen Wertvorstellungen verpflichtet waren, durch die MSPD-Fraktion – lediglich ein Abgeordneter hatte sich dem Antrag der USPD angeschlossen – zeigte sich noch einmal deutlich, welch tiefen Bruch der Weltkrieg in der politischen Orientierung vieler führender Sozialdemokraten bewirkt hatte. Die Friedensresolution der Mehrheitsparteien wurde dagegen mit 212 zu 126 Stimmen bei 17 Enthaltungen angenommen (die MSPD-Fraktion stimmte geschlossen dafür, die der USPD geschlossen dagegen).

Beides, Friedensresolution und Kanzlersturz, „waren Inszenierungen der bürgerlichen Politiker gewesen, in denen den Mehrheitssozialisten nicht mehr als eine Statistenrolle zukam.“⁵⁵⁵ Das Heft nahmen nun immer stärker diejenigen Kräfte in die Hand, die auch von bescheidenen Zugeständnissen an die Arbeiterschaft nicht das Geringste hielten⁵⁵⁶ und außerdem an völlig überzogenen Kriegszielen festhielten, die jeden Ausgleich von vornherein ausschlossen. Papst Benedikt XV., der – ohne damit bei den deutschen Bischöfen oder anderen Würdenträgern als Vorbild zu wirken – „bezüglich des Kriegs vom ersten Moment an ein umsichtiges, nicht parteiliches Verhalten“⁵⁵⁷ an den Tag gelegt hatte, ergriff im August ebenfalls die Initiative; diese sah einen Friedensschluss auf der Grundlage des Status quo ante vor sowie die umgehende Wiederherstellung Belgiens, blieb aber, wie nicht anders zu erwarten, erfolglos. Die Reichstagsparteien wurden von der Reichsleitung über diesen Vorstoß, der mit den Plänen der OHL ohnehin nicht kompatibel war, vollkommen unzureichend informiert. Angesichts der bereits zu diesem Zeitpunkt von beiden Seiten erbrachten gewaltigen Opfer standen einer Verhandlungslösung sowieso nahezu unüberwindliche innenpolitische

⁵⁵³ *Vorwärts* Nr. 196 vom 20.7.1917.

⁵⁵⁴ Die Rede Haases ist abgedruckt in: Herbert MICHAELIS/Ernst SCHRAEPLER (Hrsg.), Ursachen und Folgen. Vom deutschen Zusammenbruch 1918 und 1945 bis zur staatlichen Neuordnung Deutschlands in der Gegenwart. Eine Urkunden- und Dokumentensammlung zur Zeitgeschichte. Zweiter Band. Der militärische Zusammenbruch und das Ende des Kaiserreichs, Berlin 1958, S. 70-73, hier: S. 73.

⁵⁵⁵ HENNIG, Johannes Hoffmann, S. 79.

⁵⁵⁶ Typisch hierfür war eine Eingabe des Verbandes Deutscher Eisen- und Stahl-Industrieller an den Reichskanzler vom August 1917, die klarstellte, dass das Einschwenken der Sozialdemokratie auf den Burgfriedenskurs keineswegs zu honorieren sei, da es sich dabei nur um die Erfüllung der vaterländischen Pflicht gehandelt habe. Ein Entgegenkommen der Arbeitgeber gegenüber der Arbeiterschaft könne folglich nicht erwartet werden. (Vgl. MAI, Burgfrieden und Sozialpolitik, in: MGM 16 (1976), S. 21-50, hier: S. 40).

⁵⁵⁷ CANFORA, August 1914, S. 108.

Hürden entgegen. „Die Entscheidung für oder gegen einen Kompromißfrieden lag [...] in den Händen der politischen Repräsentanten jener Klassen, deren Macht und Privilegien einem internationalen Ausgleich zum Opfer fallen, aber auf der anderen Seite durch einen Sieg Bestätigung finden würden. Die Logik eines politischen Selbstmordes reizte nur wenige dieser Männer – am allerwenigsten Ludendorff, dessen Meinung letzten Endes am meisten zählte.“⁵⁵⁸

Die deutsche Führung war zu keinem Zeitpunkt gewillt, die eigenen Kriegsziele zu hinterfragen, was eine Verhandlungslösung definitiv ausschloss. In einem Artikel für die *Leipziger Volkszeitung* wies Kautsky im Dezember 1917 auf den entscheidenden Knackpunkt hin: „Nicht das Aussprechen der Bereitschaft zum Frieden an sich, sondern erst das Aussprechen der Bereitschaft zu *bestimmten Friedensbedingungen*, über die ein Verhandeln möglich ist, bildet den ersten Schritt zum Frieden.“⁵⁵⁹ Dieser Schritt war von keinem der mächtigen Männer Deutschlands zu erwarten (zu denen die Führer der Mehrheitsparteien allerdings ohnehin nicht zählten). Die MSPD-Spitze ging diesem Problem weiterhin aus dem Weg und klammerte sich an Durchhalteparolen; Winnig schrieb um diese Zeit: „Es gibt nichts Törichtereres als die Ansicht, der Krieg diene nur dem Ausdehnungsdrange der Hochfinanz. Es ist ein Krieg für das ganze Volk. Und die Niederlage würde keine Schicht schwerer treffen als gerade die werktätige Bevölkerung.“⁵⁶⁰

Reichskanzler Michaelis, „politisch eine Null, die nur der faktischen Militärdiktatur der 3. OHL unter Ludendorff als fadenscheiniges Mäntelchen diente“⁵⁶¹, hatte im Reichstag inzwischen den Eindruck erweckt, er beabsichtige, die USPD zu verbieten (Hintergrund war eine politische Bewegung in der Marine, die mit der Friedenspolitik der USPD weitgehend konform ging⁵⁶²). Daraufhin sprachen die Parteien des Interfraktionellen Ausschusses dem Kanzler das Misstrauen aus in der Befürchtung, als nächstes selbst Ziel von vergleichbaren Maßnahmen zu werden – nicht etwa aus „Sympathie“ oder Solidarität mit der USPD. Da die OHL den inzwischen missliebig gewordenen Michaelis nicht mehr stützte, reichte dieser am 31. Oktober 1917 seinen Rücktritt ein. Daraufhin wurde der inzwischen 74 Jahre alte Zentrumspolitiker Hertling, der in Bayern als Ministerpräsident „keines der entscheidenden Probleme angerührt und jede Reform verhindert hatte“⁵⁶³, zum Reichs-

⁵⁵⁸ CHICKERING, Das Deutsche Reich und der Erste Weltkrieg, S. 208.

⁵⁵⁹ BOLL, Frieden ohne Revolution?, Zitat: S. 230.

⁵⁶⁰ WINNIG, Der englische Wirtschaftskrieg, S. 39.

⁵⁶¹ GEISS, Die Verschärfung der politischen Krise, in: Ders., Das Deutsche Reich und der Erste Weltkrieg, S. 165-173, hier: S. 169.

⁵⁶² Siehe dazu unten Kap. 6.7.

⁵⁶³ KRAUS, Geschichte Bayerns, S. 609.

kanzler ernannt. Diese Personalentscheidung, die gewiss nicht von Souveränität zeugte, war auch „ein passendes Symbol für den Erschöpfungszustand der alten Ordnung.“⁵⁶⁴

Hertling, der ohnehin „ein absoluter Gegner der von vielen heiß ersehnten Parlamentarisierung in Deutschland war“⁵⁶⁵, konnte sich zwar theoretisch im Reichstag auf eine Mehrheit stützen, von einem Übergang zur parlamentarischen Mitregierung konnte jedoch nach wie vor keine Rede sein. Ob der meist verwendete Begriff der „Militärdiktatur“ tatsächlich angemessen ist, wenn es darum geht, die Verfassungs*realität* Deutschlands im Jahr 1917 zu charakterisieren, ist in der Forschung immer noch umstritten. Roger Chickering urteilte: „Aber obwohl die Machtverhältnisse während der letzten beiden Kriegsjahre kompliziert blieben, gab die OHL den Ton an, und Ludendorff war der mächtigste Mann in Deutschland.“⁵⁶⁶ Dem hielt Boris Barth entgegen: „Es handelte sich aber nicht um eine Diktatur der OHL, sondern um eine Vetoposition. Sie konnte jede Entscheidung verhindern, auch wenn sie es nicht immer tat, war aber – selbst wenn sie gewollt hätte – nicht in der Lage, politisch gestaltend zu wirken.“⁵⁶⁷ Auch der Vergleich mit der politischen Organisation der Westmächte nährt die Zweifel an der „Allmacht“ der 3. OHL.⁵⁶⁸

Tatsache ist, dass, solange Hindenburg und Ludendorff über ihren (unverdienten) Nimbus als einzige Garanten für einen erfolgreichen Abschluss des Krieges verfügten, ihrer Machtfülle innerhalb des herrschenden Systems nichts und niemand gewachsen war; der Interfraktionelle Ausschuss übte hier ebenfalls keinerlei wirksame Kontrolle aus. Daran änderte auch nichts, dass einige Parteienvertreter schon unter der Kanzlerschaft von Michaelis in Regierungsämter berufen wurden (August Müller von der MSPD wurde Unterstaatssekretär im Kriegsernährungsamt). Mit einer Parlamentarisierung, d. h. der Verantwortlichkeit der Regierung gegenüber dem Reichstag, hatte dies nichts zu tun. „Eher kann man von einem Versuch der Reichsleitung sprechen, die Mehrheit des Reichstags durch bürokratische Einbindung zu disziplinieren.“⁵⁶⁹ Reines Wunschdenken blieb folglich auch die Einschätzung, die David für die MSPD im Oktober 1917 im Reichstag kundtat: „Das eine können wir dem Vorgehen der Regierung entnehmen: sie hat den Gedanken aufgegeben, daß man während des Krieges keine großen Neuordnungen im Innern vornehmen soll [...], gerade der Krieg ist die

⁵⁶⁴ CHICKERING, Das Deutsche Reich und der Erste Weltkrieg, S. 202.

⁵⁶⁵ So sein Sohn und enger Mitarbeiter Karl. (MACHTAN, Die Abdankung, Zitat: S. 123).

⁵⁶⁶ CHICKERING, Das Deutsche Reich und der Erste Weltkrieg, S. 93.

⁵⁶⁷ BARTH, Dolchstoßlegenden, S. 177.

⁵⁶⁸ Wehler urteilte dazu: „Überhaupt nimmt sich in vergleichender Perspektive die Kompetenzfülle und Durchsetzungsfähigkeit der 3. OHL ungleich geringer aus als diejenige Lloyd Georges und Clemenceaus, denn die relativ demokratischen westlichen Alliierten haben es verstanden, eine weitaus `aktionsfähigere Befehlszentrale` als die autoritären Mittelmächte aufzubauen.“ (Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 4, S. 113).

⁵⁶⁹ WINKLER, Der lange Weg nach Westen, Bd. 1, S. 351.

gegebene Zeit für durchgreifende Neuordnungen auch in der inneren Politik.⁵⁷⁰ Die OHL war hier ganz anderer Ansicht und gab weiterhin die Richtung der deutschen Politik vor – alle anderen ordneten sich freiwillig oder unfreiwillig unter. Haase nannte hier wieder Ross und Reiter, wenn er Hertling als „das Aushängeschild für die allmächtige Militärpartei“⁵⁷¹ bezeichnete.

Diese „Allmacht“ hatte Anfang 1917, als Bethmann Hollweg noch Kanzler war, ihren symbolhaften Ausdruck in der Wiederaufnahme des uneingeschränkten U-Bootkrieges gefunden, die sich letztlich als eine selbstzerstörerische Fehlentscheidung erwies.⁵⁷² Die OHL drängte seit langem auf diese Eskalation der Kriegsführung, dabei das Risiko des amerikanischen Kriegseintritts bewusst in Kauf nehmend. Die Unterstützung für diesen fatalen Schritt war in allen bürgerlichen Parteien euphorisch und reichte bis weit in die Reihen der MSPD hinein⁵⁷³ (selbst das offensichtliche Scheitern des U-Bootkrieges führte dort nicht zur Einsicht⁵⁷⁴). Dadurch fiel es Ludendorff noch leichter, sich gegenüber der Regierung in einer Angelegenheit durchzusetzen, deren Implikationen den rein operativ-militärischen Rahmen weit überstiegen; dies bedeutete, wie schon Gerhard Ritter feststellte, „die förmliche Kapitulation der politischen Autorität vor der militärischen in der entscheidungsvollsten Frage des Ersten Weltkrieges überhaupt.“⁵⁷⁵ Der Kanzler selbst wusste genau, was mit dem Entschluss zum U-Bootkrieg auf dem Spiel stand und ahnte: „wenn er mit einem Mißerfolg endet – finis Germaniae“⁵⁷⁶. Eine Denkschrift des Admiralstabes hatte immerhin versprochen, mit der neuen Strategie England innerhalb von fünf Monaten zum Frieden zwingen zu können.

Der uneingeschränkte U-Bootkrieg begann (wieder) – unter großer Zustimmung der öffentlichen Meinung - am 1. Februar 1917. Der „Erfolg“ ließ nicht lange auf sich warten: Zwei Monate später, am 6. April, traten die Vereinigten Staaten auf Seite der Entente in den Krieg ein. Nach beachtlichen Anfangserfolgen verringerte sich die von den deutschen U-Booten versenkte Tonnage bald

⁵⁷⁰ Die Rede Davids ist abgedruckt in: MICHAELIS/SCHRAEPLER (Hrsg.), Ursachen und Folgen, Bd. 2, S. 51-53, hier: S. 52.

⁵⁷¹ MILLER, Burgfrieden und Klassenkampf, Zitat: S. 331.

⁵⁷² Der unbeschränkte U-Bootkrieg war 1915 nach kurzer Zeit auf amerikanischen Druck hin wieder eingestellt worden, ebenso nach einer erneuten Wiederaufnahme im Februar 1916 im August 1916.

⁵⁷³ In den *Sozialistischen Monatsheften* hatte Quessel dazu geschrieben: „Der Tauchbootkrieg gibt uns in seinem weiteren Verlauf die Möglichkeit einer Neuorientierung der europäischen Politik, der die erste, konsequente Orientierung der deutschen Politik vorangehen muß. Von unserer Entschlußkraft wird es abhängen, ob wir den psychologischen Moment, der da kommt, erfassen und ausnutzen können. Tun wir das, so hat der Tauchbootkrieg uns den dauernden Frieden gebracht.“ (Ludwig Quessel, Der Tauchbootkrieg als Friedensbringer, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 6 vom 28.3.1917, S. 284-294, hier: S. 294).

⁵⁷⁴ Im August 1918, als die deutsche Seekriegsstrategie längst gescheitert war, schrieb Cohen: „Daß man so lange zögerte ihn [d. h. den unbeschränkten U-Bootkrieg; B. A.] zu eröffnen und kostbare, unwiederbringliche Zeit verloren gehen ließ, beweist, daß man so lange wie möglich den Charakter dieses Krieges als eines Entscheidungskampfes zwischen Deutschland und England nicht erkennen wollte.“ (Max Cohen, Wo steht Deutschland nach 4 Kriegsjahren?, in: *Sozialistische Monatshefte* vom 6.8.1918, S. 723-728, hier: S. 725).

⁵⁷⁵ G. RITTER, Staatskunst und Kriegshandwerk. Dritter Band, S. 382.

⁵⁷⁶ WEHLER, Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 4, Zitat: S. 144.

auf ein Niveau, das auch nicht annähernd geeignet war, England zum Frieden zu zwingen oder auch nur die umfangreiche Unterstützung der Amerikaner für ihre europäischen Verbündeten zu verhindern. Erneut hatten die maßgeblichen Stellen der politischen Führung Deutschlands eine verheerende Fehlentscheidung getroffen und „dieses Mal besiegelte sie die endgültige Niederlage Deutschlands.“⁵⁷⁷

Die Entwicklung an den Fronten zu Lande konnte darüber vorerst noch hinwegtäuschen. Im Westen verharrten die deutschen Armeen in der Defensive und wehrten erfolgreich alle Angriffe der Entente ab; sie profitierten dabei von der Uneinsichtigkeit der französischen Militärführung (Nivelle-Offensive) und der dadurch ausgelösten großen Krise des französischen Heeres. Die von der britischen Armee im Juli begonnene so genannte 3. Flandernschlacht (Passchendaele), „die wahrscheinlich unmenschlichste des Ersten Weltkriegs“⁵⁷⁸, ist auf deutscher Seite diejenige, „die wohl am wenigsten als eine Schlacht im klassischen militärischen Verständnis in Erinnerung geblieben ist.“⁵⁷⁹ Sie ist dennoch von erheblicher Bedeutung, da sie durch den noch einmal gesteigerten Materialeinsatz den inneren Zusammenhalt der deutschen Armee erschütterte.⁵⁸⁰ Im Osten gelang es den Mittelmächten dagegen, das russische Heer so weit zu schwächen, dass sich Ende des Jahres die neue kommunistische Regierung zu Friedensverhandlungen gezwungen sah. Im Herbst sorgte schließlich der große Erfolg gegen die italienische Armee in der 12. Isonzoschlacht zusätzlich dafür, dass die Hoffnungen auf einen „Siegfrieden“ in Deutschland wieder Auftrieb erhielten. Die OHL sah sich nun in ihrem Plan bestärkt, im Frühjahr des darauffolgenden Jahres auf dem westlichen Kriegsschauplatz die endgültige Entscheidung zu suchen. Mit innenpolitischen Widerständen glaubten Ludendorff und Hindenburg dabei nicht mehr rechnen zu müssen.

Dabei übersahen sie die immer unerträglicher werdenden sozialen Folgekosten des Krieges, die sich inzwischen nicht mehr ignorieren ließen. „Die deutsche Gesellschaft geriet unter dem Druck der Versorgungsmängel und Entbehrungen langsam, aber unaufhaltsam aus den Fugen.“⁵⁸¹ Die Bemühungen um eine zentrale Steuerung der Kriegswirtschaft waren weitgehend gescheitert; hinter den Versuchen, die Lebensmittelpreise zu begrenzen, stand bei den Behörden in der Regel guter Wille, der aber oft das Gegenteil des Beabsichtigten erreichte, da er auf die Gesetzmäßigkeiten des Marktes meist ebensowenig Rücksicht nahm wie auf die Anforderungen der landwirtschaftlichen Pro-

⁵⁷⁷ CHICKERING, *Das Deutsche Reich und der Erste Weltkrieg*, S. 116.

⁵⁷⁸ BECKER/KRUMEICH, *Der Große Krieg*, S. 236.

⁵⁷⁹ *Enzyklopädie Erster Weltkrieg*, S. 492.

⁵⁸⁰ Boris Barth bemerkte dazu: „Die Flandernschlacht stellte den Beginn einer Erosionswelle dar, die durch die deutsche Frühjahrsoffensive nur unterbrochen wurde und die im Sommer 1918 ihren Höhepunkt erreichte.“ (*Dolchstoßlegenden*, S. 60).

⁵⁸¹ W. MOMMSEN, *Die Urkatastrophe*, S. 96.

duktion. Noch schwerer wog: „sogar der Imperativ rüstungswirtschaftlicher Effizienzsteigerung brachte im politischen System des kriegführenden Reiches nur streng begrenzte sozialpolitische Resultate hervor.“⁵⁸² Die forcierten Versuche von OHL und Regierung, die amtliche Propaganda wirksamer als bisher zu gestalten,⁵⁸³ kamen dagegen – trotz einiger spektakulärer Erfolge wie etwa bei der Werbung für die Zeichnung der 6. Kriegsanleihe - auf Dauer nicht voran. Entscheidend war in diesem Zusammenhang: „Dass die politische Führung des Kaiserreichs es zunehmend für notwendig hielt, politische Entscheidungen den Bürgern zu vermitteln und für diese um Zustimmung zu werben, hatte allerdings nicht zur Konsequenz, dass man nun mehrheitlich politischen Reformen und einer Demokratisierung offener gegenüber stand. Im Gegenteil: die überwiegende Zahl der politischen Entscheidungsträger sah in der Kommunikationspolitik ein Instrument, um Forderungen nach politischer Mitbestimmung abzublocken und autoritäre Herrschaftsstrukturen zu bewahren oder auszubauen.“⁵⁸⁴

Unter den Bedingungen des Krieges entfaltete sich dennoch eine eigene ökonomische Dynamik, die die sozialkonservativen Intentionen der Regierung rasch überholte. Es kam zu vielfältigen sozialen Umschichtungen und Verwerfungen, die sich in bisher nicht gekanntem Tempo vollzogen. Die exorbitanten Kosten der Kriegsführung wurden dabei nur zu 14% aus Steuermitteln bestritten, der Rest wurde durch Kriegsanleihen oder fiskalische Tricksereien gedeckt. Daraus ergab sich eine schleichende Inflation sowie eine allmähliche Umschichtung des Kapitalvermögens zu Gunsten einer kleinen Oberschicht; beide Trends wurde erst einige Jahre nach Kriegsende in ihrer ganzen Tragweite offenbar und wirkten sich dann verheerend für die junge Republik aus.

Während der im Verlauf des Krieges immer härter werdenden materiellen Verteilungskämpfe besaß die Industriearbeiterschaft mit den Freien Gewerkschaften, die nun offiziell anerkannt waren, wirksamere Fürsprecher als andere gesellschaftliche Gruppen, die über keine vergleichbare Tradition der kollektiven Interessenvertretung verfügten. Da mit der *relativen* Verbesserung der Lebensverhältnisse der Arbeiterschaft – etwa gegenüber Teilen der Beamtenschaft – aber dennoch eine absolute Verschlechterung einherging, zersetzte sich allmählich auch die Autorität der Gewerkschaften und ihrer Führungsgremien. Gegen deren ausdrücklichen Willen kam es nun immer öfter zu „wilden“ Streiks, deren Ziel zunächst materielle Verbesserungen waren; der Übergang zu politischen Forderungen war dabei fließend und sichtbar bereits im April 1917 (allerdings erst außerhalb Bayerns) vollzogen worden. Hier hatte die Arbeiterschaft ein Selbstbewusstsein und eine Fähigkeit zur Selbstorganisation gezeigt, die in dieser Qualität nicht zu erwarten gewesen waren.

⁵⁸² WEHLER, Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 4, S. 54.

⁵⁸³ Vgl. SCHMIDT, Belehrung – Propaganda – Vertrauensarbeit, S. 113-182.

Ein Fanal für die Friedenshoffnungen, die sich mit der revolutionären Arbeiterbewegung verbanden, setzte ein halbes Jahr später die russische Oktoberrevolution, die am 7. November 1917 (nach gregorianischem Kalender) zur Machtübernahme Lenins führte. Die OHL hatte selbst dafür gesorgt, dass Lenin aus dem Exil wieder in seine Heimat zurückkehren konnte. Dieser veröffentlichte bereits zwei Tage später ein „Dekret über den Frieden“, das erneut einen Frieden ohne Annexionen und Kontributionen forderte. Vergeblich versuchte die OHL, diesen Appell zu unterdrücken, der bei der Bevölkerung der Mittelmächte auf große Resonanz stieß. Die sich an diese Entwicklung knüpfenden Friedenserwartungen erschienen zunächst berechtigt, noch im Dezember 1917 begannen Waffenstillstandverhandlungen zwischen der neuen russischen Regierung und dem Deutschen Reich in Brest-Litowsk.

Nachdem die Februarrevolution zwar das verhasste Zarenregime gestürzt, jedoch nicht zu einem Friedensschluss geführt hatte, setzten sowohl die MSPD wie auch die USPD ihre Hoffnungen auf die Bolschewiki Lenins, die nicht nur eine umgehende Beendigung des Krieges versprachen, sondern auch die baldige Einberufung der verfassunggebenden Nationalversammlung, was sie bei mehreren (meist schlecht informierten) Beobachtern als Vorkämpfer der Demokratie erscheinen ließ.⁵⁸⁵ Wie weltfremd diese Hoffnung war, sollte sich bald zeigen: Am 19. Januar 1918 lösten die Bolschewiki die Konstituante, wo sie nur über ein Viertel der Sitze verfügten, gewaltsam auf. Innerhalb der USPD gingen die Bewertungen der Partei Lenins von Anfang an weit auseinander.⁵⁸⁶ Während etwa Ströbel, Bernstein und Kautsky frühzeitig eine sehr kritische Haltung einnahmen, hielten sich bei anderen, etwa bei Breitscheid und Däumig, weiterhin große Illusionen; zwischen diesen Polen versuchte Haase mehr schlecht als recht zu vermitteln.

In der Parteipresse waren nur selten kritische Stimmen gegenüber der Entwicklung in Rußland zu vernehmen. „Neben der `solidarischen Kritikabstinenz` bestimmten zwei weitere Gesichtspunkte die Haltung der Mehrheit der Unabhängigen Sozialdemokraten gegenüber den Bolschewiki: die Ablehnung eines inneren ideologischen Zwistes, der die Partei schwächen könnte, und die Faszina-

⁵⁸⁴ Ebd., S. 247.

⁵⁸⁵ Zum Verhältnis zwischen deutscher Sozialdemokratie und Rußland siehe Peter LÖSCHE, *Der Bolschewismus im Urteil der deutschen Sozialdemokratie 1903-1920*, Berlin 1967, S. 88-90 und passim; Walter TORMIN, *Die deutschen Parteien und die Bolschewiki im Weltkrieg*, in: NEUBAUER (Hrsg.), *Deutschland und die Russische Revolution*, S. 54-68; Heinrich August WINKLER, *Demokratie oder Bürgerkrieg. Die russische Oktoberrevolution als Problem der deutschen Sozialdemokraten und der französischen Sozialisten*, in: *VfZ* 47 (1999), S. 1-23 und Jürgen ZARUSKY, *Die deutschen Sozialdemokraten und das sowjetische Modell. Ideologische Auseinandersetzung und außenpolitische Konzeptionen 1917-1933*, München 1992, S. 19-63.

⁵⁸⁶ Kautsky etwa stand Lenin und seinen Mitstreitern von Anfang an ausgesprochen ablehnend gegenüber und erkannte sofort die Gefahr eines Bürgerkrieges; Haase hingegen hielt zunächst die Kritik an den Bolschewiki für unangebracht „während wir den engsten Zusammenschluß gegen die Imperialisten aller Richtungen, auch der regierungssozialistischen brauchen.“ (H. Haase an K. Kautsky vom 6.8.1918; abgedruckt in: E. HAASE (Hrsg.), *Hugo Haase*, S. 161f.).

tion des sozialistischen Experiments⁵⁸⁷. Die Mehrheit der Unabhängigen lehnte allerdings im Gegensatz zur Spartakusgruppe, der die „Machtfrage“ mindestens genauso wichtig war wie die „Friedensfrage“, eine schematische Übertragung des russischen „Vorbildes“ auf Deutschland ab.⁵⁸⁸ Hier zeichnete sich ein weiterer Konfliktpunkt ab, der später zum Bruch führen sollte.⁵⁸⁹ Bei allen ideologischen Differenzen begrüßte allerdings auch die USPD die Machtübernahme der Bolschewiki unter dem Gesichtspunkt, dass dadurch die Chancen für einen allgemeinen Frieden steigen würden.⁵⁹⁰

Rasch wurde jedoch sichtbar, dass die deutsche Militärführung nicht an einem *allgemeinen* Frieden, sondern nur an einem Sonderfrieden mit Rußland zu ihren Bedingungen – d. h. unter erheblichen Gebietsverschiebungen - interessiert war, um dann mit verstärkten Kräften im Westen einen endgültigen Sieg herbeizuführen. Dieser Akt der Demaskierung, der eigentlich keinen nüchternen Betrachter überraschen konnte, bedeutete auch den „Zusammenbruch der Friedenspolitik der MSPD. Nachdem sie ihren Anhängern immer wieder versichert hatte, daß die deutsche Regierung durchaus einen Verständigungsfrieden wünsche und die alldeutsche Fronde eine hoffnungslose Minderheit repräsentiere, erlebte sie nun die Widerlegung ihrer Behauptungen.“⁵⁹¹ Zu einem Kurswechsel konnte sich die MSPD dennoch nicht durchringen. Auch dann nicht, als erkennbar war, dass die sich immer besser formierenden radikalen Annexionisten in der OHL ihren treuesten Sachwalter hatten. Extreme Kriegszielpläne formulierte vor allem die im September 1917 von Alfred Tirpitz und Wolfgang Kapp gegründete „Deutsche Vaterlandspartei“, die sich bald zur mitgliederstärksten Partei Deutschlands entwickelte. Diese Sammlungsbewegung zur Festigung der „inneren Front“ gegen alle „Flaumacher“ stand jeglichen Demokratisierungsbestrebungen offen feindlich gegenüber. Der bayerische Landesverband der neuen Partei konstituierte sich am 2. Oktober in München.⁵⁹² Die bayerische Regierung blieb zur Vaterlandspartei, die hier bedeutend schwächer blieb als im übrigen Reich, auf Distanz. Die annexionistische Propaganda der Partei förderte den Widerwillen der unterschwellig anwachsenden Volksbewegung für den Frieden, die sich im Januar 1918 erstmals

⁵⁸⁷ ZARUSKY, Die deutschen Sozialdemokraten und das sowjetische Modell, S. 51.

⁵⁸⁸ Die Spartakusgruppe nahm gegenüber den Bolschewiki zwar eine fast durchgehend positive Haltung ein, Luxemburg kritisierte allerdings das Vorgehen Lenins scharf (vgl. MANNINEN, Sozialismus oder Barbarei?, S. 171-179).

⁵⁸⁹ Gemeint ist damit sowohl die Abspaltung des Spartakus-Bundes und die darauf folgende Gründung der KPD zur Jahreswende 1918/19 als auch die Spaltung der USPD im Herbst 1920 über die Frage des Anschlusses an die (kommunistische) III. Internationale.

⁵⁹⁰ So schrieb die *Leipziger Volkszeitung*, das wichtigste Blatt der USPD: „Mit unserem ganzen Herzen sind wir deutschen Proletarier in diesen Stunden mit unseren kämpfenden russischen Genossen. Sie kämpfen auch für unsre Sache. Sie sind die Vorkämpfer der Menschheit, die Vorkämpfer des Friedens. Ihr Sieg ist eine gewaltige Förderung der Friedenssache.“ (LVZ Nr. 266 vom 14.11.1917).

⁵⁹¹ WIELAND, Die Verteidigungslüge, S. 144.

⁵⁹² Zur Deutschen Vaterlandspartei in Bayern siehe Heinz HAGENLÜCKE, Deutsche Vaterlandspartei. Die nationale Rechte und das Ende des Kaiserreiches, Bonn 1997, S. 237-243.

Bahn brach. Fehlten der Friedensbewegung auch noch eine Organisation sowie ein Handlungsprogramm, so konnte sie zumindest auf eine immer mehr um sich greifende Kriegsmüdigkeit setzen. Nach einem Bericht über „Eisenbahngerüchte“ in Bayern aus dem Sommer 1917 wurde kolportiert, „die Großen wollen nur noch massenhaft Leute hinhängen, damit sie hernach keine Revolution bekommen.“⁵⁹³ Genau auf diese Revolution arbeitete die bayerische USPD mit unzulänglichen Mitteln, aber (zumindest in München) gezielt hin.

Nach der „großen“ Politik mit ihren weit reichenden strategischen Planungen und Irrtümern sollen nun die bayerischen Verhältnisse noch einmal näher beleuchtet werden.⁵⁹⁴ Innerhalb dieses überschaubaren Rahmens können die bereits allgemein geschilderte Notlage bei der Lebensmittelversorgung und ihre Folgen genauer veranschaulicht werden. Sämtliche innenpolitischen Vorgänge in Deutschland wurden spätestens seit dem Winter 1916/17 – in das deutsche Kollektivgedächtnis eingegangen als „Kohlrübenwinter“ - überlagert bzw. direkt beeinflusst durch die immer gravieren- deren Versorgungsengpässe bei Lebensmitteln, Bekleidung und Heizmaterial, denen sich zu entziehen immer weniger Menschen in der Lage waren. Im Februar 1917 konstatierte Auer im Landtag: „Noch immer ist die Frage der Ernährung eine Frage des Geldbeutels, noch immer besteht der für die jetzige Zeit ungeheuerliche Zustand, daß der Mann mit dem großen Geldbeutel sich über die Rationierungsvorschriften der Behörden lächelnd hinwegsetzt, während die Mittel- und Unterschichten gegen hohe Preise nicht erhalten können, was ihnen auf Grund der kartenmäßigen Kopf- rate zusteht.“⁵⁹⁵

Bereits einige Monate zuvor hatten die bayerischen Behörden registriert: „Große Mißstimmung und Gereiztheit herrscht in den niederen Volksschichten der größeren Städte, soweit sie nicht durch erhöhten Verdienst, namentlich in der Kriegsindustrie ihr Einkommen vermehren und so den hohen Lebensmittelpreisen angleichen können.“⁵⁹⁶ Eine weitere Verschlechterung insbesondere der Kartoffelversorgung würde demnach „Unruhen der Bevölkerung wohl unvermeidlich machen.“⁵⁹⁷ Dazu kam es dann auch im März 1917 in Nürnberg, wo es Lebensmittelkrawalle gab,⁵⁹⁸ und in Penzberg, wo der Streik der Bergarbeiter erst nach der Zusage von Verbesserungen bei der Lebensmittelzuteilung beendet wurde.⁵⁹⁹ Die große Streikbewegung vom April 1917, an der sich meh-

⁵⁹³ Bericht über Eisenbahngerüchte vom 5.7.1917. (KrA, StellvGenKdo I. AK 1723).

⁵⁹⁴ Zur Innenpolitik und Volksstimmung in Bayern im Jahr 1917 siehe W. ALBRECHT, Landtag und Regierung, S. 206-288; AY, Entstehung einer Revolution, S. 69-178 und SPERL, Wirtschaft und Staat in Bayern, 76-129 und passim.

⁵⁹⁵ AUER, Die Sozialdemokratie zu den Ernährungs- und Wirtschaftsfragen, S. 1.

⁵⁹⁶ StellvGenKdo I. AK an MKr vom Okt. 1916. (KrA, MKr 12842).

⁵⁹⁷ StellvGenKdo III. AK an MKr vom 2.11.1916. (Ebd.).

⁵⁹⁸ Vgl. K.-D. SCHWARZ, Weltkrieg und Revolution, S. 151-154.

⁵⁹⁹ Vgl. StellvGenKdo I. AK an MKr vom 7.4.1917. (KrA, MKr 12844).

rere Hunderttausend Arbeiter beteiligten und bei der erstmals ausdrücklich politische Forderungen erhoben wurden, griff auf Bayern allerdings nicht über. Die wenigen hier durchgeführten Ausstandsbewegungen hatten noch rein wirtschaftlichen Charakter.⁶⁰⁰

Gerade in der Landeshauptstadt München, wo es im August 1917 zu einer vor allem von Frauen getragenen Protestaktion auf dem Marienplatz gekommen war,⁶⁰¹ führte das Andauern des Krieges nicht nur zu einer außerordentlichen Verschlechterung der sozialen Situation, sondern auch zu tief greifenden ideologischen Verwerfungen, die das liberale Klima der Vorkriegszeit zerstörten und langfristig verhängnisvolle Folgen zeitigten.⁶⁰² Die Parolen der radikalen Rechten, die Bethmann Hollweg erbittert bekämpften, fanden im Bürgertum wachsende Zustimmung und in Publikationen wie den *Süddeutschen Monatsheften* ihr lautstarkes Sprachrohr. Eine organisatorisch zunächst noch diffuse „nationale Opposition“ formulierte Pläne für eine Diktatur im Inneren und extrem weit reichende Kriegsziele. Nicht zuletzt unter dem Druck der Zensur blieb diese Bewegung vorerst fragmentiert; sie bereitete aber schon den Boden für einen völkisch geprägten Nationalismus, dessen militant antisemitische Stoßrichtung nach dem Krieg zum Vorschein kam.⁶⁰³ Zielscheibe war dabei vor allem auch die USPD, in der Juden wie Eisner, Fechenbach und Ernst Toller⁶⁰⁴ an expo-

⁶⁰⁰ Die Zahl der Streiks hatte sich von 112 (mit 5263 beteiligten Arbeitern) im Jahr 1914 auf 9 (1002) 1915, 13 (2699) 1916 bis zu 13 (7188) 1917 entwickelt. (Angabe aus SPERL, *Wirtschaft und Staat in Bayern*, S. 240).

⁶⁰¹ Vgl. SEIDEL, *Frauenarbeit*, S. 222f.

⁶⁰² Siehe dazu auch BARTH, *Dolchstoßlegenden*, S. 367-369; M. GEYER, *Verkehrte Welt*, S. 28-58 und *passim* sowie RUDLOFF, *Die Wohlfahrtsstadt*, S. 171-239.

⁶⁰³ Der Antisemitismus war bereits während des Krieges kein „Randphänomen“ mehr, sondern in der Mitte der Gesellschaft angelangt. In der reaktionär-katholischen Tageszeitung *Das Bayerische Vaterland* wurde im Oktober 1917 behauptet; „daß das sogen. *internationale* Judentum, das hauptsächlich in der *Freimaurerei* organisiert ist, überall an der Spitze der deutschfeindlichen Hetze steht. Aber alle Wirtschaftsvölker der Erde haben an der baldigen Beendigung dieses verheerenden Krieges das gleich große Interesse, wollen sie nicht auf Jahrhunderte hinaus Sklaven der im Judentum (dieses *selbstverständlich nicht* als Religionsgemeinschaft genommen, denn die mosaische Religion hat mit dieser betrübenden Erscheinung nichts gemein) so machtvoll repräsentierten *goldenen Internationale* werden. Auf dem besten Wege hierzu *sind* sie bereits.“ (Zeitungsausschnitt in: KrA, StellvGenKdo I. AK 1895).

⁶⁰⁴ Toller, Ernst Hugo, geb. 1.12.1893 in Samotschin (Krs. Kolmar/Posen), Volksschule in Samotschin, 1905-1912 Realgymnasium in Bromberg, ab 1914 Studium der Nationalökonomie und Literaturgeschichte in Grenoble, bei Kriegsausbruch Rückkehr nach Deutschland, Aug. 1914 Eintritt in das 1. Bayr. Fußartillerie-Regiment, März 1915 bis Mai 1916 Einsatz an der Westfront, Lazarett- und Sanatoriumsaufenthalte in Straßburg, Ebenhausen bei München und Mainz, danach gesundheitlich schwer beeinträchtigt aus der Armee entlassen, Anfang 1917 Wiederaufnahme des Studiums (Jurisprudenz und Nationalökonomie) zunächst in München, dann in Heidelberg, Gründer des „Kulturpolitischen Bundes der Jugend in Deutschland“, Ende 1917 Wechsel nach Berlin, danach nach München, im Januar 1918 Anschluss an die USPD in München, wegen Beteiligung am Januarstreik drei Monate in Haft, danach wieder zum Militärdienst eingezogen, Sept. 1918 wegen Herz- und Nervenleidens endgültig entlassen, während der Novemberrevolution Aufenthalt in Landsberg/Warthe, danach wieder in München, 1918/1919 2. Vorsitzender des RAR in München, Mitglied im Vollzugsrat der Arbeiterräte Bayerns (3., dann 2. Vorsitzender), im Aktionsausschuss des provisor. Arbeiter-, Soldaten- und Bauernrates, des provisor. Nationalrates in Bayern und des Landesarbeiterrates, Dez. 1918 Teilnahme am 1. Reichsrätekongress, Jan. 1919 Kandidatur für die USPD zum bayer. Landtag, Feb./März 1919 Mitglied des bayer. Rätekongresses, dort Mitglied des Aktionsausschusses, ab März 1919 Ko-Vorsitzender der USPD in München, 8.-13. April 1919 Vorsitzender des Revolutionären Zentralrates, ab 16.4.1919 Mitglied im Aktionsausschuss der Betriebs- und Soldatenräte Münchens, während der zweiten Münchner Räterepublik bis 26.4.1919 Oberbefehlshaber der Roten Armee, 4.6.1919 Verhaftung in München, 16.7.1919 Verurteilung zu 5 Jahren Festungshaft, Juni 1920 Kandidatur zum Landtag und zum Reichstag, bis 15.7.1924 in Stadelheim, Neuburg, Eichstätt und Niederschönenfeld in Haft, MdL 1921-1924, nach Entlassung Ausweisung aus Bayern, danach als Schriftsteller in Berlin, Verfasser zahlreicher Werke („Masse Mensch“, „Der deutsche Hinkemann“, „Die Maschinenstürmer“, „Der entfesselte Wotan“, „Die Wandlung“, „Das Schwalbenbuch“), seit 1928 Mitglied des „Bundes der Freunde der Sowjetunion“ und seit 1929 der „Gruppe Revolutionärer Pazifisten“, 1933 Emigration in die Schweiz, Aug. 1933 Ausbürgerung, Feb. 1934 bis Sept. 1936 in London, ab 1934 Mitglied der

nierter Stelle aktiv waren. Eine günstige Voraussetzung für diese Entwicklung bildete vor allem die extreme Verschlechterung der Lebensbedingungen der bürgerlichen Mittelschichten, rational erklären lässt sich dieser ideologische Extremismus damit freilich nicht. Auf jeden Fall reagierten die einzelnen sozialen Schichten und Milieus ganz unterschiedlich auf die kriegsbedingten Belastungen;⁶⁰⁵ hier entstanden Spannungen, die sich nach Kriegsende gewaltsam entluden.

Die statistischen Erhebungen der Preisprüfungsstelle München hatten ergeben, dass die offiziellen Lebensmittelzuweisungen – bedingt durch den Wintereinfluss und die schlechte Ernte des Jahres 1916 - immer weiter zurückgingen: Von 1822 Kilokalorien pro Tag (April 1916) über 1600 (Juni 1916) bis auf 1450 (Februar 1917).⁶⁰⁶ Dazu wurde amtlich festgestellt: „Sämtliche Sachverständige waren einmütig der Meinung, dass mit dieser letzteren Anzahl überhaupt niemand mehr für absehbare Zeit lebensfähig bleiben könne.“⁶⁰⁷ Wie in anderen Städten auch reagierten die kommunalen Instanzen Münchens mit einem Wust von administrativen Maßnahmen, der mehrere Besonderheiten aufwies:

„1. Die auf eine totale Erfassung in keiner Weise vorbereitete Stadtverwaltung mußte in einem `trial and error`-Verfahren einen zum Teil schmerzhaften, Vertrauensreserven in der Bevölkerung aufzehrenden Erfahrungsprozeß durchlaufen, der sich in der sukzessiven Entstehung eines nur selten trittsicher agierenden Behördenapparates abbildete. Die städtische Verwaltung suchte nach einer stabilen Struktur für ihr Handeln, stieß aber auf instabile Prozesse, in denen sich die Konstellationen und Bedingungen ständig veränderten. 2. Die Stadt verfolgte keine offensive Verbraucherpolitik um jeden Preis und sie unternahm es auch nicht, ihre möglichen Handlungsspielräume restlos auszuloten. Sie verlegte sich vielmehr auf eine abwartende, die Erfahrung in anderen Städten beobachtende Haltung, die stark mitgeprägt war von dem Bestreben, die Interessen auch des städtischen Kleinhandels in Rechnung zu stellen. Das unterschied München von Städten [...] mit stärkerer interventionistischer Tradition wie Nürnberg und Ulm, die allesamt eine prononciertere Verbraucherpolitik betrieben oder betreiben mußten.“⁶⁰⁸

Unter diesen Bedingungen gestaltete sich die Versorgungssituation der Arbeiterschaft in München noch schlechter als es ohnehin zwangsläufig war; selbst Auer sprach im September 1917 im Beirat für Ernährungswesen angesichts der wenig verbraucherfreundlichen Politik der kommunalen Stel-

Leitung der Deutschen Freiheitsbibliothek in Paris, Auswanderung in die USA, ab 1938 in New York, Selbstmord am 22.5.1939 in New York.

⁶⁰⁵ Ein Bericht über die Volksstimmung im September 1917 kam zu dem Ergebnis: „Zu dieser allgemein bedrückten und verdrossenen Stimmung des Volkes, das eigentlich nur noch einen Wunsch kennt, daß `der Schwindel` endlich zu Ende gehen möchte, stehen die vielfach aus den Kreisen der Gebildeten laut werdenden Aeußerungen gegen einen Verständigungsfrieden in einem eigentümlichen Gegensatz.“ (Monatsbericht des StellvGenKdo I. AK vom 5.10.1917; KrA, StellvGenKdo I. AK 1942).

⁶⁰⁶ Als notwendig galten nach den medizinischen Erkenntnissen der damaligen Zeit 2400 kcal für Leicht- und 3500 kcal pro Tag für Schwerarbeiter.

⁶⁰⁷ Preisprüfungsstelle München an MInn vom 6.3.1917. (HstAM, ML 1349).

⁶⁰⁸ RUDLOFF, Die Wohlfahrtsstadt (Bd. 1), S. 215.

len von einer „Verhöhnung des Publikums“⁶⁰⁹. Die MSPD, vor allem Timm und Eduard Schmid, bemühten sich in den einschlägigen Gremien zwar um eine gerechtere und effektivere Gestaltung der kommunalen Lebensmittelversorgung, spielten dabei aber nie mit dem Gedanken, die Basis des Burgfriedens zu verlassen.

An den Folgen der Unterernährung starben während des Krieges in Deutschland mindestens 700000 Menschen.⁶¹⁰ Unvermeidliche Folge der katastrophalen Versorgungslage war: „Der Hunger schuf seine eigenen Gesetze, die stärker waren als alle behördlichen Vorschriften.“⁶¹¹ Mit Recht ist in diesem Zusammenhang von einer „regelrechte[n] Kriminalisierung der deutschen Gesellschaft“⁶¹² gesprochen worden, die noch einer genaueren mentalitätsgeschichtlichen Analyse harret. Fest steht: „Ein wesentliches Kennzeichen des rationalen Staates, nämlich die von ihm normierte und garantierte Legalität, traf auf das deutsche Kaiserreich in der zweiten Kriegshälfte nicht mehr zu.“⁶¹³ Die Erosion der staatlichen Autorität und Legitimität setzte damit schon lange vor Kriegsende ein.

Die Schwierigkeiten bei der Nahrungsmittelversorgung und –verteilung verschärften auch den Interessengegensatz zwischen Stadt- und Landbevölkerung,⁶¹⁴ dessen politische Konsequenzen weit über das Kriegsende hinausreichten. Ungeachtet der schlechten Versorgungslage in den Großstädten verschoben sich die ökonomischen Gewichte allerdings zu Gunsten der Rüstungszentren während die ländlichen Gebiete zurückblieben. Aus dem Vergleich mit den anderen kriegsführenden Nationen wurde die Behauptung abgeleitet, es sei „ein Mythos, daß die Deutschen ihre Kriegswirtschaft schlecht organisierten“⁶¹⁵. Klingt auch die These plausibel, dass angesichts viel geringerer Ressourcen das lange Durchhalten Deutschlands für eine relativ hohe Effektivität seiner ökonomi-

⁶⁰⁹ Ebd., Zitat: S. 196.

⁶¹⁰ Angabe aus Wolfgang KRUSE, Gesellschaftliche Systementwicklung, in: Ders. (Hrsg.), Eine Welt von Feinden, S. 55-91, hier: S. 77. Die Angaben zu diesem Thema sind stets ungenau, da sich die kriegsbedingten Folgen von Hunger und Krankheit nicht genau eingrenzen lassen; zu den verschiedenen Berechnungen siehe BARTH, Dolchstoßlegenden, S. 37, Fn. 151.

⁶¹¹ ULLRICH, Kriegsalltag, in: MICHALKA (Hrsg.), Der Erste Weltkrieg, S. 603-621, hier: S. 609.

⁶¹² Gerald FELDMAN, Die Mobilisierung der Volkswirtschaften im Krieg, in: J. WINTER u. a. (Hrsg.), Der Erste Weltkrieg, S. 167-186, hier: S. 178.

⁶¹³ DANIEL, Arbeiterfrauen, S. 168.

⁶¹⁴ Zur unterschiedlichen Qualität der Lebensmittelversorgung in Stadt und Land berichtete Josef Hofmiller im September 1918: „Welch Unterschied in der Verköstigung hier in München und der auf dem Land! Im Chiemgau merkt man vom Krieg in dieser Beziehung nichts. Eine Woche draußen – und man fühlt sich wie neugeboren. Dreimal im Tag Malzkaffee mit Milch, soviel man nur will; und welche herrliche Milch im Vergleich mit der wässrigen blauen Brühe hier in München! Zucker in Mengen: in München gibt’s nur Süßstoff. Honig in Hülle und Fülle: in München gibt’s nur den Dreck von Kunsthonig. Butter soviel man will. Hier gibt’s fast keine. [...] Vor allem aber dies wundervolle Brot, verglichen mit dem grauen Kriegsbrot, das an den Zähnen klebt, und sogar dies ist rationiert. Semmeln, weiße Wecken – lauter Dinge, die hier seit Jahren unbekannt sind. [...] wie gehaltvoll und würzig das Bier, wenn auch ebenfalls Dünnbier, verglichen mit dem elenden Gesöff hier in München! Die Provinz hat keine Ahnung, wie wir hungern; und die Städter haben keine Ahnung, wie das Land im Überfluß schwelgt.“ (Josef HOFMILLER, Revolutionstagebuch 1918/19. Aus den Tagen der Münchner Revolution, Leipzig 1938, S. 18f.).

⁶¹⁵ FERGUSON, Der falsche Krieg, S. 390.

schen Organisation spricht,⁶¹⁶ so ändert dies nichts an der Tatsache, dass sich die Versorgungslage in Deutschland wegen der gegebenen strukturellen Nachteile (v. a. die völlige Abschottung vom Weltmarkt) bedeutend negativer entwickelte als etwa in Großbritannien - und negativer als es „nötig“ gewesen wäre. In der neueren Forschung wird dazu die Ansicht vertreten: „Obgleich sich Deutschland durch die Blockade, die witterungsbedingt schlechten Ernten und die diversen Belastungen des Krieges ernährungswirtschaftlich in einer äußerst angespannten Lage befand, hat erst die Unfähigkeit der Reichsleitung, eine effektive Nahrungsmittelverwaltung aufzubauen, die Katastrophe ausgelöst. Regionalstudien haben gezeigt, dass die Ressourcen bei einer effektiven Verwaltung für eine Mindestversorgung der Bevölkerung durchaus ausgereicht hätten.“⁶¹⁷

Der Mangel an Nahrungsmitteln an sich, vor allem aber die Ungerechtigkeiten bei der Verteilung, beherrschten die Volksstimmung immer mehr. Hier war einer der Hauptansatzpunkte für die Agitation der USPD. Der Nürnberger Druckereibesitzer und USPD-Vorsitzende Reißwanger veröffentlichte 1917 ein satirisch-zynisches „Kriegsglaubensbekenntnis“, das eine bittere Abrechnung mit der herrschenden Bürokratie lieferte und sicherlich einem weit verbreiteten Groll Ausdruck verlieh; darin hieß es: „Ich glaube an die Steckrübe, die allgemeine Ernährung des deutschen Volkes und an die Marmelade, ihre stammverwandte Genossin, empfangen vom Kriegsernährungsamt, gelitten unter der Zentraleinkaufsgesellschaft, wiederauferstanden als Tafeläpfel, von denen sie kommen werden als Aufstrichmasse für Deutschlands Heer und Flotte und gegen Karte für das Volk. Ich glaube an heilige Propheten, eine große allgemeine Wuchergesellschaft, Gemeinschaft der Hamsterer, Erhöhung der Steuern, Verteuerung des Fleisches, Erfrierung der zurückgehaltenen Kartoffeln, und an den ewigen Kriegszustand. Amen.“⁶¹⁸

Dabei war sich der Verwaltungsapparat sehr wohl darüber im Klaren, dass der zunehmende Unmut „noch mehr auf die Ungleichheit in der Lebensmittelverteilung als auf den herrschenden Mangel selbst zurückzuführen ist.“⁶¹⁹ Den bayerischen Behörden gelang es jedoch nicht, im Rahmen ihrer immer noch gegebenen Eigenständigkeit den „bürokratischen Verhaltensweisen, gekennzeichnet von Schludrigkeit, Undurchsichtigkeit und Eigennutz in den leitenden Stellen der deutschen Kriegsernährungswirtschaft“⁶²⁰ ein wirksameres System entgegenzusetzen; schlimmer noch als mangelnde organisatorische Fähigkeiten wirkten sich dabei oft psychologische Ungeschicklichkeiten aus, wel-

⁶¹⁶ Vgl. ebd., S. 246-270.

⁶¹⁷ NEITZEL, Blut und Eisen, S. 192.

⁶¹⁸ K.-D. SCHWARZ, Weltkrieg und Revolution, Zitat: S. 227.

⁶¹⁹ Monatsbericht des StellvGenKdo I. AK vom März 1917. (KrA, StellvGenKdo I. AK 1942).

⁶²⁰ FELDMAN, Armee, Industrie und Arbeiterschaft, S. 94.

che die hungernde Bevölkerung in Rage brachten.⁶²¹ Die Maßnahmen des Innenministeriums gegen den grassierenden Schleichhandel – dieser umfasste nach seriösen Schätzungen 1/3 des gesamten Handels⁶²² - brachten „keine durchgreifenden Erfolge.“⁶²³ Für den größten Teil der Industriearbeiterschaft bedeutete das eine dauerhafte Unterernährung, die an die Zeiten des Frühkapitalismus erinnerte (messbare Folge war: Die Kindersterblichkeit stieg in Deutschland während des Krieges um 300%). Dass es einem großen Teil der Angestellten und Beamten kaum besser ging, bildete dabei keinen Trost.

Unter diesen Bedingungen wurden Fragen der Machtverteilung innerhalb der Gesellschaft zu Überlebensfragen, was eine breite Politisierung – und Polarisierung – der Bevölkerung nach sich zog. Die seit Anfang 1916 von staatlicher Seite unternommenen Versuche, dieser Entwicklung durch propagandistische Maßnahmen entgegenzuwirken, zeigten keinen durchschlagenden Erfolg, was auch die Initiatoren eingestehen mussten: „Die allermeisten vermögen nun einmal den Krieg nicht anders als vom engsten Nützlichkeitsstandpunkt aus zu betrachten: 'Er schadet mir, also soll er aufhören!' Bei diesem geistigen Niveau ist ein Verständnis für die wirkliche Bedeutung des Krieges nicht zu erwarten.“⁶²⁴ Obwohl wiederholt auch eine zuversichtliche Stimmung diagnostiziert wurde,⁶²⁵ galt im dritten Kriegsjahr: „Daß nach wie vor eine große Kriegsmüdigkeit und Friedenssehnsucht die Grundstimmung des Volkes bildet, bedarf keiner besonderen Erwähnung.“⁶²⁶ Die bei Kriegsbeginn in der öffentlichen Wahrnehmung vorherrschende Euphorie über die vermeintlich hergestellte „nationale Einheit“ war nahezu restlos verfliegen.

Daran änderte auch wenig, dass die katholische Kirche (die in Bayern weit mehr Einfluss besaß als die nicht minder kriegsaffine protestantische Landeskirche) sich weiterhin engagiert in den Dienst der Kriegspropaganda stellte und die schwelende „revolutionäre“ Stimmung, die mit der Gründung der USPD an die Oberfläche gelangt war, mit theologischen Argumenten zu bekämpfen versuchte.⁶²⁷ Das war aus der Sicht des Klerus nur konsequent, der einen Verständigungsfrieden ebenso wie

⁶²¹ Siehe dazu auch AY, Entstehung einer Revolution, S. 31-36.

⁶²² Vgl. KOCKA, Klassengesellschaft im Krieg, S. 19.

⁶²³ W. ALBRECHT, Landtag und Regierung, S. 232.

⁶²⁴ StellvGenKdo I. AK an MKr vom 5.6.1917. (KrA, MKr 12844).

⁶²⁵ Vgl. StellvGenKdo III. AK an MKr vom 1.2.1917 (KrA, MKr 12843), 2.4.1917 (KrA, MKr 12844), 2.6.1917 (ebd.), Aug. 1917 (KrA, MKr 12845) und StellvGenKdo I. AK an MKr vom 5.1.1918 (KrA, MKr 12845).

⁶²⁶ StellvGenKdo I. AK an MKr vom 5.6.1917. (KrA, StellvGenKdo I. AK 1942).

⁶²⁷ In einem zu Allerheiligen 1917 verlesenen Hirtenbrief der bayerischen Bischöfe, der fast als Reaktion auf Gründung und Politik der USPD gelesen werden kann, hieß es: „Wir wissen ja, . . . daß jeder, der sich der obrigkeitlichen Gewalt widersetzt, sich der Anordnung Gottes entgegenstellt, und die sich dieser entgegenstellen, ziehen sich selber die Verdammnis zu (Röm. 13, 1f.). [...] Seiner ganzen Vergangenheit getreu, wird das katholische Volk alles zurückweisen, was auf einen Angriff gegen unsere Herrscherhäuser und unsere monarchische Staatsverfassung hinausläuft. Wir werden stets bereit sein, wie den Altar so auch den Thron zu schützen gegen äußere und innere Feinde, gegen Mächte des Umsturzes, die auf den Trümmern der bestehenden Gesellschaftsordnung einen

die Demokratisierung der Gesellschaft strikt ablehnte. Für die katholischen Vordenker war der Krieg, dessen Ende nicht absehbar war, „ein heiliger Krieg, ein Kampf für Gott und für unser Volk, für die Menschheit und für das Christentum! Für die Grundpfeiler der göttlichen Weltordnung“⁶²⁸. Dies aus gutem Grund, denn: „Dieser Weltkrieg ist ein Kampf des Chaos, des Tohubawohu gegen das deutsche Volk als treuesten Hüter staatlicher Ordnung, es ist ein Krieg der Autoritätslosigkeit gegen die Autoritätsachtung. Pöbel- und Abenteuerherrschaft dort – geordnetes Regierungssystem hier; Anmaßung aller einzelnen dort, freie Unterordnung jedes Bürgers unter die Gott gewollte Obrigkeit hier – das sind die Gegensätze, die in diesem Krieg einander gegenüberstehen.“⁶²⁹

Als bayerisches Spezifikum kam zu all dem noch ein ausgeprägter „Preußenhass“, der sich im Endeffekt auch gegen die eigene Regierung und den Monarchen richtete, denen man – ob zu Recht oder zu Unrecht spielte am Ende keine Rolle – einen Ausverkauf bayerischer Interessen vorhielt (entgegen der weit verbreiteten Wahrnehmung bzw. Einbildung war die Lebensmittelversorgung Münchens eher besser als schlechter im Vergleich zu den Städten Norddeutschlands⁶³⁰). Die mitunter irrationale Züge annehmende Feindschaft gegenüber allem Preußischen, personifiziert durch den Kaiser, wurde nicht nur von der katholischen Landbevölkerung getragen,⁶³¹ sondern auch von Teilen der Oberschicht (die sich nun unterschwellig dem Reich wieder entfremdete).⁶³² Die Staatsregierung musste feststellen, „dass weiten Kreisen der Bayerischen Bevölkerung die Liebe und Verehrung zum Kaiser merkwürdigerweise schnell abhanden gekommen [sei].“⁶³³

erträumten Zukunftsstaat aufrichten wollen, gegen jene geheimen Gesellschaften, die dem Altar und dem Thron den Untergang geschworen haben. Welch unheilvolle Rolle haben gerade diese im Weltkrieg gespielt, und wie steht unsere Kirche gerechtfertigt da, die immer vor ihnen warnte und den Katholiken den Beitritt strengstens verbot!“ (Ludwig HÜTTIL, Die Stellungnahme der katholischen Kirche und Publizistik zur Revolution in Bayern 1918/1919, in: ZBLG 34 (1971), S. 652-695, Zitat: S. 661 u. 663). Auch die evangelische Kirche Bayerns unterstützte die Kriegspolitik ähnlich entschlossen; in einem Schreiben des protestantischen Oberkonsistoriums an sämtliche Pfarrer, Hilfsgeistliche und exponierte Vikare der Landeskirche vom 7.3.1916 hieß es: „Sie [d. h. die Geistlichen; B. A.] müssen – und dazu gibt uns gerade die herannahende Passionszeit den rechten Unterton – weiterhin das Ihrige dazu beitragen, daß unser Volk nicht ermüdet in aushaltender Geduld. [...] wir haben die Pflicht, dem Räuber zu wehren, der in unser Haus einbrechen will. [...] Es wäre aber die unglücklichste Schwäche, wenn wir jetzt zu seufzen anfangen wollten, da der Kampf heiß wird, heißer, als wir erwarteten.“ (HstAM, MK 19288).

⁶²⁸ MISSALLA, „Gott mit uns“, Zitat: S. 85.

⁶²⁹ VAN DÜLMEN, Der deutsche Katholizismus im Ersten Weltkrieg, in: Francia 2 (1974), S. 347-376, Zitat: S. 353.

⁶³⁰ Vgl. RUDLOFF, Die Wohlfahrtsstadt (Bd. 1), S. 227.

⁶³¹ Der Historiker Karl Alexander von Müller berichtete über die Stimmung auf dem Land in einem Schreiben an den bayerischen Staatsrat vom August 1916: „Man muß wohl sagen, dass zur Zeit, mitten im Ringen des deutschen Volkes um sein Dasein, in diesen Gegenden nichts verhasster ist als der `Saupreuße` - ein anderes Wort wird kaum je gebraucht.“ (SCHMIDT, Belehrung – Propaganda – Vertrauensarbeit, Zitat: S. 53f).

⁶³² Kronprinz Rupprecht stellte im Juli 1917 dazu fest: „Durch seine fortgesetzten Missgriffe und seine Untätigkeit ist der Kaiser um alles Ansehen gekommen und die Verstimmung geht so weit, dass manche monarchisch gesinnte und ernsthaft denkende Leute bezweifeln, ob die Dynastie der Hohenzollern den Krieg überdauern wird. Die einzelnen Bundesstaaten müssen alles daran setzen, in die innere Katastrophe Preußens nicht verwickelt zu werden, die mir noch lange nicht abgeschlossen erscheint.“ (MACHTAN, Die Abdankung, Zitat: S. 112).

⁶³³ SCHMIDT, Belehrung – Propaganda – Vertrauensarbeit, Zitat: S. 55.

In der bayerischen Sozialdemokratie verfügte die Orientierung am Antagonismus Bayern-Preußen ebenfalls über erheblichen Rückhalt, der an die schon lange gepflegte Feindschaft gegenüber dem „reaktionären“ Preußen, das seit langem jeden Fortschritt blockierte, anknüpfen konnte. Im März 1917 monierte Roßhaupter (MSPD) im Landtag, dass mit „Leisetreterei“ und „aalglatter Höflichkeit in Berlin nichts zu erreichen“ sei und deshalb „ganz urbayerische Grobheit angewendet werden“ müsse, um „entsprechende Vorteile zu erzielen.“⁶³⁴ Der – zumindest heimlichen - Zustimmung der übrigen Landtagsparteien konnte er sich dabei sicher sein: Das Feindbild „Berlin“ bot sich aus den unterschiedlichsten Gründen als Projektionsfläche für Affekte und Missstimmungen aller Art an (allerdings ohne dass daraus eine produktive politische Dynamik erwuchs).

Der „Preußenhass“ als Hauptkomponente der Volksstimmung in Bayern war nicht zuletzt ein Reflex auf die unbestreitbare Tatsache, dass alle Entscheidungen über die essenziellen Fragen der Verfassungs- und Friedenspolitik nach wie vor in Berlin – respektive im Großen Hauptquartier (vor allem seit Amtsantritt der 3. OHL) – getroffen wurden. Trotz allem blieb es aber dabei, dass die bayerische Regierung von Seiten der Landes-(M)SPD nichts zu befürchten hatte, was die Anstrengungen zur Erringung eines Siegfriedens behindern konnte. Die Unterstützung der Sozialdemokratie sicherte die Bewahrung des „Durchhaltewillens“ überhaupt erst in der Breite der Gesellschaft ab. Wie kritisch die strategische Situation im Frühjahr 1917 bereits war, hatte ein realistischer Beobachter wie Kronprinz Rupprecht von Bayern – als Heerführer an der Westfront mit der militärischen Lage bestens vertraut – insgeheim schon eingestanden;⁶³⁵ für das Deutsche Reich wäre demnach eine Politik geboten gewesen, die die Zahl der Gegner verkleinert, statt vergrößert hätte.

Als die Aufnahme des unbeschränkten U-Bootkrieges – immerhin „militärisch wie politisch ein Vabanquespiel“⁶³⁶, das zum Kriegseintritt der USA führte - am 1. Februar bekannt wurde, meldete Adolf Müller zwar zunächst Bedenken an, teilte dann aber die an diesen Schritt geknüpften Hoffnungen. Auf dieser Basis kam es zu einer weiteren Annäherung zwischen MSPD und Regierung, der ein unverminderter Gegensatz zwischen Zentrum und Sozialdemokratie gegenüberstand. Anders als im Reichstag, in dem die beiden Parteien im Interfraktionellen Ausschuss zusammenarbeiteten, der als Indikator der Parlamentarisierungstendenzen gilt und dessen sichtbarstes Ergebnis die Friedensresolution im Juli 1917 gewesen war, blieb in Bayern der Gegensatz zwischen den Vertretern der „Konsumenten- und Produzenteninteressen“ unüberbrückbar. Neben den ökonomischen Interessengegensätzen spielte dabei auch die kulturelle Kluft zwischen klerikal bzw. proletarisch

⁶³⁴ SPERL, *Wirtschaft und Staat in Bayern*, Zitat: S. 114, Fn. 314.

⁶³⁵ Am 11.6.1917 vertraute Rupprecht seinem Tagebuch an: „Alles hängt nun davon ab, England längstens bis zum Oktober durch die U-Boote niederzuzwingen; mißlingt dies, was ich fast glaube, ist es geboten, baldmöglichst Frieden zu schließen. Besser kann es für uns dann nicht mehr werden, nur schlechter.“ (Abgedruckt in: SCHMOLZE (Hrsg.), *Revolution und Räterepublik*, S. 34).

⁶³⁶ GEISS, *Die Verschärfung der politischen Krise*, in: Ders., *Das Deutsche Reich und der Erste Weltkrieg*, S. 165-173, hier: S. 165.

geprägten Weltanschauungen eine erhebliche Rolle. Schließlich steuerte das Bayerische Zentrum im entscheidenden Bereich der Außenpolitik einen Sonderkurs, als es die – von den nichtbayerischen Parteifreunden ja mit initiierte – Friedensresolution ablehnte, die von MSPD und Linksliberalen auch im bayerischen Landtag unterstützt wurde. An der weitgehenden Isolation der Sozialdemokraten im Parlament hatte sich unter der Ägide des Burgfriedens somit insgesamt wenig geändert.

Dessen ungeachtet raffte sich die bayerische MSPD im September 1917 noch einmal zu einem Vorstoß in der Verfassungsfrage auf. Der so genannte „Antrag Auer-Süßheim“ – der tatsächlich von der gesamten Landtagsfraktion und auch vom inzwischen fraktionslosen Abgeordneten Josef Simon unterzeichnet worden war – umfasste einen Katalog von elf Forderungen, der im Kern eine Veränderung der Staatsform – parlamentarische Demokratie statt Konstitutionalismus – vorsah. Wie Süßheim nach dem Krieg schrieb, lag dem Antrag „die Erwägung zugrunde, daß es Pflicht der sozialdemokratischen Fraktion sei, aus der politischen Geschichte und dem furchtbaren Weltkrieg die erforderlichen Folgerungen zu ziehen und *unter Beseitigung aller bestehenden Vorrechte das Volk ohne Unterschied des Geschlechtes auf Grund eines freien Wahlrechtes zur gemeinsamen Mitarbeit und zur eigenen Selbstbestimmung heranzuziehen*.“⁶³⁷

An die Stelle der bisherigen Verfassung, die, wie Andreas Kraus festgehalten hat, „dem Volk wenig Einfluß auf die Bestimmung des eigenen Schicksals ließ“⁶³⁸, sollte ein Einkammersystem mit dem allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrecht treten, das kein Sanktionsrecht des Königs mehr vorsah. Darüber hinaus sollten die Adelsprivilegien aufgehoben und die Trennung von Kirche und Staat eingeführt werden. Auch ohne die Abschaffung der Monarchie zu fordern, sah der Antrag gravierende Neuerungen im Staatsgefüge vor, die Bayern – im Falle der Realisierung – mit weitem Abstand an die Spitze der Verfassungsentwicklung in den deutschen Einzelstaaten gebracht hätte. Daraus wurde jedoch nichts. Die Zentrumspartei machte sofort deutlich, dass sie „nicht nur ein grundsätzlicher Gegner entschiedener Reformwünsche war, sondern sie nicht einmal eingehend beraten wollte.“⁶³⁹ Ministerpräsident Hertling erklärte für die Regierung ebenfalls eine „grundsätzlich ablehnende Haltung“ gegenüber einem Projekt, das auf die „vollständige Umgestaltung der geschichtlich gewordenen, bewährten Grundlagen des bayerischen Staates“⁶⁴⁰ abzielte. Da der sozi-

⁶³⁷ Max SÜSSHEIM, *Revolution und Bayer. Verfassung*, München o. J., S. 3.

⁶³⁸ KRAUS, *Geschichte Bayerns*, S. 613.

⁶³⁹ W. ALBRECHT, *Landtag und Regierung*, S. 261.

⁶⁴⁰ Zitat: Ebd.

aldemokratische Antrag nur noch bei der Liberalen Vereinigung⁶⁴¹ Unterstützung fand, waren seine Erfolgchancen von Anfang an denkbar gering.

Einen Einschnitt in der innenpolitischen Entwicklung Bayerns stellte wenig später die Berufung Hertlings zum Reichskanzler dar. Sein Nachfolger als Ministerpräsident wurde Otto von Dandl, „ein Jurist altbayerisch-bürgerlicher Herkunft, konservativer Gesinnung, aber nicht parteigebunden, mit Willen zum Ausgleich, aber kein Politiker.“⁶⁴² In seiner Antrittsrede erklärte sich Dandl zu einer behutsamen Fortentwicklung der Verfassung bereit, ohne einen „Systemwechsel“ ins Auge zu fassen; die Reformwünsche von Liberalen und Sozialdemokraten blieben unerwähnt. Im Dezember 1917 wiederholte Süßheim, der dem linken Flügel der MSPD angehörte, die Gründe für die Reformvorschläge seiner Fraktion: „Wir Sozialdemokraten wollen, daß Staat und Volk Begriffe sind, die sich decken. Das ist jetzt in Deutschland nicht der Fall. An Stelle des Obrigkeitsstaates soll der Volksstaat treten. Die schweren Opfer des Volkes an Gut und Blut sind ein Wechsel, dessen Nicht-einlösung den Staatsbankrott bedeuten würde. Nicht Dankbarkeit und Gnadengeschenke, sondern Rechte wollen die Massen; nicht Vertröstungen auf die Zukunft, sondern die Sicherheit einer besseren Gegenwart ist ihr Begehrt.“⁶⁴³ Im Anschluss daran lehnte die Kammer der Abgeordneten alle Punkte des MSPD-Antrages mit unterschiedlich großer Mehrheit ab. Der Fraktionsvorsitzende der Freien Vereinigung⁶⁴⁴ Friedrich Beckh beendete seine Entgegnung mit den denkwürdigen Worten: „Wir wollen unsere Königlich-bayerische Ruhe haben. Wir wollen sie nicht eintauschen gegen das verlogene demokratische Getriebe unserer Feinde.“⁶⁴⁵ Die Verfassungsfrage wurde danach bis kurz vor Kriegsende von der Regierung nur noch dilatorisch behandelt. König Ludwig III. war ohnehin zu keinerlei Einschränkungen seiner Prärogativen bereit; er erkannte nicht, in welchem Umfang sich die traditionelle Loyalität gegenüber der Monarchie längst aufzulösen begonnen hatte.

Welche Folgen die kriegsbedingte Notlage auch bei der konservativen Landbevölkerung hatte, geht aus einem Bericht des Bayreuther Garnisonsältesten hervor: „Demnach findet auch in der Bauernschaft der weiteren Umgebung Bayreuths ein bemerkbarer Umschwung nach der Richtung der Forderung eines Friedens um jeden Preis statt, die landwirtschaftliche Bevölkerung, die sozialdemo-

⁶⁴¹ Während die liberalen Parteien auf Reichsebene einen wechselhaften Prozess von Spaltungen und Fusionen durchmachten, der erst 1912 mit der Zusammenfassung der Linksliberalen in der Fortschrittlichen Volkspartei, der als Pendant die Nationalliberale Partei gegenüberstand, einen vorläufigen Abschluss fand, war es im bayerischen Landtag bereits seit der Jahrhundertwende zu einer kontinuierlichen Kooperation der verschiedenen Richtungen in der so genannten Liberalen Vereinigung gekommen.

⁶⁴² D. ALBRECHT, Von der Reichsgründung bis zum Ende des Ersten Weltkrieges, in: SCHMID (Hrsg.), Handbuch der bayerischen Geschichte, Bd. 4/I, S. 319-438, hier: S. 431.

⁶⁴³ W. ALBRECHT, Landtag und Regierung, Zitat: S. 265.

⁶⁴⁴ Bei der Freien Vereinigung handelte es sich um den Zusammenschluss der Abgeordneten der Konservativen und des Bundes der Landwirte im bayerischen Landtag.

⁶⁴⁵ W. ALBRECHT, Landtag und Regierung, Zitat: S. 267.

kratischen Einflüssen bislang teilnahmslos oder direkt ablehnend gegenüber gestanden sei, werde hierfür immer zugänglicher.“⁶⁴⁶ Ob die Sozialdemokratie bei der ländlichen Bevölkerung tatsächlich an Einfluss gewinnen konnte, ist zumindest zweifelhaft; sicher ist hingegen, dass nach drei Jahren Krieg der „Staatsglaube auf dem Lande weithin erloschen“⁶⁴⁷ war, wodurch eine der Voraussetzungen für den Staatsumsturz im November 1918 bereits gegeben war. Bilanzierend kann festgehalten werden: „Spätestens im September 1917 standen die Zeichen im Innern also auf Sturm.“⁶⁴⁸ Wie sehr die junge USPD, die reichsweit im Herbst 1917 circa 120000 Mitglieder zählte,⁶⁴⁹ davon profitieren konnte, hing v. a. davon ab, ob es ihr gelang, ihre unübersehbaren Schwächen zu überwinden.

5.6 Die bayerische USPD bis zum Vorabend des Januarstreiks

Nach der Formierung der ersten Ortsgruppen galt es für die USPD in Bayern, ihr Programm in die Öffentlichkeit zu tragen und ihr noch wackeliges Organisationsgerüst zu stabilisieren. Im bayerischen Landtag war Josef Simon als fraktionsloser Abgeordneter in seinen Wirkungsmöglichkeiten naturgemäß stark eingeschränkt, unterhielt aber zur MSPD-Fraktion weiterhin ein konstruktives Verhältnis und unterstützte mehrere ihrer Anträge.⁶⁵⁰ Folglich unterblieben auch gegenseitige Polemiken bei Simons erster Parlamentsrede nach seinem Übertritt zur USPD, ohne dass die bestehenden Differenzen verdeckt wurden. Bei seinem Auftritt vom 25. Oktober 1917 nutzte er die Gelegenheit, die Vorstellungen seiner Partei zu den wichtigsten politischen Themen zu erläutern. Den wunden Punkt der Friedensinitiative der Reichstagsmehrheit sprach Simon direkt an: „Der Resolution fehlte die Eindeutigkeit, jeder legt sie aus, wie er will.“⁶⁵¹ Stattdessen forderte er: „Freigabe Belgiens, Volksabstimmung in Elsaß-Lothringen, das sind die beiden Fragen, die gelöst werden müssen, die uns dem Frieden näher bringen.“⁶⁵² Die Folgen der Fortführung des Krieges schilderte er ungeschminkt: „Züchtung von Millionären auf der einen Seite, Verelendung großer Volkskreise, Unterernährung mit allen ihren nachteiligen Folgen auf der anderen Seite, das ist die Signatur dieses Krieges. Das Volk aber will endlich heraus aus diesem Elend.“⁶⁵³ Neben der Kritik an der alldeutschen Annexionspropaganda und dem unbeschränkten U-Bootkrieg folgte schließlich der Hinweis auf die grundsätzliche Ablehnung der bestehenden Gesellschaftsordnung durch die USPD: Deren

⁶⁴⁶ Bericht des PrRef im MKr vom 30.10.1917. (KrA, MKr 13900).

⁶⁴⁷ AY, Die Entstehung einer Revolution, S. 121.

⁶⁴⁸ Ebd., S. 185.

⁶⁴⁹ Angabe aus MILLER, Burgfrieden und Klassenkampf, S. 176.

⁶⁵⁰ Vgl. W. ALBRECHT, Landtag und Regierung, S. 284.

⁶⁵¹ KdAbg StenBer, Bd. XVI, S. 244.

⁶⁵² Ebd., S. 246.

⁶⁵³ Ebd., S. 245.

„Ziel aber ist die Beseitigung der privatkapitalistischen Produktionsweise und damit die Beseitigung des Imperialismus, der uns in diesen schrecklichen Krieg hineingetrieben hat, ist die Beseitigung der kapitalistischen Regierung und die Errichtung der sozialen Republik.“⁶⁵⁴

Sowohl Ministerpräsident Hertling als auch die Redner der bürgerlichen Parteien nahmen scharf gegen Simon Stellung. Der Zentrumsführer, der Passauer Domkapitular Franz Seraph von Pichler, empörte sich über die „Äußerungen, die unserem ganzen Volksempfinden vollständig fremd gegenüberstehen“, und fügte ausdrücklich hinzu, dass sie „auch weit von dem abstehen, was von sozialdemokratischer Seite bei den verschiedensten Gelegenheiten ausgesprochen worden ist. (Zuruf von den Sozialdemokraten: Sehr richtig!) Ganz mit recht hat der Herr Abgeordnete Simon sich von seinen bisherigen politischen Freunden in dieser Beziehung getrennt.“⁶⁵⁵ Der Vertreter der Liberalen Vereinigung bezeichnete Simons Rede als „das Wort eines fanatischen Anklägers gegen seine eigene Nation“, freute sich aber, „konstatieren zu können, daß er [d. h. Simon] mit seiner Meinung ganz allein blieb.“⁶⁵⁶

Die harschen Reaktionen auf die Angriffe eines Redners ohne jegliche parlamentarische – und äußerst schmale außerparlamentarische – Machtbasis, legen die Vermutung nahe, dass schon das bloße Aussprechen unangenehmer Wahrheiten bei den Vertretern der etablierten Parteien ein akutes Bedrohungsgefühl auslöste; dieses wurde mit den traditionellen Reflexen gegenüber der „vaterlandslosen“ Sozialdemokratie, die sich nun auf die USPD konzentrierten, kompensiert. Die offene Missachtung des Burgfriedens war – zumindest auf der Bühne des bayerischen Parlamentes – ein Novum; einen vergleichbaren Affront hatte die (M)SPD-Fraktion bisher strikt vermieden. Auch mit nur einem Abgeordneten hatte die bayerische USPD - allein dadurch, dass der bisher geltende Konsens aufgekündigt wurde - eine neue Qualität der Auseinandersetzung ins Parlament getragen. Die MSPD versuchte, peinlich berührt von diesem Schritt, sich zu distanzieren und keinen Zweifel an ihrer „vaterländischen Zuverlässigkeit“ aufkommen zu lassen, der die erreichte Integration hätte gefährden können. Als gleichwertige Konkurrentin wurde die USPD ohnehin noch nicht wahrgenommen.

Dafür fehlten der neuen Partei elementarste Voraussetzungen. Um die Jahreswende 1917/18 war es der bayerischen USPD noch nicht gelungen, einen eigenen Landesverband zu etablieren. Laut einem nicht zu verifizierenden Bericht der *Leipziger Volkszeitung* waren im Oktober 1917 – außer den

⁶⁵⁴ Ebd., S. 246.

⁶⁵⁵ Ebd., S. 252.

⁶⁵⁶ Ebd., S. 274.

bereits geschilderten Ortsvereinsgründungen – auch in den Wahlkreisen Würzburg, Bamberg,⁶⁵⁷ Kronach-Lichtenfels, Bayreuth und Kitzingen „zum Teil gut funktionierende Organisationen vorhanden, zum Teil gute Anfänge gemacht.“ Darauf baute das Blatt eine – bei weitem zu optimistische – Zukunftsprognose auf: „Es geht vorwärts in Nordbayern. Politisch steht die übergroße Zahl der organisierten Arbeiter zur U.S.P., und der Zeitpunkt rückt mit Riesenschritten heran, wo politische Auffassungen zur vollen organisatorischen Reife gelangen.“⁶⁵⁸ Wie sich am Bayreuther Beispiel erkennen ließ, waren diese „Riesenschritte“ doch recht klein.

In Anbetracht der katastrophalen Versorgungs- und Verkehrsverhältnisse sowie der materiellen Notlage der einzelnen Gliederungen bereitete es schon erhebliche Schwierigkeiten, ein loses Netz von Kontakten zwischen den einzelnen Ortsgruppen zu knüpfen. Von einem halbwegs effektiven „Parteiapparat“ konnte ohnehin nirgends die Rede sein, mit Ausnahme von Hof, wo praktisch die gesamte Organisation – einschließlich der Parteizeitung – zur USPD gewechselt war. Für Nordbayern verfügte die USPD mit Karsten immerhin über einen eigenen Bezirkssekretär, der sich auch nach seiner Übersiedelung nach Schweinfurt um den Aufbau der Parteiorganisation kümmerte.⁶⁵⁹ Auch im Organisationsgeflecht der Arbeiterbewegung, das über die Partei(en) weit hinausging, gelangen der USPD in Bayern vorerst kaum größere Einbrüche in die bestehenden Apparate.

Betrachtet man den Ende 1917 erreichten Entwicklungsstand, so war eindeutig, dass die bayerische USPD vorerst kaum Anlass zu größeren Ambitionen hatte. Um die dünne Personaldecke – insbesondere im Hinblick auf zugkräftige Versammlungsredner – halbwegs zu kompensieren, war weiterhin Unterstützung von außerhalb notwendig. Im Dezember beantragte die Partei in Würzburg und Schweinfurt Versammlungen, auf denen der Reichstagsabgeordnete Josef Herzfeld⁶⁶⁰ sprechen sollte⁶⁶¹ (ob diese dann abgehalten wurden, ist unklar⁶⁶²). Auf einer Agitationsreise machte Le-

⁶⁵⁷ Im Juni 1917 stand die Wahlkreisorganisation Bamberg noch auf dem Boden der alten Partei (vgl. Bericht des Büros für Socialpolitik vom 14.6.1917; KrA, StellvGenKdo I. AK 1370). Bis Kriegsende lässt sich in Bamberg keine Gründung einer USPD-Ortsgruppe nachweisen.

⁶⁵⁸ LVZ Nr. 242 vom 16.10.1917.

⁶⁵⁹ Siehe dazu die Ausführungen von Max Walther auf dem Würzburger Parteitag (vgl. Protokoll SPD-Parteitag Würzburg 1917, S. 304) und Karsten, Politischer Lebenslauf, S. 5 (SAPMO-BArch, SgY 30 1328). Ein Schreiben des Aschaffenburgers „Partei-Sekretariats“ vom Dezember 1917 war von Karsten unterzeichnet worden (KrA, StellvGenKdo II. AK 263).

⁶⁶⁰ Herzfeld, Josef, geb. 18.12.1853 in Neuß (RB Düsseldorf), 1862-1871 Gymnasium in Düsseldorf, 1871-1872 Arbeit in der väterlichen Fabrik, 1872-1874 Volontär in einer Bank in Düsseldorf, 1874-1880 Agent einer Versicherungsbank in New York, 1878-1880 Studium der Rechtswissenschaften in New York, 1881-1885 Tätigkeit als Jurist in New York, 1885-1887 zweites Jurastudium in Berlin, 1887 Beitritt zur SAP, 1887-1892 Gerichtsreferendar in Berlin, 1892 Assessor, 1892-1933 Rechtsanwalt in Berlin, Mdr 1898-1907, 1912-1918, 1920-1924, 1916 SAG, 1917 Übertritt zur USPD, Nov.-Dez. 1918 Beigeordneter im Reichsamt des Innern, 1919-1920 Mitglied des zentralen USPD-Beirats, 1920 Übertritt zur KPD, ab 1924 Tätigkeit für die „Rote Hilfe“, 1928-1933 Beisitzer im Staatsgerichtshof zum Schutze der Republik, Sept. 1933 Emigration in die Schweiz, gest. 27.7.1939 in Collalbo (bei Bozen/Italien).

⁶⁶¹ Vgl. USPD-Partei-Sekretariat Aschaffenburg an StellvGenKdo II. AK vom 3.12.1917. (KrA, StellvGenKdo II. AK 263).

⁶⁶² In den Akten finden sich keine weiteren Hinweise auf die beantragten Versammlungen mit Herzfeld, die vermutlich aus organisatorischen Gründen gar nicht stattfanden; möglicherweise war die Veranstaltungsreihe mit Ledebour ein Ersatz hierfür.

debour im Januar 1918 Station in Schweinfurt, Heidingsfeld und Nürnberg,⁶⁶³ wo die überfüllte Veranstaltung mit einem Tumult endete, als der MSPD-Vertreter, Parteisekretär Treu, am Reden gehindert wurde und die Versammlungsleiter Baier und Steinmetz das aufgebrauchte Publikum nicht mehr zur Raison zu bringen vermochten.⁶⁶⁴ Ledebour ging in seiner Rede vor allem auf die Friedensfrage ein; die Friedensresolution der Reichstagsmehrheit war für ihn „kein Zeichen vom festen Willen zur Verständigung“, stattdessen forderte er ein offenes Bekenntnis zu einem Frieden ohne Annexionen und Kontributionen. Auch in der Verfassungsfrage grenzte er sich deutlich von der MSPD ab, forderte „die Umgestaltung der heutigen Gesellschaftsform in eine sozialistische.“⁶⁶⁵

In der immerhin von 700 Personen besuchten Versammlung in Schweinfurt wurden die Forderungen Ledebours nicht näher diskutiert, da die Behörden eine Aussprache verboten hatten; Kaspar Starz rief lediglich zum Anschluss an die USPD auf, um „dadurch ihren Vertretern in den Parlamenten den Rücken [zu] stärken.“⁶⁶⁶ (Die Veranstaltungen Ledebours dürften auch in einem direkten Zusammenhang mit der kurz danach ausbrechenden Streikbewegung gestanden haben.⁶⁶⁷) In ganz ähnlicher Weise sprach auch der Reichstagsabgeordnete Kunert im gleichen Monat auf Versammlungen in Aschaffenburg und Bamberg zum Thema „Krieg und Frieden“.⁶⁶⁸ Da er sich dort nicht an das zuvor genehmigte Redemanuskript hielt, wurden ihm zukünftige Auftritte im Armeekorpsbezirk untersagt.⁶⁶⁹

⁶⁶³ Vgl. OVZ Nr. 17 vom 21.1.1918.

⁶⁶⁴ Zu dieser Nürnberger Versammlung am 15.1.1918 siehe StellvGenKdo III. AK an MKr vom 29.1.1918 (KrA, MKr 253) und Vorabbericht an die Militärbehörden mit Inhalt des geplanten Vortrages (KrA, StellvGenKdo III. AK 164/II). Die Angaben über die Teilnehmerzahl schwanken zwischen 2500 (amtliche Berichte) und 4000 (LVZ Nr. 25 vom 30.1.1918). Die Einladung zu dieser Versammlung war über Handzettel und Plakatanschläge erfolgt, nicht über ein Inserat in der *Fränkischen Tagespost* (vgl. NüVZ Nr. 13 vom 16.1.1918).

⁶⁶⁵ Vorabbericht. (KrA, StellvGenKdo III. AK 164/II).

⁶⁶⁶ StdMag Schweinfurt an StellvGenKdo II. AK vom 14.1.1918. (KrA, StellvGenKdo II. AK 263).

⁶⁶⁷ Ledebour war einer der deutschen Teilnehmer der so genannten dritten Zimmerwald-Konferenz in Stockholm gewesen (5.-9. Sept. 1917), auf der die Vertreter verschiedener europäischer linkssozialistischer Parteien zusammenkamen; wegen Schwierigkeiten mit den von den Behörden erlassenen Ausreisebestimmungen konnte nur ein Teil der geladenen Konferenzteilnehmer wie geplant anreisen (vgl. KRAUSE, USPD, S. 100-104). Nach kontroverser Diskussion wurde ein von Ledebour maßgeblich mitbestimmtes Manifest verabschiedet, in dem es hieß: „Die Stunde hat geschlagen für den Beginn des grossen gemeinsamen Kampfes in allen Ländern zur Herbeiführung des Friedens, für die Völkerbefreiung durch das sozialistische Proletariat. Das Mittel dazu ist der gemeinsame internationale Massenstreik.“ (Das Manifest ist abgedruckt in: LADEMACHER (Hrsg.), *Die Zimmerwalder Bewegung*, S. 482-484, hier: S. 484). Haase und Lenin lehnten diesen Beschluss aus unterschiedlichen Gründen ab, was an der einstimmigen Annahme allerdings nichts änderte. Die Zimmerwalder Bewegung blieb in der Folgezeit ohne nennenswerte Wirkung, unmittelbar vor der Gründung der neuen, kommunistischen III. Internationale 1919 wurde sie aufgelöst.

⁶⁶⁸ Vgl. Bericht vom Jan. 1918 (KrA, StellvGenKdo II. AK 263). Bei der Versammlung in Bamberg war der Besuch nicht sehr zahlreich; das Publikum soll sich aus „Neugierigen aus Bürger- und Beamtenkreisen“ (WBer des RegPräs von Oftr vom 21.1.1918; StA-Ba, K 3 Präs. Reg. 831 XX) zusammengesetzt haben. Auch bei diesen beiden Versammlungen hatten zuvor Behörden und Veranstalter „Richtlinien“ verabredet, die eine Diskussion sowie die Verabschiedung einer Resolution verboten (vgl. OVZ Nr. 19 vom 23.1.1917).

⁶⁶⁹ Vgl. StellvGenKdo II. AK an F. Kunert vom Jan. 1918. (KrA, StellvGenKdo II. AK 263).

Der Münchner USPD war es trotz aller Schwierigkeiten gelungen, bis Anfang 1918 eine bescheidene organisatorische Konsolidierung herbeizuführen.⁶⁷⁰ Ihr Mitgliederstand war angeblich auf 600 angewachsen und es war geplant, ihn auf vier Sektionen aufzuteilen (Giesing, Haidhausen, Schwabing, Stadtmitte); außerdem sollen mehrere MSPD-Sektionen im Umschwenken begriffen gewesen sein. Eisner beabsichtigte bereits Ende 1917, eine eigene Zeitschrift herauszugeben,⁶⁷¹ daraus sollte dann aber vorerst nichts werden (erst ab Dezember 1918 verfügte die USPD in München mit der *Neuen Zeitung* über ein eigenes Organ). So blieb das Hauptproblem, dass die Gruppe um Eisner „seit Jahr und Tag durch die bürgerliche und `sozialdemokratische` [...] Presse von aller Welt abgeschnitten“ war und „keine Möglichkeit zu öffentlicher Agitation“⁶⁷² besaß. Zu erwähnen ist noch der Versuch von Kröpelin und Albert Winter junior, an dem wohl auch Hans Reck⁶⁷³ beteiligt war, eine Organisation von Vertrauensleuten aufzubauen, die den Kontakt zwischen der USPD und den Belegschaften der Münchner Betriebe herstellen sollte.⁶⁷⁴ Dieser Versuch, die Machtstellung der MSPD-treuen Münchner Gewerkschaftsorganisationen auszuhebeln, scheint bis zum Januarstreik über das Planungsstadium kaum hinausgelangt zu sein.⁶⁷⁵ Ein Pendant zu den Berliner „Revolutionären Obleuten“ entstand in München jedenfalls nicht.

Mitte Dezember 1917 reiste Eisner für mehrere Tage in die Reichshauptstadt, um sich dort mit Partei- und Gesinnungsgenossen zu treffen.⁶⁷⁶ Die dortige USPD-Führung schätzte die Streikbereitschaft der Arbeiter noch bzw. schon wieder gering ein,⁶⁷⁷ da sich mit den Verhandlungen von

⁶⁷⁰ Zum Folgenden siehe Bericht der ZPolSt Bayern an MKr vom 24.1.1918. (HstAM, MInn 66283).

⁶⁷¹ Vgl. F. EISNER, *Der Publizist und Politiker*, S. 31.

⁶⁷² K. Eisner an H. Haase vom 10.11.1917. (WIELAND, Heinrich Ströbel, Zitat: S. 108).

⁶⁷³ Reck, Hans, geb. 3.5.1890 in Möhrendorf (BA Erlangen), Schlosser, Kriegsteilnehmer, Beitritt zur USPD, 1918 am Januarstreik in München beteiligt, Nov. 1918 bis Jan. 1919 1. Vorsitzender des RAR in München, Vorsitzender des Aktionsausschusses des provisor. Arbeiter-, Bauern- und Soldatenrates, 3. Vorsitzender des Münchner Arbeiterrates, 1918/19 Mitglied im Vorstand der USPD in München, Jan. 1919 Kandidatur für die USPD zur deutschen Nationalversammlung, Feb./März 1919 Mitglied des bayer. Rätekongresses, Aufseher bei der Bayerischen Verwertungsstelle für Heeresgut in Ingolstadt, Nov. 1919 in Gerichtsverfahren vom Vorwurf „spartakistischer Umtriebe“ freigesprochen.

⁶⁷⁴ In den Untersuchungsakten, die nach dem Januarstreik angelegt wurden, hieß es dazu: „Karl Kröpelin veranstaltete gemeinschaftlich mit Albert Winter (Sohn) eine Umfrage bei den Vereinsmitgliedern [der USPD], um die Grundlagen für eine alle Betriebe umfassende Organisation von Vertrauensleuten zu gewinnen. Durch diese Vertrauensleute sollte auf die Arbeiter der einzelnen Betriebe eingewirkt werden. Diese Organisation war offensichtlich namentlich für den Fall eines Streikes bestimmt. Wie weit dieses Hilfsmittel bei der Durchführung des in Frage stehenden Streikes bereits arbeitete, entzieht sich der Beurteilung.“ (Bericht über C. Kröpelin vom Feb. 1918; KrA, MKr 253).

⁶⁷⁵ Fechenbach berichtete dazu: „Bis zum Januarstreik hatte die USP. in München keine direkte organisatorische Fühlung mit den Betrieben, wenn auch vereinzelt Krupp-Arbeiter zuweilen Besucher der Diskussionsabende waren.“ (Der Revolutionär Kurt Eisner, S 23). Auch Eisner erklärte später in seiner polizeilichen Vernehmung nach dem Januarstreik, dass er zuvor keine Verbindung zu den Belegschaften der Münchner Großbetriebe gehabt habe (vgl. GRAU, Kurt Eisner, S. 336).

⁶⁷⁶ Vgl. ebd., S. 333f.

⁶⁷⁷ Schon im November 1917 hatte die Berliner USPD-Führung einen Aufruf veröffentlicht, der sich auf den Friedensvorschlag des allrussischen Arbeiter-, Soldaten- und Bauernkongresses bezog und dazu aufforderte, „jetzt überall Massenkundgebungen für einen auf allen Seiten annexionslosen Frieden zu veranstalten.“ (Abgedruckt in: MICHAELIS/SCHRAEPLER (Hrsg.), *Ursachen und Folgen*, Bd. 2, S. 116).

Brest-Litowsk große Friedenshoffnungen verbanden. Eisner widersprach dem mit der Behauptung, „daß nach meiner Kenntnis der Massen unter ihnen ein lebendiges Bedürfnis nach einer idealistischen Aktion bestehe und daß es die Schuld der Führer, die zu einer Aktion nicht das nötige Vertrauen hatten, selbst sei, wenn bis dahin diese Aktion unterblieben sei.“⁶⁷⁸ Auch aus allgemeinpolitischen Gründen hielt Eisner eine Massenaktion für so dringlich geboten, dass sie keinen weiteren Aufschub duldete. Je später sich das deutsche Proletariat gegen die Regierung auflehne, desto geringer die Chancen, Deutschland vor der Katastrophe zu bewahren - so die dahinterstehende Logik. Weihnachten 1917 war für Eisner beherrscht von der Erkenntnis: „Wir treiben einem Abgrund entgegen.“⁶⁷⁹ Mit seinem Drängen auf baldige Taten hatte sich Eisner zunächst in Berlin nicht durchzusetzen vermocht; auch in der USPD-Hochburg Leipzig, die er auf dem Rückweg besuchte, hatte er nicht mehr Erfolg. Durch die weitere politische Entwicklung sollte sich die Lage aber schon bald in eine Richtung verändern, die Massenaktionen sehr wohl ermöglichte. Wenige Wochen nach seiner Rückkehr nach München bekam Eisner seine große Chance, auch ohne starke Organisation im Rücken die Massen zu bewegen.

5.7 Exkurs I: Parteiopposition bzw. USPD und Gewerkschaften

Die vor dem Krieg entstandene enge Verbindung zwischen SPD und Freien Gewerkschaften blieb unter veränderten Rahmenbedingungen nach 1914 weiterhin erhalten; innerhalb der Gewerkschaftsbewegung formierte sich der Widerstand gegen die Burgfriedenspolitik erst mit einer gewissen zeitlichen Verzögerung.⁶⁸⁰ Wie die Mehrheit der Gewerkschaftsführung den Kriegsausbruch interpretierte, geht aus einer Stellungnahme Leiparts vom September 1914 hervor:

„Wir deutschen Arbeiter teilen allerdings die in unserem ganzen Volk herrschende Auffassung, daß Deutschland der angegriffene Teil ist und sich nun gegen den Anprall der zahlreichen Feinde von allen Seiten nach Kräften seiner Haut wehren muß. Die von der deutschen Regierung über ihre Friedensbemühungen veröffentlichten Dokumente sind bisher von keiner Seite widerlegt, sondern höchstens nur bekräftigt worden. Für einen Angriffskrieg gegen Frankreich und England würden die Arbeiter Deutschlands natürlich niemals begeistert worden sein, wohl aber halten wir es für unsere Pflicht [...] unser Land und die ganze europäische Zukunft gegen den Überfall des russischen Zarismus mit ganzer Opferwilligkeit zu verteidigen.“⁶⁸¹

⁶⁷⁸ Abgedruckt in: SCHMOLZE (Hrsg.), *Revolution und Räterepublik*, S. 44.

⁶⁷⁹ K. Eisner an L. Kautsky vom 25.12.1917. (MITCHELL, *Revolution in Bayern*, Zitat: S. 56).

⁶⁸⁰ Zu diesem Abschnitt siehe BIEBER, *Gewerkschaften (Teil I)*, S. 270-288, 505-519 u. passim; HÖGL, *Gewerkschaften und USPD*, S. 1-148; LAUBSCHER, *Die Opposition im ADGB*, S. 87-116; Michael RUCK, *Gewerkschaften – Staat – Unternehmer: die Gewerkschaften im sozialen und politischen Kräftefeld 1914 bis 1933*, Köln 1990, S. 25-46; SCHÖNHOFEN, *Die deutschen Gewerkschaften*, S. 94-115; ders., *Die Kriegspolitik der Gewerkschaften*, in: MICHALKA (Hrsg.), *Der Erste Weltkrieg*, S. 672-690 und VARAIN, *Freie Gewerkschaften, Sozialdemokratie und Staat*, S. 71-117.

⁶⁸¹ Offener Brief von T. Leipart an einen Schweizer Kollegen vom 18.9.1914, veröffentlicht in der *Holzarbeiter-Zeitung*. (Abgedruckt in: PLENER (Bearb.), *Theodor Leipart, Dokumente*, S. 159f).

Aus dieser naiv-verquerten Weltsicht, die gegen abweichende Argumente immunisierte, ergab sich alles weitere. Die sich rasch durchsetzende „Kriegsunschuldlegende“ wurde gleichzeitig auch den Gewerkschaftsmitgliedern vermittelt; die *Metallarbeiter-Zeitung* teilte mit: „Nach allem, was wir bis jetzt wissen, kann auch der deutschen Regierung nicht bestritten werden, daß sie ernstlich bemüht war, den Frieden zu erhalten. Und doch war der Krieg plötzlich da.“⁶⁸²

Nachdem der Krieg nun einmal „da“ war – und das auch noch ganz „plötzlich“ –, befürwortete die Generalkommission (vor allem Gustav Bauer und Robert Schmidt, kaum weniger dezidiert der Vorsitzende Legien⁶⁸³, die alle der Reichstagsfraktion angehörten) den Kooperationskurs der SPD-Führung gegenüber der Regierung vehement; die Entscheidung der SPD für den Burgfrieden wäre Winnig zufolge gar nicht zustande gekommen, „wenn sie sich nicht mit den Anschauungen der Gewerkschaften gedeckt hätte.“⁶⁸⁴ Für die Gewerkschaftsführer war klar: „Es konnte nicht einen Augenblick ein Zweifel darüber bestehen, daß unmittelbar nach der Kriegserklärung alle Streiks aufgehoben werden mussten.“⁶⁸⁵ Dabei blieb es nicht; die Generalkommission war zu noch viel weiter gehenden Opfern bereit, wie eine Episode belegt, die Josef Simon im Mai 1915 auf einer Parteikonferenz schilderte:

„Ich habe mit sehr einflußreichen Gewerkschaftsführern und mit dem Abgeordneten [d. i. Legien], der den Antrag auf den Ausschluß Liebnechts [aus der Reichstagsfraktion nach seinem abweichenden Stimmverhalten im Dezember 1914; B. A.] gestellt hatte, gesprochen und ihm den Vorhalt gemacht, er solle sich überlegen, so schwer auch der Disziplinbruch zu verurteilen sei, so gefährlich sei die Zerreißung der Partei, die auch eine Zerreißung der Gewerkschaftsbewegung nach sich ziehen könne. Denn Partei und Gewerkschaft seien durch Personalunion so eng miteinander verbunden, daß die Zerreißung der Partei die Zerreißung der Gewerkschaften nach sich ziehen müsse. Was hat der Genosse [Legien] mir darauf geantwortet: Gewiß, das weiß ich, aber dann muß sich eben die Arbeiterklasse damit abfinden, daß sie auf zehn Jahre den Kapitalismus nicht bekämpfen kann.“⁶⁸⁶

Innerhalb der Gewerkschaftsführung dominierte eine Haltung, die den Krieg in einer Art Volksgemeinschaftsideologie als förderlich für die eigenen Zukunftsvorstellungen interpretierte, deren Überlegenheit sich gerade im Krieg erweisen würde.⁶⁸⁷ Wenn man in diesen Kreisen die Durchset-

⁶⁸² LAUBSCHER, Die Opposition im ADGB, Zitat: S. 42.

⁶⁸³ Zur Haltung Legiens im Weltkrieg siehe auch MOSES, Carl Legien im Weltkrieg, in: GWU 26 (1975), S. 595-611.

⁶⁸⁴ VARAIN, Freie Gewerkschaften, Sozialdemokratie und Staat, Zitat: S. 73.

⁶⁸⁵ Robert Schmidt, Die deutschen Gewerkschaften und der englische Aushungerungsplan, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 3 vom 18.2.1915, S. 120-123, hier: S. 120.

⁶⁸⁶ Protokoll Kriegs-Gau-Konferenz Nürnberg 1915, S. 64.

⁶⁸⁷ Aufschlussreich für diese Deutung ist ein Leitartikel aus dem *Correspondenzblatt*, dem Organ der Generalkommission, in dem ausgeführt wurde: „Wenn wir bisher gewöhnt waren, den Krieg lediglich unter dem Gesichtswinkel der gesellschaftszerstörenden Kräfte zu betrachten und ganz besonders von einem künftigen drohenden *Weltkrieg* nur die Vorstellung hatten, daß er die *Auflösung* alles Bestehenden bedeute, so haben uns die Tatsachen eines anderen belehrt. Der Krieg schafft Situationen, die nicht gesellschaftsauflö-

zung der eigenen Ziele auch erst für die Nachkriegszeit erwartete, so wurde doch kein Zweifel daran gelassen, dass die Arbeiterschaft durch ihren Beitrag zur „Vaterlandsverteidigung“ sich einen ganz neuen Status erworben habe – natürlich vor allem dank ihrer organisatorischen Stärke und Geschlossenheit, die zu erhalten als höchste Pflicht der Gewerkschaften gesehen wurde.⁶⁸⁸ Die positive Sinnstiftung, die dem Krieg hier beigemessen wurde, schottete auch gegen die Kritik der Parteiopposition ab.⁶⁸⁹ Ströbel musste Ende 1915 die „betäubende Tatsache“ eingestehen, „daß weitaus das Gros der Gewerkschaftsbeamten und Gewerkschaftsorgane nach Kriegsausbruch mit fliegenden Fahnen in das Lager der Imperialisten und Nationalisten übergegangen ist, und daß die Gewerkschaftsleitungen und ihr Anhang die eigentliche Kerntruppe der Fraktions- und Parteivorstandsmehrheit bilden.“⁶⁹⁰ Richard Müller hat später denn auch zu Recht bemerkt: „Wenn die Reichstagsfraktion am 4. August die Kriegskredite abgelehnt hätte, wäre es zum Bruch mit den Ge-

send, sondern in hohem Maße gesellschaftsfördernd wirken, die in allen Volkskreisen in ganz ungeahntem Maße *soziale* Kräfte wecken und sozialfeindliche Bestrebungen eliminieren. Sie wirken nicht zersetzend, sondern einigend und stellen ein großes, einheitliches Volksganzes her, das von dem gleichen Selbsterhaltungsinteresse, von demselben Drang, sich zu behaupten und siegreich durchzusetzen, beseelt wird. Ob man solche Kriege als populäre Kriege, Volkskriege, nationale Erhebungen bezeichnet, erscheint unwesentlich. Wesentlich dagegen ist, daß die Notwendigkeit oder Unabwendbarkeit einer Entscheidung durch die Massen von allen Volksschichten in gleichem Maße erfaßt und anerkannt wird und daß der Krieg als eine *nationale Pflicht* empfunden wird, der sich kein Wehrfähiger entziehen darf, ohne sich an der Gesamtheit zu versündigen. In diesem Stadium ist aber der Krieg eine Angelegenheit des ganzen Volkes, und er ist wie kaum irgendein anderes Ereignis geeignet, *sozialistisch* zu wirken. Vor der schweren Gefahr der feindlichen Gewalt treten alle anderen Fragen des inneren nationalen Lebens zurück. [...] Die höhere Einheit, das nationale Gesamtinteresse ist das Band, das alle zusammenkettet. Diese Einheit fordert jedoch die unbedingte Hingabe an das kämpfende Vaterland, die weitgehendste Solidarität aller Volksgenossen und die uneigennützigte Förderung alles dessen, was die Widerstandskraft und Selbsterhaltungskraft der eigenen Nation stärkt. [...] *Ein Volk im Kriege muß sozialistisch empfinden*, aber auch sozialistisch *denken* und *handeln*, besonders ein Volk, das die *allgemeine Wehrpflicht* zur Grundlage seiner Selbsterhaltung gemacht hat. Sozialistisch denken – das heißt: sich bewußt sein, daß nicht die privaten Interessen und Vorteile der einzelnen den Sieg der Nation gewährleisten, sondern daß nur das Aufgehen des einzelnen im Gesamtwohl dem Volke die Riesenkräfte verleiht, mit seinen Feinden fertig zu werden. [...] Gewiß denkt im Kriege kein vernünftiger Mensch daran, die gesamte Produktion oder auch nur einen wesentlichen Teil derselben zu *sozialisieren*. Die Privatwirtschaft läßt sich nicht über Nacht hinwegdekretieren. Aber was man von ihr billigerweise verlangen kann und muß, daß ist *ihre Einfügung in das Gemeinwohl*. Die inneren Kämpfe zwischen Konkurrenten, zwischen Käufern und Verkäufern, zwischen Industrie und Landwirtschaft, zwischen Arbeitgebern und Arbeitern sollen möglichst ausgeschaltet werden; an Stelle der wirtschaftlichen Uebermacht und deren rücksichtsloser Ausnützung soll die Anerkennung des Grundsatzes der *Billigkeit* und der *Schutz der Schwachen*, vor allem aber des Gemeinwohls treten, und die Gesamtheit soll denjenigen hindernd in den Weg treten, die sich diesen Gesetzen des Gemeinwohls nicht fügen. [...] Wir sind nicht optimistisch genug, zu erwarten, daß sich in diesen Tagen alle sozialen Blüenträume restlos erfüllen. Aber schon die wenigen Kriegswochen haben Probleme der Lösung nähergebracht, die vordem Objekte harter Machtkämpfe waren, und vieles noch ist möglich, wenn der Ernst des Augenblicks es mit deutlicher Sprache predigt. Deshalb dürfen wir noch manche soziale Errungenschaft in diesen ernsten Wochen und Monaten erwarten, sofern wir in dieser Zeit wachsam bleiben und die Gebote der Notwendigkeit den verantwortlichen Kreisen der heimischen Volkswirtschaft deutlich genug vor Augen führen.“ (*Correspondenzblatt* Nr. 36 vom 5.9.1914). Robert Schmidt gab einige Monate später die Parole aus: „Im gemeinsamen Ertragen der Unbill, in der Fürsorge für die Schwachen und Hilfsbedürftigen werden wir aushalten. Gegensätze der Interessen dürfen im deutschen Volk jetzt nicht zum Durchbruch kommen.“ (Robert Schmidt, Die deutschen Gewerkschaften und der englische Aushungerungsplan, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 3 vom 18.2.1915, S. 120-123, hier: S. 123).

⁶⁸⁸ In der anlässlich der Verabschiedung des Hilfsdienstgesetzes im Dezember 1916 veröffentlichten Erklärung der Generalkommission hieß es: „In dem Existenzkampf, den Deutschland um sein Bestehen und seine Zukunft führt, hat sich die Wahrheit glänzend durchgerungen, daß die Arbeiterklasse der bedeutsamste Teil des Volksganzes ist und ohne deren Opfersinn der geregelte Aufbau der Kriegswirtschaft nicht möglich wäre, der für die Selbstbehauptung unseres Volkes in diesem Kriege von entscheidender Bedeutung ist. Aber ohne ihre feste Organisation hätte die Arbeiterschaft auch diese Anerkennung nicht erreicht, und diese Organisation muß nach Beendigung des Krieges dafür sorgen, daß die Wiedergeburt Deutschlands sich im Zeichen der politischen Gleichberechtigung und der Anerkennung der Arbeiterorganisationen sowie der Sozialpolitik erfolgt.“ (NDP Nr. 288 vom 10./11.12.1916).

⁶⁸⁹ Das *Correspondenzblatt* forderte bereits im Frühjahr 1915: „Es wäre unseres Erachtens wirklich an der Zeit, eine klare Grenze zwischen der Reichstagsfraktion und denen, die ihre Beschlüsse absichtlich und zum Gaudium der ganzen Welt mit Füßen treten, zu ziehen.“ (VARAIN, Freie Gewerkschaften, Sozialdemokratie und Staat, Zitat: S. 80).

⁶⁹⁰ Heinrich Ströbel, Die Ursachen der sozialistischen Krise, in: *Die Neue Zeit*, Nr. 12 vom 17.12.1915, S. 353-361, hier: S. 359.

werkschaften gekommen und damit zur Spaltung der Arbeiterbewegung.“⁶⁹¹ (Er fügte aber auch hinzu: „Mit der Politik des 4. August vernichteten die Gewerkschaftsführer das Werk einer 40jährigen Erziehung.“⁶⁹²)

Die Spaltung war allerdings nur aufgeschoben. Die neue Situation fasste aus Sicht der Burgfriedensbefürworter der stellvertretende Vorsitzende des Bauarbeiterverbandes Winnig in die Formel: „Heute ist es jedem Verständigen klar: Staat und Arbeiterschaft sind auf einander angewiesen, und man kann es ruhig dabei auf sich beruhen lassen, wer von ihnen den anderen nötiger hat.“⁶⁹³ Die vor dem Krieg vom gewerkschaftlichen Reformismus gehegten Hoffnungen schienen in Erfüllung gegangen zu sein, d. h. der Staat war zum Bündnispartner gegen die übermächtigen Unternehmer geworden. (Daran knüpfte Winnig weitere Forderungen; wenige Wochen vor der Parteispaltung schrieb er: „Es handelt sich jetzt darum das zu tun, was die Partei früher versäumt hat: unser politisches System den wichtigen gesellschaftlichen Wandlungen anzupassen, die sich in den letzten Jahrzehnten vollzogen haben. Tun wir das, so ist das Ergebnis eine in vielfacher Hinsicht neue Sozialdemokratie.“⁶⁹⁴)

Die völlig neue Gesprächsbereitschaft der Behörden bestärkte die Gewerkschaftsführung in ihrem schon lange gepflegten Glauben, in Zusammenarbeit mit den einsichtigen Kräften im bürgerlichen Lager längst überfällige Reformen durchsetzen zu können.⁶⁹⁵ Die Erkenntnis, dass die ehemaligen Gegner mehr von Sachzwängen als von Einsicht geleitet wurden, fiel einer beeindruckenden Verdrängungsleistung zum Opfer. Schippel bescheinigte später den Unternehmern, im Krieg einen „Umschwung, halb in notgedrungenem Zugeständnis, halb in freiem Erkenntnisfortschreiten und

⁶⁹¹ R. MÜLLER, Vom Kaiserreich zur Republik, S. 75.

⁶⁹² Ebd., S. 100.

⁶⁹³ August Winnig, Arbeiterklasse und Staatsgewalt, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 17/18 vom 9.9.1915, S. 864-867, hier: S. 866.

⁶⁹⁴ August Winnig, Die neue Sozialdemokratie und die Gewerkschaften, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 4 vom 28.2.1917, S. 171-176, hier: S. 171.

⁶⁹⁵ Die Überzeugung, die politischen Gegner der SPD hätten sich durch die Ereignisse seit Kriegsbeginn eines Besseren belehren lassen, formulierte Leipart idealtypisch in einem Zeitschriftenartikel: „Es hatte bei ihnen [d. h. den Gegnern der Arbeiterbewegung; B. A.] erst der großen Gefühlserregung, die der Ausbruch des Krieges brachte, bedurft, um die Jahrzehnte alten Vorurteile und die eingefressene Voreingenommenheit gegen die Arbeiterbewegung niederzudämpfen. Vielen sind auf diese Weise tatsächlich jetzt die Augen aufgegangen. Mit denen, die vielleicht nur gezwungen in das Lob mit einstimmen, wollen wir des Burgfriedens wegen uns jetzt nicht beschäftigen. [...] Überall und stets haben sich die Arbeiter danach gedrängt, mitzureden und mitzuarbeiten, aber immer hat man sie zurückgewiesen. Das soll ja nach dem Krieg alles anders werden. Wir hoffen darauf. Wir hoffen und erwarten es, ohne daß wir es uns gefallen lassen von einem Teil unserer eigenen Freunde deswegen Illusionäre geheißen zu werden. Optimisten, ja, Optimisten wollen wir sein.“ (Theodor Leipart, Die gemeinsamen Interessen der Arbeiter und der Industrie, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 7 vom 15.4.1915, S. 342-346, hier: S. 342 u. 346). Auf dem Verbandstag der Bauarbeiter in Nürnberg im März 1918 verkündete Winnig: „Der Krieg brachte den dialektischen Umschwung. Er zwang die Regierung umzulernen, er zwang sie, sich mit der Arbeiterbewegung ins Benehmen zu setzen und Wert darauf zu legen, daß die bis dahin verfemten und bekämpften Arbeiterorganisationen sich zur Mitarbeit an den nationalen Aufgaben bereit erklärten.“ (Reinhard KRÄMER, Gewerkschaftsarbeit in der Krise. Der Deutsche Bauarbeiterverband in den Jahren des Ersten Weltkrieges, der Revolution und der Inflation, Baden-Baden 1991, Zitat: S. 117).

Umlernen“⁶⁹⁶ vollzogen zu haben, und nahm damit eine Gewichtung der Motive vor, über die sich streiten lässt. Wie auch die (M)SPD-Spitze, eher mit noch mehr Verve, befürwortete die Generalkommission die Integrationsstrategie und gedachte Alternativen hierzu gar nicht mehr zu erörtern. Die Gewerkschaftsführung betrachtete es vielmehr als eine günstige Fügung, dass die von ihr vertretenen Kriegsziele „mit den Forderungen der industriell-agrarischen Kriegszielmehrheit im wesentlichen übereinstimmten.“⁶⁹⁷ Die Freien Gewerkschaften mutierten so rasch von einer Interessenvertretung der Arbeitnehmer im Kampf gegen das Privatkapital zu einer Hilfsorganisation des Staates für sozialpolitisches Krisenmanagement. Das Hilfsdienstgesetz vom Dezember 1916 zementierte diesen Funktionswandel der Gewerkschaften noch, es „verstärkte ihre Funktion als Disziplinierungsagentur und höhle ihre Autonomie als Arbeitsmarktpartei weitgehend aus.“⁶⁹⁸

Das Hilfsdienstgesetz brachte zwar erstmals eine gesetzliche Anerkennung von Arbeitnehmervertretern in den nun eingerichteten Schlichtungsausschüssen, was von den Industriellen als Niederlage für ihren absolutistischen Herrschaftsanspruch in den Betrieben angesehen wurde (Groener sah in dieser neuen Einrichtung ein für die Autorität der Gewerkschaften unverzichtbares „Ventil für alle Regungen des Unwillens“⁶⁹⁹). Die Interpretation des Hilfsdienstgesetzes als „stärkste kriegssozialistische Maßnahme“⁷⁰⁰ stand indes auf schwachen Füßen. Von einer Kontrolle der Produktion durch die Arbeiter konnte keine Rede sein und sie war auch nicht ansatzweise im Gesetz angelegt, von dem ohnehin völlig unklar war, welche Regelungen nach dem Krieg Bestand haben würden. Nachhaltige machtpolitische Verschiebungen zu ihren Gunsten gelangen der Sozialdemokratie auch über die Gewerkschaftsschiene nicht. Obwohl wirklich durchgreifende Erfolge ausblieben, trotz der in der zweiten Kriegshälfte unerträglich werdenden sozialen Notlage der Arbeiterschaft hielt die Generalkommission an ihrer Politik unnachgiebig fest (und setzte sie über das Kriegsende hinaus mit der Zentralarbeitsgemeinschaft mit den Unternehmern noch fort).

Darüber gerät leicht aus dem Blick, dass sich in den Einzelgewerkschaften bzw. an der Basis ein vielschichtigeres Meinungsbild abzeichnete als es der Generalkommission opportun erschien; nicht zufällig war die verbandsinterne Demokratie bei Kriegsbeginn von Legien persönlich ausgesetzt worden.⁷⁰¹ Dieser Schritt war „auch Ausdruck eines Führungsverständnisses, das sich an preußischen Disziplinvorstellungen orientierte und schon in der Vorkriegszeit von der Sozialdemokratie

⁶⁹⁶ SCHIPPEL, Die Gewerkschaften, S. 19.

⁶⁹⁷ BIEBER, Gewerkschaften (Teil I), S. 490.

⁶⁹⁸ SCHÖNHOFEN, Die Kriegspolitik der Gewerkschaften, in: MICHALKA (Hrsg.), Der Erste Weltkrieg, S. 672-690, hier: S. 684.

⁶⁹⁹ WEHLER, Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 4, Zitat: S. 116.

⁷⁰⁰ MetZ Nr. 48 vom 25.11.1916.

⁷⁰¹ Siehe dazu oben (Kap. 3.1.3) das Zitat von Legien auf der Konferenz der Verbandsvorstände am 2.8.1914.

und den Freien Gewerkschaften gepflegt worden war.⁷⁰² Damit wurde es für oppositionelle Stimmen erst recht schwierig, sich hörbar zu Wort zu melden, zumal auch noch mit staatlichen Gegenmaßnahmen zu rechnen war.

Der Auftakt war dementsprechend verhalten: Die Unterschriftenaktion der SPD-Opposition im Juni 1915, der erste öffentliche Auftritt der Burgfriedensgegner überhaupt, wurde auch von etlichen Gewerkschaftsfunktionären unterzeichnet, wobei das vorliegende Datenmaterial nicht genügt, um die Kräfteverhältnisse präzise zu bestimmen. Die Generalkommission reagierte auf diesen kritischen Aufruf auf mehreren Ebenen. In der Öffentlichkeit schwang sie rhetorisch die große Keule,⁷⁰³ intern versuchte sie parallel dazu, die Einzelgewerkschaften auf Linie zu halten. In der Konferenz der Verbandsvorstände vom 5. bis 7. Juli 1915, an der auch Ebert als Vertreter des Parteivorstandes teilnahm, forderte Josef Simon (der das Unterschriftenflugblatt zwar nicht unterzeichnet hatte, aber inzwischen zu den offenen Gegnern der Kreditbewilligung gehörte): „Überlassen wir das Urteil darüber, ob die Fraktionsmehrheit richtig gehandelt hat, der Partei, die darüber nach dem Krieg zu entscheiden hat, und halten wir den Streit aus unseren Gewerkschaften fern.“⁷⁰⁴ Darauf wollte sich Legien nicht einlassen; gegenüber den Befürwortern der Unterschriftenaktion, der inzwischen „Das Gebot der Stunde“ gefolgt war, gab es für ihn nur den offenen Kampf. In der Parteiopposition sah Legien eine existenzielle Bedrohung seiner Machtbasis; für ihn war unbestreitbar: „Allein die `Aufgabe des Burgfriedens` heißt nichts anderes als die Zerstörung der gewerkschaftlichen Organisation.“⁷⁰⁵ Von einer solchen Realitätswahrnehmung aus war kein Brückenschlag zu kritisch denkenden, aber durchaus besonnenen Leuten wie Simon mehr möglich. Legien konnte sich schließlich durchsetzen, da der größere Teil der Verbandsvorstände auf seiner Seite stand; der Verbandsvorsitzende Leipart etwa begrüßte Eberts Aussage, „daß der Parteivorstand rücksichtslos an der Politik des 4. August festzuhalten entschlossen sei [...]. Wir alle sind ihm dafür zu Dank verpflichtet.“⁷⁰⁶ Die Konferenz beschloss am Ende einstimmig (d. h. *mit* der Stimme Simons) eine Resolution, die sich gegen die „Sonderbündelei“ wandte.⁷⁰⁷

⁷⁰² SCHÖNHOFEN, Die Kriegspolitik der Gewerkschaften, in: MICHALKA (Hrsg.), Der Erste Weltkrieg, S. 672-690, hier: S. 678.

⁷⁰³ In einer Erklärung der Generalkommission vom 23.6.1915 hieß es zu der Unterschriftenaktion: „Es handelt sich bei diesem Rundschreiben nicht mehr um eine spontane Kundgebung, sondern um einen organisierten Sprengungsversuch der Einheit der deutschen Arbeiterorganisationen. Die Desorganisation soll herbeigeführt werden, weil die große Mehrheit der organisierten Arbeiterschaft sich dem Willen einer kleinen Minderheit nicht unterwerfen will.“ (*Correspondenzblatt* Nr. 26 vom 26.6.1915).

⁷⁰⁴ Konferenzprotokoll abgedruckt in: SCHÖNHOFEN (Bearb.), Gewerkschaften 1914-1919, S. 181-219, hier: S. 187.

⁷⁰⁵ Ebd., S. 189.

⁷⁰⁶ Ebd., S. 195.

⁷⁰⁷ Die ursprüngliche, von Gustav Bauer ausgearbeitete Version hatte gelautet: „Die gegen die große Mehrheit der Partei und der Reichstagsfraktion wegen ihrer Stellung zur Frage der Landesverteidigung von einer kleinen Gruppe unverantwortlicher Illusionisten betriebene Hetze gefährdet nicht nur die Einheit der Partei, sie bildet auch eine ernste Gefahr für die Gewerkschaften. Die deutschen Arbeiter haben ein starkes Interesse an der ungeschmälernten nationalen Selbständigkeit des Reiches. Die wirtschaftlichen Inte-

Damit hatte Simon um des „lieben Friedens“ willen, v. a. wohl aus eingeübter Loyalität seine Überzeugungen der Organisationsdisziplin noch einmal untergeordnet; er handelte dabei nach dem gleichen Muster wie (anfangs) bei der Kreditbewilligung durch die Reichstagsfraktion.⁷⁰⁸ Auch den Übertritt zur USPD sollte er mit einem halben Jahr Verzögerung vollziehen. Von der Politik der Generalkommission versprach sich Simon weiterhin nichts, die Chimäre vom „Kriegssozialismus“ verding bei ihm nicht.⁷⁰⁹ Er hielt an seiner Ablehnung der herrschenden Ordnung fest, im Angesicht des verheerenden Krieges und der ungleichen Verteilung der daraus entstehenden Belastungen erst recht.⁷¹⁰

In den offiziellen Verlautbarungen der Gewerkschaftsführung überwogen hingegen weiterhin eindeutig die Stimmen, die den Burgfriedenskurs befürworteten. Im *Correspondenzblatt*, dem Zentralorgan der Generalkommission, wurde bereits Anfang 1916 – noch vor der Bildung der SAG – eine Stellungnahme veröffentlicht, deren Sprache, eine Rhetorik der Feindbekämpfung und – eliminierung, tiefere Einblicke erlaubt: „Die Gewerkschaften müssen an dieser Politik des 4. August [1914] unter allen Umständen festhalten und können nicht eindringlich genug vor den Bestrebungen warnen, diese Politik der jetzigen Fraktion zu durchkreuzen . . . Vor allem erwarten sie, daß mit

ressen der deutschen Arbeiterklasse würden auf das empfindlichste geschädigt und ihre Aufwärtsentwicklung unmöglich gemacht werden, wenn Deutschland in diesem Ringen um seine Existenz unterliegen sollte. Die Gewerkschaften können deshalb unbeschadet der in allen kapitalistischen Staaten bestehenden Klassegegensätze nur eine Politik unterstützen, die sich vorbehaltlos auf den Boden der Landesverteidigung stellt.“ (Ebd., S. 191). Der schließlich angenommene Entwurf stellte sich wie derjenige Bauers zunächst hinter die von der Generalkommission im *Correspondenzblatt* veröffentlichte Erklärung vom 23.6.1915 und fuhr dann – etwas moderater – fort: „Sie [d. h. die Konferenz der Verbandsvorstände; B. A.] weist mit aller Entschiedenheit die Versuche zurück, die Arbeiterschaft in dieser kritischen Zeit zu Handlungen zu veranlassen, die den Interessen der Arbeiterklasse zuwiderlaufen, Uneinigkeit und Zersplitterung in die Gewerkschaften tragen und die Einheit der sozialdemokratischen Partei zerstören können. Nur eine einige und geschlossene Partei kann die Interessen der gewerkschaftlichen Organisationen erfolgreich vertreten. Die Konferenz hält die Stellung, die von der übergroßen Mehrheit der sozialdemokratischen Fraktion und des Parteausschusses sowie von dem Parteivorstande eingenommen ist, für diejenige, die allein in dieser schweren Zeit den Interessen der Arbeiterschaft im allgemeinen und den Gewerkschaften im besonderen dient. Die von den Sonderbündlern in der Partei vertretenen Ansichten widersprechen dem Wesen und Wirken der Gewerkschaften, ihre Durchsetzung wäre die Preisgabe alles dessen, was die Gewerkschaften geschaffen haben und erstreben.“ (Ebd., S. 215f).

⁷⁰⁸ Bei den ersten beiden Abstimmungen über Kriegskredite im August und Dezember 1914 hatte sich Simon der Fraktionsdisziplin gebeugt und mit Ja gestimmt; erst ab März 1915 war er dazu übergegangen, bei der Abstimmung das Plenum zu verlassen.

⁷⁰⁹ Bezeichnend dazu Simons Ausführungen auf dem Verbandstag der Schuhmacher im Juli 1918: „Wir sind gewiß *keine* Freunde von der gegenwärtigen Zwangswirtschaft. Aber sie ist eine bittere Notwendigkeit. Diese Zwangswirtschaft wird *fälschlich als Sozialismus* bezeichnet. Daran sind aber sozialistische Kreise nicht ganz unschuldig. Denn es hat manchen gegeben, der die Zwangswirtschaft ebenfalls als Sozialismus bezeichnet hat. Man kann die Zwangswirtschaft nicht mal als Sozialismus-Ersatz ansprechen. *Unter sozialistischer Wirtschaft versteht man die Vergesellschaftung der Produktionsmittel, die Produktion für und durch das Volk unter Ausschaltung jeden Unternehmergewinns.* Das ist nirgends geschehen. *Im Gegenteil. Niemals war der Unternehmergewinn böber als in den Kriegsjahren.*“ (Rede abgedruckt in: MIRKES (Hrsg.), Josef Simon, S. 244-252, hier: S. 249).

⁷¹⁰ In einem seiner wenigen publizistischen Beiträge schrieb Simon Anfang 1916: „Wir hören in der gegenwärtigen Zeit so oft von der aufopfernden Tätigkeit der deutschen Industrie, die uns ein Durchhalten ermögliche. Diese aufopfernde Tätigkeit wird aber in ein eigenartiges Licht gerückt, wenn von Regierungsseite zur Begründung für ihr Zögern erklärt wird, dass die hohen Gewinne notwendig wären, um die Produktionsfreudigkeit anzuregen. Wer wird da nicht daran erinnert, dass wir, bevor der Burgfriede proklamiert wurde, immer behauptet haben, dass der Patriotismus der Kapitalisten einen sehr metallischen Beigeschmack habe? Und wenn irgendetwas die Richtigkeit der sozialdemokratischen Forderung über die Beseitigung der privatkapitalistischen Produktionsweise bewiesen hat, so ist es die Ausnutzung der Kriegskonjunktur durch die Kapitalisten, die Münzung von Geld aus der höchsten Not des Volkes in einem Augenblick, wo Millionen draußen im Felde ihr Leben hingeben, um den ‚heimischen Herd‘ zu schützen.“ (Josef Simon, Die Kriegskonjunktur auf dem Ledermarkt, in: *Die Neue Zeit*, Nr. 17 vom 21.1.1916, S. 538-542, hier: S. 542).

den Spaltungspropagandisten kurzer Prozeß gemacht wird und deren Einfluß auf die weitere Entwicklung der Partei unschädlich gemacht wird.“⁷¹¹ Severing gab sich zu dieser Zeit noch ungebrochen optimistisch: „Aber schließlich hat sich das unmittelbare Gewerkschaftsinteresse doch stets stärker erwiesen als der Parteiradikalismus. [...] Die deutschen Gewerkschafter sind urteilsfähig genug, um zu erkennen, daß jede Uneinigkeit des Volkes während des Krieges nichts anderes als eine Kriegsverlängerung bedeuten würde.“⁷¹²

Der seit der Massenstreikdebatte von 1905/6 zu verzeichnende wachsende gewerkschaftliche Anspruch darauf, im politischen Sektor der sozialistischen Arbeiterbewegung Einfluss zu nehmen, erlebte nun einen neuen Höhepunkt. Winnig räumte Anfang 1916 ein, dass „der politische Meinungsstreit seine Wellen in die Gewerkschaften wirft“, und zog daraus den Schluss, dass „die Gewerkschaften im Interesse der gesamten Arbeiterbewegung ihr Wort für die Politik der Mehrheit in die Waagschale legen.“⁷¹³ Er ging sogar noch weiter und behauptete: „Wir Gewerkschaften haben die Verantwortung für die Zukunft der deutschen Arbeiterbewegung auf unseren Schultern und damit auch für die Zukunft des deutschen Volkes überhaupt.“⁷¹⁴ Robert Schmidt behauptete, die Gewerkschaften hätten „zwar mit der nötigen Zurückhaltung es vermieden in den Streit innerhalb der sozialdemokratischen Partei einzugreifen“, fügte aber sogleich hinzu, „sie waren viel zu sehr in Mitleidenschaft gezogen, als daß ihnen die Haltung der sozialdemokratischen Fraktion hätte gleichgültig sein können.“⁷¹⁵

Die Befürworter eines harten Vorgehens gegen die Burgfriedensgegner waren in der Tat nicht bereit, ihre inzwischen entstandenen guten Verbindungen zu den staatlichen Stellen aufs Spiel zu setzen. Konkrete politische Fortschritte wurden dabei zunächst nicht erzielt, sieht man von der Einrichtung von Kriegsausschüssen als Organen zur Schlichtung von Konflikten in einigen Branchen ab. Nicht aus demokratischer Läuterung, sondern aus purer Notwendigkeit griffen die Regierungs- und Militärbehörden bei der Lösung der unzähligen sozialen Probleme auf die Unterstützung der Gewerkschaften zurück. Dabei wurde, um das Ziel der größtmöglichen Rüstungsproduktion zu erreichen, auch Druck auf die Arbeitgeber ausgeübt, sich kooperativer zu verhalten, was dort jedoch auf entschlossenen Widerstand stieß, der allerdings auf Dauer nicht durchzuhalten war. Dem Verlangen der Regierung, die Heimatfront zu stabilisieren, wollte sich die Gewerkschaftsführung auf

⁷¹¹ OPEL, Metallarbeiter-Verband, Zitat: S. 43.

⁷¹² Carl Severing, Die Auseinandersetzung in der deutschen Sozialdemokratie und die deutschen Gewerkschaften, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 10-11 vom 31.5.1916, S. 547-551, hier: S. 549f.

⁷¹³ KRÄMER, Gewerkschaftsarbeit in der Krise, Zitat: S. 113.

⁷¹⁴ RIBHEGGE, August Winnig, Zitat: S. 103.

⁷¹⁵ Robert Schmidt, Gemeinsame Arbeit, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 1 vom 17.1.1917, S. 14-18, hier: S. 15.

keinen Fall verschließen; patriotische Motive und die Hoffnung auf ein Ende der Diskriminierung gingen hier Hand in Hand. Gegen die sich allmählich aus der Deckung wagenden Kritiker konnte sie dabei in den ersten beiden Kriegsjahren keine zählbaren Erfolge ihrer Strategie vorweisen - was blieb, waren Repressalien.

Nach der Spaltung der Reichstagsfraktion im März 1916 verschärfte die Generalkommission, in enger Übereinstimmung mit dem Parteivorstand, den Ton gegenüber der internen Opposition bis hin zur offenen Diffamierung.⁷¹⁶ Dagegen regte sich auf der Konferenz der Verbandsvorstände im Juni nur vereinzelter Protest; bis Ende des Jahres gewann die Opposition aber allmählich an Boden. Gustav Bauer forderte demgegenüber intern, gegen Haase und Genossen müsse „überall so derb als möglich zugegriffen werden.“⁷¹⁷ Die Generalkommission drohte sogar damit, notfalls eine eigene „Gewerkschaftspartei“ zu gründen, wenn die SPD die Burgfriedensgegner nicht ausschließen würde.⁷¹⁸ Komplementäre Planspiele betrieb David: „Bricht die August-Mehrheit zusammen, dann muß die reformistische Gruppe mit den Gewerkschaften die neue Partei bilden.“⁷¹⁹ Winnig sah im Februar 1917 „der mit der Absplitterung begonnenen neuen Entwicklung der sozialdemokratischen Partei mit Zuversicht entgegen.“⁷²⁰ Interesse an einer Verständigung mit der Parteiopposition war hier nirgends mehr zu erkennen.

Im Gegenteil: Diktion und Inhalt der überlieferten Erklärungen belegen, dass die Mehrheit der Gewerkschaftsführung den politischen Hauptgegner schon um diese Zeit im eigenen Lager ausmachte; die Kooperation mit den staatlichen Stellen bei der Bekämpfung der internen Opposition – nach dem Vorbild des *Vornwärts*-Konfliktes – war dann nur noch konsequent. Die Tragweite des Bündnisses zwischen Staat und Gewerkschaften wurde dabei bewusst heruntergespielt: So trommelte die DMV-Führung im Verbandsorgan, der *Metallarbeiter-Zeitung*, zwar weiter für den Burgfrieden; in Bezug auf den Parteistreit wurde dabei aber festgestellt, dass es sich „um Meinungsverschiedenheiten über die *Taktik der Arbeiterbewegung* [handelt]. Ueber das Endziel – die Demokratisierung der

⁷¹⁶ Im gemeinsamen Aufruf von Parteivorstand der SPD und Generalkommission der Gewerkschaften vom 25.7.1916 hieß es: „Wer das putschistische Treiben einzelner, jeden Verantwortungsgefühls barer Personen mitmacht oder andere dafür zu gewinnen sucht, der dient weder der Arbeiterbewegung noch der Sache des Friedens, sondern trägt eher zur Verlängerung des Krieges bei.“ (MetZ Nr. 33 vom 5.8.1916).

⁷¹⁷ G. Bauer an P. Löbe vom 15.5.1916. (OLIWA, Paul Löbe, Zitat: S. 243).

⁷¹⁸ Im Januar 1916, d. h. noch vor Gründung der SAG, hatte Winnig in einem Artikel für *Die Glocke* angedroht: „Würde die Spaltung und die Umstände, unter denen sie erfolgt, die Gewerkschaften bestimmen, sich strikter Enthaltsamkeit in parteipolitischen Fragen zu befleißigen, so könnten sich leicht Konsequenzen daraus ergeben, die der Entwicklung des Parteiwesens völlig neue Züge verleihen würden.“ (RIBHEGGE, August Winnig, Zitat: S. 106). Dies war keine Einzelmeinung: „Es ist klar, daß Legien eine Gewerkschaftspartei vorgezogen hätte, damit er so, gleichgültig wie immer sich die SPD dazu stellen würde, seine eigene Politik nach eigenem Gutdünken machen könnte.“ (MOSES, Carl Legien im Weltkrieg, in: GWU 26 (1975), S. 595-611, hier: S. 597).

⁷¹⁹ DAVID, Kriegstagebuch, S. 157.

⁷²⁰ August Winnig, Die neue Sozialdemokratie und die Gewerkschaften, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 4 vom 28.2.1917, S. 171-176, hier: S. 176.

Staatseinrichtungen und die Sozialisierung der Wirtschaft – bestehen kaum Meinungsverschiedenheiten⁷²¹. Erweckte diese Einschätzung den Eindruck, dass die zutage getretenen Differenzen noch zu überbrücken seien, so blieb die Spitze des DMV bis Kriegsende dem Kurs der Generalkommission loyal verpflichtet und verkündete weiter Propagandaphrasen zur Fortsetzung der Kriegsanstrengungen.⁷²²

Analog zur Auseinandersetzung in der Partei hatte die kritische Opposition auch in den Gewerkschaften damit zu kämpfen, dass die auf den Burgfrieden fixierte Führung entscheidende Machtpositionen besetzte und einen Großteil der Presse (fast jeder der einzelnen Verbände verfügte über ein eigenes Organ) kontrollierte. Gleichzeitig standen die Kriegsgegner unter dem Druck von Unternehmern und Behörden, die allein schon mit der Einberufungspraxis über ein äußerst wirksames Instrument der Maßregelung verfügten. Die gleiche pragmatisch-machiavellistische Politik, die Mischung aus Integration, Manipulation und Repression, die sich für die bayerischen Behörden gegenüber der Sozialdemokratie nachweisen lässt, wurde im ganzen Reich auch gegenüber den Freien Gewerkschaften praktiziert, wovon die Befürworter des Burgfriedens nachhaltig profitierten.⁷²³

Der gegen Kriegsende - trotz wieder steigender Mitgliederzahlen - um sich greifende Autoritätsverlust der Gewerkschaftsführung an der Basis hatte seine Ursache v. a. in der dramatischen Verschlechterung der Lebensbedingungen der Arbeiterschaft, die zu verhindern sich die vorhandenen Interessenvertretungen als unfähig erwiesen. Zudem blieben viele Hoffnungen auf gesellschaftliche Emanzipation und Teilhabe unerfüllt. Unter diesen Bedingungen stieß die sozialpazifizierende Wirkung der Gewerkschaften an ihre Grenzen. Die logische Folge waren - erstmals im Frühjahr 1917 in größerem Umfang, noch ausgedehnter im Januar 1918 - große Streikbewegungen, die sich ausdrücklich *gegen* den Willen der Gewerkschaftsführung entwickelten (hinzu kam eine Vielzahl von kleineren lokalen Unruhen und Konflikten). Die organisatorische Basis der großen Streiks bildeten dabei neuartige spontane Zusammenschlüsse, d. h. die Arbeiterräte, neu gebildete Netze von Vertrauensleuten und, nicht zuletzt, die USPD. Gegen die „latente[n] Antikriegsstreiks“⁷²⁴ blieb die Generalkommission in einer defensiven Position. Für die Konfliktbereitschaft der Arbeiter war dabei aber nicht unbedingt die jeweilige politische Ausrichtung entscheidend, sondern eher die Zu-

⁷²¹ MetZ Nr. 15 vom 8.4.1916.

⁷²² Siehe dazu den Aufruf der DMV-Führung vom 23.4.1917. (Vgl. MetZ Nr. 17 vom 28.4.1917).

⁷²³ Schon im Oktober 1914 war in einer Regierungsdenschrift gefordert worden, der Staat solle versuchen, im Hinblick auf die Gewerkschaften, „die Arbeiterbewegung nicht als staatsfeindlich zu behandeln, ihre Träger, die Gewerkschaften, heranzuziehen, und den staatsfeindlichen Dogmatikern der alten Sozialdemokratie keine Parole an die Hand zu geben, unter der sie die Arbeiter wieder gegen den Staat führen [könnten].“ (BIEBER, Gewerkschaften (Teil I), Zitat: S. 120f).

⁷²⁴ Ebd., S. 443.

gehörigkeit zu Großbetrieben, die im Krieg oft stark expandiert waren, was zu einer heterogenen Zusammensetzung der Belegschaften führte.⁷²⁵

Trotz allem darf das „revolutionäre Potenzial“ und damit die Destabilisierung der bestehenden Organisationen der Arbeiterschaft nicht per Rückprojektion der Ereignisse ab dem November 1918 überschätzt werden; denn:

„Die Vertrauenskrise, die durch die Einberufung vieler Gewerkschaftsfunktionäre bei Kriegsbeginn schon zu erwarten war, hatte branchen- und berufsspezifische Voraussetzungen und war kein generelles Phänomen. [...] Das Dilemma der Gewerkschaftsführung bestand darin, daß die mit ihrer Strategie des innenpolitischen Wohlverhaltens erzielten Erfolge gefährdet gewesen wären, wenn sie sich zu einem Kurswechsel entschlossen und den Burgfrieden aufgekündigt hätte. Ihre im Krieg erst gewonnene Reputation als Verhandlungspartner der militärischen und zivilen Behörden wollten die Zentralinstanzen der Richtungsgewerkschaften aber nicht leichtfertig verspielen, solange sie noch hofften, daß sich die Kooperation mit dem Staat in weitere Reformzugeständnisse umsetzen lasse. Bis zum Sturz der Monarchie blieben die Gewerkschaften die Gefangenen einer Strategie, mit der sie als Gegenleistung für die patriotische Pflichterfüllung den Abbau von gesellschaftlichen und sozialen Diskriminierungen erreichen wollten.“⁷²⁶

Nachdem über die Motive der zentralen Instanzen weitgehende Klarheit besteht, soll nun das Verhalten der verschiedenen Gewerkschaftsverbände bzw. -kartelle in Bayern gegenüber den behandelten Entwicklungen kursorisch nachgezeichnet werden. Wie in den anderen Ländern des Reiches auch hatten die Gewerkschaften in Bayern infolge der Mobilmachung zunächst einen einschneidenden Rückgang ihrer Mitgliederzahlen zu verzeichnen. So sank die Zahl der DMV-Mitglieder von 47264 (1912) auf 19951 (1915) während der Frauenanteil bis 1916 auf ein Drittel anstieg;⁷²⁷ in Schweinfurt etwa ging der Bestand von 2418 (Mitte 1914) auf 909 (Ende 1914) zurück,⁷²⁸ in München von 8395 (Mitte 1914) auf 4693 (Ende 1915).⁷²⁹ Beim Gewerkschaftskartell Hof wurden von 4965 Mitgliedern (Stand 1. Juli 1914) bis zum 1. Januar 1916 2406 zum Kriegsdienst eingezogen, wovon 166 zu diesem Zeitpunkt bereits gefallen waren.⁷³⁰ Ähnlich wie bei den einzelnen lokalen Parteiorganisationen gelang es jedoch auch das Verbandsleben in den Gewerkschaften unter den deutlich schwieriger gewordenen Bedingungen aufrechtzuerhalten, allerdings unter gravierenden Einbußen bei der organisationsinternen Demokratie.

⁷²⁵ Dies wird an bayerischen Beispielen im Zusammenhang mit dem Januarstreik noch aufzuzeigen sein.

⁷²⁶ SCHÖNHOFEN, Die deutschen Gewerkschaften, S. 113f.

⁷²⁷ Angabe aus Dieter SCHÜTZ, Revolution, Räte, Republik – Die Weimarer Zeit, in: „Mit uns zieht die neue Zeit“: Kleine Geschichte der bayerischen Gewerkschaftsbewegung, Marburg 1990, S. 53-70, hier: S. 57.

⁷²⁸ Angabe aus MetZ Nr. 7 vom 12.2.1915.

⁷²⁹ Angabe aus MetZ Nr. 8 vom 24.2.1917.

⁷³⁰ Angabe aus MACHT, Hofer Arbeiterbewegung, Bd. II, S. 611.

Da in den einschlägigen Untersuchungen die preußischen und sächsischen Industriezentren den Schwerpunkt bilden, liegen über lokale innergewerkschaftliche Auseinandersetzungen in Bayern nur wenige konkrete Erkenntnisse vor.⁷³¹ Eine Ausnahme bilden die geschilderten Vorgänge in Aschaffenburg, wo der zur Parteiopposition zählende Arbeitersekretär Karsten vom örtlichen Gewerkschaftskartell entlassen wurde, wogegen sich indes die örtliche Organisation des DMV wandte.⁷³² Dieser Positionierung war durchaus wegweisend, handelte es sich beim DMV doch in den folgenden Jahren immer mehr um die Speerspitze der Opposition in den Gewerkschaften (mit der Wahl des Unabhängigen Dißmann zum Verbandsvorsitzenden im Oktober 1919 fand ein länger andauernder Prozess dann seinen vorläufigen Abschluss⁷³³).

Der Weg Richtung USPD verlief in mehreren Etappen: Die Mitte 1915 in Berlin tagende Generalversammlung des DMV, der größten deutschen Einzelgewerkschaft, hatte die Gegner der Burgfriedenspolitik noch durch einen Formelkompromiss zu beschwichtigen vermocht. Da sich die Gewerkschaftsführung auf rein verbale Proteste gegen die katastrophale Ernährungslage beschränkte, außerdem 1916/17 gegen die Streiks in Norddeutschland vorgegangen war, solidarisierten sich ihre Kritiker fast zwangsläufig mit der SAG bzw. der USPD. Eine zentrale Rolle im Kampf gegen die burgfriedlichen Gewerkschaftsinstanzen, v. a. innerhalb des DMV, spielte in Berlin bereits frühzeitig eine Gruppe von Obleuten – später als „Revolutionäre Obleute“ bekannt geworden – unter der Leitung von Richard Müller.⁷³⁴ Diese weitgehend autonom und zwangsläufig konspirativ operierende Gruppe von Vertrauensmännern baute im Laufe der Zeit ihren Einfluss unter den Belegschaften der Berliner Rüstungsbetriebe immer mehr aus und stand hinter den Streiks vom Juni 1916 und vom April 1917. Zur SAG bzw. USPD bestanden Kontakte, ohne dass sich die Obleute von außen dirigieren ließen.

Die hier entstandene „klandestine Parallelstruktur“⁷³⁵ wurde von den etablierten Gewerkschaftsfunktionären mit allen Mitteln (bis hin zur systematischen Denunziation bei den Militärbehörden) bekämpft, letztlich aber ohne durchschlagenden Erfolg. Die unter widrigen Bedingungen erreichten Fortschritte motivierten die oppositionelle Strömung innerhalb der Gewerkschaften, die offene politische Auseinandersetzung zu suchen. Auf der Generalversammlung in Köln (Juni 1917) zeigte sich das Stärkeverhältnis der beiden widerstreitenden Lager innerhalb des DMV: Die von Joseph

⁷³¹ Der von Klaus Schönhoven beklagte Mangel an „prosopographisch orientierten Analysen der gewerkschaftlichen Führungskader“ (Expansion und Konzentration, S. 224) besteht für Deutschland insgesamt weiterhin fort; für den bayerischen Rahmen können hier einige bisher nicht greifbare biographische Angaben geliefert werden.

⁷³² Siehe oben Kap. 5.2.1.

⁷³³ Siehe dazu auch OPEL, Metallarbeiter-Verband.

⁷³⁴ Vgl. HOFFFROGGE, Richard Müller, S. 25-62 und R. MÜLLER, Vom Kaiserreich zur Republik, S. 161-164.

⁷³⁵ HOFFFROGGE, Richard Müller, S. 33.

Kurth⁷³⁶, dem 2. Vorsitzenden des Münchner Gewerkschaftsvereins, eingebrachte Resolution, die mit der Vorstandspolitik (die den Burgfrieden stützte) konform ging, wurde mit der knappen Mehrheit von 64 zu 53 Stimmen angenommen, die oppositionelle Resolution von Dißmann mit 73 zu 44 Stimmen abgelehnt.⁷³⁷ Auch die Anträge der Linken mit dem Ziel, die Zentralisierung und Bürokratisierung des Verbandes zu beschneiden, wurden verworfen; der alte Vorstand mit Alexander Schlicke an der Spitze konnte noch einmal eine Mehrheit hinter sich bringen, obwohl die Opposition durch Dißmann und Richard Müller ihre Kritik offensiv vertreten hatte. Schlicke wiederum hielt der USPD indirekt vor, sie habe „planmäßig [...] Mißtrauen gegen die Leitungen der Gewerkschaften in die Kreise der Gewerkschaftsgenossen getragen, um nachher diese Massen politischen Zwecken, Demonstrationszwecken dienstbar zu machen, um ihnen das Gefühl beizubringen, sie könnten zu den Führern kein Vertrauen mehr haben“⁷³⁸.

Wie vergiftet das Klima schon zu diesem Zeitpunkt war, demonstrierten auch die Angriffe von Kurth: „Die Opposition [...] will die Politik in die Gewerkschaften hineinragen und von dort aus ihren demagogischen Gelüsten unter allen Umständen die notwendige materielle Grundlage verschaffen.“⁷³⁹ Richtig daran war, dass die USPD die Auseinandersetzung *innerhalb* der Gewerkschaftsbewegung suchte, und *nicht* deren Spaltung und damit Zerstörung anstrebte. Grotesk war dieser Vorwurf gleichzeitig auch, weil die Generalkommission längst „die Politik“ in die Gewerkschaften hineingetragen hatte, indem sie die SPD-Mehrheit nach Kräften unterstützte. Genauso entschieden wie der Münchner Kartellvorsitzende Timm tat dies auch Kurth, der ebenso bewusst auf jede weiterführende Perspektive verzichtete: „Wir haben mit dem Krieg als mit einer unabänderlichen Tatsache rechnen müssen; es war entschieden besser, sich damit abzufinden und den Mitgliedern zu dienen, als ihnen durch eine entgegengesetzte Politik zu schaden.“⁷⁴⁰

So oder so war klar, dass die Spaltung der Sozialdemokratie von den Gewerkschaften nicht aufgehoben werden konnte, sondern über kurz oder lang eine Stellungnahme erforderlich machte, da eine

⁷³⁶ Kurth, Joseph, geb. 11.5.1882 in Kalk bei Köln, Orthopädiemechaniker, Beitritt zur SPD, 1902 Beitritt zur Gewerkschaft, 1903-1906 Vorsitzender des Mechanikerverbandes, 1906 Angestellter des Zentralverbandes der Handlungsgehilfen, ab Dez. 1906 Geschäftsführer des DMV in München, Bezirksleiter des Jugendausschusses Südbayern, bis 1919 2. Vorsitzender des Gewerkschaftsvereins München, 1918 Demobilisierungskommissar der Bayer. Staatsregierung, ab 1919 Gewerbeaufsicht im Ministerium für soziale Fürsorge und Landeschlichter, 1928 Leiter eines fränkischen Arbeitsamtes, ab 1933 arbeitslos, nach 1945 Leiter der Bundeschule des Bayerischen Gewerkschaftsbundes in Kochel, später der DGB-Bundeschule in Niederpöcking (bei Starnberg), gest. 7.3.1965.

⁷³⁷ Von den neun bayerischen Delegierten lässt sich lediglich Kaspar Starz eindeutig der Opposition zuordnen. (Vgl. Deutscher Metallarbeiter-Verband (Hrsg.), Die dreizehnte ordentliche Generalversammlung des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes in Köln a. Rh. Abgehalten vom 27. bis 30. Juni 1917 im Fränkischen Hof, Stuttgart 1917, S. 5). Von den 44 Delegierten, die für die Resolution Dißmann stimmten, d. h. der USPD zuzurechnen sind, stammte mit Starz nur einer aus Bayern.

⁷³⁸ HÖGL, Gewerkschaften und USPD, Zitat: S. 69.

⁷³⁹ Protokoll DMV-Generalversammlung Juni 1917, S. 96.

⁷⁴⁰ Ebd.

strikte Trennung der beiden Sphären bei der engen personellen und sachlichen Verzahnung überhaupt nicht praktikabel war (wenn sie auch für viele Beteiligte lange Zeit wünschenswert blieb). Die spätestens ab 1915 vorhandene oppositionelle Strömung fand allerdings bis auf weiteres offiziell - d. h. in der Publizistik und in den öffentlichen Verlautbarungen - nicht statt.⁷⁴¹ In der Münchner Sektion des DMV behielten die beharrenden Kräfte zunächst die Oberhand; die Generalversammlung vom November 1917 stützte mit großer Mehrheit die Führungsgremien und verabschiedete eine Resolution, die ganz vom Geist des traditionellen Reformismus Vollmarscher Prägung geprägt war.⁷⁴² Nach dem Scheitern des Januarstreiks waren die oppositionellen Kräfte erst recht zersprengt. Kurth, der noch ein Jahr zuvor den Burgfriedensgegnern vorgeworfen hatte, die Politik in die Gewerkschaften „hineinzutragen“, verteidigte im Juni 1918 die einseitige Parteinahme der DMV-Führung für die Mehrheitssozialdemokratie: „Wenn die Gewerkschaftsleitung auf Grund ihrer Kenntnis der Tatsachen und aus ehrlicher Ueberzeugung zu der Ansicht gelangte, daß die Politik der Unabhängigen den Arbeiterinteressen nicht förderlich sein könne, dann durfte, ja dann mußte sie dies aussprechen und muß das in jedem so gelagerten Falle in Zukunft auch tun. Wer daher vom Vorstand und der Redaktion der Met[allarbeiter]-Z[eitung] verlangt, daß sie zu politischen und parteipolitischen Fragen nicht Stellung nehmen sollen, der verkennt die Bedeutung einer Organisation im Rahmen unserer Wirtschaft.“⁷⁴³

Von denjenigen, die damit überhaupt nicht einverstanden waren, waren nach dem Januarstreik viele eingesperrt oder an die Front geschickt worden. Die Gefolgsleute von Timm und Auer behielten in der Münchner DMV-Sektion vorerst noch die Oberhand. Erst im Laufe des Jahres 1919, so weit soll hier vorausgegriffen werden, konnten sich die Anhänger der Unabhängigen um Unterleitner

⁷⁴¹ Der Januarstreik von 1918 fand in der *Metallarbeiter-Zeitung* bezeichnenderweise keinerlei Niederschlag; die Verbandsführung versuchte, weiterer Agitation für Streiks durch den Verweis auf die chaotischen Verhältnisse in Rußland das Wasser abzugraben. (Vgl. Aufruf des DMV-Vorstandes vom März 1918; MetZ Nr. 10 vom 9.3.1918).

⁷⁴² Die gegen wenige Stimmen angenommene Resolution lautete: „Die Mitgliederversammlung der Verwaltungsstelle München erblickt in den Bemühungen der Minderheit, die Organisation politischen Zwecken dienstbar zu machen, eine schwere Gefahr für das Gedeihen gewerkschaftlicher Arbeit. Die Arbeiter bedürfen zur Erreichung einer höheren Lebenshaltung in erster Linie eines höheren Lohnes und besserer Arbeitsbedingungen. Diese lassen sich aber nur erreichen auf dem Boden eines freien Koalitionsrechtes und unter dem Schutze der Arbeiterschutzgesetzgebung. Die Gewerkschaften haben mühevoll jeden Schritt auf diesem Gebiete erkämpft und sind in diesen Kämpfen groß geworden. Jeder gewerkschaftliche Erfolg dieser Art bedeutet eine Abbröckelung am Gebäude der kapitalistischen Gesellschaftsordnung, die sich für zu stark erwiesen hat, als daß sie durch revolutionäre und politische Massenaktionen plötzlich beseitigt werden könnte. Indem aber der Arbeiterschaft eine ihre Kraft übersteigende Machtfülle vorgetäuscht wird, werden nur die Arbeiter geschädigt und um die Früchte ihrer jahrelangen planmäßigen Arbeit gebracht. Gegen ein solch bewußt angelegtes Treiben erhebt die Mitgliedschaft Münchens entschiedensten Einspruch und stellt sich nach wie vor auf den Boden des Programms, das sich der Verband wiederholt auf den verschiedensten Verbandstagen gegeben hat und das Richtschnur für den Verband geblieben ist. Zur gesetzlichen Verwirklichung ihrer Anliegen können die Metallarbeiter der politischen Anlehnung an die Sozialdemokratie nicht entbehren. Nach wie vor bekennen sie sich hierin zur alten Partei und lehnen alle Versuche ab, die bestehenden politischen Differenzen in die Gewerkschaften hineinzutragen.“ (LAUBSCHER, Die Opposition im ADGB, Zitat: S. 102).

⁷⁴³ MetZ Nr. 25 vom 22.6.1918.

und Kröpelin hier durchsetzen,⁷⁴⁴ wobei in den internen Debatten die Gewerkschaftspolitik im Krieg immer noch eine zentrale Rolle spielte.⁷⁴⁵ (Ab August 1920 war Kröpelin hauptamtlicher Geschäftsführer des DMV in München und stellvertretender Vorsitzender des Verbandes in Bayern.)

In Schweinfurt stand die örtliche Organisation des DMV hingegen schon frühzeitig im Lager der Opposition, was sich an der Berufung von Karsten zum Angestellten des Verbandes im Herbst 1917 zeigte. Über die innergewerkschaftlichen Verhältnisse in Nürnberg mit seiner zahlreichen Metallarbeiterschaft ist kaum etwas bekannt, gleiches gilt für Augsburg und Fürth; in den übrigen bayrischen Städten fehlte eine auch nur annähernd vergleichbare Konzentration von Beschäftigten in dieser Branche.

In der Textilindustrie, in Bayern vor allem in Augsburg und in Oberfranken konzentriert, hatte der Krieg zu noch gravierenderen Lohneinbußen geführt als in anderen Branchen; auch der Frauenanteil bei den Beschäftigten war hier besonders hoch. Der Deutsche Textilarbeiterverband (DTV) unter dem Vorsitz von Hermann Jäckel⁷⁴⁶ geriet erst mit einiger Verzögerung in das Fahrwasser der Burgfriedensgegner. Auf der außerordentlichen Generalversammlung des DTV, die im Juni 1917 in Augsburg abgehalten wurde, gab es anders als beim DMV (noch) keine offenen Richtungskämpfe, im Mittelpunkt stand die wirtschaftliche Notlage der Mitglieder.⁷⁴⁷ Dabei wurde die Politik der Re-

⁷⁴⁴ Im November 1919 gelang dann den Anhängern der USPD um Unterleitner und Kröpelin die „feindliche Übernahme“ der Münchner DMV-Ortsgruppe. (Vgl. WBer der PoldirM an GenKdo Oven vom 8.11.1919; KrA, RvGrKdo 4 271).

⁷⁴⁵ Der Burgfriedenskurs der Generalkommission belastete noch lange Zeit das Klima innerhalb der Gewerkschaften und bot der USPD Ansatzpunkte für ihre Agitation und zur Ausweitung ihres Einflusses. Unterleitner stellte in einer Mitgliederversammlung im Oktober 1919 fest, „dass die früheren Gewerkschaftsführer dem Kapitalismus stets die Stange gehalten hätten [...], dass auch das `famose` Hilfsdienstgesetz ein ewiger Schandfleck auf dem Schilde der Gewerkschaftsführer sei, denn sie seien es gewesen, welche diesem Gesetz, welches nur geschaffen wurde um den Arbeitern den letzten Rest von Selbstständigkeit [sic] zu nehmen, und somit auf Gnade und Ungnade dem Kapitalismus auszuliefern, zugestimmt haben, nur weil sie befürchteten, wenn sie nicht zustimmten, in den Schützengraben zu kommen. Anstatt diesem Ansinnen ein entschlossenes nein entgegenzuschleudern, haben sie so die Arbeiterschaft verkauft.“ (Bericht über die Metallarbeiterversammlung im Hofbräuhaus in München am 30.10.1919; KrA, RvGrKdo 4 475).

⁷⁴⁶ Jäckel, Hermann, geb. 30.1.1869 in Crimmitschau, 1875-1883 Volksschule in Crimmitschau, 1883-1887 Weberlehre und Fortbildungsschule in Crimmitschau, Wanderschaft, 1885 Beitritt zur SAP und zur Gewerkschaft, bis 1899 Webergeselle, 1888-1890 Parteikassierer in Crimmitschau, 1892-1902 Mitglied der Pressekommission des Zwickauer *Sächsischen Volksblattes*, 1895-1902 Beisitzer beim Schiedsgericht für Arbeiterversicherung in Zwickau, 1898-1902 Vorsitzender der Filiale des Textilarbeiterverbandes in Crimmitschau und Vorsitzender der Bezirks-Agitationskommission des Verbandes für Westsachsen, 1900 Vorsitzender des Gewerkschaftskartells in Crimmitschau, 1900-1902 Stadtverordneter in Crimmitschau, 1902-1903 Geschäftsführer des Konsumvereins Wittgendorf-Chemnitz, 1903-1904 Redakteur des *Sächsischen Volksblattes*, 1904-1905 Rendant der OKK Marktneukirchen (Vogtland), 1905 bis zu seinem Tod Angestellter des Textilarbeiterverbandes, 1905-1906 Gauleiter mit Sitz in Hannover, 1906-1913 Sekretär, 1910-1913 2., 1913-1928 1. Vorsitzender im Hauptvorstand des Textilarbeiterverbandes mit Sitz in Berlin, MdR 1912-1918 und 1920-1924, 1916 SAG, 1917 Übertritt zur USPD, Dez. 1920 bis Nov. 1921 Arbeitsminister des Freistaats Sachsen, 1922 Rückkehr zur SPD, 1923-1927 Mitglied des ADGB-Bundesvorstandes, zugleich Beisitzer im Staatsgerichtshof zum Schutz der Republik, gest. 2.11.1928 in Dresden.

⁷⁴⁷ Der Delegierte Schöller aus Hof berichtete: „Unsere Arbeiterschaft in Oberfranken ist die ärmste. Die Unternehmer gehören aber zu den reichsten. Nach einsetzen der Hochkonjunktur glaubten wir, daß die Fabrikanten der Arbeiterschaft nun etwas bieten würden. Aber sie sind von ihrem alten Standpunkt kein Jota abgewichen. Auf unsere Eingaben haben sie gar nicht geantwortet. Eine nennenswerte andere Industrie gibt es bei uns nicht. Es war zeitweise große Not bei uns eingezogen. Der Dezember 1916 gehörte namentlich mit zu der kritischsten Zeit. Rund 4960 Leute waren arbeitslos; während nach einem Bericht des Versicherungsamtes

gierung deutlich kritisiert, was bei aller parteipolitischen Neutralität der Beschlüsse bereits auf die oppositionelle Unterströmung hindeutete, die mit dem Übertritt Jäckels zur USPD ein halbes Jahr später offenkundig wurde. In Bayern verlief die weitere Entwicklung uneinheitlich: Während sich für Augsburg bis Kriegsende keine Belege für eine breitere Unterstützung der USPD finden, traten im Raum Hof mit der Parteiorganisation auch die allermeisten Gewerkschaftsfunktionäre im Herbst 1917 zur USPD über, vom DTV beispielsweise Gottfried Beyer, Max Raithel und Emil Liebold (alle Hof) sowie Adolf Goller⁷⁴⁸ (Münchberg).

Von allen Einzelgewerkschaften stellte sich der von Josef Simon geführte Zentralverband der Schuhmacher (ZvdS), der seinen Hauptsitz in Nürnberg hatte, mit als erster gegen die Integrationsstrategie der Gewerkschaften. Auch dieser, ohnehin zu den kleineren seiner Art zählende Verband hatte bis 1916 gravierende Mitgliederverluste hinnehmen müssen,⁷⁴⁹ wodurch die enge Bindung des verbliebenen Kerns an den seit 1900 amtierenden Vorsitzenden Simon wohl noch gestärkt wurde. Volle Rückendeckung erhielt Simon bei seiner Kritik am Burgfriedenskurs von Wilhelm Bock⁷⁵⁰, dem Chefredakteur des in Gotha erscheinenden *Schuhmacher-Fachblattes* (der eher noch „radikaler“ war). In seinem Presseorgan kritisierte der Verband u. a. das dirigistische Hilfsdienstgesetz scharf,

etwa 6800 Leute in dem Bezirk beschäftigt waren. Die wirtschaftliche Lage ist in ganz Oberfranken schlecht. [...] Von März an haben wir 500 neue Mitglieder aufgenommen, und wenn nicht alles trägt, wird diese Zahl noch steigen. Auch in der neuen Baumwollspinnerei und -weberei, einem Höchstleistungsbetrieb, haben wir angesichts der Verhältnisse gut wirken können. Alles in allem haben wir rund 1000 neue Mitglieder gewonnen. Die Not ist eben der beste Lehrmeister. [...] Es wird vor allen Dingen Aufgabe der außerordentlichen Generalversammlung sein, gewisse Grundlinien zu schaffen, damit wir auf einen anderen Standpunkt kommen und daß für die Arbeiterschaft Verhältnisse eintreten, die das Leben auch lebenswert machen.“ (Deutscher Textilarbeiter-Verband, Protokoll der 13. (außerordentlichen) Generalversammlung, Abgehalten am 24., 25., 26. und 27. Juni 1917 im Apollotheater in Augsburg, Berlin o. J., S. 72f).

⁷⁴⁸ Goller, Adolf Johann Adam, geb. 12.11.1893 in Oberhaid bei Zell, Weber, Fabrikarbeiter, Beitritt zur SPD, Funktionär des Textilarbeiterverbandes, 1917 Übertritt zur USPD, 1918/1919 2. Vorsitzender des Arbeiter- und Soldatenrates in Münchberg, Jan. 1919 Kandidatur zum Bayr. Landtag für die USPD, ab 1919 Stadtrat in Münchberg, 1920 Mitglied des Vorstandes der USPD in Münchberg, März 1920 durch Reichswehr vorübergehend in Schutzhaft genommen, 1922 Rückkehr zur SPD, gest. 22.8.1924 in Leipzig.

⁷⁴⁹ Von 44366 im I. Quartal 1914 war der Mitgliederbestand bis Anfang 1916 auf 19403 gesunken. (Angabe aus HÖGL, Gewerkschaften und USPD, S. 77).

⁷⁵⁰ Bock, Wilhelm, geb. 28.4.1846 in Großbreitenbach (Schwarzburg-Sondershausen), 1852-1860 Volksschule in Großbreitenbach, 1860-1864 Schuhmacherlehre in Arnstadt, Wanderschaft, 1867 Beitritt zum ADAV, 1868 Mitglied des Arbeiterbildungsvereins Hamburg, 1869 Übertritt zur SDAP, bis 1869 Schuhmachergeselle, 1869-1873 selbständiger Schuhmachermeister in Gotha, 1873-1878 Präsident der „Internationalen Gewerksgenossenschaft der Schuhmacher“ mit Sitz in Gotha, ab 1875 zugleich Redakteur des Verbandsorgans *Der Wacker*, 1878-1887 Redakteur des Fachblattes *Der Schuhmacher*, 1887-1920 Redakteur des *Schuhmacher-Fachblattes*, 1878 Gründer des kurz danach verbotenen *Gothaer Volksblattes*, unter dem Sozialistengesetz führender Funktionär der Sozialdemokratie in Thüringen, 1883-1894 Vertrauensmann der deutschen Schuhmacher, ab 1887 Vorsitzender des zentralen Verbandsausschusses des Schuhmacherverbandes, MdR 1884-1887, 1890-1907 und 1912-1930, MdL in Sachsen-Coburg-Gotha 1893-1918, 1903-1907 Vizepräsident des Landtages, zugleich Mitglied des Verwaltunggerichtshofes des Herzogtums, 1901-1917 Mitglied, ab 1913 Vorsitzender der zentralen SPD-Kontrollkommission, 1916 SAG, 1917 Übertritt zur USPD, 1917-1922 Mitglied der zentralen USPD-Kontrollkommission, Nov. 1918 bis Feb. 1919 Vorsitzender des Rats der Volksbeauftragten in Gotha, 1922 Rückkehr zur SPD, 1922-1931 erneut Mitglied der zentralen SPD-Kontrollkommission, 1924 und 1928 Alterspräsident des Reichstages, gest. 22.6.1931 in Bad Sulzbach (Württemberg).

was die Reputation des Blattes an der Basis nur förderte und auf der anderen Seite frühzeitig die Aufmerksamkeit der Behörden erregte.⁷⁵¹

Simon und Bock waren lange Zeit aufrichtig bestrebt gewesen, den Parteikonflikt nach Möglichkeit von ihrem Verband fernzuhalten, um dessen Einheit nicht zu gefährden. Die autoritäre Politik von Partei- und Gewerkschaftsführung stellten die kritische Opposition jedoch bald vor die Wahl, entweder ihre Überzeugungen zu verleugnen oder es auf einen offenen Bruch ankommen zu lassen. Auf dem Verbandstag der Schuhmacher in Stuttgart im Juni 1916 – drei Monate nach der Spaltung der SPD-Reichstagsfraktion – wiederholte Simon noch einmal seine Forderung, die Parteistreitigkeiten aus dem Verbandsleben auszuklammern, wozu namentlich die Generalkommission ihre bisherige einseitige Haltung korrigieren sollte.⁷⁵² Dies war ernstlich nicht zu erwarten, dazu waren die Verbindungen zwischen Generalkommission und Parteivorstand bzw. Reichstagsfraktion viel zu eng. Simons Forderung, „daß die Gewerkschaften keinen Einfluß auf die politische Haltung der Partei nehmen, daß jeder, der politisch an Einfluß gewinnen will, sich politisch organisieren und in Parteiversammlungen hineingehen muß“⁷⁵³, ging an den tatsächlichen Gegebenheiten, die das Ergebnis einer jahrzehntelangen Entwicklung waren, weit vorbei. Realistisch waren hingegen Simons Schilderungen der bereits eingetretenen bzw. noch zu erwartenden Kriegsfolgen:

„Auf der einen Seite Riesengewinne, auf der andern Seite Not und Elend, hier Kapitalkonzentration in unerhörter noch nie dagewesener Weise, dort Verarmung großer Schichten des Volkes! Das ist das Resultat dieses schon fast zwei Jahre dauernden Weltkrieges. Dadurch aber werden sich die Klassengegensätze notwendigerweise verschärfen müssen und die Arbeiterklasse wird großen und schweren Kämpfen entgegengehen. [...] Glauben Sie vielleicht, man wird, wenn nach dem Krieg große Bergarbeiterkämpfe entstehen, nicht auch wieder Maschinengewehre auffahren lassen? (Sehr gut!) Ich glaube nach alledem, was sich jetzt schon während der Dauer des Krieges abgespielt hat, an diese Neuorientierung und an die Besserung des Loses der Arbeiterklasse nicht. Die Regierung ist nun einmal nichts anderes als der Sachwalter der Kapitalisten. [...] Gerade weil ich der Ueberzeugung bin, daß die Arbeiterklasse durch den Krieg nichts gewinnt, sondern daß sie nach dem

⁷⁵¹ Diese zeigten sich wieder einmal über die Fraktionierung sowie die Vielfalt der Meinungsströmungen in der Arbeiterbewegung nur mangelhaft unterrichtet und unterstellten dem *Schuhmacher-Fachblatt* irrigerweise, die Linie Liebknechts zu vertreten; zur radikalen Linken waren allerdings weder Bock noch Simon zu zählen.

⁷⁵² In der von Simon eingebrachten Resolution hieß es: „Der Verbandstag verhehlt sich nicht, daß die tiefen Meinungsverschiedenheiten in der politischen Arbeiterbewegung auch auf die Mitglieder unserer und der anderen Gewerkschaftsorganisationen, wie auch auf ihre leitenden Männer einwirken mußten. Aber diese Kämpfe sollen auf dem Boden der politischen Organisation ausgefochten werden . . . Im Sinne der von den Führern der Gewerkschaftsbewegung früher mit aller Entschiedenheit betonten Neutralität, bedauert der Verbandstag die politische Stellungnahme der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands und ihres Korrespondenzblattes, die auch im Widerspruch stehen mit der vom Genossen Legien erst anlässlich der Verhandlungen über das Vereinsgesetz als notwendig und für die Gewerkschaften förderlich betonten Arbeitsteilung zwischen Partei und Gewerkschaften.“ (HÖGL, *Gewerkschaften und USPD*, Zitat: S. 92f., Fn. 152). Die vom Gewerkschaftskongress dann angenommene Fassung war etwas moderater: „Die vor dem Krieg stets betonte Neutralität der gewerkschaftlichen Arbeiterbewegung in politischer Beziehung darf heute nicht gering bewertet werden oder gar beiseite geschoben werden, wo der Streit in der politischen Arbeiterbewegung zerstörend überzugreifen droht auf die gewerkschaftlichen Arbeiterorganisationen. Der Verbandstag fordert alle Organe der Gewerkschaften auf, im Rahmen der Gewerkschaftsbewegung unbedingte Neutralität zu halten in dem politischen Streite, der die Arbeiterbewegung zerklüftet.“ (Abgedruckt in: SCHÖNHÖVEN (Bearb.), *Gewerkschaften 1914-1919*, S. 254, Fn. 6).

⁷⁵³ HÖGL, *Gewerkschaften und USPD*, Zitat: S. 100, Fn. 176.

Kriege den Kampf gegen eine Welt von Feinden aufzunehmen hat, gerade deshalb bedauere ich sosehr den Streit in der politischen Partei, der leider auch schon die Gewerkschaften erfaßt hat.“⁷⁵⁴

Da Simon wie den meisten der übrigen Kongressteilnehmer die Zersplitterung der Gewerkschaftsorganisation als um fast jeden Preis zu vermeidendes Unheil erschien, wurde der sich verschärfende Parteikonflikt nicht weiter thematisiert, sondern die Illusion aufrechterhalten, der Verband könnte diese Entwicklung einfach ausblenden. Mit seiner moderateren Haltung geriet Simon in einen spürbaren Gegensatz zu Bock, ohne dass es zum Bruch kam. Simon verteidigte nach wie vor den Standpunkt der Parteiminderheit, warnte aber davor, die Streitigkeiten innerhalb der SPD in den Verband hinüberzuziehen. Die Delegierten beschlossen letztlich, eine Konferenz der Vorsitzenden der Einzelverbände zu beantragen, in der beraten werden sollte, wie ein Übergreifen des Parteistreits abgewendet werden könnte. Dieser Vorschlag fand jedoch keine positive Resonanz bei den Betroffenen (nur 3 Verbandsvorstände waren dafür, 43 dagegen); auf der nächsten turnusmäßigen Konferenz im November 1916 zeigte sich, dass Simon hier mit wenig Unterstützung rechnen konnte: Gegen nur drei Stimmen beschlossen die Verbandsvorstände eine Resolution, die sich voll auf die Seite der Fraktionsmehrheit der SPD stellte und diese fundamentale Entscheidung nicht mehr weiter diskutiert wissen wollte – man ging stattdessen „zur Tagesordnung über“ und wollte sich mit dem Thema nicht mehr auseinandersetzen.⁷⁵⁵ Dieser fromme Wunsch wurde allerdings wenige Monate später durch die Gründung der USPD konterkariert (auf deren Beschlüsse zur Gewerkschaftsfrage noch näher einzugehen sein wird). Auf Drängen der Hofer Wahlkreisorganisation - und wohl auch unter dem Eindruck des Scheiterns aller Ausgleichsbemühungen - schloss sich im Oktober 1917 auch Simon der neuen Partei an, die damit in Bayern ihren mit Abstand prominentesten Zugang verbuchen konnte. Auch die bayerischen Behörden sahen mit diesem Übertritt die Möglichkeit eröffnet, dass der Einfluss der USPD auf die Gewerkschaften steigen könnte.⁷⁵⁶

Innerhalb seines Verbandes genoss Simon nach wie vor starken Rückhalt. Der im Juli 1918 in Würzburg abgehaltene nächste Verbandstag der Schuhmacher lehnte die Politik der Generalkommission erneut scharf ab. Aus mehreren Städten, u. a. aus Nürnberg, lagen Anträge vor, denen zu-

⁷⁵⁴ Rede abgedruckt in: MIRKES (Hrsg.), Josef Simon, S. 237-243, hier: S. 238f.

⁷⁵⁵ Der Beschluss lautete: „Die Konferenz der Vertreter der Verbandsvorstände ist sich nach wie vor völlig einig in der wiederholt festgestellten Auffassung, daß die Haltung der sozialdemokratischen Fraktion im Reichstage zum Krieg allein den Interessen der Gewerkschaften entsprochen hat und noch entspricht. Sie lehnt die gegen die Generalkommission und gegen die Gewerkschaftspresse gerichteten Angriffe und Vorwürfe als durchaus unbegründet ab und geht zur Tagesordnung über.“ (Abgedruckt in: SCHÖNHOFEN (Bearb.), Gewerkschaften 1914-1919, S. 255).

⁷⁵⁶ In einem Bericht des Pressereferates im Bayerischen Kriegsministerium vom 26.11.1917 hieß es zum Wechsel Simons zur USPD: „Sein Übertritt kann insofern von weitergehender Bedeutung sein als er zugleich Vorstand des Zentralverbands der Schuhmacher Deutschlands ist [...]; bei der Haltung der Unabhängigen gegenüber den Gewerkschaften steht zu erwarten, daß sein Übertritt auch Folgen auf die Haltung der Gewerkschaft zeitigen wird insbesondere, da die bayerischen Schuhindustriearbeiter von jeher radikale Neigungen aufweisen.“ (HstAM, MK 19289).

folge die Beitragszahlungen an den Dachverband ausgesetzt werden sollten. Nicht nur dies deutete darauf hin, dass der ZvdS die Politik der USPD mehrheitlich präferierte. Simon bemühte sich, die lautstarken Kritiker der Generalkommission zu beschwichtigen, da es ihm nach wie vor primär darum ging, eine Spaltung des Verbandes zu vermeiden; auf der anderen Seite wurde aber auch die USPD-freundliche Haltung des *Schuhmacher-Fachblattes* teilweise abgelehnt.

Den Kongress dominierten indessen die Gegner der Burgfriedenspolitik; der Nürnberger Heinrich Eder⁷⁵⁷ merkte an: „Es ist viel ehrenhafter, einen Fehler einzugestehen, als fortwährend weiter zu wursteln. Es wäre sofort alles vergessen, wenn die Generalkommission willens wäre, nur einigermaßen ihre Politik zu ändern.“⁷⁵⁸ Der Delegierte August Pötsch⁷⁵⁹, später Vorsitzender der Schweinfurter USPD, monierte: „Die Haltung der Generalkommission entspricht nicht der Ueberzeugung der Massen, die Arbeiterschaft hat eine ganz andere Ueberzeugung. Ich erinnere an das Wort von Bebel auf dem Dresdener Parteitag: der größte Teil unserer Gewerkschaftsführer hat die Fühlung mit der Masse verloren. Das ist kennzeichnend für die heutige Situation. Wäre das nicht der Fall, so würden wir heute anders dastehen. Warten wir ab, bis die Massen aus dem Felde zurückkehren, die werden ein anderes Wort mit den Gewerkschaftsführern reden.“⁷⁶⁰ Politische Fragen prägten überhaupt den ganzen Verbandstag und seine kontrovers geführten Debatten, rein gewerkschaftliche Belange traten diesmal völlig in den Hintergrund. Wie andere Redner auch warf Bock der Generalkommission, v. a. Legien (der auch in der Reichstagsfraktion zu den Scharfmachern zählte), vor, die Parteisplaltung forciert zu haben, lehnte jedoch eine Beitragssperre ab; diese wurde letztlich auch von den Delegierten verworfen. Die einstimmige Wiederwahl von Bock und Simon belegte, dass eine entschiedene Ablehnung der Burgfriedenspolitik keineswegs mit einem Kampf gegen den traditionellen Gewerkschaftsapparat als solchen einhergehen musste.

Während die Burgfriedensgegner im DMV (zu denen die örtlichen Organisationen des ZvdS Kontakte aufbauten) noch in der Minderheit blieben, dominierten sie neben dem Schuhmacher- und dem Kürschnerverband nur noch eine Gewerkschaft, nämlich den Zentralverband der Handlungs-

⁷⁵⁷ Eder, Heinrich, Schuhmacher, Beitritt zum Schuhmacherverband, Beitritt zur USPD, 1918/19 Mitglied des Arbeiter- und Soldatenrates in Nürnberg.

⁷⁵⁸ Protokoll über die Verhandlungen des 17. ordentlichen Verbandstages des Zentral-Verbandes der Schuhmacher Deutschlands. Abgehalten zu Würzburg vom 8. bis 12. Juli 1918, Nürnberg o. J., S. 228.

⁷⁵⁹ Pötsch, August, geb. 27.10.1872 in Hausen (BA Schweinfurt), Schuhmacher, Beitritt zum Schuhmacherverband, Juli 1917 Beitritt zur USPD, dort Mitglied des Vorstandes, 1918/19 Mitglied des Arbeiter- und Soldatenrates in Schweinfurt, 1919 zeitweise Vorsitzender der USPD in Schweinfurt, Juni-Nov. 1919 2. Vorsitzender, ab Nov. 1919 Schriftführer der USPD in Schweinfurt, 1922 Übertritt zur SPD, ab Sept. 1922 Mitglied des Vorstandes der SPD in Schweinfurt, 1923-1933 Stadtrat in Schweinfurt, 1933 zeitweise in Schutzhaft, gest. 9.9.1942 in Schweinfurt.

⁷⁶⁰ Protokoll des 17. Verbandstages des ZvdS Juli 1918, S. 234.

gehilfen (ZdH).⁷⁶¹ Beim 1897 gegründeten ZdH handelte es sich um die „fortgeschrittenste gewerkschaftliche Organisation der angestellten Lohnarbeiter“⁷⁶², in der Mitglieder der USPD bald nach der Parteigründung über eine ungewöhnlich starke Position verfügten. Während über das Verhältnis von USPD und Freien Gewerkschaften bereits Untersuchungen vorliegen, klafft bei den Verbänden der Angestellten noch eine Lücke, weshalb hier nur einige einführende Bemerkungen erfolgen können. Die Angestellten, deren Anzahl im Erwerbsleben des Deutschen Reiches seit längerem in stetigem Anstieg begriffen war,⁷⁶³ waren zwar überwiegend, jedoch keineswegs ausschließlich politisch strikt rechtsorientiert.⁷⁶⁴ Der Krieg hatte bei den Angestellten zu einer – absolut und relativ gesehen – außerordentlichen Verschlechterung der Einkommensverhältnisse geführt. Fritz Schröder berichtete rückblickend: „Das unsoziale Verhalten der Unternehmer bei Ausbruch des Weltkrieges gegenüber ihren `Mitarbeitern` war ein eindringlicher Anschauungsunterricht über die ökonomische Stellung der Angestellten in der Wirtschaft. Entlassungen, Kündigungen, Gehaltskürzungen unter Missachtung bestehender Rechtsvorschriften waren die ersten `patriotischen` Unternehmeräusserungen.“⁷⁶⁵

Dies führte dazu, dass in den Angestelltenverbänden freigewerkschaftliche Organisations- und Kampfformen sowie eine Annäherung an die Sozialdemokratie zumindest partiell ins Auge gefasst wurden. „Was vor dem Krieg mit wenigen Ausnahmen von den Angestellten als nicht standesgemäß oder unmoralisch scharf abgelehnt worden war, wurde in Krieg und Revolution akzeptabel und in der Revolution Wirklichkeit.“⁷⁶⁶ Die gemeinsame „Klassenlage“ von abhängig beschäftigten Angestellten und Arbeitern überwog bei Ersteren in der Selbstwahrnehmung nun zunehmend – letztlich allerdings nur vorübergehend – gegenüber tradiertem Standesdünkel und sozialem Distinktionsbedürfnis „nach unten“. Allerdings: „Trotz des Einflusses der Kriegsbedingungen kam es nur zu einer `begrenzten Linksbewegung` der Angestellten, keineswegs aber zu der vielfach behaupteten Radikalisierung aufgrund ihrer ökonomischen Erschöpfung.“⁷⁶⁷

⁷⁶¹ So gut wie keinen Rückhalt hatte die Parteioption bzw. die USPD im Buchdruckerverband, der seinen Verbandstag im Mai/Juni 1918 ebenfalls in Würzburg abhielt; gegen die rückhaltlose Unterstützung der Generalkommission regte sich hier kein Widerstand (vgl. VRING, Der Verband der Deutschen Buchdrucker, S. 156-159).

⁷⁶² Ulf KADRITZKE, Angestellte – Die gedulden Arbeiter. Zur Soziologie und sozialen Bewegung der Angestellten, Frankfurt a. M. - Köln 1975, S. 250.

⁷⁶³ Zwischen 1907 und 1925 stieg die Zahl der Angestellten und ihrer Familienangehörigen in Bayern von 366000 auf 974000 (d. h. von 6,1 auf 14,6% der Erwerbstätigen); gleichzeitig nahm der Anteil der Arbeiterbevölkerung von 37,8 auf 36,4% ab. (Angabe aus KRITZER, Bayerische Sozialdemokratie, S. 45).

⁷⁶⁴ Vgl. KOCKA, Weltkrieg und Mittelstand. Handwerker und Angestellte in Deutschland 1914-1918, in: Francia 2 (1974), S. 431-457.

⁷⁶⁵ Fritz Schröder, Die Entwicklung der Angestelltenbewegung, in: *Die Arbeit*, H. 1/1924, S. 50-52, hier: S. 51.

⁷⁶⁶ KOCKA, Weltkrieg und Mittelstand, in: Francia 2 (1974), S. 431-457, hier: S. 442.

⁷⁶⁷ WEHLER, Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 4, S. 79.

Von den diversen Interessenorganisationen der Angestellten legte der ZdH von Anfang an am wenigsten Wert auf Abgrenzung zur Sozialdemokratie. Der Verband zählte 1913 18000 Mitglieder⁷⁶⁸ und vertrat nach seinem Selbstverständnis den „kleinere[n] Teil der kaufmännischen Angestellten, der schon vor dem Kriege die Notwendigkeit gewerkschaftlicher Arbeit anerkannte“⁷⁶⁹. Auch hier wurde der Krieg als Einschnitt empfunden, der eine politische Umorientierung verlangte: „Die Angestellten können sich gegen ein Sinken der Gehälter, gegen Schmutzkonkurrenz untereinander nur wehren, wenn sie zusammenstehen. Die Arbeiterschaft hat dies schon vor dem Kriege erkannt. Nur eine kleine Minderheit unter den kaufmännischen Angestellten war bisher aber bereit, den Arbeitern auf der beschrifteten Bahn zu folgen. Die wirtschaftliche Not muß die kaufmännischen Angestellten jetzt zur Einsicht bringen.“⁷⁷⁰ Der Vorstand des ZdH betrieb während des Krieges eine konsequent oppositionelle Politik und forderte im Januar 1918 sogar die Generalkommission der Gewerkschaften zum Rücktritt auf.⁷⁷¹ Insbesondere der Berliner Ortsverband des ZdH sympathisierte mit der SPD-Parteiopposition bzw. der USPD.⁷⁷² Ohne auf die innerhalb der Sozialdemokratie eskalierenden Auseinandersetzungen detailliert einzugehen, hatte sich die *Handlungsgehilfen-Zeitung*, das in Berlin erscheinende Zentralorgan des Verbandes, bereits im Januar 1916 gegen die scharfe Kritik eines Großteils der Gewerkschaftspresse an der Parteiopposition verwahrt.⁷⁷³ Anders als die konkurrierenden Verbände konnte die „Arbeitsgemeinschaft freier Angestelltenverbände“, der auch der ZdH angehörte, in der zweiten Kriegshälfte steigende Mitgliederzahlen verbuchen. Der ZdH nahm später auch für sich in Anspruch, an der Revolution aktiv mitgewirkt zu haben; die sich weniger radikal gebärdenden anderen Angestelltenorganisationen nahmen den Umsturz zumindest passiv hin.

In München war die USPD schon während des Krieges mit Fritz Schröder, Hedwig und Richard Kaempfer in der Führung der ZdH-Ortsgruppe stark vertreten;⁷⁷⁴ auch Fechenbach gehörte dem Verband an und hatte vor dem Krieg für die *Handlungsgehilfen-Zeitung* geschrieben. An der Spitze des Ortsverbandes Nürnberg-Fürth stand lange Jahre der spätere USPD-Landtagsabgeordnete Erhard Bauer⁷⁷⁵. Über die verbandsinternen Vorgänge geben die überlieferten Quellen nur begrenzten Auf-

⁷⁶⁸ Angabe aus KOCKA, Weltkrieg und Mittelstand, in: Francia 2 (1974), S. 431-457, hier: S. 433.

⁷⁶⁹ Fritz OHLHOF, Die Handlungsgehilfen und die Kriegszeit, Berlin 1918, S. 11.

⁷⁷⁰ Ebd., S. 10.

⁷⁷¹ Vgl. Heinrich POTTHOFF, Gewerkschaften und Politik zwischen Revolution und Inflation, Düsseldorf 1979, S. 71.

⁷⁷² Siehe dazu ebd., S. 243-264; Hans SPEIER, Die Angestellten vor dem Nationalsozialismus. Ein Beitrag zum Verständnis der deutschen Sozialstruktur 1918-1933, Göttingen 1977, S. 131f. und KOCKA, Klassengesellschaft im Krieg, S. 71-82.

⁷⁷³ Vgl. HGZ Nr. 2 vom 19.1.1916.

⁷⁷⁴ Vgl. HGZ Nr. 9 vom 25.4.1917.

⁷⁷⁵ Bauer, Erhard, geb. 19.3.1888 in Amberg, Volks- und Mittelschule in Amberg, Verwaltungsangestellter, Beitritt zur SPD, 1907 Beitritt zur Gewerkschaft, bis 1908 Angestellter des königlichen Berg- und Hüttenamtes in Amberg, 1908-1910 Kassierer und Agi-

schluss; bis kurz vor Kriegsende beschränkten sich die öffentlichen Forderungen des ZdH auf rein sozialpolitische Belange, von einem Übergreifen der Parteistreitigkeiten kann kaum die Rede sein.⁷⁷⁶ Die politische Radikalisierung unter den Angestellten wurde auch von den Behörden registriert.⁷⁷⁷ Von einer kleinen Episode während des Januarstreiks abgesehen⁷⁷⁸ lassen sich bis Kriegsende jedoch keine relevanten Impulse feststellen, die von der bayerischen USPD auf die Angestelltenbewegung ausgingen.⁷⁷⁹ Siegfried Aufhäuser⁷⁸⁰, der aus Augsburg stammte und innerhalb der USPD wohl der bedeutendste Funktionär der linken Angestelltenverbände war, schrieb Anfang 1918: „Allgemein herrscht unter den Angestellten die Stimmung, daß es nach dem Kriege anders werden muß und man entschlossen ist, selbst Träger der Reformbewegung zu sein. Mögen die Meinungen über Grundsätze und Taktik in der Angestelltenbewegung heute noch auseinandergehen, für ein

tationsbeamter der SPD für die Reichstagswahlkreise Oberpfalz 2 und 3, 1910-1913 Mitbegründer und Angestellter des Konsumvereins Amberg, 1913-1928 Geschäftsführer des Handlungsgehilfenverbandes bzw. des Zentralverbandes der Angestellten in Nürnberg, 1917 Übertritt zur USPD, 1918/1919 Mitglied des Arbeiter- und Soldatenrates in Nürnberg, Jan. 1919 Kandidatur für die USPD zum Bayr. Landtag, 26. April 1919 aus politischen Gründen verhaftet, Juni 1919 in Hochverratsprozess freigesprochen, 1919-1920 Stadtrat in Nürnberg, MdL 1920-1928, 1922 Rückkehr zur SPD, 1924-1928 Vorstandsmitglied der SPD-Landtagsfraktion, 1928-1933 hauptamtlicher Stellvertretender Direktor des Verkehrsbüros in Nürnberg, in der NS-Zeit 1933 und 1944 in Haft, bis Okt. 1945 Direktor der Industrie- und Handelskammer in Bayreuth, Okt.-Dez. 1945 Geschäftsführer der Wirtschaftsgruppe Gaststätten- und Beherbergungsgewerbe in Bayreuth, 1946-1949 Leiter bzw. Stellvertretender Leiter des städtischen Verkehrsamtes in Bayreuth, 1949-1951 Leiter des Verkehrsbüros Bayreuth und Ostbayern, 1951-1956 Geschäftsführer des Verkehrsverbandes Nordbayern in Nürnberg, gest. 1962.

⁷⁷⁶ Die in diesem Kontext ergiebigste Quelle stellt das zentrale Verbandsorgan, die *Handlungsgehilfen-Zeitung* (HGZ), dar, die regelmäßig über die Versammlungstätigkeit der Ortsgruppen München und Nürnberg-Fürth berichtete und auch Vertretern der SPD-Parteiopposition ein Forum bot (so wurde im März 1917 ein Artikel von Wilhelm Dittmann veröffentlicht; vgl. HGZ Nr. 6 vom 14.3.1917). Im Zentrum der Aktivitäten des Jahres 1917 stand der Kampf um den Ladenschluss und für die Gewährung von Teuerungszulagen (vgl. HGZ Nr. 10 vom 9.5. und Nr. 19 vom 12.9.1917). Differenzen innerhalb des Verbandes sind aus der Berichterstattung nicht ablesbar, bei der Neuwahl der lokalen Verbandsführung in München im April 1917 erhielt Paul Rauscher sämtliche Stimmen (vgl. HGZ Nr. 9 vom 25.4.1917). Lediglich die Kritik Fritz Schröders am Hilfsdienstgesetz in einer öffentlichen Versammlung im Januar 1917 geht über die traditionelle Interessenpolitik hinaus (vgl. HGZ Nr. 2 vom 17.1.1917). Noch im Dezember des gleichen Jahres war Schröder aber offenbar bereit, mit Vertretern der Militärbehörden über die Veränderung von Arbeitszeiten zwecks Einsparung von Brennstoffen zu verhandeln (vgl. HGZ Nr. 1 vom 9.1.1918).

⁷⁷⁷ Vgl. AY, Entstehung einer Revolution, S. 102.

⁷⁷⁸ Während des Januarstreiks trug das Verhalten einiger Werkmeister in Nürnberger Maschinenbaubetrieben zur Ausweitung des Ausstandes bei. (Vgl. K.-D. SCHWARZ, Weltkrieg und Revolution, S. 183).

⁷⁷⁹ Der Handlungsgehilfenverband verbuchte während der zweiten Kriegshälfte zwar steigende Mitgliederzahlen (vgl. HGZ Nr. 2 vom 23.1., Nr. 7 vom 10.4., Nr. 10 vom 22.5. und Nr. 21 vom 23.10.1918), blieb jedoch weitgehend in rein tarifpolitischen Forderungen verhaftet (vgl. HGZ Nr. 9 vom 8.5., Nr. 15 vom 31.7. und Nr. 19 vom 25.9.1918). Als politische Meinungsäußerung lässt sich lediglich Erhard Bauers Kritik an der Generalkommission der Gewerkschaften wegen deren Verzicht auf eine entschiedene Ablehnung des „Volksbundes für Freiheit und Vaterland“ verzeichnen. Die Verhaftung der Münchner ZdH-Mitglieder Richard Kaempfer und Fritz Schröder wegen ihrer Beteiligung am Januarstreik von 1918 wurde - zumindest laut der überlieferten Berichte - innerhalb des Verbandes in keiner Weise thematisiert. Erst im Oktober 1918 verschärfte Erhard Bauer den Ton gegenüber dem politischen Gegner (vgl. HGZ Nr. 21 vom 23.10.1918).

⁷⁸⁰ Aufhäuser, Siegfried, geb. 1.5.1884 in Augsburg, 1890-1900 Volksschule und höhere Handelsschule in Augsburg, 1900-1903 kaufmänn. Lehre in München, bis 1912 kaufmänn. Angestellter, 1912 Beitritt zur SPD, 1903-1914 Mitglied und später Vorsitzender des „Vereins deutscher Kaufleute“, Jan. 1913 bis Juni 1919 Sekretär und Archivar des „Bundes der technisch-industriellen Beamten“ und Juni 1919 bis Sept. 1921 Geschäftsführer des „Bundes der technischen Angestellten und Beamten“, 1917 Übertritt zur USPD, 1915-1920 geschäftsführender Vorsitzender der „Arbeitsgemeinschaft für das einheitliche Angestelltenrecht“ und 1920-1921 der „Arbeitsgemeinschaft freier Angestelltenverbände“, 1920-1933 Mitglied des vorl. Reichswirtschaftsrates, MdR 1921-1933, Sept. 1921 bis März 1933 Vorsitzender im zentralen Vorstand des „Allgemeinen freien Angestelltenbundes“ mit Sitz in Berlin, zugleich Vorstandsmitglied des internationalen Gewerkschaftsbundes, 1922 Rückkehr zur SPD, 1922-1925 Mitglied im Staatsgerichtshof zum Schutz der Republik, April 1933 Mitglied im zentralen Parteivorstand der SPD, Mai 1933 Emigration nach Frankreich, danach in die Tschechoslowakei, Mai 1939 in die USA, 1951 Rückkehr nach Deutschland, 1952-1959 Vorsitzender des Landesverbandes Berlin der Deutschen Angestelltengewerkschaft, Verfasser mehrerer politischer Schriften, gest. 6.12.1969 in Berlin.

Verharren bei den heutigen wirtschaftlichen Verhältnissen, für ein Abfinden mit der bisherigen Verteilung von Angestelltenrechten und –pflichten wäre nach dem Krieg keiner der bestehenden Verbände zu haben.“⁷⁸¹ Ob die USPD davon direkt profitieren konnte, musste sich erst noch erweisen.

Ohne Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben, sind neben den genannten Beispielen als „Überläufer“ zur USPD von den bayerischen Gewerkschaftsfunktionären noch zu nennen die Fürther Peter Koch⁷⁸² (Angestellter des Fabrikarbeiter-Verbandes) und Michael Dirscherl⁷⁸³ (Gauleiter des Zentralverbandes der Glasarbeiter), Arthur Tübel (bei Kriegsausbruch Vorsitzender des Gewerkschaftskartells in Naila), in Hof der Arbeitersekretär Mähr und der Vorsitzende des Brauereiarbeiter-Verbandes Adolf Weiß⁷⁸⁴, in Selb Arthur Ahlendorf (Angestellter des Porzellanarbeiter-Verbandes), in Nürnberg Karl Herrmann⁷⁸⁵ (Sekretär des Fabrikarbeiter-Verbandes). Während die USPD in Nürnberg kaum führende Gewerkschafter für sich zu gewinnen vermochte, gelang ihr dies in München zumindest in Ansätzen.⁷⁸⁶ Unter den Personen, die für die USPD ab November 1918 in der Landeshauptstadt Führungspositionen übernahmen, befanden sich etliche (teilweise ehemalige) Gewerkschaftsangestellte, nicht nur Fechenbach, Schröder und Fritz Sauber⁷⁸⁷, sondern auch Au-

⁷⁸¹ Siegfried AUFHÄUSER, *Weltkrieg und Angestelltenbewegung*, Berlin 1918, S. 116.

⁷⁸² Koch, Peter, geb. 22.2.1869 in Weilheim (Obb.), Fabrikarbeiter, Beitritt zum Fabrikarbeiter-Verband, Beitritt zur SPD, ab Sept. 1907 Angestellter des Fabrikarbeiter-Verbandes in Fürth, 1909-1911 Obmann der SPD in Fürth, 1911-1918 Gemeindebevollmächtigter in Fürth, Übertritt zur USPD, 1918 am Januarstreik in Fürth führend beteiligt, daraufhin verhaftet, nach kurzer Zeit freigelassen, wegen Landesverrats angeklagt, im Okt. 1918 vom Reichsgericht freigesprochen, 1918/19 Mitglied des Arbeiter- und Soldatenrates Fürth, dort Mitglied des Vollzugsausschusses, Jan. 1919 Kandidatur für die USPD zur deutschen Nationalversammlung, April 1919 als Mitglied des Vollzugsausschusses an der Räterepublik in Fürth führend beteiligt, ab 1919 Stadtrat in Fürth, Juni 1920 Kandidatur für die USPD zum bayer. Landtag, Ende 1920 Übertritt zur KPD.

⁷⁸³ Dirscherl, Michael, geb. 17.9.1867 in Burgschleif (BA Vohenstrauß), Volksschule, Glasarbeiter, Beitritt zur Gewerkschaft, Beitritt zur SPD, 1897-1905 und 1912-1918 Gemeindebevollmächtigter in Fürth, 1898 Mitglied der Pressekommission der *Fränkischen Tagespost*, 1900-1905 Angestellter der *Fränkischen Tagespost*, 1900 Bezirksobmann der SPD, 1897-1905 Vorsitzender der Filiale des Zentralverbandes der Glasarbeiter in Fürth, Juli 1905 bis Juni 1933 angestellter Gauleiter des Zentralverbandes der Glasarbeiter bzw. des Fabrikarbeiter-Verbandes in Fürth, 1904 Vorsitzender des Gewerkschaftskartells in Fürth, 1918 Übertritt zur USPD, 1918/19 Mitglied des Arbeiter- und Soldatenrates Fürth, 1918/1919 Mitglied des provisor. Nationalrates in Bayern, 1919 Kandidatur für die USPD zum Bayr. Landtag, April 1919 Mitglied des Vollzugsausschusses während der Räterepublik in Fürth, ab 1919 Stadtrat in Fürth, Juni 1920 Kandidatur für die USPD zu Land- und Reichstag, 1920 Mitglied des Aktionsausschusses der USPD in Fürth, 1922 Rückkehr zur SPD, gest. 8.8.1935 in Fürth.

⁷⁸⁴ Weiß, Adolf, geb. 31.8.1886 in Grün, Brauer, Beitritt zum Brauereiarbeiter-Verband, Beitritt zur USPD, 1914-1918 Vorsitzender des Brauereiarbeiter-Verbandes in Hof, ab Juni 1919 Stadtrat in Hof, März 1920 während des Kapp-Putsches Mitglied des Vollzugsrates in Hof, daraufhin im Juni 1920 zu 6 Monaten Haft verurteilt, ab Dez. 1920 Angestellter des Landarbeiter-Verbandes, später Stoffhändler, gest. 16.4.1940 in Hof.

⁷⁸⁵ Herrmann, Karl, geb. 24.12.1873 in Wassertrüdingen, Bäcker, Margarinearbeiter, ab Juni 1906 Sekretär der Verwaltungsstelle Nürnberg des Fabrikarbeiter-Verbandes, 1917 Beitritt zur USPD, März 1918 Verhaftung während der USPD-Landeskonferenz in Nürnberg, 1918/19 Mitglied des Arbeiter- und Soldatenrates in Nürnberg, Jan. 1919 Kandidatur zum bayer. Landtag und zur deutschen Nationalversammlung für USPD, bis 1933 Bezirkssekretär des Fabrikarbeiter-Verbandes in Nürnberg, 1933 wegen politischer Betätigung entlassen.

⁷⁸⁶ In unserem Zusammenhang ist, falls nicht gesondert darauf verwiesen, immer nur von den Freien, nicht von den christlichen Gewerkschaften oder den Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereinen die Rede.

⁷⁸⁷ Sauber, Fritz, geb. 20.8.1884 in Friedrichsmünd (BA Schwabach), Volksschule, Gastwirtsgehilfe, Kellner, 1907 Beitritt zur Gewerkschaft, Beitritt zur SPD, April 1911 bis 1933 mit Unterbrechungen Geschäftsführer des Gastwirtsgehilfenverbandes bzw. später des Verbandes der Nahrungsmittel- und Getränkearbeiter in Nürnberg, München (1913-1927) und Frankfurt/Main, 1915-1918 Militärdienst, 1917 Übertritt zur USPD, 1918 am Januarstreik in München beteiligt, Aug. 1918 aus politischen Gründen verhaftet, Herbst 1918 Freilassung, ab Nov. 1918 1. Vorsitzender des Vollzugsausschusses des Soldatenrates in München und des Landessol-

gust Hagemeister, Christian Ferkel, der Arbeitersekretär Otto Thomas, Wilhelm Simon⁷⁸⁸, Josef Staimer⁷⁸⁹ und Wilhelm Reichart⁷⁹⁰. Dazu kamen noch weitere in der Gewerkschaftsbewegung aktive Personen (Unterleitner, Hedwig und Richard Kaempfer, Alfred Gärtner), die teilweise später dort noch hauptamtlich tätig werden sollten (Kröpelin, Max Reuter⁷⁹¹).

In den örtlichen Gewerkschaftskartellen konnten die Unabhängigen die treue Gefolgschaft der Generalkommission lediglich in Aschaffenburg und Schweinfurt in Bedrängnis bringen; sie gar vollständig zur Bedeutungslosigkeit zu verurteilen, gelang nur im Raum Hof (was die Behörden mit Sorge zur Kenntnis nahmen⁷⁹²). Im restlichen Bayern blieben sie davon weit entfernt;⁷⁹³ das galt v.

datenrates, 1918/1919 Mitglied des provisor. Nationalrates in Bayern und des Aktionsausschusses des provisor. Arbeiter-, Soldaten- und Bauernrates, Dez. 1918 Teilnahme am 1. Reichsrätekongress in Berlin, ab Jan. 1919 Mitglied des bayr. Nationalgerichtshofs, Jan. 1919 Kandidatur für die USPD zum Bayr. Landtag, ab Feb. 1919 Mitglied des Zentralrates, Feb./März 1919 Mitglied des bayr. Rätekongresses, dort Mitglied des Aktionsausschusses, April 1919 an der Ausrufung der Räterepublik in Würzburg und Aschaffenburg führend beteiligt, 9.4.1919 in Würzburg verhaftet, Juni 1919 zu 12 Jahren Festungshaft verurteilt, MdL 1920-1924, Dez. 1920 Übertritt zur KPD, Dez. 1924 aus Festungshaft entlassen, 1933 Emigration in die Niederlande, danach ins Saargebiet, Juli 1935 Emigration nach Frankreich, Kellner in Saumur und Paris, Okt. 1940 Ausbürgerung, 1941 im besetzten Gebiet verhaftet und vom Vichy-Regime an die Gestapo ausgeliefert, Verurteilung zu lebenslänglichem Zuchthaus, Feb. 1944 bis zur Befreiung 1945 im KZ Dachau, Beteiligung am Aufbau der KPD in Fürth, an den Haftfolgen am 24.4.1949 in Frankfurt/Main gestorben.

⁷⁸⁸ Simon, Wilhelm, geb. 11.4.1879, Schreiner, Beitritt zum Holzarbeiter-Verband, Beitritt zur SPD, 1908-1909 Vertrauensmann des Holzarbeiter-Verbandes in München, 1909-1912 Leiter der Jugendorganisation des Verbandes, ab Okt. 1912 Angestellter des Gewerkschaftsvereins in München, Übertritt zur USPD, Jan. 1919 Kandidatur für die USPD zum Bayr. Landtag, 1919-1924 Stadtrat in München, ab März 1921 stellv. Fraktionsvorsitzender, Ende 1922 Rückkehr zur SPD.

⁷⁸⁹ Staimer, Josef, geb. 19.10.1871 in Kay (BA Straubing), Gürtlerlehre, später Lagerarbeiter in Nürnberg, 1894 Beitritt zur SPD, Beitritt zur Gewerkschaft, 1905-1908 Angestellter des deutschen Fabrikarbeiter-Verbandes in Nürnberg, danach in München, 1918 Gauleiter des Verbandes in Nürnberg, Kriegsteilnehmer, 1917 Übertritt zur USPD, ab Nov. 1918 Mitglied des Soldatenrates in München, 8.11.1918-13.4.1919 Polizeipräsident in München, 1919 Angehöriger des Grenzschutzes, Ausscheiden nach dessen Überführung in die Reichswehr, 1920 Gewerkschaftssekretär in Fürth, Delegierter auf dem USPD-Parteitag 1920 (Halle), Ende 1920 in den Beirat der Links-USPD gewählt, Dez. 1920 VKPD, 1921 Mitglied des Vorstandes der KPD in Fürth, Juni 1921 bis Juni 1922 Bezirksparteisekretär der KPD-Nordbayern, Okt. 1922 bis 1933 hauptamtlicher Vorsitzender des Maschinisten- und Heizerverbandes in Nürnberg, 1923 für die Rote Hilfe tätig und deswegen strafrechtlich verfolgt, Austritt aus der KPD, 1933 Festnahme, bis 1937 in Schutzhaft im KZ Dachau, danach Kopf einer oppositionellen Gruppe in Nürnberg, Nov. 1940 von der Gestapo erneut verhaftet, Mai 1941 vom OLG München freigesprochen, gest. 30.11.1941 im KZ Flossenbürg.

⁷⁹⁰ Reichart, Wilhelm, geb. 13.6.1878 in Obervillern (BA Laufen), Kellner, Gastwirtsgehilfe, ab 1908 Angestellter des Verbandes der Hotel-, Café- und Gaststättenangestellten in München, Kriegsteilnehmer, 12.11.1918 Rückkehr nach München, Beitritt zur USPD, 1918/1919 Mitglied des provisor. Nationalrates, Mitglied der Vollzugsausschüsse des Münchner Soldatenrates und des Landessoldatenrates, Mitglied des Aktionsausschusses des provisor. Arbeiter-, Bauern- und Soldatenrates, 1918/1919 Redakteur der Soldatenzeitschrift *Der Freie Kamerad*, Jan. 1919 Kandidatur für USPD zum Bayr. Landtag, 16.1.1919 Übertritt zur KPD, Feb./März 1919 Mitglied des bayer. Rätekongresses, dort Mitglied des Aktionsausschusses, April 1919 Delegierter auf dem 2. Reichsrätekongress in Berlin, während der ersten Räterepublik in München ab 8.4.1919 Volksbeauftragter für Militärwesen, während der zweiten Räterepublik Mitglied der Militärkommission und Leiter des Militärministeriums, am 23.8.1919 in Berlin verhaftet, Jan. 1920 in München wegen Beihilfe zum Hochverrat zu 4 Jahren Festungshaft verurteilt, nach Haftentlassung wieder in München wohnhaft, Ausschluss aus der KPD, Beitritt zur KAPD, Sept. 1933 Umzug nach Berlin.

⁷⁹¹ Reuter, Max, geb. 22.3.1870 in Dresden, Mechaniker, Beitritt zur SPD, Beitritt zum Metallarbeiter-Verband, Umzug nach München, während des Krieges wegen Landesverrats angeklagt, 1918 Übertritt zur USPD, 1918/19 Mitglied des RAR in München, beratendes Mitglied im Vollzugsrat der Arbeiterräte Bayerns, 1919 Kandidatur für USPD zum Bayr. Landtag, ab Jan. 1919 Mitglied des Aktionsausschusses des provisor. Arbeiter-, Soldaten- und Bauernrates, Feb./März 1919 Mitglied des bayr. Rätekongresses, dort Mitglied des Aktionsausschusses, ab Feb. 1920 Mitglied des Vorstands des Metallarbeiter-Verbandes in München, ab April 1920 Sekretär der USPD in München, Juni 1920 Kandidatur für die USPD zum Reichstag, ab Juli 1920 Geschäftsführer des Metallarbeiter-Verbandes in Regensburg, Delegierter auf den USPD-Parteitagen 1919 (Leipzig) und 1922 (Gera), 1922 Rückkehr zur SPD.

⁷⁹² Im März 1917 berichtete der Stadtmagistrat Hof, dass die Anführer der örtlichen Sozialdemokratie im Lager der SAG stünden, und ergänzte: „so würde hieraus doch für den Ernstfall soviel folgen, dass die Mitarbeit der Gewerkschaften nicht mit dem gleichen unbedingten Vertrauen in Anspruch genommen werden könnte, mit welchem man sich in München auf die Gewerkschaften mit Recht verlassen zu können glaubt.“ (StdMag Hof an Reg von Ofr vom 22.3.1917; StABa, K 3 Präs. Reg. 1894).

a. auch für München, wo der Geschäftsbericht des Gewerkschaftsvereins für 1917 zur oppositionellen Strömung nur anmerkte: „Die wenigen, die mit unserer Tätigkeit nicht zufrieden waren, verkennen die Tatsache, daß auch wir über den Rahmen des bestehenden Rechts nicht hinauskönnen.“⁷⁹⁴ Den geschilderten Ausnahmen stand nach wie vor eine Mehrheit von Gewerkschaftsfunktionären gegenüber, die gewillt waren, sich in die Strategie von Auer, Timm und Adolf Müller einbinden zu lassen.⁷⁹⁵ Exemplarisch angeführt werden können hier die Bamberger Gewerkschaftssekretäre, die 1917 auf Anfrage versicherten, sie würden, „wenn wirklich ernsthafte Störungen der Ruhe Platz greifen sollten, persönlich auf die Menge durch gütliches Zureden auf Aufrechterhaltung der Ordnung einzuwirken versuchen.“⁷⁹⁶

Die Liste der hier aufgezählten hauptamtlichen Gewerkschaftsfunktionäre (zu denen noch die nebenamtlichen hinzuzuzählen wären, will man ein genaues Gesamtbild gewinnen), die zur USPD übertraten, dürfte kaum lückenlos sein, verdeutlicht aber, dass eine zwar minoritäre, aber doch nennenswerte Gruppe nicht mit der Linie der Führungsgremien konform ging und daraus auch früher oder später (partei-)politische Konsequenzen zu ziehen bereit war. Über die seit der Jahrhundertwende entstandene Gewerkschaftsbürokratie hat Helga Grebing angemerkt: „Obwohl wir von diesen Funktionären im einzelnen wenig wissen, ist nicht von der Hand zu weisen, daß sich aus ihrem engagierten Pragmatismus, aus der gegebenen Lage für die Arbeiter das Beste herauszuholen, eine Tendenz zur positiven Integration in Gesellschaft und Staat ergab.“⁷⁹⁷ Dieser scheinbar evidente Kausalnexus, inzwischen zum etablierten Topos verfestigt,⁷⁹⁸ wirkte offensichtlich nicht durchgängig, gleichsam wie ein „Naturgesetz“. Auch „pragmatische“ Gewerkschaftsfunktionäre, die von anarchistischen oder syndikalistischen Vorstellungen weit entfernt waren, verweigerten sich der gesellschaftlichen „Integration“ bzw. der Integrationsstrategie der SPD, die im Burgfrieden ihren symbolischen Ausdruck gefunden hatte, sondern entschieden sich für eine prinzipielle Oppositionshaltung, was sie in letzter Konsequenz zur USPD führen musste.

⁷⁹³ Dazu noch einige Angaben: Eine Aufstellung vom Juli 1914 gibt für 31 bayerische Städte (ohne München) die Vorsitzenden der örtlichen Gewerkschaftskartelle an (vgl. *Correspondenzblatt* Nr. 3 vom 4.7.1914). Von diesen traten später zur USPD über Max Raithel (Hof), Josef Lindemeier (Ingolstadt), Arthur Tübel (Naila), Fritz Soldmann (Schweinfurt). Hinzuzurechnen ist hier noch August Karsten (Aschaffenburg). Im Juni 1914 nahmen an einer Konferenz in München 17 Arbeitersekretäre (aus 12 Arbeitersekretariaten) aus Bayern teil (vgl. Vierte Konferenz der Arbeitersekretäre. 29. und 30. Juni 1914 zu München im Gewerkschaftshause Pestalozzistraße 40-42, S. 455-457), von denen später drei (Arthur Mähr, Soldmann und Otto Thomas) zur USPD wechselten.

⁷⁹⁴ Günther GERSTENBERG, *Eine rote Burg des Proletariats. Das alte Gewerkschaftshaus in der Pestalozzistraße, München 1997*, Zitat: S. 27.

⁷⁹⁵ Symptomatisch auch der Verlauf des Bauarbeiter-Verbandstages in Nürnberg (11.-16.3.1918), auf dem Heinrich Brandler (Chemnitz) für die Opposition warb, jedoch auf wenig Zustimmung stieß. (Vgl. *StdMag Nürnberg an StellvGenKdo III. AK* vom 3.4.1918; *KrA, StellvGenKdo III. AK* 202).

⁷⁹⁶ *StdMag Bamberg an Reg von Ofr* vom 7.4.1917. (*StABa, K 3 Präs. Reg.* 1894).

⁷⁹⁷ GREBING, *Arbeiterbewegung, sozialer Protest*, S. 123.

⁷⁹⁸ Vgl. MITTAG, *Der Typus des Arbeiterfunktionärs im Wilhelminischen Reich*, in: SCHÖNHOFEN/BRAUN (Hrsg.), *Generationen in der Arbeiterbewegung*, S. 107-143, hier: S. 135-137.

Gegen das autoritäre Gebaren der Generalkommission hatten sich in den einzelnen Verbänden zunächst nur wenige Stimmen geregt, die mit der Parteiopposition sympathisierten. Mit der Fortdauer des Krieges und der sich verschärfenden sozialen Notlage bröckelte auch hier die Fassade der äußeren Geschlossenheit. Das Ende 1916 verabschiedete Hilfsdienstgesetz wurde „für einen großen Teil der Gewerkschaftsbasis [...] zum roten Tuch, zum Auslöser für ein Votum zugunsten der Parteiopposition.“⁷⁹⁹ Diese allgemeine Einschätzung von Günther Högl gilt für Bayern nur mit Einschränkungen. Die Unterstützung für die USPD war in den Gewerkschaften zwar weit größer als es das Klischee von dieser Partei als Sammelpunkt der „Intellektuellen“ und „Unorganisierten“ suggeriert,⁸⁰⁰ jedoch reichte sie (vorerst) nur in den seltensten Fällen dazu aus, in einer der Organisationen mit Aussicht auf Erfolg die Machtfrage zu stellen. Dies lag vor allem daran, dass die SAG bzw. die USPD bis Kriegsende von der Gewerkschaftspresse „nahezu vollständig ignoriert“⁸⁰¹ wurde. Ihre Reputation konnte sich die neue Partei nur allmählich erarbeiten, etwa durch die Unterstützung der Streikbewegungen im April 1917 und im Januar 1918, die von der Gewerkschaftsführung überwiegend abgelehnt wurden.

Abschließend sollen noch einige Anmerkungen zu den von der USPD in ihrer Frühzeit ventilerten gewerkschaftspolitischen Vorstellungen erfolgen. Von ihrer Gründung an war es das Ziel der USPD, die Mehrheit *innerhalb* der Gewerkschaften zu erreichen, nicht etwa die bestehenden Verbände zu zerstören bzw. ihnen durch neu gegründete Organisationen Konkurrenz zu machen (hier ergab sich später auch ein fundamentaler Dissens gegenüber der KPD). Auf dem USPD-Gründungsparteitag in Gotha erklärte Haase: „Da ist zunächst die Haltung der Gewerkschaften, die sich längst entfernt haben von einer demokratischen Arbeiterorganisation. Sie werden beherrscht von einer engbrüstigen Bureaucratie, die nach kleinen Vorteilen hascht und eine Rechnung mit Pfennigen führt. Die kleinen Vorteile werden dann über Gebühr aufgebauscht. (Zuruf: Umgelogen!) und darüber das große Ziel vergessen.“⁸⁰² Der Ko-Vorsitzende Ledebour schlug in die gleiche Kerbe.⁸⁰³

⁷⁹⁹ HÖGL, Gewerkschaften und USPD, S. 18.

⁸⁰⁰ Die Parteiopposition, insbesondere ihre Vordenker Kautsky und Bernstein, in Bayern auch Eisner, wurden von Vertretern des Mehrheitsflügels gern und oft als weltfremde Theoretiker bzw. „Literaten“ diffamiert, die von den Anforderungen der politischen Praxis nichts verstünden. Auch und gerade in Gewerkschaftskreisen wurde dieser Topos gepflegt; in einer Replik auf zwei Artikel Kautskys in der *Leipziger Volkszeitung* schrieb das *Correspondenzblatt*: „Mag man in Kreisen gewisser Politiker und Literaten gering-schätzig über die Parteeinheit denken, die Gewerkschaften wissen, daß sie in derselben ihre eigene Einheit zu schützen haben und sie werden sie zu schützen wissen.“ (*Correspondenzblatt* Nr. 49 vom 4.12.1915).

⁸⁰¹ HÖGL, Gewerkschaften und USPD, S. 33.

⁸⁰² Protokoll USPD-Gründungsparteitag Gotha 1917, S. 11.

⁸⁰³ Ledebour erklärte: „wir müssen in Zukunft darauf hinarbeiten, daß bei den Aktionen der Masse, wie sie uns für die Zukunft vorschweben, die politisch organisierten mit den gewerkschaftlich organisierten Arbeitern Schulter an Schulter vorgehen, im Notfall ohne die Gewerkschaftsführer und über die Gewerkschaftsführer hinweg.“ (Ebd., S. 78f.).

Diese Kritik ließ sich in Programm und Selbstverständnis der Partei gut integrieren, die sich als Fortsetzung der „eigentlichen“ sozialdemokratischen Parteitraditionen – und damit auch der engen Zusammenarbeit mit den Freien Gewerkschaften – verstand, gleichzeitig aber die inzwischen eingetretenen bürokratischen, demokratiewidrigen Verkrustungen aufbrechen wollte. Ein koordiniertes Vorgehen mit dem Ziel, den Einfluss der Partei auf die zahlreichen Branchenverbände zu fördern, kam indessen nie zustande. Wie in der Partei hatte die (in sich zudem oft uneinige) Opposition auch in den Gewerkschaften meist eine zähe Auseinandersetzung mit einer organisatorischen Übermacht zu führen, die zudem von staatlicher Seite – etwa durch eine gezielte Einberufungspolitik – wirksam unterstützt wurde. Dies und die Tradition der einzelnen Verbände einkalkulierend ist es eher erstaunlich, wie weit sich die gewerkschaftliche Opposition bereits unter Kriegsbedingungen ausdehnen konnte. Welche Mobilisierungserfolge selbst *gegen* den etablierten Gewerkschaftsapparat möglich waren, sollte der Januarstreik von 1918 gerade in München zeigen.

5.8 Zwischenbilanz

Zunächst sollen noch einmal die Entwicklungen des Jahres 1917 und ihre Voraussetzungen kurz zusammengefasst werden. Nach der Bildung der SAG hatte sich auch in der bayerischen SPD der Widerstand gegen den Burgfriedenskurs allmählich formiert, blieb dabei aber hinter dem in anderen Ländern des Reiches erreichten Stand zurück. Die entschiedene Parteioption in Bayern war zunächst noch ein zartes Pflänzchen, gehegt nur von Curt Geyers *Fränkischem Volksfreund*, verstreuten Grüppchen in einigen fränkischen Ortsverbänden und dem Teil der Münchner Parteijugend, der sich um Eisner scharte. Auch im Parteistreit wurde der Takt in Berlin vorgegeben und dort wurden aus Disharmonien und Spannungen spätestens 1917 offene Konfrontationen. Curt Geyer hatte zu Beginn jenes Jahres erkannt: „Auch um die Einheit der Partei in Bayern geht es jetzt.“⁸⁰⁴

Über Ursachen, Notwendigkeit und „Legitimität“ der Spaltung der SPD, die im April 1917 zur Gründung der USPD führte, gingen die Meinungen seit jeher weit auseinander. Rudolf Breitscheid, der den Schritt zu den Unabhängigen mitgemacht hatte, äußerte sich auf dem SPD-Parteitag von 1931, unter dem Eindruck nochmals geänderter Rahmenbedingungen, sehr selbstkritisch: „Es war ein schwerer Fehler, daß wir uns seinerzeit von der Partei trennten. Ich halte die Überzeugung, die ich damals über die Kriegspolitik hatte, heute noch für richtig. Trotzdem weiß ich: es war ein Irrweg“⁸⁰⁵. Dieser „Irrweg“ und die Alternativen, die es dazu gab (oder gegeben haben könnte), beschäftigten auch die Historiker. So urteilte der Zeitgenosse Arthur Rosenberg etwa: „Es war ein eigenartiges Verhängnis, daß ungefähr zur selben Zeit, in der die Spaltung der Sozialdemokratie eine vollendete Tatsache wurde, die sachlichen Gegensätze zwischen den beiden Richtungen immer

⁸⁰⁴ FV Nr. 36 vom 13.2.1917.

geringer wurden.⁸⁰⁶ Dieses Urteil wurde lange Zeit von der Wissenschaft weitgehend akzeptiert.⁸⁰⁷
Nur: War dem wirklich so?

Von einem Abbau der „sachlichen Gegensätze“ zwischen Mehrheit und Minderheit in der Partei konnte bis zum Frühjahr 1917 genau betrachtet überhaupt keine Rede sein. Cohen schrieb nicht von ungefähr zum Parteistreit: „im Kern handelt es sich um tiefgehende politische Meinungsverschiedenheiten.“⁸⁰⁸ Diese sind schnell erklärt. Die Kurzform der oppositionellen Ansichten formulierte Eisner: „Wir müssen selbst etwas tun, um die politische Macht zu erlangen. Ob dies friedlich abgeht oder nicht, hängt nur von dem Verhalten unserer Gegner ab. [...] Wir wollen nicht den Sieg Deutschlands oder einer anderen Macht, sondern den Sieg der Menschheit, wir wollen niemandes Knecht sein. Daher auch nicht andere Völker zu Knechten machen.“⁸⁰⁹

Unter Anleitung Davids und seiner Mitstreiter hatte sich auf der anderen Seite die Führung der (M)SPD eine Deutung der Geschehnisse seit Ausbruch des Krieges zurechtgelegt, die mit der Apologetik Bethmann Hollwegs weitgehend übereinstimmte und überdies den maßlosen Ansprüchen und Machtphantasien der 3. OHL – wenn überhaupt – nur halbherzig entgegentrat. Was auf dem rechten Parteiflügel meist fehlte, war das notwendige Maß an kritischer Distanz gegenüber der politischen und militärischen Führung. Dazu noch einige markante Zitate; David erklärte im Juni 1917:

„Es ist gesagt worden, man begreife es, daß wir am 4. August den Glauben gehabt hätten, einen Verteidigungskrieg zu führen, und man hat daran die Frage geknüpft, ob wir denn auch heute noch glaubten, daß dieser Krieg für Deutschland ein Verteidigungskrieg sei. Darauf antworten wir: Jawohl! [...] Wie ich die Schuld am Kriege nicht auf deutscher Seite sehen kann, sondern genötigt bin, sie auf Grund des mir zugänglichen Materials den Staatsmännern der feindlichen Mächte, den Betreibern der Einkreisungspolitik gegen Deutschland [...] zumessen muß [sic], so muß ich denselben Männern die ebenso schwere Schuld an der *Verlängerung des Krieges* aufbürden. Das Friedensangebot der Mittelmächte vom 12. Dezember 1916 war ernst gemeint, davon sind wir fest überzeugt, und wir deutsche Sozialdemokraten nehmen für uns einen Teil des Verdienstes in Anspruch, daß es gemacht wurde.“⁸¹⁰

⁸⁰⁵ MILLER, Burgfrieden und Klassenkampf, Zitat: S. 156.

⁸⁰⁶ Arthur ROSENBERG, Geschichte der Weimarer Republik. Herausgegeben und eingeleitet von Kurt Kersten, Frankfurt am Main 1983, S. 14f.

⁸⁰⁷ So meinte noch Peter Lösche: „Zu dieser Zeit [d. h. im Frühjahr 1917; B. A.] aber hatte sich die Mehrheitssozialdemokratie unter dem Druck der Opposition und durch die Gefahr, ihre Unterstützung bei den sich radikalierenden Arbeitermassen zu verlieren, von der Politik des Burgfriedens bereits so weit gelöst, daß 1917 und 1918 der Unterschied zwischen beiden rivalisierenden sozialdemokratischen Parteien tatsächlich nur gering war.“ (Der Bolschewismus im Urteil der deutschen Sozialdemokratie, S. 74).

⁸⁰⁸ Max Cohen, Die Parteisplaltung, und was ihr folgen muss, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 2 vom 31.1.1917, S. 59-63, hier: S. 60.

⁸⁰⁹ PoldirM an MKr vom 25.11.1917. (KrA, MKr 11523).

⁸¹⁰ In einer Rede vor dem holländisch-skandinavischen Friedenskomitee in Stockholm. (DAVID, Wer trägt die Schuld am Kriege?, S. 38-40).

Von Kritik an der Reichsleitung war hier keine Spur; mehr noch: Für Scheidemann war Wilhelm II. inzwischen „ein aufrichtiger Freund des Völkerfriedens“⁸¹¹. Regelrecht kurios war, dass auch auf dem rechten Parteiflügel hin und wieder eine Ahnung davon aufflackerte, was von der Regierung tatsächlich zu erwarten war (bzw., wie sehr ihr Weg in die Irre führte), woraus aber keine Konsequenzen gezogen wurden. In der Fraktionssitzung am 5. Juli 1917 stellte Heine fest: „Die Regierung treibt eine wahnsinnige und verbrecherische Politik. Ich habe nicht das geringste Vertrauen zur Regierung.“ Jedoch: „Wenn die Bewilligung der Kriegskredite ein Vertrauensvotum für die Regierung wäre, dann hätte ich sie nie bewilligt und würde sie auch heute nicht bewilligen. Es ist aber kein Vertrauensvotum. Ich will für die Kriegskredite stimmen, aber ich wünsche nicht, daß es als Vertrauensvotum wirkt. Ja, ich wünsche, daß wir das Mißtrauen ausdrücklich aussprechen.“⁸¹² Mit derartigen Sophistereien war in der gegebenen Situation nichts zu erreichen: Solange die MSPD die Regierungspolitik faktisch unterstützte, konnte und musste sie in Mithaftung genommen werden, zumal sie sich inhaltlich der Regierung immer mehr annäherte. Der rechte Parteiflügel, mit dem auch die bayerische Landesleitung in vielerlei Hinsicht konform ging, konnte inzwischen deutsche Eroberungsziele proklamieren, ohne befürchten zu müssen, vom Parteivorstand zur Raison gerufen zu werden. Die Parteiführung zeigte auch kein Interesse, die Vorgänge bei Kriegsbeginn noch einmal aufzurollen, und blieb in dieser entscheidenden Frage im Schlepptau der Reichsleitung.

Dagegen richtete sich der wachsende Unmut in der Partei. Eine SPD-Mitgliederversammlung in Hof begrüßte es, dass „die Parteiopposition auf der Berliner Konferenz vom 7. Januar 1917 eine scharfe Trennungslinie gegenüber Vorstand und Mehrheit gezogen hat“⁸¹³. Sobald eine „Trennungslinie“ gezogen war, war es zur Parteispaltung nicht mehr weit; die Opposition forderte nun: „Wie sie selbst schon gefunden haben, sind die Zustände in der deutschen Sozialdemokratie im Laufe der Jahre immer unhaltbarer geworden [...]. Auch Sie müssen sich entscheiden, ob sie noch länger in den Reihen der reformistisch und regierungsfremd gewordenen Sozialdemokratie sich wohl fühlen können, oder ob sie sich der oppositionellen Parteibewegung anschließen wollen.“⁸¹⁴ An *persönlichen* Gegensätzen herrschte in der Sozialdemokratie zwar wahrlich kein Mangel, die *sachlichen* standen dem jedoch keineswegs nach und bildeten die eigentliche Ursache der Spaltung. Eine solche hatte Michels in seiner soziologischen Analyse der Vorkriegs-SPD für *den* Fall prophezeit, „wenn entweder die trennenden sachlichen Elemente allzu scharf empfunden und ehrlich eingestanden werden, oder es einem der Teile psychologisch unmöglich ist, mit dem andern in stetem Kampf um den Besitz der Masse in demselben Verbandsverbande weiterzuleben, [dann] wird der Bogen

⁸¹¹ BOLL, *Frieden ohne Revolution?*, Zitat: S. 213.

⁸¹² MATTHIAS/PIKART (Bearb.), *SPD-Reichstagsfraktion*, 2. Teil, S. 277f.

⁸¹³ OVZ Nr. 30 vom 5.2.1917.

bisweilen so straff gespannt, daß er reißt. Dann entsteht Zersplitterung und Zerspaltung der Masse in organisatorisch voneinander getrennte Parteigebilde, von denen jedes einzelne in sich freilich wieder das uns bekannte oligarchische Bild aufweist.“⁸¹⁵

Zwei „getrennte Gebilde“ waren (sieht man vom Sonderfall der Entwicklung in Stuttgart ab) in der SPD zuerst durch die Spaltung der Reichstagsfraktion entstanden. Bei der in Etappen vollzogenen Desintegration der Partei hatte die Fraktion stets Schrittmacherdienste geleistet; das kam nicht von ungefähr, waren die Debatten im Reichstag doch als einzige frei von zensurbedingten Einschränkungen und konnten auch fast unbehindert publik gemacht werden. Auch deshalb setzten hier, in der Fraktion, die Gegenmaßnahmen der Parteiführung zuerst an; sie trugen dazu bei, die Opponenten zunächst in die Ecke der „Parteizerstörer“ hinein- und dann aus der Partei hinauszudrängen. Die Kritiker des Burgfriedens konnten ab einem sehr frühen Zeitpunkt nur noch reagieren – entweder mit Selbstverleugnung oder mit Selbstorganisation. Selbstorganisation hieß in letzter und wohl unausweichlicher Konsequenz: Gründung einer eigenen Partei. Als gesichert gelten kann: „Es war die rechte Mehrheit, die die Spaltung wollte, und nicht die linke Minderheit, und so führte Haase mit der USPD gewissermaßen die alte Sozialdemokratie weiter.“⁸¹⁶

Für den Prozess der Entstehung der USPD hat Susanne Miller vier Faktoren herausgearbeitet, die auch der folgenden Analyse zugrunde liegen.⁸¹⁷ Dabei handelt es sich um die vor Ort gegebene Sozialstruktur, die regionalen Führungspersönlichkeiten, die Haltung der Parteipresse sowie die lokale Parteigeschichte. Bevor es an die Detailbetrachtung geht, müssen die Entwicklungen der Vorkriegszeit angeführt werden, die für Bayern charakteristisch waren. Hierbei ist zunächst noch einmal festzuhalten, dass sich bei der Herausbildung der einzelnen Lager bzw. Strömungen in der Landes-SPD signifikante Unterschiede zu den Organisationen in Norddeutschland ergeben hatten, wo die Entwicklung der Gesamtpartei letztlich bestimmt wurde. Auffällig ist in Bayern zunächst das völlige Fehlen eines radikalen Flügels der Richtung Luxemburg (dessen Bedeutung und Einfluss allerdings meist – und nicht nur von der kommunistischen Geschichtsschreibung – überschätzt wird). Daraus folgte nun keineswegs eine besondere innere Homogenität des bayerischen Landesverbandes, im Gegenteil: Die beiden Gauverbände Nord- und Südbayern drifteten frühzeitig auseinander, wobei als Ursachen programmatische Differenzen, persönliche Rivalitäten und regionale Loyalitäten nur schwer zu trennen sind. Hinzu kam, dass in den protestantischen Teilen Frankens

⁸¹⁴ Original eines Aufnahmescheins der USPD-Nürnberg. (StdANü, C 7/V 5099).

⁸¹⁵ MICHELS, Zur Soziologie des Parteiwesens, S. 195.

⁸¹⁶ Helga GREBING, Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung. Von der Revolution 1848 bis ins 21. Jahrhundert, Berlin 2007, S. 60.

⁸¹⁷ Siehe ausführlich oben Kap. 1.1.

die Liberalen, in den (weit größeren) überwiegend katholischen Gebieten das Bayerische Zentrum der Hauptkonkurrent der SPD war. Schon daraus ergaben sich divergierende Interessenlagen, für die schwerlich ein Kompromiss auf einer „mittleren Linie“ zu finden war.

Diese sich auch aus der inneren Heterogenität des Landes ergebende Spannung innerhalb der bayerischen SPD trat allerdings nicht immer deutlich hervor. Nach außen hin wurde das Bild des Landesverbandes traditionell von den „Münchnern“ weitgehend unangefochten bestimmt, obwohl die südbayerische Organisation der nordbayerischen in Bezug auf die Mitgliederzahl klar unterlegen war (1914 im Verhältnis 3:5). Dem Parteipatriarchen Vollmar war es mit Hilfe seiner politischen Zieh-söhne Auer und Adolf Müller gelungen, die Partei auf einen streng reformistischen Kurs festzulegen (und diesen auch strukturell fest zu verankern, v. a. durch ein Organisationsstatut, das den fränkischen Flügel erheblich benachteiligte). Dadurch rückte bereits lange vor Kriegsausbruch die Zusammenarbeit mit den staatlichen Stellen in den Bereich des Möglichen; „revolutionäres“ Gedankengut wurde von dieser Richtung höchstens noch pro forma artikuliert.

Eine dem jahrzehntelangen Landesvorsitzenden vergleichbare Integrationsfigur mit Talenten für die Rolle des charismatischen Volkstribunen fehlte der fränkischen SPD. Intellektueller Wortführer – allerdings ohne Hausmacht in der Partei und damit nie auf Augenhöhe mit Vollmar – wurde Adolf Braun in seiner Rolle als Chefredakteur der *Fränkischen Tagespost*; seine Kollegen Blumtritt von der *Oberfränkischen Volkszeitung* und Puchta von der *Fränkischen Volkstribüne* gaben vor Ort die Linie vor, errangen aber von ihrer randständigen Stellung aus keinen spürbaren Einfluss auf den Kurs des Landesverbandes. Die linke Strömung in Nordbayern, die spätestens ab 1912 aus zwei unterscheidbaren Teilen bestand, hatte sich auf den Landesparteitagen der Vorkriegszeit teilweise deutlich zu Wort gemeldet. Ihr gelang es jedoch nicht einmal ansatzweise, von der Basis des Erfurter Programmes ausgehend, ein Alternativkonzept zum Vollmarschen Reformismus zu erarbeiten, das die sozialen, politischen und kulturellen Sonderbedingungen Bayerns berücksichtigte. Dieses Defizit, das auch durch einen unreflektierten revolutionären Attentismus mit hervorgerufen wurde, brachte die Linke ins Hintertreffen und sollte sich im Ersten Weltkrieg erst recht nachhaltig bemerkbar machen. Überlagert wurden die Auseinandersetzungen innerhalb der bayerischen Sozialdemokratie vor 1914 durch zwei externe Faktoren: Die Verschärfung des innenpolitischen Klimas seit dem Amtsantritt von Ministerpräsident Hertling und den Kurswechsel des (Bayerischen) Zentrums; dadurch wurden die engen Grenzen des reformistischen Politikansatzes evident, ohne dass sich dessen Urheber dadurch veranlasst sahen, den „bewährten“ Kurs zu überdenken. Auch der „Nürnberger“ Parteiflügel drängte darauf nicht entschlossen genug.

Die Abspaltung der USPD auf Bruchlinien der Vorkriegszeit zurückzuführen, ist in Bayern nur bedingt möglich; betrachtet man das Lager der Burgfriedensgegner allerdings *als Ganzes* – das weit größer war als die USPD –, dann sind die Kontinuitätslinien doch frappierend. Dies gilt auch für die politische Haltung einzelner Personen und Ortsgruppen. Schorske erkannte schon vor einem halben Jahrhundert: „es gab viele aus der Opposition des Jahres 1913, die es nicht über sich brachten 1916/1917 mit der alten Partei zu brechen. Das ändert jedoch nichts an der Tatsache, daß sowohl nach als auch vor 1914 ein integraler Zusammenhang zwischen Ablehnung eines reformistischen Kurses und des Widerstandes gegen den Krieg bestand.“⁸¹⁸ Dies trifft den Kern der Sache. Mit diesem Vorwissen gilt es nun die von Miller angegebenen Faktoren abzuarbeiten.

1. Erstaunlich unergiebig erweist sich die Untersuchung der jeweiligen örtlichen Sozialstruktur bei der Ursachenforschung bezüglich der Parteispaltung (zu deren Vielgestalt mitunter auch das, mehr oder weniger vorläufige, Ausbleiben derselben gehören konnte). Es gibt noch keine plausible Theorie dafür, warum in einer Stadt mit sehr hohem Industriearbeiteranteil (und sehr guten sozialdemokratischen Wahlergebnissen) wie Nürnberg die USPD – relativ gesehen – auch nicht stärker war als in kleineren Städten mit weit weniger günstigen Voraussetzungen und viel schwächer als etwa in Schweinfurt. In Städten mit einem hohen Anteil an Arbeitern wie Hof und Bayreuth war die oppositionelle Strömung (die nicht zwangsläufig in die USPD führen musste) stark, in solchen mit niedrigerem Anteil wie Regensburg und Bamberg eher schwach. Daraus lässt sich aber keine Regel ableiten, schließlich blieb die USPD in der Industriestadt Augsburg bis Kriegsende unbedeutend, während sich der Sonderfall München einer „soziologischen“ Erklärung weitgehend entzieht.

2. Zur Rolle der Führungspersönlichkeiten. In einer straff durchorganisierten Partei wie der SPD spielte die Gruppe hauptberuflicher Funktionäre zwangsläufig eine wichtige Rolle; welchen Vorsprung an Herrschaftswissen und –routine diese Schicht sich anzueignen vermochte, hat Michels zu Recht betont. Hing die Entwicklung vor Ort nun von den (wenigen) Angehörigen dieser Gruppe ab? So viel sei vorausgeschickt: Der Befund ist uneinheitlich.

In Nürnberg blieb die örtliche Führungsriege bis auf Josef Simon, trotz ihrer „oppositionellen Vorprägung“ (die etwa bei Süßheim eindeutig war), bei der alten Partei. Entsprechend gering war die Zahl der Übertritte zur USPD. In den wenigen Orten, in denen ein rascher Übertritt einer Sektionsmehrheit erfolgte, d. h. in Aschaffenburg, Heidingsfeld und Schweinfurt, stand die Partei demgegenüber unter der Führung von Persönlichkeiten, die aus ihrer entschiedenen Oppositionshaltung nicht nur bisher keinen Hehl gemacht hatten, sondern daraus auch die Konsequenz des Parteiübertritts zu ziehen bereit waren (wobei der Schweinfurter Landtagsabgeordnete Säckler diesen Schritt

⁸¹⁸ SCHORSKE, Die große Spaltung, S. 357.

nicht mitging). Zu berücksichtigen ist dabei auch, dass ein großer Teil örtlichen „Führungspersönlichkeiten“ nicht hauptamtlich für die Partei bzw. die Gewerkschaften tätig war.

Wie der Vergleich der beiden Fälle Hof und Bayreuth, wo die Ausgangsbedingungen sehr ähnlich waren, gezeigt hat, konnten praktisch identische politische Einstellungen zu einem ganz unterschiedlichen, ja genau entgegengesetzten Ergebnis führen. Die Organisation des Wahlkreises Hof trat – wenn auch erst ein halbes Jahr nach Gründung der USPD – praktisch geschlossen zur neuen Partei über, diejenige von Bayreuth blieb zunächst vollständig bei der MSPD (erst im Februar 1919 wurde hier ein USPD-Ortsverein gegründet). Dem lagen jedoch keineswegs fundamentale programmatische Differenzen zugrunde: Das Abstimmungsverhalten der Delegierten aus den beiden Ortsverbänden und auch die übrigen Meinungskundgebungen deckten sich sehr weitgehend. Ob sich in diesen Fällen die örtlichen Führer dem Druck der Basis beugten oder umgekehrt die Mitglieder den Entscheidungen ihrer Führer loyal folgten, ist kaum zu entscheiden; vermutlich wurde diese Frage von den Zeitgenossen gar nicht thematisiert. Die Bayreuther Organisation - einschließlich des Reichstagsabgeordneten Hugel - stand der Vorstandspolitik jedenfalls sehr kritisch gegenüber und brachte dies auch deutlich zum Ausdruck. Möglicherweise hätte die Anwesenheit des ehemaligen Redakteurs Puchta genügt, den Ortsverband zum Umschwenken zur USPD zu bewegen; der lavierende Kurs Hugels reichte dafür nicht aus.

Dass die Haltung einzelner Personen für die Geschicke der Partei(-opposition) ausschlaggebend sein konnte, zeigte sich idealtypisch am Beispiel der Landeshauptstadt. Ohne Eisner und seine Fähigkeiten hätte die Münchner Oppositionsgruppe, von sehr schwierigen Voraussetzungen ausgehend, kaum jemals die Anziehungskraft entfaltet, die sie dann 1918 im Januarstreik erstmals zu einem bedeutenden politischen Faktor werden ließ. Zu bedenken ist dabei: Die Anführer der Münchner USPD – Eisner, Richard Kaempfer, Unterleitner, Albert Winter senior und Kröpelin - gehörten vor der Spaltung *nicht* zur örtlichen Führungsgruppe der Partei (Fechenbach und Schröder waren immerhin Gewerkschaftsangestellte). Das heißt: Auch *gegen* einen nahezu geschlossenen Funktionärskader ließ sich etwas bewirken, was aber eine zusätzliche Portion Entschlossenheit voraussetzte.

Damit soll indes kein Übergewicht der Willensentscheidung einzelner „herausragender Persönlichkeiten“ gegenüber sozioökonomischen Bedingungen und kollektivpsychologischen Verhaltensmustern postuliert, sondern auf die Offenheit der historischen Situation und die damit verbundene Entscheidungsfreiheit jedes einzelnen Akteurs hingewiesen werden. Maßgeblich für die bayerische Entwicklung war der Umstand, dass sich von sämtlichen Mandats- und Amtsträgern der höheren Ebene mit Josef Simon nur ein einziger, und dieser auch nur mit Verspätung und unter spürbarem

Druck, zum Übertritt zur USPD entschloss. Bei der Beurteilung der Gründe für den Übertritt Simons gehen die Meinungen in der Literatur auseinander;⁸¹⁹ festzuhalten bleibt, dass er von Anfang an dem Kurs der Mehrheit kritisch gegenüberstand und mit den Ansichten der gemäßigten Parteioption um Haase und Kautsky konform ging. Simon versuchte jedoch bis zuletzt, in Bayern die Abspaltung zu verhindern, was am deutlichsten aus seinem Verhalten auf der Nürnberger Landeskongress im Frühjahr 1917 hervorgeht. Es kann insgesamt keine Rede davon sein, dass die Parteispaltung ausschließlich oder auch nur in erster Linie auf Fraktionskämpfe innerhalb der Führungsschicht zurückzuführen wäre.⁸²⁰ Die Konstituierung einer eigenständigen Opposition erfolgte in Bayern „von unten“, was ihre Schlag- und Anziehungskraft – zieht man zum Vergleich die Verhältnisse in Berlin oder Sachsen heran – stark einschränkte, v. a. da nur *ein* Parteiblatt zur USPD überging.

3. Die hohe Bedeutung der Parteipresse im eskalierenden Richtungskampf wurde auf allen Seiten als feststehende Tatsache betrachtet. Im Rückblick auf die Entwicklung im Ersten Weltkrieg erklärte Luise Zietz, die dem USPD-Parteivorstand angehörte, 1919 rückblickend: „Der Wert der Presse ist in Zeiten der Reaktion, in denen die mündliche Agitation erschwert ist, natürlich noch weit größer als in normalen Zeiten, und uns fehlte die Presse in dieser Zeit doppelt.“⁸²¹ Besteht darüber auch kein Zweifel, so lässt sich nur schwer bestimmen, ob die lokale Parteipresse das Meinungsbild der Mitglieder geformt hat, oder, umgekehrt, die Basis über vermittelnde Prozesse die Redaktionen so beeinflusst bzw. ausgewählt hat, dass sie bereit waren, die „ohnehin“ am Ort vorhandene Meinung zum Ausdruck zu bringen. Eine befriedigende Lösung für dieses „Henne-Ei-Problem“ dürfte kaum zu finden sein.

Innerhalb des eingefahrenen sozialdemokratischen Organisationslebens waren autoritär strukturierte Abläufe jedenfalls nicht zu unterschätzen. Die rasche Kaltstellung Eisners bei der *Münchener Post* und der von Berlin und München aus betriebene Kampf um den *Fränkischen Volksfreund*, der mit der Entlassung Curt Geyers endete, sprechen hier eine klare Sprache. Allerdings darf dabei auch nicht übersehen werden, dass die für die Besetzung der örtlichen Redaktionen zuständigen Gremien nicht im „luftleeren Raum“ operierten, sondern in die innerparteiliche Demokratie – soweit sie eben noch funktionierte – mit einbezogen waren. Dass Geyer in Unterfranken wohl von einer starken Minderheit unterstützt wurde, bedeutete nicht zwangsläufig, dass seine Entlassung gegen den entschiede-

⁸¹⁹ Siehe dazu zusammenfassend KNOPP, Einigungsdebatte, S. 527f., Fn. 42. Högl geht davon aus, dass der Parteübertritt Simons eigenem Entschluss folgte und nicht von der Parteibasis „erzwungen“ worden ist (vgl. Gewerkschaften und USPD, S. 99f.).

⁸²⁰ Der Gausekretär Max Walther hatte in der Parteiausschusssitzung am 20./21.7.1916 erklärt: „Mit Bedauern haben wir auch sehen müssen, daß von Berlin aus in unsere friedlich dahin lebenden Parteioorganisationen Nordbayerns der Unfriede hineingetragen wird.“ (Protokolle des SPD-Parteiausschusses, Bd. I, S. 333).

⁸²¹ BOLL, Frieden ohne Revolution?, Zitat: S. 102.

nen Willen einer Mehrheit durchgesetzt wurde. Dabei ist evident, dass die Kaste der hauptamtlichen Funktionäre und Redakteure gegenüber opponierenden Gruppen strukturell im Vorteil blieb. Das wirkte sich insgesamt gesehen zu Gunsten des Parteivorstandes aus, konnte lokal, etwa in Hof, aber auch die Burgfriedensgegner stärken. Gerade der dortige Redakteur Blumtritt hat die in der Kreisorganisation vorherrschende oppositionelle Stimmung wohl weniger durch sein publizistisches Wirken „hervorgebracht“ als nachvollziehend widergespiegelt, was seine unangefochtene Stellung vermutlich noch mehr festigte. Sicher ist: Die Parteiminderheit in Bayern erlitt im Kampf um den *Fränkischen Volksfreund* eine herbe Niederlage, die bis Kriegsende nicht zu kompensieren war.

4. Die teilweise bereits erwähnte(n) lokale(n) Parteigeschichte(n) geben bei der Erklärung der Parteispaltung einigen Aufschluss. Die Differenzen zwischen „Nürnbergern“ und „Münchnern“ im Krieg sind als Fortsetzung eines längst bestehenden Konfliktes erklärbar. Für die Entstehung der ersten USPD-Ortsvereine in Bayern lässt sich allerdings kein einheitliches Muster erkennen. Allgemein wurde bisher festgehalten, dass die Herausbildung dieser neuen Organisationen „offensichtlich denselben Bahnen [folgte] wie rund ein halbes Jahrhundert früher das Anwachsen der alten SPD, und die neuen USPD-Bastionen deckten sich weitgehend mit alten SPD-Hochburgen der sechziger und siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts.“⁸²²

Eine genauere Analyse ergibt jedoch, dass die angeführten strukturellen Bedingungen allein noch keinen hinreichenden Erklärungswert besitzen, sondern auch lokale und neu dazugekommene Faktoren einbezogen werden müssen. Dies zeigt sich exemplarisch an den beiden oberfränkischen SPD-Hochburgen Bayreuth und Hof. Vordergründig betrachtet verliefen die Entwicklungen im Jahr 1917 dort völlig entgegengesetzt. Dies legt den Schluss zwingend nahe, dass die *organisatorischen* und die *inhaltlichen* Bruchlinien innerhalb der Sozialdemokratie keinesfalls identisch sein mussten. Erst aus der Wechselwirkung zwischen strukturellen und individuellen Faktoren ergab sich die von Ort zu Ort ganz unterschiedliche Entwicklung. Zeigten die Fallbeispiele Hof und Bayreuth auf verschiedene Weise, wie hoch bei aller Kritik an der Berliner Parteiführung die Hemmschwelle für den Bruch mit der „alten“ Partei war, so galt dies auch für Nürnberg: Dort gelang der USPD 1917 kein nennenswerter Einbruch in den Mitgliederbestand der alten Partei, sie verharrte im Status eines kleinen Debattierzirkels.

In der Gesamtschau überwogen beim *Parteistreit*, weniger bei der *Parteispaltung* im engeren Sinne, die Kontinuitäten; doch es gab Ausnahmen: Den bestens dokumentierten Wechsel Eisners vom Lager der Münchner Reformisten zu den Burgfriedensgegnern und auf der Gegenseite, noch über-

⁸²² MEHRINGER, Die bayerische Sozialdemokratie, in: Ders./BROSZAT (Hrsg.), Bayern in der NS-Zeit, Bd. V, S. 287-432, hier: S. 311.

hauptsächlich nicht erforscht, etwa den Augsburger Parteiredakteur Georg Simon, der vor 1914 eher links einzuordnen war (da er z. B. die Budgetbewilligung abgelehnt hatte) und im Krieg sein Blatt strikt auf Rechtskurs hielt.⁸²³ Auch wenn diese prominenten Beispiele sicher auf unterer Ebene noch Nachahmer gefunden haben: Sie blieben Ausnahmen, die die Regel nur bestätigten. Diese „Regel der Kontinuität“ wird besonders markant gestützt durch die Vorgeschichte der Münchner USPD, die im Kern auf einen Personenkreis zurückging, der sich bereits 1913 in Opposition zur Landesleitung zusammengefunden hatte. Das alles bedeutet keineswegs, dass sämtliche Fragen geklärt sind oder sich aus der Situation des Jahres 1913 das darauf Folgende „zwangsläufig“ ableiten lässt.

In seiner ganzen Komplexität kann der eskalierende Parteistreit letztlich nur erklärt werden vor dem Hintergrund der tiefgreifenden politischen und gesellschaftlichen Veränderungen im Ersten Weltkrieg. Die Verschärfung oder Marginalisierung bisheriger sowie die Entstehung neuer Konfliktlinien stellten alle Parteien vor unerwartete Herausforderungen, auch die SPD. „Integration in die bestehende Ordnung durch die prinzipielle Unterstützung ihres Krieges oder Opposition gegen den Krieg und seine Träger, so lautete die Gretchenfrage der sozialdemokratischen Kriegspolitik.“⁸²⁴ Von der zweifelhaften Prämisse eines deutschen Verteidigungskrieges ausgehend waren Auer und Adolf Müller bereit, ihren Einfluss geltend zu machen, um die Unzufriedenheit ihrer Klientel einzudämmen bzw. in Bahnen zu lenken, die für die Kriegsanstrengungen ungefährlich waren. Explizit sah die bayerische (M)SPD-Führung - in konspirativer Abstimmung mit den Behörden - ihre Aufgabe darin, dem mit der materiellen Not wachsenden Unmut ihrer Anhänger ein „Ventil“ zu bieten, durch das Druck abgelassen wurde, der genau deshalb keine Wirkung erzielte. Als Gegenleistung für diese Unterstützung – deren fundamentale Bedeutung der Regierung voll bewusst war – erreichte die MSPD faktisch nur einige kosmetische Verbesserungen bezüglich ihrer Einbindung in die politischen Entscheidungsprozesse (genannt sei hier die Mitwirkung Auers im Ernährungsbeirat, dem allerdings exekutive Befugnisse fehlten). Die Erwartung, dass die ökonomische und politische Benachteiligung der Arbeiterschaft beseitigt oder zumindest spürbar verringert würde, blieb auch 1917 ein ungedeckter Wechsel, an dem festzuhalten analytischer Verstand immer weniger gebot. Es ging hier in Wahrheit um das Klammern an das „Prinzip Hoffnung“ und die Unfähigkeit, eigene Fehleinschätzungen einzugestehen.

⁸²³ Als weitere bayerische Beispiele sind noch zu nennen der Münchner Arbeitersekretär Otto Thomas, der bis in den Krieg hinein ein loyaler Anhänger der Politik des Landesvorstandes gewesen war, dann aber zur USPD, 1919 zur KPD wechselte. Noch weniger bekannt ist über den Münchner Gewerkschaftsfunktionär Josef Staimer, der auf dem Jenaer Parteitag von 1913 im Lager der rechten Mehrheit stand, im Krieg aber zur USPD wechselte. Umgekehrte Fälle, d. h. ein Wechsel vom linken zum rechten Flügel, lassen sich für Bayern kaum dokumentieren. Am ehesten fällt unter diese Kategorie noch der Nürnberger Landtagsabgeordnete Schneppenhorst, der vor dem Krieg zu den (gemäßigten) Gegnern der reformistischen Strategie zählte, im Krieg in seiner Position schwierig zu verorten ist und im Frühjahr 1919 an der Spitze der bayerischen Konterrevolution stand; die undurchsichtige Rolle, die er bei diesen Ereignissen spielte, bedarf noch einer genaueren Untersuchung.

⁸²⁴ KRUSE, Krieg und nationale Integration, S. 225.

Einen zunächst berechtigt erscheinenden Grund zum Optimismus hatte der Landes-SPD die günstigere Ausgangssituation Bayerns in der Verfassungsfrage geboten, ein Vorteil, dessen Bedeutung jedoch relativiert wurde durch die zunehmende Konzentration der (letztlich auch für die bayerische Bevölkerung) relevanten Entscheidungsprozesse in Berlin. Einem Offenbarungseid (sowohl für das politische System insgesamt als auch für den sozialdemokratischen Reformismus) gleich kam das Scheitern der Reforminitiative der SPD im bayerischen Landtag Ende 1917. Nun war endgültig bewiesen: Mit einer Beschränkung der politischen Kampfmittel auf deklamatorische Maßnahmen – bei gleichzeitig fortgesetzter konstruktiver Mitarbeit – waren die obrigkeitsstaatlichen Strukturen des Kaiserreiches nicht aufzubrechen, und zwar auch nicht deren liberalere Ausprägung im Süden. Der Glaube an die Reformfähigkeit dieses Systems entsprach vor dem Hintergrund von faktischer Militärdiktatur und weiter bestehendem Dreiklassenwahlrecht in Preußen reinem Wunschdenken. Auch auf Reichsebene war die Strategie der (M)SPD, die darin bestand, durch die Unterstützung der Kriegsanstrengungen zählbare verfassungs- und sozialpolitische Konzessionen zu erreichen, schon 1917 vollkommen gescheitert.⁸²⁵ Die taktische Flexibilität der Militärbehörden gegenüber den Anliegen der Arbeiterschaft konnte nicht mehr überdecken, dass bei den Entscheidungsträgern keinerlei Bereitschaft vorhanden war, einen echten Demokratisierungsprozess – sei es während des Krieges oder danach – in Gang zu setzen. Neben ihrer Erfolglosigkeit hatte die strukturell defensive Integrationsstrategie des SPD-Mehrheitsflügels noch den weiteren Nachteil, dass sie einerseits zur Identifikation mit der bestehenden Herrschaftsordnung führte, andererseits zum Ersticken basisdemokratischer Ansätze. Die zunehmende Entfremdung zwischen Parteiführung und –basis hatte hier ihren Ausgangspunkt. Damit war ein Schwelbrand gelegt, der noch einige Zeit brauchte, bis er in großem Stil an die Oberfläche trat.

Nur eine zunächst sehr kleine Zahl von SPD-Mitgliedern war bereit, gegen die Parteiführung zu rebellieren, sich offen zur SAG zu bekennen und sich damit dem Verdikt der „Sonderbündelei“ auszusetzen. Trotz ihrer Kritik am Berliner Parteivorstand ließen sich auch die „Nürnberger“ bis zu einem gewissen Grad in das informelle Bündnis mit der Regierung integrieren. Das örtliche Stellvertretende Generalkommando konnte im April 1917 beruhigt feststellen, es habe „stets besonderen Wert darauf gelegt, mit den leitenden Persönlichkeiten der Arbeiterorganisationen und den Führern der Arbeiterschaft in Fühlung zu treten. Die Zensur der Presse und die Ueberwachung der Versammlungen bot hierzu Gelegenheit. Durch deren massvolle Handhabung wurde ein gegenseitiges

⁸²⁵ In diesem Zusammenhang wäre vor allem ein systematischer Vergleich der Politik der Arbeiterparteien in den kriegführenden Staaten und ihrer gegenüber den Regierungen erzielten (Miss-)Erfolge von besonderem Interesse; eine dahingehende breit angelegte Untersuchung steht bislang noch aus. Erwähnenswert ist, dass es in Großbritannien der Labourparty gelang, gegenüber der Regierung von David Lloyd George substanzielle Zugeständnisse zu erreichen, etwa die Beschränkung der Kriegsgewinne und die Besteuerung großer Vermögen (vgl. Gottfried SCHRAMM, *Militarisierung und Demokratisierung: Typen der Massenintegration im Ersten Weltkrieg*, in: *Francia* 3 (1975), S. 476-497, hier: S. 486). Ein entsprechender Erfolg gelang der (M)SPD bezeichnenderweise nicht.

Vertrauensverhältnis begründet.⁸²⁶ Eine Bedrohung der bestehenden Ordnung in Staat und Partei ging von den „Nürnbergern“ in der Tat nie aus.

Im Gegensatz zum erschreckend weltfremden Eskapismus Adolf Brauns, der hoffte, Bayern könne auch im Parteistreit einen „Sonderweg“ beschreiten, vertrat Curt Geyer als zeitweiliger Wortführer der SPD-Linken im Landesverband beharrlich die Forderung nach einem kritischen Diskurs über Programm und Strategie der Partei. In München trat Eisner ebenfalls schon vor der Spaltung, die er bis zuletzt abzuwenden hoffte, mit alternativen Handlungskonzepten an die Parteiöffentlichkeit. Neben diesen beiden strategisch denkenden Köpfen war das Bild der frühen bayerischen Parteiopposition geprägt von Leuten wie Blumtritt, Hopf, Karsten, Baier und Kaspar Starz, die sich den Herausforderungen der Organisationsarbeit unter widrigsten Bedingungen stellten, aber programmatisch wenig produktiv blieben. Die Gründung der USPD bedeutete auch einen Spaltungsprozess *innerhalb* der Parteiopposition, in Bayern personifiziert durch den Bruch zwischen Adolf Braun und Curt Geyer.

Drei Hauptströmungen gaben der bayerischen Sozialdemokratie bis Kriegsende ihr Gepräge: Die bedingungslos loyalen Anhänger des Berliner Parteivorstandes, die in Südbayern dominierten; die dem Burgfriedenskurs mit Vorbehalten begegnenden Vertreter der Einigungsbewegung in Franken; schließlich die verstreuten Sympathisanten der SAG, die dann zur USPD wechselten. Diese Strömungen hatten sich bereits bis zur Landeskonzferenz im März/April 1917 ganz deutlich herausgebildet. Einfach nur von „Mehrheit“ und „Minderheit“ zu sprechen,⁸²⁷ wird der komplexen Sachlage nicht gerecht. Die Gegner der Burgfriedenspolitik, die sich auf zwei Strömungen verteilten, blieben innerhalb der Partei bei ihren Organisationsbemühungen stets in der Defensive; eine Forcierung der Spaltungstendenzen durch die Parteiopposition ist in Bayern nicht zu erkennen.

Das für die USPD charakteristische Beharren auf der traditionellen sozialdemokratischen Programmatik – ihre Parteibücher enthielten den Abdruck des Erfurter Programmes – wurde von der Parteibasis der MSPD weitestgehend geteilt (selbst bei den vorstandstreuen Münchnern lässt sich oft kein gravierender Unterschied zu den USPD-Forderungen feststellen). Das Selbstverständnis der „neuen“ Partei war denn auch geprägt von der Vorstellung, „eigentliche“ Wahrerin des sozialdemokratischen Erbes zu sein und dieses gegenüber den Abweichlern vom „richtigen“, d. h. traditionellen Weg zu verteidigen. In seiner kurz nach dem Gothaer USPD-Gründungsparteitag verfass-

⁸²⁶ StellvGenKdo III. AK an MKr vom 7.4.1917. (KrA, MKr 2497).

⁸²⁷ So heißt es im Handbuch der bayerischen Geschichte noch: „Die in der bayerischen Sozialdemokratie schon stets bestehende Scheidung zwischen einem großen gemäßigten Flügel und einem kleinen radikaleren Flügel war durch den Krieg verstärkt worden.“ (D. ALBRECHT, Von der Reichsgründung bis zum Ende des Ersten Weltkrieges, in: SCHMID (Hrsg.), Handbuch der bayerischen Geschichte, Bd. 4/I, S. 319-438, hier: S. 383).

ten Rückschau brachte Konrad Beißwanger diese Sicht emphatisch zum Ausdruck: „Man spürte wieder etwas in der Luft von dem alten Geist aus den Zeiten des Sozialistengesetzes und dem Idealismus und dem Kampfesmut, die sich zu Ende des vergangenen Jahrhunderts bemerkbar machten und in den letzten 15 Jahren mehr und mehr abflauten. Sang- und klanglos war dieser Geist durch unsere Interessenpolitiker, unsere Partei- und Gewerkschaftsbeamten zu Grabe getragen worden.“⁸²⁸

Abgesehen von der nostalgisch verklärten Stilisierung der „guten alten Zeit“ gilt: Die für die SAG bzw. USPD konstitutive Ablehnung der Kriegskredite war in Nordbayern durchaus mehrheitsfähig, wie sich im Verlauf der Reichskonferenz im September 1916 gezeigt hatte. Kernpunkte des Forderungskataloges der Parteiopposition waren weiterhin ein grundlegender Verfassungswandel und die Herbeiführung eines Verständigungsfriedens, der diesen Namen verdiente. Im Juli 1917 forderte auch die Nürnberger MSPD einmütig, „daß die Reichstagsfraktion jedes[!!!] Mittel anwenden wird, um die Demokratisierung Deutschlands durchzusetzen und um die Hemmnisse eines baldigen Friedens zu überwinden.“⁸²⁹ Doch dieser Appell verhallte wirkungslos. Der im selben Monat vollzogene Kanzlerwechsel führte ebenso wenig zu einer Demokratisierung wie die Friedensresolution der Reichstagsmehrheit zu einem Frieden. (Den wunden Punkt der Friedensinitiative sprach Josef Simon direkt an: „Der Resolution fehlte die Eindeutigkeit, jeder legt sie aus, wie er will.“⁸³⁰) Dennoch konnten sich die allerwenigsten „Nürnberger“ dazu entschließen, zur USPD überzuwechseln, obwohl viele von ihnen mit dem Programm der neuen Partei in allen wichtigen Punkten übereinstimmten (welche Verrenkungen dies noch zur Folge hatte, wird weiter unten beschrieben).

Die organisatorische Verselbständigung der Opposition war demnach an der Basis weniger durch divergierende politische Zielvorstellungen motiviert, sondern eher durch den Dissens bezüglich der Strategie, die gegenüber den staatlichen Gewalten einzuschlagen war; vor allem aber war sie motiviert durch die Bereitschaft, der Parteiführung die Gefolgschaft aufzukündigen (auf den von Beißwanger zum Ausdruck gebrachten „Anti-Bürokratie-Affekt“ als durchgehendes Motiv der Protagonisten der USPD soll an dieser Stelle nicht ausführlicher eingegangen werden). Hier gilt es noch einmal im Blick zu behalten, dass die USPD in Bayern zur Jahreswende 1917/18 eine zahlenmäßig winzige Gruppierung bildete (die Gesamtmitgliederzahl dürfte 3000 nicht weit überschritten haben), der es zudem an Ressourcen und organisatorischem Zusammenhalt mangelte (ein eigener Landesverband existierte zu diesem Zeitpunkt überhaupt nicht). Gerade in München blieb die Anhänger-

⁸²⁸ Konrad Beißwanger, Betrachtungen zur Gothaer Oppositionskonferenz, in: *Der Atheist* Nr. 9 vom 29.4.1917, S. 57f., hier: S. 57.

⁸²⁹ *Vorwärts* Nr. 194 vom 18.7.1917.

⁸³⁰ KdAbg StenBer, Bd. XVI, S. 244.

schaft der Unabhängigen zunächst sehr klein; bis Ende 1917 dürfte sie nur einige Dutzend aktive Mitglieder und einige Hundert Sympathisanten umfasst haben.

Auch nach der Abspaltung der USPD blieb in der bayerischen Mehrheitssozialdemokratie, was gern übersehen wird, eine starke Strömung vorhanden, der der Kurs der Landesleitung widerstrebte (letztere hatte wohlweislich ihre Politik eines informellen Bündnisses mit der Regierung nie in den einschlägigen Gremien der Partei zur Diskussion oder gar zur Abstimmung gestellt). Diese Haltung brachte der Nürnberger Delegierte Giermann auf dem Würzburger Parteitag ungeschminkt zum Ausdruck: „Weiter wird die Stimmung der Arbeiter ungünstig beeinflusst durch die Vertrauensseligkeit vieler Genossen zur Regierung. Es wird uns immer erklärt, wir haben das Vertrauen, daß die Regierung unseren Anträgen Rechnung trägt, und dann haben wir immer beobachten müssen, daß die Regierung ihre eigenen Wege geht und daß trotzdem das Vertrauen führender Genossen nicht ins Wanken geraten ist. Das erzeugt bei den Genossen die Stimmung, daß dieser Weg nicht der richtige ist, sondern daß man davon abgehen muß, wenn man mit Erfolg die Entwicklung der Partei betreiben will.“⁸³¹

Diese schlüssige Analyse prallte an den Vertretern des rechten Parteiflügels wirkungslos ab; Ebert entgegnete unverdrossen den Bedenkenträgern in seiner Partei: „Das furchtbare Weltgeschehen mit seinen Riesenopfern hat die Forderung der Sozialdemokratie nach *Demokratisierung in Reich und Staat* mit unwiderstehlicher Kraft erfüllt.“⁸³² Winnig behauptete: „Der Krieg hat sich auch in der sozialen Gliederung des deutschen Volkes als ein stürmischer Revolutionär bewährt.“⁸³³ Obwohl er und die ihm gleich Gesinnten daran offenbar selbst nicht so recht glaubten, setzten sie sich auf der ganzen Linie durch; dies gelang, da ihre Gegenspieler auf der Linken durch das Ausscheiden der entschiedenen Opposition geschwächt waren und durch die Unterordnung politischer Einsicht gegenüber dem Einigkeitsdogma sich selbst ihres Drohpotenzials beraubten. Mit der Niederlage derjenigen Strömung, die ehemals die Mitte der Gesamtpartei gebildet hatte, auf dem Würzburger MSPD-Parteitag im Oktober 1917 war ein weiterer Schritt zur Polarisierung vollzogen.

Der aufrichtige Einigungswille, der in Nordbayern einige Zeit lang starke Anziehungskraft ausübte, entbehrte von vornherein jeder politischen Perspektive, da er mit der Negierung inhaltlicher Differenzen einherging und folglich zwischen entschiedener Opposition und Parteivorstand keine Brückenfunktion übernehmen konnte. Der bayerischen Landesleitung gelang es auch wegen der Unei-

⁸³¹ Protokoll SPD-Parteitag Würzburg 1917, S. 293.

⁸³² Ebd., S. 6.

⁸³³ August Winnig, Die neue Sozialdemokratie und die Gewerkschaften, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 4 vom 28.2.1917, S. 171-176, hier: S. 175.

nigkeit ihrer Gegner, das Heft in der Hand zu behalten: Die radikale Opposition wurde isoliert und aus der Partei gedrängt (siehe den Fall Curt Geyer), die gemäßigte Opposition wurde beschwichtigt, zermürbt und schließlich ausmanövriert. Durch die Fokussierung auf die Frage der Parteieinheit konnte die Debatte über inhaltliche Themen – etwa auf der Landeskonferenz von 1917 - im Keim erstickt werden. Die von Franken ausgehenden Verständigungsbemühungen (die wohl von einer Mehrheit in der bayerischen Partei befürwortet wurden) bildeten dabei nur ein nützliches Vehikel. An einem wirklichen Ausgleich, der eigenes Entgegenkommen erfordert hätte, lag dem Landesvorstand nie; ihm ging es darum, die richtige „Methode des Hinausschmeißens“⁸³⁴ zu finden, um sich der lästigsten Kritiker zu entledigen. Der latente Konflikt zwischen Führung und Basis der MSPD erreichte erst durch die dramatischen Ereignisse von Revolution und Räterepublik jene Virulenz, die der USPD einen massiven Einbruch in das Mitglieder- und Wählerreservoir ihrer Bruderpartei erlauben sollte. Vom dadurch ermöglichten Durchbruch zur Massenpartei war die bayerische USPD Ende 1917 noch weit entfernt.

Ministerpräsident Hertling sprach im Zusammenhang mit der neuen Partei nicht ganz unbegründet von „einer einflußlosen kleinen Schar von politischen Eigenbrötlern.“⁸³⁵ Dessen ungeachtet sahen die staatlichen Behörden in dieser Gruppe von Anfang an eine potenzielle Gefahr für die bestehende Gesellschaftsordnung und die restlose Mobilisierung aller Kräfte für den Krieg. Die Antwort auf diese Herausforderung bestand darin, die bereits bewährte Doppelstrategie zu intensivieren; diese setzte sich zusammen aus repressiven Maßnahmen, die den Spielraum für die Agitation der USPD einschränkten, und gezielten Konzessionen, die den Einfluss der Mehrheitspartei sichern sollten. (Die Unterdrückung und Verfolgung der Burgfriedensgegner blieb insgesamt gesehen allerdings noch moderat, was auch daran lag, dass sich Bayern erhebliche Autonomierechte hatte bewahren können.) Faktisch wirkte die Furcht vor einer Radikalisierung der Arbeiterschaft, die durch die (immer noch sehr schwache) USPD vorangetrieben werden konnte, weit stärker auf die Kompromissbereitschaft der Behörden als sämtliche Vorleistungen der (M)SPD es je vermocht hatten.⁸³⁶ Kriegsminister Hellingrath rechtfertigte Mitte 1917 seine vergleichsweise nachsichtige Handhabung der Pressezensur mit dem Argument, „ein allzuscharfes, die Eigenart des Blattes unterdrückendes Vorgehen der Zensurstelle könnte die ‚Münchener Post‘ veranlassen, ihre wertvolle vaterländische Mitarbeit aufzugeben und vielleicht sogar zur Opposition überzugehen, und würde so zur Förde-

⁸³⁴ A. Braun an K. Kautsky vom 2.4.1917. (Abgedruckt in: FASEL, Adolf Braun, S. 299f).

⁸³⁵ G. v. Hertling an P. v. Hindenburg vom 27.8.1917. (F. FISCHER, Griff nach der Weltmacht, Zitat: S. 503).

⁸³⁶ Die bayerische Entwicklung stützt auch hier eine von Kruse (vgl. Krieg und nationale Integration, S. 208) aufgestellte These.

rung der staatsgefährlichen Bestrebungen der radikalen Sozialdemokratie aufs wirksamste beitragen.“⁸³⁷

Alles spricht dafür, dass die Regierungen in München und Berlin durchaus erkannten, dass sie gegen den ausdrücklichen Widerstand der organisierten Arbeiterschaft einen Krieg von bislang ungekannter Intensität nicht längere Zeit führen konnten. Da die überforderten Behörden die Lebensmittelproduktion und –verteilung nie richtig in den Griff bekamen, nahmen die Protestaktionen der verbitterten Bevölkerung weiter zu. Von purem Gewalteininsatz und der wenig effektiven staatlichen Propaganda abgesehen blieb nur noch ein Mittel, um „Schlimmeres“ zu verhindern: Die Indienstnahme der (M)SPD und der Freien Gewerkschaften. Auf der anderen Seite waren sich die SPD-Mehrheitsführer in keiner Weise darüber im Klaren, welche potenziellen Einflussmöglichkeiten ihnen aus dieser „Zwangslage“ der Regierung erwachsen (besonders in der Verfassungsfrage). Die Differenzen innerhalb der bayerischen Regierung – hier speziell zwischen Kriegs- und Innenministerium – und die Erfahrung, dass die Ablehnung des Haushaltes im Landtag für sich noch keine Repressionspolitik provozierte, wären durchaus als Ansatzpunkte für die von Eisner geforderte aktive Politik heranzuziehen gewesen. Durch die fast kritiklose Übernahme der Burgfriedensideologie und der Legende vom deutschen Verteidigungskrieg (dies erfolgte teilweise wider besseres Wissen) beraubte sich die Parteiführung der (M)SPD jedoch weitergehender Erkenntnis- und Handlungsmöglichkeiten; sie kettete sich mit ihrer Unfähigkeit, lieb gewonnene Illusionen aufzugeben, immer mehr an die Politik der Reichsleitung und der OHL, deren Weg auf den Abgrund zu führte.

Die wichtigen Entscheidungen der Politik, d. h. der Innen-, Außen- und der Parteipolitik, wurden mehr denn je in Berlin getroffen; die bayerischen Akteure mussten sich dem – bei aller gegebenen Eigenständigkeit – unterordnen. Die bayerische Sozialdemokratie hatte – in weiten Teilen durchaus aufrichtig – versucht, sich dem Sog der Parteispaltung zu entziehen und war dabei gescheitert. Dass mit der neuen Partei, der USPD, trotz ihrer organisatorischen Schwäche zu rechnen war, sollte sich kurz nach der Jahreswende 1917/18 zeigen. Die tieferen Gründe für die im Januarstreik aufbrechende Unzufriedenheit hatte kein Geringerer als Ebert im Juli 1917 im Hauptausschuss des Reichstages aufgezählt: „Schöne Reden, Erklärungen und kaiserliche Botschaften über die Neuorientierung im Innern genügten nicht. Jetzt, nachdem der Krieg bereits 3 Jahre dauere und weitergeführt werde, wolle sich das Volk nicht mehr mit Worten begnügen. Es fragt sich: Wozu die großen Opfer, wenn die Regierung nicht gewillt ist, uns das Notwendigste, Unentbehrlichste, Selbstverständlichste: Die politische Gleichberechtigung zu gewähren.“⁸³⁸

⁸³⁷ MKr an Oberzensurstelle des Kriegspresseamtes Berlin vom 29.6.1917. (KrA, MKr 13893).

⁸³⁸ WITT, Friedrich Ebert, Zitat: S. 71.

Das war nun allerdings die Frage. Sie sollte auf der politischen Agenda des Jahres 1918 ganz oben stehen.

6 Vom Januarstreik bis zur Novemberrevolution

6.1 Der Januarstreik in Bayern

6.1.1 Die Ausgangsbedingungen

Bei der Einordnung des Januarstreiks von 1918 wird häufig auf Arthur Rosenbergs Diktum rekurriert, wonach es sich dabei um die „Generalprobe für die Novemberrevolution“¹ gehandelt habe. Weniger bekannt ist, dass der Terminus der „Generalprobe“ nicht erst ex post - d. h. nach der Revolution – geprägt wurde, sondern bereits unmittelbar nach Ende des Streiks in München auftauchte.² Unabhängig davon, wie die Bedeutung der Ausstandsbewegung für die revolutionären Ereignisse im November zu bewerten ist, kann hier vom ersten politischen Massenstreik überhaupt in Deutschland gesprochen werden (über eben diesen Massenstreik hatten SPD und Freie Gewerkschaften in der Vorkriegszeit heftigste Debatten geführt). Haase sah im Januarstreik schlichtweg „das größte Ereignis in der Geschichte der deutschen Arbeiterklasse.“³ Wie bei den Streiks im Jahr zuvor war Berlin das Zentrum der Ereignisse, dessen Ausstrahlung auch die „Provinz“ beeinflusste, deren spezifische Gegebenheiten aber zu entsprechend variierenden Verhaltensmustern führten. Das sollte sich insbesondere in Nürnberg, der von der Bewegung am stärksten erfassten bayerischen Stadt, zeigen.⁴

Bei der Analyse der Ursachen der Streikbewegung gingen die Behörden retrospektiv – wohl zu Recht – davon aus, dass die Grundlage ein Stimmungsumschwung bildete, der auf der „Enttäuschung darüber [beruhte], daß der schon in nächster Nähe gewähnte Friedensschluß im Osten in immer weitere Ferne zu rücken schien“⁵. Schon Ende 1917 hatte das Münchner Stellvertretende Generalkommando einen weit verbreiteten Defätismus ausgemacht: „Nur nichts mehr dem Staat bewilligen, der den Krieg bis ins Unendliche fortsetzen will, so lange bis er sich zu Tode gesiegt hat und vielleicht erst dann aufhören wird, wenn die ganze Welt und alle Menschen vernichtet sind.“⁶ Daneben wurde als wirksamer Faktor die auch Bayern erfassende Unzufriedenheit über die Verschleppung der Wahlrechtsreform in Preußen genannt.

¹ A. ROSENBERG, Entstehung der Weimarer Republik, S. 181.

² Auf dem Diskussionsabend der Münchner USPD vom 4.2.1918 erklärte ein Arbeiter der Krupp-Werke: „Die ganze Sache [d. h. der Streik; B. A.] müsste jetzt als Generalprobe angesehen werden.“ (ZpolstB an MInn vom 22.2.1918; HstAM, MInn 66283).

³ H. Haase an E. Brill vom 10.2.1918. (Abgedruckt in: E. HAASE (Hrsg.), Hugo Haase, S. 157).

⁴ Zum Januarstreik in Bayern siehe die in den folgenden Unterkapiteln angeführte Literatur. Diese detaillierten Darstellungen werden hier zusammengefasst und im Einzelfall durch weiteres, dort teilweise noch nicht berücksichtigtes Quellenmaterial ergänzt.

⁵ MBer des StellvGenKdo I. AK an MKr vom 5.2.1918. (KrA, StellvGenKdo I. AK 1942).

⁶ MBer des StellvGenKdo I. AK an MKr für Nov. 1917. (KrA, StellvGenKdo I. AK 2398).

Zu einem schnellen Abschluss der Verhandlungen in Brest-Litowsk war es nicht gekommen, da die OHL einen Diktatfrieden im Osten zu erzwingen gedachte, um ihren imperialen Zielen näher zu kommen. Damit war ein allgemeiner Friedensschluss vorerst in unerreichbare Ferne gerückt. Da ein Separatfrieden zu deutschen Bedingungen nur kriegsverlängernde Wirkung haben konnte, forderte die Führung der USPD weiterhin einen allgemeinen Friedensschluss. Daran zeigten die russischen Bolschewiki jedoch wenig Interesse, weshalb Eisner sie für die „entsetzlichste Kriegsverschärfung“ und den „größten Triumph der deutschen Kriegspartei“⁷ verantwortlich machte. Lenin war bereit, für die Festigung seiner gerade errungenen Macht jeden Preis zu zahlen: Als die russische Delegation am 7. Januar 1918 die Verhandlungen wieder aufnahm, konnte und wollte sie den deutschen Forderungen nichts mehr entgegensetzen, was über eine Verzögerungstaktik hinausging. Als weiterer nicht konkret erfassbarer, aber wohl doch wirkungsmächtiger externer Faktor muss die große Streikbewegung in Österreich-Ungarn (16.-21. Januar) mit berücksichtigt werden, die sich an einer Kürzung der Mehrlationen entzündet hatte, dann aber schnell politischen Charakter gewann. Nicht zuletzt da die Sozialdemokratie⁸ die Bewegung geschlossen unterstützte, konnten der Regierung einige Konzessionen abgerungen werden, was angesichts des Streikverlaufs in Deutschland „nicht hoch genug eingeschätzt werden kann.“⁹

Angesichts der Ereignisse in Österreich rechneten die bayerischen Behörden mit einem demnächst in Berlin ausbrechenden Streik, dessen Übergreifen auf Bayern für möglich gehalten wurde.¹⁰ Als Organisatorin, treibende Kraft oder zumindest auslösender Faktor einer derartigen Massenaktion kam nach Lage der Dinge nur die USPD infrage. Die expansiven Kriegsziele der deutschen Führung, die durch die in Brest-Litowsk eingeschlagene Verhandlungsstrategie ans Tageslicht gekommen waren, nahm die USPD-Reichstagsfraktion zum Anlass, mit einem als Flugblatt verbreiteten Aufruf unter dem Titel „Männer und Frauen des werktätigen Volkes!“¹¹ an die Öffentlichkeit zu treten. Mit einigem Recht fühlte sich die Partei in ihrem Misstrauen gegenüber der Regierung bestätigt, die mit ihrer Annexionspolitik im Osten auch den Topos vom deutschen „Verteidigungskrieg“ als Legende entlarvte (wodurch der zentrale Pfeiler der mehrheitssozialdemokratischen Strategie

⁷ K. Eisner an H. Haase vom 29.11.1917. (WIELAND, Die Verteidigungslüge, Zitat: S. 146).

⁸ Die Sozialdemokratie Deutsch-Österreichs hatte sich im Krieg nicht gespalten.

⁹ Bernhard GRAU Der Januarstreik 1918 in München, in: Georg JENAL (Hrsg.), Gegenwart in Vergangenheit. Beiträge zur Kultur und Geschichte der Neuere und Neuesten Zeit. Festgabe für Friedrich Prinz zu seinem 65. Geburtstag, München 1993, S. 277-300, hier: S. 280f.

¹⁰ Der Zentrums-Abgeordnete Sebastian Matzinger hatte Ministerpräsident Dandl in einem Schreiben vom 24.1.1918 darauf aufmerksam gemacht, dass in Berlin ab 27.1. ein Rüstungsarbeiterstreik zu erwarten sei, der auch auf Bayern übergreifen könne (HstAM, MInn 66283). Am 26.1.1918 wies das Bayerische Innenministerium die Regierungspräsidien in einem Rundschreiben an, die Distriktspolizeibehörden über einen bevorstehenden Streik zu verständigen (HstAM, MA 92745). Am gleichen Tag teilte auch Kriegsminister Hellingrath dem StellvGenKdo I. AK schriftlich mit, dass in Berlin mit Demonstrationen und Streiks gerechnet werde (KrA, FZM 3514).

¹¹ Original des vom 10.1.1918 datierten Flugblattes. (KrA, MKr 253).

wegbrach). Die – langfristig auch für Deutschland - verheerenden Folgen eines Diktatfriedens erkannte die USPD klar; angesichts des nun immer offensichtlicher werdenden Einflusses der annexionistischen Kräfte forderte sie „kräftige Willenskundgebungen der werktätigen Bevölkerung“¹², da nur der oft beschworene Frieden ohne Annexionen und Kontributionen das deutsche Volk vor weiterem Leid bewahren könne. Von einem Massenstreik war in dem Aufruf nicht expressis verbis die Rede, die Forderung nach Aktionen dürfte im Hinblick auf die Zensurbestimmungen bewusst kryptisch formuliert worden sein. Auf nicht mehr rekonstruierbaren Wegen gelangte dieses Flugblatt auch nach Bayern,¹³ wo es unter anderem durch „Abwurf“ aus einem fahrenden Zug verteilt wurde.¹⁴

Kriegsminister Hellingrath ging am 27. Januar nach seinem Kenntnisstand davon aus, dass die USPD einen „Massenstreik mit öffentlichen Demonstrationen“ vorbereite, während die MSPD dieser Bewegung ablehnend gegenüberstehe, weshalb kein „umfassender Generalstreik unmittelbar bevorsteht. Wohl aber muß, zumal in den Städten in denen die unabhängige Sozialdemokratie Wurzel gefaßt hat, mit örtlichen Arbeitseinstellungen gerechnet werden.“ Um die Absicht der USPD, die gesamte Arbeiterschaft für ihre Aktion zu gewinnen, unterlaufen zu können, verlangte Hellingrath von den untergeordneten Behörden, sich „größter Zurückhaltung und besonnensten Vorgehens“¹⁵ zu bemächtigen (dahinter stand wohl die Absicht, die Autorität der MSPD in der Arbeiterschaft nicht unnötig zu schwächen). Insgesamt bewies der Kriegsminister damit eine bedeutend realistischere Sicht der Dinge als Auer, der wenige Tage zuvor noch dem Münchner Polizeipräsidenten Rudolf von Beckh versichert hatte, „daß die Unabhängigen in Bayern, besonders in München, nicht viel Boden hätten und daß augenblicklich keine Gefahr bei den organisierten Arbeitern bestehe.“¹⁶ Die bayerischen Behörden waren über den Ende Januar ausbrechenden Streik also keineswegs überrascht, „aber sie sahen ihm zu, gebannt und unfähig zu handeln.“¹⁷ Dies dürfte nicht

¹² Ebd.

¹³ Am 26.1.1918 informierte Innenminister Brettreich die Regierungspräsidien in einem Rundschreiben über die USPD-Flugblätter (HstAM, MIInn 66283). Am 25.1. wurde das Flugblatt in den Nürnberger Viktoria-Werken verteilt (vgl. StdMag Nü an StellvGenKdo III. AK vom 26.1.1918; KrA, StellvGenKdo III. AK 164/II), außerdem noch bei weiteren Nürnberger Großbetrieben (vgl. StdMag Nü an StellvGenKdo III. AK vom 19.3.1918; ebd.). In seiner Vernehmung im März 1918 gab der Nürnberger USPD-Führer Baier an, dass die dortige Ortsgruppe das Flugblatt in den Betrieben verteilt habe (vgl. PolBer vom März 1918; StdANü, C 7/V 5099). Eisner wurde der Aufruf erst nach seiner Rückkehr aus Berlin übermittelt (vgl. GRAU, Januarstreik in München, in: JENAL (Hrsg.), Gegenwart in Vergangenheit, S. 277-300, hier: S. 283).

¹⁴ Das BA Mellrichstadt berichtete, dass am 26.1.1918 Exemplare des besagten Flugblattes in Meiningen aus dem Schnellzug geworfen worden waren. (Vgl. BA Mellrichstadt an StellvGenKdo II. AK vom 28.1.1918; HstAM, MIInn 66283).

¹⁵ MKr an stellv. Kommandierende Generale vom 27.1.1918. (KrA, MKr 253).

¹⁶ Bericht des Polizeipräsidenten Beckh vom 24.1.1918. (HstAM, MIInn 66283).

¹⁷ AY, Die Entstehung einer Revolution, S. 198.

zuletzt daran gelegen haben, dass Dandl und Hellingrath – ebenso wie Kronprinz Rupprecht – bereits zu diesem Zeitpunkt die Aussichten für einen deutschen Siegfrieden pessimistisch beurteilten.¹⁸

Am 28. Januar 1918 folgten 400.000 Arbeiter in Groß-Berlin einem Aufruf der USPD-Führung zu einem Demonstrationsstreik, dessen eigentliche treibende Kraft die Obleute der Berliner Rüstungsbetriebe unter der Führung von Richard Müller und Emil Barth¹⁹, die beide der USPD angehörten, waren.²⁰ Sofort wurde ein Arbeiterrat gebildet, dem auch Vertreter der MSPD angehörten, und ein 7-Punkte-Programm beschlossen, das über den politischen Charakter der Bewegung keinen Zweifel ließ.²¹ Die Parteiführung der USPD – zu diesem Zeitpunkt eindeutig vom gemäßigten Flügel dominiert - hatte zuvor aus taktischen Gründen das Ansinnen Richard Müllers abgelehnt, sich an die Spitze der Streikbewegung zu setzen, unterstützte aber deren Ziele (der Aufruf der Reichstagsfraktion forderte die Arbeiter nur in unbestimmter Form auf, sich für einen Frieden ohne Annexionen und Kontributionen einzusetzen). Der MSPD ging es, so Scheidemann später, von Beginn an darum, „die Bewegung in geordneten Bahnen zu halten und so schnell als möglich [...] zum Abschluß zu bringen.“²² Das sollte sich als nicht ganz einfach erweisen.

Am 31. Januar versammelten sich in der Hauptstadt eine halbe Million Menschen, um den Streikforderungen Nachdruck zu verleihen. Die Polizei löste die Demonstration auf, wobei es mehrere Tote und Verletzte gab. Die Regierung zeigte sich zu keinerlei Konzessionen bereit; Ebert und die MSPD riefen die Arbeiter dazu auf, den Streik abubrechen. Da die Obleute weder die Generalkommission zu Verhandlungen hinzuziehen wollten, noch einen Sinn darin sahen, den Streik zum offenen Aufruhr zu verschärfen, „blieb nur die dritte Möglichkeit: Abbruch des Streiks ohne Ver-

¹⁸ Vgl. W. ALBRECHT, Landtag und Regierung, S. 332.

¹⁹ Barth, Emil, geb. 23.4.1879 in Heidelberg, Klemplerlehre, Tätigkeit als Klempler in verschiedenen Städten, 1904 Umzug nach Berlin, 1908-1910 in der anarchistischen Bewegung aktiv, wiederholt wegen politischer Betätigung gemäßigelt, 1911 Beitritt zum Metallarbeiter-Verband (dort Funktionär), Beitritt zur SPD, 1915 kurzzeitig Militärdienst, 1916 Branchenleiter der Klempler im Metallarbeiter-Verband, 1917 Übertritt zur USPD, ab 1917 bis Dez. 1918 Mitglied der (Revolutionären) Obleute in Berlin, 1918 am Januarstreik in Berlin führend beteiligt, Feb.-Okt. 1918 Leiter der Obleute, ab Feb. 1918 Leiter der „Unterstützungskommission der Berliner Arbeiterschaft“, Nov./Dez. 1918 Mitglied des Rates der Volksbeauftragten, ab Nov. 1918 Mitglied des Groß-Berliner Vollzugsrates der Arbeiter- und Soldatenräte, 1921-1924 Vorsitzender bzw. Sekretär der Berliner Freigewerkschaftlichen Betriebsrätezentrale, 1922 Rückkehr zur SPD, Tätigkeit als Werber für den Bücherkreis der SPD, vor 1933 Parteisekretär (Archivleiter) in der SPD-Parteizentrale, in der NS-Zeit mehrfach in Haft, Tätigkeit als Gelegenheitsarbeiter, gest. 17.7.1941 in Berlin.

²⁰ Zum Januarstreik in Berlin siehe Chaja BOEBEL/Lothar WENTZEL (Hrsg.), Streiken gegen den Krieg! Die Bedeutung der Massenstreiks in der Metallindustrie vom Januar 1918, Hamburg 2008; HOFFROGGE, Richard Müller, S. 51-57; R. MÜLLER, Vom Kaiserreich zur Republik, S. 137-149; OPEL, Metallarbeiter-Verband, S. 70-75 und WIELAND, Die Verteidigungslüge, S. 145-154; zusammenfassend dazu auch ULLRICH, Die nervöse Großmacht, S. 530-536.

²¹ Die Forderungen lauteten: „1. Frieden ohne Annexionen; 2. Hinzuziehung von Arbeitervvertretern zu den Friedensverhandlungen; 3. Verbesserung der Nahrungsversorgung; 4. Aufhebung des Belagerungszustandes; 5. Aufhebung der Militarisierung der Betriebe; 6. Freilassung aller politischen Gefangenen; 7. Demokratisierung des Staates und eine Wahlrechtsreform.“ (FELDMAN, Armee, Industrie und Arbeiterschaft, Zitat: S. 361).

²² ROJAHN, Einleitung, in: DITTMANN, Erinnerungen, Bd. 1, S. 1-286, Zitat: S. 207.

handlungen.“²³ Es folgten zahlreiche Haftstrafen und Einberufungen für die Streikenden. Der „dritte politische Massenstreik“ (Richard Müller) war gescheitert; daraus hatte die USPD nun ihre Lehren zu ziehen.

6.1.2 Nürnberg

In Nürnberg setzte die Streikbewegung am gleichen Tag wie in Berlin ein, nachdem die örtliche USPD-Führung am Vortag eine derartige Aktion beschlossen hatte.²⁴ Baier – formal nur Kassier, faktisch in der Folgezeit aber der Anführer der Nürnberger USPD – behauptete bei seiner späteren Vernehmung, er habe bis dahin von einem bevorstehenden Streik nichts gewusst, was wenig glaubwürdig ist, da der Aufruf der Berliner Parteizentrale der USPD auch in Nürnberger Betrieben verteilt worden war und allerlei Gerüchte über einen bevorstehenden Streik kursierten. Es fällt überhaupt auf, dass Baier, der in der Revolutionszeit einer der aktivsten und radikalsten Agitatoren der USPD in Nordbayern werden sollte, zu diesem Zeitpunkt eine zurückhaltende und sehr auf Ausgleich mit den Behörden bedachte Position einnahm. Angesichts des gegen ihn wegen seiner führenden Rolle beim Januarstreik eingeleiteten Verfahrens wegen Landesverrats – das zu keiner Verurteilung führte – schrieb Baier an Karsten: „Hätte ich das gewußt, so hätte ich die Finger davon gelassen und die Masse der Streikenden allein schalten und walten lassen. Ich wollte die Leute zur Wiederaufnahme der Arbeit bewegen und für diesen guten Willen soll ich nun bestraft werden.“²⁵ Diese wenig revolutionär klingende Einstellung war durchaus repräsentativ für die Führung der Nürnberger USPD, was die Breite der dortigen Ausstandsbewegung erst recht erklärungsbedürftig macht.

Zum chronologischen Ablauf: Dem USPD-Mitglied Georg Lowig²⁶ gelang es am Morgen des 28. Januar, einen erheblichen Teil der Belegschaft der Metallwarenfabrik der Gebrüder Bing, einer der

²³ R. MÜLLER, Vom Kaiserreich zur Republik, S. 147.

²⁴ Zum Januarstreik in Nürnberg siehe Werner BOLDT, Der Januarstreik 1918 in Bayern mit besonderer Berücksichtigung Nürnbergs, in: Jahrbuch für Fränkische Landesforschung XXV (1965), S. 5-42 und K.-D. SCHWARZ, Weltkrieg und Revolution, S. 238-250.

²⁵ J. Baier an A. Karsten (Abschrift) vom 7.3.1918. (StdANü, C 7/V 5099).

²⁶ Lowig, Georg Martin, geb. 12.9.1888 in Nürnberg, Schlosser, Büroangestellter, Angestellter der Ortskrankenkasse, Beitritt zur USPD, dort Führer der Jugendkommission, 1918 am Januarstreik in Nürnberg führend beteiligt, daraufhin Einleitung eines Strafverfahrens, 1918/1919 Mitglied des Arbeiter- und Soldatenrates in Nürnberg sowie des Landesarbeiterrates und des provisor. Nationalrates in Bayern, Jan. 1919 Kandidatur für die USPD zum Bayr. Landtag, ab März 1919 Vertreter der Arbeiterräte bei der Kreisregierung von Mittelfranken, ab Juni 1919 Mitglied des Kreistages von Mittelfranken, 1919-1933 Stadtrat in Nürnberg, 1918-1922 im Vorstand der USPD in Nürnberg, ab Nov. 1920 Mitglied der Kreisleitung der USPD in Mittelfranken, 1922 Übertritt zur SPD, 2. Vorsitzender der SPD in Nürnberg, Funktionär der Eisernen Front und des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold, bis 1933 Vorsitzender der SPD in Nürnberg und Vorsitzender der SPD-Stadtratsfraktion, 1933 verhaftet, ab Juni 1933 im KZ Dachau, 1945 am Wiederaufbau der SPD in Nürnberg beteiligt, 1945-1962 Landrat des Kreises Nürnberg-Land, gest. 13.12.1967 in Altdorf bei Nürnberg.

größten Betriebe am Ort, mit einer Ansprache zur Arbeitseinstellung zu bewegen.²⁷ Dabei erwies sich die Streikbereitschaft bei den Frauen größer als bei den Männern (der Unabhängige Willy Werber²⁸ erklärte dazu: „Die Kollegen sind z. T. rückständiger als die Fabrikproletarierinnen“²⁹). Die USPD gab die Parole aus: „Der internationale Generalstreik ist ausgebrochen. Arbeiter aller Länder demonstrieren für den Völkerfrieden.“³⁰ Der mit Transparenten versehene Demonstrationzug der Streikenden, dem es zunächst nicht gelang, weitere Belegschaften zum Anschluss zu bewegen (obwohl die Polizei nicht eingriff), endete am Egidienplatz. Dort rief Baier in einer Ansprache zur Ruhe auf – eine Anklage der Politik der Reichsregierung unterblieb völlig –, wurde zum Leiter der Bewegung bestimmt und verwies auf eine weitere Versammlung am Nachmittag. Daraufhin begab sich eine sechsköpfige USPD-Delegation, darunter neben Baier auch der Ortsvorsitzende Steinmetz, zum Rathaus. Gegenüber dem Polizeireferenten erklärte Steinmetz zunächst, „sie wünschten in erster Linie, daß die Ordnung in der Stadt aufrecht erhalten würde und daß die Polizei sich nicht anders verhalten solle, als dies bisher geschehen sei.“³¹

Zur Streikbewegung hielten die Unabhängigen fest: „Unsere Ortsgruppe hat die heutige Volksbewegung nicht veranlaßt, aber nach Verständigung von derselben die Leitung übernommen.“³² Außerdem forderten sie, den Reichstag einzuberufen und die Mitwirkung der Arbeiter bei der Lebensmittelzuteilung. Zuletzt beantragte die Delegation eine Demonstration für den folgenden Tag, bei der sie einen eigenen Ordnungsdienst einsetzen wollte, der „radaulustige Elemente“ der Polizei übergeben sollte; als Redner sollte dort ein Reichstagsabgeordneter der USPD auftreten.³³ Der Polizeireferent verwies auf die Zuständigkeit des Reiches für einen Teil der Forderungen; hinsichtlich der Versammlungserlaubnis kamen Militär- und Zivilbehörden überein, die Demonstration nicht zu genehmigen, jedoch zu tolerieren, wobei gegen die Initiatoren juristisch vorgegangen werden sollte. Trotz des bis dahin völlig friedlichen Verlaufes des Streiks wurden militärische Vorsichtsmaßnahmen gegen eventuelle Unruhen getroffen.

²⁷ Die Urheberschaft Lowigs an dem Ausstand blieb den Behörden zunächst unbekannt und kam erst durch eine Anzeige des Christlichen Gewerkschaftskartells ans Licht.

²⁸ Werber, Wilhelm, geb. 9.11.1878 in Dömitz (Mecklenburg), wohnhaft in Nürnberg, Fliesenleger, Beitritt zum Bauarbeiter-Verband, 1917 Beitritt zur USPD, Juni 1917 bis Jan. 1918 als Reklamierter in Betrieb in Augsburg tätig, 1918 am Januarstreik in Nürnberg führend beteiligt, 29.1.1918 kurzzeitig festgenommen, Verfahren später eingestellt, 1919 Mitglied des Arbeiter- und Soldatenrates in Nürnberg, 1919 Vorsitzender der Erwerbslosen-Kommission in Nürnberg, Delegierter auf dem USPD-Parteitag im März 1919, 26. April 1919 aus politischen Gründen verhaftet, Juni 1919 Verurteilung zu einer Geldstrafe, 1919-1924 Stadtrat in Nürnberg, Okt. 1920 Übertritt zur KPD, Funktionär der KPD in Nürnberg, 1930 Übertritt zur KPO.

²⁹ W. Werber an H. Brandler vom 28.2.1919. (KrA, StellvGenKdo III. AK 202).

³⁰ K.-D. SCHWARZ, Weltkrieg und Revolution, Zitat: S. 241f.

³¹ StdMag Nü an MInn vom 28.1.1918. (HstAM, MInn 66283).

³² K.-D. SCHWARZ, Weltkrieg und Revolution, Zitat: S. 240.

³³ Baier hatte nach der Versammlung am Vormittag des 28.1.1918 an den USPD-Vorsitzenden Haase telegraphiert und um die Entsendung eines Reichstagsabgeordneten nach Nürnberg gebeten.

Noch am Nachmittag des gleichen Tages gewann die Bewegung an Breite, krankte jedoch immer noch am Fehlen einer entschlossenen Führung; 7000 Arbeiter aus zahlreichen Betrieben, die sich inzwischen dem Ausstand angeschlossen hatten, versammelten sich zu einer weiteren Kundgebung auf dem Egidienplatz, wo erneut Baier eine Ansprache hielt. Darin forderte er eine „Durchkreuzung“ der Pläne der Vaterlandspartei, die Freilassung Liebknechts sowie „Freiheit, Friede und Brot“; gleichzeitig rief er die Versammelten dazu auf, „größte Ruhe und Disziplin“³⁴ zu wahren. Nachdem der erste Streiktag schon bewiesen hatte, „daß von den Unabhängigen in Nürnberg nichts zu befürchten war, am wenigsten die Revolution“³⁵, lag eine Kooperation mit der MSPD ganz im Interesse der Unabhängigen, um die eigene Konzeptlosigkeit zu überspielen und das Fehlen eines Organisationsapparates zu kompensieren.

Die Nürnberger MSPD-Führung, die, wie der Stadtmagistrat konstatierte, „durch den Verlauf der Angelegenheit selbst äußerst überrascht“³⁶ war, stand einem gemeinsamen Vorgehen sogar aufgeschlossen gegenüber, was zu einem Sonderfall hinsichtlich des Streikverlaufs führte;³⁷ diese Ausnahme hatte in der bereits geschilderten Affinität der örtlichen Partei gegenüber allen Ausgleichsbemühungen ebenso seine Basis wie im moderaten Kurs der USPD. Noch am Abend des 28. Januar einigten sich Vertreter der beiden sozialdemokratischen Parteien im Café Merk, dem Hauptquartier der USPD, darauf, der Bewegung durch eine gemeinsame Proklamation die Richtung vorzugeben. Für den Fall, dass weitere Instruktionen aus Berlin ausblieben, wurde die Beendigung des Streiks am Abend des darauffolgenden Tages beschlossen. Zum Verfasser des gemeinsamen Flugblattes von MSPD, USPD und den Freien Gewerkschaften Nürnbergs, das in der Nacht zum 29. Januar gedruckt und verteilt wurde,³⁸ erkor man wohl nicht zufällig Adolf Braun.³⁹ Im Ton gewohnt moderat, stand der von Braun formulierte Forderungskatalog substanziell dem Berliner Programm der „Revolutionären Obleute“ kaum nach.⁴⁰ Allein die zentrale Forderung nach einem Verständigungsfrieden, zu dessen Feinden explizit nicht nur die Vaterlandspartei, sondern auch Reichsregierung und –kanzler gezählt wurden, und das Insistieren auf einer Verfassungsreform in Bayern

³⁴ StdMag Nü an MIInn vom 28.1.1918. (HstAM, MIInn 66283).

³⁵ K.-D. SCHWARZ, *Weltkrieg und Revolution*, S. 245.

³⁶ StdMag Nü an MIInn vom 28.1.1918. (HstAM, MIInn 66283).

³⁷ Zu einer vergleichbaren Kooperation zwischen MSPD und USPD kam es (vom benachbarten Fürth abgesehen), so weit ersichtlich, nur noch in Hamburg. (Vgl. MILLER, *Burgfrieden und Klassenkampf*, S. 378, Fn. 36).

³⁸ Die Verteiler des Flugblattes wurden teilweise festgenommen. (Vgl. StdMag Nü an Reg von Mfr vom 29.1.1918; HstAM, MIInn 66283).

³⁹ Vgl. Original des Flugblattes. (KrA, MKr 253).

⁴⁰ Klaus-Dieter Schwarz stellt zwar zu Recht fest, dass „keine einzige sozialistische Forderung“ erhoben wurde, erkennt jedoch völlig den dennoch revolutionären Charakter der Forderungen. Die Einschätzung, „das Programm [bewegte] sich im großen und ganzen auf der Linie der Reichstagsmehrheit“ (*Weltkrieg und Revolution*, S. 247), geht an den Tatsachen völlig vorbei. Für einen Frieden „ohne Annexionen und Kontributionen“ sowie eine diesen Namen verdienende Verfassungsänderung war im Reichstag eben keine Mehrheit mobilisierbar, selbst von der MSPD wurden diese Forderungen nicht entschlossen vertreten.

und Preußen (Abschaffung des Dreiklassenwahlrechts) hatten faktisch systemsprengenden Charakter und waren bei realistischer Betrachtung mit dem Burgfriedenskurs der MSPD-Führung nicht kompatibel, sondern lagen voll auf der Linie des rechten USPD-Flügels.⁴¹ Das Flugblatt schloss mit dem Aufruf zu einer gemeinsamen Großkundgebung am 29. Januar.

Am Morgen dieses Tages konferierten erneut die Führer von MSPD und USPD; nachdem kein Abgesandter aus Berlin eingetroffen war, wurde der Abbruch des Streiks beschlossen und die Auswahl der Redner für die bevorstehende Versammlung festgelegt. Deren Genehmigung verweigerte Oberbürgermeister Geßler, der dabei im Magistrat einstimmige Unterstützung fand. Der MSPD-Vertreter Treu hatte sich dort zunächst *für* eine Genehmigung ausgesprochen, damit „die Bewegung in aller Ruhe verlaufe“⁴²; seine Fraktion sprach sich dann jedoch paradoxerweise *gegen* die Erlaubnis für eine Demonstration aus, zu der die eigene Partei per Flugblatt aufgerufen hatte. Insgesamt sahen die staatlichen Autoritäten mit Recht keinen Anlass, sich ernsthaft bedroht zu fühlen (was möglicherweise auch erklärt, warum im November die Behörden die Gefahr eines drohenden Umsturzes verkannten). Zum Zeitpunkt der Magistratsberatungen hatten sich bereits zahlreiche Demonstranten versammelt,⁴³ zu denen Süßheim, Adolf Braun, und Schneppenhorst (alle MSPD) sowie die Unabhängigen Baier, Lowig und Karl Körner⁴⁴ sprachen. Die Reden bewegten sich inhaltlich auf der Linie des von Braun verfassten Flugblattes; es wurde „dem Wunsche nach baldigem Frieden, durchgreifender Reform des Wahlrechts, Aufhebung des Belagerungszustandes und besseren Ernährungsmöglichkeiten Ausdruck verliehen.“⁴⁵ Abschließend folgte der Aufruf zur Wiederaufnahme der Arbeit am kommenden Tag; ein ruhig verlaufender Demonstrationzug schloss die Bewegung ab. Die USPD verteilte noch Handzettel, auf denen es hieß: „Wir danken Euch für Eure glänzende Disziplin und für Eure ausnahmslose Solidarität. Wir sind überzeugt, daß ihr stets auf dem Posten sein werdet, wenn es gilt für Frieden und Freiheit zu wirken.“⁴⁶

Eine Delegation von MSPD und USPD trug im unmittelbaren Anschluss an die Demonstration ihre Anliegen dem Oberbürgermeister vor, der seine Zuständigkeit bestritt und nur vage Zusagen

⁴¹ Die weiteren Punkte wie Verlangen nach freier Meinungsäußerung, Aufhebung des Belagerungszustandes und der Zensur, Presse- und Versammlungsfreiheit, Freilassung Liebknechts und aller anderen politischen Gefangenen bekräftigen diese Einschätzung noch.

⁴² BOLDT, Januarstreik in Bayern, in: Jahrbuch für Fränkische Landesforschung XXV (1965), S. 5-42, Zitat: S. 11.

⁴³ Der Bericht des Stadtmagistrats Nürnberg schätzt die Teilnehmerzahl auf 10-30000 (vgl. StdMag Nü an Reg von Mfr vom 29.1.1918; HstAM, MInn 66283). Boldt geht von 20000 Teilnehmern aus (vgl. Januarstreik in Bayern, in: Jahrbuch für Fränkische Landesforschung XXV (1965), S. 5-42, hier: S. 11).

⁴⁴ Körner, Karl, geb. 13.3.1883 in Nürnberg, Schreiner, Beitritt zur USPD, 1918 am Januarstreik in Nürnberg führend beteiligt, ab 1919 Stadtrat in Nürnberg, 1920 Mitglied im Vorstand der USPD in Nürnberg, ab April 1921 2. Vorsitzender der USPD in Nürnberg, 1922 Übertritt zur SPD.

⁴⁵ NüVZ Nr. 25 vom 30.1.1918.

⁴⁶ Handzettel abgedruckt in: Bericht des StdMag Nürnberg an Reg von Mfr vom 29.2.1918. (HstAM, MInn 66283).

hinsichtlich der Maßregelung von Streikteilnehmern machte. Noch am gleichen Tag kam es mit der Verhaftung des Unabhängigen Franz Xaver Büchs⁴⁷, der Flugblätter verteilt und Streikbrecher beschimpft hatte, zu einem polizeilichen Einschreiten, das weitere Maßnahmen erwarten ließ.⁴⁸ Am Abbruch der Bewegung änderte dies nichts. Insgesamt hatten sich in Nürnberg ungefähr 42000 Arbeiter aus über 120 Betrieben am Streik beteiligt.⁴⁹

Am 30. Januar wurde die Arbeit wie geplant überall wieder aufgenommen. Den kursierenden Gerüchten, denen zufolge der Streik am Montag (4. Februar) wieder ausgerufen werden sollte, traten die beiden sozialdemokratischen Parteien mit einer gemeinsamen Erklärung entgegen.⁵⁰ Nicht nur das: Sie kamen sogar überein, zukünftig nur noch *gemeinsam* Veranstaltungen durchzuführen (diese Regelung wurde letztlich allerdings nicht umgesetzt). „Der Januarstreik hat also in Nürnberg nicht die Fronten zwischen SPD und USPD versteift, sondern im Gegenteil die Solidarität der Sozialdemokraten untereinander wiederhergestellt.“⁵¹ Dabei handelte es sich allerdings nur um ein zeitlich und räumlich begrenztes Phänomen, das potenzielle Möglichkeiten aufzeigte, an der Gesamtsituation im Streit der Parteien aber wenig änderte.

Bei der Analyse von Ursachen und Verlauf des Streiks erkannten die Behörden dessen exzeptionellen Charakter durchaus; die Regierung von Mittelfranken stellte dazu fest: „Es handelte sich um eine ganz außergewöhnliche, nach Zweck, nach Zeitlage, Entstehungsart und Verlauf von anderen Arbeitseinstellungen völlig verschiedene Erscheinung. [...] Der Massenausstand war eine politische Bewegung, die über den Rahmen einer Stadt weit hinaus ging.“⁵² Dass die Bewegung von der USPD „mindestens stark beeinflusst“⁵³ war, stand dabei außer Zweifel.⁵⁴ Ebenfalls erkannt wurde

⁴⁷ Büchs, Franz Xaver, geb. 18.4.1889 in Augsburg, Maschinenschlosserlehre, ab 1910 in Nürnberg, 1910 Beitritt zur SPD, Kriegsteilnehmer, Kriegsinvalide, 1917 Übertritt zur USPD, Einkassierer der USPD in Nürnberg, 1918 am Januarstreik in Nürnberg beteiligt, 29.1.1918 Festnahme, nach kurzer Zeit Freilassung, 1918/19 Mitglied des Arbeiter- und Soldatenrates in Nürnberg, Kommandant der Arbeitergarde Nürnberg, Feb./März 1919 Mitglied des bayer. Rätekongresses, ab Okt. 1920 Vorsitzender des Arbeiterselbstschutzes in Nürnberg, Delegierter auf dem USPD-Parteitag 1920, Ende 1920 Übertritt zur KPD, Ko-Vorsitzender der KPD in Nürnberg, ab 1923 hauptamtlich für KPD tätig, Jan. 1924 in Stuttgart verhaftet, daraufhin Verurteilung zu 6 Monaten Gefängnis wegen illegaler Parteiarbeit, April 1924 vorzeitige Entlassung, Mai 1924 erneute kurzzeitige Verhaftung, MdL 1924-1932, ab 1926 Mitgesellschafter der *Neuen Zeitung* in München, März 1930 Mitbegründer der KPO-Ortsgruppe in Nürnberg, daraufhin Ausschluss aus der KPD, Juni 1930 Übertritt zur SPD, ab 1932 Inhaber eines Zigarrengeschäfts in Nürnberg, 1933 wiederholt in Haft, Mitglied einer oppositionellen Gruppe in Nürnberg, Juni 1940 erneute Verhaftung durch Gestapo, 22.6.1940 angeblich Selbstmord in Haft, mutmaßlich ermordet.

⁴⁸ Vgl. I. Staatsanwalt beim Landgericht Nürnberg an StellvGenKdo III. AK vom 30.1.1918. (KrA, StellvGenKdo III. AK 164/II).

⁴⁹ Diese Angabe bezieht sich auf die Stadt Nürnberg (vgl. WBer des RegPräs von Mfr vom 3.2.1918; HstAM, MIInn 66283), zu kleineren Arbeitsniederlegungen kam es auch im Bereich des Bezirksamts Nürnberg (vgl. BA Nü an MIInn vom 2.2.1918; ebd.). Ein Bericht des Beauftragten des Bayr. Kriegsministeriums beim Preuß. Kriegsministerium geht für Nürnberg sogar von mindestens 50000 Streikenden aus (vgl. Bericht an Bayr. MKr vom 4.2.1918; KrA, MKr 252).

⁵⁰ Vgl. FT Nr. 28 vom 2.2.1918.

⁵¹ K.-D. SCHWARZ, *Weltkrieg und Revolution*, S. 250.

⁵² RegPräs von Mfr an MIInn vom 31.1.1918. (HstAM, MA 92745).

⁵³ MIInn an RegPräsidiien vom 8.3.1918. (Ebd.).

die neue Qualität, die sich durch den Beitritt der Mehrheitssozialdemokratie ergab, was den Aus-stand bezüglich der zahlenmäßigen Beteiligung zu einem „vollen Erfolg“⁵⁵ werden ließ. Besonders würdigten die Behörden dabei die Bemühungen der MSPD um eine Beendigung des Streiks und die Zurückhaltung der Ordnungskräfte, wodurch es gelang, eine Verschärfung der Situation zu vermeiden.

Die Bilanz aus der Sicht der Arbeiterparteien war ambivalent. Die *Fränkische Tagespost* sah sich durch die einheitliche Aktion der beiden Parteien in ihrem auf die Einigung abzielenden Kurs verständlicherweise bestätigt.⁵⁶ Die Nürnberger MSPD hatte sich durch ihre deutschlandweit (fast) einzigartige Beteiligung an der Organisierung des Streiks keine Blöße gegenüber den Vorwürfen der USPD gegeben und ein besseres Gespür für die Stimmung an der Basis bewiesen als die Parteigenossen andernorts.⁵⁷ Im örtlich überschaubaren Rahmen hatten die Arbeiterparteien vorexerziert, welches Potenzial aus einem gemeinsamen Vorgehen erwachsen konnte (das galt zumindest für die Menge der Teilnehmer, weniger für die Wirksamkeit der Aktionen). Für die Nürnberger USPD stellte sich die Lage nach dem Streikende dagegen anders dar. Ihre Führer hatten sich weitgehend als „Dilettanten“⁵⁸ erwiesen; die von ihnen zu verantwortenden konzeptionellen und organisatorischen Defizite konnten durch die Einbeziehung der MSPD gerade noch einmal überdeckt werden, nachdem die aus Berlin erbetene Unterstützung (an die sich wohl völlig überzogene Hoffnungen knüpften) ausgeblieben war. Es hatte sich – nicht zuletzt durch die Abwesenheit von Josef Simon⁵⁹ - ein „Mangel der USPD an geeigneten Führungskräften und großen Rednern“⁶⁰ offenbart, dem abzu-helfen kurzfristig wenig Aussicht bestand, zumal die örtliche MSPD durch ihren vergleichsweise „linken“ Kurs eine hohe Integrationskraft bewies. Gerade das im Vergleich zu München span-nungsarme Verhältnis zwischen den beiden konkurrierenden Parteien verbaute der USPD Ansatz-punkte für eine wirksame Agitation. Von einem „Programm“ zur Durchführung eines Staatsum-sturzes konnte bei der Nürnberger USPD überhaupt keine Rede sein, es fehlte schon am entspre-

⁵⁴ Der Stadtmagistrat Nürnberg vertrat dabei eine Verschwörungstheorie: „Die Urheber-schaft am Streik im Allgemeinen ist wohl der dabei unter dem Einfluß ausländischer Gesinnungsgenossen stehenden unabhängigen sozialdemokratischen Partei zuzuschreiben.“ (StdMag Nü an StellvGenKdo III. AK vom 19.3.1918; KrA, StellvGenKdo III. AK 164/II).

⁵⁵ KastNü an MKr vom 30.1.1918. (KrA, MKr 252).

⁵⁶ Vgl. FT Nr. 24 vom 29.1. und Nr. 25 vom 30.1.1918.

⁵⁷ Ob die Beteiligung von MSPD und Freien Gewerkschaften in Nürnberg echter Überzeugung entsprungen oder nur aus taktischen Gründen erfolgt war, „um die Gefolgschaft der Massen nicht noch mehr zu verlieren“ (Bericht des StellvGenKdo III. AK über die Volksstimmung im Januar 1918; KrA, MKr 12846), muss vorerst offen bleiben.

⁵⁸ K.-D. SCHWARZ, *Weltkrieg und Revolution*, S. 244.

⁵⁹ Wo sich Josef Simon während des Streiks aufhielt und welche Haltung er zu der ganzen Bewegung einnahm, bleibt leider völlig unklar, da die vorhandenen Quellen dazu keinerlei Auskunft geben.

⁶⁰ So die retrospektive Einschätzung des Parteimitglieds August Meier. (KRÖMKER, *Die Nürnberger USPD*, in: STADTARCHIV NÜRNBERG (Hrsg.), *75 Jahre SPD-Stadtratsfraktion Nürnberg*, S. 41-53, Zitat: S. 51).

chenden Willen hierzu. Eine weitere Schwächung der Unabhängigen brachten schließlich die durch den Streik hervorgerufenen Repressionsmaßnahmen.

6.1.3 Fürth

Angesichts der räumlichen Nähe und der engen Kontakte innerhalb der Organisationen der Arbeiterbewegung kann die Koinzidenz der Ereignisse in Nürnberg und Fürth kaum überraschen.⁶¹ Auch in Fürth begann der Streik am 28. Januar, als es dem USPD-Vorsitzenden Hopf gelang, den größten Teil der Belegschaft der Munitionsfabrik Stadeln zur Arbeitseinstellung zu bewegen.⁶² Die Forderungen, die Hopf auf der anschließenden Versammlung im Lindenhain vortrug, waren mit den in Nürnberg erhobenen weitgehend identisch; sie wurden von einer Delegation, der neben Hopf die Unabhängigen Johann Fischer, der Gemeindebevollmächtigte⁶³ Peter Koch und Karl Vogt⁶⁴ angehörten, im Rathaus dem 2. Bürgermeister vorgetragen.⁶⁵ Bei einer erneuten Kundgebung am gleichen Ort versammelten sich am Nachmittag ungefähr 6000 Personen; Koch erklärte hier, es „gelte in erster Linie, dem Menschenmorden ein Ende zu machen. Dies ist Pflicht und Aufgabe des werktätigen Volkes.“⁶⁶ Die Versammelten versuchten anschließend, weitere Belegschaften für ihre Anliegen und ihr Vorgehen zu gewinnen.

Am Vormittag des folgenden Tages kam es wiederum zu einer Demonstration; inzwischen hatten sich auch die Führer der örtlichen MSPD der Bewegung angeschlossen.⁶⁷ Dadurch beteiligte sich - wie in Nürnberg - ein großer Teil der Arbeiterschaft.⁶⁸ Unter großer Zustimmung forderte Koch die Verbesserung der Lebensmittelversorgung sowie einen Friedensschluss ohne Annexionen und Reparationen, damit den politischen Charakter der Aktion unterstreichend. Nachdem am Nachmittag noch einmal eine Kundgebung vor dem Rathaus stattgefunden hatte, wurde der Streik beendet durch den gemeinsamen Beschluss von MSPD, USPD und Gewerkschaften, sich der Nürnberger

⁶¹ Zum Januarstreik in Fürth siehe BOLDT, Januarstreik in Bayern, in: Jahrbuch für Fränkische Landesforschung XXV (1965), S. 5-42, hier: S. 13; SPD-KREISVERBAND FÜRTH (Hrsg.), 120 Jahre SPD Fürth, Fürth 1992, S. 23 und Walter BAUER (Hrsg.), Die Revolution 1918/1919 in Fürth. Erster Weltkrieg – Revolution – Räterepublik, Fürth 1989, S. 18f.

⁶² Zum Verlauf des 28.1.1918 in Fürth siehe StdMag Fürth an StellvGenKdo III. AK vom 28.1.1918. (KrA, StellvGenKdo III. AK 164/II).

⁶³ Die Gründung einer eigenen USPD-Fraktion im Fürther Kollegium der Gemeindebevollmächtigten erfolgte erst im März 1918 (siehe unten Kap. 6.4.), Koch scheint jedoch schon um diese Zeit der USPD angehört zu haben, da er in seiner Rede vom 29.1.1918 deren Verdienste hervorhob (vgl. W. BAUER (Hrsg.), Revolution in Fürth, S. 18).

⁶⁴ Vogt, Karl, geb. 11.2.1884 in Schillingsfürst, Mechaniker, Beitritt zur USPD, 1918 am Januarstreik in Fürth beteiligt, 1918/19 Mitglied des Arbeiter- und Soldatenrates in Fürth, dort Mitglied des Vollzugsausschusses, ab 1919 Stadtrat in Fürth, 1920 Übertritt zur KPD.

⁶⁵ Zum Forderungskatalog der Delegation siehe StdMag Nü an MIInn vom 28.1.1918. (HstAM, MIInn 66283).

⁶⁶ StdMag Fürth an StellvGenKdo III. AK vom 28.1.1918. (KrA, StellvGenKdo III. AK 164/II).

⁶⁷ Zum Verlauf des 29.1.1918 in Fürth siehe StdMag Fürth an StellvGenKdo III. AK vom 30.1.1918. (Ebd.).

Entwicklung anzuschließen. Zuvor hatten die „Abordnungen [...] unzweideutig und eindringlich zum Ausdruck [gebracht], dass bei Nichterfüllung der Forderungen schärfere Massnahmen der Arbeiter bevorstünden.“⁶⁹ Wie wenig Substanz diese Drohungen (vorerst) hatten, zeigten die nächsten Monate.

6.1.4 Schweinfurt

In der unterfränkischen USPD-Hochburg Schweinfurt brach der Streik erst am 30. Januar aus, als mehrere tausend Rüstungsarbeiter einem per Handzettel verteilten Aufruf folgten.⁷⁰ Als Ursachen nannte der Stadtmagistrat die Gründung einer Ortsgruppe der Vaterlandspartei und den Vortrag des USPD-Vorsitzenden Ledebour wenige Wochen zuvor. An der Organisation des Streiks waren die USPD-Mitglieder Kaspar Starz und Karsten führend beteiligt; letzterer hielt am Nachmittag jenes Tages auf dem Marktplatz vor ungefähr 3000 Zuhörern eine Ansprache,⁷¹ in der er einen Verständigungsfrieden forderte. Zum Abschluss rief er seine Zuhörer zu Ruhe und Ordnung auf, nicht ohne der Regierung im Falle einer Nichtberücksichtigung der Forderungen der Arbeiterschaft verklausuliert mit der Revolution zu drohen.⁷² Der Versammlung schloss sich ein Umzug durch die Stadt an, der ohne Störungen verlief.⁷³ (Karsten wurde von den Versammelten beauftragt, ihre Forderungen an den Reichskanzler zu telegraphieren.⁷⁴) Am folgenden Tag wurde die Arbeit dann in allen Betrieben wieder aufgenommen.⁷⁵

Trotz des recht harmlos wirkenden Verlaufes des Streiks vor Ort und trotz der bald einsetzenden Verfolgungsmaßnahmen gegenüber der Schweinfurter USPD zog Starz ein positives Fazit der Bewegung: „Es waren sämtliche Betriebe still gestanden. Die Sache konnte nicht besser klappen. Deshalb auch die Wut der Gegner, bes.[onders] unserer ‘waschechten’ Reg.[ierungs]Soz.[ialisten].“⁷⁶

⁶⁸ Der Wochenbericht des Regierungspräsidenten von Mittelfranken vom 3.2.1918 gibt für Fürth die Zahl von 2200 Streikenden (bei insgesamt 10-12000 ortsansässigen Arbeitern) an, dazuzurechnen sind noch 2000 Streikende der im Bezirksamt Fürth gelegenen Munitionsfabrik Stadeln (HstAM, MIInn 66283).

⁶⁹ StellvGenKdo III. AK an MIInn vom 31.1.1918. (KrA, MKr 253).

⁷⁰ Zum Streikverlauf in Schweinfurt siehe BOLDT, Januarstreik in Bayern, in: Jahrbuch für Fränkische Landesforschung XXV (1965), S. 5-42, hier: S. 14 und StdMag Schweinfurt an Reg von Ufr vom 30.1.1918 (HstAM, MIInn 66283).

⁷¹ Die Zahl der Streikenden wurde auch amtlich mit 3000 angegeben. (Angabe aus Bericht des PrRef des MKr vom 25.2.1918; HstAM, MK 19289).

⁷² Vgl. Inhaltsangabe der Rede von Karsten am 30.1.1918. (KrA, MKr 253).

⁷³ Siehe dazu auch *Schweinfurter Tagblatt* Nr. 26 vom 31.1.1918.

⁷⁴ Die übermittelten Forderungen lauteten: „Wir verlangen sofortiges Friedensangebot ohne Annexionen und ohne Kriegsentschädigung auf Grund des Selbstbestimmungsrechts der Völker, Zuziehung von Arbeitervertretern aus allen Ländern zu den Friedensverhandlungen, sofortige Aufhebung des Belagerungszustandes, völlige Presse- und Versammlungsfreiheit, sofortige Entlassung aller wegen politischer Handlungen Verurteilten und Verhafteten.“ (PEITZOLD u. a., Deutschland und der Erste Weltkrieg, Bd. 3, Zitat: S. 132).

⁷⁵ Vgl. BA Schweinfurt an MIInn vom 31.1.1918. (HstAM, MIInn 66283).

⁷⁶ K. Starz an J. Baier (handschriftl.) vom 21.3.1918. (StdANü, C 7/V 5099a).

Die USPD verbuchte in Schweinfurt den Streikverlauf also nicht nur ganz allgemein als Mobilisierungserfolg der Arbeiterschaft, sondern speziell auch als Demonstration gegenüber der MSPD. Ein gemeinsames Vorgehen stand hier vorerst nicht zur Debatte.

6.1.5 *Übriges Nordbayern*

In weiteren Orten Frankens kam es – mit der Ausnahme von Alexanderhütte (Bezirksamt Teuschnitz)⁷⁷ - offenbar zu keinen Versuchen, eine Streikbewegung in Gang zu setzen. Trotz der vergleichsweise starken Position der USPD im Raum Hof kam es dort zu keinen Aktionen.⁷⁸ Eine Vertrauensmännerversammlung von MSPD und Gewerkschaften in Würzburg bekundete am 2. Februar den Streikenden im Reich lediglich „ihre herzliche Sympathie“⁷⁹; von den örtlichen Unabhängigen war nichts zu vernehmen. In Aschaffenburg blieb es ebenfalls ruhig. In der Oberpfalz hatte die USPD bis zu diesem Zeitpunkt ohnehin noch nicht Fuß fassen können.

6.1.6 *München*

Ganz anders lagen die Verhältnisse in München. Nachdem Eisner im Dezember 1917 in Berlin die Parteispitze der USPD vergeblich zum „Losschlagen“ gedrängt hatte, war dort wenig später ein Stimmungsumschwung eingetreten.⁸⁰ Die kompromisslose Haltung der deutschen Verhandlungsdelegation in Brest-Litowsk hatte zusammen mit dem Einfluss der in der Hauptstadt dominierenden radikalen Strömung in der Arbeiterschaft die Bereitschaft gestärkt, sich an einer Massenbewegung zu Gunsten eines „Friedens ohne Annexionen und Kontributionen“ zu beteiligen. Eisner eilte umgehend wieder nach Berlin, um im Zentrum des Geschehens zu sein. USPD-Führung und „Revolutionäre Obleute“ einigten sich schließlich auf die Durchführung eines dreitägigen Demonstrationstreiks, dessen genauer Termin noch nicht feststand, als Eisner die Heimreise nach München antrat.⁸¹ Wenn auch dieser Beschluss Eisners Erwartungen nicht gänzlich erfüllte, so agitierte er

⁷⁷ Die Arbeiter der Glaswerke Alexanderhütte und Tettaugrund hatten beschlossen, am 30.1.1918 in den Streik zu treten, um für den Frieden zu demonstrieren. Die Initiative hierzu ging von der dort bereits im Juli 1917 gebildeten USPD-Ortsgruppe aus, während die örtliche MSPD keine Unterstützung gewährte. Bei einer nochmaligen Versammlung kam, auch unter der Drohung einer Einziehung zum Militärdienst, keine Mehrheit für einen Ausstand mehr zustande, der dann auch unterblieb. (Vgl. BA Teuschnitz an Reg-Präs von Ofr vom 2.2.1918; StABA, K3 Präs. Reg. 1835 und BA Teuschnitz an StellvGenKdo III. AK vom 26.2.1918; KrA, StellvGenKdo III. AK 202).

⁷⁸ Vgl. WBer des RegPräs von Ofr vom 4.2.1918. (HstAM, MInn 66283).

⁷⁹ FV Nr. 29 vom 4.2.1918.

⁸⁰ Zum Streikverlauf in München siehe GRAU, Kurt Eisner, S. 332-342; ders., Die Münchner USP, S. 40-72; ders., Januarstreik in München, in: JENAL (Hrsg.), Gegenwart in Vergangenheit, S. 277-300; Christa HEMPEL-KÜTER/Hans-Harald MÜLLER, Ernst Toller: Auf der Suche nach dem geistigen Führer. Ein Beitrag zur Rekonstruktion der „Politisierung“ der literarischen Intelligenz im Ersten Weltkrieg, in: Literatur, Politik und soziale Prozesse. Studien zur deutschen Literatur von der Aufklärung bis zur Weimarer Republik. 8. Sonderheft. Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur, Tübingen 1997, S. 78-106, hier: S. 100-102; KÖGLMEIER, Rätegremien in Bayern, S. 10-22; F. SCHADE, Kurt Eisner, S. 45-49 und den Bericht über den Januarstreik 1918; abgedruckt in: DEUTSCHER METALLARBEITERVERBAND – VERWALTUNGSSTELLE MÜNCHEN, Geschäftsbericht 1918-1919, 1920, München o. J., S. 70-76.

⁸¹ Siehe dazu den Bericht Eisners. (Abgedruckt in: SCHMOLZE (Hrsg.), Revolution und Räterepublik, S. 45f).

umgehend wieder in revolutionärem Sinne. Auf einem „Diskussionsabend“ am 21. Januar 1918, der von 150 Personen besucht war, brachte er erneut unverblümt die Ziele seiner Partei zum Ausdruck, die anstrebe, „unbedingt und rückhaltlos die Monarchie zu stürzen“, wozu es nur ein Mittel gebe, „die heisserschnete, unausbleibliche und bald zu erwartende Revolution.“⁸² Damit ging er über die mit dem geplanten Streik verbundenen Forderungen der USPD-Reichstagsfraktion deutlich hinaus, was bei ihm aber wohl keinerlei Bedenken hervorgerufen haben dürfte. Auch seine „neue“ Partei verstand Eisner als Mittel zum Zweck, nicht als „Befehlszentrale“; und die Struktur der USPD erlaubte es einem Nonkonformisten wie Eisner, sich voll zu entfalten.

Über die Ziele des Streiks erklärte Richard Kaempfer später in seiner Vernehmung, „daß er ihn als Beginn einer großen Massenbewegung zur Herbeiführung eines Verständigungsfriedens und zur Verschiebung der inneren Machtverhältnisse betrachte. Die Regierung würde, wenn sie nachgäbe, einen Teil ihrer Macht einbüßen und auch weiteren Forderungen der Arbeiterschaft nachgeben müssen. Das letzte Ziel dieser Massenbewegung sei die Umgestaltung der inneren Staatsform in eine Demokratie. Der Streik sollte, wenn möglich, bis zur Erreichung dieses Ziels durchgeführt werden.“⁸³ Nach Intention seiner Urheber sollte es sich also um einen politischen Massenstreik handeln, wie er vor 1914 in Partei und Gewerkschaften kontrovers diskutiert worden war, der schließlich nicht mehr und nicht weniger als die Machtfrage stellte. Zumal unter den gegebenen Umständen handelte es sich dabei um eine revolutionäre Aktion. Hier sollte sich zeigen, was die Münchner USPD an politischer Wirkung zu mobilisieren vermochte – und wozu ihre Gegner noch fähig waren. Die Bewegung in der Landeshauptstadt nahm einen Verlauf, der sich gegenüber der bayerischen „Streikhochburg“ Nürnberg signifikant unterschied; die ablehnende Haltung der Münchner MSPD setzte hier dem Ausstand von vornherein engere Grenzen.

Nachdem Eisner nach seiner Rückkehr aus Berlin erfahren hatte, dass der 28. Januar als Termin des Streikbeginns festgelegt worden war, kam es am Samstag (26. Januar) in der Wohnung von Emilie Landauer zu einer von Kröpelin organisierten Besprechung der führenden Münchner Unabhängigen, bei der über den geplanten Streik beraten wurde.⁸⁴ Für den Sonntagvormittag setzte die USPD eine „ausserordentliche Vereinsversammlung“⁸⁵ in den Kolosseums-Bierhallen an, bei der Eisner

⁸² Bericht der ZPolSt Bayern an MKr vom 24.1.1918. (HstAM, MInn 66283).

⁸³ StellvGenKdo I. AK an StellvGeneralstab der Armee (Berlin) vom 31.3.1918. (KrA, MKr 253).

⁸⁴ Vgl. Bericht über C. Kröpelin vom Feb. 1918. (Ebd.).

⁸⁵ Abschrift des Handzettels der USPD, der zu dieser Versammlung einlud; darin hieß es: „Da die von der russischen sozialistischen Regierung angebahnten Friedensverhandlungen nicht vorwärts gehen, und die sogenannte ‘Volksvertretung’ gen. ‘Reichstag’ sich selbst auf Kommando von oben ausgeschaltet hat, ist es für jeden denkenden Sozialisten Pflicht, in diese Versammlung zu kommen“. (ZPolSt Bayern an MInn vom 26.1.1918; ebd.).

seine Anhänger über die angespannte politische Situation unterrichten sollte.⁸⁶ Auf der von nur 250 Personen besuchten Versammlung⁸⁷ ging Eisner auf das Flugblatt der Parteileitung vom 10. Januar ein,⁸⁸ dessen Inhalt er vortrug und kommentierte. Für den Fall des Streiks stellte Eisner einen konkreten Forderungskatalog auf (Herbeiführung eines Friedens ohne Annexionen und Kontributionen, Aufhebung des Belagerungszustandes und der damit verbundenen Restriktionen, Koalitionsfreiheit, Freilassung der politischen Gefangenen) und klagte den „Wahnsinn des Krieges“ an. Im Anschluss an die Versammlung wurde Eisner von Arbeitern der Krupp-Werke aufgefordert, am folgenden Tag (28. Januar) auf einer Betriebsversammlung in der Schwabinger Brauerei zu sprechen.

Diese wegweisende Versammlung war von zahlreichen Arbeitern besucht,⁸⁹ die den Versammlungsleiter Kurth (ein Funktionär des DMV) zwangen, nach dem MSPD-Redner Franz Schmitt auch die Streikbefürworter zu Wort kommen zu lassen. Eisner gelang es in einem einstündigen Vortrag, die Versammlungsteilnehmer für seine Haltung einzunehmen bzw. deren ohnehin schon vorhandener Aktionsbereitschaft eine Richtung vorzugeben.⁹⁰ Danach rief Sonja Lerch⁹¹ (ebenfalls USPD) dazu auf, „es den österreichischen und russischen Brüdern nachzumachen.“⁹² In der daraufhin verabschiedeten Resolution solidarisierten sich die Krupp-Arbeiter mit den Berliner Streikenden und forderten:

- „1. Die sofortige Aufhebung des Belagerungszustandes, der Zensur und aller sonstigen Beschränkungen der Presse.
2. Unbeschränkte Vereins- und Versammlungsfreiheit.
3. Unbeschränktes Koalitions- und Streikrecht.
4. Aufhebung des Arbeitszwangsgesetzes.

⁸⁶ Bereits am 21.1.1918 hatte Eisner auf einem Diskussionsabend über seine Berlinreise berichtet. (Vgl. Bericht des StellvGenKdo I. AK vom 9.2.1918; KrA, MKr 253 und O. V., Vorbereitung des Münchner Munitionsarbeiterstreiks vom Januar 1918. (Nach unveröffentlichten Geheimgakten.), in: *Süddeutsche Monatshefte* XXI (1924), H. 7, S. 26-32, hier: S. 27f.)

⁸⁷ Zu dieser Versammlung siehe Bericht an die PoldirM vom 27.1.1918 (HstAM, MInn 66283) und Bericht des Hilfsarbeiters Lorenz Reithmeier an die PoldirM vom 27.1.1918 (KrA, StellvGenKdo I. AK 1372).

⁸⁸ Zu diesem Flugblatt siehe Kap. 6.1.1.

⁸⁹ Grau spricht von 800-900 Besuchern (vgl. Der Januarstreik in München, in: JENAL (Hrsg.), Gegenwart in Vergangenheit, S. 277-300, hier: S. 292) während in der von der Versammlung verabschiedeten Resolution von „etwa 2000 Personen“ die Rede ist.

⁹⁰ In seinem Gefängnistagebuch (Eintrag vom 4.2.1918) schrieb Eisner über diese Versammlung: „So oft ich vom Streik sprach, jubelte alles; die Versammlung war von Anfang an so gestimmt, daß sie mehr mich als ich sie aufreizte; ich lieb ihrem dunklen Fühlen nur das Wort. Zum ersten Mal konnte ich wieder zu Massen sprechen.“ (Abgedruckt in: F. EISNER (Hrsg.), Sozialismus als Aktion, S. 60).

⁹¹ Lerch, Sarah Sonja, (geb. Rabinowitsch), geb. 5.1.1886 in Warschau, 1905 Mitglied des Arbeiter-Deputiertenrates in Odessa, 1908/9 Aufenthalt in Wien, 1909 Übersiedlung nach Frankfurt a. M., Beitritt zur SPD, 1910-1912 Aufenthalt in München und Gießen, Dez. 1912 Promotion (Philosophie), ab 1913 ständiger Wohnsitz in München, Tätigkeit als Lehrerin und Schriftstellerin, 1917 Übertritt zur USPD, 1918 am Januarstreik in München führend beteiligt, daraufhin verhaftet, 30.3.1918 Selbstmord im Gefängnis München-Stadelheim.

⁹² Bericht über den Januarstreik 1918; abgedruckt in: DMV-MÜNCHEN, Geschäftsbericht, S. 70-76, hier: S. 71.

5. Befreiung aller wegen politischer Betätigung Verurteilten und Inhaftierten, Niederschlagung aller politischen Prozesse.“⁹³

Damit stand der politische Charakter der Bewegung auch in München von vornherein außer Zweifel, wobei festgehalten werden muss, dass diese, in ihrem Kontext durchaus von allen Seiten als radikal empfundenen Forderungen, keinerlei genuin „sozialistische“ Qualität besaßen, sondern vom Leitbild einer liberalen und sozialen parlamentarischen Demokratie geprägt waren (wodurch der Charakter der Novemberrevolution bereits antizipiert wurde). Den Funktionären von MSPD und Gewerkschaften gelang es, die Versammlung aufzulösen, noch bevor ein Beschluss über eine Streikbeteiligung gefasst werden konnte (nachdem Schmitt noch einmal ausdrücklich vor „Übereilungen“⁹⁴ gewarnt hatte). Der hier gegebene Impuls für einen Streik zeigte jedoch eine Wirkung, die nicht mehr aufzuhalten war.

Am folgenden Tag (29. Januar) beschloss eine Versammlung von Vertrauensmännern der Krupp-Werke – in Anwesenheit Eisners, aber ohne dessen direkte Einwirkung⁹⁵ –, am Donnerstag, den 31. Januar, in den Streik zu treten. Erst dadurch war das Signal zum Übergreifen der reichsweiten Bewegung auf die Landeshauptstadt gegeben, wozu die örtliche USPD mangels festgefügter Kontakte zu den Arbeitern der Großbetriebe – wie sie in Berlin bestanden – nicht in der Lage gewesen war. Eisners Versuche, weitere Belegschaften – vor allem von Rüstungsbetrieben, die sich im Münchner Norden konzentrierten – für sich zu gewinnen, stießen erwartungsgemäß auf den Widerstand von MSPD und Gewerkschaften, erzielten jedoch trotzdem einige weitere Erfolge. „Andererseits ist nicht zu übersehen, daß das Konzept der Mehrheitssozialdemokraten in weiten Teilen aufging, daß sie es letztlich waren, die eine umfassendere Streikbewegung verhinderten.“⁹⁶ Der oben erwähnte Forderungskatalog wurde von der USPD nun per Flugblatt publik gemacht.⁹⁷ Im Verlauf des 30. Januar sprach Eisner noch in Versammlungen der Münchner Buchdrucker und der Belegschaft der Rapp-Motorenwerke, um weitere Unterstützung für die Streikbewegung zu erreichen.

⁹³ Ebd., S. 72.

⁹⁴ Vorbereitung des Münchner Munitionsarbeiterstreiks vom Januar 1918, in: *Süddeutsche Monatshefte* XXI (1924), H. 7, S. 26-32, Zitat: S. 27.

⁹⁵ So Eisner in seinem Gefängnistagebuch (Eintrag vom 4.2.1918). (Abgedruckt in: F. EISNER (Hrsg.), *Sozialismus als Aktion*, S. 60f.).

⁹⁶ GRAU, *Die Münchner USP*, S. 65.

⁹⁷ Vgl. StellvGenKdo I. AK an MKr vom 14.3.1918. (KrA, StellvGenKdo I. AK 1373).

Am Morgen des 31. Januar traten die Krupp-Arbeiter schließlich in den Streik und zogen zur Schwabinger Brauerei, wo eine Versammlung den weiteren Ablauf der Aktion festlegen sollte.⁹⁸ Die anwesenden Mehrheitsführer Timm und Auer verzichteten darauf, sich den USPD-Rednern Eisner und Unterleitner entgegenzustellen, die forderten, „dem Morden ein Ende zu bereiten.“⁹⁹ Die Versammlung nahm einstimmig eine Resolution an, die sich an die Arbeiter der mit Deutschland im Krieg befindlichen Nationen wandte: „Wir fühlen uns mit euch eins in dem feierlichen Entschluß, dem Kriege des Wahnsinns und der Wahnsinnigen sofort ein Ende zu bereiten. Wir wollen uns nicht mehr morden. Vereint euch mit uns den Völkerfrieden zu erzwingen, der im Aufbau einer neuen Welt allen Menschen Freiheit und Glück sichert.“¹⁰⁰ (Die bayerische Regierung wurde aufgefordert, dieses Manifest umgehend dem Ausland zu übermitteln.)

Nachmittags bildete sich ein Demonstrationzug, dem sich Teile der Arbeiterschaft der großen Rüstungsbetriebe anschlossen.¹⁰¹ Die Abschlusskundgebung, auf der die Unabhängigen Sonja Lerch, Unterleitner und Fritz Schröder sprachen, wurde verlegt, da im dafür ursprünglich vorgesehenen Mathäser-Bräu Auer und seine Anhänger Betriebsversammlungen der Rapp-Werke und der Bayerischen Flugzeugwerke einberufen hatten. Auer versuchte dabei abzuwiegeln, erklärte den Streik für sinn- und aussichtslos und warf Eisner Größenwahnsinn vor. In beiden nacheinander und turbulent ablaufenden Veranstaltungen gelang es dem von der Demonstration herbeigeeilten Eisner – gegen den erbitterten Widerstand der Mehrheitsführer –, das Wort zu ergreifen und die Zuhörer zur Beteiligung am Streik zu bewegen.¹⁰² Der Augenzeuge Fechenbach berichtete später über Eisners Ausführungen:

„Der Hauptzweck des Streiks sei die Verhinderung der bevorstehenden Frühjahrsoffensive, die nicht den Sieg bringen könne, nach der vielmehr die Niederlage komme. Es liege deshalb im Interesse Deutschlands, ehe die amerikanischen Truppen im Westen eingesetzt würden, rechtzeitig, vor dem militärischen Zusammenbruch, durch eine proletarische Aktion den Frieden herbeizuführen. [...] Eisner machte eindringlich darauf aufmerksam, die Streikenden müßten damit rechnen, daß sie ihre Gestellungsbefehle bekämen, wieder in die Schützengräben geschickt würden. Wenn sie sich nicht aus klarster Einsicht, aus innerstem Herzensdrang frei an die Streikbewegung anschließen könnten, dann sollten sie nicht streiken.“¹⁰³

⁹⁸ Zu dieser Versammlung siehe Eisners Gefängnistagebuch (Eintrag vom 5.2.1918; abgedruckt in: F. EISNER (Hrsg.), *Sozialismus als Aktion*, S. 63-65) und Bericht über den Januarstreik 1918; abgedruckt in: DMV-MÜNCHEN, *Geschäftsbericht*, S. 70-76, hier: S. 72.

⁹⁹ Ebd.

¹⁰⁰ Ebd.

¹⁰¹ Vgl. *WBer für die Zeit vom 27.1.–2.2.1918* (KrA, StellvGenKdo I. AK 1372) und *Erfahrungsbericht des StellvGenKdo I. AK vom 13.4.1918* (KrA, MKr 253).

¹⁰² Zu diesen Versammlungen siehe Eisners Gefängnistagebuch. (Eintragungen vom 5. und 8.2.1918). (Abgedruckt in: F. EISNER (Hrsg.), *Sozialismus als Aktion*, S. 65-73).

¹⁰³ FECHENBACH, *Der Revolutionär Kurt Eisner*, S. 27.

Nach schwierigem Auftakt war es der Münchner USPD doch noch gelungen, nennenswerte Teile der Arbeiterschaft zum Ausstand zu bewegen; nachdem die Belegschaften von drei weiteren Großbetrieben für den Anschluss votiert hatten, erhielt die Bewegung weiteren Zuzug. Einzige Trumpfkarte der Partei waren dabei die Überzeugungskraft ihrer Forderungen und das rhetorische Geschick ihrer Versammlungsredner - Kröpelin, Unterleitner, Sonja Lerch und natürlich Eisner - gewesen. Der Gegenschlag der Staatsmacht erfolgte prompt: In der Nacht vom 31. Januar auf 1. Februar wurden die exponierten Mitglieder der USPD, nämlich Eisner, Unterleitner, Sonja Lerch, Kröpelin, Emilie Landauer sowie Albert Winter Vater und Sohn, verhaftet,¹⁰⁴ wodurch, so die Diktion der Behörden, der „Bewegung ihre Stoßkraft genommen und den besonnenen Elementen der Arbeiterschaft zum Sieg verholphen [wurde], wenn auch die Zahl der Ausständigen an diesem Tage noch etwas wuchs.“¹⁰⁵ (In der Wohnung von Emilie Landauer, die bis dahin als konspirativer Treffpunkt gedient hatte, erfolgte eine Hausdurchsuchung, bei der von Kröpelin verstecktes Agitationsmaterial entdeckt wurde.¹⁰⁶)

Damit setzte die zweite Phase des Streiks ein. „Anders als oft behauptet, war die Bewegung damit [d. h. nach der ersten Verhaftungswelle; B. A.] nicht führer- und konzeptionslos geworden, und obwohl schwer zu sagen ist, wie sich das Geschehen ohne die Verhaftungen entwickelt hätte, drängt sich doch der Eindruck auf, als hätte das Einschreiten der Behörden den Aktionen sogar neue Impulse vermittelt.“¹⁰⁷ Am 1. Februar konstituierte sich ein „Aktionsausschuss“, an dem für die USPD Schröder und Toller beteiligt waren und der sich als oberstes Leitungsgremium der Streikbewegung verstand (Vertreter der MSPD wurden am folgenden Tag hinzugezogen). Zuvor war die Verhaftung der bisherigen Streikführer während einer Versammlung in der Schwabinger Brauerei bekannt geworden. Ein sich anschließender Demonstrationzug zur Polizeidirektion, der einer zuvor entsandten Deputation folgte, blieb ergebnislos.

Der nächste Tag sah noch einmal eine Kundgebung auf der Theresienwiese mit 6000 Teilnehmern, auf der Timm (MSPD) sowie die Unabhängigen Reck, Schröder und Toller sprachen.¹⁰⁸ Letzterer

¹⁰⁴ Wohl im Zuge dieser Aktion wurde auch die Mitgliederkartei der Münchner USPD beschlagnahmt; dazu hieß es im Ermittlungsbericht: „Daß sich die Münchener Gruppe [der USPD; B. A.] über ihren staatsfeindlichen Charakter auch vollständig klar war, ergibt sich daraus, daß die Mitgliederkartei in einem von Kröpelin außerordentlich vorsichtig angelegten Verstecke in der Wohnung seiner Braut Emilie Landauer gefunden wurde.“ (Bericht des StellvGenKdo I. AK über C. Kröpelin vom 9.2.1918; KrA, MKr 253).

¹⁰⁵ Vgl. Erfahrungsbericht des StellvGenKdo I. AK vom 13.4.1918 mit einer Liste der im Zusammenhang mit dem Januarstreik verhafteten Personen. (Ebd.).

¹⁰⁶ Vgl. StellvGenKdo I. AK an MKr vom 14.9.1918. (KrA, MKr 11529).

¹⁰⁷ GRAU, Januarstreik in München, in: JENAL (Hrsg.), Gegenwart in Vergangenheit, S. 277-300, hier: S. 295.

¹⁰⁸ Zu den Ereignissen am 2. und 3.2.1918 siehe Wochenbericht für die Zeit 27.1.-2.2.1918 (KrA, StellvGenKdo I. AK 1372) und Bericht des StellvGenKdo I. AK vom 14.3.1918 (KrA, StellvGenKdo I. AK 1373).

hatte auch einen hier zur Verteilung gekommenen Aufruf verfasst,¹⁰⁹ der die bisherigen Forderungen um die nach Freilassung der kurz zuvor Verhafteten ergänzte und die Streikenden zum Durchhalten aufrief.¹¹⁰ Der von der Versammlung verabschiedete Forderungskatalog unterstrich den politischen Charakter der Bewegung.¹¹¹ Das bei der Polizeidirektion erneut vorgetragene Ersuchen um Freilassung der verhafteten Anführer blieb selbstredend erfolglos.¹¹² Der am Abend des 2. Februar gefasste Beschluss des Aktionsausschusses, den Streik nun abubrechen, wurde am nächsten Tag auf einer erneuten Kundgebung auf der Theresienwiese bekannt gegeben, an die sich ein friedlicher Umzug anschloss.

Am Montag, den 4. Februar, wurde die Arbeit allgemein wieder aufgenommen. Während Schröder und Richard Kaempfer aus München flüchten konnten – sie wurden später in Norddeutschland festgenommen –, waren fast sämtliche noch übrigen Mitglieder der USPD-Führungsgruppe – Toller, Lorenz Winkler¹¹³ und Franz Müller¹¹⁴ – auch noch verhaftet worden.¹¹⁵ Die Verfolgung der USPD durch die bayerischen Polizeibehörden lag ganz auf der von Berlin vorgegebenen Linie;¹¹⁶ der Effekt war klar: Sobald die USPD ausgeschaltet war, konnte sich die MSPD ungehindert als Sprecherin der Arbeiterschaft gerieren. Nachdem der MSPD-Führung kurzzeitig die Kontrolle entglitten

¹⁰⁹ Vgl. Bericht über E. Toller vom Feb. 1918. (KrA, MKr 253).

¹¹⁰ In dem Flugblatt hieß es: „Wenn ihr jetzt nachgibt, beginnt die alte brutale Vergewaltigungswirtschaft von Neuem, werdet Ihr von Neuem hingemordet für irgend wirtschaftliche und militärische Interessen einzelner Weniger. Wenn Ihr jetzt festbleibt erringt Ihr den Sieg! Den Sieg des Rechts, der Menschenwürde und der Freiheit. Unsere verhafteten Führer müssen freigelassen werden!“ (Abgedruckt in: Karl-Ludwig AY (Hrsg.), Appelle einer Revolution, München 1968).

¹¹¹ Die Forderungen lauteten: „1. Freilassung der Gefangenen, 2. Demokratisierung der Regierung, 3. Entmilitarisierung der Betriebe, 4. Freiheit der Presse und [der] Versammlungen, 5. Gleichmäßige Verteilung der Lebensmittel, 6. Bildung einer Streikkommision mit dem Auftrag, die Regierung zur Verhandlung mit den Arbeitern zu zwingen.“ (WBer des RegPräs von Obb vom 4.2.1918; HstAM, MInn 66283).

¹¹² Der Polizeipräsident erklärte der Delegation, der auch Toller angehörte, nicht „zuständig“ zu sein. (Vgl. TOLLER, Eine Jugend in Deutschland, S. 66).

¹¹³ Winkler, Lorenz, geb. 10.1.1893 in Prien am Chiemsee, Mechaniker, Schlosser, 1911-1912 Aufenthalt in der Schweiz und Frankreich, Beitritt zur USPD, 1918 am Januarstreik in München führend beteiligt, daraufhin am 6.2.1918 verhaftet, Nov. 1918 nach Amnestierung freigelassen, 1918/19 Mitglied des RAR in München, Mitglied im provisor. Nationalrates in Bayern und im Landesarbeiterrat, Jan. 1919 Kandidatur für die USPD zur deutschen Nationalversammlung, Beteiligung an der Münchner Räterepublik, Mitglied des revolutionären Hochschulrates, Verhaftung, Verurteilung zu vier Jahren Zuchthaus.

¹¹⁴ Müller, Franz Xaver, geb. 13.1.1879 in Etzenhausen (BA Dachau), Metallarbeiter in München, Beitritt zur USPD, 1918 am Januarstreik führend beteiligt, daraufhin verhaftet, nach Freilassung im Okt. 1918 Einziehung zum Militär, 1918/19 Mitglied des provisor. Nationalrates in Bayern und des Vollzugsausschusses des Landessoldatenrates, Jan. 1919 Kandidatur für die USPD zur deutschen Nationalversammlung.

¹¹⁵ Gegen Eisner, Emilie Landauer, Sonja Lerch, Schröder, Toller und Albert Winter junior wurde im Februar eine Beschlagnahme sämtlicher Korrespondenz angeordnet. (Vgl. StellvGenKdo I. AK an Oberpostdirektion München vom 7.2.1918; KrA, StellvGenKdo I. AK 1642; dito; KrA StellvGenKdo I. AK 1645; dito vom 5.2.1918; KrA, StellvGenKdo I. AK 1647; dito vom 28. 1. und 7.2.1918; KrA, StellvGenKdo I. AK 1648).

¹¹⁶ In der Reichshauptstadt gestalteten sich die Repressionsmaßnahmen mit der Militarisierung der Rüstungsbetriebe noch schärfer als in München. Die Berliner Oberzensurstelle hatte ihr Münchner Pendant, das von Oberstleutnant Sonneburg geführt wurde, frühzeitig aufgefordert, alle Veröffentlichungen zu unterdrücken, die zu einer Verlängerung des Streiks führen könnten. (Vgl. Telegramm der Oberzensurstelle Berlin an MKr vom 2.2.1918; KrA, MKr 13902).

war, profitierte sie nun von der weitgehenden Eliminierung der Unabhängigen aus dem politischen Geschehen.

Am Streik insgesamt beteiligt waren in München 9230 Arbeiter, eine im Vergleich zu Nürnberg (erst recht zu Berlin) bescheidene, angesichts der lokalen Voraussetzungen aber doch beachtliche Anzahl. Mit Recht wurde darauf hingewiesen, dass die streikenden Arbeiter zum weit überwiegen- den Teil aus großen Rüstungsbetrieben stammten, die einen relativ hohen Anteil an reklamierten – d. h. vom Kriegsdienst zurückgestellten – Facharbeitern aufwiesen, die zu einem erheblichen Anteil erst während des Krieges nach Bayern gekommen waren.¹¹⁷ Da die Münchner USPD nicht über institutionalisierte Verbindungen mit den Arbeitern der Rüstungsbetriebe verfügte, war sie nicht in der Lage, den Streik – zumal gegen den dezidierten Widerstand von MSPD und Gewerkschaften, deren Machtstellung unangetastet blieb – „in Eigenregie“ zu organisieren, sondern hatte nur die Möglichkeit, als eine Art Katalysator zu fungieren, den Impetus der unzufriedenen Arbeiterschaft zu einer direkten Aktion in eine bestimmte Richtung zu lenken, die Forderungen dieser Bevölke- rungsgruppe zu konkretisieren und in ihrem politischen Charakter gegenüber den Machthabern zu artikulieren. Der Zeitgenosse und Akteur Fechenbach hat den Streik bereits prägnant charakteri- siert: „Der Wille zur Aktion kam aus den Betrieben. Die USP. übernahm die Führung der Bewe- gung, und erst im weiteren Verlauf gelang es der [M]SPD, Einfluß zu gewinnen und die Streikbewe- gung zum Stillstand zu bringen.“¹¹⁸ Während des Streiks waren in München drei junge Parteimit- glieder erstmals ins Licht einer breiteren Öffentlichkeit getreten, die in der weiteren Entwicklung der bayerischen USPD eine markante Rolle spielen sollten. Nicht nur deshalb verdienen sie Auf- merksamkeit, sondern auch wegen der großen Unterschiede in Herkunft und Werdegang, die für den Charakter der USPD-Führungsschicht typisch waren.

Der aus Freising stammende 28-jährige gelernte Schlosser und Soldat Hans Unterleitner repräsen- tierte sowohl das (alt-)bayerische als auch das „proletarische“ Element in der Führungsgruppe der Münchner USPD.¹¹⁹ Bereits vor dem Weltkrieg war er in der lokalen SPD aktiv gewesen und ge- hörte ab 1913 oppositionellen Zirkeln an, in denen er mehrere seiner späteren Mitstreiter kennen- lernte.¹²⁰ Seiner Unzufriedenheit mit dem reformistischen Kurs der Münchner Parteiführung gab Unterleitner dabei auch öffentlich Ausdruck. Auf einer Generalversammlung im August 1913, die

¹¹⁷ Vgl. GRAU, Januarstreik in Bayern, in: JENAL (Hrsg.), Gegenwart in Vergangenheit, S. 277-300, hier: S. 286-290.

¹¹⁸ FECHENBACH, Der Revolutionär Kurt Eisner, S. 28.

¹¹⁹ Über Hans Unterleitner liegt bislang keine Biographie vor, den größten Teil des bisher Bekannten fasste Franz Bauer (Regierung Eisner, Einleitung, S. XLVII) zusammen. Da kein Nachlass überliefert ist, sind einer eingehenden Würdigung dieser für die bayeri- sche USPD sehr wichtigen Persönlichkeit enge Grenzen gesetzt. Über die aus den vorhandenen Quellen recht gut rekonstruierbare politische Tätigkeit Unterleitners bis zu seinem Wiedereintritt in die SPD im Jahr 1922 kann die zukünftige Erforschung der bayeri- schen USPD weiteren Aufschluss geben.

¹²⁰ Siehe dazu oben Kap. 4.8.

sich mit dem bevorstehenden Parteitag beschäftigte, kritisierte er den Referenten Franz Schmitt und forderte, dieser hätte „mehr auf die prinzipielle Stellung der Sozialdemokratie zum Militarismus eingehen sollen.“ Überhaupt fehlte es in München nach Unterleitners Meinung „an der prinzipiellen Schulung der Arbeiterschaft“; er schloss mit der Bemerkung: „Das Massenstreikproblem müsse auf dem Parteitag erörtert werden. Trotz unserer 110 Abgeordneten im Reichstag sei ein vollständiger Stillstand auf dem Gebiete sozialer Gesetzgebung eingetreten. Das sei ein Beweis, daß man mit parlamentarischen Mitteln allein nicht auskomme.“¹²¹ Mit diesen wenigen Sätzen hatte Unterleitner mehrere der zentralen Streitthemen in der SPD angesprochen und sich dabei für jeden erkennbar auf dem linken Flügel positioniert. Sich als gerade 23-Jähriger ohne parteipolitische Meriten so offen gegen die kompakte Führungsriege um Auer zu stellen, erforderte nicht wenig Courage; diese Übungseinheit sollte nicht die letzte in dieser Disziplin sein.

In der ersten Kriegshälfte durch den Frontdienst dem politischen Geschehen entzogen, kehrte Unterleitner aufgrund einer schweren Verwundung 1916 als Unteroffizier in die Landeshauptstadt zurück; dort schloss er sich der Gruppe um Eisner (dessen Tochter er später heiratete) an und zählte zu den Gründungsmitgliedern der Münchner USPD.¹²² Nach der revolutionären Aktion vom 7. November 1918 wurde Unterleitner 2. Vorsitzender des Münchner Arbeiter- und Soldatenrates und übernahm im Kabinett Eisner das neu geschaffene Ministerium für soziale Fürsorge. Auch in der auf Eisners Ermordung folgenden Regierung Hoffmann leitete er dieses Ressort noch kurzzeitig, ehe er im Zuge der Räterepublik-Bewegung zurücktrat, die Unterleitner aber ablehnte.¹²³ In der bayerischen USPD hielt er von Anfang 1920 bis zur Wiedervereinigung mit der MSPD im September 1922 als Landespartei sekretär die führende Position inne (seit Juni 1920 war er auch Mitglied des Reichstages).

Nach dem Zusammenschluss mit der MSPD hatte Unterleitner wieder mit Leuten wie Auer und Timm zusammenzuarbeiten,¹²⁴ die seinen Mentor Eisner einst so erbittert bekämpft hatten. Welche Emotionen dies bei Unterleitner ausgelöst hat, lässt sich nur erahnen; die Håme ehemaliger Kampfgefährten war ihm jedenfalls sicher.¹²⁵ Bis 1933 übte Unterleitner weiter mehrere Ämter und

¹²¹ MP Nr. 181 vom 6.8.1913.

¹²² Über die Tätigkeit Unterleitners in der USPD im Jahr 1917 ist wenig bekannt, er galt aber als eines der einflussreicheren Mitglieder und soll dem Parteiausschuss angehört haben. (Vgl. Bericht des StellvGenKdo I. AK über C. Kröpelin vom 9.2.1918; KrA, MKr 253).

¹²³ In einem Fall wurde Unterleitner allerdings doch von der revolutionären Stimmung in München mitgerissen: Auf einer Versammlung am 5. April 1919, d. h. wenige Tage vor Ausrufung der ersten Räterepublik in München, sprach er sich *für* die Räterepublik aus, in der er dann allerdings keine Funktionen ausübte. (Vgl. SELIGMANN, Aufstand der Råte, S. 138).

¹²⁴ Als im Juli 1924 in München eine Ortsgruppe des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold gegründet wurde, übernahm Auer den Vorsitz, Unterleitner wurde Kassier. (Vgl. Nachrichtenblatt Nr. 11 vom 17.7.1924; HstAM, MA 101235/1).

¹²⁵ Vgl. WINTER/KÄMPFER, Erhard Auer vor Gericht, S. 44.

Mandate in Partei und Gewerkschaft aus; auf dem linken Parteiflügel exponierte er sich dabei, anders als andere ehemalige Unabhängige, offenbar nicht.¹²⁶ Aus der genauen Kenntnis der Verhältnisse in der Münchner SPD während der Weimarer Republik urteilte Günther Gerstenberg über Unterleitner: „Auf ihn hatten sich zunächst viele Hoffnungen der `Linken` gerichtet, die aber im Laufe der Jahre enttäuscht wurden. Er wurde schrittweise eingebunden und abgeschliffen.“¹²⁷ Dem Nationalsozialismus, den er als Münchner von frühester Zeit her genau kannte, stellte sich Unterleitner allerdings mutig entgegen; noch im Februar 1933 warnte er: „Die demokratische Maske der Reichstagswahl [vom 5. März 1933; B. A.] soll dazu dienen, das blutige Gesicht des Faschismus zu verdecken. (. . .) Man ist in Wirklichkeit entschlossen, den Faschismus in Deutschland endgültig zur Macht zu bringen.“¹²⁸

Kurze Zeit später wurde Unterleitner verhaftet und blieb bis September 1935 im KZ Dachau. Bald nach seiner Entlassung flüchtete er mit Hilfe von Wilhelm Hoegner in die Schweiz (wo er wieder Verbindung mit anderen Sozialdemokraten aufnahm¹²⁹); von dort aus emigrierte Unterleitner 1939 in die USA. Die erlittene KZ-Haft und die missliche Lage im Exil führten bei ihm zu nachhaltiger Verbitterung,¹³⁰ den Kontakt mit Deutschland brach er weitgehend ab.¹³¹ Als einziges politisches Engagement in dieser Zeit ist seine Mitgliedschaft im Exekutivkomitee des „German-American Council for the Liberation of Germany from Nazism“ belegt.¹³² Das 1944 erfolgte Angebot, sich an

¹²⁶ In der umfangreichen Literatur zum linken Flügel der Sozialdemokratie nach 1922 taucht Unterleitner nicht auf.

¹²⁷ Günther GERSTENBERG, Freiheit! Sozialdemokratischer Selbstschutz im München der zwanziger und frühen dreißiger Jahre. Band I Texte, Andechs 1997, S. 597, Anm. 12.

¹²⁸ Herbert KRAL, Die Landespolitik der SPD in Bayern von 1924 bis 1933, München 1985, Zitat: S. 269.

¹²⁹ Vgl. Hermann WICHERS, Im Kampf gegen Hitler. Deutsche Sozialisten im Schweizer Exil 1933-1940, Zürich 1994, S. 222, 226 u. 252.

¹³⁰ Unterleitners Freund Wilhelm Hoegner berichtete, dieser habe im KZ Dachau „mit den von der Arbeit mit Pickel und Schaufel aufgerissenen blutenden Händen [...] Kloaken reinigen müssen und [sei] an einer Blutvergiftung beinahe zugrunde gegangen [...]. Seelisch hat sich Hans Unterleitner von den erlittenen Misshandlungen in Dachau nicht mehr erholt. Besonders erbittert war er über Kommunisten, die zusammen mit den Nationalsozialisten in Gemeinheiten gegen ihn gewetteifert hatten. Sie hatten ihm zur Freude der Nazis Kübel voll Schmutzwasser über den Kopf geschüttet. Er galt bei den Kommunisten als `Arbeiterverräter`, weil er als ehemaliges Mitglied der USP nicht zu den Kommunisten, sondern mit Breitscheid und Hilferding zu den Mehrheitssozialisten übergetreten war. Seine Frau erzählte, daß ihn die Schreckbilder von Dachau im Traume verfolgten.“ (HOEGNER, Der schwierige Außenseiter, S. 147f.). Auch der monarchistisch gesinnte Journalist Erwein von Aretin, der Unterleitner im KZ-Dachau begegnete, hatte von diesem den Eindruck eines gebrochenen Mannes (vgl. Erwein von ARETIN, Krone und Ketten. Erinnerungen eines bayerischen Edelmannes. Herausgegeben von Karl Buchheim und Karl Otmar von Aretin, München 1955, S. 305). Über seine Situation im amerikanischen Exil, wo er zunächst als Hausmeister arbeitete, schrieb Unterleitner: „Die grausamen und ekelhaften Erlebnisse des ersten Jahres habe ich zwar hinter mir, aber trotz einiger Erleichterungen ist das neue Leben noch furchtbar schwer. Die Mittellosen in meinem Alter haben es schwer. Keine Demütigung bleibt erspart. Vorausgesetzt, daß sie ein Gewissen und ein Gefühl für menschliche Würde haben. Wir sind überall Fremde und fallen überall zur Last. Die seelischen und materiellen Opfer, die wir bringen und ertragen mußten, interessieren niemand, sie stören nur das Wohlbehagen.“ (H. Unterleitner an W. Hoegner vom 2.2.1941; KRITZER, Wilhelm Hoegner, Zitat: S. 109).

¹³¹ Auf eine wissenschaftliche Anfrage des Eisner-Biographen Franz Schade reagierte Unterleitner denn auch nicht. (Vgl. F. SCHADE, Kurt Eisner, S. 133, Anm. 109).

¹³² Vgl. Erich MATTHIAS (Hrsg.), Mit dem Gesicht nach Deutschland. Eine Dokumentation über die sozialdemokratische Emigration. Aus dem Nachlaß von Friedrich Stampfer ergänzt durch andere Überlieferungen. Bearbeitet von Werner Link, Düsseldorf 1968, S. 513f., Fn. 1.

einem deutschen Gewerkschaftskomitee in den USA zu beteiligen, schlug Unterleitner aus.¹³³ Auch auf die Versuche Hoegners, ihn nach Kriegsende zur Rückkehr nach Deutschland und zur Mithilfe am Wiederaufbau zu bewegen,¹³⁴ ging Unterleitner nicht ein; er blieb bis zu seinem Tod im August 1971 in New York.

Der bedeutendste Mitstreiter Eisners im Kampf gegen den Krieg war - neben Fechenbach - von Anfang an sicher Unterleitner, ohne dessen organisatorisches Talent die Münchner USPD kaum zu ihren späteren Taten fähig gewesen wäre. Er war ein ungemein fleißiger Versammlungsredner und wacher Geist,¹³⁵ der es aus einfachen Verhältnissen bereits mit 28 Jahren zum Kabinettsmitglied gebracht hatte - und dies unter denkbar schwierigen Rahmenbedingungen. Unter diesem Blickwinkel konnten sich seine Leistungen durchaus sehen lassen. Unterleitner scheiterte jedoch, zusammen mit Schröder, nach dem Tod Eisners bei dem Versuch, innerhalb der Münchner USPD eine Mehrheit für einen gemäßigten Kurs und die Zusammenarbeit mit der MSPD zu gewinnen; die integrative Funktion Eisners konnte Unterleitner nie übernehmen, was nicht nur an seiner Person, sondern auch an den veränderten Umständen lag. Dies blieb auch so, nachdem er Anfang 1920 an die Spitze der Landespartei gelangt war. Die Abspaltung des linken Flügels war nicht mehr zu verhindern; Unterleitner, dem der dogmatische, gewaltbereite Kommunismus wesensfremd war, führte die bayerische USPD zwei Jahre später zur Wiedervereinigung der Sozialdemokratie. Über die Rolle, die er dort bis 1933 einnahm, ist bislang wenig bekannt. Beim erzwungenen Ende seiner parlamentarischen Laufbahn zeigte Unterleitner noch einmal seine demokratische Prinzipienfestigkeit: Bei der berühmten Abstimmung im Reichstag über das „Ermächtigungsgesetz“, das der Hitlerdiktatur einen legalen Anstrich verleihen sollte, am 23. März 1933 gehörte er, ebenso wie Karsten,¹³⁶ zu den anwesenden Mitgliedern der SPD-Fraktion, die als einzige (die Kommunisten wurden an der Teilnahme gehindert) mit „Nein“ stimmte.¹³⁷ Die bewegte politische Karriere Unterleitners fand damit ein vorzeitiges, aber mehr als ehrenhaftes Ende. Über seine Motive und Erfahrungen hat er nichts Schriftliches hinterlassen; alle Rekonstruktionsversuche müssen hier unzulänglich bleiben.

¹³³ Siehe dazu die einschlägige Korrespondenz ehemaliger Gewerkschaftsfunktionäre. (Abgedruckt in: Siegfried MIELKE/Matthias FRESE (Bearb.), *Die Gewerkschaften im Widerstand und in der Emigration 1933-1945*, Frankfurt/Main 1999, S. 1031-1033 u. 1046-1048).

¹³⁴ Vgl. Hartmut MEHRINGER, *Waldemar von Knoeringen. Eine politische Biographie. Der Weg vom revolutionären Sozialismus zur sozialen Demokratie*, München - London - New York - Paris, 1989, S. 202.

¹³⁵ Harold Hurwitz, der 1945 in den USA mit Unterleitner mehrere Interviews führte, urteilte rückblickend: „He was a sensible little fellow, alive and capable, and disgusted with the old leadership.“ (HURWITZ, *The bavarian revolution*, S. 96).

¹³⁶ Fritz Puchta und Fritz Soldmann gehörten der Reichstagsfraktion ebenfalls an, nahmen an der Abstimmung aber nicht teil.

¹³⁷ Zu Entstehung und Bedeutung des Ermächtigungsgesetzes siehe Rudolf MORSEY (Hrsg.), *Das „Ermächtigungsgesetz“ vom 24. März 1933. Quellen zur Geschichte und Interpretation des „Gesetzes zur Behebung der Not von Volk und Reich“*, Düsseldorf 1992.

Von völlig anderer Herkunft als Unterleitner war der bei Ausbruch des Streiks 27 Jahre alte Fritz Schröder, der – laut eigenen Angaben - nach der Verhaftung Eisners „die hauptsächlichste Leitung dieser politischen Bewegung [d. h. des Streiks in München; B. A.] in die Hand“¹³⁸ genommen hatte. Schröder hat in der bisherigen Forschung kaum Beachtung gefunden hat, obgleich er zweifelsohne einer der wichtigsten Anführer der revolutionären Bewegung in München war.¹³⁹ Er stammte aus Tangermünde in der preußischen Provinz Sachsen und wuchs nicht in einem proletarischen Milieu auf, wie der Besuch einer höheren Privatschule und seine kaufmännische Lehre belegen. Dennoch trat Schröder schon 1909, mit 18 Jahren, der SPD bei und war im Zentralverband der Handlungsgehilfen (ZdH) aktiv, für den er ab 1914 als hauptamtlicher Geschäftsführer in München tätig war. Dort zählte er zu den Vertretern seines Standes, die während des Krieges dem linken Flügel der Sozialdemokratie zuneigten.¹⁴⁰ Schon frühzeitig, so lässt sich belegen, stand Schröder auf der Seite der Gegner des Burgfriedensurses;¹⁴¹ seine persönlichen Motive und Überlegungen bleiben dabei im Dunkeln.¹⁴² Von der Front, wo er zweimal verwundet worden war,¹⁴³ kehrte er wieder nach München zurück. Hier schloss er sich auch umgehend der USPD an und spielte während des Januarstreiks eine führende Rolle, was ihm eine Inhaftierung einbrachte.

Nach seiner Freilassung im November 1918 nahm Schröder als Vorsitzender der Münchner USPD sowie als deren Vertreter in diversen Rätegremien (u. a. als stellvertretender Vorsitzender des provisorischen Nationalrates) in der Partei eine zentrale Position ein und wurde zu einem der Wortführer des gemäßigten Flügels in München. Im März 1919 legte er sein Amt als Vorsitzender wegen der

¹³⁸ So Schröder später in seiner polizeilichen Vernehmung. (GRAU, Januarstreik in München, in: JENAL (Hrsg.), Gegenwart in Vergangenheit, S. 277-300, Zitat: S. 295, Fn. 68).

¹³⁹ Für die Problematik, die eine wenigstens annähernd zufriedenstellende biographische Erfassung der wichtigsten Persönlichkeiten der bayerischen USPD aufwirft, handelt es sich hier um einen prototypischen Fall. So weit ersichtlich liegt in der bisherigen Literatur noch kein Ansatz einer biographischen Skizze Schröders vor. In den einschlägigen Lexika ist Schröders Münchner Zeit überhaupt nicht berücksichtigt, wenigstens kurz erwähnt wird sie bei Sabine Roß, die den bislang ausführlichsten Lebenslauf Schröders bietet (vgl. Politische Partizipation und nationaler Räteparlamentarismus. Determinanten des politischen Handelns der Delegierten zu den Rätekongressen 1918/1919. Eine Kollektivbiographie, Köln 1999, S. 238f.). Von einer Würdigung der politischen Rolle Schröders kann bislang überhaupt keine Rede sein; Peter Kritzer (vgl. Die SPD in der bayerischen Revolution von 1918, in: BOSL (Hrsg.), Bayern im Umbruch, S. 427-452, hier: S. 445) ordnet Schröder beispielsweise im Dezember 1918 – als er bereits Vorsitzender der Münchner Ortsgruppe war – der Nürnberger USPD zu.

¹⁴⁰ Die Tätigkeit Schröders im ZdH geht aus seiner Teilnahme an der Generalversammlung im Mai 1914 hervor, an der er als Hamburger Delegierter teilnahm (vgl. Zentralverband der Handlungsgehilfen (Hrsg.), Protokoll der 9. Generalversammlung. Abgehalten am 19. bis 21. Mai 1914 in Hannover, Union-Theater, Berlin 1914, S. 4). Dass Schröder seit spätestens Oktober 1914 in München wohnhaft und gewerkschaftlich tätig war, wird ersichtlich aus den Versammlungsberichten der örtlichen Sektion des Handlungsgehilfenverbandes (vgl. HGZ Nr. 21 vom 14.10. und Nr. 25 vom 9.12.1914). 1915 vertrat er den ZdH-Kreisausschuss bei der Arbeitslosenfürsorge-Kommission der Stadt München (vgl. HGZ Nr. 12 vom 9.6.1915).

¹⁴¹ So zählte er zu den Unterzeichnern des von Karl Liebknecht verfassten Protestschreibens gegen den Kurs der Parteiführung vom Juni 1915. (Siehe dazu oben Kap. 4.2.1.).

¹⁴² Sehr wahrscheinlich dürfte eine Rolle gespielt haben, dass Schröder über seine Tätigkeit für den ZdH automatisch Kontakt zu Richard Kaempfer und Hedwig Nibler, vermutlich auch zu Fechenbach fand. (Siehe dazu oben Kap. 4.8.).

¹⁴³ Einziger Hinweis auf Schröders Militärdienst an der Front gibt der Redebeitrag von Josef Simon in der Kammer der Abgeordneten am 11.6.1918. Simon schilderte dort die Umstände der Ausweisung von Hedwig Kaempfer und Schröders Ehefrau Selma. (Rede abgedruckt in: MIRKES (Hrsg.), Josef Simon, S. 362-374, vgl. hier: S. 366).

zunehmenden Radikalisierung der Partei nieder, war aber nach der Niederschlagung der Räterepublik wieder in der Münchner USPD aktiv (während der Räterepublik hatte er in Berlin am 2. Reichsrätekongress teilgenommen, zu dessen stellvertretendem Vorsitzenden er gewählt wurde). Die sich in der Partei immer stärker artikulierende linke Strömung führte offenbar zu einer allmählichen Entfremdung zwischen Schröder und der USPD.¹⁴⁴ Bereits im Frühjahr 1920 sah er sich dann vor die Entscheidung gestellt: „So müssen sich heute die Geister scheiden in die Anhänger der Demokratie und der Diktatur. S.P.D. oder K.P.D.“¹⁴⁵ Schröder wählte – sich dabei explizit auf Eisner berufend – die Demokratie und trat zur MSPD über, nachdem ihn die USPD aus der Partei ausgeschlossen hatte;¹⁴⁶ für die Münchner USPD war dies unstreitig ein herber Verlust.¹⁴⁷

Im November 1920 ging Schröder nach Berlin, wo er seine Tätigkeit für die Sozialdemokratie und den Zentralverband der Angestellten fortsetzte, zudem noch für die Partei- und Gewerkschaftspresse, u. a. den *Vorwärts*¹⁴⁸, arbeitete.¹⁴⁹ Über seine politischen Ansichten aus dieser Zeit ist wenig überliefert.¹⁵⁰ Eine Stellungnahme während der Staatskrise im Herbst 1923 lässt darauf schließen, dass Schröder weiterhin auf dem linken Flügel der (inzwischen wiedervereinigten) Sozialdemokratie an-

¹⁴⁴ In der Generalversammlung der Münchner USPD im Dezember 1919 kritisierte Schröder den Formelkompromiss, mit dem der vorangegangene Reichsparteitag der USPD in Leipzig geendet hatte; Schröder wandte sich entschieden gegen eine Parteidiktatur nach russischem Vorbild. (Vgl. Bericht vom 13.12.1919; KrA, RwGrKdo 4 421).

¹⁴⁵ Brief von F. Schröder an die *Münchener Post* vom Juni 1920. (MP Nr. 127 vom 4.6.1920).

¹⁴⁶ Der in der *Münchener Post* veröffentlichte Brief Schröders, in dem er seine Sicht der Dinge in Bezug auf die Revolution darlegte, enthielt auch offene Kritik an der USPD: „inzwischen hat jedoch die U.S.P. sich grundsätzlich verändert. Das alte Firmenschild ist geblieben, der geistige Inhalt jedoch der K.P.D. entnommen.“ (Ebd.). Daraufhin beschloss der Aktionsausschuss der Münchner USPD einstimmig den Parteiausschluss Schröders (vgl. Protokoll der Sitzung des Aktionsausschusses der Münchner USPD (handschriftl.) vom 8.6.1920; KrA, RwGrKdo 4 391).

¹⁴⁷ Dem Ausschluss Schröder widmete sein ehemaliger politischer Weggefährte Albert Winter junior im *Kampf* einen eigenen Artikel, in dem er auf die Differenzen, die zum Bruch geführt hatten, noch einmal einging: „Schröder glaubt an die friedlichen Methoden der Demokratie. Er mag in diesem Glauben selig werden. Wir glauben auch an die Umwandlung *mancher* Gehirne des alten Systems, aber Schröder scheint auch den Satz Hegels bestätigen zu wollen, daß die Geschichte anscheinend dazu da sei, daß man nichts aus ihr lernt. Er scheint aus den geschichtlichen Studien Eisners über die preußischen Junker nichts gelernt zu haben, sonst würde er der Berliner Mörderzentrale nicht mit Menschlichkeit beizukommen versuchen! Oder glaubt er, daß man mit dem kategorischen Imperativ Kants die Bestien der junkerlichen Söldner zähmen kann? Glaubte er, daß man mit den Reden Fichtes an die deutsche Nation die Marburger Arbeitermörder [gemeint sind die Reichswehrosoldaten, die während des Kapp-Putsches – straflos – eine Gruppe von Arbeitern erschossen hatten; B. A.] davon überzeugen kann, daß es so etwas wie eine neue soziale Gerechtigkeit gibt? Sind wir es, die in `verbrecherischer Weise` die `Bestialität als neuzeitliche Blüte des Klassenkampfes` proklamieren? [...] Auch für uns ist der Sozialismus keine Frage der Partei und des Dogmas, sondern der Weltanschauung, aber wir kennen den tragischen Konflikt zwischen *gesinnungsethischem* und *verantwortungsethischem* Handeln, der nicht durch die Phrase `Demokratie oder Diktatur` aus der Welt geschafft wird. Als Politiker muß man wissen, daß der Sozialismus eine Frage der revolutionären Praxis ist, worüber wir dem Genossen Schröder noch ermöglichen wollen, mit uns eine sachliche Diskussion zu pflegen, auch wenn er durch den Beschluß einer örtlichen Instanz aus der Partei ausgeschlossen ist.“ (*Der Kampf* Nr. 119 vom 24.6.1920).

¹⁴⁸ Ironie der Geschichte: Ausgerechnet der Chefredakteur Friedrich Stampfer, der vor und v. a. im Krieg auf dem rechten Flügel der Partei eine tragende Rolle gespielt und gegen Eisner wiederholt heftig polemisiert hatte, holte Schröder als Mitarbeiter an den *Vorwärts*. (Vgl. Aktennotiz Franz Spliedts über eine Aussprache mit Redakteuren des *Vorwärts*; abgedruckt in: KUKUCK/SCHIFFMANN (Bearb.), *Die Gewerkschaften 1924-1930* (1. Halbband), S. 728f).

¹⁴⁹ Für *Die Arbeit. Zeitschrift für Gewerkschaftspolitik und Wirtschaftskunde*, die ab 1924 von Theodor Leipart herausgegeben wurde, schrieb Schröder eine Vielzahl von Artikeln, die sich fast ausschließlich mit sozialpolitischen Themen befassten und kaum geeignet sind, die Position Schröders zu den Richtungskämpfen in der SPD zu rekonstruieren.

¹⁵⁰ In den einschlägigen Darstellungen zur Sozialdemokratie während der Weimarer Republik, etwa in Heinrich August Winklers dreibändigem Monumentalwerk, taucht Schröder nicht auf.

zusiedeln war.¹⁵¹ 1933 gehörte er noch kurze Zeit nominell dem Reichstag an; in der Emigration in den Niederlanden blieb Schröder der Partei weiterhin verbunden.¹⁵² In ihrem Auftrag kehrte er nach Deutschland zurück, was im November 1934 zu seiner Verhaftung führte. Nach der Verbüßung einer Haftstrafe wegen Vorbereitung zum „Hochverrat“ kam Schröder im August 1937 in Hamburg unter nicht völlig geklärten Umständen ums Leben.

Ganz anders als Toller ist Fritz Schröder der Nachwelt so gut wie völlig unbekannt.¹⁵³ Dies zu Unrecht, stand er mit seinem persönlicher Mut und seinem moralischer Rigorismus Toller gewiss nicht nach; bei Schröder waren diese Eigenschaften zudem – im Gegensatz zu Toller – noch gepaart mit größerer Besonnenheit, politischer Erfahrung und Einsicht in das zum jeweiligen Zeitpunkt Notwendige und Mögliche. Eine präzisere Zeichnung von Schröders Charakter lassen die Quellen nicht zu; seine Bedeutung für die Münchner USPD zu würdigen, ist längst überfällig. In seinem unverwüßlichen Optimismus bei gleichzeitiger Hochschätzung praktischer politischer Arbeit war er – neben Fechenbach – wohl der engste Wesensverwandte Eisners; zum Jahrestag der Novemberrevolution schrieb Schröder: „Befreien wir uns endlich von dem ideenlosen, elenden Parteikampf. Erfüllen wir die Massen mit dem weltumspannenden Kulturideal des Sozialismus. [...] Entfalten können sich die Kräfte nur in der Demokratie. [...] So werden wir die deutsche Revolution retten und als Weltrevolution erleben. Mag die Gegenwart alles noch so sehr verzerren, den unerschütterlichen Glauben an diese Zukunft kann uns keine Macht der Welt rauben, denn dieser Glaube als ureigenstes Erlebnis wird zur Grundlage unserer seelischen Existenz.“¹⁵⁴ Damit lässt sich belegen, dass auch ein wenig dogmatisches Sozialismusverständnis als Religionssurrogat dienen konnte.

¹⁵¹ Auf der ersten gemeinsamen Sitzung der Bundesausschüsse des ADGB, der Arbeitsgemeinschaft freier Angestelltenverbände und des Allgemeinen Deutschen Beamtenbundes am 17.10.1923 erklärte Schröder zu den Absichten der Regierung Stresemann: „Diese Regierung, die vor Bayern zurückschreckt [dort war der Ausnahmezustand verhängt und ein quasidiktatorisches Regime unter „Generalstaatskommissar“ Gustav von Kahr eingerichtet worden], gegen Sachsen [dort hatte sich eine Koalitionsregierung aus SPD und KPD gebildet; B. A.] aber vorgeht, haben wir den Kampf anzusagen. Die Unternehmer wollen mehr Arbeitsleistung haben, ohne entsprechenden Lohn zu zahlen. Nach meiner Überzeugung verübt die Regierung mit der neuen Währung einen neuen großen Betrug. Rettung ist nur durch eine große Vermögensabgabe möglich.“ (Abgedruckt in: RUCK (Bearb.), *Die Gewerkschaften 1919-1923*, S. 976).

¹⁵² So nahm Schröder am 9.8.1934 – zusammen mit Wels und Kurt Schumacher - an einer Besprechung im belgischen Lüttich teil; Schröder forderte dort, „daß wir zu konkreteren Vorstellungen über unsere Aufgabe im Falle eines Zusammenbruches des Hitlerregimes kommen.“ (Abgedruckt in: Marlis BUCHHOLZ/Bernd ROTHER, *Der Parteivorstand der SPD im Exil. Protokolle der Sopade 1933-1940*, Bonn 1995, S. 455-458, hier: S. 457).

¹⁵³ In dem vom Parteivorstand der SPD herausgegebenen „Gedenkbuch“ mit zahlreichen Kurzbiographien von Personen, die während des Dritten Reiches verfolgt wurden, ist Fritz Schröder nicht berücksichtigt worden (vgl. VORSTAND DER SPD (Hrsg.), *Der Freiheit verpflichtet*). Immerhin wird er in einem einschlägigen Erinnerungswerk der Hamburger SPD erwähnt (vgl. SPD-LANDESORGANISATION HAMBURG, ARBEITSKREIS GESCHICHTE UND ARBEITSGEMEINSCHAFT EHEMALS VERFOLGTER SOZIALDEMOKRATEN (Hrsg.), *Für Freiheit und Demokratie. Hamburger Sozialdemokratinnen und Sozialdemokraten in Verfolgung und Widerstand*, Hamburg 2003, S. 394). Die Eisnerbiographie von Grau erwähnt Schröder nur beiläufig, in der älteren Literatur über die Revolution von 1918/19 in München finden sich ebenfalls keine ausführlicheren Angaben. Einige Informationen liefert Köglmeier (Rätegremien in Bayern).

¹⁵⁴ *Der Kampf* Nr. 119 vom 19.11.1919.

Schröders Nachfolger als Vorsitzender der USPD in München wurde im März 1919 der zu diesem Zeitpunkt erst 25 Jahre alte Ernst Toller, der ebenfalls aus Preußen – genauer aus der Provinz Posen – stammte und der mit den markantesten und interessantesten Typus des politisch aktiven Intellektuellen bzw. Künstlers in der jüngeren deutschen Geschichte darstellt.¹⁵⁵ Nicht zuletzt deshalb ist Toller bis heute der nach Eisner bekannteste Vertreter der bayerischen USPD überhaupt; Tollers Name taucht in der Literatur häufig auf, sein Andenken wird vergleichsweise intensiv gepflegt,¹⁵⁶ wobei seine Bedeutung für die Partei meist überschätzt wird. Hier sind noch einige Ergänzungen zum bisherigen Forschungsstand anzubringen.

Toller, der einem wohlhabenden jüdischen Elternhaus entstammte, „durchlebte eine Kindheit und Jugend, die recht früh durch das Bewußtsein geprägt wurde, einer Minderheit anzugehören.“¹⁵⁷ Die am eigenen Leib erfahrenen Diskriminierungen, die der im Kaiserreich verbreitete Antisemitismus mit sich brachte, förderten frühzeitig ein ausgeprägtes Gerechtigkeitsgefühl und sollten sich später in politischem Handeln äußern. Über Tollers Religiosität sind – trotz zahlreicher Theorien in der reichlich vorhandenen Literatur – kaum gesicherte Aussagen möglich. Bereits während seiner Zeit am Gymnasium entwickelte er tief gehende literarische Interessen; für sein weiteres Leben bestimmend zeichneten sich bereits hier auch seine schwächliche körperliche Konstitution ab, die zu häufigen Krankheiten führte, und ein spürbarer Geltungsdrang, der sich mit emotionalem Überschwang paarte. Bis Toller sich seiner Außenseiterrolle voll bewusst wurde, vergingen noch einige Jahre. Vom bellizistischen Geist seiner Zeit beseelt, hatte er die 2. Marokkokrise von 1911 noch als vergebene Chance für einen Ausbruch aus gesellschaftlicher Erstarrung und Langeweile gesehen: „Wir Jungen wünschen den Krieg herbei, der Friede ist eine faule und der Krieg eine große Zeit, sagen die Professoren, wir sehnen uns nach Abenteuern, vielleicht werden uns die letzten Schuljah-

¹⁵⁵ Zu Tollers Lebenslauf und Werk siehe Riccardo BAVAJ, *Von links gegen Weimar. Linkes antiparlamentarisches Denken in der Weimarer Republik*, Bonn 2005, S. 460-484; Thomas BÜTOW, *Der Konflikt zwischen Revolution und Pazifismus im Werk Ernst Tollers*. Mit einem dokumentarischen Anhang: *Essayistische Werke – Briefe von und über Toller*, Hamburg 1975; Dittmar DAHLMANN, *Max Webers Verhältnis zum Anarchismus und den Anarchisten am Beispiel Ernst Tollers*, in: Wolfgang J. MOMMSEN/Wolfgang SCHWENTKER (Hrsg.), *Max Weber und seine Zeitgenossen*, Göttingen – Zürich 1988, S. 506-523; DISTL, *Ernst Toller*; DOVE, *Ernst Toller*; Michael Hugh FRITTON, *Literatur und Politik in der Novemberrevolution 1918/19*. Theorie und Praxis revolutionärer Schriftsteller in Stuttgart und München (Edwin Hörnle, Fritz Rück, Max Barthel, Ernst Toller, Erich Mühsam), Frankfurt/Main 1986; Wolfgang FRÜHWALD/John M. SPALEK (Hrsg.), *Der Fall Toller: Kommentar und Materialien*, München 1979; Carel ter HAAR, *Ernst Toller. Appell oder Resignation?*, München 1982; HEMPEL-KÜTER/MÜLLER, *Ernst Toller*, in: *Literatur, Politik und soziale Prozesse*, S. 78-106; Michaela KARL, *Ernst Toller (1893-1939). Vom jugendlichen Dichter zum desillusionierten Pazifisten*, in: Dies., *Die Münchener Räterepublik*, S. 190-209; LIXL, *Ernst Toller*; NEUHAUS u. a. (Hrsg.), *Ernst Toller und die Weimarer Republik*; Kirsten REIMERS, *Das Bewältigen des Wirklichen. Untersuchungen zum dramatischen Schaffen Ernst Tollers zwischen den Weltkriegen*, Würzburg 2000; Wolfgang ROTHE, *Ernst Toller*; Ernst TOLLER, *Gesammelte Werke*. Band 2. *Dramen und Gedichte aus dem Gefängnis (1918-1924)*. Herausgegeben von John M. Spalek und Wolfgang Frühwald, München – Wien 1995; Ders., *Eine Jugend in Deutschland und VIESEL* (Hrsg.), *Literaten an der Wand*, S. 329-410.

¹⁵⁶ Die in Neuburg/Donau ansässige Ernst-Toller-Gesellschaft vergibt einen eigenen Ernst-Toller-Preis; Preisträger im Jahr 2009 war Gerhard Polt. (Vgl. *Süddeutsche Zeitung* Nr. 115 vom 20./21.3.2009).

¹⁵⁷ HEMPEL-KÜTER/MÜLLER, *Ernst Toller*, in: *Literatur, Politik und soziale Prozesse*, S. 78-106, hier: S. 80.

re erlassen und wir sind morgen in Uniform, das wird ein Leben.“¹⁵⁸ Nur wenige Jahre später wurden diese Hoffnungen zuerst scheinbar erfüllt, um dann umso bitterer enttäuscht zu werden.

Ab dem Frühjahr 1913 studierte Toller im französischen Grenoble, wo er sowohl die Juristische als auch die Philosophische Fakultät besuchte, ohne ein konkretes Berufsziel vor Augen zu haben. Wie so viele Angehörige der akademischen Jugend meldete er sich bei Kriegsausbruch freiwillig zum Militär, nachdem es ihm gelungen war, im letzten Moment nach Deutschland zurückzukehren. Über seine Motive hat Toller später keine genaue Auskunft gegeben; es dürfte wohl eine Mischung ausschlaggebend gewesen sein, die sich zusammensetzte aus bürgerlichem Nationalismus, dem Anerkennungsbedürfnis des ausgegrenzten Juden¹⁵⁹ sowie der naiven Hoffnung, aus der eigenen Orientierungslosigkeit ausbrechen und Ideale verwirklichen zu können, die in der bestehenden Gesellschaft bislang keine Realisierungschance gehabt hatten.¹⁶⁰

Um dem stupiden Garnisonsdienst zu entkommen, meldete sich Toller im März 1915 freiwillig zum Fronteinsatz. Das Erlebnis der Materialschlacht bei Verdun mit ihrer verstörenden Anonymität und Destruktivität, die er zunächst als Artillerist, dann bei der Infanterie mitmachte,¹⁶¹ führte zu einem radikalen Anschauungswandel und wurde von ihm auch literarisch verarbeitet.¹⁶² Mitte 1916 erlitt Toller einen schweren körperlichen Zusammenbruch; nachdem er ein halbes Jahr in Krankenanstalten verbracht hatte, wurde er im Januar 1917 vom Militärdienst freigestellt. Er nahm zunächst sein Studium wieder auf, nun in München, wo er auch erste Kontakte zur Literaturszene (Thomas Mann, Rainer Maria Rilke) knüpfte. Noch im Sommer des gleichen Jahres folgte er Max Weber, den er kurz zuvor kennen- und schätzen gelernt hatte,¹⁶³ nach Heidelberg, wo Toller nun plante, einen Dokortitel in Volkswirtschaft zu erwerben.¹⁶⁴ Hier setzte auch mit der Gründung des „Kulturpoli-

¹⁵⁸ TOLLER, Eine Jugend in Deutschland, S. 28.

¹⁵⁹ In einem im August 1918 abgefassten psychiatrischen Gutachten über Toller hieß es, dieser habe sich 1914 als Freiwilliger gemeldet, da es „für ihn selbstverständlich war [...] zur Fahne zu eilen, schon um als Jude zu zeigen, daß er als Deutscher fühlte.“ (HEMPEL-KÜTER/MÜLLER, Ernst Toller, in: Literatur, Politik und soziale Prozesse, S. 78-106, Zitat: S. 81).

¹⁶⁰ Zu dieser geistigen Strömung siehe VERHEY, Der „Geist von 1914“, S. 172-175.

¹⁶¹ In seiner Autobiographie berichtete Toller über sein Gesuch, zur Infanterie versetzt zu werden; auf die Frage seines Vorgesetzten nach den Gründen hierfür antwortete Toller demnach: „Wir schießen und wissen nicht, auf wen. Die drüben schießen, wir wissen nicht wer. Ich will den Feind sehen, gegen den ich kämpfe.“ (Eine Jugend in Deutschland, S. 47).

¹⁶² Aus der Kriegszeit sind acht Gedichte Tollers überliefert; in seiner Autobiographie ging er ausführlich auf seine Fronterlebnisse ein. Siehe dazu auch unten Kap. 6.7.

¹⁶³ Dittmar Dahlmann geht dabei sogar so weit, von Toller zu behaupten: „Neben Gustav Landauer und Kurt Eisner war Max Weber die dritte Persönlichkeit, die sein Denken entscheidend beeinflusste.“ (Max Webers Verhältnis zum Anarchismus, in: W. MOMMSEN/SCHWENTKER (Hrsg.), Max Weber und seine Zeitgenossen, S. 506-523, hier: S. 510).

¹⁶⁴ Max Weber blieb Toller auch nach dem Krieg verbunden; Weber nahm im Hochverratsprozess gegen Toller für diesen Stellung. Kein Geringerer als Hans Rothfels berichtete dem Max-Weber-Experten Wolfgang J. Mommsen von „einer Berliner Parteiversammlung, auf der Toller zur Diskussion sprach. Als man ihm wegen seiner radikalen Thesen das Wort entziehen wollte, sei Weber auf das Rednerpult gestiegen, habe schützend die Hand auf des schwächtigen Tollers Schulter gelegt und erklärt: Lassen Sie ihn reden, er ist ein ernstzunehmender Mann, er hat etwas zu sagen.“ (Wolfgang J. MOMMSEN, Max Weber und die deutsche Politik

tischen Bundes der Jugend in Deutschland“ seine politische Tätigkeit zur Bekämpfung der Kriegsverlängerung ein.¹⁶⁵ In einem Brief an den von ihm verehrten Gustav Landauer¹⁶⁶ forderte Toller mit dem ihm eigenen moralischen Engagement: „Ich will, daß niemand Einsatz des Lebens fordert, wenn er nicht selbst von sich weiß, daß er sein Leben einzusetzen willens ist, nicht nur das, daß er es einsetzen *wird*.“¹⁶⁷ Was ihm noch fehlte, war eine Bewegung, die diesem Betätigungsdrang ein Wirkungsfeld eröffnete.

Mit der Unterzeichnung eines gegen die Vaterlandspartei gerichteten Flugblattes¹⁶⁸ geriet Toller erstmals mit der Staatsmacht in Konflikt, die umgehend gegen die hier veröffentlichten kriegskritischen Äußerungen vorging. Nach einem erneuten Krankenhausaufenthalt begab sich Toller, um der Verhaftung zu entgehen, nach Berlin. Dort wurde er sogleich wieder politisch aktiv, indem er den Aufruf „Arbeiter der Stirn und der Faust vereinigt Euch!“¹⁶⁹ öffentlich machte. Er verkehrte nun in pazifistisch gesinnten Zirkeln, hier lernte er Ende 1917 schließlich auch Eisner kennen,¹⁷⁰ von dem er tief beeindruckt war und dem er kurz darauf nach München folgte (auch um die weitere Freistellung vom Militärdienst zu regeln). Dort nahm Toller, der inzwischen Eisners Zweifel am Verteidigungscharakter des Krieges teilte,¹⁷¹ Kontakt zur USPD auf und wurde sogleich in die turbulenten Vorgänge im Zusammenhang mit dem Januarstreik verwickelt (Tollers Beitritt zur USPD lässt sich

1890-1920, Tübingen (3) 2004, S. 50, Fn. 50). Besagte Versammlung hat möglicherweise im Dezember 1918 stattgefunden als sich Toller als Delegierter für den 1. Reichsrätekongress in Berlin aufhielt.

¹⁶⁵ Zum Charakter des Bundes schrieb Toller: „Es liegt uns fern, ‚Parteiolitik‘ zu treiben. Politik treiben heißt für uns: sich für das Geschick seines Landes sittlich mitverantwortlich zu fühlen und dementsprechend zu handeln. Wer diese Aufgabe nicht erfüllt, hat das mit seinem Gewissen abzumachen. – Es gibt keine irgendwie begrenzte Sittlichkeit, die für die gesamte Menschheit tätig ist. Es gibt nur *einen Geist*, der in der ganzen Menschheit lebt. Auch wenn er oft verschüttet ist.“ (HEMPEL-KÜTER/MÜLLER, Ernst Toller, in: Literatur, Politik und soziale Prozesse, S. 78-106, Zitat: S. 96f.). Die Leitsätze des Bundes sind abgedruckt in: BÜTOW, Der Konflikt zwischen Revolution und Pazifismus, Anhang: S. 27-30.

¹⁶⁶ Landauer, Gustav, geb. 7.4.1870 in Karlsruhe, 1888-1892 Studium der Germanistik und Philosophie in Heidelberg, Berlin und Straßburg, Annäherung an die oppositionellen „Jungen“ in der Berliner SPD, 1893-1897 Redakteur von deren Sprachrohr „Der Sozialist“, danach Tätigkeit als Schriftsteller, Theaterkritiker, Rezensent, Übersetzer und Buchhändler, 1908 Gründung des „Sozialistischen Bundes“, Herausgeber der Zeitschrift „Der Sozialist“ zur Propagierung utopisch-anarchistischer Ideen, wohnhaft in Krumbach (Schwaben), 1918/19 Mitglied des provisor. Nationalrates in Bayern, im Landesarbeiterrat und des RAR in München, Jan. 1919 Kandidatur zum bayer. Landtag für die USPD, ab 3.1.1919 Mitglied des Nationalgerichtshofs, April 1919 während der ersten Münchner Räterepublik Volksbeauftragter für Erziehung und Unterricht, Mitglied des Revolutionären Zentralrates, nach Ausrufung der zweiten Räterepublik Rückzug aus der Politik, 2.5.1919 von Regierungstruppen in München ermordet.

¹⁶⁷ E. Toller an G. Landauer von 1917. (Abgedruckt in: Ernst TOLLER, Gesammelte Werke. Band 1. Kritische Schriften, Reden und Reportagen. Herausgegeben von John M. Spalek und Wolfgang Frühwald, München – Wien ²1995, S. 34-37, hier: S. 35).

¹⁶⁸ Die Urheber des Flugblattes solidarisierten sich mit dem in München lehrenden Professor Friedrich Wilhelm Foerster, der zur Zielscheibe von Angriffen der Vaterlandspartei geworden war, da er eine Beendigung des Krieges unter Einbeziehung diplomatischer Mittel gefordert hatte.

¹⁶⁹ FRÜHWALD/SPALEK (Hrsg.), Der Fall Toller, S. 13.

¹⁷⁰ Im Vorfeld des Januarstreiks war Eisner zweimal nach Berlin gereist, um sein Vorgehen mit der Parteileitung abzustimmen (siehe dazu oben Kap. 5.6.).

¹⁷¹ Toller hatte kurz zuvor mehrere Publikationen durchgearbeitet, die sich mit den Vorgängen bei Kriegsausbruch beschäftigten. In seiner gerichtlichen Vernehmung im Februar 1918 gab er dazu an, er wäre „bis dahin der Überzeugung gewesen, daß das deutsche Reich nur einen Verteidigungskrieg führe, durch die Lektüre der genannten Broschüren kamen mir aber erhebliche Zweifel, ob dies tatsächlich der Fall sei.“ (HEMPEL-KÜTER/MÜLLER, Ernst Toller, in: Literatur, Politik und soziale Prozesse, S. 78-106, Zitat: S. 99).

nicht genau datieren).¹⁷² Er bemühte sich dabei auch um die Unterstützung der Studentenschaft für die Ziele der Streikbewegung,¹⁷³ auch nach der ersten Verhaftungswelle setzte er sich für die Fortführung des Ausstandes ein. Nach seiner Festnahme wurde Toller, nach Gefängnis- und Lazarettaufenthalt, im Mai 1918 zu einem Ersatz-Bataillon nach Neu-Ulm versetzt. Von politischer Aktivität abgeschnitten, widmete er sich nun dem Studium der sozialistischen Klassiker und seiner schriftstellerischen Tätigkeit. Nach der krankheitsbedingten Entlassung aus der Armee im September begab sich Toller zu seiner Mutter nach Landsberg/Warthe, wo ihn die Nachricht von der Novemberrevolution erreichte.

Nach seiner Rückkehr nach München entwickelte sich Toller, der bald verschiedenen Rätegremien angehörte, rasch zu einem der Wortführer des linken Flügels der lokalen USPD, spielte während der ersten Räterepublik eine Schlüsselrolle und war auch an der kommunistischen zweiten Räterepublik beteiligt. Die verwirrenden Ereignisse in München vermochte auch er nicht zu steuern, blieb allerdings stets bemüht, Gewalt zu vermeiden (was allerdings nicht verhinderte, dass er an die Spitze der „Roten Armee“ gelangte). Nach der Niederwerfung der Räterepublik durch Freikorpsstruppen wurde Toller verhaftet und wegen „Hochverrats“ vor Gericht gestellt. Der Prozess entwickelte sich zu einer Farce wie sie für die bayerische Justiz der nächsten Jahre typisch werden sollte. Eine Reihe von berühmten Persönlichkeiten verwandte sich für den Angeklagten, darunter kein Geringerer als Heine, inzwischen preußischer Innenminister, für den Toller ein „unverwüstlicher Optimist und Friedensgläubiger“ war.¹⁷⁴ Toller wurde schließlich zu fünf Jahren Festungshaft verurteilt.

Den größten Teil davon verbüßte er in Niederschönenfeld (bei Rain am Lech), wo etliche der ehemaligen Räterepublikaner inhaftiert waren (über den täglichen Kleinkrieg mit den Vollzugsbehörden und die unsäglichen Haftbedingungen berichtete Toller später in seinen „Justizerlebnissen“¹⁷⁵). Im Gefängnis entfaltete Toller eine außergewöhnliche künstlerische Produktivität und entwickelte

¹⁷² Bei den Ermittlungen gegen Toller wurde versucht, seine Tätigkeit in der Ausstandsbewegung genau zu rekonstruieren. Danach war Toller wohl erst am 24.1.1918 in München angekommen, hatte am 28.1. eine Rede bei einem der Diskussionsabende im „Goldenen Anker“ gehalten und hatte am 31.1. an einer Ausschusssitzung der USPD teilgenommen. Im Ermittlungsbericht hieß es abschließend: „Ernst Toller hat [...] die Bestrebungen der Münchener Gruppe der unabhängigen Sozialdemokratie tatkräftig gefördert. Wenn auch nicht angenommen wird, daß er Mitglied der Gruppe ist, so ist er doch für ihre Ziele eingetreten.“ (Bericht über E. Toller vom Feb. 1918; KrA, MKr 253).

¹⁷³ Vgl. Friedrich HITZER, Der Mord im Hofbräuhaus. Unbekanntes und Vergessenes aus der Baierischen Räterepublik, Frankfurt a. M. 1981, S. 153-157.

¹⁷⁴ Heine schrieb am 7.6.1919 an General von Oven in München: „Euer Exzellenz bitte ich unter Beziehung auf das gleichzeitig abgeschickte Telegramm noch einmal, zugunsten des verhafteten Studenten Toller ein Wort einlegen zu dürfen. Ich kenne Toller persönlich und kann über seinen Charakter nur Gutes sagen. Wenn Toller auch zeitweise die Rätegruppen in München geführt hat, so kann man ihm doch nicht die Schuld an den blutigen Ereignissen beimessen. Toller ist während der kurzen Zeit seines Kommandos immer des Glaubens gewesen, alles gütlich schlichten zu können. Daß dies sein Glaube war, kann durch Zeugen bestätigt werden und ist jedem, der Toller kennt, begreiflich. Toller ist ein unverwüstlicher Optimist und Friedensgläubiger, und verwirft jede Gewalt.“ (Stefan GROSSMANN, Der Hochverräter Ernst Toller. Die Geschichte eines Prozesses. Mit der Verteidigungsrede von Hugo Haase, Berlin 1919, Zitat: S. 19).

¹⁷⁵ Vgl. TOLLER, Justiz. Erlebnisse, S. 77-146.

sich so zum „berühmtesten politischen Gefangenen Deutschlands“¹⁷⁶. Eine vorzeitige Haftentlassung lehnte er ab;¹⁷⁷ 1921 rückte er als Ersatzmann in den Landtag nach, konnte sein Mandat jedoch nicht ausüben.¹⁷⁸ Die „Wiedervereinigung“ von USPD und MSPD lehnte Toller als „Liquidation der Revolution“¹⁷⁹ ab. Da er nach seinen Erfahrungen während der Münchner Räterepublik einen Anschluss an die KPD nicht in Betracht zog, blieb er vorerst bei der zur Kleinstpartei geschrumpften Rest-USPD¹⁸⁰. Deren bayerischer Landesverband bemühte sich, den prominenten Häftling für eine Reichstagskandidatur für die Wahlen vom Mai 1924 zu gewinnen; dieser lehnte jedoch ab¹⁸¹ und beschloss, keiner Partei mehr anzugehören.¹⁸² Nach seiner Haftentlassung wurde Toller umgehend aus Bayern ausgewiesen. Der in Berlin bald erfolgreiche Dramatiker, der „sich stets außerhalb der eingeübten Denkschemata seiner Zeit“¹⁸³ befand, blieb auch ohne Parteibuch weiterhin politisch engagiert. Seine während der Kriegs- und Revolutionszeit in Bayern gemachten Erfahrungen bildeten das wichtigste Sujet von Tollers gesamtem literarischem Oeuvre.¹⁸⁴

Gegen den Aufstieg des Nationalsozialismus stemmte sich Toller mit aller Kraft; 1930 warnte er: „Geschicht heute nichts, stehen wir vor einer Periode des europäischen Faschismus, einer Periode des vorläufigen Untergangs sozialer, politischer und geistiger Freiheit, deren Ablösung nur im Gefolge grauenvoller, blutiger Wirren und Kriege zu erwarten ist. (. . .) Die Uhr zeigt eine Minute vor

¹⁷⁶ REIMERS, Das Bewältigen des Wirklichen, S. 41.

¹⁷⁷ Toller weigerte sich, von einer Amnestie zu profitieren, die sich nicht auf alle anderen aus dem gleichen Grund inhaftierten Personen erstreckte. (Vgl. *Der Kampf* Nr. 120 vom 20.11.1919).

¹⁷⁸ Im Juni 1921 war der Vorsitzende der USPD-Landtagsfraktion, Karl Gareis, in München einem Attentat zum Opfer gefallen; dem Ergebnis der Wahlen vom Juni 1920 entsprechend war Toller Nachrücker und übernahm (formal) den vakanten Parlamentssitz.

¹⁷⁹ E. Toller an Tessa vom Sept. 1922. (BAVAJ, Von links gegen Weimar, Zitat: S. 470).

¹⁸⁰ Die Wiedervereinigung von MSPD und USPD zur „Vereinigten Sozialdemokratischen Partei Deutschlands“ (VSPD) im Herbst 1922 wurde von einem kleinen Teil der USPD nicht mit vollzogen. Diese Gruppierung – hier als „Rest-USPD“ bezeichnet – blieb politisch bedeutungslos, die Partei nahm dennoch an Wahlen teil und ihre Existenz ist auch in Bayern bis Ende der 1920er Jahre punktuell nachweisbar, ehe sie sich auflöste bzw. mit der 1931 gegründeten Sozialistischen Arbeiterpartei Deutschlands (SAPD) verschmolz.

¹⁸¹ Vgl. Lagebericht des Staatspolizeiamts Nürnberg-Fürth vom 7.2.1924 (StAN K 3 Präs. Reg. 857 aI) sowie Brief von E. Toller vom 23.2.1924 (abgedruckt in: Ernst TOLLER, Gesammelte Werke. Band 5. Briefe aus dem Gefängnis, Herausgegeben von Wolfgang Frühwald und John M. Spalek, 1978, S. 177).

¹⁸² Vgl. Brief von E. Toller vom 4.5.1924. (Abgedruckt in: Ebd., S. 192).

¹⁸³ LIXI, Ernst Toller, S. 9.

¹⁸⁴ Toller hatte bereits 1917 mit seinem Drama „Die Wandlung“ begonnen, das er nach den Erfahrungen des Januarstreiks in München dann im Militärgefängnis im Februar/März 1918 abschloss. In einem Brief aus der Festungshaft in Niederschönenfeld erklärte Toller zu seinem Selbstverständnis als Autor: „Aus der Unbedingtheit revolutionären Müßens (Synthese aus seelischem Trieb und Zwang der Vernunft) wird das politische Drama geboren, das nicht bewußt umpflügen und aufbauen will, sondern umpflügen und aufbauen wird, das den geistigen Inhalt menschlichen Gemeinschaftslebens erneuern, verwirte Formen zerstören wird. Voraussetzung des politischen Dichters (der stets irgendwie religiöser Dichter ist): ein Mensch, der sich verantwortlich fühlt für sich und für jeden Bruder menschheitlicher Gemeinschaft.“ (E. Toller an K. Edschmid vom Oktober 1919, abgedruckt in: Kasimir EDSCHMID (Hrsg.), Briefe der Expressionisten, Frankfurt/Main – Berlin 1964, S. 131f.). Zu Tollers schriftstellerischer Tätigkeit im Ersten Weltkrieg und ihrer Einordnung in die deutsche Literatur der Zeit siehe auch Helmut FRIES, Die große Katharsis. Band 2. Euphorie – Entsetzen – Widerspruch: Die Schriftsteller 1914-1918, Konstanz 1995.

zwölf.“¹⁸⁵ Um die absehbare Katastrophe zu verhindern, wurde Toller in diversen Organisationen politisch aktiv (1936 unterstützte er den Versuch, eine „Volksfront“ aus den verschiedenen Parteien der Linken zu bilden;¹⁸⁶ während des Spanischen Bürgerkrieges startete er eine Hilfsaktion für die notleidende Zivilbevölkerung), musste jedoch nach einigen Jahren sein Scheitern eingestehen. Nach der nationalsozialistischen Machtergreifung emigrierte er über mehrere Stationen in die USA, wo er sich in New York niederließ; im Mai 1939 nahm Ernst Toller sich dort das Leben.

Es gibt in der deutschen Geschichte gewiss wenige vergleichbare Fälle, in denen sich ein Dichter, ein Vertreter der Geisteswelt, so weit in die Sphäre des politischen Lebens vorgewagt und darin verstrickt hat, wie dies bei Ernst Toller der Fall gewesen ist. Der von Michels beschriebene „Mann des starken, von innerer Glut durchdrungenen Gefühlslebens“¹⁸⁷ fand in Toller seinen idealtypischen Ausdruck. Dieses Phänomen, das noch von einer erfolgreichen Selbststilisierung begleitet wurde, gab Vertretern ganz unterschiedlicher politischer Richtungen Anlass, ein Urteil abzugeben. Über einen Mangel an Meinungen und Beschreibungen kann hier nicht geklagt werden. Als Tollers herausragendes Wesensmerkmal wurde mit Recht hervorgehoben „die spontane Identifikation mit dem leidenden Menschen einerseits und das unentwegte Aufbegehren gegen die Not andererseits, trotz der scheinbaren Übermacht des Schicksals.“¹⁸⁸ Auch bei den Zeitgenossen standen seine philanthropischen Motive außer Zweifel, die jedoch nicht den Blick auf eine kritische Analyse seines politischen Handelns verstellen dürfen. Hierfür ist vor allem eine genauere Untersuchung von Tollers Rolle während der Revolution, insbesondere in den Wochen nach der Ermordung Eisners notwendig, als er den Vorsitz der Münchner USPD¹⁸⁹ und des Revolutionären Zentralrates übernahm.

¹⁸⁵ KARL, Ernst Toller, in: Dies., Die Münchener Räterepublik, S. 190-209, Zitat: S. 206.

¹⁸⁶ Dieser Versuch wurde neben Toller noch von einer ganzen Reihe – zu diesem Zeitpunkt oder erst später – prominenter Personen unterstützt; für die KPD waren dies u. a. Wilhelm Pieck, Walter Ulbricht und Herbert Wehner (alias Kurt Funk), für die SAPD u. a. Willi (sic) Brandt, für die „Unabhängige“ Intelligenz u. a. Arnold Zweig, Klaus und Heinrich Mann, Lion Feuchtwanger, Kurt Rosenfeld und Felix Boehnke. (Vgl. Horst DUHNKE, Die KPD von 1933 bis 1945, Köln 1972, S. 237-245).

¹⁸⁷ MICHELS, Zur Soziologie des Parteiwesens, S. 240. Die dort getroffene Charakterisierung dieses Typus ergibt ein recht genaues Psychogramm Tollers: „Er entwickelt sich zum Sozialisten zumeist in jugendlichen Jahren, wenn das Gegengewicht materieller Erwägungen als Vorsichtsmaßregel gegen die Stoßkraft des stürmischen Blutes und der leicht entflammenden, an Neben- und Hintergedanken gleich baren Begeisterung noch nicht den mit dem Alter aufsteigenden Damm gezogen hat. Er wird vom Bekennernut getrieben und dem allgemeinen Bedürfnis, Gutes zu tun. Seine näheren Beweggründe sind edler Abscheu vor aller Ungerechtigkeit, Mitleid mit der Schwäche und dem Elend, Hingabe an die Verwirklichung großer Ideen, die oft selbst ängstlichen und trägen Naturen Mut und Kampfesfreudigkeit einflößt. Alles das mit einer nicht geringen Dosis Optimismus und Überschätzung der idealen Potenzen der Bewegung und manchmal auch derer in sich selbst sowie mit falschen Vorstellungen über das Tempo der Entwicklung und die Nähe der Leichtigkeit der Verwirklichung untermischt. Auch ästhetisch-sensitive Eigenschaften spielen da mit. Poetische Gestaltungsgabe, Phantasie, Vorstellungskraft, welche die Größe und Tiefe der sozialen Leiden schneller erfassen und leichter nachfühlen und vielfach mit der Größe der sozialen Entfernung vom imaginierten Gegenstand wachsen, endlich auch größere Erregbarkeit des Temperaments, die natura ipsa das Erfasste schnell und lebendig in Worte zu kleiden angetrieben wird, alle solchen Eigenschaften sind als Triebkräfte zum Sozialismus von höchster Wirksamkeit.“ (Ebd., S. 240f.).

¹⁸⁸ Vgl. Wolfgang FRÜHWALD, Exil als Ausbruchversuch: Ernst Tollers Autobiographie, in: Manfred DURZAK (Hrsg.), Die deutsche Exilliteratur 1933-1945, Stuttgart 1973, S. 489-498.

¹⁸⁹ Gern und oft wird behauptet, Toller habe Eisner in der Rolle des Vorsitzenden der bayerischen USPD beerbt. Selbst in neueren seriösen Untersuchungen wird Toller der Vorsitz der bayerischen USPD zugeschrieben (z. B. bei HEMPEL-KÜTER/MÜLLER, Ernst Toller, in: Literatur, Politik und soziale Prozesse, S. 78-106, hier: S. 78). Zur Klarstellung sei hier wiederholt: Eisner hat in der

Eine abgewogene Beurteilung von Tollers Rolle innerhalb der bayerischen USPD muss vorerst noch zurückgestellt werden.

6.2 Die Bilanz des Streiks in Bayern

6.2.1 Die Sicht der Behörden

Auf Seiten der Staatsorgane mischten sich bei der Perzeption der geschilderten Ereignisse in gewohnter Weise realistische Einsichten mit tradierten Zwangsvorstellungen. Die Bedrohlichkeit des Januarstreiks, „dessen Zweck es war, die Offensive im Westen zu verhindern“¹⁹⁰, wie die Zentralpolizeistelle für Bayern erkannte, stand für die Behörden außer Zweifel. Für München wurde Eisner nicht zu Unrecht als der „geistige Leiter und Organisator der Aufstandsbewegung“ bezeichnet, dessen Einfluss auf die Arbeiter seiner „leidenschaftliche[n] Redegewandtheit“¹⁹¹ zugeschrieben wurde - ohne hinreichend zu berücksichtigen, dass das unbestrittene rhetorische Talent Eisners seine Wirkung nur hatte entfalten können auf Grund der Stimmungslage in der Arbeiterschaft, die in den verzweifelt schlechten Lebensverhältnissen begründet lag. Stattdessen vertrat der „Erfahrungsbericht“ des Münchner Stellvertretenden Generalkommandos - obwohl gerade Eisner bei seiner Vernehmung entwaffnende Offenheit an den Tag gelegt hatte¹⁹² - die These, „daß die Führer der Ausstandsbewegung unter dem unverkennbaren *geistigen* Einfluß des Auslandes standen“¹⁹³, wobei allerdings eine konkrete Tätigkeit von „Agenten“ nicht festgestellt werden konnte (was v. a. daran lag, dass es eine solche überhaupt nicht gab).

Das Bayerische Innenministerium wies in seiner Bilanz auf den Einfluss der Ereignisse in Rußland und Österreich sowie auf die „in unklarem politischen Urteil und in Mißstimmungen aller Art befangene Arbeiterschaft“ hin, wodurch die von „gewandten und leidenschaftlichen Hetzern geschürte Bewegung die verhältnismäßig große Zahl von Mitläufern [...] fand“¹⁹⁴, unter denen sich zahlreiche Frauen und Jugendliche befanden. Das Kriegsministerium sprach in seiner Analyse des Streiks gleich zukünftige Gegenmaßnahmen an:

„2) Bei der Beurteilung der Leitung von Streiks usw. ist zu unterscheiden zwischen

Partei nie ein Amt ausgeübt. Toller wiederum wurde im März 1919 zum Vorsitzenden der *Münchner* USPD, präzise gesagt: zum Ko-Vorsitzenden in einer Doppelspitze, gewählt (zusammen mit Andreas Fendl).

¹⁹⁰ ZpolstB an MKr vom 14.8.1918. (KrA, MKr 11529).

¹⁹¹ I. Staatsanwalt beim Landgericht München an MJu vom 2.2.1918. (KrA, MKr 253).

¹⁹² Eisner gab bei seinem Verhör zu, in München zum Streik aufgerufen zu haben: „Er habe beabsichtigt, den hiesigen Streik zu organisieren, doch sei er hierzu mangels genügender Verbindungen mit den Arbeitern in den grossen Betrieben nicht in der Lage gewesen.“ (Ebd.).

¹⁹³ Erfahrungsbericht des StellvGenKdo I. AK über den Januarstreik vom 13.4.1918. (KrA, MKr 253).

¹⁹⁴ MIInn an RegPräsidiem vom 8.3.1918. (KrA, StellvGenKdo I. AK 1373).

- a) den Führern, die den unabhängigen Sozialdemokraten angehörend, in unmittelbarer Verbindung mit Norddeutschland, vielleicht auch mit dem Ausland stehen und revolutionäre Umtriebe ins Land hereinbringen;
- b) den einheimischen Führern der gemäßigten Sozialdemokratie, [...] sie haben die Bewegung bisher vielfach in besonnene Bahnen gelenkt, vertreten aber natürlich aus parteitaktischen Gründen den Demonstrationsstreik als ein zuverlässiges politisches Mittel;
- c) der Masse der beteiligten Arbeiterschaft, die unter den gegenwärtigen Zeitverhältnissen jeder verhetzenden Einwirkung besonders zugänglich ist.
- 3) Führer der unter 2a bezeichneten Art sind, wenn irgend möglich, aus ihrer Umgebung zu entfernen und zwar solche, die sich eines Vergehens oder Verbrechens schuldig oder dringend verdächtig gemacht haben durch polizeiliche vorläufige Festnahme und Erwirkung eines richterlichen Haftbefehls – Wehrpflichtige durch Einberufung, Versetzung, Abstellung ins Feld -, Nichtbayern durch Aufenthaltsverbot auf Grund Art. 42 des Kriegszustandsgesetzes.¹⁹⁵

Eine Konstante im Weltbild der Behördenvertreter während des gesamten hier untersuchten Zeitraumes bildete die auf die Arbeiterbewegung konsequent angewendete Dichotomie zwischen „hetzerischen Führern“, die ihre eigensüchtigen Ziele verfolgen, einerseits und ihren eigentlich „unpolitischen“ bzw. „gutmütigen“ Anhängern andererseits, die es wieder auf den „rechten Weg“ zurückzuführen gelte.¹⁹⁶ Dieser Topos, der sich auch wunderbar in die Dolchstoßlegende mit all ihren Verschwörungstheorien integrieren ließ,¹⁹⁷ befriedigte ein tief sitzendes psychologisches Bedürfnis,¹⁹⁸ stand einer sachlichen Analyse aber eher im Weg. Insgesamt blieb die Regierung den Trägern

¹⁹⁵ MKr an MA vom 22.2.1918. (HstAM, MA 92745).

¹⁹⁶ Aus der Überfülle an Zeugnissen, die diese Mentalität belegen, nur einige Beispiele: „Die Masse der Streikenden war politisch überhaupt nicht oder nur wenig interessiert. [...] Politische Ideen wurden eigentlich nur von den Führern verfolgt, welche den Streik als Mittel zur Durchsetzung ihrer politischen Bestrebungen betrachteten. Daher kann man auch mit Bestimmtheit sagen, daß zwischen der Masse der Streikenden und ihren Führern ein innerer Zusammenhang so gut wie nicht gegeben war.“ (Mber des StellvGenKdo I. AK vom 1.3.1918; KrA, StellvGenKdo I. AK 1942). Die Führung der Bewegung lag „übrigens bezeichnenderweise überhaupt nicht in Händen von Arbeitern, sondern von sogen. Intellektuellen (Literaten, Journalisten, Studenten, früheren Studentinnen, - übrigens durchwegs Juden)“. (Mber des StellvGenKdo I. AK vom 5.2.1918; ebd.). Ähnlich auch die Einschätzung des Kommandierenden Generals in Nürnberg, Albert von Könitz (vgl. StellvGenKdo III. AK an StdMag Nürnberg vom 31.1.1918; HstAM, Minn 66283). Diese Sicht hatte sich schon vor dem Januarstreik verfestigt; als Reaktion auf die 1917 in Norddeutschland ausgebrochenen Streiks hatte das Bayerische Kriegsministerium die Anweisung erteilt: „Beim Vorgehen im Falle von Arbeitseinstellungen muß streng unterschieden werden zwischen den Streikhetzern und den zum Streik verführten Arbeitern. Gegen die ersteren ist rücksichtslos einzuschreiten, dagegen dürfte es sich aus politischen Gründen empfehlen, die Mitläufer möglichst durch gütliche Einwirkung zur Arbeit zurückzuführen.“ (MKr an StellvGenKdos vom 6.7.1917; HstAM, MA 92782). Toller, der als einer der Anführer des Januarstreiks verhaftet worden war, berichtete später über seine Vernehmung: „Der Kriegsgerichtsrat glaubt, ein Netz geheimer Verschwörung spanne sich über Deutschland, je wahrhaftiger meine Antwort, desto ungläubwürdiger erscheint sie ihm, er will das Einfache verzwickt, das Spontane gewollt, das Zufällige berechnet sehen. Er hat die Vorstellung, daß irgendwo eine allgewaltige Zentrale die Wege der Arbeiter lenke. Die Motive des Kampfes begreift er nicht, das Volk ist eine willenlose Menge, die nur kämpft, wenn Hetzer sie verleiten und verführen. Als er mich fragt, wo die Goldmillionen stecken, mit denen der Streik finanziert sei, lache ich laut auf, wir alle haben unsere letzten Pfennige gegeben, um Papier für das Flugblatt zu kaufen.“ (Eine Jugend in Deutschland, S. 68).

¹⁹⁷ Vgl. BARTH, Dolchstoßlegenden, S. 249.

¹⁹⁸ „Wer die Massen fürchtet und ihre politischen Ziele ablehnt, hält es für notwendig, die Verantwortung für Gewalt einem ‚Führer‘ oder einer Führungsgruppe zuzuschieben. Anführer zu finden, die verantwortlich gemacht werden können, befriedigt das Bedürfnis, jemanden für die Störung des normalen Lebensablaufes und die Verunsicherung der Gesellschaftsordnung, mit der man sich identifiziert, zu bestrafen, und bietet eine willkommene Gelegenheit, die eigene Rolle bei der Verteidigung dieser Gesellschaftsordnung zu unterstreichen. Noch elementarer bestätigt es einem selbst und den anderen Ängstlichen, daß die Masse einfach irregeleitet wurde, daß sie nicht gegen wirkliche Mißstände und Ungleichheiten in der Gesellschaftsordnung kämpfte, und daß sich die normale Lage wieder herstellen lässt, wenn man die Rädelsführer, die die Masse aufwiegelten, bestraft.“ (EDELMAN, Politik als Ritual, S. 125).

der Streikbewegung gegenüber in einer Haltung aus Ablehnung und Unverständnis gefangen (auch die unselige Rhetorik der „Schädlingsbekämpfung“ macht sich hier punktuell bereits bemerkbar).¹⁹⁹ Vereinzelt gab es jedoch auch realistischere Einschätzungen; so urteilte der Regierungspräsident von Mittelfranken: „Der Streik war ein reiner, aus politischen Beweggründen hervorgegangener Demonstrationstreik.“²⁰⁰ Der Unterschied zu einer klassischen Lohnbewegung wurde hier also durchaus erkannt.²⁰¹

Da sich somit herausgestellt habe, dass die Tätigkeit der USPD auf die „gewaltsame Vernichtung der bestehenden staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung gerichtet ist“, blieb, so schrieb das Kriegs- an das Innenministerium, als logische Konsequenz nur die Bekämpfung dieser Bewegung „mit allen gesetzlich zulässigen Mitteln“²⁰². Besonderes Augenmerk wurde darauf gelegt, über die Personen, die für die in Haft befindliche Führungsgruppe nachrückten, Informationen zu erhalten und den weiteren Aufbau der Parteiorganisation unter Beobachtung zu halten.²⁰³ Darüber hinaus fassten die Ministerien noch weiter gehende Maßnahmen, etwa Vorbereitungen zur Militarisierung von Rüstungsbetrieben, ins Auge.²⁰⁴ Einen erneuten Massenstreik gedachten die Machthaber nun mit nahezu allen Mitteln zu unterbinden; Bayern folgte hier wieder den Vorgaben aus Berlin.

Ausdrücklich würdigten die Behörden das Verhalten der MSPD, die den Streik „aufgenommen und in ruhige Bahnen gelenkt [habe].“²⁰⁵ Der teilweise praktizierten Kooperation von MSPD und USPD wurde dabei keine weitere Perspektive eingeräumt,²⁰⁶ direkte Fortschritte im Sinne einer Einigung der beiden Parteien wurden nicht registriert.²⁰⁷ Ministerpräsident Dandl dankte schließlich in seiner Landtagsrede am 1. Februar 1918 der MSPD ausdrücklich dafür, dass sie die Führung der Bewe-

¹⁹⁹ Bezeichnend hierfür die Lageeinschätzung und Diktion von Kriegsminister Hellgrath: „Das arbeitsscheue und verbrecherische Gesindel, das besonders die Großstädte als Schlupfwinkel für sein lichtscheues Treiben wählt, bildet in Zeiten politischer Hochspannung oder wirtschaftl. Kämpfe eine gesteigerte Gefahr für die Sicherheit des Reiches, denn diese Elemente beteiligen sich erfahrungsgemäß in erster Linie an Unruhen und aufrührerischen Umtrieben. Die Säuberung der Großstädte und Industriebezirke von derartigen ordnungsfeindlichen Elementen gewinnt daher für die Bekämpfung künftiger Unruhen besondere Bedeutung.“ (MKr an StellvGenKdos vom 22.3.1918; KrA, StellvGenKdo III. AK 231/I).

²⁰⁰ WBer des RegPräs von Mfr vom 3.2.1918. (HstAM, MIInn 66283).

²⁰¹ So urteilte das Nürnberger Stellvertretende Generalkommando über die Vorgänge in seinem Zuständigkeitsbereich: „Der allgemeine Eindruck, den die Streikbewegung erweckte, unterschied sich, da es sich um eine politische Demonstration handelte, wesentlich von Arbeitseinstellungen bei Lohnkämpfen.“ (StellvGenKdo III. AK an MIInn vom 31.1.1918; KrA, MKr 253).

²⁰² MKr an MIInn vom 20.3.1918. (KrA, StellvGenKdo III. AK 231/I).

²⁰³ Vgl. MKr an MIInn vom 25.3.1918. (HstAM, MIInn 66283).

²⁰⁴ Vgl. Aufzeichnungen aus dem Bayerischen Kriegsministerium über Maßnahmen zur Bekämpfung von Streiks vom 1.2.1918. (Abgedruckt in: DEIST (Bearb.), Militär und Innenpolitik, 2. Teil, S. 1151-1154).

²⁰⁵ MKr an StellvGenKdos vom 22.2.1918. (HstAM, MIInn 66283).

²⁰⁶ Vgl. Bericht des PrRef im MKr vom 25.2.1918. (HstAM, MK 19289).

²⁰⁷ Vgl. MKr an MA vom 21.3.1918. (HstAM, MA 97553/97554).

gung übernommen habe, und gab seiner Hoffnung auf baldige Beruhigung der Lage Ausdruck.²⁰⁸ Einige Zeit später formulierte Kriegsminister Hellingrath in einem internen Schreiben die seiner Meinung nach gegenüber den beiden sozialdemokratischen Parteien einzuschlagende Taktik:

„Nach den seitherigen Erfahrungen bildet die unabhängige Sozialdemokratie eine schwere Gefahr für den Fortbestand des Reiches. Ihren Bestrebungen muß auf jedem möglichen Wege entgegengetreten werden. Da sie ihren Zuwachs vornehmlich aus den Reihen der rechtsstehenden Sozialdemokratie erhält, liegt die wirksamste Abwehr gegen ihre weitere Ausbreitung in Maßnahmen, durch welche die sozialdemokratische Mehrheitspartei die Flucht ihrer bisherigen Anhänger in das Lager der Unabhängigen zu verhindern sucht. In dieser Beziehung erblicke ich ein wirksames Mittel in der Versammlungstätigkeit der alten sozialdemokratischen Partei. Durch mündliche Aufklärung vermag sie am ehesten ihre Mitglieder sich zu erhalten und gegen die unterirdische Wühlarbeit der Radikalsozialisten widerstandsfähig zu machen.

Das Bestreben der militärischen Zensurstellen wird daher dahin gehen müssen, den Veranstaltungen der Mehrheitssozialisten so wenig wie möglich Schwierigkeiten zu bereiten. Gelegentliche Entgleisungen in den Versammlungen werden in der Regel weit weniger nachteilige Folgen haben als verbitternd wirkende Verbote und Anordnungen.“²⁰⁹

Wohl selten sind die Gedankengänge und das Kalkül der bayerischen Regierung prägnanter auf den Punkt gebracht worden.

6.2.2 *Die Folgen für die USPD*

Das Resümee aus Sicht der USPD musste höchst zwiespältig sein; die Partei hatte den Streik weder gezielt vorbereitet noch systematisch gesteuert. Einerseits war es ihr gelungen, unter ungünstigen Voraussetzungen und mit bescheidenen Mitteln einer Bewegung die Richtung zu geben, die in der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung bis dato kein Beispiel gehabt hatte. Eisner bezeichnete in seinem Gefängnistagebuch den Streik als „die schönsten Tage meines Daseins“²¹⁰, war es ihm doch endlich gelungen, im direkten Kontakt mit der Arbeiterschaft die in politischem und intellektuellem Immobilismus erstarrte MSPD-Führung zu überspielen. Ein Jahr später blickte er in seiner Rede auf dem Berner Sozialisten-Kongress auf die Streikbewegung zurück:

²⁰⁸ Vgl. KdAbg StenBer, Bd. XVII, S. 636.

²⁰⁹ MKr an StellvGenKdo II. AK vom 25.3.1918. (KrA, MKr 11523).

²¹⁰ Abgedruckt in: F. EISNER (Hrsg.), *Sozialismus als Aktion*, S. 58. Weiter heißt es dort in Eisners Eintrag vom 4.2.1918: „Ich sah wieder Menschenseelen, nicht nur Tiermägen. Und ich konnte an all dem Großen mithelfen. [...] Immer sagen mir die Müden, Feigen, Allzuklugen und Zweifler: Sieh doch nur um dich; sie wollen nichts anderes mehr als Geld, Nahrung und – reklamiert werden. Die Millionen deutscher Sozialdemokraten sind für nichts mehr zu haben. Ich pflegte zu erwidern: Dann hätten wir also unser Leben umsonst vertan. [...] Aber ihr irrt euch, ihr kennt die Masse nicht, ihr seht nur in sie die seelische Zersetzung hinein, die an euch selber frißt, euch sogenannten Führern.“ Als Kontrast hierzu die Äußerungen von Thomas Mann, der in der gleichen Stadt wie Eisner lebte und intellektuell mit ihm auf Augenhöhe operierte: „Mein Gott, das Volk! Hat es denn Ehre, Stolz – von Verstand nicht zu reden? Das Volk ist es, das auf den Plätzen singt und schreit, wenn es Krieg gibt, aber zu murren, zu greinen beginnt und den Krieg für Schwindel erklärt, wenn er lange dauert und Entbehrungen auferlegt. Womöglich macht es dann Revolution, aber nicht aus sich; denn zu Revolution gehört Geist, und das Volk ist absolut geistlos. Es hat nichts als die Gewalt, verbunden mit Unwissenheit, Dummheit und Unrechtlichkeit.“ (KOESTER, *Thomas Manns Kriegspublizistik*, in: W. MOMMSEN (Hrsg.), *Kultur und Krieg*, S. 249-258, Zitat: S. 257).

„Wir wenigstens in München wollten schon im Januar vor einem Jahre die Revolution entfesseln, das alte System stürzen. Damals war die Revolution eine höhere Ehre als nachher. Denn damals stand Deutschland scheinbar auf der Höhe der Macht [...]. Damals erhoben sich bei uns die Arbeitermassen [...] nicht aus Hunger, nicht um des Brotes willen, nicht weil die Niederlage drohte, sondern weil wir die Märzoffensive und Brest-Litowsk verhindern wollten. Die Arbeiter, die an diesem Streike teilnahmen, wurden an die Front geschickt, zum Tode verurteilt, ihre Führer in Gefängnisse und Zuchthäuser gesperrt. Leider taten diejenigen, [...] die uns *scheinbar* bei diesem Streike unterstützten [d. h. die MSPD; B. A.], im Gegenteil alles, um diese Bewegung zum Scheitern zu bringen.“²¹¹

Die schwierige Ausgangslage der Bewegung hat Eisner später selbst beschrieben:

„Wie hatten nicht nur die Militärdiktatur gegen uns, sondern auch die Regierungssozialisten, die die gesamte politische und gewerkschaftliche Organisation fest in Händen hielten, eine Camorra, die vor keinem Mittel zurückschreckten, um sich selbst in ihrer verworfenen Stellung zu behaupten. Wir waren nur ein kleines Häuflein, ohne die Autorität von Ämtern und Würden, ohne Geld, ohne Presse, ohne die Möglichkeit schriftlicher Propaganda. [...] die Bevölkerung ist hier schwer aufzurütteln; sie hängt am Altgewohnten. Freilich erwacht sie einmal, denkt und vertraut, dann ist sie auch zuverlässig. Unter dem Druck der Ereignisse begann in letzter Zeit sichtbar dieses Erwachen. Aber man folgte uns immer noch zögernd und langsam, - allzu langsam in einer Zeit, da Deutschland in den Wirbel des Abgrunds hineintrieb – ahnungslos.“²¹²

Eisners Schilderung der nahezu jeden Bereich betreffenden Unzulänglichkeit des Organisationsapparates der USPD traf nicht nur auf München, sondern auch auf Nürnberg – das zweite Zentrum des Januarstreiks in Bayern – vollkommen zu. Neben den technischen Voraussetzungen fehlte es auch an konzeptionellen Vorarbeiten zur Durchführung einer Streikaktion, deren Teilnehmerschaft weit über den Kreis der Parteimitglieder hinausging. Erklärbar war der Ausbruch der großen Ausstandsbewegung im Januar 1918 demnach nur aus der weiter gewachsenen Unzufriedenheit der Arbeiterschaft auf ein Ausmaß, das sich konventionellen Artikulations- und Steuerungsmechanismen entzog; wobei die USPD aus den geschilderten Gründen weniger als treibende Kraft auftrat, sondern für die amorphe Bewegung eine unverzichtbare katalytische Funktion ausübte, durch die sie ihre eigentliche Stoßkraft und Zielrichtung gewann.

Der Parteivorsitzende Haase zog in der Reichstagssitzung vom 27. Februar 1918 eine positive Bilanz des Streiks: „Er hat seinen Zweck voll erfüllt: er hat im Innern die Herrschenden darüber aufgeklärt, daß die Arbeiter es satt sind, sich als blinde Werkzeuge der Unterdrückungs- und Ausbeutungspolitik der Herrschenden gebrauchen zu lassen, bloß Objekte der Militärdiktatur zu sein. Er hat aber auch zum Ausdruck gebracht, daß die deutschen Arbeiter bereit sind, mit dem gesamten

²¹¹ Rede abgedruckt in: G. A. RITTER (Hrsg.), Die II. Internationale 1918/19, Bd. I, S. 230-243, hier: S. 241.

²¹² Eintrag Eisners in sein Gefängnistagebuch vom 4.2.1918. (Abgedruckt in: LASCHITZA, Kurt Eisner. Eine Dokumentation, in: BzG 9 (1967), S. 454-489, hier: S. 476f.).

Proletariat der anderen Länder für einen demokratischen Frieden zu wirken.“²¹³ Die gleichzeitig veröffentlichte Erklärung der Reichstagsfraktion zeigte sich ähnlich optimistisch: „Die Künste der Regie, die im August 1914 verwirrend und täuschend wirkten, verfangen nicht mehr. Tausenden, die noch vor kurzem glaubten, daß es der Regierung nur darauf ankomme, das Land vor Zerstückelung zu schützen, daß der Krieg ein reiner Verteidigungskrieg sei, sind durch die Verhandlungen in Brest-Litowsk und das Ultimatum an die russische Regierung die Augen geöffnet worden.“²¹⁴ Josef Simon gab sich im Juni im Landtag etwas zurückhaltender: „Der Massenstreik war von vornherein nur als Demonstrationsstreik gedacht und nur für drei Tage vorgesehen.“²¹⁵ Setzte man dieses bescheidenere Ziel an, ließ sich der wenig triumphale Ausgang des Streiks eher hinnehmen; um die tatsächliche Bedeutung dieser Bewegung zu beurteilen, war ohnehin ein größerer zeitlicher Abstand notwendig.

Auf jeden Fall musste die USPD – zumindest auf kurze Sicht – einen Preis zahlen, der einer existenziellen Gefährdung der Partei recht nahe kam. Nachdem der bayerische Ministerrat zunächst noch von einem allgemeinen Versammlungsverbot für die USPD abgesehen hatte (untersagt wurden nur Veranstaltungen unter freiem Himmel),²¹⁶ erging Anfang März 1918 von Berlin aus ein Erlass, der – unter ausdrücklicher Bezugnahme auf den Januarstreik – öffentliche Versammlungen der USPD grundsätzlich nicht mehr erlaubte.²¹⁷ Das Bayerische Kriegsministerium hatte bereits Anfang Februar dem Kabinett einen Verordnungsentwurf zur Verhängung des Standrechts im Falle eines Generalstreiks vorgelegt, der in etwas entschärfter Form angenommen wurde.²¹⁸ Geschlossene Versammlungen blieben der USPD schließlich gestattet, öffentliche Auftritte wurden der Partei auch in Bayern allerdings ganz untersagt.²¹⁹ Militärangehörige durften an USPD-Veranstaltungen

²¹³ RT StenBer, Bd. 311, S. 4216.

²¹⁴ Erklärung abgedruckt in: R. MÜLLER, Vom Kaiserreich zur Republik, S. 247.

²¹⁵ KdAbg StenBer, Bd. XIX, S. 195.

²¹⁶ Vgl. Protokoll der Ministerratssitzung vom 1.2.1918 (HstAM, MA 99511). Eine von der Münchner USPD für den 5.2.1918 angemeldete öffentliche Versammlung wurde bereits verboten (vgl. MKr an A. Winter sen. vom 30.1.1918; KrA, MKr 11529). Die USPD-Versammlung in Zirndorf am 10.2.1918, auf der Josef Simon sprach, wurde zwar genehmigt, eine Diskussion von den Militärbehörden allerdings untersagt. Zu Simons Ausführungen meinte das Bezirksamt Fürth: „Selbstverständlich kann nicht behauptet werden, dass seine Ausführungen das Vertrauen zu unserer Regierung gestärkt haben, daß sie dem Burgfrieden förderlich gewesen wären und dem Willen des deutschen Volkes, in dem schweren ihm aufgezwungenen Kampfe um Sein oder Nichtsein durchzuhalten, gedient hätte.“ (BA Fürth an StellvGenKdo III. AK vom 13.2.1918; KrA, StellvGenKdo III. AK 201/I).

²¹⁷ Vgl. Preuß. MKr an MKr vom 2.3.1918. (KrA, MKr 253).

²¹⁸ Vgl. Protokoll der Ministerratssitzung vom 4.2.1918. (HstAM, MA 99511).

²¹⁹ Vgl. MKr an StellvGenKdo III. AK vom 4.5.1918. (KrA, MKr 2497).

aller Art nicht teilnehmen (was auch streng kontrolliert wurde).²²⁰ Von Seiten der Unternehmer waren ebenfalls weitere Abwehrmaßnahmen zu befürchten.²²¹

Schränkten all diese Maßnahmen den Handlungsspielraum der bayerischen USPD schon empfindlich ein, so wurde die Partei durch die Verhaftung zahlreicher aktiver Mitglieder weiter geschwächt. Von besonderer Tragik war dabei der Tod von Sonja Lerch, die sich wenige Tage nach ihrer Festnahme im Gefängnis Stadelheim erhängte;²²² Ernst Toller setzte ihr später in seinem Drama „Masse Mensch“ ein literarisches Denkmal.²²³ Mit Ausnahme von Hedwig Kaempfer fand sich praktisch die gesamte Münchner Führungsgruppe der Partei im Gefängnis wieder.²²⁴ Der Prozess gegen „Eisner und Genossen“ oblag dem Oberreichsgericht in Leipzig, das aber letztlich keine Anklageerhebung zustande brachte. Bereits nach kurzer Zeit kam Fechenbach wieder frei und wurde nach Passau strafversetzt;²²⁵ der ebenfalls noch im Militärdienst stehende Toller wurde aus gesundheitlichen Gründen im April aus der Untersuchungshaft entlassen und nach Neu-Ulm versetzt (im Juli ordnete das Reichsgericht eine stationäre psychiatrische Beobachtung an²²⁶). Emilie Landauer kam ebenfalls im April wieder frei.²²⁷

Zu förmlichen Verurteilungen kam es bei den in Haft Verbliebenen Münchnern bis zum Herbst nicht, die Mühlen der Justiz waren auch hier ausgesprochen behäbig am Werke. Eisner, der in seinen Vernehmungen keinen Hehl aus seinen revolutionären Absichten machte, musste mit einer hohen Strafe wegen Landesverrats rechnen, auch wenn er diesen Vorwurf vehement bestritt; sein

²²⁰ Vgl. MKr an StellvGenKdos vom Feb. 1918 (ebd.) und StellvGenKdo I. AK an MKr vom 27.2.1918 (KrA, MKr 253).

²²¹ So wurden Anfang Februar zwei Arbeiter der Bayerischen Motorenwerke in München entlassen, weil sie im Betrieb Beitrittserklärungen für die USPD verteilt hatten. (Vgl. Bericht vom 5.3.1918; KrA, MKr 252).

²²² Vgl. TOLLER, Eine Jugend in Deutschland, S. 65.

²²³ Vgl. Bozena CHOLUJ, Deutsche Schriftsteller im Banne der Novemberrevolution 1918. Bernhard Kellermann, Lion Feuchtwanger, Ernst Toller, Erich Mühsam, Franz Jung, Wiesbaden 1991, S. 67-71.

²²⁴ Siehe oben Kap. 6.1.6. Ein Strafverfahren wegen Landesverrats wurde eingeleitet gegen Eisner, Sarah Lerch, Albert Winter Vater und Sohn, Unterleitner, Emilie Landauer, Betty Landauer, Kröpelin, Toller, Richard Kaempfer, Schröder, Lorenz Winkler, Franz Xaver Müller, Karl Mettler und Anna Niedermeier (vgl. Erfahrungsbericht des StellvGenKdo I. AK vom 13.4.1918; KrA MKr 253).

²²⁵ Nach einem Lazarettaufenthalt von März bis Mai 1918 wurde Fechenbach nach Passau versetzt; wo er sich weiterhin unter großen Schwierigkeiten politisch zu betätigen versuchte. (Vgl. SCHUELER, Felix Fechenbach, S. 48f.). Zum Prozess gegen Fechenbach im Oktober siehe unten Kap. 6.9.

²²⁶ Das daraus entstandene umfangreiche psychiatrische Gutachten kam zu dem Ergebnis: „Vom medizinischen Gesichtspunkte aus ist ihm [d. h. Toller] daher, falls er schuldig befunden werden sollte, gewiß in weitgehendem Maße der mildernde Umstand seiner disharmonischen Veranlagung, seiner Erregbarkeit, Begeisterungsfähigkeit, aber auch Kritiklosigkeit, und seines Eigensinns und seiner Leichtgläubigkeit im Sinne der Idee, in die er sich gerade verbissen hatte, sowie seiner Neigung zu hysterischen Reaktionsweisen, seine starke Beeinflussbarkeit durch das Milieu und seiner abnormen Neigung, sich hervorzutun, zu Gute zu halten.“ (HEMPEL-KÜTER/MÜLLER, Ernst Toller, in: Literatur, Politik und soziale Prozesse, S. 78-106, Zitat: S. 103).

²²⁷ Vgl. F. EISNER, Die Politik des libertären Sozialismus, S. 76.

Antrag auf Haftentlassung wegen mangelnder Fluchtgefahr blieb chancenlos.²²⁸ Über die Haftbedingungen in einem Militärgefängnis berichtete Toller später:

„Die Zellen sind verschmutzt und verwanzt, Dutzende von Gefangenen wechseln einander ab, ohne daß die Bezüge der Pritschen, auf denen sie schlafen, erneuert werden. Wir essen Kriegsbrot, mit Kleie vermischt, Kohlrübensuppe, Kohlrübenmarmelade, Kohlrüben Gemüse, einmal, am Sonntag, Graupensuppe mit einem winzigen Stück Fleisch darin, immer sind wir hungrig. [...] Oft fliehen die Gefangenen aus der Qual der höllischen Tage in den Tod. Sie schneiden sich mit Scherben die Pulsadern auf, sie zerreißen die Laken und binden aus den Streifen Stricke, sie stürzen sich übers Geländer der Treppe in den Steinkeller [...]. Besuche darf ich nicht empfangen, selbst der Anwalt wird nicht vorgelassen. Ich trete in den Hungerstreik, mir bleibt kein anderes Mittel, mich zu wehren.“²²⁹

Weniger dilatorisch als im Falle der Münchner Unabhängigen ging die Justiz andernorts vor. Ebenfalls ins Visier der Strafverfolgungsbehörden waren die beiden exponierten Führer der Schweinfurter USPD geraten.²³⁰ Gegen Kaspar Starz wurde wegen Landesverrats ermittelt,²³¹ offenbar ohne dass es zu einem Urteilsspruch kam; unabhängig davon erfolgte seine Einberufung zum Heeresdienst.²³² Wie viele der am Streik beteiligten Arbeiter in Bayern von dieser Strafmaßnahme getroffen wurden, ist unbekannt (möglicherweise handelte es sich dabei um mehrere Tausend).²³³ Karsten, einen der wichtigsten Organisatoren der Partei in Nordbayern, wiesen die Militärbehörden an, Schweinfurt innerhalb von 24 Stunden zu verlassen (eine Einziehung zur Armee schied hier als Möglichkeit aus, da Karsten bei einem Arbeitsunfall ein Bein verloren hatte) und nach 48 Stunden in Brückenau (Rhön) Quartier zu nehmen, wo er unter Polizeiaufsicht blieb (öffentliche Auftritte wurden ihm untersagt).²³⁴

Auf dem Weg ins „Exil“ nahm Karsten noch einmal Rücksprache mit der Parteileitung in Berlin. Den Kontakt zur Schweinfurter Ortsgruppe hielt er weiterhin aufrecht;²³⁵ seine Wohnung wurde in

²²⁸ Vgl. GRAU, Kurt Eisner, S. 343f.

²²⁹ TOLLER, Eine Jugend in Deutschland, S. 70f.

²³⁰ Vgl. WBer des RegPräs von Ufr vom 11.2.1918. (HstAM, MIInn 66283).

²³¹ Vgl. K. Walther an A. Karsten (handschriftl. Abschrift) vom 7.5.1918 (KrA, StellvGenKdo II. AK 279) und Untersuchungsrichter des Reichsgerichts an StellvGenKdo II. AK vom 3.5.1918 (ebd.).

²³² Vgl. WBer des RegPräs von Ufr vom 4.3.1918. (HstAM, MIInn 66283).

²³³ In Berlin wurde ca. 1/10 der am Streik beteiligten Arbeiter zum Militär einberufen. (Vgl. FELDMAN u. a., Massenbewegungen der Arbeiterschaft, in: PVS 13 (1972), S. 84-105, hier: S. 94).

²³⁴ Den einschlägigen Erlass des StellvGenKdo II. AK verlas Josef Simon am 11.6.1918 im Landtag. (Abgedruckt in: MIRKES (Hrsg.), Josef Simon, S. 369).

²³⁵ Vgl. Karsten, Politischer Lebenslauf, S. 5 (SAPMO-BArch, SgY 30 1328). Diese Behauptung Karstens wird gestützt durch einen Bericht, in dem festgehalten wird, dass Karsten (anlässlich eines Aufenthalts in Gemünden, wo er am 24.5.1918 als Zeuge im Verfahren gegen Kaspar Starz vernommen wurde) sich mit Anna Weichsel, einem Mitglied des Bezirksausschusses der Schweinfurter USPD, traf (vgl. Untersuchungsrichter am Kgl. Landgericht Schweinfurt an StellvGenKdo II. AK vom 27.5.1918; KrA, StellvGenKdo II. AK 279).

seiner Abwesenheit von der Polizei nach belastendem Material durchsucht.²³⁶ In der Folgezeit entwickelte sich ein recht infantil anmutendes Katz-und-Maus-Spiel zwischen Karsten, der bemüht war, politisch auf dem Laufenden zu bleiben und die notwendigen Verbindungen zu halten, und den örtlichen Behörden, die sich ihres ungebetenen Gastes wieder zu entledigen versuchten.²³⁷ Den Korrespondenzpartnern Karstens, etwa dem USPD-Zentralkomiteemitglied Luise Zietz, war dabei durchaus bewusst, „wie das schwarze Kabinett arbeitet“²³⁸, nämlich mit „geheimer“ Postüberwachung. Die von Karsten beantragte Rückkehr in seine Heimatstadt Peine lehnten die dortigen Militärbehörden ab.²³⁹ Erst im Oktober 1918, als die Autorität der Staatsgewalt bereits spürbar nachgelassen hatte, vollzog Karsten diesen Schritt (anscheinend ohne „offizielle“ Erlaubnis) und verließ Bayern damit für immer.

Welche Aufmerksamkeit auch völlig nachrangige Aktionen der USPD auf sich zogen, zeigte der Umstand, dass Innenminister Brettreich persönlich darauf drängte, den Tettauer USPD-Vorsitzenden Schaper zum Kriegsdienst einzuziehen, da dieser versucht hatte, die Glasarbeiter in Alexanderhütte zum Anschluss an den Januarstreik zu bewegen.²⁴⁰ Dem örtlichen Bezirksamt galt Schaper schließlich als „gefährlicher politischer Verführer und Verhetzer“ und es bemerkte ungerührt: „Der Besitz und die nächtliche Benützung einer Schreibmaschine ist bei ihm sehr verdächtig.“²⁴¹ Das Kriegsministerium ließ sich selbst davon nicht beeindrucken und lehnte die Einberufung Schapers wegen körperlicher Untauglichkeit ab, schlug aber seine weitere Beobachtung und die eventuelle Zuweisung eines Zwangsaufenthaltes (ähnlich wie im Fall Karsten) vor.²⁴² Hatte dieser Vorgang für das Gesamtgeschehen auch lediglich anekdotische Bedeutung, so illustriert er doch den herrschenden bürokratischen Aktionismus, der sich an Kleinigkeiten aufrieb, um der drohenden Katastrophe nicht ins Auge blicken zu müssen. Dabei gingen die Minister mit „gutem“ Beispiel ihren Untergebenen voran.

Auch der Fürther USPD-Ortsvorsitzende Hopf wurde unter dem Vorwurf des Landesverrats verhaftet,²⁴³ ebenso sein Parteigenosse Georg Kotzbauer²⁴⁴; beide kamen nach kurzer Zeit wieder frei

²³⁶ So Josef Simon im Landtag am 11.6.1918. (Rede abgedruckt in: MIRKES (Hrsg.), Josef Simon, S. 362-374, hier: S. 369).

²³⁷ Vgl. BA Brückenau an StellvGenKdo II. AK vom 25.5.1918. (KrA, StellvGenKdo II. AK 279).

²³⁸ L. Zietz an A. Karsten (handschriftl. Abschrift) vom 14.6.1918. (Ebd.).

²³⁹ Vgl. StellvGenKdo preuß. X. AK an StellvGenKdo II. AK vom 8.8.1918. (Ebd.).

²⁴⁰ Vgl. Minn an MKr vom 8.3.1918. (KrA, StellvGenKdo III. AK 202).

²⁴¹ Vgl. BA Teuschnitz an StellvGenKdo III. AK vom 26.2.1918. (Ebd.).

²⁴² MKr an StellvGenKdo III. AK vom 18.4.1918. (Ebd.).

²⁴³ Vgl. Staatsanwalt beim K. Amtsgericht Fürth an StellvGenKdo III. AK vom 2.2.1918 (KrA, StellvGenKdo III. AK 164/II) und OVZ Nr. 35 vom 11.2.1918.

(unter Anklage gestellt wurde auch Koch²⁴⁵). Das Reichsgericht verurteilte im Oktober 1918 Hopf wegen versuchten Landesverrats zu einer einjährigen Haftstrafe, Koch und Kotzbauer wurden freigesprochen.²⁴⁶

Wegen der Verteilung von Flugblättern während des Streiks wurde in Nürnberg Anzeige gegen etliche Personen, darunter mit Elise Rinner²⁴⁷ und Werber mindestens zwei Unabhängige, erhoben;²⁴⁸ das dazu gehörende Verfahren wurde im April eingestellt.²⁴⁹ Eine Strafanzeige erhielt auch Lowig wegen seiner Beteiligung an der Auslösung des Streiks;²⁵⁰ zu einer Verurteilung scheint es auch hier nicht gekommen zu sein. Das Strafverfahren gegen Baier endete ebenfalls ergebnislos. Das Bayerische Kriegsministerium versicherte zwar, dass wegen der Streikteilnahme *allein* keine Maßregelungen stattfinden würden, die *Fränkische Tagespost* berichtete jedoch, dass die betreffenden Arbeiter in ihren Militärakten einen besonderen Vermerk bekämen, der die baldige Einberufung zur Folge habe. Die in Nürnberg im Zusammenhang mit dem Streik verhafteten 28 Personen wurden allerdings sämtlich wieder frei gelassen, die Verfahren eingestellt.²⁵¹

Trotz aller Restriktionen gelang es der Nürnberger Ortsgruppe Anfang Februar, ein illegales Flugblatt²⁵² zu verbreiten, das die Schwierigkeiten schilderte, unter denen sich der Ausstand entwickelt hatte (Belagerungszustand, Fehlen eines eigenen Presseorgans der USPD, ablehnende Haltung der Gewerkschaften aller Richtungen), und darauf hinwies, dass ein „tiefer Riß“²⁵³ seit Kriegsbeginn das deutsche Proletariat teile. Der Abbruch des Streiks wurde als rein taktische Maßnahme dargestellt, die keineswegs mit einer Aufgabe des Kampfes gleichzusetzen sei; angesichts der tatsächlich beste-

²⁴⁴ Kotzbauer, Georg, geb. 10.9.1868 in Vilseck, Drechsler, Beitritt zur USPD, 1918 Mitglied des Vorstandes der USPD in Fürth, 1918 am Januarstreik in Fürth beteiligt, daraufhin verhaftet, nach kurzer Zeit wieder freigelassen, Okt. 1918 Freispruch von Anklage des Landesverrats.

²⁴⁵ Vgl. F. Oerter an S. Oerter (Abdruck) vom 2.6.1918 (KrA, MKr 11529) und Liste des Stadtmagistrats Fürth über die Anführer des Januarstreiks vom 21.5.1918 (StdANü, C 7/I 2971).

²⁴⁶ Vgl. *Sozialdemokrat* Nr. 13 vom 5.10. und Nr. 15 vom 19.10.1918.

²⁴⁷ Rinner, Elise, (geb. Fritsch), Arbeiterin, Fräserin, Juli 1911 bis Nov. 1917 und ab Jan. 1918 Tätigkeit in einer Nürnberger Schuhfabrik, Beitritt zur USPD, 1918 am Januarstreik in Nürnberg beteiligt, daraufhin Anzeige wegen versuchten Landesverrats, Einstellung des Verfahrens, Jan. 1919 Kandidatur für die USPD zur deutschen Nationalversammlung, ab April 1920 Mitglied des Vorstandes der USPD in Nürnberg.

²⁴⁸ Vgl. I. Staatsanwalt beim Landgericht Nürnberg an StellvGenKdo III. AK vom 11.2. und 22.2.1918. (KrA, StellvGenKdo III. AK 164/II).

²⁴⁹ Vgl. Schreiben des Amtsanwalts vom 24.4.1918. (Ebd.).

²⁵⁰ Vgl. I. Staatsanwalt beim Landgericht Nürnberg an StellvGenKdo III. AK vom 18.3.1918. (Ebd.).

²⁵¹ Vgl. BOLDT, Januarstreik in Bayern, in: *Jahrbuch für Fränkische Landesforschung* XXV (1965), S. 5-42, hier: S. 12f.

²⁵² Abdruck des Flugblattes in: LOBODDA u. a. (Hrsg.), *Dokumente zur Geschichte der Nürnberger Arbeiterbewegung*, Bd. III, S. 242-244.

²⁵³ Ebd., S. 242.

henden Verhältnisse war dies eine stark beschönigende Interpretation.²⁵⁴ Ungeachtet der widrigen Umstände gab sich auch Kurt Walther, der inzwischen die Leitung der Schweinfurter USPD übernommen hatte, im März 1918 erstaunlich zuversichtlich: „Bei geschicktem Vorgehen dürfte eine große Zahl Wankelmütiger unserer Bewegung zugeführt werden können, da wohl nur ein ganz geringer Bruchteil der denkenden Arbeiterschaft das Gebahren [sic] der regierungssozialistischen Abgeordneten und deren Presse verständlich finden wird.“²⁵⁵ Auf kurze Sicht fehlte diesem Optimismus eine ausreichende Begründung, längerfristig gesehen bildete er wohl die Basis für die Entschlossenheit der USPD, den Kampf auch in der Halblegalität fortzusetzen.

Der Januarstreik hatte sowohl Stärken als auch Schwächen der bayerischen USPD deutlich sichtbar gemacht. Bezeichnend war nicht zuletzt, dass ihre eigentliche Hochburg, das nordöstliche Oberfranken (von einer marginalen Ausnahme abgesehen), von der Streikbewegung überhaupt nicht berührt worden war. Daraus ergibt sich zwingend, dass aus der scheinbar fast kongruenten Ausdehnung von Streikbewegung und Unabhängiger Sozialdemokratie keine vorschnellen Schlüsse gezogen werden dürfen.²⁵⁶ Über die Gründe dafür, dass der Ausstand auf Oberfranken nicht übergriff, wurde von den Behörden spekuliert;²⁵⁷ eine plausible Erklärung lässt sich aus dem Vergleich mit den örtlichen Verhältnissen in den am Streik beteiligten Städten ableiten. Die Existenz einer USPD-Ortsgruppe war demnach nur eine notwendige, keinesfalls aber eine hinreichende Voraussetzung für eine Streikaktion.²⁵⁸ Resonanz fand die von Berlin ausgehende Bewegung nur dort, wo sich Großbetriebe der Metallverarbeitung, speziell der Rüstungsindustrie, konzentrierten, die kriegsbedingt stark expandiert hatten.²⁵⁹

Genau hier lag auch der Unterschied zwischen den beiden einzigen größeren Orten in Bayern, in denen die USPD zu diesem Zeitpunkt den klar dominierenden Einfluss innerhalb der Arbeiterbe-

²⁵⁴ Das Flugblatt war vom Vorstand der USPD in Berlin herausgegeben worden und berücksichtigte mit seiner Betonung des Gegensatzes zur MSPD dementsprechend nicht die spezifischen lokalen Gegebenheiten Nürnbergs. (Ein mit dem in Nürnberg verteilten Flugblatt identisches Exemplar ist abgedruckt in: MICHAELIS/SCHRAEPLER (Hrsg.), Ursachen und Folgen, Bd. 1, S. 253-255).

²⁵⁵ K. Walther an J. Baier (Abschrift) vom März 1918. (KrA, StellvGenKdo III. AK 202).

²⁵⁶ So betont Müller-Aenis: „Die Ausdehnung der Streikbewegung in Bayern stimmte recht präzise mit dem damaligen Organisationsstand der USP überein.“ (Rätebewegung in der Provinz, S. 35).

²⁵⁷ Das Pressereferat im Bayerischen Kriegsministerium stellte folgende Theorie auf: „Das Ausbleiben von Ausständen in Hof und Bayreuth läßt vielleicht den Schluß zu, daß die unabhängige Organisation dort wenigstens nicht im Übergewicht ist; dabei darf für Hof jedoch nicht außer Acht gelassen werden, daß die dortige unabhängige Organisation wesentlich von Sachsen beeinflusst erscheint.“ (Bericht des PrRef im MKr vom Jan. 1918; KrA, MKr 17146).

²⁵⁸ Ohne Einfluss einer USPD-Organisation war es lediglich im Dezember 1917 in Augsburg zu einem begrenzten Streik (ca. 600 Teilnehmer) gekommen, der fünf Tage dauerte und sein Ziel, eine Herabsetzung der Arbeitszeit, erreichte. (Vgl. Gerhard HETZER, Die Industriestadt Augsburg. Eine Sozialgeschichte der Arbeiteropposition, in: Martin BROSZAT/Elke FRÖHLICH/Anton GROSSMANN (Hrsg.), Bayern in der NS-Zeit, Band. III, Herrschaft und Gesellschaft im Konflikt, München - Wien 1981, S. 1-233, hier: S. 45).

²⁵⁹ Darauf hat Grau mit schlüssigen Gründen hingewiesen. (Vgl. Januarstreik in München, in: JENAL (Hrsg.), Gegenwart in Vergangenheit, S. 277-300, hier: S. 297).

wegung ausübte: Während sich die Belegschaften der großen metallverarbeitenden Betriebe in Schweinfurt dem Streik anschlossen, unterblieb dies im Raum Hof mit seiner kleingewerblich strukturierten Textil- und Porzellanindustrie. Es scheint der spezifischen Kommunikations- und Interaktionsformen des Großbetriebes bedürftig zu haben, um das allortend latent vorhandene Protestpotenzial der Arbeiterschaft zu aktivieren. Dieser Kausalnexus wird durch die Analyse der Vorgänge in Nürnberg und München mit ihren großen Rüstungsfabriken bestätigt; die unterschiedliche Entwicklung in diesen beiden Städten zeigt zudem auf, dass für die Breite der Bewegung das Zusammenwirken von örtlicher USPD, MSPD und Gewerkschaften – wie in Nürnberg gegeben – entscheidend war (anders als in der Literatur meist behauptet, war das Vorhandensein einer „radikalen lokalen Tradition“²⁶⁰ keine notwendige Voraussetzung für eine breite Streikbewegung). Auf sich gestellt konnte sich die USPD wie in München zwar kurzfristig an die Spitze einer Bewegung setzen, die weit über ihre direkte Anhängerschaft hinausreichte, sie blieb aber gegenüber der Zangenbewegung aus staatlicher Repression und mehrheitssozialdemokratischer Destruktion – zumindest auf mittlere Sicht – hoffnungslos unterlegen.

Trotzdem hatte die Streikbewegung der USPD auch weiterführende Perspektiven aufgezeigt: Die Entfremdung zwischen einem erheblichen Teil der Arbeiterschaft und der traditionellen Führung in MSPD sowie Freien Gewerkschaften hatte sich nur noch notdürftig kaschieren lassen. Die politischen und militärischen Ereignisse der Folgezeit (das Scheitern jeglicher Reformbemühungen im Innern und der auf einen Siegfrieden abzielenden Strategie der 3. OHL) verliehen dem Programm der USPD neue Überzeugungskraft. Da die Partei kaum noch Möglichkeiten hatte, dafür zu werben, war letztlich etwas anderes entscheidend als der politische Kampf in der „Heimat“, nämlich der davon weitgehend abgekoppelte Stimmungswandel in der Armee, in deren Reihen der Januarstreik noch geteilte Reaktionen ausgelöst hatte. Erst das Scheitern aller Bemühungen um eine Beendigung des Krieges mit militärischen Mitteln untergrub hier die Autorität der herrschenden Gewalten und schuf einen breiten Resonanzboden für Aktionen der USPD.²⁶¹

Im Hinblick auf den Verlauf der Novemberrevolution in Bayern darf das von Grau hervorgehobene „psychologische Moment“ nicht unterschätzt werden. Eisner, der seine Haftzeit zu ausführlichen politischen Reflexionen nutzte, und seine Mitstreiter waren mit ihrem Vorhaben, den Streik bis zum Sturz der Regierung fortzusetzen, zwar gescheitert - wie nicht anders zu erwarten –, erlebten die Aktion jedoch „als großen Befreiungsschlag und als Bestätigung ihres lange Zeit nur im Verborgenen“

²⁶⁰ Vgl. FELDMAN u. a., Massenbewegungen der Arbeiterschaft, in: PVS 13 (1972), S. 84-105, hier: S. 87.

²⁶¹ Zur Reaktion auf den Januarstreik an der Front siehe unten Kap. 6.7.; zum Stimmungswandel an der Westfront ab Sommer 1918 siehe auch unten Kap. 6.5.

nen möglichen pazifistischen Wirkens.“²⁶² Es hatte sich gezeigt, dass die Münchner USPD, die der Papierform nach nicht mehr als eine politische Splittergruppe war, unter bestimmten Bedingungen - geschicktes und wagemutiges Vorgehen zum richtigen Zeitpunkt vorausgesetzt - durchaus die viel zitierten „Massen“ in Bewegung setzen konnte. Für die Zukunft ließ sich daraus ableiten, dass bei einer weiter verschärften innenpolitischen Krise auch mit begrenzten Mitteln erhebliche Wirkung zu erzielen war. Das dadurch entstandene Selbstbewusstsein ließ sich durch die auf den Fuß folgenden Verfolgungsmaßnahmen nicht mehr zerstören, sie erschienen den Betroffenen nur noch wie die letzten Zuckungen eines zum Untergang verurteilten Systems. Diese Siegesgewissheit sollte letztlich weit wichtiger sein als die wenigen organisatorischen und programmatischen Fortschritte, die die bayerische USPD bis zum Herbst noch 1918 erzielte.

6.2.3 Die Folgen für das Verhältnis zwischen MSPD und USPD

Im späteren Rückblick urteilte Albert Winter junior: „Die Streikbewegung scheiterte an der Sabotage der Regierungssozialisten“²⁶³. Bereits während des Streiks war insbesondere in München der tiefe Graben zwischen der Anhängerschaft der USPD und den MSPD-Führern offenkundig geworden,²⁶⁴ der sich in der Folgezeit nicht mehr überbrücken ließ. Der Landesvorstand der MSPD wähnte sich nun erst recht oben auf und sah sich weniger denn je veranlasst, auf die marginalisierte Bruderpartei zuzugehen. Nach der Verhaftung der Münchner USPD-Führung, die möglicherweise von Auer selbst betrieben worden war,²⁶⁵ hatte die MSPD zunächst leichtes Spiel, als es darum ging, das Heft wieder in die Hand zu bekommen. (Die Rückendeckung der Münchner Gewerkschaftsführung war dabei weiterhin gegeben.²⁶⁶)

Die Versammlung der Arbeiterausschüsse der Münchner Rüstungsbetriebe verabschiedete am 8. Februar zwar eine Resolution, die sich substantiell kaum vom USPD-Forderungskatalog während

²⁶² GRAU, Kurt Eisner, S. 340.

²⁶³ Albert Sommer [d. i. Albert Winter junior], Kurt Eisner. Zu seinem zehnten Todestag – 21. Februar, in: *Jungsozialistische Blätter*, H. 2 vom Feb. 1929, S. 46-52, hier: S. 50.

²⁶⁴ In diesem Zusammenhang sprach ein amtlicher Bericht von „wüsten Skandalszenen und [...] beleidigenden Ausfällen gegen bewährte Führer der alten sozialdemokratischen Partei“ von Seiten der USPD-Anhänger bei Versammlungen während des Streiks. (WBer vom Feb. 1918; KrA, StellvGenKdo I. AK 1372).

²⁶⁵ Hinweise dazu bei F. SCHADE, Kurt Eisner, S. 119, Anm. 77. Kronprinz Rupprecht notierte dazu am 20.2.1918 in sein Tagebuch: „In München waren es sozialdemokratische Führer, welche anlässlich des Demonstrationstreiks die Aufwiegler, meist halbwüchsige Burschen, der Obrigkeit angaben, indem sie deren Verhaftung beantragten, da so am ehesten Ruhe geschaffen werden könne.“ (Abgedruckt in: SCHMOLZE (Hrsg.), *Revolution und Räterepublik*, S. 59).

²⁶⁶ In einem Aufruf der Ortsverwaltung der Freien Gewerkschaften aus der Zeit des Januarstreiks hieß es: „Die gegenwärtige Streikbewegung ist von unverantwortlichen Personen in die Wege geleitet und wird auch zu überragendem Teil ein Ausstand nur von einer unorganisierten, sich ihrer Sache kaum bewußten Masse getragen. Die Metallarbeiter wissen ihre politischen Interessen und Rechte mit allem Nachdruck wohl zu wahren und werden sich nicht zu politischen Zwecken mißbrauchen lassen.“ (GRAU, *Die Münchner USP*, Zitat: S. 63f).

des Streiks unterschied, stellte sich aber dennoch loyal hinter die MSPD-Führung.²⁶⁷ Auer musste sich auch keiner Diskussion über die Strategie stellen, die zur Erreichung der formulierten Ziele eingeschlagen werden sollte; stattdessen stellte er lapidar fest, „daß es heute zwecklos sei, im einzelnen rückschauende Betrachtungen zu pflegen“²⁶⁸, und wurde zum Sprecher der Abordnung ernannt, die die Forderungen der Arbeiter am 16. Februar der Regierung vortrug.²⁶⁹ Diese hatte zuvor beschlossen, nur Wünsche einer Delegation unter Führung eines Abgeordneten entgegen-, jedoch keine Verhandlungen aufzunehmen.²⁷⁰ Da der politische Impetus der Bewegung durch das Eingreifen Auers ohnehin abgewürgt war – die Forderung nach Freilassung der gefangenen Streikführer war inzwischen fallen gelassen worden -, konnte sich die Regierung ohne Not zu dieser Schaufensterveranstaltung entschließen. Innenminister Brettreich berichtete der Delegation von Gesetzentwürfen zur Weiterentwicklung der Verfassung, die sich in Vorbereitung befänden; realiter geschah in dieser essenziellen Frage bis zum November nichts.²⁷¹

Diese Vorgänge waren wenig geeignet, die Abneigung der Unabhängigen gegen die MSPD-Führung zu verringern; letztere wurden bei einer Versammlung in München „mit den niedrigsten Schmähworten, wie Arbeiterverräter, Saubande, Bluthunde, belegt und die Mehrheitspartei als der Auswurf der Partei bezeichnet.“²⁷² Etwas distinguiierter drückte sich Eisner aus, für den die MSPD inzwischen ein „ängstlich kleinbürgerliches Philistergebilde“²⁷³ geworden war; der Streikverlauf in München hatte das zuvor gefällte Urteil in seinen Augen nur noch bestätigt. Die hier sichtbare Vergiftung des Klimas zwischen den beiden Parteien griff nun teilweise auch auf Nordbayern über;²⁷⁴

²⁶⁷ Die auf der Versammlung der Arbeiterausschüsse einstimmig angenommene EntschlieÙung stellte fest, dass die Streikursachen ausschließlich auf politischem Gebiet gelegen haben, wobei besonders das Anwachsen des Einflusses annexionistischer Kreise eine Rolle gespielt habe. Es habe jedoch nicht in der Absicht der streikenden Arbeiter gelegen, die Landesverteidigung zu beeinträchtigen. Als Forderungen an die Regierung wurden erhoben: Frieden ohne Annexionen und Kontributionen, Anerkennung des Selbstbestimmungsrechts der Völker, Aufhebung der Zensur, volle Presse- und Versammlungsfreiheit, Verzicht auf Maßregelung von Streikteilnehmern und Militarisierung der Betriebe, „zeitgemäÙe Ausgestaltung der bayerischen Verfassung“, Wahlrechtsänderung in Preußen, Verbesserung der Versorgungslage. Gleichzeitig hieß es: „Die Versammelten anerkennen, daß von den Vertretern der [Mehrheits-]Sozialdemokratischen Partei und den Gewerkschaftern getan wurde, was nur möglich war, um die Arbeiterinteressen zu fördern und die Lage der Arbeiter, der Soldaten im Felde und in den Garnisonen und der Angehörigen der Kriegsteilnehmer in der Heimat zu erleichtern und zu verbessern. Die Versammelten danken dem Landtagsabgeordneten Auer für sein entschlossenes Eingreifen beim Streik, wodurch es möglich wurde, wieder in geordnete Bahnen zu kommen.“ (MP Nr. 34 vom 9.2.1918).

²⁶⁸ Ebd.

²⁶⁹ Vgl. W. ALBRECHT, Landtag und Regierung, S. 302f.

²⁷⁰ Vgl. Protokoll der Ministerratssitzung vom 1.2.1918. (HstAM, MA 99511).

²⁷¹ Das äußerst bescheidene Ergebnis der Besprechung hinderte die *Münchener Post* nicht daran, weiter Zweckoptimismus zu verbreiten: „Es ist anzuerkennen, daß die bayerische Regierung Verständnis für die von der Arbeiterschaft erhobenen Forderungen gezeigt und wichtige Zusagen im Hinblick auf die Abstellung dieser Beschwerden gemacht hat. Sache der Arbeiterschaft wird es nun sein, auf die volle Durchführung der Regierungsversprechen zu drängen.“ (MP Nr. 42 vom 19.2.1918).

²⁷² Bericht des PrRef im MKr an MK vom 22.4.1918. (HstAM, MK 19290).

²⁷³ Kurt EISNER, Marx-Feier; abgedruckt in: Ders., Gesammelte Schriften, 1. Bd., S. 221-239, hier: S. 223.

²⁷⁴ So traten die MSPD-Gausekretäre Weiß und Max Walther in einer Reihe öffentlicher Versammlungen der USPD entschieden entgegen. (Vgl. BA Wunsiedel an Reg von Ofv vom 18.6.1918; StABa, K3 PräS. Reg. 1894).

Südekum sprach in Nürnberg in seiner Streikbilanz von einer Bewegung, „deren Ursprung man erkennen und begreifen kann, deren Ziellosigkeit aber doch aufs tiefste zu beklagen ist.“²⁷⁵ Die Hoffnung auf eine baldige Wiedervereinigung war in Franken allerdings nicht völlig erloschen.²⁷⁶ Die Art und Weise, wie die Auseinandersetzung zwischen den beiden Parteien - von einer „Diskussion“ zu sprechen, wäre unangemessen - inzwischen geführt wurde, bot allerdings wenig Grund zum Optimismus. Symptomatisch für die geringe Bedeutung, die die MSPD – d. h. zumindest der einflussreiche Münchner Flügel – der USPD zu diesem Zeitpunkt zuschrieb, war das vollkommene Ignorieren der Konkurrenzpartei auf dem Gautag der südbayerischen MSPD am 31. März/1. April 1918,²⁷⁷ und das, obwohl sich just zur selben Zeit die USPD daran machte, ein gesamt-bayerisches Organisationsgefüge auf die Beine zu stellen.

6.3 Die Anfänge des Landesverbandes der bayerischen USPD: Die Nürnberger Landeskonferenz am 31. März 1918

In gewollter Abgrenzung zu den bürokratischen Tendenzen der Mutterpartei hatte sich die USPD auf ihrem Gothaer Gründungsparteitag eine dezentrale, föderalistische Organisationsstruktur mit zunächst provisorischem Charakter gegeben. Die weitgehende Autonomie regionaler und lokaler Organisationen in den Anfangsjahren der Partei entsprang allerdings nicht nur konzeptionellem Kalkül, sondern auch unüberwindbaren organisations-, verkehrs- und kommunikationstechnischen Hindernissen.²⁷⁸ Diesen zum Trotz erfolgte schon während des Krieges der Versuch, eine lose Organisationsstruktur auf Landesebene aufzubauen; von einem halbwegs handlungsfähigen Landesverband der bayerischen USPD im eigentlichen Sinne kann erst ab Mitte 1919 gesprochen werden, als die wegweisenden politischen Entscheidungen längst gefallen waren.

Von den nicht durch Inhaftierung, Verbannung oder Einberufung betroffenen bayerischen USPD-Funktionären sollte bis Oktober 1918 Johann Baier die mit Abstand wichtigste Rolle spielen. Ihm oblag auch die Organisation der für den 31. März in Nürnberg anberaumten Landeskonferenz, bezüglich derer mit der Berliner Parteizentrale Rücksprache gehalten worden war.²⁷⁹ Bestimmt von

²⁷⁵ M. BLOCH, Albert Südekum, Zitat: S. 209.

²⁷⁶ In einer USPD-Versammlung in Fürth verlangte der Redner Koch „die Rückkehr der sozialdemokratischen Mehrheitsführer zum alten internationalen Programm. Damit würde die entstandene Uneinigkeit für immer beseitigt.“ (StdMag Fürth an Reg von Mfr vom 25.3.1918; StANü, Reg. K. d. I. Abg. 1968 II 675). Demgegenüber vertrat die *Münchener Post* den originellen Standpunkt, dass es zwischen dem Großteil der USPD und der MSPD in der Streikfrage gar keine Differenzen gebe, sondern solche nur innerhalb der USPD bestünden (vgl. MP Nr. 52 vom 2./3.3.1918).

²⁷⁷ Vgl. MP Nr. 77 vom 2.4.1918.

²⁷⁸ Auf die sich viel mehr aus Sachzwängen ergebende als systematisch geplante Organisationsstruktur der USPD hat insbesondere Hartfrid Krause hingewiesen. (Vgl. Kontinuität und Wandel, S. 26).

²⁷⁹ Ob die erwähnte Reise von Karsten nach Berlin diesbezüglich eine Rolle spielte, lässt sich nur vermuten; vom zeitlichen Ablauf der Ereignisse her wäre dies möglich. Baier blieb jedenfalls mit Karsten auch nach dessen Ausweisung in schriftlicher Verbindung und bat ihn, ihm die Adressen der USPD-Ortsvereine zwecks Versendung der Einladungen zur Landeskonferenz zukommen zu lassen. (Vgl. J. Baier an A. Karsten (Abschrift) vom 7.3.1918; StANü, C 7/V 5099).

der Notwendigkeit, „daß die Parteiverhältnisse in Bayern unbedingt in feste Bahnen geleitet werden müssen“,²⁸⁰ sah die provisorische Tagesordnung der Konferenz einen Bericht des Zentralkomiteemitglieds Luise Zietz, danach zwei Referate von Baier zu Organisations- und Agitationsfragen sowie Presseangelegenheiten vor. Den wenig routinierten Charakter der geplanten Veranstaltung zeigte schon der Umstand, dass es den einzelnen Ortsvereinen überlassen blieb, wie viele Delegierte sie entsenden wollten. Die unterschiedlich starke Repräsentation der einzelnen Verbände wurde also nicht als Problem gesehen, es ging allein darum, überhaupt in Kontakt zu treten und eine übergeordnete Organisationsebene aufzubauen. Die Delegiertenwahlen in den einzelnen Ortsverbänden lassen sich nur teilweise rekonstruieren,²⁸¹ über Unstimmigkeiten ist nichts bekannt. Die Einsicht in die Notwendigkeit eines zukünftigen Zusammenwirkens der bayerischen Sektionen dürfte wohl Allgemeingut gewesen sein.²⁸²

Wie nicht anders zu erwarten, erregte die Landeskonferenz schon im Vorfeld auch die Aufmerksamkeit der Sicherheitsbehörden. Die Zentralpolizeistelle Bayern setzte sich mit dem Kriegsministerium ins Benehmen, um die Versammlung in Nürnberg zu überwachen und gegen die Führer der USPD bei sich bietender Gelegenheit vorzugehen.²⁸³ Nachdem es nicht gelungen war, einen „Vertrauensmann“ zu gewinnen, der „undercover“ in die Konferenz eingeschleust werden konnte, wurde der Nürnberger Stadtmagistrat mit der Überwachung betraut.²⁸⁴ Als schließlich am 31. März 1918 insgesamt 48 Teilnehmer aus fast allen bayerischen Sektionen²⁸⁵ (von diesen waren 32 stimmberechtigte Delegierte, darunter der Reichstagsabgeordnete Josef Simon; als Vertreterin der Parteizentrale war Luise Zietz aus Berlin angereist) im Nürnberger Gewerkschaftshaus zusammengetroffen waren, nahm die Konferenz zunächst ihren geplanten Verlauf.²⁸⁶ Wie bescheiden die Ansprü-

²⁸⁰ Abdruck des Einladungsschreibens „An unsere Organisationen in Süd- und Nordbayern!“ vom 12.3.1918. (KrA, MKr 11529).

²⁸¹ Für die Organisation des Wahlkreises Hof-Münchberg-Naila-Selb wurde Charlotte Blumtritt gewählt (vgl. Schreiben der Wahlkreisorganisation vom 23.3.1918; KrA, StellvGenKdo III. AK 202), für die Sektion Amberg Karl Köstler (vgl. Schreiben vom 24.3.1918; ebd.), der Ortsverein München wählte in einer Mitgliederversammlung am 26.3.1918 Hedwig Kaempfer und Viktoria Gärtner als Delegierte (vgl. ZPolSt Bayern an MIInn vom 29.3.1918; HstAM, MIInn 66284).

²⁸² So bedauerte der zum Militär eingezogene Kaspar Starz in einem Brief an Baier an der Konferenz nicht teilnehmen zu können, wünschte dieser den „besten Erfolg“ und bat um Benachrichtigung über den Verlauf. (K. Starz an J. Baier vom 21.3.1918 (handschriftl.); StdANü, C 7/V 5099).

²⁸³ Vgl. MIInn an MKr vom 25.3.1918 (HstAM, MIInn 66283). Zu erwähnen ist in diesem Zusammenhang noch, dass die von der Berliner Zentrale nach Nürnberg entsandte Luise Zietz wegen kritischer Äußerungen bereits 1915 mit den Behörden in Konflikt geraten war und ihr ab 1916 Ansprachen in der Öffentlichkeit grundsätzlich untersagt waren (vgl. Richard J. EVANS, Sozialdemokratie und Frauenemanzipation im deutschen Kaiserreich, Berlin – Bonn 1979, S. 286).

²⁸⁴ Vgl. MKr an StellvGenKdo III. AK vom 29.3.1918. (HstAM, MIInn 66283).

²⁸⁵ Das Verzeichnis der Versammlungsteilnehmer umfasst 25 Personen aus Nürnberg und 10 aus Fürth (von denen 16 nicht stimmberechtigt waren). Darüber hinaus waren anwesend je 2 Vertreter aus Heidingsfeld und Schweinfurt sowie je einer aus Amberg, Helmbrechts, Hof, Kottern, München, Tettau, Schelldorf, Schönwald und Schwarzenbach. (Vgl. Teilnehmerverzeichnis der USPD-Landeskonferenz; KrA, StellvGenKdo III. AK 202).

²⁸⁶ Aus den erwähnten Gründen liegt über die Konferenz kein Spitzelbericht vor, ein gedrucktes Protokoll ist ebenfalls nicht überliefert. Die einzigen Angaben über den Ablauf der Verhandlungen liefert der „Unabhängige sozialdemokratische Zeitungsdienst“ Nr. 79 vom 10. April 1918 (abgedruckt in: ZpolstB an MIInn vom 14.4.1918; HstAM, MIInn 66284). Weitere Informationen enthalten

che an die Agitationstätigkeit der Partei waren, zeigte ein von der Sektion Schweinfurt eingebrachter Antrag: „Die Landeskonferenz wolle Mittel und Wege finden, um in gedrängter Kürze die Geschehnisse der inneren und äusseren Politik der Arbeiterschaft in Form eines Flugblattes zu übermitteln und auf diese Weise neue Anhänger zu werben. In dem Flugblatt müsste besonders der neue Machtfriede im Osten und [das] Verhalten der Reg.[ierungs]-Soz.[ialisten] bei der neuesten Kreditbewilligung hervorgestrichen werden.“²⁸⁷

In Bezug auf den Stand der Organisation gab es Fortschritte in Nürnberg, Fürth und Hof zu vermelden, in München sei eine Erholung feststellbar, mehrere neue Ortsgruppen seien gegründet worden.²⁸⁸ Einmütig wurde das baldige Erscheinen eines eigenen Wochenblattes gefordert und eine dahingehende Initiative unterstützt, ebenso der Vorschlag aus Hof, eine Frauenkonferenz einzuberufen. Für die einzelnen Regionen sollten Agitationskommissionen gebildet werden. Der Antrag, die bayerischen Sektionen zu einem Gau zusammenzuschließen – Sitz der Gauleitung sollte Nürnberg sein –, wurde einstimmig angenommen und Baier zum Gausekretär gewählt, der damit nominell an der Spitze der bayerischen USPD stand.²⁸⁹ Damit hatten die bisher lose „nebeneinander her“ existierenden bayerischen Ortsgruppen der USPD – zumindest formell – einen eigenen Landesverband konstituiert, auch wenn der nun erreichte Stand weit hinter den Wünschen und Notwendigkeiten zurückblieb.²⁹⁰ Über den genauen Inhalt der programmatischen Reden auf der Konferenz ist nichts bekannt; ein Teilnehmer berichtete später, die Redner hätten vor allem verlangt, „daß man den blödsinnigen fatalistischen Materialismus, der sich innerhalb des Sozialismus so aufdringlich breit macht, fahren lasse, damit endlich auch einmal Herz und Gemüt zu ihrem Recht kommen.“²⁹¹ Der Geist Eisners wehte also auch in dessen Abwesenheit durch diese Konferenz,²⁹² die Ablehnung einer starren Dogmatik als zentrales Charakteristikum der USPD wird hier erneut deutlich.

noch ein Polizeibericht vom 31.3.1918 (KrA, MKr 11529) und ein Brief von K. Walther an A. Karsten (handschriftl. Abschrift) vom 7.5.1918 (KrA, StellvGenKdo II. AK 279).

²⁸⁷ Zitat: K. Walther an J. Baier (Abschrift) vom März 1918. (KrA, StellvGenKdo III. AK 202).

²⁸⁸ Zum Bestand an Mitgliedern und Ortsgruppen siehe unten Kap. 6.4.

²⁸⁹ Ob Baier zu diesem Zeitpunkt hauptamtlich für die Partei arbeitete, bleibt unklar; der Konferenzteilnehmer Kurt Walther schrieb dazu wenig später: „Es sollte auch ein besoldeter Leiter angestellt werden. Doch ist dieses zurückgestellt worden.“ (K. Walther an A. Karsten (handschriftl. Abschrift) vom 7.5.1918; KrA, StellvGenKdo II. AK 279).

²⁹⁰ Auf dem Gothaer Gründungsparteitag im April 1917 war bereits beschlossen worden, die Kreisvereine zu Agitationsbezirken zusammenzuschließen – was in Bayern zunächst schon an der großen räumlichen Entfernung zwischen den „USPD-Enklaven“ scheitern musste –, deren Leitung sollte eine Bezirksleitung übernehmen. (Vgl. Protokoll USPD-Gründungs-Parteitag Gotha 1917, S. 47ff.).

²⁹¹ F. Oerter an F. Köster (Abschrift) vom 10.4.1918. (KrA, StellvGenKdo III. AK 202).

²⁹² Ob und wie Eisner von der Konferenz unterrichtet wurde bzw. ob er aus der Gefängnishaft heraus auf die Konferenz irgendeinen indirekten Einfluss auszuüben vermochte, ist unklar; in der umfangreichen Literatur zu Eisner gibt es keinerlei Hinweis auf die USPD-Landeskonferenz vom März 1918.

Noch während die Beratungen andauerten, erschienen mehrere Kriminalbeamte, die die Personalien sämtlicher Teilnehmer ermittelten, um festzustellen, ob Ausländer bzw. militärpflichtige Personen anwesend waren (letzteren war eine Betätigung für die USPD untersagt). Nach einigem Aufruhr und Protesten Baiers und Simons konnte die Polizei ihren Auftrag ausführen; sieben Personen wurden zur erkennungsdienstlichen Behandlung ins Rathaus verbracht. Dabei handelte es sich um vier gebürtige Österreicher und drei Militäurlauber. Während die erste Gruppe nach kurzer Zeit wieder freikam, wurden Karl Herrmann und Heinrich Voigt²⁹³ dem Nürnberger Garnisonskommando überstellt.²⁹⁴ Der USPD blieb dieser Maßnahme gegenüber nur der ohnmächtige Protest; die *Oberfränkische Volkszeitung* grollte: „Wir enthalten uns aus begriflichen Gründen jeder Kritik dieser Vorkommnisse und wollen nur mitteilen, daß die Erregung hierüber unter den Genossen eine Große war. Den Regierungs-Sozialisten wird nichts in den Weg gelegt, sie können ungehindert tagen, während wir in dieser Weise behelligt werden.“²⁹⁵ Der Parteivorsitzende Haase griff diese Ereignisse im Reichstag auf; an der Linie der Behörden änderte dies naturgemäß nichts.²⁹⁶ Die USPD musste weiterhin aus einem halblegalen Status heraus operieren, der schon viele ihrer Mitglieder ins Gefängnis oder an die Front gebracht hatte. Auch die Beschlüsse der Nürnberger Landeskonferenz eigneten sich nicht dazu, einer schlagkräftigen Parteiorganisation entschieden näher zu kommen. Die Aussichten für die weitere Zukunft der Partei erschienen alles andere als vielversprechend.

6.4 Die Entwicklung der Parteiorganisation: Stagnation unter verschlechterten Rahmenbedingungen

Die Münchner Ortsgruppe führte nach dem Januarstreik, wie der Albert Winter junior später berichtete, zunächst „nur mehr ein Schattendasein.“²⁹⁷ Im Februar gelang es noch nicht, wieder eine neue Vorstandschaft zu wählen.²⁹⁸ Bereits im Vorfeld der Landeskonferenz hatte der Parteivorsitzende Haase bei einem Besuch in München die geringe Mitgliederzahl dort bedauert; die betreffende Versammlung, bei der nur eingeschriebene Mitglieder Zutritt hatten (es nahmen insgesamt 46

²⁹³ Voigt, Heinrich, geb. 21.10.1878 in Schwarzenbach/Saale, Beitritt zur SPD, Konsumlagerhalter in Helmbrechts, 1917 Übertritt zur USPD, März 1918 Verhaftung während der USPD-Landeskonferenz in Nürnberg, Juni 1919 bis Dez. 1924 1. Bürgermeister von Helmbrechts, März 1920 während Besetzung von Helmbrechts durch Reichswehr vorübergehend in Schutzhaft genommen, April 1920 Verurteilung zu 3 Monaten Gefängnis aus politischen Gründen, 1920 Delegierter auf USPD-Parteitag, 1922 Rückkehr zur SPD, gest. 26.12.1962.

²⁹⁴ Die dritte militärpflichtige Person, Paul Hierer, war erst 17 Jahre alt und wurde ebenfalls noch am gleichen Tag entlassen.

²⁹⁵ OVZ Nr. 85 vom 12.4.1918.

²⁹⁶ Haase kommentierte das Vorgehen der Polizei bei der Landeskonferenz: „Der preußische Geist ist nach Bayern nicht nur eingedrungen, sondern er herrscht in Bayern schlimmer als in Preußen.“ (RT StenBer, Bd. 312, S. 5254).

²⁹⁷ Albert Sommer [d. i. Albert Winter junior], Die Novemberrevolution in Bayern, in: *Jungsozialistische Blätter*, H. 11 vom Nov. 1928, S. 325-331, hier: S. 326.

²⁹⁸ Vgl. Bericht der ZpolitB an MIInn vom 22.2.1918. (HstAM, MIInn 66283).

teil), wurde von der Kriminalpolizei zwecks Feststellung der Personalien unterbrochen.²⁹⁹ Von den Gegenmaßnahmen der Behörden in der Folge des Januarstreiks erholte sich die USPD in der Landeshauptstadt nur langsam, obendrein war die Finanzlage weiterhin desolat. Wohl ermutigt durch das Vakuum in der Leitung der Ortsgruppe, versuchten die Anarchisten Sontheimer und Mühsam noch einmal Einfluss zu gewinnen, konnten sich aber als außerhalb der Partei Stehende nicht durchsetzen.³⁰⁰ Die Anarchisten wurden einem Polizeibericht zufolge „in den Kreisen der Sozialdemokratie nicht recht ernst genommen“³⁰¹, was vermutlich ganz im Sinne Eisners lag.³⁰² An einer Mitgliederversammlung Anfang März nahmen noch über 300 Personen teil,³⁰³ am 10. April waren es nur noch 120.³⁰⁴ Hedwig Kaempfer berichtete hier über die Nürnberger Landeskonferenz, die durch das Eingreifen der Polizei in ein „Fiasko“³⁰⁵ verwandelt worden sei; dem Aktionsausschuss, der nun an der Spitze des Ortsverbandes stand, wurde trotz kontroverser Debatten das Vertrauen ausgesprochen.

Die „Diskussionsabende“, die zunächst noch regelmäßig stattfanden, litten unter der Verhaftung zahlreicher Mitglieder; v. a. Eisner war natürlich nicht zu ersetzen. Am 4. Februar wurde Geld für die Angehörigen der Inhaftierten gesammelt; ein Krupp-Arbeiter bezeichnete es als „eine Schande, dass die Demonstration in München [während des Streiks; B. A.] wie eine Prozession verlaufen sei.“ Eine Woche später übte auch Mühsam wohlfeile Kritik: „Der Streik hätte nicht beendet werden dürfen [...]. Das beweise ein Abschwenken der Unabhängigen nach rechts [...]. [Diese] wollten ja nur die Beendigung des Krieges und die Wegschaffung der Regierung und derer, die uns in den Krieg gezogen hätten“. In der gleichen Versammlung bezeichnete ein nicht identifizierter Redner den Friedensschluss mit der Ukraine als „das schändlichste Dokument, das die Weltgeschichte je kenne.“³⁰⁶

²⁹⁹ Vgl. *München-Augsburger Abendzeitung* Nr. 162 vom 29.3.1918 und ZpolstB an MIInn vom 29.3.1918 (HstAM, MIInn 66284). Die bei dieser Razzia gewonnenen Personaldaten dienen als Grundlage für die Untersuchungen von Ay und Grau zur Sozialstruktur der Münchner USPD, auf die noch eingegangen wird.

³⁰⁰ Siehe dazu auch LINSE, *Anarchismus im Kaiserreich*, S. 345. Einer anderen, weniger plausiblen Theorie zufolge gelang es Mühsam zunächst infolge der Verhaftungswelle nach dem Januarstreik wieder Einfluss in der Münchner USPD zu gewinnen, der erst durch das von den Behörden gegen ihn am 22.3.1918 verhängte politische Betätigungsverbot beendet wurde (vgl. Chris HIRTE, Erich Mühsam. „Ihr seht mich nicht feige.“ Eine Biografie, Berlin 1985, S. 249).

³⁰¹ Polizeibericht vom 25.3.1918. (HstAM, MIInn 66283).

³⁰² Eisner hatte bereits vor der Jahrhundertwende von der Sozialdemokratie eine „reinliche Scheidung [...] von den anarchistischen Schwadronen“ (F. EISNER, *Der Publizist und Politiker*, Zitat: S. 51) verlangt; es spricht nichts dafür, dass er diesen Standpunkt später nennenswert revidiert hätte.

³⁰³ Vgl. LVZ Nr. 61 vom 14.3.1918.

³⁰⁴ Vgl. MIInn an RegPräsidiien vom 2.5.1918. (KrA, MKr 253).

³⁰⁵ ZpolstB an MIInn vom 19.4.1918. (HstAM, MIInn 66284).

³⁰⁶ ZpolstB an MIInn vom 22.2.1918. (HstAM, MIInn 66283).

Bei allen hier sichtbar werdenden Emotionen, die von einer wachsenden Polarisierung zeugten, gerieten nun auch die „Diskussionsabende“ in eine Krise; die polizeilichen Maßnahmen zeigten allmählich Wirkung.³⁰⁷ Am 25. März sprach der Unabhängige Hans Kain³⁰⁸, nach dem Krieg Gründungsmitglied des Münchner Spartakus-Bundes,³⁰⁹ vor einer kleinen Schar von ungefähr 30 Teilnehmern und forderte „den Umsturz des ganzen gefährlichen Staatsgebildes, und sich nicht einschüchtern zu lassen durch die polizeilichen Maßnahmen.“³¹⁰ Um der bestehenden Spitzelgefahr zu begegnen, regte Kain für die Zukunft geheime Zusammenkünfte an, die nur mündlich bekannt gemacht werden sollten. Zwei Wochen später fiel die Veranstaltung wegen mangelnder Resonanz ganz aus;³¹¹ erschwerend kam hinzu, dass Militärangehörigen der Besuch dieser Treffen verboten wurde und das bisherige Versammlungslokal, der „Goldene Anker“, ab Anfang März nicht mehr zur Verfügung stand (man wick daraufhin in den Veteranensaal des Mathäuser aus).³¹² Im April war es mit den „Diskussionsabenden“ dann ganz vorbei.

Die geplante öffentliche Feier der USPD zum 1. Mai untersagte das Innenministerium,³¹³ stattdessen wurde eine geschlossene Mitgliederversammlung zum Gedenken an Karl Marx abgehalten.³¹⁴ Bei der Behandlung dieser Angelegenheit, d. h. der traditionellen Maifeierlichkeiten der Arbeiterbewegung, ging es Innenminister Brettreich wieder darum, die ihm genehme Richtung der Sozialdemokratie zu instrumentalisieren; in seiner Anweisung an die Regierungspräsidenten hieß es: „Im allgemeinen wird vielleicht angenommen werden können, daß es zur Hintanhaltung des Einflusses

³⁰⁷ Das Innenministerium berichtete dazu: „Da die Kontrolle immer mit Verhaftungen verbunden ist, bedeutet sie tatsächlich eine Aufhebung der Zusammenkünfte. Wie aus dem Berichte der [Polizei-]Zentralstelle hervorgeht, ist die Besuchsziffer dieser Abende erheblich zurückgegangen.“ (MInn an Kriegsminister Hellingrath vom 25.3.1918; ebd.).

³⁰⁸ Kain, Hans, geb. 30.6.1887 in Notbischeln (Bayern), Kaufmann, Schriftsetzer, Beitritt zur SPD und zur Gewerkschaft, Übertritt zur USPD, 1918 Mitglied des Aktionsausschusses der USPD in München, 1918 aus politischen Gründen in Haft, 7.11.1918 aus Gefängnis in Nördlingen entlassen, Dez. 1918 Gründungsmitglied der Ortsgruppe München des Spartakus-Bundes, Übertritt zur neu gegründeten KPD, Parteisekretär und Redakteur der KPD in München, April 1919 an der Räterepublik in München beteiligt, daraufhin verhaftet und zu 6 Jahren Festungshaft verurteilt, nach der Haftentlassung für die KPD im Rhein-Ruhr-Gebiet tätig, gest. 1926.

³⁰⁹ Diese Gründung erfolgte erst im Dezember 1918; Kain hielt während des Krieges Kontakt mit den Bremer Linksradikalen, einer der wenigen Fälle, wo sich Verbindungen zwischen der bayerischen USPD und den Gruppierungen der äußersten Linken nachweisen lassen. (Vgl. Hermann WEBER/Andreas HERBST, Deutsche Kommunisten. Biographisches Handbuch 1918 bis 1945, Berlin 2004, S. 353).

³¹⁰ MInn an RegPräsidiem vom 2.5.1918. (KrA, MKr 253).

³¹¹ Vgl. ZpolstB an MInn vom 19.4.1918. (HstAM, MInn 66284).

³¹² Vgl. StellvGenKdo I. AK an MKr vom 14.3.1918. (KrA, MKr 253).

³¹³ Vgl. MInn an RegPräs von Obb vom 28.4.1918. (HstAM, MInn 66284).

³¹⁴ Vgl. Handzettel der USPD-München. (KrA, StellvGenKdo I. AK 1372).

der Unabhängigen förderlich sein könnte, wenn die gemäßigte Richtung [d. h. die MSPD; B. A.] die Veranstaltung und Leitung der Sache an sich zieht“³¹⁵.

Nach der Verhaftung der Münchner Ortsgruppenleitung übernahm der bis dahin politisch nicht in Erscheinung getretene 32-jährige Tapezierer Ferdinand Luttner³¹⁶, über den bald die Postüberwachung verhängt wurde,³¹⁷ den Vorsitz. Die allem Anschein nach im Hintergrund die Fäden in der Hand haltende Hedwig Kaempfer zog jedoch in stärkerem Maße die Aufmerksamkeit der Behörden auf sich.³¹⁸ Kaempfer schied durch ihre Ausweisung aus Bayern im Mai 1918 vorerst aus der Parteiarbeit in München aus,³¹⁹ blieb aber auch in Berlin, wo sie bei ihren Schwiegereltern wohnte, politisch aktiv und versuchte, in Kontakt mit ihren alten Weggefährten zu bleiben.³²⁰ Da dies der Polizei nicht verborgen blieb, wurden die Gesuche zur Rücknahme der Ausweisungsanordnung, für die sich auch Haase verwendete,³²¹ zunächst abgelehnt.

Die Abschiebung von Hedwig Kaempfer und Selma Schröder³²² nahm Josef Simon im Juni zum Anlass für eine Interpellation im Landtag, bei der er noch weitere Fälle zur Sprache brachte.³²³ (Dabei handelte es sich um Karsten, Mühsam, Sontheimer und die Frauenrechtlerin Lida Gustava Heymann³²⁴, die nach Kriegsende eng mit der USPD zusammenarbeitete.) Simon geißelte die poli-

³¹⁵ MIInn an RegPräsidiien vom 26.4.1918. (KrA, MKr 253). Die Regierungspräsidien hatten teilweise schon zuvor entsprechende Anweisung an die Stadtmagistrate gegeben (vgl. Reg von Mfr an StdMag von Ansbach, Erlangen, Fürth, Nürnberg und Schwabach vom 24.4.1918; StANü, Reg. K. d. I. Abg. 1968 II 204).

³¹⁶ Luttner, Ferdinand, geb. 25.6.1885 in München, Tapezierer, Beitritt zur USPD, 1918 Vorsitzender der USPD in München, Sept. 1918 aus politischen Gründen verhaftet, kurz darauf freigelassen, 1918/1919 Mitglied des RAR in München, April 1919 an der Räterepublik in München beteiligt, daraufhin verhaftet, Verurteilung zu drei Jahren Festungshaft, vorzeitig entlassen, später Übertritt zur KPD, 1921 Parteisekretär für Südbayern, Juli 1921 wegen Beihilfe zum Hochverrat und Vergehen gegen das Sprengstoffgesetz Verurteilung zu drei Jahren Festungshaft.

³¹⁷ Vgl. ZpolstB an StellvGenKdo I. AK vom 12.7.1918. (KrA, StellvGenKdo I. AK 1649).

³¹⁸ Ein Polizeibericht schildert Luttner als „unselbständig“, im Aktionsausschuss habe Hedwig Kaempfer „das Heft in der Hand.“ (ZpolstB an MIInn vom 19.4.1918; HstAM, MIInn 19284). Die Treffen von Parteimitgliedern, die sich nach der Verhaftungswelle in Folge des Januarstreiks mit der Reorganisation der Partei in München beschäftigten, fanden in der Privatwohnung von Hedwig Kaempfer statt (siehe dazu das Schreiben von H. Kaempfer an H. Haase, das Simon im Landtag am 11.6.1918 vortrug; Rede abgedruckt in: MIRKES (Hrsg.), Josef Simon, S. 362-374, vgl. hier: S. 363-365).

³¹⁹ In der Anordnung des StellvGenKdo I. AK vom 2.5.1918 wurde zu Hedwig Kaempfer festgestellt: „Sie ist ein besonders tätiges Mitglied des Vereins Unabhängige sozialdemokratische Partei Deutschlands, Bezirk München, und tritt entschieden für den Massenaustritt und für den Umsturz ein. In ihrer Wohnung finden geheime Zusammenkünfte des genannten Vereins statt. Ihre weitere Anwesenheit im Korpsbezirke bedeutet daher eine Gefahr für die öffentliche Sicherheit.“ (HstAM, MIInn 66284).

³²⁰ Vgl. H. Kaempfer an V. Gärtner (Abschrift) vom 20.6.1918. (KrA, MKr 11529).

³²¹ Vgl. Militärbevollmächtigter in Berlin an MKr vom 13.7.1918. (Ebd.).

³²² Fritz Schröders Ehefrau Selma wurde mit der gleichen Begründung ausgewiesen wie Hedwig Kaempfer. (Vgl. Anordnung des StellvGenKdos I. AK vom 2.5.1918; ebd.).

³²³ Rede abgedruckt in: MIRKES (Hrsg.), Josef Simon, S. 362-374.

³²⁴ Heymann, Lida Gustava, geb. 15.3.1868 in Hamburg, Studium in Berlin und München, danach sozialfürsorgliche Tätigkeit in Hamburg, Anschluss an den radikalen Flügel der bürgerlichen Frauenbewegung, ab 1896 Vorstandsmitglied des „Allgemeinen deutschen Frauenvereins“, zusammen mit Anita Augspurg Vorsitzende des „Deutschen Verbands für Frauenstimmrecht“ und Gründerin des „Bayerischen Verbands für Frauenstimmrecht“, im Ersten Weltkrieg Engagement in der Friedensbewegung, Jan. 1919 Kandidatur für die bayr USPD zur Deutschen Nationalversammlung, Feb./März 1919 Mitglied des bayr. Rätekongresses, Tätigkeit in der „In-

zeilichen Maßnahmen: „Die zaristische Herrschaft ist nun durch die russische Revolution beseitigt, aber bei uns in Deutschland lebt die Methode des Zarismus und seiner Bluthunde wieder auf. Wie oft haben wir während des Krieges verkünden hören, daß wir den unterdrückten Völkern die Freiheit bringen wollen! Im eigenen Lande aber unterdrücken wir unsere eigenen Volksgenossen.“³²⁵ Trotz des überzogenen Vorgehens der Behörden, die auch auf die betroffenen Kleinkinder keinerlei Rücksicht nahmen,³²⁶ unterblieb eine Debatte im Plenum über diesen Vorstoß mangels ausreichender Unterstützung von Seiten der übrigen Abgeordneten; auch die MSPD-Fraktion übte keine Solidarität. Kriegsminister Hellingrath begründete die getroffenen Maßnahmen mit den „vaterländischen Interessen zuwiderlaufenden Bestrebungen“ der USPD und erklärte apodiktisch: „Weichliche Rücksichtnahme auf den Einzelnen wäre ein Verbrechen gegen die Allgemeinheit.“³²⁷

Diese harte Linie blieb nicht folgenlos. Im Juni war die Münchner USPD auf 400 Mitglieder geschrumpft.³²⁸ Ende des Monats fand noch eine von circa 70 Personen besuchte Versammlung statt, auf der Josef Simon über die Kriegslage sprach und die Ablehnung der bestehenden Staatsordnung seitens der USPD bekräftigte.³²⁹ In den folgenden Monaten hielt die Ortsgruppe einige weitere Mitgliederversammlungen ab,³³⁰ fiel bis zur Entlassung Eisners im Oktober aber nicht mehr öffentlich auf. Der Verfolgungsdruck gegenüber den für die Verhafteten nachrückenden Mitgliedern wurde weiter aufrechterhalten; so kam es Anfang Juli zu einer Hausdurchsuchung bei Viktoria³³¹ und Alfred Gärtner³³² wegen des Verdachts, sie besäßen eine Einrichtung zum Druck von Flugblättern.³³³

ternat. Frauenliga für Frieden und Freiheit“, zeitweise deren Vizepräsidentin, 1933 Emigration in die Schweiz, gest. 31.7.1943 in Zürich.

³²⁵ KdAbg StenBer, Bd. XIX, S. 194.

³²⁶ Hedwig Kaempfer, deren Mann Richard noch in Haft war, hatte ihre im November 1917 geborene Tochter Anneliese bei ihren Eltern in München zurückgelassen, Selma Schröder brachte ihren im März 1915 geborenen Sohn Friedrich Hermann bei ihren Schwiegereltern in Sangershausen/Thüringen unter (vgl. ZpolstB an MKr vom 23.7.1918; KrA, MKr 11529). In ihrem im Juli 1918 gestellten Antrag auf Rücknahme des Ausweisungsbeschlusses wies Hedwig Kaempfer ausdrücklich auf die Unmöglichkeit hin, ihr Kind nach Berlin zu holen (vgl. H. Kaempfer an MKr (handschriftl.) vom 28.7.1918; ebd.).

³²⁷ KdAbg StenBer, Bd. XVII, S. 197.

³²⁸ Vgl. PoldirM an Reg von Obb vom 28.6.1918. (HstAM, MIInn 19284).

³²⁹ Vgl. ZpolstB an MIInn vom 27.6.1918. (Ebd.).

³³⁰ Vgl. StellvGenKdo I. AK an MKr vom 2.10.1918. (KrA, MKr 11529).

³³¹ Gärtner, Viktoria, geb. 31.8.1888 in München, Hausfrau, Beitritt zur USPD, 1918 Mitglied des Aktionsausschusses der USPD in München, 1918/19 Mitglied des RAR in München, März-Okt. 1919 Mitglied des Landesvorstandes der bayer. USPD, Juni 1920 Kandidatur zum Reichstag für die USPD.

³³² Gärtner, Alfred, geb. 2.4.1890 in Friedland (RB Breslau), Versicherungsangestellter, Kaufmann, Beitritt zur SPD, Vorsitzender der SPD in Schweinfurt, Vorstandsmitglied des Gewerkschaftskartells in Schweinfurt, Umzug nach München, Assistent der OKK in München, Übertritt zur USPD, 1918/1919 Mitglied des RAR in München, Mitglied des Vorstandes der USPD in München, Umzug nach Schweinfurt, 1919-1923 Arbeitersekretär in Schweinfurt, 1921 Mitglied der unterfränkischen Kreisleitung der USPD, Rückkehr zur SPD, ab Sept. 1922 2. Vorsitzender der SPD in Schweinfurt, Vorstandsmitglied des ADGB in Schweinfurt.

³³³ Vgl. ZpolstB an MKr vom 22.7.1918. (KrA, MKr 11529).

Eine aus mehreren Gründen bemerkenswerte Mitgliederversammlung mit ungefähr 180 Teilnehmern fand am 12. August 1918 in München statt. Hier kam es zum einzigen nachweisbaren Auftritt des Gausekretärs Baier in der Landeshauptstadt; dieser nutzte sein Referat zu schweren Angriffen auf den Diktatfrieden von Brest-Litowsk und holte dann zum verbalen Rundumschlag aus, der auf großen Beifall stieß:

„Einen grossen Teil der Schuld an diesem Krieg und an den jetzigen Vorgängen in Russland trägt das Proletariat, das alles ganz und gar vergessen hat. In Deutschland sind es die Scheidemänner, die sogen. Führer, sagen wir Verführer. Diese Verbrecher haben am internationalen Proletariat einen schweren Verrat geübt. Das deutsche Proletariat war bei der Internationale immer an führender Stelle und wir haben gesehen, wie schändlich sie uns 1914 und erst jetzt unsere Brüder in Russland verraten haben. Darum rufe ich Sie auf, klären Sie die Nichtwissenden auf, reissen Sie den Verrätern die Maske vom Gesicht und bald wird auch hier ein anderer Wind wehen. [...] das steht einwandfrei fest, dass niemand anders die Schuld am Ausbruche des Krieges trägt, als der Grosskapitalismus, der bei uns verkörpert ist in den Kraut- und Schlotbaronen und den Junkern. Dies[e] kleine Gruppe hat eine Zentrale, der sie ihren unbedingten Willen diktiert und das ist Hindenburg und Ludendorff – die oberste Heeresleitung. Niemand anderes als dieses Banditen- und Mordgesindel ist schuld am Kriege und an dessen Verlängerung. Und da frage ich Sie: gibt es noch eine Gerechtigkeit[?] Erst wenn jeder vergossene Tropfen Blut zurückspritzt über die Häupter der Schuldigen, dann glaube ich an eine Gerechtigkeit. Diese Gerechtigkeit und Wiedervergeltung kommt bald und muss kommen, aber erst muss der preussische Militarismus vernichtet werden.“³³⁴

Deckten sich die Grundaussagen über Gegner und Ziele der Partei auch mit den Ansichten Eisners, so wurde hier doch ein merklich schärferer Ton angeschlagen, der schon auf die Richtungskämpfe in der bayerischen USPD während der Revolutionszeit verwies. Einer der wichtigsten Wortführer des linken Parteiflügels sollte dann der ehemalige Gewerkschaftsangestellte Fritz Sauber werden, der gerade auf Fronturlaub in München weilte und in dieser Mitgliederversammlung erstmals bei der USPD in Erscheinung trat. In seiner Rede behauptete Sauber, dass an der Front eine revolutionäre Stimmung herrsche, die innerhalb kürzester Zeit zu dramatischen politischen Veränderungen führen könne, auf die sich die Partei einzustellen habe. Hier war sicher zum Teil der Wunsch Vater des Gedankens; den Tatsachen entsprach allerdings, dass sich zu diesem Zeitpunkt – Mitte August – im Westtheer eine erhebliche Stimmungsverschlechterung bemerkbar machte, die auch politische Auswirkungen hatte.³³⁵ Die Revolution war für Sauber kein abstraktes politisches Ziel, sondern eine konkret bevorstehende Tatsache. Auch Baier machte in seinem Schlusswort deutlich, dass es in der momentanen Situation nur um grundlegende Fragen gehen konnte: „Ich warne dringend vor Streiks

³³⁴ ZpolitB an MKr vom 14.8.1918. (Ebd.).

³³⁵ Siehe dazu unten Kap. 6.5. und 6.7.

wegen des Brotes oder Lohnerhöhung. Unsere Forderung und Parole heisst: Friede, Friede und nochmals Friede. [Dieser] bringt das andere alles mit.“³³⁶

Von diesen unverhüllten Ankündigungen fühlte sich die Staatsmacht mit Recht herausgefordert und sie blieb auch nicht untätig: Sauber wurde kurz darauf verhaftet; über die weiteren juristischen Schritte gegen ihn ist nichts bekannt (erst im Zusammenhang mit dem Umsturz vom 7. November 1918 tauchte er in den Quellen wieder auf³³⁷). Innerhalb der Bewegung der Soldatenräte nahm er dann rasch die Spitzenstellung in Bayern ein. An dieser Stelle soll nur festgehalten werden, dass die USPD eine Reihe von Gewerkschaftsfunktionären anzog, die sich später zum Teil auf dem linken Parteiflügel ansiedelten;³³⁸ zudem zeigt die „Karriere“ Saubers in der Revolutionszeit, dass nun auch in München Personen Führungsaufgaben übernahmen, die zuvor nicht zum engeren Kreis um Eisner gehört hatten. Es entstand nun eine neue Dynamik, die über die Positionen Eisners, Schröders und Fechenbachs hinausging und bereits auf die spätere Parteispaltung verwies.

Nach dieser Vorausschau soll der Blick nun wieder zurückgehen auf die Parteientwicklung außerhalb Münchens. Die aus Anlass des 100. Geburtstages von Karl Marx geplanten öffentlichen Versammlungen in Nürnberg und Fürth am 6./7. Mai wurden wie in München verboten;³³⁹ (als Redner war neben Josef Simon noch der Bremer Reichstagsabgeordnete Alfred Henke vorgesehen; Simons Beschwerde gegen das Verbot wurde abgewiesen³⁴⁰). Die Nürnberger Ortsgruppe zählte im Mai 1918 500-600 Mitglieder,³⁴¹ Fürth zu dieser Zeit 70-80,³⁴² konnte seinen Bestand bis Juli aber verdoppeln.³⁴³ Mit einigen Tricks versuchte die Fürther USPD, das Verbot öffentlicher Versammlun-

³³⁶ ZpolstB an MKr vom 14.8.1918. (KrA, MKr 11529).

³³⁷ Die Verhaftung Saubers am 15.8.1918 wird in dem Bericht über die Mitgliederversammlung erwähnt; über einen gegen ihn eingeleiteten Prozess bzw. über den Zeitpunkt seiner Freilassung finden sich in den Akten – anders als bei den Anführern des Januarstreiks – keinerlei Angaben.

³³⁸ Einen ähnlichen Weg wie Sauber beschritt August Hagemeyer, der in München als Angestellter des Lithographen- und Stein-druckerverbandes tätig war, sich der USPD anschloss, in der Revolution zum linken Flügel der Partei gehörte, während der ersten Münchner Räterepublik zum Volksbeauftragten für Volkswohlfahrt gewählt wurde und zusammen mit Sauber in Würzburg verhaftet wurde. Während seiner Haft wurde Hagemeyer ebenfalls in den Landtag gewählt und trat kurz darauf zur KPD über; er starb 1923 im Gefängnis.

³³⁹ Vgl. Handzettel der USPD-Nürnberg und StdMag Nürnberg an StellvGenKdo III. AK vom 1.5.1918 (KrA, StellvGenKdo III. AK 202), StellvGenKdo III. AK an StdMag Nü vom 3.5.1918 (StdANü, C 7/V 5099a), Flugblatt der USPD-Fürth und StellvGenKdo III. AK an StdMag Fürth vom 3.5.1918 (KrA, StellvGenKdo III. AK 202). Im Versammlungslokal in Nürnberg hatten sich immerhin 1200-1500 Personen eingefunden, die von dem Verbot nicht rechtzeitig erfahren hatten (vgl. StellvGenKdo III. AK an MKr vom 29.6.1918; KrA, MKr 11529).

³⁴⁰ Vgl. MKr an J. Simon vom 18.5.1918. (KrA, MKr 2497).

³⁴¹ Vgl. StdMag Nürnberg an Reg von Mfr vom 21.5.1918. (StANü, Reg. K. d. I. Abg. 1968 II 215).

³⁴² Vgl. StdMag Fürth an Reg von Mfr vom 17.5.1918. (Ebd.).

³⁴³ Vgl. Reg von Mfr an MInn vom 25.7.1918 (HstAM, MInn 66284). Diese Angabe wird bestätigt durch den Fürther Unabhängigen Fritz Oerter, der im Juni 1918 für den Ortsverein ca. 160 Mitgliedern angibt (vgl. F. Oerter an S. Oerter (Abdruck) vom 2.6.1918; KrA, MKr 11529).

gen zu umgehen;³⁴⁴ hier gelang es auch, wöchentliche Vortragsabende zu etablieren, auf denen Fritz Oerter³⁴⁵ referierte.³⁴⁶ Bereits Ende Februar waren in Fürth die vier Gemeindebevollmächtigten Dirscherl, Schiller, Koch und Julius Haller³⁴⁷ von der MSPD zur USPD übergetreten;³⁴⁸ den Vorstand der Ortsgruppe bildeten Hopf, Kotzbauer und Andreas Pleier³⁴⁹. Für Nürnberg und Fürth lassen sich auch nach dem Januarstreik zahlreiche Mitgliederversammlungen nachweisen.³⁵⁰ Zunächst hatte die Partei hier noch öffentlich agieren können, wenn auch mit wenig Resonanz;³⁵¹ ab Mitte des Jahres fanden auch in Nürnberg nur noch geschlossene Mitgliederversammlungen statt.

Was der USPD im Raum Nürnberg-Fürth fehlte, war eine rhetorisch beschlagene Persönlichkeit, die wie Eisner eine Versammlung mitreißen konnte und gleichzeitig klare politische Zielvorstellungen hatte. Das Nürnberger Stellvertretende Generalkommando urteilte über die in seinem Bereich für die USPD agitatorisch tätigen Oerter, Lowig, Schaper, Koch und Hopf: „Alle diese Personen besitzen weder die Rednergabe noch die Intelligenz, die notwendig wäre, um selbständig eine zielbewusste und erfolgreiche Werbetätigkeit auszuüben.“ Eine Verhaftung erübrige sich deshalb, da diese die Genannten nur zu „Märtyrern stempeln“³⁵² würde. In Nürnberg bestand auch die einzige, bereits unmittelbar nach dem Ortsverein gegründete Jugendorganisation der USPD in Bayern (Mitgliederzahl circa 100).³⁵³ Als erheblichen Fortschritt – trotz der zunächst bescheidenen Auflage³⁵⁴ -

³⁴⁴ Da öffentliche Veranstaltungen verboten, reine Mitgliederversammlungen aber nach wie vor erlaubt waren, suchte die Fürther Parteileitung nach einer Möglichkeit, auch Nichtmitglieder anzusprechen, und kreierte dabei die Institution der „erweiterten Mitgliederversammlung“. In einem Handzettel vom April 1918 hieß es dazu: „Nachdem sich unsere Samstagsversammlungen zu einem Bedürfnis der Genossen herausgebildet haben, ist die Verwaltung zum Entschluß gekommen, ab und zu erweiterte Mitgliederversammlungen abzuhalten, zu denen unsere Mitglieder auch Einführungen Verwandter oder Freunde vornehmen können.“ (Handzettel der USPD-Fürth; KrA, StellvGenKdo III. AK 202).

³⁴⁵ Oerter, Joseph Friedrich, (Pseud.: Bernhard Rothmann), geb. 19.2.1869 in Straubing, Lithograph, bereits vor 1914 in der anarchistischen Bewegung aktiv (Mitglied der „Anarchistischen Föderation Deutschlands“), im Weltkrieg Munitionsarbeiter in Fürth, Beitritt zur USPD, 1918 am Januarstreik in Fürth führend beteiligt, 1918/19 Mitglied des Arbeiter- und Soldatenrates in Fürth, Mitglied des provisor. Nationalrates in Bayern und des Landesarbeiterrates, Feb./März 1919 Mitglied des bayr. Rätekongresses, April 1919 an der Räterepublik in Fürth als Mitglied des Vollzugsausschusses beteiligt, Mitglied der „Freien Arbeiter-Union Deutschlands (Syndikalistischen)“, dort Mitglied der zentralen Geschäftscommission, Mitarbeit bei den anarchistischen Blättern *Der freie Arbeiter*, *Der Syndikalist* sowie *Besinnung und Aufbruch*, Inhaber einer Leihbücherei in Fürth, gest. 1935 im KZ Sachsenhausen.

³⁴⁶ Oerter sprach dabei zu Themen wie „Krieg und Religion“, „Krieg und Finanz“ oder „Krieg und Technik“. (Vgl. F. Oerter an F. Köster (Abdruck) vom 10.4.1918; KrA, StellvGenKdo III. AK 202).

³⁴⁷ Haller, Julius, geb. 9.5.1883 in Schwenningen, Uhrmacher, Beitritt zur SPD, 1912-1918 Gemeindebevollmächtigter in Fürth, 1918 Übertritt zur USPD, 1918/19 1. Vorsitzender des Arbeiter- und Soldatenrates Fürth, dort Mitglied des Vollzugsausschusses, Jan. 1919 Kandidatur für die USPD zum Bayr. Landtag, Feb./März 1919 Mitglied des bayer. Rätekongresses, April 1919 an der Räterepublik Fürth führend beteiligt, ab 1919 Stadtrat und 4. Bürgermeister von Fürth, nach 1945 wieder in der SPD in Fürth aktiv.

³⁴⁸ Vgl. StdMag Fürth an Reg von Mfr vom 18.3.1918. (StANü, Reg., K. d. I. Abg. 1968 II 675).

³⁴⁹ Pleier, Andreas, geb. 13.2.1876 in Eger (österreich. Staatsangehöriger), Schlossergehilfe, 1918 im Vorstand der USPD in Fürth.

³⁵⁰ Vgl. WBer des RegPräs von Mfr an MIInn vom 24.3.1918 (HstAM, MIInn 66283), Zusammenstellung von Bezirksversammlungen der USPD-Nürnberg für Juni 1918 (HstAM, MIInn 66284) und StellvGenKdo III. AK an MKr vom 29.6.1918 (KrA, MKr 11529).

³⁵¹ Eine Versammlung der Nürnberger USPD am 18.3.1918 war nur von ca. 20 Personen besucht; Werber und Baier propagierten die Positionen der USPD, es wurden jedoch nur 2-3 Anmeldefomulare verteilt. (Vgl. StdMag Nürnberg an StellvGenKdo II. AK vom 22.3.1918; KrA, StellvGenKdo III. AK 202).

³⁵² StellvGenKdo III. AK an MKr vom 29.9.1918. (KrA, MKr 11529).

³⁵³ Vgl. Reg von Mfr an MIInn vom 25.7.1918. (HstAM, MIInn 66284).

konnte die Ortsgruppe das Erscheinen eines eigenen Wochenblattes ab dem 13. Juli 1918 verbuchen; als Verleger und Redakteur zeichnete Baier für den *Sozialdemokrat* verantwortlich.³⁵⁵ (Der Start der Zeitung hatte sich längere Zeit verzögert, da die Beschaffung von Druckpapier auf erhebliche Schwierigkeiten stieß.³⁵⁶) Für das neue Blatt wurde auch im Münchner Ortsverein geworben bzw. es wurden dort Anteilsscheine ausgegeben;³⁵⁷ an die Gründung eines eigenen Organs war hier offenbar noch nicht zu denken. Trotz aller Schwierigkeiten gelang es der Nürnberger Ortsgruppe, die im September noch bei 500-600 stagnierende Mitgliederzahl³⁵⁸ bis zum Vorabend der Revolution zu verdoppeln.³⁵⁹ Als „Höhepunkt“ der Parteiaktivität konnte bis dahin eine Versammlung mit dem Reichstagsabgeordneten Kunert als Gastredner gelten, der auch in Fürth auftrat.³⁶⁰ Ein für Oktober geplanter Besuch des Parteivorsitzenden Haase kam dann nicht mehr zustande;³⁶¹ um die bestehenden Restriktionen zu umgehen, wurden auch hier Versammlungen mit öffentlichem Charakter als reine Parteiveranstaltungen deklariert.³⁶²

Bezüglich der Neugründung von Ortsgruppen ergaben sich für die bayerische USPD vorerst nur eng begrenzte Erfolge. Außerhalb Münchens gab es in ganz Oberbayern noch keine einzige,³⁶³ in Schwaben gelang zumindest in der Hauptstadt Augsburg (1917: 148208 Einwohner³⁶⁴) Anfang Mai 1918 die Konstituierung einer Sektion im Anschluss an einen Vortrag von Baier.³⁶⁵ (Die örtliche

³⁵⁴ Der *Sozialdemokrat* startete mit einer Auflage von 1500-2000. (Angabe aus MKr an Kriegspresseamt Berlin vom 19.8.1918; KrA, MKr 13908).

³⁵⁵ Vgl. Reg von Mfr an MInn vom 22.7.1918. (HstAM, MInn 66284).

³⁵⁶ Baier hatte sich bereits im März 1918 an die entsprechende Stelle gewandt, um den Bezug von Druckpapier sicherzustellen, war jedoch abschlägig beschieden worden (vgl. Kriegswirtschaftsstelle für das Deutsche Zeitungsgewerbe an J. Baier vom 10.4.1918; KrA, StellvGenKdo III. AK 202). Auf welche Weise es Baier gelang, die Versorgung des *Sozialdemokrat* mit Papier doch noch zu erreichen, bleibt offen; die Kriegswirtschaftsstelle für das Deutsche Zeitungsgewerbe verhielt sich jedenfalls weiterhin ablehnend, obwohl Baier und Josef Simon wiederholt vorsprachen und auch das Nürnberger Stellvertretende Generalkommando einschalteten (vgl. J. Baier an StellvGenKdo III. AK vom 20.9.1918 und Kriegswirtschaftsstelle für das Deutsche Zeitungsgewerbe an StellvGenKdo III. AK vom 1.10.1918; ebd.).

³⁵⁷ So die Ausführungen des Münchner Ortsvorsitzenden Luttner in einer Mitgliederversammlung im Juli 1918. (Vgl. ZpolstB an MKr vom 14.8.1918; KrA, MKr 11529).

³⁵⁸ Vgl. StellvGenKdo III. AK an MKr vom 29.9.1918. (KrA, MKr 11529).

³⁵⁹ Vgl. StdMag Nürnberg an Reg von Mfr vom 7.11.1918. (StANü, Reg. K. d. I. Abg. 1968 II 215).

³⁶⁰ Vgl. *Sozialdemokrat* Nr. 7 vom 5.8.1918.

³⁶¹ Vgl. *Sozialdemokrat* Nr. 14 vom 12.10.1918.

³⁶² Vgl. StdMag Nürnberg an StellvGenKdo III. AK vom 30.9.1918. (KrA, StellvGenKdo III. AK 202).

³⁶³ Vgl. Reg von Obb an MInn vom 28.6.1918. (HstAM, MInn 66284).

³⁶⁴ Angabe aus Statist. Jb. 1919, S. 20.

³⁶⁵ Vgl. OVZ Nr. 109 vom 11.5.1918. Nicht ganz auf der Höhe der Entwicklung war die Regierung von Schwaben, die in einem Bericht vom 22.5.1918 noch davon ausging, dass es in ihrem Bezirk keine USPD-Organisationen gäbe; für Augsburg war lediglich von 200-300 Sympathisanten unter den Metallarbeitern, für Kottern war ebenfalls nur von nicht organisierten Anhängern die Rede (vgl. Reg von Schw an MInn vom 22.5.1918; HstAM, MInn 66284). Erst im Oktober meldete der Augsburger Stadtmagistrat die Gründung des USPD-Ortsvereins (vgl. StdMag Augsburg an RegPräs von Schw vom 8.10.1918; ebd.). Für September wurde die USPD-Anhängerschaft auf 250-300 geschätzt (vgl. Übersicht des Innenministeriums über den Stand der USPD in Bayern vom 13.9.1918; HstAM, MA 92782).

MSPD reagierte auf die Tätigkeit der Konkurrenz höchst empfindlich; in einer aus diesem Anlass einberufenen Funktionärsversammlung wurden die Bestrebungen der USPD in der Stadt mit „Bedauern und Entrüstung“ zur Kenntnis genommen und „auf das schärfste verurteilt.“³⁶⁶ Bis Kriegsende trat die USPD in Augsburg öffentlich praktisch nicht in Erscheinung;³⁶⁷ außer ihrem Vorsitzenden Johann Herzog lässt sich kein einziges Mitglied aus dieser Zeit namhaft machen; bis zur Revolution führte diese Ortsgruppe nur ein Randdasein. Das war allein schon deshalb überraschend, weil die Augsburger Sozialdemokratie zwar schwächer als diejenige in anderen Städten Bayerns war,³⁶⁸ in den Debatten der Vorkriegszeit aber von hier durchaus radikalere Töne zu vernehmen gewesen waren, die den reformistischen Kurs der Landesleitung deutlich kritisiert hatten. Davon war nun nichts mehr zu spüren, die von Georg Simon geleitete *Schwäbische Volkszeitung* behielt stets einen streng konformistischen Kurs bei; Sympathien für die Parteiopposition lassen sich hier keine feststellen. Die USPD-Ortsgruppe Kottorn, erste ihrer Art in Schwaben, trat weiterhin nicht an die Öffentlichkeit;³⁶⁹ eine Überwachung durch die Behörden erfolgte dennoch.³⁷⁰

In vorwiegend agrarisch geprägten Gebieten waren die Schwierigkeiten für die USPD naturgemäß zunächst nahezu unüberwindlich, Niederbayern bleibt vorerst ein „weißer Fleck“,³⁷¹ Gleiches galt – mit der möglichen Ausnahme Amberg³⁷² - bis Kriegsende auch für die Oberpfalz.³⁷³ Dass der Übertritt von MSPD-Sektionen zur USPD zu widersprüchlichen Darstellungen in der Presse führen konnte, wird am Beispiel von Forchheim (Oberfranken) deutlich.³⁷⁴ Übertritte, die von Ortsver-

³⁶⁶ SVZ Nr. 189 vom 16.8.1918.

³⁶⁷ Vgl. StdMag Augsburg an RegPräs von Schw vom 8.10.1918 (HstAM, MIInn 66284). Baier erklärte im Juli 1918 am Rande einer Mitgliederversammlung in München, dass er im September in Augsburg mehrmals sprechen wolle (vgl. ZpolstB an MKr vom 14.8.1918; KrA, MKr 11529); ob dies tatsächlich geschah, bleibt unklar.

³⁶⁸ In Augsburg hatte die SPD vor 1914 keinen Landtags- oder Reichstagsitz erringen können; bei den Reichstagswahlen von 1912 war die Partei hier auf 29,8% der Stimmen gekommen. (Angabe aus HIRSCHFELDER, Bayerische Sozialdemokratie (Teil II), S. 545).

³⁶⁹ Das Bezirksamt Kempten meldete im Mai 1918 sogar, dass sich die ca. 100 USPD-Sympathisanten in Kottorn noch gar nicht förmlich organisiert hätten. (Vgl. BA Kempten an StellvGenKdo I. AK vom 15.5.1918; KrA, StellvGenKdo I. AK 1372).

³⁷⁰ Vgl. StellvGenKdo I. AK an MKr vom 18.7.1918. (KrA, MKr 11529).

³⁷¹ Vgl. Reg von Ndb an MIInn vom 21.5.1918. (HstAM, MIInn 66284).

³⁷² Den Angaben der USPD zufolge gab es in Amberg zu dieser Zeit bereits eine USPD-Ortsgruppe (vgl. OVZ Nr. 54 vom 5.3.1918 und *Sozialdemokrat* Nr. 7 vom 24.8.1918). Die amtlichen Berichte widersprechen sich in diesem Fall: Einerseits wird eine Ortsgruppengründung auf Initiative Baiers bereits für Februar 1918 gemeldet (vgl. StellvGenKdo III. AK an BA Amberg vom 7.3.1918; StdANü, C 7/V 5099), andererseits, dass im Mai 1918 noch keine Organisation der USPD am Ort vorhanden sei (vgl. RegPräs der Opf an MIInn vom 28.5.1918; HstAM, MIInn 66284). Auf der Landeskonferenz im März 1918 war jedenfalls ein Delegierter aus Amberg anwesend (siehe oben Kap. 6.3.).

³⁷³ In einem Bericht vom Sept. 1917 ist lediglich davon die Rede, dass unter den 150 Mitgliedern der Freien Gewerkschaften in Weiden 10 der USPD angehörten. (Vgl. Bericht des BA Neustadt a. d. Waldnaab an Reg der Opf vom 28.9.1917; StAAm, Reg. d. Opf., Abg. 1949 14204).

³⁷⁴ Die *Oberfränkische Volkszeitung* (vgl. Nr. 113 vom 16.5.1918) berichtete von einem einstimmig beschlossenen Übertritt des „alten“ Wahlvereins im Anschluss an einen Vortrag von Baier. Die *Fränkische Tagespost* (vgl. Nr. 115 vom 18.5.1918) erklärte daraufhin, dass der Forchheimer Vereinsleitung diesbezüglich nichts bekannt sei, sondern Baier die Parteisplaltung dort mit nur fünf Mann ins Werk

bänden mehrheitlich beschlossen wurden, blieben jedoch seltene Ausnahmen; zu den wenigen Fällen gehörten Kempten³⁷⁵ (1917: 19125 Einwohner³⁷⁶), wo bereits zu dieser Zeit Alfred Kleiner³⁷⁷ und Klemens Schreiber³⁷⁸ an der Spitze der Organisation gestanden haben dürften, oder das nahe gelegene Schelldorf³⁷⁹.

In Ober- und Unterfranken blieb es zunächst beim Ende 1917 erreichten Organisationsstand,³⁸⁰ ohne dass die bestehenden Ortsvereine eine größere Aktivität an den Tag gelegt hätten.³⁸¹ Die Ortsgruppe Schweinfurt wies ganze 140 Mitglieder auf,³⁸² im restlichen Unterfranken war die USPD praktisch bedeutungslos, lediglich in Aschaffenburg konnte sie sich noch bemerkbar machen. In einer Übersicht des Innenministeriums über den Organisationsstand der USPD in Bayern vom September 1918 wurde dort als eigentlicher Führer der 52-jährige Metallarbeiter Richard Kirbach³⁸³ genannt und behauptet, die Bewegung habe sich „noch nicht zu einer Organisation verdichtet“³⁸⁴. Dies muss bezweifelt werden, ist doch (ganz abgesehen von den für 1917 belegbaren Vorgängen) für August 1918 eine gut besuchte Besprechung von Vertrauensleuten des Wahlkreises nachweisbar.³⁸⁵ Die Aschaffener MSPD, die im Juni über 61 Mitglieder verfügte, reklamierte

gesetzt habe. Zur Gründung einer USPD-Ortsgruppe scheint es jedenfalls gekommen zu sein, da die im *Sozialdemokrat* veröffentlichte Übersicht über die im II. Quartal 1918 eingegangenen Mitgliedsbeiträge der bayerischen Ortsvereine auch Forchheim aufführt (vgl. *Sozialdemokrat* Nr. 7 vom 24.8.1918). Weitere Quellenangaben über diese Ortsgruppe sind bis April 1919 nicht vorhanden.

³⁷⁵ Vgl. BA Kempten an Reg von Schw vom 25.9.1918. (HstAM, MIInn 66284).

³⁷⁶ Angabe aus Statist. Jb. 1919, S. 20.

³⁷⁷ Kleiner, Alfred, geb. 20.2.1887 in Kempten, Werktags- und Sonntagsschule in Kempten, Fabrikarbeiter, 1905-1906 Wanderschaft, danach wieder in Kempten, 1908 Beitritt zur SPD, dort diverse Funktionen, 1910 Beitritt zum Fabrikarbeiter-Verband, dort diverse Funktionen, 1910 kurzzeitig in Frankfurt/Main, ab Aug. 1914 Militärdienst, ab Nov. 1914 an der Westfront, März 1915 verwundet, ab Juli 1915 bei Ersatztruppenteil in Augsburg, Aug. 1915 bis Okt. 1917 wieder an der Westfront, danach Lazarettaufenthalt in Freiburg und Garnisonsdienst in München, ab Mai 1918 Arbeiter in München, Okt. 1918 Rückkehr nach Kempten, 1918 Übertritt zur USPD, 1918/19 Mitglied des Arbeiter-, Soldaten- und Bauernrates für Kempten und Umgebung, ab 1.1.1919 dort hauptamtlich angestellt, ab März 1919 Vorsitzender und Kassier der USPD in Kempten, Feb./März 1919 Mitglied des bayer. Rätekongresses, April 1919 an der Räterepublik in Kempten als Kommissar für soziale Angelegenheiten führend beteiligt, Mai 1919 verhaftet, Verurteilung zu 15 Monaten Gefängnis, Okt. 1920 Haftentlassung, gest. 6.4.1937.

³⁷⁸ Schreiber, Klemens, geb. 27.6.1884 in Kempten (österreich. Staatsbürger), Volksschule in Kempten, 1905 Beitritt zur SPD, Hilfsarbeiter, 1907-1915 Eisenbahnstreckenarbeiter, ab 1915 Militärdienst in der österr. Armee, als Invalide entlassen, ab 1917 Korbmacher, 1917 Vorsitzender und Kassier der Ortsgruppe Kempten der proletarischen Freidenker, 1917 Übertritt zur USPD, 1918/19 Mitglied des Arbeiter-, Soldaten- und Bauernrates für Kempten und Umgebung, ab Dez. 1918 Mitglied im Vorstand der USPD in Kempten, April 1919 an der Räterepublik in Kempten führend beteiligt als Mitglied des Aktionsausschusses und Angehöriger des Revolutionstribunals, Mai 1919 verhaftet, Juli 1919 Verurteilung zu 2½ Jahren Festungshaft, Ende 1920 Übertritt zur KPD.

³⁷⁹ Im Sommer 1918 spaltete sich von der MSPD in Schelldorf eine oppositionelle Gruppe ab und bildete eine USPD-Sektion (vgl. BA Kempten an Reg von Schw vom 25.9.1918; HstAM, MIInn 66284). Jeweils ein Vertreter aus Kottern und aus Schelldorf hatte bereits an der Landeskonferenz der USPD in Nürnberg teilgenommen.

³⁸⁰ Vgl. Reg von Ofr an MIInn vom 1.6.1918 und Reg von Ufr an MIInn vom 4.6.1918. (HstAM, MIInn 66284).

³⁸¹ Vgl. StellvGenKdo II. AK an MKr vom 3.7. und vom 4.10.1918. (KrA, MKr 11529).

³⁸² Angabe aus Übersicht des Innenministeriums über den Stand der USPD in Bayern vom 13.9.1918. (HstAM, MA 92782).

³⁸³ Kirbach, Richard, geb. 8.12.1865 in Leipzig, Vorzeichner, Metallarbeiter, 1909 Umzug von Aschersleben nach Aschaffenburg, Jan. 1919 Kandidatur für die USPD zum Bayr. Landtag, gest. 13.12.1938 in Aschaffenburg.

³⁸⁴ Übersicht des Innenministeriums über den Stand der USPD in Bayern vom 13.9.1918. (HstAM, MA 92782).

³⁸⁵ Vgl. *Sozialdemokrat* Nr. 10 vom 14.9.1918.

für sich eine Rückwanderung von ausgetretenen Genossen,³⁸⁶ diese „entsprach aber nicht den Tatsachen“³⁸⁷. Auch im Fall von Würzburg zeigten sich die Behörden nicht auf dem aktuellen Stand,³⁸⁸ was an der marginalen Stärke des dortigen USPD-Ortsvereins aber nichts änderte.

Stärkere Ortsgruppen mit mehreren hundert Mitgliedern gab es in Oberfranken außer in Hof noch in Selb, Rehau und Schönwald;³⁸⁹ die (angeblich erst im Juni 1918 gegründete) Ortsgruppe Münchberg (1. Vorsitzender: Johann Taubald³⁹⁰; 2. Vorsitzender: Georg Thierauf³⁹¹) zählte 50 Mitglieder,³⁹² die in Erkersreuth (1. Vorsitzender: Johann Wunderlich³⁹³) kam um diese Zeit auf 30,³⁹⁴ Tettau auf 45-50,³⁹⁵ Naila (einschließlich der Frauengruppe) auf 90,³⁹⁶ Schwarzenbach a. d. Saale auf 80.³⁹⁷ Vermutlich entstand auch in Helmbrechts zu dieser Zeit ein USPD-Ortsverein.³⁹⁸ In Bamberg verfügte die USPD scheinbar über einige Mitglieder, aber über keinen Ortsverein.³⁹⁹ Trotz vergleichsweise hohem Organisationsgrad blieb die USPD auch im Raum Hof wenig auffällig, sie litt schwer unter den gegen die Partei verhängten Verbotsmaßnahmen; Josef Simon wurde es hier -

³⁸⁶ Gausekretär Max Walther sprach auf dem Würzburger Parteitag im Oktober 1917 davon, dass bereits die Hälfte der Sektionen des Wahlkreises wieder zur MSPD zurückgekehrt sei. (Vgl. Protokoll SPD-Parteitag Würzburg 1917, S. 304).

³⁸⁷ SPD-KREISVERBAND ASCHAFFENBURG-STADT (Hrsg.), 100 Jahre SPD in Aschaffenburg, S. 23.

³⁸⁸ Die Existenz einer USPD-Ortsgruppe in Würzburg Mitte 1918 geht aus einer im *Sozialdemokrat* (vgl. Nr. 7 vom 24.8.1918) veröffentlichten Aufstellung der von den einzelnen bayerischen USPD-Organisationen an die Gauleitung überwiesenen Beiträge hervor. In einem wenig später entstandenen Bericht des Innenministeriums hieß es allerdings: „In Würzburg zeigt die Sozialdemokratie zwar alle Schattierungen, es besteht jedoch noch keine abgegrenzte Organisation der Unabhängigen.“ (Übersicht des Innenministeriums über den Stand der USPD in Bayern vom 13.9.1918; HstAM, MA 92782).

³⁸⁹ Vgl. BA Rehau an Reg von Ofr vom 14.5.1918. (StABa, K 3 Präs. Reg. 1894).

³⁹⁰ Taubald, Johann, geb. 22.12.1870 in Gattendorf, Fabrikweber, Beitritt zur SPD, 1912-1918 Gemeindebevollmächtigter in Münchberg, Ko-Vorsitzender der SPD, 1918 Übertritt zur USPD, 1918 Vorsitzender der USPD in Münchberg, 1918/1919 Mitglied des Arbeiter- und Soldatenrates in Münchberg, 1919 bis zu seinem Tod Stadtrat in Münchberg, 1922 Rückkehr zur SPD, gest. 15.10.1931.

³⁹¹ Thierauf, Georg, geb. 5.6.1968 in Volkmannsgrün (BA Naila), Fabrikweber, Beitritt zur SPD, 1912-1918 Gemeindebevollmächtigter in Münchberg, Ko-Vorsitzender der SPD, 1918 Übertritt zur USPD, 1918 2. Vorsitzender der USPD in Münchberg, 1918/1919 Mitglied des Arbeiter- und Soldatenrates in Münchberg, März 1920 während Besetzung Münchbergs durch Reichswehrtruppen vorübergehend in Schutzhaft genommen, Dez. 1920 bis 1924 Stadtrat in Münchberg, 1922 Rückkehr zur SPD, gest. 13.4.1928.

³⁹² Angabe aus RegPräs von Ofr an MInn vom 27.6.1918. (HstAM, MInn 66284).

³⁹³ Wunderlich, Johann, Viehhändler, 1918 Vorsitzender der USPD in Erkersreuth.

³⁹⁴ Angabe aus BA Rehau an RegPräs von Ofr vom 14.5.1918. (StABa, K 3 Präs. Reg. 1894).

³⁹⁵ Angabe aus BA Teuschnitz an StellvGenKdo III. AK vom 29.5.1918. (StABa, K 3/1967 4844).

³⁹⁶ Angabe aus BA Naila an RegPräs von Ofr vom 17.5.1918. (StABa, K 3 Präs. Reg. 1894).

³⁹⁷ Angabe aus RegPräs von Ofr an MInn vom 1.6.1918. (HstAM, MInn 66284).

³⁹⁸ Der MSPD-Ortsverein Helmbrechts neigte laut einem Regierungspräsidentenbericht zur USPD (vgl. Bericht des RegPräs von Ofr an MInn vom 27.6.1918; HstAM, MInn 66284), ein Übertritt lässt sich aber bis Kriegsende nicht nachweisen. Auf der USPD-Landeskonferenz war allerdings mit Heinrich Voigt bereits ein Delegierter aus Helmbrechts anwesend.

³⁹⁹ Den Behörden war ein USPD-Mitglied in Bamberg namentlich bekannt, fünf weitere wurden nur vermutet. (Vgl. Bericht des RegPräs von Ofr an MInn vom 27.6.1918; HstAM, MInn 66284).

in seinem eigenen Wahlkreis – nicht einmal gestattet, auf geschlossenen Mitgliederversammlungen zu sprechen.⁴⁰⁰

Für Selbstverständnis und Agitation der USPD spielte das Verhältnis zur MSPD nach wie vor eine zentrale Rolle, sah man in der Unzufriedenheit an deren Basis doch den Hauptansatzpunkt für das weitere Anwachsen der eigenen Partei. Dabei versuchte die USPD ganz bewusst, bei den Spannungen zwischen „rechter“ Führung und – gerade in Franken – „linker“ Anhängerschaft den propagandistischen Hebel anzusetzen.⁴⁰¹ Der Erfolg dieser Strategie blieb zunächst eng begrenzt. Es kam zwar zur Neubildung bzw. zum Übertritt einiger kleinerer Ortsgruppen, ein massiver Einbruch in den Mitgliederbestand der MSPD gelang jedoch (noch) nicht.⁴⁰² Diese musste in ihrer Organisation zwar einen empfindlichen Rückgang hinnehmen,⁴⁰³ der jedoch in erster Linie kriegsbedingt war. Auch der Einfluss der USPD in der Gewerkschaftsbewegung stagnierte auf niedrigem Niveau: Wichtige Funktionsträger (Kaspar Starz, Karsten, Schröder) waren nach dem Januarstreik aus dem politischen Leben ausgeschaltet worden; aus dem weiter bestehenden Verbandsleben gingen nur wenig Impulse hervor, die der USPD zum Vorteil gereichen konnten.⁴⁰⁴

An konkrete Schritte zur Umsetzung ihrer innen- und außenpolitischen Ziele war für die USPD somit bis auf weiteres gar nicht zu denken. In Nürnberg wurde der Ortsgruppe im Juni die Vorbereitung eines erneuten Streiks zugeschrieben,⁴⁰⁵ was jedoch zu diesem Zeitpunkt kaum einen realen Hintergrund, auf jeden Fall keinerlei Erfolgsaussichten gehabt haben dürfte.⁴⁰⁶ Insgesamt blieben die Aktivitäten der bayerischen USPD in den Monaten nach dem Januarstreik und während der deutschen Frühjahrsoffensive, ungeachtet der unterschiedlichen lokalen Stärke ihrer Organisation,

⁴⁰⁰ Dies galt für eine geschlossene Mitgliederversammlung, die am 17.8.1918 stattfinden sollte und verboten wurde (vgl. G. Beyer an StellvGenKdo III. AK vom 22.8.1918; KrA, MKr 11529). Im Oktober kam es zu einem ähnlichen Vorgang (vgl. BA Hof an StellvGenKdo III. AK vom 14.10.1918; KrA StellvGenKdo III. AK 202).

⁴⁰¹ So schrieb der Nürnberger *Sozialdemokrat*: „Diese Haltung der Reichstagsfraktion [d. h. die Bewilligung weiterer Kriegskredite im Hauptausschuss; B. A.] ist ein Schlag ins Gesicht für [Fränkische] Tagespost und Gaubüro. Hier die Konsequenzen zu ziehen und mit Schiff, Mann und Maus ins Lager der ‘Unabhängigen’ wäre die allein richtige Antwort auf diese neueste Verhöhnung der deutschen Arbeiterschaft durch ihre angeblichen Führer.“ (*Sozialdemokrat* Nr. 2 vom 20.7.1918).

⁴⁰² Im August beschloss noch die MSPD-Sektion Röthenbach bei Lauf einstimmig den Übertritt zur USPD (vgl. *Sozialdemokrat* Nr. 8 vom 31.8.1918). Im September/Oktobre folgte die Sektion Zerbabelshof (vgl. *Sozialdemokrat* Nr. 14 vom 12.10.1918). Der Sozialdemokratische Verein Zirndorf war aus der MSPD aus-, der USPD aber noch nicht beigetreten (vgl. Übersicht des Innenministeriums über den Stand der USPD in Bayern vom 13.9.1918; HstAM, MA 92782).

⁴⁰³ Auf ihrem Gautag im Juni 1918 gab die nordbayerische MSPD bekannt, dass von ehemals 300 Ortsvereinen nur noch 94 vorhanden seien; die Zahl der zur USPD übergetretenen Mitglieder wurde mit 1000 angegeben, lag diesen Angaben zufolge aber niedriger als diejenige der wegen des Parteistrits ausgetretenen Mitglieder. (Vgl. FT Nr. 140 vom 18.6.1918).

⁴⁰⁴ Siehe dazu oben Kap. 5.7.

⁴⁰⁵ Vgl. StdMag Nü an StellvGenKdo III. AK vom 11.6.1918. (KrA, StellvGenKdo III. AK 164/II).

⁴⁰⁶ Die *Fränkische Tagespost* sah sich zu der Klarstellung genötigt, dass weder führende Personen der MSPD noch der USPD in Nürnberg einen Massenstreik beabsichtigten. (Vgl. FT Nr. 137 vom 14.6.1918).

durchweg sehr schwach.⁴⁰⁷ Dennoch hielt es das Bayerische Innenministerium für unzweifelhaft, „dass in der Praxis seitens der Unabhängigen mit den Mitteln des Umsturzes gearbeitet wird und dass ihre Partei derzeit das Sammelbecken für alle revolutionär gesinnten Kreise bildet.“⁴⁰⁸

Zu den mehr indirekt auf die Entwicklung der bayerischen USPD einwirkenden Faktoren gehörte die mit massivem propagandistischen Aufwand vorbereitete Serie von Offensiven im Westen (ab 21. März 1918), die den „Siegfrieden“ herbeiführen sollte. „In weit höherem Maße als je ein Ereignis der letzten Monate beeinflusste sie die allgemeine Stimmungslage und ließ vorübergehend die drückenden Gefühle der Unbequemlichkeiten und der Widerwärtigkeiten des täglichen Lebens zurücktreten vor den stolzen Erwartungen in die deutsche Siegerkraft.“⁴⁰⁹ Dieser in einem Stimmungsbericht des Pressereferenten Sonnenburg festgestellte Tatbestand wird durch weitere Belege bestätigt;⁴¹⁰ nach Ansicht der Behörden wurde dadurch auch den Forderungen der USPD der Resonanzboden entzogen.⁴¹¹ Nur wenige Wochen nach dem Januarstreik konnte ein amtlicher Stimmungsbericht seine Adressaten beruhigen: „Unter der Arbeiterschaft herrscht Ruhe.“⁴¹² Die hier konstatierte Verbesserung der allgemeinen Volksstimmung speiste sich allerdings in erster Linie aus der Hoffnung auf ein baldiges Ende des Krieges; Meldungen über militärische Rückschläge oder auch nur eine Stagnation mussten dem zufolge nachhaltige Wirkungen in die entgegengesetzte Richtung zeitigen.⁴¹³ Dieser Prozess setzte erst mit einiger Verzögerung ein, nachdem das deutsche Heer sogar noch einmal die Marne überschritten und damit scheinbar zu Siegeshoffnungen Anlass gegeben hatte. Nachdem die Peripetie der Offensive Mitte Juli erreicht war, ohne den Gegner zu bezwingen, wurde der Stimmungsumschwung dann aber umso durchschlagender wirksam.⁴¹⁴

Bis dahin wandten die Behörden noch erhebliche Energien dafür auf, den Einfluss der USPD einzudämmen, obgleich sie die Partei seit der Streikniederlage im Abschwung wähten.⁴¹⁵ Während „von einer wirksamen Bekämpfung der USPD [...] bis zum Januarstreik keine Rede sein [konnte]“⁴¹⁶, änderte sich dies nun merklich. Neben „bewährten“ Maßnahmen wie dem Verbot von

⁴⁰⁷ Vgl. MKr an MK vom 21.5.1918 (HstAM, MK 19290) und MKr an MA vom 22.6.1918 (HstAM, MA 97553/97554).

⁴⁰⁸ MInn an RegPräsidiien vom 2.5.1918. (KrA, MKr 253).

⁴⁰⁹ AY, Entstehung einer Revolution, Zitat: S. 24.

⁴¹⁰ Vgl. MBer des StellvGenKdo I. AK vom 30.3. und 1.5.1918 (KrA, StellvGenKdo I. AK 1942). Dieser Zusammenhang wurde nicht nur für Bayern festgestellt, sondern auch für Berlin (vgl. Volker ULLRICH, Zur inneren Revolutionierung der wilhelminischen Gesellschaft des Jahres 1918, in: DUPPLER/GROSS (Hrsg.), Kriegsende 1918, S. 273-283, hier: S. 278).

⁴¹¹ Vgl. StellvGenKdo III. AK an MKr vom 2.5.1918. (KrA, MKr 12848).

⁴¹² MBer des MKr an MA vom 22.4.1918. (HstAM, MA 97553/97554).

⁴¹³ Vgl. MBer des StellvGenKdo I. AK an MKr vom 4.6., 3.7. und 3.8.1918. (KrA, StellvGenKdo I. AK 1942).

⁴¹⁴ Zur Entwicklung der militärischen Lage und der Stimmung bei den Truppen siehe unten Kap. 6.5. und 6.7.

⁴¹⁵ Vgl. MBer des MKr an MA vom 22.4.1918. (HstAM, MA 97553/97554).

⁴¹⁶ AY, Entstehung einer Revolution, S. 200.

Flugblättern⁴¹⁷ griff nun eine Fülle von Verfolgungsmaßnahmen. Die „Einzichung aller wehrpflichtigen Hetzer zum Heeresdienst und die [...] Anweisung eines Zwangsaufenthaltes an nicht mehr wehrpflichtige Hetzer“ wurde als „wirksame[s] Abwehrmittel gegen die staatsgefährlichen Bestrebungen“⁴¹⁸ der USPD angewendet.⁴¹⁹ Zudem wurden die Regierungspräsidien Anfang Mai 1918 vom Innenministerium angewiesen, genaue Erkundigungen über Stärke, Organisation und Satzungen der USPD einzuziehen.⁴²⁰ Kurz darauf kamen Kriegs- und Innenministerium überein, öffentliche Versammlungen der USPD „künftig grundsätzlich nicht mehr zuzulassen“⁴²¹. Diese Anordnung wurde umgehend an die subalternen Behörden weitergegeben,⁴²² die im September um Klärung baten, wie gegenüber geschlossenen Versammlungen der USPD vorzugehen sei.⁴²³ Ein Verbot derartiger Veranstaltungen hielt das Kriegsministerium allerdings aus taktischen Gründen für unangebracht.⁴²⁴

Einen näheren Einblick in das Verhältnis zwischen USPD und Behörden vermitteln die Abläufe im Zusammenhang mit einer Demonstration in Naila im August. Josef Simon hatte sich kurz zuvor an das Innenministerium mit der schriftlichen Bitte gewandt, für eine Besserung der besonders ungünstigen Ernährungsverhältnisse in Oberfranken zu sorgen.⁴²⁵ Die Behörden vor Ort teilten Simons Einschätzung der Sachlage und forderten: „Was not tut, ist eine gleichmäßige und gerechte Verteilung der Lebensmittel.“⁴²⁶ Demgegenüber unterstellte Regierungspräsident Otto von Ströbenreuther Simon, der seine Beschwerde in der *Oberfränkischen Volkszeitung* veröffentlicht hatte, nur die Absicht, „die Unzufriedenheit und das Mißtrauen der Arbeiterschaft gegen die Behörden zu nähren“⁴²⁷, und damit indirekt die Proteste vor dem Bezirksamt in Naila verursacht zu haben. Nach diesen Ereignissen wandte sich Simon noch einmal an den Innenminister, schilderte erneut die

⁴¹⁷ Vgl. Anordnung des StellvGenKdo III. AK vom 12.7.1918. (StdANü, C 7/V 5099a).

⁴¹⁸ StellvGenKdo III. AK an BA Teuschnitz vom 16.5.1918. (StABa, K3/1967 4844).

⁴¹⁹ Darüber hinaus wurden auch in München stationierte Soldaten, die der USPD angehörten, in andere Standorte versetzt. (Vgl. StellvGenKdo I. AK an MKr vom 18.7.1918; KrA, MKr 11529).

⁴²⁰ Vgl. MInn an RegPräsidien vom 2.5.1918. (HstAM, MInn 66284).

⁴²¹ MKr an StellvGenKdo III. AK vom 4.5.1918 (KrA, MKr 11529) und StellvGenKdo I. AK an MKr vom 30.3.1918 (KrA, MKr 12847).

⁴²² Vgl. StellvGenKdo III. AK an Distriktsverwaltungsbehörden vom 10.5.1918. (StANü, Landratsamt Schwabach 9035).

⁴²³ Vgl. StellvGenKdo III. AK an MKr vom 4.9.1918. (KrA, MKr 11529).

⁴²⁴ Ein fallweises Verbot geschlossener Versammlungen stellte für das Kriegsministerium eine erwägenswerte Möglichkeit dar; zu einem prinzipiellen Verbot hieß es: „Ein solches Verbot würde einerseits der U.S.P. willkommenen Agitationsstoff liefern und sie zu einer erhöhten Betätigung im Geheimen veranlassen; andererseits würde es die Behörden einer günstigen Gelegenheit berauben, sich über die Weiterentwicklung der U.S.P. und deren Führer zuverlässig zu unterrichten.“ (MKr an StellvGenKdo III. AK vom 29.9.1918; ebd.).

⁴²⁵ Vgl. J. Simon an MInn vom 22.8.1918. (HstAM, ML 1330).

⁴²⁶ BA Rehau an Reg von Ofr vom 30.8.1918. (HstAM, ML 1331).

⁴²⁷ Reg von Ofr an MInn vom 12.9.1918. (Ebd.).

herrschenden Versorgungsmängel, die die Bevölkerung zu „Verzweiflungsakten“ trieben, und lehnte für die USPD „jede Verantwortung für etwa kommende Dinge“⁴²⁸ ab.

Brettreich wies daraufhin das Bezirksamt Naila an, den Beschwerden, soweit sie berechtigt seien, Abhilfe zu verschaffen;⁴²⁹ im Antwortschreiben an Simon warb der Innenminister um Verständnis für die Schwierigkeiten bei der Lebensmittelverteilung und versicherte, dass die Verhältnisse in Oberfranken seine besondere Aufmerksamkeit genießen würden.⁴³⁰ Diese Episode veranschaulicht zum einen, dass die USPD den Kontakt zu den Repräsentanten des von ihr strikt abgelehnten Herrschaftssystems nicht scheute, wenn es um die Verbesserung der nur als elend zu bezeichnenden Lage ihrer Anhängerschaft ging. Zum andern wird deutlich, dass der Innenminister über die Situation bei der Lebensmittelversorgung durchaus im Bilde und wohl auch ehrlicher Absicht war, die herrschenden Misstände zu beseitigen. Es zeigte sich jedoch, dass die deutsche Volkswirtschaft im Allgemeinen und die „Problemlösungskompetenz“ der staatlichen Bürokratie im Besonderen an ihre strukturellen Grenzen gelangt waren. Die sich daraus ergebende dauerhafte Überbeanspruchung aller Ressourcen musste letztlich zum politischen Kollaps führen.

An der „Revolutionierung“ der Gesellschaft in Bayern war die USPD in *ursächlichem* Sinne nur marginal beteiligt. Der Mitgliederbestand des Landesverbandes dürfte bis Kriegsende über 3000-4000 Personen nicht hinausgekommen sein.⁴³¹ In München – nach wie vor der einzige bedeutende Stützpunkt der Partei in Südbayern – stagnierte die Organisation bei 400 Mitgliedern und beschäftigte sich im Herbst 1918 zunächst noch mit innerparteilichen Fragen,⁴³² an „Aktionen“ war, von einigen Mitgliederversammlungen abgesehen, nichts zu verzeichnen.⁴³³ Auch bei solchen geschlossenen Veranstaltungen glichen alle Redebeiträge wegen der durchgehenden und offenbar nicht zu vermeidenden Überwachung einem Eiertanz; bezeichnend waren die einleitenden Worte Baiers bei seinem Auftritt vor der Münchner Ortsgruppe: „Ich heisse sie herzlichst willkommen und ersuche sie bei meiner Rede ganz genau aufzupassen. Warum, werde ich Ihnen gleich sagen. Wie Sie wissen, werden wir von allen Seiten bespitzelt, sogar in unseren Versammlungen und deshalb müssen wir uns alle ganz klar sein, über was gesprochen und verhandelt wurde. Ich würde ja gerne ein freieres offeneres Wort mit Ihnen reden, aber wie Sie alle wissen, sind uns die Hände gebunden. Wenn jedoch jeder einzelne genau aufpasst, dann kann er vieles zwischen den Zeilen lesen und wird dann man-

⁴²⁸ J. Simon an Innenminister Brettreich vom 18.9.1918. (Ebd.).

⁴²⁹ Vgl. Minn an BA Naila vom 24.9.1918. (Ebd.).

⁴³⁰ Vgl. Innenminister Brettreich an J. Simon vom 24.9.1918. (Ebd.).

⁴³¹ Die folgenden Angaben über Mitgliederstärken entstammen der Übersicht des Innenministeriums über den Stand der USPD in Bayern vom 13.9.1918. (HstAM, MA 92782).

⁴³² Vgl. Bericht des StellvGenKdo I. AK vom Okt. 1918. (KrA, StellvGenKdo I. AK 1335).

⁴³³ Vgl. StellvGenKdo I. AK an MKr vom 2.10.1918. (KrA, StellvGenKdo I. AK 1371).

ches verstehen, was ich sagen möchte, aber nicht aussprechen darf.“⁴³⁴ Die Überlieferung dieses Wortlautes ist selbstredend einem amtlichen Spitzelbericht zu verdanken.

Als weitere Schwierigkeit kam hinzu: Der Kontakt zur Berliner Parteiführung blieb bis zur Novemberrevolution minimal, der bayerische Landesverband – besser gesagt: die einzelnen Ortsgruppen – agierte(n) praktisch autonom.⁴³⁵ Haase, „der noch am meisten Verständnis für Eisners Politik hatte“⁴³⁶, interessierte sich im Rahmen seiner Möglichkeiten durchaus für die bayerischen Vorgänge;⁴³⁷ Ledebour und Dittmann hatten immerhin einige Male verschiedene Orte Frankens besucht und waren dort öffentlich aufgetreten. Die meisten der wenigen nachweisbaren Verbindungen liefen allerdings über Luise Zietz. Kontakte zur *Leipziger Volkszeitung*, die sich auch um die Verbreitung von Flugschriften der Partei bemühte, hielten Blumtritt, Hopf, Karsten und Schaper aufrecht (die Polizei war auch hierüber im Bilde).⁴³⁸ Als in Berlin im August 1918 eine Zentrale zur Versendung „umstürzlerischer Schriften“ ausgehoben wurde, konnte die Polizei auch Verbindungen zu Münchener Unabhängigen aufdecken.⁴³⁹ Es kam zu mehreren Hausdurchsuchungen, die bei Luttner einige der inkriminierten Schriften zutage förderten; der Ortsvorsitzende wurde daraufhin verhaftet.

Unter dem fortgesetzten Verfolgungsdruck blieb die USPD eine kleine Randgruppe, ohne nennenswerten Einfluss auf das politische Geschehen. Wie stand es nun um die Zusammensetzung ihrer Mitgliederschaft? Scheidemann hat 1929 behauptet, „der Anhang Eisners [habe] zum größten Teil aus Kaffehausliteraten und nach München zum Granatendrehen verschickter, gewerkschaftlich und politisch ungeschulter Arbeiter aus allen Teilen des Reiches“⁴⁴⁰ bestanden. Es sollte noch längere Zeit dauern, bis diese Polemik als solche entlarvt wurde. Auch in der wissenschaftlichen Literatur wurde gern hervorgehoben, dass die USPD „eine Partei von Idealisten ohne politische Erfah-

⁴³⁴ ZpolstB an MKr vom 14.8.1918. (KrA, MKr 11529).

⁴³⁵ Die Belege für Kontakte zwischen Vertretern der bayerischen USPD und der Parteispitze in Berlin sind ausgesprochen dürftig. Neben der Korrespondenz von Eisner, Karsten und Baier findet sich lediglich noch ein Hinweis darauf, dass der Münchner USPD-Vorsitzende Albert Winter senior mit der Berliner Parteizentrale einen Schriftwechsel führte (vgl. I. Staatsanwalt beim Landgericht München an MJu vom 2.2.1918; KrA, MKr 253). Die Korrespondenz zwischen Eisner und Haase hatte mit der Verhaftung Eisners im Zuge des Januarstreiks als Koordinations- und Informationsinstrument ausgedient. Als direkter Kontakt zwischen München und Berlin während Eisners Haftzeit ist nur ein Besuch der neuen Münchner Parteileitung in Berlin Ende April/Anfang Mai 1918 nachweisbar, bei dem es zu Konsultationen mit Haase und Ledebour kam (vgl. ZpolstB an Minn vom 4.5.1918; HstAM, Minn 66284).

⁴³⁶ Albert Sommer [d. i. Albert Winter junior], Die Novemberrevolution in Bayern, in: *Jungsozialistische Blätter*, H. 11 vom Nov. 1928, S. 325-331, hier: S. 331.

⁴³⁷ Einziges Indiz für Kontakte zur Berliner Parteizentrale im Vorfeld der Novemberrevolution ist ein Brief Eisners an Haase vom 29.9.1918 – d. h. noch aus dem Gefängnis – mit der Bitte um Zusendung diverser Unterlagen. (Brief abgedruckt in: LASCHITZA, Kurt Eisner. Eine Dokumentation, in: BzG 9 (1967), S. 454-489, hier: S. 474-476).

⁴³⁸ Vgl. Polizeiamt der Stadt Leipzig an StellvGenKdo II. AK vom 19.2.1918 und Polizeiamt der Stadt Leipzig an StellvGenKdo III. AK vom 19.2.1918. (KrA, StellvGenKdo III. AK 202).

⁴³⁹ Vgl. ZpolstB an Minn vom 26.9.1918. (HstAM, Minn 66280).

⁴⁴⁰ F. EISNER, Der Publizist und Politiker, Zitat: S. 127.

rung⁴⁴¹ gewesen sei. Welche Erkenntnisse liegen nun tatsächlich für den bayerischen Teil der Partei vor?

Zunächst gilt es eine wichtige Einschränkung hervorzuheben: Der hier folgende Überblick bezieht sich auf den Zeitraum bis zum Ende des Krieges, d. h. auf die Phase, in der die USPD noch eine Splitterpartei war. Später expandierte der bayerische Landesverband in rasantem Tempo – damit dem Trend der Nachkriegszeit mit seiner „exzeptionellen politisch-sozialen Mobilisierung“⁴⁴² folgend - und erreichte im Frühjahr 1920 seinen Zenit (die Mitgliederzahl hatte sich bis dahin im Vergleich zum Herbst 1918 mehr als verzehnfacht⁴⁴³). Dass sich die Zusammensetzung von Basis wie Führung dadurch veränderte, ist anzunehmen; es verbietet sich deshalb, die aus den hier herangezogenen Daten gewonnenen Erkenntnisse zu extrapolieren. Erst weitere quantifizierende Untersuchungen können hier genaueren Aufschluss liefern.

Der erste, der sich mit der Zusammensetzung der Münchner USPD-Ortsgruppe im Weltkrieg näher beschäftigte, war Karl-Ludwig Ay, der dabei die „eigenartige Feststellung [machte], dass die Münchner USPD vor allem eine kleinbürgerliche Bewegung ist.“⁴⁴⁴ Grundlage hierfür bildete eine Gruppe von 73 namentlich feststellbaren Parteimitgliedern, bei denen sich zu einem großen Teil Beruf und Wohnort ermitteln ließ.⁴⁴⁵ Dass das Milieu der USPD mit den viel zitierten „Schwabinger Literaten“ überhaupt nichts gemein hatte, konnte Ay unschwer nachweisen. Er betonte die Sonderstellung der USPD in München als einer „Partei von Angehörigen des Mittelstandes, die sich an den Arbeiter wenden.“⁴⁴⁶ Der Vergleich mit einer (zahlenmäßig kleineren) Gruppe von USPD-Mitgliedern, die von außerhalb Münchens stammten, kam Ay zu dem Ergebnis: „Wir können daraus schließen, dass die Münchner Kleinbürgerschaft weit stärker radikalisiert war als die außermünchner, dafür aber die Arbeiterschaft weniger.“⁴⁴⁷

⁴⁴¹ Francis L. CARSTEN, *Revolution in Mitteleuropa 1918-1919*, Köln 1973, S. 39.

⁴⁴² Andreas WIRSCHING, *Vom Weltkrieg zum Bürgerkrieg? Politischer Extremismus in Deutschland und Frankreich 1918-1933/39. Berlin und Paris im Vergleich*, München 1999, S. 77.

⁴⁴³ Nach Kriegsende stieg die Mitgliederzahl der USPD auch in München sehr rasch an, erreichte Mitte 1919 den Wert von ungefähr 15000 (Angabe aus GRAU, *Die Münchner USP*, S. 164) und erreichte dann im Frühjahr 1920 ihren Höhepunkt.

⁴⁴⁴ AY, *Die Entstehung einer Revolution*, S. 192.

⁴⁴⁵ Unter diesen 73 Personen befanden sich 16 Fabrik- und Hilfsarbeiter, 6 Angehörige des Druckgewerbes, 16 Handwerker, 19 Kaufleute, Angestellte und Gewerkschafter, 7 Akademiker, Künstler und Schriftsteller, 2 Studenten, für 7 Personen ließen sich keine Angaben machen. Von den ungefähr 50 bekannten Adressen dieser Personen „liegen weitaus die meisten in den Vorstädten mit Arbeiter- und Kleinbürgerkonzentration: Au, Giesing, Neuhausen, während Schwabing auffällig wenige USPD-Anhänger aufweist.“ (Ebd., S. 193).

⁴⁴⁶ Ebd., S. 102.

⁴⁴⁷ Ebd., S. 193.

Dazu merkte Bernhard Grau in seiner ersten Arbeit zur Münchner USPD an: Diese „erstaunliche These steht allerdings in deutlichem Kontrast zu allem, was bislang – lokal wie überregional – über die USPD gesagt worden ist.“⁴⁴⁸ Dabei ließ es Grau nicht bewenden; nachdem er die methodischen Probleme der Arbeit von Ay aufgezeigt hatte,⁴⁴⁹ wertete er das vorhandene Datenmaterial noch einmal neu und differenzierter aus. Parteibasis und Führungsschicht wurden dabei getrennt untersucht, ihre Zusammensetzung nach nachvollziehbaren Kriterien aufgeschlüsselt. Das Ergebnis sah nun deutlich anders aus: Bei den Mitgliedern der USPD gehörten 60,9% zu den gelernten, weitere 8,7% zu den ungelernten Arbeitern (zu denen auch die Handwerker gezählt wurden, die als Lohnabhängige beschäftigt waren).⁴⁵⁰ Damit ist klar, „daß es sich bei der Mitgliederbasis der [Münchner] USP im Jahre 1918 vorwiegend um Angehörige der Arbeiterschaft gehandelt hat. Als ein weiteres Charakteristikum muß hervorgehoben werden, daß sich vor allem gelernte Arbeiter mit handwerklicher Grundausbildung der Partei zuwandten. [...] Auch in diesem Punkt scheint sich also die These zu bestätigen, dass MSP und USP im Grunde dasselbe Anhänger- und Wählerpotential umwarben.“⁴⁵¹ Für die Führungsschicht der Münchner USPD kam Grau zu dem Ergebnis, dass deren sozialer Status höher war als der der Mitglieder,⁴⁵² was wenig überrascht, da dies wohl für alle sozialen Organisationen gilt. Von einer „Oligarchisierung“ im Sinne von Michels war die Münchner USPD allerdings weit entfernt. Die Ortsgruppe verfügte über keinen hauptamtlichen Parteifunktionär, keinen Parteiredakteur und keinen Reichstags- oder Landtagsabgeordneten, mithin über keinen einzigen „Berufspolitiker“ (abgesehen von einigen Gewerkschaftsfunktionären⁴⁵³).

Eine wertvolle Ergänzung zu diesen Befunden lieferten die Ergebnisse von Klaus-Dieter Schwarz zur Nürnberger USPD im Jahr 1918. Deren Mitgliederschaft setzte sich demnach überwiegend aus Bevölkerungsschichten zusammen, „denen es im Krieg schlechtging“⁴⁵⁴, darunter zu einem großen Anteil Fabrikarbeiter. Bei der Untersuchung des „Führungspersonals“ stieß Schwarz auf die „eigenartige Feststellung, daß die soziale Zusammensetzung der Vorstandschaft einen überwiegend kleinbürgerlich-mittelständischen Charakter aufweist. Bei genauerem Hinsehen wird jedoch erkennbar,

⁴⁴⁸ GRAU, Die Münchner USP, S. 107.

⁴⁴⁹ Grau monierte mit guten Argumenten die Unklarheiten Ays bei der Berufszuordnung, die verschwommen Begrifflichkeit, die fehlende Unterscheidung zwischen Parteibasis und –führung, überhaupt die mangelnde Transparenz der angewandten Kriterien.

⁴⁵⁰ Weitere 10,9% gehörten zum kaufmännisch gebildeten Verwaltungspersonal sowie Büro- und Rechnungspersonal, ebenfalls 10,9% zur Gruppe der Selbständigen (die allerdings meist zur unteren Mittelschicht zu zählen waren), der Rest verteilte sich auf die übrigen Berufsgruppen. (Vgl. GRAU, Die Münchner USP, S. 167f).

⁴⁵¹ Ebd., S. 122 u. 130f.

⁴⁵² Vgl. ebd., S. 137-140. Bei der Untersuchung der Führungsschicht verwendete Grau allerdings auch Datenmaterial aus der Zeit nach dem Weltkrieg.

⁴⁵³ Von diesen Gewerkschaftsfunktionären waren allerdings mehrere zum Militär eingezogen worden (etwa Fechenbach, Wilhelm Reichart, Sauber und Schröder; ihre Tätigkeit fortsetzen konnten offenbar Wilhelm Simon, Hagemeister und Staimer).

⁴⁵⁴ K.-D. SCHWARZ, Weltkrieg und Revolution, S. 171.

daß die Vorstandsmitglieder entweder Lohnarbeiter gewesen sind oder Angehörige von Arbeitnehmerinteressenorganisationen.⁴⁴⁵ Dass es sich bei der Anhängerschaft der USPD v. a. um (qualifizierte) Arbeiter handelte - was auch Ay letztlich eingestand⁴⁵⁶ - zeigte Hartfrid Krause anhand von Mitgliederlisten aus Nürnberg und Fürth, die aus dem Frühjahr 1918 stammen.⁴⁵⁷ Demnach gehörten in Fürth 27,6% der Mitglieder zu den ungelerten, 55,2% zu den gelerten Arbeitern;⁴⁵⁸ in Nürnberg gehörten diesen Gruppen 23% bzw. 49,2% an.⁴⁵⁹

Die bayerische USPD des Jahres 1918 war nach allem, was wir wissen, eine im Kern proletarische Partei, deren Zusammensetzung sich von der MSPD bzw. der Vorkriegssozialdemokratie nicht wesentlich unterschied. Trotzdem zeichnete sich innerhalb des Führungspersonals der USPD bereits eine ausgesprochen bunte Mischung ab, die auf ein Hauptcharakteristikum der späteren Partei verwies. Unter den „Gründungsvätern“ der bayerischen USPD befanden sich klassische „Multi-funktionsträger“ (Josef Simon, Blumtritt) und Parteiredakteure (Curt Geyer, Eisner), Selbständige ohne Funktion in der „alten“ Partei (Baier, Beißwanger), Gewerkschaftsfunktionäre (Karsten, Soldmann, Mähr), Arbeiter (Meier, Löhlein, Kröpelin, Unterleitner, Steinmetz) und Angestellte (Fechenbach, Richard Kaempfer). Von einer Affinität zwischen bestimmten biographischen Komponenten und dem Übertritt zur USPD kann folglich keineswegs gesprochen werden. Es handelte sich hier – zumindest was die untersuchbare Ebene der Führungspersönlichkeiten anbelangt – um eine individuelle Entscheidung, für die eine überzeugte Ablehnung der Burgfriedenspolitik bei weitem nicht ausreichte. Hinzukommen musste die Bereitschaft, die traditionellen Ziele der Sozialdemokratie auch unter Aufgabe des ebenso traditionellen Loyalitätsverbandes zu verfolgen. Erst als die katastrophalen Folgen der Mehrheitspolitik unüberschaubar geworden waren, wurde diese Bereitschaft zum Massenphänomen.

Was die, zahlenmäßig sehr überschaubare, Führungsgruppe im hier behandelten Zeitraum anbelangt, deren biographische Voraussetzungen nachgezeichnet wurden, fällt zunächst auf, dass – von der Ausnahme Toller abgesehen – praktisch alle bereits vor der Gründung der USPD in der sozial-

⁴⁵⁵ Ebd., S. 226f.

⁴⁵⁶ „Wir können also den Schluß ziehen, daß die USPD auf Industriestädte angewiesen ist. Das zeigt sich sowohl in Schwaben (Augsburg, Kempten) und Ober- und Unterfranken sowie in der Pfalz, wo sie im industrialisierten Land recht weit verbreitet ist, während sie in anderen Gebieten keinen Boden fassen kann und so gerade das Untypische der Großstädte München und Nürnberg-Fürth zeigt, die von ihrem Hinterland gänzlich losgelöst zu sein scheinen. Die Eigenart Münchens sticht aber auch darin hervor, daß hier, und nur hier, das kleinbürgerliche Element das Gesicht der Partei prägt, die doch gerade in den kleinen Orten sehr viel eher Proletarierpartei ist.“ (AY, Die Entstehung einer Revolution, S. 195).

⁴⁵⁷ Vgl. KRAUSE, Kontinuität und Wandel, S. 32.

⁴⁵⁸ Von den übrigen Mitgliedern gehörten 6,9% zur Gruppe der Angestellten in Arbeiterorganisationen, 10,3% zu den sonstigen Angestellten.

⁴⁵⁹ Von den übrigen Mitgliedern gehörten 9,8% zur Gruppe der Angestellten in Arbeiterorganisationen, 6,6% zu den sonstigen Angestellten, 1,6% zu den Selbständigen, 9,8% zu den Hausfrauen.

demokratischen Arbeiterbewegung aktiv waren (bei Baier ist dies unklar), wenn auch in den allermeisten Fällen auf den unteren Ebenen. Die USPD war „Fleisch vom Fleische“ der deutschen Sozialdemokratie. Da in Bayern, im Gegensatz zu anderen Landesverbänden, kaum Mitglieder der ersten Führungsebene (d. h. Abgeordnete aus Reichs- und Landtag, Parteiredakteure, hauptberufliche Parteifunktionäre) zur Parteiopposition bzw. zur neuen Partei wechselten, ergaben sich dort Aufstiegschancen für „Exoten“ (Beißwanger, Eisner) bzw. jüngere Mitglieder (Fechenbach, Schröder, Karsten, Kröpelin, Unterleitner, Hedwig Kaempfer, Büchs, Löhlein, Lowig, Schaper), die es in dieser Form in der „alten“ Partei nicht gegeben hätte. Auffällig ist dabei, dass diese Aufsteiger (wiederum mit der Ausnahme Tollers) über das Ende der USPD hinaus in der Arbeiterbewegung an führender Stelle aktiv blieben, meist sogar in hauptberuflicher Anstellung (neben den Genannten auch Kaspar Starz, Stock, Richard Kaempfer, Sauber, Freund, Erhard Bauer); dies galt erst recht für die bereits vor 1917 in der Sozialdemokratie Etablierten (Josef Simon, Max Raithel, Curt Geyer, Puchta, Blumtritt, Mähr, Seidel, Soldmann, Tübel, Goßler). Nicht zu vergessen sind die haupt- und nebenamtlichen Gewerkschaftsfunktionäre (z. B. Ahlendorf, Herrmann, Staimer, Dirscherl, Ferkel), die sich der USPD anschlossen, die ein unverzichtbares administratives Fachwissen mitbrachten.⁴⁶⁰

Insgesamt gilt: Das Führungspersonal der bayerischen USPD bestand in der Gründungsphase nur aus einer kleinen Gruppe von wenigen Dutzend Mitgliedern, die allerdings sehr wohl über „praktische Erfahrung“ verfügten (bzw. den Willen und die Fähigkeit, sich diese noch weiter anzueignen) - zumindest in dem Maße, wie dies unter den restriktiven Bedingungen des Kaiserreiches überhaupt möglich war. Und: Über alle parteipolitischen und revolutionären Umbrüche hinweg – teilweise bis in die Frühgeschichte der Bundesrepublik hinein – zeigt sich hier eine erstaunliche personelle Kontinuität. Sie lässt Rückschlüsse auf das begrenzte Potenzial innerhalb der Arbeiterschaft hinsichtlich der Rekrutierung von Führungspersonal zu, aber auch auf die zeitlosen Gesetzmäßigkeiten der Ausleseverfahren in bürokratischen Apparaten (Michels bleibt hier in seiner Analyse zeitlos). Hier drängen sich weitere Untersuchungen mit soziologischem Ansatz unter Einbeziehung von vergleichbaren Personengruppen auf.

Last but not least: Auf der Ebene der Führungspersönlichkeiten im Reich lassen sich keine signifikanten Unterschiede zwischen Parteimehrheit und –minderheit in Bezug auf die soziale Herkunft feststellen.⁴⁶¹ Warum Schröder, Karsten und Blumtritt sich gegen den Burgfrieden wandten, den Georg Simon, Timm und Kurth vehement verteidigten, lässt sich durch biographische Analysen definitiv *nicht* erklären (und auch nicht, warum Süßheim, Freudenberger und Hugel zwischen diesen beiden Lagern lavierten). Auch die so gern angeführten „Intellektuellen“ verteilten sich recht aus-

⁴⁶⁰ Siehe dazu oben Kap. 5.7.

gewogen auf beide Richtungen.⁴⁶² Von Scheidemanns oben zitierten Behauptungen bleibt folglich nach einer genaueren Überprüfung wenig übrig.

Vorläufig lässt sich festhalten: Der bayerischen USPD gelang es bis zum Kriegsende nicht, eine schlagkräftige Parteiorganisation aufzubauen, gegenüber der Mehrheitspartei blieb sie eine *quantité négligeable*. Wenn Innenminister Brettreich im September 1918 feststellte, die USPD habe „bereits eine ziemliche Ausbreitung und Ausbildung in Bayern erfahren“⁴⁶³, sprachen daraus eher diffuse Bedrohungsängste denn Realismus und Gelassenheit. Allerdings liegt die Vermutung durchaus nahe, dass die kleine Partei in der Arbeiterschaft über ein „breites Sympathiepotential“ verfügte, das zwischen der Anhängerschaft der beiden sozialdemokratischen Parteien allmählich ein gewisses „Fluktuationsfeld“ entstehen ließ.⁴⁶⁴ Welche Wirkung die Unabhängigen durch ihre Rolle als Wortführer der unzufriedenen und unorganisierten Volksschichten unter den spezifischen Bedingungen des November 1918 entfalten sollten, war im Vorfeld kaum absehbar⁴⁶⁵ - wenn auch der Januarstreik einen Präzedenzfall dargestellt hatte, der seinen Anführern Hoffnung machte, im richtigen Augenblick mit bescheidenen Mitteln Großes erreichen zu können. Daran war aber erst zu denken, wenn die noch im Gefängnis sitzenden oder anderweitig von ihrer politischen Wirkungsstätte ferngehaltenen Führungspersonen der USPD wieder eingreifen konnten.

Die Zeit seiner Gefängnishaft nutzte Eisner zu grundsätzlichen politischen Überlegungen, die er teilweise auch schriftlich festhielt. Zum einen äußerte er sich retrospektiv, bei der Analyse des vergangenen Streiks, zum anderen bezogen auf die Gegenwart und Zukunft Deutschlands. Er stellte dabei auch kritische Überlegungen zu seinem bisherigen politischen Leben an und fragte: „War es nicht alles in allem doch ein verfehltes Dasein? War es zweckmäßig, in einer stumpfen Welt die starre Aufgabe des Revolutionärs auf sich zu nehmen und von ihr nicht abzulassen?“⁴⁶⁶ Auch wenn sich über Eisners Selbstzweifel während der Haft keine nähere Klarheit gewinnen lässt, bleibt unbestreitbar: An seinem Konzept aktiven politischen Handelns – auch und gerade unter schwierigsten

⁴⁶¹ Vgl. KRUSE, Krieg und nationale Integration, S. 155f.

⁴⁶² Die Tatsache, dass die „Intellektuellen“ Bernstein, Kautsky und auch Eisner zur USPD stießen, führte dazu, dass oft eine Dichotomie zwischen „linken Theoretikern“ und „rechten Praktikern“ (v. a. Gewerkschaftern) konstruiert wird, die einer genaueren Betrachtung allerdings nicht standhält, da beide Parteien, MSPD und USPD, über Führungspersonal ganz unterschiedlicher Herkunft verfügten. Während des Revisionismusstreits war es sogar so, dass die „Akademiker“ eher dem rechten Parteiflügel zugerechnet wurden, was von der marxistisch argumentierenden Linken kritisiert wurde (vgl. RAUTIO, Die Bernstein-Debatte, S. 134f).

⁴⁶³ MIInn an übrige Ministerien vom 13.9.1918. (HstAM, MIInn 66284).

⁴⁶⁴ MÜLLER-AENIS, Rätebewegung in der Provinz, S. 42.

⁴⁶⁵ Gewisse Hinweise aus der Provinz, die aber wohl übertrieben gewesen sein dürften, gab es durchaus: „Das Bezirksamt Miesbach stellt überhaupt mit Besorgnis eine steigende Neigung der Arbeiterschaft zu Streiks und Unruhen fest und glaubt dies auf die Wühlarbeit der Unabhängigen, die hauptsächlich bei den Frauen und Jugendlichen von Erfolg begleitet sei, zurückführen zu sollen.“ (MBer des StellvGenKdo I. AK über die Volksstimmung im Juni 1918 vom 3.7.1918; KrA, MKr 12849).

⁴⁶⁶ MITCHELL, Revolution in Bayern, Zitat: S. 60.

Bedingungen – hielt er unverändert fest. Allein schon deshalb, weil er erkannte, dass schwerwiegende Entscheidungen bevorstanden; anlässlich des Diktatfriedens von Brest-Litowsk schrieb er:

„Man will fremde Völker erobern, um dadurch die Macht der regierenden Klassen Deutschlands und ihrer Führer zu befestigen und zu erweitern. Nachdem im Osten die deutschen Ziele erreicht scheinen und deutsche Heere frei geworden sind, wird man im Westen die Eroberungspolitik fortsetzen. Hunderttausende sollen wiederum auf den Feldern Frankreichs verbluten.

Weltentscheidungen stehen unmittelbar bevor: Ewiger Krieg der Gewalt und Vergewaltigung oder Friede zwischen versöhnten und vereinten Völkern – das ist die Frage, deren Beantwortung und Verantwortung vor allem dem deutschen Proletariat gestellt sind. Welchen Weg werden wir gehen? Welchen Weg werden wir erzwingen? [...]

Niemals werden die Herrschenden Deutschlands in einen Weltfrieden der Demokraten und der Sozialisten einwilligen. Sie kennen und gebrauchen nur die Sprache und die Mittel der Gewalt im Äußeren wie im Inneren. So können die gemarterten Völker niemals zu einem ihrer Opfer würdigen Frieden kommen, ehe denn die heute Verantwortlichen des Krieges durch Vertreter der Klasse ersetzt sind, die allein den demokratischen Weltfrieden schließen will und schließen kann.“⁴⁶⁷

Den Gedanken Eisners folgend wendet sich unser Blick von der Münchner Gefängniszelle noch einmal auf die Schlachtfelder Nordfrankreichs, wo der Krieg nun in seine entscheidende Phase ging.

6.5 Die Politik auf Reichsebene und die militärische Entscheidung an der Westfront

Im Laufe des Jahres 1918 erreichte das Deutsche Kaiserreich den äußerlichen Höhepunkt seiner Machtstellung, dem nur wenig später die militärische Niederlage und der Sturz der Monarchie folgten; ursächlich verantwortlich dafür waren die strukturelle innenpolitische Reformunfähigkeit und die Fixierung auf hypertrophe außenpolitische Zielsetzungen.⁴⁶⁸ Das Kalkül der OHL war dabei: „Der militärische Sieg, auf den sich alle Energien richteten und der auch die Lösung aller politischen Fragen in sich schließen würde, sollte dazu benutzt werden, die im Kriege gewachsene Macht der Sozialdemokratischen Partei und besonders der Gewerkschaften abzubauen, wenn nicht ganz aus-

⁴⁶⁷ Abgedruckt in: G. u. R. SCHMOLZE (Hrsg.), Die halbe Macht den Räten, S. 267f.

⁴⁶⁸ Zum folgenden Abschnitt siehe BOLL, Frieden ohne Revolution?, S. 238-254; CHICKERING, Das Deutsche Reich und der Erste Weltkrieg, S. 136 u. 204-230; Michael EPKENHANS, Die Politik der militärischen Führung 1918: „Kontinuität der Illusionen und das Dilemma der Wahrheit“, in: DUPPLER/GROSS (Hrsg.), Kriegsende 1918, S. 217-233; ULLRICH, Revolutionierung der wilhelminischen Gesellschaft, in: Ebd., S. 273-283; FELDMAN, Armee, Industrie und Arbeiterschaft, passim; ders. u. a., Massenbewegungen der Arbeiterschaft, in: PVS 13 (1972), S. 84-105, hier: S. 84-94; Imanuel GEISS, Deutschland in der vorrevolutionären Agonie: Brest-Litowsk und Januarstreik 1918, in: Ders., Das Deutsche Reich und der Erste Weltkrieg, S. 174-182; ders., Die Endkrise des Deutschen Kaiserreichs: vom „schwarzen Tag“ der deutschen Armee zum Waffenstillstandsgesuch und zur Parlamentarisierung, August bis Oktober 1918, in: Ebd., S. 183-190; ders., Zusammenbruch und Revolution: Oktober/November 1918, in: Ebd., S. 191-202; KOCKA, Klassengesellschaft im Krieg, passim; KRAUSE, USPD, S. 106-113; Wolfgang KRUSE, Gesellschaftliche Systementwicklung, in: Ders. (Hrsg.), Eine Welt von Feinden, S. 55-91; MACHTAN, Die Abdankung, S. 133-235 u. 263-270; MAI, Das Ende des Kaiserreiches, passim; MILLER, Burgfrieden und Klassenkampf, S. 371-395; dies., Die Bürde der Macht, S. 23-78; Hans MOMMSEN, Aufstieg und Untergang der Republik von Weimar: 1918-1933, Berlin 1998, S. 13-34; W. MOMMSEN, Die deutsche Revolution, in: GG 4 (1978), S. 362-391; ders., Die Urkatastrophe, S. 78-134 u. 140-150; NEITZEL, Blut und Eisen, S. 111-116 u. 204-216; SALEWSKI, Der Erste Weltkrieg, S. 287-334; STEGMANN, Die deutsche Inlandspropaganda, in: MGM 12 (1972), S. 75-116, hier: S. 87-103; ULLRICH, Die nervöse Großmacht, S. 536-573; WEHLER, Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 4, S. 134-197 und WIELAND, Die Verteidigungslüge, S. 154-160.

zuschalten.⁴⁶⁹ Auf den dazu notwendigen finalen Sieg konzentrierten sich nun alle Anstrengungen, flankiert durch eine entsprechende Kampagne zur Hebung der allgemeinen Stimmung.

Diesem Ziel der OHL kam zunächst der Januarstreik in die Quere. Bei den seit Dezember 1917 andauernden Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk war es Hindenburg und Ludendorff von Anfang an darum gegangen, ihr extremes Kriegszielprogramm – d. h. die Neuordnung Osteuropas unter deutscher Herrschaft – kompromisslos durchzusetzen. Als Reaktion hierauf war es zur großen Streikbewegung gekommen, die weitgehend spontanen Charakter gehabt, aber rasch politische Dimensionen angenommen hatte. Die beiden sozialdemokratischen Parteien hatten sich, vor allem in Berlin, umgehend in die Führung des Ausstandes eingeschaltet, wobei es das selbst erklärte Ziel der MSPD war, „die Bewegung in geordneten Bahnen zu halten und sie rasch, ohne Schädigung der Allgemeinheit zum Abschluß zu bringen.“⁴⁷⁰ Ebert erklärte in einer öffentlichen Versammlung während des Streiks, es sei Pflicht der Arbeiter, „ihre Brüder und Väter an der Front zu stützen und ihnen das beste an Waffen zu liefern, was es gäbe“, denn „der Sieg sei selbstverständlich der Wunsch eines jeden Deutschen.“⁴⁷¹ Dennoch gingen die bürgerlichen Parteien nun wieder auf Distanz zur MSPD, der sie – völlig wahrheitswidrig – vorwarfen, sich gegen den Burgfrieden gewandt und damit „unpatriotisches“ Verhalten an den Tag gelegt zu haben.

Die Behörden reagierten stärker als bei den vorangegangenen Streikbewegungen mit einer entschlossenen Repressionspolitik: Kriegswichtige Betriebe wurden militarisiert, es kam zu zahlreichen Einberufungen und Verhaftungen. Hierunter litten vor allem die Mitglieder und Anhänger der USPD (so wurde u. a. Dittmann zu einer Haftstrafe verurteilt und Richard Müller zum Militärdienst eingezogen). Die USPD und die mit ihr eng verbundenen Berliner „Revolutionären Obleute“⁴⁷² (deren Führung nun Barth übernahm) konnten aus der gescheiterten Bewegung jedoch Lehren ziehen und ihr Ansehen beim aktivistischen Teil der Arbeiterschaft steigern. Den Status als einzige Partei, die wirklich für einen Frieden ohne Annexionen kämpfte, konnte die USPD nun glaubwürdig beanspruchen, auch wenn ihre Führung sich als keineswegs zum Äußersten entschlossen präsentiert hatte (und obwohl es innerhalb der Partei weiterhin Differenzen über die im Kampf um die Macht einzuschlagende Taktik gab). Die MSPD und die Generalkommission hatten sich aus Sicht der Kriegsgegner einmal mehr als willfährige Werkzeuge der Regierung erwiesen. Der Streik als

⁴⁶⁹ DEIST, *Armee und Arbeiterschaft*, in: *Francia* 2 (1974), S. 458-481, hier: S. 477.

⁴⁷⁰ MILLER, *Burgfrieden und Klassenkampf*, Zitat: S. 376.

⁴⁷¹ HOFFFROGGE, *Richard Müller*, Zitat: S. 56.

⁴⁷² Für die bereits seit längerer Zeit bestehende oppositionelle Organisation der Obleute in den Berliner Rüstungsbetrieben bürgerte sich erst in der Revolution die Bezeichnung „Revolutionäre Obleute“ ein, unter der sie dann in bekannt werden sollte. (Vgl. ebd., S. 52f., 64 u. passim).

solcher endete nach wenigen Tagen mit einer totalen Niederlage gegen den noch übermächtigen Gegner; der „Strategie“ der OHL stand nun nichts mehr im Wege.

Nachdem sich der russische Verhandlungsführer Leo Trotzki geweigert hatte, auf die weit reichenden deutschen Forderungen einzugehen, kam es zu einem erneuten Vormarsch der deutschen Truppen, der schließlich die Wiederaufnahme der Gespräche und den Abschluss eines Friedensvertrages am 3. März 1918 erzwang.⁴⁷³ Das Deutsche Reich sicherte sich darin die direkte oder indirekte Herrschaft über Polen, das Baltikum und die Ukraine.⁴⁷⁴ Der Rekurs auf das Selbstbestimmungsrecht der Völker hatte nur Feigenblattcharakter. „Vor aller Welt war damit demonstriert, welche Behandlung ein besiegter Gegner von einem siegreichen Deutschen Kaiserreich zu erwarten hatte.“⁴⁷⁵ Mit den Parteien (MSPD, Liberale und Zentrum), die im Juli des Vorjahres noch die Friedensresolution verabschiedet hatten und nun einen Diktatfrieden unterstützten bzw. tolerierten, ging Ledebour im Reichstag ins Gericht: „Meine Herren, die Resolution des 19. Juli [1917] wird durch diesen Friedensvertrag zu einem Fetzen Papier, mit dem Sie nichts mehr anfangen können selbst in dieser papierarmen Zeit. (Heiterkeit. – Zurufe beim Zentrum). [...] wenn Sie diesen Friedensvertrag annehmen, haben Sie den Sieg des Annexionismus. (Widerspruch im Zentrum) Das ist kein Verständigungs-, sondern ein Vergewaltigungsfrieden.“⁴⁷⁶

Trotz der offensichtlichen „koloniale[n] Ausbeutung“⁴⁷⁷ der im Osten eroberten Gebiete, die noch durch weitere erzwungene Verträge abgesichert wurde, enthielt sich die MSPD bei der Ratifizierung des Vertrages von Brest-Litowsk im Reichstag der Stimme; eine starke Gruppe in der Fraktion hatte sogar für die Zustimmung plädiert.⁴⁷⁸ (Den Diktatfriedensschlüssen mit Finnland, Rumänien und der Ukraine stimmte die MSPD-Fraktion dann sogar zu.) Hier zeigte sich, wie weit die Übernahme bürgerlich-nationalistischer Vorstellungen in der MSPD bereits fortgeschritten war⁴⁷⁹ (was sie später

⁴⁷³ Mit der Ukraine, die sich von Rußland losgelöst hatte, war bereits am 9.2.1918 ein Friedensvertrag geschlossen worden, der das Land zu einem Satelliten des Deutschen Reiches machte. Von ähnlichem Charakter war der zwischen den Mittelmächten und Rumänien am 7.5.1918 in Bukarest geschlossene Vertrag.

⁴⁷⁴ Der Vertrag von Brest-Litowsk bedeutete für Rußland den Verlust von 34% der Bevölkerung, von 54% der Industrieproduktion und von 84% der Kohlebergwerke (Angabe aus W. MOMMSEN, *Die Urkatastrophe*, S. 142). Zusätzliche Verträge verpflichteten Rußland im August 1918 zur Zahlung von 6 Milliarden Goldmark Kriegsschädigung und zum Verzicht auf Livland und Estland.

⁴⁷⁵ ULLRICH, *Die nervöse Großmacht*, S. 544.

⁴⁷⁶ RT StenBer, Bd. 311, S. 4484.

⁴⁷⁷ H. MOMMSEN, *Republik von Weimar*, S. 22.

⁴⁷⁸ Zu dieser Gruppe von 26 Abgeordneten gehörten u. a. Südekum sowie die Gewerkschaftsführer Legien und Gustav Bauer.

⁴⁷⁹ Die Behauptung, „daß die sozialdemokratische Parteiführung von Jahr zu Jahr lauter an die Regierung appellierte, vorab auf Annexionen beim Friedensschluß zu verzichten“ (HERTZ-EICHENRODE, *Deutsche Geschichte 1890-1918*, S. 219), kann in dieser Form nicht aufrechterhalten werden. Eine kaum nachvollziehbare Apologetik liefert in diesem Zusammenhang Salewski: „Obwohl dieser Frieden in nahezu jeder Hinsicht den Prinzipien von 1914, die der SPD die Zustimmung zu den Kriegskrediten erst möglich gemacht hatten, Hohn sprach, war die Friedenssehnsucht auch in der Mehrheitssozialdemokratie inzwischen so stark angewachsen, daß sie es nicht mehr wagen konnte, dem Diktat vom 3. März [1918; d. h. dem Friedensbedingungen von Brest-Litowsk; B. A.] zu widersprechen, wenn damit die Gefahr einer Wiederaufnahme des Krieges im Osten verbunden war. Es waren also nicht Hybris

allerdings vehement bestritt⁴⁸⁰). Nur konsequent war es dann, dass die MSPD die Frühjahrsoffensive unterstützte, den letzten Versuch, zum „Siegfrieden“ zu gelangen.⁴⁸¹

Zu diesem Zweck konzentrierte die OHL nun die verbliebenen Ressourcen auf die Vorbereitung einer Offensive im Westen, beließ aber dennoch starke Truppenteile zur Sicherung der riesigen besetzten Gebiete im Osten.⁴⁸² Ludendorff setzte somit alle Hoffnungen, zwecks Sicherung des „Ostimperiums“ aber nicht alle Kräfte auf seine letzte Karte, um vor dem Eintreffen nennenswerter amerikanischer Verstärkungen eine Entscheidung herbeizuführen. Damit waren auch die allerletzten Chancen für einen Verhandlungsfrieden, der seit dem Kriegseintritt der USA für die Entente ohnehin kaum noch eine Option darstellte, hinfällig. Auf die naheliegende Frage, was bei einem Scheitern der bevorstehenden Großoffensive geschehen würde, antwortete Ludendorff im Februar: „Dann muß Deutschland eben zugrunde gehen.“⁴⁸³ Nüchterner formulierte Riezler: „Alles hängt von der Offensive ab – glückt sie völlig, so kommt die freudig vom Volke ertragene Militärdiktatur – glückt sie nicht, eine schwere moralische Krise, die friedlich zu bewältigen wohl keiner der jetzigen Regierungsmänner die Kunst hat.“⁴⁸⁴

Die Ausgangslage für die mit so großen Erwartungen befrachtete Serie von Offensiven an der Westfront war von Anfang an ungünstig, allein schon wegen der für ein derart ambitioniertes Vorhaben mangelnden personellen und materiellen Reserven der deutschen Armeen. Lediglich die – von der OHL systematisch geförderte - Hoffnung, mit einer allerletzten Anstrengung den Krieg beenden zu können, überspielte noch einmal die moralische und physische Erschöpfung der deutschen Truppen. Beginnend mit der so genannten Operation „Michael“, die am 21. März einsetzte, sollte eine Reihe von großzügig angelegten Angriffsschlägen den Rahmen des bisherigen Stellungskrieges sprengen und einen „Durchbruch“ herbeiführen, über dessen Ausnutzung sich auch Lu-

oder Gesinnungslosigkeit, die Ebert und Genossen zu diesem Schritt bewogen, eher blanke Verzweiflung“. (Der Erste Weltkrieg, S. 301). Im Gegensatz dazu das polemische, aber nicht abwegige Urteil von Rintelen: Die Mitglieder des rechten MSPD-Flügels, die den Diktatfrieden von Brest-Litowsk befürworteten, „sind niemals davon abgerückt. Sie hatten sich angepaßt an das Steinzeit-Ethos der herrschenden Gruppen und einer wahrscheinlich starken Bevölkerungsmehrheit in einer sich christlich gerierenden bürgerlich-feudalen Gesellschaft.“ (Der David-Kreis, in: IWK 26 (1990), S. 14-34, hier: S. 33).

⁴⁸⁰ Auf dem Sozialisten-Kongress in Bern im Februar 1919 behauptete Wels: „Wir [d. h. die MSPD] haben den Frieden der Versöhnung und der Verständigung verlangt, sobald das Ziel der Sicherung erreicht und die Gegner zum Frieden geneigt seien.“ (Rede abgedruckt in: G. A. RITTER (Hrsg.), Die II. Internationale 1918/19, Bd. I, S. 210-220, hier: S. 212).

⁴⁸¹ So erklärte der *Vorwärts* im April 1918: „Es ist jetzt keine andere Lösung der Weltwirren zu sehen als der erhoffte volle deutsche Sieg auch im Westen.“ (WIELAND, Die Verteidigungslüge, Zitat: S. 158).

⁴⁸² Zur deutschen Frühjahrsoffensive und den damit verbundenen Vorbereitungen und Erwartungen siehe auch KEEGAN, Der Erste Weltkrieg, S. 546-575; Gerhard RITTER, Die Niederlage der Militärs. Vom Scheitern der Offensivstrategie zur Waffenstillstandsforderung der OHL, in: KOLB (Hrsg.), Vom Kaiserreich zur Weimarer Republik, S. 44-62 und Dieter STORZ, „Aber was hätte anders geschehen sollen?“ Die deutschen Offensiven an der Westfront 1918, in: DUPPLER/GROSS (Hrsg.), Kriegsende 1918, S. 51-95.

⁴⁸³ Rüdiger SCHÜTZ, Einführende Bemerkungen, in: Ebd., S. 41-49, Zitat: S. 46.

⁴⁸⁴ RIEZLER, Tagebücher, S. 460.

dendorff keine näheren Vorstellungen machte. Erfolg versprechende Perspektiven bot diese Offensive von bis dato nicht erreichten Ausmaßen keine; Gerhard Ritter hat dazu festgestellt: „Aussichten auf einen `Vernichtungssieg` oder `Totalsieg` haben überhaupt nicht bestanden.“⁴⁸⁵

Nach taktischen Anfangserfolgen beträchtlichen Umfangs versteifte sich der Widerstand der Entente-Truppen, während die deutschen Armeen ihre immensen Verluste nicht mehr ausgleichen konnten.⁴⁸⁶ Die in den folgenden Monaten gestarteten Teiloffensiven führten mitunter zu weiteren erheblichen Geländegewinnen, konnten aber keine „Entscheidung“ herbeiführen. Nach dem Scheitern des letzten Vorstoßes bei Reims Mitte Juli setzten die Gegenangriffe der nun erstmals durch die Amerikaner massiv verstärkten Entente-Verbände ein; von nun an befanden sich die deutschen Armeen nur noch auf dem mehr oder weniger geordneten Rückzug. Die strategische Initiative war an die andere Seite übergegangen, und zwar endgültig. „Den Soldaten war bewusst, dass es jetzt nur noch bergab gehen konnte.“⁴⁸⁷ Die wenigen mit der nötigen Fähigkeit zur Einsicht ausgestatteten Generale wie Kronprinz Rupprecht von Bayern erkannten, dass der Krieg – ganz unabhängig von innenpolitischen Entwicklungen – nur noch für kurze Zeit fortgesetzt werden konnte.⁴⁸⁸

Erst seitdem die Militärgeschichtsschreibung in Deutschland die überfällige Wende von der klassischen „Generalstabshistorie“ zu einem modernen Zugang - d. h. zur Einbeziehung der Sozial- und Mentalitätsgeschichte der gesamten Armee - vollzogen hat, wurde dem Geschehen an der Westfront in der Schlussphase des Krieges der aus Mythen gestrickte Schleier entzogen. Gerade das Stimmungshoch im Vorfeld der Frühjahrsoffensive, dessen eigentliche Grundlage in der Hoffnung auf ein rasches Kriegsende bestanden hatte, musste nach deren Scheitern zu einem umso dramatischeren Umschwung führen. Die rapide Zunahme von Gefangennahmen und andere Erscheinungen wie die massenhafte Entfernung der Soldaten von der Truppe deuteten auf den Zusammenbruch der Kampfmoral im Westtheater hin und sind inzwischen unter dem Begriff „verdeckter Mili-

⁴⁸⁵ G. RITTER, Staatskunst und Kriegshandwerk. Vierter Band, S. 284.

⁴⁸⁶ Nach offiziellen Angaben betragen die deutschen Verluste an der Westfront im März 1918 31429 Gefallene, 19680 Vermisste, 180898 Verwundete, 245047 Erkrankte; im April 36218 Gefallene, 17734 Vermisste 190380 Verwundete, 253729 Erkrankte; im August dann 61292 Gefallene, 326130 Vermisste, 386631 Verwundete, 986895 Erkrankte. (Angabe aus Wilhelm DEIST, Verdeckter Militärstreik im Kriegsjahr 1918?, in: WETTE (Hrsg.), Der Krieg des kleinen Mannes, S. 146-167, hier: S. 150f.)

⁴⁸⁷ NEITZEL, Blut und Eisen, S. 115.

⁴⁸⁸ Am 15.8.1918 schrieb Rupprecht an Prinz Max von Baden: „Durch die fehlerhafte Operation über die Marne und die sich daran reihenden schweren Rückschläge, die sowohl in materieller wie moralischer Hinsicht geradezu verhängnisvoll [sind], hat sich unsere militärische Lage so rapid verschlechtert, daß ich nicht mehr glaube, daß wir über den Winter werden aushalten können, ja, es kann sein, daß bereits früher eine Katastrophe eintritt. [...] Der Ersatz reicht lange nicht mehr aus, die Verluste zu decken, und ist zudem wegen Mangels an Ausbildungspersonal, Unterernährung und körperlicher Gebrechen minderwertiger wie der Ersatz, über den unsere Gegner noch in großer Menge verfügen – Es handelt sich daher [darum], wollen wir eine unsere ganze Zukunft als Volk vernichtende militärische Katastrophe vermeiden, ungesäumt mit Friedensangeboten an unsere Gegner heranzutreten.“ (Abgedruckt in: MICHAELIS/SCHRAEPLER (Hrsg.), Ursachen und Folgen, Bd. 2, S. 283f.)

tärstreik“ (Wilhelm Deist) allgemein anerkannt.⁴⁸⁹ Dieses Phänomen, von der OHL seinerzeit durchaus registriert,⁴⁹⁰ wurde lange Zeit in der Literatur unterschätzt oder ignoriert. „Es steht jedoch außer Zweifel, daß neben den weithin erforschten Ursachen des politischen Zusammenbruchs und der Revolutionierung des alten Systems der Zustand des Millionenheeres der Westfront für den Verlauf der Entwicklung im Oktober und November 1918 eine erhebliche, wenn nicht ausschlaggebende Rolle spielte.“⁴⁹¹

Die entscheidende Stimmungsverschlechterung im Westheer hatte neben der endgültig abhandengekommenen Aussicht, den Krieg doch noch siegreich beenden zu können, auch interne Ursachen, zusammengefasst unter dem Schlagwort „soziale Heeresmissstände“⁴⁹²; vergleichsweise unbedeutend war demgegenüber die von der „Heimat“ ausgehende „zersetzende“ Tätigkeit oppositioneller Kräfte, die die Urheber der Dolchstoßlegende später verantwortlich machten.⁴⁹³ Umstritten ist in der Forschung, in welchem Maße dieser Stimmungsumschwung eine explizit politische, d. h. gewollt revolutionäre Stoßrichtung in sich trug; dabei handelt es sich um eine Frage, deren Beantwortung große methodische Schwierigkeiten entgegenstehen.⁴⁹⁴ Auch wenn jüngst darauf hingewiesen wurde, dass es in Teilen der Armee auch starke Durchhaltetendenzen bis zum Waffenstillstand gab⁴⁹⁵ - was auch den hinhaltenden Widerstand erklären würde, der dem Gegner bis zum Novem-

⁴⁸⁹ Siehe dazu auch BARTH, Dolchstoßlegenden, S. 53-92; FERGUSON, Der falsche Krieg, S. 335-372; Wolfgang KRUSE, Krieg und Klassenheer. Zur Revolutionierung der deutschen Armee im Ersten Weltkrieg, in: GG 22 (1996), S. 530-561; LIPP, Friedenssehnsucht und Durchhaltebereitschaft. Wahrnehmungen und Erfahrungen deutscher Soldaten im Ersten Weltkrieg, in: AfS 36 (1996), S. 279-292; dies., Meinungslenkung im Krieg, passim; ZIEMANN, Front und Heimat, passim und ders., Enttäuschte Erwartungen, in: DUPPLER/GROSS (Hrsg.), Kriegsende 1918, S. 165-182.

⁴⁹⁰ Die OHL hatte Anfang Juli 1918 erkannt, welche Gefahren drohten: „Die zunehmende Zahl von unerlaubten Entfernungen, Feigheitsdelikten und Gehorsamsverweigerungen vor dem Feinde an der Westfront in Verbindung mit der milden Beurteilung, die solche Straftaten vielfach bei den Kriegsgerichten finden, bildet eine schwere Gefahr für die Disziplin und Schlagfertigkeit des Heeres.“ (ZIEMANN, Front und Heimat, Zitat: S. 207).

⁴⁹¹ Wilhelm DEIST, Der militärische Zusammenbruch des Kaiserreiches. Zur Realität der „Dolchstoßlegende“, in: Ders., Militär, Staat und Gesellschaft, S. 211-233, hier: S. 212.

⁴⁹² Der Terminus „Soziale Heeresmissstände“ geht zurück auf das Gutachten von Prof. Martin Hobohm mit dem Titel „Soziale Heeresmissstände als Teilursache des deutschen Zusammenbruchs von 1918“, das dem Untersuchungsausschuss des Deutschen Reichstages vorgelegt wurde. (Die zusammenfassende Betrachtung des Gutachtens von Hobohm ist abgedruckt in: WETTE (Hrsg.), Der Krieg des kleinen Mannes, S. 136-145). Zu diesen Missständen siehe LIPP, Meinungslenkung im Krieg, S. 113-125 und ZIEMANN, Front und Heimat, S. 140-163.

⁴⁹³ Siehe dazu ausführlich unten Kap. 6.7.

⁴⁹⁴ Kruse vertritt dazu die Auffassung: „Vieles spricht dafür, daß die Verweigerung nicht nur auf Erschöpfung zurückzuführen ist, sondern ebenso sehr auf den mangelnden Willen, für die herrschende Ordnung und ihren Krieg weiterhin das Leben zu gefährden. [...] Will man also die Existenz einer umfassenden Revolutionierung für 1918 nicht schlechthin leugnen, was doch abwegig erscheint, dann vermag ich nicht einzusehen, warum gerade die bewaffnete Macht und die Soldaten als die ersten Träger der revolutionären Bewegung davon ausgenommen werden sollten.“ (Krieg und Klassenheer, in: GG 22 (1996), S. 530-561, hier: S. 558f.). Unter dem berechtigten Hinweis auf methodische Mängel tritt Ziemann dieser Sicht entgegen: „Der verdeckte Militärstreik war kein auf Vergesellschaftungsprozessen beruhender gebündelter Protest, sondern in seinem inneren Sinnzusammenhang [...] ein ‚Massenhandeln‘. Vor einer Überschätzung des unter den Soldaten vorhandenen Grades an Politisierung ist zu warnen, zumal die politischen Strömungen der Heimat für das Geschehen im Herbst 1918 praktisch keine Rolle spielten. Dennoch bleiben Ausmaß und Ergebnis der Soldatenbewegung beachtlich, dokumentieren sie doch, daß auch in der bewaffneten Macht der Zerfall der Legitimität des Staates ein der zivilen Gesellschaft vergleichbares Maß erreicht hatte.“ (Front und Heimat, S. 226f.).

⁴⁹⁵ Vgl. LIPP, Meinungslenkung im Krieg, S. 131f.

ber geleistet wurde –, bleibt der Befund einer sich in Auflösung befindlichen Armee bestehen und es herrscht insoweit Konsens, als die militärische Niederlage Deutschlands im Sommer 1918 feststand. Dies war auch für die Mehrzahl der Frontsoldaten ersichtlich; die Folge war jener „verdeckte Militärstreik“, dessen „einziges Ziel es war, die Lebenssicherung mit dem Ende des Krieges zu erreichen.“ Diese massenhafte Verweigerung bildete „eine der entscheidenden Voraussetzungen der Revolution und bestimmte deren Formen und Inhalte mit.“⁴⁹⁶ Für die in der Armee dadurch entstehende Massenbewegung waren die Aktivitäten der politischen Linken nicht einmal auslösendes Moment, geschweige denn ursächlich verantwortlich. Hauptziel dieser Bewegung waren die umgehende Beendigung des Krieges und die Rückkehr in die Heimat; sobald dieses Ziel erreicht war, sank die Bereitschaft der schweigenden Mehrheit der Soldaten, sich für weiter gehende gesellschaftliche Veränderungen zu engagieren.

Auch ohne explizit politische Zielrichtung zeitigten die Vorgänge im Westheer unabsehbare Wirkungen, obwohl jede zentrale Steuerung fehlte und gemeinschaftliches Vorgehen die Ausnahme bildete. Die Art und Weise, wie dieser Prozess verlief bzw. wahrgenommen wurde, hatte langfristige folgenschwere Konsequenzen:

„Mit dem Verfall der Disziplin im Heer gingen keine kollektiv erhobenen, politisch motivierten Forderungen einher. Politische Orientierungen, die sich unter den Soldaten im Laufe des Krieges herausgebildet hatten – etwa die Opposition gegen Annexionen –, wurden nicht zum Kristallisationspunkt einer kollektiven Verweigerungsbewegung. Ein gemeinsames Potential an politischen Einstellungen war zwar vorhanden, nicht aber der institutionelle Rahmen, um daraus einen organisierten Konflikt entstehen zu lassen. Es fehlte somit `der Kitt`, um die Einzelerfahrungen zu einer gemeinsamen Handlung zusammenzuführen, auf die sich die Verweigerer später hätten berufen können. Dies dürfte entscheidend dafür gewesen sein, daß aus den Erfahrungen der Verweigerung keine identitätsstiftende, kollektive Erinnerung erwuchs. Die späteren aggressiv-nationalistischen Identitätsstifter des Mythos vom heroischen `Kriegserlebnis` hatten wohl nicht zuletzt deswegen so leichtes Spiel.“⁴⁹⁷

Der Kampf um die Deutungshoheit über das „Fronterlebnis“, der die politische Kultur der Weimarer Republik bestimmte und belastete, baute auf diesen Voraussetzungen auf. Kurzfristig war entscheidend: Aufgrund von vollkommener moralischer und physischer Erschöpfung, noch verstärkt durch eine grassierende Grippeepidemie,⁴⁹⁸ waren Kampfkraft und Zuverlässigkeit des Westheeres auf einen Tiefpunkt gesunken, was der Fortdauer des Kampfes eine enge Grenze setzte. Objektiv gesehen war die militärische Situation für Deutschland (ganz abgesehen von der Lage seiner Bünd-

⁴⁹⁶ DEIST, Verdeckter Militärstreik im Kriegsjahr 1918?, in: WETTE (Hrsg.), Der Krieg des kleinen Mannes, S. 146-167, hier: S. 160.

⁴⁹⁷ LIPP, Friedenssehnsucht, in: AfS 36 (1996), S. 279-292, hier: S. 292.

⁴⁹⁸ Vgl. Manfred VASOLD, Die Grippepandemie in Nürnberg 1918 – eine Apokalypse, in: 1999. Zeitschrift für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts, 10 (1995), H. 4, S. 12-37, hier: S. 19-21.

nispartner) schon im Juli, spätestens aber seit den großen Verlusten im August, vollkommen aussichtslos; doch bis sich diese Erkenntnis in der Heimat durchsetzte, sollte es noch eine Weile dauern.

Dort wurden - zumindest mit wohlwollender Duldung der MSPD – immer noch Großmachtphantasien gepflegt, die längst jeglicher realer Grundlage entbehrten; sämtliche Debatten bewegten sich gleichsam „im luftleeren Raum“⁴⁹⁹. Militärische und politische Führung versuchten noch einige Zeit, die dramatische Verschlechterung der Lage an den Fronten gegenüber der Bevölkerung zu verheimlichen (ungeachtet der Versuche zu einer Neuausrichtung der amtlichen Kommunikationspolitik⁵⁰⁰). Diese Verschleierungstaktik funktionierte oberflächlich bis weit in den Herbst hinein, nicht zuletzt, weil sich nahezu die gesamte deutsche Presse mehr oder weniger freiwillig selbst gleichgeschaltet hatte und sich - teils aus Opportunismus, teils aus falsch verstandenem Patriotismus heraus - an dieser Irreführung aktiv beteiligte.⁵⁰¹ Erhard Deutelmoser, der als Pressechef beim Reichskanzler und Leiter der Nachrichtenabteilung im Auswärtigen Amt wusste, wovon er sprach,⁵⁰² beurteilte im Oktober 1918 die Folgen der Informationspolitik der OHL eindeutig: „... das hingebungsvolle, vertrauensselige deutsche Volk ist durch diese Methoden völlig getäuscht worden . . . Auch die politische Reichsleitung hat sich täuschen lassen und auf den Irrtümern ganz verfehlte Entschlüsse aufgebaut.“⁵⁰³ Ergänzend bemerkte er noch: „Zum Irreführen gehören zwei: einer, der falsche Wege weist, und einer, der sich verleiten läßt, sie zu gehen.“⁵⁰⁴

⁴⁹⁹ W. MOMMSEN, Die Urkatastrophe, S. 145.

⁵⁰⁰ An dieser Verschleierungsstrategie änderte nichts, dass infolge des Januarstreiks sich im Staatsapparat eine Strömung gebildet hatte, die „angesichts der eskalierenden politischen Spannungen und der Wirkungslosigkeit amtlicher Öffentlichkeitsarbeit [...] nach einem `dritten Weg` in der Kommunikationspolitik [suchte]“. (SCHMIDT, Belehrung – Propaganda - Vertrauensarbeit, S. 185). Mit ihren vergleichsweise realitätsnahen Einschätzungen und ihrem Plädoyer für eine maßvolle Zensurpolitik konnten sich die „Reformisten“ (die allerdings keine Demokratisierung des Reiches anstrebten, aber den Liberalen nahestanden und auch Kontakte zur MSPD pflegten) nicht gegen die herrschenden „Modernisten“ im Umkreis der OHL (und auch nicht gegen die keineswegs ganz entmachteten „Traditionalisten“) durchsetzen; deshalb – und wegen der Inkonsequenz der „Reformisten“ selbst - scheiterte dieser Versuch, die aufziehende politische Vertrauenskrise zu entschärfen (vgl. ebd., S. 183-223). Die Grenzen dieses Ansatzes machte einer seiner wichtigsten Vordenker, Major Deutelmoser, dabei klar: „Nur Gesellschaftsgruppen, die bereit seien, sich auf einen vorgegebenen Grundkonsens zu verpflichten, können auf Respekt und Toleranz hoffen. Konkret: nur die Gruppen, die sich nicht prinzipiell gegen eine Weiterführung des Kriegs aussprechen und – man darf ergänzen – die soziale Ordnung und das politische System prinzipiell anerkannten, durften auf einen respektvollen Umgang zählen. Als nicht vertrauenswürdig, sprich `national unzuverlässig`, galt die USPD. Sie wurde von der Zusammenarbeit grundsätzlich ausgeschlossen.“ (Ebd., S. 203).

⁵⁰¹ Noch Anfang August 1918 war in den *Sozialistischen Monatsheften* zu lesen: „Trotz hervorragender Gesamtleistung des deutschen Volkes an der Front und im Lande dauert das Ringen der Mächtegruppen unvermindert fort, und die Aussicht auf ein nahes Ende des Weltkrieges ist sehr gering.“ (Max Cohen, Wo steht Deutschland nach 4 Kriegsjahren?, in: *Sozialistische Monatshefte* vom 6.8.1918, S. 723-728, hier: S. 723).

⁵⁰² Im August 1918 monierte Deutelmoser hinsichtlich der amtlichen Informationspolitik: „Alle unsere Arbeit hilft nichts, wenn wir mit falscher Diagnose an die Behandlung der Krankheit herangehen. In der Diagnose können wir gar nicht genug Offenheit zeigen.“ (SCHMIDT, Belehrung – Propaganda - Vertrauensarbeit, Zitat: S. 213).

⁵⁰³ CREUTZ, Pressepolitik, Zitat: S. 287.

⁵⁰⁴ VERHEY, Der „Geist von 1914“, Zitat: S. 332.

In der Tat: Die Regierung repetierte den ganzen Sommer über weiterhin ihre Durchhalteparolen ebenso wie die rechten Agitationsverbände ihre Siegfriedenspläne hinausposaunten, als wenn nichts geschehen wäre. Die Parteien der Reichstagsmehrheit vermochten es nicht, hier einen lautstarken Kontrapunkt zu setzen. Charakteristisch für die herrschenden Zustände war auch eine Episode, die sich Ende Juni ereignete, als der Staatssekretär im Auswärtigen Amt Richard von Kühlmann im Reichstag offen bekannte, dass der Krieg mit militärischen Mitteln für Deutschland nicht mehr zu gewinnen sei. Aus dem bereits zu diesem Zeitpunkt auch für Außenstehende erkennbaren Fehlschlag der deutschen Westoffensive wurden zunächst keine Konsequenzen gezogen – abgesehen von der Entlassung Kühlmanns. In der Reichstagsdebatte, die dieses Manöver behandelte, erklärte Noske für die MSPD: „Wir wollen siegen, solange wir den Frieden nicht haben können. Aber wir sind jederzeit zu einer ehrlichen Verständigung der Völker bereit.“⁵⁰⁵ Dieser unbeholfene Versuch der MSPD, Anschluss an die politische und militärische Entwicklung zu gewinnen, kam nicht nur zu spät, sondern er zeugte von völliger Verkennung der verzweifelten Lage, in der sich das Reich bereits befand.

In der deutschen Innenpolitik verbreitete sich eine surreale Atmosphäre, der sich auch die MSPD nicht zu entziehen vermochte. Am 12. Juli erklärte Reichskanzler Hertling im Reichstag, Deutschland habe den Krieg nur geführt „als Verteidigungskrieg [...], weil uns von Anfang an jede imperialistische, jede auf Weltherrschaft gerichtete Tendenz ferngelegen hat.“⁵⁰⁶ Einen Tag später stimmte die MSPD-Fraktion erneut dem Etat zu – das Parlament ging danach in die Ferien –, obwohl in allen innenpolitischen Fragen, vor allem bei der preußischen Wahlrechtsreform, jeglicher Fortschritt fehlte.⁵⁰⁷ Im Interfraktionellen Ausschuss hatte Ebert am 6. Juli die ganze Hilf- und Planlosigkeit seiner Partei offenbart mit der Aussage: „Wir haben nicht die Absicht, diese Regierung zu stürzen. Wir wollen ihr Gewissen schärfen, sie antreiben.“⁵⁰⁸ In der gleichen Sitzung hatte Scheidemann zur Lage an der Westfront allerdings festgestellt: „Die Amerikaner kommen nicht mehr, sondern sie sind da.“ Er zog daraus die einzig richtige Folgerung: „Je schneller wir Schluß machen, um so besser für uns.“⁵⁰⁹ Diese Einschätzung entsprach den Tatsachen und stellte gleichzeitig den Konkurs der deutschen Politik insgesamt fest.

⁵⁰⁵ MILLER, Burgfrieden und Klassenkampf, Zitat: S. 387.

⁵⁰⁶ BECKER/KRUMEICH, Der Große Krieg, Zitat: S. 291.

⁵⁰⁷ Ebert erklärte in seiner Rede zur Entscheidung der MSPD-Fraktion für neue Kredite, Deutschland werde niemals „auf entehrende, seine politische, wirtschaftliche und kulturelle Zukunft vernichtende oder herabdrückende Bedingungen“ eingehen, deshalb müsse man „die Mittel bewilligen, die zur weiteren Verteidigung der Lebensinteressen unseres Volkes und zur Erreichung des Friedens erforderlich sind.“ (Susanne MILLER, Friedrich Ebert und die Entwicklung der deutschen Sozialdemokratie im Weltkrieg, in: KÖNIG u. a. (Hrsg.), Friedrich Ebert, S. 55-67, Zitat: S. 65f.).

⁵⁰⁸ MÜHLHAUSEN, Friedrich Ebert, Zitat: S. 95.

⁵⁰⁹ Wilhelm RIBHEGGE, Frieden für Europa. Die Politik der deutschen Reichstagsmehrheit 1917-1918, Essen 1988, Zitat: S. 301.

In diese Sackgasse war das Land durch eine nicht kontrollierbare Militärführung gesteuert worden; der Monarch hingegen hatte die Zügel längst aus der Hand gegeben: „es war das blanke Unvermögen, politisch überhaupt noch irgendetwas systematisch zu durchdenken, geschweige denn couragiert anzuordnen, das den deutschen Kaiser immer deutlicher die Züge des Edlen Don Quijote von der Mancha annehmen ließ.“⁵¹⁰ Das semiparlamentarische Regierungssystem, das sich mit der Etablierung des Interfraktionellen Ausschusses herausgebildet hatte, war bzw. sah sich immer noch nicht in der Lage, dem unerbittlichen Machtanspruch Ludendorffs nennenswerten Widerstand entgegenzusetzen oder gar die volle Parlamentarisierung zu fordern, geschweige denn durchzusetzen. Der Reichstag trat in den Monaten Juli bis Oktober 1918 überhaupt nicht zusammen, die Parteien blieben gegenüber der Exekutive ohnmächtig. Als im August/September die Parteiführer offiziell über die desolote militärische Situation ins Bild gesetzt wurden, standen sie vor einer Situation, auf die sie in keiner Weise vorbereitet waren. Dies galt auch und gerade für die MSPD, die außer der Aufstellung unverbindlicher Friedensforderungen nichts unternommen hatte, um der OHL in den Arm zu fallen. Auch dramatische weltpolitische Veränderungen – die Revolutionen in Rußland, der Kriegseintritt der USA – konnten die Parteiführung nicht zur überfälligen Kurskorrektur bewegen. Die immer noch im Gefängnis einsitzende Rosa Luxemburg erkannte: „Die Verworrenheit der Dinge scheint noch erst die unwahrscheinlichsten Gipfel erklimmen zu wollen, ehe die menschliche Vernunft zu walten beginnt.“⁵¹¹

Gelang es den Unabhängigen unter diesen Rahmenbedingungen, ein „revolutionäres“ Handlungskonzept zu erarbeiten? Haase war inzwischen überzeugt, dass im Deutschen Reich „die Überleitung in eine höhere Wirtschaftsordnung bei den gegebenen sehr günstigen subjektiven und objektiven ökonomischen Voraussetzungen sofort [...] durchführbar wäre.“⁵¹² Dieser Glaube an die Gestaltbarkeit der Wirtschaftsordnung stand in sichtbarem Gegensatz zur allgemeinen politischen Lage. Die USPD konnte unter den herrschenden Ausnahmegesetzen fast nur noch die Tribüne des Reichstages bzw. der einzelnen Landtage nutzen, um ihre Kritik an der OHL in die Öffentlichkeit zu tragen. Sie blieb mit ihrer Einsicht in die buchstäblich verheerenden Folgen der deutschen Politik auch im Parlament völlig isoliert (sie stimmte als einzige Fraktion gegen den Friedensvertrag von Brest-Litowsk).⁵¹³ Ihr Vorsitzender Haase gab sich jedenfalls diesbezüglich keinerlei Illusionen hin: „Wer etwa glaubte, daß durch Reden, und seien es die schärfsten Reden, die Regierung in eine andere Richtung gebracht werden könnte, irrt sich. Die Erfahrungen von fast 4 Jahren müßten in die-

⁵¹⁰ MACHTAN, Die Abdankung, S. 142.

⁵¹¹ R. Luxemburg an S. Liebknecht vom 12.9.1918. (LASCHITZA, Im Lebensrausch, Zitat: S. 580).

⁵¹² H. Haase an E. Haase vom 15.5.1918. (Abgedruckt in: E. HAASE (Hrsg.), Hugo Haase, S. 159f., hier: S. 160).

⁵¹³ Welche Folgen der Diktatfrieden für Deutschland letztlich haben sollte, hatte Haase in seiner Begründung der Ablehnung des Vertrages durch die USPD im Reichstag am 22.3.1918 aufgezeigt. (Vgl. RT StenBer, Bd. 311, S. 4544).

ser Beziehung aufklärend wirken. [...] Das Volk muß eingreifen, der Reichstag hat versagt und wird weiter versagen.“⁵¹⁴ Über den engen Zusammenhang zwischen der Friedensfrage und dem Umsturz der bestehenden Verfassungs- und Gesellschaftsordnung ließ Haase keinen Zweifel.⁵¹⁵ Im preußischen Landtag protestierte Ströbel gegen den „brutalen Friedensschluß im Osten“; seine Forderung nach einem „vernünftigen Verständigungsfrieden“ löste im Plenum „große Heiterkeit“⁵¹⁶ aus. Auf dem Verbandstag der Schuhmacher stellte Josef Simon im Juli 1918 fest: „Die preußischen Junker bestimmen heute mehr als je unsere ganze Politik. Sie schreiben vor, wie die Ernährung des Volkes erfolgen soll, *sie bestimmen auch, wie der Friede geschlossen werden soll.* (Sehr richtig!) Die Macht der preußischen Junker kann nicht gebrochen werden durch geistvolle Reden, sie kann *nur* gebrochen werden *durch Eroberung der politischen Macht, durch die Arbeiterklasse.*“ Für die nähere Zukunft zeigte sich Simon pessimistisch: „Der Krieg geht weiter. Wann das Ende kommen wird, wissen wir nicht, niemand kann heute auch nur im entferntesten irgendwie andeuten, ob und zu welcher Zeit der Krieg beendet ist, und niemand kann heute sagen, wie der Friede aussehen wird.“⁵¹⁷

Bestätigt fühlte sich die USPD in ihren Forderungen durch die Politik der Reichsleitung im Osten nach dem Ausscheiden Rußlands aus dem Krieg und den mangelnden Widerstand, den die MSPD (sekundiert von der Gewerkschaftsführung) dem entgegensetzte.⁵¹⁸ Die USPD solidarisierte sich mit den russischen Revolutionären um Lenin, ohne über genauere Informationen über die dortigen Vorgänge zu verfügen. Unter dem staatlichen Verfolgungsdruck setzte insgesamt eine spürbare verbale Radikalisierung der Partei ein, die angesichts der sich zuspitzenden politischen Gesamtlage einen merklichen, wenn auch begrenzten propagandistischen Effekt erzielte.⁵¹⁹ Die Kriegskredite lehnte die USPD im Reichstag weiterhin ab, ihre Kritik gegenüber der Regierung verschärfte sie noch.

Zwar hatte die USPD in der kurzen Zeit ihres Bestehens noch „keine Theorie entwickelt, aus der ein bestimmtes Handeln abzuleiten gewesen wäre. Sie wußte nicht, wie die sozialistische Gesellschaft in der Praxis zu erreichen war.“⁵²⁰ Dies wäre unter den gegebenen Umständen wohl auch

⁵¹⁴ So Haase im Reichstag am 6.6.1918. (RT StenBer, Bd. 312, S. 5256f).

⁵¹⁵ Siehe dazu Haases Reichstagsrede vom 25.6.1918. (RT StenBer, Bd. 313, S. 5669).

⁵¹⁶ WIELAND, Heinrich Ströbel, Zitat: S. 136.

⁵¹⁷ Rede abgedruckt in: MIRKES (Hrsg.), Josef Simon, S. 244-252, hier: S. 246 u. 252.

⁵¹⁸ Siehe dazu das Flugblatt der USPD vom Frühjahr 1918 mit dem Titel „Hier Unabhängige Sozialdemokratie! Dort Regierungssozialisten!“ (AdsD, Flugblattsammlung).

⁵¹⁹ Die Spartakusgruppe operierte weiterhin recht selbständig; im Oktober 1918 hielt sie in Berlin eine Reichskonferenz ab, bei der auch Vertreter verschiedener linksradikaler Splittergruppen anwesend waren. Eine organisatorische Separierung von der USPD wurde damit immer wahrscheinlicher.

⁵²⁰ KRAUSE, USPD, S. 113.

etwas zu viel verlangt gewesen (diese Aufgabe war in den Jahrzehnten vor dem Krieg von den Theoretikern der verschiedenen Richtungen in der Sozialdemokratie schon nicht gelöst worden). Außerdem übersieht ein solches Urteil, dass die neue Partei in gegenüber spontanen Massenaktionen, wie sie im April 1917 erstmals in Erscheinung getreten waren, eine weit flexiblere, konstruktivere und kooperativere Haltung an den Tag legte als die „alte“ Partei – und damit ganz neue Optionen ins Spiel brachte, ohne zu unangemessener Zeit von der Revolution zu träumen wie die radikale Linke. „Die USPD begriff [...] den von ihr initiierten und vorbereiteten Januarstreik nicht als revolutionäre Aktion, sondern zunächst nur als gewaltige Demonstration für den Frieden. [...] Die USPD hatte damit den Weg einer konkreten Übergangsstrategie beschritten, die die gegebenen Möglichkeiten der Massenmobilisierung voll ausnutzte und gleichzeitig die demokratisch-parlamentarische Ausrichtung ihrer politischen Zielsetzung nicht beeinträchtigte.“⁵²¹

Mit ihrer Verknüpfung innenpolitischer (Parlamentarisierung, demokratische Grundrechte) und außenpolitischer (Verständigungsfrieden) Forderungen war die USPD Anfang 1918 auf der Höhe der Zeit, hatte demonstrativ Flagge gezeigt und war der Übermacht von Staatsgewalt und Mehrheitssozialdemokratie, die auch bei der Niederwerfung des Januarstreiks wieder zusammengearbeitet hatten, unterlegen (die MSPD-Führung in Berlin hatte der Regierung vertraulich geraten, den Streikforderungen unter keinen Umständen nachzugeben). Der entscheidende Unterschied lag damit auf der Hand: Die USPD wollte ihre Ziele *gegen* die Regierung, die MSPD die ihren *mit* der Regierung erreichen. Die Verfolgungsmaßnahmen gegenüber den Unabhängigen verhinderten zunächst die Neuauflage einer derartigen Massenaktion; erst die im Herbst 1918 sich abzeichnende Niederlage des Reiches schuf Handlungsspielraum für die Kräfte, die auf Systemveränderung drängten.

Die Parteiführung der USPD hatte durchaus konkrete Vorstellungen, welche Maßnahmen in der nun gegebenen, reichlich verfahrenen Lage ergriffen werden sollten. Außenpolitisch forderte sie die Räumung der von deutschen Truppen besetzten Gebiete und die Abänderung der Diktatfriedensschlüsse im Osten, innenpolitisch die Amnestierung der politischen Gefangenen, Aufhebung des Belagerungszustandes, bürgerliche Freiheitsrechte, Aufhebung des Hilfsdienstgesetzes, demokratisches Wahlrecht in allen Bundesstaaten und die durchgreifende Parlamentarisierung der Verfassung. Diese Punkte wurden dabei als vorläufiges Mindestprogramm verstanden.⁵²² In der Frage der Staatsform äußerte sich Haase am 23. Oktober im Reichstag ganz offen: „Die Kronen rollen auf das Pflaster [...] Rings um uns werden Republiken sich auftun, und da soll Deutschland allein [...] noch

⁵²¹ BOLL, Frieden ohne Revolution?, S. 239.

⁵²² Siehe dazu den Aufruf der Parteileitung und der Reichstagsfraktion der USPD vom 5.10.1918. (Abgedruckt in: MICHAELIS/SCHRAEPLER (Hrsg.), Ursachen und Folgen, Bd. 2, S. 355-357).

einen Kronenträger haben oder Träger vieler Kronen und Krönlein!“ Schließlich: „Es muß zur Republik kommen[!]“⁵²³. Wütende Proteste im Plenum waren die Antwort.⁵²⁴

Allerdings: Noch Anfang November beschränkte sich die Parteileitung der USPD – trotz schärfster Kritik an der Verzögerung des Friedensschlusses und an der Regierungsbeteiligung der MSPD – darauf, ihre Anhänger allgemein zum Handeln aufzufordern, ohne der täglich wachsenden Aktionsbereitschaft der Basis eine konkrete Richtung vorzugeben.⁵²⁵ Morgan hat im Großen und Ganzen Recht mit seiner Charakterisierung der USPD: „Die Partei als solche war revolutionär in ihren Zielen, revolutionär in ihrer Agitation, aber sie war entschlossen, das Praktizieren der Revolution den Arbeitern zu überlassen.“⁵²⁶ Völlig passiv blieb die USPD allerdings nicht; das galt für München und auch für Berlin.

Bei aller Unklarheit über die konkrete Ausgestaltung des nun bevorstehenden Umbruchs vertrat insbesondere der Parteivorsitzende Haase eine sehr optimistische und der marxistischen Fortschrittsgläubigkeit verhaftete Weltansicht, die – damit in evidentem Gegensatz zum Selbstverständnis der MSPD-Parteibürokratie stehend – großes Vertrauen in die Eigeninitiative der Arbeiterschaft setzte.⁵²⁷ Diese fand in Berlin ihren organisatorischen Ausdruck in den oppositionellen Obleuten, die v. a. die Beschäftigten der Rüstungsindustrie vertraten und sich dem linken Flügel der USPD verbunden fühlten; an ihrer Spitze standen Richard Müller, Barth und Däumig, die sich nun um die Vorbereitung des Umsturzes kümmerten (die Bedeutung der Spartakusgruppe, die sich um eine Beschleunigung der Entwicklung bemühte, blieb dabei weiterhin nachrangig).⁵²⁸ Barth organisierte den Ankauf von Waffen (die für eine bewaffnete Auseinandersetzung allerdings bei weitem nicht ausgereicht hätten); die Obleute arbeiteten auf der Basis der Erkenntnisse der vorangegangenen Streiks detaillierte Aufstandspläne aus. Das Ganze fand immer noch unter einem erheblichen polizeilichen Verfolgungsdruck statt (der sich u. a. in der Verhaftung Däumigs zeigte). Die wahre Stärke

⁵²³ MILLER, Die Bürde der Macht, Zitat: S. 61.

⁵²⁴ Lothar Machtan schrieb zu Haases Reichstagsrede: „Der Einzige aus dem sozialdemokratischen Lager, der im Herbst 1918 die politische Entwicklung halbwegs realistisch voraussah und entsprechend zu beschleunigen trachtete, war der USPD-Vorsitzende Hugo Haase.“ (Die Abdankung, S. 235). Dem ist nur ergänzend hinzuzufügen, dass die übrige Führung der USPD, d. h. Dittmann, Ledebour usw., die Positionen Haases voll teilten.

⁵²⁵ Vgl. Aufruf der Parteileitung der USPD vom 4.11.1918. (Abgedruckt in: MICHAELIS/SCHRAEPLER (Hrsg.), Ursachen und Folgen, Bd. 2, S. 457f.).

⁵²⁶ Zitiert und übersetzt in: KRAUSE, USPD, S. 112.

⁵²⁷ In der Reichstagssitzung vom 23.10.1918 erklärte Haase: „Die Götzendämmerung für das alte System ist hereingebrochen. Schon zeigt sich die Morgenröte einer neuen Zeit. Die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen wird aufhören; nur Freie und Gleiche wird es dann geben. Von der Kühnheit und Entschlossenheit der Arbeiter [...] wird es abhängen, ob diese die Menschheit befreiende Umwälzung bald erfolgt, oder ob wir noch schwere Zeiten bis dahin durchzumachen haben. Wir haben Vertrauen zu den Arbeitern, wir sind überzeugt, daß aus all dem Elend am letzten Ende doch hervorgehen wird die volle Befreiung der Menschheit.“ (RT StenBer, Bd. 314, S. 6190).

⁵²⁸ Siehe dazu auch HOFFFROGGE, Richard Müller, S. 63-70.

des Regimes, insbesondere die Loyalität der in der Hauptstadt stationierten Truppen, war dabei nur sehr schwer einzuschätzen. Das führte dazu, dass der verabredete Zeitplan – der Beginn der Massenstreiks war kurzfristig vom 4. auf den 11. November verschoben worden - von den Auswirkungen der in der Flotte ausgebrochenen Revolte überholt wurde.⁵²⁹ „Die Pläne Haases und der USPD wurden von den Ereignissen hinweggefegt und sind nur insofern historisch von Interesse, als sie über die Haltung der Unabhängigen in dieser Frage Auskunft geben.“⁵³⁰ Hinkte die USPD in Berlin – anders als in München - der revolutionären Entwicklung auch etwas hinterher, so stand sie dieser doch in freudiger Erwartung gegenüber.

Das verkrustete politische System geriet zunächst nicht durch die „revolutionären Massen“ in Bewegung, sondern überraschenderweise durch einen Vorstoß Ludendorffs. Über die dramatische Verschlechterung der militärischen Lage im August hatte die OHL die Regierung noch im Unklaren gelassen; erst der unmittelbar bevorstehende Zusammenbruch der deutschen Bündnispartner⁵³¹ und der Fall der „Siegfried-Linie“ im Westen veranlassten Ludendorff am 29. September, die sofortige Einleitung von Waffenstillstandsverhandlungen von der völlig unvorbereiteten Reichsleitung zu fordern. Im engsten Kreis leistete Ludendorff am 1. Oktober seinen Offenbarungseid und begann gleichzeitig seine Flucht aus der Verantwortung; laut den Aufzeichnungen von Oberst i. G. Albrecht von Thaer gestand er: „Die OHL und das deutsche Heer seien am Ende; der Krieg sei nicht nur nicht mehr zu gewinnen, vielmehr stehe die endgültige Niederlage wohl unvermeidlich bevor. [...] Unsere eigene Armee sei leider schon schwer verseucht durch das Gift spartakistisch-sozialistischer Ideen. Auf die Truppen sei *kein* Verlaß mehr. [...] *Ich habe S. M. gebeten, jetzt auch diejenigen Kreise an die Regierung zu bringen, denen wir es in der Hauptsache zu danken haben*, daß wir so weit gekommen sind. Wir werden also diese Herren jetzt in die Ministerien einziehen sehen. Die sollen nun den Frieden schließen, der jetzt geschlossen werden *muß*. Sie sollen die Suppe jetzt essen, die sie uns eingebrockt haben!“⁵³²

Die bereits seit längerem antizipierte Dolchstoßlegende wurde hier quasi ex cathedra verkündet; welche Ziele sich damit verbanden, konnte keinem Zweifel unterliegen. Der bayerische Militärbevollmächtigte bei der OHL berichtete bereits wenige Tage später: „Zur innenpolitischen Lage hört man vielfach die Meinung äußern, es ist ganz gut, daß die linksstehenden Parteien das Odium dieses Friedensschlusses auf sich nehmen müssen. Der Sturm der Entrüstung wird sich dann gegen sie

⁵²⁹ Vgl. ENGELMANN/NAUMANN, Hugo Haase – Lebensweg, S. 54f.

⁵³⁰ CALKINS, Hugo Haase, S. 154.

⁵³¹ Am 15.9.1918 war die Mazedonienfront der Mittelmächte zusammengebrochen, was am 30.9. zum Waffenstillstand zwischen Bulgarien und der Entente führte; am 22.9. war auch die türkische Front im nördlichen Palästina durchstoßen worden, worauf am 30.10. der Waffenstillstand zwischen der Türkei und der Entente folgte.

⁵³² BARTH, Dolchstoßlegenden, Zitat: S. 79.

kehren. Später hofft man dann sich wieder in den Sattel zu schwingen und nach dem alten Rezept weiter zu regieren.“⁵³³ Dieses perfide Kalkül wurde nun umgesetzt.⁵³⁴ Die Parteien der Reichstagsmehrheit gingen gewohnt ahnungslos in die Falle, der größere Teil der Presse gedachte auch weiterhin nicht, in aufklärerischem Sinne tätig zu werden.⁵³⁵ Zur politischen Flankierung der Waffenstillstandsverhandlungen war am 3. Oktober eine neue Regierung unter Prinz Max von Baden gebildet worden, an der auch Vertreter der Reichstagsmehrheit beteiligt waren. Der neue Kanzler, dessen Sendungsbewusstsein seine politische Erfahrung weit überstieg, hatte sich bei Amtsantritt zum Ziel gesetzt, die monarchische Staatsform zu bewahren und eine Demokratisierung des Reiches zu verhindern. Er fühlte sich dazu berufen, „das Vaterland zu retten“; dazu galt es seiner Meinung nach, den „Führergedanke[n]“, die „Vaterlandsliebe“ und den „Opfergeist“ wieder zu stärken sowie „die Friedensbeflissenheit“⁵³⁶ zu bekämpfen.

Die Sitzung des Interfraktionellen Ausschusses vom 12. September hatte gezeigt, dass die Mehrheitsparteien nun gemeinsam nach einem Ausweg suchen wollten, zu dem auf jeden Fall eine Regierungsneubildung gehören musste. Am 23. September beschlossen Reichstagsfraktion und Parteiausschuss der MSPD in einer gemeinsamen Sitzung mit knapper Mehrheit, sich an einer Koalitionsregierung mit den bürgerlichen Parteien zu beteiligen, falls sich die Möglichkeit dazu bieten würde. Die Bedenken träger blieben in der Minderheit, wohl auch deshalb, weil noch immer keine volle Klarheit über die militärische Lage herrschte. Der Regierungseintritt wurde an die Erfüllung eines Forderungskataloges geknüpft, der die Parlamentarisierung verlangte und im außenpolitischen Teil auf die Friedensresolution vom Juli 1917 Bezug nahm. Die Partei entsandte Scheidemann als Staatssekretär ohne Portefeuille, Gustav Bauer übernahm das Reichsarbeitsamt.⁵³⁷ Wels hatte Ebert noch gewarnt: „Bist du von Gott verlassen, laß doch zum Teufel den Frieden diejenigen schließen, die den Krieg geführt und Verantwortung getragen und den Waffenstillstand gefordert haben.“⁵³⁸ Im Parteiausschuss gab Auer zu bedenken: „Mit dem Eintritt in die Regierung werden wir gewisserma-

⁵³³ FELDMAN, *Armee, Industrie und Arbeiterschaft*, Zitat: S. 410f.

⁵³⁴ Boris Barth bestreitet allerdings, dass Ludendorff intentional die Dolchstoßlegende, die zu diesem Zeitpunkt bereits auf eine längere Vorgeschichte blicken konnte, ins Werk setzte. (Vgl. *Dolchstoßlegenden*, S. 80).

⁵³⁵ Der Sprecher der OHL, Major Würz, instruierte am 16. Oktober die Presse: „Unter allen Umständen muß der Eindruck vermieden werden, als gehe unser Friedenschritt von militärischer Seite aus[.] Reichskanzler und Regierung haben es auf sich genommen, den Schritt von sich ausgehen zu lassen. Diesen Eindruck darf die Presse nicht zerstören. Sie muß immer wieder betonen, daß die Regierung es ist, die getreu ihren wiederholt geäußerten Prinzipien sich zum Friedenschritt entschloß.“ (VERHEY, *Der „Geist von 1914“*, Zitat: S. 332, Fn. 65). Diese Direktive wurde dann weitestgehend beachtet.

⁵³⁶ MACHTAN, *Die Abdankung*, Zitat: S. 170.

⁵³⁷ Darüber hinaus traten der Regierung bei: David als Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt; Robert Schmidt als Unterstaatssekretär im Kriegsernährungsamt; August Müller, der diesen Posten seit August 1917 innegehabt hatte, wechselte als Unterstaatssekretär ins Reichswirtschaftsamt. Diese Personalauswahl der MSPD bestätigte noch einmal, dass der rechte Parteiflügel inzwischen klar dominierte.

⁵³⁸ MILLER, *Die Bürde der Macht*, Zitat: S. 34, Fn. 46.

ßen eine Mittelpartei, und die Unabhängigen, die heute nichts sind, werden dann scheinbar die einzige Oppositionspartei sein.“⁵³⁹ Löbe warnte in dunkler Vorahnung: „verknüpfen wir nicht unser Schicksal mit dem unserer Todfeinde, die morgen wiederkommen und uns wegjagen!“⁵⁴⁰ Doch Ebert setzte sich, wie (fast) immer, durch. Allzu selten wird dabei berücksichtigt, „dass Ebert im Herbst 1918 alles andere als einen nüchternen Sachpolitiker mit Weitblick und guter Menschenkenntnis abgegeben hat. Stattdessen dachte und handelte er als Gefühlspolitiker, wie er im Buche steht.“⁵⁴¹

Die Einbeziehung der MSPD schien den handelnden Kräften nun unabdingbar, da nur so die Regierung mit einem breiteren Rückhalt in der Bevölkerung rechnen konnte; aus ihrer deswegen eigentlich starken Position vermochte die MSPD indes keinen adäquaten Nutzen zu ziehen. Noch schwerer wog: „Der Entschluß der MSPD, durch ihren Eintritt in das Kabinett des Prinzen Max die Bildung einer parlamentarischen Regierung zu ermöglichen, trug dazu bei, ein folgenschweres historisches Faktum zu schaffen: Den für die Kriegsführung und die militärische Niederlage Verantwortlichen blieb es erspart, sich an die Feindmächte mit der Bitte um Frieden zu wenden. Diese bittere Notwendigkeit wurde von Ludendorff auf einen vom Vertrauen der Mehrheitsparteien getragenen, eigens zu diesem Zweck gekürten, neuen Reichskanzler abgewälzt.“⁵⁴² Bis in den Oktober 1918 hinein, als der drohende Zusammenbruch der Westfront längst nicht mehr zu übersehen war, hielten Generalkommission der Gewerkschaften und MSPD-Führung dabei an der Unterstützung der Kriegsanstrengungen fest. Der *Vormwärts* ließ es sich nicht nehmen, noch am 27. Oktober zur Zeichnung der 9. Kriegsanleihe aufzurufen, obwohl er eine Woche zuvor erkannt hatte: „Diesen Krieg werden wir nicht gewinnen.“⁵⁴³ Auch Heine gestand nun offen ein, dass die preußische Verfassung prinzipiell reformunfähig war.⁵⁴⁴ Diese Inkonsequenz war typisch für die Politik der MSPD und eine denkbar schlechte Voraussetzung, um in der bald in Bewegung geratenden innenpolitischen Landschaft die überfälligen Entscheidungen zu treffen.

Der Parteivorstand der USPD reagierte auf die Regierungsumbildung mit einer öffentlichen Erklärung, die einen umfangreichen Forderungskatalog enthielt und die defensive Verhandlungsführung

⁵³⁹ Protokolle des SPD-Parteiausschusses, Bd. II, S. 595.

⁵⁴⁰ Ebd., S. 600.

⁵⁴¹ MACHTAN, Die Abdankung, S. 232.

⁵⁴² MILLER, Die Bürde der Macht, S. 48.

⁵⁴³ Ebd., Zitat: S. 61.

⁵⁴⁴ Heine vertrat nun die Ansicht: „Der alte preußische Bürokratenstaat hat sich in keiner Weise bewährt. Namentlich die Mißerfolge unserer äußeren Politik haben dies System halbabsolutistischer Regierung durch eine privilegierte Klasse bis auf die Knochen bloßgestellt. In diesem Autoritätsstaat ist nicht, wie manche meinen, die Keimzelle einer sozialistischen Gesellschaft zu sehen, sondern ein nur wenig angepaßtes Rudiment aus vorkapitalistischer Zeit, das für die neue Zeit ein nicht entwicklungsfähiges Organ darstellt.“ (Wolfgang Heine, Preussische Wahlreform, in: *Sozialistische Monatshefte* vom 24.9.1918, S. 869-872, hier: S. 871).

der MSPD gegenüber den bürgerlichen Parteien kritisierte. Im Reichstag nahm sich Ledebour die halbherzigen Reformen vor, die der dramatischen Lage nicht mehr angemessen waren: „Da muß allerdings aufgeräumt werden mit einem eisernen Besen, nicht mit den zusammengebundenen Flederwischen der Mittelstandsparteien dieses Hauses [...]. Es ist nicht eine Parlamentarisierung der Regierung eingetreten, sondern es sind einige Abgeordnete bürokratisiert worden, indem sie ins Staatssekretariat übernommen wurden.“⁵⁴⁵ Auf Kritik stieß bei der USPD, wie auch bei Teilen der MSPD, der Erlass vom 12. Oktober, der die Amnestie der politischen Gefangenen in die Hand der einzelnen Landesfürsten legte. An den geltenden Zensurbestimmungen änderte sich zunächst ebenfalls wenig; als Haase in einer öffentlichen Veranstaltung erklärte, in dieser Hinsicht wehe immer noch „der alte reaktionäre Wind“⁵⁴⁶, wurde die Versammlung aufgelöst. Auf die berechtigten Vorwürfe, dass von einer Neuorientierung in der Innenpolitik noch nichts spürbar sei, reagierte die Regierung überhaupt nicht.

Das von der neuen Regierung umgehend an US-Präsident Wilson gerichtete Waffenstillstandsgesuch interpretierte die Öffentlichkeit korrekt als Eingeständnis der deutschen Niederlage; erst jetzt wurde die Allgemeinheit rückhaltlos mit den tatsächlichen militärischen Gegebenheiten konfrontiert, was „zumindest die konservativen und bürgerlichen Eliten wie ein Hammerschlag [traf].“⁵⁴⁷ Die neue Regierung war orientierungslos genug, um nicht hinreichend publik zu machen, dass die OHL selbst auf einen umgehenden Waffenstillstand gedrängt hatte; den Militärs wurde es damit leicht gemacht, sich später aus der Verantwortung für die Niederlage zu stehlen. Die deutsche Politik verfügte nun nur noch über *die* Optionen, die ihr der Wille der gegnerischen Allianz ließ, das Reich zu einer Kapitulation nach ihren Bedingungen zu zwingen. Wilson stellte sofort klar, dass nur solche Waffenstillstandsbedingungen akzeptabel waren, die eine Wiederaufnahme des Kampfes absolut ausschlossen; für förmliche Friedensverhandlungen wurde von Deutschland eine demokratisch legitimierte Regierung eingefordert. Die totale Niederlage vor Augen, vollzog die militärische Führung noch einmal eine absurde Kehrtwende und flüchtete sich in die Wahnvorstellung eines immer noch möglichen Widerstandes, der einen „ehrvollen Frieden“ erzwingen sollte; Hindenburg forderte deshalb die Armee am 24. Oktober zum äußersten Widerstand auf. Das taktisch denkbar ungeschickte, aber wohl so beabsichtigte Vorgehen der OHL raubte der deutschen Regierung auch den allerletzten Verhandlungsspielraum. In völliger Verkennung der Lage hatte die Regierung einen Aufruf zur „nationalen Verteidigung“ für den Fall des Scheiterns der Verhandlungen

⁵⁴⁵ KRAUSE, USPD, Zitat: S. 110.

⁵⁴⁶ MILLER, Die Bürde der Macht, Zitat: S. 54.

⁵⁴⁷ NEITZEL, Blut und Eisen, S. 211.

vorbereitet, ohne die nun immer stärker sich artikulierende Friedenssehnsucht breiter Bevölkerungsschichten einzukalkulieren, die sich mit aller Macht Bahn brach.

Der von der Parlamentarisierung, die ohnehin weitgehend ein formaler Art blieb, erhoffte Effekt auf die Konzessionsbereitschaft Wilsons verpuffte praktisch wirkungslos; die OHL zeigte keine Bereitschaft, sich der neuen Regierung unterzuordnen. Wiederholte Affronts Ludendorffs nutzte Kanzler Max von Baden, um zumindest dessen Entlassung durchzusetzen (Nachfolger wurde General Groener, während Hindenburg im Amt blieb). Die am 26. Oktober beschlossene, zwei Tage später in Kraft tretende Verfassungsreform war – sowohl bedingt durch ihre Genese als auch durch den Verzicht auf eine einschneidende Beschränkung der monarchischen Prärogative – nicht geeignet, der neuen Regierung eine plebiszitär abgestützte Legitimität zu verschaffen. Arthur Rosenberg schrieb zur Oktoberreform: „Die wirkliche Bedeutung dieser friedlichen Revolution ist den Massen gar nicht klar geworden. Es rächte sich jetzt, daß die Reichstagsmehrheit diese ganzen Errungenschaften nicht erkämpft, sondern von oben geschenkt erhalten hatte. [...] In Deutschland folgte 1918 auf neun Monate politischer Kirchhofsruhe der plötzliche vollständige Sieg der bürgerlichen Demokratie. Um an das neue System zu glauben, hätten die Massen es funktionieren sehen müssen.“⁵⁴⁸ Mit dem „vollständigen Sieg“ war es in Wahrheit nicht so weit her. Die Demokratisierung des Reiches stand vorerst nur auf dem Papier, der Belagerungszustand mit den außergewöhnlichen Vollmachten der Militärbehörden (die ab 18. Oktober de jure dem Reichskanzler unterstanden) wurde erst durch infolge der Revolution aufgehoben. „Im ganzen betrachtet, kann daher keine Rede davon sein, daß mit der Oktober-Reform von 1918 eine verheißungsvolle Entwicklung eingeleitet worden und mit der Novemberrevolution wieder unterbrochen worden wäre.“⁵⁴⁹ Dies gilt es bei der Beurteilung der von der USPD in der Revolutionszeit verfolgten Politik zu berücksichtigen.⁵⁵⁰

Völlig konterkariert wurde die Absicht der Regierung, sich durch eine Verfassungsänderung eine breitere Basis zu verschaffen, durch das Verhalten Wilhelms II., der sich ins Hauptquartier nach Spa (Belgien) begab und dort mit der – in Wahrheit gar nicht mehr bestehenden – Möglichkeit, die Reformen mit militärischen Mitteln wieder auszuhebeln, liebäugelte. Noch am 2. November versicherte er, auf dem Posten bleiben zu wollen und nicht daran zu denken, „wegen der paar hundert Juden

⁵⁴⁸ A. ROSENBERG, Entstehung der Weimarer Republik, S. 224.

⁵⁴⁹ Wolfgang SAUER, Das Scheitern der parlamentarischen Monarchie, in: KOLB (Hrsg.), Vom Kaiserreich zur Weimarer Republik, S. 77-99, hier: S. 93.

⁵⁵⁰ In seiner Überblicksdarstellung zur bayerischen Geschichte vertrat Andreas Kraus die Auffassung: „Was die Revolution in Bayern angeht, so war sie besonders unnötig, da sie nur vorgefundene Herrschaftsformen zerschlug, aber ohne auswärtige Hilfe keine neuen Formen an die Stelle der alten setzen konnte. Das war die besondere Tragik des Umsturzes in Bayern.“ (Geschichte Bayerns, S. 648). Ohne hier auf die Revolution in Bayern und die Rolle der USPD näher eingehen zu können, muss dieser Sicht widersprochen werden.

und der tausend Arbeiter abzudanken⁵⁵¹. In der öffentlichen Meinung galt der Kaiser nun immer mehr als entscheidendes Hindernis auf dem Weg zur Erfüllung der von Wilson gestellten Bedingungen. Damit geriet der Monarch – der immer noch glaubte, das „deutsche Volk steht treu hinter mir“⁵⁵², da niemand in seiner Umgebung den Mut hatte, die Wahrheit auszusprechen - zur Hauptzielscheibe der Kritik der Massenbewegung für den Frieden. Verschiedene Zeitungen der MSPD, an der Spitze die *Fränkische Tagespost*,⁵⁵³ forderten nun offen die Abdankung des Kaisers; darauf reagierte die Parteileitung mit einem Rundschreiben, das die Redaktionen ermahnte, sich in der Kaiserfrage „taktvoll“⁵⁵⁴ zu verhalten. Von der Abschaffung der Monarchie, deren völliger politischer und moralischer Bankrott längst offenkundig war, wollte die MSPD-Führung weiterhin nichts wissen; dafür sah sie, wie es Scheidemann im Kabinett ausdrückte, „die Gefahr des Bolschewismus [...] immer größer“⁵⁵⁵ werden. Ebert blieb bis zum Schluss bei seiner Auffassung, Deutschland sei „nicht reif für eine Republik“; die Monarchie sollte demnach erhalten bleiben, da „das Volk noch nicht fähig sei, sich selbst zu regieren. Hierzu müsse es erst unter einer demokratischen Monarchie erzogen werden.“⁵⁵⁶ Andere Führungskräfte der MSPD wie David und Südekum dachten ähnlich.⁵⁵⁷ Konsequenterweise forderte der *Vorwärts* bis zum Untergang des Kaiserreiches nicht ein einziges Mal die Einführung der Republik.

Wie schwach die Machtstellung der neuen Regierung gegenüber der militärischen Führung in Wahrheit war – von „der Rückgewinnung des Vorrangs politischer über militärische Entscheidungen“⁵⁵⁸ konnte nicht wirklich die Rede sein -, zeigte das eigenmächtige Vorgehen (hier kann man von einem „Putschversuch“⁵⁵⁹ sprechen) der Seekriegsleitung, die aus Prestige Gründen und ohne politische Rücksprache mit Berlin die noch intakte Hochseeflotte zu einer Kamikaze-Aktion einsetzen wollte. Damit wurde das Projekt einer parlamentarischen Monarchie bereits im Anfangsstadium – beinahe buchstäblich – torpediert; die dadurch hervorgerufene Matrosenmeuterei, die von Wilhelmshaven auf Kiel übergriff, bildete den Auftakt der Novemberrevolution.⁵⁶⁰ Den entscheidenden Kausalzusammenhang hat Heinrich August Winkler festgehalten: „Die Gegenrevolution gegen

⁵⁵¹ WEHLER, Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 4, Zitat: S. 185.

⁵⁵² MACHTAN, Die Abdankung, Zitat: S. 194.

⁵⁵³ Siehe dazu unten Kap. 6.9.

⁵⁵⁴ MILLER, Die Bürde der Macht, Zitat: S. 58.

⁵⁵⁵ Zitat: Ebd.

⁵⁵⁶ MACHTAN, Die Abdankung, Zitat: S. 228.

⁵⁵⁷ „Die Frage, ob Republik oder konstitutionelle Monarchie“, so Südekum, sei für ihn eine reine „Opportunitätsfrage“. (M. BLOCH, Albert Südekum, Zitat: S. 231).

⁵⁵⁸ RIBHEGGE, Frieden für Europa, S. 341.

⁵⁵⁹ WINKLER, Der lange Weg nach Westen, Bd. 1, S. 367.

⁵⁶⁰ Zu den Vorgängen in den Städten an der Küste siehe unten Kap. 6.9.

die Revolution von oben ging der Revolution von unten voraus. Die parlamentarische Demokratie von Weimar ist aus eben dieser Revolution von unten, nicht aus der verspäteten Verfassungsreform vom Oktober 1918 entstanden.“⁵⁶¹

Der eben aus der Haft entlassene Dittmann forderte am 5. November vor einer großen Menschenmenge in Hamburg, dem Vorbild der revolutionären Kieler Matrosen zu folgen und verkündete: „Wir stehen vor entscheidenden Wendungen. Der Krieg hat zur Reife gebracht, was sonst noch Jahrzehnte erfordert hätte. Das Alte stürzt, und das Proletariat sieht sich über Nacht vor die Aufgabe gestellt, die politische Macht zu ergreifen. Alle Kleingeisterei und Angst vor der eigenen Unreife gilt es abzulegen.“⁵⁶² Am Tag darauf (d. h. einen Tag vor dem Umsturz in München) konferierte in Berlin General Groener mit den Mehrheitssozialdemokraten Legien, Ebert, David, Südekum und Scheidemann unter dem Eindruck der sich an der Küste ausbreitenden revolutionären Bewegung. Ebert, der die Monarchie als solche immer noch retten wollte, forderte die Abdankung des Kaisers und die Übernahme der Regentschaft durch einen kaiserlichen Prinzen. Groener lehnte dies ab, es kam zu keiner Einigung. Ebert verabschiedete sich von Groener mit den Worten: „Wir danken Ihnen, Exzellenz, für die offene Aussprache und werden uns stets gern der Zusammenarbeit mit Ihnen während des Krieges erinnern. Von nun an trennen sich unsere Wege. Wer weiß, wo wir uns je wieder sehen werden.“⁵⁶³ Nachdem diese Bemühungen, die Monarchie zu erhalten, gescheitert waren, nahmen die Dinge ihren Lauf. Der Unmut über die sich in die Länge ziehenden Waffenstillstandsverhandlungen wurde zur Haupttriebfeder für die im November ausbrechende Massenbewegung, die den Bruch mit der alten Ordnung wollte.

Für die nun sich überschlagenden Ereignisse waren auch die gesellschaftlichen Entwicklungen von Bedeutung, die sich insbesondere in der zweiten Kriegshälfte beschleunigt hatten. Die sich dabei verhärtenden Frontstellungen zwischen einzelnen gesellschaftlichen Gruppen lassen sich nicht nur in klassisch marxistischem Sinne sozioökonomisch interpretieren, sondern resultierten auch aus ideologischen und mentalitätsmäßigen Differenzen, die mit der „Klassensituation“ nicht immer zusammenfielen. Die hier entstehende Polarisierung belastete die Entwicklung der Weimarer Republik nachhaltig.⁵⁶⁴ Als wichtigste wirtschaftliche Folge des Krieges ist zuerst zu nennen die völlige Zerrüttung der Reichsfinanzen (der für den Fall der Fälle angelegte „Kriegsschatz“ hatte nur die Kosten von zwei Kriegstagen zu decken vermocht⁵⁶⁵). Im Jahr 1918 entsprachen die staatlichen

⁵⁶¹ WINKLER, Von der Revolution zur Stabilisierung, S. 28.

⁵⁶² Volker ULLRICH, Die Revolution 1918/19, München 2009, Zitat: S. 30.

⁵⁶³ RIBHEGGE, Frieden für Europa, Zitat: S. 351.

⁵⁶⁴ Siehe dazu ausführlich BARTH, Dolchstoßlegenden.

⁵⁶⁵ Siehe dazu oben Kap. 3.3.

Aufwendungen dem zehnfachen des Gesamthaushaltes der Vorkriegszeit,⁵⁶⁶ die gesamten Kriegsausgaben des Reiches entsprachen dem Vierfachen des Nationaleinkommens von 1913.⁵⁶⁷ Das Steueraufkommen deckte nur einen kleinen Bruchteil der Kosten, da Gewinne der Rüstungsindustrie vom Fiskus kaum abgeschöpft wurden.⁵⁶⁸ Die Finanzierung der Kriegsausgaben erfolgte in Deutschland – anders als in Großbritannien – in erster Linie über insgesamt neun Kriegsanleihen; die Inflation der Nachkriegszeit war hier bereits angelegt durch das starke Geldmengenwachstum und die hohe Staatsverschuldung.

Für die Lebensbedingungen der Arbeiterschaft brachte der Weltkrieg bisher nicht gekannte Veränderungen in kürzester Zeit mit sich: „Die Knappheit an Lebensmitteln und Arbeitskräften, die Anforderungen eines Krieges, der sämtliche ökonomischen und menschlichen Reserven zu mobilisieren suchte und zunehmend von der Wirtschaftskraft der kämpfenden Staaten entschieden wurde, sowie bestimmte wirtschafts- und sozialpolitische Entscheidungen schufen für die Arbeiterklasse eine Knappheits-, Verelendungs- und Ausbeutungssituation, wie sie seit Beginn der Industrialisierung nicht mehr existiert hatte.“⁵⁶⁹ Der Lebensstandard der Arbeiterschaft sank insgesamt – bei erheblichen Abweichungen zwischen den einzelnen Branchen – stark ab und unterschritt bei einem ständig wachsenden Teil das Existenzminimum. Da gegen ausreichend Geld während des gesamten Krieges alle erdenklichen Güter zu erhalten waren, wurde das eigene Elend immer weniger als naturgegebene Tatsache hingenommen. Dies führte zu der zunehmenden Politisierung, wie sie sich im Januarstreik erstmals als Massenphänomen gezeigt hatte. In die Betrachtung mit einzubeziehen sind die fundamentalen strukturellen Verschiebungen innerhalb der Industriearbeiterschaft: Die zunehmende Konzentration von Beschäftigten in Großbetrieben der Rüstungsindustrie (bei teilweise sehr hoher Fluktuation), die Wanderungsbewegungen zwischen verschiedenen Regionen, das starke Anwachsen des Anteils von jüngeren Arbeitern und von Frauen lösten in ihrem Zusammenwirken die bisherige innere Homogenität der Arbeiterschaft zunehmend auf. Die aus diesen Veränderungen resultierende tendenzielle Radikalisierung der Arbeiterschaft, die nicht zuletzt sozialpsychologisch erklärt werden muss, wurde vom Großteil der traditionellen Gewerkschafts- und Parteibürokratie nicht nachvollzogen. Der daraus folgende Entfremdungsprozess entfaltete erst mittelfristig seine volle Kraft.

⁵⁶⁶ Vgl. CHICKERING, *Das Deutsche Reich und der Erste Weltkrieg*, S. 127f.

⁵⁶⁷ Vgl. WEHLER, *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*, Bd. 4, S. 64.

⁵⁶⁸ Durch Kriegsanleihen waren insgesamt 96,9 Mrd. Mark aufgebracht worden, hinzu kamen schwebende Schulden in Form von Schatzanweisungen in Höhe von 51,2 Mrd. Mark; durch Steuererhöhungen wurden hingegen im Jahr 1917 nur 6 Mrd. Mark eingenommen. (Angabe aus HERTZ-EICHENRODE, *Deutsche Geschichte 1890-1918*, S. 222).

⁵⁶⁹ KOCKA, *Klassengesellschaft im Krieg*, S. 21.

Die im Laufe des Krieges sich immer mehr verschärfende wirtschaftliche Notlage, vor allem in den Städten, führte zwar zu einer ökonomischen Annäherung großer Teile des Mittelstandes an die Arbeiterschaft, wodurch sich neuartige gesellschaftliche Frontstellungen und Bündnismöglichkeiten ergaben, von denen die Sozialdemokratie allerdings nur kurzfristig zu profitieren vermochte. „Vielmehr kam es zu einer zunehmenden Fragmentierung der Gesellschaft und einer Versäulung der verschiedenen Sozialgruppen gegeneinander.“⁵⁷⁰ Gerade diejenigen bürgerlichen Schichten, die vor und während des Krieges Hauptträger einer nationalistisch-militaristischen Politik gewesen waren, wurden in materieller Hinsicht - relativ gesehen - am härtesten getroffen. Die sich später abzeichnende Auflösung des Liberalismus und die Anfälligkeit für rechtsradikale Propaganda hatte hier eine ihrer Ursachen. Mit der bereits während des Krieges geschaffenen Dolchstoßlegende stand ein Deutungsangebot bereit, das den Sündenbock für die erlebten Enttäuschungen und sozialen Abstiegsenerfahrungen lieferte; zusätzliche Dynamik bekam dieser Prozess durch den dabei mitwirkenden radikalisierten Antisemitismus. Gegen alle anderslautenden nachträglichen Deutungen bleibt festzuhalten: „Die objektiven Daten zeigen, daß die sogenannte ‚Heimatfront‘ materiell nicht mehr in der Lage gewesen wäre, einen weiteren Kriegswinter zu überstehen.“⁵⁷¹

An dieser Stelle gilt es die Voraussetzungen für die Revolutionierung der wilhelminischen Gesellschaft zusammenzufassen. Die tieferen Ursachen für die Situation, in die sich die herrschenden Kräfte im Herbst 1918 manövriert hatten, sind von Gerald D. Feldman ungeschminkt beschrieben worden:

„Deutschlands Kriegsziele bildeten ein Konglomerat von Bestrebungen, denen die militärischen und agrarischen Interessengruppen, bürokratische Machtpolitiker, Militaristen und alldeutsche Träumer vergeblich nachjagten, in der Hoffnung, die Verwirklichung imperialistischer Ziele führe zur Stärkung des alten autoritären Systems und der Sonderinteressen, denen dieses diene. [...] Weder die Bürokratie noch die Armee waren fähig, der Nation die nötige Führung zu geben, und der Reichstag war nicht imstande, diese Führungslücke auszufüllen. Zur gleichen Zeit offenbarte sich, zusammen mit den destruktiven Tendenzen des Bismarckschen Staates, seine Klassenbasis in krassester Form.“⁵⁷²

Zur Unfähigkeit der Behörden, eine auch nur halbwegs gerechte Verteilung der Lebensmittel sicherzustellen, kam das revolutionäre Vorbild Rußlands. Beides hatte zusammen mit der offensichtlich fehlenden Bereitschaft der Regierung, einen Friedenskurs einzuschlagen, bereits 1917 zu einer politisch virulent werdenden Unzufriedenheit geführt, die dann 1918 im Januarstreik an die Oberfläche trat. Wurde diese durch die (vermeintliche) Aussicht auf einen erfolgreichen Abschluss des

⁵⁷⁰ W. MOMMSEN, Die Urkatastrophe, S. 102.

⁵⁷¹ BARTH, Dolchstoßlegenden, S. 37.

⁵⁷² FELDMAN, Armee, Industrie und Arbeiterschaft, S. 413.

Krieges vorübergehend überdeckt, so trat ab Sommer ein Stimmungseinbruch bei den Frontsoldaten ein, der sich bald auf die Heimat übertrug und alle Bemühungen, die Kampfbereitschaft aufrechtzuerhalten, lawinenartig hinwegfegte. Parallel dazu kam es zu einem Prestigeverlust der herrschenden Dynastien, der in Bayern nicht mehr nur (v. a. auch durch Aktivierung der traditionellen Preußenfeindschaft) die Hohenzollern betraf, sondern ebenso die Wittelsbacher erfasste und mit in den Untergang zog. Damit korrespondierte ein allgemeiner Autoritätsverfall der Behörden, deren Glaubwürdigkeit auf den Nullpunkt gesunken war und deren Drohung mit Zwangsmaßnahmen immer weniger verfring. Die Identitäts- und Legitimitätskrise der traditionellen Herrschaftsträger ermöglichte es dann (kurzzeitig) politischen Außenseitern, in die Zentren der Macht vorzudringen.

Die Erosion der obrigkeitsstaatlichen Kontrolle erfasste auch das Militär, vor allem in den Heimatgarnisonen. Der schnell entstehende vielfältige Strom von oppositionellen Meinungen und offener Widerstandsbereitschaft besaß kein organisatorisches Rückgrat, bediente sich jedoch einer nun entstehenden „Gegenöffentlichkeit“, die sich staatlicher Kontrolle völlig entzog. „In dieser Situation scharfer sozialer Spannungen bei gleichzeitiger Ungewißheit über die `wirkliche` militärische Lage, die durch den Ausfall der kontrollierten Medien als glaubwürdiger Informationsträger entstanden war, entwickelte sich spontan, un gelenkt und unlenkbar ein Netz informeller Kommunikation, das das gesamte Reichsgebiet umspannte und auch die Fronten miteinbezog.“⁵⁷³ Unter diesen Voraussetzungen entstand im Herbst 1918 eine breite Bewegung für einen sofortigen Frieden, die in ihrer sozialen Basis weit über die Arbeiterschaft hinausging. Ihre Heterogenität wurde überdeckt, solange die Bewegung klare Ziele – Sturz der Monarchie, sofortigen Friedensschluss – hatte, wirkte aber nach der Novemberrevolution rasch in zentrifugalem Sinne.

Schließlich: Die über vier Jahre durchgezogene staatsfromme Burgfriedenspolitik der (M)SPD-Führung hatte zur Folge, dass

„die deutsche Republik [...] *keine* genuin sozialdemokratische Hervorbringung werden [konnte]. Womöglich noch fataler sollte sich auswirken, dass es die MSPD in ihrer monarchischen Voreingenommenheit bis zum Zusammenbruch des Kaiserreiches nicht schaffte, ein weithin sichtbares Zeichen dafür zu setzen, dass sie sich in einem *fundamentalen* Gegensatz zu ebendiesem System befand. [...] Mit dem ganzen Potenzial ihrer Führungskräfte stemmte sich die MSPD dem politischen Projekt einer solchen Staatsform [d. h. der Republik] zunächst entgegen, sodass man fast geneigt ist, das wenig später in Weimar aus der Taufe gehobene politische Gebilde als ihr untergeschobenes Kind zu bezeichnen.“⁵⁷⁴

⁵⁷³ DANIEL, Arbeiterfrauen, S. 241.

⁵⁷⁴ MACHTAN, Die Abdankung, S. 234f.

Abschließend folgt der Blick auf eine Reihe von aus Faktoren, die aus dem Krieg herrührten und ohne deren – in erster Linie destruktive – Wirkung Entstehung und Scheitern der Weimarer Republik nicht erklärt werden können:⁵⁷⁵

- Der Krieg führte zu einer Verschärfung alter und der Herausbildung neuer Klassengegensätze – beispielsweise zwischen Stadt und Land -, die sich einerseits in der Entstehung eines wachsenden Protestpotenzials auf der Seite der Unterschichten äußerte, andererseits auch einer ersten ansatzweisen Formierung eines explizit rechtsradikalen Lagers Vorschub leistete.
- Gleichzeitig brachte der Krieg – insbesondere der Frontalltag - auch Egalisierungstendenzen mit sich, die sich mit dem mythisch überhöhten Begriff der „Volksgemeinschaft“ zu einem wirkungsmächtigen propagandistischen Instrument verbanden. Der desintegrierenden Wirkung des Gegensatzes zwischen Militär- und Zivilleben tat dieser Topos jedoch keinen Abbruch.
- Die Arbeiterbewegung und die Mehrheitsparteien des Reichstages erfuhren eine begrenzte Aufwertung, innenpolitisches Hauptergebnis der (verfassungs-)politischen Verlagerungen im Krieg war jedoch eine „moderne, korporativ verankerte Diktatur“.
- Langfristig noch folgenschwerer war die mit dem Krieg einhergehende „Orgie von Nationalismus und Chauvinismus“, die eine kollektive psychologische Verarbeitung der Niederlage durch die deutsche Gesellschaft mit schwersten Hypotheken belastete.
- Nicht zuletzt stellte der Erste Weltkrieg einen „ungeheuren Zivilisationsbruch“ dar, der sich in einer bis dahin unvorstellbaren Potenzierung destruktiver Energien äußerte. Die daraus folgende „Brutalisierung der Gesellschaft“ prägte das politische Klima der Weimarer Republik nachhaltig, in dem Gewalt als Mittel der Auseinandersetzung von starken gesellschaftlichen Kräften gebilligt oder zumindest toleriert wurde.

Mit diesem Ausblick, der bis in die Endphase der Weimarer Republik und darüber hinaus reicht, sollen größere Zusammenhänge vermittelt werden, ohne einer „Zwangsläufigkeit“ der Geschehnisse das Wort zu reden. Die Belastungen, mit denen die erste deutsche Demokratie startete, waren zweifelsohne erheblich: „Die Freund-Feind Logik der Außenpolitik im Ersten Weltkrieg zerstörte mit einer gewissen Zeitverzögerung auch die sozialen und mentalen Strukturen der Zivilgesellschaft. Sozialgefüge militarisierten sich. Bereits im Ersten Weltkrieg begann ein Prozeß der totalitären

⁵⁷⁵ Zu dieser Zusammenfassung siehe Peter LONGERICH, Deutschland 1918-1933. Die Weimarer Republik. Handbuch der Geschichte, Hannover 1995, S. 29f.; dort auch die Zitate.

Konsensbildung in mehreren politischen Lagern.⁵⁷⁶ Aber: Aus dem Ersten Weltkrieg *musste* der Zweite nicht „notwendigerweise“ folgen. Dass er es dennoch tat, lag an Entscheidungen, die – vor allem während der Revolutionszeit – auch ganz anders hätten getroffen werden können. Hier gab es eine (kurze) Phase, in der die Entwicklung auch eine ganz andere Richtung hätte nehmen können. Um dieses Problem kreist eine eigene Debatte in der Forschung, die an dieser Stelle nicht aufgegriffen werden kann.

Welche Vorstellungen und Ziele die bayerische USPD in den Monaten *vor* der Revolution entwickelt hatte, soll im nächsten Abschnitt dargestellt werden. Fast genauso folgenschwer wie die Ereignisse während des Krieges selbst sollte sich deren spätere Interpretation und selektive bzw. verformte Erinnerung erweisen. Der Kampf um die „Deutungshoheit“ ist deshalb Gegenstand des übernächsten Kapitels.

6.6 Exkurs II: Grundriss eines programmatischen Profils, politische Deutungsmuster und idealistische Motive

Aus den ersten Monaten des Jahres 1918 sind Zeugnisse von Seiten bedeutender Vertreter der bayerischen USPD in einem Umfang vorhanden, der es erlaubt, die inhaltlichen Vorstellungen der jungen Partei zu skizzieren.⁵⁷⁷ Während des Januarstreiks hatten die einzelnen Ortsverbände – weitgehend unabhängig voneinander – ähnliche Forderungen aufgestellt, die auf die konkreten tagespolitischen Verhältnisse eingingen und keineswegs als Produkt theoriebelasteter Grundsatzdebatten innerhalb der Sozialdemokratie angesehen werden können.⁵⁷⁸ So fehlten dabei explizit sozialistische, in marxistischem Sinne auf den „ökonomischen Unterbau“ abzielende Forderungen praktisch völlig.⁵⁷⁹ Stattdessen wurde verlangt, die klassischen Grundrechte wie Versammlungs-, Meinungs- und Pressefreiheit zu gewähren, d. h. die durch den Belagerungszustand verhängten Maßnahmen aufzuheben, die unter Ludendorffs Regime noch verschärft worden waren (darunter auch den Arbeitszwang, der durch das Hilfsdienstgesetz festgelegt worden war). Mit der Forderung nach Parlamentarisierung bzw. Demokratisierung wurde auch die Machtfrage gestellt. Insgesamt bewegte sich dieses Programm im Rahmen des Konzepts der liberalen Demokratie, ohne direkt sozialrevolutionäre

⁵⁷⁶ BARTH, Dolchstoßlegenden, S. 555.

⁵⁷⁷ Auf Grund der Quellenlage kann dabei nur auf das politische Weltbild der Führungsgruppe eingegangen werden, über die Vorstellungen der „einfachen“ Mitglieder lassen sich erst ab Mitte 1919 Aussagen treffen, als es der USPD gelang, einen durchorganisierten Parteiapparat aufzubauen, der von den Militär- und Zivilbehörden systematisch überwacht wurde (was wiederum eine zufriedenstellende Quellengrundlage geschaffen hat).

⁵⁷⁸ Zu den Forderungen siehe oben Kap. 6.1.1.

⁵⁷⁹ Bayern war damit keine Ausnahme; Volker Ullrich hat bezüglich der während des Januarstreiks in Deutschland erhobenen Forderungen sogar behauptet, dass „es sich nicht um ein revolutionäres, sondern um ein radikalpazifistisches und zugleich reformorientiertes Programm“ (Die nervöse Großmacht, S. 532) gehandelt habe.

Komponente.⁵⁸⁰ Innerhalb der Parteienlandschaft nahm die USPD damit eine Sonderrolle ein, seit die MSPD de facto auf eine aktive Politik in der Verfassungsfrage verzichtet hatte.

Die Abgrenzung zur MSPD und damit zu allen anderen Parteien war auch in der Außenpolitik eindeutig. Im Juni 1918 nutzte Josef Simon die Tribüne des Landtages, um die Position der USPD zu erklären:

„Wenn sich unsere Wege trennten, dann aus dem Grunde weil wir auch während des Krieges eine grundsätzliche Politik verlangten und weil wir insbesondere in der Bewilligung der Kriegskredite ohne Rücksicht auf die politische Haltung der Regierung und ohne Rücksicht auf die Kriegsziele der Regierung einen großen politischen Fehler erblickten. Wenn die Regierung die Kriegspolitik derjenigen Parteien treibt, die mehr oder weniger Annexionen verlangen, und wenn wir der Auffassung sind, daß diese Politik kriegsverlängernd wirkt, [...] dann gibt es nur eines, die Mittel zur Fortführung dieser Politik zu verweigern und alle Mittel anzuwenden, um die Regierung zu veranlassen, eine andere Politik einzuschlagen. [...] Wir wünschen weder den Sieg noch die Niederlage Deutschlands, weder den Sieg der Entente noch einer anderen Macht, sondern wir wünschen einen Verständigungsfrieden.“⁵⁸¹

Auf dem Verbandstag der Schuhmacher wandte sich Simon einen Monat später erneut diesem Thema zu:

„Ein Friede, wie ihn die Militärpartei und sonstige Annexionisten verlangen, ein Friede, *wie er im Osten abgeschlossen wurde, gibt den Anreiz zu neuen Kriegen, bringt uns keine Abrüstung, sondern eine Aufrüstung*, verschärft den Einfluß des Militarismus, und *wo der Militarismus herrscht, kann kein demokratisches Staatswesen gedeihen*. Ein demokratischer Verständigungsfrieden dagegen bedeutet, wie das Wort schon besagt, eine *Verständigung mit den Völkern*, bedeutet *Handelsverträge*, bedeutet *Austausch von Rohstoffen und Produktion* und damit *Möglichkeit und Absatz von Arbeit*. Er bedeutet *die Möglichkeit von Abrüstung, und damit Gewinnung von großen Geldmitteln und die Freimachung von Arbeitskräften für die Erzeugung von Kulturgütern*.“⁵⁸²

Ebenso markant wie in der Außen- waren die Differenzen gegenüber der MSPD hinsichtlich der Innenpolitik. Einen unverstellten Einblick in sein politisches Denken gab Unterleitner, einer der Hauptorganisatoren des Januarstreiks in München, bei seiner polizeilichen Vernehmung:

⁵⁸⁰ Diesen Umstand kommentierte Günter Kopp wie folgt: „Sie [die USPD] predigt zwar die Revolution, gibt ihr aber durch die Identifizierung von Krieg mit den feudalistischen Restbeständen mehr bürgerlichen als sozialistischen Inhalt. Die Lohnabhängigen werden aus ihrer politischen Unmündigkeit nur insofern gerissen, als sie Massenaktionen tragen sollen. Dieses Vorgehen der USPD schafft aktive Massen ohne politisches Bewußtsein. Die Arbeiterbewegung wird so auf den Stand von 1848 zurückgeworfen, wo Arbeiter mit Bürgern gegen den Feudalismus für einen bürgerlichen Staat gekämpft haben.“ (Günter KOPP, Emanzipation durch Räte? Die Lehre von München 1918/19. Eine gesellschaftsgeschichtliche Deutung, München 1973, S. 82f.). Diese orthodox marxistische Interpretation sieht die USPD mehr als Manipulator denn als Katalysator der Arbeitermassen und wird damit den komplexen gesellschaftlichen Verhältnissen Deutschlands am Ende des Ersten Weltkrieges und in der Revolutionszeit nicht gerecht, liefert aber einen schönen Einzelbeitrag zu einer politischen Mentalitätsgeschichte der 1970er Jahre.

⁵⁸¹ KdAbg StenBer, Bd. XIX, S. 195f.

⁵⁸² Rede abgedruckt in: MIRKES (Hrsg.), Josef Simon, S. 244-252, hier: S. 247.

„Das von mir erstrebte politische Ziel ist die Bildung eines Vertretungskörpers durch das allgemeine, gleiche und geheime Wahlrecht und die Bestimmung eines vom Volke gewählten Staatsoberhauptes. Wenn der Herrscher nicht freiwillig dieser neuen Staatsform weicht, so muß er gewaltsam beseitigt werden. Ein solcher Umsturz ist allerdings zur Zeit nicht möglich, weil wir die nötige Macht noch nicht in Händen haben. [...] In den Mitgliederversammlungen ist das Recht des deutschen Volkes, sein politisches Schicksal zu bestimmen, ausdrücklich postuliert worden. In welcher Weise die neue Staatsverfassung gedacht war, ist nicht so genau ausgesprochen worden, aber es war wiederholt die Rede davon, daß die Durchsetzung des freien Selbstbestimmungsrechts zu der Aenderung unserer jetzigen Staatsform führt.“⁵⁸³

Dabei handelte es sich nicht um eine Einzelmeinung; so gab Richard Kaempfer zur gleichen Zeit zu Protokoll, „daß er für die Durchführung der Demokratie eintrete, als deren ideale Form er die Republik erachte. Er will jedoch das Fortbestehen der Monarchie in Form eines Schattenkönigtums nicht unbedingt ausschließen. Wenn die Regierung nicht freiwillig in diese Aenderung willige, müsse auf sie ein Druck ausgeübt werden. Das nächstliegende Mittel hiezu sei ein Arbeiterausstand, der möglichst weite Kreise umfassen müsse.“⁵⁸⁴

Über die Zielsetzung und Strategie Eisners erklärte Albert Winter junior gegenüber der Polizei, dieser habe erklärt,

„daß die Er kämpfung der Versammlungsfreiheit[,] die Aufhebung des Belagerungszustandes und die Beseitigung der Zensur nur das erste Ziel sei und daß die Erlangung dieser Rechte die Vorbedingungen für alles andere darstellten. Unter letzterem war die demokratische Staatsform zu verstehen. [...] Eine Zwischenstufe zu der Erringung der vollkommenen Macht durch das Volk könnte vielleicht eine Erweiterung der Rechte des Reichstages bilden. Allerdings müßte die Macht des Reichstags derart erweitert werden, daß diese Aenderung nur auf dem Wege einer gewaltsamen Umwälzung möglich wäre. Da sich gezeigt hat, daß der Reichstag von sich aus diese Erweiterung seiner Machtbefugnisse nicht vornimmt, muß er durch das Volk dazu gezwungen werden. In den bestehenden gesetzlichen Grenzen ist dies natürlich nicht möglich, sondern es sind hierzu Machtmittel erforderlich.“⁵⁸⁵

Eisner setzte im Januarstreik im Prinzip jene Konzeption um, die er bereits während seiner Zeit beim *Vorwärts* entwickelt hatte. Politische Veränderungen, auch „Massenaktionen“ sollten durch die Sozialdemokratie *aktiv* herbeigeführt, nicht *passiv* abgewartet werden, wie es andere in der USPD für unumgänglich hielten.⁵⁸⁶

⁵⁸³ StellvGenKdo I. AK an MKr vom 6.2.1918. (KrA, MKr 253).

⁵⁸⁴ StellvGenKdo I. AK an den Stellv. Generalstab der Armee (Berlin) vom 31.3.1918. (Ebd.).

⁵⁸⁵ StellvGenKdo I. AK an den StellvGeneralstab der Armee (Berlin) vom 14.2.1918. (Ebd.).

⁵⁸⁶ Zum Gegensatz zwischen den Positionen von Eisner und seinem Parteifreund Kautsky, wie er sich bereits zu Anfang des Jahrhunderts herausgebildet hatte, stellte Grau treffend fest: „War es nach Kautsky sinnlos, notwendigen Entwicklungen entgegenzuarbeiten und den Gang der Dinge, der seiner Auffassung nach in der sozialen Revolution enden mußte, aufzuhalten, so verwirklichte sich

Im Gegensatz zur MSPD machten sich die Anführer der Münchner USPD keinerlei Illusionen (mehr) hinsichtlich der Reformfähigkeit des herrschenden Systems; das Festhalten am Dreiklassenwahlrecht in Preußen und das Scheitern der Verfassungsreforminitiative in Bayern⁵⁸⁷ hatten diesbezüglich hinreichende Klarheit geschaffen. Auch Josef Simon, innerhalb des Parteispektrums stets zum gemäßigten Flügel zählend, forderte die Beseitigung der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung.⁵⁸⁸ Die Verfassungsfrage wurde dabei stets in engstem Zusammenhang mit der Friedensfrage gesehen; Toller vertrat in seiner Vernehmung die Ansicht, dass die annexionistische Politik der Regierung „eine ungeheuerliche Schädigung des deutschen Volkes in sich schließe, den Krieg mit all seinen entsetzlichen Folgen verlängern [würde] und den Keim zu zukünftigen Kriegen in sich enthalte.“⁵⁸⁹ Agitatorischer „Dauerbrenner“ war die Entlarvung der traditionellen Feinde der Arbeiterschaft als Verursacher des Krieges; Baier stellte in einer Mitgliederversammlung in München im August 1918 fest, „dass niemand anders die Schuld am Ausbruche des Krieges trägt, als der Grosskapitalismus, der bei uns verkörpert ist in den Kraut- und Schlotbaronen und den Junkern.“⁵⁹⁰ Hier offenbarte sich noch einmal der in der Partei nicht selten anzutreffende, wenig flexible Vulgärmarxismus, den Eisner und einige seiner Gefährten längst überwunden hatten. Auch dieses Doppelgesicht gehörte zum Wesen der bayerischen USPD.

Der Kampf für einen Verständigungsfrieden, der im Januarstreik seinen Höhepunkt gefunden hatte, stand auch danach im Mittelpunkt der USPD-Agitation.⁵⁹¹ Der Leitartikel der ersten Ausgabe des *Sozialdemokrat* aus dem Juli 1918, der vermutlich aus der Feder von Baier stammte, gab über das politische Selbstverständnis der jungen Partei Auskunft; die Zeitung sollte demnach „jedem geöffnet sein, der glaubt, zur Herbeiführung des Friedens etwas beitragen zu können. Viele Wege führen zu dem so erstrebenswerten Ziel. [...] Auch die Massen sollen sich wieder um das alte Banner des nach Freiheit strebenden Sozialismus scharen.“⁵⁹² Die identitätsstiftende Rolle, die der Hinweis auf die „alten“ Werte spielte, kommt auch hier zum Vorschein. Folgerichtig behielt denn auch die Hofener USPD die alte Parteisatzung bei.⁵⁹³ Dass sich die USPD als die legitime Wahrerin des Erbes der deutschen Sozialdemokratie betrachtete, zeigte schon der wiederholte Rekurs auf die bestehende

nach dem Verständnis Eisners das als notwendig Erkannte nicht von allein. Der Mensch hatte sein Schicksal vielmehr selber in die Hand zu nehmen und aktiv zu gestalten.“ (Kurt Eisner, S. 207f).

⁵⁸⁷ Siehe oben Kap. 5.5.

⁵⁸⁸ So in einer Versammlung in Nürnberg am 26.6.1918. (Vgl. ZPolSt Bayern an MIInn vom 27.6.1918; HstAM, MIInn 66284).

⁵⁸⁹ HEMPEL-KÜTER/MÜLLER, Ernst Toller, in: Literatur, Politik und soziale Prozesse, S. 78-106, Zitat: S. 99.

⁵⁹⁰ ZPolStM an MIInn vom 14.8.1918. (KrA, MKr 11529).

⁵⁹¹ Im April 1918 wurde beispielsweise von einer Propaganda von USPD-Anhängern in Eisenbahnzügen gegen die neue Kriegsleihe berichtet. (Vgl. MKr an MIInn vom April 1918; HstAM, MIInn 66331).

⁵⁹² *Sozialdemokrat* Nr. 1 vom 13.7.1918.

⁵⁹³ Vgl. StdMag Hof an Reg von Ofr vom 18.5.1918. (StABa, K3 Präs. Reg. 1894).

Beschlusslage der Partei. Josef Simon erklärte im Juni 1918 im Landtag lapidar: „Richtunggebend für unsere Politik [...] ist ausschließlich das Erfurter Programm. Andere schriftlich niedergelegte Grundsätze haben wir nicht.“⁵⁹⁴ Ausgesprochen schwach blieb die Rezeption der revolutionären Vorgänge in Rußland, über die allerdings auch kaum Informationen vorlagen.⁵⁹⁵ Für die anhaltende Dominanz tradierter Vorstellungen auf dem linken Flügel der Arbeiterbewegung in Bayern war sicherlich das Fehlen von Anhängern der Spartakusgruppe oder anderer linksradikaler Gruppierungen mitverantwortlich.⁵⁹⁶ In dieser Hinsicht sollte erst nach der Revolution eine Veränderung eintreten.

Für ein umfassenderes Verständnis der bayerischen USPD in den eineinhalb Jahren von der Gründung bis zur Revolution genügt es indes keinesfalls, nur die Vorstellungen ihrer Anführer hinsichtlich der anzustrebenden Staatsordnung in den Blick zu nehmen. Es gilt auch das Welt- und Menschenbild der handelnden Personen zu analysieren, um die Motive dafür zu erkennen, ein derart aussichtslos und riskant erscheinendes Projekt hartnäckig zu verfolgen, wie es der Staatsumsturz zunächst zu sein schien. Mit der für eine sozialistische Partei naheliegenden Focussierung auf ökonomische Prozesse allein kann es dabei nicht sein Bewenden haben; mit einbezogen werden müssen zudem ideelle Faktoren, die sich nicht auf einen - aus der materiellen Situation ihrer Träger deterministisch hervorgehenden - „Überbau“ reduzieren lassen. So unterschiedlich und teilweise gegensätzlich die verschiedenen Strömungen innerhalb der Arbeiterbewegung waren, so wenig lassen sie sich in Korrelation zur jeweiligen sozialen Lage ihrer Vertreter bringen. Der orthodoxe Marxismus, dem zufolge das „Sein“ das „Bewusstsein“ bestimmte, fand gerade in der USPD seine lebendige Widerlegung.⁵⁹⁷

Der in der Sozialdemokratie offiziell gültige Marxismus in seiner Interpretation nach Kautsky hatte stets einen Deutungsanspruch erhoben, der über den rein politischen Rahmen noch hinausging. Für die Sozialdemokratie des Kaiserreiches hat Hans-Ulrich Wehler völlig zu Recht festgestellt, dass sich

⁵⁹⁴ KdAbg StenBer, Bd. XIX, S. 195. In die gleiche Richtung äußerte sich auch der USPD-Redner Koch in einer Parteiversammlung in Fürth am 20.3.1918 (vgl. StdMag Fürth an Reg von Mfr vom 25.3.1918; StANü, Reg. K. d. I. Abg. 1968 II 675).

⁵⁹⁵ Eines der wenigen Zeugnisse bietet eine Äußerung des Fürther Unabhängigen Fritz Oerter vom April 1918, als er schrieb: „Man schaue nach Rußland! Wie im Flug hat sich dort das Feuer des Bolschewismus verbreitet. Im hintersten Dorf und der weitentferntesten Stadt sitzt ein Bauer[n-] oder Arbeiterrat. [...] Was in Rußland so unvermutet Tatsache geworden ist, kann es bei uns nicht möglich sein? Ich bin voller Zuversicht.“ (F. Oerter an F. Köster (Abdruck) vom 10.4.1918; KrA, StellvGenKdo III. AK 202). Einige Zeit später äußerte er sich erneut optimistisch: „Übrigens mir scheinen die Vorgänge im Osten in nicht allzu trüben Lichte. Die Sowjetregierung scheint sich trotz allen Anfechtungen seitens Deutschland und seitens der Alliierten tüchtig befestigt zu haben.“ (F. Oerter an S. Oerter (Abschrift) vom 2.6.1918; KrA, MKr 11529).

⁵⁹⁶ Es gibt nur sehr wenige Quellenhinweise, die die Verbreitung kommunistischer Propaganda in Bayern belegen; dazu gehört ein Schreiben des StellvGenKdo I. AK vom 23.3.1918, in dem berichtet wurde, das Exemplare eines an die deutschen Soldaten gerichteten Flugblattes von Lenin und Trotzki bei den Münchner USPD-Mitgliedern Unterleitner und Richard Kaempfer gefunden worden seien. (Schreiben abgedruckt in: CARTARIUS (Hrsg.), Deutschland im Ersten Weltkrieg, S. 312).

⁵⁹⁷ Zur sozialen Herkunft des Führungspersonals der USPD siehe oben Kap. 6.4.

bei ihr „durchaus auch Züge eines Religionsersatzes und einer innerweltlichen Heilslehre beobachten lassen.“⁵⁹⁸ In der inzwischen noch stark angewachsenen Literatur zur Arbeiterbewegung wurde dieses Phänomen allerdings noch nicht angemessen gewürdigt und aufgeschlüsselt, dem Trend zu mentalitätsgeschichtlichen Studien bietet sich hier noch ein weites Feld. Zu untersuchen wären vor allem die Sprache und die dahinter stehenden Denkmuster der Sozialdemokratie (und zwar aller Parteiströmungen),⁵⁹⁹ die sich immer wieder der Terminologie der christlichen Konfessionen bedienten (auffallend oft auch derjenigen der Berufsmilitärs). Dies kann an dieser Stelle nicht geleistet werden; zur Illustration seien hier nur zwei Beispiele angeführt. Kautsky hatte 1904 für den „Sozialismus“ in Anspruch genommen, dieser bringe den unterdrückten Massen „wieder ein großes Ideal, das sie erhebt und begeistert, um so mehr, . . . da es die *tatkräftige Eroberung des Diesseits* predigt und nicht das *duldende Harren* auf das *Jenseits*.“⁶⁰⁰ Dazu passt ein Artikel aus der Weihnachtsausgabe der *Neuen Donau-Post* von 1914, der mit den Worten schloss: „Die Hoffnung auf ein großes Weihnachten des *Erlösers Sozialismus*, der den Frieden auf die Erde bringt, sie gibt uns vor allem Kraft, *das Schwere dieser Zeit zu tragen*.“⁶⁰¹

Für die bayerische USPD lassen sich hierzu zumindest einige weitere Bemerkungen machen. Zu berücksichtigen sind auch hier die fundamentalen Veränderungen, die der Weltkrieg ausgelöst hat. „Noch mehr als die materiellen Lebensbedingungen wurde die Vorstellungswelt der politischen Bewegungen und sozialen Gruppen [...] durch den Krieg tiefgreifend beeinflusst. Die durch die Länge und die Leiden des Krieges hervorgerufenen eschatologischen Strömungen ließen einen mitunter geradezu messianischen Glauben an Ideen von Veränderung und Erlösung aufkommen (Wilsons Programm, Revolution), die das kulturelle Umfeld der Arbeiterbewegung prägten.“⁶⁰²

Mehr als jeder andere war Eisner gewillt und geeignet, diesen Tendenzen eine Stimme zu geben, seinen Anhängern einen entsprechenden Willen einzupflanzen und diesen dann in aktives Handeln zu transformieren; dabei konnte er auf Überlegungen zurückgreifen, die er lange vor Kriegsaus-

⁵⁹⁸ WEHLER, Das Deutsche Kaiserreich, S. 120.

⁵⁹⁹ Zum Selbstbild der Sozialdemokratie gehörte auch, dass sich die Bewegung als „eigentliche“ Trägerin und Vollstreckerin einer vermeintlich (ur-)christlichen Ethik betrachtete. Kurz vor Ausbruch des Krieges schrieb das *Bayerische Wochenblatt*: „Daß sich an der gewissenlosen Kriegshetze vor allem die Zentrums Presse beteiligt, paßt durchaus zu der Sorte ‚Christentum‘, die diese verkommene Partei vertritt. Die Sozialdemokratie wird von ihr als ‚vaterlandsfeindlich‘ verlästert, weil sie nicht gewissenlos genug ist, das Vaterland in einen Krieg von unabsehbaren Folgen hineinhetzen zu helfen. Und ‚religionsfeindlich‘ ist die Sozialdemokratie wahrscheinlich deshalb, weil sie im Gegensatz zu den schwarzen Maulchristen bemüht ist, die Lehre Christi in die Tat umzusetzen.“ (BayWo Nr. 31 vom 30.7.1914).

⁶⁰⁰ HOLZHEUER, Karl Kautskys Werk, Zitat: S. 91.

⁶⁰¹ NDP Nr. 300 vom 25./26.12.1914.

⁶⁰² John HORNE, Arbeiterklasse und Arbeiterbewegung im Ersten Weltkrieg, in: J. WINTER u. a. (Hrsg.), Der Erste Weltkrieg, S. 187-227, hier: S. 227.

bruch angestellt hatte und nun aktualisierte bzw. reaktivierte.⁶⁰³ Bereits 1900 hatte er geschrieben: „Wie zwei Welten in der modernen Menschheit unversöhnlich und unüberbrückbar nebeneinander sich entwickeln, die Welt des arbeitenden Proletariats und die Welt der Arbeitsaneigner, so giebt es auch zwei Weltgeschichten, die kaum irgend etwas mit einander gemeinsam haben: die Weltgeschichte der herrschenden Klassen und die Weltgeschichte der Sklaven, die Befreier sind, der Unterdrückten, die zu Erlösern werden.“⁶⁰⁴ Diese Geschichtsphilosophie hatte bei Eisner auch einen konkreten politischen Fluchtpunkt; 1911 prophezeite er: „Alle Entwicklung der Menschheit führt zur Demokratie und zum Sozialismus, zur freien politischen und wirtschaftlichen Selbstbestimmung der Gesamtheit. Das ist das Mögliche, weil es das Notwendige ist.“⁶⁰⁵ Dieser teleologisch unterfütterte, nicht zu erschütternde Fortschrittsglauben, der in der Sozialdemokratie weit verbreitet war,⁶⁰⁶ sollte 1917/18 zur entscheidenden ideologischen und moralischen Antriebsfeder der Münchner USPD werden, die ihre politische Durchschlagskraft, deren materielle Grundlage ausgesprochen schmal war, überhaupt erst ermöglichte. Was hatte es nun mit Eisners „messianischem Denken“ auf sich?

Seinen breit gefächerten philosophischen Interessen entsprechend hatte sich Eisner auch zur Entstehung der Religion Gedanken gemacht und war – im Jahr 1908, in seiner Nürnberger Zeit - zu dem Ergebnis gelangt, dass diese „aus dreifacher Wurzel erwachsen sind: aus der Ohnmacht des Menschen vor der Natur, aus der Wehrlosigkeit des einzelnen gegen die gesellschaftliche Ordnung, in die er hineingeboren worden ist, und aus der Furcht des Sterblichen vor dem Tode.“⁶⁰⁷ Dieses Fundament betrachtete Eisner – zumindest die ersten beiden Punkte betreffend – angesichts der wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Entwicklung als obsolet:

„Jetzt aber ist die Menschheit mündig geworden. Sie hat die Ohnmacht in der Erduldung überkommener politischer und sozialer Verhältnisse überwunden. Wie immer noch unsere Rechte und

⁶⁰³ Vgl. Heinz SPROLL, Messianisches Denken und pazifistische Utopie im Werk Kurt Eisners, in: Walter GRAB (Hrsg.), Gegenseitige Einflüsse deutscher und jüdischer Kultur. Von der Epoche der Aufklärung bis zur Weimarer Republik, Tel Aviv 1982, S. 281-333.

⁶⁰⁴ Kurt EISNER (Hrsg.), Wilhelm Liebknecht. Sein Leben und Wirken. Unter Benutzung ungedruckter Briefe und Aufzeichnungen, Berlin 1900, S. 3.

⁶⁰⁵ F. EISNER, Die Politik des libertären Sozialismus, Zitat: S. 58.

⁶⁰⁶ Dieser Glaube als solcher war nicht nur auf dem linken Flügel, dem Kern der späteren USPD, verbreitet. Eines von vielen Zeugnissen hierfür ist ein Artikel zur Maifeier im Jahr 1915 aus der *Fränkischen Volkstribüne*, vermutlich abgefasst von Georg Hacke; darin hieß es: „Unter all den Schrecken der letzten Monate glimmt der ewige Funke des Brudersinnes weiter und wir sind überzeugt, er wird nach dieser schweren Prüfung und in nicht allzu ferner Zeit zur hellen Flamme der Erkenntnis auflodern. Der Völkerfriede, der Maiengedanke ist eine Idee. Ideen aber sind unsterblich und unzerstörbar. Wohl können sie durch starke Erschütterungen zu vorübergehender Ohnmacht verdammt werden, so daß es beinahe aussieht, als wären sie vom Sturm der Zeit hinweggeweht. Aber schon immer hat sich in der Weltgeschichte gezeigt, daß trotz aller Prüfungen und Schläge die Idee sich wieder emporraffte und zum Schlusse durchsetzte. Die *gesunde* Idee! Und daß die Idee des allgemeinen Wohlstandes und des Völkerfriedens eine gesunde, dem menschlichen Fortschritt dienende Idee ist, braucht für jeden wahren Kultur- und Menschenfreund nicht erst bewiesen zu werden.“ (FVt Nr. 101 vom 1.5.1915).

⁶⁰⁷ „Die Religion des Sozialismus.“ (*Sozialdemokrat* Nr. 234 vom 6.10.1921).

Freiheiten verkümmert sind, wie immer noch die rohe Gewalt des Staates, wie einzelne bevorrechtete Personen die freie Selbstbestimmung der Masse zu lähmen bemüht ist, und uns aufrechten, ihrer Würde und ihrer Aufgaben bewußten Menschen zitternde Untertanen zu demütigen versucht – wir wissen heute dennoch, daß wir stark genug geworden sind, *den* Anteil an den Gütern des Lebens, *die* Rechte und Freiheiten zu besitzen, die wir entschlossen sind uns zu erringen.“ Und weiter: „Wir sind nicht mehr ohnmächtig, wir haben im Gegenteil alle Macht, wenn wir nur *wollen*, wenn wir durch gemeinschaftliches, entschlossenes, ehern zusammenhaltendes Handeln die politischen und sozialen Zustände herbeizuführen bereit sind, die unsere Menschenvernunft uns klar und hell zeigt: Brot, Freiheit, Glück für alle ohne Unterschied auf *dieser* Erde, in *diesem* Leben!“⁶⁰⁸

Über diesen Vernunft- und Fortschrittsglauben, der auf dem Erbe der europäischen Aufklärung fußte, ging Eisner noch hinaus, indem er auf das verbleibende „Problem“ der Endlichkeit der menschlichen Existenz - und damit auf die Frage nach dem Sinn menschlichen Tuns schlechthin – eine Antwort zu geben versuchte: „Der einzelne Mensch stirbt, aber die Menschheit lebt. Und daß das Leben dieser Menschheit sich immer reicher und größer gestalte, das ist der Inbegriff unseres Ringens und Kämpfens. In der Gemeinschaft, der Solidarität der Menschheit, wird der Unsterblichkeitsglaube Wahrheit und Wirklichkeit. Was jeder Gutes tut im Dienste der Menschheit [...], das kann niemals untergehen, darin verbürgt sich seine persönliche Unsterblichkeit, das ist die Aussaat seiner unsterblichen Seele in alle Ewigkeit. Zu diesem schöpferischen Unsterblichkeitsglauben steigt die Religion des Sozialismus gipfelan.“⁶⁰⁹

Die in diesem Text evidente Übernahme theologischer Begrifflichkeit lässt sich nicht auf die Kategorie des Metaphorischen reduzieren: Eisner entwickelte hier eine Synthese von ethischen Vorstellungen, Handlungsnormen und Zielen, die die Existenz des einzelnen Menschen transzendierten; er verband dies alles mit einer humanistisch ausgerichteten Sinnstiftung, wodurch sich ein Gesamtkonstrukt ergab, dessen Struktur einer Religion durchaus analog war; und das, obwohl Eisner keiner starren Dogmatik verfallen war und nachgewiesenermaßen schon gar kein Anhänger hierarchischer Organisationen gewesen ist. Als Anhänger Kants und Rousseaus stellte Eisner der aufs Jenseits hin orientierten Erlösungslehre des Christentums eine Ethik entgegen, die von der Möglichkeit einer umfassenden Verbesserung der menschlichen Lebensumstände im Hier und Jetzt überzeugt war – und den Kampf um die Realisierung dieser Möglichkeit forderte und praktizierte.⁶¹⁰ Gerade *weil* der Erste Weltkrieg „die Antithese zur Aufklärung, zur Idealphilosophie eines Kant“⁶¹¹ war, wurde

⁶⁰⁸ SPROLL, Messianisches Denken, in: GRAB (Hrsg.), Gegenseitige Einflüsse, S. 281-333, Zitat: S. 304f.

⁶⁰⁹ „Die Religion des Sozialismus.“ (*Sozialdemokrat* Nr. 234 vom 6.10.1921).

⁶¹⁰ Bezeichnend Eisners Schlusssatz seiner Rede auf dem Berner Sozialisten-Kongress im Februar 1919: „Wir haben keine Geduld mehr, unsere Träume vom Sozialismus in ferne Zeiten zu stellen; *heute* leben wir und heute wollen wir handeln. Handeln wir!! (*Anhaltender brausender Beifall*)“ (Rede abgedruckt in: G. A. RITTER (Hrsg.), Die II. Internationale 1918/19, Bd. I, S. 230-243, hier: S. 243).

⁶¹¹ SALEWSKI, Der Erste Weltkrieg, S. 358.

Eisner zum entschlossensten Kriegsgegner in Deutschland; die Basis dafür bildete dabei ein durch und durch auf die Praxis gerichtetes Philosophieverständnis.

In einem Schreiben an das Münchner Stellvertretende Generalkommando, d. h. direkt an *die* Institution, von der er Repressalien zu gewärtigen hatte, gab Eisner im Februar 1917 über sein Ethos Auskunft: „Der Schriftsteller hat die Aufgabe, die Wahrheit gewissenhaft zu suchen und, wenn er sie gefunden hat, zum Nutzen der Allgemeinheit zu bekennen und zu verbreiten. [...] es wäre verächtliche Feigheit, zumal in Zeiten dieser Weltkatastrophe, die mühsam und mit peinlicher Vorsicht erarbeitete Ueberzeugung zu verschweigen. Die Wahrheit ist das höchste aller nationalen Güter. Ein Staat, ein Volk, ein System, in dem die Wahrheit unterdrückt wird, oder sich nicht hervorwagt, ist wert, so rasch und so endgültig wie möglich zugrunde zu gehen.“⁶¹² So hellichtig wie diese Vorausschau auf die Revolution war Eisners Blick auf die brüchige Grundlage seines Menschenbildes; in einem Brief schrieb er: „Ich glaube an das Gute im Menschen und noch mehr an die schrankenlose Besserungsmöglichkeit - - das ist die Tragödie meines Lebens geworden, die ich doch nicht missen möchte . . .“⁶¹³

Nebenbei überwand die hier skizzierte „Lehre“ auch den revolutionären Attentismus der Vorkriegssozialdemokratie, der mit seinem Dogma von der naturgesetzlich notwendigen Entwicklung der Gesellschaft hin zum Sozialismus ungewollt Passivität und Fatalismus Vorschub geleistet hatte. Eisner lehnte dies strikt ab, er ging von der Gestaltbarkeit der Verhältnisse ebenso aus wie von der persönlichen Verantwortlichkeit jedes Einzelnen. Es besteht kein Zweifel, dass Eisner tief durchdrungen war vom Glauben an seine „Mission“, dem Kriegselend der Gegenwart entgegenzutreten und eine bessere, menschlichere Zukunft herbeizuführen. Nur so lässt sich überhaupt erklären, mit wieviel Zuversicht er den ungleichen und vollkommen aussichtslos erscheinenden Kampf mit den herrschenden Gewalten aufnahm, der nicht wenige persönliche Risiken in sich barg.⁶¹⁴

Diese bereitwillig auf sich zu nehmen, wurde Eisner nicht nur ermöglicht durch einen unerschütterlichen Optimismus, der sich aus der tiefen Überzeugung, in der Sache recht zu haben, speiste, sondern auch durch seinen illusionslosen Realismus. Auch hier kamen ihm seine Erfahrungen aus der

⁶¹² K. EISNER, Unterdrücktes aus dem Weltkrieg, S. 54f.

⁶¹³ Abgedruckt in: BÜCHERGILDE GUTENBERG (Hrsg.), Welt werde froh!, S. 203.

⁶¹⁴ Charakteristisch waren die Ausführungen Eisners in einem Brief an seine Frau vom 10.1.1918, d. h. wenige Wochen vor Ausbruch des Streiks: „Es bedrängt mich eine trübe Ahnung, als ob sich mein Schicksal bald vollenden wird. Ich weiß, daß ich durch Gefahren wandre, die ich deutlich sehe, und gegen die ich doch blind sein will. Aber ich kann nicht anders. Ich könnte niemals mehr frei atmen, wenn ich jetzt nicht das täte, was ich für meine Pflicht halte. Dieser persönlichen Verantwortung und Verpflichtung kann ich nicht mehr ausweichen – um meiner Seele willen. Aber ich gestehe: ich bringe damit ein sehr schweres Opfer. Niemals war ich so innig und freudig ins Leben verflochten wie in diesen Jahren; ich hänge an Dir, an den Kindern, an der vielen Arbeit, die noch nicht getan, an den Gedanken, die in mir noch keimen, an dem Häuschen in der Stille, an den Büchern. Dennoch muß ich mit alldem spielen.“ (F. SCHADE, Kurt Eisner, Zitat: S. 37).

Vorkriegszeit zugute, in der er innerhalb der Partei seine Ansichten meist auf sich allein gestellt gegen schier übermächtige Gegner zu verteidigen gehabt hatte. Im Rückblick auf seine Zeit beim *Vorwärts*, die mit seiner Entlassung geendet hatte, schrieb Eisner 1908: „Wer selbst im Kampfe steht und jahrelang seine bestbegründete Überzeugung nicht gegen die starke Strömung durchzusetzen vermag, dem scheint es bisweilen, als ob seine Mühe vergeblich und als ob die träge schleichende Zeit endlos sei, die dazu gehöre, um neue Anregungen zum Verständnis zu bringen und bessere Einsichten zu verbreiten. (. . .) Wer einer Sache dient und nur einer Sache, muß sich von Anfang an auf jede denkbare Widerwärtigkeit und Enttäuschung gefaßt machen, keine Unannehmlichkeit scheuen und auf keinerlei Dank rechnen (. . .)“⁶¹⁵.

Stärker als solch resignativ klingende Einsichten, die ein Jahrzehnt später noch bestätigt werden sollten, blieb jedoch stets Eisners Sendungsbewusstsein, das sich im Krieg auf seine engsten Vertrauten übertrug.⁶¹⁶ Fechenbach beschrieb später die Münchner USPD als „eine kleine Gemeinde, entschlossen, die Religion des Proletariats auch in dieser Zeit der Lüge und Gewalt hochzuhalten“. Über die Rolle seines Mentors ließ Fechenbach dabei keinen Zweifel: „Eisner hatte es verstanden, seine Anhänger mit dem *Ethos des Kampfes* zu erfüllen, das ihn selbst beseelte: Daß man bereit sein müsse, *für die Idee sich selbst zu opfern*, wenn man wirken wolle.“⁶¹⁷ Mit ähnlichen Worten drückte es Toller aus: „Wenn man die Berufung in sich fühlt, muß man sich opfern. Und wenn man sich ausgewählt fühlt, hat man die Pflicht, sich zu opfern.“⁶¹⁸ Die „Jünger“⁶¹⁹ Eisners, die er 1916/17 um sich geschart hatte, waren nach dem Januarstreik zum größten Teil mit ihm ins Gefängnis gewandert; nach ihrer Entlassung sammelten sie sich sogleich wieder um den „Meister“, den „Prophe-

⁶¹⁵ F. EISNER, *Der Publizist und Politiker*, Zitat: S. 92.

⁶¹⁶ Dieses Sendungsbewusstsein und der damit einhergehende Optimismus lassen sich eindeutig auch bei Fritz Schröder nachweisen (siehe oben Kap. 6.1.6.) und dürfte für den engeren Kreis um Eisner in München charakteristisch gewesen sein. Diese mentale Disposition beschränkte sich aber nicht nur auf diese kleine Personengruppe; der später zur USPD übertretende Parteiredakteur Puchta erklärte – wohl nicht zufällig auf einer Versammlung der Arbeiterjugend – im Juni 1914 in Bayreuth: „Ihr wandelt nicht in flutendem Sonnenschein, Ihr tummelt Euch nicht auf den schimmernden Höhen des Lebens, Euch drückt nicht Reichtum und wunschloses Glück den Freudenkranz aufs Haupt; Ihr kommt aus der Tiefe, Ihr wandelt auf der Schattenseite des Lebens. Euch sang die Arbeit schon ihr Lied, als Ihr noch an der Mutter Brust lagt. Aus Dunkel und Tiefe seid Ihr aufgewachsen; aus der Tiefe, woher alles Große, Hochragende quillt, woher die Schätze kommen, an denen die Menschen sich laben, wo die Quadern behauen werden, auf denen der Bau menschlicher Kultur sich türmt. Ihr seid Kinder der Arbeit, junge Proletarier. Seid stolz auf diesen Namen und lebt so, daß Ihr ihm Ehre macht. [...] Jede Generation modelt, bessert an der Welt. Und Ihr seid die letzte, neueste Generation. Merkt Ihr jetzt, welch gewaltige Pflichten Euch erwachsen? [...] *Seid mutig und trotzig!* Ihr wisst nicht, wie viel Feinde Ihr habt. [...] Wenn Ihr den Feind aber erkannt habt, dann bietet ihm die Stirn, weicht keinen Fußbreit Boden und haltet Euer Banner wie festgenietet in der Faust. Kommt es zum Aeußersten, dann beißt die Zähne zusammen in stolzem Trotz – und tragt es. Sperrt man Euch wegen der Zugehörigkeit zur Jugendbewegung auf Stunden in den Schulkarzer, dann denkt daran, daß mancher Eurer Vorfahren für seine Ueberzeugung Jahre im Kerker saß. Prügelt man Euch aus dem gleichen Grunde und es will Euch das Herz zerspringen von edlem Zorn ob der angetanen Schmach, so wisset: *diese* Schläge erniedrigen Euch nicht. Im Gegenteil: sie ehren und erheben Euch und bedecken den, der Euch schlägt, mit unabwischbarer Schande.“ (*Jungvolk* Nr. 23 vom 5.6.1914).

⁶¹⁷ FECHENBACH, *Der Revolutionär Kurt Eisner*, S. 16 u. 24.

⁶¹⁸ So Toller gegenüber dem vom Staatsanwalt bestellten psychiatrischen Gutachter Mitte 1918. (HEMPEL-KÜTER/MÜLLER, Ernst Toller, in: *Literatur, Politik und soziale Prozesse*, S. 78-106, Zitat: S. 105).

⁶¹⁹ Dieser Begriff wurde bereits zeitgenössisch verwendet; Max Weber attestierte Toller als Zeuge vor Gericht 1919 „eine Jüngernatur“. (Ebd., Zitat: S. 103).

ten⁶²⁰ ihrer Glaubensgemeinschaft, um den Kampf erneut aufzunehmen.⁶²¹ Die Niederlage im ersten Anlauf hatte der Überzeugung, für eine gerechte Sache zu kämpfen, keinen Abbruch getan, eher wohl das Gegenteil bewirkt. Zumal als sich wenige Monate später herausstellte, dass Eisners Warnungen vor dem drohenden Unheil in jeder Hinsicht zutrafen. Die sich abzeichnende Niederlage Deutschlands schuf eine außergewöhnliche politische Konstellation, die den Münchner Unabhängigen, die von ihrer historischen Mission durchdrungen waren, die Möglichkeit eröffnete, Ziele durchzusetzen, die kurz zuvor noch utopisch erschienen waren.

Zu den wenigen Überlieferungen bayerischer Unabhängiger, die nicht zum Umfeld Eisners zählten, gehören einige Briefe des Fürthers Fritz Oerter (der auch in der anarchistischen Bewegung aktiv war⁶²²), die ein weiteres eindrucksvolles Zeugnis für die mehr als nur metaphorische Anwendung religiöser Begriffe auf die Politik abgeben. Im April 1918 schrieb Oerter: „Gewiß, die gegenwärtige Zeit ist schaudervoll genug, daß man die Flinte ins Korn werfen könnte und in moslemischer [sic] Ergebenheit auf das Fatum warten möchte. [...] Und wenn alle den Triumph der Gewalt und nach der Kriegsnot noch eine furchtbare Friedensnot voraussagen, ich weiß, daß es für die Völker eine Rettung aus all der Misere gibt: Das ist der Sozialismus. Die Gegenwart mag hilf- und trostlos sein, die Zukunft ist es nicht, wenn die Völker erkennen, wie nahe ihnen das Heil und die Rettung ist.“⁶²³ In einem Brief an seinen Bruder formulierte Oerter wenig später sein eschatologisches Sozialismusverständnis noch prägnanter:

„Wenn aber das gärende Chaos, in dem wir uns heutzutage befinden, nicht den Untergang aller Kultur und aller Sittlichkeit bedeuten soll, dann muss es etwas unerhört Neues, Grosses und Sittliches gebären, so etwa[s] wie eine neue Religion, eine höhere Ethik, welche die heutige Welt, die ohne dies schon taumelt, völlig zum Sturze bringt. Die Moral der materialistischen Welt mit ihrem Kapitalismus [und] Imperialismus aber auch mit ihrer nicht minder materialistisch verseuchten Sozialdemokratie hat den Krieg ermöglicht und die Gewalt herbeigerufen. Nur ein tief im Religiösen

⁶²⁰ Theodor Wolff notierte Ende November 1918 über seine Erlebnisse in München: „Dort sitzt Eisner, mit Revolutionsbart u. langen grauen Haaren, im Bratenrock und etwas zu kurzen Hosen, zwischen 3 jungen Leuten, Studenten od. dergl. aus München, wie der Prophet zwischen den Jüngern“. (Abgedruckt in: P. WALTHER (Hrsg.), *Endzeit Europa*, S. 355). Zum dritten Todestag Eisners schrieb die *Oberfränkische Volkszeitung*: „So war Eisner eine ganz eigenartige Erscheinung innerhalb unseres politischen Lebens. Seinesgleichen lebt nicht mehr unter uns. Einen Wegweiser und Zielsetzer verlor die Arbeiterschaft in ihm, dessen sie mehr als je bedürfte. Er war Prophet und erfuhr herbes Prophetenschicksal.“ (OVZ Nr. 43 vom 21.2.1922).

⁶²¹ Eisners Führungsanspruch und –stil fehlten dabei wohlgerne jegliche autoritäre Züge; ihm ging es um geistige Anleitung, argumentatives Einwirken und Erziehung zu selbständigem Denken, nicht um die rigorose Durchsetzung einer statischen Parteideologie. Symptomatisch dafür war eine Äußerung während des Januarstreiks: „Ich habe nur das Interesse, diese Bewegung durchzuführen und dann werde ich wieder verschwinden. Die Arbeiter sollen ihre Angelegenheiten selbst ordnen, sie brauchen keine Führer.“ (MP Nr. 27 vom 1.2.1918).

⁶²² Kontakte zwischen der anarchistischen Bewegung und der USPD lassen sich außerhalb Münchens kaum feststellen; der einzige gesicherte Fall liegt bei Fritz Oerter vor, der bereits vor dem Weltkrieg in anarchistischen bzw. syndikalistischen Organisationen aktiv war und sich später offenbar parallel dazu für die USPD engagierte. (Vgl. Helge DÖHRING, *Damit in Bayern Frühling werde! Die syndikalistische Arbeiterbewegung in Südbayern 1914–1933*, Lich/Hessen 2007).

⁶²³ F. Oerter an F. Köster (Abdruck) vom 10.4.1918. (KrA, StellGenKdo III. AK 202).

verankerter, alle Lebensregungen und Strömungen umfassender Sozialismus kann der Welt Erlösung und Frieden bringen.“⁶²⁴

Die Anleihen bei christlichen Denk- und Begriffskategorien finden sich in der Rhetorik und im Denken Eisners am eindeutigsten wieder,⁶²⁵ die Zitate von Oerter belegen jedoch, dass es sich dabei um ein Phänomen handelte, das sich nicht einfach auf die (unbestrittene) Wirkung Eisners zurückführen lässt. In dieser geistigen Strömung drückte sich ein Welt- und Menschenbild aus - von „Ideologie“ zu sprechen, erscheint wenig angemessen, eher von „Gesinnung“ -, das mit der materialistischen Grundlage der marxistischen Orthodoxie wenig gemein hatte (von der Unerbittlichkeit und dem Zynismus Lenins ganz zu schweigen), aber sich dem sozialdemokratischen Traditionserbe dennoch verpflichtet fühlte durch den Glauben an eine innerweltliche Erlösung. Eine solche Welt-sicht hatte in der USPD ihren natürlichen Ort, auch wenn es in der Partei eine starke Strömung gab, die Kautskys deterministischer Analyse verhaftet blieb, sich in ihrem Fortschrittsglauben aber doch mit Eisner traf.⁶²⁶ Der Unterschied zur Mehrheitssozialdemokratie lag weniger in der heilsgeschichtlich aufgeladenen Sozialismusvorstellung an sich, sondern in der Überzeugung, *hic et nunc* über die Tagespolitik hinaus wirken zu können, ja dazu moralisch verpflichtet zu sein. Der Kampf um eine als gerecht empfundene Welt- und Gesellschaftsordnung wurde von den führenden bayerischen Unabhängigen nicht *ad calendas graecas* vertagt, sondern bereits aufgenommen, als ihre Gegner auf dem Höhepunkt ihrer Macht zu stehen schienen. Dies war die bedeutendste Leistung der USPD, an der sich das Urteil über die Partei in erster Linie zu orientieren hat.

6.7 Exkurs III: Die USPD und der Kampf um die Deutungshoheit – „Fronterlebnis“, „Dolchstoßlegende“ und „Kriegsunschuldlegende“

Die Gegner der USPD konnten ihre Macht - nach innen wie nach außen hin - v. a. auf die Armee stützen; solange diese ein zuverlässiges Instrument der Obersten Heeresleitung war, blieben alle Zielvorstellungen der SPD-Minderheit bzw. der USPD von einer Realisierung denkbar weit entfernt.⁶²⁷ Im Zeichen des nationalen Schulterschlusses bei Kriegsbeginn schien sich zunächst auch

⁶²⁴ F. Oerter an S. Oerter (Abdruck) vom 2.6.1918. (KrA, MKr 11529).

⁶²⁵ Eisners Rede auf dem Berner Sozialisten-Kongress im Februar 1919 kulminierte in dem Ausruf: „Und nun [...] helfen wir einander, die Erlösung zu schaffen und die neue Welt aufzubauen. Gehen wir nicht auseinander, ehe wir uns gelobt haben: Bis zum Tode getreu der Sache der Freiheit, Menschlichkeit, des Sozialismus.“ (Rede abgedruckt in: G. A. RITTER (Hrsg.), Die II. Internationale 1918/19, Bd. I, S. 230-243, hier: S. 243).

⁶²⁶ Zum Jahreswechsel 1914/15 schrieb die *Oberfränkische Volkszeitung*: „Wer offenen Auges durchs Leben wandelt und als beobachtender und erkennender Mensch den Zusammenhang der Dinge und die wirklichen Ursachen des menschlichen Denkens, Handelns und Tuns begriffen hat, der wird nicht zaghaft und schwarzseherisch die kommenden Dinge erwarten, sondern voll Selbstvertrauen und im festen und unerschütterlichen Glauben an die siegende Kraft der sozialistischen Ideen. Nicht losgelöst von den wirklich vorhandenen Verhältnissen und künstlich zusammenkonstruiert steht die Weltanschauung des Proletariats da, sondern wurzelnd in der Erkenntnis der Entwicklung vom Niedern zum Höheren.“ (OVZ Nr. 305 vom 31.12.1914).

⁶²⁷ Zu diesem Abschnitt siehe JÄGER, Historische Forschung; KRUSE, Krieg und nationale Integration, S. 184-195; ders., Krieg und Klassenheer, in: GG 22 (1996), S. 530-561; ders., Der Erste Weltkrieg, S. 58-66; LIPP, Meinungslenkung im Krieg; Peter SCHADE,

der lange Zeit gefürchtete „zersetzende“ Einfluss der Sozialdemokratie auf die Armee verflüchtigt bzw. als Illusion erwiesen zu haben; der spätere preußische Kriegsminister Adolf Wild von Hohenborn brachte seine Einschätzung, die im Militär wohl weit verbreitet war, im Oktober 1914 drastisch zum Ausdruck: „Die Führer bleiben Halunken. Die Sozen in der Front sind untadelhaft. In der Armee gibts keine Sozen! Nur brave Soldaten! . . . Die Sozialdemokratie kann einpacken.“⁶²⁸

Dank einiger neuerer Studien, die sich auf die Auswertung von Feldpresse, Feldpostbriefen sowie militärischen Akten stützen, kann inzwischen zumindest ansatzweise beurteilt werden, welche (oft nur im weiteren Sinne) politischen Vorstellungen der einfache Soldat, der „kleine Mann“ im Heer tatsächlich während des Krieges entwickelt, welche der angebotenen Deutungen er übernommen hat - und welche ohne größere Resonanz blieben. Die methodischen Hindernisse, die dieser Fragenkomplex aufwirft, sind dabei erheblich, handelt es sich dabei doch um kollektivpsychologische Phänomene, die sich nicht einfach mit der Summierung individueller Zeugnisse beschreiben lassen. Sonnenburg, der Pressereferent im Bayerischen Kriegsministerium, hat zutreffend bemerkt: „Der Mann an der Front hat sich daran gewöhnt, dem Augenblick zu leben, sich vom Augenblick beeinflussen zu lassen – und es ist daher äußerst schwierig, seine Stimmung zu fixieren.“⁶²⁹ Diese Feststellung trifft sich mit dem Befund von Gerd Krumeich: „Man darf sich das Kriegserlebnis also nicht als Akkumulation von erlebter Grausamkeit vorstellen; was auf Dauer geschah, war ein Sich-Einrichten in eine Situation, deren dramatische und dehumanisierende Dimension ereignisweise immer wieder ins Bewußtsein treten konnten, aber zugleich von der Gewöhnung an die Normalität immer stärker zugedeckt wurde.“⁶³⁰ Bernd Hüppauf ergänzte dazu: „Die Routine des Alltags an der Front, zu der Schanzen, Essenhohlen, Munition tragen, Stürmen und Sterben gehörten, scheint für die meisten Soldaten einen Grad der Gewöhnung erreicht zu haben, daß nur wenige die Frage nach Alternativen zu diesem Alltag gestellt und noch weniger solche Alternativen gesucht haben.“⁶³¹

Die aufwändigen Versuche der jüngeren Forschung, über das „Fronterlebnis“ genaueren Aufschluss zu gewinnen, haben sich auf jeden Fall gelohnt; nicht zuletzt weil so Zusammenhänge zwi-

Nachrichtenpolitik und Meinungssteuerung im Kaiserreich. Dargestellt an der deutschen Kriegsideologie und Propaganda für die Massen im Ersten Weltkrieg 1914-1918, Hannover 1998; Bernd ULRICH, Die Augenzeugen. Deutsche Feldpostbriefe in Kriegs- und Nachkriegszeit 1914-1933, Essen 1997; ders./Benjamin ZIEMANN (Hrsg.), Krieg im Frieden. Die umkämpfte Erinnerung an den Ersten Weltkrieg. Quellen und Dokumente, Frankfurt/Main 1997, v. a. Einleitung, S. 7-23 und ZIEMANN, Front und Heimat, S. 120-289.

⁶²⁸ DEIST, Armee und Arbeiterschaft, in: Francia 2 (1974), S. 458-481, Zitat: S. 471.

⁶²⁹ ZIEMANN, Front und Heimat, Zitat: S. 163.

⁶³⁰ KRUMEICH, Der Erste Weltkrieg als Religionskrieg, in: Ders./LEHMANN (Hrsg.), „Gott mit uns“, S. 273-283, hier: S. 274.

⁶³¹ Bernd HÜPPAUF, Über den Kampfgeist. Ein Kapitel aus der Vor- und Nachbereitung eines Weltkriegs, in: Anton-Andreas GUHA/Sven PAPCKE (Hrsg.), Der Feind, den wir brauchen oder: Muß Krieg sein?, Königstein/Ts. 1985, S. 71-98, hier: S. 87f.

schen dem „Fronterlebnis“ und mentalen Dispositionen der Nachkriegszeit klarer wurden,⁶³² die für das politische Geschehen in der Weimarer Republik unverzichtbare Erklärungen liefern. Für mentalitätsgeschichtliche Studien bleibt noch ein weites Feld, da für Deutschland mehr als für jede andere Nation gilt: „Die Unverhältnismäßigkeit zwischen dem Kriegserlebnis und der anschließenden Reaktion auf das vier Jahre währende Blutbad bedeutete nichts anderes, als daß der Krieg in seiner allerwichtigsten Bedeutung, das heißt als soziales, politisches und vor allem existenzielles Problem, ins Reich des Unbewußten oder genauer gesagt, ins Reich des bewußt Unterdrückten verbannt wurde.“⁶³³

Für den hier behandelten Zusammenhang gilt es v. a. den Einfluss der Vorstellungen der USPD auf die Soldaten an der Front zu klären sowie umgekehrt die Wirkung des Krieges auf die Partei, ihre Träger und ihre Handlungsmöglichkeiten. Für die USPD selbst hatte der Krieg praktisch konstitutiven Charakter. Der als notwendig erachtete Kampf gegen einen als barbarisch und verhängnisvoll erkannten Krieg hatte den entscheidenden Impetus für die Formierung der Partei gebildet, erst das Eintreten einer Extremsituation ermöglichte die Spaltung der Sozialdemokratie in dieser Form. Bei Eisners jüngeren Gefolgsleuten und anderen Parteimitgliedern dieser Generation spielte bei der Herausbildung ihres politischen Weltbildes eine einschneidende Erfahrung mit hinein: Das „Fronterlebnis“, das die jugendliche Unbekümmertheit, von der die partielle Kriegsbegeisterung im Sommer 1914 vor allem gezehrt hatte, innerhalb kürzester Zeit zermalmt und nach ganz neuen Interpretationen und Mechanismen der psychischen Verarbeitung verlangte.⁶³⁴ Nahezu allen Soldaten, die zum Kampfeinsatz kamen, war gemeinsam die schockartige Konfrontation mit einer neuartigen Kriegsführung, die mit den zuvor propagierten – und meist kritiklos verinnerlichten – Idealen heldenhafter Bewährung des handelnden Individuums im Dienste des Vaterlandes denkbar wenig

⁶³² Auch zum „Augusterlebnis“ gab es Querverbindungen: „Das Front-Erlebnis war insofern die Kehrseite des August-Erlebnisses, als das Sterben und Leiden in anonymen Massen nichts Verführerisch-Befreiend-Utopisches hatte. Seine Egalität und Fraternität war rein negativ-destruktiv, und diejenigen, die an ihm teilhatten, machten sich keine Illusionen. Sie waren und sie empfanden sich als eine Schicksalsgemeinschaft des Kanonenfutters.“ (SCHIVELBUSCH, *Die Kultur der Niederlage*, S. 277).

⁶³³ Modris EKSTEINS, *Tanz über Gräben. Die Geburt der Moderne und der Erste Weltkrieg*, Reinbek bei Hamburg 1990, S. 382.

⁶³⁴ Zum „Fronterlebnis“ siehe auch BARTH, *Dolchstoßlegenden*, S. 67-75; BECKER/KRUMEICH, *Der Große Krieg*, S. 165-173; BERGHAIN, *Sarajevo*, S. 108-112; ENCKE, *Augenblicke der Gefahr*, passim; EKSTEINS, *Tanz über Gräben*, S. 150-291; FERGUSON, *Der falsche Krieg*, passim; Gerhard HIRSCHFELD/Gerd KRUMEICH/Irina RENZ (Hrsg.), *Die Deutschen an der Somme 1914-1918. Krieg, Besatzung, Verbrannte Erde*, Essen 2006; Bernd HÜPPAUF, „Der Tod ist verschlungen in den Sieg.“ *Todesbilder aus dem Ersten Weltkrieg und der Nachkriegszeit*, in: Ders. (Hrsg.), *Ansichten vom Krieg*, S. 55-91; Klaus LATZEL, *Die mißlungene Flucht vor dem Tod. Töten und Sterben vor und nach 1918*, in: DUPPLER/GROSS (Hrsg.), *Kriegsende 1918*, S. 183-199; Klaus LATZEL, *Die Soldaten des industrialisierten Krieges – „Fabrikarbeiter der Zerstörung“? Eine Zeugenbefragung zu Gewalt, Arbeit und Gewöhnung*, in: SPILKER/ULRICH (Hrsg.), *Der Tod als Maschinist*, S. 124-141; Anne LIPP, *Erfahrungsraum „Front“*, in: ROTHER (Hrsg.), *Der Weltkrieg*, S. 58-67; W. MOMMSEN, *Kriegsalltag und Kriegserlebnis im Ersten Weltkrieg*, in: Ders., *Der Erste Weltkrieg*, S. 137-154; A. REIMANN, *Der große Krieg der Sprachen*, passim; Hew STRACHAN, *Ausbildung, Kampfgeist und die zwei Weltkriege*, in: THOSS/VOLKMANN (Hrsg.), *Erster Weltkrieg – Zweiter Weltkrieg*, S. 265-286; ULRICH, *Kampfmotivationen*, in: STIETENCRON/RÜPKE (Hrsg.), *Töten im Krieg*, S. 399-419; Bernd ULRICH/Benjamin ZIEMANN, *Das soldatische Kriegserlebnis*, in: KRUSE (Hrsg.), *Eine Welt von Feinden*, S. 127-158 und Benjamin ZIEMANN, *Das „Fronterlebnis“ des Ersten Weltkrieges – eine sozialhistorische Zäsur? Deutungen und Wirkungen in*

zu tun hatte. Ernst Toller, der selbst als Freiwilliger euphorisch in den Krieg gezogen war, hat diesen millionenfach vonstatten gegangenen Prozess in beredte Worte gefasst: „Dreizehn Monate bleibe ich an der Front, die großen Empfindungen werden stumpf, die großen Worte klein, Krieg wird zum Alltag, Frontdienst zum Tagwerk, Helden werden Opfer, Freiwillige Gekettete, das Leben ist eine Hölle, der Tod eine Bagatelle, wir alle sind Schrauben einer Maschine, die vorwärts sich wälzt, keiner weiß, wohin, die zurück sich wälzt, keiner weiß, warum, wir werden gelockert, gefeilt, angezogen, ausgewechselt, verworfen – der Sinn ist abhandengekommen, was brannte, ist verschlackt, der Schmerz ausgelaugt, der Boden, aus dem Tat und Einsatz wuchsen, eine öde Wüste.“⁶³⁵

Dies war nicht nur die Wahrnehmung eines sensiblen Intellektuellen, der durch die Katharsis des Fronterlebnisses eine radikale Wandlung vom kriegsbegeisterten Nationalisten zum überzeugten Pazifisten durchgemacht hatte. Ein bayerischer Landwehrmann hatte sich bereits im Oktober 1914 in die gleiche Richtung geäußert, als er schrieb: „Ich weiß gar nicht, wofür weiter gekämpft werden soll, vielleicht, weil die Zeitungen die Geschichte in einem anderen Lichte erscheinen lassen, als es in Wirklichkeit eigentlich ist . . . Wer für den Krieg weiter ist, der ist überhaupt kein Mensch mehr. Die Not könnte größer nicht sein, im Feindesland und auch daheim. Es können das nur Leute sein, die von allem keine Ahnung haben.“⁶³⁶ Zur gleichen Zeit fragte sich ein anderer Frontsoldat in einem Brief, der in der *Fränkischen Tagespost* abgedruckt wurde: „Wie lange wird der Krieg noch dauern? Wie viel solch Elend wird man noch erleben müssen? Gibt es gar keinen Weg, um endlich dieses himmelschreiende Unheil zu bekämpfen?“⁶³⁷ Für den begrenzten Zugriff der Zensur in dieser Phase spricht auch ein Brief, der in der *Oberfränkischen Volkszeitung* veröffentlicht werden konnte; darin berichtete der Sohn eines sozialdemokratischen Parteigenossen von der Westfront: „Es ist hier alles ein grauenerregender Anblick. Ueberall Verwundete und Tote, brennende Städte und Dörfer. Ich wollte, daß dieses schreckliche Morden bald ein Ende hätte. Euch alles zu schildern, was sich meinen Blicken darbot, sträubt sich mein Bleistift.“⁶³⁸

Auch wenn sich die Liste derartiger Äußerungen noch beliebig fortsetzen ließe, sind weiter gehende Generalisierungen nicht angebracht, da der Diskurs eben auch eine andere Seite hatte (oder besser: viele andere Seiten). Durchhalteparolen kamen nicht nur von der bürgerlichen Presse und der Regierung, sie wurden auch von Sozialdemokraten verbreitet. In einem Brief an seine Augsburger Par-

Deutschland und Frankreich, in: Hans MOMMSEN (Hrsg.), *Der Erste Weltkrieg und die europäische Nachkriegsordnung. Sozialer Wandel und Formveränderung der Politik*, Köln – Weimar – Wien 2000, S. 43-82.

⁶³⁵ TOLLER, *Eine Jugend in Deutschland*, S. 54.

⁶³⁶ AY, *Entstehung einer Revolution*, Zitat: S. 103.

⁶³⁷ KRUSE, *Krieg und nationale Integration*, Zitat: S. 186.

⁶³⁸ OVZ Nr. 213 vom 12.9.1914.

teigenossen schrieb ein Landwehrmann Ende 1914 von der Front: „Erhaltet das Geschaffene, das wir mühsam seit Jahren mit großen Opfern aufgebaut haben. Wir geben gerne fürs Vaterland das Leben; rechts und links, wohin wir schauen, ist für Volk und Heimat die fremde Erde mit Herzblut gedüngt worden; auch ferner sind wir jede Stunde bereit, die Liebe zum Vaterlande mit dem Tode zu besiegeln, bis Deutschland frei ist. Von Euch aber erwarten wir mit fester Zuversicht, daß der stolze Bau unserer Ideale während dieser schweren Zeit unversehrt erhalten bleibt.“⁶³⁹ In dieser Deutung wurde dem Krieg bzw. dem Kriegseinsatz ein ganz konkreter und fassbarer „Sinn“ zugeschrieben, der auch schreckliches Leid erträglich erscheinen ließ (und die „Heimatfront“ mit in die Pflicht nahm). Die „Verarbeitung“ des Fronterlebnisses sowie die Anpassung der Handlungs- und Denkweisen an die Erfahrung ständiger existenzieller Bedrohung verliefen demnach nicht nach einem einheitlichen Schema, sondern zeigten sich in höchst vielfältiger Natur. Dies galt auch für die Konsequenzen für die politischen Ansichten des Einzelnen, die insgesamt eine ganz erhebliche Stabilität an den Tag legten.⁶⁴⁰ Dennoch lassen sich für die Entwicklung der Stimmung an der Front mehrere unterscheidbare Phasen markieren.⁶⁴¹

In den ersten Kriegsmonaten, die an der West- wie an der Ostfront noch durch den Bewegungskrieg gekennzeichnet waren, herrschte bei einer großen Zahl von Soldaten noch eine außerordentliche Einsatz- und Opferbereitschaft vor, der eine rasche Desillusionierung durch die hohen Verluste und die schikanöse Behandlung bis hin zu Misshandlungen durch die Vorgesetzten folgte. Nachdem die durch die deutschen Anfangserfolge genährte Aussicht auf ein rasches Kriegsende an den Realitäten des Grabenkrieges zerschellt war, machte sich unter den Soldaten der Wunsch nach einer baldigen Beendigung des Krieges breit, der vorerst wohlgerne noch keine politischen Implikationen aufwies und auch noch nicht zu einer Gefährdung der disziplinarischen Ordnung führte. Die Hoffnungen auf einen doch noch zu erreichenden deutschen Sieg und der Glaube an den Verteidigungscharakter des Krieges hielten die Durchhaltebereitschaft aufrecht, auch wenn die Verluste in den Materialschlachten von 1916 zu einer merklichen Stimmungsverschlechterung führten.

Erste versteckte Drohungen mit Bezug auf eine „Revolution“ wurden 1917 laut, die trotz einer wachsenden Politisierung unter den Mannschaften noch nicht die Abwehrbereitschaft beeinträchtigten; vorherrschend blieb eine Haltung der passiven Resignation. Im Vorfeld der deutschen Frühjahrsoffensive von 1918 führten die damit verbundenen Hoffnungen auf ein baldiges Kriegsende

⁶³⁹ SVZ Nr. 304 vom 30.12.1914.

⁶⁴⁰ Dies betont insbesondere Ziemann (vgl. Das „Fronterlebnis“ des Ersten Weltkrieges, in: H. MOMMSEN (Hrsg.), *Der Erste Weltkrieg*, S. 43-82) gegen die lange vorherrschende Sicht, das Kriegserlebnis habe bei der davon betroffenen Generation einen tiefgreifenden Mentalitätswandel herbeigeführt.

⁶⁴¹ Siehe dazu auch Manfred HETTLING/Michael JEISMANN, *Der Weltkrieg als Epos*. Philipp Witkops „Kriegsbriefe gefallener Studenten“, in: HIRSCHFELD u. a. (Hrsg.), „Keiner fühlt sich hier mehr als Mensch . . .“, S. 205-234.

noch einmal zu einem spürbaren Anwachsen der Zuversicht, das sich allerdings als Strohfeder erwies, sobald das Scheitern der Angriffe deutlich geworden war. Ab Juli 1918 begann dann die rasche Zersetzung der Kampfmoral beim Westheer, die eine unaufhaltsame Eigendynamik entfaltete, obwohl – oder vielleicht gerade weil – es sich dabei um einen ungesteuerten Prozess handelte.⁶⁴² „Aus heutiger Perspektive ist eindeutig feststellbar, daß die Tätigkeit angeblicher ‚Hetzer‘ sehr gering war. Zwar versuchten Kriegsgegner tätig zu werden, doch übten sie bis zum Schluß des Krieges keinen Einfluß in der Armee aus, weil das organisatorische Umfeld fehlte.“⁶⁴³ Der Unabhängige Richard Müller hatte schon viel früher ein realistisches Urteil gefällt: „Es wäre gewiß für die revolutionäre Entwicklung sehr wertvoll gewesen, wenn den Soldaten Aufklärung darüber hätte gegeben werden können, was nach dem militärischen Zusammenbruch und nach dem Sturz der kapitalistischen Herrschaft geschehen mußte. Es mag auch heute Leute geben, die in dem Versagen der revolutionären Propaganda auf diesem Gebiet einen schweren Fehler sehen. Aber eine solche Aufklärung war an der Front und selbst unter den Truppen, die in der Heimat standen, ganz unmöglich.“⁶⁴⁴

Als Konstante blieb bei den Mannschaftssoldaten, sieht man von den ersten Kriegswochen ab, eine ausgeprägte Friedenssehnsucht, verbunden mit dem Wunsch nach Rückkehr in die Heimat. Weit verbreitet war ein tief sitzender Fatalismus, entsprungen den Ohnmachtserfahrungen in einem autoritären Militärsystem, das die Ungerechtigkeiten der Klassengesellschaft noch verschärfte,⁶⁴⁵ und der Konfrontation mit den Destruktionserfahrungen des industrialisierten Krieges. „Jeder, der im Schützengraben ist schimpft u. flucht über diesen Massenmord“⁶⁴⁶, hieß es in einem Feldpostbrief vom Mai 1917. Der Verfasser eines anderen ging noch weiter: „Wenn nur einmal dieser Krieg ein Ende hätte, Krieg kann man da gar nicht mehr sagen, wir haben dafür ein ganz anderes Wort. Am liebsten wäre es mir ich wäre überhaupt nicht mehr am Leben, ich wäre nicht geboren.“⁶⁴⁷ Eine positive Identifikation mit dem Kampfgeschehen à la Ernst Jünger hielt sich nur bei einem kleinen Teil der Frontsoldaten, meist bei solchen mit akademischer Bildung. Die Wirkung des herrschenden Nationalismus ging über diese überschaubare Gruppe sicher weit hinaus und kannte viele Abstufungen. Ob die Behauptung, „die Soldaten sind zu dem, was sie getan haben, nicht gezwungen

⁶⁴² Der auch in neuesten Darstellungen noch aufzufindende Hinweis auf „kommunistische Propaganda“ (HOWARD, Kurze Geschichte des Ersten Weltkriegs, S. 156), die für die Zersetzung der Kampfmoral beim Westheer verantwortlich gewesen sein soll, geht an den Tatsachen nahezu vollkommen vorbei. Die Spartakusgruppe sowie die winzigen linksradikalen Splittergruppen verfügten über keine schlagkräftige Organisation, geschweige denn über Möglichkeiten, ihre Ziele in nennenswertem Umfang bei den Fronttruppen publik zu machen.

⁶⁴³ BARTH, Dolchstoßlegenden, S. 65.

⁶⁴⁴ R. MÜLLER, Vom Kaiserreich zur Republik, S. 153.

⁶⁴⁵ Kurt Tucholsky, später ebenfalls Mitglied der USPD, stellte Mitte 1916 fest: „Der Kriegsschauplatz zerfällt nach wie vor in zwei große Parteien. Nicht etwa Russen und Deutsche; sondern in Vorgesetzte und Mannschaften.“ (Abgedruckt in: P. WALTHER (Hrsg.), Endzeit Europa, S. 270).

⁶⁴⁶ ZIEMANN, Front und Heimat, Zitat: S. 235.

⁶⁴⁷ Ebd., Zitat: S. 241.

worden, sondern sie waren damit einverstanden⁶⁴⁸, in dieser pauschalen Form den Tatsachen entspricht, kann bezweifelt werden. Damit bleibt die verstörende Frage: „Warum hat sich das Gemetzel so lange hingezogen? Warum haben die Soldaten, auf allen Seiten, nicht einfach die Waffen niedergelegt?“⁶⁴⁹ Mit einer eindimensionalen Erklärung wird es auch hier nicht getan sein.⁶⁵⁰

Um die Kampfmoral aufrechtzuerhalten, griff die 3. OHL jedenfalls auch zu neuartigen Mitteln; die zentrale Rolle spielte der im Sommer 1917 eingeführte so genannte „Vaterländische Unterricht“ mit dem Ziel, „Siegesbewußtsein, Pflichttreue und Mannesstolz“⁶⁵¹ zu fördern, d. h. auf mehr oder weniger subtile Weise die Mannschaftssoldaten im gewünschten Sinne zu indoktrinieren, dabei auf das durchaus vorhandene Interesse an politischen Themen eingehend (den aus der Arbeiterschaft stammenden Soldaten galt besondere Aufmerksamkeit⁶⁵²). Ziel des Unterrichts und diverser anderer Instrumente war es, den militärinternen Diskurs zu steuern und den schrecklichen Erlebnissen der Soldaten Deutungs- und Identifikationsangebote entgegenzustellen, die die Kampfmoral festigen und Forderungen nach einem Verständigungsfrieden diskreditieren sollten. Geleitet wurde die militärische Führung dabei von der zum Dogma erhobenen Theorie, dass sich im Kampf die höhere Qualität der eigenen Soldaten gegenüber der quantitativen Überlegenheit des Gegners durchsetzen würde;⁶⁵³ um dies zu gewährleisten, galt es gerade die „Kampfmoral“ hochzuhalten bzw. wiederherzustellen. Wirksamer als die Abwertung des „Feindes“ waren die Versuche, positive Selbstbilder und Kriegslegitimationen zu verbreiten, die von der schlichten Verteidigung der Heimat bis zu einem Sendungsbewusstsein gehen konnte, das auf germanisch-völkisch begründetem Überlegenheitsanspruch gegründet wurde. Eine Mentalität, die dem Krieg positiv gegenüberstand, konnte damit nur bei einem sehr kleinen Teil der Soldaten generiert werden, der dann allerdings später zum typischen und allein repräsentativen „Frontkämpfer“ hochstilisiert wurde, der den „Stahlgewittern“ widerstanden hatte. Bei der Masse der Soldaten ging es schlicht darum, die „Durchhaltebereitschaft“ zu stabilisieren.

⁶⁴⁸ BECKER/KRUMEICH, *Der Große Krieg*, S. 240.

⁶⁴⁹ EKSTEINS, *Deutschland und der Große Krieg*, in: *APZ H.* 50-51/2008, S. 3-6, hier: S. 4.

⁶⁵⁰ Modris Eksteins beantwortet diese Frage folgendermaßen: „Der Grund dafür war ein außerordentlich starker sozialer Zusammenhalt, ein Gemeinschafts- und Pflichtgefühl auf allen Seiten, das heute nur schwer vorstellbar ist – Loyalität gegenüber der Familie, Freunden, Gott und dem Vaterland. Und schließlich, allen voran, Loyalität gegenüber den Kameraden.“ (Ebd.).

⁶⁵¹ FRIES, *Die große Katharsis*, Bd. 1, Zitat: S. 231.

⁶⁵² Dies geschah etwa dadurch, dass die sozialen Errungenschaften Deutschlands als besonders verteidigungswert dargestellt wurden, eine Methode, die auch die Mehrheitssozialdemokratie übernahm.

⁶⁵³ Diese Vorstellung der Überlegenheit der Qualität über die Quantität wurde von der deutschen Propaganda ganz gezielt gefördert (vgl. BARTH, *Dolchstoßlegenden*, S. 119). Sie entsprach offenbar einem weiter verbreiteten Gefühl; Thomas Mann schrieb dazu 1914: „Deutschlands Sieg wird ein Paradoxon sein, ja ein Wunder, ein Sieg der Seele über die Mehrzahl – ganz ohnegleichen.“ (T. MANN, *Gedanken im Kriege*, in: Ders., *Essays II*, S. 27-46, hier: S. 34). In den Richtlinien für den Angriff der 17. Armee hieß es dementsprechend: „Je länger der Krieg dauert, desto wichtiger wird die Wahrung des wehrhaften Geistes der Truppe. Sieger wird heute derjenige sein, der das Gefecht genießt, der an seine eigene Fähigkeit und an den Erfolg glaubt.“ (STRACHAN, *Kampfgeist*, in: THOSS/VOLKMANN (Hrsg.), *Erster Weltkrieg – Zweiter Weltkrieg*, S. 265-286, Zitat: S. 277).

In der zweiten Kriegshälfte waren nach und nach alle publizistischen Organe an der Front in den direkten Zugriff der militärischen Leitung gelangt und einer zunehmenden Professionalisierung unterworfen worden. Oberst Hans von Haefen, der Leiter der Abteilung Auslandspropaganda, hielt Anfang 1918 in einer Denkschrift fest: „Worte sind heute Schlachten. Richtige Worte gewonnene Schlachten, falsche Worte verlorene Schlachten.“⁶⁵⁴ Welche Bedeutung der Kampf um die politische Deutungshoheit - an der Front wie in der Heimat - hatte, war der OHL voll bewusst. Ludendorff hatte sogar wiederholt die Einrichtung eines zentralen Aufklärungsamtes, d. h. eines „Propagandaministeriums“, angeregt, wozu es allerdings nie kam.⁶⁵⁵ Über die Breitenwirkung des von oben gelenkten Durchhaltediskurses gehen die Meinungen in der Forschung auseinander.⁶⁵⁶ „Bedeutsam hingegen war der offizielle Kriegsdiskurs als Instanz, welche die soldatischen Kriegserfahrungen in sprachliche und bildliche Deutungsmuster überführte. Damit schuf er das einzige sprachliche und bildliche Zeichensystem, um über soldatische Kriegserfahrungen zu kommunizieren. Insofern erschöpft sich die Bedeutung des meinungslenkenden Kriegsdiskurses nicht in seinen unmittelbaren Tageserfolgen. Sie ist vielmehr in den kommunikativen Strukturen zu sehen, die dieser Diskurs verfestigte, neu schuf oder verdrängte“⁶⁵⁷. Diese auf breiter Quellengrundlage gewonnene Feststellung verweist bereits auf die Nachkriegszeit – auf die weiter unten zurückzukommen sein wird – und besagt implizit, dass es den Kriegsgegnern, d. h. vor allem der SPD-Parteiopposition bzw. der USPD, während des Krieges *nicht* gelang, eine Art „Gegenöffentlichkeit“ zu schaffen bzw. ein parallel wirkendes, der offiziellen Propaganda entgegengesetztes Deutungsmuster zu etablieren, das die mentalen Bedürfnisse der Frontsoldaten befriedigte.

Den Zielen der militärischen Führung standen die Absichten der USPD naturgemäß diametral entgegen. Die von der neuen Partei ausgehenden Gefahren thematisierte die OHL frühzeitig und bereits im Juli 1917 sagte sie der „die Manneszucht im höchsten Masse schädigende[n] Wühlarbeit“⁶⁵⁸

⁶⁵⁴ UZIEL, Die Entwicklung der deutschen militärischen Propaganda, in: THOSS/VOLKMANN (Hrsg.), Erster Weltkrieg – Zweiter Weltkrieg, S. 301-321, Zitat: S. 306.

⁶⁵⁵ Vgl. SCHMIDT, Belehrung – Propaganda - Vertrauensarbeit, S. 174-176.

⁶⁵⁶ Lipp geht davon aus, dass sich die Erfolge „schwerlich bestimmen“ lassen (Meinungslenkung im Krieg, S. 308). Ziemann, der sich in seiner Untersuchung auf Soldaten aus dem katholisch-ländlichen Südbayern beschränkt, behauptet: „In der Praxis stieß die Aufklärungsarbeit im Feldheer auf mannigfache Hindernisse, die letztlich einem weitgehenden Scheitern gleichkamen.“ (Front und Heimat, S. 129). Ähnlich äußert sich Barth: „Sie [d. h. die Propaganda des Vaterländischen Unterrichts; B. A.] ging an der breiten Masse der Soldaten vorbei und erreichte nur diejenigen, die ohnehin dafür empfänglich waren.“ (Dolchstoßlegenden, S. 25). Strachan wiederum wendet sich gegen eine vorschnelle Charakterisierung der Versuche zur Meinungslenkung als ineffektiv und fordert, zumindest in Erwägung zu ziehen, dass die lang anhaltende hohe Schlagkraft des deutschen Heeres auch mit der von Ludendorff in die Wege geleiteten Propaganda für die Truppe zusammenhing (vgl. Kampfgeist, in: THOSS/VOLKMANN (Hrsg.), Erster Weltkrieg – Zweiter Weltkrieg, S. 265-286, hier: S. 268).

⁶⁵⁷ LIPP, Meinungslenkung im Krieg, S. 308.

⁶⁵⁸ Christoph JAHR, Bei einer geschlagenen Armee ist der Klügste, wer zuerst davonläuft. Das Problem der Desertion im deutschen und britischen Heer 1918, in: DUPPLER/GROSS (Hrsg.), Kriegsende 1918, S. 241-271, Zitat: S. 257.

der USPD den Kampf an.⁶⁵⁹ Die Möglichkeiten der USPD (bzw. der Spartakusgruppe), auf die Frontsoldaten propagandistisch einzuwirken, waren von vornherein äußerst gering.⁶⁶⁰ Derartige Versuche operierten außerhalb der Legalität, während etwa die (M)SPD mit der ab Mai 1916 erscheinenden *Sozialdemokratischen Feldpost* über ein offizielles Organ verfügte, das regulär an der Front vertrieben werden konnte, da es sich gegen die Burgfriedensgegner richtete und die allgemeine Durchhalterhetorik - wenn auch um Nuancen modifiziert, teilweise aber sogar mit rassistischen Untertönen - verbreiten half.⁶⁶¹ Das Blatt verknüpfte dabei auch Parteipolitik mit Kriegspropaganda als es im Oktober 1917 mit schlichter Logik verkündete: „Mit der Partei-Einigung ist es genauso wie mit dem Verständigungsfrieden. Alle Einigungsversuche bleiben fruchtlos, solange der Wille zu Verständigung nur auf der einen Seite vorhanden ist, während die Gegenseite die dargebotene Hand nicht ergreift, sondern hineinspuckt.“⁶⁶²

Diese selbstgefällige Darstellung musste keinen publizistischen Widerspruch fürchten. Nur ganz privat konnte Ströbel im Juli 1916, d. h. während der Somme-Schlacht, feststellen: „Alle Offensiven und Gegenoffensiven [...] werden wie bisher strategisch erfolglos bleiben, eine bloße Massenabschlachtung“⁶⁶³. Parteiopposition bzw. USPD konnten in der *Sozialdemokratischen Feldpost* damit weiterhin als „Häuflein Minierer“ oder als „elende Prinzipienreiter“⁶⁶⁴ diffamiert werden. Das Blatt sah sich gleichwohl veranlasst, wiederholt auf kritische Stimmen gegenüber dieser Haltung zu reagieren. Insgesamt müssen allerdings die Kenntnisse der Frontsoldaten über den Parteistreit und seine Hintergründe als ausgesprochen gering angesehen werden; aus der wohl weit verbreiteten diffusen Kritik an der Burgfriedenspolitik der SPD erwuchs nicht direkt Unterstützung für die Parteiopposition,

⁶⁵⁹ Im August 1915 hatte das Preußische Kriegsministerium alle Armeeeoberkommandos vor Versuchen der Sozialdemokratie gewarnt, von außen „eine politische Agitation in die Truppe“ zu tragen (LIPP, *Meinunglenkung im Krieg*, Zitat: S. 259). Nach den großen Streiks vom April 1917 war es zu verschärften Kontrollmaßnahmen gekommen, um die Verbreitung „linksradikaler“ Flugschriften im Feldheer zu verhindern.

⁶⁶⁰ Bereits am 15. August 1914 war die Genehmigung ergangen, den *Vorwärts* auch in den Kasernen zu vertreiben (vgl. VERHEY, *Der „Geist von 1914“*, S. 245). Da sich die SPD-Mehrheit Ende 1916 den Einfluss auf das Blatt, das bis dahin von den Burgfriedensgegnern beherrscht worden war, gewaltsam sicherte, bestand von dieser Seite keine Möglichkeit mehr, oppositionelle Ansichten in der Armee zu verbreiten.

⁶⁶¹ Die *Sozialdemokratische Feldpost* erschien seit Mai 1916 in Berlin zwei Mal pro Monat; herausgegeben wurde das Blatt vom Mehrheitsflügel der SPD bzw. dann von der MSPD. Von Seiten der Behörden wurde das Blatt positiv bewertet; Major Nicolai erklärte dazu: „Die ‚Sozialdemokratische Feldpost‘ ist kein Machwerk unserer Feinde. Sie wird herausgegeben von der sozialdemokratischen Mehrheit hauptsächlich als Kampfmittel gegen das Organ der Minderheit, den ‚Vorwärts‘.“ (LIPP, *Meinunglenkung im Krieg*, Zitat: S. 58). Damit lag Nicolai sicher nicht falsch; im Februar 1917 etwa war sich die *Sozialdemokratische Feldpost* sicher, „daß die Parteizersplitterer in Berlin, in Braunschweig, in Bremen und anderswo weniger laut sein würden, wenn die schwarzen afrikanischen und die braunen indischen Horden, die mit Hilfe französischer sozialistischer Minister mit den modernsten Waffen ausgerüstet sind, bis an den Rhein oder die Elbe, und die Kosaken, Tartaren oder anderes asiatisches Kriegsvolk an die Spree gekommen wären.“ (Ebd., Zitat: S. 208). Wirksamer als solche Tiraden, aber erst recht im Sinne der Militärbehörden, waren vermutlich die sachlicheren Artikel, die sich etwa gegen die im April 1917 in mehreren norddeutschen Städten ausgebrochene Streikbewegung richteten.

⁶⁶² KNOPP, *Einigungsdebatte*, Zitat: S. 67.

⁶⁶³ H. Ströbel an K. Kautsky vom 4.7.1916. (WIELAND, *Heinrich Ströbel*, Zitat: S. 118).

⁶⁶⁴ ULRICH, *Die Augenzeugen*, Zitat: S. 138f.

die ihre Argumente nicht allgemein bekannt machen konnte.⁶⁶⁵ „Die U.S.P.D. und der Spartakusbund haben“, wie Richard Müller später korrekt feststellte, „bis zum Sommer 1918 kein revolutionäres Propagandamaterial an die Front gelangen lassen.“⁶⁶⁶

Zweifelloso existierte zwischen Front und Heimat aber auch eine durch die Zensurbestimmungen nicht auszuhebelnde informelle Kommunikation,⁶⁶⁷ diese „war das Medium, durch das die Bevölkerung sich weit nachhaltiger und breitenwirksamer selbst `verhetzte` als dies der Agitation durch die organisierte Kriegsopposition – USPD und Spartakus – möglich gewesen wäre.“⁶⁶⁸ Viel mehr als die Tatsache ihrer Existenz dürfte dabei allerdings von der USPD bis zur Front nicht durchgedrungen sein.⁶⁶⁹ Von den gravierenden Differenzen zwischen den Strömungen innerhalb der Sozialdemokratie, die bereits ab 1915 greifbar waren, war hier so gut wie nichts bekannt.⁶⁷⁰ Eine Verbreitung subversiver Ansichten wurde nicht zuletzt durch die Überwachung der Feldpost erschwert.⁶⁷¹

⁶⁶⁵ Der sozialdemokratische Frontsoldat F. René, der über einen längeren Zeitraum für schreibungeübte Parteigenossen Briefe in die Heimat abfasste und sich dabei ein Bild gemacht hatte, berichtete 1916 über die Diskussionen unter Parteimitgliedern und –sympathisanten, dort komme „meist immer nur die Unzufriedenheit darüber zum Ausdruck, daß die Partei nicht stark genug war, den Krieg zu verhindern und nun nicht Einfluß genug hat, ihn abzukürzen.“ Auch dort, „wo feste auf die `Durchhalter` geschimpft wurde, wo man drastisch meinte, der `ganze Kram` wäre gar nicht gekommen, wenn die Partei am 4. August anders gestimmt hätte, – selbst da hieß es meist am Schlusse: Aber was soll man machen? [...] immer noch besser, die Fraktion hat so gestimmt als das [sic] wir heute die Feinde im Lande hätten.“ (Ebd., Zitat: S. 142, Fn. 106).

⁶⁶⁶ R. MÜLLER, Vom Kaiserreich zur Republik, S. 151.

⁶⁶⁷ Vgl. DANIEL, Arbeiterfrauen, S. 241-249 und ULRICH, Die Augenzeugen, S. 52-78.

⁶⁶⁸ DANIEL, Arbeiterfrauen, S. 245.

⁶⁶⁹ Einen Sonderfall bildeten die Unruhen in der Hochseeflotte im Sommer 1917 (Hungerstreiks, unerlaubte Landgänge), die einer Meuterei nahe kamen. Die Unruhen wurden nicht von der USPD organisiert, waren aber von deren Tätigkeit beeinflusst; entscheidend waren allerdings die Missstände auf den Schiffen, unter denen die Mannschaften zu leiden hatten. Die von Flottenchef Admiral Reinhard Scheer vermuteten politischen Hintergründe – d. h. eine organisatorische Verbindung zur USPD – ließen sich nicht hinreichend belegen (es gab allerdings wohl Kontakte zwischen einigen Matrosen und dem USPD-Reichstagsabgeordneten Dittmann). Die Unruhen wurden schließlich von der militärischen Führung unterdrückt; es kam zu zahlreichen Verurteilungen zu hohen Haftstrafen, von den fünf Todesurteilen, die von den Kriegsgerichten gefällt worden waren, wurden zwei vollstreckt. Die Sicht der übrigen Parteien auf die völlig isolierte USPD illustriert die Besprechung bei Reichskanzler Michaelis im August 1917, bei der sich Vertreter der Reichstagsfraktionen (für die MSPD Ebert und Scheidemann) mit den Vorgängen in der Flotte und der Reaktion der Marineführung beschäftigten (Niederschrift abgedruckt in: DEIST (Bearb.), Militär und Innenpolitik, 2. Teil, S. 1030-1039). Michaelis schloss die Sitzung mit den Worten: „Wir müssen uns gegen die U.S.P.D. stark machen. Sie ist moralisch an dem Vorgekommenen mitschuldig. Ihre Schriften müssen anders als die von anderen Parteien behandelt werden. Wir werden einig in dieser Beurteilung sein und einig in dem, was wir jetzt dem Vaterlande aus dem vorliegenden Anlasse schuldig sind.“ (Ebd., Zitat: S. 1039). Der Staatssekretär im Reichsmarineamt, Eduard von Capelle, warf im Oktober 1917 der USPD-Führung im Reichstag vor, sie habe Aufstandspläne in der Hochseeflotte unterstützt. Im Zuge der Dolchstoßpropaganda, v. a. auch im Münchner Dolchstoß-Prozess von 1925, wurde die USPD später immer wieder für diese Störung der Disziplin der Mannschaftssoldaten verantwortlich gemacht (vgl. BARTH, Dolchstoßlegenden, S. 512-516 und WINKLER, Der lange Weg nach Westen, Bd. 1, S. 347 u. 354).

⁶⁷⁰ Ein Beispiel dafür war das Manifest, das die in Zimmerwald im September 1915 zusammengekommenen sozialistischen Gegner der Kriegspolitik ihrer Parteien verabschiedet hatten; von der geplanten massenhaften Verbreitung konnte keine Rede sein: Dem Nürnberger Stellvertretenden Generalkommando war im Dezember 1915 gerade ein einziger Fall aus der Armee bekannt. (Vgl. AY, Entstehung einer Revolution, S. 53).

⁶⁷¹ Siehe dazu auch Bernd ULRICH, Feldpostbriefe im Ersten Weltkrieg – Bedeutung und Zensur, in: Peter KNOCH (Hrsg.), Kriegsalltag. Die Rekonstruktion des Kriegsalltags als Aufgabe der historischen Forschung und der Friedenserziehung, Stuttgart 1989, S. 40-83.

Die „sozialen Heeresmissstände“, v. a. die schlechte und ungerechte Behandlung der Mannschaften durch ihre Vorgesetzten, die sich 1917 noch einmal verschlechternde Verpflegungssituation⁶⁷² und die mit zunehmender Kriegsdauer um sich greifende allgemeine Demoralisierung und permanente Überbeanspruchung der Soldaten, nicht zuletzt die hohen Kampfverluste sorgten auch ohne jede Einwirkung einer Agitation von Seiten der USPD für eine weit verbreitete Friedenssehnsucht an der Front. Als delegitimierender Faktor kam in der bayerischen Armee noch eine durch Gerüchte oft ins völlig Irrationale übersteigerte Preußenfeindschaft hinzu, die über den traditionellen Partikularismus weit hinausreichte. Weit verbreitet war die Meinung: „Solange Bayern bei Preußen sei, gäbe es Krieg, denn noch bei jedem Krieg seien die Preußen mit ihrer großen Schnauze beteiligt gewesen.“⁶⁷³

Dies alles zusammen führte bis Anfang 1918 zu einer allmählichen Auflösung traditioneller politischer Loyalitäten und des gesellschaftlichen Zusammenhalts, zu einer wachsenden Akzeptanz kriegskritischer Äußerungen, allerdings noch nicht zu einer in größerem Umfang praktizierten Verweigerungshaltung unter den Soldaten. Vorherrschend blieb zunächst noch eine allgemeine Durchhaltebereitschaft, die aber offensive Kriegsziele, wie sie von der Vaterlandspartei lauthals propagiert wurden, als kriegsverlängernd strikt ablehnte.⁶⁷⁴ Die höheren militärischen Stellen waren über die Stimmungverschlechterung nur eingeschränkt im Bilde, aus systemimmanenter Blindheit hatte man von dieser Seite außer propagandistischer Beeinflussung lediglich Anweisungen zur Verschärfung der Disziplin zu bieten.⁶⁷⁵ Hier machte sich die Vorstufe des späteren Realitätsverlustes bemerkbar, an dem auch wohlbegründete Warnungen untergeordneter Stellen abprallten.

Der Ende 1917 abgefasste Bericht des Unterrichtsoffiziers eines bayerischen Regiments wusste über die Stimmung: „Bei den Mannschaften herrscht – ich muß es auf die Gefahr hin, als `Schwarzma-

⁶⁷² Auf Forderungen nach gleicher Verpflegung für alle Soldaten reagierte Ludendorff mit der empörten Bemerkung: „Daß der Stab sich die Sachen besser zubereiten läßt, ist doch zu verstehen, man wird uns nicht zumuten, aus der Feldküche zu essen.“ (BARTH, Dolchstoßlegenden, Zitat: S. 75). Keiner Kommentierung bedarf die Speisenfolge, die General Groener und einer Gruppe von hohen Offizieren im Oktober 1918 in Kiew gereicht wurde: „1. Kraftbrühe mit Einlage, 2. Zanderschnitte mit Krebs-Tunke, 3. Rindslende mit Gemüse umlegt, 4. Junge Ente mit Dunstobst, 5. Maraschino-Torte, 6. Käsegebäck, 7. Kaffee.“ (Ebd., Zitat: S. 75, Fn. 126).

⁶⁷³ So ein amtlicher Bericht vom August 1917 über ein Gespräch unter Soldaten in der Eisenbahn. (ZIEMANN, Front und Heimat, Zitat: S. 274).

⁶⁷⁴ Im Dezember 1917 ergab das in einer bayerischen Division erhobene Stimmungsbild, dass die Mannschaften durchgehend den Standpunkt vertraten, „daß Deutschland keinerlei Gebietserwerbungen anstreben soll, weder auf französischem noch auf russischem Boden.“ (LIPP, Meinungslenkung im Krieg, Zitat: S. 179). Anlässlich der Friedensinitiative des Papstes im August 1917 hieß es in einem Feldpostbrief: „Wenn doch einmal dieser Krieg gar wäre [...] aber alles Schimpfen und Revolutionieren nützt nichts, sogar gebetet habe ich schon darum, aber scheinbar ist alles umsonst, nur jetzt habe ich feste Hoffnung auf Vermittlung durch den Papst, wenn unsere großköpfigen Lumpen nicht gar zu weit gehende Forderungen aufstellen, dann bekommen wir, das ist meine feste Überzeugung, bald Frieden, wenn sie aber wieder die halbe Welt annektieren wollen, dann gehören sie gehenkt, diese Lumpen hätten es schon lange verdient.“ (KRUSE, Krieg und Klassenheer, in: GG 22 (1996), S. 530-561, Zitat: S. 547).

⁶⁷⁵ Im September 1918, als die Kampfmoral der Soldaten an der Westfront längst im freien Fall begriffen war, dekretierte das Armeekommando der 2. Armee gegenüber untergeordneten Stellen: „Diskussionen über Stimmung in der Truppe sind überflüssig; der Offizier befiehlt und der Soldat hat zu gehorchen.“ (LIPP, Meinungslenkung im Krieg, Zitat: S. 104).

ler` angesehen zu werden, zugestehen – die Kriegsmüdigkeit vor. Man hofft auf einen baldigen Frieden mit Rußland, der dann vielleicht einen allgemeinen Frieden zur Folge haben könnte. Wenn auch die Richtung `Haase` und Genossen [d. h. die USPD; B. A.] bei unseren Leuten noch keinen Eingang gefunden hat, so scheint den meisten trotz aller Aufklärung ein `Verzichtsfrieden` wohl annehmbar.“⁶⁷⁶ Weit verbreitet war unter den Mannschaften die Überzeugung, nur die Interessen des „Großkapitals“ würden vom Krieg profitieren (diese Deutung ließ sich gut mit der im Krieg weiter gewachsenen Preußenfeindschaft kombinieren⁶⁷⁷). „Mit dem Vorwurf gegen die `Großkapitalisten` verbanden sich insgesamt [...] ausgesprochen pessimistische Beurteilungen des Krieges und seiner sozialen Folgen, die eine deutliche Affinität zu Analysen der sozialdemokratischen Minderheit aufwiesen, diesen programmatisch allerdings nicht nahestanden.“⁶⁷⁸

Die bayerische USPD durfte folglich allenfalls hoffen, auf längere Sicht mit ihren Friedensforderungen bei den Soldaten auf positive Resonanz zu stoßen;⁶⁷⁹ was ihr indessen nahezu völlig fehlte, waren die technischen Möglichkeiten, um ihr Programm bei den Fronttruppen überhaupt publik zu machen. Die geringe Zahl der Parteimitglieder setzte auch der Möglichkeit, auf informellem Wege (durch Mundpropaganda etc.) hierzu einen Ausgleich zu schaffen, enge Grenzen.⁶⁸⁰ Nicht übersehen werden darf, dass im bayerischen Heer der größere Teil der Mannschaften einen ländlich-agrarischen Sozialisationshintergrund hatte, der stark religiös gefärbt war (und somit denkbar wenig Anknüpfungspunkte zum linken Flügel der Sozialdemokratie bot). Dieses Milieu zeigte gegenüber den Kriegseinwirkungen eine beeindruckende mentale Beharrungskraft.⁶⁸¹ Bei der Landbevölkerung

⁶⁷⁶ LIPP, Friedenssehnsucht, in: AfS 36 (1996), S. 279-292, Zitat: S. 286.

⁶⁷⁷ Ein bayerischer Bataillonskommandeur berichtete, die Soldaten glaubten, „sie müßten für eine Reihe Großkapitalisten kämpfen, die mit der Regierung unter einer Decke steckten.“ (LIPP, Meinungslenkung im Krieg, Zitat: S. 257). In einem Feldpostbrief eines bayerischen Soldaten vom Dezember 1916 hieß es: „(. . .) es hat sich alle menschliche *Gerechtigkeit* aufgehört zu existieren. Also alles blos um den *Willen* des *Groskapitalismus* halber, ebenso den *Preussischen Militarismus*, wegen dem das arme Volk so zu leiden hat. Immer wieder werden Neue Reservisten herangezogen in das öffentliche *Schlachthaus* und auf *grausame* Art und Weise *hingeschlachtet* zu werden.“ (ZIEMANN, Front und Heimat, Zitat: S. 185).

⁶⁷⁸ Ebd., S. 281.

⁶⁷⁹ In einem Bericht einer Postüberwachungsstelle vom August 1917, die die Feldpost bayerischer Truppenteile auswertete, hieß es: „Die Stimmung der Truppen ist – was die militärische Lage anbelangt – durchwegs gut. Ganz vereinzelte Auslassungen der Entmutigung sind als Ausnahmen zu werten, denen ein vielfaches von positiven Bekundungen unbedingten Überlegenheitsbewußtseins gegenübersteht. [...] Die politische Lage wird im allgemeinen weniger zuversichtlich beurteilt [...]. Agitationsspuren sind nur insofern erkennbar, als die Ansicht, der Krieg werde nur noch im Interesse unserer Großkapitalisten fortgesetzt, im Heere weit verbreitet zu sein scheint [...] Im allgemeinen ist zu bemerken, daß sich die süddeutschen Heeresangehörigen sorgenvoller äußern als ihre norddeutschen Kameraden. Gemeinsam ist allen eine starke Friedenssehnsucht.“ (Abgedruckt in: Bernd ULRICH/Benjamin ZIEMANN (Hrsg.), Frontalltag im Ersten Weltkrieg. Wahn und Wirklichkeit. Quellen und Dokumente, Frankfurt/Main 1994, S. 97f.).

⁶⁸⁰ In der deutschen Armee war insgesamt ca. 1/6 der Mannschaften in der SPD oder in den Freien Gewerkschaften organisiert (Angabe aus ZIEMANN, Front und Heimat, S. 170). In der bayerischen Armee dürfte der Anteil entsprechend niedriger gewesen sein, wohl kaum nennenswert über 10%; davon wiederum sympathisierte nur ein kleiner Teil mit der Parteioption. Bis Kriegsende gelang es der USPD schließlich nicht, in Bayern mehr als einige Tausend Mitglieder zu gewinnen.

⁶⁸¹ Durch die Einwirkung des Krieges trat bei den katholisch geprägten Soldaten der bayerischen Landbevölkerung, die Ziemann untersucht hat, allerdings eine gewisse Polarisierung ein. Während sich bei einem Teil die Religiosität eher noch verstärkte, da sie den notwendigen Halt in einer als bedrohlich und sinnlos erlebten Realität bot oder zumindest versprach, setzte bei einem anderen Teil

hatte sich die Kriegsbegeisterung von Anfang an in engen Grenzen gehalten; die konservativ-klerikale Grundeinstellung und ein ausgeprägter Fatalismus sorgten allerdings dafür, dass bei Soldaten ländlicher Provenienz die Verweigerungsbereitschaft insgesamt geringer blieb als bei anderen Gruppen. Symptomatisch waren die Ausführungen eines katholischen bayerischen Soldaten vom September 1917, der forderte, „Wer diesen Krieg weiter zu führen wünscht gehört an die Front“, und resignierend anmerkte: „Wenn es nicht wegen der Kirche wäre, würde ich ja auch Revolution wünschen. Man muß sich gerade als Mensch schämen vor unserem Herrgott, die wilden Tiere sind noch Heilige gegen unsere Völker.“⁶⁸² Bei der katholischen Obrigkeit stießen solche Klagen auf kein Verständnis; sie predigte weiter, die Soldaten kämpften nicht nur „für unser liebes deutsches Vaterland, sondern auch für die Kirche Christi“⁶⁸³.

Einer Werbung der USPD unter den kriegsmüden Frontsoldaten stand des weiteren entgegen, dass die MSPD sich seit der Mitte 1917 verabschiedeten Friedensresolution wieder verstärkt als Vorkämpferin eines Verständigungsfriedens zu profilieren versuchte, was ihrer Attraktivität bei den Mannschaften sehr zugute kam.⁶⁸⁴ Gerade zu dieser Zeit sorgte die *Münchener Post* mit einer unkon-

ein Rückgang religiöser Praktiken und Denkweisen ein. Hier stießen die religiösen Denkmuster an deutliche Grenzen. Bei den von der katholischen Volksreligiosität nachhaltig geprägten Soldaten blieben die offizielle Feindbildpropaganda und nationalistische Parolen weitgehend wirkungslos; noch chancenloser dürfte eine sozialistisch geprägte pazifistische Agitation gewesen sein, wenn sie diese Soldaten denn erreicht hätte. Bei dieser Gruppe blieben antimoderne Motive vorherrschend, die den Krieg eher als Strafe Gottes denn als politisches Phänomen betrachteten, das von Menschen gemacht und damit auch bekämpfbar war. Mit dem bei den Soldaten als Schutzmechanismus gegen die existenziellen Bedrohungen weit verbreiteten Fatalismus war diese Deutung voll kompatibel; sie ging einher mit einem Wunder- und Reliquienglauben, der mitunter seltsame Blüten trieb. Politische Deutungen waren der – in ganz unterschiedlichem Maße – katholisch geprägten Bevölkerung nicht fremd, blieben allerdings stark beeinflusst von einem Klerus, der demokratischen Forderungen ausgesprochen ablehnend gegenüberstand und sich traditionell staatskonservativ gab. „Die Propaganda in Bayern ruhte wesentlich auf seinen Schultern, er war die Feuerwehr des Staates bei besonderen Stimmungskrisen. [...] Die Kirchen segneten die Waffen, denn für sie ging der Krieg gegen den Antichrist, der das Christentum bekämpfte.“ (AY, Entstehung einer Revolution, S. 90f.). Daraus ergab sich für die katholische Kirche (für die evangelische sowieso) eine ausgesprochen positive Interpretation des Krieges, die zu Aussagen führte wie: „Gerade unsere Mutter die Kirche begrüßt von Herzen den großen eisernen Besen“ (MISSALLA, „Gott mit uns“, Zitat: S. 66). Diese ebenso widersinnige wie menschenverachtende Haltung war der Autorität des Klerus bei den Frontsoldaten mitunter ausgesprochen abträglich. Der Versuch, den Krieg zunächst als Gottesgeschenk, später, angesichts der großen Verluste, als Gottesgericht zu interpretieren, übte wenig Anziehungskraft auf die Leidtragenden des Krieges aus. Integrierend hatte bei der katholischen Landbevölkerung lange Zeit vor allem der Nimbus der Monarchie gewirkt, der in der Endphase des Krieges allerdings deutlich verblasste. Die Erfahrungen an der Front wie in der Heimat sorgten dafür, dass allgemein die Erklärungskraft der angebotenen Sinnstiftungen nachließ und die Legitimität der tradierten Autoritäten erodierte. Auf kollektive Verhaltensformen waren die Soldaten aus ländlicher Umgebung allerdings kaum vorbereitet, ihnen fehlte der entsprechende Erfahrungshorizont, den Anhänger der sozialistischen Arbeiterbewegung mitbrachten. Relevant ist in diesem Zusammenhang auch, dass die Vergemeinschaftung der Frontsoldaten – entgegen dem Mythos von der „Frontkameradschaft“ – enge Grenzen hatte. Durch die in überdurchschnittlichem Maße gewährten Heimaturlaube und die bessere Versorgung mit Lebensmitteln durch Zuwendungen der Angehörigen genossen die Soldaten aus dem bäuerlichen Milieu erhebliche Privilegien, die sie von den übrigen Mannschaften abgrenzten. Gemeinschaftserlebnisse stellten sich nur ex negativo, in der Auseinandersetzung mit widrigen Verhältnissen, den in aller Regel verhassten Vorgesetzten sowie im Kampf mit dem Feind ein. Sobald diese Faktoren in den Hintergrund traten, setzte die Segregation entlang der vorhandenen sozialen und ideologischen Scheidelinien wieder ein. Nicht zuletzt daran zeigte sich, dass der Krieg, bei allen gravierenden lebensgeschichtlichen Einschnitten, die er für den Einzelnen brachte, bestimmte soziale und mentale Grundstrukturen nicht grundlegend zu verändern vermochte.

⁶⁸² ZIEMANN, Front und Heimat, Zitat: S. 283.

⁶⁸³ VAN DÜLMEN, Der deutsche Katholizismus im Ersten Weltkrieg, in: Francia 2 (1974), S. 347-376, Zitat: S. 353.

⁶⁸⁴ Auch bei Soldaten ländlicher Herkunft dürfte die (M)SPD im Krieg, von einem niedrigen Niveau ausgehend, an Anziehungskraft gewonnen haben (diese belegen schon die Ergebnisse der MSPD bei den Wahlen vom Januar 1919). Da die bayerische Zentrums-partei – im Gegensatz zur Partei auf Reichsebene – die Friedensresolution vom Juli 1917 ablehnte, gewann die MSPD auch unter ländlichen Soldaten, die überwiegend einen raschen Frieden befürworteten und dem zufolge von den bürgerlichen Parteien ent-

ventionellen Aktion für Aufsehen.⁶⁸⁵ Ihre Aufforderung, die Soldaten sollten für einen sofortigen Frieden ohne Annexionen ihre „Stimme abgeben“, war in etlichen bayerischen Truppenteilen auf überwältigende Resonanz gestoßen. Zahlreiche Unterschriftenlisten wurden verteilt und – oft mit Begleitbriefen - zurückgesandt, worauf die vorgesetzten Stellen erst mit Verzögerung reagierten.⁶⁸⁶ Das vom positiven Echo alarmierte Kriegsministerium verbot schließlich alle Berichte über die Zustimmung, die die Aktion der *Münchener Post* an der Front gefunden hatte.

Um derartige Vorfälle zukünftig zu vermeiden, wurde der Presse untersagt, „sich an Angehörige des aktiven Heeres zu wenden, um diese zur Stellungnahme zu irgendwelchen politischen Fragen aufzufordern“, oder „von Angehörigen des aktiven Heeres verfaßte Ausarbeitungen politischen Inhalts ohne Zensurgenehmigung zu veröffentlichen.“⁶⁸⁷ Es konnte niemanden mehr überraschen, dass die bayerische MSPD-Spitze auch in diesem „Maulkorberlass“ keinen Grund sah, ihre bisherige kooperative Linie gegenüber der Regierung zu überdenken. Die USPD wiederum vermochte es vorerst nicht, die Unterschiede zwischen den Friedenskonzepten der beiden sozialdemokratischen Parteien an der Front bekannt zu machen. Daran änderte auch nichts, dass die USPD-Presse in der Armee vorerst nicht verboten wurde (ein derartiges Verbot bezeichnete der preußische Kriegsminister Hermann von Stein als „aus politischen Gründen unerwünschte Maßnahme“⁶⁸⁸).

Der MSPD gelang es weiterhin, sich der Loyalität ihrer bisherigen Anhänger zu versichern, auch wenn sie die schnellstmögliche Beendigung des Krieges verlangten.⁶⁸⁹ Die Gründe benannte Benjamin Ziemann: „Die unter organisierten Arbeitern vorhandene Akzeptanz für die von der [M]SPD verbreiteten Sinnstiftungen des Krieges ist zumindest bis 1917 auch deshalb höher zu veranschlagen als die sich daran entzündende Kritik, da sie in ihrer Wirkung durch einen spezifischen Mechanismus verstärkt wurde. Dies war die Organisationsdisziplin der Arbeiterbewegung, die in den letzten Jahren vor dem Krieg eigenständige und spontane Impulse und Aktivitäten der Arbeiter zugunsten langfristiger Strategien der Funktionärseliten teilweise zurückgedrängt hatte. Insbesondere in den

täuscht waren, an eher Sympathie. Ob damit eine weitergehende Politisierung und daraus abgeleitete verfassungspolitische Forderungen verbunden waren, ist hingegen eher unwahrscheinlich.

⁶⁸⁵ Siehe dazu auch ULRICH/ZIEMANN (Hrsg.), *Frontalltag*, S. 169-171.

⁶⁸⁶ In einem der Briefe zu diesem Vorgang, die beim Pressereferat des Bayerischen Kriegsministeriums landeten, hieß es: „Wir bedauern nur, daß die M[ünchener] Post nicht eine so große Masse von Zetteln unter die Frontsoldaten bringen kann, daß eine Befragung aller möglich wäre. Wir kennen in unserem Bataillon keinen Soldaten, der nicht zustimmen würde. Wir wünschen recht lebhaft, daß die weitesten Kreise von der Stimmung der Soldaten an der Front unterrichtet werden, [...] Die Sehnsucht nach Frieden hat alle erfaßt ohne Unterschied der Berufsstellung. Nur Berufsmilitärs können sich für einen sog. ‚Hindenburgfrieden‘ begeistern.“ (ULRICH, *Die Augenzeugen*, Zitat: S. 147, Fn. 123).

⁶⁸⁷ LIPP, *Meinungslenkung im Krieg*, Zitat: S. 176.

⁶⁸⁸ Preuß. MKr an bayr. StellvGenKdos vom 1.12.1917. (KrA, StellvGenKdo I. AK 1725).

⁶⁸⁹ Mit welcher Selbstverständlichkeit die MSPD nach wie vor als Interessenvertreterin der benachteiligten Schichten angesehen wurde, zeigte allein der Umstand, dass Auer 1917 wöchentlich 2000-2500 Briefe von der Front erhielt. (Vgl. AY, *Entstehung einer Revolution*, S. 25).

Gewerkschaften propagierte man einen mit dem `Kriegsheere` vergleichbaren Disziplinbegriff.⁶⁹⁰ Selbst dort, wo jegliche „Kriegsbegeisterung“ fehlte,⁶⁹¹ spielte dieser Disziplinbegriff, der auch eine positiv besetzte Sinnstiftung des Krieges beinhaltet, der militärischen Führung in die Hände.⁶⁹² Er verhinderte, dass die sich ausbreitende Kriegsmüdigkeit und die tägliche Konfrontation mit dem Ständedünkel und der Korruption des Offizierskorps direkt zum Überschwenken zur Parteiopposition führten. Eisner war sich dieses Wirkungszusammenhangs wohl bewusst, blieb dagegen aber machtlos; in seiner Kritik an autoritären Institutionen konnten ihn die während des Krieges eingetretenen Entwicklungen nur noch bestätigen.⁶⁹³ Im bayerischen Landtag hatte der SPD-

⁶⁹⁰ ZIEMANN, *Front und Heimat*, S. 171.

⁶⁹¹ Dies war wohlgernekt von Anfang an der Fall; innerhalb der sozialdemokratischen Arbeiterschaft hat, wie die neueren Untersuchungen zeigen, auch bei Kriegsbeginn so gut wie keine Begeisterung geherrscht. Kennzeichnend die Äußerung eines Parteimitgliedes vom September 1914, die in der *Fränkischen Tagespost* abgedruckt werden konnte: „Mein Urteil über den Krieg ist das gleiche geblieben, es ist ein Morden und Schlachten, und es ist für mich heute noch unbegreiflich, daß sich die Menschheit im 20. Jahrhundert in eine solche Schlachtereie begeben konnte.“ (KRUSE, *Krieg und nationale Integration*, Zitat: S. 186). Daraus musste aber keineswegs zwangsläufig eine Sympathie mit der Parteiopposition folgen. Die auch bei Sozialdemokraten trotz allem weit verbreitete „Durchhaltebereitschaft“ geht aus dem Brief eines Frontsoldaten vom März 1917 hervor: „Für mich wie so manchen hier befindlichen Genossen ist es unverständlich, wie es unter den gegenwärtigen Verhältnissen Menschen geben kann, die bei der Verteidigung unseres Vaterlandes nicht mehr mitmachen wollen. Gewiß kämpfen wir auch für den Kapitalismus, aber sind wir denn nicht als Arbeiter mit diesem auf Gedeih und Verderb verbunden? Jenen Demagogen [der Minderheitsrichtung; B. Z.] ist es weniger um das Wohlergehen der Arbeiter als um Befriedigung ihres Ehrgeizes zu tun. (. . .) Gewiß sind wir alle des Kampfes müde, auch ein jeder von uns hat die Nase wirklich voll, aber gibt es denn einen anderen Ausweg als standhalten?“ (ZIEMANN, *Das „Fronterlebnis“ des Ersten Weltkrieges*, in: H. MOMMSEN (Hrsg.), *Der Erste Weltkrieg*, S. 43-82, Zitat: S. 57).

⁶⁹² Die Leitung des „Verbandes der Gastwirtsgehilfen“ brachte diese Haltung in ihrem Aufruf an die Mitglieder zu Weihnachten 1914 anschaulich zum Ausdruck: „Monate sind ins Land gegangen und noch immer dauert der Krieg. Das furchtbare Völkerringen, bei dem es um Sein oder Nichtsein ganzer Nationen geht. Ihr seid dem Rufe zur Fahne gefolgt, mutig und mit eisernem Willen das Vaterland zu verteidigen, ohne Haß gegen die Feinde, die dem gleichen ehernen Zwange unterlagen. Auch sie wollen Haus und Hof, Weib und Kind gegen Eroberung und Vernichtung schützen. [...] Nicht umsonst seid Ihr durch die Schule der Organisation gegangen, die Euch lehrte, Disziplin und Manneszucht zu üben, das Menschliche im Menschen zu achten, Solidarität, Freundschaft und Liebe zu halten. [...] Sie [d. h. die Gewerkschaftsorganisation; B. A.] aufrecht zu erhalten, muß unsere Aufgabe sein. Wenn Ihr wiederkehrt, sollt Ihr den Verband wiederfinden, wie Ihr ihn verlassen. Mehr als vorher werden wir die friedliche Waffe der Organisation brauchen in unserem Kampf gegen Unrecht und Ausbeutung.“ (*Der Gastwirtsgehilfe* Nr. 51 vom 17.12.1914). Dabei handelte es sich keineswegs um eine Einzelstimme. Die *Metallarbeiter-Zeitung*, das Organ des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes, der größten unter den Freien Gewerkschaften, schrieb im Juli 1915: „Aber was keiner von ihnen [d. h. den deutschen Kriegsgegnern; B. A.] auch nur in annähernd so hohem Maße besitzt wie das deutsche Volk, das ist die Gabe der Einordnung, das Verständnis für Wert und Bedeutung der Organisation. Da liegt das Geheimnis unserer nationalen Kraft. Da liegen die Wurzeln künftigen Aufstiegs.“ (RÜRUP, *Der „Geist von 1914“*, in: HÜPPAUF (Hrsg.), *Ansichten vom Krieg*, S. 1-30, Zitat: S. 19). Wie groß die Affinität zwischen militärischem und gewerkschaftlichem Organisationsverständnis war, geht auch aus einem Artikel hervor, der im *Correspondenzblatt* veröffentlicht wurde; darin hieß es: „Man mag die Ueberlegenheit der Befestigung, der Waffen, der körperlichen oder der geistigen Konstitution, der Verpflegung, die Hunderte von Vorzügen, die jedes Volk über seine Gegner zu besitzen wähnt, rühmen, - im Kriege siegt allein das Volk, das die *beste Organisation* hat und sie zu meistern versteht. Und besonders in *diesem* Kriege offenbart sich die Ueberlegenheit der *deutschen Organisation* in allen Zweigen der Kriegskunst und auf allen Schauplätzen des Krieges. Eine ungeheure Organisationsarbeit offenbart sich in der Bewaffung, Bekleidung und Mobilmachung der Truppen, in der Dirigierung dieser Massenhære, in der Lebensmittelversorgung, in den Einrichtungen der Feldpost und Verwundetenpflege Trotz der Verzögerung der deutschen Mobilmachung klappte alles so vorzüglich, daß die Schlagfertigkeit der deutschen Truppen gleich von Anbeginn der Kämpfe gesichert war. Deutschland ist nicht umsonst das Land der hochentwickeltesten [sic] Organisationen auf allen Gebieten des Lebens. Organisation bedeutet Steigerung der gesellschaftlichen Kräfte durch Einfügung der persönlichen in gemeinsame Interessen und Unterordnung der einzelnen unter den Gemeinwillen. [...] Auch die starken Organisationen der deutschen *Arbeiter* sind ein gewichtiger Faktor für die Selbstverteidigung des deutschen Volkes; sie haben Millionen in Solidarität und Opferwilligkeit erzogen, in Disziplin geschult.“ (*Correspondenzblatt* Nr. 36 vom 5.9.1914).

⁶⁹³ Als Zielvorstellung skizzierte Eisner später: „Der Gegensatz zwischen Führern und Massen, der bisher uns beherrscht hat, soll verschwinden. Jeder soll lernen, selbst ein Führer zu sein. [...] Und wenn jeder dann ein Glied der Gesellschaft geworden ist, das fähig ist, mitzuarbeiten an den Aufgaben der Gesamtheit, dann ist jene Vorbedingung erfüllt, die den Sozialismus ermöglicht.“ (Rede auf der ersten Sitzung des Münchner Arbeiterrates am 5.12.1918; abgedruckt in: F. EISNER (Hrsg.), *Sozialismus als Aktion*, S. 78-80, hier: S. 79).

Abgeordnete Franz Schmitt bereits 1915 demonstrativ hervorgehoben, „daß unsere Waffenerfolge auch der gewerkschaftlichen und politischen Schulung eines großen Teiles des Heeres [durch die Arbeiterbewegung; B. A.] zu verdanken sind.“⁶⁹⁴ David strich ebenfalls die Vorteile einer sozialdemokratischen Sozialisation für die militärische Tüchtigkeit des einzelnen Soldaten heraus.⁶⁹⁵ Der völlig unbegründete Optimismus des Mehrheitsflügels zeigte sich auch in der Erwartung, der Krieg würde zu einer Fortentwicklung der Heeresverfassung in *diejenige* Richtung beitragen, die von der SPD schon seit langer Zeit gefordert wurde.⁶⁹⁶

Beim Eintreten für einen Friedensschluss beließ es die (M)SPD-Parteiführung bei plakativen Maßnahmen und ging im Übrigen nach der Unterschriftenaktion der *Münchener Post* bald wieder dazu über, die offizielle Durchhaltekampagne zu unterstützen; der größere Teil der Parteianhänger folgte letztlich – wenn auch oft widerwillig – der von der Führung vorgegebenen Linie.⁶⁹⁷ „Insgesamt spitzten sich also in der Perzeption sozialdemokratischer Soldaten die Gegensätze und Ambivalenzen von Ausgrenzungs- und Entrechtungserfahrung, von Selbstdisziplinierung und Selbstbewußtsein, von Systemkritik und –affirmation während des Krieges zu.“⁶⁹⁸ Bis weit in das Jahr 1918 hinein behielten dabei die von der Mehrheitsströmung in der Sozialdemokratie und den Freien Gewerkschaften propagierten Rechtfertigungen die Oberhand; diese stellten faktisch eine den Militärbehörden willkommene Unterstützung der Kriegspolitik dar (zwischen MSPD und USPD wurde dementsprechend klar differenziert⁶⁹⁹). Bei zahlreichen Frontsoldaten dürfte die Durchhaltepropaganda, sobald sie sich mit offensiven Kriegszielen verband, wie sie auch vom rechten Flügel der Sozialdemokratie übernommen wurden, wenig populär gewesen sein.⁷⁰⁰ Dem sich in dieser Hin-

⁶⁹⁴ NDP Nr. 294 vom 17.12.1915.

⁶⁹⁵ Vgl. DAVID, Die Sozialdemokratie im Weltkrieg, S. 17f.

⁶⁹⁶ Dazu Ludwig Quessel 1916: „Die Millionenheere, die im Osten und Westen die Grenzen Deutschlands vor feindlicher Invasion schützen, haben nur noch wenig gemein mit dem stehenden Heer, über dessen Einrichtungen in den Jahren vor dem Krieg so viel gestritten wurde. Auf einen ganz neuen Begriff der Wehrfähigkeit gegründet, übertreffen sie an Zahl alles bisher für möglich Gehaltene. Der Punkt, wo die Quantität in eine neue Qualität umschlägt, wo die machtvoll anwachsende Masse das alte System zerbricht, ist schon lange erreicht. Mögen auch gar manche Mißstände der alten Heeresverfassung in die neue übergegangen sein, sie müssen dort notwendigerweise über lang oder kurz aufhören.“ (Ludwig Quessel, Die Sozialdemokratie nach dem Krieg, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 8 vom 27.4.1916, S. 424-428, hier: S. 426).

⁶⁹⁷ Der Reichsarchivrat Hermann Cron analysierte in den 1920er Jahren die gewerkschaftliche Feldpostbriefsammlung und kam dabei zu dem Ergebnis, die Stimmung sei „eigentlich von Anfang an so [gewesen], daß man den Frieden herbeisehnt, aber man unterwirft sich bereitwillig der vaterländischen Pflicht.“ (KRUSE, Krieg und nationale Integration, Zitat: S. 188).

⁶⁹⁸ ZIEMANN, Das „Fronterlebnis“ des Ersten Weltkrieges, in: H. MOMMSEN (Hrsg.), *Der Erste Weltkrieg*, S. 43-82, hier: S. 58.

⁶⁹⁹ Aufschlussreich dazu ein von der Feldpressestelle als Vorbild empfohlener Zeitungsartikel, in dem es hieß: „Nicht die Arbeiterschaft im allgemeinen wird die Schuld haben, wenn der Krieg nicht in einigen Monaten zu einem guten Ende geführt ist, sondern eine kleine Gruppe weltfremder Fanatiker unter ihnen.“ (LIPP, Meinungslenkung im Krieg, Zitat: S. 293). Wer damit gemeint war, ließ sich unschwer erraten.

⁷⁰⁰ In einem Feldpostbrief eines bayerischen Soldaten vom Oktober 1914 hieß es dazu: „Wir wollen keinen Heller von den eroberten Gebieten, auch wenn wir sie noch so teuer erkauf haben mit unserem Leben und unserer Gesundheit. Es ist unser Ziel, Frau und Kind wiederzubekommen . . .“ (AY, Entstehung einer Revolution, Zitat: S. 103).

sicht besonders exponierenden Reichstagsabgeordneten Heine⁷⁰¹ empfahl ein in Flandern liegender Soldat im März 1915 dringend, sich doch selbst ein Bild zu machen:

„Wenn er dann tagelang im Schmutz wie das liebe Vieh oder in einem Unterstand mit mehreren Kameraden zusammengekauert liegen würde, wo in einer Stunde hunderte von Granaten über einen hinwegsausen, wo in Folge des Luftdrucks das ganze Nervensystem erfaßt und erschüttert wird und noch das Jammern und Wehklagen der Verwundeten, ihre Bitte um Hilfe in ihrer Todesangst das allerhärteste Gemüt erregen und man liegt da und kann ihnen nicht helfen, und nicht zuletzt das eigene marternde Gefühl an Frau und Kinder, welche nicht versorgt sind, wenn der Ernährer nicht wiederkommt, dann würde auch Heine sagen, was wir alle sagen: So ´n Blödsinn. – So ´n Wahnsinn, so eine Verrücktheit, so ein Hundepack, und würde es jemand wagen, in solcher Erregung von Zorn zu sagen: `Den Frieden zu verlangen ist die Zeit noch nicht gekommen`, wer weiß, was dann eintreten würde.“⁷⁰²

So einnehmend derartige Schilderungen sind, ändern sie doch nichts an der Tatsache, dass trotz der grauenhaften Lebensumstände in den Schützengräben, der ungeheuren Verluste, die meist in keinerlei Verhältnis zum Erreichten standen, und der konkreten Unterdrückungssituation in einem rigiden Militärapparat die große Masse der deutschen Soldaten bis zum Scheitern der Frühjahrsoffensive 1918 die „Notwendigkeit“ des weiteren „Durchhaltens“ als solche nicht nachhaltig infrage stellte und über eine intakte Kampfmoral verfügte (ohne die außerdem die bis dahin erzielten Erfolge des deutschen Heeres gegen eine nahezu permanente gegnerische Übermacht gar nicht denkbar gewesen wären). Die weit verbreitete Grundhaltung hat Aribert Reimann beschrieben: „Allein die Fähigkeit, den Grabenkrieg in den Bunkern entlang der Frontlinie weiter geduldig zu ertragen, sollte in sich selbst zum Sieg führen, auch wenn die Vorstellungen davon, wie dieser Sieg dann schließlich herbeizuführen sei, äußerst undeutlich blieben. Die stoische Demonstration des eigenen Durchhaltewillens sollte letztlich auf mysteriöse Weise die Kriegsgegner von der Zwecklosigkeit ihrer fortgesetzten Offensiven überzeugen und sie zu der `Einsicht` bringen, daß die deutsche Armee nicht zu besiegen sei“⁷⁰³. Ließ sich im Laufe des Jahres 1917 auch eine deutliche Zunahme der Verweigerungshandlungen unter den Mannschaften feststellen, so blieb bis Mitte 1918 die Autorität der militärischen Instanzen intakt.⁷⁰⁴ Auch darf der Grad der Politisierung unter den Mannschafts-

⁷⁰¹ Im Januar 1915 hatte Heine die Ansicht vertreten: „So schwer der Krieg und seine Schrecken auf allen lasten, die sie persönlich miterleben, so stark und natürlich der Wunsch nach Heimkehr und Frieden ist, so herrscht doch allgemein das Bewußtsein, daß der Krieg um Deutschlands Existenz geführt werde, und daß er so lange geführt werden müsse, bis ein wirklich sicherer Friede errungen sei.“ (Wolfgang Heine, Die deutsche Sozialdemokratie in der Internationale, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 4 vom 21.1.1915, S. 1-11, hier: S. 8). Möglicherweise war diese Stellungnahme der Anlass für die hier zitierte Reaktion eines Frontsoldaten.

⁷⁰² M. André an W. Heine vom 3.3.1915. (KRUSE, *Kriegsbegeisterung zu Beginn des Ersten Weltkrieges*, in: LINDEN/MERGNER (Hrsg.), *Kriegsbegeisterung*, S. 73-87, Zitat: S. 81).

⁷⁰³ A. REIMANN, *Der große Krieg der Sprachen*, S. 36.

⁷⁰⁴ In der bayerischen Armee kam es während des ganzen Krieges zu 12695 Verurteilungen wegen Fahnenflucht bzw. unerlaubter Entfernung von der Truppe, was allerdings zur Gesamtzahl von 910000 eingezogenen Soldaten ins Verhältnis gesetzt werden muss. (Angabe aus KRUSE, *Der Erste Weltkrieg*, S. 71).

soldaten nicht allzu hoch eingeschätzt werden, was der Wirkung der staatlichen Propaganda ebenso Grenzen setzte wie derjenigen der Parolen der Kriegsgegner.⁷⁰⁵

Die bis dahin mit Abstand spektakulärste Aktion der Kriegsgegner, d. h. vor allem der USPD, war der Januarstreik von 1918, der auch bei den Frontsoldaten auf breiter Basis wahrgenommen und kommentiert wurde. Im von oben gesteuerten Kriegsdiskurs stellte dieses Ereignis einen markanten Einschnitt dar. Die Urheber des Ausstandes wurden, mit einer Argumentation, die die Dolchstoßlegende vorbereitete, in der Feldpresse in einer Vielzahl von Artikeln verfeindet,⁷⁰⁶ wobei die empfindliche Reaktion der militärischen Führung sicher damit zusammenhing, dass der Streik ihre Pläne für die folgenden Offensiven ernsthaft bedrohte. Die Überwachung sozialdemokratischer und pazifistischer Einflüsse im Heer wurde nun weiter intensiviert. Hinter der veröffentlichten Meinung stand aber noch eine andere Wahrnehmung; so gab es auf Seiten der Soldaten – neben zahlreichen kritischen Stimmen⁷⁰⁷ – durchaus Verständnis oder sogar Sympathien für die Streikenden – und damit auch für die USPD - und ihre Ziele. In einem Bericht über die Stimmung in einer bayerischen Infanteriedivision hieß es dazu: „Allgemein sollen die heimatlichen Streiks zu Freudenäußerungen der Mannschaften Veranlassung gegeben haben. Die Leute erblicken hierin die einzige Möglichkeit, den Krieg rasch zu beenden.“⁷⁰⁸

⁷⁰⁵ Aribert Reimann kam in seiner Studie zu dem Ergebnis: „Das symbolische Zentrum der sozialen Wahrnehmungsmuster der Kriegsteilnehmer war die moralische Solidarität einer imaginierten Volksgemeinschaft, in der kaum auf politische, soziale oder konfessionelle Widersprüche Rücksicht genommen wurde. Die ungerechte Verteilung der Kriegslasten oder die angeblich mangelnde Loyalität der Heimatgesellschaft gefährdeten diese Idealvorstellung und provozierten einen wachsenden Unmut gegenüber `Kriegsgewinnlern`, `Drückebergern` oder als national unzuverlässig geltenden Minderheiten. Über den allgegenwärtigen Topos der sozialen Gerechtigkeit hinaus nahm dieser Diskurs in der Feldpost jedoch keine parteipolitisch identifizierbaren Formen an.“ (Der große Krieg der Sprachen, S. 203). Diese Erkenntnis steht quer zu den oben beschriebenen Ergebnissen Ziemanns, der von einer großen Beharrungskraft sozial und konfessionell geprägter Mentalitäten ausgeht. In dieser Frage besteht noch Klärungsbedarf.

⁷⁰⁶ Der *Bayerische Landwehrmann*, eine an der Westfront erscheinende Feldzeitung, widmete seine Ausgabe vom Februar 1918 ausschließlich dem Streik. In einem Kommentar hieß es dazu: „Aus was bestand denn der Haufen Landesverräter? – Aus Buben, die noch nicht trocken hinter den Ohren [sind] und Weibern kaum den Kinderschuhen entwachsen, die durch das viele Geld, das sie jetzt so leicht verdienen [sic], an Übermut und Größenwahn Unglaubliches leisten, weil ihnen die väterliche Aufsicht und Zuchtrute fehlt! – Nennt sie uns, brennt ihnen ein Zeichen auf die Stirne, damit wir nach unserer Rückkehr dem Bruder, wenn er dabei war, ins Gesicht spucken, damit wir uns hüten können, diese Weiber zu berühren, um nicht durch diese Giftpflanzen neue in die Welt zu setzen! – Warum dürfen wir nicht unsere Mörser und Maschinengewehre einen Tag lang umkehren, um aus diesem ehr- und gesinnungslosen Abschaum des deutschen Volkes Hackfleisch zu bereiten!? – Aber Haß, ewigen Haß, diesem Auswurf des Vaterlandes und den Schlag der Bruderhand ins Gesicht! Eine Schlacht hat uns die Heimat verloren. Ströme von Blut der Frontsoldaten wird es kosten, um diese Scharte an unserem Schwerte wieder auszuwetzen!“ (LIPP, Meinungslenkung im Krieg, Zitat: S. 297). Die *Liller Kriegszeitung* schrieb dazu: „Was Englands Waffen bisher versagt blieb, das haben englisch-amerikanische Banknoten erreicht: einen Sieg auf deutschem Boden. Es ist den Bestechungsgeldern, der Wühlarbeit, der Verführungskunst gelungen, einen Teil der deutschen Arbeiterschaft zum Ausstand zu bewegen. Unsere Feinde frohlocken – wir haben eine Schlacht verloren.“ (P. SCHADE, Nachrichtenpolitik und Meinungssteuerung, Zitat: S. 180).

⁷⁰⁷ Laut Ziemann überwogen bei den Mannschaftssoldaten ländlicher Herkunft die Stimmen, die den Streik ablehnten. Die von dessen Anführern vertretenen Friedensziele wurden zwar geteilt, der Streik jedoch als Ermutigung des Gegners aufgefasst. Weit verbreitet dürfte wohl die in einem Feldpostbrief vom Februar 1918 geäußerte Haltung gewesen sein: „Es ist ganz gut, daß sie [d. h. die Streikenden; B. A.] mal der Regierung zeigten, daß sie es satt haben mit dem verdammten Kriege. Andererseits schaden sie uns und dem ganzen Reiche, denn bei langer Streikdauer und Revolte bekämen wir keine Munitionszufuhr und die Gegner bekommen neuen Mut zum weitermachen.“ (KRUSE, Krieg und Klassenheer, in: GG 22 (1996), S. 530-561, Zitat: S. 549).

⁷⁰⁸ LIPP, Meinungslenkung im Krieg, Zitat: S. 262.

Kann diese Einschätzung auch keineswegs verallgemeinert werden, so war sie doch kein Einzelfall.⁷⁰⁹ Da der in der „Heimatfront“ erkennbare Riss nicht mehr wegdiskutiert werden konnte, bedurfte es neuer Deutungsangebote, um eine „Ansteckung“ der Frontsoldaten mit „revolutionärem“ Gedankengut zu verhindern. Diese Angebote gingen nicht auf die Forderungen der Streikenden ein, sondern nur auf die von ihnen angewandten Mittel. Die wegen der Popularität der Streikziele bei den Soldaten von der Militärführung erst recht betriebene Verketzerung der Streikbewegung, v. a. der Streikführer, leistete einer „diskursive[n] Spaltung“ zwischen „Front“ und „Heimat“ Vorschub, die längerfristig schwere Folgen hatte. „Der Kriegsdiskurs konstruierte das Bild einer `Heimat`, die zunächst angesichts der Versorgungslage verzagte und in ihrer Opferbereitschaft versagte, um dann im letzten Kriegsjahr auch vor `Verrat` und `Brudermord` nicht mehr zurückzuschrecken.“⁷¹⁰

Diese Topoi wurden nach dem Januarstreik in die Debatte eingeführt und in den folgenden Monaten weiter kultiviert. Hier wurde die ideologische Grundlage für die Gewaltorgie gelegt, in welche die Niederschlagung der bayerischen Räterepublik-Bewegung im Frühjahr 1919 ausartete. Die Identifizierung der Gegner des Krieges als unerbittlich zu bekämpfende innere Feinde wurde mit der Dolchstoßlegende, die einen Schuldigen für die Niederlage Deutschlands suchte und fand, wenig später auf eine neue Stufe gehoben; sie prägte die latente Bürgerkriegsatmosphäre während der ganzen Weimarer Republik, in der die politische Rechte durchgehend mit der Kategorie des „Hochverrats“ gegen die Linke operierte und damit erfolgreich gegen die „Novemberverbrecher“ agitierte.⁷¹¹

So weit war es noch nicht. Die längst eingetretene bzw. die „gefühlte“ Entfremdung zwischen Front und Heimat wurde zunächst überspielt durch die Anfang 1918 noch einmal auflebenden Hoffnungen auf ein baldiges erfolgreiches Kriegsende. Damit wurden die eventuell in der USPD vorhandenen Erwartungen, unter den Soldaten Anhänger für die Partei gewinnen zu können, zumindest vorerst zur Makulatur.⁷¹² Der Einfluss, den die USPD im „Schützengraben“ tatsächlich oder vermeintlich ausübte, blieb dennoch im Visier der Behörden.⁷¹³ Sie stufte nach den Erfahrungen des Januarstreiks die Partei erst recht als Gefahrenherd ein. Folgerichtig etablierte sich nun

⁷⁰⁹ So hieß es in einem anderen Feldpostbrief vom Februar 1918: „Ich bedaure nur, daß sie nicht weitergestreikt haben. Sämtliche Kameraden haben sich über den Streik gefreut. Ich glaube, bevor nicht die Frontsoldaten streiken, gibt es keinen Frieden.“ (KRUSE, Krieg und Klassenheer, in: GG 22 (1996), S. 530-561, Zitat: S. 549).

⁷¹⁰ LIPP, Meinungslenkung im Krieg, S. 311f.

⁷¹¹ Vgl. WIRSCHING, Vom Weltkrieg zum Bürgerkrieg?, S. 299f.

⁷¹² Fest steht jedenfalls, dass die USPD nur ganz vereinzelt über Anhang bei den Soldaten verfügte. Wie die Befunde der Überwachungsstelle beim Bahnpostamt München zeigten, wurden Anfang 1918 die Friedenshoffnungen überwiegend auf die bevorstehende Offensive im Westen und nicht auf politische Bemühungen gesetzt. (Vgl. Benjamin ZIEMANN, Enttäuschte Erwartungen und kollektive Erschöpfung. Die deutschen Soldaten an der Westfront 1918 auf dem Weg zur Revolution, in: DUPPLER/GROSS (Hrsg.), Kriegsende 1918, S. 165-182, hier: S. 169f., Fn. 15).

⁷¹³ So benachrichtigte das Bayerische Innenministerium im September 1918 die Regierungspräsidien darüber, dass an der Front angeblich ein Buch mit dem Titel „Deutsche Zitate“ verteilt werde, in dem Auszüge aus Reden führender USPD-Politiker enthalten seien. (Vgl. MInn an RegPräsidien vom 18.9.1918; KrA, MKr 11486).

die Praxis, Militärangehörige, die Anhänger der USPD waren, mit einem besonderen Vermerk in den Personalakten zu versehen.⁷¹⁴ Erklärte Intention war dabei der Ausschluss dieser Gruppe von Vertrauensstellungen; unter den Bedingungen des Frontalltags konnte hieraus schnell eine zusätzliche existenzielle Bedrohung für die Betroffenen entstehen. Die militärische Führung befürchtete auch, dass durch die Einziehung ehemals reklamierter Arbeiter, die sich am Januarstreik beteiligt hatten, die Frontruppe vom Revolutionsvirus infiziert werden könnte.⁷¹⁵

In einer Konferenz der Verbandsvorstände am 1. Februar 1918, also noch während des Streiks, erklärte Josef Simon zu dessen Ursachen: „Es handelt sich tatsächlich in der Hauptsache um den Frieden. Die Annexionisten haben heute in Deutschland das Heft in den Händen. Tirpitz hat erklärt, von dem Reichskanzler `befriedigende Erklärungen` erhalten zu haben. [...] Unter solchen Umständen bekommen wir keinen Frieden. Diese Tatsache und die bevorstehende große Offensive im Westen, die Hunderttausenden das Leben kosten wird, hat zu den Streiks geführt.“⁷¹⁶ So folgerichtig ex post die Ablehnung einer Herrschaftsordnung erscheint, die – wie Simon richtig vorher sagte - hunderttausende Tote in Verfolgung wahnhafter Machtphantasien bereitwillig in Kauf nahm, so wenig zwangsläufig stellte sich diese Konsequenz für die Zeitgenossen dar. Das durch die Schrecknisse des Kampfgeschehens hervorgerufene Leiden konnte im Einzelfall in politisch wirksame Dissidenz, die über die allgemein verbreitete Friedenssehnsucht hinausging, umschlagen, tat dies bis Mitte 1918 aber nur in den seltensten Fällen. Organisatorischer Kristallisationspunkt für diese Ausnahmereaktion war die USPD, die sich bereits als Gegnerin der Reichsleitung profiliert hatte, lange bevor die militärische Niederlage Deutschlands offenkundig wurde.

Allerdings stand nur eine zahlenmäßig winzige Gruppe von Soldaten bereits vor der Enttäuschung der deutschen Siegeshoffnungen im Lager der fundamentalen Opposition gegenüber dem monarchischen Staat, der im Militärsystem seine zentrale Stütze besaß; entsprechend gering, d. h. kaum messbar war der Einfluss der USPD bei den Frontruppen noch bis in den Herbst 1918 hinein.⁷¹⁷ Dies zeigte sich etwa daran, dass die USPD und ihr Programm auf die Motivation von Deserteuren

⁷¹⁴ Vgl. MKr an StellGenKdos vom 4.5.1918. (HstAM, MIInn 66284).

⁷¹⁵ So urteilte der Oberst i. G. Albrecht von Thaer im Mai 1918 über die aus der Heimat eintreffenden Ersatzmannschaften: „Bei den letzten sehr viele Munitionsarbeiter, die noch an den Streiks der letzten Monate sich beteiligt hatten. Also doch weniger eine Stärkung als ein Gift für die Truppe.“ (KRUSE, Krieg und Klassenheer, in: GG 22 (1996), S. 530-561, Zitat: S. 556f.).

⁷¹⁶ Abgedruckt in: SCHÖNHOFEN (Bearb.), Gewerkschaften 1914-1919, S. 432.

⁷¹⁷ Der in den amtlichen Berichten hervorgehobene Zusammenhang zwischen der mit der deutschen Frühjahrsoffensive verbundenen Hoffnungen und dem Abflauen oppositioneller Stimmungen (siehe dazu oben Kap. 6.5.) wurde auch von Curt Geyer konstatiert: „Die revolutionäre Aufwallung, die sich im Januarstreik gezeigt hatte, verebte beim Beginn der Märzoffensive. Der Zusammenhang der Stimmung an der Front mit der Stimmung in der Heimat war sehr eng. Solange von der Front die Anschauung ausging, daß Frieden durch den Sieg möglich wäre, blieb die Propaganda des Friedens ohne Sieger und Besiegte auf breiteste Volksmassen ohne Eindruck.“ (Die revolutionäre Illusion, S. 65).

kaum Einfluss hatten.⁷¹⁸ Der Mitte 1918 nach dem verlustreichen Scheitern der letzten Offensiven eintretende unaufhaltsame Stimmungseinbruch, der in die Forderung nach einem Frieden um jeden Preis mündete, ging also weder auf die Agitation der USPD zurück, noch profitierte die Partei davon zunächst in direkter Weise.⁷¹⁹ Gewiss gab es einige dezidiert politisch zu wertende Äußerungen, so las Kronprinz Rupprecht in einem Soldatenbrief: „Zu Hause müssen sie streiken, aber feste, und *Revolution machen*, dann muß es zum Frieden kommen.“⁷²⁰ Gegenüber dieser Forderung nach aktivem Handeln überwog jedoch eine Stimmung passiver Resignation bei den vollkommen ausgelaugten Fronttruppen, die in einem schnellen Kriegsende nunmehr die einzige Perspektive sahen.⁷²¹ Nach ihrer Niederlage im Januarstreik witterte die USPD bald wieder eine neue Chance. Bei der Deutung des Krieges kam die Partei über den bisher erreichten Stand nicht hinaus. Auf dem „Diskussionsabend“ vom 25. März 1918 erklärte der Münchner Unabhängige Theobald Michler⁷²², „der Krieg sei nicht vom Volke, denn das Volk wolle den Frieden. Der Großkapitalismus aller Völker habe den Krieg heraufbeschworen und dieser werde von einigen unverantwortlichen Elementen, wie Ludendorff und Hindenburg, geführt.“⁷²³ Wenig später wurde Michler festgenommen und blieb bis Oktober in Untersuchungshaft.

Welchen Wissensstand die bayerischen Unabhängigen hinsichtlich der Lage an der Front hatten, ist schwer zu beurteilen; die vorhandenen Quellen geben hierüber kaum Aufschluss. Aussagekräftig sind fast nur die Aussagen, die der auf Heimaturlaub befindliche Sauber im August 1918 in einer Münchner Parteiversammlung dazu machte; Ausgangspunkt war ein Rückblick auf den Streik:

„Damals war unsere militärische und wirtschaftliche Lage noch eine andere, damals war der Gedanke der Revolution draussen an der Front noch nicht so reif wie heute. Darauf möchte ich Sie jetzt dringend aufmerksam machen. [...] Seien Sie versichert, ich bin über die Vorgänge an der Front ganz genau auf dem Laufenden. Wir können innerhalb von 24 oder 48 Stunden vor die größ-

⁷¹⁸ Anhand der Untersuchung der Motive von Deserteuren wurde das Fehlen des Einflusses von USPD bzw. Spartakusgruppe belegt. (Vgl. Benjamin ZIEMANN, *Fahnenflucht im deutschen Heer 1914-1918*, in: MGM 55 (1996), S. 93-130, hier: S. 129f).

⁷¹⁹ Die konservativ dominierte deutsche Geschichtsschreibung zeichnete hier nach dem Krieg ein ganz anderes Bild; Hans Herzfeld schrieb dazu: „Der Rückschlag nach dem 8. August 1918 aber ist ganz greifbar in seiner Stärke dadurch mit zu erklären, daß nun die sozialistische Agitation gegen den Krieg und den ganzen Geist preußischer militärischer Zucht und Überlieferung in der Armee Boden zu fassen begann.“ (Die deutsche Sozialdemokratie, S. 109).

⁷²⁰ F. SCHADE, Kurt Eisner, Zitat: S. 49.

⁷²¹ Charakteristisch dafür der Brief eines bayerischen Frontsoldaten vom Juli 1918: „Zeitweise so stark bin ich müde, daß das Leben auch nicht mehr den geringsten Reiz für mich besitzt. Letztere Stimmung ist ja noch selten aber sie stellt sich zuweilen ein. Meistenteils jedoch ist es nichts anderes als Kriegsmüdigkeit, in einem Grade, der sich kaum mehr steigern läßt, dieses Gefühl der absoluten Ohnmacht all diesen Geschehnissen gegenüber lähmt förmlich. (. . .) Dieser in's Unabsehbare sich hinziehende Krieg mit all seinen furchtbaren Begleiterscheinungen ists, der mich in müde Resignation geraten, meine Arbeitslust erlahmen läßt und mit unauslöschlichem Haß gegen diejenigen entflammt, die die Vernunft durch die Waffen totzuschlagen versuchen, denen die rohe Gewalt als der Stein der Weisen erscheint.“ (ZIEMANN, *Front und Heimat*, Zitat: S. 195, Fn. 778).

⁷²² Michler, Theobald, geb. 25.4.1891 in München, Schriftsetzer, Beitritt zur USPD, 1918 am Januarstreik in München beteiligt, daraufhin April-Okt. 1918 in Untersuchungshaft, ab 16. April 1919 Mitglied des Aktionsausschusses der Betriebs- und Soldatenräte in München, 1919/1920 in der USPD München führend aktiv, 1920 Übertritt zur KPD, 1921 Auswanderung nach Argentinien.

⁷²³ ZpolstB an MInn vom 19.4.1918. (HstAM, MInn 66284).

ten Ereignisse gestellt werden. Darum heisst es auf der Hut sein, nicht nur hier die Reden anhören, sondern im gegebenen Falle dieselben auch in die Tat umsetzen. [...] innerhalb 24 Stunden können wir vor die Tatsache gestellt werden, dass die Front kehrt macht und die Bajonette gegen die streckt, die Schuld sind an diesem Morden. Dann müssen wir auf der Hut sein und gleichzeitig den Kampf auf Leben und Tod aufnehmen. (Grosser Beifall).⁷²⁴

Ob die typische Gleichsetzung von Friedenssehnsucht mit Revolutionsbereitschaft einer verschobenen Wahrnehmung oder politisch-agitatorischem Kalkül zuzuschreiben ist, kann offen bleiben. Entscheidend war, dass auch in Abwesenheit Eisners in der Münchner USPD „die Revolution“ als realistische und einzig zielführende Handlungsoption wahrgenommen wurde. Die äußeren Voraussetzungen, insbesondere die Entwicklung im Heer, entzogen sich dem Einfluss der Partei, wurden aber mit wachsender Zuversicht verfolgt.

Insgesamt handelte es sich bei den im Sommer und Herbst 1918 feststellbaren massenhaften Verweigerungshandlungen unter den Soldaten um keinen einheitlichen Vorgang mit konkretem politischem Zielhorizont, sondern um eine Vielzahl von individuellen Entscheidungen, bei denen der Wille, das eigene Leben nicht mehr in einem als verloren erkannten Krieg aufs Spiel zu setzen, maßgeblich war.⁷²⁵ Der Zerfall der lange Zeit uneingeschränkten Autorität des Offizierskorps griff im Heer immer schneller um sich, Fälle direkter Auflehnung gegen die Vorgesetzten waren allerdings kaum zu verzeichnen. Kollektive Verweigerungsformen blieben eine seltene Ausnahme;⁷²⁶ dafür sorgte schon – anders als bei der Hochseeflotte – die heterogene soziale Zusammensetzung und die hohe Fluktuation innerhalb der einzelnen Truppenteile (Gerüchte über derartige Aktionen waren indessen weit verbreitet und spiegelten damit die Wunschvorstellungen vieler Mannschaften wider). Dies führte auch dazu, dass die nun eintretenden Auflösungserscheinungen zwar massenhaft miterlebt und –vollzogen wurden, aber „offensichtlich nicht erinnerungsfähig [waren].“⁷²⁷

Der dramatische Autoritätsverlust der bestehenden militärischen – und damit auch der politischen – Gewalten wurde ganz unterschiedlich interpretiert, abhängig von den bis dahin gebildeten politischen Einstellungen. Diese waren, trotz der allgemeinen Verbreitung von Kriegsmüdigkeit und „Offiziershass“, höchst unterschiedlich – und eben nur in den seltensten Fällen von der USPD geprägt. „Die Ahnung einer bevorstehenden Revolution war verbreitet, und aus der weitgehenden

⁷²⁴ ZpolitB an MKr vom 14.8.1918. (KrA, MKr 11529).

⁷²⁵ In einem Bericht der militärischen Überwachungsstellen bei der 5. Armee vom Oktober 1918 hiess es: „Die Zahl derjenigen, die da nach Hause schreiben, ich halte den Kopf nicht mehr hin, ich werde nicht so dumm sein, noch zwecklos mein Leben auf's Spiel zu setzen, ist erschreckend groß.“ (KRUSE, Krieg und Klassenheer, in: GG 22 (1996), S. 530-561, Zitat: S. 558).

⁷²⁶ Im Juni 1918 hatten etwa Mannschaften eines bayerischen Infanterieregiments vereinbart, sich unerlaubt von der Truppe zu entfernen (was nicht mit Desertion gleichzusetzen ist). Solche Vorfälle blieben bis Kriegsende sehr selten.

⁷²⁷ LIPP, Meinungslenkung im Krieg, S. 146.

Diskreditierung der alten Eliten folgte die Einsicht in die Unabdingbarkeit einer politischen Umwälzung.“ Von bestimmten politischen Grundeinstellungen abgesehen, „blieben die Vorstellungen über Charakter und Inhalte einer politischen Neuordnung allerdings weitgehend diffus.“⁷²⁸ Damit lässt sich vorerst festhalten, dass der Einfluss der USPD auf die bayerische Feldarmee ausgesprochen gering, ja eigentlich kaum vorhanden war. Wie verhielt es sich nun umgekehrt, welchen Einfluss hatte das „Fronterlebnis“ auf die Unabhängigen?

Die Generation, die nach Erich Maria Remarques berühmtem Diktum „vom Kriege zerstört wurde – auch wenn sie seinen Granaten entkam“⁷²⁹, diese Generation spielte in der Führungsschicht der bayerischen USPD eine weit größere Rolle als in jeder anderen Partei.⁷³⁰ Dies lag zum einen an den größeren Aufstiegschancen in einer sich neu formierenden Organisation, zum anderen an dem schlichten Umstand, dass in München Teile der Parteijugend von Anfang an die treibende Kraft gebildet hatten. Unterleitner, Fechenbach, Kleiner, Kröpelin, Kurt Walther, Schreiber, Schröder, Toller, Büchs, Baier, Albert Kreutz⁷³¹ (Delegierter auf der Landeskonferenz im März 1918) und viele andere kamen von der Front schwer verwundet, gesundheitlich angeschlagen oder gar als Kriegsinvaliden zurück, eine ganze Reihe weiterer Mitglieder war zumindest zeitweise im Militärdienst.⁷³² (Wie die Behörden feststellten, beteiligte sich an den „Diskussionsabenden“ in München eine auffallend hohe Anzahl von Kriegsbeschädigten.⁷³³) Welche Folgen hatte dies nun für ihr politisches Weltbild?

⁷²⁸ ZIEMANN, *Front und Heimat*, S. 287f.

⁷²⁹ Erich Maria REMARQUE, *Im Westen nichts Neues*. Roman. Mit einem Nachwort von Tilman Westphalen, Köln (26) 2007, S. 9.

⁷³⁰ Ziemann vertritt in diesem Zusammenhang die These: „Hinweise auf offen generationelle Spannungen zwischen den Altersgruppen liegen zwar nur vereinzelt vor. Dennoch sollte man [...] als durch eine gemeinsame ‚Erlebnisschichtung‘ geprägte ‚Frontgeneration‘ nur die in den 1890er Jahren geborenen Männer bezeichnen. Bei ihnen fiel das Fronterlebnis in seiner mit großen Belastungen verbundenen Form noch in eine formative Phase der Persönlichkeitsentwicklung. Die in der vorherigen Dekade geborenen Soldaten waren dagegen zu Kriegsbeginn überwiegend bereits verheiratet und etabliert. Diese Einschränkung gilt auch dann, wenn man die Idee der Frontgeneration primär als ein zur Sinnstiftung geschaffenes, mythisches Konstrukt der Nachkriegszeit begreift.“ (*Front und Heimat*, S. 182). Nach dieser „Definition“ gehörten von den führenden Unabhängigen zur Frontgeneration Fechenbach (Jahrgang 1894), Kröpelin (1893), Schröder (1891), Toller (1893), Stock (1893), Freund (1890), Unterleitner (1890) und Albert Winter junior (1896); nicht dazu gehörten demnach Baier (1883), Blumtritt (1877), Sauber (1884), Soldmann (1878), Mähr (1873) oder Kaspar Starz (1885). Von den fünf Reichstagsabgeordneten, die die bayerische USPD ab 1920 stellte, war nur einer im Weltkrieg nicht Soldat gewesen (Josef Simon). Unterleitner wurde verwundet, Soldmann war kurzzeitig an der Front, Hans Seidel längere Zeit, Wendelin Thomas war als Mannschaftssoldat bei der Marine. Zum Vergleich: Bei den Parlamentariern der DNVP gehörten nur 4,6% der Frontgeneration an; ein weitaus größerer Anteil bezeichnete sich zwar als „Kriegsteilnehmer“, kam allerdings nicht zum direkten Einsatz an der „Front“ (vgl. BARTH, *Dolchstoßlegenden*, S. 493).

⁷³¹ Kreutz, Albert, geb. 21.3.1881 in Essen, Maler, Kriegsteilnehmer, Kriegsinvalide, Beitritt zur USPD, 1918/19 Mitglied des Arbeiter- und Soldatenrates in Nürnberg, ab April 1920 Kassier der USPD in Nürnberg.

⁷³² Zu nennen wären hier beispielsweise Max Blumtritt, Fritz Sauber, Hans Reck, Arthur Mähr, Willy Schuwer, Hugo Freund, Hans Seidel, Kaspar Starz, Christian Ferkel, Wilhelm Reichart, Fritz Soldmann, Arthur Tübel, Fritz Goßler, Josef Staimer, Jean Stock, Hans Grimm, Kurt Walther und Fritz Puchta.

⁷³³ Vgl. Bericht über C. Kröpelin vom Feb. 1918. (KrA, MKr 253).

Erstaunlicherweise wurde die Kriegserfahrung nicht zwingend als Widerlegung des (meist nicht nur latent vorhandenen) Glaubens an die Vernunft des Einzelnen und die Fortentwicklung der Gesellschaft interpretiert. Im Gegenteil: Nicht nur bei politisch ganz anders sozialisierten Studenten war „das Bemühen greifbar, der Sinnlosigkeit und Absurdität des Krieges doch noch einen individuellen persönlichen Gewinn abzutrotzen“⁷³⁴, sondern auch bei den Mitgliedern der USPD. Bezeichnender Unterschied: Nicht „Volk“ und „Vaterland“ bildeten den begrifflichen Überbau, der Unterschlupf für Sinngebungsversuche bot, sondern die sozialistische Bewegung mit ihrer eigenen Verheißung.⁷³⁵ Beispielhaft für dieses Denkmuster steht eine Aussage Baiers vor seinen Münchner Genossen vom August 1918: „Nach mehr als dreijähriger Schützengrabentätigkeit stehe ich nun leider als Invalide vor Ihnen. Doch nicht `leider`, nein, es ist ein Glück, dass ich Invalide geworden bin, denn sonst könnte ich jetzt zur Verwirklichung unserer Ideale nicht mithelfen.“⁷³⁶

Von Kriegsgegnern wurde also genauso wie von Kriegsbefürwortern die „Geschichte als Sinngebung des Sinnlosen“⁷³⁷ zu interpretieren versucht (auch bei diesem „Problem“ verstiegen sich gerade Angehörige der geistigen Eliten zu den überspanntesten Theorien⁷³⁸). „Viele Kriegsteilnehmer schreckten davor zurück, ihre leidvollen Erfahrungen und den Tod der Kameraden als sinnlos zu akzeptieren. Allerdings war es wegen der Niederlage schwierig, in dem millionenfachen Sterben einen Sinn zu sehen. Konkret standen viele Menschen vor dem Problem, daß die Soldaten `umsonst` gefallen waren. Gleichzeitig wurde implizit stets die Frage nach der Schuld an der Niederlage

⁷³⁴ HETTLING/JEISMANN, Der Weltkrieg als Epos, in: HIRSCHFELD u. a. (Hrsg.), „Keiner fühlt sich hier mehr als Mensch . . .“, S. 205-234, hier: S. 216.

⁷³⁵ Diese kaum zu erschütternde Fortschrittsgläubigkeit wurde in den verschiedenen Strömungen der Sozialdemokratie nahezu uneingeschränkt geteilt. Die gegenüber der Mehrheitsmeinung loyale *Neue Donau-Post* schrieb zum Jahreswechsel 1916/17: „Wir haben den Krieg als Sozialisten bekämpft, seine Entstehung zu hindern gesucht, weil wir uns über seine schrecklichen Folgen – wenn auch noch lange nicht in seinem vollen Maße – klar waren. Daß unsere Friedensarbeit seinen Ausbruch nicht zu hindern vermochte, war für uns eine große, schmerzhaft Enttäuschung, für Gegenwart und Vergangenheit. Aber den *Glauben an unsere Zukunft* kann uns der Krieg nicht nehmen. Nein, er hat ihn gestärkt. Gestärkt in vielfacher Richtung. Einmal, weil er sicher die ungeheure Mehrheit der Menschheit für unser *Friedensziel* gewonnen hat. Sodann aber, weil er uns gelehrt hat, daß die Kräfte, die wir zur Erlösung der Menschheit wachrufen wollen, stärker und größer sind, als selbst seine systematische, mit den ungeheuersten Mitteln geförderte Zerstörungsarbeit.“ (NDP Nr. 304 vom 31.12.1916).

⁷³⁶ ZpolitB an MKr vom 14.8.1918. (KrA, MKr 11529).

⁷³⁷ So der programmatische Titel des 1916 veröffentlichten Werkes des deutschen Kulturphilosophen Theodor Lessing (vgl. Ulrich LINSE, Das wahre Zeugnis. Eine psychohistorische Deutung des Ersten Weltkriegs, in: Klaus VONDUNG (Hrsg.), *Kriegserlebnis. Der Erste Weltkrieg in der literarischen Gestaltung und symbolischen Deutung der Nationen*, Göttingen 1980, S. 90-114, hier: S. 92f.). Siehe dazu auch Jürgen von UNGERN-STERNBERG, Wie gibt man dem Sinnlosen Sinn? Zum Gebrauch der Begriffe „deutsche Kultur“ und „Militarismus“ im Herbst 1914, in: W. MOMMSEN (Hrsg.), *Kultur und Krieg*, S. 77-96. In einem geistreichen Vortrag ging Karl Popper, sich auch auf Theodor Lessing beziehend, auf den „Sinn der Geschichte“ ein; er vertrat die Ansicht, „daß die politische Weltgeschichte keinen verborgenen und auffindbaren Sinn hat, und daß es keine in ihr verborgenen und auffindbaren Entwicklungstendenzen gibt.“ Gleichzeitig war Popper überzeugt, „daß wir selbst der politischen Geschichte einen Sinn geben und ein Ziel setzen können, und zwar einen menschenwürdigen Sinn und ein menschenwürdiges Ziel.“ (Karl R. POPPER, *Vom Sinn der Geschichte*, in: Ders., *Alle Menschen sind Philosophen*, S. 245-261, hier: S. 248 u. 253). Zum Thema allgemein siehe auch REINISCH (Hrsg.), *Der Sinn der Geschichte*.

⁷³⁸ Der Philosoph Rudolf Eucken vertrat 1914 die Ansicht, dass die Deutschen (und zwar *nur* sie) die „Seele der Menschheit“ bildeten und folglich die Niederlage der deutschen Kultur „die Weltgeschichte ihres tiefsten Sinnes berauben würde“ (H. MAIER, *Ideen von 1914*, in: VfZ 38 (1990), S. 525-542, Zitat: S. 527).

mitgedacht. [...] Prinzipiell war Ende 1918 die kollektive Kriegserinnerung offen, weil der Krieg sehr unterschiedlich erlebt worden war, und die einheitliche `Frontgeneration` einen Mythos darstellte.⁷³⁹ Dass die „kollektive Kriegserinnerung“ dann so entwickelte, dass v. a. die extremistischen Parteien davon profitierten, hing auch mit der Spaltung der Sozialdemokratie zusammen. Der Kriegsteilnehmer Ernst Fraenkel bemerkte bereits 1930, „daß die heutige Partei gleichsam zwei Kriegsgeschichten hat, die Kriegsgeschichte der SPD. und die Kriegsgeschichte der USP. Sicherlich ist es ungemein geschickt gewesen, wie nach dem Zusammenschluß der beiden Parteien 1922 über die Konflikte der Kriegs- und Revolutionszeit der Schleier des Vergessens gelegt wurde. [...] Das Opfer dieser wahrscheinlich notwendigen Taktik ist die `Frontgeneration` geworden. Sie hat für ihr entscheidendes Erlebnis innerhalb der Partei keine Resonanz gefunden.“ Die Folge war: „Diese Generation hat – das muß offen gesagt werden – sich viel stärker bei der KPD. und bei den Nazis durchzusetzen vermocht.“⁷⁴⁰

Gerade die an der Front erlebte Entwertung des Individuums verlangte – völlig unabhängig von Bildungsstand und politischer Einstellung – offenbar nach einer sinnstiftenden Bedeutungszuordnung.⁷⁴¹ Und da Mythen „als sinntragende mentale Konstrukte“⁷⁴² wirkten, war hier deren entscheidende Einbruchstelle. „Der Mythos vom `Geist von 1914` befriedigte dieses Bedürfnis zu verstehen, wozu das alles gut gewesen sein sollte.“⁷⁴³ Die dahinter stehende harmonisierende Volksgemeinschaftsideologie konnte allerdings nicht in allen Fällen ehrliche Empörung über die selbst erlebten Kriegsgreuel und deren Verursacher verhindern, die dann zum Bruch mit dem herrschenden Konsens führte; stellvertretend hierfür steht ein von Toller verfasster Aufruf, in dem es hieß:

„Glaubt nicht den Pfaffen, die euch einreden, Gott wolle nicht die Liebe, sondern brutale Macht. Gott wolle nicht gerechten Völkerfrieden, sondern Massenmord. Diese Pfaffen sind die elendsten Schurken, die der Erdboden je getragen hat. Glaubt nicht den Zeitungsschreibern, jenen verrotteten verantwortungslosen Burschen, die, selber Knechte, Euch bestellte moschusstinkende Beruhigungsmittel geben, damit auch Ihr Knechte bleibt. Aber Ihr bräuchtet doch nicht Knechte zu sein! [...]

⁷³⁹ BARTH, Dolchstoßlegenden, S. 491f.

⁷⁴⁰ Ernst Fraenkel, Jungsozialismus als Generationenproblem, in: *Jungsozialistische Blätter*, H. 11 vom Nov. 1930, S. 337-340, hier: S. 339.

⁷⁴¹ Die Lehre von Viktor E. Frankl kann an dieser Stelle nur kurz erwähnt werden. Die von Frankl entwickelte Logotherapie geht davon aus, dass das Streben nach „Sinn“ eine (wenn nicht die wichtigste) allen Menschen innewohnende grundlegende Antriebskraft ihres Handelns darstellt (ohne allerdings andere psychologische Denkschulen grundsätzlich abzulehnen). Der vielversprechende Ansatz, die Ereignisse des Ersten Weltkrieges mit den Mitteln der psychologischen Forschung zu untersuchen, ist noch längst nicht ausgereizt (siehe dazu einleitend Inka MÜLDER-BACH (Hrsg.), *Modernität und Trauma. Beiträge zum Zeitenbruch des Ersten Weltkrieges*, Wien 2000). Zum Thema Kriegserlebnis und Sinnstiftung siehe auch A. REIMANN, *Der große Krieg der Sprachen*, S. 223-278.

⁷⁴² BARTH, Dolchstoßlegenden, S. 487.

⁷⁴³ VERHEY, *Der „Geist von 1914“*, S. 382.

Euer Schweigen ist gräßlicher als das Schmerzgebrüll der Brüder, denen man die Augen mit teuflischem Flammenwurf ausbrannte.

Was Ihr tun sollt?

Aufwachen! [...]

Genug! Wir wollen nicht Euere Knechte und Mitschuldigen sein. Wir wollen einen gerechten Frieden, wir wollen friedliches Leben freier und selbständiger Völker!⁷⁴⁴

Mit der Verdammung des Krieges sprach die USPD wohl den meisten Soldaten aus dem Herzen, warum sie diese dennoch so selten gewinnen konnte, wurde bereits zu erklären versucht. Obwohl – oder vielleicht gerade weil – die USPD den Krieg früher als andere politische Kräfte in seinem Charakter erkannt und bekämpft hatte, sich in ihren Warnungen größtenteils bestätigt fühlen konnte, gelang es ihr kaum, aus ihrer pazifistischen Grundhaltung größeres politisches Kapital zu schlagen.

Dies lag vor allem daran, dass die Partei es nicht vermochte, ein „Deutungsangebot“ (Anne Lipp) für das Fundamentalereignis Weltkrieg bzw. das Fronterlebnis zu entwerfen, das mit der tiefere Emotionen ansprechenden Dolchstoßlegende, dem „Augusterlebnis“ und weiteren propagandistischen Lügenkonstrukten und Mythenbildungen der politischen Rechten konkurrieren konnte.⁷⁴⁵ Die Wurzeln dieses Ungleichgewichts reichen in die Vorkriegszeit zurück,⁷⁴⁶ seine längerfristigen Folgen waren verheerend.⁷⁴⁷ Der heroischen Deutung des Kriegserlebnisses, die im stahlhelmbe-

⁷⁴⁴ HEMPEL-KÜTER/MÜLLER, Ernst Toller, in: Literatur, Politik und soziale Prozesse, S. 78-106, Zitat: S. 100.

⁷⁴⁵ Die „Deutungsangebote“ der USPD erfüllten offenbar nicht die nötigen Voraussetzungen für eine Mythenbildung. „Für ihre Wirkungsmächtigkeit ist es von Bedeutung, dass politische Mythen fest in der Gesellschaft verankert sind. Der Mythos muss im ‚kulturellen Gedächtnis‘ (Jan Assmann), im ‚Funktionsgedächtnis‘ (Aleida Assmann) präsent sein und gegebenenfalls rasch aktiviert und abgerufen werden können, wobei er für unterschiedliche intellektuelle Niveaus bzw. Zielgruppen nuanciert aufbereitet werden kann.“ (HEIN-KIRCHER, Politische Mythen, in: APZ H. 11/2007, S. 26-31, hier: S. 29).

⁷⁴⁶ Seine Betrachtung über den Wilhelminismus als „nervöses Zeitalter“ schließt Joachim Radkau mit einer entsprechenden Bemerkung ab: „Der Nervendiskurs hätte in der Politik zu nützlichen Einsichten führen können. Wenn man sich eingestanden hätte, daß man unter den Risiken und der Diffusheit der Ziele der wilhelminischen ‚Weltpolitik‘ litt, wäre man möglicherweise zu der Weisheit der Selbstbeschränkung gelangt; und wenn man den Zusammenhang von Reizbarkeit und Schwäche auch in der Politik bedacht hätte, dann hätte das Säbelrasseln nicht mehr als Beweis von Kraft gelten können. Einsichten dieser Art lagen auch vor 1914 in der Luft; ihr entscheidendes Manko bestand wohl darin, daß sie unter wilhelminischen Bedingungen zu keiner eindrucksvollen Sinnproduktion führten. Lauwarme Bäder kamen gegen das Stahlbad nicht an.“ (Nervöses Zeitalter, in: GG 20 (1994), S. 211-241, hier: S. 241).

⁷⁴⁷ Zum Kampf um die Deutungshoheit über das Kriegserlebnis siehe Sabine BEHRENBECK, Zwischen Trauer und Heroisierung. Vom Umgang mit Kriegstod und Niederlage nach 1918, in: DUPPLER/GROSS (Hrsg.), Kriegsende 1918, S. 315-339; Richard BESSEL, Kriegserfahrungen und Kriegserinnerungen: Nachwirkungen des Ersten Weltkrieges auf das politische und soziale Leben der Weimarer Republik, in: LINDEN/MERGNER (Hrsg.), Kriegsbegeisterung, S. 125-140; Gerd KRUMEICH, Konjunkturen der Weltkriegserinnerung, in: ROTHER (Hrsg.), Der Weltkrieg, S. 68-73; VERHEY, Der „Geist von 1914“, S. 335-384; ULRICH/ZIEMANN (Hrsg.), Krieg im Frieden; ULRICH, Die Augenzeugen, S. 227-301 und Michael HAVERKAMP, „Zwei Millionen Tote! Umsonst?“ Der Erste Weltkrieg in der politischen Propaganda der Zwischenkriegszeit, in: SPILKER/ULRICH (Hrsg.), Der Tod als Maschinist, S. 228-239. Zu der psychologischen Wechselwirkung zwischen Kriegserinnerung und Aufstieg des Nationalsozialismus konstatierte Bernd Hüppauf: „Der besonderen Form, die der Nationalsozialismus der Erfahrung der Moderne als einer Fusion von technischem Fortschritt und ungehemmter Destruktion, gewaltsamer Ordnung und drohendem Chaos, Funktionalismus und archaischen Mythen, rationaler Organisation und amoralischen Normen gab, verdankte er zum großen Teil seine erfolgreiche Assoziation mit zeitgemäßer Dynamik und revolutionierender Modernisierung in einer in ihren Grundlagen erschütterten Gesellschaft. Diese Kombination aus rigider Moderne und vorzivilisierter Amoralität schien der fragmentierten Erfahrung der Zeit eine Ordnung und der Sinnlosigkeit zumindest eine Bewegungsrichtung einzuschreiben, und aus ihrer aktiven Verbindung mit dem Krieg speiste sich die Assoziation des Nationalsozialismus mit dynamischer Energie.“ (Schlachtenmythen und die Konstruktion des „Neuen Menschen“, in: HIRSCHFELD u. a. (Hrsg.), „Keiner fühlt sich hier mehr als Mensch . . .“, S. 53-103, hier: S. 91).

wehrten „Frontkämpfer“, der ein ganz neues „Menschengeschlecht“ verkörpern sollte, ihren ikonographischen Ausdruck fand und auf langjährig eingehämmerte rhetorische Formeln rekurren konnte, hatte die USPD nichts Adäquates entgegenzusetzen. Sie setzte auf Vernunft und Humanität, wo ihre Gegner an Hass, Rachegefühle und Gier appellierten. Als 1929 Remarques „Im Westen nichts Neues“ erschien, schrieb Toller: „Einer hat für uns alle gesprochen, für uns Muschkoten, die im Schützengraben lagen, die verlaust und verdreckt waren, die schossen und erschossen wurden, die den Krieg nicht aus der Perspektive der Generalstäbe, nicht aus Schreibstuben und Redaktionsbüros sahen, die ihn erlebten als Alltag, als furchtbaren und monotonen Alltag.“⁷⁴⁸

Praktisch ohne Verbündete – sieht man vom kaum relevanten bürgerlichen Pazifismus ab – hatte die USPD zudem gar nicht die Möglichkeit, den öffentlichen Kriegsdiskurs offensiv anzugehen.⁷⁴⁹ Entscheidend war aber ein psychologisches Moment: Den überzeugten Kriegsgegnern fehlten die Bilder, Metaphern und letztlich die wirksamen Mythen, die geeignet gewesen wären, den vorhandenen Bedarf an Sinnstiftung des Kriegserlebnisses abzudecken, wobei es sich im Übrigen um eine Besonderheit der deutschen Entwicklung handelte.⁷⁵⁰ Außerdem fehlten die Anknüpfungspunkte:

„Erfahrungen der Machtlosigkeit innerhalb der Militärmaschinerie, der Schwäche angesichts übermenschlicher Anforderungen in langen Stellungseinsätzen, der geplanten oder vollzogenen Verweigerungshandlungen, ebenso die soldatischen Sympathien für einen ‚Verständigungsfrieden‘, die Solidarisierung mit den streikenden Munitionsarbeitern oder ihre Verbitterung und Enttäuschung angesichts der angespannten Lebenssituation ihrer Angehörigen bei gleichzeitig üppiger Kriegsdividenden für sogenannte ‚Kriegsgewinnler‘ und ‚Wucherer‘ - alles das fand keine sprachliche oder ikonographische Abbildung innerhalb des militärisch-bürgerlichen Kriegsdiskurses. Das Fehlen von Bildern und Formeln, um über diese Bereiche soldatischer Kriegserfahrungen zu kommunizieren, war eine wesentliche Voraussetzung für deren Verschwinden aus der öffentlichen Kommunikation und Erinnerung der Nachkriegszeit.“⁷⁵¹

⁷⁴⁸ LEIDINGER, Knotenpunkte, in: Ders./MORITZ, Die Nacht des Kirpitschnikow, S. 244-270, Zitat: S. 252.

⁷⁴⁹ Die (mehr oder weniger) wissenschaftliche Aufarbeitung des Krieges durch das Reichsarchiv wurde praktisch völlig vom Militär kontrolliert (siehe dazu Markus PÖHLMANN, Kriegsgeschichte und Geschichtspolitik: Der Erste Weltkrieg. Die amtliche deutsche Militärgeschichtsschreibung 1914-1956, Paderborn – München – Wien – Zürich 2002).

⁷⁵⁰ Aus der vergleichenden Analyse Deutschlands und Frankreichs zog Ziemann den Schluss, dass während des Krieges das Fronterlebnis ähnliche Folgen in den jeweiligen Armeen gezeitigt hat. „Erhebliche Divergenzen zwischen den nationalen Entwicklungspfaden sind dann aber in den Wirkungen und Verarbeitungsmustern des ‚Fronterlebnisses‘ in der Nachkriegszeit zu beobachten. Sie verweisen auf die unterschiedlichen Muster der politischen Kultur in beiden Ländern. Eine vergleichende Argumentation, welche die dominant pazifistische Verarbeitung des Kriegserlebnisses in Frankreich mit der stärker militaristischen in Deutschland kontrastiert, bezeichnet hier prinzipiell eine richtige Tendenz. Allerdings scheint damit nicht der wesentliche Zusammenhang getroffen zu sein [...]. Für die Wirkungen, die das ‚Fronterlebnis‘ in der deutschen politischen Kultur hatte, scheinen vielmehr die tiefgreifenden antagonistischen Gegensätze in der Antwort auf die überall gestellte Frage bedeutsam, welcher Sinn aus dem Erlebten zu ziehen sei. Dies war das entscheidende Spezifikum der deutschen, nicht aber der französischen Entwicklung.“ (Das „Fronterlebnis“ des Ersten Weltkrieges, in: H. MOMMSEN (Hrsg.), Der Erste Weltkrieg, S. 43-82, hier: S. 78f).

⁷⁵¹ LIPP, Meinungslenkung im Krieg, S. 314.

Anders die nationalistische, demokratiefeindliche Rechte: Sie konnte nach dem Krieg auf bereits vorhandene, positiv besetzte Deutungen zurückgreifen, die mit der Wirklichkeit zwar nicht konform gingen, was ihrer Wirksamkeit aber keinen Abbruch tat; Fakten und Fiktionen wurden ohne kritische Reflexion miteinander verwoben. Schlagworte wie „Pflichterfüllung bis zuletzt“, „Opferung“ und „Verteidigung des bedrohten Vaterlandes“ entwickelten sich zu propagandistischen Selbstläufern, die auch bei ehemaligen Soldaten verfangen, die „eigentlich“ erkennen konnten, welche Interessen die Urheber dieser Phrasen verfolgten. Anne Lipp kam zu dem Ergebnis: „Sich gegen die Kriegsinterpretationen der militärischen Führung in puncto `Durchhalten` zu stemmen, hätte bedeutet, sich selbst des Versagens zu bezichtigen und dem vorangegangenen Kriegseinsatz jegliche Legitimation zu entziehen. Mit Kriegsverherrlichung musste das nichts zu tun haben, wohl aber mit nachträglicher Sinngebung für einen verlorenen Krieg. [...] Ein heroisches und respektheischendes Soldatenbild war für das Gros der ehemaligen Kriegsteilnehmer alles, was von den übermenschlichen Anstrengungen des Kriegseinsatzes übrig blieb. Dieses einzige positive Erbe des Krieges waren viele bereit zu schützen und zu stützen.“⁷⁵² Diese Entwicklung wurde noch dadurch gefördert, dass dem multimedial präsentierten Mythos des „Frontkämpfers“ kein gleichwertiges Pendant des „Friedenskämpfers“ oder „Revolutionärs“ entgegengestellt werden konnte. Der heroische „Frontkämpfer“ fand in der Nachkriegszeit im „Freikorpskämpfer“ seine logische Anschlussverwendung, die sich nahtlos in die bisherigen Deutungen einfügte. Das Bild der weitaus größeren Zahl von Soldaten, die sich reibungslos wieder ins Zivilleben eingliederten – und mit dem militärischen Apparat nichts mehr zu tun haben wollten⁷⁵³ –, spiegelte sich in der öffentlichen Erinnerung nicht wider.

Gegen diese mentalen Dispositionen blieben die überzeugten Kriegsgegner von der USPD weitgehend machtlos, auch wenn sie mit Recht für sich in Anspruch nehmen konnten, im Kampf für ihre Überzeugungen Mut, Einsatz und Opferbereitschaft bewiesen zu haben. Jeglicher positive „Sinn“ war dem Kriegsgeschehen, wie Toller in seinen Fronterinnerungen geschrieben hatte, aus Sicht der Unabhängigen völlig abhanden gekommen, die an die Legende vom „Verteidigungskrieg“ nicht glauben konnten und wollten. Auf der Ebene des individuellen Schicksals mochten sich – wie im Falle Baiers – noch Sinnkonstrukte errichten lassen; eine populäre Formel, die die kollektive Erinnerung hätte prägen können, fand die USPD gerade deshalb nicht, weil sie in ihrer Sicht auf den Welt-

⁷⁵² Ebd., S. 320.

⁷⁵³ Boris Barth stellte die originelle Behauptung auf: „Bei dem Aufstand der Ruhrarbeiter und ihrer `Roten Armee` [im März 1920, als Reaktion auf den Kapp-Lüttwitz-Putsch; B. A.] handelte es sich nicht um einen Aufstand sozialistischer Arbeiter gegen das kapitalistische Gesellschaftssystem, sondern um eine Rebellion der ehemaligen Frontsoldaten aus der Arbeiterschaft dagegen, dass die wilhelminische Generalität, die für das Elend und die Schlächtereien an der Westfront verantwortlich gemacht wurde, nun an die Macht zurückkehren sollte.“ (Dolchstoßlegenden, S. 211).

krieg – der Krieg „des Wahnsinns und der Wahnsinnigen“⁷⁵⁴ - näher an der Realität war als jede andere Partei (oder auch die Kirchen⁷⁵⁵). An dieser Außenseiterposition änderte sich auch später nichts, da die überwiegende Mehrheit der deutschen Gesellschaft (einschließlich des größten Teils der MSPD) – v. a. gestützt von der veröffentlichten Meinung - nicht bereit war, einen entschiedenen Bruch mit den größtenwahnsinnigen Zielen und der verquerten Ideologie zu vollziehen, die die Eliten des Reiches im Weltkrieg verfolgt hatten. Die Kontinuität, dann die Radikalisierung dieser Einstellungen hat Boris Barth in (fast) all ihren Verästelungen und Folgen genauestens nachgezeichnet.

Die Deutung, dass Deutschland „im Felde unbesiegt“ sei, von inneren Feinden bedroht und von äußeren Feinden geknechtet werde, war auch deshalb attraktiv, weil sie externe (d. h. nicht zur „Volksgemeinschaft“ gehörige) Schuldige für die – „unverdiente“ – Niederlage benannte und mit dem Topos vom „Kampf für Deutschlands Größe“ auch eine Sinnstiftung beinhaltete, die eine Zukunftsperspektive bot (auch wenn diese Perspektive einen neuen Weltkrieg in sich schloss). Im September 1922 – dem Monat, in dem sich MSPD und USPD wieder vereinigten – forderte der Münchner Nachwuchsagitor Adolf Hitler: „Es kann nicht sein, dass zwei Millionen Deutsche umsonst gefallen sind . . . Nein, wir verzeihen nicht, sondern fordern – Vergeltung!“⁷⁵⁶ Damit wurde geschickt ein Grundbedürfnis der deutschen Kollektivpsyche angesprochen, das Bedürfnis nach – wenigstens nachträglicher – Sinnggebung für die ungeheuren Opfer des Weltkrieges. Dies mündete konsequent in die Forderung nach einer autoritären Staatsführung und einer Wiederaufnahme des Kampfes, nach einer „Revanche“ ein, sobald die „innere Einheit“ der Nation, die „Volksgemeinschaft“ nach dem Vorbild von 1914, wiederhergestellt war. Der Historiker Hans Delbrück, politisch nicht bei den Extremisten zu verorten, kündigte 1919 an: „Es kommt der Tag und die Stunde, wo wir alles zurückfordern werden.“⁷⁵⁷ Die Erinnerungskultur der Weimarer Republik wurde bald beherrscht von einer affirmativen Deutung des Weltkrieges, die die soldatischen Tugenden verklärte und auf jede Selbstkritik allergisch reagierte. Stimmen, die die Grausamkeit und Sinnlosigkeit des Krieges beschrieben, waren noch vorhanden und fanden durchaus Anklang, wurden aber stigmatisiert und in gesellschaftliche Randbereiche abgedrängt.⁷⁵⁸ Der Rest ist bekannt.

⁷⁵⁴ So die Formulierung in einer von Eisner geprägten Resolution der Münchner Krupp-Arbeiter während des Januarstreiks. (Bericht über den Januarstreik 1918; abgedruckt in: DMV-MÜNCHEN, Geschäftsbericht, S. 70-76, hier: S. 72).

⁷⁵⁵ Zur durch und durch positiven Deutung des Krieges durch die katholische Kirche, die keine humanitär motivierten Einschränkungen kannte, siehe zur Einführung MISSALLA, „Gott mit uns“.

⁷⁵⁶ KEEGAN, Der Erste Weltkrieg, Zitat: S. 13.

⁷⁵⁷ H. MOMMSEN, Republik von Weimar, Zitat: S. 120.

⁷⁵⁸ Die so genannte „heroische“ Kriegsdeutung war keineswegs von Anfang an vorherrschend, geschweige denn alternativlos; das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold, die Veteranenorganisation der demokratischen Kräfte, verfügte über einen regen Zulauf und bemühte sich – letztlich allerdings vergeblich –, den Weltkriegsmythen der nationalistischen Rechten entgegenzutreten. (Vgl. Benjamin

Weniger bekannt ist, wie stark der rechte Flügel der SPD die vorherrschenden konservativen Denkmuster übernahm; dies ging so weit, dass schon frühzeitig der Dolchstoßlegende das Wort geredet wurde. In einer Replik auf den im Juni 1915 erschienenen Oppositionsaufwurf „Das Gebot der Stunde“, den Haase, Kautsky und Bernstein verfasst hatten, schrieb Südekum: „Ich weiß nicht, was ihren Blick so getrübt hat, daß sie die einfachsten Tatsachen nicht mehr zu übersehen vermögen, und ich beneide sie wahrlich nicht um die Harmlosigkeit ihres Gemüts, die ihnen erlaubt, in dieser furchtbar schweren Lage mit einem Streich wie ihrem Aufruf der Parteimehrheit in den Rücken zu fallen. Der Parteimehrheit, aber auch dem ganzen Volke.“⁷⁵⁹ Hier traf sich Südekum – rhetorisch und inhaltlich - wieder mit Wilhelm II.⁷⁶⁰ und Hindenburg, der in seinen Erinnerungen dichtete: „Wie Siegfried unter dem hinterlistigen Speerwurf des grimmigen Hagen, so stürzte unsere ermattete Front.“⁷⁶¹

Auf die Ideologie des rechten Parteiflügels, die dem Krieg durchaus positive Aspekte und damit einen „Sinn“ abzugewinnen vermochte, ist bereits ausführlich hingewiesen worden. Der Gegensatz zur USPD ist hier so groß, dass an der „Notwendigkeit“ bzw. Unabwendbarkeit der Parteispaltung überhaupt keine Zweifel mehr verbleiben können. Eisner hatte die drohenden Gefahren sehr wohl erkannt und frühzeitig einen klaren Bruch mit dem überkommenen System gefordert: „Nur Männer, die keinerlei Verantwortung für das bisherige haben, können uns retten!“⁷⁶², schrieb er kurz vor Kriegsende an Haase. Nicht von ungefähr widmete Eisner auch später als Ministerpräsident einen großen Teil seiner Energie der Aufdeckung der Verantwortlichkeiten bei Kriegsausbruch, war die Kriegsunschuldlegende doch eng verknüpft mit der Dolchstoßlegende. Die Verbindung dieser beiden Propagandakonstrukte entfaltete eine gefährliche Dynamik. Die Niederlage, die Eisner und die USPD beim Kampf um die Deutungshoheit in dieser Kernfrage erlitten, traf nicht nur die Partei allein, sondern die Republik als Ganzes - und zwar im Wortsinne tödlich. Die Kriegsunschuldlegende war von der deutschen Reichsleitung im Juli/August 1914 in die Welt gesetzt und von allen Parteien treuherzig nachgebetet worden – mit Ausnahme der USPD, die sich dadurch den politi-

ZIEMANN, Republikanische Kriegserinnerung in einer polarisierten Öffentlichkeit. Das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold als Veteranenverband der sozialistischen Arbeiterschaft, in: HZ 267 (1998), S. 357-398).

⁷⁵⁹ FT Nr. 148 vom 28.6.1915.

⁷⁶⁰ In seinen Erinnerungen schrieb der Kaiser: „Und nun nach über vier glänzenden Kriegsjahren mit unerhörten Siegen mußte sie [d. h. die deutsche Armee; B. A.] unter dem von hinten gegen sie geführten Dolchstoß der Revolutionäre zusammenbrechen.“ (WILHELM II., Ereignisse und Gestalten, S. 245).

⁷⁶¹ BARTH, Dolchstoßlegenden, Zitat: S. 326.

⁷⁶² K. Eisner an H. Haase vom 29.9.1918. (WIELAND, Die Verteidigungslüge, Zitat: S. 272, Fn. 67).

schen Paria-Status einhandelte und sich ständig dem Vorwurf des „Vaterlandsverrats“ ausgesetzt sah.⁷⁶³

Die Dolchstoßlegende, die behauptete, Schuld an der Niederlage Deutschlands sei nicht die militärische Unterlegenheit seiner Armee gewesen, sondern das Versagen der Heimatfront (vor allem ausgelöst durch die „zersetzenden“ Kräfte der Linken), bezog ihre Wirksamkeit nicht zuletzt daraus, dass sie an Deutungen anknüpfen konnte, die bereits während des Krieges systematisch verbreitet worden waren. So hatte Ludendorff den Nukleus der Legende bereits Mitte 1917 konstruiert, lange bevor die Burgfriedensgegner überhaupt Wirkung entfalten konnten;⁷⁶⁴ später hielt er daran stur fest und strich insbesondere die Verantwortung der USPD für die deutsche Niederlage heraus.⁷⁶⁵ Hier entstand eine psychologische Eigendynamik, die – durch die Niederlage weiter radikalisiert – von der USPD mit ihrem einsamen Kampf um die Aufdeckung der tatsächlichen Verantwortlichkeiten nicht zu stoppen war. Direkt und indirekt gab es für Ludendorffs Behauptungen von vielen Seiten Unterstützung. Nicolai, der ehemalige „Chefpropagandist“ des Generalstabes, schrieb in seinen 1920 erschienenen Erinnerungen: „Wir sind nicht dem Material, sondern dem Kampfwillen des Feindes erlegen“⁷⁶⁶ - was bedeutete, dass der deutsche „Kampfwillen“ aus den bekannten Gründen eben zu schwach gewesen sei. Der angesehene Münchner Arzt und Universitätsprofessor Emil Kraepelin (der auch Toller psychiatrisch „untersuchte“ und ihm dabei politische Vorwürfe machte⁷⁶⁷) sah in der Revolution folgerichtig das Werk der „Kriegsmüden und Minderwertigen“⁷⁶⁸. Für die deutschen Historiker der Weimarer Zeit war – von wenigen Ausnahmen abgesehen – unbe-

⁷⁶³ Siehe dazu auch SAMMET, „Dolchstoß“, S. 99-104.

⁷⁶⁴ Das Schlüsseldokument bildet hier wohl ein Schreiben Ludendorffs vom 31.7.1917, in dem es hieß: „Die Stimmung in der Heimat ist tief gesunken. Bei den engen Beziehungen von Heimat und Heer kann das Heer auf die Dauer nicht unberührt bleiben. Im Innern macht sich neben krassem Egoismus und rücksichtsloser Gewinn- und Genußsucht Flaumacherei, Pessimismus und Pflichtvergessenheit breit, die den Ausgang des Krieges gefährden können. Diese Erscheinungen sind zum Teil auf wirkliche Notstände zurückzuführen. . . . Zum größten Teil aber sind sie durch die zielbewußte Agitation gewisser staatszerstörender Elemente hervorgerufen, die skrupellos die Notstände zur Förderung ihrer politischen Ziele ausnutzen und Unfrieden, Verhetzung usw. auf alle Art zu stiften suchen. . . . Die Stimmung aus der Heimat hat tatsächlich schon vereinzelt auf das Heer übergegriffen.“ (LIPP, Meinungslenkung im Krieg, Zitat: S. 68). Die Wurzeln dieses Deutungsmusters reichen noch weiter zurück; der Ludendorff-Intimus Oberst Bauer hatte bereits im März 1917 in einer Denkschrift den Gegensatz zwischen „Front“ und „Heimat“ im Sinne der späteren Dolchstoßlegende thematisiert (vgl. SCHMIDT, Belehrung – Propaganda – Vertrauensarbeit, S. 127). Das Berliner Blatt *Die Post* hatte sogar schon 1915 (!) gewarnt, „daß sich *in unserer eigenen Mitte* Leute finden, die den feindlichen Bestrebungen, durch die Lüge Deutschlands Weltstellung zu untergraben, geradezu in die Hände arbeiten“, dass es Personen gebe, „die es heute noch wagen, Deutschlands gerechte Gründe zum Krieg anzuzweifeln und den Willen des deutschen Volkes, für die Opfer des Krieges und die während seiner Dauer erlittene Unbill *volle Entschädigung* zu verlangen, als ungerechtfertigt hinzustellen“; jede pazifistische Tätigkeit, beispielsweise die Teilnahme an internationalen Friedenskongressen, schade „der deutschen Sache im Ausland so gut wie drinnen . . . , . . . denn es sind Dolchstiche, die den Rücken unserer, für den deutschen Gedanken streitenden Krieger treffen.“ (AY, Entstehung einer Revolution, Zitat: S. 81). In seiner quellengesättigten Studie zu den Dolchstoßlegenden geht Boris Barth auf dieses frühe (früheste?) Zeugnis nicht ein.

⁷⁶⁵ Vgl. BARTH, Dolchstoßlegenden, S. 323f.

⁷⁶⁶ UZIEL, Die Entwicklung der deutschen militärischen Propaganda, in: THOSS/VOLKMANN (Hrsg.), Erster Weltkrieg – Zweiter Weltkrieg, S. 301-321, Zitat: S. 308.

⁷⁶⁷ Vgl. TOLLER, Eine Jugend in Deutschland, S. 78.

⁷⁶⁸ M. GEYER, Verkehrte Welt, Zitat: S. 102.

stritten: „Die Novemberrevolution ist der Abschluß des langen politischen Verhetzungsprozesses, den wir seit dem August 1914 zu verfolgen hatten.“⁷⁶⁹

Nachdem die Weiterführung der Revolution blutig unterdrückt und die konservative Dominanz wiederhergestellt worden waren, sollte der Kampf um die Deutung des Krieges in eine neue Runde gehen, bei der es letztlich um eine Abrechnung mit der Politik der USPD in den Jahren 1918/19 insgesamt ging. Die konservative Presse in Bayern verschärfte 1921 ihre Hetzkampagne gegen die Unabhängigen und ihre Versuche, die Vorgänge bei Kriegsausbruch aufzuklären.⁷⁷⁰ Das *Bayerische Vaterland*, das Organ des Christlichen Bauernvereins, schrieb dazu: „Die ganze Mache Eisners und Fechenbachs war bezahlte Arbeit im Interesse des Feindbundes, und für den Juden Fechenbach ist im ganzen Lande kein Galgen hoch genug, um diese Schurkentat zu sühnen. Staatsanwalt, walte deines Amtes!“⁷⁷¹ Das tat dieser umgehend: Fechenbach wurde unter dem Vorwurf des vollendeten und versuchten „Landesverrats“ verhaftet (Richard Kaempfer und Albert Winter junior wurden ebenfalls festgenommen, aber nach drei Tagen wieder aus der Haft entlassen); es ging dabei um die Beteiligung an der Publikation von Aktenstücken zum Kriegsausbruch während der Ministerpräsidentenschaft Eisners.

Der im Oktober 1922 in München stattfindende Prozess, bei dem „letztlich nichts anderes als die jüngste deutsche Geschichte verhandelt“⁷⁷² wurde, entwickelte sich zu einer Justizposse, die zeigte, wie es um die junge Republik inzwischen bestellt war (der ein halbes Jahr zuvor stattfindende, von Fechenbach angestregte Prozess wegen Beleidigung hatte bereits als Farce geendet). Ein Heer von „Sachverständigen“ bemühte sich um den Nachweis der völligen Unschuld Deutschlands am Krieg; konsequent folgte die Unterstellung, Eisner und Fechenbach hätten Dokumente gefälscht, um das Gegenteil zu beweisen. Juristische und diplomatische Fakten blieben nachrangig, dem Gericht ging es um eine Verurteilung der Revolutionäre von 1918 und damit der Burgfriedensgegner). Das Urteil für Fechenbach lautete auf elf Jahre Zuchthaus. Dieser Richterspruch sorgte weit über Bayern hinaus für Aufsehen, waren die politischen Implikationen doch zu offensichtlich. Auch wenn das Reichsgericht dafür sorgte, dass Fechenbach Ende 1924 entlassen wurde, hatte die republikfeindliche Rechte beim Kampf um die öffentliche Meinung bezüglich der Kriegsunschuldlegende einen großen Sieg errungen, sie konnte sich – vor allem in Bayern – voll auf den Staatsapparat verlassen. Die Kämpfer um Aufklärung waren letztlich auf verlorenem Posten; selbst ein großer Teil der Sozialdemokratie zeigte hier wenig Kampfbereitschaft.

⁷⁶⁹ HERZFELD, Die deutsche Sozialdemokratie, S. 115.

⁷⁷⁰ Vgl. SCHUELER, Felix Fechenbach, S. 154-208.

⁷⁷¹ Ebd., Zitat: S. 159.

Dies lässt sich nun mit dem Rückblick auf die Entwicklung während des Krieges erklären: Die Unterstützung durch die MSPD bzw. – nach der Wiedervereinigung mit der USPD - später ihrer ehemaligen Mitglieder und Parteiblätter blieb in dieser essenziellen Frage deshalb stets halbherzig, weil sie sich doch selbst ab 1914 in den Sog der amtlichen Propagandalügen begeben hatten, aus dem sie sich auch nach Kriegsende nicht zu befreien vermochten. In der Kontinuität des Irrtums und des Starrsinns verharrend bekämpfte die MSPD vielmehr Eisners Bemühungen um Feststellung der Kriegsschuldigen; seine Warnungen verhallten ungehört. Auf dem Berner Sozialisten-Kongress im Februar 1919 hatte Eisner kurz vor seinem Tod erklärt: „Ich halte es für unmöglich, daß wir ohne klare Erkenntnis dessen, was war, ohne noch einmal in das Entsetzen zurückzublicken, ohne mit den Wimpern zu zucken, vorwärtskommen.“⁷⁷³ Doch die MSPD blickte lieber nach „vorn“ als zurück auf ihr eigenes Versagen;⁷⁷⁴ vor allem deshalb „überrascht es kaum, daß während der Revolution weder der Mythos vom `Geist von 1914` noch die anderen Elemente der Kriegspropaganda historisch aufgearbeitet und entmythologisiert wurden.“⁷⁷⁵

Die (M)SPD spielte, ebenso wie Teile der Gewerkschaftsführung,⁷⁷⁶ damit den Feinden der Republik fahrlässig in die Hände, die auch und nicht zuletzt deshalb die Oberhand gewannen, weil sie die Deutungshoheit über den Weltkrieg zu behalten bzw. wieder zu erringen vermochten.⁷⁷⁷ Ebert sprach lieber von „Einigkeit und Vaterlandsliebe“ als die Verursacher der Katastrophe dingfest zu machen.⁷⁷⁸ Der unbestechliche Ströbel sah 1925, im Angesicht der Wahl Hindenburgs zum Reichs-

⁷⁷² M. GEYER, *Verkehrte Welt*, S. 293.

⁷⁷³ Rede abgedruckt in: G. A. RITTER (Hrsg.), *Die II. Internationale 1918/19*, Bd. I, S. 230-243, hier: S. 234.

⁷⁷⁴ Der MSPD-Vertreter Otto Wels erklärte in seiner Rede auf dem Kongress: „Wir haben in der ganzen Zeit [des Krieges; B. A.] nichts sehnlicher erwartet, als daß wir den Blick vorwärts richten und den Blick von der Vergangenheit abwenden könnten, von der Vergangenheit, die wir schauernd hinter uns liegen sehen. Von dieser Vergangenheit wollen wir uns abwenden mit all unseren Gedanken und all unseren Sinnen.“ (Rede abgedruckt in: Ebd., S. 210-220, hier: S. 210).

⁷⁷⁵ VERHEY, *Der „Geist von 1914“*, S. 333.

⁷⁷⁶ Auf dem Gewerkschaftskongress in Nürnberg vertrat der ADGB-Vorsitzende Legien 1919 faktisch die Dolchstoßlegende mit der Behauptung: „Das gegenwärtige Unglück des deutschen Volkes ist nicht hervorgerufen worden durch die Politik der Generalkommission, sondern durch die Politik derjenigen, die die Einigkeit der deutschen Arbeiterklasse gesprengt haben. [...] Dadurch, daß eine Agitation getrieben wurde, die schließlich zur Spaltung der Sozialdemokratischen Partei und zur Zerstörung der Einheit der deutschen Arbeiterklasse geführt hat, ist die Widerstandskraft unseres Volkes gebrochen und uns dieser Gewaltfriede zuteil geworden.“ (SAMMET, „Dolchstoß“, Zitat: S. 265f).

⁷⁷⁷ Um die amtliche Deutungshoheit über die Vorgänge bei Kriegsbeginn zu sichern, hatte Staatssekretär Jagow seinen Untergebenen Zimmermann bereits im August 1914 angewiesen, Vorbereitungen „für den bevorstehenden Kampf der Meinungen“ (JÄGER, *Historische Forschung*, Zitat: S. 20) zu treffen; nach Kriegsende sorgte das bestens ausgestattete Kriegsschuldreferat im Auswärtigen Amt diskret und (zumindest im Inland) effektiv dafür, die „Kriegsunschuldlegende“ zu verbreiten.

⁷⁷⁸ Für den Sieg der republikfeindlichen Rechten beim Kampf um die Deutungshoheit über den Ersten Weltkrieg war die MSPD direkt mitverantwortlich; sie unternahm nichts, um die Vorgänge bei Kriegsausbruch aufzuhellen. Im Gegenteil, sie sorgte dafür, dass die von Kautsky nach dem Krieg zusammengestellte Akteneidition, die die Verantwortung der Reichsleitung in der Julikrise aufdeckte, erst verspätet und entschärft erscheinen konnte. Die Regierung Scheidemann befürchtete, dass die Offenlegung der diplomatischen Hintergründe der Julikrise ihre Verhandlungsposition gegenüber der Entente schwächen könnte (nebenbei wäre dadurch auch das Vertrauen der Mehrheitssozialdemokratie gegenüber der Reichsleitung als völlig unbegründet desavouiert worden). Gerade Ebert stellte sich ganz auf die Seite der konservativen Interpretation des Krieges; nicht nur durch sein berühmtes Wort „Kein Feind hat Euch überwunden“ (WIRSCHING, „Augusterlebnis“ und „Dolchstoß“, in: DOTTERWEICH (Hrsg.), *Mythen und Legenden*, S. 187-202, Zitat: S. 198) anlässlich der Rückkehr der Fronttruppen nach Berlin im Dezember 1918. Auf dem

präsidenten, die sich aus dieser Haltung ergebenden Gefahren für die Republik und warnte: „Jedes [sic] feige Kompromiß mit dem nationalen Egoismus und der Machtpolitik besiegelt und beschleunigt ihren *Untergang!* Der Sieg Hindenburgs war der Triumph der Kriegslüge. Die Macht der Kriegslüge aber kann nur gebrochen werden durch die Vertretung der *rücksichtslosen Wahrheit!*“⁷⁷⁹ Einige Jahre später stellte Ströbel die Frage: „Warum [...] dreht denn die Sozialdemokratie nicht endlich den Spieß herum und erhebt vor dem ganzen Volke schonungslose Anklage gegen diejenigen, die Deutschland 1914 in Krieg und Verderben trieben? Warum brandmarkt sie nicht Tag für Tag die Schuld der Annexionisten und Siegesbrüller, die während der vier Kriegsjahre jeden Verständigungsfrieden hintertrieben haben?“⁷⁸⁰ Die Antwort lautete schlicht: Weil die SPD dann zunächst mit sich selbst ins Gericht hätte gehen müssen, wozu es nun längst zu spät war; die entscheidenden Pflöcke hinsichtlich der „Erklärung“ des Krieges waren lange zuvor eingeschlagen worden. Ende 1930, unter dem Eindruck des ersten großen Wahlerfolges der Nationalsozialisten, bilanzierte Ströbel die Versäumnisse der Revolutionszeit im Kampf um die Deutungshoheit über den Weltkrieg; in der Zeitschrift *Das Andere Deutschland*, die nur ein Nischenpublikum erreichte, schrieb er:

„Ebenso schlimm und verhängnisvoll war es, daß die Republikaner und Sozialisten nicht den unbedingt gebotenen Bruch mit der Weltanschauung und Staatsdoktrin des alten borussischen Militärstaates vollzogen. Denn die neue Republik konnte sich nur behaupten und zum Sozial- und Friedensstaat entwickeln, wenn sie von der Kriegslüge und dem Gewaltgeist abrückte und ihre ganze Existenz auf die Wahrheit und das Recht – das Recht für alle Individuen und alle Nationen – gründete.

Das hätte umso näher gelegen, als die deutsche Republik auf die Reaktion und die alte Herren- und Militärkaste zunächst keinerlei Rücksicht zu nehmen brauchte. Ja, sie hätte diese für den Augenblick entthronten, aber für die Dauer höchst gefährlichen Kräfte gerade dadurch endgültig unschädlich machen können, daß sie ihr Verschulden am Verbluten des deutschen Volkes und der ganzen grauenhaften Weltkatastrophe wahrheitsgemäß festgestellt und zur allgemeinsten Kenntnis gebracht hätte.

Die Gelegenheit dazu war so günstig wie möglich. Die Schrecken und Abscheulichkeiten des Krieges brannten damals noch in den Seelen all der vielen Millionen Kriegsteilnehmer, sie waren noch nicht durch romantische Vernebelung und jahrzehntelange nationalistische Hetze in das mystisch-

MSPD-Parteitag in Weimar im Juni 1919 bemühte sich Bernstein, der inzwischen von der USPD zur MSPD gewechselt war, die Kriegsschuldfrage zu thematisieren, scheiterte damit jedoch an heftigem Widerspruch und persönlichen Verunglimpfungen durch die Delegierten (vgl. WINKLER, *Von der Revolution zur Stabilisierung*, S. 213f.). Im Jahr 1924, anlässlich des 10. Jahrestages des Kriegsausbruchs, erklärte Ebert, inzwischen Reichspräsident, in einer Ansprache beim zentralen Festakt: „Das deutsche Volk hat in diesem Krieg kein anderes Ziel erstrebt als die deutsche Freiheit. Für Freiheit und Unversehrtheit des Vaterlandes [...] gaben die Gefallenen ihr Leben. Aber sie ließen uns, den Lebenden, ein Vermächtnis: die Forderung, in ihrem Geiste, dem Geiste der Einigkeit und Vaterlandsliebe, den Willen zur Freiheit Deutschlands als oberstes Gesetz zu wahren.“ (BARTH, *Dolchstoßlegenden*, Zitat: S. 494). Praktisch zeitgleich prophezeite Bernstein, wohin diese Entstellung der Tatsachen führen konnte: „Von der These aus, daß das kaiserliche Deutschland nicht allein schuld am Krieg sei, die sie dann mit bequemer Dialektik in `überhaupt nicht schuld` umdeuten, ist es leicht, den Massen plausibel zu machen, daß das Kaiserreich zu Unrecht gestürzt worden [ist] und die `Judenrepublik` und ihre Erfüllungspolitik an allem Übel schuld seien, unter dem Deutschland heute leide . . .“ (E. Bernstein an K. Kautsky vom 26.7.1924; Winfried STRÄTER, „Wenn wir hier tatkräftig eingreifen“. Die Dolchstoßlegende und die versäumte Abrechnung mit Kaiserreich und Kriegsschuld 1919, in: HAFNER u. a., *Zwecklegenden*, S. 147-152, Zitat: S. 152).

⁷⁷⁹ Heinrich Ströbel, *Der Triumph der Kriegslüge*, abgedruckt in: DONAT/WIELAND (Hrsg.), *Das Andere Deutschland*, S. 9-14, hier: S. 14.

⁷⁸⁰ WIELAND, Heinrich Ströbel, Zitat: S. 263f.

erhabene Fronterlebnis umgefälscht worden. Die Kriegsteilnehmer hatten noch das wirkliche Bild des Krieges in allzudeutlicher Erinnerung: die endlosen Metzereien, das jahrelange Stecken in Schmutz und Schlamm, die grauenhafte Monotonie des Schützengrabens und der Etappe, die Rohheit und Vertiertheit des ganzen Kriegs- und Lagerlebens, seine Läuse und seinen moralischen Unrat nicht zu vergessen. Und das alles hatten sie erlitten, weil etliche Generale zu siegessicher, etliche gekrönte Häupter und Minister Narren und Schwachköpfe waren!

[...] Wie leicht, wie nützlich wäre es gewesen, diese Einsicht und diese Stimmungen zu vertiefen, zu unausrottbar wurzelnder Überzeugung zu machen durch eine rücksichtslos wahrheitsgetreue Enthüllung des alten Preußengeistes, der Kriegsursachen und der tatsächlichen Ursachen des militärischen und politischen Zusammenbruchs!⁷⁸¹

Zu diesem Zeitpunkt war der Kampf um die Erinnerung an den Krieg und die Realität an den Fronten bereits so gut wie entschieden. „Es war nicht zuletzt das Zurückdrängen wirklichkeitsgerechter kollektiver Erinnerungen an den Krieg und eine phantastische Verklärung des Soldatentodes durch mythische und heroische Bilder, die erneut einen Kampfgeist heraufbeschworen, der zur Vorbereitung eines Krieges beitrug.“⁷⁸² Seinen Anteil daran hatte Ludendorff, der 1927 dekretierte: „Unbesiegt und in seiner Moral ungebrochen ist das Heer dem Druck der Massen gewichen, denen es nicht gelungen ist, ihm eine Niederlage zu bringen. Es darf auf jene bitterschwere Zeit mit gleichberechtigtem Stolze zurückblicken wie die Sieger.“⁷⁸³

Dass es zum Bruch mit den alten Gewalten, von dem Ströbel sprach, nicht gekommen war, lag zum nicht geringen Teil an Heine, der in der Revolutionszeit preußischer Justiz- bzw. Innenminister gewesen war und in dieser Funktion einen personellen Neuanfang in der Staatsbürokratie systematisch verhindert hatte.⁷⁸⁴ Auch nach seinem Sturz im Frühjahr 1920 faselte er weiterhin vom Weltkrieg als dem „Existenzkampf des deutschen Volkes“⁷⁸⁵ und hielt die USPD konsequenterweise für eine „Gesellschaft von Verrätern und Narren“⁷⁸⁶. Heine wandte sich 1924 in einem Zeitungsartikel gegen die „Kriegsschuldflüge“ und gegen „unsere sich in moralischer Überhebung blühenden Feinde“⁷⁸⁷; er behauptete ungerührt, die deutsche Regierung träfe die geringste Schuld am Kriegsausbruch. Damit befand er sich im Einklang mit der Mehrheitsmeinung in Wissenschaft und Öffentlichkeit. Für diese gilt:

⁷⁸¹ Heinrich Ströbel, Die Schuld der Novemberverebrer, abgedruckt in: DONAT/WIELAND (Hrsg.), Das Andere Deutschland, S. 225-228, hier: S. 226f.

⁷⁸² HÜPPAUF, Über den Kampfgeist, in: GUHA/PAPCKE (Hrsg.), Der Feind, den wir brauchen, S. 71-98, hier: S. 91.

⁷⁸³ Erich LUDENDORFF, Die überstaatlichen Mächte im letzten Jahre des Weltkrieges, Leipzig 1927, S. 25.

⁷⁸⁴ Vgl. Eberhard KOLB, Die Arbeiterräte in der deutschen Innenpolitik 1918-1919, Düsseldorf 1962, S. 273-281.

⁷⁸⁵ Wolfgang Heine, Georg von Vollmar, in: *Sozialistische Monatshefte* vom 25.7.1922, S. 641-645, hier: S. 645.

⁷⁸⁶ W. Heine an A. Winnig vom 28.1.1924. (M. BLOCH, Albert Südekum, Zitat: S. 284, Fn. 63).

⁷⁸⁷ Karl ROHE, Das Reichsbanner Schwarz Rot Gold. Ein Beitrag zur Geschichte und Struktur der politischen Kampfverbände zur Zeit der Weimarer Republik, Düsseldorf 1966, Zitat: S. 152, Fn. 7.

„Der Kampf gegen die sogenannte Kriegsschuldfrage und die Umdeutung der Niederlage als Dolchstoß der `Novemberverschwörer` verbanden sich zur zentralen Lebensfrage der deutschen Gesellschaft nach dem Ersten Weltkrieg. Ihre sozialpsychologische Bedeutung kann nicht hoch genug veranschlagt werden. Die Flucht aus der Realität machte diejenigen, die die Träger wilhelminischer Großmachtpolitik gewesen waren, blind für die tatsächlichen sozialen, wirtschaftlichen und außenpolitischen Erfordernisse.“ Und: „Was die Rechte in offener Demagogie betrieb, macht die gemäßigte Linke in weniger scharfer, aber dennoch eskapistischer Weise durchaus mit.“⁷⁸⁸

Diese Entwicklung der „politischen Kultur“ war „eine der Voraussetzungen für die erfolgreiche Agitation der politischen Rechten und später auch der Nationalsozialisten [...]. Insofern war die psychische Abwehrhaltung, die innere Verweigerung des Friedensvertrages durch nahezu alle Deutschen eine Wurzel für den Aufstieg des Nationalsozialismus beziehungsweise für das Scheitern der Republik.“⁷⁸⁹

Als gesichert kann gelten, dass gerade auch die ganz unterschiedlichen Erinnerungen an den Weltkrieg, geprägt von sich unversöhnlich gegenüberstehenden politisch-sozialen Milieus, höchst destruktive Wirkungen auf die politische Kultur der Weimarer Republik gehabt hat.⁷⁹⁰ Das „nationale“ Milieu, das die beschriebenen Mythen von „Augusterlebnis“, „Frontkameradschaft“ etc. in aggressiver Form kultivierte, stand dem (in sich allerdings wiederum gespaltenen) „sozialistischen“ Milieu gegenüber, das den im Laufe der 1920er Jahre immer mehr Raum gewinnenden „rechten“ Deutungen etwas Gleichwertiges entgegenzusetzen versuchte. Vor allem das 1924 gegründete Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold als (von der SPD dominierte) Veteranenorganisation der demokratischen Kräfte bemühte sich um einen republikanischen Gegenentwurf. Das Problem dabei war: „Auf dem Feld der symbolischen Auseinandersetzung um das Kriegserlebnis beharrte das Reichsbanner stets auf der `Wahrheit` als dem entscheidenden Kriterium, und verfehlte damit den spezifischen Charakter politischer Mythen, für deren Wirksamkeit es nicht auf `diskursive Überprüfbarkeit` ankommt.“⁷⁹¹

Während diese „Milieutheorie“, für die einiges spricht, die Aufspaltung der Arbeiterschaft in Anhänger von SPD und KPD durchaus berücksichtigt, wurde die Kluft *innerhalb* der „sozialdemokratischen Erinnerung“ an den Krieg bislang nicht untersucht. Hier gab es, wie von Fraenkel beschrieben, eben „zwei Kriegsgeschichten“, eine von der (M)SPD und eine von der USPD. Im Reichsbanner

⁷⁸⁸ Gottfried NIEDHART, Kriegsende und Friedensordnung als Problem der deutschen und internationalen Politik 1917-1927, in: MICHALKA (Hrsg.), Der Erste Weltkrieg, S. 178-190, hier: S. 182f.

⁷⁸⁹ W. JÄGER, Historische Forschung, S. 63.

⁷⁹⁰ Vgl. Benjamin ZIEMANN, Die Erinnerung an den Ersten Weltkrieg in den Milieukulturen der Weimarer Republik, in: Thomas F. SCHNEIDER (Hrsg.), Kriegserlebnis und Legendenbildung. Das Bild des „modernen“ Krieges in Literatur, Theater, Photographie und Film. Band 1. Vor dem Ersten Weltkrieg; der Erste Weltkrieg, Osnabrück 1999, S. 249-270.

⁷⁹¹ Ebd., S. 256.

ner trafen deren Vertreter dann zusammen, idealtypisch in München in Gestalt von Auer und Unterleitner.⁷⁹² Wie sich das Erbe der Parteispaltung auf die sozialdemokratische Erinnerungskultur ausgewirkt hat, ist noch unklar. Für die Festigung der Demokratie mehr als abträglich war jedenfalls die fortgesetzte Pflege der Volksgemeinschaftsrhetorik, die die Kriegszeit idealisierte. Auer sprach sich dafür aus, „den Schützengrabengeist, der keinen Konfessions- und Rassenstreit kennt, wieder aufleben [zu] lassen“⁷⁹³. Dabei handelte es sich nicht um einen einmaligen „Ausrutscher“.⁷⁹⁴ Ob ehemalige Unabhängige hier gegenzusteuern versuchten, wäre noch zu untersuchen. Fest steht jedenfalls: „Die antimilitaristisch-pazifistische Tradition der USPD fand nach 1920 bzw. 1922 weder in der KPD noch in der SPD eine neue politische Heimat – doch das ist ein anderes Kapitel.“⁷⁹⁵

Ein Abschnitt dieses Kapitels soll hier noch erwähnt werden; es wurde geschrieben von dem inzwischen parteilosen Toller, der 1937 in einem Aufruf noch einmal auf das Verhältnis von Kriegserfahrung bzw. –verarbeitung und staatlicher Neuordnung einging:

„An euch wende ich mich, Frontsoldaten in Deutschland.
Blinde und Verblendete, Verführte und Betrogene: sklavischer Gehorsam, Glaube an die Allmacht eines Menschen, Aufgabe der Verantwortung, Anbetung der Knute – das nennt ihr deutsch?
Gedenkt ihr der Jahre in den Schützengräben vor Verdun und am Dnjepr, in Flandern und bei Ypern, da wir den Krieg den `großen Schwindel` nannten und schworen, in die Heimat zurückzukehren, um ein freies Deutschland aufzubauen, geleitet von freien und verantwortlichen Bürgern?
Wir kehrten zurück und wir schufen die Deutsche Republik.
Aber das deutsche Volk, allzu lange dem Willen zur Verantwortung entwöhnt und der gefährlichen Lust des Gehorchens vertraut, begriff den Sinn der Republik nicht, die vom freien Bürger tätige Teilnahme, Hingabe, Selbstvertrauen und `Zivilkourage` [sic] fordert.
Die Republik hatte zu viele Republikaner mit schlechtem Gewissen. Die Republik hatte zu viele Sozialisten, die keinen Glauben an den Sozialismus besaßen. Die Republik hatte zu viele Führer, die sich auf die Mächte der Vergangenheit stützten und nicht auf das Volk, den Träger der Zukunft.
Vier Jahre hat man das deutsche Volk belogen und betrogen, und die Wahrheit über den Krieg verfälscht. Die große Schlacht an der Marne, die den Ausgang des Krieges entschied, wurde in einen unbedeutenden strategischen Rückzug umgeschwindelt. Und als das Volk den `Dolchstoß in den Rücken`, nämlich die Erklärung Ludendorffs am 13. Oktober 1918, daß die Front keine 24 Stunden sich mehr halten könne, erlitt, brach es zusammen. Es raffte sich am 8. November [sic] zum Sturm gegen die Monarchie auf, aber nur allzu kurz und ohne das rechte Wissen. [...] Geben wir es zu, die Enttäuschung war zu groß, die Gewalt der Wahrheit zu mächtig, das deutsche Volk wollte der militärischen Niederlage und ihren ökonomischen Folgen nicht ins Gesicht sehen. Es hatte nicht nur das Vertrauen in die alten Führer, schlimmer, es hatte das Vertrauen in sich verloren. [...] Und als

⁷⁹² Als im Juli 1924 in München eine Ortsgruppe des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold gegründet wurde, übernahm Auer den Vorsitz, Unterleitner wurde Kassier (vgl. Nachrichtenblatt Nr. 11 vom 17.7.1924; HstAM, MA 101235/1). Die Rest-USPD lehnte das Reichsbanner strikt ab und erklärte eine Mitgliedschaft dort für unvereinbar mit der Parteimitgliedschaft (vgl. Sonderbericht der Polizeidirektion Nürnberg-Fürth vom 25.9.1924; HstAM, MA 101236).

⁷⁹³ So in einer Rede anlässlich der Gründung des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold in München im Juli 1924. (WINTER/KÄMPFER, Erhard Auer vor Gericht, Zitat: S. 12).

⁷⁹⁴ Bei einer Rede auf einer Verfassungsfeier im August 1922 hat Auer ebenfalls nationalistische Töne angeschlagen und soll angeblich am Ende beim Hoch auf die Reichsfarben beinahe Schwarz-Rot-Gold und Schwarz-Weiß-Rot verwechselt haben. (Vgl. M. GEYER, Verkehrte Welt, S. 291).

⁷⁹⁵ KLÖNNE, Die deutsche Arbeiterbewegung vor 1914, in: HEISS/LUTZ (Hrsg.), Friedensbewegungen, S. 136-151, hier: S. 151.

ein falscher Messias auftrat, der ihm die Last des Denkens und die Last der Verantwortung abnahm, der gleich den Medizinmännern der primitiven Stämme die Sünden der Vergangenheit auf ein Opferlamm ablud, da folgten sie ihm. In einer Atmosphäre der Selbstverblendung und der Flucht vor der Wirklichkeit wurde Hitler groß.“⁷⁹⁶

Zu diesem Zeitpunkt, als Hitler in Deutschland dem Höhepunkt seiner Popularität entgegen strebte, wollte das (fast) niemand mehr hören. Ein Jahrzehnt später, nach dem Untergang des „Dritten Reiches“, haderte auch Josef Simon im Rückblick auf den Ersten Weltkrieg:

„Die Haltung des Arbeiters im und zum Kriege ist mir wie vielen Genossen und Kollegen immer in gewisser Hinsicht ein Rätsel geblieben. Mit derselben Disziplin und Hingabe, mit der sie vor dem Kriege in der Partei oder in den Gewerkschaften arbeiteten, zogen sie 1914 in den Krieg, in einem Heeresverband, über dessen empörende soziale Rückständigkeit sich kaum irgend jemand Illusionen machte, und vier Jahre waren sie das Mark und das Rückgrat dieses Heeresverbandes. Als sie aber 1918 heimkehrten, waren dieselben alten Soldaten und Stoßtruppführer entweder gar nicht oder nur in geringer Anzahl dazu bereit, das Gewehr für ihren eigenen Staat und für ihre eigenen Interessen in die Hand zu nehmen. Natürlich war ein entscheidender Grund in dem Überdruß an dem Bluthandwerk zu suchen. Der Soldat, der aus der Arbeiterbewegung kam, war und blieb zuletzt doch ein Zivillist. Der Typ des entgleisten Landsknechts gedieh nicht in unseren Reihen, und die meisten von uns verstanden so viel von ihrem Beruf, daß sie es nicht nötig hatten, sich diesem verächtlichen Handwerk zuzuwenden. Trotzdem, mir scheint, diese Erklärung erklärt nicht alles.“⁷⁹⁷

Eine Mentalitätsgeschichte der Arbeiterbewegung, die auf dieses Problem Antworten gibt, steht noch aus. Als Ergebnis bleibt vorerst festzuhalten: Schon Ende der 1920er Jahre hatte die Linke nicht nur hinsichtlich des „Augusterlebnisses“ und der Kriegsschuldfrage das Feld längst dem „nationalen“ Lager überlassen müssen (die NSDAP legte 1930 einen Gesetzentwurf vor, der die Todesstrafe für jeden forderte, der „Deutschlands Alleinschuld oder Mitschuld am Weltkrieg“⁷⁹⁸ behauptete); mehr noch, sie hatte auch den Kampf gegen die Dolchstoßlegende faktisch aufgegeben (und damit im Prinzip ihre Niederlage im Kampf um die Deutungshoheit eingestanden).⁷⁹⁹ Die Folgen beschrieb Joachim Radkau: „Die Spaltung der Deutschen vollzog sich teilweise entlang der alten Klassengrenzen; aber in ihrer mentalen Substanz war sie kein Klassenkonflikt, sondern entsprang der gegensätzlichen Verarbeitung der Kriegserfahrung. Die positive Verarbeitung erwies sich

⁷⁹⁶ Aufruf abgedruckt in: BÜTOW, Der Konflikt zwischen Revolution und Pazifismus, Anhang: S. 49-59, hier: S. 50f.

⁷⁹⁷ J. SIMON, Erinnerungen, in: MIRKES (Hrsg.), Josef Simon, S. 11-202, hier: S. 165f.

⁷⁹⁸ SÖSEMANN, Der Erste Weltkrieg im propagandistischen Kalkül von Joseph Goebbels, in: KRUMEICH (Hrsg.), Nationalsozialismus und Erster Weltkrieg, S. 53-75, Zitat: S. 57, Fn. 21.

⁷⁹⁹ Boris Barth fasste zusammen: „Ende der 1920er Jahre trat eine scheinbare Ruhe in der innenpolitischen Debatte über die Frage eines Dolchstoßes ein. Dies bedeutet jedoch nicht, wie gelegentlich in der Literatur angenommen wird, daß der Dolchstoß keine Rolle mehr spielte, sondern vor allem, daß dieser in mehreren bürgerlichen, rechten- und rechtsradikalen, vaterländischen und völkischen Submilieus als so selbstverständlich angesehen wurde, daß sich eine weitere Diskussion darüber erübrigte. Die Linke hingegen hatte den Kampf gegen die Dolchstoßlegende aufgegeben, weil sie erkannte, daß eine öffentliche Debatte nicht zu gewinnen war.“ (Dolchstoßlegenden, S. 531).

auf die Dauer als die stärkere Strategie, die mehr Energien freisetzte: In dieser fatalen Psychodynamik liegt ein Grund der deutschen Katastrophe.“⁸⁰⁰ Die Entscheidung vom August 1914 und v. a. die Unfähigkeit, sie zu korrigieren, kamen die Sozialdemokratie damit teuer zu stehen.

6.8 Sozialdemokratie und bayerische Innenpolitik bis Oktober 1918

Während sich an der Front die Lage immer mehr zuspitzte, wuchs auch in Bayern allmählich das Protestpotenzial an.⁸⁰¹ Nicht nur „die Heimat“ beeinflusste dabei „die Front“, sondern es gab auch eine Wirkung in umgekehrter Richtung. Gerade in der Endphase des Krieges wurden die Autorität des Militärapparates und die Legitimität der traditionellen Gewalten in Bayern untergraben durch die Erzählungen von Frontsoldaten über die Missstände im Heer.⁸⁰² Gegen diesen Mechanismus war am Ende nicht anzukommen, auch wenn er dem Dolchstoß-Topos diametral widersprach. In den letzten Kriegsmonaten entstand eine Art „Gegenöffentlichkeit“, die sich zu einem großen Teil auf Gerüchte stützte und von keiner Seite politisch „gesteuert“ wurde. „Politisch“ war sie insofern, als sie die Durchsetzungsfähigkeit von Regierung und Behörden massiv bedrohte; ihr diffuser, unorganisierter Charakter führte dazu, dass diese Gegenöffentlichkeit später kaum erinnert wurde. Gleichwohl bildete sie eine der entscheidenden Voraussetzungen, die den Weg bahnten für die Aktion Eisners und der Münchner USPD am 7. November 1918.

Mindestens ebenso wichtig dafür war der Zerfall der Kohäsionskräfte im Heimatheer, der sich ab Jahresmitte auch in öffentlichen Äußerungen niederschlug. Bereits zuvor hatte es für die staatlichen Stellen alarmierende Anzeichen gegeben. Sonnenburg hatte im Februar 1918 feststellen müssen, dass die bayerischen Garnisonssoldaten „vielfach mit ihren Sympathien auf Seiten der Streikenden“⁸⁰³ gestanden hatten; entsprechende Anordnungen, um den Einfluss der USPD einzudämmen, folgten auf dem Fuß.⁸⁰⁴ Nachdem der im Zuge der Frühjahrsoffensive eingetretene Stimmungsaufschwung wieder abgeflaut war und sich die Einsicht in die Unausweichlichkeit der Niederlage zunehmend durchsetzte, kam es im bayerischen Heimatheer zu einer dramatischen Verschlechterung der Disziplin. Von amtlicher Seite wurde nun festgestellt, dass die „hoffnungslosen Äußerungen

⁸⁰⁰ RADKAU, Das Zeitalter der Nervosität, S. 431.

⁸⁰¹ Zu diesem Abschnitt siehe W. ALBRECHT, Landtag und Regierung, S. 295-435; AY, Entstehung einer Revolution, S. 88f., 106-109 u. 178-188; SPERL, Wirtschaft und Staat in Bayern, S. 199-203 u. 239-256 sowie ZIEMANN, Front und Heimat, S. 191-195 u. 221-224.

⁸⁰² Kriegsminister Hellingrath hatte bereits im August 1917 den Frontkommandeuren berichtet, „daß eine große Zahl von Mannschaften diese ihnen von der Heimat eingeräumte Autorität – zum größten Teil wohl aus Gedankenlosigkeit und falsch verstandenem Heldentum, zum Teil auch bewußt – dazu mißbraucht, der Heimat die törichtsten Erzählungen über den Kaiser, die Verpflegung, das Leben der Offiziere an und hinter der Front, über Verluste, eigene Leistungen und überstandene Gefahren aufzutischen und hierdurch dem Mißvergnügen mit den Verhältnissen in der Heimat noch ein weitgehendes Mißtrauen über das Leben in der Front und den Etappen hinzuzufügen.“ (AY, Entstehung einer Revolution, Zitat: S. 25f).

⁸⁰³ ZIEMANN, Front und Heimat, Zitat: S. 192, Fn. 759.

⁸⁰⁴ So wurde Militärangehörigen sowohl die Teilnahme bei Veranstaltungen der USPD als auch bei den Diskussionsabenden verboten. (Siehe oben Kap. 6.2.2.).

vieler von der Front kommender Offiziere und Mannschaften“ die Soldaten in den Heimatgarnisonen in ihrem Glauben bestätigten, „daß unsere Heere nicht mehr stark genug sind, um den übermächtigen Gegner auf die Dauer abzuwehren.“⁸⁰⁵

Die durch (sehr wohl begründete) Gerüchte über hohe Verluste an der Westfront hervorgerufene Erregung führte insbesondere beim Abtransport der Ersatzmannschaften zu wiederholtem Aufbruch. So war es Ende Mai in Ingolstadt zu schweren Ausschreitungen gekommen, an denen sich auch Zivilisten beteiligt hatten und die in der Verwüstung des Rathauses gipfelten. Die Behörden erkannten, dass die „lange Dauer des Krieges mit seinen vielfältigen Einschränkungen auf vielen Gebieten einerseits und der schauerhaften Bewucherung der Bevölkerung, namentlich bei Kleidungsstücken und Schuhwerk andererseits, den Nährboden für derlei rohe Volksausbrüche abgeben, und dass es nur eines kleinen Anlasses bedarf, um derartige große schreckliche Wirkungen auszulösen.“⁸⁰⁶ Auf der anderen Seite wurde allerdings auch versucht, der USPD die Verantwortung für die Unruhen zuzuschieben.⁸⁰⁷ Fast zeitgleich rebellierten in Neu-Ulm Truppenteile, die ins Feld abrücken sollten. Nur mit Mühe und einigen Zugeständnissen gelang es den militärischen Befehlshabern, die gewohnte Disziplin wiederherzustellen. Insgesamt häuften sich die Fälle unerlaubter Entfernung von der Truppe bei Ersatztransporten (teilweise beliefen sich diese „Verluste“ auf bis zu 20%).

Diese Bewegung höhnte die bestehende militärische Ordnung bedrohlich aus, blieb aber vorerst ohne politisches „Programm“; Parolen wie „Nieder mit dem preußischen Militarismus“⁸⁰⁸ oder „Nieder mit dem Kaiser, hoch die Revolution, hoch Wilson“⁸⁰⁹ bildeten seltene Ausnahmen. Vorherrschend waren eher allgemeine Unmutsäußerungen, die aber immer öfter in Krawalle mündeten. (Im Oktober erließ das Bayerische Kriegsministerium dann eine Anweisung an die Stellvertretenden Generalkommandos, um Militärpersonen zukünftig von der Teilnahme an öffentlichen Aufläufen und Unruhen abzuhalten.⁸¹⁰) Weitere Vorfälle ähnlicher Art ereigneten sich in Erlangen, Regensburg und Würzburg, im Juni auch in München. Dort folgte zwei Monate später ein für die öffentliche Stimmung bezeichnender Vorfall. Nachdem ein betrunkenener norddeutscher Sanitätsfeldwebel

⁸⁰⁵ Abgedruckt in: ULRICH/ZIEMANN (Hrsg.), *Krieg im Frieden*, S. 8.

⁸⁰⁶ Kai Uwe TAPKEN, *Die Reichswehr in Bayern von 1919 bis 1924*, Hamburg 2002, Zitat: S. 58.

⁸⁰⁷ In einem Bericht des Vertrauensmanns für soziale Aufklärung des 9. Bay. Infanterieregiments vom 25.6.1918 wurde die USPD für die Vorgänge in Ingolstadt verantwortlich gemacht (KrA, StellvGenKdo II. AK 265). Dafür gibt es jedoch keine weiteren Hinweise, ein USPD-Ortsverein ist für Ingolstadt jedenfalls erst nach Kriegsende nachweisbar.

⁸⁰⁸ So die Aufschrift auf einem Waggon, der Ende Juli 1918 mit einem Transport an die Westfront ging. (ZIEMANN, *Front und Heimat*, Zitat: S. 224, Fn. 917).

⁸⁰⁹ So die Aufschrift auf einem Waggon, der Ende Oktober 1918 Truppen von Donauwörth nach Ulm brachte; die Aufschrift wurde erst auf wiederholte Anweisung der vorgesetzten Offiziere entfernt. (Ebd., Zitat: S. 196).

⁸¹⁰ Vgl. MKr an StellvGenKdos vom 17.10.1918. (KrA, StellvGenKdo I. AK 593).

zwei bayerische Soldaten als „Stinkbayern“ bezeichnet hatte, kam es am Hauptbahnhof zu gewaltsamen Ausschreitungen, an denen sich auch mehrere Passanten beteiligten. Diesen Vorgang nahm Kriegsminister Hellingrath zum Anlass, Ministerpräsident Dandl eine Denkschrift über die „Mißstimmung zwischen Nord und Süd“⁸¹¹ zukommen zu lassen; darin wurde die Schuld an den unübersehbaren Spannungen zwischen Bayern und Preußen letzteren zugeteilt. Die grassierende Preußenfeindschaft wurde somit „offiziell“ abgesegnet, was es nahezu unmöglich machte, dieses Stimmungselement, das die Disziplin der Truppe massiv gefährdete, wirksam zu bekämpfen.⁸¹²

Wie sehr die innenpolitische Beruhigung im Frühjahr 1918 nur oberflächlicher Natur gewesen war, zeichnete sich bereits wenige Wochen später ab; nun begann die Enttäuschung der zwischenzeitlich noch einmal aufgeflamnten Siegeshoffnungen ihre Wirkung auf die Volksstimmung zu zeitigen. Am 1. Juli kam es zu einer größeren Kundgebung in Hof, bei der die Forderung nach höheren Lebensmittelrationen im Vordergrund stand.⁸¹³ Im August demonstrierten in München Frauen gegen die schlechten Ernährungsverhältnisse. Kurz zuvor hatte der Nürnberger Oberbürgermeister Geßler der Regierung über die sich immer mehr verschlechternde wirtschaftliche Lage berichtet und die Befürchtung geäußert, dass ihm „die Verhältnisse über den Kopf wüchsen und die bürgerliche Gewalt nicht mehr ausreiche, die äußere Ordnung aufrechtzuerhalten“⁸¹⁴; zudem, so fügte er warnend hinzu, nehme der Einfluss der gemäßigten Arbeiterführer rasant ab. All diese Krisensymptome hatten einen Hintergrund, der mit der Lage an der Front nicht direkt zusammenhing: „Im Sommer 1918 stand das System der staatlichen Zwangsbewirtschaftung der Landwirtschaft und die zentrale Lenkung der Versorgung der Bevölkerung durch ein Netz von bürokratischen `Reichsstellen`, bei gleichzeitiger Drangsalierung der Bauern und Einzelhändler, aber auch der zu Hamsterfahrten aufs flache Land gezwungenen Bevölkerung durch ein Heer von Gendarmen, kurz vor dem endgültigen Zusammenbruch.“⁸¹⁵

Einem realistisch urteilenden Beobachter der Szene in München war im August klar: „Keiner glaubt mehr, daß wir den Krieg gewinnen. Alle wissen, daß wir ihn verloren haben, und doch rückt keiner mit der Sprache heraus.“⁸¹⁶ Heimaturlauber verbreiteten nicht nur Nachrichten über die sich verschlechternde militärische Situation, sondern auch über die an der Front herrschende Stimmung.

⁸¹¹ AY, Entstehung einer Revolution, Zitat: S. 88f.

⁸¹² Wie sehr auch die Behörden von erheblichen antipreußischen Ressentiments geprägt waren, zeigte die Tatsache, dass Bayern in der amtlichen Öffentlichkeitsarbeit strikt auf seine Eigenständigkeit beharrte, obwohl die sich in Berlin nun bemerkbar machende Gruppe der „Reformisten“ ganz ähnliche Ansichten vertrat. (Vgl. SCHMIDT, Belehtung- Propaganda – Vertrauensarbeit, S. 217f).

⁸¹³ Vgl. BA Hof an Reg von Ofv vom 1.7.1918. (StABa, K3/1967 4695).

⁸¹⁴ F. SCHADE, Kurt Eisner, Zitat: S. 49.

⁸¹⁵ W. MOMMSEN, Die Urkatastrophe, S. 96f.

⁸¹⁶ HOFMILLER, Revolutionstagebuch, S. 11.

„Zusammen mit der im Herbst 1918 allgemein verbreiteten Auffassung, ein Sieg sei unmöglich und der Krieg ohnehin verloren, hatte der Einfluß der Urlauber auf dem Land eine `revolutionäre Stimmung` [so ein Wochenbericht des Bezirksamts Miesbach vom 20. Oktober; B. A.] zur Folge. Durch die nachhaltige Wirkung ihrer unverblühten Reden und ihre besondere Autorität in allen den Krieg betreffenden Fragen leisteten die Frontsoldaten so einen erheblichen Beitrag dazu, die Legitimität des Staates bei der ländlichen Bevölkerung zu untergraben.“⁸¹⁷ Damit geriet ein weiterer Grundpfeiler der Monarchie in Bayern ins Wanken.

Die deutlich spürbare „Verschärfung des Klassengegensatzes“⁸¹⁸ musste zumindest indirekt den Unabhängigen zu Gute kommen.⁸¹⁹ Innenminister Brettreich zufolge war ein „unbegründeter Pessimismus“⁸²⁰ das zentrale Problem, eine Einschätzung, die Berichten untergeordneter Stellen⁸²¹ sowie den realen militärischen Gegebenheiten Mitte August diametral widersprach.⁸²² Realistischer sah Kriegsminister Hellingrath die Lage; auf dessen Initiative hin beschloss der Ministerrat am 15. August, die Reichsleitung zur Herbeiführung eines Verständigungsfriedens aufzufordern. Doch noch saß Ludendorff zu fest im Sattel, um mit einem derartigen Ansinnen Wirkung zu erzielen. Für die bayerische Staatsspitze war dies alles kein Anlass, auf eine aktive Reformpolitik umzuschwenken. Die Warnungen, die Josef Simon im Landtag angesichts der ersten Unruhen ausgesprochen hatte,⁸²³ wurden von der Regierung ignoriert, obwohl sie spätestens Mitte 1918 von der Unmöglichkeit eines Siegfriedens überzeugt war.⁸²⁴ Im April lehnte sie noch die Aufforderung von MSPD, Bauernbund und Liberalen, einen Gesetzentwurf zur Wahlrechtsreform einzubringen, ab. Auch die kurz darauf stattfindende Jahrhundertfeier der bayerischen Verfassung wurde nicht zu einer Initiative genutzt. Anlässlich dieses Jubiläums hatte Michael Doeberl eine Festschrift verfasst, in der er behauptete: „Das bayerische Volk ist im Genusse aller wesentlichen Freiheitsrechte, die der gegen-

⁸¹⁷ ZIEMANN, *Front und Heimat*, S. 124f.

⁸¹⁸ StellvGenKdo II. AK an MKr vom 2.8.1918. (KrA, StellvGenKdo I. AK 1942).

⁸¹⁹ Vgl. StellvGenKdo III. AK an MKr vom 2.10.1918. (KrA; MKr 12850).

⁸²⁰ Innenminister Brettreich an RegPräsidiem vom 18.8.1918. (KrA; MKr 2344).

⁸²¹ So hieß es in einem im Juni 1918 in Schweinfurt abgefassten Bericht: „Die Stimmung in der Heimat hat sich einer großen Wandlung zum Schlechteren unterzogen. Vor vier Wochen konnte man sie noch als beinahe gut bezeichnen, heute ist es anders geworden. [...] Diese Partei [d. h. die USPD] hat sich leider Gottes in den bay. Industriezentren sehr breit machen können.“ (Vertrauensmann für soziale Aufklärung beim 9. Bay. Infanterieregiment vom 25.6.1918; KrA, StellvGenKdo II. AK 265).

⁸²² Am 8. August 1918, dem so genannten „schwarzen Tag des deutschen Heeres“ (O-Ton Ludendorff), d. h. zehn Tage vor Brettreichs Schreiben an die Regierungspräsidenten, hatte ein Tankangriff der Briten bei Amiens einen tiefen Einbruch in die deutsche Front erzielt, die von nun an in ständiger Rückwärtsbewegung blieb.

⁸²³ Siehe dazu Simons Rede in der Kammer der Abgeordneten vom 11.6.1918. (Abgedruckt in: MIRKES (Hrsg.), Josef Simon, S. 362-374, hier: S. 374).

⁸²⁴ Kronprinz Rupprecht berichtete in seinem Tagebuch von einer Besprechung am 15.8.1918 mit Ministerpräsident Dandl und Kriegsminister Hellingrath, in der diese die Überzeugung äußerten, „daß es höchste Zeit sei, den Krieg zu beenden, um noch einen einigermaßen leidlichen Frieden zu erlangen.“ (Abgedruckt in: SCHMOLZE (Hrsg.), *Revolution und Räterepublik*, S. 68). Rupprecht unterstützte diese Auffassung ausdrücklich.

wärtigen Gesellschaftsordnung entsprechen.⁸²⁵ Dass eben diese Gesellschaftsordnung nicht mehr den Anforderungen der Zeit entsprach, vermochte Doeberl (ebenso wie seine Kollegen) nicht einzusehen; seine Kenntnisse der bayerischen Geschichte nutzten hier offenbar nichts.

Mit dieser Realitätsverweigerung befand sich der renommierte Professor in „bester“ Gesellschaft; Hellingrath, der als Kriegsminister eigentlich einen tieferen Einblick in die militärische Lage hatte, verbreitete weiterhin Durchhalteparolen.⁸²⁶ König Ludwig III., der noch im April umfangreiche Gebietserweiterungen für Bayern gefordert hatte,⁸²⁷ verkündete in einem Aufruf vom 28. Juli: „Kein Deutscher denkt an einen schimpflichen Frieden. [...] Volle Zuversicht erfüllt mich beim Blick in die Zukunft.“⁸²⁸ Vertraulich gestand er allerdings wenige Tage später ein, bisher zu optimistisch gewesen zu sein; deshalb „werden wir unsere militärischen und politischen Ziele erheblich begrenzen müssen, wenn wir, was auch nach meiner Ansicht dringend anzustreben ist, in nicht zu ferner Zeit zu einem annehmbaren Frieden kommen wollen“⁸²⁹. Obwohl die Regierung ganz offensichtlich vollkommen überfordert damit war, dieser und anderen immer dringlicher werdenden Notwendigkeiten gerecht zu werden, konnte sie sich nicht nur auf die Bayerische Zentrumspartei (die jede weitere Demokratisierung ohnehin strikt ablehnte), sondern nach wie vor auch auf die MSPD stützen.⁸³⁰ Außer der recht allgemeinen Feststellung von Peter Kritzer, „daß Auers Kurs in der eigenen Partei keine bedingungslose Gefolgschaft mehr fand, sondern daß von unten herauf ein Gefühls-Radikalismus sich ausbreitete“⁸³¹, hat die bisherige Forschung zur bayerischen MSPD in der Kriegszeit noch nicht viel Konkretes erbracht. Dabei erlaubt die Quellenlage durchaus genauere Aufschlüsse.

Zunächst gilt es die Verzerrungen, die die zeitgenössischen parteipolitischen Auseinandersetzungen prägten, zu berücksichtigen. Die *Nürnberger Volkszeitung*, ein Zentrumsblatt, meinte im Juli 1918 feststellen zu können: Die *Münchener Post* „ist in den alten Ton gefallen und führt häufig eine schärfere Sprache als früher. Man kann sich nicht des Eindrucks erwehren, daß sie es bewußt tut, um

⁸²⁵ ZORN, Gesellschaft und Regierung, in: G. A. RITTER (Hrsg.), Gesellschaft, Parlament und Regierung, S. 299-315, Zitat: S. 299.

⁸²⁶ In einer Rede vor der Kammer der Reichsräte erklärte Hellingrath noch am 2. August 1918: „Die schweren Kämpfe zwischen Aisne und Marne beweisen, daß der Kampf- und Siegeswille der Entente noch nicht gebrochen ist, daß wir ihm die Überlegenheit des härteren und stärkeren Willens entgegensetzen müssen, wenn wir die Friedensbereitschaft unserer Feinde erzwingen wollen. Diesen einheitlichen unbeirrbaren Willen im ganzen deutschen Volk zu wecken und zu festigen, das ist die vornehmste Aufgabe, vor die das fünfte Kriegsjahr die Heimat stellt.“ (VERHEY, Der „Geist von 1914“, Zitat: S. 320).

⁸²⁷ Vgl. MACHTAN, Die Abdankung, S. 89.

⁸²⁸ Aufruf abgedruckt in: SCHMOLZE (Hrsg.), Revolution und Räterepublik, S. 66.

⁸²⁹ Ludwig III. an seinen Sohn Rupprecht vom 4.8.1918. (MACHTAN, Die Abdankung, Zitat: S. 154).

⁸³⁰ Das besondere gegenseitige Vertrauen, das insbesondere die Münchner MSPD-Führung mit den Militärbehörden verband, geht aus den Vorgängen im Vorfeld der Veranstaltungen am 1.5.1918 hervor. (Vgl. Vortragsnotiz von Falkner v. Sonnenburg vom 22.4.1918; KrA, MKr 11523).

⁸³¹ KRITZER, Bayerische Sozialdemokratie, S. 23.

die `Unabhängigen` versöhnlicher zu stimmen und dem Vorwurf des `Regierungssozialismus` zu begegnen. Denn die `Unabhängigen` machen in Bayern den Mehrheitssozialisten viel zu schaffen.⁸³² Angesichts der desolaten Lage, in der sich die USPD zu dieser Zeit befand, scheint diese Beurteilung doch leicht verfehlt. Hier dürften wohl ideologische Scheuklappen und irrationale Bedrohungsängste eine Rolle gespielt haben, hatte das gleiche Blatt die wenig radikale örtliche USPD-Sektion doch zuvor als „die Nürnberger Bolschewiken“⁸³³ bezeichnet. Josef Simons im Landtag vorgetragene Forderung nach einem Verständigungsfrieden stieß bei der mit Abstand stärksten Partei in Bayern auf erbitterte Ablehnung: „Wenn man keinen *Sieg* will, braucht man keinen *Krieg* und wer den Krieg (der uns leider von unseren Feinden aufgezwungen ist) nicht will hat einen triftigen Grund die Arbeit für die Kriegsrüstung zu verweigern und der etwa in Frage kommenden *Einberufung* Widerstand entgegenzusetzen. Der Widerstand des Einzelnen ist natürlich zwecklos und so ist bei den Unabhängigen der Weisheit letzter Schluß – *der Putsch*.“⁸³⁴

Nahm die bayerische MSPD unter dem Druck der USPD nun tatsächlich einen Kursschwenk vor? Zumindest die Münchner Parteiführung stellte nach wie vor einen recht geschlossenen Block dar, der den bisherigen Kurs stur beibehielt. Beredtes Zeugnis gab hier die Begründung einer öffentlichen Versammlung der MSPD in der Landeshauptstadt, die sich mit der Brotverteuerung befassen sollte; der Parteisekretär Franz Schmitt erklärte gegenüber dem Kriegsministerium in gewohnter Diktion, „die Veranstaltung sei eine Art Sicherheitsventil, das seiner Auffassung nach unentbehrlich sei, damit man die Bevölkerung in der Hand behalte bzw., dass Unüberlegtheiten und Vorgänge, wie der verfllossene Streik, hintangehalten würden.“⁸³⁵ Die Versammlung wurde schließlich unter der Bedingung genehmigt, auf jegliche kritische Ausführungen zu verzichten; Schmitt versicherte, alle Auflagen zu erfüllen. Während es den führenden Funktionären der Partei in München also in erster Linie darum ging, die Arbeiterschaft „ruhigzustellen“, hatte Anfang April 1918 der südbayerische Gautag das Verhalten der Reichstagsfraktion zwar einstimmig gebilligt, von dieser allerdings gleichzeitig verlangt, dass sie „alles daran setzt, um in Deutschland eine von freiheitlichem Geiste geleitete Politik durchzuführen.“⁸³⁶ Dieser Antrag war von Auer selbst formuliert worden, der sich in seinem Redebeitrag ganz vehement gegen die Reaktion und für die Demokratisierung Deutsch-

⁸³² NüVZ Nr. 167 vom 22.7.1918.

⁸³³ NüVZ Nr. 23 vom 28.1.1918.

⁸³⁴ NüVZ Nr. 135 vom 13.6.1918.

⁸³⁵ Bericht vom 4.4.1918. (KrA, MKr 11523).

⁸³⁶ Resolution des Gautages abgedruckt in: Erhard AUER, Das neue Bayern. Politische Reden von E. Auer. Minister des Innern im Volksstaat Bayern, München 1919, S. 25f.

lands aussprach, als konkrete Maßnahmen allerdings nur – in bester sozialdemokratischer Tradition – den Ausbau von Presse und Organisation der Partei forderte.⁸³⁷

Mit seiner Taktik der nahezu bedingungslosen Unterstützung der Regierung ohne erkennbare Gegenleistung stieß Auer jedoch auch in seiner eigenen Partei auf zunehmenden Widerstand,⁸³⁸ der sich vor allem in Franken formierte. Dabei schlug die Bayreuther Organisation weiterhin den schärfsten Ton an,⁸³⁹ der vom oberfränkischen Regierungspräsidenten mit den Äußerungen der USPD-Presse gleichgesetzt wurde.⁸⁴⁰ Der Gautag der nordbayerischen MSPD im Juni 1918 zeigte deutlich, wie sehr die dortigen Organisationen den bisherigen Kurs des Parteivorstandes kritisch oder gar direkt ablehnend bewerteten.⁸⁴¹ Die am Ende verabschiedete Resolution zur politischen Lage kritisierte die Degradierung des Reichstages zu einer „Geldbewilligungsmaschine“⁸⁴² durch die herrschende Militärdiktatur ebenso wie die Politik der Parteiführung, deren Konzessionsbereitschaft bisher ohne zählbares Ergebnis geblieben sei. Vertreter mehrerer Ortsverbände warfen der Reichstagsfraktion vor, immer noch von den Voraussetzungen des August 1914 auszugehen.

Die Forderung nach einer aktiveren Politik hätte ebenso gut von der USPD formuliert worden sein können;⁸⁴³ die Trennlinie zwischen den beiden sozialdemokratischen Parteien wurde in Nordbayern offenbar weniger durch inhaltliche Differenzen markiert als vielmehr durch ein unterschiedliches Loyalitätsverständnis (dies schloss allerdings entschiedene Maßnahmen im Kampf gegen die USPD nicht grundsätzlich aus⁸⁴⁴). Charakteristisch hierfür die Ausführungen des Reichstagsabgeordneten

⁸³⁷ Vgl. ebd., S. 24f.

⁸³⁸ Die Würzburger Kreisgeneralversammlung der MSPD sah sich im April 1918 zu der Erklärung veranlasst, „daß Gleichgültigkeit, Mißmut und Unlust breiter Massen dem politischen Leben gegenüber in erster Linie auf die widerspruchsvolle Haltung [...] der verantwortlichen Kreise [...] [in der Partei, d. h. der MSPD; B. A.] zurückzuführen sind.“ (FV Nr. 130 vom 7.6.1918). Für die Ablehnung der Kriegskredite sprach sich auch ein Leitartikel des *Fränkischen Volksfreundes* im Juli aus (vgl. FV Nr. 173 vom 29.7.1918).

⁸³⁹ Die *Fränkische Volkstribüne* kritisierte die immer noch nicht erfolgte Kursänderung der Reichstagsfraktion in der Frage der Kreditbewilligung angesichts der inzwischen mehr als offenkundig gewordenen Annexionsabsichten der Regierung (vgl. FVt Nr. 64 vom 16.3.1918). Eine Parteiversammlung in Bayreuth lehnte die Haltung der Mehrheit ab, sprach sich aber für die Geschlossenheit der Partei aus (vgl. FVt Nr. 127 vom 3.6.1918). Die Generalversammlung der Wahlkreisorganisation Bayreuth-Berneck-Wunsiedel verabschiedete mit großer Mehrheit einen Antrag an den bevorstehenden Gautag, der die Politik der Reichstagsfraktion „entschieden mißbilligt[e].“ (FVt Nr. 133 vom 10.6.1918).

⁸⁴⁰ In einem Bericht vom 28.10.1918 schrieb er an das Innenministerium in München: „Bedauerlich sind nur die die Volksstimmung vergiftenden Hetzartikel der sozialdemokratischen Zeitungen: der Volkstribüne in Bayreuth und der Oberfränkischen Volkszeitung in Hof, welche den Standpunkt der äußersten Linken vertretend unablässig und hemmungslos Unzufriedenheit und Zwietracht säen.“ (WBer des RegPräs von Ofr vom 28.10.1918; StABa, K 3 Präs. Reg. 831 XX).

⁸⁴¹ Vgl. FT Nr. 139 vom 17.6., Nr. 140 vom 18.6., Nr. 144 vom 20.6. und Nr. 145 vom 24.6.1918.

⁸⁴² FT Nr. 139 vom 17.6.1918.

⁸⁴³ In der Resolution hieß es dazu: „Wir verlangen daher, daß die Reichstagsfraktion in Uebereinstimmung mit dem Willen der Wählerschaft und mit den Forderungen unseres Programms zur Durchsetzung der berechtigten Forderungen des arbeitenden Volkes nunmehr von der bloßen Kritik dazu übergeht, von den schärfsten parlamentarischen Machtmitteln Gebrauch zu machen und durch ihre Abstimmungen die Mitverantwortung für die Politik der Reaktion und des Landraubes abzulehnen.“ (Ebd.).

⁸⁴⁴ So drohte die Aschaffenburgener MSPD abtrünnigen Mitgliedern mit der Verweigerung der Unterstützung durch das Arbeitersekretariat. (Vgl. OVZ Nr. 217 vom 16.9.1918).

Hierl, der mit dem Frieden von Brest-Litowsk die Geschäftsgrundlage für die Kreditbewilligung als nicht mehr gegeben betrachtete und es für notwendig hielt, „daß der Parteileitung und der Fraktion gesagt wird, wie die Stimmung draußen im Lande ist“; er beharrte aber dennoch darauf: „Selbst wenn Fehler gemacht werden, sollten sie geschlossen gemacht werden. Das Pflichtgefühl muß voranstellen. Deshalb war es ein unkluges, politisch sehr schädliches Beginnen, daß die ‘unabhängige’ Partei sich gegründet hat.“⁸⁴⁵ Der Gauvorstand zog denn auch keine Konsequenzen, sondern beschränkte sich darauf, der Berliner Parteiführung vom wachsenden Vertrauensverlust gegenüber der Regierung und zunehmender Radikalisierung innerhalb der Mitgliederschaft zu berichten.⁸⁴⁶

Der auf Landesebene nach wie vor tonangebende rechte Parteiflügel versuchte mit Mitteln, die einer innerparteilichen Zensur nahe kamen, die Verbreitung der vorstandskritischen Resolution der nordbayerischen Gaukonferenz zu unterbinden. Das Berliner Pressebüro der Partei unterschlug die Beschlüsse ebenso wie die Berichterstattung der *Münchener Post*.⁸⁴⁷ Als Indikator für das unverminderte Festhalten am Kooperationskurs gegenüber der Regierung kann die Haltung dienen, die am Ende der Diskussion über den Diktatfriedensschluss von Brest-Litowsk stand. Während die *Münchener Post* den Vertrag zunächst noch als unvereinbar mit dem Ziel eines Verständigungsfriedens im Westen abgelehnt hatte⁸⁴⁸ (in diesem Sinne hatte sich auch die Kreiskonferenz der Wahlkreise München I und II ausgesprochen⁸⁴⁹), unterstützte das Blatt kurz darauf die Zustimmung der Reichstagsfraktion – bei gleichzeitiger „schärfster Kritik“ am Vertragsinhalt –, „weil er eben ein Stück vom Ende ist.“⁸⁵⁰ In der nächsten Stufe wurde die politische Situation auf die Alternative „Revolution während des Krieges“ oder deutscher „Siegfrieden“ zugespitzt, wobei letzterem der Vorzug gegeben wurde, da nur er „den Weltgreueln für absehbare Zeit ein Ende macht.“⁸⁵¹

Von diesem Standpunkt aus war es dann für die Redaktion der *Münchener Post* nur noch ein kleiner Schritt bis zu dem Punkt, von dem aus das überfallene Belgien als „Faustpfand“⁸⁵² gegenüber der Entente galt. Der Meinungsführerschaft der Münchner Organisation im Gau Südbayern hatten die übrigen Ortsgruppen wenig entgegenzusetzen. In Regensburg kam es Anfang Februar immerhin zu einer Versammlung (Teilnehmerzahl: circa 1400), die einen annexionslosen Frieden forderte.⁸⁵³ Der

⁸⁴⁵ FT Nr. 144 vom 22.6.1918.

⁸⁴⁶ Vgl. GÄRTNER, Mit uns zieht die neue Zeit, S. 213.

⁸⁴⁷ Vgl. FT Nr. 150 vom 29.6.1918.

⁸⁴⁸ Vgl. MP Nr. 54 vom 5.3.1918.

⁸⁴⁹ Vgl. *Vormärts* Nr. 64 vom 5.3. und Nr. 74 vom 15.3.1918.

⁸⁵⁰ MP Nr. 58 vom 9./10.3.1918.

⁸⁵¹ MP Nr. 83 vom 9.4.1918.

⁸⁵² MP Nr. 163 vom 15.7.1918.

⁸⁵³ Vgl. NDP Nr. 31 vom 6.2.1918.

Parteistreit spielte in der Oberpfalz jedoch praktisch keine Rolle.⁸⁵⁴ Demgegenüber löste das Auftreten der USPD in Augsburg entschlossene Abwehrreaktionen aus. Eine Funktionärsversammlung der MSPD verabschiedete im August einstimmig eine EntschlieÙung, die die Organisationsbemühungen der USPD als „Zersplitterungsversuche“ verdammt, zu den inhaltlichen Streitpunkten jedoch kein Wort verlor.⁸⁵⁵

Im Vorfeld des für Oktober angesetzten Landesparteitages verwarf die Münchner MSPD schließlich auf einer außerordentlichen Generalversammlung mit großer Mehrheit Anträge zur Ablehnung der Kriegskredite durch die Reichstagsfraktion und zur Aufnahme von Kontakten mit der USPD mit dem Ziel, eine Verständigung herbeizuführen.⁸⁵⁶ Demgegenüber hatte Adolf Brauns *Fränkische Tagespost*, nach wie vor wichtigstes Organ der nordbayerischen MSPD, im Laufe des Sommers ihren Ton gegenüber der Regierungspolitik merklich verschärft.⁸⁵⁷ Das Blatt stellte sich zwar nicht offen auf die Seite der Kreditbewilligungsgegner, gab jedoch der Meinung Ausdruck, dass die bislang von der Parteiführung gefahrene Strategie nur noch auf begrenzte Zeit durchzuhalten sei;⁸⁵⁸ im September lehnte es einen möglichen Eintritt der MSPD in die Reichsregierung ab.⁸⁵⁹ Ganz anders sah dies Brauns Nürnberger Gegenspieler Südekum: In einer zur selben Zeit verfassten Denkschrift erkannte dieser zwar einen „völligen Umschwung der Lage im Westen“, der „groÙe Beunruhigung im Volk“ erregt habe; ihm war auch bewusst, „daÙ die Feinde mit der jetzigen Regierung, die durch die unbestreitbare Zweideutigkeit ihrer Erklärungen und ihrer ganzen Politik den Verdacht der Hinterhältigkeit auf sich geladen“ habe, wohl kaum „ernsthafte Friedensverhandlungen führen“ würden. Gleichzeitig forderte Südekum, der „unvermeidlich erscheinende Wechsel der Regierung“ solle unter keinen Umständen auf dem Wege der Konfrontation, sondern durch eine „Verständigung mit den jetzigen Inhabern der Ämter angestrebt werden“⁸⁶⁰. Kam dies schon einer politischen Kapitula-

⁸⁵⁴ Weder auf der Wahlkreis-konferenz am 17.3. noch auf der Generalversammlung am 25.5.1918 wurde der Parteistreit thematisiert. (Vgl. NDP Nr. 67 vom 20.3. und Nr. 123 vom 28.5.1918).

⁸⁵⁵ Vgl. SVZ Nr. 189 vom 16.8.1918.

⁸⁵⁶ Vgl. Bericht des PrRef im MKr vom Sept. 1918 (KrA, MKr 17146) und MP Nr. 293 vom 16.12.1918.

⁸⁵⁷ In einem Bericht des Kriegsministeriums über die Presse im August 1918 wurde der *Fränkischen Tagespost* eine „radikale Schreibweise“ bescheinigt, die in direktem Zusammenhang mit dem „Umsichgreifen der Radikalisierung der nordbayer. Sozialdemokraten“ gebracht wurde (MKr an MA vom 16.9.1918; HstAM, MA 97553/97554). Diesen Gegensatz zur Schreibweise der *Münchener Post* hatte das Pressereferat im MKr bereits im Juli konstatiert (vgl. MKr an MK vom 23.8.1918; HstAM, MK 19290).

⁸⁵⁸ Vgl. FT Nr. 163 vom 15.7. und Nr. 166 vom 18.7.1918.

⁸⁵⁹ Vgl. FT Nr. 222 vom 21.9.1918.

⁸⁶⁰ PETZOLD u. a., Deutschland im Ersten Weltkrieg, Bd. 3, Zitat: S. 326.

tion gleich, so blieb auch die Aufforderung an die eigene Partei, einen Kurswechsel zu vollziehen, im Ungefähren stecken.⁸⁶¹

Auf einer Mitgliederversammlung in Fürth im September kritisierte Adolf Braun demgegenüber offen die „Indolenz“ der Partei, während die Abgeordneten Segitz und Friedrich Endres⁸⁶² immer noch die Kreditbewilligung befürworteten. Damit stießen sie bei den anwesenden Mitgliedern, die die bisherige Regierungspolitik u. a. als „Faustschlag ins Gesicht der Sozialdemokratie“⁸⁶³ bezeichneten, auf offenen Widerspruch. Die Resolution an den Landesparteitag, die Braun auf einer Versammlung des sozialdemokratischen Vereins Nürnberg-Altendorf vorstellte (eine Abstimmung darüber unterblieb auf seinen eigenen Wunsch hin), betonte den Gegensatz zwischen den Anschauungen der eigenen Partei sowie denen der Reichsregierung und lag substantiell ebenfalls auf der Linie der USPD-Programmatik.⁸⁶⁴ Zu weiteren Initiativen im Sinne einer Politik der Annäherung zwischen MSPD und USPD, die er früher betrieben hatte, rang sich Braun bis Kriegsende allerdings nicht mehr durch.⁸⁶⁵

Auf dem in München stattfindenden Landesparteitag der MSPD am 12. und 13. Oktober kamen die schon zuvor erkennbaren unterschiedlichen Standpunkte zum Ausdruck, ohne der Parteiführung wirklich gefährlich zu werden. In Abwesenheit von Adolf Müller und Vollmar erstattete Auer den Bericht des Landesvorstandes, der aus Berlin angereiste Hermann Müller referierte über „Reichs- und Auslandspolitik“.⁸⁶⁶ Auer ging auf die Parteispaltung nicht explizit ein, forderte vielmehr „kameradschaftliche Duldung und Verständnis gegenüber anderen Meinungen, gegenseitiges Vertrauen und Achtung“⁸⁶⁷. Die innenpolitischen Vorgänge der vorangegangenen Tage, d. h. die Bildung einer Reichsregierung unter Beteiligung der MSPD, interpretierte Auer wie folgt: „Wir erleben die größte

⁸⁶¹ Dazu hieß es in Südekums Denkschrift: „Die Mehrheitsparteien [des Reichstages, die im interfraktionellen Ausschuss zusammenarbeiten; B. A.] müssen sich ihrer Verantwortung bewußt werden und in ganz anderer Weise als bisher die breiten Massen der Bevölkerung für eine einheitliche demokratische Politik in Bewegung setzen.“ (RIBHEGGE, Frieden für Europa, Zitat: S. 308).

⁸⁶² Endres, Friedrich, geb. 6.1.1870 in Langenfeld (BA Scheinfeld), 1876-1883 Volksschule in Neustadt a. d. A., Brauerlehre in Windsheim, Wanderschaft, 1890-1893 Militärdienst, Beitritt zur SPD, bis 1904 Brauergehilfe, 1899-1903 Vorsitzender der Filiale des Brauereiarbeiterverbandes in Fürth, 1905-1919 Arbeitersekretär in Fürth, 1906-1909 Vorsitzender des Gewerkschaftskartells in Fürth, 1906-1917 Mitglied des Gemeindegremiums und des Vorstandes der SPD in Fürth, MdL 1914-1920, 1914-1918 Kriegsteilnehmer, 1918/19 Mitglied des provisor. Nationalrates in Bayern, 1919-1920 Bevollmächtigter der Bayerischen Regierung Süd, 1920-1933 hauptamtlicher Referent der Reichszentrale für Heimatdienst in Bayern mit Sitz in Fürth, ab 1930 in München, ab Juli 1933 in Neu-Esting wohnhaft, gest. 31.7.1956 in Neu-Esting bei München.

⁸⁶³ *Vorwärts* Nr. 260 vom 21.9.1918.

⁸⁶⁴ Die Resolution kritisierte die Friedensschlüsse von Brest-Litowsk und Bukarest sowie das Vorgehen deutscher Truppen gegen sozialistische Bewegungen, forderte einen Frieden ohne Annexionen und Kontributionen, verlangte die Änderung des preußischen Wahlrechts sowie eine Verfassungsreform in Bayern und erhoffte die Wiederherstellung der sozialistischen Internationale. (Vgl. FVt Nr. 222 vom 21.9.1918).

⁸⁶⁵ Vgl. KNOPP, Einigungsdebatte, S. 125.

⁸⁶⁶ Hermann Müller war für den erkrankten Adolf Müller, der ursprünglich als Referent vorgesehen war, eingesprungen. (Vgl. Hermann MÜLLER-FRANKEN, Die November-Revolution. Erinnerungen, Berlin 1928, S. 14).

⁸⁶⁷ MP Nr. 240 vom 14.10.1918.

Revolution, die es je gegeben hat. Nur die Form ist heute eine andere, deswegen eine andere, weil durch die Disziplinierung der Arbeiterschaft – und das ist das Verdienst der Arbeiterbewegung – andere Formen möglich sind, weil es möglich ist, auf legalem Wege zu erreichen, wofür wir seit Jahrhunderten stritten.“⁸⁶⁸

Der Parteitag erklärte sich mit der Tätigkeit der Landtagsfraktion einstimmig einverstanden, in der Debatte wurden jedoch auch kritische Akzente gesetzt. Schneppenhorst forderte, „die Abtrünnigen [d. h. die USPD; B. A.] wieder auf unsere Seite zu bringen, um mit einer starken Partei die Revolution zu fordern.“⁸⁶⁹ Süßheim, einer der wichtigsten Wortführer des fränkischen Parteiflügels, begrüßte, „daß wir, teilweise freiwillig, teilweise unfreiwillig, zur Politik zurückkehren, die wir mit großem Erfolg vor dem 4. August betrieben haben“, und gab der Hoffnung Ausdruck, „daß die Entwicklung der politischen Verhältnisse auch Raum schaffen wird, um die feindlichen Brüder wieder zusammen zu führen.“⁸⁷⁰ Vereinzelt Schützenhilfe für diese Position gab es nun auch aus Südbayern. Der Münchner Delegierte Oskar Dürr, der während der Revolutionszeit als Stadtkommandant der Landeshauptstadt noch eine umstrittene Rolle spielen sollte, hatte den Eindruck, „daß die Genossen der sogenannten Mehrheitspolitik in der Partei zu einer gewissen Erkenntnis gelangt sind, daß sie nicht auf dem richtigen Weg waren. (Oho!) Ich habe das Gefühl.“ Er sprach sich zudem dafür aus, mit den Unabhängigen Kontakt aufzunehmen, mit denen eine „geschlossene Allianz“⁸⁷¹ gebildet werden sollte. Auch für direkte Kritik nutzte Dürr das ihm gebotene Forum: „Das Unglücksjahr 1914 hat die Genossen, die die Entscheidung zu treffen hatten, in eine schwierige Lage versetzt. Aber wir hatten Etappen während des Krieges, durch die wir zur Erkenntnis hätten kommen können. Ich erinnere an die gefährlichste Etappe, wo wir uns hätten aufrufen müssen: an den Frieden von Brest-Litowsk, da der General Hoffmann mit der Faust auf den Tisch geschlagen hat. Da hätten auch wir mit der Faust auf den Tisch schlagen müssen, wir hätten sagen müssen, wie der Frieden abzuschließen war.“⁸⁷²

Mit der lapidaren Feststellung, dass die Vorleistungen der MSPD zu keinerlei Fortschritten in der Verfassungsfrage geführt hatten, stellte Roßhaupter schließlich der Strategie der obersten Parteiführung, der der Landesvorstand stets gefolgt war, ein vernichtendes Zeugnis aus. Die schwer zu widerlegenden Feststellungen von Dürr und Roßhaupter riefen geradezu nach einer Rebellion der Delegierten gegen die Landesleitung. Dazu kam es jedoch nicht, keiner der Opponenten forderte

⁸⁶⁸ Protokoll SPD-Landesparteitag München 1918, S. 169.

⁸⁶⁹ Ebd., S. 168.

⁸⁷⁰ Ebd., S. 155.

⁸⁷¹ Ebd., S. 158.

⁸⁷² Ebd., S. 158f.

Auer direkt heraus. Dessen beschwichtigende Äußerungen nährten offensichtlich weiter die Hoffnung, dass die Parteiführung angesichts der bevorstehenden Kriegsniederlage Deutschlands doch noch einen Kurswechsel vollziehen könnte; in dessen Gefolge schien auch eine Wiederannäherung der beiden Arbeiterparteien möglich, deren Einheit auf dem Parteitag noch von weiteren Rednern gefordert wurde.⁸⁷³ Auer ließ sich darauf jedoch nicht ein und behauptete ungerührt: „Die Unabhängigen sind von uns gegangen, von uns ist nichts unternommen worden, sie von uns zu stoßen, es steht ihnen nichts im Wege, wieder zu uns gekommen.“⁸⁷⁴ Damit ließen sich die Delegierten letztlich abspeisen, obwohl diese Sicht mit der tatsächlichen Entwicklung schwerlich in Einklang zu bringen war und überhaupt keine Zukunftsperspektive für die Einigung bot.

In den am Ende beschlossenen Forderungen beschränkte sich der Parteitag auf die Abschaffung der Reichsrätekammer und eine Verfassungsreform mit dem Ziel der Verhältniswahl und der Ministerverantwortlichkeit.⁸⁷⁵ Die Monarchie als solche stellte die bayerische MSPD nach wie vor *nicht* infrage. Mit der Wahl Auers zum Landesvorsitzenden als Nachfolger Vollmars wurde die bisherige Politik legitimiert und zementiert; die vorgebrachte Kritik wurde nicht in konkrete Politik, d. h. in einen *Politikwechsel*, umgesetzt. Der Parteitag verabschiedete zudem ein neues Organisationsstatut, das die Macht des Landesvorstandes weiter stärkte. Bei allen Kontroversen verlief der Parteitag in den gewohnten Bahnen und wurde damit der sich anbahnenden Staatskrise in keiner Weise gerecht. Möglicherweise spielte dabei auch der Glaube eine Rolle, sich aus der gegebenen Situation wieder mit einem bayerischen „Sonderweg“ herauswinden zu können.⁸⁷⁶ Stellvertretend für die Parteispitze sah Timm keinen Grund zur Beunruhigung, im Gegenteil: „Erfreulich war besonders“, berichtete er in der *Neuen Zeit*, „die Übereinstimmung aller in der Auffassung der schweren Aufgaben, welche die Sozialdemokratie in der nächsten Zeit zu lösen hat.“ Seinen Artikel schloss er mit dem naiven Appell: „Mögen die Vertreter der bürgerlichen Parteien und die Regierung die Zeichen der Zeit verste-

⁸⁷³ Vgl. FT Nr. 241 vom 14.10.1918.

⁸⁷⁴ Protokoll SPD-Landesparteitag München 1918, S. 168.

⁸⁷⁵ Susanne Miller hielt die Forderung nach einem „Volksstaat“ für nachgerade revolutionär: „Sie bedeutete die radikale Ablehnung des bestehenden Systems und beschwor die Vision einer Gesellschaft, in der die bis dahin herrschenden Autoritäten entmachteter sein werden. Der Wunsch nach solch einer tiefgreifenden Veränderung, der – mehr oder weniger bewußt – damals offenbar von weiten Kreisen der Bevölkerung geteilt wurde, konnte weder durch Parlamentarisierung der Regierung und Demokratisierung des preußischen Wahlrechts noch durch die Abdankung des Kaisers erfüllt werden.“ (Die Bürde der Macht, S. 67f.).

⁸⁷⁶ In diesem Zusammenhang aufschlussreich ist die Lagebeurteilung von Adolf Müller aus dieser Zeit: „So wird es wohl aus ganz einfachen, und für die ganze, allein noch in Süddeutschland noch gefestigte deutsche Cultur aus berechtigten Selbsterhaltungsgründen nötig sein, daß von München aus nach dem Rechten gesehen wird. [...] Die Consequenzen von der Tatsache, daß preußischer Hochmut, hohenzollernscher Wahnsinn und die Ignoranz des großen Generalstabes das Reich ins Verderben gehetzt haben, müssen unerbittlich gezogen werden.“ (A. Müller an Ministerpräsident Dandl vom 20.10.1918; POHL, Adolf Müller, Zitat: S. 204f.).

hen.⁸⁷⁷ Die Frage war allerdings eher, ob die Landesleitung der MSPD diese Zeichen verstanden hatte.

Die bayerische USPD verfolgte die Debatten in der Bruderpartei aufmerksam, blieb jedoch distanziert. Der *Sozialdemokrat* bescheinigte der Linksoption in der MSPD, dass sie „sich immer noch an die Hoffnung [klammert], die Partei wieder nach links steuern zu können, und träumt von Wiedervereinigung mit der unabhängigen Sozialdemokratie, für die sie doch nicht die kleinste Grundlage zu schaffen vermag.“⁸⁷⁸ Hoffnungen auf Zuzug aus dem linken Lager innerhalb der MSPD dürften bei der USPD eine wachsende Rolle gespielt haben, zumal die inhaltlichen Differenzen marginal waren. Die Mehrheitssozialdemokratie hatte inzwischen auch in Bayern in erheblichem Maße an innerer Homogenität eingebüßt; dennoch konnte die Parteiführung ihren Burgfriedenskurs bis Kriegsende durchsetzen. Die Fraktion der MSPD hatte zwar Ende Juli im Landtag dem Gesamthaushalt nicht zugestimmt;⁸⁷⁹ ihr Führer Auer hielt jedoch nach wie vor engsten Kontakt zu den Behörden, denen er sich bereitwillig zur Eindämmung der Unzufriedenheit innerhalb der Arbeiterschaft andiente. Das Kriegsministerium wusste dies durchaus zu schätzen und war dem zufolge bemüht, mit einer taktisch geschickten Vorgehensweise einen Prestigeverlust der MSPD zu Gunsten der USPD zu verhindern.⁸⁸⁰

Das konspirative Vorgehen des „Doppelspielers“⁸⁸¹ Auer, das nie durch innerparteiliche Willensbildungsprozesse demokratischer Natur eine Legitimierung fand, wurde vor der Parteibasis gezielt

⁸⁷⁷ Johannes Timm, Der Landesparteitag der bayerischen Sozialdemokratie, in: *Die Neue Zeit*, Nr. 5 vom 1.11.1918, S. 106-112, hier: S. 107 u. 112.

⁸⁷⁸ *Sozialdemokrat* Nr. 16 vom 26.10.1918.

⁸⁷⁹ Dreizehn Abgeordnete stimmten mit Nein, acht waren nicht anwesend.

⁸⁸⁰ Dazu eine Episode aus dem Sommer 1918: Das Stellvertretende Generalkommando in Würzburg hatte beim Kriegsministerium Zensurmaßnahmen gegen den *Fränkischen Volksfreund* angeregt, da dieser angeblich in das Fahrwasser der USPD geraten sei. Hierzu sah das Ministerium jedoch keinen Anlass, da seiner Ansicht nach die besagte Zeitung ihren Einfluss bei der notleidenden Arbeiterschaft bei gemäßigerer Schreibweise verloren hätte und durch die Verhängung von Zensurmaßnahmen erst recht ins Lager der USPD abgedrängt worden wäre, was es in erster Linie zu vermeiden galt. (Vgl. MKr an StellvGenKdo II. AK vom 10.8. und 19.8.1918; KrA, MKr 13908).

⁸⁸¹ Symptomatisch war auch der folgende Vorgang: Im Juni 1918 hatte der Nürnberger Stadtmagistrat berichtet, dass die Stimmung der örtlichen Arbeiterschaft sehr schlecht und deswegen mit Streiks zu rechnen sei. Ein Vertrauensmann des Kriegsministeriums wandte sich daraufhin an Auer, der zusagte, unverzüglich nach Nürnberg zu reisen, „um einerseits die Arbeiterschaft in Ordnung zu bringen [sic], andererseits etwaigen Mißständen soweit als möglich abzuwehren. Da seine Partei in Nürnberg leider keinen Mann von durchgreifendem Einflusse habe, reise er selbst dorthin.“ Auer führte die Missstimmung der Arbeiterschaft auf die schlechte Lebensmittelversorgung und die immer noch nicht erfolgte Lösung der preußischen Wahlrechtsfrage zurück. Schließlich bat er „die Nürnberger amtlichen Stellen, namentlich den Stadtmagistrat in keiner Weise zu beauftragen, etwa mit Bezug auf seine Anwesenheit einen Vermittlungsversuch zu unternehmen. Dieses würde, wie er bestimmt sagen könne, seine Vermittlung nur zum Scheitern bringen und schädlich wirken; denn es würde unter der Arbeiterschaft sofort die Meinung Platz greifen, daß es sich um eine zwischen der Regierung und ihm abgekartete Sache handle.“ (Bericht vom 14.6.1918; KrA, MKr 11521). Die (ehemaligen) USPD-Mitglieder Albert Winter junior und Richard Kaempfer kritisierten Auer auch nach ihrem Beitritt zur wiedervereinigten SPD weiterhin; Auer sorgte dann dafür, dass die beiden 1924 aus der Partei ausgeschlossen wurden. In einer nachfolgenden Flugschrift nahmen Winter und Kaempfer auch auf den Vorgang vom Juni 1918 (d. h. Auers Eingreifen in Nürnberg) Bezug und schrieben: „Hier sehen wir den Doppelspieler Auer, der als Regierungsagent die Arbeiter täuscht.“ (WINTER/KÄMPFER, Erhard Auer vor Gericht, S. 21).

geheim gehalten (war nach dem Krieg aber noch Gegenstand heftigen Streits).⁸⁸² Im Herbst 1918 stieß diese Taktik endgültig an ihre Grenzen;⁸⁸³ sie barg bereits den Keim des rapiden Vertrauensverlustes in sich, dem sich die MSPD-Führung im Laufe des Jahres 1919 gegenüber sehen sollte. In der sich verschärfenden innenpolitischen Krise kurz vor Kriegsende wurde die Ausrichtung der Partei bestimmt durch „reine Taktiker und Pragmatiker wie Auer und Timm, die zwar in der Arbeiterbewegung groß geworden waren und alle Feinheiten kannten, denen aber jegliche Idee fehlte, wie die MSPD der historischen Herausforderung begegnen sollte.“⁸⁸⁴ Stattdessen hielt Auer eisern an seinem Kurs fest, der in der USPD den unbedingt zu bekämpfenden Gegner schlechthin sah – dabei spielten durchaus auch antisemitische Ressentiments eine Rolle⁸⁸⁵ – und in Treue fest zur Regierung stand.⁸⁸⁶ (Noch Ende Oktober warb die *Münchener Post* für die Zeichnung von Kriegsanei-

⁸⁸² Auer war sich vollkommen im Klaren darüber, wie unpopulär seine enge Kooperation mit der Regierung bei weiten Teilen der Basis war; so bat er aus naheliegenden Gründen im Juli 1918 den Aufklärungsreferenten im Innenministerium darum, von der Verleihung von Anerkennungsurkunden an Vertreter von MSPD und Freien Gewerkschaften abzusehen (vgl. W. ALBRECHT, Landtag und Regierung, S. 344).

⁸⁸³ Im September 1918 erklärten mehrere Arbeiterführer gegenüber der bayerischen Regierung, sie hätten sich zwar bisher „alle Mühe gegeben, die Arbeiterschaft ruhig zu erhalten und hätten willig im Sinne der Regierung mitgearbeitet“; nunmehr aber „würden ihnen Vorwürfe gemacht, daß sie mit einer Regierung gingen, die ihre Versprechungen auf Besserung der Lage nicht einzulösen vermöchte, statt dessen nur immer neue Opfer und neue Entbehrungen verlange und dadurch das Vertrauen des Volkes verloren habe. Sie würden für diese Enttäuschungen mitverantwortlich gemacht . . . und . . . stünden vor der Gefahr, ihren Einfluß auf die Arbeiterschaft zu verlieren“. (BIEBER, Gewerkschaften (Teil I), Zitat: S. 519).

⁸⁸⁴ POHL, Kurt Eisner und die Räterepublik, in: HETTLING u. a. (Hrsg.), Was ist Gesellschaftsgeschichte?, S. 225-236, hier: S. 230.

⁸⁸⁵ Das (M)SPD-Mitglied Carl Landauer erinnerte sich diesbezüglich: „Auer z. B. war sicher zu Zeiten nicht frei von antisemitischen Gefühlen, obwohl ich nie von ihm ein antisemitisches Wort, auch zu anderen, gehört habe“. (Carl LANDAUER, Erinnerungen an die Münchener Sozialdemokratie 1921-1923, in: Hans LAMM, Von Juden in München. Ein Gedenkbuch, München 1958, S. 311-317, Zitat: S. 312). Mit seiner latent antisemitischen Grundeinstellung war Auer auf dem rechten Flügel der MSPD kein Einzelfall (vgl. RINTELEN, Der David-Kreis, in: IWK 26 (1990), S. 14-34, hier: S. 29-31 und ders., Gustav Bauer, S. 116f. u. 157f.). Heine hatte seine politische Karriere in einer antisemitischen Studentenvereinigung begonnen, was er auch offen zugab (vgl. Protokoll SPD-Parteitag Lübeck 1901, S. 195); in seiner Zeit als preußischer Innenminister fuhr Heine einen Kurs, der ihm auch Sympathien weit rechts der SPD-Klientel einbrachte, geriet durch einen Erlass vom November 1919, der illegalen „Ostjuden“ Rechte gewährte, allerdings ins Kreuzfeuer der Hetze antisemitischer Gruppierungen (vgl. Uwe LOHALM, Völkischer Radikalismus. Die Geschichte des Deutschvölkischen Schutz- und Trutzbundes 1919-1923, Hamburg 1970, S. 148f.). Unstrittig ist in der Forschungsliteratur, dass sich der Antisemitismus in Deutschland während des Ersten Weltkrieges deutlich verschärft hat (vgl. Helmut BERDING, Der Aufstieg des Antisemitismus im Ersten Weltkrieg, in: BENZ/BERGMANN (Hrsg.), Vorurteil und Völkermord, S. 286-303 und WEHLER, Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 4, S. 128-134). General Gebattel, der stellvertretende Vorsitzende des Alldeutschen Verbandes, zählte auch die „Lösung der Judenfrage“ (Ebd., Zitat: S. 128) durch Diskriminierung und Vertreibung zu den Kriegszielen seiner Organisation. Wie sich der Krieg und seine Folgen auf den Antisemitismus in der SPD ausgewirkt haben, wurde bislang noch nicht eingehend untersucht. Überhaupt ist das Thema Antisemitismus in der SPD im Kaiserreich und in der Weimarer Republik noch nicht ausreichend erforscht; für die Zeit bis 1914 siehe auch oben Kap. 2.2.3.

⁸⁸⁶ Letzte Zweifel an der Haltung Auers beseitigt ein Bericht eines Mitarbeiters des Bayerischen Innenministeriums vom September 1918 über eine vertrauliche Unterredung; darin hieß es: „Da ich weiß, daß Auer die Unabhängigen entschieden bekämpft, obwohl er von sich selbst sagt, daß er, wenn es darauf ankomme, der Radikalste sei, leitete ich das Gespräch mit dem Hinweis auf die jüngsten [...] Vorkommnisse ein und veranlaßte ihn zur Äußerung, wie sich die Unabhängigen zu der in München bevorstehenden Reichstagsersatzwahl wohl verhalten würden. Auer erklärte mir sofort, daß die Unabhängigen den Schriftsteller Kurt Eisner [...] als Kandidaten aufstellen werden [...] und daß Haase zum Sprechen nach München kommen werde. Das sei ihm eine sehr willkommene Gelegenheit, gründlich nicht nur mit Haase, sondern mit der ganzen Partei der Unabhängigen abzurechnen, so zwar, daß er glaube, daß die Bewegung der Unabhängigen in Bayern dann wahrscheinlich erledigt sein werde. Es werde zwar allerdings nicht ohne heftigen Streit abgehen, allein da er die Kampfkraft von Haase genau kenne, werde es ihm nicht schwer fallen, diesen abzuführen. [...] Die Aufstellung des Eisner als Kandidaten sei natürlich nur eine Mache, denn die Unabhängigen hätten hier höchstens 300 wirkliche Mitglieder und wenn auch das jüdische Geld für den Glaubensgenossen Eisner sehr tätig sein werde, so glaube er doch, daß die Unabhängigen mit ihren Mitläufern nicht mehr als 2000 Stimmen aufbringen würden. Wünschenswert wäre nur, daß bis zum Wahltermin nicht etwa die Verhandlung [vor dem Reichsgericht; B. A.] gegen Eisner durchgeführt werde, denn der Prozeß würde sicher von den Unabhängigen und von den Juden ausgebeutet werden. Auf meine Frage, ob er glaube, daß es ihm gelingen werde, mit den

hen.⁸⁸⁷) Die bayerische Regierung war sich dieser Loyalität vollkommen bewusst; Kriegsminister Hellingrath persönlich stellte Auer eine Art politischen „Persilschein“ aus.⁸⁸⁸ Dies kam nicht von ungefähr, sollte Auer – im Prinzip selbst Monarchist⁸⁸⁹ - doch im November bis zuletzt versuchen, die Wittelsbacher vor dem Sturz zu bewahren (dabei war er sogar bereit, notfalls gewaltsame Maßnahmen zu unterstützen).⁸⁹⁰

Der MSPD-Landesparteitag im Oktober 1918, wenige Wochen vor Ausbruch der Revolution, vergab die letzte Chance, das Ruder noch einmal herumzuwerfen. Hier hatte sich noch einmal die Gelegenheit geboten, von der Unterstützung der bestehenden, immer unhaltbarer werdenden politischen Ordnung abzugehen und damit die Basis für eine Aussöhnung mit der USPD zu schaffen, d. h. die Aktionseinheit der Arbeiterbewegung wiederherzustellen. Nur Teile der MSPD ahnten allerdings, wie weit die innenpolitische Krise schon fortgeschritten war; in einer Ausschusssitzung des Landtages am 18. Oktober sprach Johannes Hoffmann von der drohenden Revolution für den Fall, dass „nicht schleunigst weitgehende Reformen bezeichneter Art in Angriff genommen werden.“⁸⁹¹ Als dieser Forderung wenig später Folge geleistet wurde, war es bereits zu spät.

Ausgerechnet der gerade endgültig abgelöste Parteipatriarch Vollmar, der so unnachgiebig die Burgfriedenspolitik propagiert hatte, erkannte nun, was die Stunde geschlagen hatte; mit scharfen Worten kritisierte er in einem Brief an Heine die rein formale Parlamentarisierung auf Reichsebene: „Wir wollen uns jetzt so schön leise in eine neue Verfassung hineinmogeln. Aber wenn wir auch den Gedanken verdrängen, im Grunde weiß doch jeder, daß die ganze Sache auf schwankenden Füßen steht, und vor allem weiß das der Feind und verhandelt darum nicht mit uns. Was wollen wir denn tun, wenn W. II. [Wilhelm II.] den ganzen schönen Parlamentarismus eines Tages zum Teufel jagt?“ Stattdessen forderte Vollmar nun die umgehende Proklamierung der Volkssouveränität, um

Unabhängigen fertig zu werden, erklärte Auer, daß er davon vollständig überzeugt sei.“ (Bericht des MInn vom 26.9.1918; KrA, MKr 11529).

⁸⁸⁷ Vgl. MP Nr. 251 vom 26./27.10.1918.

⁸⁸⁸ Im März 1918 genehmigte Hellingrath eine Versammlungsserie Auers in der Rheinpfalz mit der Begründung: „Die Persönlichkeit und die politische Vergangenheit des Abgeordneten Auer, sowie insbesondere seine Tätigkeit während des Krieges geben nach meiner Ueberzeugung die Gewähr dafür, daß er in den Versammlungen keinen die Kriegführung und den Willen zum weiteren Aushalten schädigenden Einfluß ausüben wird.“ (MKr an StellvGenKdo II. AK vom 26.3.1918; KrA, StellvGenKdo II. AK 263).

⁸⁸⁹ Erwein von Aretin verbrachte 1933 längere Zeit mit Auer in einer Münchner Gefängniszelle, was Gelegenheit zu einem längeren politischen Meinungsaustausch bot; in seinen Erinnerungen berichtete Aretin, dass Auer Eisner „glühend haßte“ und führte weiter aus: „An der Person Ludwigs III. hing er [d. h. Auer] mit einer Art aufrichtiger und unerschütterlicher Hinneigung, die noch den ganzen Tag nach der Umsturznacht durch Zeitgewinn hoffte, dem König den Thron zu retten.“ (Krone und Ketten, S. 215).

⁸⁹⁰ Vgl. KLUGE, Soldatenräte und Revolution, S. 381, Fn. 199 und KRITZER, Die SPD in der bayerischen Revolution, in: BOSL (Hrsg.), Bayern im Umbruch, S. 427-452, hier: S. 436.

⁸⁹¹ Ebd., Zitat: S. 428.

eine neue Verfassungsgrundlage zu schaffen. „Das ist gewiß Revolution, aber nichts anderes, als eben Revolution, d. h. Schaffung neuer Grundrechte, kann uns helfen.“⁸⁹²

Bei diesem ebenso überfälligen wie überraschenden Schwenk vermochte seine Partei Vollmar nicht mehr zu folgen. Das völlige Scheitern der Strategie der Landesleitung der bayerischen (M)SPD, ja der Burgfriedenspolitik überhaupt, wurde auf dem wenige Tage zuvor abgehaltenen Parteitag zwar offen ausgesprochen, ein durchgreifender Kurswechsel unterblieb jedoch. Im Gegenteil: Auer konnte seine Stellung noch weiter ausbauen. Mit lauwarmen Demokratisierungsforderungen und einer uneinsichtigen, strukturkonservativen Führung ging die bayerische MSPD in die nun eskalierende Krise. Dadurch wurden auch Grenzen und Möglichkeiten der USPD beeinflusst.

6.9 Der Revolution entgegen: Stimmungsverschlechterung, innenpolitische Krise und letzte Reformbemühungen in Bayern

Der entscheidende Impuls, der Bewegung in die innerbayerische Reformdebatte brachte, kam nicht von den Landtagsparteien, sondern von außen.⁸⁹³ Als langsam die Erkenntnis durchsickerte, dass die deutsche Offensive im Westen keinen entscheidenden Durchbruch gebracht hatte (was nach Lage der Dinge einem völligen Fehlschlag gleich kam), war auch in Bayern der Stimmungsumschwung mit Händen zu greifen. Die amtlichen Berichte waren bereits im August eindeutig, in den folgenden Wochen beschleunigte sich die allgemeine Desillusionierung immer mehr.⁸⁹⁴ Nachdem sich die Ernährungssituation im Sommer etwas entspannt hatte, sorgte das Übergreifen der weltweiten Grippeepidemie auf Bayern dafür, dass sich der allgemeine Gesundheitszustand der Bevölkerung weiter verschlechterte (ungefähr ein Sechstel der Bevölkerung wurde von der Grippewelle erfasst).⁸⁹⁵ Anfang November wurde selbst von militärischer Seite festgestellt: „Die Stimmung der Bevölkerung ist kriegsmüder, niedergeschlagener und verdrossener denn je. Nur die Hoffnung auf baldigen Friedensschluß hebt die Gemüter.“⁸⁹⁶

Die politischen Parteien vermochten diese Stimmungsverschlechterung nicht mehr zu absorbieren, im Gegenteil. Anfang Oktober gab die Zentrumspresse noch realitätsblinde Durchhalteparolen aus:

⁸⁹² G. v. Vollmar an W. Heine vom 18.10.1918. (KRUSE, Krieg, Neuorientierung und Spaltung, in: IWK 23 (1987), S. 1-27, Zitat: S. 16).

⁸⁹³ Zum folgenden Abschnitt siehe W. ALBRECHT, Landtag und Regierung, S. 340-435; AY, Entstehung einer Revolution, S. 202-209; KÖGLMEIER, Rätegremien in Bayern, S. 22-36 und MACHTAN, Die Abdankung, S. 239-248.

⁸⁹⁴ Ein Bericht über die Stimmung der Zivilbevölkerung im August 1918 stellte treffend fest: „Kriegsmüdigkeit und Friedenssehnsucht, die seit langem die Grundstimmung des Volkes kennzeichnet, werden immer größer und nehmen allmählich einen nicht ungefährlichen Umfang an.“ (StellvGenKdo I. AK an MKr vom 4.9.1918; KrA, MKr 12849). Ähnlich auch der Monatsbericht des StellvGenKdo I. AK an MKr vom 3.10.1918 (KrA, StellvGenKdo I. AK 1942).

⁸⁹⁵ Vgl. VASOLD, Die Grippepandemie in Nürnberg 1918, in: 1999. Zeitschrift für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts, 10 (1995), H. 4, S. 12-37.

⁸⁹⁶ StellvGenKdo I. AK an MKr vom 4.11.1918. (KrA, StellvGenKdo I. AK 1942).

„Fürwahr: wir können uns die Größe der Gefahr, in welcher wir schweben, wenn wir in unserer Kampfkraft nachlassen, gar nicht kraß genug vorstellen, um daraus den felsenfesten, entschlossenen Willen zu schöpfen, jede Faser unseres Willens und Herzens anzuspannen, damit wir uns kräftigen in dem Entschlusse, lieber unser Letztes herzugeben, als zu *so schimpflichem Dasein verurteilt zu sein*. [...] Unsere Feinde wollen uns vernichten, sie würden auch einen noch so weitgehenden Frieden, den wir zu genießen bereit wären, abweisen, weil sie uns `ausrotten` und unser Land zu einer Wüste machen wollen. Kann es da ein deutsches Herz geben, welches dem Vaterlande in dieser großen Not und Bedrängnis nicht zur Seite stehen wollte? Jetzt ist die Stunde, in der wir die *nationale Verteidigung organisieren müssen!* Jetzt gibt es kein Besinnen mehr, der letzte entscheidende Gang hat begonnen!“⁸⁹⁷

Diese Rhetorik und ihre „Sieg-oder-Untergang-Philosophie“, die keinen Einzelfall darstellten,⁸⁹⁸ verlangen nach einer vergleichenden mentalitätsgeschichtlichen Untersuchung der beiden Kriegsenden von 1918 und 1945 (der zitierte Artikel wurde in Nürnberg, der späteren Stadt der NSDAP-Reichsparteitage, verfasst).⁸⁹⁹ Die hier zum Ausdruck kommende Verblendung soll an dieser Stelle nur erwähnt werden, um zu illustrieren, wie weit öffentliche und veröffentlichte politische Meinung in Bayern im Herbst 1918 auseinanderklafften.

Obwohl die bayerische Regierung spätestens seit August über die aussichtslose militärische Lage im Bilde war, kam erst mit Beginn der außerordentlichen Landtagssession am 16. Oktober Bewegung in die festgefahrene Verfassungsdiskussion, als Ministerpräsident Dandl bedingte Reformbereitschaft signalisierte. (Bereits Anfang September hatte er in einer Bundesratssitzung konstatiert: „Es geht ums Ganze, es geht letzten Endes um die Krone unserer Souveräne.“⁹⁰⁰) Die Verhandlungen zwischen der Regierung und den Parteien gerieten Ende Oktober ins Stocken, die MSPD zog sich wegen zu geringer Konzessionen der Gegenseite aus den Gesprächen zurück; aus Furcht vor der „Anarchie“ nahm sie die Verhandlungen aber bald wieder auf.⁹⁰¹ Am 2. November kam es schließlich zur Unterzeichnung eines Abkommens zwischen Regierung und Landtagsparteien; dieses bein-

⁸⁹⁷ NüVZ Nr. 227 vom 1.10.1918.

⁸⁹⁸ Ebenfalls im Oktober 1918 verlangte der Historiker Friedrich Meinecke, eigentlich einer der Besonneneren seiner Zunft: „Jeder Einzelne von uns muß jetzt wünschen, lieber ehrenvoll zu sterben, als in einem getretenen Nationaldasein weiter zu existieren. Wir müssen auch [...] die Gesinnung des heroischen Endkampfes jetzt allenthalben wecken und wachhalten, um bis zuletzt so stark zu bleiben wie irgend möglich.“ (Abgedruckt in: P. WALTHER (Hrsg.), *Endzeit Europa*, S. 330).

⁸⁹⁹ Eine ausführliche Studie zu diesem Thema fehlt noch; zur Einführung siehe Hans-Erich VOLKMANN, *Gesellschaft und Militär am Ende des Ersten und des Zweiten Weltkrieges*, in: Ders./THOSS (Hrsg.), *Erster Weltkrieg – Zweiter Weltkrieg*, S. 841-872.

⁹⁰⁰ MACHTAN, *Die Abdankung*, Zitat: S. 156.

⁹⁰¹ So erklärte Johannes Hoffmann im Finanzausschuss der Abgeordnetenversammlung des Landtages im Oktober 1918: „Aber die ganz besonderen Verhältnisse, wie sie der Krieg geschaffen hat, lassen allerdings befürchten, daß diese Revolution nicht nur über die bürgerlichen Parteien, nicht nur über die bürgerliche Regierung, nicht nur über die Monarchie, sondern daß sie auch über die Sozialdemokratie hinweggeht und nicht eine Umgestaltung bringt, die eine geordnete Führung des neuen Staatswesens auch weiterhin ermöglicht, sondern die zur Anarchie führt. Das ist das, was wir Sozialdemokraten nicht wollen, daß unser ganzes politisches und wirtschaftliches Leben so zusammenbricht, daß nur noch ein Trümmerhaufen übrig bleibt, weil wir das nicht wollen, deshalb sind wir Sozialdemokraten bereit, mit den bürgerlichen Parteien, mit der Regierung einen Versuch zu machen, unser Volk in guter Disziplin in den Frieden hinüberzuführen.“ (HENNIG, *Johannes Hoffmann*, Zitat: S. 89f.).

haltete die Einführung des uneingeschränkten Verhältniswahlrechts für alle (männlichen) erwachsenen Einwohner, die Überprüfung der Standesvorrechte, eine deutliche Einschränkung der Rechte der Kammer der Reichsräte und vor allem die Parlamentarisierung des politischen Systems in Bayern. „Das Tempo, in dem die Verfassungsänderung durchgedrückt wurde, zeugt davon, daß König, Regierung und Zentrumsparterie nicht aus innerer Überzeugung, sondern allein unter dem Druck der Ereignisse handelten.“⁹⁰² Umgehend billigte König Ludwig III. den Entwurf, zwei Tage später erfolgte die einstimmige Annahme durch die Abgeordnetenkammer.

Das gleichzeitig zusammengestellte „neue“, am Ende nicht mehr in Aktion getretene Kabinett sollte bestehen aus den bisherigen Ministern Dandl, Brettreich, Hellingrath und Eugen von Knilling, ergänzt um Vertreter der im Landtag vertretenen Parteien. Von den Mehrheitssozialdemokraten wurden Segitz, der an die Spitze eines neu zu gründenden Ministeriums für soziale Fürsorge treten sollte, und Johannes Hoffmann (ohne Portefeuille) nominiert. In der letzten von ihm geleiteten Staatsratssitzung zog der König am 4. November ein denkwürdiges politisches Resümee: „Wenn der Krieg ein so schlechtes Ende genommen hat, so können wir in Bayern unseren Schild hochhalten; er ist fleckenlos. Bayerns Heer hat sich ruhmreich geschlagen, Bayern trägt keine Schuld. Schuld trägt die unglückselige Politik, die schon vor dem Krieg seitens der Reichsleitung geführt worden ist, und noch mehr die Oberste Heeresleitung, die keinen Maßstab hatte für die Grenzen der eigenen Kräfte. [...] Nach mehr als vierjährigen unerhörten Leistungen und Opfern stehen wir vor einer Niederlage Deutschlands, die es seit Napoleon nicht mehr erlebt hat. Wir müssen Frieden schließen und zwar unter schlechten Bedingungen.“⁹⁰³

Bei aller Selbstgerechtigkeit: Ludwig III. zeigte hier ein politisches Einsichtsvermögen, das Wilhelm II. zeitlebens fehlte; doch es kam zu spät. Die Wittelsbacher-Monarchie, so wurde schon behauptet, „wäre wohl – so man sich auf das Gedankenspiel der `ungeschehenen Geschichte` einlassen will – zukunftsfähig gewesen, wenn eine einschneidende Verfassungsreform erfolgt und eine `kompensatorische` Gesellschaftspolitik betrieben worden wäre.“⁹⁰⁴ Genau dies aber war nicht der Fall. Unter den Bedingungen des Weltkrieges hatte auch die bayerische Monarchie ihre Legitimität selbst zerstört; nicht etwa dadurch, dass sie vermeidbare „Fehler“ beging, sondern dadurch, dass sie sich eben ganz und gar so verhielt, wie es ihrem tradierten Wesen entsprach. Über die jämmerliche Figur, die die deutschen Monarchen insgesamt im Weltkrieg abgaben, hat Lothar Machtan jüngst das fällige Urteil gesprochen. Er konnte überzeugend belegen, „dass der hochadelige Herrscherstand des deut-

⁹⁰² WIESEMANN, Kurt Eisner, in: BOSL (Hrsg.), Bayern im Umbruch, S. 387-426, hier: S. 405f.

⁹⁰³ BOSL, Gesellschaft und Politik in Bayern, in: ZBLG 28 (1965), S. 1-31, Zitat: S. 27.

⁹⁰⁴ BLESSING, November-Revolution in Bayern, in: WAGENHÖFER/ZINK (Hrsg.), Räterepublik oder parlamentarische Demokratie, S. 11-32, hier: S. 12.

schen Kaiserreichs zu Beginn des 20. Jahrhunderts weder personell noch intellektuell irgendetwas im Angebot hatte, was der politischen Geschichte Deutschlands noch hätte zum Wohl gereichen können.⁹⁰⁵ Die Wittelsbacher bildeten hier – allen nostalgischen Verklärungen zum Trotz – keine Ausnahme.

Über die Gründe für die Verspätung der bayerischen Verfassungsreform schrieb Brettreich später:

„In der Zeit vor dem Zusammentritt des Landtags im Oktober 1918 war in Bayern die Lage für tief eingreifende innenpolitische Neugestaltungen, wie sie die Verhandlungen von Ende Oktober bringen sollten, noch nicht gereift. Für eine Demokratisierung und Parlamentarisierung der Regierung wären damals weder Krone mit Staatsregierung noch die große Mehrheit der Kammer der Abgeordneten und die Kammer der Reichsräte zu haben gewesen. Auch die große Mehrheit des bayerischen Volkes war damals noch sehr wenig von den Segnungen einer demokratischen und parlamentarischen Regierung überzeugt. Als Voraussetzung hierfür mußte erst die Umgestaltung im Reiche kommen.“⁹⁰⁶

Diese Feststellung ist auch deshalb erwähnenswert, da vor dem Krieg Bayern ein Jahrhundert lang an der Spitze der Verfassungsentwicklung in Deutschland gestanden hatte, nun aber der (formalen) Parlamentarisierung im Reich hinterherhinkte.

Um die Reform der bayerischen Verfassung in Kraft treten zu lassen, bedurfte es noch der Zustimmung der Kammer der Reichsräte, die am 8. November erfolgen sollte. Bis dahin hatten sich die Ereignisse jedoch überschlagen, so dass das Projekt einer parlamentarischen Monarchie in Bayern nur noch Makulatur war. Der Sturz der Wittelsbacher-Dynastie und die Ausrufung des „Freistaates“ lagen in der logischen Konsequenz der über Jahrzehnte hinweg verschleppten Modernisierung. „Es gelang den führenden Schichten des konstitutionell-monarchischen Regierungssystems nicht, dieses Regierungssystem durch rechtzeitige Anpassung an die Strukturwandlungen innerhalb der Gesellschaft so zu gestalten, daß es den durch das Fronterlebnis und die Arbeitsüberlastung in der Heimat politisierten Volksmassen als Repräsentanz ihres politischen Willens erscheinen konnte. Eine zu große Ängstlichkeit und Unentschlossenheit verhinderte auch bei den einsichtigen Persönlichkeiten der Regierung und Verwaltung ein wirkliches Engagement um die rechtzeitige Reform des Regierungssystems.“⁹⁰⁷ Neben diesen Gründen muss für die letztlich nur auf revolutionärem Wege auflösbare Stagnation in der Verfassungsfrage auch die intellektuelle Mittelmäßigkeit des Kabinetts, die Demokratiefeindlichkeit der Bayerischen Zentrumspartei und der völlige Mangel an Konzessionsbereitschaft auf Seiten der (nicht nur materiell) privilegierten Gesellschaftsschichten in

⁹⁰⁵ MACHTAN, Die Abdankung, S. 17f.

⁹⁰⁶ Denkschrift Brettreich, S. 11. (HstAM, MIInn 66269).

⁹⁰⁷ W. ALBRECHT, Landtag und Regierung, S. 434.

Bayern verantwortlich gemacht werden. Ihrer Rolle als natürliches Korrektiv dieser Fehlentwicklung konnte die (M)SPD umso weniger gerecht werden, je mehr sich ihre Führung als systemstabilisierende Kraft hatte instrumentalisieren lassen.

Angesichts der zaghaften bis dilettantischen Reformbemühungen der Herrschaftsträger gelang es der bis dahin weitgehend paralytierten bayerischen USPD, ab Oktober – zumindest in der Landeshauptstadt – allmählich Einfluss auf die in Bewegung kommenden politischen Verhältnisse zu gewinnen.⁹⁰⁸ Auslöser der nun wieder verstärkten politischen Aktivität der Partei war Vollmars im August bekannt gegebene Entscheidung, aus gesundheitlichen Gründen sämtliche Ämter und Mandate niederzulegen. Für den nun frei werdenden Münchner Reichstagsitz nominierte die USPD am 14. September in mehreren gleichzeitig abgehaltenen Bezirksversammlungen Eisner (sein Kontrahent wurde Auer), für den Landtag wurde Albert Winter senior aufgestellt.⁹⁰⁹ Über das dahinter steckende parteipolitische Kalkül war sich die Zentralpolizeistelle Bayern durchaus im Klaren.⁹¹⁰ Das Kriegsministerium hielt dennoch eine Einschränkung des Wahlkampfes „aus politischen Erwägungen nicht für angezeigt“⁹¹¹, wodurch sich der politische Handlungsspielraum der Unabhängigen in der Landeshauptstadt schlagartig erweiterte.

Die bis dahin vor sich hin siechende Münchner USPD, der es eindeutig an politischer Orientierung mangelte,⁹¹² erlebte nun innerhalb weniger Wochen ein ebenso spektakuläres wie unerwartetes politisches „comeback“. Über die Mitgliederversammlung vom 9. Oktober, die von über 200 Personen besucht wurde, berichtete die Polizei: „Die Stimmung der Versammlung muß als durchaus revoluti-

⁹⁰⁸ Siehe dazu auch GRAU, Kurt Eisner, S. 344-350 und WIESEMANN, Kurt Eisner, in BOSL (Hrsg.), Bayern im Umbruch, S. 387-426, hier: S. 403-407.

⁹⁰⁹ Bereits im September hatte der *Sozialdemokrat* die Bedeutung des bevorstehenden Wahlkampfes in München betont, der Gelegenheit bieten sollte, „Musterung über unsere Anhänger abzuhalten“ und gleichzeitig zeigen sollte, „wie weit der Klärungsprozeß innerhalb der Arbeiterschaft fortgeschritten ist.“ (*Sozialdemokrat* Nr. 11 vom 21.9.1918).

⁹¹⁰ Dem Kriegsministerium berichtete die Zentralpolizeistelle Bayern: „Die Gründe, warum Eisner als Kandidat aufgestellt werden soll, sind folgende: 1.) Man will erreichen, dass Eisner für die Zeit des Wahlkampfes, nachdem er noch nicht verurteilt ist, freigesprochen werde. Die Wahlversammlungen könnten nach Ansicht der Vereinsmitglieder [der USPD] vom Generalkommando nicht verboten werden. Man werde Veranlassung nehmen, den Massen die Ziele der Unabhängigen klarzulegen; zu dem Zweck kämen als Redner von Berlin Leute, gegen welche die Polizei sich nicht vorzugehen traue, wie Haase, [Adolph] Hoffmann, Ledebour, von Nürnberg der Gauvorsitzende Baier. 2.) Man will gegen die Mehrheitssozialisten opponieren. Diesbezüglich sei eine Weisung aus Berlin da.“ (ZpolstB an MKr vom 19.9.1918; KrA, MKr 11529).

⁹¹¹ MKr an StellvGenKdo I. AK vom 5.10.1918. (KrA, StellvGenKdo III. AK 202).

⁹¹² Über eine Sitzung des Münchner USPD-Vorstandes am 14.10.1918 berichtete die Polizei: „Dabei soll man zu dem Entschluß gekommen sein, mit allen Mitteln dahin zu wirken, daß sich der Unabhängige Sozialdemokratische Verein München Stadt und Land von der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei Deutschlands löst, um sich der kommunistischen Partei anzuschließen. Man brauche kein Parlament, keinen König und Kaiser, keine Religion, man regiere selbst und nach bolschewistischem Muster. Dann würden diese Hunde alle im Massenterror abgeurteilt. Der Wind in die Segel der Kommunisten wehe von Osten.“ (ZpolstB an MInn vom 17.10.1918; HstAM, MInn 66280). Diese Aussage fällt gegenüber den sonstigen Meinungsäußerungen Münchner USPD-Mitglieder während des Krieges aus dem Rahmen. Sie zeugt jedenfalls von starker politischer Desorientierung – eine „kommunistische“ Partei gab es zu diesem Zeitpunkt in Deutschland überhaupt nicht –, die sowohl den Urheber dieser Äußerung als auch den Übermittler befallen haben könnte. Möglich ist, dass diese Äußerung auf Hans Kain zurückgeht, der Kontakt zu den Bremer Linksradikalen hatte und kurz nach dem Krieg zu den Mitbegründern des Münchner Spartakus-Bundes zählte.

onär bezeichnet werden und erinnerte im allgemeinen an die Zeit kurz vor Ausbruch des letzten Massenstreiks.“ Die im Reich inzwischen eingeleitete formale Parlamentarisierung konnte bei den Unabhängigen niemanden mehr beeindrucken; Alfred Gärtner stellte fest: „Unsere ehemaligen Führer Scheidemann und Genossen sind in die bankerotte Firma eingetreten. [...] Es wird eine Zeit kommen, und die ist nicht mehr ferne, wo Männer wie Scheidemann ganz von der Bildfläche verschwinden müssen. Sie werden dann dort Unterschlupf finden, wohin sie gehören, nämlich in der bürgerlichen Partei, der sie die ganze Arbeiterschaft ausgeliefert haben. [...] Aber es wird nicht mehr lange dauern und die Kerker werden sich öffnen und alle unsere lieben Kämpfer werden wir dann in unseren Reihen begrüßen können.“⁹¹³

Dies sollte schneller als erwartet der Fall sein. Eisners Anwalt Benedikt Bernheim erwirkte, gegen den dezidierten Widerstand des Bayerischen Innenministeriums, beim Leipziger Reichsgericht die Freilassung Eisners aus der Untersuchungshaft in München-Stadelheim, die schließlich am Abend des 14. Oktober erfolgte (die Behörden nahmen umgehend die Postüberwachung des Freigelassenen wieder auf⁹¹⁴). Kurz darauf wurden – ebenfalls ohne Rücksprache mit den bayerischen Behörden – auch Unterleitner sowie Albert Winter Vater und Sohn entlassen;⁹¹⁵ noch im gleichen Monat kehrte auch Fechenbach aus Passau wieder nach München zurück. Ihm wurde nun vor dem Kriegsgericht der Prozess gemacht, in dem er alle gegen ihn im Zusammenhang mit dem Januarstreik erhobenen Vorwürfe einräumte. Das Gericht gestand Fechenbach sogar zu, aus „vaterländischen“ Beweggründen gehandelt zu haben, entstanden aus der Überzeugung, „daß damals der letzte Augenblick gewesen sei, einen für Deutschland erträglichen Frieden zu erreichen. Der Streik sollte nach dem Willen der Streikenden ein ehrliches Friedensangebot erzwingen und so Deutschland und das deutsche Volk vor einer Niederlage und einem drückenden Frieden bewahren.“⁹¹⁶ Folgerichtig wurde Fechenbach freigesprochen, lediglich wegen unerlaubter Entfernung von der Truppe wurde gegen ihn eine Arreststrafe von fünf Tagen verhängt, die nie zur Vollstreckung kam. Fechenbach blieb nun gleich in München; seinem Passauer Kompanieführer teilte er noch mit, dass ihn die politischen Entwicklungen dort festhielten, was nicht ganz an der Wahrheit vorbeiging. Hedwig Kampfers erneutes Gesuch zur Aufhebung ihrer Ausweisung aus dem Korpsbezirk wurde zur gleichen Zeit positiv beschieden;⁹¹⁷ die Freilassung Kröpelins lässt sich nicht genau datieren. Toller war bereits im September wegen eines Herz- und Nierenleidens aus der Armee entlassen worden, ver-

⁹¹³ ZpolstB an MKr vom 10.10.1918. (KrA, MKr 11529).

⁹¹⁴ Vgl. StellvGenKdo I. AK an Oberpostdirektion München vom Okt. 1918. (KrA, StellvGenKdo I. AK 1649).

⁹¹⁵ Vgl. *Sozialdemokrat* Nr. 16 vom 26.10.1918 und Denkschrift Brettreich, S. 18 (HstAM, MInn 66269).

⁹¹⁶ SCHUELER, Felix Fechenbach, Zitat: S. 50.

⁹¹⁷ Vgl. StellvGenKdo I. AK an H. Kaempfer (Charlottenburg) vom 28.10.1918. (KrA, MKr 11529).

ließ Bayern zunächst, kehrte aber nach der Regierungsübernahme Eisners nach München zurück⁹¹⁸ (im Oktober hatte Toller noch einen Auftritt bei einer MSPD-Versammlung in Berlin, wo er sich gegen den irrwitzigen Plan einer „nationalen Verteidigung“ wandte; organisiert hatte die Versammlung ausgerechnet Heine⁹¹⁹).

Schrittweise deutete sich nun an, dass die verschiedenen staatlichen Stellen nicht mehr zu einer koordinierten Politik der Unterdrückung gegenüber der USPD und der von ihr repräsentierten revolutionären Bewegung willens bzw. in der Lage waren.⁹²⁰ Das Bayerische Innenministerium sah sich Ende Oktober veranlasst, die Regierungspräsidien auf die Beibehaltung der bisherigen Linie gegenüber der USPD (Duldung und Überwachung geschlossener Veranstaltungen, Verbot von öffentlichen Kundgebungen, die unter das Reichsvereinsgesetz fielen) hinzuweisen, und fand dabei zu einer verblüffend realistischen Lagebeurteilung:

„Die Gefahr liegt zunächst im allgemeinen darin, daß die schleppenden und mit Rückschlägen verbundenen Verhandlungen über Waffenstillstand und Friedensschluß den Druck auf die Stimmung und Spannkraft des Volkes immer mehr steigern und schließlich überlasten. Dazu kommt aber noch, daß die linksstehenden Sozialdemokraten, obgleich an sich zahlenmäßig gering, den Eintritt ihrer gemäßigten Genossen in die Regierung als Abfall von den alten sozialdemokratischen Grundsätzen brandmarken und so unter Umständen in die Lage kommen, die sozialdemokratisch gesinnten Massen den bisherigen Führern abspenstig zu machen und an sich zu reißen.“⁹²¹

⁹¹⁸ Vgl. HEMPEL-KÜTER/MÜLLER, Ernst Toller, in: Literatur, Politik und soziale Prozesse, S. 78-106, hier: S. 103.

⁹¹⁹ Vgl. DAHLMANN, Max Webers Verhältnis zum Anarchismus, in: W. MOMMSEN/SCHWENTKER (Hrsg.), Max Weber und seine Zeitgenossen, S. 506-523, hier: S. 514.

⁹²⁰ Das Reichsgericht hatte noch am 10.10.1918 den Fürther USPD-Ortsvorsitzenden Hopf wegen versuchten „Landesverrats“ zu einem Jahr Gefängnis verurteilt, während die Mitangeklagten Koch und Kotzbauer frei gesprochen wurden. Dem ehemaligen Nürnberger Ortsvorsitzenden Beißwanger wurde hingegen am 14.10.1918 per Gnadenerlass der Rest seiner Strafe erlassen. Exemplarisch für das Fehlen einer einheitlichen Linie war auch die Haltung gegenüber der im Oktober einsetzenden Pressekampagne mit der Forderung nach Abdankung Wilhelms II. Während der preußische Kriegsminister Heinrich Scheüch in München darum ersuchte, dahin gehende Artikel mit vorübergehendem Erscheinungsverbot des veröffentlichenden Blattes zu ahnden (vgl. Preuß. MKr an MKr vom 24.10.1918; KrA. MKr 13910), veröffentlichte Adolf Braun ab 3.10.1918 in der *Fränkischen Tagespost* die Serie von so genannten „Kaiser-Artikeln“, in der er mit zunehmender Schärfe – als erstes deutsches Presseorgan überhaupt – die Abdankung des Kaisers verlangte. Von Seiten der bürgerlichen Presse folgten daraufhin heftigste Angriffe, motiviert auch durch die Thematisierung der „Kriegsschuldfrage“; die *Nürnberger Volkszeitung* (Zentrum) schrieb: „Daß natürlich auch die ‚Fränkische Tagespost‘ mit ihrem von Oesterreich importierten ultraradikalen Chefredakteur [...] in erster Linie marschiert, wird niemand verwunderlich erscheinen, der weiß, daß nur die Einsicht der sozialdemokratischen Gewerkschaften in Nürnberg das Abschwenken der ‚Tagespost‘ ins Lager der deutschen Bolschewiki verhindert hat.“ (NüVZ Nr. 239 vom 15.10.1918). Den von anderer Seite erhobenen Forderungen nach energischem Einschreiten gegen Braun und seine Forderungen nach Abdankung des Kaisers widersetzte sich das zuständige Stellvertretende Generalkommando aus fatalistischer Einsicht in die Unabwendbarkeit der Revolution und beließ es bei wirkungslosen Abmahnungen (vgl. FASEL, Adolf Braun, S. 162-164 und MÜLLER-FRANKEN, Die November-Revolution, S. 15). Demgegenüber warnte das Würzburger Stellvertretende Generalkommando: „Mit Schrecken denkt der intelligente und besitzende Teil der Bevölkerung an die möglichen, wenn nicht wahrscheinlichen Folgen der Amnestierung von Vaterlandsverrätern und Agitatoren der U.S.[P.D.]“ (StellvGenKdo II. AK an MKr vom 2.11.1918; KrA, MKr 12850).

⁹²¹ Minn an RegPräsidien vom 23.10.1918. (KrA, MKr 254).

Folglich wurde das Münchner Polizeipräsidium zum „nachdrücklichsten Vorgehen gegen die Umtriebe Eisners“⁹²² angewiesen. (Als weiteres Anzeichen für die um sich greifende Desorientierung der Bürokratie konnte die unterschiedliche Auffassung über die Bindewirkung juristischer Normen angesehen werden.⁹²³) Praktisch zeitgleich gestand Kriegsminister Hellingrath in einem Schreiben an Josef Simon (in welchem er dessen Beschwerde über ein Versammlungsverbot in Hof beantwortete), dass angesichts der veränderten Kriegslage sich die Haltung der Regierung gegenüber der USPD wohl in Kürze ändern werde. Hier kamen erneut die unterschiedlichen Akzente bei der Beurteilung der politischen Lage durch Innen- und Kriegsministerium zum Ausdruck.

In dieser unübersichtlichen und entscheidungsschwangeren innenpolitischen Situation entfaltete Eisner, der zur Annahme der Kandidatur für den Reichstag wohl erst überredet werden musste,⁹²⁴ nun wieder seine intensive Agitationstätigkeit, nachdem die Münchner USPD ihre Strategie festgelegt hatte.⁹²⁵ Die materiellen Voraussetzungen für einen erfolgreichen Wahlkampf waren nach wie vor außerordentlich dürftig, was Eisners Wirkungsdrang aber keinerlei Abbruch tat. Seinen ersten öffentlichen Auftritt nach der Freilassung hatte er am 23. Oktober auf einer von circa 2000 Personen besuchten Wahlveranstaltung in der Schwabinger Brauerei, die der inzwischen ebenfalls wieder frei gelassene Ortsvorsitzende Luttner leitete (das bis dahin gültige Verbot *öffentlicher* Versammlungen der USPD wurde offensichtlich nicht mehr durchgesetzt).⁹²⁶ In einer Anzeige für diese Veranstaltung in den *Münchner Neuesten Nachrichten* wurde pathetisch angekündigt: „Kurt Eisner wird mit diesem Vortrag seinen Kampf für Wahrheit, Freiheit und Frieden wieder aufnehmen.“⁹²⁷ Obwohl sich der Inhalt von Eisners Rede nicht bis ins letzte Detail rekonstruieren lässt, wird die Kernbotschaft klar. Nach einer Abrechnung mit der MSPD folgten als Hauptforderungen die Anerkennung der Verantwortung für den Krieg durch Deutschland, die Ablehnung der „nationalen Verteidigung“, der Rücktritt des Kaisers und aller anderen Bundesfürsten sowie der Regierung einschließlich ihrer sozialdemokratischen Mitglieder.

⁹²² Denkschrift Brettreich, S. 22. (HstAM, MIInn 66269).

⁹²³ Geßler berichtet in seinen Erinnerungen über ein politisches Gespräch über die Entlassung Kurt Eisners, in dem der unterfränkische Regierungspräsident von Julius von Henle äußerte: „Wenn man nur einen Paragraphen dagegen hätte!“ Darauf entgegnete sein mittelfränkischer Kollege Dr. von Blauburger: „Ich sch . . . auf ihre Paragraphen!“ Diese Auffassung hielt Geßler im Rückblick für die richtige. (Otto GESSLER, Reichswehrpolitik in der Weimarer Republik, Stuttgart 1958, Zitat: S. 107f.).

⁹²⁴ In einer Bezirksversammlung am 14.9.1918 erklärte der Münchner USPD-Vorsitzende Luttner dazu: „Eisner hätte zwar sonst immer abgelehnt, nachdem er aber gehört habe, dass es sich nur darum handle, `das Barometer zu kontrollieren` und öffentliche Wahlversammlungen abzuhalten, habe er seine Zustimmung gegeben und sich bereit erklärt, die Wahl anzunehmen.“ (ZpolstB an MKr vom 19.9.1918; KrA, MKr 11529).

⁹²⁵ Über die Mitgliederversammlungen der Münchner USPD aus dieser Zeit ist wenig bekannt; diejenige vom 9.10.1918 fand noch ohne Eisner statt. Auf der nächsten, am 19. oder 20.10. abgehaltenen, wurde Eisner begrüßt; hier sollte es auch zur „Festlegung neuer Richtlinien“ kommen. (Bericht der ZpolstB vom 17.10.1918; HstAM, MIInn 66280).

⁹²⁶ Vgl. PoldirM an MIInn vom 25.10.1918 (HstAM, MIInn 66285). Dort auch diverse Zeitungsberichte über die Versammlung.

⁹²⁷ MNN Nr. 535 vom 22.10.1918.

Zur Organisation der Arbeiterschaft verlangte Eisner die Bildung eines Arbeiterrates und brachte damit ein neuartiges Element ins Spiel; er endete mit dem Hinweis, „daß man unter Umständen zur Revolution greifen müsse, diese Revolution solle jedoch keine blutige Revolution, sondern eine geistige Revolution werden. Bomben und Granaten überlassen wir dem Militär.“ Über das Publikum, das Eisner zugehört hatte, meldete die Polizei: „In der Mehrzahl waren es Angehörige der Rüstungsindustrie, es waren aber auch viele Angehörige aus den bürgerlichen und besten Kreisen anwesend.“⁹²⁸ Da das Ziel einer ganz neuen, demokratischen Gesellschaftsverfassung für Eisner nicht zur Disposition stand, war für ihn *innerhalb* des herrschenden Systems kein Fortschritt mehr vorstellbar. Die im Oktober eingeleitete Parlamentarisierung erkannte er als oberflächlich und den Anforderungen der Zeit nicht mehr angemessen; noch in der Haft hatte er dazu notiert: „Das Gerede von der deutschen Demokratie, von der Volksregierung, von der Volksherrschaft ist eitel Schwindel. Nicht das Mindeste hat sich geändert, gar nichts ist erreicht worden. Die Regierungssozialisten, die bisher geheime Regierungsagenten waren, sind nun offen in die bankrotte Firma eingetreten. Das ist alles.“⁹²⁹

Am 25. Oktober zeigte die Münchner USPD auf einer Wahlversammlung der MSPD, dass sie nun wieder zur Offensive überging.⁹³⁰ Auer rechnete dort zunächst ab „mit dem verfluchten System, das es der Heeresleitung erlaubte, auch die Politik des Reiches zu bestimmen und damit zur Quelle des Unglücks zu werden, das über das deutsche Volk jetzt hereingebrochen ist.“⁹³¹ Seiner eigenen Partei stellte er dabei ein makellooses Zeugnis aus mit der Behauptung: „*Die deutsche Sozialdemokratie war, als sie den Ausbruch des Krieges nicht hatte verhindern können, vom ersten Tage an bemüht, einen Verständigungsfrieden herbeizuführen und hat sich in der leidenschaftlichsten Weise gegen jede Vergewaltigung der Völker gewendet.*“⁹³² Mit den Tatsachen war diese Behauptung bekanntlich nur schwer zu vereinbaren.⁹³³ Im Anschluss an Auers Rede ergab sich daher eine turbulente Diskussion, in der Unterleitner die Position seiner Partei vertrat und zur Wahl Eisners aufrief; weitere Redner der USPD warfen der MSPD offen Prinzipienverrat vor.

⁹²⁸ PoldirM an Minn vom 25.10.1918. (HstAM, Minn 66285).

⁹²⁹ GRAU, Kurt Eisner, Zitat: S. 348.

⁹³⁰ Vgl. MNN Nr. 542 vom 26.10.1918 und BSZ Nr. 251 vom 27.10.1918.

⁹³¹ MP Nr. 251 vom 26./27.10.1918.

⁹³² Rede teilweise abgedruckt in: AUER, Das neue Bayern, S. 9-12, hier: S. 11.

⁹³³ Die Mehrheitssozialdemokratie hatte im Reichstag *nicht* gegen den Diktatfrieden von Brest-Litowsk gestimmt; eine starke Gruppe in der Partei hatte sogar für eine Zustimmung plädiert. Auf die übrigen Äußerungen aus der MSPD, die auf eine Affinität zu expansionistischen Kriegszielen hindeuteten, wurde bereits verwiesen.

In der darauf folgenden Woche, am 30. Oktober, brachte Eisner auf einer Wahlversammlung im Löwenbräukeller unter der Überschrift „Deutschland eine soziale Republik“⁹³⁴ erneut sein Programm vor und forderte unter großem Beifall die Abschaffung der Monarchie (hinzu kam nun noch der Hinweis auf die Gefahren, die durch die bevorstehende Kapitulation Österreichs für Bayern drohten).⁹³⁵ Dabei warf er seinem Konkurrenten Auer vor, dafür verantwortlich zu sein, dass Militärangehörige nicht Versammlungen der USPD besuchen dürften. Hier zeichnete sich die Wiederaufnahme des erbitterten Zweikampfes zwischen Eisner und Auer ab, der im Januar 1918 erstmals öffentlich geführt worden war und sich bis zu den Attentaten vom 21. Februar 1919 immer mehr verschärfen sollte. Auers Ranküne gegenüber Eisner war bereits im Vorfeld der Revolution ein eminent wichtiger politischer Faktor. Bei einer vertraulichen Besprechung im Innenministerium Ende September begrüßte Auer, der Eisner offenbar immer noch unterschätzte,⁹³⁶ den anstehenden Wahlkampf als „sehr willkommene Gelegenheit, gründlich [...] mit der ganzen Partei der Unabhängigen abzurechnen“; er riet den Behörden, Eisner vor den Wahlen nicht den noch ausstehenden Prozess zu machen, da ein solcher „sicher von den Unabhängigen und von den Juden ausgebeutet werden [würde].“ Sollten USPD-Anhänger versuchen, Versammlungen der MSPD zu sprengen, würden sie, versicherte Auer weiter, „so hinausgeschmissen [...], daß sie das Aufstehen vergessen würden“; danach würde „die Bewegung der Unabhängigen in Bayern [...] wahrscheinlich erledigt sein.“⁹³⁷ (Die vorhandenen antisemitischen Ressentiments, die bis in die MSPD hineinreichten, wurden von den Organisationen der Rechten von nun an gegen Eisner mobilisiert.⁹³⁸)

⁹³⁴ Einladung der USPD-München zur öffentlichen Wähler- und Volksversammlung im Löwenbräukeller am 30.10.1918 (Abschrift). (KrA, MKr 11529).

⁹³⁵ Vgl. MP Nr. 255 vom 31.10.1918 und BSZ Nr. 255 vom 1.11.1918.

⁹³⁶ Brettreich schrieb dazu später: „Die Tätigkeit und der Einfluss Eisners u. Genossen wurden in recht weiten Kreisen leider sehr unterschätzt. Insbesondere war dies bei den unmittelbaren politischen Gegnern Eisners, zumal bei E. Auer, der Fall.“ (Denkschrift Brettreich, S. 20; Minn 66269).

⁹³⁷ Gesprächsnotiz des Referenten im Innenministerium Zeitmeier vom 26.9.1918. (HstAM, Minn 71706).

⁹³⁸ In einem Flugblatt der Alldeutschen anlässlich der Nominierung Eisners für den bevorstehenden Reichstagswahlkampf in München hieß es: „Ein russischer Jude als Reichstagskandidat. [...] Eisner wird ja nicht gewählt werden, aber daß eine Partei es überhaupt wagen darf, einen russischen Juden, der wegen Landesverrat verurteilt wurde [was tatsächlich gar nicht der Fall war; B. A.], aufzustellen, müßte dem Arbeiter die Schamröte ins Gesicht jagen!“ (F. EISNER, Die Politik des libertären Sozialismus, Zitat: S. 81f.). Dieser Tonfall lag vollkommen auf der offiziellen Linie der Alldeutschen; deren Vorsitzender Heinrich Claß erklärte auf einer Tagung des Verbandes am 19./20. Oktober 1918 in Berlin, es gelte, „die Juden als Blitzableiter für alles Unrecht zu benutzen“, „Furcht und Schrecken . . . in der Judenschaft [zu verbreiten]. [...] Ich werde [...] vor keinem Mittel zurückschrecken und mich in dieser Hinsicht an den Ausspruch Heinrich von Kleist's, der auf die Franzosen gemünzt war, halten: Schlagt sie tot, das Weltgericht fragt Euch nach Gründen nicht!“ (LOHALM, Völkischer Radikalismus, Zitat: S. 53). Rudolf von Sebottendorf (eigentlich Rudolf Glauber), ein „Abenteurer und Hochstapler“ (FERRARI ZUMBINI, Die Wurzeln des Bösen, S. 617), der Vorsitzende der von ihm Ende 1917 in München gegründeten rechtsradikalen Thule-Gesellschaft, urteilte im November 1918 über den von Eisner angeführten Umsturz in München: „Wir erlebten gestern den Zusammenbruch alles dessen, was uns vertraut, was uns lieb und wert war. An Stelle unserer blutsverwandten Fürsten herrscht unser Todfeind: Juda. Was sich aus dem Chaos entwickeln wird, wissen wir noch nicht. Wir können es ahnen. [...] die gestrige Revolution, gemacht von Niederrassigen, um den Germanen zu verderben, ist der Beginn der Läuterung. [...] Jetzt heißt es kämpfen . . . bis das Hakenkreuz siegreich aufsteigt.“ (Ralf HÖLLER, Der Anfang, der ein Ende war. Die Revolution in Bayern 1918/19, Berlin 1999, Zitat: S. 81).

In welchem Maße Eisner umgekehrt die MSPD – dabei insbesondere Auer – zu den politischen Hauptgegnern rechnete, geht ebenso eindeutig aus dem USPD-Aufruf zur Wahl am 17. November hervor.⁹³⁹

„Diese Wahl soll und muß die große Abrechnung der Massen mit denen sein“, so hieß es darin, „die das Volk alle die Kriegsjahre hindurch getäuscht und verraten haben. In erster Linie mitverantwortlich für alles, was sich in diesen Zeiten Furchtbares ereignet hat, sind die Regierungssozialisten, die sich jetzt überbieten in schreiendem Radikalismus, um die Aufmerksamkeit von der eigenen Schuld und Mitschuld abzulenken. [...] Einer der belastetsten und gefährlichsten Regierungssozialisten, Herr Erhard Auer, der bereits ungezählte Ämter fest in der Hand hält, wagt es, trotz seiner Belastung mit der Schuld an der verwüstenden Kriegspolitik der herrschenden Klassen sich unter dem angemassen [sic] Namen eines Sozialdemokraten um den Reichstagsitz in München zu bewerben.“

Das Verhalten der MSPD gegenüber dem Januarstreik und dem Frieden von Brest-Litowsk wurde noch einmal kritisch aufgerollt; für die nächste Zukunft gab der Aufruf als Devise aus: „Das deutsche Volk lerne endlich der Wahrheit ins Gesicht zu schauen. Nur durch eine mächtige deutsche Volksbewegung kann im Innern Freiheit und unter den Völker[n] Frieden geschaffen werden – durch eine Bewegung, die unser Volk reinigt von allen Elementen, die verantwortlich sind für den Krieg und die Kriegspolitik dieser Jahre des Entsetzens, und die jetzt [...] in einem letzten schlimmsten Gaukelspiel den Massen einreden möchten, es könne durch parlamentarisches Schiebertum und diplomatischen Schleichhandel einiger politischer Kriegsgewinner in Deutschland die Demokratie, der Weltfrieden und der Völkerbund hergestellt werden.“⁹⁴⁰ Dieser Appell an die Volksmassen, umgehend zu handeln, kam in der zu diesem Zeitpunkt herrschenden Atmosphäre einem Aufruf zur Revolution gleich; deren Vorbereitung widmete sich die kleine Gruppe um Eisner nun intensiv. Diesem war es in kürzester Zeit gelungen, „sich als Resonanzverstärker vielfältiger Protestpotenziale zu profilieren.“⁹⁴¹ Die daraus entstehenden ganz neuen Handlungsspielräume gedachte er zu nutzen.

Während Eisner – seinem optimistischen Menschen- und undogmatischen Weltbild entsprechend – seine Energien auf die direkte Herbeiführung der Revolution konzentrierte, vertrat der Nürnberger *Sozialdemokrat* – d. h. der in der nordbayerischen Parteiorganisation tonangebende Baier – noch im

⁹³⁹ Die USPD legte diesen Aufruf am 24.10.1918 ordnungsgemäß der Zensur vor. Nach Rücksprache zwischen Kriegs- und Innenministerium wurde die Genehmigung zur Drucklegung erteilt (vgl. Aktennotiz vom 24.10.1918 (handschriftl.); KrA, MKr 13910); daraufhin wurde der Aufruf in Flugblattform verbreitet.

⁹⁴⁰ Original des Flugblattes. (SAPMO-BArch, NY 4060 81).

⁹⁴¹ MACHTAN, Die Abdankung, S. 241.

Oktober 1918 eine Weltsicht, die im Attentismus Kautskyscher Prägung verharrte.⁹⁴² Erst Anfang November ging das Blatt dazu über, direkt die Beseitigung der bestehenden Herrschaftsordnung und die Einberufung einer nach demokratischen Grundsätzen gewählten Nationalversammlung zu fordern.⁹⁴³ Kurz zuvor hatte Josef Simon im Landtag die Beseitigung von Kapitalismus und Imperialismus verlangt, d. h. ebenfalls eine Forderung mit unverhüllt systemsprengendem Charakter erhoben.⁹⁴⁴

Über die zwingende Notwendigkeit von politischen Bündnispartnern für einen Umsturzversuch mit Aussicht auf Erfolg war sich Eisner im Klaren; er fand im Bayerischen Bauernbund (BBB) eine dafür geeignet erscheinende Organisation. Der BBB repräsentierte den „emanzipierten bäuerlichen Mittelstand in Südbayern, der sich aus den engen traditionellen Bindungen der Bauern an die Katholische Kirche und die konservative konfessionelle Partei (Zentrum) gelöst und die eigenen ökonomischen Interessen zum Ausgangspunkt seiner politischen Organisation gemacht hatte.“⁹⁴⁵ Eisner nahm noch im Oktober mit dem Bauernbundesführer und Landtagsabgeordneten Karl Gandorfer und dessen Bruder Ludwig⁹⁴⁶ (dessen Zugehörigkeit zur USPD nicht geklärt ist⁹⁴⁷) Kontakt auf, da ihm im agrarisch geprägten Bayern eine Staatsumwälzung ohne ein Mindestmaß an Unterstützung von Seiten der Landbevölkerung kaum denkbar erschien.⁹⁴⁸ Das Anwesen der Gebrüder Gandorfer (in Pfaffenberg/Niederbayern), die schon während des Krieges als scharfe Kritiker der Regierungspolitik hervorgetreten waren, war Ende Oktober/Anfang November Treffpunkt von führenden Vertretern von USPD (Eisner, Unterleitner) und MSPD (Schnepfenhorst, Süßheim).⁹⁴⁹

⁹⁴² So hieß es in einem Artikel vom 19. Oktober: „Im übrigen glauben wir, daß keine Partei es fertig bringt, eine Revolution in Szene zu setzen, ebenso wie es einer Partei nicht möglich sein wird, sie aufzuhalten. Die Revolution ist gleichsam eine Art Naturereignis. [...] Für uns Sozialisten heißt es, bereit zu sein. Wir fürchten nichts und hoffen alles.“ (*Sozialdemokrat* Nr. 15 vom 19.10.1918).

⁹⁴³ Vgl. *Sozialdemokrat* Nr. 18 vom 2.11.1918.

⁹⁴⁴ In der Sitzung vom 25.10.1918. (Vgl. *KdAbg StenBer*, Bd. XX, S. 53).

⁹⁴⁵ BERGMANN, *Der Bayerische Bauernbund*, S. 19.

⁹⁴⁶ Gandorfer, Ludwig, geb. 22.8.1880 in Pfaffenberg (Ndb.), Bauer und Politiker, frühzeitig erblindet, Beitritt zur SPD, 1907 und 1912 Kandidatur für die SPD zum Landtag, 1907 und 1912 Kandidatur für die SPD zum Reichstag, mit Kurt Eisner befreundet, an den Vorgängen des 8./9. Nov. 1918 in München maßgeblich beteiligt, am 15.11.1918 bei Autounfall in der Nähe von Schleißheim (bei München) ums Leben gekommen.

⁹⁴⁷ Über die Parteizugehörigkeit von Ludwig Gandorfer finden sich in der Literatur unterschiedliche Angaben: Laut Wilhelm Mattes war er Mitglied der USPD (vgl. Wilhelm MATTES, *Die bayerischen Bauernräte. Eine soziologische und historische Untersuchung über bäuerliche Politik*, Stuttgart - Berlin 1921, S. 116), das Gleiche behauptet Michaela Karl (vgl. Michaela KARL, *Ludwig Gandorfer (1880-1918) und sein Bruder Karl (1875-1932). Vom niederbayerischen Großbauern zum revolutionären Bauernführer*, in: Dies., *Die Münchener Räterepublik*, S. 59-76, hier: S. 63); Bergmann rechnet Gandorfer hingegen der MSPD zu (vgl. *Der Bayerische Bauernbund*, S. 18).

⁹⁴⁸ Vgl. FECHENBACH, *Der Revolutionär Kurt Eisner*, S. 33.

⁹⁴⁹ Vgl. Max HUBER, *Carl und Ludwig Gandorfer: Großbauern aus Niederbayern*, in: WECKERLEIN (Hrsg.), *FREISTAAT!*, S. 127-145 und KARL, *Ludwig Gandorfer*, in: Dies., *Die Münchener Räterepublik*, S. 59-76.

Die Rolle von Ludwig Gandorfer hob Eisner später mit den Worten hervor: „In diesem Hirn eines einfachen Bauern ist der Plan zur Revolution gekeimt.“⁹⁵⁰

Damit stellte Eisner sein Licht etwas unter den Scheffel; ihm und seiner kleinen Gefolgschaft gelang es in der Landeshauptstadt allmählich, das Gesetz des Handelns an sich zu reißen. Das blieb auch der hier abgeschottet lebenden Herrscherfamilie nicht verborgen; Prinzessin Wiltrud notierte am 1. November: „Wenn die unabhängigen Sozialdemokraten noch mehr Zuwachs und Macht bekommen, dann kann auch Bayern die Republik drohen.“⁹⁵¹ Schon am Tag darauf kündigte Eisner in einer Versammlung der Liberalen unverblümt an, es werde noch vor dem geplanten Wahltermin (17. November) zur Revolution kommen; von der USPD traten in der „tumultös[en] Aussprache“⁹⁵² noch Johannes Jung⁹⁵³ und Unterleitner auf.⁹⁵⁴ Der Liberale Ernst Müller-Meiningen warnte vor dem „Dolchstoß“, was vom Publikum mit „Radau“ quittiert wurde.⁹⁵⁵

Am folgenden Tag, dem 3. November, fand eine erste Friedensdemonstration der USPD auf der Theresienwiese statt; diese stieß noch auf sehr begrenzte Resonanz,⁹⁵⁶ was nicht zuletzt daran gelegen haben dürfte, dass der Partei schlichtweg die materiellen Voraussetzungen zum Druck von Flugblättern und Plakaten fehlten und nur Handzettel verteilt werden konnten.⁹⁵⁷ Eisner und Unterleitner forderten auf der Kundgebung die Bildung einer Volksregierung und den sofortigen Friedensschluss, wobei Eisner noch warnte, dass von der neuen Regierung in Berlin keine entschlossenen Schritte zur Beendigung des Krieges zu erwarten seien. Zu den Rednern gehörte auch der 52 Jahre alte Professor für Volkswirtschaft Edgar Jaffé⁹⁵⁸, der hier seinen ersten Auftritt für die USPD

⁹⁵⁰ Abgedruckt in: SCHMOLZE (Hrsg.), *Revolution und Räterepublik*, S. 78.

⁹⁵¹ MACHTAN, *Die Abdankung*, Zitat: S. 245.

⁹⁵² BSZ Nr. 256a vom 4.11.1918.

⁹⁵³ Jung, Johannes, geb. 12.7.1890 in München, Tapezierer, wohnhaft in München, Beitritt zur USPD, 1918/1919 Mitglied des provisor. Nationalrates in Bayern und des Landessoldatenrates, Juni 1919 Festnahme aus polit. Gründen, Verurteilung wegen Landfriedensbruchs.

⁹⁵⁴ Vgl. Ernst MÜLLER-MEININGEN, *Aus Bayerns schwersten Tagen. Erinnerungen und Betrachtungen aus der Revolutionszeit, Berlin – Leipzig 1924*, S. 27. Müller-Meiningen, der die Veranstaltung seiner Partei leitete, schrieb dazu: „Jene Versammlung war gewissermaßen der ‚Aufakt‘ der Revolution.“ (Ebd.).

⁹⁵⁵ Seinen Angaben zufolge führte Müller-Meiningen aus: „Solange die äußere Front aushält, haben wir die verdammte Pflicht zum Aushalten in der Heimat. Wir müßten uns vor unseren Kindern und Kindeskindern schämen, wenn wir der Front in den Rücken fielen und ihr den Dolchstoß versetzten.“ (Zitat: Ebd.).

⁹⁵⁶ Zu dieser Demonstration siehe Bericht vom 3.11.1918 (KrA, StellvGenKdo I. AK 1371) und MNN Nr. 557 vom 4.11.1918 (dort wird die Teilnehmerzahl mit 2000 angegeben).

⁹⁵⁷ Vgl. FECHENBACH, *Der Revolutionär Kurt Eisner*, S. 35.

⁹⁵⁸ Jaffé, Edgar, geb. 14.5.1866 in Hamburg, dort und in Gotha Schulbesuch (Realgymnasium), kaufmännische Lehre in einem Hamburger Handelshaus, Volontariate bei Firmen in Frankreich und Spanien, 1888-1898 Geschäftstätigkeit in Manchester, 1898-1901 Studium der Geschichte, Philosophie und Nationalökonomie in Berlin und Heidelberg, 1901 Promotion, 1904 Habilitation in Heidelberg, ab 1904 zusammen mit Max Weber und Werner Sombart Herausgeber der Zeitschrift *Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik*, Beteiligung am Aufbau der Handelshochschule in Mannheim, ab 1910 Professor an der Handelshochschule in München, 1914/15 in Belgien als Sachverständiger für Bankfragen beim Zivilgouvernement in Brüssel, nach Rückkehr nach München noch

hatte und schon wenige Tage später von Eisner zum Finanzminister berufen werden sollte. Anwesend war auch der parteilose Heinrich von Frauendorfer, der im Kabinett Eisner das Verkehrsressort übernahm (das er bereits von 1904 bis 1912 geleitet hatte). Somit lässt sich vermuten, „daß Eisner schon Tage vor dem Umsturz darangegangen war, seine Ministerliste zusammenzustellen.“⁹⁵⁹ (Auch Jaffé scheint sich um die Rekrutierung von Personal für die geplante Regierungsübernahme gekümmert zu haben.⁹⁶⁰)

Die Veranstaltung vom 3. November war nur unter der Auflage genehmigt worden, dass keine Entschließung für einen Regierungswechsel angenommen, kein Aufruf zur Waffenniederlegung erlassen und kein Demonstrationzug durch die Stadt abgehalten werde. Darüber setzten sich die USPD und ihre Anhänger nun einfach hinweg.⁹⁶¹ Obwohl Unterleitner gegenüber dem Polizeipräsidium für die Einhaltung dieser Bedingungen die Verantwortung übernommen hatte, zog nach Ende der Versammlung ein Teil der Menschenmenge zum Stadelheimer Gefängnis, um die Freilassung der dort noch inhaftierten politischen Gefangenen – es handelte sich dabei um die Unabhängigen Schröder, Richard Kaempfer und Lorenz Winkler - zu fordern.⁹⁶² Bei den Verhandlungen mit den von Unterleitner angeführten Demonstranten (Eisner war bereits zu den Gebrüdern Gandorfer nach Niederbayern zu weiteren Gesprächen abgereist) zeigten sich auf Seiten der Behörden erneut Differenzen über die einzuschlagende Taktik: Während das Polizeipräsidium - wegen Zweifeln an der Zuverlässigkeit der greifbaren militärischen Verbände - ein gewaltsames Vorgehen zu vermei-

gelegentliche Auftagsarbeiten für die OHL, Anfang 1915 Gründung eines politischen Diskussionszirkels zusammen mit Heinrich von Frauendorfer, zusammen mit Letzterem seit 1916 Herausgeber der Wochenschrift *Europäische Staats- und Wirtschaftszeitung*, Nov. 1918 bis Feb. 1919 Finanzminister in der Regierung Eisner, Kandidatur für die USPD bei den Wahlen zum Bayr. Landtag und zur deutschen Nationalversammlung im Jan. 1919, nach dem Ende der Regierung Eisner Rückzug aus der Politik, gest. 29.4.1921 in Ebenhausen bei München.

⁹⁵⁹ KRITZER, Bayerische Sozialdemokratie, S. 11.

⁹⁶⁰ Ob Jaffé Mitglied der USPD war oder ihr nur nahe stand, lässt sich nicht mehr klären. Der meist exzellent informierte Philipp Loewenfeld gibt an, dass Jaffé Mitglied der USPD war (vgl. LANDAU/RIESS (Hrsg.) Loewenfeld: Erinnerungen, S. 176 u. 189). Glaubwürdig ist die Aussage Loewenfelds, dass Jaffé ihn um diese Zeit aufgesucht habe, um ihn im Auftrag Eisners zur Beteiligung an der geplanten Revolution aufzufordern. Harold Hurwitz, der noch mehrere Zeitgenossen befragte, rechnet Jaffé ebenfalls der USPD zu (vgl. *The bavarian revolution*, S. 169). In der übrigen Literatur herrscht bezüglich der Parteimitgliedschaft Jaffés eine andere Auffassung vor. Laut Köglmeier (vgl. *Rätegremien in Bayern*, S. 55) war Jaffé parteilos, bei Franz Bauer (vgl. *Regierung Eisner*, Einleitung, S. XLIII-XLV) wird die Frage nicht explizit geklärt. Grau geht ebenfalls davon aus, dass keine Parteimitgliedschaft vorlag (zu den diesbezüglichen Quellenhinweisen vgl. Kurt Eisner, S. 579, Anm. 28). Die zeitgenössischen Aussagen sind eher verwirrend. Karl Prokesch (MSPD) erklärte am 25.2.1919 vor dem Berliner Zentralrat: „Der Finanzminister Jaffé, der sich bisher als unabhängiger Parteimann [d. h. als Mitglied der USPD; B. A.] aufgespielt hat, hat jetzt erklärt, daß er eigentlich politisch neutral wäre.“ (Eberhard KOLB/Reinhard RÜRUP (Bearb.), *Der Zentralrat der deutschen sozialistischen Republik. 19.12.1918-8.4.1919*. Vom ersten zum zweiten Rätekongress, Leiden 1968, S. 702). Tatsache ist, dass Jaffé bei den Wahlen vom 12. und 19.1.1919 für die bayerische USPD kandidierte, was eine formelle Parteimitgliedschaft – siehe das Beispiel Gustav Landauers – nicht zwingend voraussetzte, aber eine Zuordnung Jaffés zur USPD sinnvoll erscheinen lässt.

⁹⁶¹ Die angenommene Resolution lautete: „Wir grüßen über die Grenze die neue österreichische Republik und fordern, daß eine vom Volk einzusetzende bayerische Regierung gemeinsam mit Deutsch-Österreich den Frieden im Namen Deutschlands verkündet, sobald dies von Berlin nicht zu erreichen ist!“ (MNN Nr. 557 vom 4.11.1918).

⁹⁶² Zu diesem Teil der Ereignisse vom 3.11.1918 siehe BSZ Nr. 257 vom 5.11.1918; Denkschrift Brettreich, S. 23-26 (HstAM, MInn 66269) und FECHENBACH, *Der Revolutionär Kurt Eisner*, S. 36f. (Brettreich spricht von 800-1000 Teilnehmern an diesem Zug, Fechenbach von 200).

den suchte, gab das Innenministerium Anweisung zu konsequentem Widerstand gegen die Forderungen der Protestierenden.

Nachdem Brettreich einer Verhandlungsdelegation seine ablehnende Haltung mitgeteilt hatte, setzte sich der Demonstrationszug wieder Richtung Innenstadt in Bewegung. Fechenbach rief auf der Abschlusskundgebung aus: „Volk von München! Entscheidungsvolle Tage liegen vor uns. Es gilt jetzt bereit zu sein! [...] Es lebe der Friede, es lebe die Freiheit, es lebe die soziale Republik!“⁹⁶³ Nachdem sich die Versammlung bereits aufgelöst hatte, ergab sich eine unerwartete Wendung, als die Entscheidung des Oberreichsanwalts mitgeteilt wurde; dieser zufolge sollten die besagten Gefangenen umgehend freigelassen werden (Schröder und Kaempfer wurden allerdings sofort zum Militär eingezogen), worauf, so Brettreich später, „die radikalen Elemente [...] die Entlassung als einen von ihnen erzwungenen Erfolg [buchten] [...], der sie zu weiteren Schritten ermutigte.“⁹⁶⁴ (Auch Müller-Meinigen bezeichnete diesen Rückzieher in seinen Erinnerungen als den „beginnenden Zusammenbruch der alten Gewalten“⁹⁶⁵.) Am Abend kam es in der Stadt noch zu mehreren Aufläufen, bei denen die Abdankung des Kaisers und der sofortige Friedensschluss gefordert wurden.⁹⁶⁶

Am nächsten Tag, dem 4. November, versammelten sich im Mathäserbräu sämtliche Vertrauensleute von MSPD, USPD sowie der Freien Gewerkschaften Münchens und nahmen einstimmig eine EntschlieÙung an, die an die Leitungen der beiden sozialdemokratischen Parteien appellierte, „den Bruderkrieg einzustellen und die ganze Kraft des Proletariats zum Kampfe gegen den gemeinsamen Feind, Kapitalismus und Reaktion zu vereinigen.“⁹⁶⁷ Auer, durch diese einmütige Willenskundgebung der Parteibasis im Sinne einer Verständigung mit der USPD in die Defensive gedrängt,⁹⁶⁸ wies in seinem Redebeitrag auf die Bemühungen des Landesvorstandes zur Verhinderung der Parteispaltung hin. Er plädierte dafür, den „Bruderkrieg“ zu beenden oder zumindest zu versachlichen, und behauptete ernsthaft, von einem „Abwürgen“ des Januarstreiks könne keine Rede sein; darüber

⁹⁶³ FECHENBACH, Der Revolutionär Kurt Eisner, Zitat: S. 36.

⁹⁶⁴ Denkschrift Brettreich, S. 26 (HstAM, Minn 66269). Brettreich betrachtete retrospektiv diesen Vorgang als entscheidende Wegmarke auf dem Weg zur Revolution, die zu diesem Zeitpunkt u. U. noch abzuwenden gewesen wäre. Seiner Ansicht nach „wäre [es] richtig gewesen, die Demonstranten rechtzeitig mit Gewalt auseinanderzutreiben, auch wenn es zu einem Blutvergiessen gekommen wäre.“ (Ebd.).

⁹⁶⁵ MÜLLER-MEINIGEN, Aus Bayerns schwersten Tagen, S. 29.

⁹⁶⁶ Zu den Vorgängen in München vom 3.-6.11.1918 siehe auch Ludwig MORENZ, Revolution und Räteherrschaft in München 1918/1919. Aus der Stadtchronik 1918/1919, München - Wien 1968, S. 18-20.

⁹⁶⁷ Ebd., Zitat: S. 18.

⁹⁶⁸ Bereits am 30.9.1918 wurde in der Münchner MSPD ein Antrag gestellt, mit der USPD zwecks Herbeiführung einer Verständigung in Verbindung zu treten, der jedoch mit großer Mehrheit abgelehnt wurde (vgl. Bericht des MKr vom Sept. 1918; KrA, StellvGenKdo III. AK 199/I). Siehe dazu auch die Ausführungen des Münchner Delegierten Dürr auf dem Landesparteitag (vgl. Protokoll SPD-Landesparteitag München 1918, S. 159). Es dürfte sich bei den hier beschriebenen Appellen wohl um eine Neuauflage dieser Initiative gehandelt haben.

hinaus sprach er sich gegen den „Aktionismus“ der USPD aus, der die „Reaktion“ nur zu Gegenmaßnahmen verleite. Demgegenüber forderte Eisner in seiner Rede zum Sturz der Regierung auf, sollte die „nationale Verteidigung“ ausgerufen werden, und wies auf die Möglichkeit eines bayerischen Separatfriedens als ultima ratio hin.⁹⁶⁹ Hauptergebnis der Versammlung war die Bildung einer 14-köpfigen, paritätisch besetzten Kommission zur Einigung der beiden zerstrittenen Parteien; der Beschluss hierfür wurde ebenfalls einstimmig gefasst. Die angestrebte Kooperation sollte sich jedoch lediglich auf die innenpolitischen Hauptfragen konzentrieren und die konkurrierenden Kandidaturen Auers und Eisners unberührt lassen; die Zustimmung zur Einigungskommission betrachteten wohl beide Seiten nur als eine taktische Maßnahme.

Welch entgegengesetzte Motivationen und Zielsetzungen die beiden führenden Exponenten der Münchner Sozialdemokratie ihrem politischen Handeln zu Grunde legten, zeigten die Vorgänge am nächsten Tag. Auer nahm an einer streng geheimen Besprechung im Innenministerium teil, in der er erklärte, dass der eben gefasste Einigungsbeschluss in erster Linie dem Ziel diene, „das weitere Vorgehen der Unabhängigen unter Kontrolle zu bekommen.“⁹⁷⁰ In einer weiteren Konferenz am selben Tag bekundete Auer seine strikte Ablehnung eines revolutionären Umsturzes und seine Absicht, in den nächsten Tagen durch eine Friedensdemonstration die unruhige Stimmung in der Bevölkerung „aufzufangen und abzulenken.“⁹⁷¹ Von diesem defensiven Konzept ausgehend, das weiterhin an der „Ventiltheorie“ festhielt, vertrat Auer in seinen öffentlichen Äußerungen zwar das diffuse Ziel der Herbeiführung eines „Volksstaates“, ohne sich jedoch über konkrete Maßnahmen auszulassen, mit denen dies zu erreichen wäre.⁹⁷²

Demgegenüber hatte die Münchner USPD, deren nach dem Januarstreik verhaftete Führungsmannschaft nun wieder nahezu komplett einsatzfähig war,⁹⁷³ für den 5. November eine weitere Versammlung zur Friedensfrage – diesmal in den Hackerkeller – einberufen.⁹⁷⁴ Wegen des großen Andranges wurde die Veranstaltung auf die Theresienwiese verlegt (die dafür eigentlich notwendige Genehmigung der Behörden wurde gar nicht mehr einzuholen versucht). Eisner wiederholte erneut seine Forderungen nach Frieden und Sturz der Monarchie, warnte aber vor übereiltem Vorgehen.

⁹⁶⁹ Vgl. MP Nr. 258 vom 5.11.1918, BSZ Nr. 258 vom 6.11.1918 und FT Nr. 261 vom 6.11.1918.

⁹⁷⁰ Protokoll vom 17.11.1918 über Besprechung im MInn vom 5.11.1918. (KrA, MKr 2347).

⁹⁷¹ GESSLER, Reichswehrpolitik, Zitat: S. 108.

⁹⁷² Vgl. MITCHELL, Revolution in Bayern, S. 69.

⁹⁷³ Unklar bleibt der Zeitpunkt der Entlassung des im August 1918 verhafteten Fritz Sauber, der allerdings auch nicht direkt zum Kreis um Eisner gehörte; im Oktober lief gegen Sauber noch ein Ermittlungsverfahren wegen Landesverrats (vgl. StellvGenKdo I. AK an MKr vom 2.10.1918; KrA, MKr 11529). Toller war im September 1918 vom Militärdienst entlassen worden, befand sich aber in den entscheidenden Tagen im November nicht in München.

⁹⁷⁴ Zur Bekanntmachung dieser Veranstaltung wurden Flugblätter verteilt, die der Ortsvorsitzende Luttner unterzeichnet hatte. (Vgl. Abschrift des Flugblattes; KrA, MKr 11529).

Die Staatsumwälzung bezeichnete er als unmittelbar bevorstehend – laut Fechenbach soll er seinen Kopf auf einen Umsturz in München innerhalb von 48 Stunden verpfändet haben –, sie bedürfe aber der Unterstützung breiterer Bevölkerungsschichten und solle am helllichten Tage stattfinden.⁹⁷⁵ Als Termin für die Aktion kündigte Eisner den übernächsten Tag, d. h. den 7. November an. (Ob erst jetzt, am 5. November, die Entscheidung für diesen Termin – der dann auch „eingehalten“ wurde – fiel, oder ob dieser bereits vorher feststand, ist nicht letztgültig zu klären.⁹⁷⁶)

An seiner Entschlossenheit zu einer revolutionären Massenaktion hatte sich bei Eisner seit dem Januarstreik nichts geändert, er beherzigte nun jedoch die Lehre, dass dafür eine breitere Basis notwendig war.⁹⁷⁷ Auf der Versammlung vom 5. November trat neben Unterleitner erstmals seit dem Januarstreik auch wieder Fritz Schröder öffentlich in Erscheinung, der um diese Zeit den Vorsitz der Münchner USPD übernahm. In seiner Rede griff Schröder die MSPD an und lehnte eine Verständigung mit ihr schroff ab. Mit der Ankündigung, einen Arbeiter- und Soldatenrat zu bilden, ging die USPD nun endgültig auf Revolutionskurs. Die angespannte Lage in der Landeshauptstadt verschärfte sich noch durch das Bekanntwerden der Kieler Matrosenrevolte, die sich rasch auf weitere Küstenstädte ausdehnen sollte, wodurch sich auch die neue Einrichtung der Arbeiter- und Soldatenräte flächendeckend ausbreitete.⁹⁷⁸ Die kurz zuvor erfolgte Bildung eines Arbeiterrates in Stuttgart wurde auf der Münchner Versammlung vom 5. November bereits bekannt gemacht und begrüßt.

⁹⁷⁵ Zur Versammlung am 5.11.1918 siehe MP Nr. 259 vom 6.11.1918, MNN Nr. 561 vom 6.11.1918, Bericht vom 6.11.1918 an Pol-dirM (KrA, StellvGenKdo I. AK 1371) - dieser nennt eine Teilnehmerzahl von 2000-3000 - und FECHENBACH, Kurt Eisner, S. 37f., der 20000 Teilnehmer angibt.

⁹⁷⁶ Köglmeier geht davon aus, dass die Terminierung schon bei Eisners Besuch bei den Gebrüdern Gandorfer am 3. November vorgenommen worden war, darin der Darstellung von Fechenbach folgend (vgl. Der Revolutionär Kurt Eisner, S. 35f.). Den Angaben Philipp Loewenfelds zufolge hat Jaffé bei seinem Gespräch mit ihm, das Ende Oktober geführt worden war, bereits den 7. November als geplanten Revolutionstermin erwähnt; dieser Termin taucht auch in anderem Zusammenhang noch einmal auf (vgl. LANDAU/RIESS (Hrsg.), Loewenfeld: Erinnerungen, S. 176 u. 180).

⁹⁷⁷ Zu diesem Zweck beauftragte Eisner auch Unterleitner damit, Kontakte zu Betriebsräten aus Münchner Fabriken herzustellen. (Vgl. HURWITZ, The bavarian revolution, S. 171).

⁹⁷⁸ Am 27.10.1918 hatte sich ein Teil der Mannschaften der Hochseeflotte in Wilhelmshaven gegen den Befehl zum Auslaufen aufgelehnt, woraufhin ca. 1000 Matrosen verhaftet wurden; Teile der Flotte wurden daraufhin nach Kiel verlegt. Am 3.11. kam es in Kiel zu einer von der örtlichen USPD organisierten Demonstration; an ihr beteiligten sich Zivilisten ebenso wie Schiffsmannschaften, die die Bestrafung ihrer Kameraden verhindern wollten. Dabei kam es zu einem Schusswechsel mit Sicherheitskräften, der 7 Tote und 29 Verletzte zur Folge hatte. Dies führte zur Ausweitung des Aufstandes; am 4.11. wurden Soldatenräte gewählt, am 5.11. herrschte in Kiel ein Generalstreik. Die Aufständischen, die Kiel kontrollierten, formulierten nur begrenzte politische Ziele. Der aus Berlin angereiste Noske erkannte die Aussichtslosigkeit von militärischen Gegenmaßnahmen und übernahm rasch die Kontrolle über die Stadt und die Bewegung, der er wenig euphorisch gegenüberstand. Am 5.11. hatten erneute Schießereien noch einmal 10 Tote gefordert, danach beruhigte sich die Lage. Noske gelang es, die Rätebewegung zurückzudrängen, und arbeitete dabei eng mit den „alten Gewalten“ zusammen; die örtliche USPD konnte dem wenig entgegensetzen. Die von Kiel ausschwärmenden Matrosen trugen die Revolution allerdings rasch ins Land; am 6.11. erreichte sie Hamburg, Bremen und Wilhelmshaven, einen Tag später Hannover und Köln. (Vgl. Hannes LEIDINGER, „Das war der Funke, der ins Pulverfaß fliegen mußte.“ Der Kieler Aufstand und die deutsche Revolution, in: Ders./MORITZ, Die Nacht des Kirpitschnikow, S. 206-241).

Als nächsten Schritt rief die USPD für den 7. November zu einer weiteren Friedensdemonstration auf der Theresienwiese auf, an der sich auf Vermittlung der Gewerkschaften auch die MSPD beteiligen wollte. Die Regierung fuhr nun zweigleisig: Ein Aufruf Brettreichs vom 6. November garantierte der Bevölkerung, „daß sie gegen jede Willkür und Gewalttätigkeit den ausreichenden Schutz finden wird, den das ganze Volk von seiner Regierung erwartet“⁹⁷⁹. Daneben wies das Innenministerium am gleichen Tag die untergeordneten Behörden an, sämtliche möglichen Maßnahmen zu ergreifen, um die Aktion zu verhindern, die von der USPD im Anschluss an die Großdemonstration am nächsten Tag geplant war.⁹⁸⁰ Auf einen Überraschungseffekt konnten Eisner und seine Anhänger definitiv nicht setzen; die Regierung wusste, was sich anbahnte. Gleichzeitig trat Hellingrath mit einer Erklärung an die Öffentlichkeit, die über die Folgen des von Österreich-Ungarn am 3. November geschlossenen Waffenstillstandes informierte; trotz aller Abwiegelungsversuche wurde darin eingestanden, dass sich dadurch für die bayerische Südgrenze eine neue Gefahrensituation ergab.

Auf einer ebenfalls am 6. November abgehaltenen Besprechung, an der mehrere Parteiführer sowie die bisherigen und die designierten Minister teilnahmen, warnte Müller-Meinungen davor, die von der USPD ausgehende Gefahr zu unterschätzen. Kriegsminister Hellingrath beschwichtigte hingegen: „Es gibt unruhige und unzuverlässige Elemente auch in der bayerischen Armee. Aber, meine Herren, Sie können ganz beruhigt sein. Die Armee als Ganzes ist noch fest in unserer Hand (!). *Es wird nichts passieren.*“⁹⁸¹ Zusätzlich versicherte Auer im Hinblick auf den folgenden Tag: „Reden sie doch nicht immer von Eisner; *Eisner ist erledigt*. Sie dürfen sich darauf verlassen. Wir haben unsere Leute in der Hand. Ich gehe selbst mit dem Zuge. Es geschieht gar nichts.“⁹⁸² Für den bevorstehenden Kampf mit der USPD um die Führung der „Massen“ sah sich die MSPD-Führung gut präpariert. Wegen der Beteiligung der MSPD und den Zusicherungen Auers hielten die Behörden ein Verbot der Veranstaltung denn auch für inopportun; eine unmittelbare Gefahr schien ihnen nicht gegeben, da die militärische Seite umfangreiche Vorbereitungen getroffen hatte und davon ausging, „dass an ein Versagen der Truppen im Ernstfalle bei der Unterdrückung der Unruhen nicht zu denken sei.“⁹⁸³ Der Vorschlag Brettreichs, Eisner festnehmen zu lassen, wurde einmütig verworfen. Die noch am gleichen Tag hereinkommenden Warnungen der Münchner Polizei, dass die USPD eine große Aktion plane, führten zu keinen zusätzlichen Gegenmaßnahmen mehr. Brettreich verfasste

⁹⁷⁹ MORENZ, *Revolution und Räteherrschaft*, Zitat: S. 19.

⁹⁸⁰ Zweifelsohne waren bereits zuvor umfangreiche Abwehrmaßnahmen der Sicherheitsbehörden getroffen worden. (Siehe dazu auch LANDAU/RIESS (Hrsg.), *Loewenfeld: Erinnerungen*, S. 176-178).

⁹⁸¹ MÜLLER-MEININGEN, *Aus Bayerns schwersten Tagen*, Zitat: S. 30.

⁹⁸² Ebd., Zitat: S. 31.

⁹⁸³ *Denkschrift Brettreich*, S. 29f. (HstAM, MInn 66269).

noch einen mahnenden Appell, der am kommenden Tag, dem 7. November, in der *Münchener Post* veröffentlicht wurde: „Die Waffenstillstandsverhandlungen sind im Gang, sie werden baldigst zum Abschluß kommen. Die Bevölkerung hat während des Krieges Not, Entbehrung, Sorge und Leid starken Herzens in ruhiger Besonnenheit ertragen. Jetzt gilt es erst recht, Ruhe und Ordnung zu wahren. Innere Unruhen anstiften, hieße den Krieg noch mal beginnen.“⁹⁸⁴

Der Tag vor der großen – und, wie sich zeigen sollte, entscheidenden – Demonstration wurde nicht nur in den Ministerien in hektischer Aktivität verbracht. MSPD und USPD verbreiteten Aufrufe zur ersten gemeinsamen Veranstaltung in München seit dem Januarstreik. Der engste Führungszirkel um Eisner traf sich in dessen Wohnung⁹⁸⁵ zu einem letzten „Kriegsrat“ im Hinblick auf die bevorstehende Aktion (schon in den Tagen zuvor hatten ausgiebige Besprechungen stattgefunden⁹⁸⁶). Zur gleichen Zeit forderte Auer in einer Versammlung im Franziskanerkeller die Abdankung des Kaisers, Einführung von Arbeitslosenversicherung und Achtstundentag sowie „die Ausschaltung aller reaktionären Elemente aus der politischen Verwaltung.“⁹⁸⁷ Genauere Vorschläge zur Umsetzung dieser Forderungen fehlten wiederum völlig; Peter Kritzer merkte dazu an: „Die Programmpunkte [...] hätten ebensogut von einem aufgeschlossenen Liberalen, und in ihrem sozialen Teil von einem christlichen Gewerkschafter stammen können.“⁹⁸⁸

Einen schwer einzuschätzenden, aber umso wichtigeren Faktor stellte das Verhalten der in München stationierten Soldaten gegenüber einer revolutionären Aktion dar. „Bei allem, was Eisner und seine Parteifreunde vor der Demonstration unternahmen, wird deutlich, daß sie nicht über intensive Kontakte zur Münchner Garnison verfügten. Sofern es Staatsstreichpläne gab, stützten sie sich nicht auf das Militär, sondern auf eine kleine Gruppe – unbewaffneter – Zivilisten. Da es aber noch keinerlei Anzeichen gab, daß Militär und Polizei versagen würden, mußten alle Vorbereitungen für einen Putsch in München die Merkmale eines schwer kalkulierbaren Risikos tragen.“⁹⁸⁹ Allerdings

⁹⁸⁴ MP Nr. 260 vom 7.11.1918.

⁹⁸⁵ Der Teilnehmer Fechenbach nennt nur „eine kleine Gruppe von nicht zehn Freunden“, ohne Namen aufzuführen (Der Revolutionär Kurt Eisner, S. 39). Eisner sprach einige Wochen später von den „paar Leuten, die ins Vertrauen gezogen waren, den paar Bauern, den paar Soldaten und den paar Arbeitern.“ (KÖGLMEIER, Rätegremien in Bayern, Zitat: S. 32). Betrachtet man die Herausbildung der Führungsgruppe der Münchner USPD seit 1917, so kann als sehr wahrscheinlich gelten, dass neben Eisner und Fechenbach noch Unterleitner, Schröder und Kröpelin anwesend waren. In Frage kommen außerdem noch Albert Winter Vater und Sohn, Hedwig und Richard Kaempfer, Ferdinand Luttner, Alfred und Viktoria Gärtner, Emilie Landauer, Franz X. Müller und Lorenz Winkler. Da auf der Versammlung auf der Theresienwiese am 7. November auch Ludwig Gandorfer und Josef Simon sprachen, ist es denkbar, dass sie an den Beratungen im Vorfeld beteiligt waren.

⁹⁸⁶ Wilhelm Herzog berichtet in seinen Erinnerungen von Besprechungen Eisners am 4./5.11.1918 mit Vertrauensleuten der Münchner Arbeiterschaft, „denen er am Schluß der Debatte ganz präzise Anweisungen gab. Alles vollzog sich ohne Aufregung ganz sachlich.“ (Wilhelm HERZOG, Menschen, denen ich begegnete, Bern – München 1959, S. 61). Laut Köglmeier (vgl. Rätegremien in Bayern, S. 34, Fn. 126) sind die Angaben Herzogs allerdings wenig zuverlässig.

⁹⁸⁷ MP Nr. 261 vom 8.11.1918.

⁹⁸⁸ KRITZER, Bayerische Sozialdemokratie, S. 22.

⁹⁸⁹ KLUGE, Soldatenräte und Revolution, S. 53.

hatten sich an den seit dem Sommer zunehmenden Unruhen und Demonstrationen Soldaten des Heimatheeres an führender Stelle beteiligt, so dass das Kriegsministerium sich Mitte Oktober genötigt sah, Gegenmaßnahmen anzuordnen.⁹⁹⁰ Deren Ziel bestand insbesondere darin, eine Einflussnahme der USPD auf die Soldaten zu verhindern (die Demonstration vom 3. November war nur unter der Bedingung genehmigt worden, dass die Redner der Unabhängigen nicht Soldaten zur Befehlsverweigerung aufrufen würden).

Direkte Verbindungen zwischen USPD und Münchner Garnison sind kaum nachzuweisen, abgesehen davon, dass Schröder und Richard Kaempfer seit ihrer Haftentlassung am 3. November im Militärdienst standen; dies galt auch für Sauber (dessen Freilassung sich nicht datieren lässt), der am 7. November zum Vorsitzenden des Münchner Soldatenrates gewählt werden sollte.⁹⁹¹ Vorbereitungen hierfür waren offenbar getroffen worden; am 5. November hatte ein Sprecher des Münchner Stellvertretenden Generalkommandos erklärt, er habe „von ganz einwandfreier Seite [...] erfahren, daß die U.S.P. schon versuche, Mitglieder für den Arbeiter- und Soldatenrat zu werben.“⁹⁹² Noch wenige Stunden bevor die Demonstration auf der Theresienwiese begann, warnte die Polizei, „daß die Soldaten unter keinen Umständen bei etwaigen Unruhen auf die Bevölkerung schießen und den Befehlen der Vorgesetzten Folge leisten würden. Sie würden einfach davonlaufen.“⁹⁹³ Die Militärbehörden wussten folglich um die prekäre Lage und versuchten, mit den verbliebenen Mitteln gegenzusteuern.⁹⁹⁴ Ob sie dazu noch über die nötige Entschlossenheit, Macht und Autorität verfügten, war nun die alles entscheidende Frage.

In auffallendem Kontrast zur aktiven Rolle, die die USPD in der Landeshauptstadt bis Anfang November hatte erringen können, stehen die bescheidenen Aktivitäten der übrigen bayerischen Ortsgruppen. Symptomatisch für die mangelnde Koordination der Tätigkeit der einzelnen Parteiorganisationen ist der Umstand, dass eine Verbindung zwischen Nürnberg und Berlin auf informellem Wege hergestellt wurde: Im Juli 1918 kam der 28-jährige Arzt Felix Boenheim⁹⁹⁵, ein Neffe des

⁹⁹⁰ Vgl. MKr an StellvGenKdos vom 17.10.1918. (KrA, StellvGenKdo I. AK 593).

⁹⁹¹ Aus der Zusammensetzung der in München im Anschluss an den Umsturz gewählten Soldatenräte lassen sich noch einige Rückschlüsse auf die Kontakte zwischen USPD und Garnison ziehen. Neben Fechenbach, Kaempfer, Schröder und Sauber wurden noch gewählt die Unabhängigen Christian Ferkel, Johannes Jung, Otto Killer, Engelbert Kohlschmid, Max Mehrer, Franz Xaver Müller (der allerdings von den Fronttruppen delegiert wurde), Wilhelm Reichart und Albert Winter junior. (Vgl. KÖGLMEIER, Rätegremien in Bayern, S. 442-455).

⁹⁹² Denkschrift Brettreich, Zitat: S. 10. (HstAM, MInn 66269).

⁹⁹³ AY, Entstehung einer Revolution, Zitat: S. 109.

⁹⁹⁴ Insofern ist Kritzer zu widersprechen, der konstatierte: „Alle Beteiligten übersahen, daß die Zermürbung und die Friedenssehnsucht weitester Kreise eine der Revolution günstige Ausgangslage geschaffen hatten.“ (Die SPD in der bayerischen Revolution, in: BOSL (Hrsg.), Bayern im Umbruch, S. 427-452, hier: S. 434).

⁹⁹⁵ Boenheim, Felix, geb. 17.1.1890 in Berlin, 1900-1909 Realgymnasium in Berlin-Wilmersdorf, 1909-1914 Medizinstudium in München, Berlin und Freiburg, 1914 Promotion, ab Sept. 1914 als Arzt im Militärdienst, 1915 Kriegsgerichtsverfahren, Einberufung zum aktiven Militärdienst, 1916 Entlassung aus dem Militärdienst, Tätigkeit als Assistenzarzt in Berlin und Rostock, ab August 1918

Parteivorsitzenden Haase, in die fränkische Metropole, wo er bald in der Redaktion des *Sozialdemokrat* mitarbeitete.⁹⁹⁶ Ein Anfang Oktober unternommener Versuch Boenheims, Haase für einen Auftritt vor der Nürnberger Ortsgruppe zu verpflichten, scheiterte ebenso an den Termenschwierigkeiten des Parteivorsitzenden wie die mit ihm für den 10. November anberaumte Großveranstaltung zum Thema „Weltfriede und die Arbeiter“, die von den revolutionären Ereignissen eingeholt wurde. Auch auf dieser Schiene blieben die Verbindungen zwischen Bayern und Berlin sehr lose, weitere Kontakte lassen sich aus den vorliegenden Quellen nicht erschließen. Sicher ist, dass Boenheim von Haase nicht mit einem Umsturzkonzept instruiert worden war, wie es etwa Eisner hatte.⁹⁹⁷

Die Großdemonstration in Nürnberg am 3. November, die den sofortigen Friedensschluss forderte, stand eindeutig unter der Führung der MSPD.⁹⁹⁸ Mitglieder der USPD verteilten dort Flugblätter mit der Parole: „Auf die Phrasen der regierungssozialistischen Führer darf die Arbeiterschaft sich nicht verlassen, da ist sie *erst recht verraten und verkauft*.“⁹⁹⁹ Die örtliche USPD-Parteioorganisation – rein zahlenmäßig der Münchner überlegen – entfaltete keine entschlossen auf den Umsturz abzielende Tätigkeit, sie blieb „trotz ihrer Mitgliederstärke, trotz ihrer organisatorischen Initiative und trotz eigener Parteipresse politisch bedeutungslos.“¹⁰⁰⁰ Über Interna der Ortsgruppe aus dieser Zeit ist wenig bekannt. Am 2. November fand eine Mitgliederversammlung statt, drei Tage später eine Sitzung der Obleute, Vertrauensmänner und Parteifunktionäre.¹⁰⁰¹ Letztere soll einen turbulenten Verlauf genommen haben und den 11. November als Beginn der „Gaudi“ – damit war die Bildung

in Nürnberg, Beitritt zur USPD, Redakteur des *Sozialdemokrat* (Nürnberg), 1918/1919 Mitglied des Arbeiter- und Soldatenrates in Nürnberg, Feb. 1919 Beteiligung an Unruhen in Nürnberg, daraufhin Feb./März 1919 in Haft, Anklage wegen Landfriedensbruchs, März 1919 Austritt aus der USPD, danach Sprecher der Nürnberger KPD (ohne Mitglied der KPD zu sein), April 1919 während der 2. Räterepublik in München Kulturbeauftragter, nach Niederschlagung der Räterepublik verhaftet, Flucht aus der Haft und Existenz im Untergrund, ab Aug. 1919 Assistenzarzt in Stuttgart, Aug. 1921 Rückkehr nach Berlin, dort Facharzt für innere Krankheiten, Mitglied der „Deutschen Friedensgesellschaft“ und der „Deutschen Liga für Menschenrechte“, 1923 Mitbegründer der „Gesellschaft der Freunde des neuen Rußland“, 1927 Reise nach Rußland, 1932 Gründungspräsident der „Internationalen Gesellschaft der Ärzte gegen den Krieg“ mit Sitz in Berlin, Feb.-Juli 1933 Haft, Aug. 1933 Emigration über die Schweiz nach Frankreich, später nach Großbritannien, Tätigkeit als Arzt in London, ab 1934 in Paris, dort Mitarbeiter beim „Vorläufigen Ausschuss zur Vorbereitung einer deutschen Volksfront“, Mitarbeit im „Ausschuss der deutschen Opposition“, ab Dez. 1935 in New York, dort Vorstandsmitglied der Sektion des „Deutschamerikanischen Kulturverbandes“, 1940 Mitbegründer der „Unabhängigen Gruppe deutscher Emigranten“, ab 1941 US-Staatsbürger, ab 1944 Mitglied im „Council for a Democratic Germany“, 1949 Rückkehr nach Deutschland, Beitritt zur SED, Leiter der Uni-Poliklinik in Leipzig, dort auch Professor für Medizin, 1950 kurzzeitig MdL in Sachsen, 1951 Mitbegründer der „Friedensgemeinschaft deutscher Ärzte“, 1955 Emeritierung, danach bis 1959 Leiter des „Karl-Sudhoff-Instituts für Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften“, 1956 Mitbegründer und Präsident der „Medizinisch-wissenschaftlichen Gesellschaft zum Studium der aktuellen Lebensbedingungen“, gest. 31.1.1960 in Leipzig.

⁹⁹⁶ Vgl. RUPRECHT, Felix Boenheim, S. 57-63.

⁹⁹⁷ Der Grund hierfür war simpel: Haase „besaß in dieser Situation offensichtlich kein Konzept für die nun mit spontaner Wucht über ganz Deutschland hereinbrechende Revolution.“ (ENGELMANN/NAUMANN, Hugo Haase – Lebensweg, S. 55).

⁹⁹⁸ Vgl. GÄRTNER, Mit uns zieht die neue Zeit, S. 235ff.

⁹⁹⁹ NüVZ Nr. 255 vom 4.11.1918.

¹⁰⁰⁰ K.-D. SCHWARZ, Weltkrieg und Revolution, S. 252.

¹⁰⁰¹ Vgl. *Sozialdemokrat* Nr. 18 vom 2.11.1918.

von Arbeiter- und Soldatenräten gemeint – bekannt gegeben haben.¹⁰⁰² Ähnlich wie in Berlin wurde die Führung der USPD in Nürnberg dann zunächst vom Vorpreschen der Matrosen überrascht; Eisners Aktion in München gab dann den Takt vor.

Die übrigen bayerischen USPD-Ortsgruppen lassen sich schnell abhandeln. Bei einer Mitgliederversammlung der Aschaffener USPD am 2. November trug Baier vor ungefähr 100 Personen die üblichen Forderungen vor, rief jedoch *nicht* zu Streik oder Umsturz auf.¹⁰⁰³ In Schweinfurt fand drei Tage später eine öffentliche Versammlung der USPD statt, die offenbar nicht genehmigt worden war; vor ungefähr 200 Zuhörern kündigte Soldmann an, dass innerhalb der nächsten acht Tage wichtige Entscheidungen fallen würden.¹⁰⁰⁴ Damit sollte er dann nicht ganz falsch liegen, wobei völlig unklar ist, welche Kontakte die Schweinfurter USPD-Ortsgruppe nach Berlin und München hatte.

Ein Anfang November 1918 von der Fürther USPD verbreitetes Flugblatt – eines der wenigen direkten Zeugnisse der Partei aus dem Vorfeld der Revolution – verdeutlichte, dass die Unabhängigen nicht nur in München den zaghaften Verfassungsreformbemühungen - ebenso wie den daran beteiligten Mehrheitsführern - keinerlei Vertrauen entgegen brachten. In dem Flugblatt hieß es: „Tretet aber auch mannhaft dafür ein, daß der endliche *Friedensschluß* durch die Böswilligkeit unserer Militär- und Junkerkaste nicht wieder *binausgeschoben* wird, daß nicht noch *weitere Opfer* gebracht werden müssen [...] und das könnt Ihr nur erreichen, indem Ihr einer wirklichen Volksregierung die Wege ebnet, nicht solch einem traurigen Gebilde, das nur ein Verlegenheitsprodukt der herrschenden Klasse ist und zur *Einschlüferung* des Volkes benützt wird.“¹⁰⁰⁵ Für den 4. November kündigte das Flugblatt eine öffentliche Versammlung an, in der dann Beißwanger, der kurz zuvor freigelassen worden war,¹⁰⁰⁶ zum Thema „Was kann uns die Volksregierung bringen?“¹⁰⁰⁷ sprach und dabei die „durchgreifende umwälzende Veränderung in der Gestaltung des Staatswesens und des politischen sowie wirtschaftlichen Lebens“¹⁰⁰⁸ forderte. In der von den 500-600 Teilnehmern einstimmig verabschiedeten Resolution wurden der sofortige Friedensschluss, die Abschaffung der Monarchie und auch

¹⁰⁰² Vgl. StdMag Nü an StellvGenKdo III. AK vom 7.11.1918. (KrA, StellvGenKdo III. AK 163/I).

¹⁰⁰³ Vgl. StdMag Aschaffenburg an MInn vom 5.11.1918 (HstAM, MInn 66280) und StdMag Aschaffenburg an StellvGenKdo II. AK vom 5.11.1918 (KrA, StellvGenKdo II. AK 263).

¹⁰⁰⁴ Vgl. StdMag Schweinfurt an StellvGenKdo II. AK vom 7.11.1918. (Ebd.).

¹⁰⁰⁵ Flugblatt abgedruckt in: W. BAUER (Hrsg.), *Revolution in Fürth*, S. 22.

¹⁰⁰⁶ Dem seit Oktober 1917 inhaftierten Beißwanger war am 14.10.1918 per Gnadenerlass der Rest seiner Strafe erlassen worden. (Vgl. StdMag Nü an Reg von Mfr vom 25.10.1918; StANü, Reg. K. d. I. Abg. 1968 II 674).

¹⁰⁰⁷ Flugblatt abgedruckt in: W. BAUER (Hrsg.), *Revolution in Fürth*, S. 22.

¹⁰⁰⁸ StdMag Fürth an StellvGenKdo III. AK vom 5.11.1918. (KrA, StellvGenKdo III. AK 202).

die sozialistische Republik als Ziele formuliert. Dies war die einzige bekannte Aktion der bayerischen USPD außerhalb Münchens, die unter die Rubrik „Revolutionsvorbereitung“ fällt.

Die Unschlüssigkeit bzw. Uneinigkeit der Behörden gegenüber der von der USPD angeführten politischen Bewegung zeigte auch der Konflikt um die in Hof für den 14. Oktober geplante öffentliche Versammlung, auf der Josef Simon zum Thema „Reichstag und Friede“ sprechen sollte. Das Stellvertretende Generalkommando sprach zunächst ein Verbot aus mit dem Hinweis auf „die Gefahr, daß in dem ohnedies schon stark verseuchten Bezirk Hof durch eine öffentliche Agitation der unabhängigen Sozialdemokraten eine gerade in der gegenwärtigen Zeit besonders unerwünschte Verschärfung der Gegensätze hervorgerufen wird“¹⁰⁰⁹. Simon drohte nun damit, beim Reichskanzler die Aufhebung des Verbotes zu erwirken bzw. die Versammlung auch ohne Genehmigung abzuhalten.¹⁰¹⁰ Bezeichnenderweise befürwortete der Hofer Bezirksamtman eine Erlaubnis für die USPD-Versammlung und begründete dies mit der altbekannten „Ventil-Theorie“.¹⁰¹¹ Wenige Tage später rechtfertigte das Ministerium in einem Schreiben an Simon das Verbot erneut, gestand nun aber ein: „Inzwischen ist die Kriegspolitik in ein neues Stadium eingetreten; diese Veränderung wird voraussichtlich nicht ohne Rückwirkung auf die Haltung der Regierung zur politischen Betätigung Ihrer Partei [...] bleiben.“¹⁰¹² Die nun (fast) Allen vor Augen stehende militärische Niederlage lähmte auch den Willen der Behörden, die Bestrebungen der USPD so rigoros wie bisher zu unterdrücken.¹⁰¹³ Es dämmerte langsam die Erkenntnis, dass sich die bestehenden Strukturen auflösten, ohne dass schon eine neue Ordnung erkennbar war; dennoch glaubte man amtlicherseits mit einer Kanalisierung des Volkszorns die Stabilität wahren zu können. Die Zeichen der Zeit wurden auch von den Staatsorganen in der Provinz immer noch nicht erkannt.

¹⁰⁰⁹ MKr an K. B. Militärbevollmächtigten (Berlin) vom 15.10.1918. (KrA, MKr 2497).

¹⁰¹⁰ Die Parteileitung der USPD in Berlin intervenierte tatsächlich bei Reichskanzler Max von Baden; zusammen mit dem Vortrag von anderen gleich gelagerten Fällen wurde Beschwerde über das Versammlungsverbot in Hof geführt und gefordert, die entsprechenden restriktiven Anordnungen aufzuheben (vgl. USPD-Zentralkomitee an Reichskanzler Prinz Max von Baden vom 12.10.1918 (Abschrift); KrA, MKr 11524). Ob und wie der Reichskanzler, der zu dieser Zeit ganz andere Probleme hatte, auf dieses Ersuchen reagierte, ließ sich nicht feststellen.

¹⁰¹¹ So argumentierte der Bezirksamtman gegenüber dem Stellvertretenden Generalkommando: „Die Anhänger der Unabhängigen Sozialdemokratie sind über das Verbot auf das Höchste erbittert, aber auch Kreise, die der Unabhängigen Sozialdemokratie fern stehen, halten das Verbot in der Jetztzeit für keine glückliche Maßnahme. Diese betonen nicht mit Unrecht, daß gerade in der Jetztzeit der in Arbeiterkreisen herrschenden Mißstimmung ein Ventil [!] verschafft werden müsse. Der Abgeordnete Simon erscheint mir nicht so leidenschaftlich zu sein, daß er sich nicht selbst die gebotenen Grenzen zöge. Ich glaube, daß er schonungslos mit den nach seiner Ansicht für den verlorenen Krieg Verantwortlichen abrechnen wird, daß aber eine solche `Abrechnung mit Worten` bei den Zuhörern eine gewisse Entspannung zur Folge haben wird. [...] Ich glaube bestimmt, besonders aber wenn sich das Generalkommando von dem Abgeordneten eine diesbezügliche Zusicherung wird geben lassen, daß Simon die zulässigen Grenzen nicht überschreiten wird. Allerdings müßten diese Grenzen heute weiter gezogen werden als sie vielleicht noch vor einem Vierteljahr zu ziehen waren.“ (BA Hof an StellvGenKdo III. AK vom 14.10.1918; KrA StellvGenKdo III. AK 202).

¹⁰¹² MKr an J. Simon vom 19.10.1918. (KrA, MKr 2497).

¹⁰¹³ Die öffentliche Versammlung der USPD in Hof wurde schließlich für den 3.11.1918 anberaumt, dann allerdings noch einmal um eine Woche verschoben (vgl. StdMag Hof an StellvGenKdo III. AK vom 1.11.1918; KrA, StellvGenKdo III. AK 202). Inzwischen hatten sich die Ereignisse in München und Berlin allerdings schon überschlagen.

Schwieriger zu beurteilen sind die Haltung und die Strategie Simons. An seiner Ablehnung der Regierungspolitik besteht nicht der geringste Zweifel; wenn er gegenüber dem Bezirksamt beteuerte, „es läge ihm durchaus ferne, die Massen zu Ungesetzlichkeiten oder Gewalttätigkeiten aufzureizen“¹⁰¹⁴, war das wohl nicht nur taktisch bedingt, sondern ehrlich gemeint. Fraglich ist, ob Simon den sich anbahnenden revolutionären Umsturz Mitte Oktober bereits ahnte, ob er diesen zusammen mit Eisner plante und vorbereitete; die Quellenlage gibt hier keinen genaueren Aufschluss.¹⁰¹⁵ Simon dürfte jedenfalls erkannt haben, dass die Fähigkeit der Behörden, das „ancien régime“ entschlossen zu verteidigen, im Schwinden begriffen war. Wie die USPD den dadurch entstandenen Handlungsspielraum zu nutzen gedachte, musste sich noch erweisen.

Festzuhalten bleibt, dass die USPD – selbst innerhalb des überschaubaren bayerischen Rahmens – kein von einer „Zentrale“ aus ins Werk gesetztes „Revolutionsprogramm“ verfolgte bzw. auch nur annähernd besaß.¹⁰¹⁶ Die einzelnen bayerischen Ortsgruppen hatten sich nicht nur untereinander nicht abgestimmt, was mangels eines funktionsfähigen Landesverbandes ohnehin schon an rein praktischen Problemen gescheitert wäre, sondern standen auch kaum in Kontakt zur Berliner Parteiführung. Hugo Freund, während der Revolution Mitglied des Arbeiter- und Soldatenrates, danach für die USPD 3. Bürgermeister in Nürnberg, konstatierte im Rückblick: „Ohne Führung, ohne Orientierung, ohne sozialistische Schulung ganz auf die örtliche Zufälligkeit angewiesen, stand das deutsche Proletariat den Novemberereignissen des Jahres 1918 gegenüber.“¹⁰¹⁷ Mit der Entschlossenheit zum revolutionären Umsturz, der auch ein konkreter Plan zugrunde lag, bildete die Münchner USPD innerhalb Bayerns, vermutlich sogar innerhalb des Deutschlands, eine eigentümliche Ausnahme. Unter ganz neuen Auspizien erlebte der Münchner „Sonderweg“ der Vorkriegsära damit eine Neuauflage und das auf eine Art und Weise, die wenige Jahre zuvor nicht im Entferntesten vorzusehen gewesen war.

6.10 Zwischenbilanz

Das Jahr 1918 hatte innenpolitisch mit einem Paukenschlag begonnen; der große Ausstand der Berliner Rüstungsarbeiter griff, anders als noch im April des Vorjahres, auch auf Bayern über. Ohne falsche Bescheidenheit erklärte Eisner im Dezember 1918: „wir wollten ja die Revolution nicht erst

¹⁰¹⁴ BA Hof an StellvGenKdo III. AK vom 14.10.1918. (Ebd.).

¹⁰¹⁵ Über die Kontakte bzw. das Verhältnis zwischen Simon und Eisner im Zeitraum 1917/18 ist bedauerlicherweise fast nichts überliefert, auch die Eisner-Biographie von Grau liefert hier keinerlei Anhaltspunkte. Gesichert ist, dass Simon auf der berühmten Veranstaltung vom 7. November 1918 auf der Münchner Theresienwiese, die den Auftakt zum Umsturz bildete, als Redner in Erscheinung trat (vgl. KÖGLMEIER, Rätegremien in Bayern, S. 38).

¹⁰¹⁶ Müller-Aenis weist völlig zu Recht darauf hin, dass bei der Nürnberger USPD eine „fehlende Bereitschaft zu selbständigem Handeln“ (Rätebewegung in der Provinz, S. 57f.) vorlag und sich die Ortsgruppe an den Beschlüssen der Berliner Parteiführung orientierte, während Eisner als „revolutionärer Aktivist“ – bei aller Berücksichtigung der Vorgänge auf Reichsebene – sich keinerlei externen Vorgaben unterwarf.

¹⁰¹⁷ FREUND, Kapitalistische Kolonie, S. 7.

machen in der Zeit des militärischen Zusammenbruchs, sondern im Gegenteil schon entfesseln, als Deutschland auf der Höhe seiner militärischen Macht stand. [...] Das war der Sinn des Streikes.“¹⁰¹⁸ Die gern und oft wiederholte Charakterisierung des Streiks als „Generalprobe“ für die Novemberrevolution genießt nicht von ungefähr eine erhebliche Plausibilität. „Dennoch – es führt keine gerade Linie von den Januarstreiks zur Novemberrevolution.“¹⁰¹⁹

Der Hauptunterschied zwischen den beiden Bewegungen bestand darin, dass im Januar *nur* die Industriearbeiter (bzw. ein Teil davon) beteiligt waren, noch *nicht* (in nennenswertem Umfang) die Soldaten. Erst die Auflösung des Zusammenhalts von Front- und Heimatarmee schuf die Voraussetzung für die Revolution. Es handelte sich bei den Ereignissen vom Januar und Februar zweifelsohne um den ersten großen politischen Massenstreik in der deutschen Geschichte, was für sich genommen schon historisch bedeutend war. „Allerdings handelte es sich noch nicht um eine revolutionäre, sondern eher um eine radikalpazifistische, reformorientierte Bewegung. Weitergehende sozialistische Forderungen wurden nicht erhoben; auch die Abschaffung der Monarchie stand, anders als im Herbst, noch nicht auf der Tagesordnung, geschweige denn die Einführung der Räte-demokratie.“¹⁰²⁰ Dieses überzeugend klingende Urteil eines Kenners der Materie bedarf jedoch einer kritischen Überprüfung. Was hätte es denn für Bayern und Deutschland bedeutet, wenn die Urheber des Januarstreiks ihre Forderungen tatsächlich hätten durchsetzen können? Dass Kommunisten bzw. Spartakisten so gut wie keinen Einfluss auf die hier erhobenen Forderungen hatten, ist ebenso offensichtlich wie unstrittig; kann damit jedoch auch das Prädikat „revolutionär“ ad acta gelegt werden?

Wohl kaum. Bei der Begründung dieser These stellt sich zunächst einmal das Problem, dass „der Begriff `Revolution` derart aufgebläht [ist], daß er wissenschaftlich kaum noch verwendbar wird.“¹⁰²¹ Deshalb „empfiehlt es sich, die Definition von Revolution so eng wie möglich zu fassen, um sie wissenschaftlich wieder brauchbar zu machen.“¹⁰²² Zu diesem Zweck stellte Imanuel Geiss folgende Kriterien auf: „1. Relativ plötzliche Umwälzung politischer Herrschaft durch bisher untergeordnete Schichten oder Klassen, mithin das Element des Erfolgs; 2. relative Dauerhaftigkeit der Umwälzung, selbst wenn sich im Laufe der weiteren Entwicklung wieder Rückbildung zu früheren Zuständen ganz oder teilweise durchsetzen sollte; 3. Bewußtheit und Organisiertheit revolutionärer

¹⁰¹⁸ KÖGLMEIER, Rätegremien in Bayern, Zitat: S. 15.

¹⁰¹⁹ ULLRICH, Revolutionierung der wilhelminischen Gesellschaft, in: DUPPLER/GROSS (Hrsg.), Kriegsende 1918, S. 273-283, hier: S. 278.

¹⁰²⁰ Ebd., S. 277.

¹⁰²¹ Imanuel GEISS, Bürgerliche und proletarische Revolution. Skizze zu einem vergleichenden sozialgeschichtlichen Überblick, in: APZ H. 42/1975, S. 3-37, hier: S. 3.

¹⁰²² Ebd., S. 4.

Subjekte.“¹⁰²³ Nach diesen plausiblen Maßstäben war der Januarstreik selbstverständlich keine „Revolution“, ihm fehlte schließlich der Erfolg. Gleichwohl handelte es sich dabei, zumindest potenziell, um eine „revolutionäre Aktion“, da im Falle des Erfolges die genannten Kriterien erfüllt worden wären. Noch einmal: Auch ohne jegliche sozialistische Komponenten enthielten die Forderungen, die im Januarstreik aufgestellt wurden, eine Qualität, die mit dem Begriff „Reform“ nicht mehr erfasst werden kann. Das Paradoxon des ganzen Vorganges lag letztlich darin, dass proletarische Schichten die Forderungen der bürgerlichen Revolution verfochten, die in Deutschland immer noch nicht erfüllt worden waren.

Allein die Realisierung der zentralen verfassungspolitischen Forderung, nämlich der vollen Parlamentarisierung mit Ministerverantwortlichkeit, hätte – auch bei Beibehaltung eines monarchischen Staatsoberhauptes – die in der Reichsverfassung von 1871 vorgesehene und erst recht die in Zeiten der 3. OHL realiter praktizierte Regierungsweise fundamental verändert. Die außenpolitische Kernforderung, die Herbeiführung eines Verständigungsfriedens, hätte mindestens eine radikale Zurückdrängung, eher wohl eine völlige Beseitigung des Einflusses des militärisch-industriellen Komplexes des Kaiserreiches erfordert. Ganz unabhängig von den Realisierungschancen, die bekanntlich gering waren, beinhaltete das „Programm“ der Streikenden vom Januar 1918 somit einen grundlegenden Wandel der gesellschaftlichen Machtverteilung, der nicht auf institutionellem Wege eingeleitet, sondern durch eine Massenbewegung „von unten“ auf die politische Tagesordnung gesetzt worden war. Damit verdiente die Bewegung – in Bezug auf ihre Genese und ihre Intentionen, nicht auf ihre Ergebnisse - mit allem Recht das Prädikat „revolutionär“; es sei denn, man klammerte sich hier an eine orthodox-kommunistische Interpretationsweise.

Nicht erst die Geschichtswissenschaft späterer Jahrzehnte, schon der Geschäftsbericht des Münchner Gewerkschaftsvereins für 1918/19 ordnete den Januarstreik – aus geringem zeitlichem Abstand – in einen größeren Zusammenhang ein:

„Zu Beginn des fünften Kriegsjahres 1918 war die Zermürbung des deutschen Arbeiters im Soldatenrock wie im Arbeitskittel sowie ihrer hungernden Frauen und Kinder ins Maßlose gestiegen. Die Verbitterung und Verzweiflung hatte seit langem noch eine besondere Verschärfung durch die verbrecherische Hetze der sogenannten Vaterlandspartei erfahren. Diese unerträgliche Lage der Arbeiterschaft fand ihren offenen Ausdruck in den Streikbewegungen im Januar 1918. Der Januarstreik 1918 hatte für die Entwicklung der späteren revolutionären Ereignisse eine weit höhere Bedeutung gewonnen, als allgemein angenommen wurde.

Nur derjenige, der diese Streikbewegung als willkürliche Unmutsäußerung auffasste, der in ihr nicht das Aufflammen einer jahrelang im Verborgenen brennenden starken Erkenntnis der Arbeiterschaft

¹⁰²³ Ebd., S. 5.

über das Furchtbare des Kriegsverbrechens sah, nur derjenige konnte überrascht sein von dem Lauf der Ereignisse des Novembers 1918.“¹⁰²⁴

Für eine Organisation, an deren Spitze während des Krieges noch die konservativen Mehrheitssozialdemokraten Timm und Kurth gestanden hatten, war dies eine erstaunliche Einschätzung; sie zeigte, dass das Geschichtsbild der USPD in den Organisationen der Münchner Arbeiterschaft nach dem Krieg populär wurde (ohne sich auf Dauer durchzusetzen).

Eisner, Fechenbach, Unterleitner, Schröder und ihre wenigen Mitstreiter waren gewillt gewesen, mit dem Streik die Machtfrage zu stellen, und sie waren sich über die potenziellen Konsequenzen ihres Tuns im Klaren (für die Führer der Nürnberger USPD galt dies nicht, mit Einschränkungen wohl für die Schweinfurter Karsten und Starz). In ihren Augen begingen sie keinen „Landesverrat“, sondern sie wollten die totale Niederlage verhindern, die Deutschland bei einer längeren Fortsetzung des Krieges drohte. In seinem Gefängnistagebuch hatte Eisner (Anfang Februar!) den dann folgenden Lauf der Dinge vorweggenommen: „Wird der Krieg fortgeführt, so unterliegt Deutschland, trotz dem Größenwahn des Militärs und trotz aller vielleicht noch kommenden (aber höchst zweifelhaften) blutigen Erfolge schließlich doch der Übermacht. Dann aber kommt die Auflehnung gegen die Verantwortlichen zu spät. Ich weiß, nach der Katastrophe fällt alles über die Besiegten her; dann aber bleibt das deutsche Volk am Pranger der Weltgeschichte, weil es nicht wagte, dem Verderben und den Verderbern rechtzeitig sich entgegenzuwerfen.“¹⁰²⁵ Eisner hatte also längst erkannt, wie prekär die militärische Situation für Deutschland inzwischen war, drang damit aber in der öffentlichen Meinung nicht durch (die MSPD blieb auch in dieser Hinsicht noch bis in den Herbst 1918 ihren Illusionen verhaftet). Ebenso vergeblich blieb der Versuch, mit einer revolutionären Aktion das Vertrauen des Auslandes in die deutsche Sozialdemokratie wiederherzustellen; dieses Motiv nahm Eisner dann während seiner Ministerpräsidentschaft wieder auf, indem er versuchte, die Verantwortlichkeiten bei Kriegsausbruch aufzudecken.

Der erste revolutionäre Anlauf scheiterte, weil der Ausstand eine zu schmale Basis hatte, der retardierende Einfluss der MSPD zu groß war und vor allem weil die Staatsmacht noch über schlagkräftige und loyale Organe verfügte, um den Streik zu unterdrücken. Es bedurfte des Stimmungsumschwungs in der Armee, insbesondere im Westheer, im Laufe des Sommers, um einer revolutionären Bewegung echte Erfolgchancen zu eröffnen. Die verfolgte und unterdrückte USPD ging nach dem Januarstreik für einige Monate gezwungenermaßen auf „Tauchstation“, ohne noch große Re-

¹⁰²⁴ ARBEITERSEKRETARIAT MÜNCHEN (Hrsg.), 21./22. Jahres-Bericht des Arbeitersekretariates München und Geschäfts-Bericht des Gewerkschaftsvereins München für 1918 und 1919, München 1919, S. 11.

¹⁰²⁵ Abgedruckt in: F. EISNER (Hrsg.), Sozialismus als Aktion, S. 58f.

sonanz in der Öffentlichkeit zu erzielen und ohne ihre Organisation ausbauen zu können - aber auch ohne ihr Ziel des Staatsumsturzes aufzugeben.

Aus der Sicht der militärischen und politischen Führung waren die Forderungen der Streikenden völlig indiskutabel gewesen. Die Reaktionen bewegten sich in den gewohnten Bahnen: Hartes Einschreiten gegen „Rädelsführer“ und „Streikhetzer“, Stärkung des Einflusses von MSPD und Gewerkschaften, ohne dabei weiterreichende Konzessionen zu machen. Die bayerischen Behörden gingen im Einzelfall flexibler vor, lagen insgesamt aber auf der von Berlin vorgegebenen Linie. Der „bayerische Sonderweg“, der sich vor dem Krieg in einer besonderen Fortschrittlichkeit in sozialen und verfassungsrechtlichen Fragen gezeigt hatte, wurde nicht mehr weitergeführt. Auffällig ist das uneinheitliche Vorgehen der bayerischen Behörden nach dem Januarstreik, das trotz der Tendenz zur Verschärfung der Maßnahmen inkohärent blieb. Dies könnte auch ein Symptom für den Verlust von Selbstbewusstsein und Orientierung sein, der die staatlichen Gewalten im November 1918 dann lähmte. Dieser Zerfallsprozess wurde zunächst noch für einige Monate überdeckt. Der angestrebte Siegfrieden versprach auch eine Bereinigung des nach wie vor problematischen Verhältnisses zwischen Staat und Arbeiterschaft: Eine erfolgreiche Beendigung des Krieges würde die staatliche Autorität ganz automatisch stärken und die Legitimität der herrschenden Ordnung befestigen bzw. wiederherstellen; die dem Feind aufzubürenden Kontributionen würden eine Verteilungsmasse schaffen, von der auch für die Arbeiterschaft einige Brosamen abfallen könnten. Für eine Demokratisierung der Verfassung war in diesen Planspielen kein Raum (entsprechend überstürzt wurde sie dann aus der Not heraus im Oktober ins Werk gesetzt).

Ungeachtet der Phantastereien, die sich um eine von Deutschland diktierte Nachkriegsordnung rankten, hatte sich seit dem Januarstreik eine zunehmende Verknüpfung von innen- und außenpolitischen Fragen gezeigt. Dadurch wurde der Graben zwischen MSPD und USPD eher noch vertieft, der durch die Streikbewegung (abgesehen vom Sonderfall Nürnberg/Fürth) ohnehin weit aufgerissen worden war und in München mit den Kontrahenten Auer und Eisner auch eine personelle Zuspitzung erfahren hatte (die später sogar die Landespolitik insgesamt prägen sollte). Die 1916/17 erfolgte Spaltung von sozialdemokratischer Reichstagsfraktion und Partei hatte sich auch in Bayern während des Jahres 1918 als nicht kurzfristig zu überwindender Bruch erwiesen. Die USPD blieb hier – von einzelnen lokalen Ausnahmen abgesehen – der MSPD organisatorisch weit unterlegen, umfasste jedoch einen kleinen Kern von entschlossenen Mitgliedern, dessen politische Aktionen unter bestimmten Rahmenbedingungen weit über den Kreis der engeren Anhängerschaft hinausreichen konnte. Eine derartige Situation lag bei Ausbruch den Januarstreiks vor, dessen Ausdehnung sich nicht nur auf die norddeutschen Hochburgen der USPD beschränkte.

Gerade der Streikverlauf in Bayern ist geeignet, simplifizierende Erklärungsmuster zu widerlegen und die Aktionsmöglichkeiten der Arbeiterschaft genauer zu analysieren. Das reichsweit hervorsteckende Beispiel Nürnbergs zeigte, dass eine enge Kooperation der beiden sozialdemokratischen Parteien bei entsprechendem beiderseitigen Willen immer noch möglich war; in diesem Fall erhöhte sich die Breitenwirkung von Massenaktionen erheblich (ungeachtet der Schwäche und Planlosigkeit der örtlichen USPD). Die Schweinfurter Unabhängigen demonstrierten, dass auch *gegen* den Willen der MSPD Arbeiter in größerer Zahl auf die Straße zu bringen waren. Der Verlauf in München wiederum zeigte das Wirkungspotenzial einer kleinen, zielgerichtet und entschlossen handelnden Gruppe, der es gelang, Einfluss auf einen erheblichen Teil der Arbeiterschaft zu gewinnen, und das trotz Fehlens einer organisatorischen Basis. Die Grundvoraussetzung für diesen Erfolg bildete eine weit verbreitete, auf direkte Aktion drängende mentale Disposition, die von den Unabhängigen um Eisner nicht generiert wurde – wozu sie auch gar nicht in der Lage gewesen wären –, sondern „nur“ aufgegriffen und kanalisiert. Welch enge Grenzen der jungen Partei immer noch gesetzt waren, zeigt sich in ihrer „Hochburg“, dem nordöstlichen Oberfranken: Hier fand die Streikbewegung keinerlei Resonanz.

Erklärungsbedürftig bleibt, was die USPD mit nur ein paar Hundert Mitgliedern zu Wege gebracht hatte. Den in dieser Form so nicht zu erwartenden propagandistischen Erfolg des Streiks bezahlte die Partei zunächst teuer. Der staatliche Repressionsapparat schlug mit seinem umfangreichen Arsenal – Verhaftungen, Ausweisungen, Einberufungen, Versammlungsverbote – zurück, die ohnehin sehr kleine Führungsgruppe der bayerischen Parteiorganisation wurde stark dezimiert. Trotz allem gelang es bereits im März 1918, einen Landesverband zu konstituieren. Rein formal betrachtet kann ab diesem Zeitpunkt von einer „Bayerischen USPD“ gesprochen werden. Allerdings kam der Landesverband über eine rudimentäre Organisation vorerst nicht hinaus; an eine handlungsfähige und schlagkräftige Leitung analog zum Landesvorstand der (M)SPD war bis auf weiteres nicht zu denken, sie galt innerhalb der neuen Partei aber auch nicht als primäres Ziel. Ein „demokratischer Zentralismus“ nach leninistischem Vorbild, der in Rußland den Weg in die totalitäre Diktatur ebnete, stand bei den bayerischen Unabhängigen dieser Zeit überhaupt nie zur Debatte; ein Großteil ihres politischen Antriebes speiste sich gerade aus der Ablehnung autoritärer Strukturen (in Staat *und* Partei). In der Organisationsfrage trafen sich also zunächst innere Überzeugungen und äußere Zwänge. Die USPD war in Bayern wie im Reich von ihrer Entstehungsgeschichte her – beinahe zwangsläufig – eine föderal aufgebaute Partei mit weitgehender Autonomie der einzelnen Ortsverbände; der Einfluss der Berliner Parteiführung auf den bayerischen Landesverband blieb bis Kriegsende marginal. Dieses Erbe, das den Erfahrungen mit einer verkrusteten und diskursfeindlichen Organisationsstruktur geschuldet war, sollte auch noch dann nachwirken, als die Hemmnisse, die durch die Kriegsbedingungen entstanden waren, sich aufgelöst hatten. Ob bzw. ab wann die abge-

spaltene USPD „wieder das uns bekannte oligarchische Bild aufweist“¹⁰²⁶, gilt es erst noch im Einzelnen zu klären.

Sicher ist: Die Fortschritte der bayerischen USPD blieben, was die Konsolidierung und Expansion der bestehenden bzw. die Gründung von neuen Ortsvereinen betraf, bis zur Novemberrevolution äußerst dürftig. Das lag nicht zuletzt daran, dass es der konkurrierenden Mehrheitspartei gelang, gegenüber der Parteiopposition ihre dominierende Stellung im Bereich des Pressewesens zu behaupten. Nachdem der Parteivorstand den Einfluss der Minderheit auf den *Fränkischen Volksfreund* unterbunden hatte, konnte sich die USPD nur noch auf die *Oberfränkische Volkszeitung* aus Hof stützen; einziger Fortschritt auf diesem Gebiet blieb bis Kriegsende die Gründung eines (nur wöchentlich erscheinenden) Organs in Nürnberg (*Sozialdemokrat*). Allein schon das Fehlen einer Zeitung für die Landeshauptstadt machte es der USPD unmöglich, der MSPD publizistisch Paroli zu bieten.

Tiefere Einbrüche in den Mitgliederbestand der MSPD gelangen demnach vor der Revolution keine mehr, obwohl sich dort eindeutig desintegrative Erscheinungen bemerkbar machten; diese sind schon wegen ihrer längerfristigen Auswirkungen auf das Verhältnis der beiden sozialdemokratischen Parteien von Belang. Unübersehbar wurden im Laufe des Jahres 1918 die Differenzen zwischen den fränkischen Ortsgruppen der MSPD – deren Wortführer waren nach wie vor die „Nürnberger“ – und der Leitung der Landespartei in München, wo Auer formal und de facto in die klar dominierende Position aufrückte (dies galt allerdings erst, nachdem Adolf Müller 1917 als Beauftragter der Reichsregierung in die Schweiz übersiedelt war). Auer verfolgte konsequent die konspirative Politik der engen Zusammenarbeit mit der bayerischen Regierung weiter, was ihn zwangsläufig in Loyalitäts- und Interessenkonflikte mit der eigenen Partei stürzte. Trotz wachsender Kritik an der Burgfriedenspolitik der Parteiführung, trotz des Ausbleibens jeglicher Konzessionen in der Verfassungsfrage und ungeachtet der sich dramatisch verschlechternden Lebensbedingungen der Arbeiterschaft sowie des vollkommenen Fehlschlagens der Siegfriedenstrategie der 3. OHL unternahm Auer alles in seiner Macht stehende zur Wahrung des monarchisch-bürokratischen Herrschaftssystems sowie zur Eindämmung der dagegen gerichteten Volksbewegung. Seine öffentliche Kritik an den bestehenden Missständen und die von ihm geäußerte Bereitschaft, den „Bruderkrieg“ zu beenden, kontrastierten mit seiner tatsächlich praktizierten Politik so stark, dass erstere als rein deklamatorische Äußerungen zur Beruhigung der Basis interpretiert werden können, die immer unzufriedener wurde und auf eine Einigung mit der USPD hindrängte. Solange Auers Doppelspiel – das in seiner Zusammenarbeit mit konservativen und rechtsradikalen Kräften während der Revolutionsphase seine logische Fortsetzung fand – nicht breiteren Kreisen der Mitglieder- und Wähler-

¹⁰²⁶ MICHELS, Zur Soziologie des Parteiwesens, S. 195.

schaft der MSPD bekannt war, blieben für die USPD die Ansatzpunkte, die sich zum „Herüberziehen“ von Mitgliedern eigneten, begrenzt. Die allgemeine Unzufriedenheit mit der Burgfriedenspolitik wurde noch vom Einigkeitsdogma in ihrer Wirkung gedämpft, was schlicht bedeutete, dass die meist extrem hoch liegende Hemmschwelle gegenüber einem Parteiwechsel nicht überschritten werden konnte (wie die für 1918 in einzelnen MSPD-Ortsvereinen zu verzeichnenden Abstimmungen über diesen Schritt zeigen).

Davon ließ sich die bayerische USPD nicht entmutigen, sie setzte weiter auf den Umsturz; bereits im August 1918 hatte Baier vor Streiks mit rein sozialen Forderungen gewarnt und die Parole „Friede, Friede und nochmals Friede“¹⁰²⁷ ausgegeben. Die wenige Wochen später um sich greifende Erkenntnis der bevorstehenden Kriegsniederlage veränderte dann fast schlagartig die deutsche und die bayerische Innenpolitik. Die immer größer werdende Anziehungskraft der Forderung nach „Frieden und Brot“ eröffnete der bis dahin in der Halblegalität mehr schlecht als recht „überwinternden“ USPD völlig neue Möglichkeiten für die Breitenwirkung ihrer Agitation. Ihr bisheriges Stigma, als einzige Partei die Kriegsanstrengungen nicht unterstützt zu haben, verschaffte ihr nun ein moralisches Kapital, das manches personelle und organisatorische Defizit überdeckte. Entscheidend war, dass sich der Handlungsspielraum der USPD durch die Abschwächung der Verfolgungsmaßnahmen nun erheblich erweiterte. Hinzu kam der massive Autoritätsverlust der Behörden, dessen Folgen nun auch auf bislang „staatstreue“ Kreise übergriffen und damit das Fundament der herrschenden Ordnung aushöhlten. Dieser Prozess wurde durch die Verschleppung überfälliger Reformen, die Unkenntnis bzw. Missachtung der Volksstimmung und eine mangelhaft koordinierte Politik von den Behörden selbst immer mehr beschleunigt. Das Zusammenwirken all dieser Faktoren stellte ein neuartiges Phänomen dar und bildete überhaupt erst die Voraussetzung für den friedlichen Sturz der Monarchie.

In das nun entstandene Vakuum drang die kleine Gruppe um Kurt Eisner entschlossen vor. Nachdem die Anführer des Januarstreiks im Oktober wieder freigelassen worden waren, machte sich die Münchner USPD umgehend an neue Pläne, die diesmal konkretere Formen annahmen (Zusammenstellung einer Regierungsmannschaft, Suche nach politischen Bündnispartnern, Planung der Wahl von Arbeiter- und Soldatenräten). Die Münchner USPD folgte dabei nicht den Vorgaben der Berliner Zentrale (deren inhaltliche Überzeugungen sie im Grundsätzlichen durchaus teilte), sondern handelte weitgehend autonom und isoliert. Der Umschlag zu aktivem Handeln entsprang bei der Münchner USPD weit eher politischem Voluntarismus als dem langfristigen Konzept einer revolutionären Kaderpartei. Die übrigen bayerischen Ortsgruppen blieben unterdessen weitgehend

¹⁰²⁷ ZpolstB an MKr vom 14.8.1918. (KrA, MKr 11529).

passiv und warteten auf Anweisungen der übergeordneten Instanzen. Wie wenig durchorganisiert die bayerische USPD war, zeigte schon die völlig fehlende Abstimmung zwischen den einzelnen Ortsgruppen in den Wochen vor dem Umsturz. Neben ihrer Entschlossenheit und ihrem Fortschrittsoptimismus hatten die Protagonisten der USPD an sich wenig zu bieten, abgesehen von ihrem Sendungsbewusstsein, das im Angesicht der Niederlage Deutschlands noch wuchs, da sich nun der bisherige Kurs der Partei als wohlbegründet herausstellte. Mit vollem Recht konnte Josef Simon kurz nach Kriegsende erklären: „Aber die eine Tatsache steht fest, daß die Unabhängige sozialdemokratische Partei die einzige gewesen ist, die den Mut hatte, im Reichstag offen aufzutreten und der Regierung zu sagen, daß sie eine Politik treibt, die das Volk ins Verderben stürzt.“¹⁰²⁸

Aus dem Bankrott des „ancien régime“ galt es im Herbst 1918 Konsequenzen zu ziehen. Während die MSPD (bis in den linken Flügel hinein) Vorbehalte gegen „die Revolution“ hatte und in ihr die übermächtige Gefahr der „Anarchie“ verkörpert sah, besaßen Eisner und seine Mitstreiter eine ganz andere Sicht der Dinge. Für sie war die Revolution nicht ein notwendiges Übel, ein „gefährlicher Tiger“, den man irgendwie zu reiten hatte, sondern ein schöpferischer Akt, der Deutschland von den Fesseln einer völlig überholten Gesellschaftsordnung befreien und die Voraussetzung für eine bessere Zukunft bilden sollte. Für die USPD war der Begriff „Revolution“ nicht Synonym für Anarchie und Zerstörung, sondern für Aufbau und Neugestaltung, vor allem auch auf geistiger Ebene. Mochte die Erinnerung an den erbitterten Kampf um die Kriegskreditbewilligung unter den tagespolitischen Anforderungen auch bald in den Hintergrund geraten, so trennten die beiden sozialdemokratischen Parteien doch weiterhin Welten bei den Vorstellungen über gesellschaftlichen Wandel. Wo die MSPD noch Möglichkeiten zur Zusammenarbeit mit der stockkonservativen, antidemokratischen Zentrumsparterie sah und die Monarchie in konstitutioneller Form zu akzeptieren, ja bis zum Schluss zu verteidigen bereit war, setzte Eisner auf den entschiedenen Bruch mit einer durch und durch diskreditierten und abgewirtschafteten Staatsform.

Die Logik der politischen Situation nach dem Staatsumsturz kettete MSPD und USPD - trotz ihrer Differenzen - aneinander; Kooperation und Konfrontation zwischen diesen beiden Parteien bestimmten in Bayern noch mehr als im Reich den Verlauf der Revolution und ihr Scheitern. Nur wenige Wochen nach dem blutigen Ende der Revolution lieferte Richard Kaempfer eine stringente Analyse der Rolle der USPD:

„Die Revolution ist nicht das Produkt des geschlossenen Gesamtwillens einer Nation gewesen, mit den herrschenden Misständen endlich gründlich aufzuräumen, sondern war die Folge des Zusammenbruches der militaristischen [sic] Gewalt in Deutschland. Es ist unmöglich zu glauben, dass die U.S.P. im November 1918 krafft eines entsprechenden Programms, sowie einer grossen Volks-

¹⁰²⁸ Simon im provisor. Nationalrat am 17.12.1918. (Rede abgedruckt in: MIRKES (Hrsg.), Josef Simon, S. 375-383, hier: S. 383).

mehrheit mit entsprechend ausgebauter Organisation befähigt gewesen war, das Ruder der Regierung in die Hand zu nehmen. Dass sie es nicht war, beweist der Umstand, mit den Rechtssozialisten gemeinsam die Regierung zu übernehmen. Zum Zeitpunkt des Ausbruches der Revolution war ja auch die U.S.P. gegenüber den anderen Parteien gewaltig in der Minderzahl. Sie konnte auch nur auf eine kurze Geschichte ihres Bestandes zurückblicken.¹⁰²⁹

Diese „kurze Geschichte“ verlangt nun noch nach der Einordnung in den größeren historischen Kontext.

¹⁰²⁹ Protokoll der Sitzung des Aktionsausschusses der Münchner USPD vom 29.7.1919. (KrA, RwGrKdo 4 391).

7 Rückblick und Ausblick: Sonderwege und Irrwege der bayerischen Sozialdemokratie. Oder: Die Burgfriedenspolitik als Teil der „deutschen Katastrophe“ – Ergebnisse, Thesen, Fragen

Der Erste Weltkrieg, der sich als „Zivilisationskrise der europäischen Moderne“¹ deuten lässt, ist inzwischen so gut wie vollständig aus derjenigen Epoche herausgerückt, über die noch lebende Zeitzeugen Auskunft geben können. Mit der nun erreichten Distanz sind auch die Chancen sachlicher Auseinandersetzung und Beurteilung gestiegen. Ihren symbolischen Ausdruck fand diese Distanz am 11. November 2009, als mit Bundeskanzlerin Angela Merkel zum ersten Mal überhaupt ein deutsches Regierungsoberhaupt an den Feierlichkeiten zum Ende des Ersten Weltkrieges in Paris teilnahm. Wurde dieser Vorgang in der politischen Öffentlichkeit der Bundesrepublik auch eher beiläufig vermerkt, so handelte es sich dabei doch um eine historische Zäsur, die der Kommentar der *Süddeutschen Zeitung* ganz richtig einordnete: „Nun aber schließt sich ein Kapitel der Geschichte. Die deutsch-französische Freundschaft hat sich endlich auch den 11. November einverleibt.“² Der Weg zur Historisierung des Ersten Weltkrieges scheint damit endgültig frei zu sein von sämtlichen „Altlasten“ der verschiedensten Art.³ Wobei die tatsächlichen Folgen dieses Krieges natürlich noch längst nicht „überwunden“ sind; oder, wie es der kanadische Historiker Modris Eksteins formuliert: „Klar ist, daß der Krieg eine fürchterliche moralische Krise hervorrief, aus der wir erst noch herauskommen müssen und die in der Tat permanent sein könnte.“⁴ In der Tat . . .

Am Beginn der Zusammenschau der Ergebnisse dieser Untersuchung soll noch einmal der Anspruch wiederholt werden, den Jürgen Kocka in einem Satz zusammenfasste: „Zum aufklärerischen Umgang mit Geschichte gehören die Frage nach Ursachen und Folgen, Bedingungen und Nebenfolgen, das Ernstnehmen von diachronen und synchronen *Zusammenhängen*, das nüchterne und methodische Streben nach intersubjektiv gültiger Erkenntnis (Wahrheit) und der wertendinterpretierende Bezug auf die Gegenwart unter aufklärungskonformen, zukunftsorientierten Zielsetzungen, gehören Analyse und nie abbrechende Kritik.“⁵ Gleichzeitig darf allerdings nicht übersehen werden, dass die Menge an Gegenständen, die grundsätzlich untersucht werden können, unbegrenzt groß ist, woraus folgt: „Weil die Historiker nur über begrenzte Zeit und Energie verfügen,

¹ KRUSE, Der Erste Weltkrieg, S. 1.

² Stefan Ulrich, Triumph der Freundschaft. (*Süddeutsche Zeitung* Nr. 261 vom 12.11.2009).

³ Nur wenig bekannt ist, dass die finanziellen Folgelasten des Ersten Weltkrieges für die Bundesrepublik erst am 3. Oktober 2010 endeten; erst dann wurden die letzten Zinsen für die im Dawes- und Young-Plan von 1924 und 1929 gewährten Kredite zurückgezahlt; die nach dem Zweiten Weltkrieg gestundeten Zahlungen waren durch die Wiedervereinigung wieder aktuell geworden. (Vgl. *Süddeutsche Zeitung* Nr. 279 vom 3.12.2009 und Willi Winkler, Der Krieg ist aus, in: *Süddeutsche Zeitung* Nr. 222 vom 25./26.9.2010).

⁴ EKSTEINS, Der Große Krieg, in: ROTHER (Hrsg.), Die letzten Tage der Menschheit, S. 13-22, hier: S. 21.

⁵ Jürgen KOCKA, Postmoderne Aufklärungskritik, in: Ders., Geschichte und Aufklärung, S. 155-159, hier: S. 157.

schneiden sie ein dünnes Segment beziehungsweise mehrere Segmente aus dieser Unbegrenztheit heraus, und dies ist der Punkt, an dem ihre eigenen Vorurteile und Absichten ins Spiel kommen.“⁶ Das bedeutet: Die „eigenen Vorurteile und Absichten“ sind von Anfang an im Spiel – und bleiben es bis zum Schluss. Dies zu leugnen, hieße, die damit verbundenen Probleme vollends unlösbar zu machen.

Willy Brandt, langjähriger Vorsitzender derjenigen Partei, um die es hier geht, übersetzte Kockas theoretische Forderung in die Praxis: „Gerade in Deutschland, wo die Vergangenheit besonders lastet, sind wir auf eine kritische Aufklärung unserer Geschichte angewiesen, die nichts ausklammert, beschönigt und `harmonisiert`. Erinnerungsarbeit, die individuelle Lebensgeschichte und kollektive Erfahrung verbindet und beides mit den gesellschaftlichen Zusammenhängen vermittelt, bildet einen wichtigen Bestandteil der demokratischen Kultur eines Volkes, auch wenn dabei unbequeme und schmerzhaft Einsichten nicht ausbleiben können.“⁷ (Nebenbei bemerkt: Brandt selbst trat als Jugendlicher zu der von ehemaligen Unabhängigen wie Kurt Rosenfeld und Ströbel im Herbst 1931 gegründeten SAPD über, die im Prinzip eine „Neuaufgabe“ der USPD darstellte, zu der auch der alte Ledebour dazu stieß; erwies sich die Gründung dieser Partei, für die sich auch Baier und Richard Kaempfer engagierten, auch als „Schlag ins Wasser“⁸, so stellte Brandt in seinem Lebensrückblick doch fest: „Ohne den Umweg über den Linkssozialismus wäre ich kaum der geworden, der ich bin.“⁹)

An „schmerzhaften Einsichten“ hat der Erste Weltkrieg, der auch als „eine Addition von Heterogenem, eine Rumpelkammer“¹⁰ bezeichnet worden ist, reichlich zu bieten - für das deutsche Volk als Ganzes wie für die Sozialdemokratie als eines seiner Teile. Nun gilt es die aus der „Rumpelkammer“ geborgenen, entstaubten und entzifferten Relikte in neue Regale einzusortieren, um sich einen besseren Überblick zu verschaffen. Es folgt dann „der am stärksten kontroverseträchtige Forschungsvorgang: die Gewichtung von Wirkungsanteilen in komplexen Wirkungszusammenhängen.“¹¹ Von einer „abschließenden Klärung“ der noch offenen Fragen kann dabei natürlich keine Rede sein; es bleibt nur ein Konglomerat von Erkenntnissen und Thesen, die der weiteren Diskus-

⁶ EVANS, Fakten und Fiktionen, S. 154f.

⁷ Willy BRANDT, Zum Geleit, in: MILLER (Hrsg.), Geschichte in der demokratischen Gesellschaft, S. 7-8, hier: S. 7.

⁸ Erich MATTHIAS, Die Sozialdemokratische Partei Deutschlands, in: Ders./Rudolf MORSEY (Hrsg.), Das Ende der Parteien 1933. Darstellungen und Dokumente, Düsseldorf 1984, S. 101-278, hier: S. 119.

⁹ Willy BRANDT, Erinnerungen, Frankfurt/Main – Berlin 1992, S. 90. Hier taucht auch die damals schon ältere Vorstellung auf, eine eigenständige sozialistische Strömung zwischen der alten, verknöcherten Sozialdemokratie und dem Kommunismus hätte die verloren gegangene Einheit der Arbeiterbewegung wiederherstellen können; auch Brandt „hoffte, auf dem linkssozialistischen Umweg die beiden Altparteien wieder zusammen- und die Nazis runterbringen zu können.“ (Ebd., S. 93).

¹⁰ VEYNE, Geschichtsschreibung, S. 42.

¹¹ HOCKERTS, Zeitgeschichte in Deutschland, in: APZ H. 29-30/1993, S. 3-19, hier: S. 10.

sion und Verifizierung bedürfen. Betrachtet man zunächst die Erträge, die die Forschung zum Ersten Weltkrieg insgesamt im letzten halben Jahrhundert geliefert hat, so kann man das sich ergebende Bild ohne Übertreibung atemberaubend nennen - und das in zweierlei Hinsicht.

Zum einen trifft dieses Prädikat auf eine wissenschaftliche „Erfolgsgeschichte“ zu, die – bei allen Irrungen und Rückschlägen – im (vorläufigen) Ergebnis, d. h. aus heutiger Sicht, ein ganz anderes, tiefenschärferes und komplexeres Bild der wichtigen Ereignisse und Entwicklungen liefert als je zuvor. Von der „nationalen Meistererzählung“ in der Tradition des 19. Jahrhunderts mit ihrem Verlangen nach nationaler „Sinnstiftung“, wie sie Gerhard Ritter und seine Epigonen noch in der Frühzeit der Bundesrepublik gepflegt hatten,¹² ist so gut wie nichts mehr übrig geblieben. Ohne Selbstgefälligkeit kann hier für die Zunft ein erheblicher Gewinn an methodischer Stringenz und objektivierender Distanz konstatiert werden (deren gesellschaftliche und kollektivbiographische Ursachen eine eigene Untersuchung wert wären¹³).

Noch einmal kurz zur Erinnerung: Nach dem totalen Zusammenbruch von 1945 schien in der deutschen Geschichtsschreibung zunächst ein wirklicher Neuanfang auf der Tagesordnung zu stehen; Friedrich Meinecke forderte nun: „Unser herkömmliches Geschichtsbild, mit dem wir groß geworden sind, bedarf jetzt allerdings einer gründlichen Revision, um die Werte und Unwerte unserer Geschichte klar voneinander zu unterscheiden.“¹⁴ Auch Ritter, „angesichts Meineckes fortgeschrittenen Alters vorübergehend neuer Doyen der westdeutschen Geschichtswissenschaft“¹⁵, äußerte sich zunächst ganz ähnlich.¹⁶ Doch aus dem Neuanfang wurde vorerst nichts, was v. a. auch an Ritter lag, der 1949 ungerührt verkündete: „Der Kampf um die sog. ‚Kriegsschuldfrage‘ hat – trotz gewisser Übertreibungen der Apologetik – schließlich zu einem Welterfolg [sic] der deutschen Hauptthesen geführt“¹⁷, demnach sei die „Unschuld“ der Reichsleitung am Ausbruch des Ersten

¹² Bei Walther Hubatsch war noch 1955 zu lesen: „Fragt unsere Zeit danach, was in der deutschen Geschichte das Bleibende des Weltkrieges von 1914 bis 1918 ausmacht, so ist der qualvoll lange, geduldig ertragene Schicksalskampf von ungeheurer sich dehnen- den Ausmaßen ein ergreifender Anblick. [...] das Maß an Kraft, Energie, Mut und Entschlossenheit, das in den Mühen um die Großmachtstellung und die Bewahrung der geistigen Eigenständigkeit von Deutschen aller Stämme aufgebracht wurde, hat für die Selbstbewußtwerdung der Nation viel bedeutet. [...] Indem der von keinem ersehnte Krieg doch jedem einzelnen die Schicksalsfrage stellte, schied er die Geister und Charaktere.“ (Der Weltkrieg 1914/18, S. 64f.).

¹³ D. h. als Fortsetzung zu Wolfgang WEBER, Sozialgeschichtliche Aspekte des historiographischen Wandels, in: KÜTTLER u. a. (Hrsg.), Geschichtsdiskurs, Bd. 4, S. 90-107. Eine hervorragende Basis für weitergehende wissenschaftsgeschichtliche Untersuchungen bieten die Bände von CORNELISSEN (Hrsg.), Geschichtswissenschaft im Geist der Demokratie und HOHLS/JARAUSCH (Hrsg.), Versäumte Fragen.

¹⁴ W. SCHULZE, Deutsche Geschichtswissenschaft nach 1945, Zitat: S. 207.

¹⁵ W. WEBER, Kulturgeschichte in der Bundesrepublik Deutschland, in: KUHN/POPP (Hrsg.), Kulturgeschichtliche Traditionen, S. 79-100 [Manuskriptfassung, S. 7].

¹⁶ Ritter sprach, ebenfalls 1946, von der Notwendigkeit einer „totalen Umstellung unseres deutschen Geschichtsdenkens“ (Zitat: Ebd.).

¹⁷ G. RITTER, Gegenwärtige Lage und Zukunftsaufgaben deutscher Geschichtswissenschaft, in: HZ 170 (1950), S. 1-22, hier: S. 16.

Weltkrieges eindeutig „bewiesen“.¹⁸ Damit war wieder das allzu bekannte alte Fahrwasser erreicht, das keinen Aufbruch zu neuen Ufern versprach, weder methodisch noch inhaltlich.

Fritz Fischers Tabubruch, d. h. die Thesen des 1961 erschienenen Werkes „Griff nach der Weltmacht“, wertete Ritter gegenüber Theodor Schieder dann konsequent als „Herausforderung an die ganze deutsche Historikerkunft, soweit sie noch in einem Traditionszusammenhang mit der Arbeit vorangegangener Geschlechter steht“¹⁹, und er warnte vor der „Selbstverdunkelung deutschen Geschichtsbewußtseins“²⁰. Schieder wiederum sah Fischers Buch als „nationale Katastrophe“²¹. Vom jungen Wolfgang J. Mommsen zur Rede gestellt – „Herr Professor, entweder hat Fischer unrecht, oder unsere Väter haben uns belogen“ –, entgegnete Schieder: „Nehmen Sie es mal nicht so tragisch, hier sind die ersten Fahnen von einem Aufsatz von Gerhard Ritter zur Widerlegung der Präventivkriegsargumentation.“²² Statt sachlicher „Widerlegung“ standen allerdings erst einmal persönliche Verunglimpfungen auf dem Programm. Ausdrücke wie „Schandbuch“ (Hermann Aubin) und „Landesverrat“²³ (Percy Ernst Schramm), die von renommierten Größen des Faches kamen, bestimmten die Reaktion der konservativen Kollegen, für die der Erste Weltkrieg in vielen Fällen eine „kardinale forschungsleitende Erfahrung“²⁴ gewesen war und die sich vom Geist des Wilhelminismus innerlich noch nicht sehr weit entfernt hatten. Vorerst vergeblich gab Fritz Stern zu bedenken: „Aber wird nicht jede neue These in der Geschichtsschreibung das erste Mal zu scharf, zu einseitig formuliert? . . . Unsere Wissenschaft braucht solche anregenden Neuanfänge.“²⁵ Schon diese wenigen (aus heutiger Sicht zum größten Teil bizarr anmutenden) Zitate belegen, welch weiten Weg die Wissenschaft seitdem zurückgelegt hat und von welch verbohrtten Haltungen sie sich dabei zu emanzipieren hatte. Wahrlich: „Die Ablösung von den Traditionen eines Historismus, der sich zur Apotheose der eigenen Nationalgeschichte verengt hatte, war ein schwieriger und dornenvoller Prozeß, der sich trotz bester Absichten[!] nicht über Nacht vollziehen ließ.“²⁶

¹⁸ Bestärkt fühlen konnte sich Ritter später noch dadurch, dass im Oktober 1951 eine Gruppe von deutschen und französischen Historikern (darunter Ritter selbst) gemeinsam eine Erklärung verabschiedeten, der zufolge es die vorhandenen Quellen nicht erlaubten, „im Jahre 1914 irgendeiner Regierung oder einem Volk den bewussten Willen zu einem europäischen Krieg zuzuschreiben.“ (FRIE, Das Deutsche Kaiserreich, Zitat: S. 85).

¹⁹ CORNELISSEN, Gerhard Ritter, Zitat: S. 602.

²⁰ W. JÄGER, Historische Forschung, Zitat: S. 144.

²¹ CORNELISSEN, Gerhard Ritter, Zitat: S. 601, Fn. 158.

²² So Wolfgang J. Mommsen in einem 1999 geführten Interview. (Abgedruckt in: HOHLS/JARAUSCH (Hrsg.), Versäumte Fragen, S. 191-217, hier: S. 205).

²³ SCHULTE, Die Verfälschung der Riezler-Tagebücher, Zitat: S. 124.

²⁴ CORNELISSEN, Geschichtswissenschaft und Politik im Gleichschritt?, in: NPL 42 (1997), S. 275-309, Zitat: S. 281.

²⁵ ULLRICH, Zeitgeschichte als Streitgeschichte, in: Ders., Das erhabene Ungeheuer, S. 168-178, Zitat: S. 172.

²⁶ W. MOMMSEN, Gegenwärtige Tendenzen, in: GG 7 (1981), S. 149-188, hier: S. 152.

Der Streit um die „Kriegsschuldfrage“ hat sich längst versachlicht (ohne durch Zwischenrufe aus der Politik aufgeladen zu werden) und wird – mit begrenzter Intensität – immer noch weitergeführt. Seit Mitte der 1990er Jahre hat nun ein neuer Schub von innovativen Arbeiten zum Ersten Weltkrieg, die sich mehr den innen- als den außenpolitischen Aspekten widmeten, wiederum ganz neue Perspektiven eröffnet, die weiterzuverfolgen noch reichen Ertrag verspricht. Zu bemängeln bleibt allenfalls, dass die neu gewonnenen Erkenntnisse, etwa zum „Augusterlebnis“, noch längst nicht ins kollektive historische Bewusstsein der Deutschen vorgedrungen sind. Hier besteht noch großer Nachholbedarf, der aber vor allem die *Vermittlung* von längst vorhandenen Erkenntnissen betrifft (was nicht heißen soll, dass sich der Forschung selbst keine lohnenden Ziele mehr böten). Wie tief überkommene Fehltrite sitzen können, bewies der hochbetagte Fritz Fischer persönlich, der sich erinnern zu können meinte: „In den Ersten Weltkrieg zogen die Deutschen mit Jubel, Trubel und Zuversicht. Die meisten glaubten ja, in vier Wochen wäre alles vorbei. Dass der Krieg viereinhalb Jahre dauert – damit hat damals niemand gerechnet.“²⁷ Ein kurzer Blick in die zeitgenössische bayrische SPD-Presse belehrt hier schon eines Besseren; weitere Studien zum Kriegsbild in Deutschland vor 1914 dürften noch differenziertere Urteile liefern. Dessen ungeachtet soll hier noch einmal Fritz Fischers Lebensleistung die Referenz erwiesen werden, da seine Anstöße und die sich daraus ergebenden Folgen einen zentralen Pfeiler bilden, auf dem unser heutiges umfangreiches Wissen über den Ersten Weltkrieg ruht.

Die „deutsche Katastrophe“ (Friedrich Meinecke), die beispiellose Verbrechen beinhaltete und die Welt ein halbes Jahrhundert lang in Atem hielt, soll auch in diesem Schlusskapitel thematisiert werden, nicht nur weil sie die historischen Debatten noch lange beschäftigen wird. Eine rundum befriedigende „Erklärung“ wird es in diesem Fall wohl nie geben (können), aber man wird bei der Ursachenforschung wohl doch vor allem bei der Mentalität der deutschen Bevölkerung und ihrer politischen Repräsentanten ansetzen müssen; nicht nur bei Teilgruppen wie den Alldeutschen und den „Nazis“, sondern in der Breite, beim Bürgertum, beim Adel, bei der Landbevölkerung, nicht zuletzt auch bei der Arbeiterbewegung und ihren Anführern. Fast überall wirkte das Gift eines sendungsbewussten Überlegenheits- und irrationalen Bedrohungsgefühls, dessen Träger für Deutschland den Durchbruch zur Weltmacht um jeden Preis erzwingen zu müssen glaubten und sich dabei noch im „höheren Recht“ sahen. Haenisch behauptete 1916 im Brustton der Überzeugung, „daß auf der Seite Deutschlands in diesem Kriege das einzige Recht steht, das vor dem Richterstuhl der Geschichte Gehör finden wird: das Recht des historischen Fortschritts.“²⁸ Auch diese krude Mi-

²⁷ So Fritz Fischer in einem Interview mit Susanne Fischer und Ludwig Greven. (DIE WOCHE Nr. 52/53 vom 19.12.1997).

²⁸ SIEFERLE, Die Konservative Revolution, Zitat: S. 53.

schung aus marxistischem Fortschrittsglauben und dumpfem Nationalismus trug das ihre zur Katastrophe bei.

Damit wären wir beim zweiten Aspekt: In ganz anderer Hinsicht „atemberaubend“ als die wissenschaftliche Entwicklung der letzten Jahrzehnte ist das Bild, das sich inzwischen von der Art und Weise abzeichnet, wie Außen- und Innenpolitik in der Endphase des Kaiserreiches konzipiert (d. h. meistens eben *nicht* konzipiert, sondern dilettantisch improvisiert), vermittelt und umgesetzt wurden. Die erschreckende Gewissheit hat sich dabei in mehreren unkoordinierten Schüben herauskristallisiert (ohne dass hier bereits ein Ende absehbar wäre). Den ersten und berühmtesten Durchbruch lieferte bekanntlich Fritz Fischer, der der Reichsleitung die Hauptverantwortung für den Ausbruch des Ersten Weltkrieges nachwies. Überschätzt hat Fischer dabei, wie sich nun herausgestellt hat, die planerische Rationalität der Beteiligten: Obwohl die deutsche militärische Führung sich 1914 sehr wohl darüber im Klaren war, dass der kommende Krieg von langer Dauer sein würde und die dafür notwendigen Vorbereitungen an strukturellen Hindernissen gescheitert waren, drängte sie auf die Herbeiführung des Krieges, und das trotz der selbst eingestandenen geringen Erfolgsaussichten. Vor diesem Hintergrund purer Verantwortungslosigkeit, die das Regierungshandeln bestimmte, muss schließlich das Verhalten der Sozialdemokratie bewertet werden, deren Politik im Weltkrieg und in den Jahren davor inzwischen ebenfalls in einem weit ungünstigeren Licht erscheint als noch vor einiger Zeit.

Die Haltung der SPD(-Mehrheit) gegenüber der politischen und militärischen Führung des Reiches war, wie sich eindeutig nachweisen ließ, von einer Qualität, aus der eine sehr weit gehende „Mithaftung“ zwingend folgt. Der „Schatten der Komplizität“²⁹, den Michels schon 1907 ausgemacht hatte, verdunkelte sich im Weltkrieg immer mehr (um sich dann in der Gegenrevolution von 1919 vollends zu verdüstern). Dabei muss noch einmal betont werden, dass vor allem das Ausmaß an Inkompetenz, Verantwortungslosigkeit, Größenwahn und Desorganisation, das in der Reichsleitung herrschte, von der Mehrheit der SPD-Führung auch dann nicht erkannt wurde, als es im Weltkrieg voll zur Entfaltung kam und die entsprechenden Folgen zeitigte. Max Weber, der vom politischen Geschehen viel weiter entfernt war als die Reichstagsabgeordneten, fühlte schon im März 1916 (unter dem Eindruck des bereits drohenden, von der Reichsleitung selbst verschuldeten Kriegseintritts der USA): „mir ist, als ob eine Horde Irrsinniger uns regierte.“³⁰ Dieser Eindruck kam nicht von ungefähr und führt uns wieder zur USPD: Eine Versammlung der Münchner Krupp-Arbeiter sprach in einer (von Eisner und Unterleitner mit formulierten) Resolution im Januar 1918 von ei-

²⁹ MICHELS, Die deutsche Sozialdemokratie im internationalen Verbands, in: Ders., Soziale Bewegungen, S. 135-197, hier: S. 192.

³⁰ M. Weber an Marianne Weber vom 5.3.1916. (Abgedruckt in: Max WEBER, Briefe 1915-1917. Herausgegeben von Gerd Krumeich und M. Rainer Lepsius in Zusammenarbeit mit Birgit Rudhard und Manfred Schön, Tübingen 2008, S. 320f., hier: S. 320).

nem „Kriege des Wahnsinns und der Wahnsinnigen“³¹. Diesem Krieg bewilligte die MSPD bis zum bitteren Ende die nötigen Kredite und ließ es auch sonst nicht an Unterstützung mangeln. Als „echte“ Opposition, die sich gegen die zunächst von Bethmann Hollweg, Jagow, Falkenhayn und Tirpitz, dann von Hindenburg, Ludendorff und ihren Getreuen ins Werk gesetzte Katastrophenpolitik stemmte, blieb letztlich nur die Minderheit der SPD übrig, deren größerer Teil sich 1917 als USPD konstituiert hatte. Deren Vor- und Frühgeschichte gilt es nun zusammenfassend einzuordnen.

Bevor es in die Details geht, soll gleich mit einer provokanten These begonnen werden. Kann man die Entscheidung der Reichsleitung zum Krieg im Sommer 1914 mit Stig Förster als „Selbstmord aus Angst vor dem Tode“³² bezeichnen,³³ lässt sich in Analogie dazu festhalten: Die (Mehrheit der) SPD-Führung verübte zeitgleich politischen „Selbstmord“ in der Hoffnung, durch das „Fegefeuer“ des Krieges (ein Sprachbild, das zeitgenössisch verwendet wurde³⁴) dem „Paradies“, d. h. dem irgendwie sozialistisch verstandenen Zukunftsstaat, ein entscheidendes Stück näher kommen zu können. Wirkt diese Deutung auch zunächst abwegig, so lässt sie sich doch gut belegen. Der Begriff „politischer Selbstmord“ wurde in diesem Zusammenhang nicht nur frühzeitig von Wolfgang Abendroth benutzt,³⁵ sondern tauchte sogar schon *vor* dem Krieg in der parteiinternen Kritik an den süddeutschen Reformisten mehrfach auf.³⁶

³¹ Bericht über den Januarstreik 1918; abgedruckt in: DMV-MÜNCHEN, Geschäftsbericht, S. 70-76, hier: S. 72.

³² FÖRSTER, Die Illusion des kurzen Krieges, in: BURKHARDT u. a., Lange und kurze Wege in den Krieg, S. 115-158, hier: S. 158.

³³ Thomas Lindemann vertritt im Zusammenhang mit dem Kriegsausbruch die These, „daß die deutsche Politik von einem fast selbstmörderischen Abenteuerum [sic] geprägt wurde.“ (Die Macht der Perzeptionen, S. 150).

³⁴ In einem Artikel im *Fränkischen Volksfreund* hieß es im Februar 1915: „Heute aber wissen wir, daß der Weg zu einer besseren Welt nur durch das Fegefeuer dieses Krieges geht, in das uns das Schicksal trotz unseres Widerstrebens mit erbarmungsloser Hand hingestoßen hat.“ (FV Nr. 27 vom 3.2.1915).

³⁵ Vgl. Wolfgang ABENDROTH, Aufstieg und Krise der deutschen Sozialdemokratie. Das Problem der Zweckentfremdung einer politischen Partei durch die Anpassungstendenz von Institutionen an vorgegebene Machtverhältnisse, Frankfurt am Main 1964, S. 48.

³⁶ In seinem Werk „Der Weg zur Macht“ kritisierte Kautsky 1909 die „Blockpolitik“ (d. h. die Zusammenarbeit zwischen SPD und Liberalen in einigen süddeutschen Landtagen), da diese für die SPD den „moralischen Selbstmord“ (HOLZHEUER, Karl Kautskys Werk, Zitat: S. 94) zur Folge haben werde. In einem Brief an seinen Sohn vom 20.9.1910 (d. h. verfasst während des Parteitages von Magdeburg) ging Hermann Molkenbuhr - zu diesem Zeitpunkt im rechten Zentrum der Partei zu verorten, im Krieg einer der Anführer der MSPD - mit den badischen Budgetbewilligern und ihrer reformistischen Strategie hart ins Gericht. Molkenbuhr schrieb in nahezu prophetischer Voraussicht: „Es ist unbegreiflich, wie sonst lediglich vernünftige Leute so verbohrt werden können. [Der badische Reformist Wilhelm] Kolb schwärmt, daß sie sich durch ihre Politik ‚politischen Einfluß‘ verschafft haben. Das Wort politischer Einfluß birgt für ihn die höchste Seligkeit. Und doch ist es meiner Meinung nach das Wort, mit dem er politischen Selbstmord [sic] begeht. Politischen Einfluß hat der einzelne Mensch, der Intrigant und die Hofschranze wie die Kamarilla. Eine Partei wie die unsrige kann aber mit politischem Einfluß nichts anfangen. Denn politischen Einfluß braucht man nur, um für sich und seine Freunde Stellungen zu erlangen. Die Partei braucht Macht, um ihre Forderungen auch eventuell gegen den Willen von Fürsten und Ministern durchzusetzen. Das, was man durch Einfluß, also durch Gnade des Fürsten oder der Gunst eines Ministers erlangen kann, ist immer von problematischem Wert, weil man es durch die Ungnade des Fürsten oder der Ungunst des Ministers wieder verliert. Um sich den politischen Einfluß zu erhalten, muß man Dinge preisen, die man sonst verurteilen würde.“ (GROH, Negative Integration, Zitat: S. 183). Bereits 1905 hatte Stampfer die Versuche des rechten Parteiflügels zu einer Neuausrichtung der Außenpolitik der SPD als „selbstmörderisch“ bezeichnet (Friedrich Stampfer, Die auswärtige Politik der Sozialdemokratie, in: *Die Neue Gesellschaft*, Nr. 28 vom 11.10.1905, S. 332-334, hier: S. 333).

Gerade die ganz unterschiedlichen Verhaltens- und Denkweisen, die innerhalb der SPD schon lange vor 1914 zutage getreten waren, belegen, dass dieser Politsuizid nicht auf „zwangsläufige“, den Einzelnen überwältigende, unwiderstehliche Prozesse zurückging, sondern auf je individuell getroffene oder verweigernde Entscheidungen (was nicht bedeutet, dass strukturelle Faktoren keine Rolle spielten). Dabei gilt es zu beachten: Die Programm- und Strategiedebatten in den beiden Jahrzehnten, die der Parteispaltung vorangingen, wurden von kaum mehr als zwei bis drei Dutzend Männern – und einer einzigen Frau – bestimmt. Die Entscheidung darüber, welche der angebotenen Alternativen umgesetzt (oder zumindest beschlossen) wurde, lag bei jeweils einigen Hundert Parteitagdelegierten. Die ganzen mündlich und publizistisch geführten Debatten, die hier aus den Quellen nachgezeichnet worden sind, wurden - wenn überhaupt - wohl nur von einigen Tausend haupt- und nebenamtlichen Parteifunktionären wirklich intensiv verfolgt. Was die „einfachen“ Mitglieder dachten, lässt sich meist nur aus Wortmeldungen bei Parteiversammlungen und – zumindest eingeschränkt – aus den Beschlüssen der Ortsvereine ablesen (weshalb dieser untersten Parteebene hier relativ viel Beachtung geschenkt wurde).

Dass die SPD mehrheitlich an der Integrationsstrategie festhielt, obwohl sie sich mit jedem Tag mehr als Fehlkalkulation erwies, lässt sich wohl nur mit dem bekannten psychologischen Effekt erklären, dass einmal getroffene Entscheidungen umso schwieriger zu revidieren sind, je mehr Energie, Zeit, Reputation etc. bereits investiert wurden. Für das so genannte Phänomen der „eskalierenden Zielbindung“³⁷ bildet die Burgfriedenspolitik der SPD denkbar plastisches Anschauungsmaterial. Auch hier waren Teile der SPD den herrschenden Eliten näher verwandt als sie ahnten. Falkenhayn hatte am 28. Juli 1914 die Parole ausgegeben: „Es ist nun beschlossen worden, dass wir die Sache durchstehen wollen, koste es, was es wolle.“³⁸ „Koste es, was es wolle“ - dies war auch die Devise der Mehrheit in der Führung der SPD. Dass diese „Kosten“ auch die Parteispaltung, später den Bürgerkrieg beinhalteten, führte nicht mehr zur Besinnung. Dabei ist einzuräumen, dass bei dieser Interpretation Faktoren ins Spiel kommen, die sich mit den klassischen Methoden der Historiographie nicht mehr ausreichend analysieren lassen. Hier müsste auf die Expertise anderer Disziplinen zurückgegriffen werden, um noch tiefer in die Wirkungszusammenhänge einzudringen.³⁹

Daraus ergibt sich eine natürliche Beschränkung, aus deren Erkenntnis heraus - im Geiste der Postulate Kockas - die immer noch vielfältigen Möglichkeiten der Geschichtswissenschaft ausgeschöpft

³⁷ Über die neuere einschlägige Fachliteratur zu diesem psychologischen Phänomen berichtete die Rubrik „Wissen“ der *Süddeutschen Zeitung*. (Vgl. *Süddeutsche Zeitung* Nr. 106 vom 7.5.2008).

³⁸ FROMKIN, Europas letzter Sommer, Zitat: S. 270.

³⁹ Zur Zusammenarbeit zwischen Geschichtswissenschaft und Psychiatrie, Sozialpsychologie usw. siehe einleitend LOEWENSTEIN (Hrsg.), *Geschichte und Psychologie* sowie Hans-Ulrich WEHLER, *Emotionen in der Geschichte: Sind soziale Klassen auch emotionale Klassen?*, in: Ders., *Umbruch und Kontinuität*, S. 251-264.

werden sollen. Der naheliegende Versuch, die hier geschilderten Entwicklungen während des Kaiserreiches in einen größeren zeitlichen Rahmen zu stellen, führt zunächst zu einem Vergleich mit dem Zweiten Weltkrieg bzw. der nationalsozialistischen Diktatur als der „Summe aller vorausgegangenen Fehlentscheidungen der deutschen Geschichte“⁴⁰. Auf Parallelen und Kontinuitäten innerhalb der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts wurde in der Forschung schon frühzeitig und ausführlich hingewiesen.⁴¹ An diesem Problem entzündeten sich hitzige Debatten; am singulären Charakter der im Dritten Reich begangenen Verbrechen konnte dabei kein Zweifel bestehen. Weitgehend unstrittig ist inzwischen: „Es ist falsch, den Zweiten Weltkrieg pauschal als Fortsetzung des Ersten zu sehen. Wo es aber Kontinuitätslinien gibt und in welchen Bereichen Brüche sind, das ist ein wichtiges neues Forschungsfeld.“⁴² Eine Untersuchung der USPD und v. a. auch der von ihr hervorgerufenen Reaktionen seitens der Behörden bzw. der herrschenden Eliten kann hier zusätzliche Erkenntnisse liefern.

Das Kaiserreich war demnach kein „Doppelstaat“, wie ihn Ernst Fraenkel in seiner klassischen Analyse des Dritten Reiches beschrieben hat, d. h. eine Synthese aus „Maßnahmenstaat“ - verstanden als „Herrschaftssystem der unbeschränkten Willkür und Gewalt, das durch keinerlei rechtliche Garantien eingeschränkt ist“ - und „Normenstaat“ - verstanden als „Regierungssystem, das mit weitgehenden Herrschaftsbefugnissen zwecks Aufrechterhaltung der Rechtsordnung ausgestattet ist, wie sie in Gesetzen, Gerichtsentscheidungen und Verwaltungsakten der Exekutive zum Ausdruck kommen.“⁴³ Der direkte, rücksichtslose Durchgriff der Exekutive in den Justizbereich, der überkommene Normen ignorierte, war im Ersten Weltkrieg nicht möglich. Die blockadeträchtigen Rivalitäten zwischen den einzelnen Machtzentren bzw. Behörden und die komplexe Verfassungsstruktur verhinderten eine einheitliche Linie des Regierungshandelns und setzten damit auch der Repression Grenzen (anders als die Polykratie des Dritten Reiches, die gerade zu einer ständigen Eskalation des Terrors führte). Der Machtkonzentration in Berlin wurden im Kaiserreich v. a. auch durch die im Krieg keineswegs aufgehobene Selbständigkeit der Einzelstaaten unüberwindliche Grenzen gesetzt; Militär- sowie Zivilbehörden operierten zudem öfter gegen- als miteinander.

Die Maßnahmen zur Unterdrückung und Verfolgung oppositioneller Strömungen waren, v. a. in der zweiten Kriegshälfte, dennoch rigide und konnten – im Falle der Versetzung an die Front – für den Einzelnen auch lebensbedrohlich werden. Wie die fehlende Rücksicht auf betroffene Kleinkin-

⁴⁰ Diese Formulierung stammt von Franz Josef Hylander. (W. SCHULZE, Deutsche Geschichtswissenschaft nach 1945, Zitat: S. 49).

⁴¹ Vgl. F. FISCHER, Der Erste Weltkrieg und das deutsche Geschichtsbild; ders., Der Stellenwert des Ersten Weltkriegs, in: HZ(229) 1979, S. 25-53 sowie ders., Hitler war kein Betriebsunfall.

⁴² THIEMEYER, Der Erste Weltkrieg, in: AfS 47 (2007), S. 683-694, hier: S. 694.

⁴³ Ernst FRAENKEL, Der Doppelstaat, Frankfurt/Main – Köln 1974, S. 21.

der zeigte, war es mit humanitär motivierten Hemmungen insgesamt nicht weit her. Dennoch: Die fundamentalen Unterschiede zur nationalsozialistischen Terrorherrschaft sind unübersehbar. Der bedingungslose Wille zur physischen Vernichtung des innenpolitischen Gegners fehlte im Ersten Weltkrieg noch. Die angeblich „zu lasche“ Verfolgung politischer Gegner baute Hindenburg später geschickt in seine „Erklärung“ der deutschen Niederlage ein;⁴⁴ die Kritik an der zu wenig zupackenden Politik des „Flaumachers“ Bethmann Hollweg (und auch seiner noch weniger durchsetzungsfähigen Nachfolger) gehörte schon während des Weltkrieges zum propagandistischen Standardrepertoire der extremen Rechten.

Dem Kaiserreich unter der Herrschaft der 3. OHL fehlten zweifellos die Züge eines modernen liberalen und pluralistischen Rechtsstaates; das Festhalten an Mindeststandards von Legalität und ethischen Normen verhinderte jedoch den Absturz in die ungezügelte Barbarei. In den letzten Wochen vor Kriegsende setzte zudem eine allgemeine Desorientierung bei den Herrschaftsträgern ein, die „nebenbei“ zum Nachlassen staatlicher Verfolgung und Reglementierung führte sowie den Systemgegnern bis dahin kaum vorstellbare Handlungsmöglichkeiten eröffnete. Welche Folgerungen die deutschen Eliten aus den Erfahrungen des *Ersten* Weltkrieges für die Vorbereitung und Durchführung des darauffolgenden gezogen haben, wäre Stoff genug für eine eigenständige Untersuchung.⁴⁵ In Bezug auf Hitler selbst (für den die Erinnerung an den Ersten Weltkrieg und die anschließende Revolution einer Obsession gleichkam⁴⁶) und den Nationalsozialismus ist die Forschung bereits weiter.⁴⁷ Drei zentrale Probleme gilt es weiterzuerfolgen:

1. Die immensen sozialen Kosten des Krieges, v. a. auch deren extrem ungleiche Verteilung, förderten mehr als alles andere die Auflösung, am Ende den Zusammenbruch der staatlichen Autorität und entlarvten das permanente Gerede von der „Volksgemeinschaft“ als leere Worthülse. (Die Absicht, diese Kosten nach einem teuer erkaufte Sieg zu externalisieren, bestimmte bereits die

⁴⁴ Bei seiner Aussage vor dem parlamentarischen Untersuchungsausschuss des Reichstages zur „Erforschung der Ursachen des deutschen Zusammenbruchs“ erklärte Hindenburg im November 1919: „Unsere wiederholten Anträge auf strenge Zucht und strenge Gesetzgebung wurden nicht erfüllt. So mussten unsere Operationen misslingen, es musste der Zusammenbruch kommen; die Revolution bildete nur den Schlußstein.“ (WIRSCHING, „Augusterlebnis“ und „Dolchstoß“, in: DOTTERWEICH (Hrsg.), *Mythen und Legenden*, S. 187-202, Zitat: S. 200).

⁴⁵ Einige Aspekte werden angesprochen bei Hans-Ulrich WEHLER, *Wehrmacht und Nationalsozialismus*, in: Ders., *Konflikte zu Beginn des 21. Jahrhunderts*, S. 11-30, hier: S. 13-20.

⁴⁶ Im Jahr 1924 schrieb Hitler: „Mit dem 2. August 1914 begann für Deutschland ein Kampf, dessen Ausgang entscheidend werden mußte über [sic] Sein oder Nichtsein der deutschen Nation, womöglich auf Jahrhunderte hinaus, vielleicht für immer“. (M. GEYER, *Verkehrte Welt*, Zitat: S. 379). Am Beginn von Hitlers politischem Testament finden sich die Sätze: „Seit ich 1914 als Freiwilliger meine bescheidenen Kräfte im ersten, dem Reich aufgezwungenen Weltkrieg einsetzte, sind nunmehr über dreißig Jahre vergangen. [...] Ich habe weiter nie gewollt, daß nach dem ersten unseligen Weltkrieg ein zweiter gegen England oder gar gegen Amerika entsteht.“ (Abgedruckt in: Max DOMARUS, *Hitler. Reden und Proklamationen 1932-1945*. Kommentiert von einem deutschen Zeitgenossen. Band II Untergang. Zweiter Halbband 1941-1945, Wiesbaden 1973, S. 2262).

⁴⁷ Siehe dazu v. a. KRUMEICH (Hrsg.), *Nationalsozialismus und Erster Weltkrieg*. Zu diesem Thema siehe jetzt auch Joachim RIECKER, *Hitlers 9. November. Wie der Erste Weltkrieg zum Holocaust führte*, Berlin 2009.

Kriegszielpolitik der Reichsleitung.⁴⁸⁾ Auch aus dieser Erkenntnis heraus betrieb das NS-Regime später eine Politik, die für die breite Masse der Bevölkerung, die „Volksgenossen“, die kriegsbedingten materiellen Opfer so lange wie möglich gering zu halten trachtete,⁴⁹⁾ und zwar auf Kosten der Ausbeutung, Versklavung und Vernichtung ganzer Völker.⁵⁰⁾ Gerade auf wirtschaftlichem Gebiet waren Konsequenzen aus den Erfahrungen im letzten Krieg gezogen worden.⁵¹⁾ Im Ersten Weltkrieg hatte das Massenelend der deutschen Zivilbevölkerung der Opposition, d. h. in erster Linie der USPD, trotz ihrer geringen Organisationsstärke zweifellos einen ständigen Ansatzpunkt für ihre Agitation geboten und am Ende die Staatsgewalt entscheidend geschwächt.

2. Um diesem Mechanismus entgegenzuwirken, hatten die deutschen Regierungen mit begrenztem Erfolg versucht, die Mittel zur Beeinflussung der öffentlichen Meinung zu professionalisieren und flächendeckend auszubauen (ab 1916 auch unter Einbeziehung moderner Methoden der Kommunikationspolitik). Hinter dem damals bereits Möglichen blieben all diese Maßnahmen allerdings deutlich zurück. Ludendorff sowie Hitler und viele seiner Anhänger hielten in der Rückschau an der Ansicht fest, dass die überlegene Propaganda der Feindmächte den Zusammenbruch Deutschlands

⁴⁸⁾ Karl Helfferich, der Staatssekretär im Reichsschatzamt, meinte dazu: „Die ganze künftige Lebenshaltung unseres Volkes muß, soweit es irgend möglich ist, von der ungeheuren Bürde befreit bleiben und entlastet werden, die der Krieg anwachsen läßt. Das Bleigewicht der Milliarden haben die Anstifter des Krieges verdient; sie mögen es durch die Jahrzehnte schleppen, nicht wir.“ (BECKER/KRUMEICH, Der Große Krieg, Zitat: S. 161).

⁴⁹⁾ Robert Ley erklärte dazu 1936: „Denn wenn man von einem Volk nur Opfer verlangt – das hat uns der Krieg mit unerhörter Deutlichkeit gezeigt – aushalten, aushalten, durchhalten, durchhalten! – so ist das alles ganz schön; es gibt aber für jeden Menschen ein Ende der Belastungsprobe, und für ein Volk natürlich auch. Es ist genau so wie bei einem Eisenträger oder überhaupt bei einer Konstruktion, die eine Last tragen soll. Da gibt es eine Grenze, und wenn diese Belastungsprobe erreicht ist, dann bricht das eben. Und die war bei uns eben 1918 da am 9. November.“ (Timothy W. MASON, Sozialpolitik im Dritten Reich. Arbeiterklasse und Volksgemeinschaft, Opladen 1978, Zitat: S. 15). Albert Speer meinte dazu später im Rückblick: „Die Diskrepanz zwischen der totalen Mobilisierung der Arbeitskräfte im demokratischen England und der lässigen Behandlung dieser Frage im autoritären Deutschland charakterisiert die Sorge des Regimes vor einem Wechsel der Volksgunst. Die führende Schicht wollte weder selbst Opfer bringen noch dem Volk Opfer zumuten und war bemüht, es durch Zugeständnisse in möglichst guter Stimmung zu erhalten. Hitler und die Mehrzahl seiner politischen Gefolgsleute gehörten der Generation an, die im November 1918 die Revolution als Soldaten erlebt und nie verwunden hatten. In *privaten* Gesprächen ließ Hitler oft durchblicken, daß man nach den Erfahrungen von 1918 nicht vorsichtig genug sein könne.“ (Ebd., Zitat: S. 31).

⁵⁰⁾ Dazu hat Götz Aly (Hitlers Volksstaat. Raub, Rassenkrieg und nationaler Sozialismus, Frankfurt am Main 2006) jüngst eine provokante Studie vorgelegt. Lassen sich gegen Teile von Alys Argumentationsgebäude - v. a. gegen die These, Hauptmotiv für den Holocaust sei der damit verbundene „Massenraubmord“ gewesen - triftige Einwände vorbringen (vgl. Hans-Ulrich WEHLER, Engstirniger Materialismus: Alys „Volksstaat“, in: Ders., Notizen zur deutschen Geschichte, S. 13-22), so baut Alys Studie doch auf einem starken Fundament bezüglich der Einschätzung der Sozialpolitik des Dritten Reiches auf. Schon durch vorangegangene Untersuchungen ist gut belegt, dass das NS-Regime erfolgreich darum bemüht war, die „sozialen Kosten“ des Krieges für die breite Masse der deutschen Bevölkerung möglichst gering zu halten. Dies gelang in erster Linie durch die systematische Ausplünderung des besetzten Europa; zur Sicherung der Unterstützung der deutschen Bevölkerung wurde dabei notfalls auf die Mobilisierung der „letzten Reserven“ verzichtet. Im Rückblick auf die Erfahrungen im Ersten Weltkrieg und den seinerzeit zu verzeichnenden Rückgang des Lebensstandards der deutschen Bevölkerung um nahezu 65% schrieb ein deutscher Finanzwissenschaftler 1941: „Wie die Tatsachen denn auch lehren, scheint damit allerdings die Grenze der noch tragbaren Einschränkungen damals bereits überschritten worden zu sein. Der Zusammenbruch der inneren Front war der Preis für diese unmittelbare Stärkung der äußeren Front.“ (ALY, Hitlers Volksstaat, Zitat: S. 34). Siehe dazu auch (mit weiteren Literaturhinweisen) WINKLER, Geschichte des Westens (1914-1945), S. 981-987.

⁵¹⁾ Kurz vor Beginn des Zweiten Weltkrieges stellte Staatssekretär Friedrich Landfried fest, man habe „auch in wirtschaftlicher Hinsicht die Lehren aus dem verlorenen Weltkrieg gezogen. [...] Heute haben wir den wirtschaftlichen Generalstab, der uns 1914 fehlte.“ (Kim Christian PRIEMEL, Lernversagen: Der Erste Weltkrieg und die nationalsozialistische Wirtschaftspolitik, in: KRUMEICH (Hrsg.), Nationalsozialismus und Erster Weltkrieg, S. 299-322, Zitat: S. 319).

mit herbeigeführt habe;⁵² hieraus galt es ebenfalls Lehren zu ziehen.⁵³ Die Reichswehr setzte sich deshalb bereits 1923/24 die „geistige Wehrhaftmachung“ Deutschlands zum Ziel, um den nächsten (Welt-)Krieg - an dessen Kommen kein Zweifel bestand - erfolgreicher führen zu können.

Ludendorff lamentierte 1927 in einer Rechtfertigungsschrift: „Auch der *Masse* des politisch unreifen Volkes fehlte das volle Verständnis dafür, um was es ging.“⁵⁴ Hitler bezeichnete in „Mein Kampf“ die deutsche Propaganda im Ersten Weltkrieg als „fades Pazifistenspülwasser“, ungeeignet, „die Menschen zum Sterben zu berauschen“⁵⁵, die Propaganda der Entente hingegen als „genial“, er habe aus ihr „unendlich gelernt“⁵⁶ (dabei war er nicht der Erste⁵⁷). Der Topos von der entscheidenden Überlegenheit der Propaganda der Westmächte, der bald „einen zentralen Strang der apologetischen Meistererzählung des Weltkriegs“⁵⁸ bildete, findet sich - was bis jetzt kaum beachtet wurde - bereits in der Sozialdemokratie der Vorkriegszeit (auch hier leistete wieder Karl Leuthner Pionierarbeit).⁵⁹ Auch der „Nervendiskurs“ wurde im Dritten Reich wieder aufgenommen; Hitler wies Robert Ley, den Leiter der Deutschen Arbeitsfront, 1933 an: „Sorgen Sie mir dafür, daß das Volk seine Nerven behält, denn nur mit einem nervenstarken Volk kann man Politik machen!“⁶⁰ Anders als

⁵² Bereits während des Ersten Weltkrieges herrschte innerhalb der deutschen Regierungsstellen allgemein die Auffassung, dass die Propaganda der Feindmächte der eigenen deutlich überlegen sei; diese Vorstellung beherrschte auch die einschlägigen Untersuchungen der 1920er Jahre. (Vgl. SCHMIDT, *Belehrung – Propaganda – Vertrauensarbeit*, S. 11 u. 247-252).

⁵³ Siehe dazu Jürgen FÖRSTER, *Weltanschauung als Waffe: Vom „Vaterländischen Unterricht“ zur „Nationalsozialistischen Führung“*, in: THOSS/VOLKMANN (Hrsg.), *Erster Weltkrieg – Zweiter Weltkrieg*, S. 287-300; S. O. MÜLLER, *Nationalismus in der deutschen Kriegsgesellschaft*, in: ECHTERNKAMP (Hrsg.), *Die deutsche Kriegsgesellschaft*, 2. Halbband, S. 9-92, hier: S. 29f.; Birthe KUNDRUS, *Totale Unterhaltung? Die kulturelle Kriegführung 1939 bis 1945 in Film, Rundfunk und Theater*, in: Ebd., S. 93-157, hier: S. 93; Jörg ECHTERNKAMP, *Im Kampf an der inneren und der äußeren Front. Grundzüge der deutschen Gesellschaft im Zweiten Weltkrieg*, in: Ders. (Hrsg.), *Die deutsche Kriegsgesellschaft 1939 bis 1945. Erster Halbband. Politisierung, Vernichtung, Überleben*, München 2004, S. 1-92, hier: S. 17-19 und Jürgen FÖRSTER, *Geistige Kriegführung in Deutschland 1919 bis 1945*, in: Ebd., S. 469-640, hier: S. 469f.

⁵⁴ LUDENDORFF, *Die überstaatlichen Mächte*, S. 4.

⁵⁵ SCHMIDT, *Belehrung – Propaganda – Vertrauensarbeit*, Zitat: S. 251.

⁵⁶ Gerd KRUMEICH, „Wacht an der Somme“. Der Erste Weltkrieg war auch eine Propagandaschlacht. Engländer und Franzosen stellten die Deutschen als „Hunnen“ und „teutonische Barbaren“ dar. Die kaiserliche Propaganda konterte matt und unbeholfen, in: BURGDORFF/WIEGREFE (Hrsg.), *Der Erste Weltkrieg*, S. 84-90, Zitat: S. 90.

⁵⁷ Der ehemalige Major Nicolai, einer der führenden Köpfe der deutschen Kriegspropaganda, forderte bereits Anfang der 1920er Jahre, aus den Methoden der feindlichen Propaganda zu lernen. (Vgl. BARTH, *Dolchstoßlegenden*, S. 520, Fn. 202).

⁵⁸ Markus PÖHLMANN, *Großer Krieg und nächster Krieg: Der Erste Weltkrieg in den Kriegslehren und Planungen von Reichswehr und Wehrmacht*, in: KRUMEICH (Hrsg.), *Nationalsozialismus und Erster Weltkrieg*, S. 285-297, hier: S. 295.

⁵⁹ Bereits 1909 war in den *Sozialistischen Monatsheften* zu lesen: „Spotte man immerhin über Druckerschwärze auf Papier: woher stammt alle Konfliktsstimmung als von dem Wahn des erobernden *Pangermanismus*, der in russischen und englischen Köpfen rumort? Und woher dieser Wahn, wenn nicht von jahrelanger Bearbeitung der Hirne durch eine zielvolle Propaganda der Lüge? Ich beuge mich vor den Jingoos und den Panslawisten: sie sind unvergleichliche Kenner der Volkspsychologie. Ich kann nicht anders als ihren Erfindungsgeist bewundern, dass sie alle Tücken der Geschäftsreklame und der Zeitungssensation als Vehikel in den Dienst ihrer Ideen zu stellen verstanden. Ich finde nichts der Konsequenz gleich, mit der sie jedes Ereignis, das der Tag bringt, stets aus der Quelle der deutschen Bosheit abzuleiten wissen, und erst recht nichts ihrer Unbekümmertheit vor der Verleumdung auch dann nicht zurückzuschrecken, wenn sie aus den finstersten Tiefen der Dummheit geholt werden muss.“ (Karl Leuthner, *Herrenvolk und Pöbelvolk*, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 8 vom 22.4.1909, S. 473-481, hier: S. 478).

⁶⁰ Cornelia SCHMITZ-BERNING, *Vokabular des Nationalsozialismus*, Berlin – New York ²2007, Zitat: S. 438.

1914 ging Deutschland 1939 mit einem nahezu perfekt durchorganisierten Propagandaapparat, dessen Wurzeln weit zurückreichten, in den Krieg.⁶¹

An der Spitze stand dabei Joseph Goebbels, der 1942 verlangte: „Unser Volk bei guter Laune zu erhalten, das ist auch kriegswichtig. Wir haben das während des [Ersten] Weltkrieges versäumt und mußten das mit einer grauenhaften Katastrophe bezahlen. Das Beispiel darf sich unter keinen Umständen wiederholen.“⁶² Im Jahr darauf sah sich der Propagandaminister in dieser Hinsicht gut gewappnet: „Wenn er [d. h. der Feind; B. A.] glaubt, er könne durch ein Ultimatum an das deutsche Volk etwas an einer militärisch für ihn ziemlich aussichtslos gewordenen Lage ändern, so irrt er sehr. Er hat es nicht mehr mit der Führung von 1918 zu tun. Wir werden schon auf dem Quivive sein und dafür sorgen, daß das deutsche Volk auch unter der Propagandakampagne des Gegners nicht die Nerven verliert.“⁶³ Das geschickte Ausnutzen aller verfügbaren Medien, v. a. aber auch das Eingehen auf das Unterhaltungsbedürfnis der Bevölkerung, stellten im Zweiten Weltkrieg einen qualitativen Sprung gegenüber der drögen Belehrungsrhetorik des „Vaterländischen Unterrichts“ und den staatlich geförderten Beschwichtigungsversuchen der (M)SPD dar. Auch dieser „Fortschritt“ ermöglichte es den NS-Machthabern, den Krieg bis zur totalen militärischen Niederlage fortzusetzen. Großadmiral Karl Dönitz, der Nachfolger Hitlers, wertete in einer Ansprache am 9. Mai 1945 die immer noch gegebene Geschlossenheit der „Volksgemeinschaft“ als Erfolg des Nationalsozialismus, anders als 1918 sei das deutsche Volk auch jetzt „noch nicht zerrissen“⁶⁴.

3. Um den erneuten Zusammenbruch der Heimatfront zu verhindern und die Geschlossenheit der „Volksgemeinschaft“ auch unter äußerstem Druck zu gewährleisten – so eine weitere Lehre aus den Vorgängen von 1918 –, galt es schließlich alle tatsächlichen und vermeintlichen politischen Gegner, v. a. Pazifisten und Revolutionäre, „unbarmherzig auszurotten“⁶⁵, d. h. v. a. dem „Marxismus den Vernichtungskrieg anzusagen“⁶⁶, wie es Hitler bereits in „Mein Kampf“ verlangte. Er zog dort auch seine persönlichen Folgerungen aus dem Umgang der Regierung mit der Sozialdemokratie im Ers-

⁶¹ Vgl. UZIEL, Die Entwicklung der deutschen militärischen Propaganda, in: THOSS/VOLKMANN (Hrsg.), Erster Weltkrieg – Zweiter Weltkrieg, S. 301-321. Die Nazi-Propaganda konnte dabei durchaus auf Vorarbeiten aufbauen, die die „Modernisten“ im Ersten Weltkrieg geleistet hatten (vgl. SCHMIDT, Belehrung – Propaganda – Vertrauensarbeit, S. 247-252).

⁶² KUNDRUS, Totale Unterhaltung?, in: ECHTERNKAMP (Hrsg.), Die deutsche Kriegsgesellschaft, 2. Halbband, S. 93-157, Zitat: S. 96f.

⁶³ SÖSEMANN, Der Erste Weltkrieg im propagandistischen Kalkül von Joseph Goebbels, in: KRUMEICH (Hrsg.), Nationalsozialismus und Erster Weltkrieg, S. 53-75, Zitat: S. 68, Fn. 77.

⁶⁴ J. FÖRSTER, Geistige Kriegführung, in: ECHTERNKAMP (Hrsg.), Die deutsche Kriegsgesellschaft, 1. Halbband, S. 469-640, Zitat: S. 638.

⁶⁵ MASON, Sozialpolitik im Dritten Reich, Zitat: S. 22.

⁶⁶ WIRSCHING, Der Erste Weltkrieg und die Entwicklungsdynamik totalitärer Ideologien, in: VOIGT (Hrsg.), Krieg – Instrument der Politik?, S. 37-58, Zitat: S. 51.

ten Weltkrieg.⁶⁷ (Deren Umsetzung sollte auch etlichen ehemaligen Unabhängigen Sozialdemokraten das Leben kosten.⁶⁸) Von verschiedenen Seiten wurden Überlegungen geäußert, die in die gleiche Richtung gingen. Der ehemalige Leiter der Presseabteilung des Generalstabes, Major Nicolai, beklagte 1920: „Ein uneiniges Volk konnte diesen Krieg nicht gewinnen.“⁶⁹ (Er schloss daran die Vorstellung von einem „Führer“ an, der notwendig gewesen wäre, um die Spaltung des Volkes zu verhindern.)

Auch Ludendorff forderte für den nächsten Krieg die Ausschaltung des innenpolitischen Gegners, um die „seelische Geschlossenheit“⁷⁰ des Volkes zu bewahren. In seiner Schrift über den „totalen Krieg“ zog er radikale Konsequenzen aus dieser Überzeugung;⁷¹ im *nächsten* Weltkrieg (dessen Vorbereitung das Denken führender Militärs und Politiker bereits während des *Ersten* beschäftigte⁷²) sollten sie in noch verschärfter Form umgesetzt werden. (Dittmann gelangte im Exil nicht von ungefähr zu der Erkenntnis, dass sich „die Quelle des totalitären Regierungssystems“⁷³ der Nationalsozialisten in den im Ersten Weltkrieg erprobten Unterdrückungsmethoden finden lässt.) Rechtsradikale wie Claß hatten bereits vor 1914 vor der „Zersetzung“ im „Innern unseres Vaterlands“⁷⁴ gewarnt und den „Feind“ dabei nicht nur politisch, sondern auch „rassisch“ definiert (sozialistische

⁶⁷ Im Rückblick auf die inneren Verhältnisse Deutschlands im Ersten Weltkrieg schrieb Hitler in „Mein Kampf“: „Der deutsche Arbeiter hatte in den damaligen Stunden sich ja aus der Umarmung dieser giftigen Seuche [des Marxismus] gelöst [...] Es wäre die Pflicht einer besorgten Staatsregierung gewesen, nun, da der deutsche Arbeiter wieder den Weg zum Volkstum gefunden hatte, die Verhetzer dieses Volkstums unbarmherzig auszurotten. Wenn an der Front die Besten fielen, dann konnte man zu Hause wenigstens das Ungeziefer vertilgen. [...] Was aber mußte man tun? [...] Man mußte rücksichtslos die gesamten militärischen Machtmittel einsetzen zur Ausrottung dieser Pestilenz.“ (VERHEY, Der „Geist von 1914“, Zitat: S. 366).

⁶⁸ Aus Bayern sind hier stellvertretend nur zu nennen die Ermordeten Franz Xaver Büchs, Felix Fechenbach, Christian Ferkel, Fritz Oerter, Josef Staimer; an den Haftfolgen aus der NS-Zeit starben Fritz Sauber, Fritz Puchta und Fritz Soldmann.

⁶⁹ UZIEL, Die Entwicklung der deutschen militärischen Propaganda, in: THOSS/VOLKMANN (Hrsg.), Erster Weltkrieg – Zweiter Weltkrieg, S. 301-321, Zitat: S. 309.

⁷⁰ J. FÖRSTER, Geistige Kriegführung, in: ECHTERNKAMP (Hrsg.), Die deutsche Kriegsgesellschaft, 1. Halbband, S. 469-640, Zitat: S. 470. Dabei handelte es sich nicht um eine Einzelmeinung (vgl. BARTH, Dolchstoßlegenden, S. 552).

⁷¹ In dem 1935 erschienenen Werk „Der totale Krieg“ forderte Ludendorff als Vorbereitung auf den nächsten Krieg eine autoritäre Staatsführung in Form einer Militärdiktatur, die eine durchmilitarisierte, „rassisch“ homogene Volksgemeinschaft herstellen sollte; dazu war es seiner Ansicht nach notwendig, die Feinde im Inneren – d. h. Juden, katholische Kirche und Sozialisten – auszuschalten. Damit sollten die „Fehlentwicklungen“, die sich seiner Meinung nach im Ersten Weltkrieg als fatal erwiesen hatten, zukünftig verhindert werden. (Vgl. DEIST, Das Militär an der Heimatfront, in: THOSS/VOLKMANN (Hrsg.), Erster Weltkrieg – Zweiter Weltkrieg, S. 375-389, hier: S. 384).

⁷² Längst bekannt ist, dass bei der Formulierung der deutschen Kriegsziele im Ersten Weltkrieg der Gesichtspunkt eine wichtige Rolle spielte, dass es für Deutschland gelte, sich eine gute Ausgangsbasis für den nächsten großen Krieg zu verschaffen. Als kleine Randepisode bezeichnend: Im November 1918 wurden die Feldgeistlichen von den zuständigen militärischen Stellen nach ihren Erfahrungen befragt und zwar ganz gezielt im Hinblick auf die für einen zukünftigen Krieg zu ziehenden Lehren (vgl. BARTH, Dolchstoßlegenden, S. 157).

⁷³ KRUSE, Der Erste Weltkrieg, Zitat: S. 35.

⁷⁴ LINDEMANN, Die Macht der Perzeptionen, Zitat: S. 59.

Politiker sollten seiner Meinung nach aus dem Reich ausgewiesen, Juden vom Wahlrecht und vom Staatsdienst ausgeschlossen werden⁷⁵).

Der Freiraum, der den „zersetzenden Kräften“ – d. h. in erster Linie der USPD – im Ersten Weltkrieg eingeräumt worden war, galt in der von der Dolchstoßlegende geprägten Sicht als fataler Fehler, der beim „nächsten Mal“ unbedingt zu vermeiden war.⁷⁶ (Komplementär zu den Forderungen nach Eliminierung oppositioneller Kräfte verlangte Groener bereits 1920 „einen gigantischen, die deutsche Volksseele bis in die Tiefen durchdringenden Führerwillen“⁷⁷.) Auch in den Planungsstäben der Reichswehr wurden nachweislich bereits Mitte der 1920er Jahre entsprechende Gedanken formuliert.⁷⁸ Im militärischen Apparat war überhaupt eine nahezu bruchlose Kontinuität zu verzeichnen. Sonnenburg, der ehemalige Pressereferent im bayerischen Kriegsministerium, berichtete dazu: „Als ich bald nach der Niederlage nach Berlin kam und jene Kameraden in der Bendlerstraße besuchte, da konnte ich mich vor Erstaunen nicht fassen, als ich sie wieder an ihren langen Tischen sitzen sah. ‚Was‘, rief ich aus, ‚noch immer da oder schon wieder da?‘ - ‚Beides‘ antworteten sie – als sei der Weltkrieg nur eine ganz kurze Unterbrechung ihrer zielbewußten Arbeit gewesen. ‚Was macht ihr denn eigentlich?‘ - ‚Wir studieren die Fehler, die im ersten Weltkrieg begangen wurden und die im zweiten Weltkrieg vermieden werden müssen‘.“⁷⁹

Derartige Lernprozesse bestimmten das Denken der konservativen wie der radikalen Rechten seit Kriegsende. Schon vor der Machtergreifung sahen sich die Nationalsozialisten in ihrer Gewaltpolitik bestätigt; Goebbels notierte anlässlich der reibungslosen Absetzung der SPD-geführten Regierung in Preußen im Juli 1932: „Man muß den Roten nur die Zähne zeigen, dann kuschen sie.“⁸⁰ Im September 1930 hatte Hitler öffentlich angekündigt: „der November von 1918 wird seine Sühne finden, und es werden auch Köpfe rollen.“⁸¹ Der Terror, den die Nationalsozialisten nach der Machtergreifung gegen ihre Gegner anwandten, hatte explizit die Funktion, die Voraussetzungen für den

⁷⁵ Vgl. ebd., S. 63.

⁷⁶ Der Militärjurist Erich Schwinge vermutete 1933, „daß der Ausgang des großen Völkerringens höchstwahrscheinlich ein anderer gewesen wäre, wenn das Umsichgreifen gewisser Zersetzungserscheinungen der Jahre 1917 und 1918 [...] ebenso energisch bekämpft worden wäre, wie in anderen Ländern.“ (ECHTERNKAMP, Im Kampf an der inneren und äußeren Front, in: Ders. (Hrsg.), Die deutsche Kriegsgesellschaft, 1. Halbband, S. 1-92, Zitat: S. 50).

⁷⁷ GASSER, Preussischer Militärgest, Zitat: S. 103.

⁷⁸ Der Chef der Heeresabteilung im Truppenamt, Oberstleutnant Joachim von Stülpnagel, forderte im Februar 1924 u. a. die „volle Wandlung“ der innenpolitischen Situation im Reich, die „moralische Vorbereitung von Volk und Heer auf den Krieg“ sowie den staatlich geführten „Kampf gegen Internationale und Pazifismus, gegen alles Undeutsche.“ (J. FÖRSTER, Geistige Kriegführung, in: ECHTERNKAMP (Hrsg.), Die deutsche Kriegsgesellschaft, 1. Halbband, S. 469-640, Zitat: S. 474).

⁷⁹ FÖRSTER, Erlebte Weltgeschichte, Zitat: S. 384.

⁸⁰ Volker ULLRICH, Die Stunde der Barone. Am 20. Juli 1932 griffen die alten Eliten wieder nach der Macht in Preußen – die Sozialdemokraten räumten kampfflos das Feld, in: Ders., Das erhabene Ungeheuer, S. 133-143, Zitat: S. 141.

⁸¹ BARTH, Dolchstoßlegenden, Zitat: S. 546.

geplanten Krieg zu schaffen, der dieses Mal mit einer wirklich stabilen Heimatfront geführt werden sollte.⁸² Die Fixierung der deutschen politischen Eliten und der Rechten insgesamt auf den Ersten Weltkrieg zeigte sich bei der Inszenierung der Machtergreifung noch einmal ganz deutlich.⁸³ (Auf die Parallelen zwischen 1914 und 1933 hinsichtlich des Verhaltens der Arbeiterbewegung wird gleich zurückzukommen sein.) Diese Fixierung war gerade auch bei Hitler stark ausgeprägt, der am 1. September 1939 verkündete: „Ein November 1918 wird sich niemals mehr in der deutschen Geschichte wiederholen!“⁸⁴ Nicht ganz zu Unrecht konnte der Diktator wenig später für sich reklamieren, das deutsche Volk sei *dieses Mal* besser auf den Krieg vorbereitet gewesen als 1914.⁸⁵

Angesichts der hier skizzierten Zusammenhänge ist auch der Vergleich zwischen den Schlussphasen der beiden Weltkriege längst überfällig. Dabei fallen zunächst die Unterschiede ins Auge: Der dem Untergang geweihte Nationalsozialismus radikalisierte sich noch einmal, sowohl in der Kriegsführung als auch durch exzessive Gewalt gegen den „inneren Feind“. Ganz anders verlief das Ende des Kaiserreiches: Die Staatsautorität zerfiel von innen heraus, ihre Träger büßten immer mehr ihr Selbstbewusstsein, ihren Legitimitätsanspruch und damit auch die Initiative ein. Die Tugenden und Untugenden der staatlichen Bürokratie - Tüchtigkeit, Loyalität, Untertanengesinnung, Paragraphenreiterei, Abgehobenheit gegenüber den „Massen“, Engstirnigkeit und fehlendes Politikverständnis – wirkten dabei noch in traditionellen Bahnen (anders als bei Ende des Dritten Reiches); der Apparat verbiss sich mit Verve und Beharrlichkeit auch in kleinteilige Sachfragen von nachrangiger Bedeutung. Die viel gerühmte Organisationskraft des Deutschen Reiches verkehrte sich so oft ins Gegenteil, die Beamten arbeiteten auch dann noch mechanisch weiter, wenn sich längst bürokratischer

⁸² Hitler äußerte im September 1941 im Rückblick auf den Ersten Weltkrieg: „Die Herrschaft des Untermenschentums 1918 erklärt sich daraus, daß auf der einen Seite der vierjährige Krieg einen starken Verlust bester Kräfte mit sich gebracht hatte, während andererseits das Verbrechertum im Mutterland gehegt war. Todesstrafen wurden so gut wie nicht verhängt. Es brauchten nur die Gefängnisse geöffnet zu werden, so hatte die revolutionäre Masse ihre Führung. Ich habe dem Reichsführer-SS Weisung gegeben, falls einmal mit inneren Unruhen zu rechnen sein sollte [!], alles aus der Welt zu räumen, was sich in den Konzentrationslagern findet; damit ist der Masse die Anführerschaft genommen.“ (Abgedruckt in: Werner JOCHMANN (Hrsg.), Adolf Hitler. Monologe im Führerhauptquartier 1941-1944, Hamburg 1980, S. 59).

⁸³ Die nationalsozialistische Propaganda stellte nach der Machtergreifung ganz gezielt Bezüge zum Kriegsausbruch von 1914 her (vgl. SCHIVELBUSCH, Die Kultur der Niederlage, S. 282-286 und VERHEY, Der „Geist von 1914“, S. 362-373). Der *Völkische Beobachter* schrieb etwa: „Die Erinnerung schweift in die erhebenden Augusttage von 1914 zurück. Damals wie heute die lodernen Zeichen der Volkserhebung. Damals wie heute: der Bann gebrochen, das Volk steht auf.“ (Ebd., Zitat: S. 363). Auch der „Tag von Potsdam“ (21.3.1933) wurde gezielt in die Tradition der Feier vom 4. August 1914 gestellt. Später wurden derartige Reminiszenzen zurückgeschraubt und spielten 1939 beim Kriegsbeginn kaum noch eine Rolle. In einer nicht immer stringenten, aber doch bedenkenswerten Argumentationskette stellt Peter Fritzsche die Verbindung zwischen 1914 und 1933 her und kommt zu dem Ergebnis: „Somit war der Nationalsozialismus der Höhepunkt eines Prozesses allgemeiner Mobilisierung, der bis 1914 und weiter zurückreichte, und kann nicht einfach als Ergebnis einer wirtschaftlichen Krise und politischer Traumatisierung angesehen werden.“ (Wie aus Deutschen Nazis wurden, S. 215).

⁸⁴ BARTH, Dolchstoßlegenden, Zitat: S. 550. Nach dem Attentat vom 20. Juli 1944 behauptete Hitler in einer Rundfunkansprache, eine ganz kleine Gruppe habe geglaubt, „wie im Jahre 1918 den Dolchstoß in den Rücken führen zu können.“ (Ebd., Zitat: S. 551).

⁸⁵ In einer Rede im Dezember 1940 erklärte Hitler: „Ich kann vor der deutschen Geschichte einmal auf allen Gebieten angeklagt werden, nur auf einem Gebiet sicherlich nicht, nämlich: daß ich nicht das Letzte gegeben hätte, was überhaupt menschenmöglich war, um das deutsche Volk für diesen Kampf bereiter zu machen, als es leider im Jahre 1914 war.“ (Abgedruckt in: DOMARUS, Hitler. Reden und Proklamationen, Bd. II/2, S. 2262).

Leerlauf ohne jeden zählbaren Effekt eingestellt hatte. Damit konnte der sich verschärfende Legitimationsverlust allen staatlichen Handelns im Herbst 1918 nicht mehr überdeckt werden. Die Loyalität breiter Bevölkerungsschichten verflüchtigte sich, sodass ein beispielloses Vakuum entstand, in das die einzige Kraft, die einen grundlegenden Systemwechsel anstrebte, hineinstoßen konnte – die USPD. Ein kleiner „Anstoß“ von ihr genügte und ein lange Zeit festgefügt erscheinendes Gebäude fiel am Ende in sich zusammen wie ein Kartenhaus, ohne einen Hauch von Widerstand zu leisten.

Zu diesem Komplex kann abschließend noch angemerkt werden, dass in Bayern während des Ersten Weltkrieges der Primat der Politik eindeutig außer Kraft gesetzt war; die militärischen Stellen sicherten sich dauerhaft einen Einfluss, der weit in die zivilen Belange hineinreichte. Dabei war bald offenkundig, dass das Kriegsministerium – formal natürlich der bayerischen Regierung (d. h. der Politik), faktisch aber eindeutig der militärischen Sphäre zuzurechnen – und die ihm nachgeordneten Stellen eine weit konziliantere, taktisch geschicktere und deshalb erfolgreichere Linie gegenüber der gemäßigten Sozialdemokratie verfolgten als das zivile Innenministerium und die im nachgeordneten Stellen. Ob dieser sichtbare Unterschied auf strukturelle Voraussetzungen in den bürokratischen Apparaten oder schlicht auf die Persönlichkeit der jeweiligen Minister zurückzuführen ist, wäre durch die vergleichende Landesgeschichtsschreibung erst noch zu untersuchen (auf die bayerische Eigenständigkeit gegenüber „Berlin“ pochten Militär- wie Zivilbehörden dagegen mit gleicher Vehemenz und einigem Erfolg). Unstrittig bleibt allerdings, dass es sich hier um Differenzen in der *Methode*, nicht bei den *Zielen* handelte. Die USPD mit ihrem Programm war für die herrschenden Kräfte in Bayern wie im Reich auf jeden Fall „Staatsfeind Nr. 1“.

Bei der Bekämpfung dieses Gegners konnten sich die Staatsorgane bis kurz vor Kriegsende auf einen breiten gesellschaftlichen Konsens stützen. Es trifft zu: „In der Krise des Frühjahrs 1917 war demnach mit der USPD der innenpolitische Gegner auf der Bühne erschienen, dessen Unterdrückung die Militärbehörden in voller Übereinstimmung mit der gesamten zivilen Exekutive und der ausgesprochenen oder unausgesprochenen Zustimmung der überwältigenden Mehrheit der politischen Kräfte in den Parlamenten ins Werk setzen konnten.“⁸⁶ So groß die Differenzen zwischen den übrigen Parteien auch waren: Der entscheidende politische Graben in der deutschen Innenpolitik verlief zwischen Burgfriedensgegnern und –befürwortern, d. h. zwischen der USPD und dem Rest des politischen Spektrums (dabei wird die machtlose burgfriedenskritische Strömung innerhalb der MSPD allerdings ausgeklammert). Die USPD – und nur sie – sperrte sich gegen die Legende vom „Verteidigungskrieg“ ebenso wie gegen den Mythos von der angeblich erreichten „Volksge-

⁸⁶ DEIST, *Armee und Arbeiterschaft*, in: *Francia* 2 (1974), S. 458-481, hier: S. 475.

meinschaft“. In *diesem* Fall irrte auch Michels, der im Rückblick staunte: „Eine der erschreckendsten Erscheinungen des Völkerkrieges bestand in der ausnahmslosen Kritiklosigkeit, mit welcher die einzelnen Völker auch in ihren erlesensten Schichten die Politik ihrer Regierung mitverfochten.“⁸⁷ Es gab hier sehr wohl (wenn auch nur wenige) Ausnahmen. Und so widersprüchlich und unzulänglich Programm und innere Struktur der USPD im Herbst 1918 gewesen sein mögen, so lässt sich nicht wirklich bestreiten, dass die Partei in ihrer Beurteilung der nun eingetretenen politischen Situation allen anderen Konkurrenten haushoch überlegen war. Einzig die USPD hatte begriffen, dass nur die Abschaffung der Monarchie und tiefgreifende demokratische Reformen Deutschland auf ein zukunftssträchtiges Gleis bringen würden. „Dank“ und Anerkennung für diese historische Leistung blieben bislang eher spärlich . . .

Um die zahlenmäßige Schwäche der SPD-Parteiopposition bzw. der USPD erklären zu können, gilt es noch einen Faktor zu berücksichtigen, der in seiner ganzen Tragweite nur schwer erfassbar ist: Die Sozialdemokratie, ihre Vertreter mit ihren Gewohnheiten und Prinzipien waren - weit stärker als sie sich das jemals einzugestehen bereit waren⁸⁸ - geprägt von den politischen, sozialen und kulturellen Denkmustern der bürgerlichen Gesellschaft, in der sie agierten. Beim Mehrheitsflügel machte sich dieser „Nachahmungseffekt“ - verstärkt während des Krieges, latent aber auch schon zuvor - am deutlichsten bemerkbar. Hier zeigte sich eine Affinität zum herrschenden Radikalnationalismus, zu Überlegenheitsdünkel, Einkreisungsphobien, Großmachtphantasien und Expansionsgelüsten, zum Ideal der geschlossenen, „rassisch“ definierten „Volksgemeinschaft“ (teilweise sogar zum Antisemitismus, der Juden wie David, Frank und Adolf Müller aber nicht daran hinderte, sich dem rechten Flügel anzuschließen) und diese Affinität schloss eine Fundamentalopposition definitiv aus. Basis dieser Identifikation mit einem politischen System, das zumindest offiziell bis dato immer als feindlich wahrgenommen und deklariert worden war, war die kulturell-mentale Prägekraft, die das obrigkeitsstaatlich organisierte Kaiserreich auch auf die Sozialdemokratie und ihre Anhänger (in weiten Teilen) ausübte.

Als Beleg hierfür sei zum einen die von der Partei kultivierte Sprache angeführt. Deren Duktus lehnte sich eng an den militärischen Jargon der Zeit an (sichtbar selbst bei Luxemburg, teilweise beinahe sklavisch wie bei Vollmar) bzw. adaptierte nahezu nahtlos die Semantik der christlichen Konfessionen. Zum anderen fällt die dem Bürgertum entlehnte Hochschätzung von Tugenden wie Fleiß, Disziplin, Gefühlskontrolle und „Wohlanständigkeit“ auf, von Eigenschaften, die – gerade

⁸⁷ GENEIT, *Der Fremde im Kriege*, Zitat: S. 592.

⁸⁸ Zu den wenigen treffenden Beurteilungen zu diesem Problem zeigte sich Kautsky fähig, der 1911 feststellte: „Wir dürfen eben nicht vergessen, daß auch wir Sozialisten Produkte der kapitalistischen Gesellschaft [sind], und daß es geradezu wunderbar wäre, wenn deren Dekadence und Korruption auf unsere Reihen gar keinen Einfluß übt.“ (K. Kautsky an C. Rappoport vom 8.6.1911; RAMBKE, *Diesem System keinen Mann und keinen Groschen?*, Zitat: S. 57).

weil sie sich mit guten Gründen preisen ließen - hohen Konformitätsdruck erzeugten und leicht als Selbstzweck betrachtet und pervertiert werden konnten. In dieser Entwicklung sah Eisner auch die „Ursache des inneren Verfalls“ der Sozialdemokratie: „die kleinbürgerlich gesicherte Existenz wurde unbewußt Ideal, Ziel und Bedingung aller politischen Erwägungen.“⁸⁹ Ob es hierzu reale Alternativen gab, muss offen bleiben. Für kulturgeschichtliche Fragestellungen bietet sich auf diesem Gebiet jedenfalls noch eine Fülle von Möglichkeiten und Herausforderungen, die das Bild der Sozialdemokratie im Kaiserreich um bislang vernachlässigte Facetten erweitern würden, die hier nur angedeutet werden konnten.

Nicht nur mentalitätsgeschichtlich, auch innerhalb der Gesamtgeschichte der SPD muss die Burgfriedenspolitik in einen größeren Kontext eingeordnet werden. Inzwischen sind die Kontinuitätslinien zwischen dem Praktizismus/Reformismus der Vorkriegszeit bzw. der Integrationsstrategie, der Burgfriedenspolitik und dem Terror Noskes und Heines bei der Niederschlagung der revolutionären Aufstände im Jahr 1919 ansatzweise erkennbar. Die bisherigen Ergebnisse der umfangreichen Forschung zur Sozialdemokratie sind in dieser Hinsicht eher unbefriedigend.⁹⁰ Hier sollen einige weiterführende Thesen formuliert und zur Diskussion gestellt werden.

Der wichtigste ideologische Wurzelstrang, auf den sich die Burgfriedenspolitik zurückführen lässt, war sicher Heines „Kompensationspolitik“, die er bereits vor der Jahrhundertwende erstmals formuliert hatte. Dahinter stand der Gedanke, dass die SPD durch konstruktive Mitarbeit im Reichstag (v. a. in der Militärpolitik: „Kanonen gegen Volksrechte“!) verfassungspolitische Fortschritte erreichen könnte. Der Zustand des politischen Systems Preußens bzw. Deutschlands und der darin operierenden Eliten bot für einen Erfolg dieser Strategie keinerlei Aussicht, was ihre Befürworter aber nicht in ihrem Eifer bremsen ließ. Die Erkenntnis, dass mit Heines Kompensationsrede eine neue Ära sozialdemokratischer Politik eingeläutet wurde, ist keineswegs neu. Curt Geyer war dieser Zusammenhang (und auch die Bedeutung des Radikalnationalismus für die deutsche Politik) bereits 1948 klar;⁹¹ schon viel früher hatten Vertreter des linken SPD-Flügels darauf ebenfalls hingewiesen. In

⁸⁹ Ebd., S. 224.

⁹⁰ Heinrich August Winkler fasste dazu zusammen: „Daß die Hauptverantwortung für den Kriegsausbruch von 1914 bei der deutschen Führung lag, war schon den ersten Aktenpublikationen nach dem November 1918, unter anderem von Karl Kautsky, zu entnehmen. Aber trotz des leidenschaftlichen Drängens von Bernstein, die SPD möge sich der historischen Wahrheit stellen und mit ihrer eigenen Rolle zwischen 1914 und 1918 selbstkritisch ins Gericht gehen, blieb die Kriegsschuldfrage faktisch ein Tabu. Die Folge war, daß die Sozialdemokratie dem Nationalismus mitsamt seinen Zwillingslegenden, der Behauptung von der deutschen Kriegsschuld von 1914 und der vom linken Dolchstoß von 1918, bis zum Ende der Republik defensiv gegenüberstand.“ (Heinrich August WINKLER, Spielräume der Sozialdemokratie - Zur Rolle der SPD in Staat und Gesellschaft der Weimarer Republik, in: Volker RITTBERGER (Hrsg.), 1933. Wie die Republik der Diktatur erlag, Stuttgart – Berlin – Köln – Mainz 1983, S. 61-75, hier: S. 74).

⁹¹ Vgl. C. GEYER, Macht und Masse, S. 7, 44 u. 47.

der Forschung wurde dieser Tatbestand allerdings nur sehr selten wahrgenommen.⁹² Auf dem rechten Flügel der SPD hatte sich jedenfalls lange vor dem Krieg eine (stark nationalistisch eingefärbte) Mentalität breit gemacht, die auf Kooperation mit der Regierung setzte und sich durch den Burgfrieden dann endlich bestätigt sah. Alle Fehlleistungen der deutschen Führung im Weltkrieg konnten diese Strömung bis zum Schluss nicht davon abhalten, sich mit den Vertretern einer hinfälligen Ordnung gemein zu machen, ja sogar die Monarchie bis zuletzt zu verteidigen.

Zu bedenken ist dabei: Die führenden Sozialdemokraten, auch diejenigen des linken Flügels, machten sich gar keinen Begriff davon, welche haarsträubende Zustände in den Zentren der Macht des Kaiserreiches herrschten. Für das Verhältnis zwischen SPD und Staatsmacht war und blieb eine eindeutige Asymmetrie kennzeichnend: Die SPD-Führung war über das Regierungshandeln und dessen Hintergründe nur in Umrissen informiert (was allerdings bei der nötigen kritischen Grundeinstellung genügt hätte, um sich ein Urteil über die verantwortungslose Außenpolitik der Reichsleitung zu bilden); gleichzeitig waren die Behörden über die Interna der SPD meistens recht gut, oft sogar exzellent unterrichtet. Ab der 2. Marokkokrise, spätestens aber ab 1913 konnte die Reichsleitung mit sehr hoher Gewissheit davon ausgehen, dass ihr im Kriegsfall - ein halbwegs geschicktes (Des-)Informationsmanagement vorausgesetzt - von der SPD kein nennenswerter Widerstand drohen würde. Die Hemmschwellen, an denen sich Kautskys „Damoklesschwert-Strategie“ festklammerte, fielen damit ersatzlos weg.⁹³ Dass die nächste diplomatische Krise zum Weltkrieg führen würde, war damit noch wahrscheinlicher geworden.

Der Burgfrieden, der im August 1914 geschlossen wurde, bot der lange vorbereiteten Integrationsstrategie ihre ersehnte Chance. Die SPD-Führung konnte sich nun als anerkannter Teil der Nation betrachten; die „Gegenleistungen“ für die Unterstützung der Kriegspolitik schienen nur eine Frage der Zeit zu sein. Die Gegner dieser Politik hielten sich zunächst zurück (zumindest in der Öffentlichkeit) und benötigten einige Zeit, um auf die neuen Verhältnisse zu reagieren. Mit dem Andauern des Krieges ließen die selbst auferlegte Disziplin der Opposition und auch die dort zunächst vorherrschende Orientierungslosigkeit deutlich nach. Ende 1915 teilte Scheidemann Vollmar mit, es sei seiner Ansicht nach einfacher, mit England Frieden zu schließen, „als mit Liebknecht, Haase, Leдебour usw. zu einer Verständigung zu kommen.“⁹⁴ Der unversöhnlichste „Feind“ stand demnach im eigenen Land, ja in der eigenen Partei. (Den Propagandisten der Dolchstoßlegende wurde damit sehr frühzeitig entgegengearbeitet.) Die Anführer der SPD-Mehrheit drückten damit der Minderheit

⁹² So z. B. bei NIEMANN (Hrsg.), *Auf verlorenem Posten*, S. 78f.

⁹³ Kautsky schrieb um diese Zeit: „Wir hätten sicher schon längst den Krieg, bestände nicht die Furcht vor der Sozialdemokratie.“ (GROH, *Negative Integration*, Zitat: S. 599, Fn. 61).

⁹⁴ P. Scheidemann an G. v. Vollmar vom 10.12.1915. (MITTMANN, *Fraktion und Partei*, Zitat: S. 333).

faktisch den Stempel der „Reichsfeindschaft“ auf, unter dem die gesamte sozialistische Bewegung so lange gelitten hatte, und suchten politischen und ideologischen Anschluss beim liberalen und konservativen Lager. Dies zum Teil mit voller Konsequenz, wie die Aussagen von Heine, Südekum, Haenisch und Gefährten zeigten, die sich den Befürwortern einer deutschen Weltmachtspolitik wortreich in die Arme warfen, woran sie die Parteiführung um Ebert nicht wirklich hinderte. Die auf dem linken Flügel der MSPD durchaus vorhandene Absicht, zu einer Verständigung mit der USPD zu gelangen, hatte unter diesen Bedingungen keine Chance, umgesetzt zu werden. Die Feindbildstereotype, die die Radikalnationalisten auf die „Hochverräter“ von der USPD anwandten, wurden stattdessen von einem erheblichen Teil der MSPD übernommen.

Heine, der seinen Biographen bis heute nicht gefunden hat, war von Anfang an der spiritus rector der Integrationsstrategie. Dass dieses 1897/98 ersonnene und öffentlich gemachte, lange umstrittene und vom Großteil der Partei abgelehnte, nach einigen Jahren wieder aus dem Blickfeld verschwundene Konzept sich schließlich doch allmählich durchsetzen konnte, lag nicht zuletzt an der Rückendeckung, die der bayerische Landesverband unter Vollmar und Adolf Müller gewährte. Heine beteuerte nicht von ungefähr gegenüber Vollmar kurz vor Kriegsende: „Sie sind unser Führer noch heute. Sie sind es, der im Innern der Genossen die Keime gelegt hat, die am 4. August aufgesprossen sind, und die heute noch das Handeln der Partei bestimmen.“⁹⁵ Für die deutsche Arbeiterbewegung insgesamt hatte diese Entwicklung wahrlich historische Konsequenzen, nämlich die Spaltung in sich immer unversöhnlicher gegenüberstehende Fraktionen (aus der sich diverse Parteispaltungen und –fusionen ergaben). Heine, der 1919 als preußischer Innenminister neben Noske die Hauptverantwortung für den Bürgerkrieg trug,⁹⁶ hatte bereits im September 1914 seine Gedankengänge zum Thema Revolution offenbart:

„Sollte aber das Schlimmste [d. h. die Niederlage des Reiches im Krieg; B. A.] Tatsache werden, so würde ich es für die Pflicht halten, auch nicht mit einem Prozent den Gedanken an innere revolutionäre Ereignisse zu hegen. Freilich müssten wir verlangen, daß auch eine Niederlage den Weg zu Reformen frei machte – sie erst recht. Ereignisse solcher Art aber würden sie ganz unmöglich machen. Was in dem schmachvoll geschlagenen korrupten Russland nach dem japanischen Kriege nur zu einer dauernden Niederlage der Freiheitsbewegung geführt hat, das wäre im Deutschen Reiche erst recht verhängnisvoll. Wer solche Ereignisse nicht ganz aus dem Bereich des Gewollten ausschließt und nicht bereit ist, sie in jeder Beziehung vorbeugend zu bekämpfen, wer etwa gar durch Festhalten an der traditionellen revolutionären Phraseologie einen Teil der Mitschuld auf sich lüde,

⁹⁵ W. Heine an G. v. Vollmar vom 18.10.1918. (R. JANSEN, G. v. Vollmar, Zitat: S. 121).

⁹⁶ Über die nicht nur allgemein „politische“, sondern ganz konkrete Verantwortung der MSPD-Führung, insbesondere Noskes, an der Ermordung von Luxemburg und Liebknecht im Januar 1919 besteht inzwischen keinerlei Zweifel mehr. (Vgl. GIETINGER, Eine Leiche im Landwehrkanal und ders., Der Konterrevolutionär, S. 58-176). Zu Noske angemessen kritisch siehe auch BUTENSCHÖN/SPOO (Hrsg.), Wozu muß einer der Bluthund sein?

wenn es dazu käme, den könnte ich nicht als einen Mitarbeiter für die Zukunft der Partei und des Reiches ansehen!“⁹⁷

Die Ideologie der Konterrevolution war hier schon angelegt; im Kampf gegen die revolutionären Kräfte wurde sie 1919/20 von den Freikorps blutig exekutiert. Das Bündnis mit den reaktionären Militärs kostete die MSPD den größten Teil ihrer Reputation. Die Folge war ihre verheerende Wahlniederlage vom Juni 1920, von der sie sich nie mehr erholte (die abgewanderten Wähler zog zunächst v. a. die USPD an). Auch nach der Wiedervereinigung von MSPD und USPD im September 1922 blieb die Sozialdemokratie zu schwach, um wirklich noch einmal gestaltend in die Innenpolitik eingreifen zu können. Durch das Erstarken der KPD blieb die Arbeiterbewegung gespalten und konnte dem Angriff auf die Republik von rechts auch deshalb keinen ausreichenden Widerstand entgegensetzen.

Die Politik der Mehrheitssozialdemokratie während der Revolution lässt sich auf Entscheidungen im Weltkrieg und auf noch viel früher angestellte Überlegungen und ideologische Prägungen zurückführen (auch die Kontinuität des Führungspersonals ist eindeutig). Noch weitgehend im Dunkeln liegt die Fortsetzung dieser langen Entwicklung über die Mittelphase der Weimarer Republik und den Verzicht auf einen offenen Kampf gegen den Nationalsozialismus 1932/33 hinaus bis hin zum sozialdemokratischen Exil (oder gar bis in die Zeit nach 1945). Nur selten bzw. meist nur in ersten Ansätzen wurde diese Entwicklungslinie bislang thematisiert.⁹⁸ Ossip K. Flechtheim hat vor längerer Zeit die Schlüsseldaten 1914, 1933 und 1959 in einen inneren Zusammenhang gestellt und dabei harsche Kritik an der SPD geübt.⁹⁹ Curt Geyer, der in seinen Erinnerungen auch die Bedeu-

⁹⁷ W. Heine an F. Stampfer vom 26.9.1914. (Abgedruckt in: FRICKE, Opportunismus und Nationalismus, in: ZfG XXII (1974), S. 844-869, hier: S. 860-862, Zitat: S. 862).

⁹⁸ Zu den wenigen Ausnahmen gehört Stephan KINDYNOS, Nach dem 2. Weltkrieg: Mord und Verrat feiern fröhliche Urständ. SPD und Gestapo – das bestverschwiegene Geheimnis deutscher Parteigeschichte, in: WIEGAND, „Wer hat uns verraten . . .“, S. 193-296. Hier werden mehrere Fälle führender SPD-Politiker aufgeführt, die in der NS-Zeit für die Gestapo gearbeitet hatten. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang auch, dass die SPD nach dem Zweiten Weltkrieg zunächst nur sehr zaghaft das Erbe der Regimegegner pflegte (vgl. Susanne MILLER, Die Behandlung des Widerstands gegen den Nationalsozialismus in der SPD nach 1945, in: Dies., Sozialdemokratie als Lebenssinn, S. 282-296).

⁹⁹ Die Kernaussage lautet: „Beide Male – 1914 wie 1933 - hatte die `Partei der Opportunisten [sic] und der Akkomodisten` in einer großen Krise versagt. Hatte sie zunächst die reaktionären und nationalistischen Kräfte bekämpft, so gab sie schließlich doch nach und ging mit den stärkeren Bataillonen in dem Maße wie diese stärker wurden und sich die Lage zuspitzte, wie die Arbeiterbewegung mehr und mehr in die Defensive geriet und ihr das Gesetz des Handelns zu entgleiten schien. [...] 1914 hat die Anpassung an die herrschenden Kräfte und an die jeweiligen Machthaber zur Katastrophe des verlorenen Weltkrieges und zur Spaltung der Arbeiterbewegung, nach 1918 zur Schwächung der Republik und Demokratie, 1933 zur Stärkung des Dritten Reiches, 1946 zur Bildung und Festigung der SED *Ulbrichts* beigetragen. Muß nicht heute eine Politik der Eliminierung aller kritischen Stimmen, des Taktierens in den Lebensfragen der Menschheit, des Festhaltens an der antiquierten Maxime: `Si vis pacem, para bellum!` eine neue Katastrophe näherrücken?“ (Ossip K. FLECHTHEIM, Die Anpassung der SPD 1914, 1933 und 1959, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 17 (1965), S. 584-604, hier: S. 590 u. 604). Eine Verbindung zwischen den Entscheidungen der SPD von 1914 und 1932/33 sowie dem Kurs der Partei in den 1950er Jahren hat auch Wolfgang Abendroth hergestellt (vgl. Die Entwicklung der SPD).

tung von Heine explizit gewürdigt hat,¹⁰⁰ wies nach dem Zweiten Weltkrieg auf den Einfluss von Kolb, David, Lensch, Heine, Stampfer, Winnig und Haenisch auf die Ideologie der SPD im Ersten Weltkrieg hin und setzte hinzu:

„Die Linie des politischen Denkens, die sie verfolgten, ist mit dem Ende des Krieges im Jahre 1918 nicht abgeschlossen worden. Sie haben in der Republik weitergewirkt und es sind diese Männer gewesen, die im wesentlichen die Politik der Partei in der Republik geformt haben. Sie wirkt heute noch weiter. Eine wahrhaft freie kritische Auseinandersetzung mit dieser Linie des politischen Denkens hat niemals stattgefunden, ebensowenig wie eine umfassende kritische Schlacht gegen die deutsche Gesamtliteratur im Kriege. Der Angriff des diktatorischen radikalen Sozialismus nach dem Kriege hat den Kampfboden vollständig verschoben und damit das Weiterleben des sozialdemokratischen Nationalismus nur begünstigt.“¹⁰¹

Die von Geyer hier gestellten „Hausaufgaben“ sind noch nicht vollständig erledigt, aber es hat sich inzwischen Einiges getan. Vor allem für die Gewerkschaftsführung,¹⁰² nur etwas weniger ausgeprägt für die SPD, hat die Forschung hinsichtlich der Ereignisse von 1932/33 eine „Kontinuität des Irr-

¹⁰⁰ Geyer urteilte über Heine: „Er war vor dem Kriege und erst recht während des Krieges der schärfste Wortführer der offen nationalistisch denkenden äußersten Rechten in der Sozialdemokratischen Partei gewesen. In seinen Schriften hatte er mit größter Klarheit herausgearbeitet, daß die Nation der Internationalität der sozialistischen Bewegung voranzugehen habe. In der Revolution und nach der Revolution war er ein wütender Gegner der Revolution, die er noch stärker haßte als Reichspräsident Ebert.“ (Die revolutionäre Illusion, S. 169).

¹⁰¹ C. GEYER, Macht und Masse, S. 75.

¹⁰² Gerade zwischen der Burgfriedenspolitik, die bei Kriegsausbruch 1914 eingeleitet wurde, und der Anpassungsstrategie, die die Gewerkschaften (v. a. die Führungskräfte des ADGB) 1932/33 an den Tag legten, zeigen sich deutliche Parallelen, die einer genaueren Untersuchung unter Einbeziehung des inzwischen erreichten Forschungsstandes wert wären. Die Kontinuität der Semantik und der dahinter stehenden reformistischen Ideologie lässt sich durch einige Beispiele belegen: Ein ADGB-Aufruf vom 30.1.1933 forderte: „Um Angriffe gegen Verfassung und Volksrechte im Ernstfalle abzuwehren, ist kühles Blut und Besonnenheit erstes Gebot. Laßt Euch nicht zu voreiligen und darum schädlichen Einzelaktionen verleiten.“ (Abgedruckt in: JAHN (Bearb.), Die Gewerkschaften 1930-1933, S. 829f.). Die ADGB-Bundesausschusssitzung am darauffolgenden Tag erklärte: „Organisation nicht Demonstration: das ist die Parole der Stunde“ (Hannes HEER, Burgfrieden oder Klassenkampf. Zur Politik der sozialdemokratischen Gewerkschaften 1930-1933, Neuwied – Berlin 1971, Zitat: S. 101). Die Anpassungspolitik des ADGB machte dann rasche Fortschritte: Der Vorsitzende Leipart bot Hitler am 21.3.1933 die Mitarbeit seiner Organisation als „unpolitischer“ Sachwalter der Arbeitnehmerinteressen an (das betreffende Schreiben ist abgedruckt in: JAHN (Bearb.), Die Gewerkschaften 1930-1933, S. 865-867), wenige Tage später sagte Leipart der Regierung die Loslösung des ADGB von der SPD zu. Bei diesen Versuchen, Anschluss an die neu gewonnene „nationale Einheit“ zu finden, wurde dabei ausdrücklich auf die Politik der Gewerkschaften im Ersten Weltkrieg Bezug genommen, so etwa von Leipart in der Bundesausschusssitzung vom 5.4.1933 (Protokoll abgedruckt in: Ebd., S. 871-873). In einer Erklärung des Bundesausschusses vom 9.4.1933 hieß es: „Die Gewerkschaften erkennen nach wie vor an, daß ihre eigene Bewegungsfreiheit ihre Grenzen finden muß an dem höheren Recht des Staates als Repräsentanten der gesamten Volksgemeinschaft [sic].“ (Volker ULLRICH, Anpassung um jeden Preis? Die Kapitulation der deutschen Gewerkschaften 1932/33, in: MARSSOLEK/SHELZ-BRANDENBURG (Hrsg.), Soziale Demokratie und sozialistische Theorie, S. 245-255, Zitat: S. 251). Wenige Tage später hieß es in einem Artikel in der *Gewerkschafts-Zeitung*: „Die Tage vom August 1914, die jetzt so oft gefeiert werden als Gedenktage der nationalen Einheit, drängen sich wiederum zum Vergleich auf. Damals erfolgte die Ordnung des Verhältnisses zwischen Staat und Arbeiterschaft Zug um Zug: am Tage nach der deutschen Kriegserklärung an Russland, am 2. August 1914, wurden durch Beschluß der Verbandsvorstände alle Lohnkämpfe eingestellt. Der ‚Burgfrieden‘ war damit in Kraft getreten. Unmittelbar darauf erfolgte die Erklärung der Regierung, wodurch der Bestand und die Arbeit der Gewerkschaften sichergestellt wurden. [...] Damals erzwang die Situation rasches, entschlossenes Handeln. Ist dieser Zwang heute weniger geboten, weil wir von keinem äußeren Feinde unmittelbar bedroht werden? Glaubt die Regierung bei den innenpolitischen Aufgaben die Hilfe der Arbeiterschaft entbehren zu können?“ (Artikel abgedruckt in: HEER, Burgfrieden oder Klassenkampf, S. 173-179, hier: S. 177). Zuvor hatte die *Gewerkschafts-Zeitung* die Hoffnung geäußert, „daß der regierende Nationalsozialismus ein anderes Gesicht“ annehmen könnte „als der angreifende“. (Gerhard BEIER, Das Lehrstück vom 1. und 2. Mai 1933, Frankfurt/Main – Köln 1975, Zitat: S. 25).

tums“ festgestellt, die auf die „Politik des 4. August“ zurückgeht.¹⁰³ Als Anregung für weitere Diskussionen sei hier eine den Rahmen des Untersuchungszeitraumes sprengende These formuliert. Ausgangspunkt ist ein für sein Werk typischer weit ausgreifender Gedankengang von Sebastian Haffner. Darin wird eine abgeschlossene Epoche deutscher Außenpolitik definiert vom Beginn der „Weltpolitik“ 1897 bis zum Ende der Großen Koalition 1969; in diesem Zeitraum war die deutsche Außenpolitik stets geprägt von einer Überschätzung der eigenen Möglichkeiten (und den daraus entstehenden Gefahren). Erst die neue Ostpolitik der Regierung von Willy Brandt und Walter Scheel brachte hier einen Wandel.

Analog dazu lässt sich für den gleichen Zeitabschnitt eine Ära sozialdemokratischer Außenpolitik bzw. von Vorstellungen und Ansichten hierzu ausmachen. Sie beginnt – Zufall oder nicht – ebenfalls 1897/1898 mit den Thesen von Schippel und Heine über eine Zustimmung der SPD zu Militärausgaben und führte auf gewundenem, aber ununterbrochenem Weg zur Burgfriedenspolitik mit all ihren Konsequenzen; dazu gehörte, dass die Partei auf Dauer in der Defensive gegenüber dem

¹⁰³ Auch in der SPD hielten sich noch längere Zeit denkbar weltfremde Illusionen, durch einen Kurs der Anpassung ein Mindestmaß an Handlungsspielraum bewahren zu können (zu den Debatten in der Parteiführung siehe Hagen SCHULZE (Hrsg.), *Anpassung oder Widerstand? Aus den Akten des Parteivorstands der deutschen Sozialdemokratie 1932/33*, Bonn-Bad Godesberg 1975; zur Thematik allgemein siehe auch Hans MOMMSEN, *Sozialdemokratie in der Defensive. Der Immobilismus der SPD und der Aufstieg des Nationalsozialismus*, in: Ders., *Arbeiterbewegung und Nationale Frage*, S. 345-365 und MATTHIAS, *Die Sozialdemokratische Partei*, in: Ders./MORSEY (Hrsg.), *Das Ende der Parteien*, S. 101-278). Der – teilweise selbst erzeugte - moralische Druck, sich nicht gegen die „Volksgemeinschaft“ stellen zu können und zu wollen, wirkte wie 1914 ganz erheblich. Der Rekurs auf den Ersten Weltkrieg und die damals von der (M)SPD demonstrierte „nationale Zuverlässigkeit“ fehlte hier ebensowenig wie bei der Gewerkschaftsführung. Der SPD-Vorsitzende Wels verhartete ganz in der althergebrachten Denkweise, als er auf einer gemeinsamen Sitzung der Vorstände von SPD und ADGB am 5.2.1933 betonte, man wisse sich angesichts der nun eingetretenen politischen Lage „fern von jeder Nervosität und Überstürzung“ (KÖNKE, *Organisierter Kapitalismus*, Zitat: S. 235, Anm. 225). In seiner berühmten Reichstagsrede vom 23.3.1933, in der er die Ablehnung des Ermächtigungsgesetzes begründete, erklärte Wels auch: „Der außenpolitischen Forderung deutscher Gleichberechtigung, die der Herr Reichskanzler [d. h. Hitler] erhoben hat, stimmen wir Sozialdemokraten umso nachdrücklicher zu, als wir sie bereits von jeher grundsätzlich verfochten haben. Ich darf mir wohl in diesem Zusammenhang die persönliche Bemerkung gestatten, daß ich als erster Deutscher vor einem internationalen Forum, auf der Berner Konferenz am 3. Februar des Jahres 1919, der Unwahrheit von der Schuld Deutschlands am Ausbruch des Weltkrieges entgegengetreten bin. Nie hat uns irgendein Grundsatz unserer Partei daran hindern können oder gehindert, die gerechten Forderungen der deutschen Nation gegenüber den anderen Völkern der Welt zu vertreten.“ (Rede abgedruckt in: MICHAELIS/SCHRAEPLER (Hrsg.), *Ursachen und Folgen*, Bd. 9, S. 146-148, hier: S. 146; die Rede von Wels auf dem Berner Sozialisten-Kongress ist abgedruckt in: G. A. RITTER (Hrsg.), *Die II. Internationale 1918/19*, Bd. I, S. 210-220). Auch die bayerische SPD verhartete in einer ambivalenten Haltung gegenüber der nationalsozialistischen Machtergreifung und dem damit einhergehenden Terror: Ende April 1933 wandte sich ihr Sprecher im bayerischen Landtag gegen die „Unterdrückung der persönlichen Freiheit und der freien Meinungsäußerung“ durch die Regierung, hielt aber gleichzeitig fest, die SPD betrachte es „in der gegenwärtigen furchtbaren Lage . . . als ihre Aufgabe, die Regierungsarbeit nicht durch kleinliche Nörgelei zu erschweren, sondern pflichtbewußt wie bisher mitzuarbeiten.“ (Bärbel HEBEL-KUNZE, *SPD und Faschismus. Zur politischen und organisatorischen Entwicklung der SPD 1932-1935*, Marburg/Lahn 1975, Zitat: S. 102). Eine scheinbare Neuaufgabe der Ereignisse vom 4.8.1914 gab es im Reichstag am 17.5.1933, als Hitler in einer vergleichsweise moderaten Rede die Gleichberechtigung Deutschlands (v. a. in Rüstungsfragen) einforderte. Im Anschluss daran verlas Reichspräsident Hermann Göring eine von den Fraktionen von NSDAP, DNVP, Zentrum und BVP eingebrachte Billigungsresolution, die einstimmig - d. h. auch von allen anwesenden SPD-Abgeordneten – angenommen wurde. Es folgte stürmischer Beifall und das Deutschlandlied (vgl. WINKLER, *Der Weg in die Katastrophe*, S. 932-936). Auch wenn eine systematisch vergleichende Untersuchung zwischen den Vorgängen von 1914 und 1933 noch aussteht, spricht vieles für die These: „Die ‚Machtergreifungs‘-Rhetorik der Nationalsozialisten muß in den Ohren vieler Zeitgenossen wie eine verspätete Erfüllung der nationalistischen Hoffnungen von 1914 geklungen haben, die sich nach zwanzig Jahren der medialen Mythisierung in einen passenden Hintergrundchor für die Goebbelsche Propagandasprache verwandelt hatten.“ (A. REIMANN, *Von der Mentalität zur Spezialität?*, in: NPL 49 (2004), S. 220-246, hier: S. 230). In diesen „Hintergrundchor“ stimmten Teile der Sozialdemokratie ein, dabei an die Burgfriedenspolitik im Ersten Weltkrieg anknüpfend. Während die Parallelen zwischen 1914 und 1933 evident sind, gilt dies kaum für die beiden Kriegsanfänge von 1914 und 1939 (vgl. H. MAIER, *Ideen von 1914*, in: VfZ 38 (1990), S. 525-542, v. a. S. 531-534).

rechten Lager (Stichwort Dolchstoßlegende) blieb, aus der sie während der Weimarer Republik nicht mehr herausfand. Erst mit der innovativen Ostpolitik Brandts verließ die SPD das traditionelle nationalstaatliche Denken, in dem Kurt Schumacher noch gänzlich gefangen gewesen war, und setzte der konservativen Meinungsführerschaft - gegen alle Widerstände - zum ersten Mal offensiv ein eigenständiges außenpolitisches Konzept entgegen – und hatte damit Erfolg.

Mit dem Ersten Weltkrieg und seiner Erforschung hatte das vordergründig wenig zu tun, aber die Fischer-Kontroverse gilt doch nicht von ungefähr auch als „Türöffner für eine neue Sonderwegstheorie von links und verband sich mit neuen sozialliberalen Axiomen in der Innen- und Außenpolitik.“¹⁰⁴ Konservative Beobachter sahen während der Kanzlerschaft Brandts die SPD wieder „stärker der Tradition Hugo Haase – Hilferding – Dittmann – Ledebour, das heißt der alten USPD verhaftet als den Mehrheitssozialisten Ebert – Noske – Scheidemann – Südekum, die in der heutigen Partei kaum noch ihre Heimat sehen würden, von einem Manne wie August Winnig [...] ganz zu schweigen.“ Mehr noch: „Die `Öffnung nach Osten` konnte nur ein `Usepeter`, ein Mann der zweieinhalbten Internationale vollziehen; er mußte es sogar.“¹⁰⁵ Die neue Ostpolitik, die in dieser Sicht den Weg in den Untergang bahnte,¹⁰⁶ war demnach ein spätes Erbe der USPD, das der Linksozialist Brandt historisch folgerichtig vollstreckte (dass es sich bei der „zweieinhalbten Internationale“ um den Zusammenschluss der USPD mit ihren Bruderparteien handelte, die sich nicht der Moskauer 3. Internationale anschließen wollten, dürfte zu diesem Zeitpunkt nur noch den wenigsten Lesern geläufig gewesen sein). Innerhalb der Sozialdemokratie selbst spielten derartige Reminiszenzen eine eher geringe Rolle; dazu war der ein halbes Jahrhundert zurück liegende Bruderkrieg zu sehr verdrängt worden, die entsprechenden historischen Kenntnisse waren wohl nur rudimentär vorhanden ...

Wie bei der Sozialdemokratie, über mehrere Generationen hinweg, alles mit allem zusammenhing – die Unbeugsamkeit Josef Simons und die Anpassungsbereitschaft Leiparts gegenüber dem Nationalsozialismus, der „Linksozialismus“ Brandts und der Nationalismus Schumachers (der 1914 Kriegsfreiwilliger gewesen war), der autoritäre Führungsstil Schumachers und die Kritik Kröpelins daran, die Affinität Heines und Noskes zu brutaler Gewaltanwendung und das humanitäre Ethos Eisners und Haases, die visionsfreie „Realpolitik“ Eberts und die tiefeschürfende Kritik von Michels, die Naivität Tollers und das Intrigenspiel Auers, der Pragmatismus von Fritz Schröder und der un-

¹⁰⁴ WOLFRUM, Geschichtspolitik in der Bundesrepublik Deutschland, in: APZ H. 45/1998, S. 3-15, hier: S. 9.

¹⁰⁵ Hans-Joachim SCHOEPS, Abschied von Deutschland, Mainz 1973, S. 28f.

¹⁰⁶ Mit der Regierungsübernahme Brandts sah der erzkonservative Historiker Schoeps, der auch die Wiedereinführung der Monarchie in Deutschland befürwortete, die „Anarchie“ heraufziehen; er führte als Beleg für die Unseriösität Brandts dabei auch an, dass dieser – als 18-Jähriger – zur linkssozialistischen SAPD übergetreten war (vgl. Hans Joachim SCHOEPS, Deutschland droht die Anarchie, Mainz (7) 1972, S. 73).

reflektierte Radikalismus Baiers, der Dogmatismus von Blumtritt und die Wendigkeit von Adolf Müller, die Ausgleichsbemühungen Adolf Brauns und die Intransigenz Südekums -, dies zu klären, bedarf es noch einer ganzen Reihe von weiteren Einzelstudien (noch gar nicht erforscht ist etwa der Einfluss ehemaliger Unabhängiger während der Wiederaufbauphase nach 1945¹⁰⁷). Erst wenn hier eine breitere Grundlage geschaffen ist, ist „die Zeit reifer Synthesen“¹⁰⁸ wirklich gekommen. An dieser Stelle weitere Spekulationen anzustellen, erscheint doch verfrüht. Was ebenfalls noch völlig fehlt, ist eine Untersuchung, die sich mit der Rolle des Ersten Weltkrieges im Geschichtsbild der Sozialdemokratie in der Weimarer Republik und darüber hinaus beschäftigt.¹⁰⁹ Auch wenn sicher gilt (bzw. bis vor einiger Zeit galt), „keine deutsche Partei lebt so intensiv mit, ja in ihrer Geschichte wie die Sozialdemokratie“¹¹⁰, so lag und liegt der Erste Weltkrieg (und dabei v. a. der Burgfrieden und seine Folgen) gerade der SPD immer noch „unverdaut und unverdaulich im Magen“¹¹¹.

Sicher ist ebenfalls: Die Führungen von SPD und Freien Gewerkschaften unter Wels und Leipart, die beide im Ersten Weltkrieg auf der Seite der Mehrheit gestanden hatten, reaktivierten in ihrer Hilflosigkeit vor und erst recht nach der Machtübernahme Hitlers die alten Burgfriedensideologeme bei dem Versuch, die völlige Ausschaltung ihrer Organisationen abzuwenden - auch um den Preis der Anbiederung (diesmal allerdings völlig vergeblich). „Linke“ Alternativen zu diesem Kurs spielten in der gewerkschafts- und parteiinternen Debatte nur eine marginale Rolle. Der linke Flügel der Sozialdemokratie, der noch wenige Jahrzehnte zuvor über erheblichen Einfluss verfügt hatte, war inzwischen kein relevanter Faktor mehr. Geschwächt durch Zermürbung von außen, innere Strei-

¹⁰⁷ Auf den maßgeblichen Einfluss, den der weitgehend vergessene Hermann Louis Brill während des Verfassungskonvents von Herrenchiemsee im August 1948 (der die Rohfassung des Grundgesetzes erarbeitete) ausübte, wurde jüngst dankenswerterweise hingewiesen (vgl. Heribert Prantl, Kapitän Ahab und die Idiotenfibel. Wie der Herrenchiemseer Verfassungskonvent vor 60 Jahren in nur 13 Tagen das ganze Grundgesetz entworfen hat; *Süddeutsche Zeitung* Nr. 169 vom 22.7.2008). Brill war bis 1922 Mitglied der USPD gewesen, gehörte danach dem linken Flügel der wiedervereinigten SPD an und war 1922-1924 Ministerialdirektor im thüringischen Innenministerium; nach 1945 war er Leiter der hessischen Staatskanzlei. Er befasste sich dabei auch mit Fragen der Geschichtspolitik; als hessischer Vertreter im Kuratorium des Instituts für Zeitgeschichte warf er der Historischen Kommission des Reichsarchivs vor, versagt und damit die NS-Machtergreifung ermöglicht zu haben (vgl. W. SCHULZE, *Deutsche Geschichtswissenschaft nach 1945*, S. 230). In Bezug auf Bayern wäre der ehemalige USPD-Landtagsabgeordnete Jean Stock zu nennen, der 1947-1949 Mitglied des Parlamentarischen Rates beim Länderrat war und zahlreiche weitere politische Funktionen ausübte. Weitere Beispiele ehemaliger USPD-Mitglieder, die in Bayern am Wiederaufbau nach 1945 beteiligt waren, wurden bereits genannt.

¹⁰⁸ KOCKA, *Arbeiterbewegung in der Bürgergesellschaft*, in: GG 20 (1994), S. 487-496, hier: S. 487.

¹⁰⁹ Einiges spricht dafür, dass die Erinnerung an den Ersten Weltkrieg in der Sozialdemokratie eine erhebliche Rolle gespielt hat. In der Erklärung der Partei vom 2.2.1933, die auf die kurz zuvor erfolgte Ernennung des Kabinetts Hitler-Papen-Hugenberg reagierte, hieß es: „Im Gedenken an Hunderttausende von Sozialdemokraten, die auf den Schlachtfeldern geblieben sind, im Namen von Millionen deutscher Arbeiterfrauen, die Namenloses erduldet und geopfert haben, protestieren wir gegen den ungeheuerlichen Versuch einer Minderheit, sich selber alle nationalen Tugenden und Verdienste zuzuschreiben, die Mehrheit aber als verdächtig und minderwertig außerhalb der Nation zu stellen. [...] Die Regierungsparteien sagen, sie wollten das `November-Verbrechen` wieder gutmachen. Was meinen sie damit? Es gibt kein Novemberverbrechen, durch das der Krieg verloren ging. Der Krieg war trotz aller heldenmütigen Aufopferung des Volkes schon verloren, als im Oktober 1918 Hindenburg und Ludendorff um Waffenstillstand ersuchten.“ (Erklärung abgedruckt in: MICHAELIS/SCHRAEPLER (Hrsg.), *Ursachen und Folgen*, Bd. 9, S. 21f.).

¹¹⁰ H. SCHULZE, *Das Geschichtsbewußtsein der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands*, in: HAUSER (Hrsg.), *Geschichte und Geschichtsbewußtsein*, S. 183-192, hier: S. 183.

¹¹¹ HAFFNER, *Die sieben Todsünden des Deutschen Reiches*, S. 7.

tigkeiten, den Mangel an Führungsfiguren und die Abwanderung zu KPD, SAPD und kleinen Splittergruppen vermochte niemand das Erbe Haases, Kautskys und Ledebours anzutreten. Ehemalige Unabhängige wie Unterleitner, Dittmann und Curt Geyer waren noch in der SPD aktiv, wirkten aber nicht richtungsprägend.

Während die SPD 1933 (viel zu spät) doch noch die Möglichkeit, Widerstand zu leisten, zumindest theoretisch in Betracht zog, kam die Haltung des ADGB „einer völligen Kapitulation gleich.“¹¹² Die Führung der Freien Gewerkschaften und ihre Strategie müssten noch genauer in einem historischen Längsschnitt untersucht werden.¹¹³ Man kann/muss bei diesem Problem sogar noch weiter zurückgehen als bis zum Ersten Weltkrieg: Severing, in der Endphase der Weimarer Republik eine der wichtigsten Führungsfiguren der SPD, hatte sich auf dem Magdeburger Parteitag von 1910 gegen die „Massenstreikpsychose“¹¹⁴ ausgesprochen, war seitdem stets gegen direkte Aktionen der Arbeiterschaft (wie etwa nach dem Kapp-Putsch) vorgegangen und konnte sich auch später konsequenterweise nicht zu einer unkonventionellen und riskanten Aktion durchringen. Der am ehesten geeignete Augenblick, um sich dem Ansturm der Republikfeinde entgegenzustellen, war nach dem „Preußenschlag“ vom 20. Juli 1932 verpasst worden, als die von Otto Braun und Severing geführte Regierung passiv blieb.¹¹⁵ Die Parteiführung forderte – gleichsam im Geiste des Burgfriedens von 1914 – von ihren Mitgliedern nun: „Strengste Disziplin ist mehr denn je geboten. Wilden Parolen von unbefugter Seite ist Widerstand zu leisten!“¹¹⁶ Von „Widerstand“ gegen Papen, Schleicher & Co., denen es um die Zerstörung der Demokratie ging, war hier keine Rede. Der verhängnisvolle Mangel an Elan, Selbstbewusstsein, Weitblick und Initiative, der die SPD-Führung nun kennzeichnete, war auch eine Spätfolge der Entscheidung vom August 1914.¹¹⁷ Dieser Konnex wurde von Zeitgenossen bereits hergestellt; der ehemalige *Vornwärts*-Redakteur Victor Schiff berichtete dazu im Juni 1934 aus dem Exil:

¹¹² ADOLPH, Otto Wels, S. 253.

¹¹³ Dabei müsste mit den Diskussionen vor der Jahrhundertwende (Haltung zum 1. Mai etc.) eingesetzt werden, über die Massenstreikdebatte 1905/6 und die Burgfriedenspolitik ginge es dann zur Zentralarbeitsgemeinschaft vom November 1918, weiter über die großen Streikbewegungen von 1919 bis zum Verhalten gegenüber dem Kapp-Putsch; das vorläufige Ende der Entwicklung wäre dann die Anpassungspolitik von 1932/33 (weitere Verbindungen zur Politik der Gewerkschaften in der frühen Bundesrepublik wären zu prüfen).

¹¹⁴ SEVERING, Mein Lebensweg, Bd. 1, S. 181.

¹¹⁵ Vgl. ULLRICH, Die Stunde der Barone, in: Ders., Das erhabene Ungeheuer, S. 133-143. Siehe dazu ausführlich WINKLER, Der Weg in die Katastrophe, S. 646-680.

¹¹⁶ Ebd., Zitat: S. 662.

¹¹⁷ Joachim C. Fest brachte es auf den Punkt: „Nicht einmal der Gedanke an eine Demonstration des Trotzes tauchte auf, und in keiner Phase des Geschehens dachten Severing und seine entnervten, moralisch gebrochenen Mitstreiter daran, durch ein Ende in Ehren nicht nur die Halbheiten und Versäumnisse der vergangenen dreizehn Jahre vergessen zu machen, sondern auch den Impuls für ein erneuertes demokratisches Selbstbewußtsein zu gewinnen.“ (Hitler, S. 473).

„Wer wollte leugnen, daß Fehler begangen wurden? Aber es wäre sehr lehrreich, hätte man dazu den nötigen Raum, sie alle aufzuzählen und gegeneinander abzuwägen: jene, die auf das Konto `Reformismus` und jene, die auf das Konto `Radikalismus` gehen. Wie bei jeder Diskussion über historische `Schuldfragen` gehen die Ansichten schon über den Zeitpunkt auseinander, an dem eine Untersuchung und Diskussion zu beginnen hat. In den reichlich unerquicklichen Debatten, die ich in der Emigration erlebt habe, habe ich die Erfahrung gemacht, daß, sobald man das Thema 20. Juli 1932 einigermaßen erschöpft hat, natürlich ohne sich gegenseitig zu überzeugen, die `Radikalen` mit einem Sprung schon beim 4. August 1914 zurücklandeten. Mir liegt diese Wiederkäuerei nicht, und zwar vielleicht gerade deshalb, weil ich all das aus nächster Nähe erlebt habe und ich im Interesse der kameradschaftlichen Zusammenarbeit heute mehr denn je wünschen würde, daß ich kein so gutes Gedächtnis hätte.“¹¹⁸

Siegfried Aufhäuser, ehemaliges Mitglied der USPD und einer der bedeutendsten Gewerkschaftsführer während der Weimarer Republik, kritisierte die Haltung des ADGB, die 1932/33, „hart an die Grenzen nationalsozialistischer Politik gelangt war“¹¹⁹, und interpretierte die Zerschlagung der Gewerkschaften im Mai 1933 ganz direkt als Quittung für die Bewilligung der Kriegskredite im August 1914.¹²⁰ Was die Sozialdemokratie als Ganzes anbelangte, war ihr „Gedächtnis“ weniger gut. Eine kritische Aufarbeitung der „Politik des 4. August“ und ihrer Folgen blieb - im Exil und danach – aus, Verdrängung und Selbstgerechtigkeit blieben dominierend. Zwischen „Preußenschlag“ und NS-Machtergreifung hatte Heine an Severing geschrieben:

„Es ist wohl natürlich, daß gerade bei diesem Jahreswechsel [d. h. 1932/33] mich die Frage immer und immer wieder quält, wie es möglich war, daß ein Haufen von Unfähigen, von Schwindlern darf man sagen, sich so plötzlich der Gewalt bemächtigen und das meiste, das die Demokratie geschaffen hatte, zerstören konnte. – Ich pflege die Schuld solcher Entwicklung nicht allein bei den Gegnern und ungünstigen Umständen zu suchen. Eine Partei, der dies widerfährt, muß sich fragen, welchen Teil von Schuld sie auf sich zu nehmen hat. Aber ich grübele ziemlich ins Blaue hinein . . . Von dem jedoch, woran ich noch mitgewirkt habe, kann ich sagen, daß ich nicht wüßte, wie wir es anders hätten machen sollen . . .“¹²¹

Von „Einsicht“ war hier keine Spur; ähnlich hielten es Noske, Gustav Bauer und Südekum, die – anders als David, der 1930 starb – alt genug wurden, um den Zweiten Weltkrieg noch (teilweise) mitzuerleben. Otto Braun „erklärte“ den Untergang der Weimarer Republik mit dem Schlagwort „Versailles und Moskau“;¹²² er suchte und fand damit externe Schuldige, wodurch auch die Sozialdemokratie entlastet werden sollte. Noch einen Schritt weiter ging Südekum (für den der National-

¹¹⁸ Artikel abgedruckt in: MICHAELIS/SCHRAEPLER (Hrsg.), Ursachen und Folgen, Bd. 9, S. 262-266, hier: S. 263.

¹¹⁹ BEIER, Das Lehrstück, Zitat: S. 31.

¹²⁰ Vgl. ebd., S. 20.

¹²¹ W. Heine an C. Severing zur Jahreswende 1932/33. (MATTHIAS, Die Sozialdemokratische Partei Deutschlands, in: Ders./MORSEY (Hrsg.), Das Ende der Parteien, S. 101-278, Zitat: S. 196).

¹²² Vgl. H. SCHULZE, Otto Braun, S. 800f.

sozialismus nur eine Vorstufe des Kommunismus darstellte); in seinem Schreiben an den SPD-Parteivorstand vom März 1933, in dem er seinen Parteaustritt begründete, führte er aus: „Wenn ich auch, schon um dem naheliegenden Vorwurf der `Konjunkturpolitik` zu entgehen, nicht in die NSDAP einzutreten beabsichtige, kann ich mich doch nicht in den Schmollwinkel stellen und die Dinge, namentlich die wirtschaftlichen Dinge, laufen lassen, wie sie laufen. [...] Ich muss vielmehr meiner ganzen Lebensauffassung nach mit Hand anlegen, um Deutschlands Wiederaufstieg in der Welt nach meinen schwachen Kräften zu fördern. Genau so, wie ich 1914 als freiwilliger Soldat in den Krieg gezogen bin, werde ich auch jetzt meine bescheidene Pflicht gegen das deutsche Volk tun.“¹²³ Damit hatte Südekum, durchaus überzeugend, den ideologischen Brückenschlag zwischen dem „Augusterlebnis“ von 1914 und der „nationalen Revolution“ von 1933 vollzogen (was ihm allerdings nichts mehr nützen sollte¹²⁴).

Die Vertreter des rechten SPD-Flügels standen einfluss- und verständnislos einem Regime gegenüber, das nun auf seine Weise die lange zuvor (v. a. auch von rechten Sozialdemokraten) ersonnene Volksgemeinschaftsideologie umsetzte, die den Weg in die Barbarei ebnete. Südekum, Heine, Severing, Leipart und ihre Mitstreiter hatten dies natürlich weder geplant noch beabsichtigt, aber sie hatten wichtige Voraussetzungen dafür geschaffen, dass es möglich wurde. Auf dem SPD-Parteitag von 1945 in Hannover bemerkte Schumacher zum Versagen der Gewerkschaftsführung im Frühjahr 1933: „Es ist seelisch sehr interessant, daß es Menschen gewesen sind, die ihr ganzes vergangenes Leben lang ausgesprochene Reformisten waren. Ich möchte jetzt das Wort Reformismus nicht als Gegensatz zwischen einem rechten und einem linken Flügel der Sozialdemokratie verstanden wissen . . . Ich meine Reformismus als die Geisteshaltung, die mit der Taktik der Anpassung und des Nachgebens das Größtmögliche erreichen möchte.“¹²⁵ Damit schließt sich wieder der Kreis und der Blick geht automatisch zurück bis in die 1890er Jahre, zu den Ideen von David und Vollmar, Heine und Schippel . . .

Im Lager der rechtsradikalen Republikfeinde, das nach der Niederschlagung der Revolution die rechte Sozialdemokratie ebenso bekämpfte und diffamierte wie die linke oder die Kommunisten, war unterschwellig stets das Bewusstsein dafür vorhanden, was man der MSPD in Wahrheit zu „verdanken“ hatte.¹²⁶ (Nicht umsonst stand der Name Heines auf der Kabinettsliste der Kapp-

¹²³ A. Südekum an SPD-Parteivorstand vom 25.3.1933. (M. BLOCH, Albert Südekum, Zitat: S. 301).

¹²⁴ Da Südekum mit einer Jüdin verheiratet war, hatte er keinerlei Aussicht auf eine Karriere im Dritten Reich; später hatte er Kontakt zu Widerstandskreisen, wurde aber nicht verhaftet, da er einige Monate vor dem 20. Juli 1944 starb.

¹²⁵ BEIER, Das Lehrstück, Zitat: S. 45.

¹²⁶ Auf der einen Seite gab es bei der radikalen Rechten die Einstellung, alles „Linke“ in einen Topf zu werfen; ein adliger Offizier schrieb 1924: „Denn letzten Endes sind Ebert, Pazifisten, Juden, Demokraten, Schwarzrotgold u[nd] Franzosen alles das Gleiche, nämlich die Leute, die die Vernichtung Deutschlands wollen. Kleine Unterschiede mögen sein, im Enderfolg kommt es aber auf das Gleiche hinaus.“ (BARTH, Dolchstoßlegenden, Zitat: S. 509f.). Auf der anderen Seite wurde aber auch bewusst unterschieden:

Putschisten.¹²⁷) Adolf Hitler selbst zeigte hier – ebenso wie der abgedankte Wilhelm II.¹²⁸ – ein differenziertes Urteil; im Februar 1942 erklärte er gegenüber Heinrich Himmler: „Bei den Gestalten von 1918 mache ich einen Unterschied. Die einen sind hineingeschlittert wie der Pontius ins Credo: Die wollten nie Revolution machen. Dazu gehörte der Noske, auch Ebert, Scheidemann, Severing, in Bayern der Auer. Im Kampf gegen die Leute konnte ich darauf keine Rücksicht nehmen und auch keine Entschuldigung kennen. Erst nach dem Sieg konnte ich sagen: Ich verstehe eure Argumente.“¹²⁹ Diese späte Würdigung Auers kam nicht von ungefähr;¹³⁰ auf vergleichbares „Verständnis“ konnten die überzeugten Revolutionäre von 1918, d. h. in erster Linie die Vertreter der (ehemaligen) USPD, nicht rechnen. Sie blieben als „Novemberverbrecher“ Zielscheibe des krankhaften Hasses Hitlers, der überzeugt war: „Nur dadurch, daß aus der großen Masse sich die USP[D] als aktive, kämpfende Minorität loslöste, konnte die Revolution durchgeführt werden.“¹³¹

So unterschiedlich die Rollen von MSPD und USPD vom Diktator beurteilt wurden, das Ergebnis – Verfolgung und Unterdrückung – blieb (von Ausnahmen abgesehen) das gleiche.¹³² Der eigentliche Unterschied bestand darin, dass die MSPD ihren späteren Verfolgern direkt in die Hände gespielt und ihren eigenen Interessen und denjenigen ihrer Anhänger in einem Maße geschadet hatte, das beispiellos war und ist. Die nationalsozialistische Machtergreifung kann so auch als endgültiges Debakel der 1914 umgesetzten, lange zuvor geplanten Integrationsstrategie gelesen werden.¹³³ Der

Während des so genannten Dolchstoß-Prozesses in München, der 1925 die Vorgänge bei Kriegsende behandelte, wandten die Vertreter der Dolchstoßthese diese ausdrücklich nur auf die USPD, nicht auf die MSPD an (vgl. ebd., S. 512).

¹²⁷ Vgl. GIETINGER, Eine Leiche im Landwehrkanal, S. 166, Anm. 134.

¹²⁸ In seinen 1922 erschienenen Erinnerungen schrieb der ehemalige Monarch: „Ich weiß sehr wohl, daß viele, die zur sozialdemokratischen Fahne standen, die Revolution nicht wollten. Auch einzelne sozialdemokratische Führer wollten sie zu diesem Zeitpunkte nicht; mancher von ihnen war bereit, mit mir zu arbeiten. Aber diese Sozialdemokraten haben es nicht verstanden, die Revolution zu verhindern; darin liegt ihre Mitschuld an den heutigen Verhältnissen. [...] Die deutsche Arbeiterschaft hat sich unter mir im Felde glänzend geschlagen und auch zu Hause jahrelang für Munition und Kriegsgerät gesorgt. Das darf nicht vergessen werden. Später erst bröckelten Teile von ihr ab. Das war aber Schuld der Agitatoren und Umstürzler, nicht des anständigen, patriotischen Teiles der Arbeiterschaft. Die gewissenlosen Hetzer sind die wahrhaft Schuldigen an dem völligen Zusammenbruche Deutschlands.“ (WILHELM II., Ereignisse und Gestalten, S. 288f.).

¹²⁹ Abgedruckt in: JOCHMANN (Hrsg.), Adolf Hitler. Monologe im Führerhauptquartier, S. 248.

¹³⁰ Hermann Esser, in der Frühzeit der (NS)DAP einer der wichtigsten Propagandisten der Partei, erinnerte sich noch lange nach dem Zweiten Weltkrieg daran, dass Auer für die Nationalsozialisten „immer ein Mann gewesen [sei], mit dem man eigentlich gern gesprochen habe“ (Falk WIESEMANN, Die Vorgeschichte der nationalsozialistischen Machtübernahme in Bayern 1932/33, Berlin 1975, S. 112, Fn. 13). Dazu noch eine weitere Episode: „Ein einziges Mal nur sah Hitler sich ernsthaft bedroht, als der bayerische Innenminister Schweyer im Laufe des Jahres 1922 erwog, ihn als lästigen Ausländer nach Österreich abzuschicken: das Bandenwesen auf den Münchener Straßen, die Schlägereien, die Belästigung und Aufwiegelung der Bürger, so befand die Konferenz der Führer aller Parteien, seien allmählich unerträglich geworden. Doch Erhard Auer, der Führer der Sozialdemokraten, wandte sich unter Berufung auf ‚demokratische und freiheitliche Grundsätze‘ dagegen.“ (FEST, Hitler, S. 225).

¹³¹ So in einer Versammlungsrede im Münchner Hofbräuhaus am 25.10.1922. (Abgedruckt in: Eberhard JÄCKEL/Axel KUHN (Hrsg.), Hitler. Sämtliche Aufzeichnungen 1905-1924, Stuttgart 1980, S. 708-712, hier: S. 708).

¹³² Hitler behauptete später, er habe Noske und Anderen, denen er sich zu Dank für die Niederwerfung der Revolution verpflichtet fühlte – „Gott sei Dank, sagte ich mir, daß die dieses Geschmeiß beseitigt haben.“ (Abgedruckt in: JOCHMANN (Hrsg.), Hitler. Monologe im Führerhauptquartier, S. 161) –, die Pensionen erhöht.

¹³³ Selbst dieses Fiasko führte nur in den seltensten Fällen zu Selbstkritik. Noske etwa wandte sich nach seiner im März 1933 erfolgten Absetzung als Oberpräsident von Hannover an den preußischen Ministerpräsidenten Hermann Göring und untermauerte seinen

junge Willy Brandt hatte dies schon im Juni 1933 in groben Umrissen erkannt, als er über die Politik der SPD-Führung schrieb: „Dem Verrat von 1914 folgte der Verrat von 1918.“¹³⁴ Und: „Das ganze Auftreten der deutschen Sozialdemokratie in den Tagen der Revolution hat den Weg für den Triumph des Faschismus vorbereitet.“¹³⁵

Vergleichbare „Selbstkritik“ von Seiten prominenter Sozialdemokraten war extrem selten, aber es gab sie hin und wieder. Scheidemann machte nicht nur die „Zersplitterung der Arbeiterklasse“, sondern auch die Unfähigkeit der Führer seiner eigenen Partei für den Sieg des Nationalsozialismus verantwortlich.¹³⁶ Im dänischen Exil erschien ihm die „absolute Disziplin der SPD als heiligstes Parteisakrament“ inzwischen als „fast unverständlich“. Er erkannte nun: „Der Organisation der Partei, die immer mehr Selbstzweck wurde, anstatt Mittel zum Zweck zu bleiben, hat diese unerhörte Disziplin viel genutzt, politisch ist sie vielleicht gerade an dieser Disziplin mit zugrunde gegangen.“¹³⁷ In alle Himmelsrichtungen zerstreut, im Zuchthaus, im Konzentrationslager oder im Exil in verschiedenen Staaten, mussten die ehemaligen Kontrahenten innerhalb der Arbeiterbewegung der sich anbahnenden Katastrophe zusehen. Die Chance, sie abzuwenden, war längst verpasst. Kein Geringerer als Adolf Müller hatte im Oktober 1918 verlangt: „Die Konsequenzen von der Tatsache, daß preußischer Hochmut, hohenzollernscher Wahnsinn und die Ignoranz des großen Generalstabes das Reich ins Verderben gehetzt haben, müssen unerbittlich gezogen werden.“¹³⁸ Genau das unterließ die MSPD-Führung in Fortsetzung ihrer verfehlten Politik während des Krieges. Die Folgen zeigten sich zwei Jahrzehnte später mit aller Härte.

An frühzeitigen Warnungen hatte es auch hier nicht gefehlt, so etwa durch Josef Simon: „Mit Grauen denken wir an die Möglichkeit eines neuen Krieges, der in seinen Auswirkungen noch viel fürch-

Protest mit dem Hinweis auf seine „vaterländische Gesinnung“, die während des Weltkrieges „gerühmt“ worden sei. (H.-C. SCHRÖDER, Die deutsche Arbeiterbewegung im Ersten Weltkrieg, in: BÖHME/KALLENBERG (Hrsg.), Deutschland und der Erste Weltkrieg, S. 253-274, Zitat: S. 271).

¹³⁴ So in der Broschüre „Warum hat Hitler in Deutschland gesiegt?“ (Abgedruckt in: W. BRANDT, Hitler ist nicht Deutschland, S. 135-156, hier: S. 142).

¹³⁵ So in einem Beitrag für das Buch „Deutschland unter dem Hakenkreuz“. (Abgedruckt in: Ebd., S. 157-190, hier: S. 166).

¹³⁶ Im Exil schrieb Scheidemann: „Dass die Republik dem Faschismus ohne die geringste Gegenwehr in die Hände fiel, ist zurückzuführen auf die Zersplitterung der deutschen Arbeiterklasse, auf die Unfähigkeit der republikanischen Regierungen und die nicht minder große Unzulänglichkeit der Arbeiterführer, gleichviel, ob sie nun als Sozialdemokraten, als Kommunisten oder Gewerkschafter versagten.“ (GELLINEK, Philipp Scheidemann, Zitat: S. 84f.).

¹³⁷ Philipp SCHEIDEMANN, Das historische Versagen der SPD. Schriften aus dem Exil. Herausgegeben von Frank R. Reitzle, Lüneburg 2002, S. 92. Im gleichen, 1935/36 entstandenen Text vertrat Scheidemann die Ansicht: „Der ‚Beginn‘ mit den historischen Fehlern läßt sich nicht genau feststellen, liegt aber bestimmt mindestens bis 1912 zurück. Damals hätte die Partei verstehen müssen, die bei den Reichstagswahlen erreichte Stärke, 110 Mandate von insgesamt 397, in politischen Einfluß umzusetzen. Wir sprechen aus guten Gründen von Einfluß und nicht von Macht. Daß der Eintritt in das Reichstagspräsidium oder die Besetzung einiger Geheimratsposten mit Sozialdemokraten noch lange nicht politische Macht ist, braucht nicht besonders betont zu werden. Vor lauter Silbenstecherei ist 1912 viel verpaßt worden.“ (Ebd.).

¹³⁸ A. Müller an Ministerpräsident Dandl vom 20.10.1918. (POHL, Adolf Müller, Zitat: S. 204f.).

terlicher sein würde, als der letzte Krieg es gewesen ist.“¹³⁹ Ströbel, der legitime politische Nachlassverwalter Eisners, erkannte bereits 1925: „Die Arbeiterklasse Europas hat aber *alle Ursache*, ihre ganze Kraft zu regen, um den neuen Weltkrieg unmöglich zu machen. Denn ein solcher Krieg müßte die europäische Wirtschaft völlig zugrunde richten und Entbehrungen und Bestialitäten über die europäische Menschheit bringen, gegen die alles Bisherige nur ein Schatten wäre.“¹⁴⁰ Ende 1930, d. h. lange vor Hitlers Machtübernahme, prophezeite er: „Wenn also die Dinge in Deutschland so weiter gehen wie bisher, ist der neue Weltkrieg sicher, nur nicht der Weltkrieg, der den deutschen Kriegsschwärmern Sieg, Ruhm und Macht bringt, sondern der Krieg, der mit der Vernichtung Deutschlands endet.“¹⁴¹ Toller schrieb zur selben Zeit in der *Weltbühne*:

„Es ist an der Zeit, gefährliche Illusionen zu zerstören. Nicht nur Demokraten, auch Sozialisten und Kommunisten neigen zu der Ansicht, man solle Hitler regieren lassen, dann werde er am ehesten `Abwirtschaften`. Dabei vergessen sie, daß die Nationalsozialistische Partei gekennzeichnet ist durch ihren Willen zur Macht und zur Machtbehauptung. Sie wird es sich wohl gefallen lassen, auf demokratische Weise zur Macht zu gelangen, aber keinesfalls auf Geheiß der Demokratie sie wieder abgeben.

Es heißt, die Menschen lernen nichts aus der Vergangenheit, anscheinend lernen sie auch nichts aus der Gegenwart. Sonst müßten sie sich daran erinnern, welche Methoden Mussolini, Pilsudski und andre angewandt haben.

Reichskanzler Hitler wird die Errungenschaften der Sozialdemokratie, auf die die Partei so stolz ist, mit einem Federstrich beseitigen. Über Nacht werden alle republikanischen, sozialistischen Beamten, Richter und Schupos ihrer Funktionen enthoben sein, an ihre Stelle werden fascistisch zuverlässige Kaders treten. Bei der Reichswehr hat Hitler nicht viel Arbeit [...]. Wer heute über Reichswehr, Polizei, Verwaltung und Justiz verfügt, ist in normalen Situationen kaum mehr aus dem Sattel zu heben. Und die Opposition?, werden Sie fragen. Historische Analogien stimmen nicht mehr. Die Entwicklung der militärischen Technik ist dermaßen fortgeschritten, daß selbst wenn die Opposition sich zur Wehr setzen sollte, sie gegen die Kampfmittel, über die die Regierung verfügt, Giftgas, Tanks und Fliegerbomben, nichts ausrichten könnte. [...]

Es gibt eine einzige Macht, die noch ernsthaft mit dem Fascismus den Kampf aufnehmen . . . könnte, die Einheitsfront der freien Gewerkschaften. Aber heute fürchten ihre Führer um den aus Arbeitergroschen ersparten Millionenbesitz. Ist der Fascismus einmal stark genug, wird er auch vor den Gewerkschaften, die er in der ersten Zeit schonen mag, nicht haltmachen. Oder werden die Gewerkschaften wieder den Boden der Tatsachen betreten? [...]

Geschieht heute nichts, stehen wir vor einer Periode des europäischen Fascismus, einer Periode des vorläufigen Untergangs sozialer, politischer und geistiger Freiheit, deren Ablösung nur im Gefolge grauenvoller, blutiger Wirren und Kriege zu erwarten ist.“¹⁴²

Alle diese Befürchtungen sollten eintreten, einschließlich das Versagen der Gewerkschaftsführung im Geiste der Neuauflage der Integrationsstrategie von 1914. Toller selbst stemmte sich auch noch

¹³⁹ So Simon in seiner Rede auf dem 5. Kongress der Internationalen Schuh- und Lederarbeiter-Vereinigung in Stockholm 1929. (Abgedruckt in: MIRKES (Hrsg.), Josef Simon, S. 315-318, hier: S. 318).

¹⁴⁰ Heinrich Ströbel, Revolution und Klassenkampf, in: *Jungsozialistische Blätter*, H. 9 vom Sept. 1925, S. 262-265, hier: S. 264.

¹⁴¹ WIELAND, Heinrich Ströbel, Zitat: S. 302.

¹⁴² Artikel abgedruckt in: BÜTOW, Der Konflikt zwischen Revolution und Pazifismus, Anhang: S. 43-46, hier: S. 44-46.

1938, auf dem Internationalen Schriftstellerkongress in Paris, gegen das bevorstehende Unheil; verzweifelt schilderte er die drohenden Gefahren: „Wenn es der Welt nicht gelingt, Hitler zum Frieden zu *zwingen*, wird er Deutschland und Europa in einen Trümmerhaufen verwandeln und die Zivilisation vernichten. (. . .) Möge nicht wieder über dieser Epoche das Wort stehen, das der künftige Historiker als das Motto der vergangenen Jahre geben wird: Was erkannt wurde, wurde zu spät erkannt. Wo gehandelt wurde, wurde zu spät gehandelt.“¹⁴³

Von dieser Anklage durfte sich auch die SPD angesprochen fühlen, doch es waren nicht ehemalige Unabhängige wie Toller, Simon und Ströbel, die die Deutungshoheit über die historischen Verdienste und Versäumnisse der deutschen Sozialdemokratie erlangten. Nach 1945 hielten auch konservative Historiker kaum noch an der abstrusen Behauptung fest, die Mehrheitssozialdemokratie sei der „siegreichen Front“ in den Rücken gefallen. Ebert und seine Getreuen galten dafür nun fast durchgehend als aufrechte Patrioten, die sich in schwerer Zeit um die Demokratie in Deutschland verdient gemacht hätten, für deren Scheitern sie (fast) nichts konnten. Kritik von „links“ an der Politik der (M)SPD war während des Kalten Krieges zunächst wenig populär; die so gut wie nie differenziert und sachlich vorgetragenen Angriffe von kommunistischer Seite erhöhten die Reputation von Ebert, Wels, Severing und Scheidemann nur noch. Die USPD, die zwischen MSPD und KPD gestanden hatte, wurde als „Randerscheinung“ lange Zeit kaum wahr genommen; im Gegensatz zu anderen Strömungen der Linken stand sie ohne Nachfolgeorganisation da, die ihr historisches Erbe für sich reklamierte.

Für das Selbstverständnis der SPD war diese Entwicklung recht bequem, obwohl sich in der Wissenschaft ab den 1960er Jahren doch die Erkenntnis durchsetzte, dass die Politik der MSPD während der Revolution keineswegs alternativlos gewesen war. Auch die Blutspur, die Noske mit seinen Söldnertruppen hinterlassen hatte, erregte nun immer mehr den angemessenen Abscheu.¹⁴⁴ Doch im Kollektivgedächtnis der Deutschen spielten die Ereignisse von 1918/19 kaum noch eine Rolle. Die NS-Diktatur und der Zweite Weltkrieg, nicht zuletzt der aufopferungsvolle Leidensweg, den viele Sozialdemokraten in dieser Zeit zu beschreiten hatten, verdeckten meist den (kritischen) „Blick zurück“, der für die SPD notwendig gewesen wäre, um sich von den vielen Selbsttäuschungen und –stilisierungen zu befreien. So geriet die Verbindung zwischen Reformismus bzw. Burgfriedenspolitik und dem Untergang der Weimarer Republik völlig in „Vergessenheit“.¹⁴⁵ Diese Verbindung war

¹⁴³ KARL, Ernst Toller, in: Dies., Die Münchener Räterepublik, S. 190–209, Zitat: S. 208.

¹⁴⁴ Während die 1987 erschienene kritische Biographie von Wolfram Wette über Gustav Noske noch einige Auseinandersetzungen hervorrief, ist in der neuesten Überblicksdarstellung zur Revolution von 1918/19 von Volker Ullrich das negative Urteil über die konterrevolutionäre Politik Noskes bereits eine Selbstverständlichkeit (vgl. Die Revolution 1918/19, v. a. S. 88–92).

¹⁴⁵ In einer von der SPD herausgegebenen Broschüre zum 60. Jahrestag des Ermächtigungsgesetzes schrieb Helga Grebing: „Entgegen mancher vordergründigen historischen Optik hat die sozialdemokratische Arbeiterbewegung den Nationalsozialismus keineswegs

bei Ausbruch des *Ersten* Weltkrieges natürlich noch nicht abzusehen gewesen; Mehrheit wie Minderheit in der Partei sind danach zu beurteilen, was sie zum jeweiligen Zeitpunkt wissen *konnten*, danach, wie sie auf die jeweils herrschenden Rahmenbedingungen reagierten. Roger Chickering brachte das Problem der sozialdemokratischen Parteiopposition prägnant zum Ausdruck: „Es war schwierig, sich gegen diesen Krieg zu stellen. Die Hindernisse waren ebenso gewaltig wie die moralischen und materiellen Ressourcen, die in das enorme Massaker investiert wurden.“¹⁴⁶ Die organisatorische Schwäche der bayerischen Parteiopposition bzw. der USPD bis zum Kriegsende kann vor diesem Hintergrund nicht überraschen.

Offenkundig ist demnach, wie schwierig die Ausgangslage für die sozialdemokratische Parteiopposition war, die den Burgfriedenskonsens aufkündigen wollte. Angesichts der Isolation in einer ihr feindlich gesinnten politischen Umgebung war es für die USPD umso wichtiger, sich ihrer Legitimität zu versichern; dafür bot sich in erster Linie das geistige Traditionserbe der Sozialdemokratie an. Auf dem USPD-Gründungsparteitag im April 1917 wurde ein Manifest verabschiedet, in dem die Parteispaltung in einen größeren Zusammenhang gerückt wurde; darin hieß es: „Schon vor dem Kriege waren in unserer Partei scharfe Gegensätze aufgetaucht zwischen den Genossen, die an dem alten Charakter der Sozialdemokratie festhielten und neu auftretenden Elementen, die dem Gedanken der internationalen Solidarität der Proletarier nationalsoziale Zwecke und die der Taktik unversöhnlicher Opposition die Taktik des Nationalliberalismus entgegenzusetzen versuchten. Der Weltkrieg hat diese Gegensätze ungemein vertieft und die nationalsozialen und nationalliberalen Bestrebungen in den offiziellen Vertretungen und Organen der deutschen Sozialdemokratie zur Herrschaft gebracht.“¹⁴⁷ Neben der ungetrübten Selbstwahrnehmung der „neuen“ Partei als Vertreterin der „alten“ Werte (damit der „eigentlichen“ Sozialdemokratie), geht es hier um das Spannungsverhältnis zwischen Kontinuität (gegenüber der Vorkriegszeit) und Wandel (hervorgerufen durch den Weltkrieg).

Diese Dialektik hat bereits die Zeitgenossen bewegt: „Was vor 1914 lag und was dann folgte, das sah einander gar nicht ähnlich“, schrieb Max Brod, „spielte nur nominell auf derselben Erdoberfläche.“¹⁴⁸ So zwingend diese Einschätzung den Mitlebenden erschienen sein mag, so abweichend fällt

unterstützt; sie hat früh genug – in zwei zeitlich konzentrierten Blöcken 1922 bis 1924 und 1929 bis 1933 – sich mit dem italienischen Faschismus und dem deutschen Nationalismus [sic], in der Intensität allen anderen politischen Gruppierungen überlegen, auseinandergesetzt und dabei ein hohes Maß an Realitätsdeckung erreicht.“ (Helga GREBING, *Unsere Verpflichtung heute: Wahrung der Menschenrechte, der Freiheit, der Demokratie*, in: SPD-BUNDESTAGSFRAKTION (Hrsg.), „Freiheit und Leben kann man uns nehmen, die Ehre nicht“, Sondersitzung der SPD-Bundestagsfraktion am 23. März 1993 zum 60. Jahrestag der Entmachtung des Reichstags durch Hitler, Bonn 1993, S. 22-29, hier: S. 23). Diese Feststellung ist korrekt, blendet aber die Politik der SPD im Weltkrieg und während der Revolution vollkommen aus, ebenso die „Anpassungspolitik“ der Freien Gewerkschaften.

¹⁴⁶ CHICKERING, *Das Deutsche Reich und der Erste Weltkrieg*, S. 183.

¹⁴⁷ PRAGER, *Das Gebot der Stunde*, Zitat: S. 142.

¹⁴⁸ EKSTEINS, *Der Große Krieg*, in: ROTHER (Hrsg.), *Die letzten Tage der Menschheit*, S. 13-22, Zitat: S. 13.

das Urteil aus heutiger Sicht aus: „Die moderne Welt, das zeigt sich bei näherem Hinsehen, erhob sich nicht aus den Schützengräben der Somme und den Ruinen Flanderns, sondern hatte schon vor 1914 die Menschen längst ergriffen. Der Krieg funktionierte lediglich als Katalysator, der die alten Strukturen rascher zum Einsturz brachte und neuen Identitäten schneller erlaubte, selbstbewusst aufzutreten.“¹⁴⁹ Diese Deutung kann inzwischen als „herrschende Meinung“ angesehen werden.¹⁵⁰ Die beiden Phänomene Kontinuität und Wandel gilt es nun im Hinblick auf die Sozialdemokratie in ihrem Verhältnis zueinander zu analysieren.

Unstrittig ist zunächst einmal, dass die Politik der SPD im Ersten Weltkrieg - im Reich wie in Bayern - nicht zu verstehen ist ohne die Entwicklungen, die in dem Vierteljahrhundert zuvor stattgefunden hatten. Die Fähigkeit und der Wille zu selbstkritischer Betrachtung dieses Zeitraumes waren nicht nur, aber vor allem bei den Anhängern der Parteiopposition bzw. den (späteren) Mitgliedern der USPD vorhanden. Über die Politik der SPD vor dem Krieg urteilte Schröder in einer Sitzung des provisorischen bayerischen Nationalrates im Dezember 1918: „Wir haben uns in Reden ergangen, aber wir haben niemals gehandelt. Wir haben niemals in wichtigen politischen Fragen auch Aktionen durchgeführt, die die Regierung der damaligen Zeit gezwungen hätte[n], das zu tun, was das Proletariat verlangt. Heute sehen wir, wohin es geführt hat, und heute erkennen wir, müssen wir restlos erkennen, daß diese alte Taktik falsch war und daß wir den neuen Weg beschreiten müssen, den die Unabhängige sozialdemokratische Partei während der viereinhalb Jahre gegangen ist.“¹⁵¹ Der Widerspruch zum oben zitierten Manifest vom April 1917 lässt sich leicht auflösen: Die USPD bekannte sich zur revolutionären Theorie der alten Sozialdemokratie, verwarf aber die reformistische Praxis, die sich schon lange vor 1914 faktisch durchgesetzt hatte. Gleichzeitig scheint bei Schröder auch der Anspruch durch, etwas völlig Neues zu erschaffen (den die bayerische USPD in der Revolutionszeit auch einzulösen versuchte).

In seiner Rückschau betrachtete Schröder offenbar die Entscheidung vom 4. August 1914 als maßgebliche Wegmarke; die „Entstehung“ der USPD datierte er *nicht* erst, wie es eigentlich korrekt gewesen wäre, auf den April 1917. Gerade die Selbstverständlichkeit, mit der Schröder dies tat, zeigte, wie zwingend und allgemein akzeptiert ihm diese Sicht offenbar erschien. Unter entgegengesetzten Vorzeichen galt dies auch für David, der behauptete: „Hier [d. h. im August 1914; B. A.] war ein Kreuzungspunkt, von dem aus sich zwei verschiedene Wege, die die Entwicklung der deutschen

¹⁴⁹ BLOM, Der taumelnde Kontinent, S. 13f.

¹⁵⁰ Vgl. A. REIMANN, Der Erste Weltkrieg, in: APZ, H. 29-30/2004, S. 30-38, hier: S. 36-38; LEIDINGER, Der Erste Weltkrieg, in: Ders./MORITZ, Die Nacht des Kirpitschnikow, S. 37-64, hier: S. 56 und WIRSCHING, Der Erste Weltkrieg und die Entwicklungsdynamik totalitärer Ideologien, in: VOIGT (Hrsg.), Krieg – Instrument der Politik?, S. 37-58, hier: S. 37.

¹⁵¹ Verhandlungen des provisorischen Nationalrates des Volksstaates Bayern im Jahre 1918/1919. Stenographische Berichte Nr. 1 bis 10. 1. Sitzung am 8. November 1918 bis zur 10. Sitzung am 4. Januar 1919, S. 135.

Arbeiterbewegung gehen konnte, gabelten. Indem wir diese Entscheidung trafen, schlugen wir den einen Weg ein, von dem es ein Rückwärts nicht mehr geben kann.“¹⁵² Damit unterstellte er, dass es „unmöglich“ war, die Entscheidung für den Burgfrieden rückgängig zu machen, was letztlich ein Bekenntnis zur eigenen Unfähigkeit, Fehleinschätzungen zu korrigieren, darstellte (dies hätte von der Führung der bayerischen SPD, die mit David schon lange vor dem Krieg eng zusammengearbeitet hatte, voll und ganz unterschrieben werden können).

Einen anderen Gesichtspunkt betonte Eisner (noch während des Krieges): „Die Kreditbewilligung war nicht die Folge unserer früheren Politik, aber die jetzige Politik war die Folge der Kreditbewilligung.“¹⁵³ In dieser Sicht war ebenfalls der 4. August 1914 die entscheidende Zäsur. Allerdings: „Es wird häufig übersehen, daß es nicht das Prinzip der Vaterlandsverteidigung war, daß die deutsche Sozialdemokratie nach 1914 auseinandertrieb und schließlich zur organisatorischen Spaltung führte, sondern die mit der Entscheidung über die Kriegskredite faktisch (wenn auch nicht logisch zwingend) verbundene Politik des ‚Burgfriedens‘, des Verzichts auf Opposition gegen das herrschende System im Kriege.“¹⁵⁴ Die *Oberfränkische Volkszeitung*, d. h. wohl Blumtritt persönlich, stellte schon 1921 rückblickend dazu fest: „Die deutsche Sozialdemokratie war in ihren *führenden Kreisen* derart nationalistisch verseucht und mit bürgerlichen Ideen durchsetzt, daß sie als internationale Partei ebensowenig in Frage kam, wie als proletarische. Insofern kam die von der Fraktion am 4. Aug. 1914 beschlossene *Bewilligung der Kredite* durchaus nicht so überraschend, wie sie jenem scheinen mußte, der die Sozialdemokratie nur nach ihren Aufrufen und Beschlüssen beurteilt und sich durch den Schein über die Wirklichkeit hatte täuschen lassen.“¹⁵⁵

Es wäre nun zu einfach, dieses Verdikt, das von seinem Urheber mit tagespolitischen Ereignissen verknüpft wurde, als Frühform der kommunistischen Propagandaformel von den „Arbeitverrättern“ in der Führung der SPD abzutun (Blumtritt, wie nahezu die gesamte Hofer USPD, schlossen sich 1922 wieder der vereinigten Sozialdemokratie an, nicht der KPD). Gerade der Verlauf der Parteisplaltung hatte auch in Hof gezeigt, wie stark die Bindewirkung des Einigkeitsdogmas in der Partei war. Der „verspätete“ Wechsel ins Lager der USPD durch die Hofer Organisation hatte jedoch auch bewiesen, dass es möglich war, aus einer veränderten politischen Lage (bzw. einem veränderten Kenntnisstand) Konsequenzen zu ziehen, Fehltritte einzugestehen und Korrekturen des Kurses vorzunehmen. Welche Voraussetzungen diesen Schritt ermöglichten (und welche ihn verzögerten bzw. verhinderten), ist nicht einfach zu bestimmen.

¹⁵² Protokoll SPD-Parteitag Würzburg 1917, S. 316.

¹⁵³ K. EISNER, *Unterdrücktes aus dem Weltkrieg*, S. 36.

¹⁵⁴ GROH/BRANDT, „Vaterlandslose Gesellen“, S. 10.

So symbolträchtig die Entscheidung der SPD vom 3./4. August 1914 auch war, ihr Ausgangspunkt und damit die tieferen Ursachen der Parteispaltung lagen weit zurück, worauf schon Dittmann in seinen Erinnerungen hingewiesen hat.¹⁵⁶ So sah es auch Heine, der 1916 anmerkte: „Die Stellung, die die Sozialdemokratie am 4. August 1914 einnahm, ist vielen in und noch mehr außerhalb der Partei überraschend gekommen. Mir durchaus nicht, der ich durch meinen Beruf seit 25 Jahren viel mehr Gelegenheit habe, das Leben und das Denken der Arbeiter kennen zu lernen, als viele Versammlungsredner und Schriftsteller.“¹⁵⁷ Gute Gründe sprechen somit für die Annahme, dass das Einschwenken auf den Burgfriedenskurs im August 1914 weit weniger „überraschend“ war als es von verschiedensten Seiten immer wieder dargestellt wurde. Es handelte sich dabei vielmehr um den (vorläufigen) Höhepunkt einer Entwicklung, die unterschwellig längst in Gang gekommen war, allerdings nie - und das war das Besondere - von einem Parteitag offiziell diskutiert und beschlossen worden war, wie es in der SPD sonst dem Brauch entsprach. Ursache dieser Entwicklung war keineswegs eine Art „Verschwörung“ der engsten Parteiführung; deren Schwenk wurde von der Mehrheit der Funktionäre und aktiven Parteikader durchaus unterstützt oder zumindest passiv gebilligt. Die Tragweite dieser Verschiebung der Werte und Ziele der Partei (die sich seit der Jahrhundertwende angebahnt hatte) nicht erkannt bzw. zu wenig dagegen unternommen zu haben, konnte man der linken Minderheit im Nachhinein vorhalten; ebenso und noch mehr, dass sie kein Konzept für die (durchaus vorhersehbare) Situation hatte, die sich durch das Attentat von Sarajevo ergab, nämlich eine diplomatische Krise, die sich nicht mehr bändigen bzw. „lokalisieren“ ließ.

Am 25. Juli 1914 - an dem Tag, an dem der SPD-Parteivorstand zu Friedensdemonstrationen aufrief - notierte der Kanzlerberater Riezler: „Was will das Schicksal? Aber das Schicksal ist zumeist ganz dumm und unbewußt und verheddert sich in lauter Zufällen. Wer es packt, der hat es. Aber es ist in dieser verflucht verwirrten modernen Welt so vielgestaltig geworden, weder zu berechnen noch zu greifen. Zuviel Faktoren auf einmal.“¹⁵⁸ Damit wäre die entscheidende Frage angesprochen: Welchen Handlungsspielraum und damit welche Verantwortung hatte die Sozialdemokratie bei Kriegsausbruch? Diese Frage ist vor allem auch deshalb so schwierig zu beantworten, weil sich die zeitgenössischen Wahrnehmungen der Ereignisse vom Juli und August 1914 so stark unterschieden und dann in der Rückschau noch einmal in einer beispiellosen Weise überformt worden sind. Erst heute, fast ein Jahrhundert nach den umstrittenen Vorgängen, werden hier Dichtung und

¹⁵⁵ OVZ Nr. 178 vom 2.8.1921.

¹⁵⁶ Dittmann schrieb dazu: „Wer meiner auf intimer Kenntnis der Dinge erfolgten Darstellung der inneren Parteientwicklung seit 1910 aufmerksam gefolgt ist, muß zu der Überzeugung kommen, daß die Partei nach dem Tode Bebels [...] trotz der traditionellen Parteidisziplin kaum noch jahrelang zusammenzuhalten gewesen wäre und daß die im Weltkriege eingetretene Parteispaltung im Keime sich schon zu Lebzeiten Bebels abzeichnete.“ (DITTMANN, Erinnerungen, Bd. 1, S. 226).

¹⁵⁷ Wolfgang HEINE, Vorwort, in: Ders., Zu Deutschlands Erneuerung, S. III-VII, hier: S. III.

¹⁵⁸ RIEZLER, Tagebücher, S. 191.

Wahrheit allmählich entwirrt. Auf die bahnbrechende Wirkung, die dabei die Studien von Verhey und Anderen zum „Augusterlebnis“ erzielt haben, soll an dieser Stelle noch einmal dankbar hingewiesen werden. Der Blick in der Spalten der bayerischen SPD-Presse zeigt ebenfalls ein ganz anderes Bild als die über die Schulbücher (bis heute) ins kollektive Gedächtnis gepflanzten Ansichten von blumengeschmückten Soldaten, die vom Jubel der Bevölkerung begleitet unbeschwert „in den Krieg“ zogen (von dessen kurzer Dauer angeblich alle fest überzeugt waren). Die an Rankes berühmtes Diktum angelehnte Frage, wie es denn „eigentlich gewesen“ sei, war wohl nie angebrachter als hier.

Es war, soviel lässt sich heute sagen, jedenfalls ganz anders als die klassische Legende vom „Augusterlebnis“ glauben machen will. Am 8. August 1914 berichtete etwa die *Fränkische Volkstribüne* aus Bayreuth: „Wie anders ist es jetzt in der Stadt. Sonst überall das fröhliche Leben, das geschäftige Getue, das Schaffen und Wirken und oft auch sorglose Lachen und Jubeln. Und jetzt? Immer leerer und stiller wird es auf den Straßen. Es ist Krieg!“¹⁵⁹ Dass zumindest in der Arbeiterbevölkerung schweigendes Entsetzen statt lärmender Begeisterung vorherrschte, lässt sich aus den Berichten der Tagespresse unschwer entnehmen. Es gab gleichzeitig auch Schilderungen, deren Ton sich davon deutlich unterschied; sie stammten v. a. aus der Perspektive der Berufspolitiker. Südekum berichtete einen Tag später „von einer allorts gleichmäßig prachtvollen Stimmung“¹⁶⁰. David Lloyd George, 1914 Schatzkanzler, später Premierminister Großbritanniens, wählte im Rückblick die europäischen Nationen sogar „in den heißen Glutofen des Krieges hineingeschlittert, ohne auch nur eine Spur von Anspannung oder Bestürzung.“¹⁶¹

Hier drängen sich mehrere Fragen auf. Zunächst: Wie lässt sich erklären, dass ein und derselbe Vorgang so extrem unterschiedlich wahrgenommen wurde? Mit dem Hinweis auf den voneinander abweichenden Informationsstand und die unterschiedliche soziale Herkunft der Beteiligten ist es hier nicht getan. Vermutlich lässt sich dieser Differenz in der Perzeption letzten Endes nur durch Zuhilfenahme anderer Wissenschaften wie der Psychologie auf die Spur kommen – was nicht heißt, dass die Historiker hier keinen Beitrag leisten können. Dann: Wie lässt sich erklären, dass auch seriöse und angesehene Historiker an der Legende von der allgemeinen Kriegsbegeisterung festhielten und teilweise bis heute festhalten? (Und diese Begeisterung gern damit „erklären“, dass der Großteil der Zeitgenossen gar nicht wissen *konnte*, welch ungeheures Destruktionspotenzial der bevorstehende Krieg in sich barg, was so ja ebenfalls nicht stimmt.) Dabei verstört vor allem, dass eine so

¹⁵⁹ FVt Nr. 183 vom 8.8.1914.

¹⁶⁰ A. Südekum an Unterstaatssekretär A. Wahnschaffe vom 9.8.1914. (Abgedruckt in: WOHLGEMUTH, Südekum im ersten Weltkrieg, in: ZfG XVII (1969), S. 749-760, hier: S. 753).

¹⁶¹ FROMKIN, Europas letzter Sommer, Zitat: S. 359.

einfach zugängliche Quellengattung wie die Tagespresse Befunde liefert, die diese Legende schnell entzaubern (wenn auch der Tenor der sozialdemokratischen Presse nicht verallgemeinert werden darf, so war auch in den bürgerlichen Blättern von dezidierter Kriegsbegeisterung weit weniger die Rede als meist unterstellt). Hier plausible Antworten zu geben, hat die Wissenschaftshistorie bislang noch gar nicht versucht. (Welche Folgen sich aus den zu erwartenden neuen Erkenntnissen für andere Disziplinen wie Psychologie und Anthropologie ergeben, wurde ebenfalls noch nicht diskutiert; Erich Fromm setzte wie viele andere den „Begeisterungstaumel [...], mit dem sich die Menschen in die verschiedenen Kriege der letzten hundert Jahre stürzten“¹⁶², einfach als Tatsache voraus.)

Für die im Rückblick meist stark verzerrte Wahrnehmung der Ereignisse bei Kriegsausbruch war wohl „die große psychische Verdrängungsleistung der Betroffenen“¹⁶³ hauptverantwortlich, die inzwischen detailliert herausgearbeitet worden ist. Diese Verdrängungsleistung konnte auch erst viel später „nachgeholt“ werden; Curt Geyer schrieb 1948 vom „Ausbruch ungehemmter Kriegsleidenschaft im deutschen Volke in den ersten Tagen des Krieges von 1914“¹⁶⁴, während er im Mai 1915 noch die Ansicht vertreten hatte, die SPD-Parteibasis hätte seinerzeit eine Ablehnung der Kriegskredite durchaus mitgetragen.¹⁶⁵ Gerade für das „Augusterlebnis“ gilt: „die Gestaltungskraft gesellschaftlicher Topoi lässt sich doch wohl allgemein am besten daran testen, wieweit es ihnen gelingt, auch diejenigen in ihren Bann zu ziehen, die der herrschenden Meinung am kritischsten gegenüberstehen.“¹⁶⁶ Die „Gestaltungskraft“ des „Augusterlebnisses“ war demnach ausgesprochen groß. Bei der Untersuchung der beschriebenen Verdrängungsleistungen stößt die Geschichtswissenschaft an Grenzen, denn: „Wenn es darum geht, die *Vergangenheit* zu verstehen, sind Historiker die anerkannten Experten. Doch wenn es darum geht, zu verstehen, *wie wir die Vergangenheit verstehen*, dann sind sie es nicht.“¹⁶⁷ Die Historiker haben dafür auf die Tatsache hinzuweisen, dass ein erheblicher Teil der dramatischen Entwicklungen des Weltkrieges zuvor prognostiziert oder zumindest erahnt worden ist. Genannt seien hier nur die unbestechlichen Analysen von Michels, zahlreiche Bemerkungen von Eisner, die ausgesprochen realistischen Schilderungen über die Folgen des Krieges, die die bayerische SPD-Presse veröffentlichte. Die Menge des prinzipiell „Wissbaren“ bzw. „Vorhersehbaren“

¹⁶² ERICH FROMM, Religion, Charakter und Gesellschaft, in: Ders., Gesamtausgabe. Herausgegeben von Rainer Funk. Band II. Analytische Charaktertheorie, München 1989, S. 364-388, hier: S. 371.

¹⁶³ GEINITZ, Kriegsfurcht und Kampfbereitschaft, S. 410f.

¹⁶⁴ C. GEYER, Macht und Masse, S. 66.

¹⁶⁵ Siehe oben Kap. 4.2.2.

¹⁶⁶ KRUMEICH, Einkreisung, in: Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht 20/1 (1989), S. 99-104, hier: S. 102.

¹⁶⁷ So die treffende Formulierung von Raymond Martin. (EVANS, Fakten und Fiktionen, Zitat: S. 20).

ist größer als gemeinhin angenommen, auch und gerade hinsichtlich des Ersten Weltkrieges. Auch hier wurde vieles später „verdrängt“.

Die Fähigkeit, unliebsamen Wahrheiten ins Auge zu sehen und sich vorherrschenden Deutungen zu verweigern, gehörte zu den Voraussetzungen für den Wechsel zur Parteiopposition. Das war weit anstrengender und auch gefährlicher als die von der Regierungspropaganda verbreiteten Illusionen für bare Münze zu nehmen. Sich am Burgfrieden aktiv zu beteiligen, hieß eben auch von Anfang an, sich eine selektive Realitätswahrnehmung zuzulegen bzw. zu bewahren. Die oft in militanten Hass umschlagende Ablehnung, der sich Eisner und seine Anhänger später gegenübersehen, hatte in diesem Mechanismus seine tieferen Wurzeln. Von den wenigen klar Sehenden bekamen die vielen „Verdränger“ den Spiegel vorgehalten, der ihre eigene Fehlleistung schonungslos zeigte – daraus entstand allzu oft pure Aggression. Welche Manipulationstechniken bei dieser Verdrängung eine Rolle spielten, verkündete der *Fränkische Volksfreund* in einem Bericht über die Verhältnisse in Bamberg bereits am 31. Juli 1914 (!): „Wenn da die hiesige Presse es immer so hinstellen will, als ob alles mit dem Krieg einverstanden wäre, so ist das einfach Volksbetrug. Durch diese Irreführung der öffentlichen Meinung soll doch in Wirklichkeit erst die Stimmung gemacht werden, die man jetzt schon vortäuscht.“¹⁶⁸ Das war hellsichtig erkannt – und hielt die Parteimehrheit dennoch nicht von der engen Zusammenarbeit mit einer Regierung ab, die genau diese Irreführung zur Maxime erhoben hatte.

Bei der Lösung der Aufgabe, die Spaltung der SPD zu erklären, bietet die durch den Krieg hervorgerufene extreme Wahrnehmungsdifferenz einen wichtigen Ansatz. Die Interpretation der politischen Ereignisse - genauer: der darüber zugänglichen Informationen - hing bei den einzelnen Mitgliedern der Sozialdemokratie sehr stark ab von der politischen Präfiguration, die in den Jahren, oft Jahrzehnten, zuvor stattgefunden hatte. Je nachdem, welcher Hauptströmung man sich bis dato angeschlossen hatte, wurden die Deutungsmuster der verschiedenen, sich immer mehr abgrenzenden Lager adaptiert. Ein Wechsel zwischen den „Lagern“ war möglich – eines der berühmtesten Beispiele war Eisner selbst -, blieb aber die Ausnahme (d. h. auch hier: mehr Kontinuität als Wandel). Unübersichtlich wurde der Verlauf dadurch, dass die entscheidende programmatische Trennlinie, nämlich die zwischen Burgfriedensgegnern und -befürwortern, mitten durch die MSPD hindurch verlief und damit neben den parteipolitischen Trennlinien.

Das bedeutet schlicht (erläutert an Beispielen aus Bayern): Wer vor dem Krieg eindeutig im „linken Lager“ gestanden hatte, stellte sich – wenn auch teilweise erst mit Verzögerung – *gegen* den Burgfrieden (Josef Simon, Blumtritt, Curt Geyer, Beißwanger, Mähr, Puchta, Gebhardt, Soldmann, Fe-

¹⁶⁸ FV Nr. 174 vom 31.7.1914.

chenbach, Freund, Schröder, Kröpelin, Unterleitner, Sauber); dazu kamen noch Personen, deren Positionierung in der Vorkriegszeit sich nicht feststellen lässt (Kaspar Starz, Karsten, Baier, Hopf, Koch, Priemer, Kleiner). Eine weitere Gruppe aus dem ehemaligen „linken Lager“ trug den Burgfrieden bis zum Schluss zähneknirschend mit, hielt diese Strategie mit zunehmender Kriegsdauer aber für problematisch oder hatte sie gleich von Anfang an aus Prinzip abgelehnt (Hugel, Süßheim, Adolf Braun, Freudenberger, Hacke, Panzer, Giermann, Schneppenhorst, Johannes Hoffmann). Hier stellt sich die Frage, welche Voraussetzungen im Einzelfall dazu führten, sich der in Bayern stets minoritären radikaleren Oppositionsströmung anzuschließen (sei es vor dem Krieg oder erst während des Krieges). Fest steht dabei: Der Versuch, das politische Verhalten aus sozioökonomischen Faktoren zu erschließen, bringt hier wenig Erkenntnisgewinn. Welche der unterschiedlichen Optionen das einzelne Parteimitglied wählte, ist mit dieser Methode nicht zu erklären; eine vertiefende Behandlung dieser Problematik müsste wohl gezielt auf psychologische Faktoren eingehen. Bei den hier teilweise per Kurzbiographie vorgestellten führenden Unabhängigen waren es sicher meist ganz individuelle Motive und Faktoren, die den Ausschlag zum Parteiwechsel gaben. Schwer einzuschätzen ist, welche Rolle der vom jeweiligen Umfeld erzeugte „Gruppenzwang“ ausgeübt hat (der in den meisten Fällen wohl *gegen* einen Parteiwechsel gewirkt hat).

Auf der anderen Seite blieb das „rechte Lager“, das sich über einen langen Zeitraum hinweg fest etabliert hatte, nahezu geschlossen auf Burgfriedenskurs (Auer, Eduard Schmid, Franz Schmitt, Adolf Müller, Ischinger, Nimmerfall, Segitz, Timm, Südekum, Kurth). Nicht verschwiegen werden soll, dass einige Fälle in dieses Raster schwer einzuordnen sind (Roßhaupter, Georg Simon, Max Walther, Ehrensperger, Staimer); oft liegen schlichtweg zu wenige Informationen zu den einzelnen Personen vor. Insgesamt überwiegt allerdings eindeutig die Stabilität der Strömungen gegenüber dem spektakulären „Lagerwechsel“ (unter dieser Rubrik lässt sich in Bayern außer Eisner eigentlich nur Otto Thomas mit Sicherheit einordnen). Diese Kontinuität steht in einem engen Zusammenhang mit den Netzwerken, die sich in der Sozialdemokratie (wie in jeder anderen Großorganisation) lange zuvor gebildet hatten, wobei Ursache und Wirkung kaum zu unterscheiden sind. Die Bedeutung von persönlichen Kontakten, Beziehungen innerhalb von Gruppen und Grüppchen, Freundschaften, oft auch Aversionen und manchmal regelrechten Feindschaften muss wohl sehr hoch eingeschätzt werden. Dass sich der „harte Kern“ der späteren Münchner USPD bereits 1913 gebildet hatte, ist dafür der beste, keineswegs der einzige Beleg. Wer bezweifelt, dass die Wurzeln der Parteispaltung sehr weit zurückreichen, sollte sich noch einmal Kautskys 1901 getroffene Voraussage vergegenwärtigen, die da lautete: „Ist er [d. h. Bebel] nicht mehr da, hilft uns sein Prestige nicht mehr, dann nimmt die Krisis viel schwerere Formen an, dann kommts zur Spaltung. Heine und seine Leute haben es bereits ausgesprochen, sie warten nur, bis B.[ebel] tot ist, dann schmeißen sie

uns hinaus.“¹⁶⁹ So komplex die Ursachen der Parteispaltung auch waren, ein „überraschendes“ Ereignis war sie jedenfalls nicht.

Was waren nun die genauen Gründe, warum die SPD überhaupt auseinanderbrach? Momentaner Stand der Forschung ist:

„Zum offenen Bruch kam es [...] vornehmlich wegen des starken `Disziplinbegriffs`, der in der Sozialdemokratie nach preußischem Vorbild geradezu fetischisiert worden war.“ Und: „Tatsächlich haben [...] die Kriegsbedingungen den entscheidenden Ausschlag für die Polarisierung gegeben. Eine geradlinige Entwicklung aus der Vorkriegszeit war keineswegs die Regel. [...] Offenbar haben einflußstarke Persönlichkeiten häufig eine maßgebliche Rolle bei dem Wechsel [zur USPD] gespielt. Manchmal kamen ihnen die Traditionen der lokalen und regionalen Parteigeschichte oder auch die politische Tendenz der Parteipresse entgegen. Im allgemeinen rissen jedoch erst die überwältigenden Kriegserfahrungen die schließlich unüberbrückbaren Gräben auf.“¹⁷⁰

Diese Sicht kann nicht auf der ganzen Linie bestätigt werden. Was die bayerischen Ortsverbände angeht – und nur eine Analyse auf lokaler Ebene (die die Quellen nicht immer hergeben) kann hier wirklich seriöse Befunde liefern –, sahen die Dinge etwas anders aus. Der Spaltung der Sozialdemokratie lagen nicht einfach nur kleinkarierte Querelen und sachfremde persönliche Rivalitäten zugrunde, denen mit einem verfehlten Verständnis von „Disziplin“ zu begegnen versucht wurde; die Ursachen reichten tiefer. Zwischen „Mehrheit“ und „Minderheit“ in der Sozialdemokratie, deren (variable) Trennlinie nicht entlang der Grenze zwischen MSPD und USPD verlief, bestanden in strategischer und programmatischer Hinsicht eklatante Gegensätze. Die politischen Konzepte der beiden Lager – so inkohärent sie jeweils für sich genommen auch sein mochten – waren schlichtweg unvereinbar. Gerade die sachlich urteilenden Personen innerhalb des Staatsapparates waren sich dessen voll bewusst.

In der Mehrheitssozialdemokratie dominierte eine Strömung, deren Ausrichtung erhebliche Übereinstimmungen mit der radikalen nationalistischen Rechten aufwies (und direkt und indirekt dem späteren Aufstieg des Nationalsozialismus den Weg ebnete).¹⁷¹ Zum ideologischen Kernbestand dieser Richtung gehörten (so sperrig diese Erkenntnis auch anmuten mag) folgende Elemente:

- Die Identifikation mit dem herrschenden Radikalnationalismus, der die eigene Nation per definitionem im Recht sah. Dahinter stand – neben der alten Furcht vor der „Einkreisung“ durch

¹⁶⁹ K. Kautsky an V. Adler vom 5./6.6.1901. (Abgedruckt in: F. ADLER (Hrsg.), Victor Adler: Briefwechsel, S. 354-358, hier: S. 357).

¹⁷⁰ WEHLER, Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 4, S. 111 u. 122.

¹⁷¹ Siehe dazu auch RINTELEN, Es steckt „im Wesen der Partei eine schwere Krankheit“, in: BzG 36 (1994), H. 2, S. 57-74.

feindliche Mächte - der Glaube an die Alternative „Sieg oder Untergang“¹⁷²; Südekum vertrat die Ansicht: „Es handelt sich um die Entscheidung über Deutschlands Zukunft, vielleicht um die über Deutschlands Existenz überhaupt. Sein oder Nichtsein, das ist hier die Frage.“¹⁷³ Scheidemann forderte 1916 im Reichstag „die Organisierung der nationalen Verteidigung bis zum äußersten und bis zum allerletzten . . . um die Stellung, die es [d. h. das Deutsche Reich; B. A.] unter den Völkern vor dem Kriege eingenommen hat, zu verteidigen bis zum letzten Bissen Brot und zum letzten Tropfen Blut.“¹⁷⁴

- Mangelnder Widerstand gegenüber der Dolchstoßlegende, der teilweise sogar zu direkter Unterstützung führen konnte. Dazu Legien auf dem Gewerkschaftskongress in Nürnberg 1919: „Das gegenwärtige Unglück des deutschen Volkes ist nicht hervorgerufen worden durch die Politik der Generalkommission, sondern durch die Politik derjenigen, die die Einigkeit der deutschen Arbeiterklasse gesprengt haben. [...] Dadurch, daß eine Agitation getrieben wurde, die schließlich zur Spaltung der Sozialdemokratischen Partei und zur Zerstörung der Einheit der deutschen Arbeiterklasse geführt hat, ist die Widerstandskraft unseres Volkes gebrochen und uns dieser Gewaltfriede zuteil geworden.“¹⁷⁵
- Die Übernahme des in der bürgerlichen politischen Öffentlichkeit herrschenden Fatalismus, der einen großen Krieg für unausweichlich hielt. Dazu Cohen: „Wenn man es sich recht überlegt, so muß es eigentlich wundernehmen, daß der europäische Frieden so lange aufrechterhalten würde“¹⁷⁶; oder Heine: „Und wie lächerlich wäre es gewesen, mit Worten gegen die Beteiligung Deutschlands am Krieg zu protestieren, wo es gar nicht mehr in Deutschlands Wahl stand, ob es den Krieg vermeiden konnte!“¹⁷⁷
- Die Unterstützung der Kriegsunschuldlegende, oft wider besseres Wissen, und der Legende vom „Augusterlebnis“. Dazu Südekum 1917: „Bei Ausbruch des Krieges [...] war unser Volk einig und geschlossen. Der rechtswidrige Überfall eines furchtbaren und inzwischen noch verstärkten Feindes gab uns den todesmutigen Trotz des Widerstandes und der Verteidigung von Haus und Herd. Alle Deutschen waren hierin einig, und diese Einigkeit war im allgemeinen das

¹⁷² BayWo Nr. 50 vom 10.12.1914.

¹⁷³ Albert Südekum, Deutschland und der Krieg. Ein Wort an die schwedischen Sozialdemokraten (März 1917). (Abgedruckt in: LASCHITZA/PETERS, Südekums Auftrag in Schweden, in: BzG 16 (1974), S. 600-620, hier: S. 616-620, Zitat: S. 616).

¹⁷⁴ SCHMERSAL, Philipp Scheidemann, Zitat: S. 99.

¹⁷⁵ SAMMET, „Dolchstoß“, Zitat: S. 265f.

¹⁷⁶ Max Cohen, Zur Rückkehr des 4. August, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 15 vom 3.8.1916, S. 781-787, hier: S. 782.

¹⁷⁷ HEINE, Gegen die Quertreiber!, S. 5.

richtige Gefühl.¹⁷⁸ Schippel schrieb nach dem Krieg dazu: „Der Hereinbruch des Krieges [...] löschte wie mit einem Zauberschlage alle Bitternisse und Ungerechtigkeiten der Vergangenheit in der augenblicklichen Erinnerung aus. Gleichviel wie man im einzelnen zu den diplomatischen Regierungshandlungen der letzten Jahre gestanden hatte und weiter über sie denken mochte: die gemeinsame Not, der offensichtlich unausbleibliche Kampf um das bare nationale Dasein und um alle Grundbedingungen der nationalen Fortentwicklung schuf nicht nur ein in der Abwehr nach außen einiges Volk, sondern zugleich eine Stimmung des unbegrenzten, aber in seinem Kraftvertrauen zugleich unerschütterlichen Opfermutes, der nicht in letzter Linie auch in dem Verhalten und den Leistungen der Gewerkschaften sich offenbarte.“¹⁷⁹

- Die Affinität zu expansiven Kriegszielen, die auch dem Streben nach „Weltmacht“ aufgeschlossen gegenüberstand. Dazu Cohen: „auch die Eroberungen anderer Gebiete und die Aufsaugung fremder Völker kann unter Umständen ein wirtschaftlicher und geschichtlicher Fortschritt sein. Durchaus unrichtig aber wäre es, Eroberungen aus sozialistischen Grundsätzen von vornherein abzulehnen.“¹⁸⁰ Und: „Wir brauchen, das ist eins der wichtigsten Kriegsziele, ein großes und kräftiges deutsches Kolonialreich, daß [sic] unserer Rohstoffversorgung eine gewisse Sicherheit und Selbständigkeit verbürgt“¹⁸¹; ganz ähnlich äußerte sich Winnig.¹⁸²
- Eine grundsätzlich positive Deutung des Krieges (nicht nur im *Correspondenzblatt* der Generalkommission). Haenisch schrieb 1916: „Entweder man sieht wie unsere Parteiminderheit [...] in den ungeheuren Geschehnissen dieser Jahre *nur* Schrecknis und Grauen, Elend und Verwüstung, Tränen, Blut und Tod. [...] Oder man sieht [...] auch in diesem Weltkrieg einen großen, dialektisch-historischen Prozeß [...]. Und ebenso unzweifelhaft ist es, dass sich dieser Prozeß der Umorganisation *in der Richtung auf den Sozialismus hin bewegt*.“¹⁸³ Lensch meinte 1918 feststellen zu können: „Der Staat hat einen Sozialisierungsprozess und die Sozialdemokratie einen Nationalisierungsprozess durchgemacht.“¹⁸⁴

¹⁷⁸ M. BLOCH, Albert Südekum, Zitat: S. 209.

¹⁷⁹ SCHIPPEL, Die Gewerkschaften, S. 6.

¹⁸⁰ COHEN, Das Volk und der Krieg, S. 43.

¹⁸¹ Max Cohen, Die Parteisplaltung, und was ihr folgen muss, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 2 vom 31.1.1917, S. 59-63, hier: S. 62.

¹⁸² Vgl. August Winnig, Die neue Sozialdemokratie und die Gewerkschaften, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 4 vom 28.2.1917, S. 171-176, hier: S. 174.

¹⁸³ Abgedruckt in: FRIEDEMANN (Hrsg.), Materialien zum Richtungsstreit, S. 879-887, hier: S. 879f. u. 884.

¹⁸⁴ M. BLOCH, Albert Südekum, Zitat: S. 222.

- Die Neigung, bestehende soziale Konflikte zu verharmlosen. Dazu August Müller: „Wer da glaubt, daß bestimmte Volkskreise ihren Vorteil aus der Not des Volkes ziehen, mag es meinethalben tun. Über dieses Thema redet man aber doch besser nach dem Krieg“¹⁸⁵.
- Eine Volksgemeinschaftsideologie, die autoritären Ordnungsvorstellungen zwangsläufig entgegenarbeitete.¹⁸⁶ Daraus folgte auch, dass von Führern der MSPD selbst dem Kaiser und Hindenburg unverhohlene Verehrung entgegengebracht wurde.¹⁸⁷ Heine blickte im September 1918 wehmütig zurück: „Wir haben leider in diesen Kriegsjahren aus dem anfänglich einmütigen deutschen Volksbewußtsein alte Gegensätze wieder aufleben sehen, auf deren völlige Überwindung man gehofft hatte“¹⁸⁸.
- Eine teilweise erhebliche Affinität zu antisemitischen Ressentiments, die nicht nur latent wirkte – wie bei Auers persönlicher Feindschaft gegenüber Eisner –, sondern gelegentlich auch ganz unverhüllt zum Ausdruck kam. Kolb schrieb in den *Sozialistischen Monatsheften*: „Die Politik des 4. August war mehr als eine Bedrohung der von den `Marxisten` so liebevoll gehegten Illusionen, sie bedeutet deren *völlige Vernichtung*. Ich habe mit wohlüberlegter Absicht in meiner Broschüre die Bemerkung von den `wurzellosten akademischen Existenzen aus Polen, Galizien und Rußland` und deren unheilvollen Einfluß auf die Politik und Taktik der *deutschen* Sozialdemokratie gemacht. Es war wirklich an der Zeit, dieser Katze einmal die Schelle anzuhängen.“¹⁸⁹
- Die bis zum Schluss des Krieges aufrechterhaltene Bereitschaft, mit den herrschenden Gewalten zusammenzuarbeiten (und auch an der monarchischen Staatsform festzuhalten). Südekum wollte noch im September 1918 die „Verständigung mit den jetzigen Inhabern der Ämter“¹⁹⁰

¹⁸⁵ August Müller, Die Stellung der deutschen Sozialdemokratie zum Krieg und zu den Kriegsmassnahmen, in: *Sozialistische Monatshefte*, H. 14 vom 20.7.1916, S. 729-736, hier: S. 734f.

¹⁸⁶ In einem Antrag, der auf der SPD-Parteikonferenz im September 1916 von einer Gruppe von Delegierten des rechten Parteiflügels (unter denen Vertreter des bayerischen Landesverbandes stark vertreten waren) eingebracht wurde, hieß es u. a.: „In der Ueberzeugung, daß nur durch geschlossenes Zusammenstehen in diesem Kampfe gegen eine Welt von Feinden [sic!] das Deutsche Reich vor Zerstückelung, vor politischer und wirtschaftlicher Knebelung bewahrt werden kann, hat die Sozialdemokratie sich zu Beginn des Krieges in Reih und Glied mit der Gesamtheit des deutschen Volkes gestellt. [...] Die Sozialdemokratie ist nach wie vor entschlossen, auszuharren in der Verteidigung unseres Landes, bis die Gegner zu einem Frieden bereit sind, der die politische Unabhängigkeit, die territoriale Unversehrtheit und die wirtschaftliche Entwicklungsfreiheit Deutschlands gewährleistet.“ (Protokoll SPD-Reichskonferenz Berlin 1916, S. 174).

¹⁸⁷ In einem Artikel zum 70. Geburtstag Hindenburgs lobhudelte Severing: „Hindenburg ist der militärische Führer des ganzen Volkes, dessen volles Vertrauen er genießt. Und weil die Sozialdemokratie im Volksganzen einen nicht kleinen Teil ausmacht, will sie nicht abseits stehen an dem Jubeltage des Mannes, unter dessen militärischer Führung Deutschland nach drei Jahren Krieg unbesiegt und unbesiegbar dasteht. [...] Davon ist die deutsche Arbeiterschaft überzeugt, daß der jetzige Chef des Generalstabes alles Wissen und Können und jedes Verantwortlichkeitsgefühl einsetzt, um mit möglichst geringen Mitteln möglichst Großes zu erreichen.“ (ALEXANDER, Carl Severing, Teil I, Zitat: S. 291f).

¹⁸⁸ Wolfgang Heine, Preussische Wahlreform, in: *Sozialistische Monatshefte* vom 24.9.1918, S. 869-872, hier: S. 870.

¹⁸⁹ Wilhelm Kolb, Sekte oder Partei?, in: *Die Neue Zeit*, Nr. 2 vom 8.10.1915, S. 54-60, hier: S. 59.

¹⁹⁰ PETZOLD u. a., Deutschland im Ersten Weltkrieg, Bd. 3, Zitat: S. 326.

suchen. Auer glaubte noch einen Monat später, dass „es möglich ist, auf legalem Wege zu erreichen, wofür wir seit Jahrhunderten stritten.“¹⁹¹

- Schließlich: Militante Intoleranz gegen jegliche „Kritik von links“. Legien erklärte 1917 zum Kampf gegen die Opposition in den Gewerkschaften: „Besser das Geschwür jetzt aufschneiden, als den ganzen Körper durchseuchen zu lassen.“¹⁹²

Die Vordenker des rechten Parteiflügels versuchten dabei immer wieder, von ihrer nationalistisch geprägten Kriegsideologie aus eine Brücke zu den mentalen Traditionsbeständen der Arbeiterbewegung zu schlagen. Heine erklärte schon im Oktober 1914: „Ja, wenn wir gerecht sein wollen, werden wir nicht verkennen, wie vieles, das unsere Arbeiterbewegung groß und stark gemacht hat, dem Wesen dieses Staates entspricht und nachgeartet ist, aus dessen politischen und gesellschaftlichen Zuständen sich die deutsche Sozialdemokratie und Gewerkschaftsbewegung entwickelt haben.“¹⁹³ Mit solchen „Argumenten“ wurde auch darüber hinwegzutäuschen versucht, dass die neu gewonnenen Kooperationspartner nach wie vor der SPD und ihren Zielen ablehnend, ja letztlich feindlich begegneten. Teilweise gaben die Vertreter des rechten SPD-Flügels allerdings offen zu, dass sie eine ganz neue Richtung einzuschlagen gedachten. Flankierend hinzu kam die Überzeugung, mit moderaten Kräften innerhalb der Regierung konstruktiv zusammenarbeiten und dadurch den Einfluss der radikalen Rechten zurückdrängen zu können (dazu David: „Wir haben in unserem Lande verhindert, daß die Eroberungs- und Gewaltpolitiker, die Kriegstreiber bis zum Ende, die Feinde eines `vorzeitigen` Friedens, das Regiment in die Hand bekamen. Wir haben auf unsere Regierung eingewirkt und haben sie unterstützt in allem, was sie zur Herbeiführung eines Friedens der Verständigung tat“¹⁹⁴; ähnlich äußerte sich Südekum¹⁹⁵).

Die Opposition innerhalb der Sozialdemokratie definierte sich v. a. darüber, dass sie die hier aufgezählten Deutungen ablehnte bzw. (oft unzulängliche) Alternativen dazu entwickelte. Folgende Punkte waren dabei essentiell:

- Eine eigenständige, ausgesprochen exponierte Position in der Kriegszielfrage. Im Dezember 1915 veröffentlichte eine Gruppe von Reichstagsabgeordneten eine Erklärung, die die Diffe-

¹⁹¹ Protokoll SPD-Landesparteitag München 1918, S. 169.

¹⁹² VARAIN, Freie Gewerkschaften, Sozialdemokratie und Staat, Zitat: S. 84, Fn. 3.

¹⁹³ HEINE, Kultur und Nation, S. 9.

¹⁹⁴ DAVID, Wer trägt die Schuld am Kriege?, S. 39.

¹⁹⁵ In der *Fränkischen Tagespost* schrieb Südekum: „Jeder Kenner unserer politischen Zustände weiß, daß die Reichsregierung, vor allem ihr verantwortlicher Leiter Bethmann Hollweg, die schwersten Angriffe gerade von den Annektionspolitikern auszuhalten hat, weil sie deren Pläne zu verwirklichen *nicht* geneigt ist. Die Sozialdemokratie ist die Kerntuppe, auf die sie sich bei der Abwehr dieser Angriffe stützen kann.“ (FT Nr. 148 vom 28.6.1915).

renzen zum Kurs von Heine, David und der Generalkommission klarstellte: „Wir lehnen jede Gemeinschaft mit diesen vom Reichskanzler und den bürgerlichen Parteien verkündeten Eroberungsplänen ab. [...] Unsere Landesgrenzen und unsere Unabhängigkeit sind gesichert. Die Gefahr, die dem deutschen Volke droht, ist nicht der Einbruch fremder Heere. Dagegen geht Europa mit Riesenschritten einem Zustande entgegen, in dem der Unterschied zwischen Sieger und Besiegtem – wenn es einen solchen schließlich geben sollte – völlig ausgelöscht wäre in dem allgemeinen Ruin aller kriegführenden Staaten“¹⁹⁶. Josef Simon forderte im Oktober 1917 im Landtag: „Freigabe Belgiens, Volksabstimmung in Elsaß-Lothringen, das sind die beiden Fragen, die gelöst werden müssen, die uns dem Frieden näher bringen.“¹⁹⁷ Kurz darauf erklärte Eisner: „Wir wollen nicht den Sieg Deutschlands oder einer anderen Macht, sondern den Sieg der Menschheit, wir wollen niemandes Knecht sein. Daher auch nicht andere Völker zu Knechten machen.“¹⁹⁸kröpelin

-

- Das Festhalten am „Sozialismus“ als innerweltlicher Heilslehre mit weit reichendem Erlösungsversprechen. Fritz Oerter schrieb Mitte 1918: „Die Moral der materialistischen Welt mit ihrem Kapitalismus [und] Imperialismus aber auch mit ihrer nicht minder materialistisch verseuchten Sozialdemokratie hat den Krieg ermöglicht und die Gewalt herbeigerufen. Nur ein tief im Religiösen [!] verankerter, alle Lebensregungen und Strömungen umfassender Sozialismus kann der Welt Erlösung und Frieden bringen.“¹⁹⁹ (Diese Erwartung war unterfüttert durch die Berufung auf das sozialdemokratische Parteierbe; der *Sozialdemokrat*, das Nürnberger USPD-Blatt, verlangte: „Auch die Massen sollen sich wieder um das alte Banner des nach Freiheit strebenden Sozialismus scharen.“²⁰⁰)
- Die Rückbesinnung der Sozialdemokratie auf den Internationalismus der Vorkriegszeit. Der zur USPD übergewechselte Gewerkschaftsangestellte Koch verlangte „die Rückkehr der sozialdemokratischen Mehrheitsführer zum alten internationalen Programm. Damit würde die entstandene Uneinigkeit für immer beseitigt“²⁰¹.

¹⁹⁶ DITTMANN, Erinnerungen, Bd. 2, Zitat: S. 399.

¹⁹⁷ KdAbg StenBer, Bd. XVI, S. 246.

¹⁹⁸ PoldirM an MKr vom 25.11.1917. (KrA, MKr 11523).

¹⁹⁹ F. Oerter an S. Oerter (Abdruck) vom 2.6.1918. (KrA, MKr 11529).

²⁰⁰ *Sozialdemokrat* Nr. 1 vom 13.7.1918.

²⁰¹ StdMag Fürth an Reg von Mfr vom 25.3.1918. (StANü, Reg. K. d. I. Abg. 1968 II 675).

- Die klare Ablehnung der Integrationsstrategie und ihrer Lebenslügen. Dazu Haase: „Mir scheint die Frage dringend zu sein, *woher denn unsere Einflußlosigkeit* kommt. Sie kommt daher, daß *die Regierung ja weiß*, daß sie nach der Haltung, die die Sozialdemokratie im Kriege eingenommen hat, ihr das alles bieten darf [...], *daß sie keine Rücksicht auf sie zu nehmen braucht.*“²⁰²

- Die Überzeugung, dass System- und Friedensfrage eng miteinander zusammenhängen. Dazu Eisner: „Das ist das furchtbare Entweder – Oder! Entweder Krieg bis zur Erschöpfung, damit die deutschen Verantwortlichen des Krieges auf den Leichen des deutschen Volkes ihre Herrschaft zu erhalten vermöchten, oder: Beseitigung dieser Regierung und ihrer Politik und damit Rettung des deutschen Volkes und Frieden!“²⁰³

- Die Ablehnung der Versuche einer positiven Sinnstiftung des Krieges. Koch erklärte im Januar 1918, es „gelte in erster Linie, dem Menschenmorden ein Ende zu machen. Dies ist Pflicht und Aufgabe des werktätigen Volkes.“²⁰⁴

- Die Überzeugung, dass die Sozialdemokratie etwas gegen den Krieg unternehmen könne *und* müsse. Eisner behauptete im Rückblick auf den Januarstreik: „Die revolutionärste Revolution, das war doch die vom 31. Januar [1918]. Damals stand Deutschland auf dem Gipfel seiner militärischen Macht, und wenn es uns damals gelungen wäre, die Massen aufzuregen und aufzurütteln zu jener Volksbewegung, wie sie uns damals schon vorschwebte, dann hätten wir noch einen Frieden haben können, in dem wir nicht auf Gnade und Ungnade dem Gegner ausgeliefert gewesen wären.“²⁰⁵

- Bei aller Bereitschaft zur punktuellen Zusammenarbeit mit den Behörden bestritt die USPD dem herrschenden Regime die Legitimität und strebte dessen Sturz an. Als Ziel der Partei nannte Josef Simon im Landtag „die Beseitigung der privatkapitalistischen Produktionsweise und damit die Beseitigung des Imperialismus [...], die Beseitigung der kapitalistischen Regierung und die Errichtung der sozialen Republik. Erst wenn dieses Ziel erreicht ist, wird das Wort zur Wahrheit werden: Frieden auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!“²⁰⁶

²⁰² Protokoll SPD-Reichskonferenz Berlin 1916, S. 63.

²⁰³ K. Eisner an die Münchener Wahlkreiskonferenz vom 1.5.1917 (Abschrift). (SAPMO-BArch, NY 4060 80).

²⁰⁴ StdMag Fürth an StellvGenKdo III. AK vom 28.1.1918. (KrA, StellvGenKdo III. AK 164/II).

²⁰⁵ Karl Otmar FRHR. V. ARETIN, Kurt Eisner: Gründer des Freistaats und sein erster Ministerpräsident, in: WECKERLEIN (Hrsg.), FREISTAAT!, S. 82-98, Zitat: S. 88f.

²⁰⁶ KdAbg StenBer, Bd. XVI, S. 247.

- Die Vorbehalte gegen den erstarrten Parteiapparat und seine antidemokratischen Tendenzen. Ströbel ging davon aus, „daß es sehr wohl möglich ist und möglich sein muß, durch die Schale der Parteibureaucratie hindurch bis zum Kern der Massen vorzudringen und wieder jene innige Verbindung von Wissenschaft und Arbeitern herzustellen, die seit geraumer Zeit leider durch Einschaltung einer Zwischenschicht, eben der allzu mächtig waltenden Parteibureaucratie, verloren gegangen ist.“²⁰⁷ Eisner schrieb 1918: „Wir sehen heute klar, daß es wesentlich die Schulung durch eine allmählich sich entseelende ungeheuer aufgedunsene Organisation gewesen ist, deren verhängnisvolle Wirkungen wir jetzt dauernd erleiden“²⁰⁸.
- Ein weniger autoritäres Führungsverständnis und eine positive Einstellung zu neuartigen Organisationsformen wie den Arbeiterräten, die 1917 erstmals in Deutschland auftraten. Kröpelin schrieb dazu im Januar 1919: „Die Arbeiter- und Soldatenräte sind die geeigneten Körperschaften, wo Marken kleben und Mitgliedsbücher eine Nebensache, die geistige Proletariergemeinschaft, aber eine unbedingte Notwendigkeit ist.“²⁰⁹ Eisner bekannte kurz nach dem Krieg: „Worin bestand der Unterschied, der schließlich zur Trennung der Partei führte? Ich bin der Meinung, die Massen haben die Pflicht, das, was sie wollen, sie mögen diese Ziele hoch oder niedrig stellen, durchzusetzen. Sie müssen das, was sie wollen, auch verwirklichen. Deshalb bin ich seit jeher ein Anhänger der revolutionären Aktion gewesen.“²¹⁰

Innerhalb der Sozialdemokratie standen sich somit zwei grundlegend verschiedene Weltanschauungen gegenüber (zwischen denen es noch allerlei Schattierungen gab). Der Teil der Opposition, der zum offenen Bruch mit der Parteiführung bereit war, gründete die USPD bzw. schloss sich ihr früher oder später an. Eine Vermittlung in diesem Konflikt war von vornherein aussichtslos, eine Einigung auf „mittlerer Linie“ war bei den gegebenen Differenzen – zumindest solange der Krieg andauerte – unmöglich. Damit war auch die Parteispaltung unvermeidlich. Nicht absehbar war hingegen, wo exakt die Trennlinie verlaufen, wie groß die einzelnen Fraktionen innerhalb der Sozialdemokratie werden würde(n). Es gilt dabei: „In der Geschichte steht der Ausgang ebenso wenig fest wie im Leben selbst. Die Spuren, die sich im Unterholz der Geschichte verlaufen, sind ein eindrucksvoller Beleg für die unendliche Vielfalt menschlicher Handlungsmöglichkeiten. Auch der nicht eingeschlagene Weg muß auf der Karte verzeichnet werden.“²¹¹ Der genaue Verlauf des Spal-

²⁰⁷ Heinrich Ströbel, Die Ursachen der sozialistischen Krise, in: *Die Neue Zeit*, Nr. 12 vom 17.12.1915, S. 353-361, hier: S. 359.

²⁰⁸ K. EISNER, Marx-Feier; abgedruckt in: Ders., *Gesammelte Schriften*, 1. Bd., S. 221-239, hier: S. 223.

²⁰⁹ C. Kröpelin an Rosddeutscher vom 11.1.1919. (HstAM, Arbeiter- und Soldatenrat 25).

²¹⁰ K. EISNER, Wahlrede vor den „Unabhängigen“; abgedruckt in: DORST/NEUBAUER (Hrsg.), *Die Münchner Räterepublik*, S. 23-44, hier: S. 29.

²¹¹ COWLEY, Einleitung, in: Ders. (Hrsg.), *Was wäre gewesen, wenn?*, S. 9-12, hier: S. 11.

tungsprozesses war zunächst weitgehend offen; die zur Abspaltung bereiten Burgfriedensgegner blieben letztlich aber in der Minderheit. Die USPD unterlag später im Bürgerkrieg der MSPD (für kurze Zeit erreichte die USPD 1920 fast die Stärke der MSPD, ehe sie sich spaltete und damit ihr Ende besiegelte; der Weg der USPD verlief sich schließlich im „Unterholz“ der Geschichte).

Auch wenn die USPD in ihrer kurzen Lebenszeit wenig bewirkte bzw. unter den herrschenden Bedingungen nur wenig bewirken konnte, so zeigte sie doch das Spektrum an Möglichkeiten auf, über das die Sozialdemokratie (die größte politische Bewegung des Kaiserreiches) verfügte. Die neu gegründete Partei war durchaus nicht frei von Widersprüchen: Einerseits huldigte sie einem tief empfundenem Traditionalismus (v. a. durch den Rückgriff auf das nicht mehr ganz tauforsche Erfurter Programm von 1891), andererseits waren viele ihrer Forderungen ausgesprochen progressiv (soziale Republik, Frauenwahlrecht, internationale Gerichtsbarkeit). Auch eine gehörige Portion naiver Weltverbesserungswille gehörte zum Kernbestand der geistigen Verfassung der USPD. Im Vergleich zu allen anderen Parteien steht die USPD allerdings ausgesprochen gut da, vergleicht man die jeweiligen Einschätzungen zur militärischen und politischen Lage Deutschlands im Krieg. Einfach nur „Tummelplatz wirklichkeitsfremder und verantwortungsloser Radikaler“²¹², wie Susanne Miller noch behauptet hat, war die USPD sicher nicht (auch wenn sie v. a. nach dem Krieg sehr wohl eine nennenswerte Zahl von Utopisten anzog). Das Urteil Millers übersieht, gerade in Bezug auf den bayerischen Fall, neben anderem auch „jene Ambiguität von realistischer Gegenwartsschau und idealistischer Zukunftszuversicht, die für Eisners Denken charakteristisch ist und als Basis seiner Gesellschaftskonzeption angesehen werden muß.“²¹³ Die Verbindung von Realismus und Idealismus wurde nicht nur von Eisners jungen Anhängern mitgetragen, in etwas weniger ausgeprägter Form findet sie sich auch bei Unabhängigen aus anderen Teilen Bayerns.

Ganz abgesehen von allen inhaltlichen und persönlichen Streitpunkten, die hier eine Rolle spielten, ist die Herausbildung der USPD auch zu lesen als Auflehnung gegen die Oligarchisierung der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung, die bis 1914 schon sehr weit fortgeschritten war. Michels hat hier die angemessenen Formulierungen gefunden, die auch für die Entwicklung während des Krieges zutreffen: Die „Organisation der Mittel, um das verfolgte Ziel zu erreichen, ist – peu à peu und ohne daß sich die Organisierenden dessen selbst bewußt sind – zum *Ziel-an-sich* geworden.“²¹⁴ Und: „Jede neue oppositionelle Strömung in der Partei wird als Demagogie verworfen; der direkte Appell mit der Parteiherrschaft unzufriedener Elemente an die Massen, und mag er noch so edlen Motiven entspringen, wird, trotzdem er unzweifelhaft als das Grundrecht aller Demokratie anzusehen ist, als

²¹² MILLER, Burgfrieden und Klassenkampf, S. 397.

²¹³ F. EISNER, Der Publizist und Politiker, S. 33.

²¹⁴ GENETT, Einleitung, in: MICHELS, Soziale Bewegungen, S. 11-69, Zitat: S. 19.

unschicklich verworfen oder gar als ein boshafter Versuch der Untergrabung der Parteidisziplin und Verhetzung und Aufhetzung gebrandmarkt.²¹⁵ Gelang es nun den bisherigen „Rebellen“ tatsächlich, bei der Gründung ihrer eigenen Partei die bisher beklagten Demokratiedefizite zu beheben, das „eherne Gesetz der Oligarchie“ zu brechen?

Die Einsicht, dass dies notwendig war, bestand jedenfalls. Dittmann forderte auf dem USPD-Gründungsparteitag: „In der neuen Organisation darf das Beamtentum nicht dominieren.“²¹⁶ Eugen Prager hatte sicher nicht ganz Unrecht, als er wenige Jahre später feststellte: „Bürokratische Engherzigkeit und beschränkter Organisationsfanatismus, der in blinder Verkennung der Verhältnisse den Kadavergehorsam des preußischen Militarismus auf die Partei verpflanzen wollte, hat die politische Einheit der deutschen Arbeiterklasse zerschlagen.“²¹⁷ Eisner verabscheute ohnehin „diese riesige, unpolitische, ohnmächtige, öde, geistlose und verlogene Vereinsmeierei“²¹⁸. Im Januar 1917 diagnostizierte er: „Es ist namentlich der Begriff der Disziplin, der gar nichts mit Demokratie und Sozialismus zu tun hat, vielmehr ein Begriff des Militarismus ist, der uns geistig und seelisch gelähmt hat.“²¹⁹ Kröpelin befand später: „Führer sind eine Nebensache, eine notwendige Nebensache!“²²⁰ Solche Äußerungen gehörten zum Standardrepertoire prominenter Unabhängiger.

Letztlich ausschlaggebend war natürlich, wie die Praxis aussah, wie die Entscheidungsabläufe sich innerhalb der USPD gestalteten, ob sie sich nennenswert von den bisherigen Gewohnheiten des sozialdemokratischen Organisationslebens unterschieden. Ein vernünftiges Urteil lässt sich hier erst abgeben, wenn die Geschichte der Partei *nach* dem Krieg, als sich die USPD zu einer Massenorganisation entwickelte (und die damit verbundenen Sachzwänge griffen), dahingehend untersucht ist. Über die Entwicklung *während* des Krieges lassen sich bereits jetzt einige Aussagen treffen:

- Das Organisationsstatut, das sich die USPD im April 1917 bei ihrer Gründung in Gotha gab, war ausgesprochen föderal ausgerichtet; dies obwohl ein großer Teil der Versammelten vor dem Krieg durchaus eine zentralistische Ausrichtung der Partei (v. a. zur Abwehr des süddeutschen Reformismus) befürwortet hatte.

²¹⁵ MICHELS, Der konservative Grundzug der Partei-Organisation, in: Ebd., S. 198-213, hier: S. 207.

²¹⁶ Protokoll USPD-Gründungs-Parteitag Gotha 1917, S. 18.

²¹⁷ PRAGER, Das Gebot der Stunde, S. 126.

²¹⁸ Gefängnistagebuch, Eintrag vom 19.2.1918. (F. SCHADE, Kurt Eisner, Zitat: S. 118, Anm. 69).

²¹⁹ Protokoll USPD-Gründungsparteitag Gotha 1917, S. 100.

²²⁰ C. Kröpelin an Rosseutscher vom 11.1.1919. (HstAM, Arbeiter- und Soldatenrat 25).

- Der Landesverband der bayerischen USPD, der sich im März 1918 konstituierte, war in organisatorischer Hinsicht ausgesprochen schwach (d. h. er verfügte über keinerlei eigenen Apparat) und hatte praktisch keinerlei „Durchgriffsrechte“ auf die untergeordneten Ortsverbände.
- Eisner etablierte in der Münchner USPD-Organisation eine für die Sozialdemokratie untypische Führungskultur sui generis. Ohne auch nur ein Amt, ein Mandat oder das kleinste „Pöstchen“ innezuhaben, nur Kraft seines Charismas, seines Vorbildes und seiner Argumente war er der unangefochtene Anführer der Ortsgruppe; zur Sicherung seiner Stellung war er dabei nie auf „Sanktionen“ (oder auch nur die Drohung damit) angewiesen (mit anderen Worten: Eisner setzte innerhalb der Partei nur auf „auctoritas“, nicht auf „potestas“ - und kam damit durch).
- Materielle und technische Schwierigkeiten hätten unter den gegebenen Bedingungen eine straffere Organisation ohnehin wohl kaum erlaubt (es sei denn, man wollte sich auf eine kleine Kaderpartei von Berufsrevolutionären beschränken, was innerhalb der bayerischen USPD nie zur Debatte stand; Vorbild blieb im Prinzip die „alte“ Sozialdemokratie, allerdings gereinigt von den negativen Begleiterscheinungen der längst überbordenden bürokratischen Verfilzung).
- Die dezentrale und damit potenziell basisdemokratische Organisation der neuen Partei entsprang nicht nur äußerem Zwang, sondern auch innerer Überzeugung.
- Dort, wo Ortsverbände der „alten“ Partei mehr oder weniger geschlossen zur „neuen“ übergewechselt waren, änderte sich organisationsintern indes offenbar so gut wie nichts; auch der Gewerkschaftsapparat als solcher wurde nicht infrage gestellt.

Um genau zu erkennen, wo der Bruch zwischen „Opposition“ und „Establishment“, zwischen „unten“ und „oben“, zwischen den nachdrängenden Kräften und den Angehörigen der Oligarchie zum Vorschein kam, soll eine kleine Typologie der Parteispaltung in Bayern erstellt werden. Insgesamt sind ganz unterschiedliche Abläufe vor Ort zu verzeichnen, die folgendes vorläufiges Schema nahelegen:

- Einen in Bayern (im Vergleich zu anderen Regionen) seltenen Fall bildeten die kompletten Übertritte von Ortsgruppen zur USPD (Hof, Selb, Münchberg, Naila); hier blieb lokal im Prinzip alles beim Alten, der Bruch wurde gegenüber dem Landesvorstand bzw. der Führung der Gesamtpartei vollzogen. Die lokalen Anführer der Partei wurden anscheinend mehr zum Bruch gedrängt, als dass sie die Basis „anschoben“.

- Durch den jeweiligen Ortsverein hindurch ging die Trennlinie in denjenigen Fällen, in denen der größere Teil der Mitglieder zur USPD wechselte (Schweinfurt, Heidingsfeld, Kempten), die dann auf vorhandenen Strukturen aufbauen konnte (während die MSPD erst einen neuen Ortsverein gründen musste).
- Schwer davon abzugrenzen sind die Fälle, in denen die Trennlinie durch den Ortsverein „mitten hindurch“ ging (Fürth, Aschaffenburg) und sich die beiden sozialdemokratischen Parteien danach vor Ort auf Augenhöhe gegenüberstanden.
- Der bayerische „Normalfall“ – falls man von einem solchen überhaupt sprechen kann – bestand darin, dass nur ein kleinerer Teil der Mitglieder zur USPD übertrat (darunter kaum lokale Prominenz). Dabei konnte es sich, wie in München, um eine in sich relativ fest gefügte Gruppe handeln, die auf längere Kontakte (v. a. in der Jugendsektion) zurückgreifen konnte und in scharfer Opposition zur Mehrheit stand. In Nürnberg ist eine vergleichbare, bereits zuvor vorhandene Struktur nicht greifbar; hingegen blieb hier das Verhältnis zur Mehrheit noch akzeptabel. Noch kleiner war die abgespaltene Minderheit in Augsburg; ebenso in Würzburg, wo allerdings die Mehrheit inhaltlich nahe an der Linie der USPD lag.
- Eine eigene Kategorie bilden diejenigen Orte, in denen sich (noch) keine USPD-Sektion bildete, die MSPD allerdings faktisch die Positionen der USPD (d. h. ihres gemäßigten Flügels) vertrat (Bayreuth und Umgebung).
- In einigen Ortsvereinen, die die Mehrheitspolitik unterstützten, regte sich bereits Widerstand, ohne dass die USPD bis Kriegsende Fuß zu fassen vermochte (Regensburg, Amberg).
- In anderen Orten scheint die Mehrheitsströmung noch vollkommen unangefochten geblieben zu sein (Bamberg).
- Über die Entwicklung der Kräfteverhältnisse innerhalb der örtlichen SPD in mehreren anderen bayerischen Städten (Ansbach, Rosenheim, Landshut, Erlangen, Ingolstadt, Passau, Weiden, Straubing) ist kaum etwas bekannt.

Die Informationsbasis, auf der die hier getroffene Einteilung gründet, ist demnach durchaus ausbaufähig. Sicher ist: Die Parteispaltung vor Ort verlief *nicht* nach einem einheitlichen Muster; es gab eine ganze Reihe von Varianten und Untervarianten, die das Ergebnis des komplexen Zusammenspiels vieler interner und externer Faktoren waren (interessant wäre der Vergleich mit dem Verlauf der Spaltung in USPD-Hochburgen wie Berlin und Leipzig). Dabei ist wieder zu berücksichtigen,

dass das maßgebliche Wachstum der USPD – und damit auch die „vollständige“ Spaltung der Sozialdemokratie – erst *nach* dem Krieg erfolgte. Die hier formulierten Erkenntnisse und Thesen müssen deshalb später noch in einen größeren Zusammenhang gerückt werden.

Schon an dieser Stelle lohnt sich ein Blick zurück auf die Prognose, die Michels einige Jahre vor dem Krieg der Opposition innerhalb der Sozialdemokratie gestellt hatte:

„Bisweilen sehen wir allerdings die Oligarchie der Führer jäh durchbrochen. Die Massen lehnen sich auf und kündigen den Gehorsam. Fast immer steht hinter diesen Vorgängen aber lediglich der Kampf einer Führergruppe mit einer anderen Führergruppe um die Macht. Den Massen allein unterliegt der Führer nie. Nur, wenn die Massen einen neuen und gewaltigeren Führer finden ist es möglich, daß er niedergerungen wird. [...]

Die Massen werden gewiß noch ab und zu revoltieren, aber der Energie der Massen wird von den Führern immer wieder der Zügel angelegt werden. Nur eine Politik der herrschenden Klassen, die in jäher Verblendung den Bogen überspannt, wird die Parteimassen als aktive Schauspieler auf die Bühne der Geschichte bringen und die Macht der Parteioligarchen aufheben können. Aber ein direktes Eingreifen der Masse wird stets gegen den Willen der Führer stattfinden. Von diesen vorübergehenden Unterbrechungen abgesehen, wird die natürliche und normale Entwicklung der Organisation auch der sozialrevolutionärsten Partei nach wie vor den dauerhaften Stempel der Beharrung aufdrücken.“²²¹

Wieder einmal fasziniert die Präzision, mit der Michels noch weit entfernt liegende Entwicklungen – hier v. a. auch den Ablauf der Revolution - vorausgesagt hat; und doch zeigt die Parteispaltung in Bayern mit ihrem mannigfaltigen Ablauf, dass eben nicht nur „eiserne Gesetze der Organisation“ am wirken waren. Auch Einzelpersonen (v. a. natürlich Eisner, aber nicht nur er) und „die Massen“ (so v. a. im Januarstreik) konnten in Ausnahmesituationen der Entwicklung eine neue Richtung geben, die den Beherrschern der festgefügtten Organisation ganz und gar nicht passte. Auch Personen, die in diesem Apparat fest verankert waren wie Blumtritt und Josef Simon, konnten sich der „Rebellion“ anschließen (eine Möglichkeit, die Michels allerdings sehr wohl einkalkuliert hatte). Zu klären, wie lange es dann dauerte, bis sich auch in der neuen USPD die alten Mechanismen etablierten (und ob dies überhaupt vollständig der Fall war), ist die Hauptaufgabe der Organisationsgeschichte der späteren USPD.

Bedenkt man, dass die bayerische SPD innerhalb der Gesamtpartei weniger als ein Zehntel der Mitglieder stellte, ist es mehr als erstaunlich, welche eigenständige und nachhaltige Impulse für den innerparteilichen Richtungsstreit auch im Ersten Weltkrieg hier ihren Ausgangspunkt hatten; der „bayerische Sonderweg“ verzweigte sich gewissermaßen. Die Pointe bestand dabei auch darin, dass die prominentesten Vertreter der drei Hauptrichtungen im Landesverband der Rheinländer Adolf

²²¹ MICHELS, Der konservative Grundzug der Partei-Organisation, in: Ders., Soziale Bewegungen, S. 198-213, hier: S. 212f.

Müller, der Berliner Kurt Eisner und der Österreicher Adolf Braun waren, die hier noch einmal kurz charakterisiert werden sollen.

Entschlossener als jeder andere, wohl auch besser vorbereitet, sah Müller bei Kriegsausbruch *die* Gelegenheit gekommen, um innerhalb des herrschenden Systems politisch aktiv werden und endlich das Joch der Daueropposition abschütteln zu können. Als Großmeister der Konspiration engagierte er sich vor allem in diversen diplomatischen Missionen, blieb aber auch in der bayerischen Innenpolitik zunächst noch präsent. Müller und seine Mitstreiter waren dabei getrieben von dem in der Vorkriegszeit gefestigten Glauben an die evolutionäre Fortentwicklung der Verfassung im demokratischen und sozialen Sinne. Parallel dazu rechnete sich Müller fast bis zum Schluss Chancen aus, einen Verständigungsfrieden mit herbeiführen zu können. „Hinsichtlich der Politik der Reichsführung [...] war seine Zielsetzung [...] fast völlig gescheitert. Die Vorleistungen blieben umsonst, obwohl Müller von Anfang an nur relativ bescheidene Ziele im Sinne gehabt hatte.“²²² Dieses Urteil gilt mutatis mutandis für die Mehrheitsströmung der bayerischen SPD insgesamt; spätestens aus dem Blickwinkel des Jahres 1920 war das ganze Desaster dieser Politik sichtbar. Dennoch wurde die im August 1914 getroffene Entscheidung von ihren Urhebern nie ernstlich infrage gestellt oder in der Parteiöffentlichkeit (zumindest mit zeitlicher Verzögerung) diskutiert. Müller selbst hatte die innenpolitische Bühne Bayerns ohnehin 1917 verlassen, ohne jemals wieder zurückzukehren. Als „starker Mann“ im Landesverband folgte ihm Auer, von dem Selbstkritik noch viel weniger zu erwarten war.

Ganz anders Eisner. Im Willen und der Fähigkeit zu undogmatischem, eigenständigem Denken und Handeln Müller ebenbürtig, hatte Eisner seine Fehleinschätzung bei Kriegsausbruch (die v. a. auf die Desinformation durch Müller zurückzuführen war) bald erkannt und daraufhin das Ruder herumgeworfen. Aus der Erkenntnis, dass nur der Kampf gegen Regierung und OHL die sozialdemokratischen Ziele einer Realisierung näher brachte und Deutschland vor katastrophalen Folgen retten konnte, zog er die Konsequenzen und ging schließlich dazu über, den offenen Widerstand, ja die Revolution zu propagieren. Die Parteispaltung, die er bis zuletzt zu vermeiden getrachtet hatte, verhalf Eisner nur zu einer kleinen Schar von Anhängern, die aber durch ihre Entschlossenheit und das richtige „Timing“ auch das Unvorstellbare zu Wege bringen sollte. Dahinter standen ein schier unerschütterlicher Fortschrittsoptimismus und die Überzeugung: „Ein Staat, ein Volk, ein System, in dem die Wahrheit unterdrückt wird, oder sich nicht hervorwagt, ist wert, so rasch und so endgültig wie möglich zugrunde zu gehen.“²²³ Im Gegensatz zu den orthodoxen Marxisten in der Partei

²²² POHL, Adolf Müller, S. 263.

²²³ So Eisner in einem Protestschreiben gegen die Zensur durch das Münchner Stellvertretende Generalkommando im Jahr 1917. (F. EISNER, Die Politik des libertären Sozialismus, Zitat: S. 70).

gründete Eisners Glaube an den gesellschaftlichen Fortschritt nicht auf ökonomischem Determinismus, sondern auf einem Weltbild, das von der Gestaltbarkeit der Verhältnisse aus einem moralisch-aufklärerischen Impetus heraus ausging.

Nicht nur, aber auch deshalb war Eisner ein Solitär innerhalb der Sozialdemokratie seiner Zeit, der er sich dennoch mit Leib und Seele verpflichtet fühlte. Er hatte auch zur „Organisation“, deren Hochschätzung in der Partei oft irrationale Züge annahm, ein ganz anderes, nämlich kritisch-pragmatisches Verhältnis. Darin lagen Stärke und Schwäche zugleich, die Eisners Vorgehensweise auszeichneten. Das „Zuviel von planmäßiger Vorbereitung und Disziplin“, welches „das Spontane und Eruptive zu stark in den Hintergrund gedrängt [...] [hatte], das jeder Revolution anhaftet“²²⁴ (Dittmann), dieses „Zuviel“ war Eisner aus Verstandes- wie aus Gefühlsgründen zuwider. Schon 1907 hatte er geschrieben: „Ich bin überzeugt, dass wir um gewaltsame Konflikte nicht nur nicht herumkommen, sondern das[s] selbst in blutigen Niederlagen noch ein grösserer Zukunftswert steckt als in unserem ganzen sonstigen geschäftlichen Müßiggang. Unsere Revolution bleibt uns nicht erspart. [...] Und so bin ich nicht nur für den Massenstreik, sondern auch für das Auf-die-Strasse-gehen. Hätte ich die Verantwortung für solche Unternehmungen, ich würde sie ohne jedes Bedenken mit allen Konsequenzen auf mich nehmen.“²²⁵ Dazu sollte Eisner ein Jahrzehnt später Gelegenheit bekommen.

Als Eisner im November 1918 den Sprung an die Macht wagte, konnte er auf zwei wechselvolle Jahrzehnte in der Sozialdemokratie zurückblicken, in der er etliche Lernprozesse und Metamorphosen durchgemacht hatte und sich doch in vielem treu geblieben war. Die Katastrophe des Weltkrieges hatte ihm die Einsicht in eigene Irrtümer und Illusionen sowie den Bruch mit alten Gefährten abverlangt, ihm aber auch Möglichkeiten eröffnet, auf die er vor 1914, als „einfacher“ Redakteur ohne Amt und Mandat in der Partei, nicht hatte hoffen dürfen. Als Politiker zählte Eisner gewiss zur unkonventionellen Sorte, aber er *war* Politiker durch und durch, nicht einer der so gern geschmähten „Caféhausliteraten“, als den ihn viele derjenigen Gegner verunglimpften, die sich ihm – meist zu Recht – intellektuell unterlegen fühlten. Bei der Einschätzung politischer Sachverhalte und den daraus abgeleiteten Prognosen erzielte Eisner jedenfalls eine weit höhere „Trefferquote“ als die allermeisten der selbsternannten „Realpolitiker“. Hieran kann im Rückblick kein Zweifel bestehen.

Die Hoffnung, dass am demokratischeren, liberaleren „bayerischen Wesen“ die „Welt“ - d. h. in diesem Kontext: Preußen bzw. Deutschland - genesen könnte, hatte vor 1914 Adolf Müller mit Eisner verbunden, der sich folgerichtig mit vollem Elan für den bayerischen Reformismus engagiert

²²⁴ DITTMANN, Erinnerungen, Bd. 3, S. 552.

²²⁵ K. Eisner an J. Bloch vom 2.9.1907. (GRAU, Kurt Eisner, Zitat: S. 274).

hatte. Wie sich bis spätestens Ende 1916 herausstellte, beruhte Eisners Eifer auf einem „großen Mißverständnis“²²⁶. Hatte sich Eisner bei Kriegsausbruch noch einmal (unfreiwillig) von Müller instrumentalisieren und in die Irre leiten lassen, so begann er jedoch bald, sein „Fehlurteil zu erkennen und zu revidieren, eine Leistung, die für sich schon hoch einzuschätzen ist.“²²⁷ Von nun an trennten sich die Wege zwischen dem Kriegs- und Systemgegner Eisner und seinen (wenigen) Anhängern auf der einen sowie Müller und den Burgfriedensbefürwortern auf der anderen Seite.

Von der Forschung meist vernachlässigt wird die um Ausgleich bedachte „Mitte“ der Partei, die über Bayern hinaus in Adolf Braun und seiner *Fränkischen Tagespost* ihren Impulsgeber und ihr Sprachrohr fand. An strategischer Originalität den beiden anderen Richtungen weit unterlegen, besaß diese Hauptströmung - nicht nur in Franken, sondern auch im übrigen Reich - eine Breite, die ihr „eigentlich“ die ausschlaggebende Stellung im innerparteilichen Richtungskampf hätte sichern müssen. Davon konnte realiter allerdings keine Rede sein. Das lag daran, dass es Braun zwar an persönlicher Integrität und rhetorischer Kraft nicht mangelte, er und seine Gesinnungsgenossen aber nicht in der Lage waren, sich wirkungsvoll zu organisieren, den Kampf um die eigenen Überzeugungen in der Partei offensiv zu führen und konzeptionell angemessen auf eine völlig veränderte politische Situation zu reagieren. Hier zeigte sich wohl am augenfälligsten das problematische Erbe des revolutionären Attentismus der Vorkriegszeit und des übersteigerten Ethos der Disziplin und der Geschlossenheit.

Braun wollte innerhalb der Sozialdemokratie eine starke mittlere Strömung etablieren und hoffte damit zu erreichen, „daß der Parteivorstand sich nicht mehr darauf berufen kann, daß alles, was rechts der [Sozialistischen] Arbeitsgemeinschaft steht, zur Firma David/Scheidemann gehört [...], daß die David, Scheidemann und Genossen nur die Vertretung einer Minderheit sind. Gelingt das, so wäre außerordentlich viel gewonnen.“²²⁸ Wäre dieses Vorhaben gelungen, wäre die Spaltung in der Tat ganz anders verlaufen, hätte sich die „Firma David/Scheidemann“ vielleicht als abgespaltene Minderheit in einer politischen Randstellung wiedergefunden. Doch Braun scheiterte mit seinen Absichten. Seine hehren Ziele wurden zwischen den Fronten des Parteistreits zerrieben; die an sich starke Mittelströmung fand keine zündende Parole und keine entschlossenen Anführer, sie wurde vom rechten Parteiflügel überspielt und marginalisiert.

Die hier vorgenommene personalisierende Zuspitzung soll indes nicht darüber hinwegtäuschen, dass innerhalb der drei Hauptströmungen der bayerischen Sozialdemokratie eine erhebliche Bin-

²²⁶ Ebd., S. 460.

²²⁷ GRAU/POHL, Kurt Eisners Volksstaat, in: BzG 37 (1995), H. 4, S. 3-21, hier: S. 10.

²²⁸ A. Braun an K. Kautsky vom 9.7.1916. (FASEL, Adolf Braun, Zitat: S. 137).

nendifferenzierung zu erkennen war. Die jeweiligen Vordenker übten zwar eine gewisse Leitfunktion kraft publizistischer Dominanz und/oder persönlicher Wirkung als Versammlungsredner aus, mussten sich diese Funktion aber immer wieder aufs Neue „erarbeiten“. (Adolf Müllers bis zum Frühjahr 1917 gegebener machtpolitisch entscheidender Vorteil als faktischer Partei- und Landtagsfraktionsvorsitzender in Bayern darf dabei allerdings nicht übersehen werden.) Bei aller kommunikativen Vernetzung, die durch persönliche Kontakte sowie Parteikonferenzen ebenso hergestellt wurde wie durch die der Parteipresse entnommenen Informationen, behielten die einzelnen bayerischen Ortsgruppen doch einen erheblichen Rest an Autonomie; dazu kam noch ein erhebliches Maß an Unwissenheit bezüglich der divergierenden Ansichten in der Partei. Von Einzelfällen abgesehen, in denen Ortsvereine auch ohne „äußere“ Einwirkungen zur Opposition wechselten, profitierte eher die Mehrheit von diesen retardierenden Faktoren, da sie in der Regel das stärkere Lager begünstigten. Zu ergänzen wäre noch, dass die radikale Linke – die Aktivitäten von Anarchisten wie Mühsam und Sontheimer bilden hier ein eigenes Kapitel – sich in Bayern bis Kriegsende überhaupt nicht zu Wort meldete. Auch hier blieb Bayern - vorerst - auf einem Sonderweg.

Die Spaltung der sozialistischen Arbeiterbewegung in Deutschland in zwei sich beide als demokratisch verstehende und dem historischen Erbe der SPD verpflichtet fühlende Organisationen stellt einen ebenso folgenschweren wie facettenreichen Prozess dar. Wie hier am bayerischen Beispiel dargestellt wurde, liegt seine Besonderheit in der Verschränkung unterschiedlichster Konfliktlinien: Dabei ging es um die Konflikte zwischen jüngeren und älteren Parteimitgliedern, zwischen Parteibasis und –führung, zwischen den Parteigauen Süd- und Nordbayern, zwischen Bayern und Preußen, zwischen Partei-„Theoretikern“ und Gewerkschafts-„Praktikern“, zwischen fränkischer Peripherie und Münchner Zentrale, überhaupt zwischen „Zentralisten“ und „Föderalisten“, zwischen Reformisten und Anhängern der marxistischen Orthodoxie, zwischen Nationalisten und Internationalisten – und dies alles verquickt mit ganz persönlichen Animositäten, Rivalitäten und Loyalitäten. Diese schon vor 1914 ausgebildeten Determinanten wurden durch den Weltkrieg schärfer akzentuiert oder zerstört, ganz neu definiert oder gefestigt, graduell verschoben oder bedeutungslos. Aus dem Zusammenprall einer teilweise dogmatisch verfochtenen Fortschrittsgläubigkeit mit dem Veränderungsdruck, der durch den Krieg ausgelöst wurde, entstand innerhalb der Sozialdemokratie eine ideologische Dynamik, bei der letztendlich die zentrifugalen Kräfte die Oberhand gewannen. Oder, wie es die *Leipziger Volkszeitung* formulierte: „der Zeitpunkt rückt mit Riesenschritten heran, wo die politischen Auffassungen zur vollen organisatorischen Reife gelangen.“²²⁹ Im Krieg mussten die Partei und alle ihre Gliederungen zum gegebenen autoritären Nationalstaat und seiner Expansionspolitik Stellung beziehen, sie mussten zeigen, ob sie die eigene Programmatik und das dahinter

²²⁹ LVZ Nr. 242 vom 16.10.1917.

stehende Ethos ernst nehmen. Ohne die Auswirkungen des Krieges einzubeziehen, ist die Spaltung der SPD nicht erklärbar; hätte es den Krieg gar nicht gegeben, wäre die Spaltung auf jeden Fall in anderer Form (vermutlich aber dennoch) eingetreten. Die Deutung der Kriegspolitik der Partei und ihrer Folgen prägte jedenfalls noch lange die Auseinandersetzung in der fragmentierten Arbeiterbewegung.

Bei der Bewertung der Parteispaltung erfreut sich die – ganz unterschiedlich formulierte – Theorie der „falschen Scheidelinie“ (die bis auf Arthur Rosenberg zurückgeht²³⁰) nachhaltiger Beliebtheit. Susanne Miller vertrat die Einschätzung, die *entscheidende* Trennlinie habe zwischen der radikalen Linken um Luxemburg und Liebknecht einerseits sowie den „rechts“ davon angesiedelten übrigen Strömungen andererseits gelegen.²³¹ Diese Sicht war bereits von der mehrheitssozialdemokratischen Deutung der Ereignisse vorweggenommen worden und wurde von der parteikommunistischen Geschichtsschreibung aus ebenso offensichtlichen Motiven übernommen und weitertransportiert. An diesen von einer ungleichen „Koalition“ getragenen Konsens schloss Wolfgang Kruse berechnete Fragen an: „War die Besonderheit der Spaltung der deutschen Sozialdemokratie im Ersten Weltkrieg ein eigentlich überflüssiges Mißverständnis? Oder lagen ihr [...] doch tiefergehende Differenzen zugrunde, die angesichts der kriegspolitischen Neuorientierung der sozialdemokratischen Mehrheitspolitik und ihrer prinzipiellen Ablehnung durch eine wachsende Minderheit die Parteispaltung als eine kaum vermeidbare Konsequenz erscheinen lassen, die in der Breite der Abspaltung eher zu klein als zu groß ausgefallen ist?“²³²

Hier wurde endlich das lange Zeit akzeptierte „master narrative“ zur Geschichte der SPD kritisch hinterfragt. Das bisher Dargelegte gibt auf diese (rhetorischen) Fragen Kruses eine eindeutige Antwort: Die Parteispaltung war kein „Missverständnis“; die Abspaltung war dabei tatsächlich eher „zu klein als zu groß“ (legt man die *inhaltlichen* Differenzen als Maßstab an). Die entscheidende Scheidelinie verlief in Wirklichkeit *nicht* zwischen der Spartakusgruppe und dem „Rest“ der Partei, sondern zwischen Gegnern und Befürwortern des Burgfriedens bzw. (was kaum einen Unterschied macht) zwischen den entschiedenen Gegnern einer deutschen Annexionspolitik und deren Unterstützern (zu denen diejenigen hinzuzuzählen sind, die nicht eindeutig Position beziehen wollten). Das bedeutet: Die (wichtigste) Trennlinie (von mehreren) verlief *mitte durch* die Mehrheitssozialdemokratie (wodurch die Differenzen, die nach Kriegsende innerhalb der USPD auftraten, nicht kleingeredet werden sollen).

²³⁰ Vgl. A. ROSENBERG, Geschichte der Weimarer Republik, S. 24-26.

²³¹ Vgl. MILLER, Burgfrieden und Klassenkampf, S. 112 u. 154-156.

²³² KRUSE, Krieg und nationale Integration, S. 16.

Nach der Untersuchung der Parteispaltung in Bayern lassen sich nun klarere Konturen erkennen, wobei sich eine vorschnelle Verallgemeinerung von selbst verbietet. Dazu waren die Voraussetzungen des Landesverbandes schon in der Vorkriegszeit zu speziell gewesen, sie waren ganz anders als im übrigen Reich. Da die radikale Linke in Bayern bis Kriegsende überhaupt nicht existierte, wäre hier die Abtrennung der Opposition, folgte man der Theorie Millers, a priori „überflüssig“ gewesen, zumindest nicht als durch hinreichende sachliche Differenzen begründet anzusehen. Nach der vorangegangenen Schilderung der Ereignisse kann diese Deutung als obsolet betrachtet werden: Zwischen den Vertretern der USPD und der Führung der MSPD lagen (auch in Bayern) 1917/18 in Fragen der Strategie wie der konkreten Tagespolitik Welten. Zugespitzt ging es um die Alternativen *Arrangement mit* den oder *Kampf gegen* die herrschenden Gewalten, konstitutionelle Monarchie oder soziale Republik, Anpassung oder Umsturz, Siegfrieden oder Verständigungsfrieden. Letztlich standen sich in der Sozialdemokratie die beiden Konzepte „Reform“ und „Revolution“ unversöhnlich gegenüber. Allen Ausgleichsbemühungen Adolf Brauns zum Trotz galt: *Tertium non datur*. Oder, wie Karsten auf dem USPD-Gründungsparteitag treffend feststellte: „Mit der Nürnberger Politik wird nichts erreicht.“²³³

Kruses Einschätzung, die „eigentliche“, inhaltlich fundierte Opposition habe noch bis weit in die MSPD hineingereicht, lässt sich durch die bayerischen Befunde nur bestätigen. Nicht nur bei der Gruppe der Reichstagsabgeordneten blieb ungefähr die Hälfte der Bewilligungsgegner in der „alten“ Partei; auch an der Basis gab es bei vielen Mitgliedern starke Vorbehalte gegen die Politik des Vorstands, die *nicht* zum Wechsel zur USPD führten (was sich nach Kriegsende zumindest teilweise änderte). Gerade für die fränkischen Ortsverbände lässt sich dies schlüssig nachweisen. Die aktive Beteiligung der Nürnberger MSPD am Januarstreik war für diese Position nur ein besonders symbolträchtiger Ausdruck. Ultimativ verlangte die nordbayerische Gaukonferenz im Juni 1918, dass die Reichstagsfraktion „in Uebereinstimmung mit dem Willen der Wählerschaft und mit den Forderungen unseres Programms zur Durchsetzung der berechtigten Forderungen des arbeitenden Volkes nunmehr von der bloßen Kritik dazu übergeht, von den schärfsten parlamentarischen Machtmitteln Gebrauch zu machen und durch ihre Abstimmungen die Mitverantwortung für die Politik der Reaktion und des Landraubes abzulehnen.“²³⁴ Deutlicher konnte man sich in Worten von der Burgfriedenspolitik kaum absetzen. Da die Fraktionsmehrheit nicht gewillt war, dieser Forderung nachzukommen, und die Landesleitung um Auer ebenso eine völlig andere Linie verfolgte, wäre ein Übertritt zur USPD für die Urheber und Befürworter dieser Resolution nur konsequent gewesen - er blieb aber aus (auch der im Oktober folgende Landesparteitag der MSPD verlief relativ reibungs-

²³³ Protokoll USPD-Gründungs-Parteitag Gotha 1917, S. 75.

²³⁴ FT Nr. 139 vom 17.6.1918.

los). Mit dem Verweis auf das eingeschliffene Einigkeitsdogma wird sich dieser schwer verständliche Tatbestand allein nicht erklären lassen. Dringend nötig wären hier weitere Untersuchungen zum linken Flügel der MSPD, der bislang von allen Parteiströmungen die geringste Beachtung gefunden hat; in diesem Bereich ließe sich durchaus noch Neuland erschließen.

Gerade weil die Gräben zwischen den Lagern so tief waren (und mit der Zeit immer tiefer wurden), lässt sich die abgespaltene Minderheit gar nicht verstehen ohne den Blick auf die Positionen der Mehrheit. Stellvertretend für diese behauptete Robert Schmidt im August 1914: „Man mag der deutschen Regierung die schlechtesten Absichten zutrauen, und wir sind die letzten, die ihre Verteidigung übernehmen wollen und sie als unschuldsvolle Engel betrachten, das aber ist unzweifelhaft sicher: Eroberungsgelüste gegen Frankreich, kriegerische Maßnahmen, um es zu demütigen, haben nicht bestanden. [...] Das militärische Überrennen Belgiens löst wie im Ausland auch bei uns kein angenehmes Empfinden aus. Aber es hat auch seine Entschuldigung. Im Kriege ist sich jeder selbst der Nächste.“²³⁵ Diese Apologetik und vor allem die Konsequenzen, die sich daraus ergaben, wollten nicht alle Sozialdemokraten mittragen. Bernstein erkannte 1916 zur Entwicklung seiner Partei: „Aus Verteidigern der Politik vom 4. August, die noch starke Vorbehalte machten, sind Verteidiger der Politik des Kriegs geworden.“²³⁶

Die *Fränkische Tagespost* meinte im Juni 1915: „Man wird wohl gut tun, erst Jahr und Tag nach dem Friedensschluss die Rangliste der einzelnen Genossen nach der Nüchternheit ihres politischen Urteils anzufertigen.“²³⁷ Mit unserem heutigen Wissensstand ist dies recht gut möglich. Die MSPD-Führung schneidet dabei eher schlecht ab; ihre Politik im Weltkrieg war eine „immense Fehlkalkulation“²³⁸, wie es Friedhelm Boll ausgedrückt hat. Das gestand Ebert auch selbst ein; im März 1918 äußerte er im Interfraktionellen Ausschuss: „Es ist alles anders gemacht worden von der Regierung, als abgemacht worden ist. Die Regierung hat uns duiert.“²³⁹ Die Spitzen der bayerischen MSPD, die sich ja schon viel länger im reformistischen Fahrwasser bewegten, folgten bis Kriegsende weitgehend kritiklos der Linie des Parteivorstandes, der ständig neben den innen- und außenpolitischen Realitäten operierte. Hier zeigte sich lehrbuchmäßig: „Die größte Quelle von Fehlperzeptionen liegt in der Tendenz von Wertesystemen begründet, Fakten zu ignorieren und falsch zu interpretieren,

²³⁵ R. Schmidt an A. Huggler vom 24.8.1914. (Abgedruckt in: WICHERS, Gewerkschaften, Krieg und Internationale, in: IWK 23 (1987), S. 506-522, hier: S. 508-511, Zitat: S. 510).

²³⁶ GREBING, Die deutsche Arbeiterbewegung, Zitat: S. 29.

²³⁷ FT Nr. 148 vom 28.6.1915.

²³⁸ BOLL, Frieden ohne Revolution?, S. 252.

²³⁹ MÜHLHAUSEN, Friedrich Ebert, Zitat: S. 95.

um die ‚kognitive Dissonanz‘ - die Nichtübereinstimmung von festgefügtten Repräsentationen mit Informationen – zu verhindern.“²⁴⁰

Der weltfremde Größenwahn, der sich in den Kriegszielen der Obersten Heeresleitung (die letztlich in allen entscheidenden Fragen den Ausschlag gab) widerspiegelte, wurde von der SPD-Mehrheit systematisch ignoriert bzw. kleingeredet; als Kompensationshandlung wurde dafür mit allen Mitteln das Trugbild verteidigt, wonach die Regierung grundsätzlich verständigungsbereit sei. Ein zunehmend einflussreicher Flügel in der Partei unter der Führung von David und Heine bekannte sich mehr oder weniger offen sogar zu einem deutschen Siegfrieden; dessen wahrer Charakter wurde durch eine manipulative Rhetorik, die von der Wahrung der „wirtschaftliche[n] Entwicklungsfähigkeit“²⁴¹ Deutschlands sprach, nur notdürftig verschleiert. Die ganze Widersprüchlichkeit und Widersinnigkeit der Burgfriedenspolitik brachte der *Vorwärts* im April 1918 mit der Formel zum Ausdruck: „Wir marschieren mit, wir zahlen mit, wir hoffen mit, stellen aber fest, daß die Verantwortung für das Gelingen bei denen liegt, *welche die Führung des Reiches tatsächlich übernommen haben.*“²⁴² Gemeint war damit natürlich die „Militärpartei“ im Dunstkreis der 3. OHL. Oberst Max Bauer, der engste politische Berater Ludendorffs, schrieb zur gleichen Zeit: „Es muß immer wieder betont werden, daß das gleiche Wahlrecht Preußens, wie jedes Staates, Ende ist“. Daran schloss er die Frage an: „wozu eigentlich alle diese Opfer jetzt, um schließlich im Juden- und Proletentum zu ersticken[?]“²⁴³. Ob Ebert und Scheidemann, Winnig und Legien, Südekum und David es wahrhaben wollten oder nicht: Die zwingende Folge ihrer Politik war, dass sie solch sinisternen Gestalten wie Bauer (die sich später keineswegs dankbar zeigen sollten²⁴⁴) in die Hände arbeiteten.

Die Inhaber der Macht und die sie tragenden gesellschaftlichen Schichten – zunehmend vom sich radikalierenden Nationalismus zerfressen und der Demokratie einträchtig abgeneigt - dachten gar nicht daran, ihre privilegierte Position auch nur graduell schmälern zu lassen. Und sie konnten sich darin noch bestätigt fühlen durch eine handsame (M)SPD-Führung, die sich auf rhetorische Pflichtübungen beschränkte, die Arbeiterschaft zu „beruhigen“ versuchte, die Kriegsanstrengungen des Reiches indessen weiterhin mit voller Kraft unterstützte und damit den Weg in den Abgrund ebnete. Davon gingen die bayerischen SPD-Führer Auer, Timm, Segitz und Genossen auch dann nicht ab, als selbst mit dem schlechtesten Willen nicht mehr zu übersehen war, welcher Natur die von der

²⁴⁰ LINDEMANN, Die Macht der Perzeptionen, S. 17f.

²⁴¹ So der Text auf dem Originalflugblatt zur Friedenspetitionsbewegung vom Sommer 1916. (KrA, MKr 11522).

²⁴² MILLER, Burgfrieden und Klassenkampf, Zitat: S. 386.

²⁴³ WEHLER, Das Deutsche Kaiserreich, Zitat: S. 231.

²⁴⁴ Bei der Popularisierung der Dolchstoßlegende war Bauer nach dem Krieg an führender Stelle beteiligt. (Vgl. BARTH, Dolchstoßlegenden, S. 329f).

Führung des Reiches verfolgten Kriegsziele waren, welche verantwortungslose Hybris Ludendorff und seine Handlanger trieb. Dabei spielte wohl auch eine Rolle, dass die verschärfte nationalistische Propaganda beim rechten Parteiflügel, wo auch antisemitische Vorstellungen herumgeisterten, durchaus ihre Wirkung entfaltete; ein deutscher Siegfrieden – mit all seinen Konsequenzen – stieß bei den Anführern der bayerischen SPD keineswegs auf einhellige Ablehnung und der Großteil der Basis folgte ihr darin ahnungslos, vertrauensselig oder beließ es bei formalen Protesten.

Zur „Politik des 4. August“ gehörte auch, dass die (M)SPD eine Regierungspolitik unterstützte, auf die sie nur marginalen Einfluss ausüben konnte (für die fatalen Konsequenzen dieser Politik, die sich frühzeitig abzeichneten, fühlte sich die MSPD dann auch nicht verantwortlich). Dies widersprach jeglicher politischen Logik ebenso wie dem Anspruch der Sozialdemokratie, Interessenwahrerin der Arbeiterschaft bzw. der unterprivilegierten Volksschichten ganz allgemein zu sein (auch wenn die MSPD-Führer dies subjektiv ganz anders wahrnahmen). Die Versuche der MSPD-Führung, in den letzten Kriegswochen doch noch mit Nachdruck auf einen Verständigungsfrieden zu drängen, waren durch die militärische Entwicklung vollkommen hinfällig, wenig glaubwürdig und davon abgesehen ohnehin ungeeignet, Ludendorff und Hindenburg (oder gar den Kaiser) auch nur ansatzweise zu beeindrucken.

Trotz evidenter Wirkungslosigkeit behielt die MSPD bis zuletzt ihre Integrationsstrategie bei, die darauf setzte, dass einseitige Vorleistungen der Partei von den herrschenden Kräften durch verfassungspolitische Konzessionen honoriert werden würden. Dass die Partei es nicht fertigbrachte, einem System, das Polit-Desperados wie Falkenhayn und Ludendorff an die Spitze spülte, den Kampf anzusagen, ist eine bittere Erkenntnis; sie ist in das Geschichtsbild der Sozialdemokratie bis heute nicht integriert worden. Im hier bevorzugt behandelten bayerischen Rahmen wurde das Kalkül der Regierung deutlich; demnach ließ die Absicht, das Anwachsen der USPD unbedingt aufzuhalten, in aller Regel weit eher eine Berücksichtigung der Interessen der Arbeiterschaft notwendig erscheinen als die Sicherung der Kooperationsbereitschaft der MSPD. Diese ließ sich auch ohne substanzielle Zugeständnisse, d. h. mit preiswerten symbolischen Maßnahmen „bei der Stange halten“, da sie nie aus ihrer defensiven, durch Inferioritätsgefühle geprägten Grundhaltung gegenüber den Machthabern herausfand. Dass „die Linke nicht bereit [war], einen Wechsel auf die Zukunft zu ziehen“²⁴⁵, muss zumindest in Bezug auf die Führung der MSPD als krasses Fehltriteil bezeichnet werden; diese zog einen „politischen Wechsel“ - und zwar ohne irgendwelche „Sicherheiten“ zu verlangen - und programmierte damit ihr eigenes Scheitern. Ohne von der Basis zu diesem Schritt gedrängt zu werden und in (zumindest partieller) Erkenntnis der Propagandalüge vom Verteidi-

²⁴⁵ ULLMANN, Politik im Kaiserreich, S. 47.

gungskrieg gab die SPD-Führung im August 1914 ohne Not alle Trümpfe aus der Hand, einzig geleitet von einem verqueren Verantwortungsgefühl, vom (bis dahin uneingestanden) eigenen Nationalismus und der kindlich-naiven Hoffnung, später eine verfassungspolitische Rendite einstreichen zu können.

Damit lässt sich die Politik der MSPD in der Revolutionsphase in der Kontinuität einer zwar völlig gescheiterten, aber dennoch nicht kritisch hinterfragten Strategie interpretieren; daneben wird deutlich, dass die Politik der Parteimehrheit in erster Linie durch eine fatale Fehlentscheidung gleich zu Beginn des Krieges bestimmt wurde, die offen einzugestehen die Parteiführung um keinen Preis bereit war. Wie groß der potenzielle Handlungsspielraum der Arbeiterbewegung auch unter den Bedingungen des Belagerungszustandes war, bewies gerade die zunächst noch sehr kleine und schlecht organisierte USPD. Auf Seiten der Behörden galt es als gesichert, dass ohne die Mitwirkung der Arbeiterschaft und ihrer Organisationen die kriegswirtschaftlich notwendige Mobilisierung der Gesellschaft nicht erreichbar war. Hier hätte sich für die Sozialdemokratie (und die Gewerkschaften) der entscheidende Ansatzpunkt geboten, tatsächliche Machtpositionen zu erringen – und zwar *bevor* die militärische Niederlage Deutschlands besiegelt war. Auch unter Verzicht auf kontrafaktische Spekulationen bleibt festzuhalten, dass die entschiedene Oppositionspolitik der sozialdemokratischen Minderheit den traditionellen Zielen und Werthaltungen der Bewegung bedeutend näher stand und zu deren Durchsetzung weit besser geeignet war als die Strategie der bedingungslosen Vorleistungen.

Eine argumentativ reichlich verunglückte Erklärung lieferte später Max Weber, als er behauptete: „Sie [d. h. die Mehrheitssozialdemokraten] bewilligten die Kriegskredite, obwohl sie wußten, daß sie deshalb verfehmt werden würden. Sie taten es, um die Militärdiktatur zu verhindern. Hätten sie den Wahnsinn und den Zusammenbruch vorausgesehen, hätten sie eine andere Politik betreiben können. Aber diesen Zusammenbruch hat niemand vorausgesehen. Deshalb war diese Politik die einzig konsequente, wenn man nicht international revolutionär war wie Liebknecht.“²⁴⁶ Hier wurde das Unvermögen, die politische Lage realistisch zu beurteilen, als höhere Weisheit bzw. besondere Charakterstärke ausgegeben; dies kam der Führung der Mehrheitssozialdemokratie entgegen, ergab sich daraus doch ein weiterer Strang in der von ihr gestrickten Legende, der zufolge ihre Politik „alternativlos“ gewesen sei. Ein offensives Eintreten für ihre (ursprünglichen) Ziele hätte die (M)SPD zweifellos im bürgerlichen Lager um die – allerdings stets prekäre – Anerkennung als national „zuverlässige“ Kraft gebracht; ihr politischer Einfluss hätte darunter allerdings kaum gelitten, er war ohnehin meist virtueller Natur.

²⁴⁶ W. MOMMSEN, Max Weber und die deutsche Revolution 1918/19, Zitat: S. 12.

Das musste selbst Heine zugeben, als er Vollmar Ende 1917 berichtete, die Parteiführung lasse sich „von der Regierung nach allen Regeln der Kunst einwickeln“²⁴⁷. Dahinter stand von Anfang an eine gezielte Strategie. Delbrück, der Staatssekretär im Reichsamt des Innern, hatte bereits am 5. August 1914 gefordert: „Es muß das Bemühen der Zivil- und Militärbehörden sein, den vaterländischen Geist, der sich jetzt erfreulicherweise in den bisher vielfach antinational aufgetretenen Parteien betätigt hat, während der ganzen Dauer des Krieges zu stärken und die Umwandlung nach Tunlichkeit und mit der durch die Lage gebotenen weitherzigen Auffassung zu fördern.“²⁴⁸ Einen Monat später vertraute er dem Kanzler an: „Ich glaube, wir würden es vor dem deutschen Vaterlande nicht verantworten können, wenn wir nicht den Versuch machten, als Preis des Krieges, eine Reform der Sozialdemokratie nach der nationalen und monarchischen Seite anzubahnen.“²⁴⁹ Die Voraussetzungen hierfür waren tatsächlich günstig; bereits mit dem Einschwenken auf den Burgfriedenskurs hatte die Sozialdemokratie eine Richtung eingeschlagen, von der die Regierung nur profitieren konnte. Die ideologischen Verschiebungen in der Partei leisteten darüber hinaus dem Sieg der nationalistischen Rechten im Kampf um die Deutungshoheit über Beginn und Verlauf des Krieges Vorschub.

Zunächst opponierte nur ein kleiner Teil der SPD gegen die Gefahren, die damit verbunden waren. Dabei beruhte die Wahrnehmung des drohenden Fiaskos, das die deutsche Kriegsführung heraufbeschwor, – bei aller Täuschung der öffentlichen Meinung - nicht auf exklusiven Geheiminformationen, sondern schlicht auf der Fähigkeit, den eigenen Standpunkt unter Einbeziehung der jeweils aktuellen Ereignisse bzw. der allgemein zugänglichen Nachrichten kritisch zu hinterfragen. Dies ermöglichte es Blumtritt, Eisner und Soldmann, ihre ursprüngliche Unterstützung der Burgfriedenspolitik zu revidieren und zur Opposition zu wechseln. Ein solcher Kursschwenk setzte zuerst die Bereitschaft voraus, eigene Fehleinschätzungen zuzugeben, und verlangte nicht etwa die von Max Weber insinuierte prophetische Gabe. Ein zur USPD zählender Delegierter brachte es auf dem Verbandstag der Schuhmacher im Juli 1918 auf den Punkt: „Es ist viel ehrenhafter, einen Fehler einzugestehen, als fortwährend weiter zu wursteln.“²⁵⁰ (Ähnlich äußerte sich später Eisner.²⁵¹) Wie schwach ausgeprägt in der deutschen und bayerischen Sozialdemokratie die Fähigkeit war, das

²⁴⁷ W. Heine an G. v. Vollmar vom 16.12.1917. (KRUSE, Krieg, Neuorientierung und Spaltung, in: IWK 23 (1987), S. 1-27, Zitat: S. 15).

²⁴⁸ Staatssekretär Delbrück an Preuß. MKr vom 5.8.1914. (Abgedruckt in: DEIST (Bearb.), Militär und Innenpolitik, 1. Teil, S. 192f, hier: S. 193).

²⁴⁹ F. FISCHER, Krieg der Illusionen, Zitat: S. 773.

²⁵⁰ Protokoll des 17. Verbandstages des ZvdS Juli 1918, S. 228.

²⁵¹ Auf dem Sozialisten-Kongress in Bern im Februar 1919 vertrat Eisner den Standpunkt: „Es ist keine Schande, sich zu irren und dies einzugestehen. Der Augenblick, wo man vom Irrtum erwacht, kommt nie zu spät.“ (Rede abgedruckt in: G. A. RITTER (Hrsg.), Die II. Internationale 1918/19, Bd. I, S. 230-243, hier: S. 238).

Spannungsverhältnis zwischen festgefügttem politischem Weltbild und realer Entwicklung durch mutiges und unorthodoxes Handeln zu überwinden, zeigte sich nicht zuletzt an der Schwäche der USPD bis zum Kriegsende. Die Verfemung von abweichenden Meinungen bezüglich taktischer Fragen und das muffige geistige Klima unter dem Primat der organisatorischen Geschlossenheit hatten sich in der SPD schon vor dem Krieg als habituelle Praxis etabliert; die Folgen wurden ab 1914 offensichtlich.

Das zeigte sich auf allen Ebenen. So erkannte auch die Führung der Freien Gewerkschaften nicht die Handlungsspielräume, die ihr durch die Unentbehrlichkeit ihres Organisationsapparates eröffnet wurden, und blieb bis Kriegsende bei ihrer Weigerung, sich offensiv für durchgreifende Reformen einzusetzen. Kritiker dieses Kurses wurden nicht nur verbal rigoros abgebürstet, sondern – etwa durch den Verzicht auf weitere Reklamierung und die darauf zwangsläufig folgende Einziehung zum Frontdienst – mit allen Mitteln bekämpft. So trug, wie längst bekannt ist, „die einseitige Parteinahme [der Gewerkschaftsführung; B. A.] für die Mehrheit und ihre starr eingehaltene Burgfriedenspolitik mit zur Parteisplaltung und zur Anfachung des innergewerkschaftlichen Streites bei.“²⁵² Der daraus resultierende Entfremdungsprozess zwischen Basis und Führung zählte zu den Voraussetzungen für die spontane und flächendeckende Entstehung von Arbeiterräten im November 1918.

Es stellt sich die Frage: Gab es überhaupt einen geeigneten Moment, um die „Notbremse“ zu ziehen? „Die Verteidigung des eigenen Landes gegen feindliche Angriffe galt in der Sozialdemokratie als selbstverständliche staatsbürgerliche Pflicht“, schrieb Dittmann später, „ein Krieg zu Eroberungszwecken dagegen als Verbrechen an der Menschheit.“²⁵³ Genau dem trug auch die von Haase im Reichstag am 4. August 1914 vorgetragene Erklärung Rechnung, die sich zur Vaterlandsverteidigung bekannte, gleichzeitig aber – von vielen bald verdrängt oder vergessen – „einen Frieden, der die Freundschaft mit den Nachbarvölkern ermöglicht“²⁵⁴, verlangte. Mit den Kriegszielen, auf die sich die Reichsleitung schon kurz darauf festlegte, erst recht mit den noch weiter gehenden Plänen der 3. OHL war diese Forderung definitiv nicht vereinbar. Anders als die dubiose Rolle der deutschen Regierung bei Kriegsausbruch war dieser Tatbestand umgehend für jedermann erkennbar. Ob und welche Konsequenzen daraus zu ziehen waren, dies war in erster Linie die Streitfrage, an der die Einheit der deutschen Sozialdemokratie zerbrach.

²⁵² POTTHOFF, Gewerkschaften und Politik, S. 27.

²⁵³ DITTMANN, Erinnerungen, Bd. 2, S. 247.

²⁵⁴ Erklärung abgedruckt in: ENGELMANN/NAUMANN, Haase – Lebensweg, S. 120f., hier: S. 121.

Scheidemann hatte im Juli 1916 im Parteiausschuss noch vollmundig erklärt: „In dem Augenblick, wo wir die Ueberzeugung gewinnen müßten, daß die Regierung das, was die Annexionspolitiker *verlangen* oder was die [Partei-]Opposition von ihr *behauptet*, wahr ist, müßten wir in die schärfste Opposition gegen diese Regierung treten.“²⁵⁵ Allerspätestens mit dem Diktatfrieden von Brest-Litowsk war eben dieser Augenblick gekommen. Mit ihrer Stimmenthaltung im Reichstag (die dem rechten Flügel, der zustimmen wollte, noch zu weit ging) war die MSPD jedoch weiter denn je von einem Umschwenken auf Oppositionskurs entfernt. Mit ihrer Haltung zu diesem Gewaltvertrag - die keinen Zweifel mehr darüber erlaubte, dass die Politik der MSPD-Führung den Rahmen einer großzügigen Auslegung der einschlägigen Parteibeschlüsse längst verlassen hatte - desavouierte sich die Partei gegenüber allen Befürwortern eines Verständigungsfriedens im In- und Ausland. Wie Wilhelm Deist zu Recht bemerkt hat, profitierte die MSPD von ihrem Burgfriedenskurs nach dem Krieg allerdings doch noch: „Die Konzentration der Abwehrmaßnahmen aller militärischen Behörden auf die USPD und alles was ihr zugeordnet wurde, hat weitreichende Folgen für die Entwicklung nach dem 9. November 1918 gehabt, da damit von vornherein die Unterstützung der Regierung der Volksbeauftragten durch die Militärbehörden aller Bereiche und auf allen Ebenen sich nur auf den einen Partner des Bündnisses, die Mehrheitssozialdemokratie und vor allem ihren rechten Flügel, konzentrierte.“²⁵⁶ Dieser parteitaktische Vorteil für die MSPD wurde allerdings mit der Auslieferung der militärischen Kommandogewalt an das aus dem Kaiserreich übernommene Offizierskorps bezahlt. Die „Politik des 4. August“ wirkte damit noch weit in die Weimarer Republik hinein, was dieser nicht gut bekommen sollte.

Die Versäumnisse und Fehleinschätzungen der Mehrheitssozialdemokratie wiesen also weit über den Krieg hinaus. Die durchaus freiwillige Identifikation der (M)SPD mit den hypertrophen Zielen der politischen und militärischen Eliten des Deutschen Reiches zerstörte die Möglichkeit, nach Kriegsende den Verursachern des Desasters ihre wahre Verantwortung zuzuschreiben und den notwendigen Bruch mit der Vergangenheit herbeizuführen. Die überfällige Abrechnung mit den Urhebern des Krieges, die Eisner und andere führende Unabhängige mit aller Konsequenz anstreben, wurde von der MSPD vorsätzlich sabotiert. Die Folgen für die Stabilität und Legitimität der Republik waren verheerend. Doch obwohl die Nemesis die SPD denkbar hart traf, wurde ihre eigene „Urkatastrophe“ im Ersten Weltkrieg von der offiziellen und halboffiziellen Parteigeschichtsschreibung bis heute nicht angemessen kritisch reflektiert (dies gilt für die Gesamtpartei wie auch für den bayerischen Landesverband).

²⁵⁵ Protokolle des SPD-Parteiausschusses, Bd. I, S. 319.

²⁵⁶ DEIST, Armee und Arbeiterschaft, in: Francia 2 (1974), S. 458-481, hier: S. 476.

Die Mehrheit der Sozialdemokratie unterstützte den deutschen „Griff nach der Weltmacht“ meist nur indirekt, aber de facto nicht weniger wirksam als andere Parteien und Organisationen. Sich dem Machtwahn der herrschenden Kräfte nicht in den Weg gestellt, ihm über weite Strecken sogar aktiv zugearbeitet zu haben, bildet kein Ruhmesblatt in der Geschichte der traditionsreichsten deutschen Partei. Die noch tiefere Verstrickung anderer Parteien oder auch der Kirchen in die verantwortungslose Politik der Reichsleitung kann zur Exkulpation der SPD-Führung nicht dienen, die an ihren eigenen Ansprüchen gemessen werden muss. Dass es jederzeit Alternativen zum eingeschlagenen Kurs gab, zeigte die Minderheit durch ihre bloße Existenz. In der inzwischen recht umfangreichen Literatur über das „Augusterlebnis“ und den „Geist von 1914“ sowie deren weit über das Kriegsende hinausreichende Folgen ist bislang nicht klar genug herausgestrichen worden, dass die SPD-Parteiopposition, später SAG und USPD als einzige versuchten, sich den wirkmächtigen Deutungsmustern zu entziehen. Mehr noch: Diese Gruppierung(en) versuchte(n), Gegenentwürfe für eine andere – wie sich heute sagen lässt: weit realitätsnähere – Interpretation der Ereignisse bei Kriegsausbruch zu entwickeln. Der entscheidende ideologische Konflikt innerhalb der Sozialdemokratie beruhte dabei *nicht* auf divergierenden Erklärungen für sozioökonomische Entwicklungen (das Thema „Sozialisierung“ spielte bei den Streitigkeiten bis Kriegsende nicht einmal eine marginale Rolle), sondern auf der unterschiedlichen Positionierung gegenüber den Mythen, die sich um die Schlagworte „Augusterlebnis“, „Kriegsunschuldlegende“ und „Dolchstoßlegende“ rankten.

Eine Reihe von neueren Studien zur Deutung und Verarbeitung des „Fronterlebnisses“ – der vierte große Mythos - brachte signifikante Fortschritte, die auch im Zusammenhang mit der USPD von Interesse sind, die als einzige Partei vollständig mit der vorherrschenden „heroischen“ Interpretation zu brechen versuchte. Obwohl sich die für die USPD konstitutive Ablehnung des Krieges mit den von den Frontsoldaten gemachten Erfahrungen extremer Ungerechtigkeit und sinnloser Zerstörung deckte, gelang es der nationalistischen Rechten, ihre affirmative und revanchistische Deutung des Krieges langfristig durchzusetzen. Entscheidend dabei war, wie Anne Lipp herausgearbeitet hat, „daß aus den Erfahrungen der Verweigerung keine identitätsstiftende, kollektive Erinnerung erwuchs. Die späteren aggressiv-nationalistischen Identitätsstifter des Mythos vom heroischen `Kriegserlebnis` hatten wohl nicht zuletzt deswegen so leichtes Spiel.“²⁵⁷ Dieses lief darauf hinaus, dass die „Wirklichkeit an der Front“ einer „ideologischen Deformierung“²⁵⁸ unterworfen wurde, die einen mächtigen Mythos schuf, der den im Krieg erlebten Schrecken aus der öffentlichen Wahrnehmung verdrängte; die kollektive Erinnerung spiegelte somit das individuelle Leid nicht mehr wider. „Die Anziehungskraft der heroischen Mythen sowie ihre politische Wirkung war nicht zu-

²⁵⁷ LIPP, Friedenssehnsucht, in: AfS 36 (1996), S. 279-292, hier: S. 292.

²⁵⁸ ULRICH/ZIEMANN (Hrsg.), Frontalltag, S. 20.

letzt auf die Tatsache zurückzuführen, daß sie die tatsächlichen Kriegserfahrungen verneinten und dadurch das psychische Bedürfnis befriedigten, einen Sinn in der Sinnlosigkeit des Ersten Weltkriegs zu finden.²⁵⁹ Erst dieser Transformationsprozess - und nicht die massenhafte Erfahrung entfesselter Gewalt für sich allein genommen - führte zu einer Prädisposition für militante Ideologien im Deutschland der Weimarer Zeit. Die Voraussetzungen für diesen Prozess wurden in der Kriegs- und Revolutionszeit gelegt, in der die ideologischen Grundlagen sowie die politische und diskursive Dominanz der konservativen Eliten geformt, etabliert, dann für kurze Zeit gefährdet wurden, danach jedoch stabilisiert und wieder verfestigt werden konnten.

Dabei leistete die MSPD – bewusst und unbewusst – wirksame Schützenhilfe, was die Gegensätze zur USPD noch vertiefte. So schrieb der *Vormärts* 1921: „Hätte die Sozialdemokratie am 4. August 1914 die Kredite verweigert, so wäre die Dolchstoßgeschichte heute eben nicht bloß eine verzweifelte Notlüge der wahrhaft schuldigen nationalistischen Reaktion, sondern historische Wahrheit. Wir dürfen bei allem Unglück heute noch darüber froh sein, daß es wenigstens so nicht ist!“²⁶⁰ Damit wurden die Gegner der Kreditbewilligung, d. h. die SAG bzw. USPD, letztlich doch im Sinne der Dolchstoßlegende in Haftung genommen. Gegen derartige Unterstellungen hatten die Unabhängigen im politischen Diskurs, zumal nach ihrem faktischen Ende 1922, keine Chance. So ungleich der Kampf zwischen Kriegsgegnern und –befürwortern gewesen war, so ungleich war auch der spätere Wettlauf um die Deutungshoheit über Beginn und Ende des Krieges. Ihren Kampf gegen Kriegsunschuld- und Dolchstoßlegende mussten die USPD und ihre Sympathisanten weitgehend isoliert führen; ihre Niederlage im Kampf um die öffentliche Meinung war damit vorprogrammiert. Die deutsche Geschichtswissenschaft leistete dabei tatkräftige Beihilfe. Hans Herzfeld konnte ein Jahrzehnt nach Kriegsende weitgehend unwidersprochen behaupten, die Unabhängigen hätten sich im Oktober 1918 angeschickt, „ungescheut den Dolch in das Herz des deutschen Widerstandes zu stoßen“²⁶¹. Mit derartigen Verdrehungen mussten sich von Anfang an alle Versuche, die tatsächlichen Zusammenhänge aufzudecken, auseinandersetzen. Vergleichsweise gut erforscht ist der Kampf Eisners um die Offenlegung der diplomatischen Manöver der Reichsleitung bei Kriegsbeginn und die sich daran anschließende Hetzkampagne gegen ihn und seine Partei, auf die hier nur kurz hingewiesen werden kann. Es handelte sich bei Eisners Beschäftigung mit der Kriegsschuldfrage wohl um den bedeutendsten Versuch, das Gebilde aus Lügen, Verheimlichung, Umdeutung und Verzerrung zu zerschlagen, das die öffentliche bzw. die veröffentlichte Meinung dominierte. Warum die MSPD-Führung Eisner bei seinem vergeblichen Ringen um Aufklärung nicht

²⁵⁹ BESSEL, Kriegserfahrungen, in: LINDEN/MERGNER (Hrsg.), *Kriegsbegeisterung*, S. 125-140, hier: S. 131.

²⁶⁰ WIELAND, *Die Verteidigungslüge*, Zitat: S. 174f.

²⁶¹ HERZFELD, *Die deutsche Sozialdemokratie*, S. 143.

beisprang, ist leicht zu erklären: Sie hätte eine verhängnisvolle Politik demaskieren und anklagen müssen, die sie selbst nicht nur hingenommen, sondern meist mit aller Kraft unterstützt hatte.

Noch ein Mal soll der Fokus auf die speziellen „bayerischen Verhältnisse“ gerichtet werden: Der bayerische Sonderweg, der sich vor 1914 durch ein höheres Maß an demokratischer Fortschrittlichkeit auszeichnete, gewann nach Kriegsende eine völlig andere Qualität. Die Feinde der Republik hatten spätestens seit 1920 eine feste Bastion in Bayern, dessen Regierung, Militär und Justiz rechtsradikale Umtriebe, die schon früh in offenen Terror ausarteten, großzügig tolerierten, oft sogar direkt unterstützten. Wahrlich verschlungene Pfade führten vom vergleichsweise liberalen Klima im München der Prinzregentenzeit zur reaktionären Ordnungszelle und Ausgangsbasis des Nationalsozialismus in den 1920er Jahren. Aufs engste verknüpft mit dieser paradox erscheinenden Entwicklung war die bayerische Sozialdemokratie, deren Führung das Land vor 1914 auf dem Wege zur Demokratisierung glaubte, wodurch sogar Wirkung auf das reaktionäre Preußen entfaltet werden sollte.

In seinen „Eldorado“-Reden, dem „Gründungsmanifest“ des bayerischen Reformismus, hatte Vollmar seiner Partei 1891 ins Stammbuch geschrieben: „unsere Grundsätze gehören uns, aber ihre Anwendung auf das Leben, die politische Taktik richtet sich nach den jeweiligen politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen und Bedürfnissen und wird zum größten Teil von dem Verhalten der Inhaber der Macht und der übrigen Parteien bestimmt.“²⁶² Genau hier lag das Versäumnis der bayerischen Mehrheitssozialdemokratie, Vollmar eingeschlossen: Der lange zuvor eingeschlagene Kurs, der spätestens 1912 unbedingt hätte überprüft werden müssen, wurde im Weltkrieg in dogmatischer Manier beibehalten. Die Träger des bayerischen Reformismus verzettelten sich so sehr in kleinteiliger Tagespolitik, dass sie ihren Bankrott im Grundsätzlichen gar nicht mehr wahrnahmen. Mit der Ablehnung des Antrags Auer-Süßheim im Landtag im Herbst 1917 hatten der bayerische Staat in seiner gegebenen monarchisch verfassten Form und seine Träger ihre Reformunfähigkeit – und damit ihren Unwillen gegenüber jeder Form von Demokratisierung – noch einmal ratifiziert. Spätestens jetzt wäre ernsthaft zu erwägen gewesen, vom Reformismus der Vorkriegszeit abzurücken, da dessen entscheidende Prämisse abhanden gekommen war (falls sie jemals Realität gewesen sein sollte) und seine Rezepte so offenkundig versagt hatten.

Kann man den Sonderweg der bayerischen Sozialdemokratie vor 1914 noch mit plausiblen Gründen als „chancenreiches Experiment einer strikt reformistischen Arbeiterbewegung“, sogar „die Geschichte der Münchener Sozialdemokratie als ein Beispiel für die Möglichkeit systemüberwin-

²⁶² Reden abgedruckt in: VOLLMAR, Reden und Schriften, S. 136-161, hier: S. 138f.

dender Reformen im Kaiserreich²⁶³ interpretieren, so ist doch unbestreitbar, dass diese Entwicklung unter den Bedingungen des Krieges an unüberwindliche Grenzen stieß. Die Nagelprobe hatte hier der Antrag Auer-Süßheim dargestellt. Wäre es daraufhin – und nicht erst ein Jahr später, im Angesicht der unmittelbar bevorstehenden militärischen Niederlage – auf parlamentarischem Wege zu einer substanziellen Demokratisierung der Verfassung gekommen, dann hätte sich der bayerische Reformismus aufs Glänzendste bestätigt fühlen können. Ein derart spektakulärer Durchbruch hätte vielleicht – aber wirklich nur vielleicht – auch einen Hebel geboten, um die festgefahrenen Verhältnisse in der Verfassungsfrage in Preußen und im Reich wieder in Bewegung zu bringen, und damit weit reichende Folgen zeitigen können. Nur: All dies trat eben nicht ein.

Gegenüber dieser reizvollen Spekulation blieb die Realität ernüchternd. Das Bayerische Kriegsministerium war sich voll bewusst, dass die (M)SPD den Plänen der Regierung trotz der verweigerten Parlamentarisierung kaum in die Quere kommen würde, aller verbalen Kraftmeierei zum Trotz.²⁶⁴ Zu bekämpfen war die USPD; die Polizeidirektion München forderte folglich, „Schwankende von dem verderblichen Einfluß `unabhängiger` Hetzer zu bewahren.“²⁶⁵ Kriegsminister Hellingrath schilderte in einem internen Schreiben die seiner Meinung nach vorteilhafteste Strategie, die gegenüber den beiden sozialdemokratischen Parteien einzuschlagen sei:

„Da sie [d. h. die USPD; B. A.] ihren Zuwachs vornehmlich aus den Reihen der rechtsstehenden Sozialdemokratie erhält, liegt die wirksamste Abwehr gegen ihre weitere Ausbreitung in Maßnahmen, durch welche die sozialdemokratische Mehrheitspartei die Flucht ihrer bisherigen Anhänger in das Lager der Unabhängigen zu verhindern sucht. In dieser Beziehung erblicke ich ein wirksames Mittel in der Versammlungstätigkeit der alten sozialdemokratischen Partei. Durch mündliche Aufklärung vermag sie am ehesten ihre Mitglieder sich zu erhalten und gegen die unterirdische Wühlarbeit der Radikalsozialisten widerstandsfähig zu machen.

Das Bestreben der militärischen Zensurstellen wird daher dahin gehen müssen, den Veranstaltungen der Mehrheitssozialisten so wenig wie möglich Schwierigkeiten zu bereiten. Gelegentliche Entgleisungen in den Versammlungen werden in der Regel weit weniger nachteilige Folgen haben als verbitternd wirkende Verbote und Anordnungen.“²⁶⁶

Diese Strategie, die viel geschickter und v. a. effektiver war als alles, was die Scharfmacher um Lüdendorff zu bieten hatten, wurde nicht von ungefähr in Bayern konzipiert und umgesetzt. Sie baute auf der dortigen Sonderentwicklung der Vorkriegszeit auf (und wurde durch die kurze politische

²⁶³ POHL, Die Münchener Arbeiterbewegung, S. 23f. u. 521.

²⁶⁴ Das Bayerische Kriegsministerium schätzte in einem Schreiben an die Stellvertretenden Generalkommandos vom 5.8.1916 die Lage folgendermaßen ein: „Von Seite der sozialdemokratischen Mehrheit vollends sind keine Schwierigkeiten für den Kanzler zu befürchten. Aus Gründen der äußeren wie der inneren Politik ist der Kanzler nicht ihr Ideal, aber praktisch der beste erreichbare Staatsleiter. [...] Die sozialdemokratische Minderheit steht natürlich Herrn v. Bethmann gegenüber auf dem Standpunkte grundsätzlicher Ablehnung.“ (KrA, MKr 13904).

²⁶⁵ Bericht der PoldirM an das MKr vom 11.9.1917. (StAM, RA 57796).

²⁶⁶ MKr an StellvGenKdo II. AK vom 25.3.1918. (KrA, MKr 11523).

Eiszeit nach der reaktionären Wende von 1912 offenbar nicht nennenswert behindert), wodurch sie auf besonders günstige Rahmenbedingungen zurückgreifen konnte; dazu gehörten die bereits seit längerem vorhandenen vertraulichen Kommunikationskanäle zwischen Regierungsvertretern und der Landes-SPD, die auch noch ausgesprochen reformistisch ausgerichtet war. Während die Interessen der Staatsmacht beim Zusammenspiel mit der SPD klar zutage traten, waren die in der Partei wirksamen Motive komplexerer Natur. Die Vorteile für die Regierung lagen bei dieser Kooperation auf der Hand; die bayerische (M)SPD spielte freiwillig *die* Rolle, die ihr die staatliche Regie zugeteilt hatte - bis zum bitteren Ende.

Von ihrem informellen Bündnis mit der Regierung ließ sich die vom Münchner Flügel dominierte Landesleitung nicht mehr abbringen; sie blieb unbeeindruckt von der immer deutlicher werdenden Erfolglosigkeit dieser Strategie und auch von der dadurch hervorgerufenen Parteispaltung. (Der in Franken wirksame Widerstand gegen diesen Kurs blieb ebenfalls folgenlos.) Davon hat sich die bayerische Sozialdemokratie nie mehr wirklich erholt. Aus der Politik während des Krieges folgten - nicht zwangsläufig, aber doch konsequent - in der Revolutionsphase das Missbehagen gegenüber der Koalition mit der USPD und die Versuche, mit bürgerlichen und darunter auch offen antidemokratischen Kräften aus dem rechten Spektrum zusammenzuarbeiten. Zum Bündnis mit dem reaktionären Militär mit dem Ziel, die Fortführung der Revolution gewaltsam zu verhindern, war es dann nur noch ein Schritt. Der den Burgfrieden tragende Konsens, der von der (M)SPD über die Liberalen bis zu den Konservativen gereicht hatte, war zwar in der zweiten Kriegshälfte zusehends zerfallen, wurde in der Revolutionszeit aber unter dem Banner des „Antibolschewismus“ wieder neu aufgelegt. Der Pakt mit der Reichswehr, deren Haltung vom ehemals kaiserlichen Offizierskorps geprägt wurde, hielt dann bis zum März 1920, als die MSPD-geführte Landesregierung per Militärputsch gestürzt wurde. Die Sozialdemokratie war von nun an in Bayern auf Dauer kein machtpolitisch relevanter Faktor mehr, sie wurde von den bürgerlich-konservativen Kräften nun nicht mehr gebraucht und rasch in die Bedeutungslosigkeit gedrängt. Insofern ist der Zeitraum zwischen August 1914 und März 1920 als eigenständige Epoche in der Geschichte der bayerischen Sozialdemokratie anzusehen; folglich kann hier wiederum nur eine „Zwischenbilanz“ gezogen werden.

Der für Bayern in der Vorkriegszeit (allerdings unter den zu Anfang genannten Einschränkungen) zu konstatierende „Sonderweg im Sonderweg“²⁶⁷ – d. h. eine gesellschaftliche Entwicklung, die eine

²⁶⁷ Diese Formulierung geht auf Karl Heinrich Pohl zurück, der sie auf die Verhältnisse in Bayern vor 1914 bezieht: „Bayern und seine Landeshauptstadt stellten einen ‚Sonderweg im Sonderweg‘ dar. Die kontinuierliche Entwicklung in München und Bayern hin zu mehr Demokratie, zu mehr Intervention des Staates im Interesse der Arbeiter, zu mehr organisierter Konfliktregelung zwischen Arbeitern und Unternehmern, kurz: zu mehr Demokratie, hat zweifellos einen Gegenmodellcharakter zum preußisch-deutschen Weg.“ (Die Münchener Arbeiterbewegung, S. 522).

(für deutsche Verhältnisse) größere Affinität zu demokratischen Reformen aufwies - war mit dem Ersten Weltkrieg an sein Ende gelangt. Auch mit der Sonderrolle der bayerischen Sozialdemokratie innerhalb der Gesamtpartei war es nun vorbei, vordergründig unter den Auspizien eines so kaum zu erwartenden Erfolges: Der lange Zeit nur von einer Minderheit unterstützte bayerische Reformismus war von der Parteimehrheit im Zeichen der Burgfriedenspolitik übernommen worden. Das hatte zur Nebenfolge, dass es dem bayerischen Landesverband danach nie wieder gelang, den Diskussionsverlauf oder gar die Geschicke der deutschen Sozialdemokratie maßgeblich zu bestimmen.

An dieser Stelle soll der Entwicklung jedoch nicht zu weit vorausgegriffen oder eine Unausweichlichkeit der Ereignisse postuliert werden, die es so nicht gab. Die Ausgangsbedingungen für den Verlauf der Ereignisse ab dem 7. November 1918, dem Tag des revolutionären Umsturzes in München, und ein großer Teil der handelnden Personen sind nun vorgestellt. Damit ist die Basis für eine Geschichte der bayerischen USPD in der Revolution von 1918/19 gelegt, als aus einer winzigen, verfolgten und machtlosen Gruppierung quasi über Nacht eine Regierungspartei wurde, die vor ungeheuren Herausforderungen stand. Zu diesem wunderlichen Vorgang passt, was Ossip K. Flechtheim in seinem Vorwort zur Neuauflage von Eugen Pragers Geschichte der USPD schrieb: „Heute mutet uns der jähe Aufstieg und Untergang der USPD fast wie eine griechische Tragödie an, in der der Held zugleich schuldig und unschuldig ist.“²⁶⁸ Nach dem hier geschilderten Prolog, der immerhin zwei Jahrzehnte umfasst, folgte als Höhepunkt des Dramas die Revolution von 1918/19; daran schloss sich noch ein längerer, bisher viel zu wenig beachteter Epilog an, der nach einigen weiteren Spaltungen und Wiedervereinigungen mit dem lautlosen Dahinscheiden der Rest-USPD endete.

Ein letztes Mal soll der Blick nun zurückgehen zum Beginn des Krieges. Inzwischen kann niemand mehr unwidersprochen behaupten, die Deutschen seien völlig ahnungslos in ihr Verderben „hineingeschlittert“. Es gibt genügend Quellen, die – um mit Reinhart Koselleck zu sprechen – hier ihr „Veto“ einlegen. Thomas Mann schrieb am 30. Juli 1914 aus der Sommerfrische im bayerischen Oberland an seinen Bruder Heinrich: „Auch neige ich noch immer zu dem Glauben, daß man die Sache nur bis zu einem gewissen Punkt treiben wird. Aber wer weiß, welcher Wahnsinn Europa ergreifen kann, wenn es einmal hingerissen ist!“²⁶⁹ Am 1. August, nachdem er die entscheidenden Dokumente für die Kriegserklärung unterzeichnet hatte, prophezeite Wilhelm II. dem Kanzler und den anwesenden Offizieren: „Meine Herren, sie werden es erleben, daß sie den Tag verwünschen, an dem Sie mich dies haben tun lassen!“²⁷⁰ Die sozialdemokratische *Neue Donau-Post* schließlich, ein

²⁶⁸ Ossip K. FLECHTHEIM, Vorwort, in: PRAGER, Das Gebot der Stunde, S. V-XI, hier: S. IX.

²⁶⁹ Abgedruckt in: P. WALTHER (Hrsg.), Endzeit Europa, S. 22.

²⁷⁰ MEYER-ARNDT, Die Julikrise, Zitat: S. 254.

Provinzblatt in der wörtlichsten Bedeutung, schrieb am selben Tag: „Die von amtlichen Stellen redigierten Jubelmeldungen entbehren jeglicher Tatsächlichkeit. Das Grauen vor dem Entsetzlichen regiert.“²⁷¹

Wenige Wochen später bestimmte die Debatten ein ganz anderer Ton, obwohl das „Entsetzliche“ inzwischen Alltagsrealität war. Der erhoffte (weit weniger erwartete!) schnelle Sieg war ausgeblieben, die überschwänglichen Feiern anlässlich der ersten militärischen Erfolge waren bald verstummt. Jetzt ging es darum, dem Krieg und den damit verbundenen blutigen Opfern einen tragfähigen ideologischen Unterbau zu verschaffen, dem Grauen einen „Sinn“ zu geben. Thomas Mann glaubte nun: „Warum vor allem ist Deutschlands Sieg unbezweifelbar? Weil die Geschichte nicht dazu da ist, Unwissenheit und Irrtum mit dem Siege zu krönen.“²⁷² Die *Neue Donau-Post* gab sich der Hoffnung hin: „So soll der Weltkrieg uns ein wahrer Befreiungskrieg werden, der uns von stumpfer Gleichgültigkeit befreit und von entsagender Schwäche.“²⁷³ Zum Urteilsvermögen des Kaisers genügt eine letzte Anmerkung: „Einem Armeekommandeur, der im Herbst 1915 in schwersten Kämpfen einen französischen Durchbruchversuch abwehrte, gab der Monarch den gänzlich unbedarften Rat: ‚Lassen Sie die Seitengewehre aufpflanzen und werfen Sie die Kerls wieder hinaus.‘“²⁷⁴

Hochgradige Verwirrung, Überheblichkeit, Verbohrtheit und Weltfremdheit prägten somit (fast) allerorten das Bild in Deutschland; und zwar gar nicht so sehr bei Beginn des Krieges, der keineswegs nur Jubel auslöste, sondern erst einige Zeit später, als es darum ging, sich in der Kriegssituation dauerhaft einzurichten, sie mental zu bewältigen. Die hochgeputschte Welle des Extremnationalismus trieb dabei die seltsamsten Blüten, gerade unter den intellektuellen Eliten des Landes. Der liberale Journalist Theodor Wolff stellte bereits im Oktober 1914 fest: „Der Krieg macht fast alle kritiklos, es ist ein allgemeines Gemeinplätzeln und eine schwammige Gedankenlosigkeit.“²⁷⁵ Max Weber hatte allen Grund, 1917 zu beklagen: „Was akademische Lehrer an Mangel an politischem Augenmaß insbesondere im Kriege geleistet haben, übersteigt bekanntlich alles Dagewesene.“²⁷⁶ Konnte man sich dieser Verblendung und diesem Wahn entziehen, dem so viele Menschen, gerade auch die vermeintlich intelligenteren und gebildeteren unter ihnen, verfielen? Man konnte.

²⁷¹ NDP Nr. 176 vom 1.8.1914.

²⁷² T. MANN, Gedanken im Kriege, in: Ders., Essays II, S. 27-46, hier: S. 45.

²⁷³ NDP Nr. 234 vom 9.10.1914.

²⁷⁴ RÖHL, Wilhelm II. 1900-1941, S. 1186.

²⁷⁵ Abgedruckt in: P. WALTHER (Hrsg.), Endzeit Europa, S. 87.

²⁷⁶ CORNELISSEN, Politische Historiker und politische Kultur, in: W. MOMMSEN (Hrsg.), Kultur und Krieg, S. 119-142, Zitat: S. 125.

Noch einmal soll die Passage aus einem Artikel der *Fränkischen Tagespost* angeführt werden, die ganz am Anfang dieser Untersuchung stand: „Weil Oesterreich unbedingt Serbien bekriegen will, weil Oesterreich-Ungarn das weitgehendste Entgegenkommen Serbiens für ungenügend erklärt hat [...] – dafür soll Deutschland in einen Krieg ziehen, bei dem es nur verliert, bei dem es nichts, aber gar nichts gewinnt.“²⁷⁷ Die *Fränkische Volkstribüne* hatte schon drei Tage früher, am 27. Juli 1914, einen (vermutlich von Fritz Puchta verfassten) Leitartikel veröffentlicht mit der Warnung: „Deutschlands aktive Mitwirkung an dem Konflikt reißt aber den Verbündeten Russlands, die französische Republik, mit in den Strudel und zwingt sie auf Seite Serbiens und Russlands! In der weitem Folge ergreift das Feuer Italien und England. Dann steht Europa vor dem Abgrund! Dann donnert die Eisenfaust des Kriegsverbrechens an den Toren der europäischen Kultur. Dann werden Bäche vergossenen unschuldigen Menschenblutes die Erde tränken. Dann gehen Millionen in grässlicher Not zugrunde.“²⁷⁸ Der Pazifist Wilhelm Herzog, der sich zu diesem Zeitpunkt in Spanien aufhielt, notierte am 5. August 1914: „Was wir durch unsere Kritik nicht vermochten, was die Sozialisten nie aus eigener Kraft erreicht hätten, das werden binnem kurzem die augenblicklichen Martialischen Deutschlands selbst besorgt haben. Sie werden durch diesen Krieg sich selbst vernichten. Diese Attacke wird ihr Selbstmord werden. Und der Kriegsschluß wird keinen deutschen Kaiser, sondern eine deutsche Republik vorfinden.“²⁷⁹ Angesichts dieser Prognosen drängt sich der Eindruck auf: Auch derjenige, der über die Machenschaften der politischen und militärischen Spitzen in Berlin nicht aus erster Hand und im Detail Bescheid wusste, *konnte* – wenn er wollte – begreifen, worum es im Juli 1914 ging, und erahnen, was nun bevorstand. Was es kostete, aus der einmal gewonnenen Einsicht die entsprechenden Konsequenzen zu ziehen bzw. sich der Dynamik der diskursbestimmenden Kriegspropaganda zu entziehen, dürfte hinlänglich klar geworden sein.

Damit schließt sich der Kreis. Was bleibt, ist die Frage nach den „historischen Alternativen“. Heinrich August Winkler bemerkte dazu: „Aber historische Alternativen dürfen im nachhinein nicht nur behauptet – sie müssen auch, so weit das in der Geschichte geht, nachgewiesen werden. Das ist meist viel schwieriger, als es im Rückblick erscheint. Eine Entwicklung nachträglich als verhängnisvoll zu erkennen, ist eine Sache; eine andere ist es, den Punkt zu bestimmen, an dem der Gang der Dinge aufgehalten werden konnte. Der Historiker muß nach solchen Punkten suchen, aber darf sie nicht erfinden. Sein Ergebnis *kann* auch die Einsicht sein, daß die gewünschte Entwicklung nicht möglich war.“²⁸⁰ Erachtet man als „gewünschte“ Entwicklung die dauerhafte Durchsetzung der Demokratie in Deutschland ohne vorhergehende Weltkriege (einschließlich Völkermord), so hätte

²⁷⁷ FT Nr. 175 vom 30.7.1914.

²⁷⁸ FVt Nr. 172 vom 27.7.1914.

²⁷⁹ MÜLLER-FEYEN, Wilhelm Herzog und DAS FORUM, Zitat: S. 94.

vieles in der Tat ganz anders verlaufen müssen, als es dann der Fall war. Es kommen nicht viele Punkte in Betracht, an denen die Weichen mit Aussicht auf Erfolg tatsächlich in eine andere Richtung hätten gestellt werden können.²⁸¹ Zwei dieser Möglichkeiten haben mit dem Ersten Weltkrieg direkt zu tun: Der Burgfrieden von 1914 und die Revolution von 1918/19. Beide Male spielte die Sozialdemokratie eine zentrale Rolle und zwar auf eine Weise, die – so viel lässt sich sagen – eben nicht geeignet war, „den Gang der Dinge“ (d. h. die Katastrophe) aufzuhalten. Bei der Suche nach den von Winkler postulierten „Alternativen“ führt an der USPD kein Weg vorbei. Welche „wünschenswerten“ Alternativen realiter *möglich* waren, darüber wird sich auch weiterhin trefflich streiten lassen.

An dieser Stelle muss noch kurz die vielfach diskutierte Frage erörtert werden, was wohl geschehen wäre, wenn Bebel noch einige Jahre länger gelebt hätte (und dabei über die nötige Konstitution verfügt hätte, um am politischen Geschehen weiterhin aktiv teilzunehmen). Eine Biographin sah die Sache eindeutig: „Wollte noch einer so kühn sein und behaupten, unter Bebels Führung hätte sich die Partei zwischen 1914 und 1918 anders verhalten, als sie sich ohne Bebel verhalten hat?“²⁸² In Wahrheit bedarf es allerdings gar keiner besonderen „Kühnheit“, um Zweifel an dieser Festlegung anzumelden. Bebels tief empfundener Patriotismus und auch seine Abneigung gegen den Zarismus stehen dabei außer Frage; ob er aber seiner unbestrittenen Vaterlandsliebe ausgerechnet dadurch Ausdruck verliehen hätte, dass er sich den Hasardeuren an der Spitze des Reiches dauerhaft zur Verfügung stellte, ist alles andere als sicher. Bebel hatte 1910 erkannt: „*Es ist ein politisches Gesetz, daß überall, wo Rechte und Linke sich lüeren, die Linke verliert und die Rechte gewinnt.*“²⁸³ Von diesem Standpunkt aus war es ein sehr weiter Weg zur Integrationsstrategie (deren Anfänge Bebel stets bekämpft hatte) bzw. zur Burgfriedenspolitik.

Unter Berücksichtigung der hier vorgetragenen Fakten ist es deshalb sehr wohl denkbar, dass Bebel (ebenso wie Bernstein und Dittmann es taten) sich bei den ersten beiden Abstimmungen im Reichstag – unter dem Eindruck der amtlichen Desinformationskampagne - *für* die Kreditbewilligung ausgesprochen, dann aber – unter dem Eindruck der auf Expansion gerichteten Politik der Reichsleitung – einen Schwenk vollzogen hätte (zumal gerade Haase und Kautsky Bebel persönlich ungleich näher standen als Ebert und Scheidemann oder gar David und Heine). Sicher ist: Wenn Bebel auf der SPD-Reichskonferenz vom September 1916 eine seiner berühmten vier- bis sechsstündigen Reden gehalten, sich dabei *gegen* die weitere Kreditbewilligung gewandt und seine ganze Autorität in

²⁸⁰ Heinrich August WINKLER, Einleitung, in: Ders./C. STERN (Hrsg.), Wendepunkte, S. 7-11, hier: S. 10.

²⁸¹ Eine Liste von Vorschlägen dazu siehe bei WINKLER/STERN (Hrsg.), Wendepunkte.

²⁸² Brigitte SEEBACHER-BRANDT, Bebel. Kündler und Kärner im Kaiserreich, Berlin – Bonn 1988, S. 338.

²⁸³ Protokoll SPD-Parteitag Magdeburg 1910, S. 252.

die Waagschale geworfen hätte, wäre dies nicht ohne Wirkung auf die Zuhörer geblieben. Wenn daraufhin wenigstens ein gutes Zehntel der Delegierten – mehr wäre gar nicht nötig gewesen – zu den Burgfriedensgegnern übergewechselt wäre, hätten sich die Mehrheitsverhältnisse in der Partei bereits umgekehrt. Und dann . . .

Natürlich wird sich diese spekulative Frage nie klären lassen und es geht hier auch nicht darum, das altbackene Konzept von den „Männern, die Geschichte machen“, neu aufzuwärmen (obwohl es unbestreitbar so war, dass auch in der Sozialdemokratie relativ wenige Männer über relativ viel Macht verfügten). Es geht vielmehr um den schlichten Tatbestand, dass in bestimmten, eher selten auftretenden historischen Situationen auch kleinere Ursachen sehr große Wirkungen entfalten können – womit wir wieder bei Eisner und seinen kleinen Schar von Anhängern angelangt wären. Zu den „Alternativen“ zur Politik der Sozialdemokratie im Weltkrieg bemerkte Eisner später:

„Wir waren im Irrtum am Anfang des Krieges, wir durften es nach vierzehn Tagen nicht mehr sein. Was wäre unsere Aufgabe gewesen? Wir wußten, daß, wenn der Krieg einmal da ist, jedes Volk zu seinem Lande stehen muß, und außerdem hat der einzelne Soldat keine Wahl, aber die Aufgabe der Sozialdemokratie lag auf politischem Gebiete. Sie mußte die deutsche Regierung stürzen, die politische Macht erobern und Frieden schließen. Das wäre die Aufgabe der deutschen Sozialdemokratie gewesen. Dann hätten wir die Hände hinüberreichen können über die Grenze. Es war der sonderbarste Irrtum unserer Freunde von der Mehrheit und verrät einen solchen Mangel an Psychologie, an Kenntnis derer, die gestern unsere Freunde waren, zu glauben, daß man erst Krieg führen, durch Blut waten, erst alle Schrecken der deutschen terroristischen Kriegführung mitmachen dürfe, um sich dann die Hände freundschaftlich zu reichen mit den Worten: Nun ist es genug, nun wollen wir Frieden machen. Nein, die Voraussetzung für Friedensarbeit während des Krieges in Deutschland war der Sturz des schuldigen Systems. Unsere Revolution ist nicht, wie man gesagt hat, zu früh gekommen, sondern sie kam viereinhalb Jahre zu spät. Wäre sie damals, im Herbst 1914, gekommen, dann wäre es heute um Deutschland besser bestellt, und die Welt würde die deutsche Sozialdemokratie segnen, während sie heute in der deutschen Revolution nur den Ausbruch der Verzweiflung erkennt, nicht aber das kühne Aufbäumen eines tapferen Volkes, das sich die Freiheit erkämpft, sondern nur, möchte ich fast sagen, Fäulniserscheinungen des Zusammenbruchs.“²⁸⁴

Bei der Frage nach den „Alternativen“ muss auch wieder daran erinnert werden, welcher fundamentale Unterschied die Konflikte im hier geschilderten Zeitraum von heutiger Parteipolitik trennt. Seinerzeit ging es für die Sozialdemokratie und die Arbeiterschaft insgesamt nicht einfach nur um Fragen der Steuerpolitik oder der Sozialversicherung, sondern (nicht erst im Weltkrieg) um existenzielle Fragen im materiellen wie im geistigen Sinne. Es ging um das nackte Überleben an der Front und z. T. auch in der Heimat sowie um Weltdeutung, Sinnstiftung und Lebenseinstellung. Die Überschneidungen zwischen Partei- und religiöser Rhetorik waren demnach keineswegs zufällig. (Auf dem Parteitag von Hannover schmückte die Bühne eine rote Fahne mit der Aufschrift: „Die Arbeiter

²⁸⁴ So in seiner Rede auf dem Berner Sozialisten-Kongress im Februar 1919. (Rede abgedruckt in: G. A. RITTER (Hrsg.), Die II. Internationale 1918/19, Bd. I, S. 230-243, hier: S. 236f.).

sind der Fels, auf welchen die Kirche der Gegenwart gebaut werden soll“²⁸⁵.) Auch die Sozialdemokratie hatte, wie das Christentum, ihre in hagiographischen Darstellungen fortlebenden Gründerväter, ihre mythisch überhöhte Frühzeit als verfolgte Minderheit, ihre kanonischen Schriften mit ihren verschiedenen Exegeten und abweichenden Interpretationen sowie die darüber ausbrechenden Streitigkeiten, ihre Heilserwartung und ihr Erlösungsversprechen, schließlich ihre verfolgten Häretiker und ihr 1917 eingetretenes Schisma.

Die ebenfalls nahezu biblisch anmutende, in sich ruhende Selbstgewissheit, mit der Eisner den zunächst völlig aussichtslos erscheinenden Kampf gegen übermächtige Gewalten aufnahm, mit der sich Josef Simon nach einem weiteren Weltkrieg (als 80-Jähriger!) wieder an den Neuaufbau der Bewegung machte, diese innere Stärke beruhte weder auf Größenwahn noch auf ideologisiertem Fanatismus, sondern auf ethisch fundierter Überzeugung und einem unerschütterlichen Glauben an die Menschheit und ihre Fähigkeit zum Fortschritt, ganz im Geiste der besten Traditionen der europäischen Aufklärung. Der entscheidende Unterschied zur „eigentlichen“ Religion bestand darin, dass der Sozialismus sich nicht um Transzendenz kümmerte, sondern eine innerweltliche Errettung, ja – in seiner radikalen Variante, die in den Totalitarismus führte - die ultimative „Erlösung“ auf Erden versprach. Der Übergang vom pragmatischen Humanismus Haases und Eisners zum diktatorischen Kommunismus konnte fließend sein, wurde aber nur von einer Minderheit vollzogen. Zwischen MSPD und radikaler Linker war die USPD für kurze Zeit ein eigenständiger Faktor, der sich als Sachwalter des alten sozialdemokratischen Anspruchs auf einen grundlegenden Gesellschaftswandel betrachtete.

Lange Zeit war dieser Wandel reine Zukunftsmusik gewesen. Die Ablösung des Kapitalismus galt den Sozialdemokraten aller Richtungen zwar als grundsätzlich notwendig, der Weg dorthin war aber zunehmend umstritten; die Vorstellung vom Übergang zum „Sozialismus“ blieb höchst diffus. Kautsky hatte auf dem Parteitag von 1898 erklärt: „Glaubt aber einer, daß dieser Sieg [d. h. der Sieg der Demokratie; B. A.] möglich ist ohne Katastrophe? Ich wünsche es, aber ich glaube es nicht. [...] Wir sehen allüberall in Europa große Katastrophen sich vorbereiten.“²⁸⁶ Zwanzig Jahre später war es so weit: Die Niederlage im Weltkrieg brachte in Deutschland die Sozialdemokratie an die Macht und zwar weder durch Luxemburgs „Niederwerfungsstrategie“ noch durch das „Hineinwachsen in den Sozialismus“, das die Reformisten angestrebt hatten. Die Staatsgewalt sank im Herbst 1918 „ermattet“ in sich zusammen, wie es Kautsky vorausgesagt hatte (allerdings ohne die spezifischen Rahmenbedingungen, d. h. die Niederlage im Weltkrieg, vorhergesehen zu haben) - und die Sozialdemokratie musste „nur“ noch zugreifen. Es drängt sich hier sogleich die Frage auf: War sie darauf

²⁸⁵ Protokoll SPD-Parteitag Hannover 1899, S. 70.

tatsächlich vorbereitet? Bebel hatte 1903 in Dresden kühn behauptet: „Wenn wir morgen durch irgend einen Umstand unsre Gegner von ihren Sitzen verdrängen und uns selbst hinsetzen könnten, so macht Euch darüber keine Sorgen, wir würden schon wissen, was wir zu tun hätten. (Lebhafte Zustimmung.)“²⁸⁷ Hilferding hatte 1912, im Angesicht der akuten Gefahr eines durch Balkanwirren ausgelösten „Weltkrieges“ (den er bereits so bezeichnete) geschrieben: „Im übrigen können wir Sozialdemokraten und wir allein der heranbrechenden Götterdämmerung mit Zuversicht ins Auge sehen.“²⁸⁸ Damit sprach er wohl für die überwältigende Mehrheit seiner Parteigenossen.

Allerdings: Wo Bebel noch ganz selbstverständlich von „wir“ gesprochen hatte, konnte fünfzehn Jahre später von Geschlossenheit keine Rede mehr sein. Und mit konkreten Konzepten dafür, was die SPD in welcher Reihenfolge zu tun hatte (neben der Abwicklung eines verlorenen Weltkrieges), nachdem sie an die Regierung gelangt war, war es bei weitem nicht so gut bestellt, wie es die jahrzehntelang geführten parteiinternen Debatten hätten vermuten lassen können. Dabei war es oft recht akademisch zugegangen; nun, im Herbst 1918, aber zählte die Praxis und nur sie. Die Revolution (die in Bayern früher als im Reich ausbrach bzw. eingeleitet wurde) bot jedenfalls für kurze Zeit die Chance, den Rückstand Deutschlands bei der institutionellen und gesellschaftlichen Demokratisierung aufzuholen, deren Gegner zu schwächen, Kernpunkte der sozialdemokratischen Agenda umzusetzen und damit die historische Entwicklung auf ein ganz anderes Gleis zu setzen, als es dann tatsächlich geschehen ist. Der deutsche Sonderweg, der v. a. auch darauf beruhte, dass sich das Land den „politischen Konsequenzen der Aufklärung“ verweigert hatte, wie es Heinrich August Winkler formuliert hat,²⁸⁹ hätte nun (möglicherweise) beendet werden können. Die Geschichte der Revolution von 1918/19 kann nur geschrieben werden als Geschichte davon, wie diese Chance verpasst bzw. verspielt wurde. Dass die Ursachen dieses Scheiterns sehr weit zurückreichten, galt es hier herauszuarbeiten.

Unsere Schilderung der Ereignisse endete am Abend des 6. November 1918, als Eisner und seine Getreuen sich dazu entschlossen hatten, sich den Kairos zunutze zu machen: „Endlich war der Augenblick gekommen, an dem das Große versucht werden mußte, nämlich eine Revolution durchzuführen, vielleicht die erste Revolution der Weltgeschichte, die die Idee, das Ideal und die Wirklichkeit vereinigte. Die Vernunft sollte nach der Herrschaft des Wahnsinns die Gesetzgeberin der Revolution werden, die Theorie sollte mit der Praxis zusammenstoßen nach der großen Philo-

²⁸⁶ Protokoll SPD-Parteitag Stuttgart 1898, S. 129.

²⁸⁷ Protokoll SPD-Parteitag Dresden 1903, S. 319.

²⁸⁸ Rudolf Hilferding, Der Balkankrieg und die Großmächte, in: *Die Neue Zeit*, Nr. 18 vom 18.12.1912, S. 73-82, hier: S. 82.

²⁸⁹ Siehe oben Kap. 1.3.

sophie Kants“²⁹⁰. Dieses uns heute fremd wirkende Pathos, das Albert Winter junior, einer der direkt Beteiligten, hier im Rückblick anschluss, war vollkommen ernst gemeint; und es hatte sogar seine Berechtigung, denn der Sturz des durch und durch diskreditierten Regimes, der am 7. November in München gelang, verlief nahezu völlig gewaltlos. Es war dies eine „seltsame, abenteuerliche Revolution“²⁹¹ (Michels). Und so phantastisch es klingen mag: Die „Philosophie Kants“ wirkte hier zunächst tatsächlich viel stärker als die Ideologie Lenins oder die Theoreme von Marx und Engels . . .

Wie es der kleinen Gruppe um Eisner gelang, (zum ersten Mal überhaupt in Deutschland) eine sozialdemokratische Regierung zu bilden, wie im ganzen Land Arbeiter- und Soldatenräte entstanden, wie die bayerische USPD und die MSPD zunächst in einer Koalition zusammenarbeiteten, wie diese auseinanderbrach, nachdem eine Räterepublik-Bewegung entstanden war, und wie diese Bewegung dann blutig niedergeschlagen wurde - davon wird noch zu sprechen sein.

²⁹⁰ Albert Sommer [d. i. Albert Winter junior], Kurt Eisner. Zu seinem zehnten Todestag – 21. Februar, in: *Jungsozialistische Blätter*, H. 2 vom Feb. 1929, S. 46-52, hier: S. 51.

²⁹¹ MICHELS, Kurt Eisner, in: *Archiv für die Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung* 14 (1929), S. 364-391, hier: S. 372.

Quellenverzeichnis

1 Archivalien

1.1 Bayerisches Hauptstaatsarchiv München

1.1.1 *Abteilung II:*

- Arbeiter- und Soldatenrat:

2; 25.

- Ministerium des Innern (MIInn):

66264; 66269; 66280; 66281; 66283; 66284; 66285; 66331; 71706.

- Ministerium des Äußern und des Königlichen Hauses (MA):

92745; 92782; 94814/1; 95735; 95736; 97552; 97553/97554; 99511; 101235/1; 101236.

- Ministerium für Landwirtschaft (ML):

1330; 1331; 1349.

- Ministerium für Kultusangelegenheiten (MK):

19288; 19289; 19290; 19291; 19292.

1.1.2 *Abteilung IV (Kriegsarchiv):*

- Kriegsministerium (MKr):

251; 252; 253; 254; 865; 2339; 2344; 2347; 2497; 11486; 11521; 11522; 11523; 11524; 11525; 11528; 11529; 12842; 12843; 12844; 12845; 12846; 12847; 12848; 12849; 12850; 13368; 13857; 13865; 13874; 13876; 13877; 13882; 13886; 13887; 13888; 13893; 13895; 13896; 13898; 13899; 13900; 13901; 13902; 13904; 13908; 13910; 13939; 14018; 17146.

- Stellvertretendes Generalkommando I. Armeekorps (StellvGenKdo I. AK):

593; 1335; 1370; 1371; 1372; 1373; 1642; 1644; 1645; 1647; 1648; 1649; 1723; 1725; 1895; 1942; 2398.

- Stellvertretendes Generalkommando II. Armeekorps (StellvGenKdo II. AK):

251; 252; 253; 263; 265; 279; 312.

- Stellvertretendes Generalkommando III. Armeekorps (StellvGenKdo III. AK):

163/I; 164/II; 199/I; 201/I; 202; 231/I.

- Reichswehrgruppenkommando 4 (RwGrKdo 4):

271; 366; 376; 391; 421; 475.

- Feldzeugmeisterei (FZM):

3514

1.2 Staatsarchiv Amberg

Reg. d. Opf., Abg. 1949:

14204

1.3 Staatsarchiv Augsburg

BA Neuburg:

6774

1.4 Staatsarchiv Bamberg

- K 3 Präs. Reg.:

831 XX; 1787; 1831; 1834; 1835; 1894.

- K 3/1967:

4695; 4844.

- K 107 XII:

131

1.5 Staatsarchiv München

RA:

57796

1.6 Staatsarchiv Nürnberg

- Reg. K. d. I. Abg. 1968 II:

204; 206; 215; 674; 675.

- Polizeidirektion Nürnberg-Fürth:

394

- Landratsamt Schwabach:

9035

1.7 Staatsarchiv Würzburg

Reg. v. Ufr. K. d. I.:

328

1.8 Stadtarchiv Nürnberg

- C 7/I:

2971

- C 7/V:

5099; 5099a.

1.9 Archiv der sozialen Demokratie (Bonn)

- Flugblattsammlung

- Nachlass Jean Stock

1.10 Politisches Archiv Auswärtiges Amt

R 383

1.11 SAPMO/Bundesarchiv (Berlin)

- RY 20/II 145:

4; 6.

- R 1501:

113580; 113581.

- Nachlass Kurt Eisner (NY 4060):

66; 80; 81.

- Nachlass August Karsten (SgY 30):

1328

1.12 Archiv der Münchner Arbeiterbewegung

Nachlass Kröpelin

2 Gedruckte Quellen

2.1 Berichte und Protokolle

2.1.1 Parlamente

- Verhandlungen des Reichstags, Stenographische Berichte:

Band 306, 307, 308, 311, 312, 313 und 314.

- Verhandlungen der Kammer der Abgeordneten des bayerischen Landtags, Stenographische Berichte:

Band XII, XIII, XVI, XVII, XIX und XX.

2.1.2 Rätekongresse

Verhandlungen des provisorischen Nationalrates des Volksstaates Bayern im Jahre 1918/1919. Stenographische Berichte Nr. 1 bis 10. 1. Sitzung am 8. November 1918 bis zur 10. Sitzung am 4. Januar 1919

Engel, Gerhard/Holtz, Bärbel/Huch, Gaby/Materna, Ingo (Hrsg.), Groß-Berliner Arbeiter- und Soldatenräte in der Revolution 1918/19. Dokumente der Vollversammlungen und des Vollzugsrates. Vom 1. Reichsrätekongreß bis zum Generalstreikbeschluß am 3. März 1919, Berlin 1997

Kolb, Eberhard/Rürup, Reinhard (Bearb.), Der Zentralrat der deutschen sozialistischen Republik. 19.12.1918-8.4.1919. Vom ersten zum zweiten Rätekongress, Leiden 1968

2.1.3 Sozialdemokratie

- Bayern:

Landesvorstand der Sozialdemokratischen Partei Bayerns (Hrsg.), Protokoll über die Verhandlungen des 9. Parteitages. Abgehalten in München am 28. und 29. Juni 1908, Nürnberg 1908

Ders. (Hrsg.), Protokoll über die Verhandlungen des 11. Parteitages der Sozialdemokratischen Partei Bayerns. Abgehalten in Landshut am 3., 4. und 5. August 1912, Nürnberg 1912

Ders. (Hrsg.), Protokoll über die Verhandlungen des außerordentlichen 12. Parteitags abgehalten am 4. und 5. Oktober 1913 im städtischen Rosenausaal zu Nürnberg, Nürnberg 1913

Gauvorstand der SPD-Nordbayern (Hrsg.), Protokoll über die Verhandlungen des 8. Gautages der Sozialdemokratischen Partei – Gau Nordbayern. Abgehalten in Nürnberg am 16. und 17. August 1913, o. O.

Protokoll über die Verhandlungen der Kriegs-Gau-Konferenz der Sozialdemokratie Nordbayerns am 8. und 9. Mai 1915 zu Nürnberg, Würzburg 1915

Landesvorstand der Sozialdemokratischen Partei Bayerns (Hrsg.), Protokoll über die Verhandlungen des 14. Parteitages der Sozialdemokratischen Partei Bayerns. Abgehalten in München am 12. und 13. Oktober 1918, Nürnberg 1918

Sozialdemokratische Partei Deutschlands – Bezirk Franken (Hrsg.), Geschäftsbericht vom 1. Oktober 1922 bis 31. März 1925, Nürnberg 1925

- Reich:

Protokoll über die Verhandlungen des Parteitages der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands. Abgehalten zu Hamburg vom 3. bis 9. Oktober 1897, Berlin 1897

Protokoll über die Verhandlungen des Parteitages der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands. Abgehalten zu Stuttgart vom 3. bis 8. Oktober 1898, Berlin 1898

Protokoll über die Verhandlungen des Parteitages der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands. Abgehalten zu Hannover vom 9. bis 14. Oktober 1899, Berlin 1899

Protokoll über die Verhandlungen des Parteitages der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands.
Abgehalten zu Mainz vom 17. bis 21. September 1900, Berlin 1900

Protokoll über die Verhandlungen des Parteitages der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands.
Abgehalten zu Lübeck vom 22. bis 28. September 1901, Berlin 1901

Protokoll über die Verhandlungen des Parteitages der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands.
Abgehalten zu München vom 14. bis 20. September 1902, Berlin 1902

Protokoll über die Verhandlungen des Parteitages der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands.
Abgehalten zu Dresden vom 13. bis 20. September 1903, Berlin 1903

Protokoll über die Verhandlungen des Parteitages der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands.
Abgehalten zu Bremen vom 18. bis 24. September 1904, Berlin 1904

Protokoll über die Verhandlungen des Parteitages der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands.
Abgehalten zu Jena vom 17. bis 23. September 1905, Berlin 1905

Protokoll über die Verhandlungen des Parteitages der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands.
Abgehalten zu Mannheim vom 23. bis 29. September 1906, Berlin 1906

Protokoll über die Verhandlungen des Parteitages der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands.
Abgehalten zu Essen a. d. Ruhr vom 15. bis 21. September 1907, Berlin 1907

Protokoll über die Verhandlungen des Parteitages der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands.
Abgehalten zu Nürnberg vom 13. bis 19. September 1908, Berlin 1908

Protokoll über die Verhandlungen des Parteitages der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands.
Abgehalten zu Leipzig vom 12. bis 18. September 1909, Berlin 1909

Protokoll über die Verhandlungen des Parteitages der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands.
Abgehalten zu Magdeburg vom 18. bis 24. September 1910, Berlin 1910

Protokoll über die Verhandlungen des Parteitages der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands.
Abgehalten zu Jena vom 10. bis 16. September 1911, Berlin 1911

Protokoll über die Verhandlungen des Parteitages der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands.
Abgehalten zu Chemnitz vom 15. bis 21. September 1912, Berlin 1912

Protokoll über die Verhandlungen des Parteitages der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands. Abgehalten zu Jena vom 14. bis 20. September 1913, Berlin 1913

Sozialdemokratische Partei Deutschlands (Hrsg.), Bericht des Parteivorstandes an den Parteitag zu Jena 1913, o. O. 1913

Dies. (Hrsg.), Bericht des Parteivorstandes an den Parteitag zu Würzburg 1914, o. O. 1914

Vorstand der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (Hrsg.), Protokoll der Reichskonferenz der Sozialdemokratie vom 21., 22. und 23. September 1916, Berlin 1916

Protokoll über die Verhandlungen des Parteitages der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands. Abgehalten in Würzburg vom 14. bis 20. Oktober 1917, Berlin – Bonn-Bad Godesberg 1973

Eichhorn, Emil (Hrsg.), Protokoll über die Verhandlungen des Gründungs-Parteitags der U.S.P.D. vom 6. bis 8. April 1917 in Gotha. Mit Anhang: Bericht über die Gemeinsame Konferenz der Arbeitsgemeinschaft und der Spartakusgruppe vom 7. Januar 1917 in Berlin, Berlin 1921 [Unveränderter Nachdruck Glashütten im Taunus 1975]

2.1.4 Internationale

Internationaler Sozialisten-Kongreß zu Stuttgart. 18. bis 24. August 1907, Berlin 1907

Außerordentlicher Internationaler Sozialisten-Kongreß zu Basel am 24. und 25. November 1912, Berlin 1912

Lademacher, Horst (Hrsg.), Die Zimmerwalder Bewegung. Protokolle und Korrespondenz. Band I. Protokolle, The Hague – Paris 1967

Ritter, Gerhard A. (Hrsg.), Die II. Internationale 1918/19. Protokolle, Memoranden, Berichte und Korrespondenzen. Band I, Berlin – Bonn 1980

2.1.5 *Gewerkschaften*

Zentralverband der Handlungsgehilfen (Hrsg.), Protokoll der 9. Generalversammlung. Abgehalten am 19. bis 21. Mai 1914 in Hannover, Union-Theater, Berlin 1914

Vierte Konferenz der Arbeitersekretäre. 29. und 30. Juni 1914 zu München im Gewerkschaftshause Pestalozzistraße 40-42

Arbeitersekretariat München (Hrsg.), 17. Jahres-Bericht des Arbeitersekretariats München und Geschäfts-Bericht des Gewerkschaftsvereins München für das Jahr 1914, München 1914

Deutscher Textilarbeiter-Verband, Protokoll der 13. (außerordentlichen) Generalversammlung. Abgehalten am 24., 25., 26. und 27. Juni 1917 in Augsburg, Berlin o. J.

Deutscher Metallarbeiter-Verband (Hrsg.), Die dreizehnte ordentliche Generalversammlung des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes in Köln a. Rh. Abgehalten vom 27. bis 30. Juni 1917 im Fränkischen Hof, Stuttgart 1917

Protokoll über die Verhandlungen des 17. ordentlichen Verbandstages des Zentral-Verbandes der Schuhmacher Deutschlands. Abgehalten zu Würzburg vom 8. bis 12. Juli 1918, Nürnberg o. J.

Protokoll der Verhandlungen des 10. Kongresses der Gewerkschaften Deutschlands. Abgehalten zu Nürnberg vom 30. Juni bis 5. Juli 1919, Berlin 1919

Arbeitersekretariat München (Hrsg.), 21./22. Jahres-Bericht des Arbeitersekretariats München und Geschäfts-Bericht des Gewerkschaftsvereins München für 1918 und 1919, München 1919

Deutscher Metallarbeiterverband – Verwaltungsstelle München, Geschäftsbericht 1918-1919, 1920, München o. J.

2.2 Tagebücher, Erinnerungen und Autobiographien

Aretin, Erwein von, Krone und Ketten. Erinnerungen eines bayerischen Edelmannes. Herausgegeben von Karl Buchheim und Karl Otmar von Aretin, München 1955

Benz, Wolfgang/Graml, Hermann (Hrsg.), Die revolutionäre Illusion. Zur Geschichte des linken Flügels der USPD. Erinnerungen von Curt Geyer, Stuttgart 1976

Brandt, Willy, Erinnerungen, Frankfurt/Main – Berlin 1992

Braun, Bernd/Eichler, Joachim (Hrsg.), Arbeiterführer, Parlamentarier, Parteiveteran: die Tagebücher des Sozialdemokraten Hermann Molkenbuhr 1905 bis 1927, München 2000

Dittmann, Wilhelm, Erinnerungen. Bearbeitet und eingeleitet von Jürgen Rojahn, 3 Bände, Frankfurt/Main – New York 1995

Fechenbach, Felix, Der Revolutionär Kurt Eisner, Berlin 1929

Foerster, Friedrich Wilhelm, Erlebte Weltgeschichte 1869-1953. Memoiren, Nürnberg 1953

Geßler, Otto, Reichswehrpolitik in der Weimarer Republik, Stuttgart 1958

Herzog, Wilhelm, Menschen, denen ich begegnete, Bern – München 1959

Hoegner, Wilhelm, Der schwierige Außenseiter. Erinnerungen eines Abgeordneten, Emigranten und Ministerpräsidenten, München 1959

Hofmiller, Josef, Revolutionstagebuch 1918/19. Aus den Tagen der Münchner Revolution, Leipzig 1938

Landau, Peter/Rieß, Rolf (Hrsg.), Recht und Politik in Bayern zwischen Prinzregentenzeit und Nationalsozialismus. Die Erinnerungen von Philipp Loewenfeld, Ebelsbach am Main 2004

Landauer, Carl, Erinnerungen an die Münchener Sozialdemokratie 1921-1923, in: Hans Lamm, Von Juden in München. Ein Gedenkbuch, München 1958, S. 311-317

Matthias, Erich/Miller, Susanne (Bearb.), Das Kriegstagebuch des Reichstagsabgeordneten Eduard David 1914 bis 1918, Düsseldorf 1966

Meinecke, Friedrich, Die deutsche Katastrophe. Betrachtungen und Erinnerungen, Wiesbaden 1946

Mirkes, Adolf (Hrsg.), Josef Simon. Schuhmacher, Gewerkschafter, Sozialist mit Ecken und Kanten, Köln 1985

Mühsam, Erich, Von Eisner bis Leviné. Die Entstehung der bayerischen Räterepublik. Persönlicher Rechenschaftsbericht über die Revolutionsereignisse in München vom 7. November 1918 bis zum 13. April 1919, Berlin 1929

Müller-Franken, Hermann, Die November-Revolution. Erinnerungen, Berlin 1928

Müller-Meiningen, Ernst, Aus Bayerns schwersten Tagen. Erinnerungen und Betrachtungen aus der Revolutionszeit, Berlin – Leipzig 1924

Niekisch, Ernst, Gewagtes Leben, Köln – Berlin 1958

Noske, Gustav, Erlebtes aus Aufstieg und Niedergang einer Demokratie, Offenbach/Main 1947

Riezler, Kurt, Tagebücher, Aufsätze, Dokumente. Eingeleitet und herausgegeben von Karl Dietrich Erdmann, Göttingen 1972

Scheidemann, Philipp, Memoiren eines Sozialdemokraten. Erster Band, Dresden 1928

Severing, Carl, Mein Lebensweg. Band 1. Vom Schlosser zum Minister, Köln 1950

Stampfer, Friedrich, Erfahrungen und Erkenntnisse. Aufzeichnungen aus meinem Leben, Köln 1957

Toller, Ernst, Eine Jugend in Deutschland, Reinbek bei Hamburg 1988

Ulrich, Carl, Erinnerungen des ersten hessischen Staatspräsidenten. Herausgegeben von Prof. Dr. Ludwig Bergsträsser, Offenbach am Main 1953

Wachenheim, Hedwig, Vom Großbürgertum zur Sozialdemokratie. Memoiren einer Reformistin, Berlin 1973

Walther, Gerda, Zum anderen Ufer. Vom Marxismus und Atheismus zum Christentum, Remagen 1960

Wilhelm II., Ereignisse und Gestalten aus den Jahren 1878-1918, Leipzig – Berlin 1922

2.3 Sonstige Quelleneditionen und Dokumentensammlungen

Adler, Friedrich (Hrsg.), Victor Adler. Briefwechsel mit August Bebel und Karl Kautsky, Wien 1954

Auer, Erhard, Die Sozialdemokratie zu den Ernährungs- und Wirtschaftsfragen, o. O. [München], o. J. [1917]

Ders., Das neue Bayern. Politische Reden von E. Auer. Minister des Innern im Volksstaat Bayern, München 1919

Bauer, Franz J. (Bearb.), Die Regierung Eisner 1918/19. Ministerratsprotokolle und Dokumente, Düsseldorf 1987

Baumgart, Winfried (Hrsg.), Die Julikrise und der Ausbruch des Ersten Weltkrieges 1914. Auf der Grundlage der von Erwin Hölzle herausgegebenen „Quellen zur Entstehung des Ersten Weltkrieges. Internationale Dokumente 1901-1914“ für den Studiengebrauch bearbeitet von Winfried Baumgart, Darmstadt 1983

Bebel, August, Schriften 1862-1913. Band 2. Herausgegeben von Cora Stephan, Frankfurt am Main – Wien 1981

Büchergilde Gutenberg, Berlin (Hrsg.), Welt werde froh! Ein Kurt-Eisner-Buch, Berlin 1929

Buchholz, Marlis/Rother, Bernd, Der Parteivorstand der SPD im Exil. Protokolle der Sopade 1933-1940, Bonn 1995

Butterwegge, Christoph/Hofschen, Heinz-Gerhard, Sozialdemokratie, Krieg und Frieden. Die Stellung der SPD zur Friedensfrage von den Anfängen bis zur Gegenwart. Eine kommentierte Dokumentation, Heilbronn 1984

Cartarius, Ulrich (Hrsg.), Deutschland im Ersten Weltkrieg. Texte und Dokumente 1914-1918, München 1982

Deist, Wilhelm (Bearb.), Militär und Innenpolitik im Weltkrieg 1914-1918. 2 Teile, Düsseldorf 1970

DGB-Bildungswerk e. V. Kreis Schweinfurt (Hrsg.), „Nach dem Krieg war keiner Nazi gewesen . . .“ Arbeiterbewegung in Schweinfurt zwischen 1928 und 1945. Regionale Geschichtsschreibung anhand von Augenzeugen und Dokumenten, Schweinfurt 1986

Domarus, Max, Hitler. Reden und Proklamationen 1932-1945. Kommentiert von einem deutschen Zeitgenossen. Band II Untergang. Zweiter Halbband 1941-1945, Wiesbaden 1973

Donat, Helmut/Wieland, Lothar (Hrsg.), Das Andere Deutschland. Unabhängige Zeitung für entschiedene republikanische Politik. Eine Auswahl (1925-1933), Königstein/Ts. 1980

Edschmid, Kasimir (Hrsg.), Briefe der Expressionisten, Frankfurt/Main – Berlin 1964

Eisner, Freya (Hrsg.), Kurt Eisner. Sozialismus als Aktion. Ausgewählte Aufsätze und Reden, Frankfurt a. M. 1975

Dies. (Hrsg.), Kurt Eisner. Zwischen Kapitalismus und Kommunismus, Frankfurt a. M. 1996

Eisner, Kurt, Unterdrücktes aus dem Weltkrieg, München – Wien – Zürich 1919

Ders., Gesammelte Schriften, 2 Bände, Berlin 1919

Ders., Wahlrede vor den „Unabhängigen“, in: Tankred Dorst/Helmut Neubauer (Hrsg.), Die Münchner Räterepublik. Zeugnisse und Kommentar, Frankfurt am Main 1966, S. 23-44

Frank, Ludwig, Ludwig Frank. Ein Vorbild der deutschen Arbeiterjugend. Reden, Aufsätze und Briefe. Ausgewählt und eingeleitet von Hedwig Wachenheim, Berlin 1924

Fricke, Dieter/Radunt, Hans, Neue Dokumente über die Rolle Albert Südekums, in: ZfG IV (1956), S. 757-765

Fricke, Dieter, Zur Organisation und Tätigkeit der deutschen Arbeiterbewegung (1890-1914). Dokumente und Materialien, Leipzig 1962

Ders., Eine Musterzeitschrift des Opportunismus. Die „Sozialistischen Monatshefte“ am Ende der relativ friedlichen Entwicklung des Kapitalismus in Deutschland, in: ZfG XXI (1973), S. 1209-1228

Ders., Zum Bruch Eduard Bernsteins mit den „Sozialistischen Monatsheften“ im Herbst 1914, in: BzG 17 (1975), S. 454-468

Ders./Knaack, Rudolf (Bearb.), Dokumente aus geheimen Archiven. Übersichten der Berliner politischen Polizei über die allgemeine Lage der sozialdemokratischen und anarchistischen Bewegung 1878-1913. Teil III: 1906-1913, Berlin 2004

Friedemann, Peter (Hrsg.), Materialien zum politischen Richtungsstreit in der deutschen Sozialdemokratie 1890-1917. Band II, Frankfurt/Main – Berlin – Wien 1978

Frühwald, Wolfgang/Spalek, John M. (Hrsg.), Der Fall Toller. Kommentar und Materialien, München – Wien 1979

Geiss, Imanuel (Hrsg.), Juli 1914. Die europäische Krise und der Ausbruch des Ersten Weltkriegs, München 1980

Gelberg, Karl-Ulrich (Bearb.), Die Protokolle des Bayerischen Ministerrats 1945-1954. Das Kabinett Hoegner I. 28. September 1945 bis 21. Dezember 1946, Band 1, München 1997

Gutsche, Willibald, Südekum und die anderen. Ergänzende Materialien zur Rolle rechter Führer der deutschen Sozialdemokratie im ersten Weltkrieg, in: ZfG XVIII (1970), S. 1173-1188

Haase, Ernst (Hrsg.), Hugo Haase. Sein Leben und Wirken. Mit einer Auswahl von Briefen, Reden und Aufsätzen, Berlin-Frohnau 1929

Hauptmann, Harald (Bearb.), Dokumente zur Geschichte der Arbeiterbewegung in Nürnberg. Band V. Von der Errichtung der Diktatur bis zur Kapitulation des faschistischen Deutschland 1933-1945, Nürnberg 1986

Institut für Marxismus-Leninismus beim Zentralkomitee der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands (Hrsg.), Dokumente und Materialien zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung. Band 1. Juli 1914 – Oktober 1917, Berlin 1958

Dass. (Hrsg.), Dokumente und Materialien zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung. Band IV. März 1898 – Juli 1914, Berlin 1967

Institut für Marxistische Studien und Forschungen (IMSF) Frankfurt am Main (Hrsg.), Dokumente und Materialien. Aus der Geschichte der deutschen Arbeiterjugendbewegung 1904-1945. Neudrucke zur sozialistischen Theorie und Gewerkschaftspraxis Band 7, Frankfurt/Main 1975

Jäckel, Eberhard/Kuhn, Axel (Hrsg.), Hitler. Sämtliche Aufzeichnungen 1905-1924, Stuttgart 1980

Jahn, Peter (Bearb.), Die Gewerkschaften in der Endphase der Republik 1930-1933, Köln 1988

Jochmann, Werner (Hrsg.), Adolf Hitler. Monologe im Führerhauptquartier 1941-1944, Hamburg 1980

John, Matthias (Hrsg.), Ausgewählte Briefe führender Sozialdemokraten an Konrad Haenisch und dessen Briefe an Dritte, Berlin 2005

Kautsky, Karl Jr. (Hrsg.), August Bebel's Briefwechsel mit Karl Kautsky, Assen 1971

Kukuck, Horst-A./Schiffmann, Dieter (Bearb.), Die Gewerkschaften von der Stabilisierung bis zur Weltwirtschaftskrise 1924-1930, (2 Halbbände), Köln 1986

Laschitza, Annelies, Kurt Eisner – Kriegsgegner und Feind der Reaktion. Eine Dokumentation, in: BzG 9 (1967), S. 454-489

Dies./Peters, Jan, Südekums Auftrag in Schweden. Dokumente zur sozialchauvinistischen Funktion Albert Südekums im ersten Weltkrieg, in: BzG 16 (1974), S. 600-620

Laschitza, Annelies/Adler, Georg (Hrsg.), Rosa Luxemburg: Herzlichst Ihre Rosa. Ausgewählte Briefe, Berlin 1989

Lobodda, Gerd/Scherer, Peter/Tilch, Barbara (Hrsg.), Dokumente zur Geschichte der Arbeiterbewegung in Nürnberg. Band III. Vom Fall des Sozialistengesetzes bis zur Novemberrevolution 1890-1918. Bearbeitet von Elfie Müller, Nürnberg 1985

Luxemburg, Rosa, Gegen den Reformismus. Eingeleitet und bearbeitet von Paul Frölich, Berlin 1925

Dies., Gesammelte Briefe. Band 4, Berlin 1983

Malycha, Andreas, Auf dem Weg zur SED. Die Sozialdemokratie und die Bildung einer Einheitspartei in den Ländern der SBZ. Eine Quellenedition, Bonn 1995

Matthias, Erich/Pikart, Eberhard (Bearb.), Die Reichstagsfraktion der deutschen Sozialdemokratie 1898 bis 1918. 2 Teile, Düsseldorf 1966

Matthias, Erich (Hrsg.), Mit dem Gesicht nach Deutschland. Eine Dokumentation über die sozialdemokratische Emigration. Aus dem Nachlaß von Friedrich Stampfer ergänzt durch andere Überlieferungen. Bearbeitet von Werner Link, Düsseldorf 1968

Michaelis, Herbert/Schraepfer, Ernst (Hrsg.), Ursachen und Folgen. Vom deutschen Zusammenbruch 1918 und 1945 bis zur staatlichen Neuordnung Deutschlands in der Gegenwart. Eine Urkunden- und Dokumentensammlung zur Zeitgeschichte,

- Erster Band. Die Wende des ersten Weltkrieges und der Beginn der innerpolitischen Wandlung 1916/1917, Berlin 1958
- Zweiter Band. Der militärische Zusammenbruch und das Ende des Kaiserreichs, Berlin 1958
- Neunter Band. Das Dritte Reich. Die Zertrümmerung des Parteienstaates und die Grundlegung der Diktatur, Berlin 1964

Mielke, Siegfried/Frese, Matthias (Bearb.), Die Gewerkschaften im Widerstand und in der Emigration 1933-1945, Frankfurt/Main 1999

Morsey, Rudolf (Hrsg.), Das „Ermächtigungsgesetz“ vom 24. März 1933. Quellen zur Geschichte und Interpretation des „Gesetzes zur Behebung der Not von Volk und Reich“, Düsseldorf 1992

Plener, Ulla (Bearb.), Theodor Leipart. Persönlichkeit, Handlungsmotive, Wirken, Bilanz – Ein Lebensbild mit Dokumenten (1867-1947). 2. Halbband: Dokumente, Berlin 2001

Pohl, Karl Heinrich, „Bayerischer Separatismus“. Zwei neue Quellen zur Geschichte des Budgetstreits in der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands. (Nürnberger Parteitag 1908 und Magdeburger Parteitag 1910), in: IWK 22 (1986), S. 196-223

Rietzschel, Thomas (Hrsg.), Ernst Toller – Das Schwalbenbuch und andere Gedichte, Berlin – Weimar 1990

Ruck, Michael (Bearb.), Die Gewerkschaften in den Anfangsjahren der Republik 1919-1923, Köln 1985

Scheidemann, Philipp, Das historische Versagen der SPD. Schriften aus dem Exil. Herausgegeben von Frank R. Reitzle, Lüneburg 2002

Scholz-Brandenburg, Till (Hrsg.), Eduard Bernsteins Briefwechsel mit Karl Kautsky (1895-1905), Frankfurt/Main – New York 2003

Schmolze, Gerhard und Renate (Hrsg.), Kurt Eisner. Die halbe Macht den Räten. Ausgewählte Aufsätze und Reden, Köln 1969

Schmolze, Gerhard (Hrsg.), Revolution und Räterepublik in München 1918/19 in Augenzeugenberichten, München 1978

Schönhoven, Klaus (Bearb.), Die Gewerkschaften in Weltkrieg und Revolution 1914-1919, Köln 1985

Schulze, Hagen (Hrsg.), Anpassung oder Widerstand? Aus den Akten des Parteivorstands der deutschen Sozialdemokratie 1932/33, Bonn-Bad Godesberg 1975

Sozialdemokratische Partei Deutschlands (Hrsg.), Protokolle der Sitzungen des Parteiausschusses der SPD. 2 Bände, Berlin – Bonn 1980

Toller, Ernst, Gesammelte Werke. Band 1. Kritische Schriften, Reden und Reportagen. Herausgegeben von John M. Spalek und Wolfgang Frühwald, München – Wien 1995

Ders., Gesammelte Werke. Band 2. Dramen und Gedichte aus dem Gefängnis (1918-1924). Herausgegeben von John M. Spalek und Wolfgang Frühwald, München – Wien 1995

Tych, Feliks, Zwei Briefe Rosa Luxemburgs an Kurt Eisner, in: IWK 8 (1972), S. 40-46

Ulrich, Bernd/Ziemann, Benjamin (Hrsg.), Frontalltag im Ersten Weltkrieg. Wahn und Wirklichkeit. Quellen und Dokumente, Frankfurt/Main 1994

Dies. (Hrsg.), Krieg im Frieden. Die umkämpfte Erinnerung an den Ersten Weltkrieg. Quellen und Dokumente, Frankfurt/Main 1997

Dies./Vogel, Jakob (Hrsg.), Untertan in Uniform. Militär und Militarismus im Kaiserreich 1871-1914. Quellen und Dokumente, Frankfurt am Main 2001

Viesel, Hansjörg (Hrsg.), Literaten an der Wand. Die Münchner Räterepublik und die Schriftsteller, Frankfurt/Main 1980

Vollmar, Georg von, Reden und Schriften zur Reformpolitik. Ausgewählt und eingeleitet von Willy Albrecht, Berlin – Bonn-Bad Godesberg 1977

Vorstand der sozialdemokratischen Partei Deutschlands (Hrsg.), Die deutsche Sozialdemokratie über Krieg und Frieden. Eine Sammlung der Erklärungen, Aufrufe und Reichstagsreden, in denen in den beiden ersten Kriegsjahren die Stellung der Sozialdemokratie zum Krieg und zu den Friedenszielen dargelegt wurde, Berlin 1916

Walther, Peter (Hrsg.), Endzeit Europa. Ein kollektives Tagebuch deutschsprachiger Schriftsteller, Künstler und Gelehrter im Ersten Weltkrieg, Göttingen 2008

Weber, Max, Briefe 1915-1917. Herausgegeben von Gerd Krumeich und M. Rainer Lepsius in Zusammenarbeit mit Birgit Rudhard und Manfred Schön, Tübingen 2008

Wichers, Hermann, Gewerkschaften, Krieg und Internationale. Neue Dokumente zur Haltung der Gewerkschaftsführung im Jahre 1914, in: IWK 23 (1987), S. 506-522

Winkel, Udo (Bearb.), Nürnberg 1945-1949. Quellen zur Nachkriegsgeschichte. Teil I: Die Übergangsphase bis zur Bildung des ersten Stadtrats April 1945 – März 1946, Nürnberg 1989

Wohlgemuth, Heinz, Weitere Dokumente zur Rolle Albert Südekums im ersten Weltkrieg, in: ZfG XVII (1969), S. 749-760

3 Zeitungen und Zeitschriften¹

3.1 Sozialdemokratie

- Bayern:

Bayerisches Wochenblatt (München)

Fränkischer Volksfreund (Würzburg)

Fränkische Tagespost (Nürnberg)

Fränkische Volkstribüne (Bayreuth)

Jungvolk. Beilage der Fränkischen Tagespost (Nürnberg)

Der Kampf (München)*

Münchener Morgenpost*

Münchener Post

Neue Donau-Post (Regensburg)

Neue Zeitung (München)*

Oberfränkische Volkszeitung (Hof)

Regensburger Echo

Schwäbische Volkszeitung (Augsburg)

Sozialdemokrat (Nürnberg)

- Reich:

Der Klassenkampf (Berlin)

Die Arbeit (Berlin)

Die Neue Gesellschaft

¹ Mit * gekennzeichnete Zeitungen wurden nur punktuell ausgewertet.

Die Neue Zeit (Berlin)

Jungsozialistische Blätter

Leipziger Volkszeitung

Sozialistische Monatshefte (Berlin)

Vorwärts (Berlin)

3.2 Gewerkschaften

Correspondenzblatt der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands

Der Gastwirtsgehilfe

Die Arbeit

Handlungsgehilfen-Zeitung

Metallarbeiter-Zeitung

3.3 Sonstige

Der Atheist (Nürnberg)

Augsburger Postzeitung*

Bayerische Staatszeitung (München)

München-Augsburger Abendzeitung*

Münchner Neueste Nachrichten

Nürnberger Volkszeitung

Schweinfurter Tagblatt*

Literaturverzeichnis

1 Biographische Nachschlagewerke

Institut für Zeitgeschichte München/Research Foundation for Jewish Immigration, Inc., New York (Hrsg.), Biographisches Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933. Band I. Politik, Wirtschaft, Öffentliches Leben, München – New York – London – Paris 1980

Landtagsamt (Hrsg.), Amtliches Handbuch des Bayerischen Landtages, München 1921

Dass. (Hrsg.), Amtliches Handbuch des Bayerischen Landtags, München 1929

Lilla, Joachim (Bearb.), Der Bayerische Landtag 1918/19 bis 1933. Wahlvorschläge – Zusammensetzung – Biographien, München 2008

Osterroth, Franz, Biographisches Lexikon des Sozialismus, Hannover 1960

Roß, Sabine, Biographisches Handbuch der Reichsrätekonferenzen 1918/19, Düsseldorf 2000

Schröder, Wilhelm Heinz, Sozialdemokratische Parlamentarier in den deutschen Reichs- und Landtagen 1867-1933. Biographien – Chronik – Wahldokumentation. Ein Handbuch, Düsseldorf 1995

Schumacher, Martin (Hrsg.), M. d. R. Die Reichstagsabgeordneten der Weimarer Republik in der Zeit des Nationalsozialismus. Politische Verfolgung, Emigration und Ausbürgerung 1933-1945. Eine biographische Dokumentation, Düsseldorf 1994

Ders. (Hrsg.), M. d. L. Das Ende der Parlamente 1933 und die Abgeordneten der Landtage und Bürgerschaften der Weimarer Republik in der Zeit des Nationalsozialismus. Politische Verfolgung, Emigration und Ausbürgerung 1933-1945. Ein biographischer Index, Düsseldorf 1995

Schwarz, Max, Biographisches Handbuch der Reichstage, Hannover 1965

SPD-Landesorganisation Hamburg, Arbeitskreis Geschichte und Arbeitsgemeinschaft ehemals verfolgter Sozialdemokraten (Hrsg.), Für Freiheit und Demokratie. Hamburger Sozialdemokratinnen und Sozialdemokraten in Verfolgung und Widerstand, Hamburg 2003

Vorstand der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (Hrsg.), Der Freiheit verpflichtet. Gedenkbuch der deutschen Sozialdemokratie im 20. Jahrhundert, Marburg 2000

Vorstand des Vereins Arbeiterpresse (Hrsg.), Handbuch des Vereins Arbeiterpresse. Dritter Jahrgang 1914, Berlin 1914

Ders. (Hrsg.), Handbuch des Vereins Arbeiterpresse. Vierte Folge 1927, Berlin 1927

Weber, Hermann, Die Wandlung des deutschen Kommunismus. Die Stalinisierung der KPD in der Weimarer Republik, Band 2, Frankfurt/Main 1969

Ders./Herbst, Andreas, Deutsche Kommunisten. Biographisches Handbuch 1918 bis 1945, Berlin 2004

2 Sonstige Nachschlagewerke

Bayerisches Statistisches Landesamt (Hrsg.), Statistisches Jahrbuch für den Freistaat Bayern. Vierzehnter Jahrgang 1919, München 1919

Diefenbacher, Michael/Endres, Rudolf (Hrsg.), Stadtlexikon Nürnberg, Nürnberg 2000

Hirschfeld, Gerhard/Krumeich, Gerd/Renz, Irina (Hrsg.), Enzyklopädie Erster Weltkrieg. Aktualisierte und erweiterte Studienausgabe, Paderborn – München – Wien – Zürich 2009

Klotzbach, Kurt, Bibliographie zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung 1914-1945. Sozialdemokratie, Freie Gewerkschaften, Christlich-Soziale Bewegungen, Kommunistische Bewegung und linke Splittergruppen. Mit einer forschungsgeschichtlichen Einleitung, Bonn-Bad Godesberg 1974

Regulski, Christoph, Bibliographie zum Ersten Weltkrieg, Marburg 2005

Schmitz-Berning, Cornelia, Vokabular des Nationalsozialismus, Berlin – New York 2007

3 Zeitgenössische Literatur

Aufhäuser, Siegfried, Weltkrieg und Angestelltenbewegung, Berlin 1918

Cohen, Max, Das Volk und der Krieg, Berlin 1916

David, Eduard, Die Sozialdemokratie im Weltkrieg, Berlin 1915

Ders., Sozialdemokratie und Vaterlandsverteidigung. Rede des Reichstagsabgeordneten Dr. Eduard David – Berlin gehalten am 6. März 1915 in Bielefeld, Bielefeld 1915

Ders., Wer trägt die Schuld am Kriege? Rede, gehalten vor dem holländisch-skandinavischen Friedenskomitee in Stockholm am 6. Juni 1917, Berlin 1917

Doeberl, Michael, Sozialismus, soziale Revolution, sozialer Volksstaat, München 1920

Eisner, Kurt (Hrsg.), Wilhelm Liebknecht. Sein Leben und Wirken. Unter Benutzung ungedruckter Briefe und Aufzeichnungen, Berlin 1900

Fleck, Ludwik, Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv, Frankfurt am Main 1980 [1935]

Freund, Hans Hugo, Kapitalistische Kolonie oder Sozialistischer Wirtschaftsbund. Die Zukunft Europas, München 1920

Gärtner, Georg, Mit uns zieht die neue Zeit. Geschichte der Nürnberger Arbeiterbewegung von ihren Anfängen bis zum Jahr 1928, Nürnberg 1928

Grossmann, Stefan, Der Hochverräter Ernst Toller. Die Geschichte eines Prozesses. Mit der Verteidigungsrede von Hugo Haase, Berlin 1919

Heine, Wolfgang, Kultur und Nation, Chemnitz 1914

Ders., Zu Deutschlands Erneuerung, Jena 1916

Ders., Gegen die Quertreiber!, Dessau [1917]

Herzfeld, Hans, Die deutsche Sozialdemokratie und die Auflösung der nationalen Einheitsfront im Weltkriege, Leipzig 1928

Hurwitz, Harold J., The bavarian revolution and its meaning to the sociology of revolution and national development, o. O. 1945

Kampffmeyer, Paul, Georg von Vollmar, München 1930

Kehr, Eckart, Der Primat der Innenpolitik. Gesammelte Aufsätze zur preußisch-deutschen Sozialgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert. Herausgegeben und eingeleitet von Hans-Ulrich Wehler, Berlin 1965

Kern, Robert, Aus Vergangenheit und Gegenwart der Würzburger Arbeiterbewegung. Zur Erinnerung an den deutschen sozialdemokratischen Parteitag in Würzburg 1917, Würzburg 1917

Ludendorff, Erich, Die überstaatlichen Mächte im letzten Jahre des Weltkrieges, Leipzig 1927

Mann, Thomas, Gedanken im Kriege, in: Ders., Essays II. 1914-1926. Herausgegeben und textkritisch durchgesehen von Hermann Kurzke unter Mitarbeit von Jöelle Stoupy, Jörn Bender und Stephan Stachorski, Frankfurt a. M. 2002, S. 27-46

Mattes, Wilhelm, Die bayerischen Bauernräte. Eine soziologische und historische Untersuchung über bäuerliche Politik, Stuttgart – Berlin 1921

Mehring, Franz, Meine Rechtfertigung. Ein nachträgliches Wort zum Dresdener Parteitag, Leipzig 1903

Michels, Robert, Kurt Eisner. (Unter Benützung von persönlichen Erinnerungen), in: Archiv für die Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung¹⁴ (1929), S. 364-391

Ders., Zur Soziologie des Parteiwesens in der modernen Demokratie. Untersuchungen über die oligarchischen Tendenzen des Gruppenlebens. Neudruck der zweiten Auflage [1925]. Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Werner Conze, Stuttgart 1957

Ders., Soziale Bewegungen zwischen Dynamik und Erstarrung. Essays zur Arbeiter-, Frauen- und nationalen Bewegung. Herausgegeben von Timm Genett, Berlin 2008

Müller, Richard, Geschichte der deutschen Revolution. Band I. Vom Kaiserreich zur Republik. Mit einer Einleitung von Frank Dingel, (Nachdruck) Berlin 1979 [1924]

Noske, Gustav, Kolonialpolitik und Sozialdemokratie, Stuttgart 1914

Ohlhof, Fritz, Die Handlungsgehilfen und die Kriegszeit, Berlin 1918

O. V., Aus Flugschriften und Flugblättern der Parteiopposition, o. O. 1916

O. V., Kurt Eisner zum Gedächtnis!, o. J.

O. V., Vorbereitung des Münchner Munitionsarbeiterstreiks vom Januar 1918. (Nach unveröffentlichten Geheimakten), in: *Süddeutsche Monatshefte* XXI (1924), H. 7, S. 26-32

Prager, Eugen, Das Gebot der Stunde. Geschichte der USPD, Berlin – Bonn 1980 [1921]

Rosenberg, Arthur, Entstehung der Weimarer Republik. Herausgegeben und eingeleitet von Kurt Kersten, Frankfurt am Main 1983 [1928]

Ders., Geschichte der Weimarer Republik. Herausgegeben und eingeleitet von Kurt Kersten, Frankfurt am Main 1983 [1935]

Ders., Demokratie und Sozialismus. Zur politischen Geschichte der letzten 150 Jahre, Frankfurt am Main 1962 [1937]

Schippel, Max, England und Wir. Kriegsbetrachtungen eines Sozialisten, Berlin 1917

Ders., Die Gewerkschaften, der Krieg und die Revolution, Berlin 1919

Segitz, Martin, Die Kriegsfürsorge in Bayern. Eine Denkschrift für die Königlich Bayerische Staatsregierung, Nürnberg 1915

Süßheim, Max, Revolution und Bayer. Verfassung, München o. J.

Toller, Ernst, Justiz. Erlebnisse, Berlin 1927

Werner, Paul [d. i. Paul Frölich], Die Bayrische Räte-Republik. Tatsachen und Kritik, Leipzig 1920 [Nachdruck Frankfurt 1971]

Winnig, August, Der englische Wirtschaftskrieg und das werktätige Volk Deutschlands, Berlin 1917

Winter, Albert/Kämpfer, Richard, Erhard Auer vor Gericht. Kritische Flugschriften der VSPD-
Opposition, München 1925

Winter, Albert, Deutsche Heeresreform. Reichswehr und Miliz, München 1932

4 Sekundärliteratur nach 1945

Abendroth, Wolfgang, Aufstieg und Krise der deutschen Sozialdemokratie. Das Problem der Zweckentfremdung einer politischen Partei durch die Anpassungstendenz von Institutionen an vorgegebene Machtverhältnisse, Frankfurt am Main 1964

Ders., Die Entwicklung der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands von einer revolutionären zu einer staaterhaltenden Partei, Aalborg 1978

Adam, Thomas, Arbeiterbewegung und Arbeitermilieu in Leipzig 1871-1933, Köln – Weimar - Wien 1999

Adolph, Hans J. L., Otto Wels und die Politik der deutschen Sozialdemokratie 1894-1939. Eine politische Biographie, Berlin 1971

Afflerbach, Holger, Falkenhayn. Politisches Denken und Handeln im Kaiserreich, München 1994

Albrecht, Dieter, Von der Reichsgründung bis zum Ende des Ersten Weltkrieges (1871-1918), in: Max Spindler (Hrsg.), Handbuch der bayerischen Geschichte. 4. Band. Das neue Bayern 1800-1970. 1. Teilband, München 1978, S. 283-386

Albrecht, Dieter, Von der Reichsgründung bis zum Ende des Ersten Weltkrieges (1871-1918), in: Alois Schmid (Hrsg.), Handbuch der bayerischen Geschichte, Vierter Band, Das neue Bayern. Von 1800 bis zur Gegenwart, Erster Teilband: Staat und Politik, München 2003, S. 319-438

Albrecht, Willy, Landtag und Regierung am Vorabend der Revolution von 1918. Studien zur gesellschaftlichen und staatlichen Entwicklung Deutschlands von 1912-1918, Berlin 1968

Ders., Zwischen Reformismus und Revolution. Die bayerische SPD von den Anfängen bis zur revolutionären Umbruchphase (1918-1920), in: Rainer Ostermann (Hrsg.), Freiheit für den Freistaat. Kleine Geschichte der bayerischen SPD, Essen 1994, S. 17-59

Alexander, Thomas, Carl Severing – ein Demokrat und Sozialist in Weimar, 2 Teile, Frankfurt am Main 1996

Altmann, Hermann u. a., Kriegsöffentlichkeit und Kriegserlebnis. Eine Ausstellung zum 1. Weltkrieg, Regensburg 1978

Aly, Götz, Hitlers Volksstaat. Raub, Rassenkrieg und nationaler Sozialismus, Frankfurt am Main 2006

Angermair, Elisabeth, Eduard Schmid (1861-1933). Ein sozialdemokratischer Bürgermeister in schwerer Zeit, München 2001

Arnold, Heinz Ludwig (Hrsg.), Oskar Maria Graf, München 1986

Ay, Karl-Ludwig, Die Entstehung einer Revolution. Die Volksstimmung in Bayern während des Ersten Weltkrieges, Berlin 1968

Bald, Albrecht, Porzellanarbeiterschaft und punktuelle Industrialisierung in Nordostoberfranken. Der Aufstieg der Arbeiterbewegung und die Ausbreitung des Nationalsozialismus im Bezirksamt Rehau und in der kreisfreien Stadt Selb 1895-1936, Bayreuth 1991

Bartel, Horst, Marxismus und Opportunismus in der revolutionären deutschen Sozialdemokratie am Ende des 19. Jahrhunderts, in: ZfG XXXIII (1985), S. 1067-1081

Bartel, Walter, Die Linken in der deutschen Sozialdemokratie im Kampf gegen Militarismus und Krieg, Berlin 1958

Barth, Boris, Dolchstoßlegenden und politische Desintegration. Das Trauma der deutschen Niederlage im Ersten Weltkrieg 1914-1933, Düsseldorf 2003

Bauer, Walter (Hrsg.), Bausteine zur Geschichte der Fürther Arbeiterbewegung. Die Revolution 1918/19 in Fürth. Erster Weltkrieg – Revolution – Räterepublik, Fürth 1989

Bauerkämper, Arnd/Julien, Elise (Hrsg.), Durchhalten! Krieg und Gesellschaft im Vergleich 1914-1918, Göttingen 2010

Bavaj, Riccardo, Von links gegen Weimar. Linkes antiparlamentarisches Denken in der Weimarer Republik, Bonn 2005

Becker, Jean-Jacques/Krumeich, Gerd, Der Große Krieg. Deutschland und Frankreich im Ersten Weltkrieg 1914-1918, Essen 2010

Behr, Wolfgang, Sozialdemokratie und Konservatismus. Ein empirischer und theoretischer Beitrag zur regionalen Parteianalyse am Beispiel der Geschichte und Nachkriegsentwicklung Bayerns, Hannover 1969

Beier, Gerhard, Das Lehrstück vom 1. und 2. Mai 1933, Frankfurt/Main – Köln 1975

Ders., Die illegale Reichsleitung der Gewerkschaften 1933-1945, Köln 1981

Beil, Christine u. a., Der Erste Weltkrieg, Reinbek bei Hamburg 2006

Benz, Wolfgang/Bergmann, Werner (Hrsg.), Vorurteil und Völkermord. Entwicklungslinien des Antisemitismus, Freiburg im Breisgau 1997

Berger, Stefan, Ungleiche Schwestern? Die britische Labour Party und die deutsche Sozialdemokratie im Vergleich. 1900-1931, Bonn 1997

Berghahn, Volker R., Die Fischerkontroverse – 15 Jahre danach, in: GG 6 (1980), S. 403-419

Ders., Sarajevo, 28. Juni 1914. Der Untergang des alten Europa, München 1997

Ders., Das Kaiserreich 1871-1914. Industriegesellschaft, bürgerliche Kultur und autoritärer Staat, Stuttgart 2003

Ders., Der Erste Weltkrieg, München 2004

Bergmann, Hansjörg, Der Bayerische Bauernbund und der Bayerische Christliche Bauernverein 1919-1928, München 1986

Bergmann, Werner, Völkischer Antisemitismus im Kaiserreich, in: Uwe Puschner/Walter Schmitz/Justus H. Ulbricht (Hrsg.), Handbuch zur „Völkischen Bewegung“ 1871-1918, München – New Providence – London – Paris 1996, S. 449-463

Berlin, Jörg, Die Arbeiterbewegung in den Küstenstädten der Nordsee zwischen Ems und Elbe vom Vorabend des Ersten Weltkrieges bis zum Ausbruch der Revolution 1918/19, Hamburg 1981

Berliner Geschichtswerkstatt (Hrsg.), August 1914: Ein Volk zieht in den Krieg, Berlin 1989

Beßlich, Barbara, Wege in den „Kulturkrieg“. Zivilisationskritik in Deutschland 1890-1914, Darmstadt 2000

Bezirksleitung Berlin der SED. Kommission zur Erforschung der Geschichte der örtlichen Arbeiterbewegung, Geschichte der revolutionären Berliner Arbeiterbewegung. Band 1. Von den Anfängen bis 1917, Berlin 1987

Bieber, Hans-Joachim, Gewerkschaften in Krieg und Revolution. Arbeiterbewegung, Industrie, Staat und Militär in Deutschland 1914-1920, 2 Teile, Hamburg 1981

Bihl, Wolfdieter, Der Erste Weltkrieg 1914-1918. Chronik – Daten – Fakten, Wien – Köln - Weimar 2010

Blackbourn, David/Eley, Geoff, Mythen deutscher Geschichtsschreibung. Die gescheiterte bürgerliche Revolution von 1848, Frankfurt/Main – Berlin – Wien 1980

Blänsdorf, Agnes, Friedrich Ebert und die Internationale, in: AfS 3 (1969), S. 311-428

Dies., Die Zweite Internationale und der Krieg. Die Diskussion über die internationale Zusammenarbeit der sozialistischen Parteien 1914-1917, Stuttgart 1979

Dies., Der Weg der Riezler-Tagebücher. Zur Kontroverse über die Echtheit der Tagebücher Kurt Riezlers, in: GWU 35 (1984), S. 651-684

Blaschke, Olaf, Katholizismus und Antisemitismus im Deutschen Kaiserreich, Göttingen 1997

Blasius, Dirk, 4. August 1914. Beginn des Ersten Weltkrieges, in: Ders./Wilfried Loth (Hrsg.), Tage deutscher Geschichte im 20. Jahrhundert, Göttingen 2006, S. 11-26

Blessing, Werner K., *Was haben wir alles durchgemacht! Unser gutes Land und so viele politische Soubretten.* Die November-Revolution in Bayern, in: Werner Wagenhöfer/Robert Zink (Hrsg.), Räterepublik oder parlamentarische Demokratie. Die „Bamberger“ Verfassung 1919. Begleitband zur gleichnamigen Ausstellung des Staatsarchivs Bamberg und des Stadtarchivs Bamberg vom 22. September bis 19. November 1999 im Stadtarchiv Bamberg, Bamberg 1999, S. 11-32

Bloch, Max, Die Sozialistischen Monatshefte und die Akademikerdebatte in der deutschen Sozialdemokratie vor 1914: Die „Fälle“ Göhre, Schippel, Calwer und Hildebrand, in: Mitteilungsblatt des Instituts für soziale Bewegungen 40 (2008), S. 7-22

Ders., Albert Südekum (1871-1944). Ein deutscher Sozialdemokrat zwischen Kaiserreich und Diktatur. Eine politische Biographie, Düsseldorf 2009

Blom, Philipp, Der taumelnde Kontinent. Europa 1900-1914, München 2009

Boebel, Chaja/Wentzel, Lothar (Hrsg.), Streiken gegen den Krieg! Die Bedeutung des Massenstreikes in der Metallindustrie vom Januar 1918, Hamburg 2008

Bohl, Franz, Die freireligiöse Bewegung in Bayern. Werden und Wirken, Nürnberg 1960

Böhme, Helmut/Kallenberg, Fritz (Hrsg.), Deutschland und der Erste Weltkrieg. Ringvorlesung an der Technischen Hochschule Darmstadt im Wintersemester 1984/85, Darmstadt 1987

Böhme, Helmut, „Primat“ und „Paradigmata“. Zur Entwicklung einer bundesdeutschen Zeitgeschichtsschreibung am Beispiel des Ersten Weltkrieges, in: Hartmut Lehmann (Hrsg.), Historikerkontroversen, Göttingen 2000, S. 87-139

Boldt, Werner, Der Januarstreik 1918 in Bayern mit besonderer Berücksichtigung Nürnbergs, in: Jahrbuch für Fränkische Landesforschung XXV (1965), S. 5-42

Boll, Friedhelm, Frieden ohne Revolution? Friedensstrategien der deutschen Sozialdemokratie vom Erfurter Programm 1891 bis zur Revolution 1918, Bonn-Bad Godesberg 1980

Ders., Massenbewegungen in Niedersachsen 1906-1920. Eine sozialgeschichtliche Untersuchung zu den unterschiedlichen Entwicklungstypen Braunschweig und Hannover, Berlin 1981

Ders., Im Schatten des Krieges. Die deutsche Sozialdemokratie von der Jahrhundertwende bis zur Revolution, in: Dieter Dowe/Kurt Klotzbach (Hrsg.), Kämpfe – Krisen – Kompromisse. Kritische Beiträge zum 125jährigen Jubiläum der SPD, Bonn 1989, S. 33-54

Bornhardt, Alfred, Das Janusgesicht der deutschen Sozialdemokratie. Eine wehrpolitische Auseinandersetzung, Stuttgart 1953

Bosch, Michael (Hrsg.), Persönlichkeit und Struktur in der Geschichte. Historische Bestandsaufnahme und didaktische Implikationen, Düsseldorf 1977

Bosl, Karl, Gesellschaft und Politik in Bayern vor dem Ende der Monarchie. Beiträge zu einer sozialen und politischen Strukturanalyse, in: ZBLG 28 (1965), S. 1-31

Ders. (Hrsg.), Bayern im Umbruch. Die Revolution von 1918, ihre Voraussetzungen, ihr Verlauf und ihre Folgen, München 1969

Braun, Bernd, Hermann Molkenbuhr (1851-1927). Eine politische Biographie, Düsseldorf 1999

Braunthal, Julius, Geschichte der Internationale. 2 Bände, Hannover 1961 und 1963

Braun-Vogelstein, Julie, Heinrich Braun. Ein Leben für den Sozialismus, Stuttgart 1967

Breuer, Stefan, Die Völkischen in Deutschland. Kaiserreich und Weimarer Republik, Darmstadt 2008

Bruckmann, Klaus, Erster Weltkrieg – Ursachen, Kriegsziele, Kriegsschuld. Fritz Fischers Thesen in deutschen Schulgeschichtsbüchern, in: GWU 32 (1981), S. 600-617

Bruendel, Steffen, Volksgemeinschaft oder Volksstaat. Die „Ideen von 1914“ und die Neuordnung Deutschlands im Ersten Weltkrieg, Berlin 2003

Burgdorff, Stephan/Wiegrefe, Klaus (Hrsg.), Der Erste Weltkrieg. Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts, München 2004

Burke, Peter, Was ist Kulturgeschichte?, Frankfurt am Main 2005

Burkhardt, Johannes/Becker, Josef/Förster, Stig/Kronenbitter, Günther, Lange und kurze Wege in den Ersten Weltkrieg. Vier Augsburger Beiträge zur

Kriegsursachenforschung, München 1996

Burkhardt, Johannes (Hrsg.), Die kriegstreibende Rolle historischer Jubiläen im Dreißigjährigen Krieg und im Ersten Weltkrieg, in: Ders. (Hrsg.), Krieg und Frieden in der historischen Gedächtniskultur. Studien zur friedenspolitischen Bedeutung historischer Argumente und Jubiläen von der Antike bis in die Gegenwart, München 2000, S. 91-102

Buskotte, Frank, Anmerkungen zur Kontroverse „Struktur- oder Ereignisgeschichte“, in: AfS 43 (2003), S. 617-621

Butenschön, Rainer/Spoo, Eckart (Hrsg.), Wozu muß einer der Bluthund sein? Der Mehrheitssozialdemokrat Gustav Noske und der deutsche Militarismus des 20. Jahrhunderts, Heilbronn 1997

Bütow, Thomas, Der Konflikt zwischen Revolution und Pazifismus im Werk Ernst Tollers. Mit einem dokumentarischen Anhang: Essayistische Werke Tollers – Briefe von und über Toller, Hamburg 1975

Calkins, Kenneth R., Hugo Haase. Demokrat und Revolutionär, Berlin 1976

Canfora, Luciano, August 1914. Oder: Macht man Krieg wegen eines Attentats?, Köln 2010

Carsten, Francis L, Revolution in Mitteleuropa 1918-1919, Köln 1973

Ders., August Bebel und die Organisation der Massen, Berlin 1991

Ders., Eduard Bernstein 1850-1932. Eine politische Biographie, München 1993

Chickering, Roger, Drei Gesichter des Kaiserreiches. Zu den großen Synthesen von Wolfgang J. Mommsen, Hans-Ulrich Wehler und Thomas Nipperdey, in: NPL 41 (1996), S. 364-375

Ders., Das Deutsche Reich und der Erste Weltkrieg, München 2002

Ders., Krieg, Frieden und Geschichte. Gesammelte Aufsätze über patriotischen Aktionismus, Geschichtskultur und totalen Krieg, Stuttgart 2007

Ders., Freiburg im Ersten Weltkrieg. Totaler Krieg und städtischer Alltag, Paderborn – München – Wien – Zürich 2009

Choluj, Bozena, Deutsche Schriftsteller im Banne der Novemberrevolution 1918. Bernhard Keller-
mann, Lion Feuchtwanger, Ernst Toller, Erich Mühsam, Franz Jung, Wiesbaden 1991

Clark, Christopher, Die Schlafwandler. Wie Europa in den Ersten Weltkrieg zog, München 2013

Cornelißen, Christoph, Geschichtswissenschaft und Politik im Gleichschritt? Zur Geschichte der
deutschen Geschichtswissenschaft im 20. Jahrhundert, in: NPL 42 (1997), S. 275-309

Ders. (Hrsg.), Geschichtswissenschaften. Eine Einführung, Frankfurt am Main 2000

Ders., Gerhard Ritter. Geschichtswissenschaft und Politik im 20. Jahrhundert, Düsseldorf 2001

Ders., Auftakt zur Historisierung der Sozialgeschichte in der Bundesrepublik, in: NPL 47 (2002), S.
185-192

Ders., Geschichtswissenschaft im Geist der Demokratie. Wolfgang J. Mommsen und seine Genera-
tion, Berlin 2010

Cowley, Robert (Hrsg.), Was wäre gewesen, wenn? Wendepunkte der Weltgeschichte, München
2002

Creutz, Martin, Die Pressepolitik der kaiserlichen Regierung während des Ersten Weltkrieges. Die
Exekutive, die Journalisten und der Teufelskreis der Berichterstattung, Frankfurt a. M. – Berlin –
Bern – New York – Paris – Wien 1996

Dahlmann, Dittmar, Max Webers Verhältnis zum Anarchismus und zu den Anarchisten am Beispiel Ernst Tollers, in: Wolfgang J. Mommsen/Wolfgang Schwentker (Hrsg.), Max Weber und seine Zeitgenossen, Göttingen – Zürich 1988, S. 506-523

Daniel, Ute, Arbeiterfrauen in der Kriegsgesellschaft. Beruf, Familie und Politik im Ersten Weltkrieg, Göttingen 1989

Dies., „Kultur“ und „Gesellschaft“. Überlegungen zum Gegenstandsbereich der Sozialgeschichte, in: GG 19 (1993), S. 69-99

Dies., Clio unter Kulturschock. Zu den aktuellen Debatten der Geschichtswissenschaft, in: GWU 48 (1997), S. 195-218 u. 259-278

Dies., Geschichte schreiben nach der „kulturalistischen Wende“, in: AfS 43 (2003), S. 576-599

Dann, Otto, Nation und Nationalismus in Deutschland 1770-1990, München 1993

Deist, Wilhelm, Armee und Arbeiterschaft 1905-1918, in: Francia 2 (1974), S. 458-481

Ders., Militär, Staat und Gesellschaft. Studien zur preußisch-deutschen Militärgeschichte, München 1991

Diner, Dan, Das Jahrhundert verstehen. Eine universalhistorische Deutung, München 1999

Distl, Dieter, Ernst Toller. Eine politische Biographie, Schrobenhausen 1993

Döhring, Helge, Damit in Bayern Frühling werde! Die syndikalistische Arbeiterbewegung in Südbayern von 1914 bis 1933, Lich/Hessen 2007

Domann, Peter, Sozialdemokratie und Kaisertum unter Wilhelm II. Die Auseinandersetzung der Partei mit dem monarchischen System, seinen gesellschafts- und verfassungspolitischen Voraussetzungen, Wiesbaden 1974

Dorst, Klaus/Wunsche, Wolfgang, Der *erste* Weltkrieg. Erscheinung und Wesen, Berlin 1989

Dove, Richard, Ernst Toller. Ein Leben in Deutschland, Göttingen 1993

Duhnke, Horst, Die KPD von 1933 bis 1945, Köln 1972

Dülffer, Jost/Holl, Karl (Hrsg.), Bereit zum Krieg. Kriegsmentalität im wilhelminischen Deutschland 1890-1914. Beiträge zur historischen Friedensforschung, Göttingen 1986

Duppler, Jörg/Groß, Gerhard P. (Hrsg.), Kriegsende 1918. Ereignis, Wirkung, Wahrnehmung, München 1999

Eberhard, Frohmut Hans, Diskriminierung und Deportation – ein Familienschicksal, in: Landeshauptstadt München (Hrsg.), Verdunkeltes München. Lesebuch zur Geschichte des Münchner Alltags. Geschichtswettbewerb 1985/1986: Die nationalsozialistische Gewaltherrschaft, ihr Ende und ihre Folgen, München 1987, S. 55-58

Echternkamp, Jörg (Hrsg.), Die deutsche Kriegsgesellschaft 1939 bis 1945. Erster Halbband. Politisierung, Vernichtung, Überleben, München 2004

Ders. (Hrsg.), Die deutsche Kriegsgesellschaft 1939 bis 1945. Zweiter Halbband. Ausbeutung, Deutungen, Ausgrenzung, München 2005

Edelman, Murray, Politik als Ritual. Die symbolische Funktion staatlicher Institutionen und politischen Handelns, Frankfurt – New York 1976

Eiber, Ludwig, Arbeiter unter der NS-Herrschaft. Textil- und Porzellanarbeiter im nordöstlichen Oberfranken 1933-1939, München 1979

Eichler, Joachim, Von Köln nach Mannheim. Die Debatten über Maifeier, Massenstreik und das Verhältnis der Freien Gewerkschaften zur deutschen Sozialdemokratie innerhalb der Arbeiterbewegung Deutschlands 1905/06. Zur Entstehung des „Mannheimer Abkommens“, Münster – Hamburg 1992

Eisner, Freya, Kurt Eisner. Die Politik des libertären Sozialismus, Frankfurt/Main 1979

Dies., Kurt Eisner. Der Publizist und Politiker. Seine Einschätzung durch Zeitgenossen und in jüngerer Literatur, Bremen 1991

Dies., Kurt Eisners Ort in der sozialistischen Bewegung, in: VfZ 43 (1995), S. 407-435

Eksteins, Modris, Tanz über Gräben. Die Geburt der Moderne und der Erste Weltkrieg, Reinbek bei Hamburg 1990

Ders., Deutschland und der Große Krieg, in: APZ H. 50-51/2008, S. 3-6

Eley, Geoff, Die deutsche Geschichte und die Widersprüche der Moderne. Das Beispiel des Kaiserreiches, in: Frank Bajohr/Werner Johe/ Uwe Lohalm (Hrsg.), Zivilisation und Barbarei: Die widersprüchlichen Potentiale der Moderne. Detlev Peukert zum Gedenken, Hamburg 1991, S. 17-65

Elsässer, Konrad, Die badische Sozialdemokratie 1890 bis 1914. Zum Zusammenhang von Bildung und Organisation, Marburg 1978

Emig, Brigitte, Die Veredelung des Arbeiters. Sozialdemokratie als Kulturbewegung, Frankfurt/Main – New York 1980

Encke, Julia, Augenblicke der Gefahr. Der Krieg und die Sinne. 1914-1934, Paderborn 2006

Endres, Rudolf, Friedrich Puchta, in: Archiv für Geschichte von Oberfranken 75 (1995), S. 405-412

Engelmann, Dieter, Zum Charakter der USPD und zu ihrer Rolle in der Novemberrevolution, in: Marx-Engels-Stiftung e. V. (Hrsg.), 75 Jahre deutsche Novemberrevolution, Bonn 1994, S. 98-112

Engelmann, Dieter/Naumann, Horst, Zwischen Spaltung und Vereinigung. Die Unabhängige Sozialdemokratische Partei Deutschlands in den Jahren 1917-1922, Berlin 1993

Dies., Hugo Haase. Lebensweg und politisches Vermächtnis eines streitbaren Sozialisten, Berlin 1999

Epkenhans, Michael, Neuere Forschungen zur Geschichte des Ersten Weltkrieges, in: AfS 38 (1998), S. 458-487

Ders. u. a., Geschichte und Geschehen, Leipzig ²2007

Erdmann, Karl Dietrich, Die Zeit der Weltkriege. 1. Teilband. Der Erste Weltkrieg. Weimarer Republik, Stuttgart 1973

Ernst, Petra/Haring, Sabine A./Suppanz, Werner (Hrsg.), Aggression und Katharsis. Der Erste Weltkrieg im Diskurs der Moderne, Wien 2004

Evans, Richard J., Sozialdemokratie und Frauenemanzipation im deutschen Kaiserreich, Berlin – Bonn 1979

Ders., Fakten und Fiktionen. Über die Grundlagen historischer Erkenntnis, Frankfurt/Main – New York 1998

Falkenberg, Rudolf u. a., Geschichte der deutschen Arbeiterjugendbewegung 1904-1945, Dortmund 1973

Fasel, Peter, Dr. Adolf Braun (1862-1929). Grundriß zu einer politischen Biographie, Würzburg 1990

Faulenbach, Bernd, „Deutscher Sonderweg“. Zur Geschichte und Problematik einer zentralen Kategorie des deutschen geschichtlichen Bewußtseins, in: APZ H. 33/1981, S. 3-21

Faust, Manfred, Sozialer Burgfrieden im Ersten Weltkrieg. Sozialistische und christliche Arbeiterbewegung in Köln, Essen 1992

Feldman, Gerald D., Armee, Industrie und Arbeiterschaft in Deutschland 1914 bis 1918, Berlin – Bonn 1985 [1966]

Ders./Kolb, Eberhard/Rürup, Reinhard, Die Massenbewegungen der Arbeiterschaft in Deutschland am Ende des Ersten Weltkrieges (1917-1920), in: Politische Vierteljahresschrift XIII (1972), S. 84-105

Ferrari Zumbini, Massimo, Die Wurzeln des Bösen. Gründerjahre des Antisemitismus: Von der Bismarckzeit zu Hitler, Frankfurt am Main 2003

Ferguson, Niall, Der falsche Krieg. Der Erste Weltkrieg und das 20. Jahrhundert, München 2001

Fesser, Gerd, Der Traum vom Platz an der Sonne. Deutsche „Weltpolitik“ 1897-1914, Bremen 1996

Fest, Joachim C., Hitler. Eine Biographie, Frankfurt/M. – Berlin 1987

Ders., Der Untergang. Hitler und das Ende des Dritten Reiches. Eine historische Skizze, Reinbek bei Hamburg 2004

Fischer, Doris, Die Münchner Zensurstelle während des Ersten Weltkrieges. Alfons Falkner von Sonnenburg als Pressereferent im Bayerischen Kriegsministerium in den Jahren 1914 bis 1918/19, München 1973

Fischer, Fritz, Deutsche Kriegsziele, Revolutionierung und Separatfrieden im Osten 1914-1918, in: HZ 188 (1959), S. 249-310

Ders., Griff nach der Weltmacht. Die Kriegszielpolitik des kaiserlichen Deutschland 1914/18, Düsseldorf 1961

Ders., Weltmacht oder Niedergang. Deutschland im ersten Weltkrieg, Frankfurt am Main 1965

Ders., Krieg der Illusionen. Die deutsche Politik von 1911 bis 1914, Düsseldorf 1969

Ders., Der Erste Weltkrieg und das deutsche Geschichtsbild. Beiträge zur Bewältigung eines historischen Tabus. Aufsätze und Vorträge aus drei Jahrzehnten, Düsseldorf 1977

Ders., Der Stellenwert des Ersten Weltkriegs in der Kontinuitätsproblematik der deutschen Geschichte, in: HZ 229 (1979), S. 25-53

Ders., Juli 1914: Wir sind nicht hineingeschlittert. Das Staatsgeheimnis um die Riezler-Tagebücher. Eine Streitschrift, Reinbek bei Hamburg 1983

Ders., Hitler war kein Betriebsunfall. Aufsätze, München 1992

Fischer, Ilse, Industrialisierung, sozialer Konflikt und politische Willensbildung in der Stadtgemeinde. Ein Beitrag zur Sozialgeschichte Augsburgs 1840-1914, Augsburg 1977

Dies., Der Kurs der bayerischen Sozialdemokratie 1890-1914, in: Germanisches Nationalmuseum Nürnberg (Hrsg.), Zur Geschichte der Arbeiterbewegung in Bayern. Eine Vortragsfolge veranstaltet vom Germanischen Nationalmuseum Nürnberg in Zusammenarbeit mit der IG Metall Nürnberg Nov./Dez. 1984 anlässlich der Ausstellung „Leben und Arbeiten im Industriezeitalter“ vom 10.5. bis 25.8.1985, Nürnberg 1985, S. 79-109

Fischer, Ilse/Zimmermann, Rüdiger, „Unsere Sehnsucht in Worte kleiden“. Eugen Prager (1876-1942). Der Lebensweg eines sozialdemokratischen Journalisten, Bonn 2005

Fischer, Lars, The socialist response to antisemitism in imperial Germany, Cambridge 2007

Flechtheim, Ossip K., Die Anpassung der SPD 1914, 1933 und 1959, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 17 (1965), S. 584-604

Förster, Stig, Der doppelte Militarismus. Die deutsche Heeresrüstungspolitik zwischen Status-quo-Sicherung und Aggression 1890-1913, Stuttgart 1985

Ders., Das Zeitalter des totalen Krieges 1861-1945. Konzeptionelle Überlegungen für einen historischen Strukturvergleich, in: *Mittelweg* 36 8 (1999), S. 12-29

Ders., Im Reich des Absurden. Die Ursachen des Ersten Weltkrieges, in: Bernd Wegner (Hrsg.), *Wie Kriege entstehen. Zum historischen Hintergrund von Staatenkonflikten*, Paderborn 2000, S. 211-252

Fraenkel, Ernst, *Der Doppelstaat*, Frankfurt/Main – Köln 1974

Franzen, Hans-Joachim, *Auf der Suche nach politischen Handlungsspielräumen. Die Diskussion um die Strategie der Partei in den regionalen und lokalen Organisationen der badischen Sozialdemokratie zwischen 1890 und 1914*. 2 Bände, Frankfurt am Main – Bern – New York – Paris 1987

Frevert, Ute (Hrsg.), *Das Neue Jahrhundert. Europäische Zeitdiagnosen und Zukunftsentwürfe um 1900*, Göttingen 2000

Dies., *Neue Politikgeschichte: Konzepte und Herausforderungen*, in: Dies./Heinz-Gerhard Haupt (Hrsg.), *Neue Politikgeschichte. Perspektiven einer historischen Politikforschung*, Frankfurt – New York 2005, S. 7-26

Fricke, Dieter, Reinhard Jansen: Georg von Vollmar. Eine politische Biographie, in: *ZfG* VI (1958), S. 1158-1165

Ders., Die Gründung der revisionistischen Zeitschrift „Die neue Gesellschaft“ 1900 bis 1909, in: *BzG* 16 (1974), S. 1052-1065

Ders., Zur Rolle der revisionistischen Zeitschrift „Die Neue Gesellschaft“ in der deutschen Arbeiterbewegung 1905 bis 1907, in: *BzG* 17 (1975), S. 696-709

Ders., Opportunismus und Nationalismus. Zur Rolle Wolfgang Heines in der deutschen Sozialdemokratie bis zum Beginn des ersten Weltkrieges, in: *ZfG* XXII (1974), S. 844-869

Ders., *Handbuch zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung 1869 bis 1917 in zwei Bänden*, Berlin 1987

Ders., *August Bebel (1840-1913). Ein biographischer Essay*, Jena 1989

Frie, Ewald, *Das Deutsche Kaiserreich*, Darmstadt 2004

Fries, Helmut, Die große Katharsis. Der Erste Weltkrieg in der Sicht deutscher Dichter und Gelehrter.

- Band 1. Die Kriegsbegeisterung von 1914: Ursprünge – Denkweisen – Auflösung, Konstanz 1994
- Band 2. Euphorie – Entsetzen – Widerspruch: Die Schriftsteller 1914-1918, Konstanz 1995

Fritton, Michael Hugh, Literatur und Politik in der Novemberrevolution 1918/19. Theorie und Praxis revolutionärer Schriftsteller in Stuttgart und München (Edwin Hoernle, Fritz Rück, Max Barthel, Ernst Toller, Erich Mühsam), Frankfurt/Main 1986

Fritzsche, Peter, Wie aus Deutschen Nazis wurden, München 2002

Fromkin, David, Europas letzter Sommer. Die scheinbar friedlichen Wochen vor dem Ersten Weltkrieg, München 2005

Fromm, Erich, Religion, Charakter und Gesellschaft, in: Ders., Gesamtausgabe. Herausgegeben von Rainer Funk. Band II. Analytische Charaktertheorie, München 1989, S. 364-388

Ders., Der revolutionäre Charakter, in: Ders., Gesamtausgabe. Herausgegeben von Rainer Funk. Band IX. Sozialistischer Humanismus und humanistische Ethik, München 1989, S. 343-353

Frühwald, Wolfgang, Exil als Ausbruchsversuch. Ernst Tollers Autobiographie, in: Manfred Durzak (Hrsg.), Die deutsche Exilliteratur 1933-1945, Stuttgart 1973, S. 489-498

Fülberth, Georg u. a., Die Wandlung der deutschen Sozialdemokratie vom Erfurter Parteitag 1891 bis zum Ersten Weltkrieg, Köln 1974

Ders./Harrer, Jürgen, Die deutsche Sozialdemokratie 1890-1933, Darmstadt – Neuwied 1974

Fülberth, Georg, Historische Einordnung des Erfurter Programms, in: BzG 34 (1992), S. 144-146

Furet, Francois, Das Ende der Illusion. Der Kommunismus im 20. Jahrhundert, München 1996

Gasser, Adolf, Preussischer Militärgeist und Kriegsentfesselung 1914. Drei Studien zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges, Basel – Frankfurt am Main 1985

Geinitz, Christian, Kriegsfurcht und Kampfbereitschaft. Das Augusterlebnis in Freiburg. Eine Studie zum Kriegsbeginn 1914, Essen 1998

Geiss, Imanuel, Die Fischer-Kontroverse. Ein kritischer Beitrag zum Verhältnis zwischen Historiographie und Politik in der Bundesrepublik, in: Ders., Studien über Geschichte und Geschichtswissenschaft, Frankfurt am Main 1972, S. 108-198

Ders., Wendt, Bernd Jürgen (Hrsg.), Deutschland in der Weltpolitik des 19. und 20. Jahrhunderts, Düsseldorf 1973

Geiss, Imanuel, Bürgerliche und proletarische Revolution. Skizze zu einem vergleichenden sozialgeschichtlichen Überblick, in: APZ H. 42/1975, S. 3-47

Ders., Das Deutsche Reich und die Vorgeschichte des Ersten Weltkriegs, München 1985

Ders., Das Deutsche Reich und der Erste Weltkrieg, München 1985

Ders., Der lange Weg in die Katastrophe. Die Vorgeschichte des Ersten Weltkriegs 1815-1914, München 1990

Gellinek, Christian, Philipp Scheidemann. Gedächtnis und Erinnerung, Münster – New York – München – Berlin 2006

Genett, Timm, Der Fremde im Kriege. Zur politischen Theorie und Biographie von Robert Michels 1876-1936, Berlin 2008

Gerhardt, Volker, Die Einheit des Wissens, in: APZ H. 46/2007, S. 6-14

Gerstenberg, Günther, Freiheit! Sozialdemokratischer Selbstschutz im München der zwanziger und frühen dreißiger Jahre. Band I Texte, Andechs 1997

Ders., Eine rote Burg des Proletariats. Das alte Gewerkschaftshaus in der Pestalozzistraße, München 1997

Geyer, Curt, Macht und Masse. Von Bismarck zu Hitler, Hannover 1948

Geyer, Dietrich, Zur „Ostpolitik“ der deutschen Sozialdemokratie vor dem Ersten Weltkrieg, in: GWU 35 (1984), S. 145-154

Geyer, Martin H., *Verkehrte Welt. Revolution, Inflation und Moderne: München 1914-1924*, Göttingen 1998

Gietinger, Klaus, *Eine Leiche im Landwehrkanal. Die Ermordung der Rosa Luxemburgs*, Hamburg 2009

Ders., *Der Konterrevolutionär. Waldemar Papst – eine deutsche Karriere*, Hamburg 2009

Graf, Rüdiger, *Die Politik der reinen Vernunft – das Scheitern des linken Sozialdemokraten Heinrich Ströbel zwischen Utopie und Realpolitik*, in: Andreas Wirsching/Jürgen Eder (Hrsg.), *Vernunftrepublikanismus in der Weimarer Republik. Politik, Literatur, Wirtschaft*, Stuttgart 2008, S. 131-155

Grau, Bernhard, *Studien zur Entstehung der Linken. Die Münchner USP zwischen 1917 und 1920*, München 1989 [ungedr. Magisterarbeit]

Ders., *Der Januarstreik 1918 in München*, in: Georg Jenal (Hrsg.), *Gegenwart in Vergangenheit. Beiträge zur Kultur und Geschichte der Neueren und Neuesten Zeit. Festgabe für Friedrich Prinz zu seinem 65. Geburtstag*, München 1993, S. 277-300

Grau, Bernhard/Pohl, Karl Heinrich, *Kurt Eisners Volksstaat. Zur Bedeutung der „politischen Pädagogik“ in der Revolution von 1918/19*, in: *BzG* 37 (1995), H. 4, S. 3-21

Grau, Bernhard, *Kurt Eisner 1867-1919. Eine Biographie*, München 2001

Grebing, Helga, *Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung. Ein Überblick*, München 1981

Dies., *Arbeiterbewegung. Sozialer Protest und kollektive Interessenvertretung bis 1914*, München 1985

Dies., *Der „deutsche Sonderweg“ in Europa 1806-1945. Eine Kritik*, Stuttgart 1986

Dies., *Die deutsche Arbeiterbewegung zwischen Revolution, Reform und Etatismus*, Mannheim – Leipzig – Wien – Zürich 1993

Dies., *Unsere Verpflichtung heute: Wahrung der Menschenrechte, der Freiheit, der Demokratie*, in: SPD-Bundestagsfraktion (Hrsg.), *„Freiheit und Leben kann man uns nehmen, die Ehre nicht“*. Sondersitzung der SPD-Bundestagsfraktion am 23. März 1993 zum 60. Jahrestag der Entmachtung des Reichstags durch Hitler, Bonn 1993, S. 22-29

Grebing, Helga, Wilhelm Dittmanns Erinnerungen, in: IWK 31 (1995), S. 532-537

Dies., Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung. Von der Revolution 1848 bis ins 21. Jahrhundert, Berlin 2007

Greive, Wolfgang (Hrsg.), Der Geist von 1914. Zerstörung des universalen Humanismus?, Rehburg - Loccum 1990

Grevelhörster, Ludger, Der Erste Weltkrieg und das Ende des Kaiserreiches. Geschichte und Wirkung, Münster 2004

Groh, Dieter, Die geheimen Sitzungen der Reichshaushaltskommission am 24. und 25. April 1913, in: IWK 7 (1971), S. 29-38

Ders., „Je eher, desto besser!“ Innenpolitische Faktoren für die Präventivkriegsbereitschaft des Deutschen Reiches 1913/14, in: PVS 13 (1972), S. 501-521

Ders., Negative Integration und revolutionärer Attentismus. Die deutsche Sozialdemokratie am Vorabend des Ersten Weltkrieges, Frankfurt/M. – Berlin – Wien 1973

Ders./Brandt, Peter, „Vaterlandslose Gesellen“. Sozialdemokratie und Nation 1860-1990, München 1992

Groh, Dieter, Emanzipation und Integration. Beiträge zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der deutschen Arbeiterbewegung und des 2. Reiches, Konstanz 1999

Große Kracht, Klaus, „An das gute Gewissen der Deutschen ist eine Mine gelegt“. Fritz Fischer und die Kontinuitäten deutscher Geschichte, in: Jürgen Danyel/Jan-Holger Kirsch/Martin Sabrow (Hrsg.), 50 Klassiker der Zeitgeschichte, Göttingen 2007, S. 66-70

Grunewald, Michel (Hrsg.), Das linke Intellektuellenmilieu in Deutschland, seine Presse und seine Netzwerke (1890-1960), Bern u. a. 2002

Gutsche, Willibald u. a., Deutschland im Ersten Weltkrieg, Band 2. Januar 1915 bis Oktober 1917, Leipzig 2004

Haar, Carel ter, Ernst Toller. Appell oder Resignation?, München 1982

Hachtmann, Rüdiger, Bürgertum, Revolution, Diktatur – zum vierten Band von Hans-Ulrich Wehlers „Gesellschaftsgeschichte“, in: Sozial.Geschichte, H. 3/2004, S. 60-87

Haffner, Sebastian, Die sieben Todsünden des Deutschen Reiches im Ersten Weltkrieg. Überarbeitete und erweiterte Fassung, Bergisch Gladbach 1981

Ders., 1918/19. Eine deutsche Revolution, Reinbek bei Hamburg 1981

Ders., Über Geschichtsschreibung, in: Ders., Zur Zeitgeschichte. 36 Essays, München 1982, S. 9-13

Ders./Hermlin, Stephan/Tucholsky, Kurt u. a., Zwecklegenden. Die SPD und das Scheitern der Arbeiterbewegung, Berlin 1996

Hagenlücke, Heinz, Deutsche Vaterlandspartei. Die nationale Rechte am Ende des Kaiserreiches, Bonn 1997

Halder, Winfried, Innenpolitik im Kaiserreich 1871-1914, Darmstadt 2006

Hamann, Brigitte, Der Erste Weltkrieg. Wahrheit und Lüge in Bildern und Texten, München 2008

Hammer, Karl, Deutsche Kriegstheologie (1870-1918), München 1971

Hanko, Helmut, „München braucht Sozialdemokraten“. Die Geschichte der Münchner SPD seit 1945, München 2009

Hanschmidt, Alwin, Die französisch-deutschen Parlamentarierkonferenzen von Bern (1913) und Basel (1914), in: GWU 26 (1975), S. 335-359

Hardtwig, Wolfgang/Wehler, Hans-Ulrich (Hrsg.), Kulturgeschichte Heute, Göttingen 1996

Haritz, Detlef, Zwischen Miliz und stehendem Heer. Der Milizgedanke in der sozialdemokratischen Militärtheorie 1848 bis 1917, Berlin 1983

Haupt, Georges, Der Kongreß fand nicht statt. Die Sozialistische Internationale 1914, Wien – Zürich – Frankfurt 1967

Ders., Programm und Wirklichkeit. Die internationale Sozialdemokratie vor 1914, Neuwied – Berlin 1970

Haupt, Heinz-Gerhard/Kocka, Jürgen, Historischer Vergleich: Methoden, Aufgaben, Probleme. Eine Einleitung, in: Dies. (Hrsg.), Geschichte und Vergleich. Ansätze und Ergebnisse international vergleichender Geschichtsschreibung, Frankfurt/Main – New York 1996, S. 9-45

Hausmann, Thomas, Erklären und Verstehen: Zur Theorie und Pragmatik der Geschichtswissenschaft. Mit einer Fallstudie über die Geschichtsschreibung zum Deutschen Kaiserreich von 1871 bis 1918, Frankfurt a. M. 1991

Hebel-Kunze, Bärbel, SPD und Faschismus. Zur politischen und organisatorischen Entwicklung der SPD 1932-1935, Marburg/Lahn 1975

Heer, Hannes, Burgfrieden oder Klassenkampf. Zur Politik der sozialdemokratischen Gewerkschaften 1930-1933, Neuwied – Berlin 1971

Ders./Hemje-Oltmans, Dirk/Ullrich, Volker, Organisationsgeschichte oder Geschichte der „eigentlichen Arbeiterbewegung“? Zu neueren Veröffentlichungen über die Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, in: Das Argument 106 (1977), S. 860-880

Heimann, Horst/Meyer, Thomas (Hrsg.), Bernstein und der demokratische Sozialismus. Bericht über den wissenschaftlichen Kongreß „Die historische Leistung und aktuelle Bedeutung Eduard Bernsteins“, Berlin – Bonn 1978

Heinemann, Ulrich, Die verdrängte Niederlage. Politische Öffentlichkeit und Kriegsschuldfrage in der Weimarer Republik, Göttingen 1983

Hein-Kircher, Heidi, Politische Mythen, in: APZ H. 11/2007, S. 26-31

Heinrichs, Wolfgang E., Das Judenbild im Protestantismus im Deutschen Kaiserreich. Ein Beitrag zur Mentalitätsgeschichte des deutschen Bürgertums in der Krise der Moderne, Köln 2000

Heistermann, Dieter (Hrsg.), Felix Fechenbach – ein Leben für die Freiheit, Warburg 1993

Hemmer, Eike, 100 Jahre Erfurter Programm – Ist der Marxismus gescheitert?, in: BzG 34 (1992), S. 138-143

Hempel-Küter, Christa/Müller, Hans-Harald, Ernst Toller: auf der Suche nach dem geistigen Führer. Ein Beitrag zur Rekonstruktion der „Politisierung“ der literarischen Intelligenz im Ersten Weltkrieg, in: Literatur, Politik und soziale Prozesse. Studien zur deutschen Literatur von der Aufklärung

bis zur Weimarer Republik. 8. Sonderheft. Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur, Tübingen 1997, S. 78-106

Hennig, Diethard, Johannes Hoffmann – Sozialdemokrat und Bayerischer Ministerpräsident, München – New York – London – Paris 1990

Hermann, Alfred, Die Geschichte der pfälzischen USPD, Neustadt 1989

Herzfeld, Hans, Der Erste Weltkrieg, München 1968

Hertz-Eichenrode, Dieter, Deutsche Geschichte 1890-1918. Das Kaiserreich in der Wilhelminischen Zeit, Stuttgart – Berlin – Köln 1996

Hettling, Manfred/Nolte, Paul (Hrsg.), Nation und Gesellschaft in Deutschland. Historische Essays, München 1996

Hetzer, Gerhard, Die Industriestadt Augsburg. Eine Sozialgeschichte der Arbeiteropposition, in: Martin Broszat/Elke Fröhlich/Anton Grossmann(Hrsg.), Bayern in der NS-Zeit. Band III. Herrschaft und Gesellschaft im Konflikt, München – Wien 1981, S. 1-233

Heupel, Eberhard, Reformismus und Krise. Zur Theorie und Praxis von SPD, ADGB und AFA-Bund in der Weltwirtschaftskrise 1929-1932/33, Frankfurt – New York 1981

Hildebrand, Klaus, Das vergangene Reich. Deutsche Außenpolitik von Bismarck bis Hitler 1871-1945, Stuttgart 1995

Hillgruber, Andreas, Die gescheiterte Großmacht. Eine Skizze des Deutschen Reiches 1871-1945, Düsseldorf 1980

Hirschfeld, Gerhard/Krumeich, Gerd/Renz, Irina (Hrsg.), „Keiner fühlt sich hier mehr als Mensch . . .“ Erlebnis und Wirkung des Ersten Weltkrieges, Frankfurt/Main 1996

Dies. (Hrsg.), Die Deutschen an der Somme 1914-1918. Krieg, Besatzung, Verbrannte Erde, Essen 2006

Hirschfeld, Gerhard/Krumeich, Gerd/Langewiesche, Dieter/Ullmann, Hans-Peter (Hrsg.), Kriegserfahrungen. Studien zur Sozial- und Mentalitätsgeschichte des Ersten Weltkriegs, Essen 1997

Hirschfeld, Gerhard, Der Erste Weltkrieg in der deutschen und internationalen Geschichtsschreibung, in: APZ H. 29-30/2004, S. 3-12

Hirschfelder, Heinrich, Die bayerische Sozialdemokratie 1864-1914. 2 Teile, Erlangen 1979

Ders. u. a., Reich – Republik – Diktatur. Buchners Kolleg Geschichte – Ausgabe B, Bamberg (3) 2004

Hirte, Chris, Erich Mühsam. „Ihr seht mich nicht feige.“ Biographie, Berlin 1985

Hitzer, Friedrich, Der Mord im Hofbräuhaus. Unbekanntes und Vergessenes aus der Baierischen Räterepublik, Frankfurt a. M. 1981

Hobsbawm, Eric J., Das imperiale Zeitalter 1875-1914, Frankfurt am Main 2004

Ders., Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts, München (9) 2009

Hockerts, Hans Günter, Zeitgeschichte in Deutschland. Begriffe, Methoden, Themenfelder, in: APZ H. 29-30/1993, S. 3-19

Hoffend, Andrea, „Mut zur Verantwortung“ – Hermann Müller. Parteivorsitzender und Reichskanzler aus Mannheim, Mannheim 2001

Hoffmann, Dieter, Der Sprung ins Dunkle oder wie der 1. Weltkrieg entfesselt wurde, Leipzig 2010

Hoffrogge, Ralf, Richard Müller. Der Mann hinter der Novemberrevolution, Berlin 2008

Högl, Günther, Gewerkschaften und USPD von 1916-1922. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung unter besonderer Berücksichtigung des Deutschen Metallarbeiter-, Textilarbeiter- und Schuhmacherverbandes, München 1982

Hohls, Rüdiger/Jaraus, Konrad H. (Hrsg.), Versäumte Fragen. Deutsche Historiker im Schatten des Nationalsozialismus, Stuttgart – München 2000

Höller, Ralf, Der Anfang, der ein Ende war. Die Revolution in Bayern 1918/19, Berlin 1999

Hölscher, Lucian, Weltgericht oder Revolution. Protestantische und sozialistische Zukunftsvorstellungen im deutschen Kaiserreich, Stuttgart 1989

Holzfurtner, Ludwig, Landesgeschichte, in: Michael Maurer (Hrsg.), Aufriß der historischen Wissenschaften. Band 2: Räume, Stuttgart 2001, S. 348-415

Holzheuer, Walter, Karl Kautskys Werk als Weltanschauung. Beiträge zur Ideologie der Sozialdemokratie vor dem Ersten Weltkrieg, München 1972

Horne, John/Kramer, Alan, Deutsche Kriegsgreuel 1914. Die umstrittene Wahrheit, Hamburg 2004

Hoser, Paul, Die politischen, wirtschaftlichen und sozialen Hintergründe der Münchner Tagespresse zwischen 1914 und 1934. Methoden der Pressebeeinflussung. 2 Teile, Frankfurt/Main – Bern – New York – Paris 1990

Howard, Michael, Kurze Geschichte des Ersten Weltkriegs, München 2005

Hubatsch, Walther, Der Weltkrieg 1914/18, Konstanz 1955

Ders., Deutschland im Weltkrieg 1914-1918, Bonn 1984

Hubensteiner, Benno, Bayerische Geschichte. Staat und Volk, Kunst und Kultur, München 1980

Huber, Gerdi, Das klassische Schwabing. München als Zentrum der intellektuellen Zeit- und Gesellschaftskritik an der Wende des 19. zum 20. Jahrhundert, München 1973

Hüppauf, Bernd (Hrsg.), Ansichten vom Krieg. Vergleichende Studien zum Ersten Weltkrieg in Literatur und Gesellschaft, Königstein/Ts. 1984

Ders., Über den Kampfgeist. Ein Kapitel aus der Vor- und Nachbereitung eines Weltkriegs, in: Anton-Andreas Guha/Sven Papcke (Hrsg.), Der Feind, den wir brauchen oder: Muß Krieg sein?, Königstein/Ts. 1985, S. 71-98

Hüppauf, Bernd, Der Erste Weltkrieg und die Destruktion von Zeit, in: Hartmut Eggert/Ulrich Profitlich/Klaus R. Scherpe (Hrsg.), Geschichte als Literatur. Formen und Grenzen der Repräsentation von Vergangenheit, Stuttgart 1990, S. 207-225

Hürten, Heinz u. a., Zielsetzung und Methode der Militärgeschichtsschreibung, in: MGM 20 (1976), S. 9-17

Hurwitz, Harold, Die Stalinisierung der SED: Zum Verlust von Freiräumen und sozialdemokratischer Identität in den Vorständen 1946-1949, Opladen 1997

Hüttl, Ludwig, Die Stellungnahme der katholischen Kirche und Publizistik zur Revolution in Bayern 1918/1919, in: ZBLG 34 (1971), S. 652-695

Iggers, Georg G., Geschichtswissenschaft im 20. Jahrhundert. Ein kritischer Überblick im internationalen Zusammenhang, Göttingen 1993

Jäckel, Eberhard/Weymar, Ernst (Hrsg.), Die Funktion der Geschichte in unserer Zeit, Stuttgart 1975

Jäger, Elisabeth, Wunsiedel 1810-1932. III. Band einer Geschichte der Stadt Wunsiedel, Wunsiedel 1983

Jäger, Wolfgang, Historische Forschung und politische Kultur in Deutschland. Die Debatte 1914-1980 über den Ausbruch des Ersten Weltkrieges, Göttingen 1984

Jansen, Anscar, Der Weg in den Ersten Weltkrieg. Das deutsche Militär in der Julikrise 1914, Marburg 2005

Jansen, Reinhard, Georg von Vollmar – Eine politische Biographie, Düsseldorf 1958

Janßen, Karl-Heinz, Macht und Verblendung. Kriegszielpolitik der deutschen Bundesstaaten 1914/18, Göttingen 1963

Jaraus, Konrad H./Sabrow, Martin (Hrsg.), Die historische Meistererzählung. Deutungslinien deutscher Nationalgeschichte nach 1945, Göttingen 2002

Jochmann, Werner, Gesellschaftskrise und Judenfeindschaft in Deutschland 1870-1945, Hamburg 1988

John, Matthias, Konrad Haenisch (1876-1925) – „und von Stund an ward er ein anderer“, Berlin 2003

Joll, James, Die Ursprünge des Ersten Weltkriegs, München 1988

Josczok, Detlef, Die Entwicklung der sozialistischen Arbeiterbewegung in Düsseldorf während des 1. Weltkrieges, Reinbek/Hamburg 1980

Jung, Werner, August Bebel. Deutscher Patriot und internationaler Sozialist. Seine Stellung zu Patriotismus und Internationalismus, Pfaffenweiler 1986

Kadritzke, Ulf, Angestellte – Die gedulden Arbeiter. Zur Soziologie und sozialen Bewegung der Angestellten, Frankfurt a. M. – Köln 1975

Kaiser, Jochen-Christoph, Arbeiterbewegung und organisierte Religionskritik. Proletarische Freidenkerverbände in Kaiserreich und Weimarer Republik, Stuttgart 1981

Kalk, Wilfried, Die Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung von 1890 bis 1914 im Spiegel der Historiographie der DDR, Erlangen 1973

Karl, Michaela, Die Münchener Räterepublik. Porträts einer Revolution, Düsseldorf 2008

Keegan, John, Der Erste Weltkrieg. Eine europäische Tragödie, Hamburg 2001

Keller, Katharina, Modell SPD? Italienische Sozialisten und deutsche Sozialdemokratie bis zum Ersten Weltkrieg, Bonn 1994

Kennan, George F., Bismarcks europäisches System in der Auflösung. Die französisch-russische Annäherung 1875 bis 1890, Frankfurt am Main – Berlin – Wien 1981

Kielmansegg, Peter Graf von, Deutschland und der Erste Weltkrieg, Stuttgart 1980

Kießling, Friedrich, Gegen den „großen Krieg“? Entspannung in den internationalen Beziehungen 1911-1914, München 2002

Ders., Wege aus der Stringenzfalle. Die Vorgeschichte des Ersten Weltkriegs als „Ära der Entspannung“, in: GWU 55 (2004), S. 284-304

Kittsteiner, Heinz Dieter, Was heißt und zu welchem Ende studiert man Kulturgeschichte?, in: GG 23 (1997), S. 5-27

Klein, Fritz u. a., Deutschland im Ersten Weltkrieg, Band 1. Vorbereitung, Entfesselung und Verlauf des Krieges bis Ende 1914, Leipzig 2004

Klein, Hans-Dieter, Zwischen Burgfrieden und Komintern. Die Unabhängige Sozialdemokratie in Halle-Merseburg 1917-1920, in: Helga Grebing/Hans Mommsen/Karsten Rudolph (Hrsg.), De-

mokratie und Emanzipation zwischen Saale und Elbe. Beiträge zur Geschichte der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung bis 1933, Essen 1993, S. 181-195

Klönne, Arno, Die deutsche Arbeiterbewegung. Geschichte, Ziele, Wirkungen, Düsseldorf – Köln 1980

Ders., Die deutsche Arbeiterbewegung vor 1914 – eine Friedensbewegung?, in: Gernot Heiss/Heinrich Lutz (Hrsg.), Friedensbewegungen: Bedingungen und Wirkungen, München 1984, S. 136-151

Klönne, Arno/Spoo, Eckart/Butenschön, Rainer (Hrsg.), Der lange Abschied vom Sozialismus. Eine Jahrhundertbilanz der SPD, Hamburg 1999

Kluge, Ulrich, Soldatenräte und Revolution, Göttingen 1975

Knopp, Guido, Einigungsdebatte und Einigungsaktion in SPD und USPD 1917 bis 1920. Unter besonderer Berücksichtigung der „Zentralstelle für Einigung der Sozialdemokratie“, Würzburg 1975

Kocka, Jürgen, Klassengesellschaft im Krieg. Deutsche Sozialgeschichte 1914-1918, Göttingen 1973

Ders., Weltkrieg und Mittelstand. Handwerker und Angestellte in Deutschland 1914-1918, in: Francia 2 (1974), S. 431-457

Ders./Nipperdey, Thomas (Hrsg.), Theorie und Erzählung in der Geschichte, München 1979

Kocka, Jürgen, Lohnarbeit und Klassenbildung. Arbeiter und Arbeiterbewegung in Deutschland 1800-1875, Berlin – Bonn 1983

Ders., Zurück zur Erzählung? Plädoyer für historische Argumentation, in: GG 10 (1984), S. 395-408

Ders., Geschichte und Aufklärung. Aufsätze, Göttingen 1989

Ders., Arbeiterbewegung in der Bürgergesellschaft. Anmerkungen zum deutschen Fall, in: GG 20 (1994), S. 487-496

Köglmeier, Georg, Die zentralen Rätegremien in Bayern 1918/19. Legitimation – Organisation – Funktion, München 2001

- Kolb, Eberhard, Die Arbeiterräte in der deutschen Innenpolitik 1918-1919, Düsseldorf 1962
- Ders., (Hrsg.), Vom Kaiserreich zur Weimarer Republik, Köln 1972
- König, Erika, Vom Revisionismus zum „demokratischen Sozialismus“. Zur Kritik des ökonomischen Revisionismus in Deutschland, Berlin 1964
- König, Rudolf/Soell, Hartmut/Weber, Hermann (Hrsg.), Friedrich Ebert und seine Zeit. Bilanz und Perspektiven der Forschung, München ²1991
- Könke, Günter, Organisierter Kapitalismus, Sozialdemokratie und Staat. Eine Studie zur Ideologie der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik (1924-1933), Stuttgart 1987
- Kopp, Günter, Emanzipation durch Räte? Die Lehre von München 1918/19. Eine gesellschaftsgeschichtliche Deutung, München 1973
- Körner, Hans-Michael, Geschichte des Königreichs Bayern, München 2006
- Koschorke, Albrecht, Über die angebliche Krise der Geisteswissenschaften, in: APZ H. 42/2007, S. 21-25
- Koselleck, Reinhart/Mommsen, Wolfgang J./Rüsen, Jörn (Hrsg.), Objektivität und Parteilichkeit in der Geschichtswissenschaft, München 1977
- Koszyk, Kurt, Pressepolitik und Propaganda im Ersten Weltkrieg, in: Francia 3 (1975), S. 465-475
- Kral, Herbert, Die Landespolitik der SPD in Bayern von 1924 bis 1933, München 1985
- Krämer, Reinhard, Gewerkschaftsarbeit in der Krise. Der Deutsche Bauarbeiterverband in den Jahren des Ersten Weltkrieges, der Revolution und der Inflation, Baden-Baden 1991
- Kramme, Monika, Franz Mehring - Theorie und Alltagsarbeit, Frankfurt/Main – New York 1980
- Kraus, Andreas, Geschichte Bayerns. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, München 1983
- Krause, Hartfrid, USPD. Zur Geschichte der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, Frankfurt a. M. – Köln 1975
- Ders., Kontinuität und Wandel. Zur Geschichte der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, Glashütten im Taunus 1976

Kreitmeier, Anneliese, Zur Entwicklung der Kommunalpolitik der bayerischen Sozialdemokratie im Kaiserreich und in der Weimarer Republik unter besonderer Berücksichtigung Münchens, in: AfS 25 (1985), S. 103-135

Kritzer, Peter, Die bayerische Sozialdemokratie und die bayerische Politik in den Jahren 1918 bis 1923, München 1969

Ders., Wilhelm Hoegner. Politische Biographie eines bayerischen Sozialdemokraten, München 1979

Krömker, Christa, Die Nürnberger USPD, in: Stadtarchiv Nürnberg (Hrsg.), Walter Lehnert/Dieter Rossmeißl (Bearb.), 75 Jahre kommunales Verhältniswahlrecht. 75 Jahre SPD-Stadtratsfraktion Nürnberg. 1908-1983. Ausstellungskatalog mit kommentierenden Beiträgen zur Nürnberger Stadtgeschichte der letzten 75 Jahre, Nürnberg 1983, S. 41-53

Krumeich, Gerd, Einkreisung. Zur Entstehung und Bedeutung eines politischen Schlagwortes, in: Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht 20/1 (1989), S. 99-104

Ders., Kriegsalltag vor Ort. Regionalgeschichtliche Neuerscheinungen zum Ersten Weltkrieg in Deutschland, in: NPL 39 (1994), S. 187-202

Ders./Lehmann, Hartmut (Hrsg.), „Gott mit uns“. Nation, Religion und Gewalt im 19. und frühen 20. Jahrhundert, Göttingen 2000

Krumeich, Gerd (Hrsg.), Nationalsozialismus und Erster Weltkrieg, Essen 2010

Ders., Juli 1914. Eine Bilanz, Paderborn – München – Wien – Zürich 2014

Kruse, Wolfgang, Krieg, Neuorientierung und Spaltung. Die politische Entwicklung der deutschen Sozialdemokratie 1914-1918 im Lichte der Vorstellungen ihrer revisionistisch-reformistisch geprägten Kritiker, in: IWK 23 (1987), S. 1-27

Ders., Krieg und nationale Integration. Eine Neuinterpretation des sozialdemokratischen Burgfriedensschlusses 1914/15, Essen 1994

Ders., Krieg und Klassenheer. Zur Revolutionierung der deutschen Armee im Ersten Weltkrieg, in: GG 22 (1996), S. 530-561

Ders. (Hrsg.), Eine Welt von Feinden. Der Große Krieg 1914-1918, Frankfurt a. M. 1997

Ders., Der Erste Weltkrieg, Darmstadt 2009

Kuczynski, Jürgen, Der Ausbruch des Ersten Weltkrieges und die deutsche Sozialdemokratie. Chronik und Analyse, Berlin 1957

Ders., 1903. Ein normales Jahr im imperialistischen Deutschland, Köln 1988

Kühne, Thomas, Das Deutsche Kaiserreich 1871-1918 und seine politische Kultur: Demokratisierung, Segmentierung, Militarisierung, in: NPL 43 (1998), S. 206-263

Ders./Ziemann, Benjamin (Hrsg.), Was ist Militärgeschichte?, Paderborn – München – Wien – Zürich 2000

Kupfer, Torsten/Rother, Bernd, Der Weg zur Spaltung: Die Ursachen der Richtungskämpfe in der deutschen Sozialdemokratie 1890-1920 am Beispiel der Länder Anhalt und Braunschweig, in: IWK 29 (1993), S. 139-177

Küttler, Wolfgang/Rüsen, Jörn/Schulin, Ernst (Hrsg.), Geschichtsdiskurs. Band 4: Krisenbewußtsein, Katastrophenerfahrungen und Innovationen 1880-1945, Frankfurt am Main 1997

Lampe, Jürgen u. a., Diesem System keinen Mann und keinen Groschen. Militärpolitik der revolutionären deutschen Arbeiterbewegung 1830 bis 1917, Berlin 1990

Landesverband Lippe – Institut für Lippische Landeskunde – Kreis Lippe (Hrsg.), Felix Fechenbach 1894-1933. Journalist, Schriftsteller, Pazifist. Symposium zum 100. Geburtstag; 28. und 29. Januar 1994 in Detmold, Detmold 1994

Laschitzka, Annelies, Deutsche Linke im Kampf für eine demokratische Republik. Der Kampf der deutschen Linken für eine demokratische Republik und die Anwendung des politischen Massenstreiks in Deutschland. Zur Entwicklung der deutschen Linken als politisch-ideologische Strömung in der deutschen Sozialdemokratie (1909/1910), Berlin 1969

Dies./Radczun, Günter, Rosa Luxemburg. Ihr Wirken in der deutschen Arbeiterbewegung, Berlin 1971

Laschitzka, Annelies, Im Lebensrausch, trotz alledem. Rosa Luxemburg. Eine Biographie, Berlin 2002

Dies., Die Liebknechts. Karl und Sophie – Politik und Familie, Berlin 2007

Lässig, Simone/Pohl, Karl Heinrich (Hrsg.), Sachsen im Kaiserreich. Politik, Wirtschaft und Gesellschaft im Umbruch, Weimar – Köln – Wien 1997

Laubscher, Gerhard, Die Opposition im Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbund (ADGB) 1918-1923, Frankfurt/Main 1979

Lehnert, Detlef, Reform und Revolution in den Strategiediskussionen der klassischen Sozialdemokratie. Zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung von den Ursprüngen bis zum Ausbruch des 1. Weltkriegs, Bonn-Bad Godesberg 1977

Ders., Sozialdemokratie zwischen Protestbewegung und Regierungspartei: 1848 bis 1983, Frankfurt am Main 1983

Leuschen-Seppel, Rosemarie, Sozialdemokratie und Antisemitismus im Kaiserreich. Die Auseinandersetzungen der Partei mit den konservativen und völkischen Strömungen des Antisemitismus 1871-1914, Bonn 1978

Lindemann, Thomas, Die Macht der Perzeptionen und die Perzeption von Mächten, Berlin 2000

Linden, Marcel van der/Mergner, Gottfried (Hrsg.), Kriegsbegeisterung und mentale Kriegsvorbereitung: interdisziplinäre Studien, Berlin 1991

Linse, Ulrich, Organisierter Anarchismus im Deutschen Kaiserreich von 1871, Berlin 1969

Ders., Das wahre Zeugnis. Eine psychohistorische Deutung des Ersten Weltkriegs, in: Klaus Vondung (Hrsg.), Kriegserlebnis. Der Erste Weltkrieg in der literarischen Gestaltung und symbolischen Deutung der Nationen, Göttingen 1980, S. 90-114

Lipp, Anne, Friedenssehnsucht und Durchhaltebereitschaft. Wahrnehmungen und Erfahrungen deutscher Soldaten im ersten Weltkrieg, in: AfS 36 (1996), S. 279-292

Dies., Meinungslenkung im Krieg. Kriegserfahrungen deutscher Soldaten und ihre Deutung 1914-1918, Göttingen 2003

Lixl, Andreas, Ernst Toller und die Weimarer Republik 1918-1933, Heidelberg 1986

Llanque, Marcus, Demokratisches Denken im Krieg. Die deutsche Debatte im Ersten Weltkrieg, Berlin 2000

Loewenstein, Bedrich (Hrsg.), Geschichte und Psychologie. Annäherungsversuche, Pfaffenweiler 1992

Lohalm, Uwe, Völkischer Radikalismus. Die Geschichte des Deutschvölkischen Schutz- und Trutzbundes 1919-1923, Hamburg 1970

Lohmeier, Georg, „Wer Knecht ist, soll Knecht bleiben!“ Die „königlich-bayerischen Sozialdemokraten“ Erhard Auer, Ignaz Auer und Georg von Vollmar, München 2000

Longerich, Peter, Deutschland 1918-1933: Die Weimarer Republik. Handbuch zur Geschichte, Hannover 1995

Lösche, Peter, Der Bolschewismus im Urteil der deutschen Sozialdemokratie 1903-1920, Berlin 1967

Ders., Arbeiterbewegung und Wilhelminismus. Sozialdemokratie zwischen Anpassung und Spaltung, in: GWU 20 (1969), S. 519-533

Loth, Wilfried, Katholiken im Kaiserreich. Der politische Katholizismus in der Krise des wilhelminischen Deutschlands, Düsseldorf 1984

Ders. (Hrsg.), Deutscher Katholizismus im Umbruch zur Moderne, Stuttgart – Berlin – Köln 1991

Ders., Das Kaiserreich. Obrigkeitsstaat und politische Mobilisierung, München 1996

Lucas, Erhard, Die Sozialdemokratie in Bremen während des Ersten Weltkrieges, Bremen 1969

Ludewig, Hans-Ulrich, Das Herzogtum Braunschweig im Ersten Weltkrieg. Wirtschaft – Gesellschaft – Staat, Braunschweig 1984

Lützel, Peter Michael, Oskar Maria Graf und die Münchner Revolution von 1918/19. Zur Problematik des politischen Expressionismus, in: Wolfgang Dietz/Helmut F. Pfanner (Hrsg.), Oskar Maria Graf. Beschreibung eines Volksschriftstellers, München 1974, S. 123-145

Lynar, Ernst Wilhelm Graf (Hrsg.), Deutsche Kriegsziele 1914-1918. Eine Diskussion, Frankfurt/M – Berlin 1964

Macht, Rudolf, Bewahrung. Geschichte der Hofer Arbeiterbewegung. Band II (1891-1918), Hof 1991

Machtan, Lothar, Die Abdankung. Wie Deutschlands gekrönte Häupter aus der Geschichte fielen, Berlin 2008

Mai, Gunther, Burgfrieden und Sozialpolitik in Deutschland in der Anfangsphase des Ersten Weltkrieges (1914/15), in: MGM 27 (1976), S. 21-50

Ders., Kriegswirtschaft und Arbeiterbewegung in Württemberg 1914-1918, Stuttgart 1983

Ders., Das Ende des Kaiserreiches. Politik und Kriegführung im Ersten Weltkrieg, München 1987

Ders., Der Erste Weltkrieg, in: Hans-Ulrich Wehler (Hrsg.), Scheidewege der deutschen Geschichte. Von der Reformation bis zur Wende 1517-1989, München 1995, S. 159-170

Maier, Hans, Ideen von 1914 – Ideen von 1939, in: VfZ 38 (1990), S. 525-542

Malycha, Andreas/Winters, Peter Jochen, Die SED. Geschichte einer deutschen Partei, München 2009

Mann, Golo, Deutsche Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, Frankfurt am Main (11) 2008

Manninen, Virve, Sozialismus oder Barbarei? Der revolutionäre Sozialismus von Rosa Luxemburg 1899-1919, Helsinki 1996

Marßolek, Inge/Schelz-Brandenburg, Till (Hrsg.), Soziale Demokratie und sozialistische Theorie. Festschrift für Hans-Josef Steinberg zum 60. Geburtstag, Bremen 1995

März, Peter, Der Erste Weltkrieg. Deutschland zwischen dem langen 19. Jahrhundert und dem kurzen 20. Jahrhundert, München 2004

Mason, Timothy W., Sozialpolitik im Dritten Reich. Arbeiterklasse und Volksgemeinschaft, Opladen 1978

Matthias, Erich, Die Sozialdemokratische Partei Deutschlands, in: Ders./Rudolf Morsey (Hrsg.), Das Ende der Parteien 1933. Darstellungen und Dokumente, Düsseldorf 1984 [unveränderter Nachdruck der Ausgabe von 1960], S. 101-278

Maurer, Michael, Alte Kulturgeschichte – Neue Kulturgeschichte?, in: HZ 280 (2005), S. 281-304

Mehring, Hartmut, Die bayerische Sozialdemokratie bis zum Ende des NS-Regimes. Vorgeschichte, Verfolgung und Widerstand, in: Ders./Martin Broszat (Hrsg.), Bayern in der NS-Zeit.

Band V. Die Parteien KPD, SPD, BVP in Verfolgung und Widerstand, München – Wien 1983, S. 287-432

Mehringer, Hartmut, Waldemar von Knoeringen. Eine politische Biographie. Der Weg vom revolutionären Sozialismus zur sozialen Demokratie, München – London – Paris – New York 1989

Ders. (Hrsg.), Von der Klassenbewegung zur Volkspartei. Wegmarken der bayerischen Sozialdemokratie 1892-1992, München – London – New York – Paris 1992

Mergel, Thomas/Welskopp, Thomas (Hrsg.), Geschichte zwischen Kultur und Gesellschaft. Beiträge zur Theoriedebatte, München 1997

Mergel, Thomas, Überlegungen zu einer Kulturgeschichte der Politik, in: GG 28 (2002), S. 574-606

Meyer, Thomas, „Endlich eine Tat, eine befreiende Tat . . .“ Alfred von Kiderlen-Wächters „Panthersprung nach Agadir“ unter dem Druck der öffentlichen Meinung, Husum 1996

Meyer-Arndt, Lüder, Die Julikrise 1914: Wie Deutschland in den Ersten Weltkrieg stolperte, Köln – Weimar – Wien 2006

Michalka, Wolfgang (Hrsg.), Die Deutsche Frage in der Weltpolitik, Stuttgart 1986

Ders. (Hrsg.), Der Erste Weltkrieg. Wirkung, Wahrnehmung, Analyse, München 1994

Miller, Susanne, Burgfrieden und Klassenkampf. Die deutsche Sozialdemokratie im Ersten Weltkrieg, Düsseldorf 1974

Dies., Die Geschichte der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, in: AfS 17 (1977), S. 467-473

Dies., Die Bürde der Macht. Die deutsche Sozialdemokratie 1918-1920, Düsseldorf 1978

Dies. (Hrsg.), Geschichte in der demokratischen Gesellschaft. Eine Dokumentation, Düsseldorf 1985

Dies., Sozialdemokratie als Lebenssinn. Aufsätze zur Geschichte und Gegenwart der SPD. Zum 80. Geburtstag herausgegeben von Bernd Faulenbach, Bonn 1995

- Mintzel, Alf, Besonderheiten der politischen Kultur Bayerns. Facetten und Etappen einer politisch-kulturellen Homogenisierung, in: Dirk Berg-Schlosser/Jakob Schissler (Hrsg.), Politische Kultur in Deutschland. Bilanz und Perspektiven der Forschung, Opladen 1987, S. 295-308
- Missalla, Heinrich, „Gott mit uns“. Die deutsche katholische Kriegspredigt 1914-1918, München 1968
- Mitchell, Allan, Revolution in Bayern 1918/19. Die Eisnerregierung und die Räterepublik, München 1967
- Mittmann, Ursula, Fraktion und Partei. Ein Vergleich von Zentrum und Sozialdemokratie im Kaiserreich, Düsseldorf 1976
- Möckl, Karl, Die Prinzregentenzeit. Gesellschaft und Politik während der Ära des Prinzregenten Luitpold in Bayern, München – Wien 1972
- Mombauer, Annika, Die Julikrise. Europas Weg in den Ersten Weltkrieg, München 2014
- Mommsen, Hans (Hrsg.), Sozialdemokratie zwischen Klassenbewegung und Volkspartei, Frankfurt/Main 1974
- Ders., Arbeiterbewegung und Nationale Frage. Ausgewählte Aufsätze, Göttingen 1979
- Ders., Aufstieg und Untergang der Republik von Weimar: 1918-1933, Berlin 1998
- Mommsen, Wolfgang J., Die deutsche Weltpolitik und der Erste Weltkrieg, in: NPL 16 (1971), S. 482-493.
- Ders., Die Geschichtswissenschaft jenseits des Historismus, Düsseldorf 1972
- Ders., Die latente Krise des Wilhelminischen Reiches. Staat und Gesellschaft in Deutschland 1890-1914, in: MGM 25 (1974), S. 7-28
- Ders., Die Geschichtswissenschaft in der modernen Industriegesellschaft, in: VfZ 22 (1974), S. 1-17
- Ders., Die deutsche Revolution 1918-1920. Politische Revolution und soziale Protestbewegung, in: GG 4 (1978), S. 362-391
- Ders., Gegenwärtige Tendenzen in der Geschichtsschreibung der Bundesrepublik, in: GG 7 (1981), S. 149-188

Ders., Das Ringen um den Nationalstaat. Die Gründung und der innere Ausbau des Deutschen Reiches unter Otto von Bismarck 1850 bis 1890, Berlin 1993

Ders., Max Weber und die deutsche Revolution 1918/19, Heidelberg 1994

Ders., Bürgerstolz und Weltmachtstreben. Deutschland unter Wilhelm II. 1890 bis 1918, Berlin 1995

Ders. (Hrsg.), Kultur und Krieg. Die Rolle der Intellektuellen, Künstler und Schriftsteller im Ersten Weltkrieg, München 1996

Ders., Der große Krieg und die Historiker. Neue Wege der Geschichtsschreibung über den Ersten Weltkrieg, Essen 2002

Ders., Die Urkatastrophe Deutschlands. Der Erste Weltkrieg 1914-1918, Stuttgart 2002

Ders., Der Erste Weltkrieg. Anfang vom Ende des bürgerlichen Zeitalters, Frankfurt am Main 2004

Ders., Max Weber und die deutsche Politik 1890-1920, Tübingen (3) 2004

Ders., War der Kaiser an allem Schuld? Wilhelm II. und die preußisch-deutschen Machteliten, Berlin 2005

Moraw, Frank, Die Parole der „Einheit“ und die Sozialdemokratie. Zur parteiorganisatorischen und gesellschaftspolitischen Orientierung der SPD in der Periode der Illegalität und in der ersten Phase der Nachkriegszeit 1933-1948, Bonn-Bad Godesberg 1973

Morgan, David W., The Socialist Left and the German Revolution. A History of the German Independent Social Democratic Party, 1917-1922, Ithaca – London 1975

Moritz, Verena/Leidinger, Hannes, Die Nacht des Kirpitschnikow. Eine andere Geschichte des Ersten Weltkrieges, München 2008

Moses, John A., Carl Legien und das deutsche Vaterland im Ersten Weltkrieg 1914-1918, in: GWU 26 (1975), S. 595-622

Mühlhausen, Walter, Friedrich Ebert 1871-1925. Reichspräsident der Weimarer Republik, Bonn 2006

Mülder-Bach, Inka (Hrsg.), Modernität und Trauma. Beiträge zum Zeitenbruch des Ersten Weltkriegs, Wien 2000

Müller, Eckhard, Clara Zetkin und die Internationale Frauenkonferenz im März 1915 in Bern, in: Ulla Plener (Hrsg.), Clara Zetkin in ihrer Zeit. Neue Fakten, Erkenntnisse, Wertungen, Berlin 2008, S. 54-71

Müller, Klaus-Peter, Politik und Gesellschaft im Krieg. Der Legitimitätsverlust des badischen Staates 1914-1918, Stuttgart 1988

Müller, Reinhard, Menschenfalle Moskau. Exil und stalinistische Verfolgung, Hamburg 2001

Müller, Rolf-Dieter, Militärgeschichte, Köln – Weimar – Wien 2009

Müller, Sven Oliver, Zweierlei Kriegsausbrüche. Neue Tendenzen in der Kultur- und Politikgeschichte des Ersten Weltkriegs, in: AfS 41 (2001), S. 556-565

Ders., Die Nation als Waffe und Vorstellung. Nationalismus in Deutschland und Großbritannien im Ersten Weltkrieg, Göttingen 2002

Ders./Torp, Cornelius (Hrsg.), Das Deutsche Kaiserreich in der Kontroverse, Göttingen 2009

Müller, Walter, Die Aktionsgemeinschaft zwischen KPD und SPD in München 1945/46, in: BzG 3 (1961), S. 117-138

Müller-Aenis, Martin, Sozialdemokratie und Rätebewegung in der Provinz. Schwaben und Mittelfranken in der bayerischen Revolution 1918-1919, München 1986

Müller-Feyen, Carla, Engagierter Journalismus: Wilhelm Herzog und DAS FORUM (1914-1929). Zeitgeschehen und Zeitgenossen im Spiegel einer nonkonformistischen Zeitschrift, Frankfurt am Main u. A. 1996

Münkler, Herfried, Die Deutschen und ihre Mythen, Berlin 2009

Neff, Bernhard, „Wir wollen keine Paradedruppe, wir wollen eine Kriegstruppe . . .“ Die reformorientierte Militärkritik der SPD unter Wilhelm II. 1890-1913, Köln 2004

Neitzel, Sönke, Weltmacht oder Untergang. Die Weltreichslehre im Zeitalter des Imperialismus, Paderborn – München – Wien – Zürich 2000

Ders. (Hrsg.), 1900: Zukunftsvisionen der Großmächte, Paderborn – München – Wien – Zürich 2002

Ders., Kriegsausbruch. Deutschlands Weg in die Katastrophe 1900-1914, Zürich 2002

Ders., Blut und Eisen. Deutschland im Ersten Weltkrieg, Zürich 2003

Ders., Weltkrieg und Revolution 1914-1918/19, Berlin 2008

Neubauer, Helmut (Hrsg.), Deutschland und die Russische Revolution, Stuttgart – Berlin – Köln – Mainz 1968

Neuhaus, Stefan/Selbmann, Rolf/Unger, Thorsten (Hrsg.), Ernst Toller und die Weimarer Republik. Ein Autor im Spannungsfeld von Literatur und Politik, Würzburg 1999

Neuhäuser-Wespy, Ulrich, Die KPD in Nordbayern 1919-1933. Ein Beitrag zur Regional- und Lokalgeschichte des deutschen Kommunismus, Nürnberg 1981

Neuschl, Sylvia, Geschichte der USPD in Württemberg oder über die Unmöglichkeit einig zu bleiben, Esslingen 1983

Niehuss, Merith, Arbeiterschaft in Krieg und Inflation. Soziale Schichtung und Lage der Arbeiter in Augsburg und Linz 1910 bis 1925, Berlin – New York 1985

Niemann, Heinz (Hrsg.), Auf verlorenem Posten? Zur Geschichte der Sozialistischen Arbeiterpartei. Zwei Beiträge zum Linkssozialismus in Deutschland von Helmut Arndt und Heinz Niemann, Berlin 1991

Niethammer, Lutz, Posthistoire. Ist die Geschichte zu Ende?, Reinbek bei Hamburg 1989

Nipperdey, Thomas, Kann Geschichte objektiv sein?, in: GWU 30 (1979), S. 329-342

Ders., Deutsche Geschichte 1866-1918. Band 1. Arbeitswelt und Bürgergeist, München 1990

Ders., Deutsche Geschichte 1866-1918. Band 2. Machtstaat vor der Demokratie, München 1992

Nolte, Paul/Hettling, Manfred/Kuhlemann, Frank-Michael/Schmuhl, Hans-Walter (Hrsg.), Perspektiven der Gesellschaftsgeschichte, München 2000

Nolte, Paul, Darstellungsweisen deutscher Geschichte. Erzählstrukturen und „master narratives“ bei Nipperdey und Wehler, in: Christoph Conrad/Sebastian Conrad (Hrsg.), Die Nation schreiben. Geschichtswissenschaft im internationalen Vergleich, Göttingen 2002, S. 236-268

Nonn, Christoph, Verbraucherprotest und Parteiensystem im wilhelminischen Deutschland, Düsseldorf 1996

Oliwa, Theodor, Paul Löbe. Ein sozialdemokratischer Politiker und Redakteur. Die schlesischen Jahre (1875-1919), Neustadt an der Aisch 2003

Opel, Fritz, Der Deutsche Metallarbeiter-Verband während des ersten Weltkrieges und der Revolution, Köln 1980

O. V., Erklärung des Verbandes der Historiker Deutschlands: Gesellschaftliche Aufgaben der Geschichtswissenschaft in der Gegenwart, in: GWU 24 (1973), S. 354-356

Ovcarenko, Nikolaj, Zum Militärprogramm der deutschen Sozialdemokratie an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert, in: Jahrbuch für Geschichte 10 (1974), S. 295-341

Peters, Michael, Der Alldeutsche Verband am Vorabend des Ersten Weltkrieges (1908-1914). Ein Beitrag zur Geschichte des völkischen Nationalismus im spätwilhelminischen Deutschland, Frankfurt am Main – Bern - Paris – New York 1992

Petzold, Joachim u. A., Deutschland im Ersten Weltkrieg, Band 3. November 1917 bis November 1918, Leipzig 2004

Peukert, Detlev, Zur Regionalgeschichtsschreibung der Arbeiterbewegung, in: Das Argument 110 (1978), S. 546-565

Pogge-v. Strandmann, Hartmut/Geiss, Imanuel, Die Erforderlichkeit des Unmöglichen. Deutschland am Vorabend des ersten Weltkrieges, Frankfurt am Main 1965

Pohl, Karl Heinrich, Die Reichstagerklärung der sozialdemokratischen Fraktion vom 4.8.1914, in: GWU 35 (1984), S. 758-775

Ders., Kurt Eisner und die Räterepublik in München, in: Manfred Hettling/Claudia Huerkamp/Paul Nolte/Hans-Walter Schmuhl (Hrsg.), Was ist Gesellschaftsgeschichte? Positionen, Themen, Analysen, München 1991, S. 225-236

Pohl, Karl Heinrich, Die Münchener Arbeiterbewegung. Sozialdemokratische Partei, Freie Gewerkschaften, Staat und Gesellschaft in München 1890-1914, München – London – New York – Paris 1992

Ders., Die Sozialdemokratie in München. Zur Vorstellungswelt und sozialen Struktur der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung in der bayerischen Landeshauptstadt (1890-1914), in: IWK 28 (1992), S. 293-319

Ders., Der „Münchner Kreis“. Sozialdemokratische „Friedenspolitik“ als Geheimdiplomatie, in: Bernd Florath/Armin Mitter/Stefan Wolle (Hrsg.), Die Ohnmacht der Allmächtigen. Geheimdienste und Polizei in der modernen Gesellschaft, Berlin 1992, S. 68-99

Pohl, Karl Heinrich, Adolf Müller. Geheimagent und Gesandter in Kaiserreich und Weimarer Republik, Köln 1995

Pöhlmann, Markus, Kriegsgeschichte und Geschichtspolitik: Die amtliche deutsche Militärgeschichtsschreibung 1914-1956, Paderborn – München – Wien – Zürich 2002

Popper, Karl R., Auf der Suche nach einer besseren Welt. Vorträge und Aufsätze aus dreißig Jahren, München (8) 1995

Ders., Alle Menschen sind Philosophen, München 2006

Potthoff, Heinrich, Gewerkschaften und Politik zwischen Revolution und Inflation, Düsseldorf 1979

Ders./Miller, Susanne, Kleine Geschichte der SPD: 1848-2002, Bonn 2002

Pracht, Elfi, Parlamentarismus und deutsche Sozialdemokratie 1867-1914, Pfaffenweiler 1990

Prinz, Friedrich/Krauss, Marita (Hrsg.), München – Musenstadt mit Hinterhöfen. Die Prinzregentenzeit 1886-1912, München 1988

Pulzer, Peter G. J., Die Entstehung des politischen Antisemitismus in Deutschland und Österreich 1867 bis 1914. Mit einem Forschungsbericht des Autors, Göttingen 2004

Puschnerat, Tânia, Clara Zetkin: Bürgerlichkeit und Marxismus. Eine Biographie, Essen 2003

Pyta, Wolfgang/Richter, Ludwig (Hrsg.), Gestaltungskraft des Politischen. Festschrift für Eberhard Kolb, Berlin 1998

Rabenstein, Christoph, Politische und publizistische Strömungen in einer Stadt Oberfrankens: Hof 1918-1924. Ein Beitrag zur politischen Willensbildung in der Frühphase der Weimarer Republik, Bayreuth 1986

Radkau, Joachim, Die wilhelminische Ära als nervöses Zeitalter, oder: Die Nerven als Netz zwischen Tempo- und Körpergeschichte, in: GG 20 (1994), S. 211-241

Ders., Das Zeitalter der Nervosität. Deutschland zwischen Bismarck und Hitler, München – Wien 1998

Raithel, Thomas, Das „Wunder“ der inneren Einheit. Studien zur deutschen und französischen Öffentlichkeit bei Beginn des Ersten Weltkrieges, Bonn 1996

Rambke, Karl-Heinz, Diesem System keinen Mann und keinen Groschen? Sozialdemokratische Wehrpolitik 1907-1914, Würzburg 1983

Raphael, Lutz, Geschichtswissenschaft im Zeitalter der Extreme. Theorien, Methoden, Tendenzen von 1900 bis zur Gegenwart, München 2003

Ratz, Ursula, Georg Ledebour. Weg und Wirken eines sozialdemokratischen Politikers, Berlin 1969

Dies., Zwischen Arbeitsgemeinschaft und Koalition. Bürgerliche Sozialreformer und Gewerkschaften im Ersten Weltkrieg, München – New Providence – London – Paris 1994

Raulff, Ulrich (Hrsg.), Mentalitäten-Geschichte. Zur historischen Konstruktion geistiger Prozesse, Berlin 1987

Rautio, Veli-Matti, Die Bernstein-Debatte. Die politisch-ideologischen Strömungen und die Partei-ideologie in der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands 1898-1903, Helsinki 1994

Recker, Marie-Luise/Eizenhöfer, Doris/Kamp, Stefan, Intentionen – Wirklichkeiten. 42. Deutscher Historikertag in Frankfurt am Main, 8. bis 11. September 1998. Berichtsband, München 1999

Reimann, Aribert, Der große Krieg der Sprachen. Untersuchungen zur historischen Semantik in Deutschland und England zur Zeit des Ersten Weltkrieges, Essen 2000

Ders., Der Erste Weltkrieg – Urkatastrophe oder Katalysator?, in: APZ H. 29-30/2004, S. 30-38

Ders., Von der Mentalität zur Spezialität? Neuere Forschungen zur Geschichte des Ersten Weltkriegs, in: NPL 49 (2004), S. 220-246

Reimers, Kirsten, Das Bewältigen des Wirklichen. Untersuchungen zum dramatischen Schaffen Ernst Tollers zwischen den Weltkriegen, Würzburg 2000

Reinisch, Leonhard (Hrsg.), Der Sinn der Geschichte, München 1961

Reuter, Ursula, Paul Singer (1844-1911). Eine politische Biographie, Düsseldorf 2004

Reuveni, Gideon, Geschichtsdiskurs und Krisenbewußtsein: Deutsche Historiographie nach dem Ersten Weltkrieg, in: Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte XXV (1996), S. 155-186

Ribhegge, Wilhelm, August Winnig. Eine historische Persönlichkeitsanalyse, Bonn-Bad Godesberg 1973

Ders., Frieden für Europa. Die Politik der deutschen Reichstagsmehrheit 1917-1918, Essen 1988

Riecker, Joachim, Hitlers 9. November. Wie der Erste Weltkrieg zum Holocaust führte, Berlin 2009

Rintelen, Karl Ludwig, Der David-Kreis und die linke Minderheit. Anmerkungen zum Problem des „Handlungsspielraums“ der Mehrheitssozialdemokratischen Führung 1918/19, in: IWK 26 (1990), S. 14-34

Ders., Arbeiterführer und Reichsleitung vor und bei Inszenierung des ersten Weltkrieges, in: BzG 33 (1991), S. 723-735

Ders., Ein undemokratischer Demokrat: Gustav Bauer; Gewerkschaftsführer – Freund Friedrich Eberts – Reichskanzler; eine politische Biographie, Frankfurt a. M. – Berlin – Bern – New York – Paris – Wien 1993

Ders., Es steckt „im Wesen der Partei eine schwere Krankheit“. Anmerkungen zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung 1913-1933 und zu einigen ihrer Darstellungen in Ost und West, in: BzG 36 (1994), H. 2, S. 57-74

Ritter, Gerhard, Gegenwärtige Lage und Zukunftsaufgaben deutscher Geschichtswissenschaft. Eröffnungsvortrag des 20. Deutschen Historikertages in München am 12. September 1949, in: HZ 170 (1950), S. 1-22

Ders., Der Erste Weltkrieg. Studien zum deutschen Geschichtsbild, Bonn 1964

Ders., Staatskunst und Kriegshandwerk. Das Problem des „Militarismus“ in Deutschland. Dritter Band: Die Tragödie der Staatskunst. Bethmann Hollweg als Kriegskanzler (1914-1917), München 1964

Ders., Staatskunst und Kriegshandwerk. Das Problem des „Militarismus“ in Deutschland. Vierter Band: Die Herrschaft des deutschen Militarismus und die Katastrophe von 1918, München 1968

Ritter, Gerhard A., Die Arbeiterbewegung im Wilhelminischen Reich. Die Sozialdemokratische Partei und die Freien Gewerkschaften 1890-1900, Berlin 1963

Ders. (Hrsg.), Deutsche Parteien vor 1918, Köln 1973

Ders., Arbeiterbewegung, Parteien und Parlamentarismus. Aufsätze zur deutschen Sozial- und Verfassungsgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, Göttingen 1976

Ders., Sozialdemokratie und Sozialgeschichte 1909-1914. Zu einer neueren Darstellung, in: AfS 17 (1977), S. 458-466

Ders., Arbeiterkultur im Deutschen Kaiserreich. Probleme und Forschungsansätze, in: Ders. (Hrsg.), Arbeiterkultur, Königstein/Ts. 1979, S. 15-39

Ders., Staat, Arbeiterschaft und Arbeiterbewegung in Deutschland. Vom Vormärz bis zum Ende der Weimarer Republik, Berlin – Bonn 1980

Ders. (Hrsg.), Der Aufstieg der deutschen Arbeiterbewegung. Sozialdemokratie und Freie Gewerkschaften im Parteiensystem und Sozialmilieu des Kaiserreichs, München 1990

Ders., Zum Gesamtwerk, in: Jürgen Kocka, Weder Stand noch Klasse. Unterschichten um 1800, Bonn 1990

Ritter, Gerhard A./Tenfelde, Klaus, Arbeiter im Deutschen Kaiserreich 1871 bis 1914, Bonn 1992

Rödter, Andreas, Klios neue Kleider. Theoriedebatten um eine Kulturgeschichte der Politik in der Moderne, in: HZ 283 (2006), S. 657-688

Rohbeck, Johannes, Geschichtsphilosophie zur Einführung, Hamburg 2004

Rohe, Karl, Das Reichsbanner Schwarz Rot Gold. Ein Beitrag zur Geschichte und Struktur der politischen Kampfverbände zur Zeit der Weimarer Republik, Düsseldorf 1966

Röhl, John C. G., Kaiser, Hof und Staat. Wilhelm II. und die deutsche Politik, München (4) 1995

Ders., Wilhelm II. Der Aufbau der Persönlichen Monarchie 1888-1900, München 2001

Ders., Wilhelm II. Der Weg in den Abgrund 1900-1914, Nördlingen 2008

Rojahn, Jürgen, War die deutsche Sozialdemokratie ein Modell für die Parteien der Zweiten Internationale?, in: IWK 27 (1991), S. 291-303

Ders./Schelz, Till/Steinberg, Hans-Josef (Hrsg.), Marxismus und Demokratie. Karl Kautskys Bedeutung in der sozialistischen Arbeiterbewegung, Frankfurt/Main – New York 1992

Roß, Sabine, Politische Partizipation und nationaler Räteparlamentarismus. Determinanten des politischen Handelns der Delegierten zu den Rätekongressen 1918/1919. Eine Kollektivbiographie, Köln 1999

Rosenberg, Hans, Große Depression und Bismarckzeit. Wirtschaftsablauf, Gesellschaft und Politik in Mitteleuropa, Berlin 1967

Rosenberger, Bernhard, Zeitungen als Kriegstreiber? Die Rolle der Presse im Vorfeld des Ersten Weltkrieges, Köln – Weimar – Wien 1998

Rossmeyssl, Dieter, Arbeiterschaft und Sozialdemokratie in Nürnberg 1890-1914, Nürnberg 1977

Roth, Rainer A. (Hrsg.), Freistaat Bayern. Die politische Wirklichkeit eines Landes der Bundesrepublik, München 1986

Rothe, Wolfgang, Ernst Toller in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, Reinbek bei Hamburg 1983

Rother, Rainer (Hrsg.), Die letzten Tage der Menschheit. Bilder des Ersten Weltkrieges. Eine Ausstellung des Deutschen Historischen Museums, Berlin, der Barbican Art Gallery, London, und der

Staatlichen Museen zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz in Verbindung mit dem Imperial War Museum, London, Berlin 1994

Ders. (Hrsg.), Der Weltkrieg 1914-1918. Ereignis und Erinnerung, Berlin 2004

Rothfels, Hans, Zeitgeschichte als Aufgabe, in: VfZ 1 (1953), S. 1-8

Ruck, Michael, Gewerkschaften – Staat – Unternehmer: die Gewerkschaften im sozialen und politischen Kräftefeld 1914 bis 1933, Köln 1990

Rückel, Gert, Die Fränkische Tagespost. Geschichte einer Parteizeitung, Nürnberg 1964

Rudloff, Wilfried, Die Wohlfahrtsstadt. Kommunale Ernährungs-, Fürsorge- und Wohnungspolitik am Beispiel Münchens 1910 bis 1933, 2 Bände, München 1998

Ders., Notjahre – Stadtpolitik in Krieg, Inflation und Weltwirtschaftskrise 1914 bis 1933, in: Richard Bauer (Hrsg.), Geschichte der Stadt München, München 1992, S. 336-368

Rudolph, Karsten/Wickert, Christl (Hrsg.), Geschichte als Möglichkeit. Über die Chancen der Demokratie. Festschrift für Helga Grebing, Essen 1995

Ruprecht, Thomas Michael, Felix Boenheim. Arzt, Politiker, Historiker. Eine Biographie, Hildesheim – Zürich – New York 1992

Sabrow, Martin/Jessen, Ralph/Große Kracht, Klaus (Hrsg.), Zeitgeschichte als Streitgeschichte. Große Kontroversen seit 1945, München 2003

Salewski, Michael, Möglichkeiten und Grenzen historischer Vergleiche in politischer Absicht oder: Was hat es mit den Jahreszahlen 1914 und 1938 auf sich, in: GWU 32 (1981), S. 585-599

Ders. (Hrsg.), Die Deutschen und die Revolution, Göttingen 1984

Ders., Der Erste Weltkrieg, Paderborn – München – Wien – Zürich 2004

Sammet, Rainer, „Dolchstoß“. Deutschland und die Auseinandersetzung mit der Niederlage im Ersten Weltkrieg (1918-1933), Berlin 2003

Saul, Klaus, Staat, Industrie, Arbeiterbewegung im Kaiserreich. Zur Innen- und Außenpolitik des Wilhelminischen Deutschland 1903-1914, Düsseldorf 1974

Schade, Franz, Kurt Eisner und die bayerische Sozialdemokratie, Hannover 1961

Schade, Peter, Nachrichtenpolitik und Meinungssteuerung im Kaiserreich. Dargestellt an der deutschen Kriegsideologie und Propaganda für die Massen im Ersten Weltkrieg 1914-1918, Hannover 1998

Schäfer, Werner, Straubing im Ersten Weltkrieg. Ein Beitrag zur Vorgeschichte der Revolution von 1918/19 in Bayern, Straubing 1979

Scharfenberg, Günter, Arbeiterbildung an den Schulen der freien Gewerkschaften in der Weimarer Republik 1919-1933, Berlin 1988

Scharlau, Winfried B./Zeman, Zbynek A., Freibeuter der Revolution. Parvus-Helphand. Eine politische Biographie, Köln 1964

Scharrer, Manfred, Arbeiterbewegung im Obrigkeitsstaat. SPD und Gewerkschaft nach dem Sozialistengesetz, Berlin 1976

Ders., Die Spaltung der deutschen Arbeiterbewegung, Stuttgart 1985

Ders., Organisation und Vaterland. Gewerkschaften vor dem Ersten Weltkrieg, Köln 1990

Scheck, Manfred, Zwischen Weltkrieg und Revolution. Zur Geschichte der Arbeiterbewegung in Württemberg 1914-1920, Köln – Wien 1981

Scholz-Brandenburg, Till, Eduard Bernstein und Karl Kautsky. Entstehung und Wandlung des sozialdemokratischen Parteimarxismus im Spiegel ihrer Korrespondenz 1879 bis 1932, Köln – Weimar – Wien 1992

Schieder, Wolfgang (Hrsg.), Erster Weltkrieg. Ursachen, Entstehung und Kriegsziele, Köln – Berlin 1969

Schivelbusch, Wolfgang, Die Kultur der Niederlage. Der amerikanische Süden 1865. Frankreich 1871. Deutschland 1918, Frankfurt am Main ²2007

Schlimper, Jürgen (Hrsg.), „Natürlich – die Tauchaer Straße!“ Beiträge zur Geschichte der „Leipziger Volkszeitung“, Leipzig 1997

Schmalzl, Markus, Erhard Auer. Wegbereiter der parlamentarischen Demokratie in Bayern, Kallmünz 2013

Schmersal, Helmut, Philipp Scheidemann 1865-1939. Ein vergessener Sozialdemokrat, Frankfurt a. M. u. A. 1999

Schmidt, Anne, Belehrung – Propaganda – Vertrauensarbeit. Zum Wandel amtlicher Kommunikationspolitik in Deutschland 1914-1918, Essen 2006

Schmolze, Gerhard, Kurt Eisners Föderalismus, in: Politische Studien 19 (1968), S. 46-60

Schneider, Ludwig M., Die populäre Kritik an Staat und Gesellschaft in München (1886-1914). Ein Beitrag zur Vorgeschichte der Münchner Revolution von 1918/19, München 1975

Schneider, Michael, Unterm Hakenkreuz. Arbeiter und Arbeiterbewegung 1933 bis 1939, Bonn 1999

Schnorbus, Axel, Arbeit und Sozialordnung in Bayern vor dem Ersten Weltkrieg (1890-1914), München 1969

Schoeps, Hans Joachim, Deutschland droht die Anarchie, Mainz (7) 1972

Ders., Abschied von Deutschland, Mainz 1973

Schöllgen, Gregor, Griff nach der Weltmacht? 25 Jahre Fischer-Kontroverse, in: Historisches Jahrbuch 106 (1986), S. 386-406

Ders. (Hrsg.), Flucht in den Krieg? Die Außenpolitik des kaiserlichen Deutschland, Darmstadt 1992

Scholtyssek, Joachim, Deutsches Kaiserreich 1871 bis 1918, in: GWU 47 (1996), S. 693-706 u. 753-764

Schönhoven, Klaus, Expansion und Konzentration. Studien zur Entwicklung der Freien Gewerkschaften im Wilhelminischen Deutschland 1890 bis 1914, Stuttgart 1980

Ders., Die deutschen Gewerkschaften, Frankfurt am Main 1987

Ders./Braun, Bernd (Hrsg.), Generationen in der Arbeiterbewegung, München 2005

Schönwälder, Karen, Historiker und Politik. Geschichtswissenschaft im Nationalsozialismus, Frankfurt/Main – New York 1992

Schorske, Carl E., Die große Spaltung. Die deutsche Sozialdemokratie 1905-1917, Berlin 1981 [1955]

Schramm, Gottfried, Militarisierung und Demokratisierung: Typen der Massenintegration im Ersten Weltkrieg, in: Francia 3 (1975), S. 476-497

Schröder, Hans-Christoph, Sozialismus und Imperialismus. Die Auseinandersetzung der deutschen Sozialdemokratie mit dem Imperialismusproblem und der „Weltpolitik“ vor 1914, Bonn 1974

Schröder, Wilhelm Heinz, Politik als Beruf? Ausbildung und Karrieren von sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten im Kaiserreich und in der Weimarer Republik, in: Dieter Dowe/Jürgen Kocka/Heinrich-August Winkler (Hrsg.), Parteien im Wandel. Vom Kaiserreich zur Weimarer Republik, München 1999, S. 27-84

Schueler, Hermann, Auf der Flucht erschossen. Felix Fechenbach 1894-1933, Köln 1981

Ders., Trotz alledem. Der Vorwärts – Chronist des anderen Deutschland, Berlin 2006

Schulte, Bernd F., Europäische Krise und Erster Weltkrieg. Beiträge zur Militärpolitik des Kaiserreichs, 1871-1914, Frankfurt am Main – Bern 1983

Ders., Die Verfälschung der Riezler-Tagebücher. Ein Beitrag zur Wissenschaftsgeschichte der 50iger und 60iger Jahre, Frankfurt am Main – Berlin – New York 1985

Schulz, Gerhard, Die deutsche Sozialdemokratie und die Idee des internationalen Ausgleichs, in: Alfred Herrmann (Hrsg.), Aus Geschichte und Politik. Festschrift zum 70. Geburtstag von Ludwig Bergstraesser, Düsseldorf 1954, S. 89-116

Schulze, Hagen, Otto Braun oder Preußens demokratische Sendung. Eine Biographie, Frankfurt/M. – Berlin – Wien 1977

Ders., Das Geschichtsbewußtsein der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, in: Oswald Hauser (Hrsg.), Geschichte und Geschichtsbewußtsein. 19 Vorträge, Göttingen – Zürich 1981, S. 183-192

Schulze, Hagen, Weimar. Deutschland 1917-1933, Berlin 1982

Ders., Kleine deutsche Geschichte. Mit Bildern aus dem Deutschen Historischen Museum, München 2007

Schulze, Winfried, Deutsche Geschichtswissenschaft nach 1945, München 1989

Ders./ Oexle, Otto Gerhard (Hrsg.), Deutsche Historiker im Nationalsozialismus, Frankfurt am Main 2000

Schütz, Dieter, Revolution, Räte, Republik – Die Weimarer Zeit, in: „Mit uns zieht die neue Zeit“: Kleine Geschichte der bayerischen Gewerkschaftsbewegung, Marburg 1990

Schwarz, Klaus-Dieter, Weltkrieg und Revolution in Nürnberg. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, Stuttgart 1971

Schwieger, Gerd, Zwischen Obstruktion und Kooperation. Eduard David und die SPD im Kriege, Kiel 1970

Seebacher-Brandt, Brigitte, Bebel. Kämpfer und Kämpfer im Kaiserreich, Berlin – Bonn 1988

Segesser, Daniel Marc, Der Erste Weltkrieg in globaler Perspektive, Wiesbaden 2010

Seidel, Anneliese, Frauenarbeit im Ersten Weltkrieg als Problem der staatlichen Sozialpolitik. Dargestellt am Beispiel Bayerns, Frankfurt/Main 1979

Seligmann, Michael, Aufstand der Räte. Die erste bayerische Räterepublik vom 7. April 1919, Grafenau – Döffingen 1989

Sendtner, Kurt, Rupprecht von Wittelsbach. Kronprinz von Bayern, München 1954

Senghaas, Dieter, Rüstung und Militarismus, Frankfurt/Main 1972

Sieder, Reinhard, Sozialgeschichte auf dem Weg zu einer historischen Kulturwissenschaft?, in: GG 20 (1994), S. 445-468

Sieferle, Rolf Peter, Die Konservative Revolution. Fünf biographische Skizzen, Frankfurt am Main 1995

Siemens, Anna (Hrsg.), Ein Leben für Europa. In memoriam Joseph Bloch, Frankfurt/Main 1956

Sigel, Robert, Die Lensch-Cunow-Haenisch-Gruppe. Ihr Einfluß auf die Ideologie der deutschen Sozialdemokratie im Ersten Weltkrieg, in: IWK 11 (1975), S. 421-436

Ders., Die Lensch-Cunow-Haenisch-Gruppe. Eine Studie zum rechten Flügel der SPD im Ersten Weltkrieg, Berlin 1976

Soder, Martin, Hausarbeit und Stammtischsozialismus. Arbeiterfamilien und Alltag im Deutschen Kaiserreich, Gießen 1980

Speier, Hans, Die Angestellten vor dem Nationalsozialismus. Ein Beitrag zum Verständnis der deutschen Sozialstruktur 1918-1933, Göttingen 1977

Sperl, Gabriela, Wirtschaft und Staat in Bayern 1914-1924, Berlin 1996

Sperl, Waltraud, Journalist mit Mandat. Sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete und ihre Arbeit in der Parteipresse 1867 bis 1918, Düsseldorf 1983

Spilker, Rolf/Ulrich, Bernd (Hrsg.), Der Tod als Maschinist. Der industrialisierte Krieg 1914-1918. Eine Ausstellung des Museums Industriekultur Osnabrück im Rahmen des Jubiläums „350 Jahre Westfälischer Friede“; 17. Mai – 23. August 1998, Bramsche 1998

Sproll, Heinz, Messianisches Denken und pazifistische Utopie im Werk Kurt Eisners, in: Walter Grab (Hrsg.), Gegenseitige Einflüsse deutscher und jüdischer Kultur. Von der Epoche der Aufklärung bis zur Weimarer Republik, Tel Aviv 1982, S. 281-333

Stachelbeck, Christian, Militärische Effektivität im Ersten Weltkrieg. Die 11. Bayerische Infanteriedivision 1915 bis 1918, Paderborn – München – Wien – Zürich 2010

Stegmann, Dirk, Die Erben Bismarcks. Parteien und Verbände in der Spätphase des Wilhelminischen Deutschlands. Sammlungspolitik 1897-1918, Köln – Berlin 1970

Ders., Die deutsche Inlandspropaganda 1917/18. Zum innenpolitischen Machtkampf zwischen OHL und ziviler Reichsleitung in der Endphase des Kaiserreiches, in: MGM 12 (1972), S. 75-116

Steinbach, Peter, „Das Schicksal hat bestimmt, daß ich hierbleibe“: Zur Erinnerung an Felix Fechenbach (1894-1933). Mit der Zusammenstellung der Artikel von „Nazi-Jüsken“, Berlin 1983

Steinberg, Hans-Josef, Die Entwicklung des Verhältnisses von Gewerkschaften und Sozialdemokratie bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges, in: Heinz Oskar Vetter (Hrsg.), Vom Sozialistengesetz zur Mitbestimmung. Zum 100. Geburtstag von Hans Böckler, Köln 1975, S. 121-134

Steinberg, Hans-Josef, Sozialismus und deutsche Sozialdemokratie. Zur Ideologie der Partei vor dem 1. Weltkrieg, Berlin – Bonn (5) 1979

Ders., Zukunftsvorstellungen innerhalb der deutschen Sozialdemokratie vor dem 1. Weltkrieg, in: Jahrbuch soziale Bewegungen 2 (1985), Auf dem Wege nach Utopia, S. 48-58

Stern, Carola/Winkler, Heinrich August (Hrsg.), Wendepunkte deutscher Geschichte 1848-1945, Frankfurt/Main 1979

Stern, Fritz, Die Historiker und der Erste Weltkrieg. Eigenes Erleben und öffentliche Deutung, in: Ders., Verspielte Größe. Essays zur deutschen Geschichte, München 1996, S. 37-68

Stevenson, David, 1914-1918. Der Erste Weltkrieg, Düsseldorf 2006

Stöcker, Michael, „Augusterlebnis 1914“ in Darmstadt. Legende und Wirklichkeit, Darmstadt 1994

Stollberg-Rilinger, Barbara (Hrsg.), Was heißt Kulturgeschichte des Politischen?, Berlin 2005

Stone, Lawrence, Die Rückkehr der Erzählkunst. Gedanken zu einer neuen alten Geschichtsschreibung, in: Ulrich Raulff (Hrsg.), Vom Umschreiben der Geschichte. Neue historische Perspektiven, Berlin 1986, S. 88-102

Storz, Dieter, Kriegsbild und Rüstung vor 1914. Europäische Landstreitkräfte vor dem Ersten Weltkrieg, Herford – Berlin – Bonn 1992

Strachan, Hew, Der Erste Weltkrieg. Eine neue illustrierte Geschichte, München 2004

Strutynski, Peter, Die Auseinandersetzungen zwischen Marxisten und Revisionisten in der deutschen Arbeiterbewegung um die Jahrhundertwende, Köln 1976

Tapken, Kai Uwe, Die Reichswehr in Bayern von 1919 bis 1924, Hamburg 2002

Tenfelde, Klaus, Wege zur Sozialgeschichte der Arbeiterschaft und Arbeiterbewegung. Regional- und lokalgeschichtliche Forschungen (1945-1975) zur deutschen Arbeiterbewegung bis 1914, in:

Hans-Ulrich Wehler (Hrsg.), Die moderne deutsche Geschichte in der internationalen Forschung 1945-1975, Göttingen 1978, S. 197-255

Tenfelde, Klaus, Geschichte der deutschen Arbeiter und der Arbeiterbewegung – ein Sonderweg, in: Der Aquädukt 1763-1988. Ein Almanach aus dem Verlag C. H. Beck im 225. Jahr seines Bestehens, München 1988, S. 469-483

Thalmann, Heinrich, Die Pfalz im Ersten Weltkrieg. Der ehemalige bayerische Regierungskreis bis zur Besetzung Anfang Dezember 1918, Kaiserslautern 1990

Thiemeyer, Guido, Der Erste Weltkrieg. Ein Forschungsbericht, in: AfS 47 (2007), S. 683-694

Thoß, Bruno, Weltkrieg und Systemkrise. Der Erste Weltkrieg in der westdeutschen Forschung 1945-1984, in: Jürgen Rohwer (Hrsg.), Neue Forschungen zum Ersten Weltkrieg. Literaturberichte und Bibliographien, Koblenz 1985, S. 31-89

Thoß, Bruno/Volkman, Hans-Erich (Hrsg.), Erster Weltkrieg – Zweiter Weltkrieg. Ein Vergleich. Krieg, Kriegserlebnis, Kriegserfahrung in Deutschland, Paderborn – München – Wien – Zürich 2002

Tosstorff, Reiner, Profintern: Die Rote Gewerkschaftsinternationale 1920-1937, Paderborn – München – Wien – Zürich 2004

Traverso, Enzo, Im Bann der Gewalt. Der europäische Bürgerkrieg 1914-1945, München 2008

Treml, Manfred, Königreich Bayern (1806-1918), in: Bayerische Landeszentrale für politische Bildungsarbeit (Hrsg.), Geschichte des modernen Bayern. Königreich und Freistaat, München 1994, S. 13-145

Trotnow, Helmut, Karl Liebknecht. Eine politische Biographie, München 1982

Tschopp, Silvia Serena/Weber, Wolfgang E. J., Grundfragen der Kulturgeschichte, Darmstadt 2007

Tschopp, Silvia Serena, Die Neue Kulturgeschichte – eine (Zwischen-)Bilanz, in: HZ 289 (2009), S. 573-605

Tuchman, Barbara, August 1914, Frankfurt am Main ²2004

Ullmann, Hans-Peter, Das Deutsche Kaiserreich 1871-1918, Frankfurt 1995

Ders., Politik im Kaiserreich 1871-1918, München 1999

Ullrich, Volker, Die Hamburger Arbeiterbewegung vom Vorabend des Ersten Weltkrieges bis zur Revolution 1918/19, 2 Teile, Hamburg 1976

Ders., Kriegsalltag. Hamburg im ersten Weltkrieg, Köln 1982

Ders., Kriegsalltag und deutsche Arbeiterschaft 1914-1918, in: GWU 43 (1992), S. 220-230

Ders., Vom Augusterlebnis zur Novemberrevolution. Beiträge zur Sozialgeschichte Hamburgs und Norddeutschlands im Ersten Weltkrieg, Bremen 1999

Ders., Die nervöse Großmacht. Aufstieg und Untergang des deutschen Kaiserreichs 1871-1918, Frankfurt/Main 2001

Ders., Das erhabene Ungeheuer. *Napoleon* und andere historische Reportagen, München 2008

Ders., Die Revolution von 1918/19, München 2009

Ulrich, Bernd, Feldpostbriefe im Ersten Weltkrieg – Bedeutung und Zensur, in: Peter Knoch (Hrsg.), Kriegsalltag. Die Rekonstruktion des Kriegsalltags als Aufgabe der historischen Forschung und der Friedenserziehung, Stuttgart 1989, S. 40-83

Ulrich, Bernd, Kampfmotivationen und Mobilisierungsstrategien: Das Beispiel Erster Weltkrieg, in: Heinrich von Stietencron/Jörg Rüpke (Hrsg.), Töten im Krieg, Freiburg (Breisgau) – München 1995, S. 399-419

Ulrich, Bernd, Die Augenzeugen. Deutsche Feldpostbriefe in Kriegs- und Nachkriegszeit 1914-1933, Essen 1997

Ungern-Sternberg, Jürgen von/Ungern-Sternberg, Wolfgang von, Der Aufruf „An die Kulturwelt!“ Das Manifest der 93 und die Anfänge der Kriegspropaganda im Ersten Weltkrieg. Mit einer Dokumentation, Stuttgart 1996

Van Dülmen, Richard, Der deutsche Katholizismus und der Erste Weltkrieg, in: Francia 2 (1974), S. 347-376

Varain, Heinz Josef, Freie Gewerkschaften, Sozialdemokratie und Staat. Die Politik der Generalkommission unter Führung Carl Legiens (1890-1920), Düsseldorf 1956

Vasold, Manfred, Die Grippepandemie in Nürnberg 1918 – eine Apokalypse, in: 1999. Zeitschrift für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts, 10 (1995), H. 4, S. 12-37

Verhey, Jeffrey, Der „Geist von 1914“ und die Erfindung der Volksgemeinschaft, Hamburg 2000

Veyne, Paul, Geschichtsschreibung – Und was sie nicht ist, Frankfurt am Main 1990

Vogt, Stefan, Nationaler Sozialismus und Soziale Demokratie. Die sozialdemokratische Junge Rechte 1918-1945, Bonn 2006

Volkert, Wilhelm, Geschichte Bayerns, München (4) 2010

Vring, Thomas von der, Der Verband der Deutschen Buchdrucker im Ersten Weltkrieg, in der Revolution und in der Inflationszeit (1914-1924). Die Geschichte einer Gewerkschaft während 10 Krisenjahren, Hannover 1965

Wachenheim, Hedwig, Die deutsche Arbeiterbewegung 1844 bis 1914, Köln – Opladen 1967

Walkenhorst, Peter, Nation – Volk – Rasse. Nationalismus im Deutschen Kaiserreich 1890-1914, Göttingen 2008

Walter, Franz, Die SPD. Biographie einer Partei, Reinbek bei Hamburg 2009

Walther, Rudolf, „. . . aber nach der Sündflut kommen wir und nur wir.“ „Zusammenbruchstheorie“, Marxismus und politisches Defizit in der SPD 1890-1914, Frankfurt a. M. – Berlin – Wien 1981

Watzinger, Karl Otto, Ludwig Frank. Ein deutscher Politiker jüdischer Herkunft. Mit einer Edition Ludwig Frank im Spiegel neuer Quellen. Bearbeitet von Michael Caroli, Jörg Schadt und Beate Zerfaß, Sigmaringen 1995

Weber, Wolfgang, Priester der Klio. Historisch-sozialwissenschaftliche Studien zur Herkunft und Karriere deutscher Historiker und zur Geschichte der Geschichtswissenschaft 1800-1970, Frankfurt am Main – Bern – New York 1984

Ders., Historiographie und Mythographie. Oder: Wie kann und soll der Historiker mit Mythen umgehen?, in: Anette Völker-Rasor/Wolfgang Schmale (Hrsg.), MythenMächte – Mythen als Argument, Berlin 1998

Weber, Wolfgang E. J., Kulturhistorische Perspektiven der Landesgeschichte: in: Johannes Burkhart/Thomas Max Safley/Sabine Ullmann (Hrsg.), Geschichte in Räumen. Festschrift für Rolf Kießling zum 65. Geburtstag, Konstanz 2006, S. 323-344

Weber, Wolfgang E. J., Kulturgeschichte in der Bundesrepublik Deutschland, in: Bärbel Kuhn/Susanne Popp (Hrsg.), Kulturgeschichtliche Traditionen der Geschichtsdidaktik, St. Ingbert 2011, S. 79-100 [Manuskriptfassung]

Weckerlein, Friedrich (Hrsg.), FREISTAAT! Die Anfänge des demokratischen Bayern 1918/19, München 1994

Wehler, Hans-Ulrich, Sozialdemokratie und Nationalstaat. Die deutsche Sozialdemokratie und die Nationalitätenfragen in Deutschland von Karl Marx bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges, Würzburg 1962

Ders., Das Deutsche Kaiserreich 1871-1918, Göttingen 1973

Ders., Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Erster Band. Vom Feudalismus des Alten Reiches bis zur Defensiven Modernisierung der Reformära 1700-1815, München 1987

Ders., Aus der Geschichte lernen? Essays, München 1988

Ders., Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Dritter Band. Von der „Deutschen Doppelrevolution“ bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges, München 1995

Ders., Die Gegenwart als Geschichte. Essays, München 1995

Ders., Politik in der Geschichte. Essays, München 1998

Ders., Umbruch und Kontinuität. Essays zum 20. Jahrhundert, München 2000

Ders., Historisches Denken am Ende des 20. Jahrhunderts. 1945-2000, Göttingen 2001

Ders., Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Vierter Band. Vom Beginn des Ersten Weltkriegs bis zur Gründung der beiden deutschen Staaten 1914-1949, München 2003

Ders., Konflikte zu Beginn des 21. Jahrhunderts. Essays, München 2003

Ders., „Eine lebhaftige Kampfsituation“. Ein Gespräch mit Manfred Hettling und Cornelius Torp, München 2006

Ders., Notizen zur deutschen Geschichte, München 2007

Ders., Literarische Erzählung oder kritische Analyse? Ein Duell in der gegenwärtigen Geschichtswissenschaft, Wien 2007

Ders., Land ohne Unterschichten? Neue Essays zur deutschen Geschichte, München 2010

Weigand, Katharina, Die öffentliche Erinnerung an Kurt Eisner in München, in: Dies./Hans-Michael Körner, Denkmäler in Bayern, Augsburg 1997, S. 41-44

Weisz, Christoph, Geschichtsauffassung und politisches Denken Münchener Historiker der Weimarer Zeit. Konrad Beyerle, Max Buchner, Michael Doeberl, Erich Marcks, Karl Alexander von Müller, Hermann Oncken, Berlin 1970

Welskopp, Thomas, Die Sozialgeschichte der Väter. Grenzen und Perspektiven der Historischen Sozialwissenschaft, in: GG 24 (1998), S. 173-198

Ders., Das Banner der Brüderlichkeit. Die deutsche Sozialdemokratie vom Vormärz bis zum Sozialistengesetz, Bonn 2000

Welzer, Harald, Die Verkürzung mentaler Bremswege als Aufgabe der Geisteswissenschaften, in: APZ H. 46/2007, S. 3-6

Wernecke, Klaus, Der Wille zur Weltgeltung. Außenpolitik und Öffentlichkeit im Kaiserreich am Vorabend des Ersten Weltkrieges, Düsseldorf 1970

Werner, Emil, Im Dienst der Demokratie. Die bayerische Sozialdemokratie nach der Wiedergründung 1945, München 1982

Wette, Wolfram, Kriegstheorien deutscher Sozialisten. Marx, Engels, Lassalle, Bernstein, Kautsky, Luxemburg. Ein Beitrag zur Friedensforschung, Stuttgart 1971

Ders., Gustav Noske. Eine politische Biographie, Düsseldorf 1987

Ders. (Hrsg.), Der Krieg des kleinen Mannes. Eine Militärgeschichte von unten, München 1992

Ders. (Hrsg.), Schule der Gewalt. Militarismus in Deutschland 1871 bis 1945, Berlin 2005

Ders., 1914: Der deutsche Wille zum Zukunftskrieg, in: Blätter für deutsche und internationale Politik H. 1/2014, S. 41-53

Wheeler, Robert F., Quantitative Methoden und die Geschichte der Arbeiterbewegung: Möglichkeiten und Grenzen, in: IWK 10 (1974), S. 40-51

Ders., USPD und Internationale. Sozialistischer Internationalismus in der Zeit der Revolution, Frankfurt a. M. – Berlin – Wien 1975

Wichers, Hermann, Im Kampf gegen Hitler. Deutsche Sozialisten im Schweizer Exil 1933-1940, Zürich 1994

Wiegand, Richard, „Wer hat uns verraten . . .“ Die Sozialdemokratie in der Novemberrevolution, Freiburg 1999

Wieland, Lothar, Der deutsche Griff nach der Weltmacht: Die Fischer-Kontroverse in historischer Perspektive, in: Blätter für deutsche und internationale Politik 37 (1992), S. 742-752

Ders., Die Verteidigungslüge. Pazifisten in der deutschen Sozialdemokratie 1914-1918, Bremen 1998

Ders., „Wieder wie 1914!“ Heinrich Ströbel (1869-1944). Biografie eines vergessenen Sozialdemokraten, Bremen 2008

Wiesemann, Falk, Die Vorgeschichte der nationalsozialistischen Machtübernahme in Bayern 1932/33, Berlin 1975

Willmott, H. P., Der Erste Weltkrieg, München 2009

Winkler, Heinrich August, Spielräume der Sozialdemokratie – Zur Rolle der SPD in Staat und Gesellschaft der Weimarer Republik, in: Volker Rittberger (Hrsg.), 1933. Wie die Republik der Diktatur erlag, Stuttgart – Berlin – Köln – Mainz 1983, S. 61-75

Winkler, Heinrich August, Von der Revolution zur Stabilisierung. Arbeiter und Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik 1918-1924, Berlin – Bonn 1984

Ders., Der Weg in die Katastrophe. Arbeiter und Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik 1930 bis 1933, Berlin – Bonn 1987

Ders., Kein Bruch mit Lenin. Die Weimarer Republik im Geschichtsbild von SED und PDS, in: Ders., Streitfragen deutscher Geschichte. Essays zum 19. und 20. Jahrhundert, München 1997, S. 107-122

Ders., Demokratie oder Bürgerkrieg. Die russische Oktoberrevolution als Problem der deutschen Sozialdemokraten und der französischen Sozialisten, in: VfZ 47 (1999), S. 1-23

Ders., Der lange Weg nach Westen. Erster Band. Deutsche Geschichte vom Ende des Alten Reiches bis zum Untergang der Weimarer Republik, München 2000

Ders., Der lange Weg nach Westen. Zweiter Band. Deutsche Geschichte vom „Dritten Reich“ bis zur Wiedervereinigung, München 2000

Ders., Geschichte des Westens. Die Zeit der Weltkriege 1914-1945, München 2011

Winter, Jay/Parker, Geoffrey/Habeck, Mary S. (Hrsg.), Der Erste Weltkrieg und das 20. Jahrhundert, Hamburg 2002

Wirsching, Andreas, Vom Weltkrieg zum Bürgerkrieg? Politischer Extremismus in Deutschland und Frankreich 1918-1933/39. Berlin und Paris im Vergleich, München 1999

Ders., Der Erste Weltkrieg und die Entwicklungsdynamik totalitärer Ideologien, in: Rüdiger Voigt (Hrsg.), Krieg – Instrument der Politik? Bewaffnete Konflikte im Übergang vom 20. zum 21. Jahrhundert, Baden-Baden 2002, S. 37-58

Wirsching, Andreas „Augusterlebnis“ 1914 und „Dolchstoß“ 1918 – zwei Versionen derselben Legende?, in: Volker Dotterweich (Hrsg.), Mythen und Legenden in der Geschichte, München 2004, S. 187-202

Wirsching, Andreas, Deutsche Geschichte im 20. Jahrhundert, München 2005

Witt, Peter-Christian, Friedrich Ebert. Parteiführer – Reichskanzler – Volksbeauftragter – Reichspräsident, Bonn 1982

Wittwer, Walter, Streit um Schicksalsfragen. Die deutsche Sozialdemokratie zu Krieg und Vaterlandsverteidigung 1907-1914, Berlin 1967

Wohlgemuth, Heinz, Die Entstehung der Kommunistischen Partei Deutschlands 1914 bis 1918. Überblick, Berlin 1968

Wolftrum, Edgar, Geschichtspolitik in der Bundesrepublik Deutschland 1949-1989. Phasen und Kontroversen, in: APZ H. 45/1998, S. 3-15

- Ders., *Geschichte als Waffe. Vom Kaiserreich bis zur Wiedervereinigung*, Göttingen 2001
- Wollstein, Günter, *Theobald von Bethmann Hollweg. Letzter Erbe Bismarcks, erstes Opfer der Dolchstoßlegende*, Göttingen – Zürich 1995
- Wülfing, Wulf/Bruns, Karin/Parr, Rolf, *Historische Mythologie der Deutschen 1798-1918*, München 1991
- Wunderer, Hartmann, *Arbeitervereine und Arbeiterparteien. Kultur- und Massenorganisationen in der Arbeiterbewegung (1890-1933)*, Frankfurt a. M. – New York 1980
- Zarusky, Jürgen, *Die deutschen Sozialdemokraten und das sowjetische Modell. Ideologische Auseinandersetzung und außenpolitische Konzeptionen 1917-1933*, München 1992
- Zechlin, Egmont, *Krieg und Kriegsrisiko. Zur deutschen Politik im Ersten Weltkrieg. Aufsätze*, Düsseldorf 1979
- Ders., *Zum Kriegsausbruch 1914. Die Kontroverse*, in: *GWU* 35 (1984), S. 211-221
- Ziemann, Benjamin, *Fahnenflucht im deutschen Heer 1914-1918*, in: *MGM* 55 (1996), S. 93-130
- Ders., *Front und Heimat: Ländliche Kriegserfahrungen im südlichen Bayern 1914-1923*, Essen 1997
- Ders., *Republikanische Kriegserinnerung in einer polarisierten Öffentlichkeit. Das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold als Veteranenverband der sozialistischen Arbeiterschaft*, in: *HZ* 267 (1998), S. 357-398
- Ders., *Die Erinnerung an den Ersten Weltkrieg in den Milieukulturen der Weimarer Republik*, in: Thomas F. Schneider (Hrsg.), *Kriegserlebnis und Legendenbildung. Das Bild des „modernen“ Krieges in Literatur, Theater, Photographie und Film. Band 1. Vor dem Ersten Weltkrieg; der Erste Weltkrieg*, Osnabrück 1999, S. 249-270
- Ziemann, Benjamin, *Das „Fronterlebnis“ des Ersten Weltkrieges – eine sozialhistorische Zäsur? Deutungen und Wirkungen in Deutschland und Frankreich*, in: Hans Mommsen (Hrsg.), *Der Erste Weltkrieg und die europäische Nachkriegsordnung. Sozialer Wandel und Formveränderung der Politik*, Köln – Weimar – Wien 2000, S. 43-82

Ziemann, Benjamin, Überlegungen zur Form der Gesellschaftsgeschichte angesichts des „cultural turn“, in: AFS 43 (2003), S. 600-616

Zorn, Wolfgang, Parlament, Gesellschaft und Regierung in Bayern 1870-1914, in: Gerhard A. Ritter (Hrsg.), Gesellschaft, Parlament und Regierung. Zur Geschichte des Parlamentarismus in Deutschland, Göttingen 1976, S. 299-315

5 Sozialdemokratische Festschriften

SPD-Kreisverband Aschaffenburg-Stadt (Hrsg.), 1878-1978. 100 Jahre SPD in Aschaffenburg, Aschaffenburg 1979

SPD-Kreisverband Bayreuth (Hrsg.), Festschrift zum 100jährigen Jubiläum der SPD Bayreuth. 1885-1985, Bayreuth 1985

SPD-Kreisverband Hof (Hrsg.), Ein Jahrhundert Hofer SPD. 1872 – 1885 – 1945. Festschrift zum Jubiläum der SPD in Hof, Hof 1986

Kreisverband Schweinfurt Stadt der SPD (Hrsg.), 100 Jahre Sozialdemokratische Partei in Schweinfurt, Schweinfurt 1989

SPD-Ortsverein Wunsiedel (Hrsg.), Sozialdemokratie in Wunsiedel. 1900 – 1903 – 1983. Ein Beitrag zur Geschichte Wunsiedels und der Arbeiterbewegung im Fichtelgebirge, Wunsiedel 1983

Loew, Hans Werner/Schönhoven, Klaus (Hrsg.), Würzburgs Sozialdemokraten. Vom Arbeiterverein zur Sozialdemokratischen Volkspartei. 1868-1978, Würzburg 1978

6 Sonstige Literatur

Remarque, Erich Maria, Im Westen nichts Neues. Roman. Mit einem Nachwort von Tilman Westphalen, Köln (26) 2007

GEOEpoche Nr. 14, Der Erste Weltkrieg. Von Sarajevo bis Versailles: die Zeitenwende 1914-1918

DER SPIEGEL

Spiegel special, Nr. 1/2004, Die Ur-Katastrophe des 20. Jahrhunderts

Süddeutsche Zeitung

„Unterfränkische Silhouetten“, in: *Unterfränkisches Heimatblatt*, Nr. 18 vom 15.9.1951

DIE WELT

DIE WOCHE

DIE ZEIT

ZEITGeschichte 3/2010